This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

637

Sec. 3977 d. 149
20-21

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Zwanzigster Band.

München;
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

Gelehrte Anzeigen.

Januar bis Juny.

1845.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 1.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Januar,
Nro. 1. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-Philologische Classe.

In der Sitzung am 9. November 1844 hielt der funct. Secretär Vortrag über die Alterthümer, welche während dieses und des letzten Jahres an der Linie der Eisenbahn zwischen Augsburg und Donauwörth an 3 alten Grabstätten, südlich von Augsburg auf dem Rosenauer Berg, dann 4 Stunden von Augsburg bey Langweid und einige Stunden weiter hin bey Nordendorf über Meitingen sind gefunden worden.

Der Hauptfund wurde bey Nordendorf gemacht und hier eine Anzahl von nahe an 400 Gräbern eröffnet, welche in einer Tiefe von 2 — 10 Schuh unter Lehmboden die Skelete ohne weitere Umgebung, in Reihen geschichtet, enthielten, von männlichen und weiblichen Individuen und von Kindern; auch einige von Pferden wurden gefunden.

Die Knochen waren zum Theil wohl erhalten. Aus ihnen ist eine beträchtliche Sammlung von Schädeln gewonnen worden. Von geringerm Umfang aber nicht unbedeutendem Interesse war das Grabfeld bey Langweid; von beyden werden die Pläne des Hrn. Ingenieur Feigele mit Angabe der einzelnen Gräber vorgelegt. Diesem erfahrnen und gewissenhaften Kenner solcher Alterthümer hauptsächlich verdankt man, daß die bedeutenden Funde zu Tage gefördert und erhalten worden sind. Von ihm ist auch, was im Folgenden von den nähern Umständen des Fundes erwähnt wird.

Die Ausgrabungen giengen im letzten Jahre auf Kosten des historischen Vereins von Schwaben und Neuburg, im gegenwärtigen auf gemeinsame Kosten desselben und des k. Antiquariums; die von Langwaid wurden allein für das Antiquarium unternommen.

Die männlichen Skelete haben fast nur eiserne Geräthe, Schwerter, Messer, umbones von Schildern und einige andere bronzene Zierden.

Zwey Skelete, welche mit den Häuptern nach Westen sahen, während alle andern nach Osten gerichtet waren, haben bronzene Ketten von mehreren Schnüren feiner Arbeit, das eine mit dem Zeichen des Kreutzes. Es besteht die Vermuthung, daß sie Priestern gehörten, da noch jetzo die Priester mit dem Haupte nach Westen begraben werden, während die Glieder ihrer Gemeinde nach Osten sehen.

Herr Domcapitular Windischmann knüpft daran die weitere Bemerkung, es scheinen diese Gehänge ascetische Instrumente zu seyn, flagella zur Geißelung, und die runden hohlen Körper am Ende des einen, so wie die Uebereinstimmung späterer Geißeln dieser Art schienen seine Annahme zu bestätigen.

Der Schmuck, welcher in Gräbern der Frauen gefunden wurde, ist viel reichhaltiger; über ihren Häuptern liegen gemeiniglich eiserne Messer, um den Hals Reihen von Glasperlen und andere Korallen, untermischt mit Goldblättchen zierlicher Ar-

heit, unter dem Kinn nicht selten runde Schließen aus Gold sehr zierlicher Arbeit und mit rothem Glas ausgelegt; mehrere Halsgehänge waren von durchbohrten Amethysten und andern edeln Steinen, um die Hüften lagen bey vielen runde bronzene durchbrochene Zierden, welche an Gürteln gehaftet hatten und zwischen den Schenkeln je zwey Schließen von vergoldetem Silber in mannigfaltigster Form und eigenthümlicher Weise der Verzierungen. Dazu kommen viele andere Geräthe, Kugeln von Krystall, Kämme von Bein, römische Münzen und in den Gräbern der Kinder mancherley Spielzeug.

Die Gräber von Langwied zeigten ohngefähr dieselben Gegenstände, auch wurden hier die Reste eines bronzenen Gefäßes mit Haselnüssen gefunden.

Was die Zeit belangt, der diese Werke gehören, ist zunächst zu bemerken, daß zwar römische Sachen sich unter ihnen finden, wie Münzen, meistens durchbohrt und darum als Schmuck getragen, das genannte bronzene Gefäß, die Halsketten, welche aus Glas- und andern Korallen bestehen und ähnliches; aller übrige Schmuck aber ist weder griechisch noch römisch, und zeigt in den zwar etwas rohen, aber reichen Verzierungen von Linien in vielfältigen Verschlingungen, von Gestalten in Thieren und Menschen ein den beyden klassischen Völkern ganz fremdes und mehr nach dem Orient hindeutendes Gepräge.

Die römischen Münzen, die gefunden wurden, reichen bis Constantin und Helena, also bis in das vierte Jahrhundert unserer Zeitrechnung; dazu kommt die Erscheinung des christlichen Kreutzes. Wir werden dadurch in die Periode geführt, wo um die genannte Zeit die germanischen Völker sich hier niedergelassen und auf den Trümmern römischer Provinzen ihre Staaten zu gründen angefangen haben.

Zur näheren Bestimmung müssen die Alterthümer beygezogen werden, die Hr. Friedrich Troyon bey Lausanne ausgegraben und beschrieben hat, ähnliche im westlichen Schwaben gefundene, die in der Sammlung des Herrn Herzogs Alexander von Würtemberg sich befinden.

Mit ihnen übereinstimmend sind ähnliche Schmucksachen in Burgund gefunden worden. Der schwere Armring aber aus reinem Golde und die goldenen Schnallen mit eingelegtem rothem Glas, deren Auffindung bey Tittmoning und Erwerb wir hauptsächlich Herrn Aktuar Wiesend und Registrator Sedelmeier verdanken, schließt sich in Bezug auf die Arbeit und Ausschmückung den Schmucksachen von Nordendorf an.

Der große goldene Hauptschmuck aber, der bey Speyer einige Fuß unter dem Sandboden gefunden wurde und im Besitz des k. Antiquariums ist, zeigt dieselbe Weise dieser fremdartigen Arbeit uns in einem noch größeren und bedeutsameren Beyspiel.

Daß diese Sachen ebenfalls der christlichen Zeit angehören, ist besonders aus dem Funde bey Lausanne klar, der mehrere christliche Symbole, unter ihnen Daniel in der Löwengrube wiederholt, dazu christliche Inschrift in lateinischer Sprache zeigt, daß sie germanischen Völkern gehören, wird durch den Namen Nasualdus (Naßwald) bestätigt, der auf einer Schließe bey Troyon in der Inschrift sich findet.

Es kann darum keinem Zweifel unterliegen, daß die reichhaltigen und bedeutsamen Schmucksachen, welche sich auf dieser ganzen Strecke von Ländern in der letzten Zeit gefunden haben, den germanischen Völkern angehören, welche sich im vierten und fünften Jahrhundert an der nördlichen Seite der Alpen auf römischem Gebiet erobernd niedergelassen haben und unter den Namen Burgundionen, Alemannen, Sueven und Bajuarier in die Geschichte eintreten. Die Schmucksachen beginnen mit den Zeiten ihrer ersten Ansiedlung und zeigen, daß das Christenthum unter ihnen bereits aufgenommen war. Sie erstrecken sich besonders in der Schweitz auch in spätere Jahrhunderte und bis auf die Karolinger herab.

Anlangend den Typus ihres Schmuckes und den ganzen Charakter der Arbeit, so ist er als ein originaler mit jenen Völkern nach ihren neuen Wohnsitzen gekommen, zu betrachten und sollte die Annahme unzuläßig seyn, daß dieselben unter sich selbst nicht Arbeiter von der Geschicklichkeit gehabt hätten,

wie zur Herstellung so feiner Zierrathen nöthig ist, so läßt sich vermuthen, daß die Arbeit durch servi artifices, welche sie im Kauf erworben oder durch römische Künstler geschah, welche für die Fremden und im Geschmack der sogenannten Barbaren arbeiteten.

Wichtig sind diese Funde an sich wegen ihrer Mannigfaltigkeit, Zierlichkeit und theilweisen Schönheit, als auch wegen ihrer historischen Beziehung. Sie liefern die germanischen Anfänge christlicher Kunst und beleuchten die Zustände germanischer Geschichte und Sitte, in einem Zeitraum, in welchem die Geschichte gerade über die Bildung der deutschen Völker ein nur spärliches Licht fallen läßt.

Mathematisch-physikalische Classe.

In der Sitzung am 9. November 1844 wurde nachfolgende Abhandlung des Dr. Aug. Vogel jun.: *Ueber den Schwefelgehalt der Pflanzen* vorgelesen.

Daß der Prozeß der Vegetation unorganische Körper bilde, daß z. B. durch das Keimen kaustisches Kali, Eisenoxyd ꝛc. entstehe, daß während des fortschreitenden Wachsthums einer Pflanze in ihren Knoten Kieselsäure gebildet werde, dieß ist eine Ansicht, der man früher allgemein huldigte, basirt auf Versuche, welche nach den damaligen Mitteln der Wissenschaft alles Vertrauen verdienten. Seitdem es aber durch die Vervollkommnung der analytischen Chemie gelungen ist, genaue Bodenanalysen auszuführen und durch verbesserte Methoden Körper in einigen Mineralien nachzuweisen, von deren Gegenwart man sonst keine Ahnung hatte, wie z. B. das Kali im Feldspath, im Kalkstein ꝛc., so hat man natürlich die Bildung einer unorganischen Substanz durch einen organischen Vorgang als völlig nichtig betrachtet und das Vorkommen aller feuerbeständigen Bestandtheile in den Vegetabilien der Aufnahme von außen, durch den Boden, das Wasser oder die atmosphärische Luft zugeschrieben. Wenn daher in jetziger Zeit, da man die Sache als längst abgethan betrachtet, eine Beobachtung gemacht wird, welche auch nur scheinbar der früheren Ansicht der Bildung unorganischer Theile durch die Vegetation günstig werden könnte, so ist es nicht zu verwundern, daß eine solche Arbeit sogleich die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehen und zu Erklärungen und Widerspruch Veranlassung geben mußte. Ich erlaube mir daher, mit einigen Worten auf eine Arbeit zurückzukommen, welche vor wenigen Jahren von meinem Vater ausgeführt wurde und deren Resultate unter dem Titel: „Ueber die Absorption der Salze durch gesunde, mit unverletzten Wurzeln versehene Pflanzen“ in den Denkschriften der k. Akademie der Wissenschaften mitgetheilt sind. Als ein Anhang dieser Abhandlung und als ein ihr nicht wesentlich integrirender Bestandtheil werden einige Versuche über das Vorkommen des Schwefels in den Pflanzen angeführt. Es wurde dort zu beweisen versucht, daß aus einer bestimmten Menge Kressensaamen, deren Schwefelgehalt bekannt ist, Kressenpflanzen entstehen, die, obgleich in Verhältnissen gewachsen, welche die Zufuhr von Schwefel ausschließen, mehr Schwefel enthalten, als die zu ihrer Erzeugung angewendeten Saamen. Vor Allem ist zu bemerken, daß die quantitative Bestimmung des Schwefels in jenen Versuchen nur als eine annähernde bezeichnet worden ist, da es sich nur um die Frage handelte: Ist in den unter Ausschluß des Schwefels wachsenden Pflanzen mehr Schwefel enthalten, als in den Saamen, aus welchen sie entstanden? — nicht aber: Um wie viel mehr Schwefel?

Daß an die Annahme einer Bildung des Schwefels durch die Vegetation in keiner Weise gedacht wurde, sondern es nur der Zweck der Abhandlung war, das einfache Factum ohne den Versuch einer Erklärung hinzustellen, geht aus dem Schlusse deutlich hervor, wo es beym Resumé sub Nro. 14 ausdrücklich heißt: „daß nicht hinreichend genügende Thatsachen vorhanden sind, um mit Bestimmtheit nachzuweisen, woher der Schwefel, welcher sich in einigen Pflanzen befindet, entnommen werde?

Der Gegenstand ist indeß allerdings so bedeu-

tend durch die Consequenzen, welche aus der Constatirung der Thatsache gezogen werden können, daß es nicht überflüßig erscheinen darf, wenn ich es mir zur Aufgabe mache, die früheren in der Abhandlung selbst nur als annähernde Bestimmungen bezeichneten Versuche durch genaue und ausführliche zu ergänzen. Ueberdieß lag es ganz in der Absicht der nur vorläufig mitgetheilten Beobachtungen, die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand zu lenken und gründliche Wiederholungen von verschiedenen Seiten zu veranlassen.

Um die Zufuhr des Schwefels von außen abzuschneiden, wurden bey den von mir angestellten Versuchen ganz dieselben Vorsichtsmaaßregeln angewendet, welche in der oben erwähnten Abhandlung schon beschrieben sind. Die Kressensaamen keimten in gestossenem Glaspulver, welches vorher untersucht sich vollkommen frey von schwefelsauren Salzen erwiesen hatte. Das Begießen der jungen Pflanzen fand mit destillirtem Wasser statt. Ueber das Gefäß, worin die Pflanzen wuchsen, war eine Glasglocke gestürzt, in welcher täglich die Luft durch neue, vorher in einer großen Flasche mit verdünnter Bleyessiglösung geschüttelte Portionen ersetzt wurde. Auf dem Boden des Tellers, welcher der Glocke zur Basis diente, befand sich eine dünne Schicht von Magisterium Bismuthi, so daß die geringste Beymengung von Schwefelwasserstoff in der Atmosphäre durch eine dunklere Färbung des Wismuthoxydes sogleich hätte bemerkbar werden müssen. Die Glocke war durch Wasser von der äußeren Atmosphäre abgesperrt. Diese Vorsichtsmaaßregeln wurden angewendet, um einem von dem französischen Chemiker Huraut *) gemachten Einwurf zu begegnen, welcher die atmosphärische Luft als eine sehr wesentliche Quelle des Schwefels für die Vegetabilien betrachtet. Da sich durch jede Verwesung Schwefelwasserstoff entwickelt, so ist es, wie Huraut sehr richtig bemerkt, nicht zu bezweifeln, daß sich in der Luft dieser in Gasform befindet. Nur scheint es mir wahrscheinlich, daß dieses nie weit von dem Orte seiner Entstehung angetroffen wird. Es ist bekannt, daß der Schwefelwasserstoff durch die gleichzeitige Einwirkung des Sauerstoffs aus der Luft und des Wassers schnell zersetzt wird. Diese leichte Zerlegbarkeit des Schwefelwasserstoffs ist eine wohlthätige Einrichtung der Natur, denn ohne diese Eigenschaft müßte nothwendig die Atmosphäre in ihrer ganzen Ausdehnung von diesem übelriechenden Gase imprägnirt seyn. Wir wissen aber, daß in Gegenden, wo Schwefelquellen sich befinden, außer in der nächsten Nähe der Quelle durchaus kein Geruch in der Umgebung wahrzunehmen ist. So leicht nun durch Schwefelwasserstoffgas den Pflanzen, welche in der Erde wachsen, wo sich stets Körper in Verwesung befinden, Schwefel zugeführt werden kann, so halte ich diese Annahme doch nicht denkbar für Pflanzen, die wie in den zu beschreibenden Versuchen in Glaspulver wachsen, an einem Orte, in dessen Nähe sich kein Schwefelwasserstoff entwickeln kann. Wie unbedeutend übrigens der Gehalt des Schwefelwasserstoffs in der freyen Luft seyn muß, geht aus einem directen, zur Bestimmung dieses Körpers in der Luft von mir angestellten Versuche hervor. Vermittelst eines im Freyen aufgestellten Gasometers leitete ich einen beständigen Luftstrom in verdünnte Kupfervitriollösung, die sich in einem langen Cylinderglas mit engem Durchmesser befand, so daß die langsam durchstreifenden Luftblasen vom Boden des Cylinders an bis zur Oberfläche der Flüßigkeit einen Weg von $1\frac{1}{2}$ Fuß zu passiren hatten. Nach vier Wochen, in welcher Zeit der Luftstrom nur selten unterbrochen wurde, hatte sich die Flüßigkeit auch nicht im mindesten verändert. Wenn daher die Schwefelmenge in einem so großen Volumen Luft eine für uns durch empfindliche Reagentien nicht wahrnehmbare ist, so sind wir auch nicht berechtigt, sie zur Erklärung des Schwefelgehaltes in den Pflanzen zu gebrauchen.

(Schluß folgt.)

*) S. Journal de Pharmacie et de Chimie. 1843. T. III. p. 360. Th. Huraut: Sur l'origine du soufre dans les végétaux.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 2.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Januar.
Nro. 2. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physikalische Classe.

In der Sitzung am 9. November 1844 wurde nachfolgende Abhandlung des Dr. Aug. Vogel jun.: Ueber den Schwefelgehalt der Pflanzen vorgelesen:

(Schluß.)

Das Schwarzwerden von Oelgemälden mit der Zeit, das man der Vereinigung des Bleyweißes mit Schwefelwasserstoff in der Luft gewöhnlich zuschreibt, könnte indeß immer noch zur Annahme, wenn auch nur einer sehr geringen Spur von Schwefelwasserstoff in der Luft führen. Zuerst müßte man aber hier zu der Gewißheit gelangen, daß dieses Schwarzwerden wirklich in der Zersetzung des Schwefelwasserstoffs der Luft durch das Bleyweiß des Bildes seinen Grund habe. Doch auch dieß als Thatsache angenommen scheint mir die Aufnahme des Schwefels durch die Pflanzen auf diesem Wege nicht zulässig zu seyn, da die Bilder erst nach vielen Decennien und auch dann nur, wenn sie unter ungünstigen Umständen aufbewahrt waren, ihre Farbe ins Braune ändern, während Pflanzen, von denen in unseren Versuchen die Rede ist, nur einige Monate zu ihrer vollkommenen Ausbildung nöthig haben. Dieser kurze Zeitraum scheint aber jedenfalls unzureichend zu seyn, um den Pflanzen durch die Luft eine wägbare Menge Schwefel zuzuführen.

Durch das Absperren der Glocke mit Wasser wurde bezweckt, den Zutritt der schwefligen Säure abzuhalten, im Falle sich diese entwickeln sollte.

Zur Bestimmung des Schwefels in den Pflanzen bediente ich mich folgender Methode. Der zu untersuchende Theil der Pflanze wurde völlig getrocknet möglichst fein zerschnitten oder gepulvert und mit seinem gleichen Gewichte kohlensauren Kali und Salpeter in einem Mörser innig gemengt. Dieß Gemeng brachte ich in kleinen Portionen in schmelzenden Salpeter. Erst wenn die im Fluß sich befindende Masse wieder ganz weiß geworden, wurde eine neue Portion des Gemengs eingetragen. Das Glühen des Salpeters geschah über der Weingeistlampe. Nach dem völligen Erkalten des Tiegels wurde dessen Inhalt mit heißem Wasser aufgelöst, durch Salpetersäure übersättigt und mit Chlorbaryum versetzt. Der Niederschlag entstand bisweilen erst nach einer halben Stunde. Ich ziehe diese Methode der anderen, die Pflanzen mit kochendem Königswasser auszuziehen, vor, indem stets eine sehr lange Einwirkung der Säure nöthig ist, um allen Schwefel in Schwefelsäure überzuführen.

Zu den Versuchen wurden Kressensaamen von demselben Jahrgang und auf demselben Beete gewachsen angewendet. 40 Gran dieser Samen durch sorgfältiges Aussuchen von allen fremden Theilen befreyt theilte ich durch das Gewicht in zwey gleiche Theile, wovon 20 Gran unter Anwendung der bezeichneten Vorsichtsmaaßregeln in Glaspulver zum Keimen gebracht wurden; die andere Hälfte benützte ich zur Bestimmung des Schwefels nach der beschriebenen Methode.

Diese 20 Gran Samen, auf gewöhnlichem Boden gewachsen, gaben 1,943 Gran schwefelsauren Baryt, was 0,268 Gran Schwefel entspricht.

Die im Dezember gesäten Samen entwickelten sich unter den erwähnten für ihre Vegetation nicht ganz günstigen Umständen zwar langsam, aber doch so, daß im März die Pflanzen in Blüthe standen und Anfangs Mai die reifen Samen gesammelt werden konnten. Nachdem die Pflanzen vertrocknet waren, wurden die Samen, Samenkapseln, die Stängel mit den Blättern, jeder Theil für sich, untersucht. Die sehr faserigen Wurzeln verwendete ich nicht zur Untersuchung, da die letzten ihnen anhängenden Reste des Glaspulvers nicht vollkommen getrennt werden konnten. Zu bemerken ist noch, daß eine gleiche Menge Kressensamen, nämlich 20 Gran in einem Blumentopfe in gewöhnlicher Gartenerde wachsend in 3 Monaten schon, also in der Hälfte der Zeit, welche die im Glas keimenden Pflanzen brauchten, vollständig gereift waren.

Die aus 20 Gran Samen gezogenen Pflanzen wogen bey 100° C. getrocknet mit Ausschluß der Wurzeln 157,19 Gran, nach den einzelnen Theilen der Pflanze bestimmt:

48,22 Gran Samen,
28,63 Gran Samenkapseln,
106,34 Gran Stängel und Blätter.

157,19

Von den 48,22 Gran in Glas gezogenen Samen wurden 41,35 zur Schwefelbestimmung verwendet. Der Rest der Samen in gewöhnliche Erde gesät keimte in kurzer Zeit und erzeugte ganz normale Pflanzen. Man sieht daraus, daß auch in Glaspulver, also von Humus völlig ausgeschlossenem Boden gewachsene Vegetabilien der Fortpflanzung fähige Samen hervorbringen können.

41,35 Gran Samen gaben 1,914 schwefelsauren Baryt = 0,264 Schwefel, also die ganze Menge der Samen 48,22 Gran enthalten 0,306 Schwefel. 28,63 Gran Samenkapseln gaben 0,689 Gran schwefelsauren Baryt = 0,095 Schwefel, 106,34 Stängel und Blätter gaben 0,87 schwefelsauren Baryt = 0,12 Schwefel.

Die Zusammenstellung der Schwefelbestimmungen giebt folgendes Resultat:

I.	48,22 Gran Samen enthalten	0,306	Schwefel.
II.	28,63 Gran Samenkapseln enthalten	0,095	„
III.	106,34 Gran Blätter und Stängel enthalten	0,120	„
		0,521	„

Die aus 20 Gran Samen, welche 0,268 Gran Schwefel enthalten, gezogenen Pflanzen zeigten einen Schwefelgehalt von 0,521, also um 0,253 d. i. etwas über das Doppelte mehr, als die angewendeten Samen. Es ist nicht zu übersehen, daß bey weitem nicht alle Samen in dem Glaspulver aufgegangen waren, daß ferner der Schwefelgehalt in den Wurzeln nicht mit bestimmt wurde.

Daß die Kressenpflanze einen großen Theil ihres Schwefels aus dem Boden aufnimmt, zeigt die Vergleichung der Schwefelmenge des in gewöhnlichem Boden und des in Glaspulver gezogenen Samens. Ersterer enthält 1,34 Proc., letzterer nur 0,63 Proc. Schwefel.

Der Schwefel ist unzweifelhaft eine wesentliche, wenn auch nicht unumgänglich nothwendige Bedingung des Wachsthums dieser Pflanze; dieß geht schon daraus hervor, daß die mit Ausschluß des Schwefels wachsende Pflanze beynahe das Doppelte der Zeit zur völligen Ausbildung nöthig hatte, als die in der Erde wachsende, und außerdem nicht so kräftig war.

Uebereinstimmend mit Berzelius *) ist es ganz unsere Meinung, daß man gewiß einen großen Irrthum begehen würde, wenn man aus diesen Versuchen auf eine Bildung des Schwefels schließen wollte. Nur kann dessen „Ursprung," wie es mir scheint, nicht der Methode, die in den beschriebenen Versuchen angewendet wurde, zugeschrieben werden. Es kömmt übrigens auf die Methode der Schwefelbestimmung hier nicht an, wenn sie nur in allen

*) S. Berzelius Jahresbericht 1844 p. 310.

Fällen gleichmäßig ausgeführt wird. Hier sollte nur gezeigt werden, daß Pflanzen, die in einem von Schwefel und Schwefelverbindungen freyen Boden, in einer vor Schwefelwasserstoffgas und schwefligsaurem Gas geschützten Luft und bey Benetzung mit destillirtem Wasser aus einer bestimmten Menge Samen gezogen waren, mehr Schwefel enthalten, als die zu ihrer Saat verwendete Quantität des Samens. Eine Erklärung von diesem plus des Schwefels zu geben, kann bis jetzt nicht beabsichtigt werden.

Historische Classe.

In der Sitzung am 16. November 1844 las Herr Prof. Dr. Höfler eine Abhandlung vor,

über eine neue Quelle für die Geschichte Kaiser Friedrich's I., des Rothbart.

Unter den inedirten Manuscripten der vaticanischen Bibliothek befindet sich auch eine hystoria de discordia et persecutione, quam habuit ecclesia cum imperatore Frederico barba rossa tempore Alexandri tercii summi pontificis et demum de pace facta Venetiis et habita inter eos. Bibl. Vatic. n. 5392.

Sie kündigt sich von Anfang an als von einem Venetianer zum Ruhme seiner Vaterstadt verfaßt an; obwohl sie aber solche Particularitäten hat, wie sie nur ein mit der Geschichte Venedigs wohl vertrauter Schriftsteller zu geben vermag, so zeigt sich doch sogleich, daß derselbe kein Zeitgenosse der Ereignisse war, die er beschrieb. Ganz zuletzt erfährt man sodann, daß ein gewisser Bonincontri der Verfasser derselbe war: Ego Bonincontrus licet origine mantuanus, natione quoque Bononiensis, tamen verbo et opere totus venetus et Rivaltensis Domini ducis et communis Venetorum notarius et officialis hanc predictam honorabilem ystoriam hoc claro et plano epigrammate construxi ad Dei et S. Marci laudem ac perpetuam memoriam Venetorum. Deo gratias amen.

Man hat es hier also offenbar mit einer officiellen Geschichte Venedigs zu thun, weßhalb ich mir auch eine Abschrift des MS. nahm und den Inhalt desselben nach den Capitelüberschriften hier vorzulegen mir die Freyheit nehme.

1. Einleitung, ohne Ueberschrift.
2. Quomodo dictus Dominus Papa Alexander timore dicti edicti (des Kaisers gegen ihn) clandestine et occulte accessit Venetias ad locum sancte Marie de Karitate.
3. Quomodo Papa per quendam virum factus est notus domino duci, clero et communitati Venetorum et indutus pontificalibus vestimentis et ad ecclesiam S. Marci honorifice sotiatus.
4. Quomodo Dominus Papa induitur a Domino duce pontificalibus vestimentis.
5. Quomodo Dominus Papa investivit dictum Dominum ducem de cereo albo in ecclesia S. Marci et inde ascendit ducale palatium.
6. De legatis ad imperatorem transmissis pro tractanda pace inter dictos principes et de concessione bulle plumbee cum qua litere ambaxate tunc bullate fuerunt.
7. Responsio Domini Pape ad Dominum ducem.
8. De ordinatione literarum et ambaxate faciende Domino Imperatori.
9. De responsione quam Imperator fecit legatis predictis.
10. Quomodo dictus Dominus dux se et communitatem totam et omnem suam potentiam obtulit pro defensione dicti Sancti Patris ac sancte Matris ecclesie.
11. Quomodo Imperator contra Papam et Venetos filium ejus mittit cum LXXV galeis armatis.
12. Quid fecit Dominus dux quando audivit quod dicta armata jam venerat in Ystriam.

13. Hic dicitur quomodo dux se parat ad navale bellum et de concessione spate quam pro justitia observanda semper et defendenda Dominus Pana fecit dicto Domino Duci Venetorum.
14. De bello Domini Ducis cum filio Imperatoris conflicto et capto et de mirabili victoria dicti ducis.
15. Qnomodo Dominus Papa ducem recipit cum victoria pro qua sibi anulum praebet ad desponsandum mare.
16. Qualiter filius Imperatoris petit gratiam eundi ad patrem ad tractandam pacem.
17. Hic filius imperatoris ad patrem ire permictitur ad tractandum pacem inter partes.
18. Hic filius respondit predictis verbis patris hac oratione.
19. Hic dictus Imperator precibus filii condescendit ad tractandam et habendam predictam pacem.
20. Hic filius ortatur patrem venetias accedere quo filius premictitur et accedit ad annuntiandum venetis de predictis et adventu imperatoris.
21. Hic filius Imperatoris Domino Pape, duci et Venetis sui patris adventum annunciat.
22. Qualiter Papa, dux et Veneti se preparant ad recipiendum Dominum Imperatorem Venecias accessurum.
23. De reverencia quam fecit Dominus Imperator Domino Pape in ecclesia Sancti Marci.
24. De graciarum actionibus Domini Pape et de maxima indulgentia quam Dominus Papa in dicto festo ascensionis in honorem Venetorum et animarum suarum profectum tribuit et concessit.
25. Qualiter Dominus Papa et Dominus Imperator et Dominus Dux cum eis versus romam dirigunt gressus suos et de concessione umbrelle facte Domino Duci.
26. Qualiter dicti principes recedunt de ancona et vadunt romam et de concessione tubarum argentearum et vexillorum facta Domino Duci. —

Hiezu folgendes:

Als ich mich im Mai-Monate des Jahres 1834 in Venedig befand, besah ich mit mehreren Freunden die Gemächer des herzoglichen Pallastes, in welchen sich Gemälde von denkwürdigen Begebenheiten aus der Geschichte der Republik befinden; unter ihnen die Darstellung des Seesieges der Venetianer über die Galeeren Kaiser Friedrich Barbarossa's und die Gefangennehmung des kaiserlichen Admirals, des Prinzen Otto, der dann von P. Alexander III. und dem Dogen Ziani auf sein Ehrenwort entlassen, sich zu seinem Vater begiebt und dessen Aussöhnung mit der Kirche bewirkt. Da der Gegenstand uns unbekannt war, wie denn diese Ereignisse von deutschen Quellenschriftstellern nicht erwähnt werden, so wurde er Grund vielfachen Gespräches mit unserem gefälligen Freunde und Führer, dem uns so früh entrissenen Grafen v. Platen, sowie einer Aufforderung von Seiten dieses in italienischer Geschichte einst so bewanderten Mannes, die Sache um so reiflicher zu untersuchen, als gerade Raumer sie mehr verworfen als widerlegt hatte. Die baldige Abreise von Venedig, der Besuch anderer italienischer Städte und endlich Studien, die den Endzwecken der Reise mehr entsprachen, ließen mich diesen Gegenstand auf gelegnere Zeit verschieben, fast vergessen. Erst als ich in Florenz in einer notizreichen Chronik der Riccardiana dieses Ereigniß nach der Angabe der Venetianer erzählt fand, wurde meine Aufmerksamkeit aufs Neue dahin gelenkt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 3.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Januar.
Nro. 3. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 16. November 1844 las Herr Prof. Dr. Höfler eine Abhandlung vor,

über eine neue Quelle für die Geschichte Kaiser Friedrich's I., Barbarossa.

(Schluß.)

Aber theils war der Chronist von der Zeit des Ereignisses zu weit entfernt, als daß er für authentisch gelten konnte, theils mir selbst der Gegenstand für die Studien, welche ich in Florenz betreiben wollte, zu entlegen, ich konnte mich auch dießmal nur flüchtig damit beschäftigen. Später im Februar 1836, als ich mir den obenbezeichneten Codex aus der vaticanischen Bibliothek geben ließ, welcher, wahr oder falsch, in seiner Art jedenfalls Original ist, beschloß ich eine Abschrift davon zu nehmen und in den Freystunden den Gegenstand reiflicher zu untersuchen. Der Codex ist auf Pergament und wahrscheinlich im vierzehnten Jahrhunderte geschrieben. Der Gang der Erzählung ist kurz folgender:

P. Alexander III. in der Verfolgung, welche Kaiser Friedrich Barbarossa bereits seit 18 Jahren über die Kirche verhängte, zuletzt persönlich bedroht, flüchtete sich, als kein Ort auf dem Continente Italiens ihm mehr Sicherheit gewährte, verkleidet nach Venedig, wo er von Niemanden erkannt, einem gewöhnlichen Geistlichen gleich in S. Maria della Carità einige Zeit verborgen lebte. Hier aber wird er von einem Manne, der ihn öfters in Rom gesehen hatte, erblickt und nun sogleich dem Dogen Sebastian Ziani, der bereits Kunde von der Flucht, doch nicht von dem Aufenthalte des Papstes erhalten hatte, Nachricht gegeben. Dieser erkundigt sich genau und als kein Zweifel obwaltet, ordnet er sogleich eine feyerliche Procession an und begiebt sich mit dem Patriarchen, der ganzen Clerisey und den angesehensten Layen nach S. Maria. Sie überraschen den Papst als er in dem Chiostro die Horen betet; er will fliehen, als der Doge sich vor ihm niederwirft, ihm die Füße küßt und ihn mit dem päpstlichen Ornate bekleidet. Nun wird der Papst unter allgemeinem Jubel nach S. Maria geleitet; der Doge bietet ihm daselbst den Schutz und die Hülfe der Republik an und der Papst, dankbar das Anerbieten annehmend, überreicht ihm nun als erste der Ehren, die er Venedig zu ertheilen gedenkt, die weiße Kerze. Hierauf werden mit Genehmigung des hl. Vaters zuerst Gesandte an den Kaiser abgeschickt, den Frieden zu unterhandeln; dieser aber, obwohl er sie als von Venedig abgeschickt ehrenvoll aufnimmt, verlangt nichts weniger als Gefangensetzung und Auslieferung des Papstes und droht im Weigerungsfalle mit 75 Galeeren gegen Venedig zu ziehen. Auf dieß Verlangen beginnt der Papst in seinem neuen Asyle zu zagen; der Doge aber erklärt sich zum Kampfe für die Kirche bereit und Alexander dadurch ermuthigt ernennt nun die Venetianer zu Söhnen und beständigen Vertheidigern der Kirche; noch mehr, als der Doge mit 30 Galeeren gegen die bereits sich nahenden 75 kaiserlichen ausziehen

will, überreicht ihm der Papst ein Schwert, es zu tragen zur Vertheidigung der Gerechtigkeit. Mit diesem siegt der Doge nicht nur, sondern bringt auch des Kaisers Sohn, Otto, gefangen nach Venedig. Auf dieß übergiebt ihm der Papst einen Ring, sich jährlich mit dem Meere zu verloben, da keiner so wie er Wächter und Beschützer des Meeres sey; Otto aber, als er sich anbot, seinen Vater zur Annahme des Friedens zu bewegen, wird von dem Papste und dem Dogen nach Apulien entlassen und dort von den Seinigen, die den wahren Grund seiner Ankunft nicht wissen, mit Jubel empfangen. Er aber bekannt weßhalb er gekommen sey und weiß seinen Vater so für sich zu gewinnen, daß der Kaiser sich selbst auf den Weg macht, in Venedig Frieden mit der Kirche zu schließen. Otto eilt ihm voraus und wird von Papst und Doge im Triumphe aufgenommen. Am folgenden Tage kömmt auch der Kaiser und nun ereignet sich jene Scene, wie sie Vasari in der Sala regia des vaticanischen Pallastes mehr menschlicher Ansicht als der Wahrheit zu Liebe dargestellt hat. Während so der Kaiser erniedrigt wird, bewilligt der Papst der Kirche von S. Marco, daß daselbst die Feyer des Himmelfahrtfestes ebenso gehalten werde wie in der Kirche des Apostelfürsten zu Rom; dem Dogen aber noch besonders zu Ancona, wohin sich die 3 Fürsten gemeinsam begeben, gleiches Recht des Sonnenschirms, wie dieß der Kaiser genoß, so daß dieser unwillig ausruft, er habe bis jetzt dafür gehalten, es gäbe nur 2 Herrschaften in der Welt, die des Papstes und die seine, nun aber sey durch den Herzog von Venedig eine dritte hinzugekommen. Der Papst aber dessen ganz unbekümmert, vermehrt noch vor den Mauern Roms die Privilegien des Dogen mit einem neuen: Trompeten und Standarten wie die Römer, und bleyerne Siegel an den Bullen haben zu dürfen. So weit die vor uns liegende Erzählung. Mit ihr stimmt ein italienisches Gedicht in Terzinen, von Pier di Natale, vescovo Equilino, der 1370 starb, verfaßt, vollkommen, ja fast bis auf den Wortlaut überein. Es befindet sich auf der Bibl. Casanatensis in Rom, durfte aber nur eingesehen, nicht copirt werden. Ebenso von den mir zugekommnen Handschriften die oben erwähnte Riccardianische Chronik und der Verfasser der Chronik in cod. Palat. Rom. 971. Ich bemerke nur, daß der Verfasser unsrer Historie, so wie jener Bischof, venetianische Unterthanen waren und ausdrücklich zur Ehre Venedigs schreiben wollten, wie dieß die überall durchgehende Erhebung des Dogen über den Kaiser, ja sogar auch über den Papst hinlänglich zeigen, und wende mich den Werth dieser Erzählung zu erläutern.

Es ist, bekanntlich nicht das erste Mal, daß der Widerspruch der venetianischen Chroniken mit den deutschen besprochen wird. Schon Bardi im Jahre 1584 in seiner vittoria navale ottenuta contra Othone figliuolo di Federigo I. Venet. hatte gestützt auf Obo und andere venetianische Schriftsteller den Ansichten seiner Landsleute die Oberhand zu gewinnen gesucht. Es waren aber damals eine Menge jetzt bekannter Quellen noch nicht bekannt oder ihr critischer Werth nur wenig ermittelt. Dennoch widersprach bereits der Cardinal Baronius in seinen Annalen, sich auf die ihm bekannten archivalischen Documente und Chronisten berufend, die je näher sie selbst der Zeit nach jenem Ereignisse stehen, den venetianischen Behauptungen desto offener widersprechen. Gegen ihn trat 1617 der Benedictiner Olmo in seiner venuta di Alessandro III. in Venezia auf, und suchte durch 27 Argumente, die er mit den Aussprüchen verschiedener Schriftsteller, aus Inschriften, Traditionen ꝛc. zusammenhäufte und dabey auch unsers Bonincontri's erwähnt, den er aber ungeschickter Weise zu einem Abte von S. Cyprian in Murano machte, dies Ereigniß für Venedig zu vindiciren. Gegen dieses mit einem Aufwande von Gelehrsamkeit und scheinbarer Evidenz geschriebene Buch machte der päpstliche Archivar Contelori seine concordia inter Alexandrum Pp. III et Fridericum I. Imp. 1632 fol. bekannt, und widerlegte darin seinen Gegner, ihm Schritt für Schritt folgend, so, daß er die von jenem angeführten Autoritäten wegen der Zeit ihrer Abfassung, für werthlos oder wegen Unterschiebung von Stellen, die in den Originaltexten fehlen, für ganz ungiltig darzuthun vermochte, Olmo's Einwürfe über falsche Critik auf ihn selbst zurückwarf und endlich bis zur Evidenz nachwies, daß die ganze Erzählung nach den venetianischen Quellen nichts andres ist, als eine Uebertragung späterer, jedoch verfälschter Begeben-

heiten unter Friedrich II. auf Friedrich I. Der Papst ist Gregor IX., der Prinz Otto ist der Cardinallegat Otto, der auf genuesischen Schiffen die französischen Prälaten zum Concil nach Rom bringen sollte, aber von König Enzius und den Pisanern gefangen, von Kaiser die Erlaubniß erhielt, zu dem Conclave nach dem Tode P. Gregors IX. zu gehen; jedoch unter der Bedingniß, er müsse, wenn er nicht selbst zum Papst erwählt würde, wie Prinz Otto nach der Darstellung der Venetianer in sein Gefängniß zurückkehren. Weil er aber dann als Friedensvermittler auftritt, die Venetianer in dem adriatischen Meere die Uebermacht behaupten und treue Verbündete des apostolischen Stuhles bleiben — Civitas Venetorum, schreibt P. Innocenz IV. ep. 114 anno Pontific. 4. continuavit sinceritatis affectum eamque cordis constantiam servavit, ut inter civitates alias fidelitatis titulo specialiter insignita illas exemplo suo ad ejusdem ecclesiae obsequium laudabiliter animavit — sey alles dieß entlehnt worden, ein Mährchen zu bilden, wie deren im Mittelalter durch blinde Uebertragung des Einen auf das Andere so viele entstanden, und zwar allen Zeugnissen zufolge gar manches Decennium erst nach Friedrich II. Contelori. p. 163.

Ist somit durch Contelori der Werth der venetianischen Erzählungen berichtigt worden, so ist nur noch die Frage, wie denn diese entstanden sind und in welchem Verhältnisse unser Schriftsteller, herzoglicher Notar und Official, zur Verbreitung derselben stehe. Die Ankunft des ersten Fürsten der Christenheit in die Inselstadt um durch eine feyerliche Versöhnung mit der Kirche factisch zu widerrufen, was seit 18 Jahren das Ziel seines Strebens war; der Anblick, wie Friedrich Barbarossa, der seit Carl dem Großen seines Gleichen nicht hatte, kaum an der Piazzetta an's Land gestiegen, als er den Papst erblickte, laut Gott dankte und mehr als menschlich ergriffen, den kaiserlichen Mantel von sich warf, um zu den Füßen des Mannes zu sinken, *) den er verfolgt und geächtet hatte und der nun vor ihm stand wie der Fels, den die Pforten der Hölle nicht überwinden können — alles dieß mußte in Venedig zur lebendigsten Tradition werden, die auf entfernte Geschlechter überging, und von Tausenden gesehen mit der Zeit zu Tausenden von Veränderungen und Zusätzen, Anlaß geben, selbst wenn die Venetianer von Natur aus weniger dazu geneigt gewesen wären, als sie wirklich waren und sind, und in jenen Zeiten Begebenheiten auch weniger durch mündliche Fortpflanzung überliefert worden wären.

Wenige Jahrzehnte nach diesem denkwürdigen Ereignisse war durch venetianische Macht und List das oströmische Kaiserthum, von welchem das abendländische bisher nur als ein durch Usurpation abgerissener Bestandtheil betrachtet worden war, umgestürzt und dem Herzoge von Venedig zum Besitze angetragen worden. Dieser schlug es aus, dem weltlichen Haupte der Christenheit dadurch gleich zu werden, und begnügte sich mit 3 Viertheilen des Reiches und dem Herzogshute von Venedig. Ob spätere Zeiten dieß Verfahren gut hießen, mag aber sehr die Frage seyn. Wie dem auch sey, Venedig hatte den wesentlichsten Antheil an der Demüthigung der Kaiser des ost und weströmischen Reiches gehabt und als mit dem fortwährenden Steigen der Macht und des Reichthums unbegränzter Stolz, das Erbübel Venedigs, überhand nahm, so lag die Begierde, dem Kaiser des Abendlandes, zu dem ja Venedig noch immer gerechnet wurde, gleichzustehen, wenigstens nicht ferne. Daß nicht alle der oben erwähnten Privilegien Venedig erst in der Zeit K. Friedrichs I. ertheilt wurden, ist sicher; nicht minder gewiß, daß der venetianische Uebermuth sich ihrer zu größerem Glanze der Republick trefflich zu bedienen wußte. Bey solchen Absichten mußte es nicht wenig gelegen kommen, daß nach einer in Dandolo's Chronik vorkommenden Nachricht, (wenn überhaupt nicht diese ganze Stelle eingeschoben ist) Fr. Petrus de Clugia, wahrscheinlich in den ersten Jahrzehnten des vierzehnten Jahrhunderts, die in Venedig circulirenden Sagen von der Demüthigung Kaiser Friedrichs I., der vorausgegangenen Seeschlacht u. dgl. in einem lat. Gedichte zusammenfaßte, das so viele Aehnlichkeit mit des Bischofs Pier de Natale ital. Gedichte enthält, daß ich versucht bin, die beyden Peter ent-

*) Nobis sicut summo Pontifici obedientiam et reverentiam exhibuit, schrieb P. Alexander hievon und nicht mehr.

weder für ein und dieselbe Person oder wenigstens das Werk des letzteren für Nachbildung des ersteren zu halten.

War einmal, und dieß ist gewiß, ein Dichter, ob Peter de Clugia oder Peter de Natale ist gleich, der erste, der sich mit jenem Gegenstande beschäftigte, so darf man auch für gewiß annehmen, daß er diesen mehr auffaßte, wie ihn die allgemeine Sage als wie ihn die in den Archiven ruhenden Urkunden darstellen, und so beschrieb wie es der größeren Ehre Venedigs angemessen war; zweytens, daß die einmal in das Gedicht aufgenommene Erzählung dadurch eine Stätigkeit erhielt, von welcher man nicht mehr abweichen konnte, ohne die Ehre Venedigs zu verletzen und der jetzt festgestellten Meinung der Venetianer über diesen Gegenstand Hohn zu sagen. Und so geschah es denn, daß als ein herzoglicher Notar einen Punkt aus der Geschichte auswählte, um sein schriftstellerisches Talent zur Ehre Venedigs zu versuchen, er keinen passenderen finden konnte als diesen, welcher bereits in aller Munde lebte, und dadurch der Volkssage nun vollends den Stempel des Officiellen aufdrückte; denn das hatte allein noch gefehlt um einige Jahrhunderte mit einem Mährchen, einer fabula Veneta wie die Randbemerknng des Cod. Palat. 971 sagt, zu hintergehen, das seines Gleichen nur in der Fabel von der Päpstin Johanne und dem Zauberer Papst Sylvester findet — die Darstellung dieses Geschichtchens in Prosa, durch eine venetianische Amtsperson.

Bewährte Kritiker mögen untersuchen, ob die venetianische Geschichte nicht in andren Zeitabschnitten Aehnliches aufzuweisen habe; vielleicht gar die sogenannte sagorninische Chronik auf ähnliche Weise entstanden sey. Wird ja doch von der vielbenützten salernitanischen Chronik etwas Aehnliches behauptet und damit so Vieles umgestoßen, was zu seiner Zeit von den mit Vorzug kritisch sich nennenden Geschichtforschern mit großer Emphase behauptet wurde.

Verzeichniß

der in den Monaten Juni, Juli, August 1844 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

I.

Vom Inlande.

a. Von gelehrten Gesellschaften:

Von dem historischen Vereine von Schwaben und Neuburg in Augsburg:

Combinirter Jahresbericht für die Jahre 1842. 1843. Augsburg 1844. 4.

Von dem historischen Vereine von Oberfranken in Bayreuth:

Jahresbericht für das Jahr 1843/44. Bayreuth 1844. 8.

Von dem historischen Vereine von Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg:

Archiv. Achter Band. Erstes Heft. Würzb. 1844. 8.

Album für die Inauguration des Denkmals Walthers von der Vogelweide. Würzburg. 1843. 8.

Von der k. Universität Erlangen:

Die hundertjährige Jubelfeyer der Universität Erlangen 1843. Erlangen 1844. 4.

Narratio Saecularium Academiae Erlangensis diei tertii quo die XXV M. Augusti 1843. Doctores honoris causa creati renuntiabantur. Erlangae 1844. 4.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. VIII. Heft III — VI. incl. Landau 1844. 8.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Vom Hrn. Dr. Andreas Buchner, geistl. Rath und Prof. in München:

Allgemeine praktische Philosophie zum Gebrauch für Vorlesungen. München 1844. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. Herausgegeben von Mitgliedern 4. Januar.

Nro. 4. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Aristotelis Organon graece. Novis auxiliis adiutus recognovit, scholiis ineditis et commentariis instruxit Theodorus Waitz phil. Dr. Pars prior. Categoriae, Hermeneutica, Analytica priora. Lipsiae, sumtibus Hahnii. MDCCCXLIV. XXXII. 540.

In neuerer Zeit hat Aristoteles die Aufmerksamkeit der Philosophen und Philologen in höherem Grade als vordem in Anspruch genommen. Der einzige Herrscher in der Litteratur das ganze Mittelalter hindurch im Oriente wie im Occidente theilte er beym Wiederaufblühen der Wissenschaften seine Macht mit Plato, war aber — jetzt erst in seiner eigenen Sprache recht zugänglich und vielfach studirt — schon im sechzehnten Jahrhunderte vielfachen Anfeindungen ausgesetzt, bis die Entdeckungen in der Physik, namentlich durch Kepler, seine physikalischen Sätze, nach welchen noch immer gelehrt worden, als falsch nachgewiesen, und damit aller Autorität des Aristoteles ein Ende gemacht haben. Von nun an hatten seine Ansichten auf jenem Gebiete nur geschichtlichen Werth, und der großen Bewunderung früherer Zeiten folgte eine eben so große Geringschätzung. Man wird kaum einen berühmten Philologen des siebenzehnten und der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts — und doch war dieses die Zeit der Polyhistoren, welche jede Kleinigkeit und die spätesten Auswüchse der Litteratur hervorgesucht und commentirt haben — ich sage, man wird keinen finden, der den Aristoteles auch nur einer oberflächlichen Aufmerksamkeit gewürdigt hätte. Erst das neue Aufleben der Philologie in der zweyten Hälfte des vorigen Jahrhunderts suchte die Gleichgültigkeit für den griechischen Philosophen zu entfernen; man sah bald, daß aus dieser Fundgrube noch viele unbeachtete Schätze zu heben seyen, auch forderte die Philologie, das gesammte Alterthum umfassend, daß eine so bedeutende Erscheinung wie Aristoteles, der solch außerordentlichen Einfluß auf seine und die folgenden Zeiten geübt hatte, nicht bloß oberflächlich gekannt würde. Daraus entstanden die Bearbeitungen einzelner Schriften durch Hermann, Schneider, Zell, bis auf Schleiermachers Veranlassung die k. Akademie in Berlin durch Immanuel Bekker eine auf die besten vorhandenen handschriftlichen Hilfsmittel gestützte Gesammtausgabe der Schriften veranstaltete, welche selbst wieder die Thätigkeit vieler anderer hervorzurufen bestimmt war.

Anderseits hatte von den Philosophen Hegel den Aristoteles Platon gegenüber hervorgehoben, und ihn als den größten speculativen Geist gepriesen, dadurch aber manche seiner Anhänger zu einem eindringenden Studium der Schriften selbst geführt. Was aus Hegels Vorträgen in dessen Geschichte der Philosophie mitgetheilt ist, zeigt, daß er dem Studium des griechischen Philosophen nicht fremd geblieben, obschon die dort angeführten Stellen wenig Beweise einer richtigen Interpretation geben und die daselbst aufgestellten Ansichten und Urtheile vielfache Einschränkung erleiden. Das Bedeutendste, was aus seiner Schule hervorgegangen, ist Biese's Arbeit: Die Philosophie des Aristoteles in ihrem inneren Zusammenhange, mit besonderer Berücksich-

tigung des philosophischen Sprachgebrauchs, aus dessen Schriften entwickelt; ein Werk, das große Erwartungen erregte. Eine Darstellung des Systemes erfordert nicht bloß den gesammten Umfang von Kenntnissen, wie sie Arist. besaß, und wie wir sie aus seinen erhaltenen Schriften uns aneignen können, sondern eine Kritik des wahren und falschen, welche die Kenntniß der Entwicklung der verschiedenen Disciplinen bis auf unsere Zeit voraussetzt. Die in der Einleitung gerühmte objective Haltung ist aber nichts anders, als daß H. Biese die Lehren und Meinungen des Arist. meistens mit den Worten des Urhebers anführt, ohne Rücksicht auf Vorgänger und Nachfolger, ohne die mindeste Andeutung dessen, was wahr oder was falsch ist und auf irrenden Weg geleitet hat. Auch hat H. Biese schon bey dem ersten Bande (1835) nur die Schwachen und Befangenen getäuscht, die jetzt erst den Geist des Philosophen erstanden glaubten, wovon man vordem keine Ahnung gehabt habe. Kundigere erkannten bald, daß trotz des großen angewandten Fleißes und des Enthusiasmus für Ar. H. B. doch viel zu flüchtig gearbeitet habe, um etwas gediegenes zu leisten; auch hat er die Sprache und Ansichten seines Meisters häufig der fremden Lehre unterlegt, so daß, wie früher Kant's Denk- und Ausdrucksweise auf Plato übergetragen worden, jetzt Ar. oft in der Hülle der neueren Philosophie aufgetreten ist.

Wie Ar. durch Hrn. Biese verhegelt worden, hat in einem tief eindringenden Artikel über die arist. Theologie der selige Kopp in diesen Blättern (1836. III. 1 — 92 und 897 — 941) nachgewiesen; niemand war dazu fähiger als er, der die Blüthe seines Lebens dem unbefangenen Studium gerade dieses Philosophen und seiner Ausleger mit aller Liebe gewidmet, nach allen Seiten und Richtungen hin die Verbindung und den Zusammenhang aller Sätze und Lehren sich klar zu machen gestrebt, den Geist des Philosophen gewiß wie wenige vor ihm in sich aufgenommen, zuletzt aber doch von ihm sich wenig befriedigt gefühlt und den Durst nach Wissen anderswo zu stillen gesucht hat; ein Schicksal, das vielen eifrigen Anhängern des Ar. begegnet ist und noch manchen begegnen wird, womit dieser sich trösten muß, da er es in seinem ganzen Wesen selbst verschuldet hat; denn so außerordentlich groß die Fülle seines Wissens ist, so bewundernswerth sein Scharfsinn und seine Gewandtheit, überall das Allgemeine und Eine aus dem Vielen aufzudecken, ihm fehlt der erhebende Geist Platons, der leicht da beginnt, wo jener mit Mühe endet, und über das irdische Leben hinaus in seiner intelligiblen Welt sich allein heimisch fühlt; ein Verhältniß beyder, das die Alten recht gut erkannt und nach ihrer Weise kurz und kräftig in einer spielenden Antithese mit den Worten ausgedrückt haben: *Πλάτων ἀεὶ φυσιολογῶν θεολογεῖ, Ἀριστοτέλης ἀεὶ θεολογῶν φυσιολογεῖ* (Scholia in Aristot. p. 27 Br.). Platon ist in der Weltschöpfung seines Timäus ideal, Aristoteles kann, auch wenn er von Theologie redet und transcendental wird, den Empiriker und Physiker nicht verläugnen.

H. B. muß jedoch, nach dem Vorworte zum zweyten Bande zu urtheilen, Sinn und Bedeutung jener Anzeige Kopp's wenig verstanden haben, wenn er diesem Gelehrten für die Anerkennung seines Werkes tief empfundenen Dank ausspricht; im Verlaufe äußert er sich S. 81: „manche schöne Anregung verdankt der Verfasser dem Hrn. Recens., nur kann er Ein Bedauern auszusprechen nicht unterdrücken, daß nämlich der verschiedene philosophische Standpunkt ein so unüberwindliches Hinderniß zur gegenseitigen Verständigung darbietet und gerade über die wichtigsten und höchsten Angelegenheiten Mißverständnisse erzeugt," eine gewöhnliche Phrase, womit man die eigene Schwäche zu verhüllen oder die Competenz anderer abzuweisen sucht. Nur die Lehre des Arist. und Sinn und Bedeutung dieser war darzulegen, davon aber ist gezeigt worden, daß ihr H. B. anderes untergelegt hat.

Der erste Band behandelt in einer fortgesetzten ausführlichen Paraphrase Logik und Metaphysik, der zweyte (1842) liefert eine Darstellung der besondern Wissenschaften, eine Eintheilung, die ich bey aller Annäherung des Schlusses der Analytik mit der Metaphysik nicht zu rechtfertigen weiß. Dem Arist., der durchweg ein Physiker ist, wenn auch der speculativste und geistreichste, ist die Physik die Grundlage alles Forschens und Untersuchens, deren weiterer

Bau zur Vollendung, zur πρώτη φιλοσοφία, der Metaphysik, führt. Man mußte erwarten, daß H. B. in der begonnenen Art fortfahren würde; dagegen finden wir die physikalisch-physiologischen Schriften, welche den größern Umfang der arist. Werke ausmachen, in eins zusammengeworfen und verkürzt, daß z. B. die acht Bücher der φυσικὴ ἀκρόασις auf den Raum von S. 35 — 57 gedrängt erscheinen, um dann wieder in behaglicher Breite und der alten paraphrastischen Form sich über die Ethik, Politik, Rhetorik und Poetik (S. 235 — 732) ergehen zu können. Man sieht, daß H. B. dem, was Ar. Grund und Boden ist, ziemlich ferne steht. Vergebens wird man die Entscheidung von wichtigen Fragen suchen, sie sind großentheils stillschweigend umgangen, oder, wo ihrer Erwähnung geschieht, wird mit der Lösung auf spätere Zeiten vertröstet. Bey aller Ausführlichkeit ist doch manchmal wesentliches unbeachtet geblieben; hätte der Verfasser zuerst zu seinem eigenen Gebrauche von jedem einzelnen Werke des Ar. den erforderlichen Auszug gemacht, so hätte der Ueberblick des Ganzen jeden Fehlgriff der Art ferne gehalten; nun finden wir z. B. in der Poetik S. 723 die Capitel 19 — 23, die zur Construction des Ganzen gehören, und S. 728 das 25ste Capitel ohne alle Bemerkung stillschweigend übergangen.

Wir wollen mit diesen und ähnlichen Ausstellungen den Werth der mühevollen und immer noch verdienstlichen Arbeit des Hrn. B. um so weniger verkennen, als er sich in der Einleitung zum zweyten Band sehr empfindlich zeigt, müssen jedoch gestehen, daß nicht das geleistet worden, was wir erwarteten, oder er selbst geleistet zu haben meint, und können in dieser Hinsicht dem Urtheile des Hrn. Waitz p. XI — XII im ganzen nur unsere Zustimmung geben. Wiederholtes Studium wird die beste Belehrung geben und es wird nur davon abhängen, daß H. B., der alle δύναμις gediegenes zu leisten besitzt, nicht bereits mit Ar. zum vollen Abschlusse gekommen zu seyn glaubt, sich bleibendere Verdienste um diesen wichtigen Autor zu erwerben.

H. Waitz nämlich hat sich die besondere Bearbeitung der logischen Schriften zur Aufgabe gestellt. Was ein Herausgeber auch in kritischer Beziehung zu leisten hat, ist erst durch Imm. Bekker recht klar geworden, dessen vielfach selbst von Philologen verkannte Absicht keine andere gewesen, als den Text nach den ältesten und besten Handschriften zu constituiren, um eine sichere Basis zu gewinnen, auf der weiter fortgefahren werden könne, und es ist verkehrt, ihn dafür verantwortlich zu machen, die griechischen Commentatoren nicht zu Rathe gezogen und aus diesen jede Verschiedenheit angezeigt zu haben. Bekker wollte nicht das Ende, vielmehr nur den Anfang eines für uns möglichst gereinigten Textes geben; das weitere haben die zu leisten, welche die einzelnen Theile genau untersuchen wollen. In diesem Sinne hat H. W. für das Organon nicht nur neue Hülfsmittel in Paris und Italien gesammelt, sondern selbst die von Bekker gebrauchten Handschriften einer nochmaligen Vergleichung unterworfen, und was jenem entgangen, berichtigt. Wir sind ihm für diese letzte Bemühung nicht geringeren Dank als für die neu gelieferten Zugaben schuldig. Bekker hat nur drey Handschriften benutzt, darunter aber die zwey ältesten, die existiren — die arist. Codices sind sehr zahlreich vorhanden —, die dritte giebt einen corrigirten Text und ist im ganzen die Vulgata, so daß wir erst durch die Berliner Ausgabe den frühern Zustand dieser Bücher kennen gelernt haben. Darum ist es so wichtig, zuverlässige und wiederholt revidirte Collationen der ältesten Codices zu besitzen, und es wird die Nothwendigkeit eintreten, die trefflichen Hilfsmittel zu Isocrates, Demosthenes u. a. zur Hebung aller etwa entstehenden Bedenken nochmaliger Einsicht zu unterwerfen. Zu den Categorien hat H. W. vier Codices, zu dem Buche de interpretatione fünf vollständig verglichen, außerdem theilweise an verschiedenen Stellen mehrere eingesehen, und deren ausführliche Beschreibung p. 1 — 28 gegeben, so daß man sieht, daß er seine Aufgabe sich nicht leicht gemacht, sondern mit allem Ernste aufgefaßt und ausgeführt habe.

Vorliegender erster Theil enthält die Categorien, das Buch vom indicativen Satze, *) und die erste Ana-

*) Der Herausgeber glaubt die Bezeichnung περὶ ἑρ-

lytik; dem die zweyte Analytik mit der Topik folgen wird. Man hat diese Schriften so geordnet, um von der Lehre der Begriffe zu den Urtheilen, von diesen zu den Schlüssen den Uebergang zu bilden. Was die Categorien sind oder seyn sollen, haben alte und neue Erklärer gefragt, da Ar. im Buche selbst die Antwort schuldig geblieben. Daß grammatische Betrachtungen dazu geführt hätten, suchte Trendelenburg nachzuweisen, und es ist gut darauf hingewiesen zu haben, wenn wir uns auch von der Richtigkeit dieser Angabe schwer überzeugen können; vielmehr haben beyde eine gemeinsame Quelle, und wie die Grammatik die Elemente zerlegt und formell betrachtet, so materiell die Categorien, wenn gleich die strenge Scheidung nicht möglich ist. So oft auch Ar. von den Categorien spricht, er redet nie von einer Schrift darüber und es scheint ein Mißverständniß des Simplicius, wenn er (Fol. 4 ϛ. 23 Bas.) um die Aechtheit zu beweisen, sagt, Arist. nenne sein Buch zum Unterschied von dem des Archytas in andern Schriften δέκα κατηγορίας, und man müßte daher entweder jene mit für unächt halten, oder dieses als ächt anerkennen. Wenn H. W. meint, in den ὑπομνήματα sey bewiesen worden: categoriarum divisionem ita comparatam esse, ut nihil extra eam cadat, so liegt dieses nicht in den Worten des Derippus; dort ist nur die Rede, welche Stelle in der Categorienlehre den abgeleiteten privativen Wörtern und Begriffen zukomme, z. B. dem ἀνυποδετεῖν. Vergleiche Simplicius Fol. 16 ϛ. 34.

(Fortsetzung folgt.)

μηνείας rühre wie das Buch von Arist. selbst her, weil von der Sprache auch im allgemeinen gesprochen wird; das ist aber nur die Einleitung, um zum λόγος ἀποφαντικὸς zu gelangen, nicht der Inhalt des Buches; die richtigste Benennung wäre wohl περὶ καταφάσεως καὶ ἀποφάσεως.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Fortsetzung.)

Entwurf eines Strafgesetzbuches für das Königreich Ungarn und die damit verbundenen Theile. Th. 1. 2. Leipz. 1843.

H. J. Stephen, Handbuch des englischen Strafrechts und Strafverfahrens. A. d. Engl. übers. von E. Mühry. Abth. 2. Götting. 1843.

Dr. A. F. H. Schaumann, Geschichte des zweyten Pariser Friedens-Schlußes für Deutschland, aus Aktenstücken. Götting. 1844.

A. C. E. von Grone, Geschichte der corporativen Verfassung des braunschweigischen Ritterstandes. Hannover 1842.

Die Gesetze, Verordnungen ꝛc. betreffend die Provinzial-Kommunial- und Kreisstände in Preußen. Berlin 1843.

Geschichte der Entwicklung und Thätigkeit der allgemeinen Stände des Königreichs Hannover. Leipzig 1842.

D. J. H. Goldhorn, Die theologische Literatur des Jahres 1841. Leipzig 1843.

Waarheid in Liefde, een godgeleerd Tijdschrift voor beschaafde christenen. Jaargang 1844. Groningen.

Eusebii historiae ecclesiasticae libri decem. Annotationes variorum. Lond. 1842.

Saint-René Taillandier, Scot Erigène et la philosophie scholastique. Strassb. 1843.

Dr. F. W. C. Umbreit, Commentar über die Propheten des alten Bundes. Bd. I. Th. 3. Hesekiel. Hamburg 1843.

Dr. Fr. W. Umbreit, Der Knecht Gottes. Beytrag zur Christologie des alten Testaments. Hamburg 1840.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Januar.

Nro. 5. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Aristotelis organon graece.

(Fortsetzung.)

Aus seinen verschiedenen Werken können wir entnehmen, wozu Ar. die Categorien aufgestellt, und welchen Vortheil er davon gezogen habe. Schon Simplicius erwähnt einiges, mehreres führt Brandis in seiner Abhandlung über das Organon an, und ich hätte gewünscht, H. W., der die meisten Stellen gesammelt, hätte auch überall nachgewiesen, wie und bey welcher Gelegenheit Arist. in der Logik, Physik, Ethik seine Categorien geltend macht, bald um Principien fest zu stellen, bald um Definitionen zu finden oder prüfen, bald um Ansichten anderer, zumal Platon's, zu bekämpfen.

H. W. hat die Untersuchung über Aechtheit der Schrift übergangen und sich mit den Angaben Brandis *) begnügt (XIV); hätte er das nicht gethan, wir würden manche beachtungswerthe Bemerkung in seinem Commentare lesen und vielleicht hätte dieser an der einen oder anderen Stelle auch auf die Critik seinen Einfluß geübt. Es ist Object der Philologie, die Schriften der Alten nach jeder Seite hin zu prüfen, zumal wenn, wie von Ar., so viele und verschiedene vorhanden sind. Die Peripatetiker haben, so sehr auch in Form der Sprache sie ihrem Meister nachzustreben suchten, doch jeder seine Eigenthümlichkeit, an der sie auseinander gehen; sie gestalteten die ursprünglichen Werke nach ihrer individuellen Ansicht um, und sind dem Inhalte nach und in der Durchführung des Gegenstandes ganz gleich — alles ist von ihrem großem Lehrer — doch dem Ausdruck und der Form nach verschieden. Um so mehr müssen wir das hervorheben, was uns eigenthümlich und mit den sichersten Werken des Arist. sprachlich differirend erscheint. Simplicius (fol. 4.) sagt, Adrastus erzähle, es gebe noch ein anderes Buch, Categorien genannt, gerade so groß und dem Inhalte nach nur wenig verschieden; er selbst also kannte es nicht, und es war diese Umarbeitung vielleicht in der Art wie wir das siebente Buch der Physik kennen; ob die zwey unten zu erwähnenden Stellen darauf Beziehung haben, läßt sich nicht entscheiden. Ich habe schon anderswo berührt, daß z. B. γε μήν in den ächten Schriften dem Ar. ganz fremd ist, in den untergeschobenen oder aus den ächten excerpirten aber finden wir diese Partikeln außerordentlich häufig, wie denn überhaupt die Partikeln den Stil recht kenntlich machen.

Von dieser formellen Seite betrachtet, finde ich in den Categorien gar manches, was ich in andern Schriften des Ar. vergebens suche; ich will einiges hervorheben. Der Gebrauch der Partikel δέ γε in mannigfacher Verbindung wie ὡς δέ γε 2. b 17. 3, 1. b, 7. ἐὰν δέ γε 7. b 1. ἡ δέ γε 4, 5, 17. 8, 3. τὸ δέ γε 8, 8. τὴν δέ γε 8. b. 15. muß jeden Leser befremden. Die erste Analytik gibt diese allerdings eilfmal, aber darunter achtmal bey Bezeichnung von Buchstaben als Formen der Figuren,

*) Ist H. W. Brandis Varietas lectionis Aristotelicae vielleicht unbekannt geblieben? Brandis theilt dort auch eigene Vermuthungen mit, von welchen ich mich nicht erinnere, daß sie in der neuen Ausgabe beachtet sind.

wie τὸ δέ γε *A*, τὸ δέ γε *M*, also bey einem dreymal größeren Volumen als die Categorien, noch immer nicht so oft als diese, in welcher es siebenzehnmal wiederholt wird. Die zweyte Analytik kennt diese Verbindung, meines Erinnerns, gar nicht, eben so wenig das Buch περὶ ἑρμηνείας, u. a. auch ist es nicht die Zahl, welche hier entscheiden soll, als vielmehr die Art und Weise, wie diese Partikeln gebraucht werden. Ferner καὶ—γε; eben so eigen durch seine Wiederholung ist die zweyte Person des Verbum wie κατηγορήσεις, ἀποδώσεις, ἐρεῖς, φήσεις, ἔχοις ἄν, εἴποις ἄν, λάβοις ἄν, das ermüdende stets wiederkehrende λέγεται, in wenigen Zeilen fünf, sechsmal, was alle Gleichgültigkeit des arist. Stils übertrifft, oder des ἀποδοῦναι, des δοκεῖ, das der Verfasser gar nicht nach der Weise des Ar. von den sichersten und ausgemachtesten Sätzen gebraucht p. 2, 7. 5, b, 39. wie denn dieses Scheinen eine eigene Milderung der Gedanken erzeugt p. 10, 17 τὸ δὲ μανὸν καὶ τὸ πυκνὸν . . . δόξειε μὲν ἂν ποιόν τι σημαίνειν, ἔοικε δὲ ἀλλότρια τὰ τοιαῦτα εἶναι . . Θέσιν γὰρ μᾶλλόν τινα φαίνεται τῶν μορίων ἑκάτερον δηλοῦν, wo die dreymalige Wiederholung schwerlich durch ein Beyspiel aus Ar. wird belegt werden können, obschon es weniger auf einzelne Stellen als auf Ton und Haltung des ganzen ankommt, welche einen eigenen Charakter aufdrücken, den wir von dem des Arist. ziemlich abweichend erklären müssen. Noch manches läßt sich der Art beybringen, doch wir wollen den Herausgeber darauf nur aufmerksam machen und beabsichtigen keine Sammlung.

Warum werden nur vier Categorien ausgeführt, und wie entschuldigt der Verfasser, daß er die andern nicht weiter berührt?: ὑπὲρ μὲν οὖν τούτων τοσαῦτα λέγεται . . . διὰ τὸ προφανῆ εἶναι. ὑπὲρ δὲ τῶν λοιπῶν . . οὐδὲν ὑπὲρ αὐτῶν ἄλλο λέγεται ἢ ὅσα ἐν ἀρχῇ ἐρρέθη, ὅτι τὸ ἔχειν μὲν σημαίνει τὸ ὑποδεδέσθαι . . καὶ τὰ ἄλλα δὲ ὅσα ὑπὲρ αὐτῶν ἐρρέθη. Hier ist λέγεται das prädicirt werden dessen, was jeder Categorie eigenthümlich ist, aber fast möchte man vermuthen, der Anordner habe darüber nichts schriftliches vorgefunden und darum auch nichts gegeben. Und ist es nicht ein directer Widerspruch, wenn es heißt, von ἔχειν gebe es nichts als das angeführte, und dieses als genügend erklärt wird ἱκανὰ τὰ εἰρημένα, gleichwohl aber das ganze 15. Capitel von den verschiedenen Arten das ἔχειν handelt und nach Aufzählung mehrerer selbst noch hinzugefügt wird: ἴσως δ' ἂν καὶ ἄλλοι τινὲς φανείησαν τοῦ ἔχειν τρόποι, οἱ δὲ εἰωθότες λέγεσθαι σχεδὸν ἅπαντες κατηρίθμηνται; (dieselbe Formel ist oben bey der Qualität gebraucht p. 10, 25)? Wer kann dieses Räthsel lösen? Man hat diese sogenannten Postprädicamenta, in welchen man außer der Darstellung der ἀντικείμενα fast ein Fragment von πολλαχῶς λεγόμενα vermuthen möchte, für späteren Zusatz, der nicht von Ar. herrühre, erklärt, und H. W. scheint dieser Ansicht beyzutreten, aber ich finde dieselbe Sprache mit allen Eigenheiten wie oben.

Bey Vergleichung der Sachen ist große Vorsicht nöthig und ich möchte nicht jede Abweichung als Beweis auf Rechnung eines Compilators setzen; doch mag auch hier manches sicher aufgefunden werden; die δεύτεραι οὐσίαι sind gewiß auffallend, aber fast mehr noch befremdet mich dabey der Ausdruck: εἰκότως οὖν μετὰ τὰς πρώτας οὐσίας μόνα τῶν ἄλλων τὰ εἴδη καὶ τὰ γένη δεύτεραι οὐσίαι λέγονται, da gewiß vor Ar. diese Bezeichnung niemand gebraucht und er sie zuerst aufgenommen hat. Cap. 14 geben mir die Worte κινήσεως δέ ἐστιν εἴδη ἕξ, γένεσις, φθορά, αὔξησις, μείωσις, ἀλλοίωσις, ἡ κατὰ τόπον μεταβολή manches Bedenken. H. W. hat p. 318—20 aus Ar. vieles fleißig nach seiner Art zusammengetragen, um die Uebereinstimmung plausibel zu machen, doch hat er mich nicht überzeugt. So oft auch diese Puncte in der Physik und sonst erwähnt werden, es werden nur drey Arten aufgezählt, die φορά, αὔξησις καὶ φθίσις (nicht μείωσις) und ἀλλοίωσις, indem er die quantitative immer als eine betrachtet und nie zwey rechnet; γένεσις und φθορὰ sind μεταβολή und nur uneigentlich κίνησις, vergl. Prantl symbol. critic. p. 6—10. aber Ar. würde auch so nur vier, nicht sechs Bewegungen angeben und die mechanische Aufzählung ist gar nicht nach seiner Sitte.

Die Categorien bieten noch eine andere eigene Erscheinung, nämlich zwey Stellen, welche denselben

Gedanken gleichlautend mit geringer Aenderung der Worte geben. Sie sind in allen Handschriften und erstere hat schon Simplicius, der sonst wenig Tact und Sinn für Critik besitzt als Dittographie anerkannt; die Gegenüberstellung wird die Sache recht anschaulich machen p. 2. b, 6

A

ὥστε τὰ ἄλλα πάντα ἤτοι καθ' ὑποκειμένων λέγεται τῶν πρώτων οὐσιῶν ἢ ἐν ὑποκειμέναις αὐταῖς ἐστίν. μὴ οὐσῶν οὖν τῶν πρώτων οὐσιῶν ἀδύνατον τῶν ἄλλων τι εἶναι.

B

πάντα γὰρ τὰ ἄλλα ἤτοι καθ' ὑποκειμένων τούτων λέγεται ἢ ἐν ὑποκειμέναις αὐταῖς ἐστίν, ὥστε μὴ οὐσῶν τῶν πρώτων οὐσιῶν ἀδύνατον τῶν ἄλλων τι εἶναι.

Diese erste Stelle mag nun zugleich auch Zeugniß geben für die zweyte wichtigere, von H. W. völlig verkannte; die Substanz habe das eigene, daß sie das Gegentheil in sich aufnehme, was bey den andern Categorien nicht statt finde; höchstens könnte man λόγος und δόξα vorbringen, die, keine Substanzen, doch das Gegentheil zuließen und wahr und falsch sein könnten. Dieser Einwurf nun ist es, der zweymal auf dieselbe Art und mit demselben Grunde widerlegt wird:

A

p. 4, 28

εἰ δέ τις καὶ τοῦτο παραδέχοιτο, ἀλλὰ τῷ γε τρόπῳ διαφέρει. τὰ μὲν γὰρ ἐπὶ τῶν οὐσιῶν αὐτὰ μεταβάλλοντα δεκτικὰ τῶν ἐναντίων ἐστί· ψυχρὸν γὰρ ἐκ θερμοῦ γενόμενον μετέβαλεν· ἠλλοίωται γάρ, καὶ μέλαν ἐκ λευκοῦ καὶ σποδαῖον ἐκ φαύλου. ὡσαύτως δὲ καὶ ἐπὶ τῶν ἄλλων ἕκαστον αὐτῶν μεταβολὴν δεχόμενον τῶν ἐναντίων δεκτικόν ἐστιν. ὁ δὲ λόγος καὶ ἡ δόξα αὐτὰ μὲν ἀκίνητα πάντῃ πάντως διαμένει, τοῦ δὲ πράγματος κινουμένου τὸ ἐναντίον περὶ αὐτὰ γίνεται· ὁ μὲν γὰρ λόγος διαμένει ὁ αὐτὸς τὸ καθῆσθαί τινα, τοῦ δὲ πράγματος κινηθέντος ὁτὲ μὲν ἀληθὴς ὁτὲ δὲ ψευδὴς λέγεται. ὡσαύτως δὲ καὶ ἐπὶ τῆς δόξης. ὥστε τῷ τρόπῳ γε ἴδιον ἂν εἴη τῆς οὐσίας τὸ κατὰ τὴν ἑαυτῆς μεταβολὴν δεκτικὴν τῶν ἐναντίων εἶναι.

B

p. 4. b 4

εἰ δέ τις καὶ ταῦτα παραδέχοιτο, τὸν λόγον καὶ τὴν δόξαν δεκτικὰ τῶν ἐναντίων εἶναι, οὐκ ἔστιν ἀληθὲς τοῦτο. ὁ γὰρ λόγος καὶ ἡ δόξα οὐ τῷ αὐτὰ δέχεσθαί τι τῶν ἐναντίων εἶναι δεκτικὰ λέγεται, ἀλλὰ τῷ περὶ ἕτερόν τι τὸ πάθος γεγενῆσθαι. τῷ γὰρ τὸ πρᾶγμα εἶναι ἢ μὴ εἶναι, τούτῳ καὶ ὁ λόγος ἀληθὴς ἢ ψευδὴς λέγεται, οὐ τῷ αὐτὰ δεκτικὰ εἶναι τῶν ἐναντίων. ἁπλῶς γὰρ οὐδὲν ὑπ' οὐδενὸς οὔτε ὁ λόγος κινεῖται οὔτε ἡ δόξα, ὥστε οὐκ ἂν εἴη δεκτικὰ τῶν ἐναντίων μηδενὸς ἐν αὐτοῖς γινομένου πάθους. ἡ δέ γε οὐσία τῷ αὐτῇ τὰ ἐναντία δέχεσθαι τούτῳ δεκτικὴ τῶν ἐναντίων εἶναι λέγεται. νόσον γὰρ καὶ ὑγίειαν δέχεται, καὶ λευκότητα καὶ μελανίαν, καὶ ἕκαστον τῶν τοιούτων αὐτὴ δεχομένη τῶν ἐναντίων εἶναι δεκτικὴ λέγεται· ὥστε ἴδιον ἂν οὐσίας εἴη τὸ ταὐτὸν καὶ ἓν ἀριθμῷ ὂν δεκτικὸν εἶναι τῶν ἐναντίων κατὰ τὴν ἑαυτῆς μεταβολήν.

(Schluß folgt.)

K. Hof = und Staats = Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1844.

Drittes Quartal. Juli — September.

(Schluß.)

S. van Emdre, Beschouwende en praktikale verhandeling over 't zaligmakend geloof. Utrecht 1796.

Dr. J. A. Staudenmaier, Die christliche Dogmatik. Bd. 1. 2. Freiburg 1844.

Joh. Habbema, De leer der hervormde kerk angaande het Borgtogtelijke van Christus lijden. Vol. 1 — 3. Amsterd. 1783.

Jacques Balmes, Le protestantisme comparé au catholicisme dans ses rapports avec la civilisation Européenne. Vol. 1 — 3. Paris 1843.

Jan van Geuns, Vier verhandelingen over de oerzaken van het verval in den openbaren eerdienst, en de middelen van deszelfs herstel. Utrecht 1797.

Vic. Salgado, Memoires ecclesiasticas do reino de Algarve. Lisboa 1786.

Ant. Pereira, Principios da historia ecclesiastica. T. 1. 2. Lisboa 1765.

Gaet. Moroni, Le capelle pontificie cardinalizie e prelatizie. Venezia 1841.

Fr. de Almeida, Primeira dissertação critica, contra as memorias para a historia do Bispado da Guarda, sobre alguns pontos da disciplina ecclesiastica de Hespanha. Lisb. 1733.

Manoel de Sa', Memorias historicas dos illustr. arcebispos, bispos e escritores portug. da ordem de Nossa Senhore do Carmo. Lisboa 1724.

Frey. Luis de Jesus, Historia miscellanea que comprehende a fundação das religiosas Descalcos de Santo Augustinho na Villa de Santarem. Lisboa 1734.

Dr. K. R. Hagenbach, Die reformirte Kirche in Beziehung auf Verfassung und Kultus, ihre Aufgabe und mögliche Entwicklung. Schaffhausen 1842.

Dr. Fetzer, Deutschland und Rom seit der Reformation Dr. Luthers. Th. 1. 2. Frankf. 1830.

H. F. Uhden, Die Zustände der anglikanischen Kirche mit besonderer Berücksichtigung der Verfassung und des Cultus dargestellt. Leipzig 1843.

Sanchez de Feria, Palestina sagrada, o memorial de Santos de Cordoba, con notas criticas sobre los principales sucesos de sus historias. Vol. 1 — 4. Cordoba 1772.

Jer. de Ramos, Chronica dos feytos, vida e morte do Infante santo D. Fernando. Lisboa 1730.

Dan. Bartoli, Histoire de Saint Ignace de Loyola et de la compagnie de Jésus d'après les monuments originaux. Vol. 1. 2. Paris 1844.

Dr. K. G. Bretschneider, Die deutsche Reformation der Kirche nach ihrem Wesen und ihrem Werthe historisch dargestellt. Leipzig 1844.

Collectio Bullarum, quibus seren. Lusitaniae, Algarbiorumque Regibus Terrarum omnium sive jam acquisitae sint, sive in posterum acquirentur. Ulyssipone 1707.

Ant. Perreira da Figueiredo, Demonstração theologica, canonica et hist. do direito dos Metropolitanos de Portugal. Lisboa 1769.

Dr. Ellendorf, Die Stellung der spanischen Kirche zum römischen Stuhle, vom Anbeginn ihrer Gründung bis auf die neueste Zeit. Darmstadt 1843.

Dr. E. W. Klee, Die Ehescheidungsfrage. Eine wissenschaftliche Kritik des protestantischen Ehescheidungs-Princips, mit Bezug auf den Preußischen Gesetzentwurf. Berlin 1844.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Januar.

Nro. 6. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Des Qu. Horatius Flaccus Satiren erklärt von L. F. Heindorf. Neu bearbeitet von E. F. Wüstemann. Mit einer Abhandlung von C. G. Zumpt, über das Leben des Horaz und die Zeitfolge seiner Gedichte, namentlich der Satiren. Leipzig 1843. 8. XVIII und 532 S.

Heindorfs Ausgabe der Satiren des Horatius war längere Zeit vergriffen, als H. W. den Plan faßte, mit zeitgemäßen Zusätzen dieselbe zu erneuern. Soll eine neue Bearbeitung an eine ältere sich so eng anlehnen, so muß letztere in der That so vortreffliches geleistet haben, wie eben Heindorfs Buch; eine Schwierigkeit nur wird sich bey jedem solchen Unternehmen ergeben in dem Umstande, daß das Neuere aufgenommen und etwa äußerer Umstände wegen manches in der früheren Ausgabe enthaltene weggelassen werden soll; dann nämlich ist es schwer, das richtige Maaß in der Art zu halten, daß einerseits das Frühere den Hauptstock ausmacht, andrerseits aber Nichts wichtiges späteres übersehen wird. H. W. spricht sich hierüber selbst in der Vorrede aus (S. XIII), er erkennt auch den Umfang des seither angewachsenen Materiales an, zu welchem bey ihm noch ungedruckte Commentare kamen, nämlich Vorlesungen von K. Reisig and K. Fr. Heinrich über das erste Buch, nebst einzelnen Mittheilungen anderer Gelehrten, die in der Vorrede namhaft gemacht werden. Damit hiebey der äußere Umfang der heindorfischen Ausgabe nicht zu sehr überschritten werde, wurde Manches von Heindorfs Bemerkungen gestrichen, Anderes kürzer zusammengezogen, so daß die neue Bearbeitung auch gewissermaßen als eine neue Ausgabe der Satiren gelten kann, nur basirt auf Heindorf, welches letztere jedenfalls dem Buche auch äußere Empfehlung gewährt. Eine nicht unerfreuliche Zugabe erhielt das Buch H. W.'s durch H. Zumpt's Abhandlung. Wir suchen nun H. W.'s Leistung zu betrachten und das Verhältniß der älteren Ausgabe zu dieser neuen nach den Forderungen des bisherigen Fortschrittes in der horazischen Litteratur zu untersuchen, und werden uns hiebey zumeist gleich mit der ersten Satire des ersten Buches beschäftigen, woraus eine Ansicht über die ganze Behandlung, die sich in allen übrigen Satiren gleich blieb, gewonnen werden soll. Hernach soll ausführlich H. Zumpts Abhandlung besprochen werden.

Jede Ausgabe eines Klassikers muß auf ein gewisses Publikum berechnet seyn, wornach sich die Art der Anmerkungen bestimmt. Heindorf sagt in diesem Betreff in der Vorrede, er habe es unternommen, eine Art von Schulbuch zu liefern (S. 11), es gehöre zu den Büchern, deren Hauptzweck Belehrung und Bildung der jüngern Welt ist (S. X), und er wünscht, es möge sein Commentar deutschen Jünglingen sich durch seine anspruchlose Form empfehlen und so lange Nutzen gewähren, bis seine Arbeit von einer gediegeneren und durch ihre Form noch mehr ansprechenden verdrängt würde. Eine Wiederholung eines Buches durch einen Anderen muß natürlich für denselben Leserkreis bestimmt seyn, als das ursprüngliche, und nach diesem Zwecke muß sich die Beurtheilung richten, indem in der ganzen

Manier und besonders in Einzelnheiten jene Rücksicht auf die Leser sich zeigen muß. Was nun gerade Einzelnheiten betrifft, so hat H. W. manche Anmerkungen Heindorfs verkürzt, um für das neu hinzukommende Platz zu gewinnen. Hier aber kömmt es uns wenigstens vor, als könne man nur zwischen zwey Verfahrungsarten wählen: entweder das einmal vergriffene Buch wieder abdrucken zu lassen, wie es war, und das für nöthig erachtete Neue gesondert hinzuzusetzen, — oder das Werk durch ein ganz neues zu ersetzen, welches, wie man sagt, in der Manier des früheren gearbeitet ist. Ein Mittelweg scheint um so weniger zuläßig, je trefflicher das zu wiederholende Buch war. Denn erstens scheint es schon eine Art Pietät gegen den früheren Verfasser zu seyn, welche hindern könnte Einzelnes zu streichen, und dann kömmt es ja auch, wenn einmal seitenlange Anmerkungen abgedruckt werden, auf zwey oder drey Zeilen in der That nicht mehr an, wenn es nämlich überhaupt der Mühe werth war, das vergriffene Buch zu wiederholen, woran bey Heindorf wohl nicht zu zweifeln ist.

(Fortsetzung folgt.)

Aristotelis organon graece.

(Schluß.)

H. W. p. 291 stellt die Sache so dar, als wäre das zweyte eine Steigerung, während in beyden doch nur ein Gedanke zur Widerlegung vorgebracht ist. Auch die nachfolgende grammatische Bemerkung ist schief; er meint, Arist. habe αὐτὰ δεκτικὰ (wie H. W. richtig statt αὐτὸς δεκτικὸς aus A. aufgenommen) geschrieben, obschon nur λόγος voraus geht, weil er λόγος und δόξα im Kopfe gehabt habe. Vielmehr zeigt alles daß dort die Worte καὶ ἡ δόξα ausgefallen sind. Auch sonst wird auf ähnliche Weise dem Ar. in sprachlicher Beziehung etwas zugemuthet, was H. W. später bey wiederholter Lectüre sicher als unhaltbar zurücknehmen wird. — Wie solche doppelte Erklärungen entstanden sind, wird einigermassen verständlich, wenn man bedenkt, daß von derselben Schrift im Alterthume mehrere gleiche Umarbeitungen, Paraphrasen oder wie man sie nennen will, existirten; durch welchen Zufall aber sich einzelne Beyspiele davon in allen unsern Büchern erhalten haben, weiß ich nicht; es genüge auf die merkwürdigste Erscheinung dieser Art, das siebente Buch der φυσικὴ ἀκρόασις, hinzuweisen; vielleicht daß spätere Forschungen auch hierüber noch manches Licht zu verbreiten vermögen.

Zeugt nun die ganze Form des Buches, wie wir glauben, daß in diesem uns zwar Aristot. Lehren, aber nicht ein Werk aus der Hand des Ar. selbst erhalten ist, so wird auch bey der Constituirung des Textes darauf bedacht zu nehmen sein, und manches gehalten werden müssen, was dem strengen Gebrauche des Ar. weniger angemessen scheint. So hätten wir am Anfange nicht in den Worten ὁ δὲ κατὰ τοὔνομα λόγος τῆς οὐσίας, was die Handschriften geben, τῆς οὐσίας ausgelassen. Nach Derippus *) haben allerdings Boethus und Andronicus diese nicht vorgefunden; aber von letzteren ist es, wie wir aus Porphyrius bey Simplicius wissen, nur aus seiner Paraphrase geschlossen, und das ist kein Beweis; so bleibt nur von Boethus wahrscheinlich, der die arist. Definition der ὁμώνυμα citirte und dabey jedes Wort mit Ausnahme von τῆς οὐσίας erläuterte, daß er diese nicht kannte, vielleicht aber auch nur, daß er sie wohl kannte, aber mißbilligte. Ich sehe nicht, wie jemand sie als nothwendig hinzusetzen, wohl aber wie man diesen überflüssigen Zusatz tilgen konnte; λόγος τῆς οὐσίας haben wir uns außer den vom Herausgeber aufgezählten Stellen noch aus p. 715. 5. 730. b. 19. 778. 34. 998. b. 12. angemerkt; einmal finden wir selbst ὅρον τῆς οὐσίας poetic cap. 6. Uebrigens ist zu erwähnen, daß der von Hrn. W. verglichene Laurentianus e im folgenden diese Worte übergeht. Diese Handschrift hat an vielen Orten

*) Derippus stellt die Sache so dar, als hätten jene beyden Peripatetiker den ganzen Satz ὁ δὲ λόγος τῆς οὐσίας ἕτερος in einigen Handschriften nicht vorgefunden, woraus allein schon erhellt, wie geringe Autorität seine Angabe verdient.

ganz eigenes, einmal allein (vergl. W. p. 281) den alten von Simplicius (auch fol. 2. b.) angedeuteten Text, so daß sie mir eine besondere Aufmerksamkeit zu verdienen scheint, zum deutlichen Beweise, was alles noch für die Bearbeitung einzelner Schriften geschehen kann. P. 3. b, 26 wird gesagt daß die Substanz οὐσία keinen Gegensatz habe: τῇ γὰρ πρώτῃ οὐσίᾳ τί ἂν εἴη ἐναντίον, οἷον τῷ ἀνθρώπῳ ἢ τῷ τινὶ ζῴῳ; hier kann τὸ τὶ ζῷον nicht das Individuum bezeichnen, und gleich nachher sagt Ar., daß wie die erste Substanz, so auch die zweyte, das allgemeine, generelle keinen Gegensatz hat: οὐδέ γε τῷ ἀνθρώπῳ ἢ τῷ ζῴῳ οὐδὲν ἐστιν ἐναντίον. wir haben uns daher längst obige Worte ἢ τῷ τινὶ ζῴῳ als einen falschen Zusatz angemerkt und sehen jetzt, daß die vom Herausgeber verglichenen vier Handschriften jene Worte in der That nicht haben, und er selbst p. 289 sie für unächt hält. Dergleichen Embleme habe ich mir aus früherer Lectüre mehrere aufgezeichnet, wo die Handschriften alle übereinstimmen und auch der Herausgeber nichts erinnert, z. B. p. 2 bey der Aufzählung der Categorien: πρός τι δὲ οἷον διπλάσιον, ἥμισυ, μεῖζον. von jeder der zehn Categorien werden immer zwey Beyspiele angeführt, woraus hervorgeht, daß ein Correlat zu viel ist; unten aus der Relation sieht man, daß ἥμισυ falscher Zusatz ist. Pag. 9, 28 τρίτον δὲ γένος ποιότητος παθητικαὶ ποιότητες καὶ πάθη. Die ganze weitläufige Untersuchung geht darauf hinaus und schließt auch mit den Worten, daß die πάθη keine ποιότητες sind, daher die Worte καὶ πάθη wahrscheinlich durch Mißverständniß aus 9, 34 hinaufgenommen worden, hier aber ganz unhaltbar sind. Pag. 10, 14 τῷ γὰρ τρίγωνον ἢ τετράγωνον εἶναι ποιόν τι λέγεται, καὶ τῷ εὐθὺ ἢ καμπύλον. H. W. hat τῷ gegen die Autorität der besten Handschriften, aus welchen Bekker τὸ gegeben, hergestellt; dieselben haben καμπύλον εἶναι. aber das Verbum kann weder hier, noch oben stehen; das σχῆμα ist eine ποιότης, das einzelne conrete, Dreyeck, Viereck ist ein ποιόν τι. Hat der Verfasser, wie ich nicht zweifle, die Concinnität beachtet, so hat er überdieß die Worte καὶ τὸ εὐθὺ καὶ (nicht ἢ) καμπύλον, wie oben, so auch hier nach der Erwähnung der μορφή, also nach v. 16 gestellt. Dagegen hat H. W. richtig p. 100 τὸ δεσπότῃ αὐτῷ εἶναι gegeben, ich wünschte, er hätte kurz vorher S. 99 auch δεσπότῃ εἶναι statt δεσπότην geschrieben.

Es könnte scheinen, als sollte durch diese und ähnliche Bemerkungen angedeutet werden, daß Hrn. W.s Bearbeitung nicht genüge und noch manche Lücke übrig lasse. Vielmehr wollen wir damit nur bezeugen, wie im Ar. Stoff genug zu weitern Untersuchungen gegeben ist, wenn wir auch seine Schriften auf andere Art als die Alten selbst betrachten. Diese fanden in den Categorien ein streng dogmatisches Werk, in welchem jedes Wort seine feste Bedeutung haben und nicht blos das was geschrieben, sondern auch was stillschweigend übergangen sey, beachtet werden müsse; daher die endlosen und unerquicklichen Fragen und Zweifel sammt deren Lösungen, ihre ἀπορίαι und λύσεις, wie wir sie in Simplicius und anderswo aufgezählt lesen, alles in Folge jener falschen Ansicht von dem Werthe des Buches; aber der Vorzug bleibt den Alten, daß sie mit tüchtiger Dialectik ausgerüstet Inhalt und Sache sich angeeignet haben. Die Commentarii Collegii Coimbricensis bringen die scholastische Philosophie des Mittelalters mit Ar. in Verbindung. Hilden, ein Berliner Buchdrucker(!), hat in den drey Quartbänden seiner Ausgabe des Organon (1585) zuerst eine ordentliche Exegese geliefert, ist jedoch von Pacius übertroffen worden, der in seinem Commentarius Analyticus das wesentliche zur Erklärung geleistet hat, freylich mit Benutzung der griechischen Exegeten, die zu einem gründlichen Studien nicht umgangen werden können. Dagegen von Seite der Sprache und der eigenthümlichen Ausdrucksweise den Ar. aus sich selbst zu erläutern, dazu hatte H. W. für das Organon keinen Vorgänger, und hierin hat er sehr viel geleistet. Da wir erst damit beginnen, so haben wir noch außerordentlich viel zu lernen und H. W. hat auf manches aufmerksam gemacht, was man anderswo vergebens sucht, z. B. die Anwendung des οἷον, das Ar. nicht nur gebraucht, um aus mehrern ein Beyspiel hervorzuheben, sondern oft zur Erläuterung, wenn es auch das einzige sein sollte, das vorgebracht werden kann, z. B. Polit. I.

13 ἐν ψυχῇ γάρ ἐστι φύσει τὸ μὲν ἄρχον, τὸ δὲ ἀρχόμενον, ὧν ἑτέραν φαμὲν εἶναι ἀρετήν, οἷον τοῦ λόγον ἔχοντος καὶ τοῦ ἀλόγου. Außer dieſen zweyen gibt es nach ihm nichts anderes, das noch angeführt werden könnte und ſo hat Joſ. Scaliger οἷον getilgt, weil ihm der Sprachgebrauch des Philoſophen nicht bekannt war. Die erſte Analytik hat durch die Figuren oft beſondere Schwierigkeit, die Bezeichnung mit Buchſtaben gab leicht zu Verwechslung Anlaß, und ſelbſt Alexander Aphrod. glaubte hie und da nur durch Aenderung ein richtiges Verſtändniß eröffnen zu können, nicht immer mit Glück, wie I, 25. Solchen Stellen hat H. W. alle nöthige Aufmerkſamkeit gewidmet. Wir zweifeln nicht, daß die Topik die an mehrern Orten einer Nachhilfe bedarf, durch ihn viel gewinnen werde, wie denn Sorgfalt und Beſonnenheit ſeine Arbeit ſehr empfehlenswerth machen. Die beygegebenen Scholien enthalten wenigſtens einiges neue z. B. daß die Benennung ὄργανον von der zweyten Analytik, der Apodictik, ausgeht und ſpäter erſt auf die andern logiſchen Schriften übergetragen worden. Wer weiß, wie viel unbrauchbares durchzumachen iſt, bis man einen neuen erträglichen Gedanken findet, wird auch dieſe Zugabe dankbar anerkennen, und die Klage über die italieniſchen Bibliothekare *) natürlich finden. Wir haben von ihm auch die mathematiſchen Sammlungen des Pappus, die noch nicht gedruckt ſind, zu erwarten. In der Vorrede XV iſt ein Verzeichniß von dem mitgetheilt, was von Bekkers Collation H. W. abweichend gefunden hat; es iſt nur zu den Categorien, das übrige aber aus der Varietas zu den Schriften zu entnehmen. Uns iſt noch manches nicht klar; wenn Bekker zu 7 b. 8 ſagt, ſtatt πτερωτῷ habe B πτερωτῷ αὐτῷ, ſo ſagt H. W. es ſtehe dieſes nicht in B, und 15, 2 führt Bekker wieder aus B an πτηνὸν καὶ τὸ πεζὸν ſtatt des gewöhnlichen πεζὸν καὶ τὸ πτηνὸν, dagegen H. W. πτηνὸν καὶ τὸ πεζὸν non habet B.; aber woher hat Bekker dieſe Abweichungen? gemacht hat er ſie nicht, alſo fand er ſie vor, und wenn nicht in B, vielleicht in A oder C; darüber wünſchten wir Aufſchluß; leicht bilden ſich bey ſolchen Arbeiten in der Redaction Verwechslungen. Ganz unerklärlich iſt uns Waitz Berichtigung zu 6, 7 αὐτὸ [καὶ αὐτὸ non habet C, sed B; aber wie wollte denn Bekker anders, wenn er ſagt αὐτὸ] καὶ αὐτὸ B?

H. Waitz iſt wie wir vernehmen, geſonnen, ſich in Marburg zu habilitiren; die philoſophiſche Facultät jeder deutſchen Univerſität wird einen jungen Gelehrten, der ein Werk wie das Organon des Ariſtoteles iſt, ſo trefflich bearbeitet hat, daß auch ältere ſich es zum Ruhme anrechnen könnten, mit Freuden unter die Zahl ihrer Docenten aufnehmen, und ſo wünſchen wir, daß ſein Streben für die alte Litteratur mit recht günſtigem Erfolge gekrönt werden möge.

Spengel.

*) Bettio wird, wie billig, gerühmt; dagegen Catena (nomen ingenio convenit) Bibl. Ambros. custos, ita custodit libros mss., ut nullius fere codicis copiam faciat, quem oculis subtrahere possit, del Furia autem Bibl. Laurent. praefectus, ferias ita curae cordique habet, ut furia sit, si petas, ut unum diem festum litterarum studiis concedat. Das letzte iſt von einem Bibliothekar, zumal einem Italieniſchen, allerdings etwas zu viel verlangt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Januar.

Nro. 7. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Des Qu. Horatius Flaccus Satiren ꝛc.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir z. B. die erste Satire, so strich H. W. in der Anmerkung zu gravis annis (v. 4) die Worte: „Ueber die zuweilen centnerschwere Last, mit welcher der römische Soldat Kriegsschritt, d. h. 20 Millien in 5 Stunden, gieng, s. Voß zu Virg. Georg. 3, 347," welche, wenn auch nur die nicht aufgenommene Lesart armis betreffend, doch dem Schüler ein lebendiges Bild vor die Augen rücken und ihn um eine historische Notiz bereichern. So wurden zu demselben Verse die Worte weggelassen: „In gravis annis und multo iam fractus membra labore wird man doch keine Tautologie finden wollen," welche doch gewiß den gereifteren Schüler zum Nachdenken und zur Uebung seines Urtheiles reizen, zumal da Nichts gewöhnlicher ist, als die oberflächliche Meinung, der Dichter habe, um den Vers zu füllen, dasselbe zweymal gesagt. Die Bemerkung zu fractus membra labore (v. 5) über dieses Perf. Med. haftet viel eher im Gedächtnisse und lenkt viel mehr die Aufmerksamkeit auf ähnliche Constructionen, wenn die Beyspiele, die die Scholiasten schon beybringen, angeführt sind, als wenn man diese streicht, und Heindorf hatte hierin sicher ein gesundes Urtheil und traf in der Anführung der Scholien die rechte Mitte; ebenso hätte v. 7 zu quid enim die Bemerkung des Scholions: quasi interpellante affectu hoc dicit nicht gestrichen werden sollen, da sie am allerbesten den Sprachgebrauch klar macht. Auch das Scholion zu consultor (v. 10); quia est aliud ius scriptum aliud non scriptum fügt in bündigen Worten eine ganz nothwendige Rechtsanschauung als Beleg zu Heindorfs Worten hinzu, und durfte nicht ausgelassen werden. Zu v. 15 macht Heind. die Bemerkung: „Gesners Erklärung von quo rem deducam als: ad quem finem querelarum suarum homines illos μεμψιμοίρους deducam, geht eben so wenig aus diesen Worten hervor, als die in dem Schol. cruq. ad quam maiorem inconstantiam et insaniam eos deducam." Es scheint aber gerade für Schüler nicht so leicht, es einzusehen, daß dieß nicht in den Worten liegt und es kann nur durch Ueberlegung des ganzen Zusammenhangs der Satire entschieden werden; warum also solch anregende Worte streichen? Zu v. 23 fügt Heind. hinzu: „In den übrigen Satiren hat man nirgends nöthig, auf den Scherz aufmerksam gemacht zu werden; auch ist in den Lukrezischen Uebergängen cetera de genere hoc und hier praeterea ne sic eine den übrigen Satiren fremde Monotonie." H. W. läßt dieß aus, sagt aber doch zu praeterea: „es vermittelt den Uebergang durch Anknüpfung der einen Thorheit an die andre; hierin liegt zugleich der Grund der Unzufriedenheit; so verschwindet die von Heindorf getadelte Härte des Uebergangs;" der van Heind. ausgesprochene Tadel ist aber wegen Auslassung der Stelle bey H. W. gar nicht zu finden. Zu magni formica laboris (v. 33) giebt Heindorf Beyspiele aus den Alten, daß die Ameise sowohl Bild des sammelnden Fleißes ist als auch des Geizes (Theocr. XVII, 106 und Plut. T. II, p. 525 μυρμηκώδης φιλοπλουτία); warum verstümmelt nun H. W. die Anmerkung, indem er die Beyspiele für das

letztere wegläßt? Zu quod si comminuas (v. 43) sagt Heind.: „Ist quod si hier die Partikel (quod si, wenn aber), oder das Pronomen für at si id?“ Heind. hat schwerlich umsonst diesen Satz fragend hingestellt, H. W. aber schreibt gleich dafür: „quod für at si id,“ was gar nicht richtig ist schon wegen des folgenden at ni id fit, sondern quod ist entweder reines Relativ, so daß eigentlich vor demselben bloß Komma zu setzen ist und der Satz si comminuas für sich eingeschaltet steht, oder es gehört zu si; wahrscheinlich wohl das erste, keinenfalls steht es für at id. Zu venales (v. 47) fügt Heind. der Erklärung über die den Herrn auf das Land begleitenden Sklaven noch die Worte bey: „Wie ließe sich denken, daß im Zuge der eben vom mango zum Verkauf gebrachten Sklaven einer gewöhnlich einen Sack mit Brod getragen habe?“ Sie zu streichen, scheint gar kein Grund zu seyn; sie schärfen durch die Angabe einer entgegengesetzten Meinung, die verworfen wird, das Urtheil; ja selbst schon wegen der Erwähnung des eben nicht oft vorkommenden Wortes mango (bey Hor. Ep. II, 2, 13) hätten sie bleiben sollen. Warum läßt H. W. bey dem Worte viventi (v. 50) die Erklärung dieses Dativs, die Heind. giebt, ganz weg und setzt die seinige, die aber doch im Ganzen nicht besser als die Heindorf's ist, dafür hin? Soll einmal Heindorf's Buch wiederholt werden, so muß es ganz geschehen; mit gleichem Rechte kann dann auch das und jenes gestrichen werden, und bleibt man nicht strenge beym Plane des Wiederabdruckens, so giebt es kein Ziel des Streichens. Wir wollen die Stellen, wo Heind.'s Noten amputirt sind, nicht weiter verfolgen, da das Verhältniß nach dem angeführten beurtheilt werden kann, sondern wenden uns zu H. W.'s Zusätzen.

Hier ist natürlich die Betrachtung eine doppelte: erstens müssen wir sehen, was H. W. hinzusetzte und zweytens was er etwa nicht hinzusetzte, das also vermißt würde. Der Masse nach konnten die Zusätze nach H. W.'s Plan nicht sehr viele seyn, da er die äußeren Gränzen eines Schulbuches nicht überschreiten zu wollen scheint. In der Art und Weise und Auswahl schließt sich das neu Hinzugekommene im Allgemeinen dem an, was Heindorf gegeben. Es sind zum Theil Citate von Parallelstellen für den Gebrauch von Wörtern oder Constructionen (und zwar ist die Mehrzahl des Hinzugefügten von dieser Art), zum Theil sind es Berichtigungen an Stellen, wo H. W. anderer Meinung ist, als Heindorf, oder es sind Erläuterungen, die sich auf das sogenannte Antiquarische beziehen (dieß ist der geringste Theil), oder endlich es sind ästhetische Winke und Andeutungen.

Was die Citate betrifft, so sollte, wie uns scheint, überhaupt nicht zu viel Aufwand damit gemacht und die Stellen so viel möglich aus dem näheren Kreise des erklärten Schriftstellers genommen werden, denn allzu Entlegenes zersplittert die getreue Anschauung des Schriftstellers selbst, und eine Ausgabe soll nicht ein thesaurus linguae seyn, denn dafür giebt es eigene Bücher. Wozu z. B. zu Sat. I, 3, v. 23 egomet mi ignosco die Stelle aus Vell. II, 30 familiare est hominibus omnia sibi ignoscere? Um das sibi ignoscere zu verstehen, braucht man wahrlich nicht den Vellejus; den Charakter aber dieses trefflichen Römers wird man doch auch nicht aus dem einzigen Satz erkennen und mit dem des Horatius in Verbindung setzen sollen. Andere Parallelstellen beweisen rein Nichts, so zu I, 1, v. 4 (gegen die Lesart gravis armis) die Stelle aus Cic. Tusc. II, 16: scutum gladium galeam in onere milites non plus numerant, quam humeros lacertos manus; denn während Cicero über die Ertragung der Anstrengung das hervorheben kann, daß der Soldat die Plage des Waffentragens schon gewöhnt sey, könnte man es ja doch einem Dichter nicht verbieten, es gerade malerischer zu finden, uns den Waffenbeladenen gravis armis vor die Anschauung zu bringen; muß denn alle Welt so denken und anschauen wie der Stoiker? Wenn sonst nichts gegen Wolfs Conjectur aufgebracht werden könnte, als diese Stelle aus Cicero, so stünde es um die Vulgata schlecht. Ohne alle Bedeutung für Horatius ist auch z. B. die Parallele Herod. VII, 132 zu I, 1, 15 und Lucian. Prom. 10 zu I, 3, 80. Gut und schlagend hingegen ist z. B. Cic. Phil. II, 32 (habebat hoc omnino Caesar) zu I, 3, 4 (Sardus habebat ille Tigellius hoc). Besser ist es auch

überhaupt, die Stellen ganz hinzuschreiben, wenn sie wirklich eine wichtige Aufklärung geben, denn es sind nicht jedem Lehrer, geschweige jedem Schüler, die citirten Bücher zur Hand; dieß gilt sowohl von Stellen aus Classikern als auch von denen der Erklärer; erstere müssen, wenn sie nicht leerer Wortschall und unnachgeschlagen bleibende Citate seyn sollen, ganz ausgeschrieben werden (ein Vortheil, wodurch manche andere Werke und besonders Beckers Charikles und Gallus sich so sehr auszeichnen), bey letzteren ebenso möchte es wohl noch ein geringerer Nachtheil seyn, über die Bemerkung den Namen des Urhebers aus Mangel an Raum auslassen zu müssen, als den bloßen Namen, ohne die Bemerkung, die doch die Hauptsache ist, hinzusetzen; denn das Nachschlagen ist oft bey dem besten Willen unmöglich, wenn man die Bücher nicht hat. Was sollen z. B. Citate wie: Hand zu Gronov. Diatribe in Statium (zu I, 1, 3) oder Incertus auctor in Grotef. Excerpt. (zu I, 1, 38) oder Broukh. zu Tibullus (zu 1, I, 53) oder Heusinger ad Vechn. Hellenol. (zu II, 2, 25), ja selbst Stallb. zu Ruddim. Instit. (zu I, 4, 24)? Nothwendig hätte z. B. zu I, 1, 11 auch Rein Röm. Priv. Recht über die Bürgschaft nicht bloß citirt, sondern kurz und bündig die Hauptsache angegeben werden sollen; dasselbe möchte gelten von den meisten Citaten aus Moser zu Cic. Tusc., Heusinger zu Cic. de off., Ellendt zu Cic. Brut., Kritz zu Sall., Hauthal zu Pers., selbst Weichert Poet. Lat. Oft findet sich, wenn man nachschlägt, in zwey zu Einem Worte citirten Stellen von Commentaren ganz dasselbe, wobey dann wenigstens das eine Citat ganz überflüßig ist.

Die eigenen Erklärungen nun H. W.'s scheinen nicht alle befriedigend zu seyn. So, um bey der ersten Satire stehen zu bleiben, v. 7, wo die Erklärung von quid enim durch nonne concurritur ganz falsch zu seyn scheint; Heindorf sagt richtig: quid est enim, quod contradici queat? aber das bezieht sich auf den vorhergehenden Ausspruch, und will man es durch einen Satz mit nonne klar machen, so heißt dieser: nonne re vera militia potior est; so versteht es auch Orelli, obwohl es auf den ersten Anblick scheinen möchte, er erkläre es so wie H. W. Auch das En ego (v. 15) hat Heindorf ganz richtig erklärt und falsch verbindet es H. W. mit faciam, worüber schon Orelli's Note das Richtige hätte geben können. Auch ist vv. 15 — 22 wegen der dramatischen Lebendigkeit sicher nicht auf die Nachbildung eines Mimus zu schließen, so wie wir auch mit H. W.'s Bemerkung zu iratus buccas inflet (v. 21) nicht übereinstimmen können, wenn er sagt: „Jupiter als Bausback gehört in eine Burleske, dergleichen dem Dichter hier aus seiner Zeit mag vorgeschwebt haben; hieran erinnert eben so vorher die Vertauschung der Rollen, als gleich darauf der Ausdruck iocularia d. h. dramatisches Possenspiel.“ Die dramatische Lebhaftigkeit ist allgemeiner Charakter der Satiren und Episteln so wie auch Epoden des Dichters, und er braucht wahrlich nicht zu jedem Gespräche seiner Personen Scenen aus dramatischen Stücken vor sich gehabt zu haben; daher auch das Citat aus Liv. VII, 2 gar keinen Bezug zur Stelle hat. — Das nam exemplo est (v. 33) erklärt H. W.: „denn die Ameise kann zum Beyspiele dienen, weil man sich oft darauf beruft;“ dann also werden die Worte gleichsam als Rechtfertigung dafür genommen, daß Horatius dieses Beyspiel gebraucht, aber es möchte eher der Sinn der seyn: „denn es ist so ihr (d. h. der Habsüchtigen) gewöhnliches Beyspiel,“ worauf dann so viel passender das quae simul inversum etc. folgt, indem durch dieses das von den Habsüchtigen gebrauchte Beyspiel gegen sie selbst gekehrt wird. — Warum das ignara (v. 35) nicht mit incauta zusammen zu futuri gehören soll, scheint mir nicht recht klar. — Was den Dativ viventi statt des Genitives bey referat (v. 50) betrifft, so erklärt ihn H. W. als eine Art Dativus commodi „in Beziehung auf ihn macht es keinen Unterschied;“ aber uns scheint erstens ein wesentlicher Unterschied an dieser Stelle zwischen dem Genitiv und Dativ zu seyn; würde Horatius sagen viventis, so würde er eher das Gegentheil dessen, was er will, erreichen, denn er würde dann ausdrücken: „sag mir, was den innerhalb der Grenzen der Sterblichkeit lebenden daran liegt, ob sie hundert oder tausend Aecker pflügen,“ worauf dann die natürliche Antwort wäre: „o sehr viel liegt den Sterblichen daran;“ — aber es wird zweytens durch den Dativ das viventi wie durch den Dativus ethicus ganz

nahe an die zweyte Person, die in die liegt, herangezogen, es hängt das viventi gar nicht von referat ab, sondern ist ganz ähnlich wie der Dativ bey Sall. Cat. 52 hic mihi quisquam misericordiam nominat, und es hat eher ungefähr den Sinn wie: „Sag einmal, was dir denn Großes daran ist, wenn einmal doch sterben mußt, ob du u. s. f.“ (wo die Auslassung des „du“ in der Volkssprache dieselbe Beziehung hervorbringt). Ein solcher Dativ kann natürlich in jedem Satze vorkommen, und steht hier nur zufällig bey referat; man muß also nicht in den Grammatiken sagen, refert regiere bey Horatius auch den Dativ. — Bey v. 55 magno de flumine malim, quam ex hoc fonticulo tantundem sumere sagt H. W.: „das de geht auf das Schöpfen von der Oberfläche des Wassers, ex auf die Tiefe;“ aber lieber möchten wir sagen, das de gehe auf die große Fülle, bey der es nur ein demere giebt, während das ex nur auf die kleine Quelle, die man auch bey geringem Bedürfniß an Wasser gleich ausschöpft. Uebrigens ist v. 59 im Texte ein arger Druckfehler, da es heißt: at qui tantum habet, quantum est opus (statt tantulum habet). — Ob v. 62 nil satis est, inquit, quia tanti, quantum habeas, sis nothwendig ein Uebergang von der directen Rede in die indirecte anzunehmen ist, möchte noch zu bezweifeln seyn, da das sis ja auch ganz einfach das griechische εἴης ἄν seyn kann. — Zu quid rides (v. 69) sagt H. W., der Geizhals lache darum beym Anfange des Mährchens von Tantalus, weil er nicht daran glaube; aber er lacht wohl eher über das, wie es ihm scheint, Unpassende, daß sein Gegner mit einer solchen Fabel anrücke, denn, wie diese mit dem Gegenstande des Gespräches zusammenhänge, begreift er nicht, bis Horatius sagt: mutato nomine de te etc. — Das cogeris (v. 72) scheint uns durchaus nicht Medium zu seyn, wie H. W. behauptet; es ist reines Passivum: „du schläfst auf deinen Säcken und bist genöthigt, dich ihrer zu enthalten;“ auf gar keinen Fall heißt es: „du läßt dich zwingen,“ eher noch: „du zwingst dich selbst.“ — V. 88 folgt H. W. Heindorf in der Aufnahme von ac si, verwirft aber wohl mit Recht dabey die verschrobene Construction, die Heind. in die Periode brachte; behält man aber ohne diese die Lesart ac si, so hinkt der ganze Satz matt hinter dem miraris nach. Es möchte das at si, das auch Kirchner aufgenommen, doch das bessere seyn, wobey aber das nullo labore keineswegs zu retinere zu beziehen ist, sondern es heißt: du wunderst dich, wenn dich Niemand liebt, aber ich sage dir, da ist Nichts zu verwundern, denn wenn du (wie du bist, du mit deiner Geldsucht) die Verwandten, die du ja ohne dein Verdienst durch die Natur erhieltst, dir als Freunde erhalten willst, so ist es vergebliche Mühe, wie wenn Einer einen Esel nach den Zügeln zureiten wollte. — Zu v. 97 ut se non unquam servo melius vestiret sagt H. W.: „man bemerke die Weglassung von quam, wo nach der Auflösung ein anderer Casus als der Nominativ stehen muß, und zwar hier selbst mit anscheinender Zweydeutigkeit;“ aber es scheint durchaus nicht nothwendig, aufzulösen quam servum, es kann ja auch seyn quam servus sc. se vestiret, wogegen man wohl nicht einwenden wird, der Sklave kleide sich nicht selbst, sondern es gebe ihm der Herr die Kleider; se vestire so viel als vestiri entspricht ja unserem „sich tragen“ und kann auch von Sklaven gesagt werden. — Das denique (v. 106) ist falsch gefaßt, wenn H. W. erklärt: „denique ist hier der Schluß des ganzen Sermons; er schließt mit einer Sentenz;“ es drückt ja aber die Steigerung und Zusammenfassung vom concreten Beyspiele zum allgemeinsten Worte aus; zuerst heißt es, es sey ein Unterschied zwischen dem Tanais und dem Schwiegervater des Visellius, dann, es sey ein Maaß in den Dingen, dann „kurz mit Einem Worte: Gränzen sind.“ —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Januar.

Nro. 8. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Des Q. Horatius Flaccus Satiren ꝛc.

(Fortsetzung.)

Bey den vv. 109 sqq. hält sich H. W. bey dem Gebrauche des ut statt des Acc. c. Inf. und dem Hiatus von nemo ut auf; dieß scheinen uns aber die geringsten Schwierigkeiten an dieser Stelle zu seyn, die Hauptschwierigkeit liegt in dem avarus, welches, wie Ref. wenigstens glaubt, der Dichter nicht gesagt haben kann, und das sich durch ein altes Verderbniß des Textes eingeschlichen haben muß; denn erstens von dem war Horatius nicht ausgegangen, daß kein Habsüchtiger mit sich selbst zufrieden ist, sondern daß es überhaupt Niemand ist, und zweytens würde ein selbst logisch falscher Sinn durch das avarus herbeygeführt; denn steht dieses Wort im Satze, so heißt es: alle Habsüchtigen sind mit sich selbst unzufrieden, während der Sinn der ganzen Satire ist: alle mit sich Unzufriedenen sind habsüchtig; und das ist ein großer Unterschied, denn der Grund der Unzufriedenheit soll angegeben werden, nicht aber eine von den vielen Eigenschaften der Habsüchtigen. Lassen wir Versuchs halber jenes avarus weg, so ist der Zusammenhang, wie er überhaupt einzig möglich scheint, folgender: „Wir bemerken, daß Jeder mit seinem Stande unzufrieden ist und das ihm scheinende Gute der andern Stände haben möchte; als Grund dieser Unzufriedenheit geben die Leute an, daß sie bey ihrem gewählten Berufe kein sorgenfreyes Alter vor sich sehen; aber mit diesem Grunde täuschen sich die Leute arg selbst, denn das Geld, als Geld, ist es, von dem sie sich nicht genug sehen; das ist aber eben der Fehler, denn das Geld soll man nicht um seiner selbst willen anstreben, sondern nur so weit es zum Leben nöthig ist, also mit Maaß soll man es verlangen. Kehren wir mit dieser Bemerkung nun zu unserer ersten Beobachtung zurück, daß Jeder mit sich unzufrieden ist und das Gute, das er bey anderen sieht, immer haben möchte (v. 109 — 112) —, so sehen wir leicht ein, daß solchen Jagens es kein Ende giebt, denn da hat am Ende Jeder, wenn er noch so hoch steht, immer noch einen vor Augen, dessen Gut er auch besitzen möchte (v. 113 — 116 sic festinanti — euntem), und darum (v. 117 inde fit, ut raro etc.) ist Keiner zufrieden.“ Das Resultat also ist: die Menschen sind unzufrieden, weil bey ihrem Jagen kein Ende ist; das Jagen selbst war in der Mitte des Gedichtes charakterisirt, als Geldsucht. Die avaritia liegt in dem festinare, das Alle treiben, und eben darum kann nicht vom avarus, sondern nur vom festinans gesprochen werden. Was etwa statt avarus zu setzen sey, darüber wagen wir keine Vermuthung aufzustellen, nur konnte uns aus dem angegebenen Grunde bisher keine Erklärung der Stelle befriedigen, so lange jenes störende Wort in derselben behalten wird. (Der Ausweg, daß avarus gleich quippe avarus zu nehmen, ist wider die Sprache; zieht man aber das ut zu avarus in der Bedeutung von quippe, so verdreht sich durch das dann nothwendig aufzunehmende Fragewort ne der Sinn völlig). — Auch widerspricht sich zuweilen H. W. an verschiedenen Stellen des Commentars, z. B. von non unquam heißt es zu I, 1, 97: non unquam stärker als nunquam wie im Griechischen οὐδὲ εἷς stärker ist als οὐδείς“ — hingegen zu I, 6, 14

heißt es, das non sey mit dem Verbum licuisse zu verbinden, da Horatius außerdem haud unquam gesagt haben würde.

Was die ästhetischen Erklärungen betrifft, so erinnern diese bey H. W. zu sehr an das beliebte quam belle! quam pulchre! z. B. zu I, 1, 4: „Im folgenden achte man sowohl auf den Wechsel der Darstellung, als auf die ausdrucksvolle Bezeichnung der einzelnen Lebensbeschäftigungen. Zuerst werden die Personen dramatisch redend eingeführt, darauf wird die erzählende Wendung gewählt. Dann wie ausdrucksvoll ist die Bezeichnung bey dem ermüdeten Krieger und Landbauer.“ Solches paßt nicht in einen geschriebenen Commentar; wenn aber der Lehrer in der Schule seine ästhetischen Betrachtungen aus der Ausgabe holen soll, so steht es um ihn so schon schlimm genug. So paßt auch die Anmerkung zu v. 58, die aus Reisigs Heften genommen ist, wohl in eine Vorlesung, aber nicht in das Buch. Wir erwähnen noch z. B. zu v. 99: „liberta im schönen Gegensatz der liebenden Gattin, deren oben gedacht wurde,“ oder zu v. 101: „Wie schön und in der Manier solcher Menschen ist es, daß der Geizhals, um Rechtfertigung verlegen, das entgegengesetzte Extrem auffaßt.“ (Nein, nicht schön ist es von ihm, sondern recht abscheulich ist es von ihm). Aehnlich ist die Anmerkung zu I, 5, 30.

Weniges wollen wir über Punkte bemerken, wo H. W. Bemerkungen, die uns zum Ganzen seiner Behandlung nach zu passen schienen, hinzuzufügen unterließ. So wäre z. B. I, 1, v. 7 vielleicht die Art des Genitives horae momento zu erklären gewesen, etwa nach τέλος θανάτοιο oder ἔρκος ὀδόντων, da diese Anschauung von solchen Identitäts-Genitiven für Erklärung mancher Stellen nicht ohne Einfluß seyn möchte. V. 10 wäre etwa in sub galli cantum die komische Uebertreibung bemerklich zu machen gewesen und durch Beyspiele aus Horatius zu erläutern. Bey v. 36 quae simul inversum contristat Aquarius annum wird eine wesentliche Anschauung entzogen, wenn man die Vermuthung, die auch Orelli ausgesprochen, nicht herbeyzieht, es werde damit irgend ein heroischer Vers verspottet (ähnlich wie jener Vers des Furius Bibaculus Sat. II, 5, 43 Jupiter hibernas cana nive conspuit Alpes). Zu v. 46 sq. wäre es nicht überflüssig, wenn die den Herrn gewöhnlich begleitenden Sklaven näher bezeichnet würden. Zu v. 62 wäre vielleicht anzudeuten gewesen, daß Horatius den Einwurf nicht (wie Kirchner meint) unwiderlegt läßt, sondern wie gerade die kräftigste Widerlegung im Folgenden enthalten ist. Zu I, 2, v. 58 sqq. hätte man etwa auf die Ethik des Aristoteles wenigstens hinweisen können, wie nämlich dort die Tugend als die μεσότης von zwey Fehlern erscheint. Die Zusammengehörigkeit von lippus und pervideas in I, 3, 25 hätte einen guten Beleg aus dem griechischen σκότος βλέπειν und ähnlichen Verbindungen erhalten können. Doch man kann sagen, solche Stellen, wo der Eine diese, der Andere jene Bemerkung zu finden wünschte, ließen sich ins Unendliche vermehren, und wollte man alle diese Wünsche befriedigen; so entstünde ein allzu umfangreicher Commentar, den ja H. W. nicht geben wollte, dessen Plan ja nur war, die Heindorfische Ausgabe zu wiederholen. Aber eben, sobald diese Wiederholung auch neue Zusätze in ihren Kreis zieht, so verändert sich der Standpunkt der Beurtheilung; und da, um es nur aufrichtig zu gestehen, kann Ref. die dringende Nothwendigkeit einer solchen neuen Ausgabe der horazischen Satiren nicht völlig einsehen, indem für die Zwecke der Schüler und selbst noch viel weiter Orelli's Bearbeitung sicher genügt, der Lehrer und Gelehrte aber doch die bedeutenderen Ausgaben sämmtlich benützen und sie gewissermaßen Jeder für sich selbst zum Abschluß bringen muß. Wenn schon Heindorf im Jahre 1815 in der Vorrede sagte: „daß ich aber durch diese Arbeit die wohl nicht zum Heil der Wissenschaft in unserm Vaterlande immer wachsende Zahl der philologischen Bücher vermehrt habe, mögen meine Freunde verantworten, deren Ermunterung ich Gehör gab“ — so möchte nun nach Verlauf der letzten Jahre gerade bey einer Ausgabe des Horatius dasselbe vielleicht um so mehr zu bedenken seyn.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung von H. Zumpts Abhandlung „über das Leben des Horaz und die Zeitfolge seiner Gedichte, namentlich der Satiren.“ Ueber die Lebensumstände des Dichters, so weit sie aus der lateinischen Vita (des

Suetonius), und aus den Gedichten selbst hervorgehen, konnte wohl nach den Arbeiten von Kirchner (Quaestiones Horatianae), Weichert (Poet. Lat.) und Franke (Fasti Horatiani) Nichts wesentlich Neues mehr gegeben werden; H. Z. faßt das Bekannte in fließender angenehmer Form zusammen. Die Zeitfolge der Gedichte ist eigentlich nur von den Satiren angegeben, nach dem Zwecke der Ausgabe nämlich, da diese selbst nur die Satiren enthält. Ueber Einiges nun von dem, was diese Abhandlung des H. Z. enthält, erlauben wir uns, unsere Zweifel hier auszusprechen.

S. 4 sagt H. Z.: „Die Mutter des Hor. wird nirgends erwähnt, wahrscheinlich war sie auch eine Freygelassene, da in jener Zeit Verheirathungen zwischen vormaligen Sklaven und freygebornen Bürgerinnen wenigstens ungewöhnlich waren. Es läßt sich voraussetzen, daß sie früh gestorben ist." Bey allem Mangel an Nachrichten bleibt dieß natürlich nur eine Vermuthung; von den Kinderjahren, die Horatius in Venusia zubrachte, wissen wir ja gar Nichts, und zur Zeit, als ihn sein Vater nach Rom brachte, war er der mütterlichen Erziehung schon *entwachsen*, da er ja damals seine Zeit bey seinen *Lehrern* zubrachte. Wollte man alle Möglichkeiten ausbeuten, so wäre selbst noch ein anderes Verhältniß denkbar als Grund für die Nichterwähnung seiner Mutter, wofür zuletzt noch Sat. I, 6, 36 (quo patre sit natus, num ignota matre inhonestus) herbeygezogen werden könnte. S. 6 heißt es: „Für den strebsamen jungen Mann ohne bedeutendes Vermögen gab es nur Ein Mittel, sich aufzuschwingen, wenn er Kriegsdienste nahm und sich einer Partey mit Leib und Leben anschloß; und es muß bezweifelt werden, ob Horaz dazu genug politische Entschlossenheit, selbst ob er die erforderliche Körperkraft besaß." Mangel an politischer Entschlossenheit ist wohl zweydeutig und könnte in nachtheiligem Sinne für Horatius genommen werden, was wir nicht gerne zulassen möchten; denn wir glauben, daß, wann er Partey ergriff, er ein treuer und verläßiger Parteygänger war; die politische Richtung überhaupt, zu der in einer wirrevollen Zeit ohne dieß nicht Jeder geschaffen ist, mag ihm gefehlt haben (er war zu sehr Dichter, als daß er einzelnen politischen Bestrebungen sich hingegeben hätte; daß er aber auch in dieser Beziehung großartige Gesinnung gehabt, zeigt Epod. VII Quoquo scelesti ruitis und Epod. XVI Altera iam teritur bellis); doch in diesem Sinne will wohl auch H. Z. den Mangel an politischer Entschlossenheit verstanden wissen. — Bey den Studien, welchen Horatius in Athen oblag, wäre wohl auch die Schule des Philodemus zu erwähnen gewesen, denn die Lehre Epikurs kannte Horatius sicher nicht bloß oberflächlich, sondern durch näheres Eindringen (Sat. I, 2, 121). — Ferner S. 6 heißt es: „Es ist nicht anzunehmen, daß der Jüngling rein aus wissenschaftlichem Drange ohne einen Plan für seinen künftigen Lebenserwerb nach dem stillen Athen ging. Es ist mir wahrscheinlich, daß er sich durch das Studium der griechischen Sprache und Litteratur befähigen wollte, Lehrer der Grammatik in Rom zu werden." Einen Grammatiker Horatius aber (selbst in der damaligen Bedeutung des Wortes γραμματικός s. Quintil. II, 1), einen plagosus Horatius können wir uns nicht recht denken; ja, rein wissenschaftlicher Drang hat ihn wohl nach Athen getrieben, denn hätte er diesen nicht gehabt, so hätte er wahrlich nicht so gesunde Urtheile über die griechische Muse aussprechen können; fährt H. Z. dann fort: „Zu einer ganz unabhängigen Existenz reichte sein Vermögen nicht aus," — so glauben wir, daß wenn sein Vermögen zur Reise nach Athen und dem Aufenthalte dort ausreichte, es nicht so ganz unbedeutend gewesen sein kann, oder vielmehr, daß wenn er es dazu aufwandte, er eben dadurch an den Tag legte, daß die äußere Existenz seine geringere Sorge war. — Die Frage, wie Horatius sein väterliches Gut verloren, läßt H. Z. ziemlich unentschieden, indem er sagt (S. 9): „Es ist möglich, daß er es schon früher, als er noch in Griechenland war, hatte verkaufen müssen, zumal wenn sein Vater erst während seiner Abwesenheit starb; wenn er es aber auch, wie von Neueren durchweg angenommen wird, in Folge der Ackervertheilung verlor, so u. s. f;" aber nach den letzten Worten der zweyten Satire des zweyten Buches scheint ziemlich klar zu sein, daß nur der letztere der wahre Grund ist, und aus Ep. II, 2, 49 sqq. kann man schließen, daß er eben bey seiner Rückkunft von Griechenland sein väterliches Gut den Veteranen assignirt fand.

Einen bedeutenderen Zweifel haben wir zu erheben gegen H. Z.s Annahme (S. 10): „Die Armuth, die zu Wagniſſen reizt, trieb den Horaz, wie er Ep. II, 2, 51 ſagt, an, Verſe zu machen, das heißt, denke ich mir, Horaz machte Verſe zunächſt, um ſich ſeinen Lebensunterhalt zu erwerben.“ Erſtens iſt nicht wohl einzuſehen, wie Horatius gleichſam vom Dichter-Honorar habe leben können, zumal da H. Z. ſelbſt annimmt, die Herausgabe der Satiren, die doch nebſt den Epoden die erſten Dichtungen waren, ſey erſt im Jahre 32 v. Chr. erfolgt; wenn nun Horatius im Jahre 41 nach Italien zurückkehrte, lebte er dann bis 32 bloß vom Honorar für die Epoden oder für dichteriſche Verſuche, die er hernach ſelbſt der Veröffentlichung nicht werth hielt? Dann aber auch will es Ref. ſcheinen, als wäre überhaupt über die Stelle, wo Horatius ſagt, er habe aus Armuth Verſe gemacht, ziemlich zwecklos ſo viel geſtritten worden. Der ganze Zuſammenhang zeigt ja ſonnenklar, daß Horatius ſpaßhafte leere Ausflüchte ſucht gegen des Florus Zumuthung von neuer poetiſcher Thätigkeit. Er ſagt (V. 55 sq): singula de nobis anni praedantur euntes; eripuere iocos, venerem, convivia, ludum, ferner könne er darum nicht dichten, weil Jeder eine andere Poeſie von ihm verlange, ferner, weil keine Ruhe auf der Straße ſey, — festinat calidus mulis gerulisque redemptor, torquet nunc lapidem, nunc ingens machina tignum, tristia robustis luctantur funera plaustris, hac rabiosa fugit canis, hac lutulenta ruit sus (v. 72—75) —, und da gehe nun einer her und mache nun noch hübſche Verſe (v. 76; nunc et versus tecum meditare canoros). Man ſieht, wie ſpaßhaft die ganze Stelle gehalten iſt, und ebenſo ſpaßhaft nun ſucht er dem Einwurfe zu entgehen, der ihm gemacht werden könne, weil er ja doch früher (gleich nach der Rückkehr aus Griechenland) gedichtet habe. „Ja,“ ſagt er nemlich, „damals war es Etwas anderes, damals, weißt du, da trieb mich der Hunger dazu.“ Anders, als durch dieſe ſpaßhafte Art, die Zumuthung von ſich zu weiſen, wie der Scherz ja doch in der ganzen Stelle klar genug in die Augen ſpringt, glauben wir die Worte nicht erklären zu können noch zu dürfen; und, wenn man nun daraus gleich in die Lebensbeſchreibung des Dichters aufnimmt, er habe aus Armuth gedichtet, ſo könnte unſeres Dafürhaltens mit ganz gleichem Rechte aus v. 75 die herrliche Notiz in ſeine Biographie aufgenommen werden, Horatius habe in den ſpäteren Jahren deßwegen nicht mehr gedichtet, weil ihm damals auf der Straße bald ein wüthender Hund, bald ein ſchmutziges Schwein in den Weg gelaufen ſey.

Dann kömmt H. Z. auf des Horatius Verhältniß zu Mäcenas, deſſen Anfang in das Jahr 40 geſetzt wird, nach des Dichters Angabe (Sat. II, 6, 40): septimus octavo propior iam fugerit annus, ex quo Maecenas me coepit habere suorum in numero; dieſe Satire nemlich ſetzt H. Z. in das Jahr 34, bloß um das Jahr 40 als das der Bekanntſchaft mit Mäcenas zu erhalten; aber erſtens das septimus octavo propior kann doch Horatius nicht ſagen, wenn er, wie H. Z. angiebt, erſt 6 und ein halbes Jahr mit Mäcenas bekannt war, ſondern offenbar nur, wenn jenes Verhältniß bereits 7 und ein halbes Jahr gedauert hatte; es käme alſo, wenn man die neun Monate, die bekanntlich vom erſten Geſpräche mit Mäcenas bis zur Aufnahme in das Haus desſelben verfloſſen, dazu rechnet, und die ſechſte Satire wirklich mit H. Z. in das Jahr 34 ſetzt, etwa gerade die Zeit der Schlacht bey Philippi als die Zeit heraus, wo Horatius zuerſt mit Mäcenas geſprochen habe. Aber es fällt ja auch die erwähnte Satire früheſtens in das Jahr 31 oder 30, da die Anſpielung auf die Dacier v. 53 (num quid de Dacis audisti) offenbar auf den notoriſch bekannten Feldzug gegen die Dacier zu beziehen iſt, der im Jahre 31 war, und nicht auf den Zug zur Erhaltung von Siscia in Pannonien, wobey die Dacier gar nicht ins Spiel kamen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Januar.

Nro. 9. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Des Qu. Horatius Flaccus Satiren ꝛc.

(Schluß.)

Somit fällt der Anfang des Verhältnisses zu Mäcenas in das Jahr 38 oder 37. Dieß über die Zeit. Aber wenn nun H. Z. S. 13 sagt: „Ueber die äußeren Bedingungen dieses Verhältnisses schweigt Horaz mit derjenigen Scheu, die einem freyen Manne ziemt“, — so scheint uns von „äußeren Bedingungen“ überhaupt keine Rede gewesen zu seyn; es war ein bloß gesellschaftliches Verhältniß, wie aus Sat. I, 6 und dem Schluße der letzten Satire des ersten Buches zur Genüge hervorgeht. Horatius verkaufte seine Freyheit nicht. H. Z. erkennt dieß auch an, sagt aber doch: „Horaz erfreut sich seiner Freyheit zu leben und über seine Zeit zu bestimmen, wie er will, was doch nicht ganz mit seiner Stellung zu Mäcenas, die er daneben erwähnt, vereinbar erscheint.“ Freylich, wenn von einer „Anstellung“ gesprochen wird, möchte es um die Freyheit schlimm gestanden haben. H. Z. fährt fort: „Und wie stimmt es wieder mit jener Freude an der eigenen Unabhängigkeit, wenn er Serm. II, 6, 33 von seinen zerstreuenden Geschäften redet und darüber klagt, daß hundert fremde Besorgungen ihm durch den Kopf gehen? Ich denke, er spricht von verschiedenen Zeiten, und es gieng ihm, wie es seinem hohen Freunde gieng, oder vielmehr, seine Muße und Geschäftigkeit richtete sich nach Mäcenas' Verhältnissen.“ Es ist aber doch augenfällig, daß Horatius eben wegen seiner Liebe zur Unabhängigkeit auch über die kleinsten ganz gewöhnlichen Störungen klagt, und daß er eben darum in der angeführten Stelle wieder komisch übertreibt. H. Z. kömmt nun eben auf die „Anstellung“ des Horatius als scriba bey Mäcenas zu sprechen. Nachdem also die Aussichten auf eine Professur der Grammatik sich zerschlagen, ließ sich Horatius als scriba anstellen. Es wird zu dieser Annahme die Stelle Sat. II, 6, 36 sq. de re communi scribae magna atque nova te orabant hodie meminisses, Quinte, reverti und die Nachricht in der lateinischen Lebensbeschreibung „scriptum quaestorium comparavit“ benützt. H. Z. nimmt dann an, Horatius habe dieses Amt erst später und durch des Mäcenas Vermittlung erhalten; die Frage, die sich H. Z. selbst aufwirft, wie diese Anstellung mit den Pflichten gegen Mäcenas und der gelehrten Muße des Dichters vereinbar sey, wird durch folgende Vermuthung zu beantworten gesucht: „wahrscheinlich versah Horaz seinen Dienst als scriba nur bey Mäcenas, wenn dieser, bey der mehrmals eintretenden Entfernung Cäsars von Rom, mit Vollmacht über Rom und Italien bekleidet, die Geschäfte zu leiten hatte.“ Auch die Schenkung des Landgutes soll damit zusammenhängen, indem Mäcenas darum seinem Horatius ein Grundstück abgetreten oder ihm das Geld zum Kaufe desselben gegeben habe, damit er die für die Anstellung nöthige Caution dem Volke habe leisten können. Wir müssen gestehen, daß uns durch solche Annahme das ganze Bild, das wir uns von dem Leben des Horatius aus seinen Gedichten gestalteten, unangenehm getrübt wird. Allerdings muß eine solche etwaige Zuneigung historischen Gründen weichen, aber solche können wir

hier nicht finden; denn das ganze Gebäude jener Vermuthungen hat keinen anderen Boden, als jene Stelle bey Horatius und die bey Suetonius. Die letztere kann ganz richtig seyn; es kann nämlich Horatius nach der Rückkehr aus Griechenland diesen Erwerb gesucht haben, und dazu, nicht aber zum Dichten, konnte ihn im Ernste die audax paupertas getrieben haben. Die Stelle aber Sat. II 6, 36 besagt keineswegs nothwendig, daß der Dichter noch scriba sey, sondern nur, daß das Collegium der scribae ihn auch noch über Angelegenheiten eben ihres Collegiums um Rath frage, was Horatius auch in jener spaßhaften Aufzählung der Unbequemlichkeiten eines Aufenthaltes in der Stadt mit vorbringt (wobey das ganze Schreiber-Collegium ziemlich en bagatelle behandelt wird). Die Stelle wird auf die beste und, wie es scheint, des Dichters würdigste Art so erklärt, wie es bereits Franke und Orelli thaten; Horatius sey nemlich allerdings nach seiner Rückkehr scriba quaestorius gewesen, habe aber bald, diese Beschäftigung zur Zeit der Bekanntschaft mit Mäcenas aufgegeben, und bringe nun mit komischer Anspielung auf jenes frühere Verhältniß auch die kleine Störung seiner Ruhe vor, die daraus entstehe, daß sogar die scribae ihn noch gleichsam als den ihrigen betrachten und um Rath fragen. Von der Zeit der Bekanntschaft mit Mäcenas an hatte ja Horatius gewiß nicht mehr Noth zu leiden, sondern hatte, wie H. Z. wieder selbst (S. 13) sagt, durch die Liberalität seines Gönners was er brauchte und mehr als er brauchte. Zur Stelle eines Privatsekretärs, der als scriba quaestorius in den Listen aufgeführt und vom Staate besoldet gewesen sey, wußte Mäcenas sicher auch noch andere zuverläßige Leute aufzufinden. Horatius wenigstens gehört nur in das Dichterkränzchen bey Mäcenas, wozu Plotius, Varius, Virgilius, Valgius, Oktavius, Fuscus, die beyden Viscus, Pollio, Messala, Bibulus, Servius, Furius und andere sich einfanden. Auch das können wir nicht glauben, daß, wie H. Z. sagt, Horatius vielleicht täglich zur bestimmten Stunde seine Visitte bey Mäcenas machte.

Was nun die Zeitfolge der Gedichte des Horatius überhaupt betrifft, so verwirft H. Z. die strenge Scheidung Bentley's, der gewisse Jahre angenommen, in denen Horatius bloß Satiren, andere in denen er bloß Oden geschrieben u. s. f. Auch daß Bentley die Abfassungszeit eines ganzen Buches oder aller Gedichte eines Buches aus der Zeit einzelner Gedichte bestimmt, wird mit Recht getadelt und verworfen. Die Annahme, daß Horatius selbst seine Bücher abgeschlossen, geordnet und herausgegeben habe, wird bey der Untersuchung festgehalten. Es soll nun die Frage entschieden werden, wann Horatius seine Satiren abgeschlossen (noch nicht herausgegeben, sondern bloß erst abgeschlossen). Zunächst, sagt H. Z., sey es klar, daß dieß jedenfalls vor dem Jahre 27 v. Chr. geschah, da Cäsar Octavianus nur Cäsar, nicht Augustus genannt werde, welch' letzteren Namen Octavianus erst im J. 27 erhielt. Aber wie kann denn dieß für jene Gedichte einen Bezug haben, wo Octavianus gar nicht erwähnt wird, also weder als Cäsar noch als Augustus? Es liegt da offenbar die Annahme zu Grunde, daß, wenn Horatius die Satiren erst nach d. J. 27 herausgegeben hätte, er alle Stellen der früher verfaßten Gedichte, wo das Wort Cäsar gestanden, nothwendig hätte so ändern müssen, daß nunmehr Augustus darin gestanden; da nun aber noch der Name Cäsar in den Satiren vorkomme, so müssten sie vor einer Zeit abgeschlossen d. h. geordnet sein, welche eine solche Anordnung nothwendig erheischt hätte. Aber wir meinen, Horatius hätte auch bey einer später erfolgten Abschließung solche Kleinigkeiten in Gedichten, deren Abfassungszeit seinen Freunden ja bekannt war, wohl können stehen lassen. Für den Abschluß scheint also jener Wortgebrauch kein nöthigendes Beweismittel; etwas anders ist es natürlich mit der Abfassungszeit der einzelnen Gedichte, in denen das Wort Cäsar vorkommt. Aber H. Z. zieht die Gränzen der Zeit noch enger; die Satiren seyen nemlich nicht später, als im Jahre 32 abgeschlossen, indem (S. 24) „gar keine Andeutung des großen Kampfes, der Rom und die ganze römische Welt aufs äußerste bewegte, zwischen den beyden Triumviren Cäsar und Antonius, darin enthalten ist.“ Aber wozu denn überhaupt diese Annahme? Was steht denn so mächtig gegen das Jahr 31 oder 30 als die Zeit des Abschlusses entgegen, daß H. Z.

sogar einen Gewaltstreich gegen Sat. II, 5 wagen muß? Dort nemlich wird die Zeit durch die Prophezeihung des Teiresias (v. 62) bezeichnet: tempore quo iuvenis Parthis horrendus ab alto demissum genus Aenea tellure marique magnus erit, was offenbar erst von der Zeit nach dem Siege bey Actium verstanden werden kann; da wird nun die Vermuthung aufgestellt: „daß diese Verse in die früher verfaßte Satire nachträglich bey der Herausgabe gesetzt sind, um zugleich dem Sieger eine wohlgewählte Huldigung darzubringen.“ (Die Anspielung in Sat. II, 6 auf den dacischen Krieg bestand freylich, wie schon oben bemerkt, für H. Z. nicht mehr, braucht also auch nicht durch eine ähnliche Annahme weggeräumt zu werden.) Eine neue Mißlichkeit entsteht aber offenbar durch die Annahme eines vorhergegangenen „Abschlußes“ im Jahre 32 und wieder als davon verschieden dann die „Herausgabe“ im Jahre 30, wo dann das artige Kompliment geschwind in II, 5 hineingeflickt wurde. Wir begreifen nicht, wozu sich in ein solches Chaos von Hypothesen verwickeln? Die Sache scheint ganz einfach zu seyn, wenn man nur nicht weiter gehen will, als überhaupt möglich ist, — est quodam prodire tenus, si non datur ultra —; die Anspielungen auf Zeitverhältnisse in den Satiren reichen bis zum J. 30, folglich sind sie nicht vor dem Jahre 30 zusammen herausgegeben; diesem steht keine innere und keine äußere Unmöglichkeit entgegen; weiter aber wissen wir Nichts; wahrscheinlich wohl hat Horatius die Satiren bald nach 30 herausgegeben, weil er sich dann zur Dichtung der Oden wandte, möglich ist aber auch, daß er seine Gedichte selbst neun Jahre im Schranke liegen ließ.

Ebenso beruht die Bestimmung der Zeit der Abfassung der einzelnen Satiren meist nur auf Vermuthung und subjectiven Gründen, denen man entweder nur die Erklärung, daß man davon nicht überzeugt sey, oder wieder andere subjective Gründe entgegensetzen kann. H. Z. giebt folgende Ordnung der Satiren der Zeit nach: In das Jahr 40 wird zunächst I, 7 Proscripti regis Rupili gesetzt, da sich der erzählte Vorfall im Winter 43 auf 42 zugetragen, das Interesse in der Neuheit bestehe und kein anderer Zweck als gesellige Unterhaltung bey der Abfassung zu Grunde gelegen seyn könne; darum also sey es einer der ersten Versuche in dem Kreise bey Mäcenas; aber erstens fällt, wie wir oben sahen, der Anfang des Verhältnisses zu Mäcenas nicht vor d. J. 38, und zweytens: konnte denn Horatius gar nirgends anders, als nur bey Mäcenas seine Gedichte vorlesen? Diese Satire kann ebensogut vor der Bekanntschaft mit Mäcenas, als lange nach deren Beginn geschrieben seyn; noch rohere Anfänge der Kunst kann Ref. in dem Gedichte nicht finden, und es möchte mit Franke eine spätere Abfassungszeit für dasselbe zu bestimmen seyn. In dasselbe Jahr 40 setzt H. Z. II, 4 Unde et quo Catius und II, 8 Ut Nasidieni iuvit; die Zusammengehörigkeit aber dieser beyden Gedichte scheint uns nur sehr äußerlich; in der ersten ist die Philosophie der Kochkunst verspottet, in der zweyten der eitle Geck, der seine der Himmel weiß wie eingerichtete Mahlzeit gern loben hörte, dabey aber seinen Gästen nicht einmal genug zu trinken giebt; so finden wir keine Gleichartigkeit des Inhaltes. Wenn aber H. Z. sagt: „Im Uebrigen verräth sich die Jugend des Dichters und seine Neuheit im Hause des Mäcenas, außer der indirekten Erzählung, wobey er noch keine Rolle spielt, wohl auch durch die Aufmerksamkeit, die er den Entdeckungen der Tafelgenüsse schenkt,“ so kömmt es fast heraus, als habe Horatius in dem ersten Jahre bey Mäcenas sich, wie man sagt, herausessen wollen und darum auf die Speisen sehr geachtet. Was die indirekte Erzählung betrifft, so scheint es uns gerade mehr Kunst und derberer Spott zu seyn, wenn die Personen gleichsam selbst ihre Schande gestehen müssen (ähnlich wie Aristophanes in den Fröschen den Agathon und Euripides ihre eigene Karrikatur selber darstellen läßt). Von I, 8 Olim truncus eram heißt es nur: „Wir haben allen Grund, dieß Gedicht in eine frühe Zeit, ich meine in das Jahr 39, zu setzen; es sollte ebenfalls nur zur Be-

lustigung des geselligen Kreises in Mäcenas' Hause dienen; ... Die Satire ist noch nicht zu einer allgemeinen Ansicht erhoben." Wie giebt aber das letztere, selbst zugegeben, den Schluß gerade auf das Jahr 39 und durchaus kein anderes? Die erste eigentliche Satire, sagt H. Z. sey I, 2 Ambubaiarum collegia; der Dichter zeige sich in jugendlicher Ungebundenheit und etwas roher Kraft. Aber diese Satire scheint uns so innig mit Sat. I, 1 zusammenzuhängen, daß sie die wahre Fortsetzung derselben seyn möchte; überhaupt ist die Anordnung der einzelnen Gedichte sicher nicht eine zufällige und, wie H. Z. S. 28 meint, eine bloße Abwechslung des Inhaltes bezweckende. Bey diesen beyden z. B. scheinen die Verse der ersten pergis pugnantia secum frontibus adversis componere und est modus in rebus sunt certi denique fines mit dem der zweyten dum vitant stulti vitia, in contraria currunt das offenbare Band beyder zu enthalten. Von den letzteren erhalten wir bey H. Z. die bloße Auskunft: „Ich setze die Satire in das Jahr 39." In dasselbe Jahr gehöre I, 6 Non quia Maecenas; denn das Gedicht müsse in einer friedlichen Zeit gemacht seyn, ehe Mäcenas eine Stellung erhielt, bey der auch Horatius stark beschäftigt wurde. Man sieht, daß dieß mit H. Zs. Ansicht von der Anstellung des Horatius zusammenhängt. Dann heißt es: „an dieß Gedicht schließt sich I, 9 Ibam forte an" und: „ich setze die launige Schilderung in den Anfang des Jahres 38." Warum gerade in diese und keine andere Zeit? Auf gleiche Weise wird II, 5 Hoc quoque Teiresia in das Jahr 38 gewiesen. Beweise darf man bey chronologischen Untersuchungen doch mit Recht fordern. Als die Zeit der Brundisischen Reise, die I, 5 Egressum magna beschrieben wird, steht durch Kirchners Untersuchung das Jahr 37 fest, in welches auch H. Z. das Gedicht setzt. Ohne bindenden Grund aber wird wieder I, 1 Qui fit Maecenas in das Jahr 36 verwiesen, und ebenso in dasselbe Jahr I, 4 Eupolis atque Cratinus und I, 10 Nempe incomposito, Gedichte, die in nothwendigem Bezuge auf einander stehen, bey welchen es aber gerade der Fall seyn möchte, daß zwischen dem ersten und dem die Rechtfertigung enthaltenden zweyten wenigstens einige Monate verflossen, so daß sie also ebensogut in verschiedene bürgerliche Jahre fallen können. Sonderbar verfährt H. Z. mit II, 1 Sunt quibus in Satira, welche in das Jahr 35 gesetzt wird; nämlich H. Z. sagt: „viele Chronologen setzen dieses Gedicht deßhalb nach der Schlacht von Actium, weil Cäsar invictus genannt wird und parthische Reiterkämpfe erwähnt werden; ich habe aber schon oben ausgeführt, daß die Abfassung des ganzen Werkes gar nicht bis an die Schlacht von Actium heranreicht." Ein hübscher Cirkel, denn jener Beweis war eben darum schon mangelhaft, weil gerade diese Stelle, die nur nach der Schlacht bey Actium niedergeschrieben seyn kann, unberücksichtigt blieb. Ferner heißt es: „Horaz schrieb, ich glaube im Jahre 35, Serm. II, 2 Quae virtus et quanta." Von II, 6 Hoc erat in votis sprachen wir schon oben, daß nemlich die Stelle mit der Anspielung auf die Dacier das Gedicht entschieden in das Jahr 31, nicht, wie H. Z. angiebt, in das Jahr 34, verweist. Von II, 7 Jam dudum ausculto heißt es, sie gehöre als Gegenstück unmittelbar zur eben erwähnten. Dieß zugegeben, können nicht Gegenstücke zu verschiedenen Zeiten gefertigt werden? Für II, 3 Sic raro scribis endlich wird das Jahr 33 angenommen.

Dr. Prantl.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Januar.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Observations on Egyptian Ethnography derived from Anatomy, History and the Monuments. By Samuel George Morton. (Aus den Transactions of the American Philosophical Society, held at Philadelphia. Vol. IX, new series. Part. 1). Philadelph. 1844. 67 S. 4, mit 14 lith. Tafeln und vielen eingedruckten Figuren.

Aegypten ist schon in frühern Zeiten als der *Stammsitz* der Kultur, als das Land der Mysterien angesehen worden. So vielfach es auch seit Ende des vorigen Jahrhunderts durchforscht worden ist, so bleiben doch immer noch genug Räthsel zum Lösen übrig. Eine der Hauptaufgaben ist es zu ermitteln, welcher der verschiedenen Menschenrassen die alten Aegypter angehört haben, worüber sehr verschiedene Meynungen aufgestellt wurden, die sich für Juden, Araber, Hindus, Nubier und Neger entschieden. Zur Besprechung dieser Aufgabe war Morton vor vielen Andern berufen, da er nicht bloß durch sein berühmtes Werk, den Titel Crania americana führend, sich als ein Meister im Fache der Lehre von den Menschenrassen bewährt hat, sondern auch zu den speziellen Untersuchungen über die körperliche Beschaffenheit der alten Aegypter mit einem Materiale versehen ist, wie es in solchem Reichthume wohl nirgends weiter beysammen gefunden werden dürfte. Unter 600 (gegenwärtig schon 1200) Schädeln, die seine Sammlung von den verschiedenen Menschenrassen zählt, befinden sich 70, welche den alten Bewohnern Aegyptens angehörten und von dem nordamerikanischen Konsul in Kairo, Gliddon, auf seinen Reisen in Aegypten und Nubien selbst gesammelt worden sind, so daß also ihre Authentizität vollkommen verbürgt ist.

Mit Bezug auf die Chronologie hält sich der Verf. an die von den neueren Forschern ermittelten Resultate. Rosellini setzt die Thronbesteigung der 16. Dynastie ägyptischer Könige auf das Jahr 2272 vor Christo. Champollion nimmt eine ziemlich ähnliche Anordnung an; Wiseman hält dafür, daß es in Aegypten Monumente gebe, die bis auf 2200 Jahre vor unserer Zeitrechnung datirten, und Prichard setzt die Thronbesteigung von Menes um zwey Jahrhunderte früher an.

Die Untersuchungen des Verf. erstrecken sich sowohl über die Schädel als über die Abbildungen auf den alten Monumenten. Mit ersteren macht er den Anfang.

Unter den Schädeln erkennt er zunächst zwey Rassen: die kaukasische und äthiopische, die jedoch in der Zahl der Exemplare eine große Verschiedenheit darbieten. Die Schädel kaukasischer Rasse zeigen unter sich wieder so viele Differenzen, daß er sie in 3 Abtheilungen bringt, denen er den Namen pelasgischer, semitischer und ägyptischer Typus beylegt. Zum pelasgischen Typus zählt er die Schädel, welche die schönste Form darbieten, wie sie bey den kaukasischen Völkern des westlichen Asiens und des mittlern und südlichen Europas gefunden wird und uns am bekanntesten aus den altgriechischen Statuen ist. Den semitischen Typus, wie er bey den Juden sich zeigt, charakterisirt er durch ver-

hältnißmäßig zurückweichende Stirne, lange, gebogene und sehr vorragende Nase, merklichen Abstand zwischen den Augen und markirte, oft harte Gesichtszüge. Die ägyptische Form unterscheidet er von der pelasgischen durch schmälere und mehr zurückweichende Stirne, während der Gesichtstheil mehr vorspringend und daher der Gesichtswinkel kleiner ist; die Nase ist gerade oder habichtsartig, das Gesicht winkelig, die Gesichtszüge oft scharf; die Haare gleichförmig lang, weich und gelockt. Zu dieser Reihe von Schädeln stellt der Verf. auch solche, deren Bildung nicht merklich verschieden ist von der der Araber und Hindu. Andere Schädel vereinigen die Merkmale der ägyptischen und pelasgischen Form.

Die äthiopische oder Negerrasse ist nach ihren Merkmalen hinlänglich bekannt. Einige Schädel zeigen einen gemischten Charakter, wobey jedoch der äthiopische vorherrscht; diesen legt der Verf. den Namen der negerähnlichen Schädel bey.

Nach diesen Unterscheidungen mustert alsdann der Verf. die ihm zugänglichen altägyptischen Schädel und giebt zuletzt in einer Tabelle eine Uebersicht über 100 solcher Exemplare mit Verzeichnung ihrer Grabesstätten und der nationellen Typen.

Grabstätten	Zahl der Schädel	Aegyptisch	Pelasgisch	Semitisch	Gemischt	Negerähnlich	Neger	Idioten.
Memphis	26	7	16	1	1	1		
Maabdeh	4	1	1			2		
Abydos	4	2	1	1				
Theben	55	30	10	4	4	5		2
Ombos	3	3						
Philae	4	2	1				1	
Debod	4	4						
	100	49	29	6	5	8	1	2

Diese Tabelle spricht für sich selbst. Sie zeigt, daß mehr als $\frac{4}{5}$ aller Schädel der kaukasischen Rasse angehören, daß bezüglich der ägyptischen Form sich die pelasgische zu ihr wie 1: $1\frac{1}{2}$ verhält und die semitische $\frac{1}{8}$ von ihr ausmacht; daß ferner nur $\frac{1}{20}$ einen gemischten Charakter mit Spuren von Neger- und andrer exotischer Beymengung aufzuweisen hat, und daß blos bey $\frac{1}{30}$ die negerähnliche Bildung vorwiegt, während nur ein Exemplar den reinen Negercharakter trägt.

Diesen Resultaten fügt der Verf. die von andern Schriftstellern gefundenen bey. Cuvier versichert, daß er mehr als 50 Mumienschädel untersucht habe, unter denen keiner den Typus des Negers oder Hottentottens zeigt. Zwey von den drey durch Blumenbach abgebildeten Schädel sind unzweifelhaft ägyptischen Typus, wiewohl der zweyte etwas vom Ausdrucke des Negers hat. Der dritte Schädel ist auch kaukasisch, aber weniger evident ägyptisch, und hat nach Blumenbachs Bemerkung etwas von der Hindu-Form. Sömmerring giebt an, daß zwey von ihm untersuchte Mumienschädel in keiner Hinsicht vom europäischen Typus abweichen, während ein dritter den afrikanischen Charakter eines weiten Ansatzes für den Schläfenmuskel zeigt. Lawrence bemerkt von 4 Schädeln und 3 Abgüssen, daß sie nicht vom europäischen Typus differiren und keinen Zug vom Negercharakter haben. Die beyden in der Descript. de l'Egypte abgebildeten Schädel sind entschieden ägyptisch, aber der kleinere ist der am meisten ausgezeichnete.

Die Beschaffenheit des Haares konnte der Verf. an 36 Schädeln untersuchen. Von diesen gehören 31 zur kaukasischen Rasse, und bey ihnen ist das Haar so fein als bey den schönsten europäischen Völkern der jetzigen Zeit. Der Einbalsamirungsprozeß hat mit wenig Ausnahmen das Schwarze in das Dunkelbraune verändert. Es giebt auch mehrere Beyspiele von grauen Haaren, und zwey, bey welchen es völlig flachsfarbig ist; letztere Färbung hält der Verf. für eine künstlich hervorgebrachte, wie solches noch bey den Somaulis üblich ist. Belzoni erhielt Haare aus den Katakomben von Theben, die 18 Zoll Länge hätten, und Villoteau besaß von daher Flechten, die bis zum Unterleib gereicht haben mußten. Ganze Haargeflechte derselben Art sind in Berlin und London aufbewahrt, und der Verf. besitzt selbst eine Portion ähnlicher Ueberreste von Theben, die künstlich in eine große Zahl langer und sehr feiner Locken geflochten sind. Wenn demnach Herodot die Aegypter als οὐλότριχες bezeichnet, so bedeutet dieser Ausdruck nicht soviel als ursprünglich wollhaarig nach Art der Neger, wie er gewöhnlich

bisher übersetzt wurde, sondern er bezieht sich auf die Art das Haar zu tragen, denn der Verf. fand fast an allen Köpfen, wo es lang gewachsen war, daß es sich durch eine Menge kurzer Locken von außerordentlicher Feinheit auszeichnete. Die Monumente zeigen, daß es bey den Aegyptern nichts Seltenes war, das Haar lang wachsen zu lassen. Immer ist das Haar völlig verschieden von der wolligen Textur des Negers, den gekräuselten Locken des Mulatten oder den schlichten straffen Haaren des Mongolen.

(Schluß folgt.)

The Zoology of the Voyage of H. M. S. Erebus and Terror, unter the command of Captain Sir James Clark Ross during the years 1839 to 1843. By authority of the Lords Commissioners of the Admiralty. Edited by John Richardson and John Edward Gray. London 1844. — Part I. Mammalia by J. E. Gray. XII und 4 S. 4. mit Tab. 3—10, 14, 16 und einer Karte. — Part II. Fishes by J. Richardson 16 S. mit Tab. 1—10. — Part III. Birds by George Robert Gray 4 S. mit Tab. 2, 11, 13, 15, 17, 33, 34, 35.

Mit den angegebenen Heften wird der Anfang gemacht zur Publikation der wissenschaftlichen Ergebnisse einer der wichtigsten neueren Seereisen, nämlich der durch J. C. Roß befehligten englischen Südpolar-Expedition. Die Bekanntmachung geschieht auf Kosten der Admiralität und in einer dieser hohen Stelle vollkommen würdigen Weise, sowohl was die äußere Ausstattung betrifft als auch hinsichtlich des wissenschaftlichen Werthes. Noch ist uns die Reisebeschreibung selbst nicht zugekommen, doch giebt Joseph Dalton Hooker, Assistent-Wundarzt des Erebus und Botaniker der Expedition, im ersten Hefte einen kurzen summarischen Bericht der Reise, woraus wir das Nachstehende entlehnen.

Zu Anfang des Jahres 1839 hatte die englische Regierung beschlossen eine Expedition auszurüsten, theils um die Erscheinungen des Erdmagnetismus in verschiedenen entfernten Gegenden zu erforschen, theils um die geographischen und naturhistorischen Entdeckungen in den Südpolarregionen fortzusetzen. Es wurden hiezu die beyden Schiffe, der Erebus und Terror ausgerüstet und unter das Kommando von James Clark Roß gestellt. Am 29. September 1839 segelte die Expedition von Chatham an und gelangte nach einigem Aufenthalt auf Madeira und St. Helena am 4. April 1840 an das Vorgebirg der guten Hoffnung, von wo aus nun erst der eigentliche Zweck der Reise verfolgt werden sollte. Am 6. verließ die Expedition Simon's Bai, und kam schon am 17. in kalte unwirthliche Regionen, und erreichte am 28. die Crozet-Inseln. Diese liegen unter $47\frac{1}{2}^{\circ}$ Br., sind alle vulkanisch, mit Kegelbergen von 4000—5000 Fuß. Stürmische Witterung verhinderte das Landen, was erst am 6. Mai auf der Kerguelens-Insel ausgeführt werden konnte. Hier brachte die Expedition dritthalb Wintermonate zu, indem sie erst am 20 Juli absegelte und am 16. August Vandiemensland erreichte.

Am 12. November segelte die Expedition weiter in südlicher Richtung, und landete nach einer Woche auf Lord-Aucklandsinsel unter $50\frac{1}{2}$ Br., wo sie die Frühlingszeit bis zum 17. Dezember zubrachte und alsdann in eine gänzlich unerforschte Gegend auf Entdeckungen ausging. Unter 68° drangen die Schiffe in's Treibeis ein. Während dieser Reise wurde das weithin sich ausdehnende Festland, Victoria-Land benannt, entdeckt, zugleich mit dem thätigen Vulkan, Mount Erebus und dem erloschenen Mount Terror; die Eisschranke, welche sich unter dem 78° Br. nach Ost und West ausbreitete, verhinderte ein weiteres Vordringen gegen den Südpol. Auf zwey kleinen Inseln, die eine unter 71° 49′, die andre unter 76°, wurde gelandet, aber auf keiner eine Spur von Vegetation angetroffen. Am 7. April 1841 kehrte die Expedition nach Vandiemensland zurück, wo sie am 7. Juli eintraf und alsdann drey Monate auf Neuseeland zubrachte, um sich auf eine neue Reise vorzubereiten.

Die zweyte Reise wurde am 15. November

1841 angetreten. Am 18 Dezember gelangten die Schiffe in's Treibeis unter 62° Br., wo sie bis zum 2. Februar 1842 (den Hochsommer dieser freudenlosen Gegenden) darin verwickelt waren und innerhalb der ganzen Zeit nicht weiter als bis zum 68° vorrückten, wo sie ein verhältnißmäßig offenes Wasser südwärts einer großen Eismasse, welche sich gegen Westen ausdehnte, antrafen. Am 23. Februar kam die große Victoria-Schranke ins Gesicht, der sie sich bis auf 1½ Seemeilen näherten und zuletzt bis 78° 10′ Br., in der Länge von 162° W., vorrückten, so daß sie also sechs Seemeilen weiter als im vorigen Jahre vorgedrungen waren und unter allen Seefahrern die höchste Breite erreicht hatten. Außer Stand weiter vorwärts zu dringen, wurde der Rückweg angetreten, und am 6. April auf den Falklands-Inseln gelandet, nachdem die Expedition 138 Tage lang kein Land gesehen hatte.

Die dritte Fahrt wurde von hier aus am 17. Dezember 1842 unternommen und unter sehr ungünstigen Verhältnissen konnten die Schiffe nicht weiter als bis zum 71° 30′ Br., in der Länge von 15° W. vordrangen. Von dieser gefahrvollen Reise kamen die Schiffe am 4. April 1843 an's Vorgebirg der guten Hoffnung zurück.

Hinsichtlich des Klima's bemerkt der Berichterstatter, daß das Uebergewicht des Wassers zum Lande es bewirkt, die Temperatur durch das ganze Jahr einförmig zu machen, und daß je weiter südlich die Lage ist, um so mehr das Klima gleichmäßig zu seyn scheint. In dieser Beziehung lassen sich die gleichen Breitegrade im Norden nicht mit denen im Süden vergleichen. Bey dem Vorherrschen des Wassers im Süden sind die zerstreuten Inseln daselbst von dem Einflusse irgend eines Landstriches, der ein besseres oder continentales Klima genießt, entfernt. Die Macht der Sonne wird selten gespürt, und, außer in der unmittelbaren Nähe von Land und unter Mitwirkung eines verhältnißmäßig trocknen Landwindes, zieht sie nur solche Nebel auf, die ihre Strahlen unterbrechen. Nach Eintritt in das Treibeis zwischen 56 und 65° steigt das Thermometer während eines ganzen Sommertages selten über 32° oder fällt unter 20°; und während die Südwinde Schnee bringen, führen die Nordwinde eine mit Feuchtigkeit beladene Atmosphäre herbey, welche, wenn sich jene plötzlich condensirt, die Oberfläche des Ozeans mit weißem Nebel von der dichtesten Beschaffenheit bedeckt. Alle Inseln und Länder südwärts des 45° nehmen mehr oder weniger an diesem ungastlichen Klima Theil, welches, obschon außerordentlich ungünstig für ein mannigfaltiges Erzeugniß von Pflanzen, doch eine Art Ueppigkeit unter ihnen veranlasst, wie etwas der Art in Klimaten, wo die vegetabilischen Funktionen während eines großen Theils des Jahres suspendirt sind, niemals gesehen wird.

So weit die Vorrede von Hooker. Eine Karte der Südpolargegenden ist ihr beygegeben, auf welcher die Entdeckungsreisen von Cook, Weddell und Roß eingetragen sind.

Außerdem enthält das 1. Heft den Anfang der Beschreibung der auf der Reise von Roß gesammelten Säugthiere, deren Bearbeitung J. E. Gray übernommen hat. Der erste Abschnitt beschäftigt sich mit den Seehunden der südlichen Hemisphäre, und giebt zuerst eine Synopsis der Gattungen und Arten dieser Familie; er bricht jedoch schon auf der 4. Seite ab und läßt daher noch keine Beurtheilung zu. Die sämmtlichen Abbildungen dieses Heftes stellen Robben dar, theils die Thiere nach ihrem äußern Habitus, theils blos die Schädel.

Das II. Heft, die Fische betreffend, ist von J. Richardson bearbeitet und macht den Anfang mit den Gobioiden und ihren Verwandten, unter welchen viele neue Arten bekannt gemacht werden.

Das III. Heft, die Vögel enthaltend, ist von G. R. Gray, dem bekannten Ornithologen, bearbeitet. Im ersten Abschnitte sollen die Vögel von Neuseeland in Betracht kommen, die ohngefähr 70 Arten ausmachen. Auch hier ist mit ihrer Beschreibung erst der Anfang gegeben, da der Text bereits mit der vierten Seite abbricht.

Die beygegebenen Abbildungen sind vortrefflich ausgeführt; die Säugthiere und Vögel kolorirt, die Fische im schwarzen Druck.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Januar.

No. 11. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Observations on Egyptian Ethnography, derived from Anatomy, History and the Monuments.

(Schluß.)

Von den 8 negerähnlichen Schädeln sind 4 mehr oder weniger behaart; die Haare sind verhältnißmäßig rauh. Das Haar an dem einzigen Negerschädel besitzt die charakteristische Textur.

Hinsichtlich der Schneidezähne stimmt der Verf. nicht mit Blumenbach überein, der die Kronen mehr *cylindrisch* oder stumpf kegelförmig als meisselförmig nannte. Der Verf. fand an 45 Schädeln in dieser Beziehung nicht die geringste Abweichung von der gewöhnlichen Form, nur waren die Kronen abgerieben, offenbar in Folge vom Kauen harter Substanzen.

Aus den anatomischen Details wie aus den alten Zeichnungen geht es hervor, daß in der kaukasischen Reihe die Nase gerade oder schwach habichtsartig wie bey den Hindus war, mehr vorspringend als bey den pelasgischen Stämmen, und lang, vorragend und habichtsartig wie bey der arabischen Rasse. Auf den ägyptischen Zeichnungen ist das Ohr hoch gestellt; dagegen fand der Verf. an allen seinen Schädeln, daß der knöcherne Gehörgang seine gewöhnliche Lage hat, was Ref. auch schon früher bey den Mumienschädeln, welche die zoologisch-zootomische Sammlung besitzt, wahrnahm.

Auf den Monumenten stellen die Aegypter die Männer ihrer Nation roth dar, die Weiber gelb. Aus seinen Untersuchungen folgert der Verf., daß die Hautfarbe der alten Aegypter nicht von der anderer kaukasischer Nationen unter gleichen Breitegraden verschieden war, daß die höhern Stände, welche der brennenden Sonne sich entzogen, verhältnißmäßig hell waren, während die mittlern und untern Klassen, gleich den modernen Berbern, Arabern und Mauren, mehrere Schattirungen, selbst bis zum Dunklen und Schwärzlichen zeigten, was dann die Griechen als Schwarz, im Vergleich zu ihrer eignen Färbung, bezeichneten.

Nachdem der Verf. in solcher Weise aus den Catakomben die Ueberreste der verschiedenen Völker des alten Aegyptens erläutert hat, wendet er sich der Betrachtung der menschlichen Figuren zu, die auf den Monumenten Aegyptens und Nubiens dargestellt sind und unterscheidet an ihnen folgende Völker.

1) Aegypter. Die Monumente von Meroe bis Memphis zeigen einen durchgehenden Typus in der Physiognomie, welcher allenthalben auf den ersten Blick von den verschiedenen Formen, die ihn nicht selten begleiten, unterschieden wird. Er besteht in einer Verlängerung des Kopfs nach Oben, mit zurückweichender Stirne, feinen Zügen, aber ziemlich scharfem und vorspringendem Gesichte, in welchem eine lange und gerade oder sanft habichtsartige Nase einen Hauptzug ausmacht. Das Auge ist bisweilen schief, das Kinn kurz und zurückgezogen, die Lippen ziemlich geschwollen, und die Haare, wo sie dargestellt sind, lang und wallend. Dieser Typus gehört jeder Klasse, Königen und Priestern, wie dem Volke an, und läßt sich in jeder Periode, von

den alten Pharaonen an bis zu den griechischen und römischen Dynastien, erkennen. Zu den ältesten und zugleich ausgezeichnetsten Beyspielen gehören die Köpfe von Amunoph II. und seiner Mutter auf einem Grabe zu Theben, das nach Rosellini 1727 Jahre vor unserer Zeitrechnung datirt. Aegypter und Libyer sieht der Verfasser für Stammesgenossen an.

Mit ihnen in Verbindung bringt er die Aethiopier. Der Name Aethiopien (Kusch) wurde von den Alten sehr unbestimmt gebraucht; hier beschränkt ihn der Verf. auf das Volk, welches das Nilthal von Philae bis Meroe und vielleicht weiter südwärts bewohnte; eine Region, die gegenwärtig die Nubier, Sennaaraner und Abyssinier einnehmen, mit all den zahlreichen Rassenabänderungen, welche aus unvordenklicher Nachbarschaft der Negervölker hervorgegangen sind. Die ägyptische Physiognomie ist überall an den Gräbern und Tempeln der Meroiten oder monumentalen Aethiopier sichtlich; dieses Volk steht daher in keiner Verwandschaft mit den Negern. Mit Murray nimmt deßhalb der Verf. an, daß die Aegypter und Aethiopier von demselben Geschlechte sind und wahrscheinlich von einem libyschen Stamme sich herschreiben.

Die Fellahs, welche allenthalben in den Nilthälern gefunden werden, sieht der Verf. für ein Mischlingsvolk des arabischen Stockes mit den altägyptischen Landbebauern an; eine Amalgamation, die sich hauptsächlich vom siebenten Jahrhundert (640 nach Chr.) herdatirt, wo die Sarazenen unter Amru das Land eroberten. Der Verf. bezieht sich auf Jomard, nach welchem die Fellahs eine auffallende Aehnlichkeit zeigen mit den alten Gemälden und Skulpturen. Von 8 Fellah-Schädeln, die er von Gliddon erhielt, bemerkt er, daß sie klein sind und einen merkwürdigen Vorsprung des Gesichts zeigen; die breite zurückweichende Stirn, so wie die lange und vorspringende Nase ist an den meisten deutlich ausgedrückt.

2) Pelasgischer Stamm. Daß Völker pelasgischen Stammes in alten Zeiten die Beherrscher von Aegypten waren, wird durch die Geschichte wie durch die Monumente bestätigt. Manetho berichtet, daß die 16. Dynastie aus 32 hellenischen Hirtenkönigen bestund. Pelasgische Physiognomien finden sich aber nicht selten auf den alten Monumenten dargestellt und zwar vom Könige an bis herunter zu den untersten Ständen. Die älteste noch übrige menschliche Abbildung ist die auf der Tafel von Wady Hadfa, welche über 2200 Jahre vor der christlichen Zeitrechnung sich herschreiben soll; sie stellt Osortasen den ersten vor und zwar ganz mit griechischen Gesichtszügen. Nicht selten findet man unter den Figuren solche, die dem schönen Ideal der klassischen Kunst keineswegs nachstehen.

3) Semitische Familie. Semitische Völker waren wegen der Nähe seit alten Zeiten in Berührung mit den Aegyptern. Von jüdischen Physiognomien auf den alten Monumenten giebt der Verf. ein Paar Abbildungen, die nicht wohl in der Deutung fehlen lassen. Von den arabischen Schädeln, deren er 5 neben einander abbildet, macht er bemerklich, daß ihre Aehnlichkeit mit den ägyptischen so groß ist, daß nur ein genaues Studium der Monumente ihn überzeugt habe, daß beyde Nationen ursprünglich von einander verschieden waren. Einige sehr alte Gemälde in Nubien scheinen arabische Physiognomien darzustellen. Er sieht es nicht für zweifelhaft an, daß die Meroiten oder südägyptischen Communitäten, wenigstens zum Theil, aus einem indoarabischen, auf eine ursprünglich libysche Bevölkerung eingepfropften Stamm zusammengesetzt gewesen seyen.

4) Hindus. Unter den ägyptischen Schädeln hat der Verf. solche gefunden, die in nichts vom Hindu-Typus differiren. An 37 Hindusschädeln, meist von den untern Kasten Bengalens, fand er, daß diese ausgezeichnet sind durch geringe Größe und schmale Form, zumal vorwärts, der Gesichtstheil springt mehr hervor als bey Europäern und nicht selten findet sich eine deutliche Ausstülpung des Oberkiefers. Indische Spuren bemerkt man zunächst auf den südägyptischen Monumenten, sowohl an Königen, als an Gefangenen und Tributpflichtigen. Figuren, die Bären und Elephanten führen, deuten noch näher auf Indier hin. Daß zwischen Indiern und Aegyptern ein ausgebreiteter und lange fortgesetzter Verkehr war, ist außer Zweifel. Meroe

war einst das große Emporium für den Handel mit dem innern Afrika, Arabien und Indien.

5) Hykſos. Dieſer Name, der ſowohl in der ägyptiſchen, als herberiſchen oder libyſchen Sprache vorkommt, bedeutet einen Hirten oder Wanderer, und wurde auf alle Fremde ausgedehnt, die in verſchiedenen Zeiten die einheimiſchen Dynaſtien verdrängten: Scythen, helleniſche Stämme, Phönizier und Andere. Porträte dieſer von den Aegyptern verabſcheuten Hirtenkönige ſind noch auf den Monumenten hin und wieder zu finden.

6) Kopten. Die phyſiſche Beſchaffenheit der Kopten wird von den Reiſenden ſehr verſchieden beſchrieben, was der Verf. für einen Beweis anſieht, daß ſie aus einer Miſchung aller der Völker hervor gegangen ſind, welche ſich im Verlaufe der Zeit mit der einheimiſchen Population vermengten, vornämlich aber mit den Negern, wofür ſowohl der eigenthümliche Schädelbau als auch der Umſtand ſpricht, daß es noch jetzt, nach Burkhardt, bey den Städtebewohnern in Arabien und Aegypten Sitte iſt, abyſſiniſche und Neger-Sklavinnen zu Weibern zu nehmen. Von Gliddon hatte der Verf. 3 Kopten-Schädel erhalten: 2 von Erwachſenen und der dritte von einem Kinde. Der erſte von dieſen Schädeln iſt verlängert, ſchmal, ſonſt aber vorn mäßig entwickelt, mit großer Breite und Völle in der ganzen hintern Region; die Naſenbeine, obwohl vorragend, ſind breit, kurz und concav; der Oberkiefer iſt vorgeſtülpt; zwiſchen den Augen beſteht ein auffallender Abſtand; der Geſichtswinkel iſt 81°. Der andere Schädel iſt lang und ſchmal, mit zurückweichender Stirne, flachen oder concaven Naſenbeinen, und kurzem vorgeſtülptem Oberkiefer; der Geſichtswinkel iſt 78°. Beyde Schädel zeigen auf den erſten Anblick die Bildung und den Ausdruck des Negers. Der dritte Schädel, der eines zweyjährigen Kindes, kommt im Allgemeinen mit den vorhergehenden überein, ohne jedoch die afrikaniſchen Merkmale ſo deutlich entwickelt zu haben. Ref. macht bey dieſer Gelegenheit bemerklich, daß die hieſige zoologiſch-zootomiſche Sammlung etliche Schädel aus Kairo von Hrn. Dr. Prunner erhalten hat, deren Nationalität zwar nicht näher bezeichnet iſt, die aber, gleich den eben beſchriebenen, mehr oder minder an den äthiopiſchen Typus erinnern.

7) Nubier. Rüppell theilt die Bewohner von Dar Dongola in 2 Klaſſen: die Barabras, welche er für die Nachkommen der alten Aethiopier anſieht, und in arabiſche Stämme, die aus dem Hedſchas einwanderten. Der Verf. ſieht es jedoch für unmöglich an, daß die erſteren ſich rein erhalten konnten, ſondern er betrachtet die modernen Nubier als ein Miſchlingsvolk, das hauptſächlich mit der äthiopiſchen Raſſe ſich vermengte.

8) Neger. Sowohl die Geſchichte als die Monumente geben zu erkennen, daß die Sklaverey zu den älteſten Einrichtungen in Aegypten gehört, und daß ſie allen beſiegten Nationen, weißen ſowohl als ſchwarzen, auferlegt wurde. Letztere insbeſondere waren es, die als Sklaven gehalten wurden. Daß man gleichwohl ihre Ueberreſte in den Catacomben findet, leitet der Verf. davon her, daß theils Einzelne, und namentlich Eunuchen, zu beſondern Auszeichnungen gelangten, theils die Negermütter, ſelbſt wenn ſie Sklavinnen waren, zu gleichen Privilegien als ihre mit Aegyptern erzeugten Kinder gelangten.

Auf den ägyptiſchen Monumenten ſind aus allen Epochen Neger ſehr häufig und charakteriſtiſch in Gemälden dargeſtellt. Zu den älteſten Darſtellungen der Art gehört die berühmte Prozeſſion aus der Zeit Thotmes IV. zu Theben, in welcher Neger dieſem König Tribut darbringen; dieſe Periode datirt ungefähr 1700 Jahre vor der unſerigen. Die Neger werden gewöhnlich als beſiegt dargeſtellt.

9) Mongoliſche Raſſe. Daß die Chineſen im Handelsverkehr mit den Aegyptern in ſehr früher Zeit ſtunden, iſt außer Zweifel, denn Gefäße von chineſiſchem Porzellan und mit chineſiſchen Inſchriften ſind, nach Wilkinſon, häufig in den Catacomben von Theben gefunden worden. Wo ſich jedoch auf den Monumenten Perſonen der mongoliſchen Raſſe zeigen, ſind ſie immer als Fremde und Feinde dargeſtellt. Das Porträt, welches der Verf. mittheilt und einer Zeichnung entnommen iſt, auf welcher Rhameſes III. fechtend gegen die Sheto oder Scythen abgebildet iſt, zeigt ſehr charakteriſtiſch die mongoliſche Raſſe an.

Als Resultate seiner Untersuchungen stellt der Verf. zuletzt folgende auf.

1. Das Nilthal, sowohl in Aegypten als Nubien, war ursprünglich durch einen Zweig der kaukasischen Rasse bevölkert.

2. Dieses Urvolk, später Aegypter benannt, waren die Mizraim der Schrift, die Nachkommenschaft Hams, und direct mit der libyschen Völkerfamilie verwandt.

3. Hinsichtlich ihres physischen Charakters stunden die Aegypter in der Mitte zwischen den Indo-Europäern und den semitischen Völkern.

4. Die Südägypter oder Meroiten waren ein indo-arabischer, auf die ursprüngliche libysche Bevölkerung eingeimpfter Stamm.

5. Außer diesem exotischen Zufluß der Bevölkerung wurde der ägyptische Typus zu verschiedenen Zeiten durch die Einwirkung kaukasischer Völker aus Asien und Europa: Pelasger oder Hellenen, Scythen und Phönizier, modificirt.

6. Aegyptische Könige scheinen aus jedem der oben genannten Völker hervorgegangen zu seyn.

7. Die Kopten sind, wenigstens zum Theil, eine Mischung der kaukasischen und Negerrasse in äußerst veränderlichen Verhältnissen. (Ref. bemerkt, daß die Kopten zum Theil mehr Altägyptisches behalten haben, als der Verf. ihnen zugesteht).

8. Neger waren zahlreich in Aegypten, aber ihr sociales Verhältniß war in alten Zeiten das nämliche als gegenwärtig, das der Diener und Sklaven.

9. Die nationellen Merkmale aller dieser Völker sind deutlich auf den Monumenten abgebildet, und alle, mit Ausnahme der Scythen und Phönizier, sind in den Catacomben nachgewiesen worden.

10. Die gegenwärtigen Fellahs sind die directen und am wenigsten vermischten Nachkömmlinge der alten Aegypter; und die letztern haben zu Seitenverwandten die Tuarik, Kabylen, Siwah und andere Ueberreste der libyschen Völkergruppe. (Bekanntlich halten Andere die Fellahs für Nachkommen der seit dem siebenten Jahrhundert eingewanderten mahomedanischen Araber, allerdings jetzt vielfach vermischt mit den andern schon ansässigen Stämmen.

11. Die neuern Nubier sind, mit wenig Ausnahmen, nicht die Nachkömmlinge der alten Aethiopier, sondern ein Mischlingsvolk aus Arabern und Negern.

12. Wie auch immer die Gestalt der knorpeligen Portion des Ohrs gewesen seyn mag, die knöcherne Struktur hat jedenfalls die gewöhnliche Stellung.

13. Die Zähne weichen in Nichts von denen anderer kaukasischer Völker ab.

14. Das Haar der Aegypter glich in seiner Textur dem der wohlgebildetsten Europäer der gegenwärtigen Zeit.

15. Die physischen oder organischen Merkmale, welche die verschiedenen Menschenrassen unterscheiden, sind so alt als die ältesten Erinnerungen unseres Geschlechtes.

Aus vorstehender Anzeige ergiebt es sich, daß der Verf. einen sehr bedeutenden Beytrag zur Kenntniß der physischen Beschaffenheit der Völkerschaften, welche das alte Aegypten bewohnten, geliefert hat. Zu welcher der Menschenrassen das Hauptvolk gehörte, ist nun außer allen Zweifel gesetzt; eben so sind die Hauptvermischungen mit andern Nationen in sicherer Weise dargethan.

Auf 18 vortrefflich gearbeiteten Tafeln sind eine Menge Mumienschädel, theils noch mit Haut und Haaren überzogen, meist aber davon entblößt, abgebildet. Die 14. Tafel liefert 24 Porträts von altägyptischen Figuren. Außerdem sind noch eine große Menge derselben, so wie Schädelreihen von Fellahs, Arabern, Hindus und Kopten, in den Text eingedruckt.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Januar.

Nro. 12. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Versuch einer allgemeinen physiologischen Chemie, von G. J. Mulder, Professor an der Universität zu Utrecht. Aus dem Holländischen übersetzt von Jac. Moleschott. Erste und zweyte Lieferung. Heidelberg, akademische Verlagshandlung von C. F. Winter 1844.

Es sind kaum 50 Jahre verflossen, seitdem die Arbeiten der Chemiker nach der allmähligen Vervollkommnung der unorganischen Chemie sich einer anderen Richtung zugewendet haben, der Untersuchung der Pflanzen- und Thierbestandtheile. Die aus der Bekanntschaft mit diesen chemischen Erfahrungen erworbenen Ansichten zur Erklärung der Lebenserscheinungen, d. i. auf die Physiologie anzuwenden, hatte man mehrfach versucht, ohne jedoch zur Förderung der Physiologie wesentlich beyzutragen. Die Physiologie nahm keinen Theil an den Fortschritten der Chemie, da alle in dem Gebiete der unorganischen Chemie erworbenen Erfahrungen, die Kenntniß des Verhaltens der einfachen Körper und ihrer in Laboratorien darstellbaren Verbindungen mit dem lebendigen Thierkörper und dem Verhalten seiner Bestandtheile in keine Art von Beziehung gebracht werden konnte. Den geistvollen Bestrebungen Liebig's verdanken wir es, daß eine physiologische Chemie möglich geworden; ihm ist es gelungen, die Chemie mit Erfolg in die Physiologie einzuführen, das Verhältniß zwischen Chemiker und Arzt festzustellen.

Das vorliegende Werk, von welchem 2 Hefte erschienen sind, hat den Zweck, die Kenntniß, welche wir bis jetzt von den todten Substanzen haben, auf die allgemeine Lehre vom Leben anzuwenden, d. h. die Zustände zu verfolgen, in welchen die sogenannten todten Stoffe verkehren, wenn sie Bestandtheile des organischen Reiches sind, die Metamorphosen, welche sie dabey erfahren und die Gesetze, denen sie folgen, besonders wenn man sie mit denen der anorganischen Natur vergleicht. Den Inhalt des Werkes bilden einige an der Utrechter Universität gehaltene Vorträge; es mußte daher eine Kenntniß der allgemeinen chemischen Eigenschaften der Stoffe, ihrer Natur und ihres gegenseitigen Verhaltens, so wie ihrer Zusammensetzung vorausgesetzt werden.

Diesen Versuch einer physiologischen Chemie hat der Verf. Berzelius gewidmet, sich selbst ehrend und seinen großen Lehrer durch dieses öffentliche Zeichen der Dankbarkeit.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Contagiosität der Eingeweidewürmer nach Versuchen und über das physiologische und pathologische Leben der mikroskopischen Zellen nach empirischen Thatsachen. Zwey medicinisch-physiologische Abhandlungen von Dr. Ph. Fr. Herm. Klenke. Jena 1844. 8.

Die überraschenden Thatsachen, daß animalische Schmarotzer selbst in dem geschlossenen Ge-

fäßsysteme der Wirbelthiere leben, so wie die Beobachtungen, welche uns eine Wanderung von Enthelminthen nachweisen, finden in der ersten Abtheilung des vorliegenden Werkes eine höchst erfreuliche Erweiterung und Erklärung, indem der Verf. durch viele Versuche nachweiset, daß viele Eingeweidewürmer in gewissen Lebensperioden im Blute leben, dann wandern und entweder in andere Organe oder in die freye Natur sich begeben, um durch weitere Metamorphosen allmählig ihre specifische Gestalt zu erlangen.

Vorerst handelt der Verf. über die Hydatiden. Diese zerfallen seinen genauen Untersuchungen zufolge in fünf Gattungen. Die erste, Hydatis spuria ist kein Thier, sondern als eine dem Organismus abtrünnig gewordene Zelle zu betrachten, welche nicht in normaler Weise sich fortbildet, sondern einen abweichenden Ernährungs- und Fortpflanzungsgang einschlägt. Sie sind sehr verbreitet und besonders zahlreich und oft in solchen Organen zu finden, in denen Zellen als Gewebselemente bleibend vorhanden sind.

Die zweyte Gattung, Acephalocystis ist schon zoologisches Object, ein meistens erbsengroßes, opalisirendes Bläschen, das vorzugsweise im Gehirn, aber stets nur sehr selten vorkömmt, und eine große Anzahl von Eyern enthält. Aus diesen Eyern aber entwickeln sich Echinococci, was hinreichend beweiset, daß diese Acephalocysten nur Eyerbehälter letzterer sind.

Die dritte Gattung ist Echinococcus. Diese vermehren sich auf dreyfache Art. 1) Es zerfallen die alten Echinococci schnell und die zusammengeballten Eyer bleiben als Residuum der alten und als Rudiment der neuen Generation zurück. 2) Sie treiben im Inneren knospenartige Eyer, die sich zu einem Centralkörper vereinigen, während die Mutterthiere selber zu einer diesen umhüllenden Blase sich verwandeln (wahre Acephalocysten). 3) Sie treiben auf ihrer äußeren Leibesfläche Knospen, die mit Eyern gefüllt sind und sich trennen, um auch Acephalocysten zu bilden.

Die vierte Gattung, Polycephalus; Coenurus, eine unregelmäßige Blase mit mehreren beweglichen, polypenartigen Hälsen, welche sich durch polypenartige Knospung und Theilung der Blase zu vermehren scheinen.

Die fünfte Gattung bildet der kegelförmige Cysticercus. Er pflanzt sich durch Eyer, glashelle Körperchen fort.

In Beziehung auf ihren Sitz findet man alle angeführten Hydatiden im Gehirne, die Echinococci in der Leber und gleichzeitig als Acephalocysten im Gehirne, auch die Cysticerci im Gehirne und in anderen Organen. Nach dem Gehirne sind die Leber und Milz ein Hauptherd derselben und in diesen Organen findet man Acephalen, Echinococci, Cysticerci und falsche Hydatiden; aber auch in allen anderen Organen, selbst im Zellgewebe und im Blute der lebenden Menschen hausen sie. So fand der Verf. bey einem Menschen, welcher Acephalocysten in Leber, Milz, Lungen und Gehirn hatte, in dem aus Hals-, Arm- und Abdominalnerven genommenen Blute nicht nur zahlreiche Eyer von Hydatiden, sondern auch Echinococcushäufchen. Bey einer an Cysticercen in der Leber verstorbenen Frau fand sich ein frey im Blute gelegener Cysticercus cellulosus, bey einer anderen Section zeigten sich Echinococci und Acephalocysten in Menge in der Pfortader und der Milzvene.

Aus letzteren Beobachtungen geht mit Sicherheit hervor, daß in dem cirkulirenden Blute Hydatiden vorkommen, die entweder von außen in die Blutbahn gerathen sind (entweder durch offene Lumina der Gefäße bey Verwundungen, bey Hämorrhagien des Uterus oder gewaltsame Oeffnung feinerer Gefäße durch die Thiere selber) oder durch Vermehrung eines in dem Blute bereits vorhandenen Thieres erzeugt wurden.

Aus dem Blute können die Eyer durch mechanische entzündliche oder traumatische Weise in die verschiedenen Organe gelangen, auch können dieselben unmittelbar von außen mit den Nahrungsmitteln in die Verdauungsorgane übergehen und daselbst bey günstigen Umständen sich entwickeln. Selbst die ausgebildeten Thiere können von außen her in den Organismus gelangen, da sie, wie der Verf. zeigt, in der freyen Natur z. B. im Brun-

nenwasser, im Dünger u. s. w. auftreten und längere Zeit ihrer Lebensenergie unbeschadet daselbst verweilen können.

Zur Erklärung der angeführten Thatsachen und zur Bestätigung der ausgesprochenen Behauptungen theilt nun der Verf. seine interessanten Experimente mit.

Hydatiden, welche mehreren Thieren unter das Futter gemischt wurden, pflanzten sich häufig in diesen fort; bey einigen Versuchen jedoch zeigte solche Mittheilung keine Folgen. Wurden Hydatiden oder auch nur ihre Eyer in die Bauchhöhle oder unter die Conjunctiva des Auges gebracht, so entwickelten sie sich hier und vermehrten sich meistens. Auch wenn sie in die Venen gesunder Thiere injicirt wurden, entwickelten sie sich im circulirenden Blute. In der Regel aber stocken die hydatidösen Zellen, wenn sie in eine Blutbahn gebracht sind, die direct in Capillargefäße führt, in den feineren Gefäßen, in welche jene Zellen zufällig getrieben werden, und bilden hier mit Hülfe entzündlicher Etase den ersten Herd der Wucherung. Durch die Entzündungsvorgänge in dem Organe, wo die parasitische Anheftung zuerst geschah, tritt die Zellengruppe der Hydatyden in anderweitige Communication mit der Blutbahn, und wenn diese nun ebenfalls Zellen fortführt, kann in einem ferner gelegenen Kapillarsysteme (in einem anderen Organe) gleichfalls Stauung und Entzündung veranlaßt werden und ein zweytes Depot entstehen, von welchem aus eine ähnliche weitere Verbreitung möglich ist.

Die Lebenszähigkeit der Hydatiden und ihrer Eyer ist bedeutend groß; sie sterben aber in siedendem Wasser, in Weingeist, Galle, Opium, Jod, Strichnin, Cyaneisen.

In Beziehung auf die Mittheilung der Hydatiden glaubt der Verf., diese könne auch leicht durch den Coitus geschehen, da ihm in Samensträngen und Hoden bey Menschen und Thieren diese Schmarotzer vorgekommen sind.

Die Acephalocysten und Echinococcen werden durch Milch, Fleisch und Blut von Thieren, welche der Mensch zu seiner Nahrung verwendet, auf diesen übertragen, da sie in den genannten Substanzen oft zahlreich leben. Durch die Einwirkung des conzentrirten Magensaftes können sie zwar getödtet werden, wenn aber der Magensaft mit Wasser oder Milch verdünnt ist wirkt er nicht mehr nachtheilig auf sie. Die Eyer dieser Thiere können auch schneller und allgemeiner im Leibe verbreitet werden, weil sie kleiner sind als die menschlichen Blutkörner, und wenn sie einmal in ein Gefäß gelangen, gar leicht durch alle Capillargefäße hindurchwandern und so über die gesammte Blutbahn vertheilt werden können. Entwickeln sie sich aber, so bleiben sie an irgend einer Stelle des Gefäßsystemes haften, durchbohren dann als Würmchen die Gefäßwand und wandern weiter. So können sie dann auch von dem mütterlichen Leibe zum Kinde gelangen, ungeachtet keine Gefäßverbindung zwischen beyden existirt.

Bey diesen Eigenschaften aber würden diese Schmarotzer außerordentlich gefährlich seyn und jeden Augenblick müßten wir von ihnen angesteckt und dann von ihnen ganz durchsetzt zu werden fürchten; allein auch ihnen scheint die gut beschaffene Galle Gift zu seyn und Eyer so wie entwickelte Thiere dieser Art sterben durch sie.

Einer gewaltig vielfachen und raschen Fortpflanzung erfreuen sich die Polycephalen; jedes auch das kleinste Stückchen ihres Leibes kann sich wieder zu einem vollständigen Thiere ergänzen. Selbst die Flüssigkeit, in welche sie zerfallen (sich zersetzen) scheint noch als Keimstoff zu dienen und, wenn sie von Blutgefäßen aufgesogen wird, in von der Aufnahmsstelle oft ferne gelegenen Orten ihre Wiedererzeugung zu veranlaßen — wenigstens glaubt der Verf. aus seinen mit Schleim dieser Schmarotzer angestellten Injectionsversuchen an Säugethieren Beweise hiefür zu haben.

Die Cysticercen pflanzen sich durch Eyer, deren Größe mit den menschlichen Blutkörnern ziemlich harmonirt, fort. Deßwegen ist auch ihre Verbreitung in einem Organismus schnell und allseitig möglich. Sie können, als Eyer in den Digestionsapparat gebracht, daselbst sich entwickeln, dann in Gefäße sich einbohren und im Blute leben und Eyer absetzen. Sie kommen auch in Gewässern vor und scheinen sogar einen gewissen Zeitraum ihres Lebens

außerhalb thierischer Organismen zuzubringen; durch Getränke und Fleischkost kommen sie vorzugsweise häufig in den menschlichen Leib. Injectionen ihrer Eyer in das Blut von Säugethieren brachte bald eine reichliche Entwicklung der Schmarotzer hervor, welche vielleicht durch Kirschlorbeerwasser, Essig, Kampher wieder getödtet werden könnten, da sie gegen diese Mittel äußerst empfindlich sind. Auch Elektricität tödtet sie augenblicklich.

Von Trichina sah der Verf. gleichfalls Eyer und darin sich entwickelnde Junge, deren sich meistens mehrere in einer gemeinsamen Cyste bilden. Sie finden sich manchmal ganz versteinert in Muskeln. Ihre Fortpflanzungsfähigkeit ist sehr groß; wenn sie der Verf. in einem kleinen Mörser zerrieb und den dadurch erzeugten Schleim in Blut von Säugthieren injicirte, wurde ihre Verbreitung erzweckt. Oft kreisen schon zeugungsfähige Trichinen im Blute und setzen ihre Eyer darin ab.

Bey Distoma hepaticum nimmt der Verf. das, was man bisher für Eyer dieser Thiere hielt, für Eyerblasen, und die in diesen enthaltenen Körnchen, welche man für Dotterzellen ansprach, für die Eyer selbst, welche ähnlich den bisher betrachteten durch Impfung und Injection auf höhere Organismen übertragen werden können.

Auch die Darmwürmer des Menschen pflanzen sich alle durch Eyer fort, welche außer den menschlichen Organismus gelangen, im Dünger und in Wasser ihre erste Entwicklung eingehen, und dann erst wieder bey irgend einer Gelegenheit in einen menschlichen Körper gelangen: Hier können sie sich in Gefäße einbohren. Demnach ist die erste Entwicklung aus dem Eye nicht im menschlichen Darmkanale zu suchen sondern in der freyen Natur. Darmwürmer in früheren Jugendzuständen hat man noch nie im Darmkanal bey Menschen oder Thieren gefunden, dagegen erscheinen aber im Spätherbst und im Winter, wo im Darme die Würmer sehr selten werden, ungewöhnlich oft lebende Würmchen im Blute, in das sie wahrscheinlicher Weise durch Einbohrung von außen gelangt sind. In demselben bleiben sie wohl einige Zeit, um erst dann eine dauernde Wohnung im Darme sich wieder zu suchen. Für diese Ansicht sprechen auch die Versuche, welche der Verf. mit Eyern, z. B. der Nematoiden außerhalb des thierischen Leibes angestellt hat. Auch die Bandwürmer scheinen erst als Bohrwürmer ein Mittelstadium zu durchleben, in welchem sie in die Gewebe kommen, zunächst das Blut aufsuchen, und später Wanderungen nach dem Orte ihrer Bestimmung antreten.

Auf diese Weise erklärt der Verf. die Fortpflanzung und Entstehung der wichtigsten Entozoen aus Eyern und tritt hiemit der generatio aequivoca entgegen. Aber ungeachtet so vieler Beweise kann er von ihr sich doch nicht ganz trennen; die Genese der Polycephalen, bey denen er nie Eyer fand, scheint ihm auf Urzeugung zu beruhen — und daß eine solche überhaupt existire, dafür glaubt er (in der zweyten Abtheilung des vorliegenden Werkes) tägliche Beweise in der Entstehung der Gährungspilze zu finden.

Die zweyte Abtheilung, welche das Leben der mikroskopischen Zelle untersucht, enthält nebst einer kritischen Sichtung das bisher von verschiedenen Autoren über Urzellen überhaupt Gesprochene und behandelt die Zellen in allen ihren Eigenschaften als selbstständige, ein eigenes Leben und eine „innere Urgesetzmäßigkeit“ besitzende Körper — kleine Organismen — so wie als Grundlage aller organischen Bildungen und verfolgt sie in ihrer Entwicklung zu den verschiedenen Geweben. Hierauf folgt eine Betrachtung des pathologischen Lebens der Zellen, welches sich darin characterisirt, daß eine solche Zelle ihre Subordination zum Ganzen abwerfe und Selbstzweck werde, oder sich einer abnormen Idee unterwerfe und dafür zeugend und assimilirend sich bethätige.

Die hieher gehörenden Abschnitte hat der Verf. mit großer Ausführlichkeit, Gründlichkeit und Kenntniß der Litteratur ausgearbeitet und ihren Werth durch die vielen eigenen Erfahrungen und Untersuchungen, die er seit mehreren Jahren sammelte, sehr erhöht. Erdl.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Januar.

Nro. 13. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Versuch einer allgemeinen physiologischen Chemie von G. J. Mulder.

(Fortsetzung.)

Der Verf. beginnt damit, den Begriff der organischen Kraft auf die Lebensfunctionen, welche Pflanzen und Thieren gemeinschaftlich sind, zu beschränken, bestimmt ausschließend die Functionen des Geistes, der Nerventhätigkeit, deren Zusammenhang mit den Verrichtungen im Thierkörper uns ein Räthsel bleibt, so wie die Function der Nerven selbst. Durch diese scharfe Abgränzung des Materiellen von dem Uebersinnlichen giebt sich der Verf. hier als ein von dem Geiste ächter und wahrer Naturforschung beseelter Gelehrter zu erkennen. In diesem Sinne allein gelingt es und ist es in der neueren Zeit gelungen, wirklich Fruchtbringendes und Ersprießliches in dem weiten Felde der Naturwissenschaft zu leisten. Die großartigen Resultate der Forschungen Liebig's, welche einen Umschwung der Agricultur und Physiologie veranlaßt haben und sich mehr und mehr als permanente Gesetze in der Wissenschaft geltend machen, sie verdanken ihre Entstehung der richtigen Auffassung wissenschaftlicher Naturbeobachtung und der sicheren Ausschließung der Dinge, welche bis jetzt wenigstens noch nicht reif sind, Gegenstand einer rationellen Forschung zu werden. Wohl ist es leichter, mit genial klingenden Phrasen, die den absoluten Mangel an positiven Kenntnissen ersetzen müssen, Naturerscheinungen erklären zu wollen, über deren Wesen wir nichts wissen, wohl ist es bequemer, von sicherer Ruhestätte aus vornehm auf Diejenigen herabzuschauen, die alle von der Wissenschaft gebotenen Hülfsmittel benützend die Sprache der Natur zu verstehen lernen streben. Die Wissenschaft ist noch nicht so weit, aus einem freyen Gesichtspuncte Alles zu überblicken, allein ungenaue Vorstellungen zu handhaben, damit wird nichts gewonnen.

Chemische Kräfte. Jede chemische Verbindung ist das Endresultat einer den Körpern inwohnenden Kraft, welche der Verf. mit dem Namen chemische Spannung, Tension, belegt. Die Annahme eines bloßen Anziehungsvermögens der Stoffe unter sich ist zur Erklärung chemischer Verbindungen nicht hinreichend; denn die allgemeine und physikalische Anziehung zeigt ganz andere Erscheinungen, als wir sie bey der Entstehung chemischer Verbindungen, z. B. der Zersetzung des Wassers durch Kalium beobachten. Diese heftige Zersetzung muß daher nothwendig einen außer dem Begriff des Anziehungsvermögens liegenden Verhältniß zugeschrieben werden, nämlich der Kraft, welche Kalium besitzt, sich mit dem Sauerstoff innig zu verbinden. Zur Verbindung zweyer Körper ist natürlich die Berührung nothwendig, allein es würde ein großer Irrthum seyn, die Erzeugung oder Erregung einer Kraft der Berührung zuzuschreiben. Die Berührung ist eine Bedingung, welche bey den Körpern erfüllt seyn muß, um irgend eine Erscheinung zu erzeugen. Eine Bedingung zur Erzeugung einer Erscheinung ist aber weit verschieden von einer Quelle der Wirkung, von der Ursache jener Erscheinung selbst. Mit Recht verwirft daher der Verf. hier die Contacttheorie, die in dem Sinne, in welchem sie so häufig

vertheidigt worden ist, nicht einmal denkbar, viel weniger in der Wirklichkeit bestehend seyn kann. Durch die Annahme einer solchen Molecularthätigkeit neben der stofflichen Verschiedenheit dagegen wird, wie es uns scheint, in die Naturbetrachtung neues Leben gebracht, da wir sogar in der todten Materie Kraft und Thätigkeit auftreten sehen. Die Wissenschaft ist zwar noch nicht hinreichend mit unerschütterlichen Thatsachen versehen, um in dieser Rücksicht betrieben zu werden; jedenfalls aber ist es ein großes Verdienst des vorliegenden Werkes, auf diese Art der Betrachtungsweise, welche bisher versäumt wurde, hinzuweisen.

Die katalytische Kraft, welche in neuerer Zeit von Liebig gänzlich geläugnet wird, sucht der Verf. zur Erklärung wichtiger Naturerscheinungen in Anwendung zu bringen. Daß viele Stoffe andere zu einer Verbindung disponiren, sie zu dieser Verbindung befähigen, ohne selbst in die neue Verbindung einzugehen, dieß ist ein Faktum, welches nicht bezweifelt werden kann. Wir erinnern hier nur an die Vereinigung des Wasserstoffgases und Sauerstoffgases durch Platinschwamm, an die Zerlegung des Alkohol's durch Schwefelsäure in Aethyloxyd und Wasser. Was Berzelius mit dem Namen Katalyse bezeichnet hat, ist eine besondere Art der Erregung chemischer Thätigkeit; mit welchen Namen man aber diese Wirkungsursache belegt, ist am Ende gleichgültig. Ein so ausgedehnter Wirkungskreis, wie ihn der Verf. der Katalyse zuschreibt, ist indeß bis jetzt dieser Kraft noch nicht zugestanden worden. Die thierische Ernährung führt er als ein schlagendes Beyspiel dafür an. Das Blut, eine homogene Flüssigkeit, strömt durch die verschiedenen Theile des Körpers und erhält sie; in den Muskeln setzt es Muskelsubstanz ab, in den Nieren Nierensubstanz, in der Leber Lebersubstanz und Galle ꝛc. Da nun von den meisten dieser Stoffe kaum Spuren in dem Blute nachgewiesen werden können, so nimmt Mulder an, daß bey einfacher Berührung der Lebersubstanz mit den Bestandtheilen des Blutes sowohl die Lebersubstanz, wie die Bestandtheile der Galle erzeugt werden können. Ueber den ursprünglichen Anfang der Sekretion wissen wir indeß durch diese Erklärung ebenso wenig, als wir über die Entstehung des ersten Keimes der Leber wissen, oder wie der Keim des Thiers zum Thiere wird.

Organische Kräfte. — Der Verf. versucht es hier, die schwere Frage zu beantworten, ob die sogenannten organischen, im organischen Gebiete vorkommenden Kräfte ganz oder theilweise abhängig sind von den Molecularkräften der Grundstoffe. Da die Wissenschaft bisher nicht ausreicht, um alle Phänomene der organischen Natur zu erklären, so hat man gewöhnlich seine Zuflucht zur Annahme der sogenannten Lebenskraft genommen. Eine solche Erklärungsweise aber, die immer nur Nothbehelf seyn kann, wird vollkommen unstatthaft, wenn irgend eine andere rationelle möglich ist. Wenn wir von dem Begriff ausgehen, daß ein organisches Ganze von einer allgemeinen Kraft beherrscht werde, so geben wir dem Ganzen etwas, das uns die Beobachtung nicht lehrt. Dagegen lehrt uns die Erfahrung, daß alle Elemente und die zusammengesetzten Körper ihnen eigenthümliche Kräfte mit sich führen. Durch die Verbindung der Elemente entstehen neue Körper, welche auf eine neue Weise modificirte Kräfte besitzen. Eine unabsehbare Reihe in der organischen Natur vorkommender Substanzen ist aus 2, 3 oder 4 Grundstoffen in ganz gleichen Verhältnissen zusammengesetzt; und doch haben diese in ihrer Elementar-Zusammensetzung so ähnlichen Körper in ihren äußern und chemischen Eigenschaften so große Verschiedenheiten. Mulder schreibt diese mächtigen Unterschiede einer unendlichen Modificationsfähigkeit der in den Elementen vorkommenden Grundstoffe zu. Bey einem geringen Unterschied in dem Zustande, in welchem ein Element verkehrt, zeigt es sich den anderen Elementen gegenüber als eine neue ganz eigenthümliche Substanz. Eine bekannte Körpergruppe, nämlich Stärke, Gummi, Zucker, Essigsäure, Glucinsäure, Inulin dient dem Verf. als Beyspiel, an welchem er diese Ansicht sehr einleuchtend durchführt.

Mulder verwirft die Ansicht einer keimbildenden Kraft in der Keimscheibe; J. Müller betrachtet den körnigen, formlosen Stoff der Keimscheibe als „eine mit der wesentlichen und specifischen Kraft des späteren Thieres begabte Substanz.“ Nur ein chemisch

ungebildetes Auge kann nach der Meinung des Verf. in dem formlosen Stoff der Keimscheibe nichts als Protein und einige Salze erblicken; wir müssen in denselben sehen wollen, was wir aus denselben entwickelt werden sehen, d. h. Verbindungen, welche chemisch wenig oder nicht vom Protein verschieden sind, aber dennoch einen Unterschied zeigen. Der formlose Stoff fängt an, hier und da Pünktchen, geordnete Theilchen zu zeigen. Diese werden aus dem vorhandenen Stoff entwickelt durch die demselben einwohnenden und durch die Temperatur erregten Kräfte; ohne Temperaturerhöhung entsteht diese neue Anordnung der Theilchen nicht, ebenso wenig wie ohne die in die Molecüle gelegte Fähigkeit, geordnet zu werden; gerade so wie beym schwefelsauren Natron die ersten Kryställchen nicht gebildet werden ohne Wasserverdunstung und die Fähigkeit der Molecüle, einander in einem bestimmten Sinne anzuziehen. Sehr wichtig zur Erklärung der Keimbildung ist die Annahme des Verf., daß Protein im chemischen Sinne nicht in jedem Theilchen dasselbe Protein ist, d. h. das bey einer Elementaranalyse nichts Anderes als $C_{40} H_{62} N_{10} O_{12}$ liefernde; Protein ist deßhalb nicht immer mit denselben ursprünglichen Kräften der Anordnung versehen. Die chemische Untersuchung kann indessen zur Bestätigung dieser Annahme durchaus nichts beytragen; denn jedes Proteintheilchen der Keimscheibe würde wohl Protein seyn, wenn wir es analysiren wollten. Der Verf. führt hier einige Beyspiele von unorganischen Körpern an, deren äußere Verschiedenheit bey ihrer vollkommen gleichen Zusammensetzung wir nicht zu erklären im Stande sind. Das Beyspiel von der glasichten und milchichten arsenigen Säure, welches hier der Verf. anführt, scheint uns nicht mehr ganz hierher zu passen, seitdem Heinrich Rose nachgewiesen hat, daß die glasichte arsenige Säure ein milchichtes Ansehen bekömmt, wenn sie aus dem amorphen in den krystallisirten Zustand übergeht; der Unterschied zwischen diesen beyden Formen der arsenigen Säure ist daher die Krystallisation, ebenso gut wie sie den Unterschied zwischen Kalkspath und Kreide macht.

Sehr interessant ist die hierauf folgende Abhandlung über Generatio aequivoca und die Uebertragung der Lebenskraft, in welcher Beziehung wir indessen auf das Werk selbst verweisen müssen.

Anorganische, organische und organisirte Körper, Pflanzen und Thiere. — Der Verf. unterscheidet hier zwischen organischen und organisirten Körpern. Sind Körper im Stande den von außen gebotenen Stoffen eine neue Anordnung ihrer Elemente zu geben, so nennt er diese Producte ihrer Organe organische Körper; organisirt dagegen, wenn die neugebildeten Stoffe selbst Organe sind, oder Organe enthalten. Organisirte Körper sind also auch organisch, organische Stoffe aber deßhalb nicht immer organisirt. So leicht nun die an den äußersten Gränzen der organischen Natur stehenden Wesen von einander zu unterscheiden sind, so sehr ihre Verschiedenheit in die Augen springt, indem sogar kaum eine Uebereinstimmung zu bemerken ist, so schwer wird der Unterschied zu erkennen, wenn man von der einen Seite hinab, vom Menschen, und von der anderen, der Schimmelpflanze, hinaufsteigt und eine scharfe Gränzlinie zwischen Pflanzen und Thieren ziehen will. Der Verf. giebt als das Resultat aller Untersuchungen in dieser Beziehung an, daß die Formen der Uebergangs-Individuen nicht erlauben, sie zu einem von beyden zurückzuführen, so daß dieselben mit gleichem Rechte Pflanzen und Thiere genannt werden können.

Man hat geglaubt, zwischen organischen und anorganischen Körpern einen Unterschied darin zu finden, daß in den ersteren ternäre und quaternäre, in den letzteren nur binäre Verbindungen vorkommen. Diese Ansicht verwirft der Verf., indem er die organischen Radikale auf gleiche Linie mit einfachen Körpern stellt. Aether besteht nicht aus $C_4 H_{10} O$, sondern aus $C_4 H_{10} + O$. Der Sauerstoff kann aus demselben entfernt und durch Schwefel, Chlor, Brom, Jod ersetzt werden. Jedenfalls bestünde auch bey dieser Anschauung noch der Unterschied, daß in organischen Stoffen zusammengesetzte, in anorganischen einfache Radikale vorkommen. Ein anderer wesentlicher Unterschied wird in der Art und Weise, auf welche organische und anorganische Körper entstehen, gesucht. In den anorganischen Stoffen nimmt man Juxtaposition, in den organischen Wachsthum, Entwicklung an. Diesen Unterschied bezeichnet der

Verf. als unrichtig, da Hörner, Nägel und Haare, welche alle aus Proteinverbindungen gebildet werden, durch Juxtaposition entstehen.

Die Atmosphäre in ihren Verhältnissen zur organischen Natur. — Nach einigen allgemeinen, einleitenden Bemerkungen über die Atmosphäre gibt der Verf. hier eine kurze Geschichte der Eudiometrie von Scheele an bis auf die neuesten Versuche von Verver und Dumas. Aus allen Versuchen zusammengenommen wird geschlossen, daß die Menge des Sauerstoffes und Stickstoffs in der Atmosphäre wohl wechselt, daß aber der bestehende Wechsel nicht im Bereiche der Beobachtung liegt, da die störenden Ursachen nicht so mächtig sind, wie diejenigen, welche die Verschiedenheit ausgleichen.

Mulder spricht sich gegen die von Liebig zuerst aufgestellte Ansicht aus, daß der Ammoniakgehalt der Atmosphäre für das Wachsthum der Pflanzen eine große Wichtigkeit habe. Er hält die Menge des in der Atmosphäre befindlichen Ammoniak's für zu gering, um in der organischen Natur eine höhere Stelle einnehmen zu können, als viele andere sehr kleine Beymengungen der Atmosphäre. Daß Liebig selbst aus vielen hundert Pfunden Regenwasser nur Spuren von Ammoniak hat sammeln können, ist noch kein Beweis von einem äußerst geringen Ammoniakgehalt in der Atmosphäre, sondern höchstens davon, daß dieser Bestandtheil der Atmosphäre nicht in constanten, sondern in wechselnden Mengen vorkömmt. Doch auch davon abgesehen ist es nicht klar, warum anderen, zufälligen Beymengungen der Atmosphäre, deren Menge wenigstens eben so gering ist, als die des Ammoniak's, über deren Existenz sogar wir durchaus nichts bestimmtes wissen, ein größerer Einfluß auf die Vegetation zugeschrieben werden soll, als dem Ammoniak, dessen immerwährende Gegenwart in der Atmosphäre constatirt ist.

Zum Schluße dieses Abschnittes behandelt der Verf. die schon so häufig aufgeworfene Frage, ob die Atmosphäre von jeher dieselbe Zusammensetzung gehabt, und ob sie dieselben Bestandtheile beybehalten werde. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die umwandelbare Zusammensetzung der Atmosphäre einzig und allein von dem Gleichgewicht zwischen der Anzahl der Thiere und der Pflanzen abhängt. Wird dieses durch irgend eine Veranlassung gestört, z. B. wenn die Menschen sich vermehren, während die Pflanzen abnehmen so wird endlich keine hinreichende Menge Kohlensäure mehr zersetzt und der prozentische Gehalt von 21 Sauerstoff in der Atmosphäre, von dem Alles jetzt auf der Erde Lebende abhängig ist, vermindert. Denn wenn dieses Verhältniß sich ändern sollte, so müßten alle lebenden Wesen sterben und eine andere Reihe von Pflanzen und Thieren, ja vielleicht eine andere Reihe mit Vernunft begabter Wesen entstehen. Der Verf. glaubt, daß durch diese Ursache gewiß einmal das Menschengeschlecht von der Erde vertilgt werde, wenn dieß nicht schon früher durch andere Ursachen geschieht. Die Frage, wann dieses Ereigniß eintreten werde, läßt sich durch eine auf Lavoisier's und Davy's Versuche gestützte Berechnung annährungsweise beantworten. Die ganze die Erde umgebende Sauerstoffmenge beträgt nämlich, wie wir wissen, nahe an 2 Millionen Kubikmeilen. Ferner ist bekannt, daß von allen Menschen in einem Jahre $\frac{8}{10}$ einer Kubikmeile von dieser Sauerstoffmenge verzehrt wird. Wenn nun immer 1000 Millionen Menschen auf der Erde bleiben, so muß, angenommen daß die Pflanzen von jetzt an aufhörten, die Kohlensäure zu zersetzen und für dieselbe Sauerstoff zu entwickeln, nach $2\frac{1}{2}$ Millionen Jahren nothwendigerweise kein Sauerstoff mehr in der Atmosphäre vorhanden seyn.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Januar.

Nro. 14. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Gaea Norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von B. M. Keilhau. Zweytes Heft mit 2 Tafeln. Christiania 1844. S. 149 — 340. Fol.

Ueber die Wichtigkeit dieses Werkes hat sich Ref. schon in der Anzeige des ersten Heftes unserer Blätter (VIII. S. 137) hinreichend ausgesprochen, und er kann versichern, daß vorliegendes zweytes Heft dem ersten an Interesse nicht nachsteht. Es besteht aus 3 Abhandlungen, welche von verschiedenen Verfassern bearbeitet sind.

I. Höhenmessungen in Norwegen, gesammelt von A. Vibe, Ingenieur-Kapitain. Eine umfassende Sammlung höchst zahlreicher Höhenmessungen, die in den verschiedenen Gegenden Norwegens während der letzten drey bis vier Decennien vorgenommen wurden. Dem Botaniker wird es willkommen seyn, daß von S. 203 — 205 Schnee- und Vegetations-Gränzen besonders aufgeführt sind; für letztere sind die Birken, Fichten und Tannen berücksichtigt worden.

II. Ueber den Bau der Felsenmasse Norwegens von Keilhau. Der Verf. klagt im Eingange, daß die Geologie sich gegenwärtig in einer üblen Situation befinde, weil bey der Unmöglichkeit, durch directe Anschauung in allen Fällen den Bau des Gebirgsbaues zu ergründen, die Lücken der Beobachtung durch theoretische Constructionen ausgefüllt werden, zu welchen jedoch bisher mannichfach aus der Chemie entlehnte Meinungen das Material geliefert hätten. Wie schon anderwärts bekannt, will er der Chemie nur einen beschränkten Einfluß auf die Geologie gestatten, und glaubt, daß die Relation, welche zwischen diesen beyden Wissenschaften statt finden muß, bis jetzt unrichtig aufgefaßt ist. Die Geologie selbst muß, wie er sagt, es seyn, welche mit Hülfe von geognostischen Untersuchungen zu prüfen hat, in wie weit die vorgeschlagenen Erklärungsarten, die aufgestellten Theorien richtig seyen oder nicht. Vor Allem dringt er, und mit Recht darauf, daß die Thatsachen rein für sich, ohne vorgefaßte Meinungen, aufgesucht und geschildert werden. Um seine Ansichten weiter auszuführen, hat er sie zuvörderst auf einige Felsarten angewendet, deren Bildungsweise strittig ist, nämlich auf den krystallinisch-körnigen Kalkstein oder Marmor, dann auf mehrere der eigenthümlichen Mineralmassen, welche durch den Namen Contact-Bildungen am leichtesten bezeichnet werden, endlich auf die krystallinischen Silicit-Schiefer und die ungeschichteten krystallinischen Gebirgsarten. Er geht dabey aus zu zeigen, daß die bisherigen Theorien über ihre Entstehungsweise nicht befriedigend wären, am allerwenigsten die vulkanistischen oder plutonistischen. Dieser Nachweis gelingt dem Verf. meist in ganz befriedigender Weise; nicht so aber der, daß gewisse Verhältnisse in den Felsmassen erst in Folge späterer Einwirkungen auf sie durch innerlich wirkende Kräfte entstanden seyen. Da es dem Verf. (S. 228) selbst nicht möglich ist, diese Actionen klar nachzuweisen, da überhaupt die Beobachtung nichts von innerlichen Umänderungen fester Massen in solchem Umfange und Maaße, wie er es für möglich hält, weiß, so wird es uns gestattet seyn, auf diesem Wege ihm

nicht nachzugehen, sondern wir werden uns mit Hervorhebung einiger wichtiger faktischer Verhältnisse in Anwendung auf die vulkanistischen Ansichten begnügen.

Als besonders lehrreich für die Theorie der Genesis der Felsarten bezeichnet der Verf. die verschiedenen Vorkommnisse des krystallinisch-körnigen Kalksteins in den versteinerungsführenden Gebirgen, wo er auch selbst Versteinerungen enthält. Ueber diesen allerdings wichtigen Punkt wollen wir hier des Verf. Angaben im Wesentlichen mittheilen.

Zu den merkwürdigsten Vorkommnissen gedachter Art gehört der in West-England vorkommende sogenannte Wenlock-Kalkstein. Dieses Glied der obern Abtheilung des silurischen Systemes hat sowohl über als unter sich einen Schiefer, Mudstone genannt, und besteht theils aus unregelmäßigen Lagen von unreinem thonhaltigem Kalkstein, theils aus den sogenannten Ball-stones. Murchison beschreibt dieselben in seinem bekannten Werke (Silur. Syst. I. c. 17) als klumpenförmige Concretionen mit einem Durchmesser von einigen Zollen bis zu etlichen Fußen, zuweilen aber auch von ganz außerordentlicher Größe. Sie bestehen aus einem reinen krystallinischen Kalkstein, welcher zum Theil ein ganz weißer Marmor ist, voll von Versteinerungen, und umgeben von Schieferlagen und unreinem Kalke. An diesen Massen pflegen die daran stossenden Schichten plötzlich zu endigen; aber an einigen Stellen scheint die Schichtung allmählig beym Zusammentreffen aufzuhören, so daß die Concretionen hier unmerklich mit den Schichten zusammen fließen. Uebrigens sind diese letzteren, da wo sie die klumpenförmigen Gebilde umgeben, meist sehr gewunden. Murchison's Aeußerung hierüber ist sehr merkwürdig; er meint, daß diese Contorsionen größtentheils unter dem Solidifications- oder Krystallisations-Prozesse hervorgebracht wurden, welcher auch die Kalkstein-Concretionen hervorrief, nicht aber von den Dislocationen, welche die Gegend erschüttert haben; denn solche Concretionen, setzt er hinzu, gehören ganz wesentlich zur Structur des Wenlock-Kalkes.

Aehnliche Bildungen wie die eigentlichen Ball-stones finden sich auch in dem unterliegenden Schiefer. Sie bestehen theils aus thonhaltigem, theils aus reinem krystallinischem Kalk, und haben zum Theil eine Struktur wie der Tutenmergel im Lias; manche enthalten Quarz- nebst Kalkspathkrystallen, ferner Anthrazitblätter und Versteinerungen. Im Wenlock-Kalke selbst finden sich oft Adern von Kalkspath und Kupferkies. Murchison glaubte zuerst, daß diese sich von der Tiefe herauf erstreckten; später aber überzeugte er sich, daß sie sowohl nach unten als nach oben hin in diesem Kalkstein enden, weßhalb er sie für Segregationsgänge ansieht.

Mit Recht erklärt der Verf., daß diese Verhältnisse nicht vom Feuer ausgegangen seyn können. Selbst Murchison, ein so eifriger Vulkanist er auch ist, wagt es nicht, bey der Schilderung der Phänomene der Wenlock-Formation irgend eine subterranean agency anzurufen. Auch die Verhältnisse, in denen der Verf. den Urkalk häufig im Gneiß, Glimmerschiefer und Hornblendschiefer auftreten sah, sprechen gegen eine solche Annahme. Nicht nur, daß man an den Gränzen zwischen dem Kalkstein und der einschließenden Gebirgsart beyde Massen gleichsam mit einander gemischt findet, indem sich oft Kalkspathkörner in dem Schiefer und ebenso die Bestandtheile des letzteren im Marmor eingesprengt zeigen, sondern beyde Gebirgsarten greifen an den Gränzen häufig wie gabelförmig in einander, ja Schieferparthien werden oft, selbst ganz isolirt liegend, im Marmor angetroffen, während dieser auch isolirte Massen in seinem Hangenden und Liegenden bildet, die letzteren gern wie ganz dünne streifenförmige Parthien zwischen den Schichten, und jene ersteren ebenfalls parallel mit den Schichtflächen der großen Schiefermassen." Auch die einzelnen Glimmerblätter, welche auf die angeführte Art im Marmor an dessen Gränzen auftreten, haben eine mit den Schichtebenen parallele Lage, und dasselbe ist der Fall mit den Hornblendekrystallen, welche im Marmor, da wo derselbe mit Hornblendeschiefer zusammenstößt, angetroffen werden. Daß solche Verhältnisse nicht aus dem feurig-flüssigen Aufsteigen des Kalks aus der Erdtiefe erklärbar werden, geben wir dem Verf. gerne zu. Wenn er aber nun seine Theorie der innern Umänderungen in consolidirten Gesteinen anzubringen, die neptunistische Theorie schon mit der Bemerkung abzufertigen meint, daß die

vielen im Urkalke vorkommenden Silikate ihr widersprechen, so möchte Ref. im Gegentheil behaupten, daß gerade diese für sie zeugen, freylich nicht in der alten Auffassungsweise dieser Ansicht, sondern in der Modification, wie sie durch Oberbergrath Fuchs mit der neptunistischen Lehre vorgenommen worden ist. Es ist merkwürdig anzusehen, wie der Vers. um die Fuchs'sche Theorie der Erdbildung, die ihm nicht unbekannt geblieben ist, herumgeht, ohne sie in die Debatte zu bringen, offenbar weil er sich ihrer nicht erwehren kann. Gegen den Vulkanismus, wie gegen den Werner'schen Neptunismus kämpft der Verf. mit Glück und Geschick; aber von dem auf die Lehre vom Amorphismus gestützten Neptunismus redet er kein Wort. Es ist zu bedauern, daß ein sonst so klarer und scharfer Beobachter, wie Keilhau, durch seine Hypothese vom Metamorphismus, die in solcher Ausdehnung, wie er ihr giebt, nirgends Anerkennung findet, sich den Blick hat trüben lassen, während er durch die Theorie von Fuchs alle diese Phänomene in ungezwungener Uebereinstimmung mit chemischen Erfahrungen deuten könnte.

Völlig einverstanden sind wir mit dem Verf., wenn er (S. 246) für die Theorie auf die große Wichtigkeit aufmerksam macht, die das Vorkommen von Versteinerungen in den krystallinischen Silikat-Bildungen hat. Die von Murchison angegebenen Vorkommnisse von Petrefakten in verschiedenen Trappbildungen oder damit verwandten Gebirgsarten gehören zu den neuesten Thatsachen dieser Art; sie lassen sich, wie der Verf. meint, von den Geologen um so weniger zurückweisen, da Murchison selbst „plutonischer Vulkanist" ist.

(Fortsetzung folgt.)

Versuch einer allgemeinen physiologischen Chemie von G. J. Mulder.

(Schluß.)

Das Wasser in seinen Verhältnißen zur organischen Natur. — Ein Haupteinfluß des Wassers auf organische Substanzen beruht nach der Ansicht des Verf. auf dem Umstand, daß durch die Zersetzung des Wassers auch anderer Seits die chemische Wirkung anderer in der Nähe befindlicher Stoffe erweckt wird. Die Wirkung des Wassers auf den thierischen Organismus ist verschieden von dessen Wirkung auf die Pflanzen. Während bey den meisten Thieren eine wäßrige Flüssigkeit durch den Körper geführt wird, welche feste Theile aus den Organen aufnimmt und den Körper von denselben befreyt, so fehlen den Pflanzen ausschließlich zur Sekretion bestimmte Organe, und sie behalten dadurch alle nicht flüchtigen, einmal in ihre Substanz eingetretenen Stoffe. Das Wasser unterstützt sogar das Wachsthum der jugendlichen stark verdunstenden Blätter, indem es die in seiner Flüssigkeit gelösten oder suspendirten Stoffe der Pflanze zuführt. Mit der Verdunstung der wäßrigen Flüssigkeit und folglich mit der Fähigkeit der Atmosphäre, Wasser aufzunehmen, hängt demnach das Wachsthum der Pflanzen, ihre Zunahme an Masse wesentlich zusammen.

Die Ackererde in ihren Verhältnißen zur organischen Natur. — Der Verf. erkennt die von Liebig zuerst ins Klare gesetzte Wichtigkeit an, welche die anorganischen Substanzen für die Vegetation haben. Er ist indessen der Ansicht, daß auch die humusartigen Stoffe der Ackererde den Pflanzen zur Nahrung dienen, indem sie von den Wurzeln aufgenommen werden müssen. In der Ackererde nimmt er 7 verschiedene organische Körper an, nämlich: Quellsäure, Quellsatzsäure, Geinsäure, Huminsäure, Humin, Ulminsäure und Ulmin. Einige dieser Substanzen, wie z. B. Humin und Ulmin, sind in Wasser und Alkalien unlöslich, weßhalb es

nicht leicht zu erklären ist, wie sie von den Pflanzenwurzeln, die doch nur gelöste Körper aufsaugen, aufgenommen werden können. Andere sind zwar im Wasser unlöslich, können aber durch den Zutritt eines Alkali löslich gemacht werden. Mulder nimmt deßhalb an, daß die fixen Alkalien der Ackererde, besonders aber das Ammoniak, welches aus der in der Ackererde eingeschlossenen Luft leicht gebildet werden soll, diese organischen Stoffe zur Löslichkeit disponiren, und somit zu Nahrungsmitteln der Pflanzen machen. Es folgt hierauf eine genaue und ausführliche Beschreibung dieser 7 in der Ackererde vorkommenden organischen Stoffe, welche von dem größten Interesse ist um so mehr, da diese Untersuchungen alle dem Verf. angehören und von ihm zuerst in Anregung gebracht worden sind. Obgleich es durch Liebig's große Forschungen unläugbare Gewißheit geworden, daß Kohlensäure, Wasser und Ammoniak aus der Atmosphäre den Wurzeln der Pflanzen zugeführt und so den Pflanzen zur Nahrung werden, so hält es doch der Verf. für keineswegs ausgemacht, daß die ulminsauren, huminsauren und geinsauren, so wie die quellsauren und quellsatzsauren Salze nicht auch von den Wurzeln der Pflanzen sollten aufgenommen werden können, sondern er hält sie sogar für einige Pflanzen unentbehrlich. Da der Verf. die Pflanzenernährung zum Gegenstand einer speciellen Behandlung zu machen verspricht, so hoffen wir später noch auf diesen Gegenstand zurückkommen zu können.

In dem letzten Abschnitte, welcher noch nicht ganz vollendet vorliegt, werden die allgemeinen organischen Substanzen abgehandelt. Der Verf. theilt die Bestandtheile des organischen Reiches in 4 Klassen; in solche, die den Pflanzen und Thieren gemeinschaftlich zukommen; in solche, die nur entweder in Pflanzen oder in Thieren angetroffen werden; in solche die sich weder bey Pflanzen noch bey Thieren finden, aber dennoch Baustoffe des organischen Reiches sind; endlich in solche, die als sogenannte anorganische Stoffe mit den organischen verbunden sind. Die erste Klasse enthält das Protein, die zweyte für die Pflanzen Dextrin, für die Thiere Gelatin. Aus Dextrin entwickelt sich Cellulose, Stärkmehl, Gummi, Zucker, vielleicht auch Pflanzenschleim; aus dem Stärkmehl bilden sich die Fette und das Chlorophyll; zur dritten Klasse gehören die Kohlensäure, das Ammoniak, das Wasser, die Atmosphäre, Humin und Huminsäure, Ulmin und Ulminsäure, Quellsäure und Quellsatzsäure, welche zusammen die Bestandtheile der Ackererde ausmachen. Die vierte Klasse endlich enthält Bittererde —, Kalk —, Natron —, Kali —, Mangan —, Eisen-Salze mit Phosphorsäure, Schwefelsäure, Jod, Fluor und Chlor, Kieselsäure, Thonerde, die sämmtlich von verwitterten Felsarten herstammen. In diese Klasse müßte unserer Meinung nach auch der Schwefel gebracht werden, der bekanntlich eine so wichtige Rolle im Pflanzen- und Thierreiche spielt.

Bey der Behandlung der Frage, ob alles Fett, das die Thiere besitzen, von den Pflanzen herrühre, schließt sich der Verf. ganz der Liebig'schen Ansicht an, daß die Fett-Bildung im thierischen Körper durch Umsetzung der Elemente statt finde.

Nach den Fetten wird das Chlorophyll abgehandelt. Dieser Körper ist bis jetzt wegen der Schwierigkeit, ihn rein darzustellen und in hinreichender Quantität zu erhalten, noch nicht analysirt worden. Dem Verf. ist es gelungen aus den Pappelblättern (Populus tremula) reines Chlorophyll in einer zu mehreren Elementaranalysen genügenden Menge zu gewinnen. Die Analyse gab für das Chlorophyll folgende Zusammensetzung: $C_{18}\ H_{18}\ N_2\ O_8$. Wenn diese Formel durch eine größere Anzahl von Analysen bestätigt wird, wie es sich indessen kaum anders erwarten läßt, da die Versuche von einem so ausgezeichneten und gewandten Chemiker herrühren, so schließt sich das Chorophyll offenbar an die indigoartigen Körper an.

Diese kurzen Andeutungen werden genügend darthun, wie wünschenswerth es sey, daß der Verf. die Herausgabe dieser Vorträge fortsetze und vollende.

Dr. Vogel jun.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Januar.

Nro. 15. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Gaea Norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von B. M. Keilhau.

(Fortsetzung.)

Daß er in dieser Eigenschaft jenen versteinerungsführenden Gebirgsarten willkührlich eigene Namen beylegt, darf uns, wie der Verf. ganz richtig bemerkt, bey der Auffassung der rechten Beschaffenheit des gedachten Naturverhältnisses nicht besonders störend seyn, und zeigt nur, wie wenig das System, welches man fortwährend aufrecht zu erhalten sucht, für die Phänomene paßt, welche nun so reichlich und deutlich zur Schau liegen. Murchison nämlich erkannte vollkommen deutliche Spuren von Enkriniten, Trilobiten und andern silurischen Organismen in Massen, welche nach der darüber gegebenen petrographischen Beschreibung bald vollkommen charakteristischer Syenit, bald Grünstein, bald eine Art Feldspathporphyr u. s. w. seyn müssen. Da diese Massen nach Murchisons Angabe häufig in solche geschichtete Gebirgsmassen übergehen, denen ein mechanischer Niederschlag zugeschrieben wird und in welchen gewöhnlich Versteinerungen vorkommen, so kann auch genannter Geognost nicht anders als annehmen, daß jene Thierreste nicht späterhin, sondern gleich ursprünglich in die angeführten Massen gekommen sind. Daß er diese Massen als meist lagerartige angiebt, und in dieser Form häufig mit Sandsteinen, Schiefern u. s. w. abwechselnd, aber nichts desto weniger mit den an denselben Stellen oft vorkommenden, ganz unförmlichen Massen derselben Gebilde zuweilen Eins ausmachend, hält der Verf. endlich auch aller Aufmerksamkeit werth. Er meint, daß die vulkanistische Sprache, die man bey dieser Gelegenheit zu hören bekomme, ganz wie Ironie klinge, und daß die aufgestellte Erklärung eine wahre Karikatur der vulkanistischen Theorie sey. Kurios wird es auch, wie der Verf. zufügt, anzusehen seyn, welche Ausflucht die Verfechter des vulkanistischen Systems in Veranlassung der unbequemen Entdeckung ausfindig machen werden, daß die Achatkugeln von Oberstein (nämlich Massen, die von einer der für pyrogen angesehenen Gebirgsarten herrühren) Spuren von Organismen enthalten.

Daß die Ansicht von der feurigen Entstehung des Granits und der ihm verwandten Gebirgsarten so großen Eingang finden konnte, erklärt der Verf. aus der mangelhaften Kenntniß, welche viele Geognosten von ihnen hätten: „Unläugbar ist die Schwierigkeit, zu einer vollkommen richtigen Kenntniß der Verhältnisse jener Gebirgsarten zu gelangen, bedeutend groß. Nur an einzelnen Punkten in meist nur mit großer Beschwerde zugänglichen und oft entfernt liegenden Gegenden sind dieselben so zur Schau gestellt, daß sie nicht mißverstanden werden können. Die meisten Beobachter bekommen nur Stellen von solcher Beschaffenheit zu sehen, bey denen die Theorien und die Einbildungskraft dazu kommen, das Meiste bey der Entwerfung des Bildes zu thun, welches man sich von dem Naturverhältnisse zu verschaffen sucht.“ Als ein „in der That höchst auffallendes Beyspiel, wie es insoweit selbst mit den erfahrensten Beobachtern gehen kann,“ führt der Verf. folgendes an:

„An manchen Stellen in Schweden findet man

wie man ja lange gewußt hat, horizontale Transitions-Straten auf einer alten Gebirgsoberfläche ruhend, die aus den Köpfen steiler Gneißschichten besteht. Nichts ist zuverlässiger und einfacher, und das Verhältniß läßt sich da, wo beyde Schichtsysteme einander berühren, wirklich ganz unmittelbar beobachten. Nichts desto weniger entzog es sich neulich durchaus dem Blicke eines der meist geübten Forscher. Bey seinem letzten Besuche in Schweden war Hr. v. Buch so weit davon entfernt es bemerken zu können, daß er im Gegentheil erklärt: „„der Gneiß berührt diese Transitionsschichten nie, sondern bleibt überall mit deutlichem Rande in der Entfernung zurück““ (Jahrb. f. Min. 1842 S. 282). Mit einem solchen Resultate von der Besichtigung der Stellen kommt denn auch der Observator auf ganz sonderbare Gedanken über den innern Bau und die Entstehung der dortigen Gebirge.“

Nach diesen geologischen Excursen geht der Verf. zur Schilderung seiner Beobachtungen über die geognostische Constitution Norwegens über. Ref. hält diese Beobachtungen für einen der wichtigsten Beyträge, welche in neuerer Zeit die Geognosie erlangt hat, da sie durchaus auf einer klaren, scharfen Auffassung der Thatsachen beruhen, und theoretische Meinungen hierauf nicht den mindesten Einfluß geäußert haben. Solche unpartheyische unbefangene Auffassungen gehören in neuern Zeiten zu den Seltenheiten, da ein guter Theil der Beobachter in der Natur nichts anders als ihre vorgefaßten Meinungen finden will und von ihnen präoccupirt, sie in der That auch findet, und zwar meist ohne viele Mühe. Es kann daher nicht fehlen, daß der Verf. mitunter mit andern Beobachtern in entschiedenen Widerspruch tritt, und er kommt sogar einmal dazu sich darüber sehr derb zu äußern.

Bey der Schilderung von Kaasfjord, wo durchaus keine vulkanischen Anzeigen vorhanden sind, giebt der Verf. schließlich (S. 280) folgende Erklärung ab.

„In der That ist es mir, um der Wissenschaft willen, schmerzlich gewesen, den berühmten Hrn. Rußegger ohne Vorbehalt über diese Lokalität äußern zu sehen: „„daß die Schichten des Grauwackengebirgs, welches das längliche Bassin des Fjord umgiebt, rund um denselben von ihm abfallen,““ und dieß auszusagen, damit er, sich hierauf und auf einige andere eben so wenig in der Wirklichkeit existirende Data stützend, dazu gelangen kann, die Stelle hier: „„als einen Erhebungskrater, nach v. Buch's Theorie, in dessen Grunde der Diorit, hier offenbar als emporhebendes Princip auftretend, sich wie eine große Gangmasse den Durchgang verschaffte,““ bezeichnen zu können. Von den Schieferpartien in dem großen erzführenden Grünsteinfelde am Kaasfjord, welche von mir im Allgemeinen 10 — 80° nach NW. fallend angegeben sind, erklärt Hr. Rußegger, daß sie „„höchst irregulär““ gestaltet sind, und in „„den mannigfaltigsten Richtungen in der Masse des Diorits liegen; auch hat er diesen Schiefer an einer Stelle zu einem gefritteten Sandstein““ umgewandelt gefunden. Von der schiefrigen Grauwacke, welche der Diorit berührt, sagt er, „„daß sie einem halb geschmolzenen Sandsteine gleicht.““ Wirkliche zu dieser ganzen Gruppe gehörende Quarzsandsteine werden dabey als Eruptivbildungen angegeben; ja es heißt ausdrücklich von solchen Sandsteinen (reiner Quarz, wie sie genannt werden), daß sie ganz „„das Ansehen einer dickflüßigen, sich übereinander hinwälzenden Masse““ haben.“ —

Wie des Verf. genaue Untersuchungen ergeben haben, existiren alle diese Feuerwirkungen nicht in der Natur, sondern lediglich in der etwas zu lebhaften Phantasie des deutschen Beobachters, der auch wohl nicht ausreichende Zeit hatte, sich mit den dortigen geognostischen Verhältnissen vollständig bekannt zu machen.

In's Detail seiner Schilderung des Felsgebäudes von Norwegen können wir dem Verf. nicht weiter folgen; nur noch aufmerksam will Ref. machen auf die beyden sehr schön gearbeiteten Karten, wovon die eine Durchschnitte giebt, die andere, als „erster Versuch einer geognostischen Karte von Norwegen“ bezeichnet, den nördlichen Theil dieses Landes darstellt.

III. **Ueber den Norit und die auf der Insel Hitteröe in dieser Gebirgsart vorkommenden mineralienreichen Granitgänge. Von Dr. Th. Scheerer. Ein höchst interessanter, von einem bewährten Chemiker und Geognosten verfaßter Aufsatz, der zugleich wichtige Beyträge zur Theorie der Gebirgsbildung giebt.**

Mit dem Namen Norit bezeichnete Esmark eine Gebirgsart, die er selbst nicht genau gegen die verwandten abgränzte. Nach dem Verf. möchte sie folgendermassen zu definiren seyn: Norit ist ein krystallinisch-

körniges Feldspathgestein, entweder allein aus Feldspathmasse bestehend, oder Diallag, Bronzit, Hypersthen oder Hornblende, zuweilen auch wohl außerdem Quarz und Glimmer, als Gemengtheile enthaltend. Es müssen jedoch solche körnig-krystallinische Feldspathgesteine, wenn man sie zum Norite zählen soll, nothwendiger Weise mit Gabbro-Bildungen im innigsten Zusammenhange stehen. Durch diese Beschränkung kommt aber der Begriff von Norit dem eines, an seinen augitischen Gemengtheilen oftmals sehr armen Gabbro ziemlich nahe.

Der Norit, welcher Hitteröe und Anabelöe, so wie einen großen Theil des diesen beyden Inseln zunächst gelegenen Festlandes bildet, zeigt sich als ein körnig-krystallinisches Feldspathgestein, zum Theil allein aus Feldspathmasse bestehend, zum Theil verschiedene Gemengtheile in sich schließend. Als letztere sind zu nennen: Quarz, Diallag, Hornblende, Titaneisen, Glimmer, Hypersthen und Granat. Die Structur des Norits ist im Allgemeinen eine massig-körnige; Parallelstructur tritt nur da hervor, wo sich schwarze Hornblende zwischen die krystallinische Feldspathmasse legt.

Besonders merkwürdig sind die Granitgänge auf Hitteröe und ihre Mineraleinschlüsse. Die Hauptbestandtheile dieser Gänge sind: Feldspath, Quarz und Glimmer. Zu den interessanteren und vom Verf. genauer untersuchten Mineralien, welche in der Granitmasse vorkommen, gehören: Orthit, Gadolinit, Polykras, Malakon und Ytterspath. Alle diese Mineralien sind genau beschrieben, ihre Analysen meist vom Verf. unternommen, und der Malakon ist eine von ihm neu bestimmte Species. Außerdem kommen noch in der Gangmasse Magneteisen, Eisenglanz, lauchgrüne Hornblende und Diallag vor.

Die Gruppirung, in welcher die genannten Mineralien die Gangmassen constituiren, ist eine höchst instruktive zu nennen, indem sich daraus eine richtige Einsicht in den Bildungs- oder doch wenigstens Krystallisations-Akt dieser Mineralien gewinnen läßt. Theils bilden Feldspath, Quarz und Glimmer einen sehr grobkörnigen Granit, theils ist jedes dieser Mineralien zu so bedeutenden Massen entwickelt, daß man ihr Gemenge kaum noch mit dem Namen Granit belegen kann. In diesem Gesteine von der größten Grobkörnigkeit bildet der Feldspath kubikfußgroße Massen, während sich der Quarz, in noch bedeutenderer Portion und oft gewaltige Glimmertafeln einschließend, überall dazwischen drängt und jeden von Feldspath und Glimmer frey gelassenen Raum auf das Genaueste ausfüllt. Aber nicht überall haben sich Quarz und Feldspath vollkommen von einander zu sondern vermocht: man trifft häufig größere Feldspathpartien, welche ganz mit Quarz in einer Art durchwachsen sind, daß das Gemenge beyder Mineralien einen sogenannten Schriftgranit von zum Theil ausgezeichneter Schönheit darstellt. Aus den Begränzungsverhältnissen zwischen Quarz und Feldspath in diesem Schriftgranit leitet es der Verf. mit größter Evidenz ab, daß der Quarz in den Granitgängen unmöglich früher krystallisirt seyn könne als der Feldspath, sondern daß letzterer seine Form schon großentheils angenommen hatte, als ersterer noch gestaltlos war. Diese im Bau des Schriftgranits mit großer Schärfe ausgesprochene Thatsache widerspricht, wie der Verf. zusetzt, vollkommen der Annahme, daß Quarz, Feldspath und Glimmer einst ein rein feurig flüssiges Gemenge bildeten, aus welchem sich durch langsame Erkaltung die einzelnen Mineralien ausschieden, da es klar ist, daß der weit schwerer als Feldspath schmelzende Quarz in solchem Falle stets zuerst krystallisirt seyn müßte. Der Verf. kommt hier demnach auf Resultate, die im vollen Einklange stehen mit dem, was Oberbergrath Fuchs schon früher hinsichtlich der Bildung des Granits behauptet hatte. Schlüßlich fügt der Verf. noch bey, daß schon das bloße Auftreten des Quarzes hinreichend ist, die Annahme eines feurigen Flußes zu widerlegen, da man seines Wissens in wahrhaft vulkanischen Gesteinen bisher nirgends eine Spur von ausgeschiedenem Quarze angetroffen hat. Die gleiche Behauptung hat schon Kühn, und zwar zuerst, ausgesprochen, und Schafhäutl und Ref. haben sie neuerdings weiter ausgeführt. Die Vulkanisten sind bisher noch die Widerlegung derselben schuldig geblieben.

Nicht weniger instruktiv, als die gegenseitige Anordnung von Quarz, Glimmer und Feldspath,

finden wir mit dem Verf. die Gruppirung der accessorischen Mineralien innerhalb der grobkörnigen Granitmasse. Als durchgreifende Regel gilt es hier, daß Orthit und Gadolinit entweder von strahligkrystallinischem Quarz umgeben sind, dessen Strahlen eine annähernd senkrechte Richtung auf die Conturen des eingeschlossenen Minerals haben, oder daß sie in Feldspath eingewachsen vorkommen, dessen Hauptblätterdurchgang eine ähnliche Stellung wie jene Strahlen besitzt. Auch da, wo Krystalle von Ytterspath oder Malakon von Feldspath- oder Quarzmasse umschlossen sind, pflegt sich ein ähnliches Verhältniß zu zeigen, wiewohl nicht immer mit derselben Schärfe wie beym Gadolinit und Orthit. Die Krystalle des Polykrases äußern eine solche Einwirkung nur auf den Quarz, nicht aber auf den Feldspath. Durchaus nichts derartiges läßt sich aber beobachten, wenn Magneteisenstein in Feldspath oder Quarz, und wenn Malakon oder Ytterspath in Orthit eingewachsen vorkommen; dagegen zeigt der Magneteisenstein rings um eingewachsene Krystalle von Ytterspath oder Malakon eine schwach strahlige Structur.

(Schluß folgt.)

Chronique latine de Guillaume de Nangis de 1113 à 1300 avec les continuations de cette chronique de 1300 à 1368. Nouvelle edition revue sur les manuscrits, annotée et publiée pour la société de l'histoire de France par H. Géraud, ancien elève de l'école royale des chartes. T. I. CXXIV. 436 S. II T. LIX. 459 S.

Gleich der italienischen Gesellschaft, welcher wir die Herausgabe des archivio storico italiano, der relazioni d'ambasciadori veneti etc. verdanken, fährt auch die société de l'histoire de France in ihren Publicationen fort. Die ystoire de li Normant per Aimé, welche Ref. schon früher in diesen Blättern anzeigte und von der er zuerst einen umfassenden Gebrauch in dem 2. Bande der deutschen Päpste machte; die Geschichte Gregors von Tours, lateinisch und französisch, lateinisch, französisch, also in dreyfacher Ausgabe; die Briefe des Cardinals von Mazarin 1651 und 1652; die Memoiren des Pierre de Fenin, wichtig für die Geschichte Karl's VI. und VII.; Joffroi von Villeharduin und Henri von Valenciennes über die Eroberung von Konstantinopel; die Kirchengeschichte des Ordericus Vitalis; der Briefwechsel des Kaiser Maximilian mit seiner Tochter Margaretha; die Geschichte der Herzoge von der Normandie und der Könige von England; Einhards Schriften in 2 Bänden; die Memoiren des Philipp von Commines; 2 Bände der Briefe Margaretha's von Angouleme, Schwester K. Franz I; die Memoiren der Margaretha von Valois; die coutûmes du Beauvoisis; der erste Band des Proceſſes der Johanna von Orleans (Jeanne d'arc), dem ein zweyter demnächst folgen wird, zeigen eine lobenswürdige Thätigkeit. Noch sollen die Memoires Coligny's und des Marquis de Villette nachfolgen. Man sieht, daß es nicht bloß eine gelehrte Gesellschaft ist, die den Namen trägt, sondern daß sie auch Mittel und Kraft besitzt, ihrem Titel zu entsprechen.

Wilhelm von Nangis, als einer der bedeutendsten Chroniſten des Mittelalters bekannt, wurde zuerst in d'Achery's Spicilegium (Bd. XI) dann im 20. Bande des großen recueil des historiens de France abgedruckt. Der gegenwärtige Abdruck, nach dem Ms. 10298—6 der k. Bibliothek verfertigt, kann jedoch erst als der genuine Text des Schriftstellers gelten. H. Géraud hat sich die Mühe genommen, durch Inclavirungen alle jene Stellen zu bezeichnen, in welchen der frühere Text von der hauptsächlich benützten Handschrift abweicht, so daß der Leser sowohl die ältere, wie die neuere Recenſion vor sich hat. Zugleich ist nun festgestellt, daß wenn auch ein Theil der Handschriften Wilhelms bis 1303 incl. reicht, die Fortsetzung, von Mönchen von St. Denys verfaßt, bereits mit 1301 beginnt und zwar der erste Theil der Fortsetzung bis 1317, der zweyte bis 1340, der dritte bis 1368 reicht. Von der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts bis zu Ende sind die Fortsetzer als Zeitgenossen, zum Theile als Augenzeugen der Begebenheiten zu betrachten, die sie erzählen ꝛc. Daß nicht bloß für die französische Geschichte, sondern auch für die allgemeine, Vieles daraus erholt werden kann, glaubt Ref. als bekannt voraussetzen zu dürfen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Januar.

Nro. 10. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Recherches sur les monuments et l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale publiées par les soins de M. le duc de Luynes, membre de l'académie des inscriptions et belles lettres. Texte par A. Huillard-Bréholles, traducteur de Matthieu Paris. Dessins par Victor Baltard, Architecte. Paris. Imprimerie de C. L. F. Panckoucke, Rue des poitevins, 14. 1844. Gr. fol. 170. S. Text und 35 Abbildungen.

Es ist meines Wissens noch nicht hervorgehoben worden, welch eigenthümliches Geschick sich durch die ganze Succession Robert Guiscards und Rogers, der Gründer der Normannenherrschaft in Unteritalien, hindurchzieht. Robert, der seine erste Gemahlin, die mannhafte Alberada, Boemunds Mutter, verstieß, um Sichelgaite, Schwester des Fürsten von Salerno zu heirathen; der seine Brüder und Neffen wie seinen Schwager ihrer Besitzungen zu berauben suchte und dessen Hand wider Alle war, schloß im Testamente seinen ältesten Sohn von der Nachfolge aus und übergab das Reich dem jüngeren, Roger, dem Sohne der Lombardin. Beyde Brüder Boemund, der Antiochien sich erwarb, wie Roger, der Apulien und Calabrien besaß, brachten ihre Herrschaft nicht auf Kindeskinder. Der Stamm des Hinterlistigen erlosch im Oriente wie im Occidente mit seinen Enkeln und es traf nun seinen Bruder, den Eroberer Siciliens, den Stamm weiter zu begründen — nicht ohne seltsame und eigenthümliche Unterbrechung.

In Frankreich sind fast 210 Jahre verflossen, seit zum letzten Male der Sohn dem Vater auf dem Thron nachfolgte und auch die nächste Zukunft scheint für die natürliche Succession noch keinen Raum zu haben. In dem königlichen Geschlechte der Normannen folgte durch ein ähnliches Gesetz der Providenz seit jenem Simon, Rogers I. ältesten Sohn, der nur wenige Monate den Titel eines Großgrafen geführt, kein Erstgeborner seinem Vater nach.

Dem Könige Roger folgte sein dritter Sohn Wilhelm der Böse. Dieser tödtete seinen ältesten Sohn, einen Knaben von 9 Jahren, durch einen Fußtritt, als ihn ein Theil des normännischen Adels zum Gegenkönig erhoben hatte. So folgte ihm dann der zweytgeborne nach, mit dessen kinderlosem Tode der ächte Stamm der normännischen Könige erlosch.

Fragt man aber um die Bedeutung dieses von fahrenden Rittern, aus dem Stegreif gegründeten Reiches, so zeigt sich diese als eine tiefe, folgenreiche, von mehr als gewöhnlicher Art. In Mitte oströmischer und saracenischer Herrschaft pflanzte sich die normännische auf. Nur auf der Landseite angreifbar, nur von hier aus dem Impulse zugänglich, der das übrige Europa bewegte, sonst aber geschaffen, Impuls zu geben, nicht zu empfangen, war es zu hohen Dingen berufen. Seit langer Zeit zum ersten Male, für lange Zeit zum letzten Male lernte der Süden Italiens seine Kraft kennen, ward er seines Berufes inne. Und als die normännischen Schaaren ihre Siegeslaufbahn von Corfu und Durazzo bis

Thessalonike hielten und die Wimpel ihrer Flotten, die Banner ihrer Fürsten vor Constantinopel wehten; als die afrikanischen Küstenstädte Tunis und Bona und so viele andere dem Könige Siciliens huldigten und die Kaiser des Ost- wie des Westreiches Wilhelm II. ihre Töchter anboten, da erkannten die Völker, welch großes Gewicht dieses Reich unter ihnen besitze. Allein noch gar manche andere Seite bietet es dem aufmerksamen Beobachter menschlichen Treibens dar. Mit dem Schwerte in der Faust hatten erst Longobarden, dann Saracenen sich in den Besitz des Landes dieß oder jenseits des Faro gesetzt. Auf gleiche Weise hatten die Normannen über die einen wie über die anderen das trotzige Gesetz des Siegers geltend gemacht und die Nemesis, dieses tiefe Geheimniß der göttlichen Providenz, erfüllte sich, in dieser Beziehung, wie später, als auf dem Blutgerüst von Neapel das Haupt des letzten Hohenstaufen fiel, eine Sühne für jenen unglücklichen Wilhelm III., den Conradins Großvater mit Eiden täuschte, dem er die Augen ausriß, den er entmannte und in ewigen Kerker verschloß. Wohin die Normannen drangen, mit Rurik nach Rußland, mit dem Conquestor nach England oder mit Guiscard nach Apulien, da feyerte die fürstliche Macht ihre Triumphe und nicht eher ward Raum in Europa für republicanische Verfassung und ständisches Leben, als bis diese ehernen Könige ins Schattenreich zerflossen waren. Ja als im alten deutschen Reiche der erbliche und absolute Thron der Hohenstaufen aufgeschlagen werden sollte, mußte Heinrich VI. erst noch den Bund mit der Normannenfürstin Costanza schliessen, und wie sein hochbegabter Sohn aus Sicilien die Grundsätze holen, nach denen deutsche Zustände geregelt werden sollten. Wie in der Natur nicht früher die tiefen Thäler zu blumigem Leben erwachten, mit üppigem Grün sich schmückten, als bis die einsam ragenden Berggipfel heruntergeschmettert von ihrer Höhe, in ihrem Falle den steinigen Grund mit Schutt und Erde bedeckten, so mußte erst das saturnische König- und Kaiserthum in den Staub sinken, auf daß Europa zu neuen Blüthen, zu reicheren üppigerem Schmucke aus der Entwicklung der unteren Kreise gelange. Das Königthum in Unteritalien, obwohl dem römischen Stuhle in Lehenspflicht verbunden, hatte sich aber, wie fast nirgends zu kräftigen vermocht. Die Blüthe Amalfis, dieß köstliche Perle unter den Republiken Italiens, ward durch dasselbe vernichtet; Salerno, Capua, Bari und Neapel wurden, wie Palermo und Messina nur was die Könige wollten, Schöpfungen aus ihrer Hand oder Landstädten gleich. Das Königthum selbst durch die Persönlichkeit Wilhelms II. gemildert, trug den despotischen Charakter des Orients, seit die Saracenen am Hofe, in der Flotte, im Rathe des Königs die Herrschaft führten. Saracenische Sitte verdrängte die ursprünglich einfache der Normannen und wie nur schwer die Priester zur Enthaltsamkeit gebracht werden konnten, war, wo Ueppigkeit und Genußsucht den Geist unterjocht hatten, Eunuchen den Zugang zum königlichen Palaste verwahrten, Leben und Sitte des Serails nicht mehr ferne zu halten. Wenn von Vermischung des Orients mit dem Occident die Rede ist, blickt man meist nur auf Spanien oder Palästina. Die Berührungspunkte beyder Welten trafen sich viel näher in Sicilien. Mag von Spanien aus saracenische Wissenschaft ins Abendland gedrungen seyn, von Sicilien aus ergoß sich die Kunst dahin, vor allen die schwerste und einflußreichste, die Staatskunst. Wer die Fiscalität, die in so abschreckendem Maße bey Friedrich II. sich zeigt, kennen gelernt hat, fragt erstaunt, wie der Hohenstaufe, der Nachfolger deutscher Könige zu solchen Ideen, zu solcher Praxis gekommen sey. Das Räthsel, auf der Höhe des Mittelalters einen Fürsten zu treffen, den der Radicalismus immer als einen Halbgott verehren wird, löst sich durch die eigenthümlichen Verhältnisse von Sicilien. Kein Fürst war in kirchlicher Beziehung unabhängiger als der sicilianische König, seit Urban II. Roger das bekannte große Privilegium ertheilt. Keiner konnte sich leichter daran gewöhnen, das Geistliche den Zwecken seiner Herrschsucht dienen zu machen als er; keiner verstand es besser, den Reichthum seiner Unterthanen in seinen Schatz fließen zu machen, als er, der zu seinen Rentbeamten Saracenen machte, gegen welche eines andern Friedrichs II. bankrotte Franzosen elende Stümper wären. Nirgends hatte sich der Staatszweck, der unumschränkte Wille des Königs oder seiner obersten Beamten, so zur allgemeinen Norm, zum Gebieter über Alles erhoben als hier. Ward der Impuls, welcher von

hier ausging vorherrschend, so war es um alle Freyheit in Europa geschehen und das starke Königthum Justinians genossene Epoche mit ihrer Beymischung eines Russischen oder Bagdadischen Hauches ward die neue glänzende, innen faule Zukunft des Menschengeschlechts. Sie ward es nicht. Wie die kühnen Republikaner im Winkel des Adria, die Venetianer, die Erben der Kämpfe der Normannen mit den Griechen wurden, so erhob sich, als das Gerüste des hohenstaufischen Baues einstürzte und Baumeister und Bauleute erschlagen waren, das blühende Leben italienischer Republiken und — nach mannigfaltigen Kämpfen und Wehen das deutsche Städtewesen, Hansa, Weltverbindungen, die fürstliche Macht deutscher Reichsstände, ein vielseitiges Leben der kolossalen Einseitigkeit, das Leben der Massen in ihren einzelnen Gliederungen dem unbegränzten Egoismus früherer Tage gegenüber.

Es ist begreiflich, daß in einer Zeit der Zersplitterung, ja der Auflösung, wo 20 Quadratmeilen so gut hinreichen wie 4000, eine Nationalität zu schaffen und patriotische Begeisterung hervorzubringen, kräftige, vollblütige Naturen mit gerechtem Schmerze auf das Kaiserthum zurückblicken, auf die Tage der Größe, der Macht und des Schreckens von Deutschland. Allein schwerlich wird es tiefe Einsicht beurkunden, wenn als Ideal jener Abschnitt der deutschen Geschichte vorgehalten wird, der ungeachtet einer anfänglich großartigen Bewegung selbst nur mehr ein künstliches Leben enthielt und deßhalb immer rascher dem unaufhaltsamen Ende entgegen eilte. Wir würden kümmerliche Früchte aus dem Studium unsrer Geschichte ziehen, hielten wir nur jene Periode für würdig auf den Scheffel gestellt zu werden, wo von der schwindelnden, unhaltbaren Höhe bis zum zerschmetternden Abgrunde nur Ein Schritt war.

(Fortsetzung folgt.)

Gaea Norvegica. Von mehreren Verfassern. Herausgegeben von B. M. Keilhau.

(Schluß.)

Daß die Gruppirung der accessorischen Mineralien den Verf. zu ganz ähnlichen Schlüssen führt, wie sie aus der Anordnung des Quarzes und Feldspathes in den Granitgängen gezogen wurden, braucht kaum angedeutet zu werden. Die Structurverhältnisse der beyden letztgenannten Mineralien, in der Berührung mit Orthit, Malakon und Ytterspath, sind vollkommen analog der krystallinischen Anordnung einer Salzmasse, welche rings um einen festen Körper angeschossen ist. Es liegt also der Schluß sehr nahe, daß das eingeschlossene Mineral stets älter, d. h. früher krystallisirt seyn müsse als die umgebende strahlig angeordnete Masse. Mit ziemlicher Sicherheit folgert daher der Verf. (S. 337), daß die Krystallisation mehrerer der hier in Rede stehenden Mineralien etwa in folgender Ordnung vor sich gegangen sey, wenn mit dem zuerst krystallisirten Minerale angefangen wird: 1. Orthit und wahrscheinlich fast gleichzeitig Gadolinit, 2. Malakon und Ytterspath, 3. Polykras und Feldspath, 4. Quarz. „Wäre es wahr, daß sich alle diese Mineralien erst in einem rein feurigflüssigen Zustande befunden hätten, aus welchem sie durch allmählige Erkaltung in ihre jetzige feste Form übergingen, so mußten dieselben, nach ihrer Schmelzbarkeit geordnet, eine mit der eben angeführten vollkommen gleiche Reihe bilden, indem dasjenige Mineral natürlicher Weise zuerst krystallisirt seyn müßte, welches am schwierigsten schmelzbar ist. Führen wir aber diese Anordnung wirklich aus, so ergiebt sich, wenn wir hierbey vom schwerschmelzbarsten Minerale anfangen, etwa folgende Reihe: 1. Quarz, 2. Malakon, Polykras und Ytterspath, welche zwar nicht ganz dieselben Schmelzpunkte haben mögen, aber doch jedenfalls leichter schmelzbar sind als reine Kieselerde, 3. Gadolinit, 4. Feldspath und 5. Orthit. Vergleichen wir jetzt beyde Reihen mit einander, so zeigt

sich schon auf den ersten Blick, daß zwischen denselben auch nicht die geringste Analogie stattfindet, ja daß die eine fast die umgekehrte andere ist." Der Verf. zieht nun mit vollster Berechtigung daraus folgenden Schluß: „Die auf vulkanistische Prinzipien basirte Annahme, daß sich die granitischen Gangmassen mit ihren accessorischen Einschlüssen einst in einem rein feurigflüssigen Zustande befunden haben sollen, wird durch unabweisbare Beobachtungs-Resultate auf das Vollständigste widerlegt."

Noch erwähnt der Verf. eines Umstandes (S. 388), der gleichfalls kräftig gegen vulkanistische Ansichten spricht, nämlich die pyrognomische Eigenschaft einiger der genannten Mineralien. Wenn nämlich Gadolinit, Polykras und Malakon einst feurigflüssig waren, so läßt sich auf keine ungezwungene Art begreifen, warum diese Mineralien nicht in dem bereits verglimmten, in Säuren unlöslichen Zustande angetroffen werden. Hinsichtlich des Malakons könnte man allenfalls einwenden, daß das chemisch gebundene Wasser desselben, welches von dem in der Urperiode stattgefundenen sehr erhöhten Atmosphärendruck am Entweichen verhindert wurde, dieß anscheinend paradoxe Phänomen bewirkt haben könnte; beym Polykras dagegen, welcher 1 bis 1,25 Proc., noch mehr aber beym Gadolinit, der nur 0,28 bis 0,34 Proc. Wasser enthält, verschwindet dieser Einwand gänzlich, und jener hohe Atmosphärendruck müßte sogar umgekehrt den Gadolinit sehr darin unterstützt haben, aus seinem spezifisch leichteren in den dichten verglimmten Zustand überzugehen, in welchem derselbe in den Granitgängen von Hitteröe nirgends angetroffen wird.

Zuletzt ist noch Einiges über das Verhalten der Granitgänge zu ihrem Seitengesteine, dem Norit, beyzufügen. Ihre Mächtigkeit ist sehr verschieden und beträgt zuweilen mehrere Ellen und darüber; ihre Länge kann nicht immer beobachtet werden, scheint aber nicht beträchtlich zu seyn, indem sie sich theils im Nebengesteine auskeilen, theils sich darin verlaufen. Geradlinige Conturen, welche in einigermassen beträchtlicher Distanz fortlaufen, besitzen dieselben fast nie; stets ist ihre Form mehr oder weniger ellenartig. Die Gränzen zwischen der Gangmasse und dem Seitengesteine sind meist mit der größt möglichen Schärfe ausgebildet, theils auf eine solche Weise verwaschen, daß Granit und Norit wie mit einander verknetet erscheinen. Man findet zuweilen Glimmertafeln, welche mit dem einen Ende in Norit und mit dem andern in Granit verwachsen sind; nie aber ist der Verf. im Stande gewesen, die geringste Spur der seltnen Mineralien im Norite eingeschlossen zu entdecken.

Dieses Verhalten gestattet, wie der Verf. am Schlusse bemerkt, der Ansicht wenig Raum, daß die Granitgänge von Hitteröe als nachmals ausgefüllte Spalten im festen Gesteine zu betrachten seyen, so wie es sich aus den früher entwickelten Thatsachen ergab, daß der Granit sich in keinem feurig-flüssigen Zustande befunden haben könne. Gleichwohl meint der Verf., daß wir gezwungen seyen, den Granit als eine dem Norit auf irgend eine Weise zugeführte Masse zu betrachten, wenn wir bedenken, welch ein hoher Grad der Verschiedenheit zwischen den Bestandtheilen beyder Gesteine stattfindet, indem schon unter den accessorischen Mineralien des Granits nicht weniger als 11 der seltensten Metalle (Titan, Tantal, Beryllium, Zirkonium, Yttrium, Erbium, Terbium, Cer, Lanthan, Didym und Uran) vorkommen, von denen nur ein einziges, das Titan, im Nebengesteine wieder gefunden wird.

So scheint sich denn die gerühmte Einhelligkeit der Geologen hinsichtlich der feurigen Entstehungsweise der Erde immer mehr zu lösen, und man darf demnach hoffen, daß naturgemäßere Ansichten hierüber als die bisher dominirenden endlich zur Anerkennung gelangen werden.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. Januar.

Nro. 17. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Recherches sur les monuments et l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale etc.

(Fortsetzung.)

Mit Gewalt der Waffen, Gegenkönigen und Schlachten ward die Herrschaft der Hohenstaufen in Deutschland und Italien begründet; unter Anathemen groß geworden, sank sie unter diesen, wie sie sich erhoben hatte. Mit Proscriptionen und Gräuelscenen ward das schwäbische Königthum in Sicilien begründet. Dieselbe Waffe wußte ein nicht geringerer Meister in der Verstellungskunst als Heinrich VI. oder Friedrich II. — Carl von Anjou wider dieses Haus zu gebrauchen. Den von ihm geschürzten Knoten hat dann das Gottesgericht zu Palermo durchhaut. Das Maaß, womit den irdischen Größen zugemessen wird, ist immer ein gültiges; ein volles gegen vollendete Unthat. Die bekannte Vision des hl. Ephraim wiederholt sich tagtäglich auf Erden. Nur um früh oder spät, um Sohn oder Vater handelt es sich. Die Unthaten der Einzelnen wirken selbst die Gerechtigkeit; sie sind die besten, die sichersten Diener unfehlbarer göttlicher Nemesis.

Lockt uns die sorgfältig ausgearbeitete Geschichte der normännischen und späteren Zeit diese Betrachtungen ab, so ist es noch der Mühe lohnend, nach dem gegenwärtigen Werke die Bauten der verschiedenen Dynastien sicilianischer Herrscher, normännischer und schwäbischer Race mit einander zu vergleichen. Wie schwäbische Saat auf sicilianischen Boden gestreut eine Frucht hervorsprießen machte, gleich Sodoma's Wunderäpfeln, voll lockender Schönheit, aber mit Asche im Innern, haben wir an einem anderen Orte gezeigt.

Die erste Ansicht ist die Apuliens, des Tavaliere, der sonnverbrannten Ebene, angesehen von den Höhen von Melfi, des Schlüssels zu dem Flachlande, dessen sich die Normannen schnell zu bemächtigen und daraus den Mittelpunkt ihrer Herrschaft zu machen verstanden. Noch steht das alte Normannenschloß auf der steilen Höhe der großen und abschüßigen Felsenplatte, die, weit die Ebene überragend, die ummauerte Stadt auf ihrem Rücken trägt. Hieran schließt sich Boemund's Grab zu Canosa, halb in arabischem, halb in byzantinischem Style. Die schöne bronzene Thüre hat eine besondere Abbildung erlangt und verdient. Aelter als diese und auch vollendeter ist die große Thüre der Kathedrale di Sant Angelo von Monte Gargano, dem uralten Heiligthume, von wo aus sich die Eroberung Apuliens durch die kecken nordischen Abentheurer entspann. Die gleichfalls in Constantinopel gearbeiteten Thüren der Kathedrale von Amalfi, welche denen von Monte Cassino zum Muster dienten, wurden nicht abgebildet; wohl aber die im J. 1119 verfertigten, im 16. und 17. Jahrhundert restaurirten von Troja, nicht zu verwechseln mit den gleichfalls in Troja befindlichen, die als ein Werk des Oderisius von Benevent bekannt sind.

Die Kathedrale von Bari, der Krönungsstadt der normännischen Könige, gehört nicht zu den ausgezeichnetsten Kunstwerken jener Epoche; der Herausgeber hat aber dennoch geglaubt, sie ihrer Eigenthümlichkeit wegen in die Sammlung der Abbildungen aufnehmen zu müssen. Wohl aber verdient

der schöne bischöfliche Stuhl von St. Nicola zu Bari als ausgezeichnetes Kunstwerk des zwölften Jahrhunderts, gleich dem in der Kirche des hl. Sabinus und der dort befindlichen Kanzel eine besondere Darstellung. Am bewunderungswürdigsten ist jedoch die Thüre der Kathedrale von Trani, welche, ein Meisterwerk byzantinischer Kunst, an Reichthum der Arabesken, an Mannigfaltigkeit der Figuren, an Schönheit der Ausführung alle ähnlichen Arbeiten weit hinter sich zurücklässt. Den reicheren Styl des dreyzehnten Jahrhunderts verräth die St. Valentinkirche zu Bitonto, gewöhnlich für normannisch angesehen und deßhalb auch hier abgebildet. Damit schließt der Cyclus von Abbildungen aus der normännischen Periode, der somit freylich auf Vollständigkeit keinen Anspruch machen kann. Diese läßt sich erst von dem Werke erwarten, welches nach jahrelangen Forschungen an Ort und Stelle Doctor, gegenwärtig Hofrath, Schultze in Dresden unternommen hat.

Der beygegebene Text führt uns in Einzelnheiten, die wir dankbar annehmen. Friedrich II. war von nichts weniger als schönem Körperbau, röthlicher Gesichtsfarbe, blond, aber früh kahlköpfig, mit kurzem Gesichte und untersetztem Körperbau, die Glieder stark hervortretend. In der Blüthe seiner Jahre hätte man ihn nicht für 200 Drachmen verkaufen können, sagte ein Araber, wäre er Sklave gewesen. Ueberhaupt, ist den arabischen Nachrichten über ihn Glauben zu schenken, so wird nicht nur die bisher als leidenschaftlich betrachtete Sprache des Patriarchen Gerold von Jerusalem gegen ihn gerechtfertigt; sondern das Benehmen des Kaisers im Oriente, fern von der Aufsicht des Papstes und deutscher Fürsten, sinkt bis in das Bübische herab. Von der Großartigkeit seines Aeltervaters ist auch nicht eine Spur zu sehen, selbst wenn man jene Berichte der orientalischen Einkleidung beraubt und sie auf die gewöhnlichen Ausdrücke herabstimmt. Wollte ein Schriftsteller wirklich ein Buch nicht über, sondern gegen Friedrich schreiben, so stünde ihm hier ein reiches Waffenlager offen. Ein Grund, warum die neueste Monographie über Friedrich II. nur den sparsamsten Gebrauch hievon machte, damit selbst der Schein der Partheylichkeit vermieden werde.

Es ist mühselig, dem Verfasser in das Gewinde von Ausflüchten nachzufolgen, durch welche sich Friedrich II. seiner Verpflichtungen gegen den römischen Stuhl zu entheben suchte. Denn nicht viel Anderes zeigt der erste Abschnitt seines Auftretens als Kaiser und König, und wäre es nicht Sitte in gewissen Kreisen geworden, Verpflichtungen einzugehen, nur um sie zu brechen, hätte nicht eine puerile Politik auch in späteren Tagen dieß für Weisheit ausposaunt, längst wäre man eines so großen Mangels an rechtlichem Sinne überdrüßig geworden, hätte man wenigstens aufgehört, darin eine Größe zu erblicken. Der Mythus, mit welchem unsere des logisch richtigen Denkens so oft sich entschlagende Zeit, die ihrem bunten Treiben entsprechenden Persönlichkeiten umgiebt, kann sich gewiß nur durch die charakteristische Scheu erhalten, in das Einzelne einzudringen, Thatsachen und deren Folgen sich zu vergegenwärtigen, und statt eines willkührlichen und phantastischen Standpunktes der Beurtheilung den zu wählen, vor welchem sich alle irdischen Größen zu beugen haben.

An die Stelle von Kirchen, deren Bau die normännische Periode schmückt, traten unter Friedrich Burgen und Schlösser. Nicht bloß solche, wie zu Foggia, deren Gleichen auch die vergnügungslustige Zeit der vorhergehenden Könige vielleicht in noch großartigerem Maaßstabe sah, sondern das berüchtigte Saracenenschloß, dessen Bau zu so vielen Klagen Anlaß gab, und dessen großartige Reste Text und Abbildung vor Augen führen. Der Verfasser, welcher die Solidität des Baues, besonders der Citadelle nicht genug rühmen kann, schlägt die Einwohnerzahl von Lucera auf 60,000 an. Es war eine Zwingburg der furchtbarsten Art und da die Saracenen selbst nur mit großem Widerwillen hinter den hohen Mauern hausten, mußte ihr angeborner Haß gegen die Christen noch durch die Qual des eigenen Daseyns gesteigert werden. In welchem Grade aber Friedrich sie begünstigte und zur Plage seiner eigenen Unterthanen heranzog, erhellt aus den von Inveges (Annali di Palermo T. III. ad a. 1239) angeführten Decreten, welche der Verf. in den Text aufgenommen hat: Jeder Christ, welcher einen Saracenen mißhandelt, soll ohne Prozeß hin-

gerichtet werden. Wenn todte oder verwundete Saracenen gefunden worden, ohne daß die Schuldigen auszumitteln sind, so ist das Volk des Districtes dafür verantwortlich und zahlt entweder eine gewisse Geldsumme oder liefert eine gleiche Anzahl von Personen, über deren Leben sodann verfügt wird. Die Saracenen waren somit für die christliche Bevölkerung zu dem Range heiliger und unverletzlicher Personen erhoben. Die saracenischen Hoftänzerinnen und dergleichen hat der Verfasser der Geschichte der Hohenstaufen in einer etwas zu weit getriebenen Apologie an Züchtigkeit beynahe den Vestalinnen gleich gestellt. Der französische Verfasser macht sich kein Hehl, welcher Art dieselben waren und giebt, gestützt auf Johann den Moren einige Details, wodurch wir eine nicht unbedeutende Kenntniß von dem Hareme Friedrichs II. erhalten. Mußte man bisher immer Sorge tragen, der Verläumdung bezüchtigt zu werden, wenn hievon die Rede war, so ist es von doppeltem Interesse, daß die Angaben hierüber aus einer Verordnung Friedrichs vom Jahre 1239 stammen, also aus einer Zeit, wo er die deßhalb von P. Gregor IX. erhobenen Anklagen als gänzlich unbegründet, falsch und ehrenrührig darzustellen suchte. Auch die Geschichte von Simon Rocca, dessen Frau von einem Saracenenhauptmann geschändet worden war, gegen welchen der Kaiser dem aufs Aeußerste beleidigten Gemahl die Gerechtigkeit geradezu verweigerte, und noch Mehreres dieser Art, wie es der Zeitgenosse Matteo von Giovennazzo erzählt, hat der unerbittliche Verfasser in den Text aufgenommen; freylich nicht zum Ergötzen derjenigen, welche nun einmal aller Geschichte zum Trotze in Friedrich das Ideal eines gerechten und trefflichen Fürsten erblicken wollen. Selbst die Einwendung, er habe sich über die Vorurtheile seiner Zeit erhoben, wird als ungültig erwiesen, da der Kaiser sich wohl der Anhänglichkeit an den christlichen Glauben — und das verstehen ja doch die Meisten unter jenen Vorurtheilen — entschlug, jedoch nur, um der Astrologie in solchem Maaße zu huldigen, daß nie sein Heer auszog, ohne daß ein Sterndeuter die günstige Stunde bezeichnet hätte.

Unter den Burgen des Kaisers darf weder Castel Fiorentino vergessen werden, wo er starb, noch Castel del Monte, hinter dessen hohen Mauern Isabella von England, seine dritte Gemahlin, von Eunuchen bewacht, ihre Tage in der Art zubrachte, daß die Sage gieng, die Kaiserin sey in den Kerker geworfen worden. Mag dieses sich als unbegründet ergeben, so ist der Hungertod angesehener sicilianischer Frauen, die wegen wahrer oder falscher Verbrechen ihrer Männer in dem Kerker umkamen, in Palermo zum Sprüchworte geworden und noch im Jahre 1514 fand man in den Gefängnissen daselbst 2 weibliche Leichen, wohlerhalten, die zu jenen Frauen gerechnet wurden, che malamente vennero a Palermo. Wirklich, nur durch eine fast beyspiellose Selbsttäuschung, indem man alles für unwahr hielt, was die Chroniken von der oft teuflischen Grausamkeit Friedrichs berichten, konnte es dahin kommen, in ihm den Beförderer der Freyheit und Gesetzlichkeit zu erblicken. Während die Gräber gegen ihn zeugen, Italien den Stab über ihn bricht und der französische Geschichtschreiber, wenn auch manchmal in seltsamer Logik befangen, die Gräuel enthüllt, die er verübt, fahren die Deutschen fort, ihn zu vergöttern, den größten seines Geschlechts in ihm zu erblicken. H. Huillard-Brecholles nimmt jedoch keinen Anstand, der Erzählung Nicolaus de Curbio zu folgen, und weit entfernt, die Zerknirschung Friedrichs auf dem Todbette zu erzählen, berichtet er, was selbst einen höheren Grad von Wahrscheinlichkeit haben mag, der Tyrann habe mit Zähneknirschen, schäumend und an sich selbst Hand anlegend, geendet (frendens dentibus, spumans ac se discerpens).

Mit Recht sagt der Verfasser, der Charakter Friedrichs liege in seinen Handlungen. Wer diese gehörig zeichnet, kann sich des mühevollen und gefährlichen Geschäftes, mittels Anekdoten von zweyfelhafter Wahrheit die Seele zu belauschen und ihr sogenannte Charakterzüge abzugewinnen leicht entheben. Wenn aber der Geschmack an Dichtkunst und Wissenschaft an ihm besonders hervorgehoben wird, so mag mancher Schriftsteller, doch nicht der Leser vergessen, daß dieß eine Eigenschaft guter und schlechter Fürsten seyn kann und durch das, was Sueton

uns von den Cäsaren erzählt, die alle Literaten waren, eine gewaltige Einschränkung findet. Nur ganz rohe Gemüther werden geradezu den Corporalstock und die Grenadiermütze für das Heil der Staaten erklären; der wirkliche Aufschwung der Wissenschaft ist aber unabhängig von den Liebhabereyen dilettirender Fürsten und Karl der Große, der kein geschriebenes Werk der Nachwelt hinterließ, hat in barbarischer Zeit tausendmal mehr für die Wissenschaft gethan, als in einer so ungemein empfänglichen und aufgeregten Epoche der kaiserliche Verfasser des Werkes über die Vogeljagd, von dessen physikalischen Experimenten Salimbene so mancherley zu erzählen weiß.

Die Geschichte der Bauten Friedrichs leitet der Verfasser mit den Worten ein: die normännische Periode war reich an kirchlichen Monumenten; Friedrich und seine Söhne zerstörten jedoch mehr Kirchen als sie bauten. Diejenigen, von welchen der Verf. erzählt, Friedrich habe sie für den deutschen Herrenorden erbaut, scheinen schon früher vorhanden gewesen und meist den Templer abgenommen, den deutschen Rittern zugewiesen worden zu seyn. Ob es mit der Begründung des Hospitals Tripergola bey Puzzuoli nicht eine ähnliche Bewandtniß habe, wird nicht weiter ausgeführt. Dankbar aber muß die Beschreibung des Castel del Monte angenommen werden, das auf den Hügeln bey Ruvo, Murgie genannt, liegend die Ebene beherrscht, die von Barletta bis Andria sich hinzieht, und in den Chroniken als Castrum Naetii, Castrummons, Altus Mons, Ausus vorkommt. Dieses feste Schloß mit 8 Thürmen an eben so vielen Ecken, geziert mit einer einzigen aber höchst geschmackvollen Pforte, selbst auf einem Felsen gelegen, sollte als Lustschloß gelten, diente aber später, so war es eingerichtet, einem von Friedrichs Enkeln zum Gefängniß. Die dicken und gewaltigen Mauern haben trotz der inwendig herrschenden Eleganz der Bauart früh schon unter dem Volke die Ansicht hervorgebracht, selbst die ursprüngliche Bestimmung sey mehr Zwingburg, als Lustschloß gewesen. Die Abbildungen geben Ansicht und Grundriß, Durchschnitt und einzelne Ornamente, der Text eine weitläufige Beschreibung des Innern. Im Hofe befindet sich die einzige Inschrift, die daselbst noch vorhanden ist und deren Entzifferung wir dem Scharfsinn unsrer Leser nicht entziehen wollen:

D^{s}. J. D. C^{z}. D. B^{lo}. C. L. P. HA.

Noch beschäftigt sich der Text mit der Geschichte der Nachkommen Friedrichs. Der Verf. weist die Legitimität der Geburt Manfreds nach, allein er vermag es nur, indem er Friedrich in Bigamie lebend oder die Heirath mit Isabellen als kirchlich null darstellt. Gerade durch die Schrankenlosigkeit des Privatlebens des Kaisers war bey seinem Tode der Anfang zu den ärgsten Zerwürfnissen unter den Gliedern der kaiserlichen Familie gegeben. K. Conrad stürzte das Testament seines Vaters um, als er von Manfred Herausgabe der ihm vermachten Ländereyen erzwang. Nicht genug. Conrad verfolgte die Oheime des jungen Fürsten und gönnte ihnen nicht einmal ein Asyl in Sclavonien, wohin sie sich geflüchtet hatten. Der Lieblingssohn Friedrich's II. zeigte, daß er seinem Vater in nichts nachstehe, was Härte und Grausamkeit betraf. Friedrich, Sohn des unglücklichen Heinrichs, des ältern Sohnes K. Friedrich's II. und der Sohn des Marchese von Este starben jetzt ganz plötzlich: der letztere in dem Gefängnisse, das ihm Friedrich II. bereitet, beyde nicht ohne großen Verdacht auf Befehl Conrads ihr Leben verloren zu haben. Bey der Einnahme von Neapel ward Conrad nur durch die Lombarden verhindert, den waffenfähigen Theil der Bevölkerung niederhauen zu lassen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Januar.

Nro. 18. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze, oder statistisch-topographische Darstellung der Paschaliks Skutari, Priserend, Ipek, Toli-Monastir, Jakova, Tirana, Kavaja, Elbassan und Ohrida, so wie des Gränzdistricts von Budua in Oesterreichisch-Albanien, nach eigenen Beobachtungen von Dr. Joseph Müller, k. k. Kreisphysikus ꝛc. ꝛc. Mit einer Vorrede von Dr. Schafarik nebst einer Karte von Albanien. XII, 103 S. Prag 1844.

In den Werken über den byzantinischen Orient, scheint es, ist endlich die über kurz oder lange erwartete Krisis wirklich eingetreten; man ist der ewigen Reiseberichte, Donaufahrten, Landschaftseindrücke, vues et paysages, Erlebnisse, Skizzen und Marktscenen, die in einem gewissen Grade alle einander gleichen, sogar im langmüthigen Deutschland endlich überdrüssig. Die Leute merken, daß man die öffentliche Neugierde seit länger als 20 Jahren mit Romanen füttere — freylich weniger unterhaltend aber auch nicht auf festerem Grunde ruhend als Dumas' frivole, aus Dichtung und Wahrheit flüchtig zusammengewürfelten Plaudereyen. Allenthalben Ueberdruß und laute Klagen: das sind ja eitel schwangere Visionen, leere Reden, Bilder ohne Hand und Fuß, Gebäude ohne Boden,

. . . Oberleder bringen sie,
Aber kein Sohlen.

In Frankreich, wo sie alles, ausgenommen die Langeweile, nachsichtsvollst verzeihen, trat der Wendepunkt schon früher ein und können nach Lamartine's unbegreiflich leerem Angebinde selbst die kernreicheren Arbeiten eines Cyprian Robert und Amy Boué kaum noch Leser finden. Bey den Deutschen gieng es länger und ward der Gräfin Ida Hahn-Hahn der Ruhm vorbehalten, durch die sandig-magern Berlinereyen ihrer Byzantiner-Odyssee selbst deutsche Geduld erschöpft zu haben. Die Herrschaft hellenischer Reise-Poesie ist unwiederbringlich dahin und überall hat kühler Sinn, Frost, Besonnenheit mit Calcül und Ueberlegung die über byzantinische Dinge mehr als früher besorgten Gemüther eingenommen. Das Verlangen, ja das Bedürfniß, die Natur des byzantinischen Bodens, gleichsam seine Pfade und Felsenpässe, seine Gebirgszüge und Flüsse, die Lage und Entfernung seiner Ortschaften, das Maaß der Thaleinschnitte; den Sinn, die Industrie, die Nationalität und die öffentlichen Zustände der Bewohner nüchtern und gründlich zu erkennen, ist mit bisher unbekannter Heftigkeit erwacht. Der Empfindungen à la Ida Hahn-Hahn ist es genug, man möchte jetzt auch einmal eine genaue, wo möglich auf trigonometrische Messungen gestützte topographische Karte, ein treues Bild der geheimnißvollen Landschaften Illyrikums sehen, über die man in Europa so schöne Phrasen schreibt. Wahrhaft den fernen Chimboraço, den Himalaya und den Popocatepetl sammt Rocky-Mountains und Oregon kennen wir weit vollständiger als den Schar-Dagh, den Ridge, den Ljubatrin und die Kobelitza mit ihrer Eichenregion und ihrem von Dr. Grisebach zuerst

begrüßten Alpenflor in unserer Nachbarschaft. Daß aber hier die Schuld nicht am Mangel europäischer Wißbegier, sondern an türkischer Barbarey und Unduldsamkeit liege, weiß man heute eben so gut, als man fühlt, daß dieses Uebel nur durch ein Mittel — durch lateinische Siegerwaffen zu curiren sey. Was die Russen nach hundertjähriger Bekanntschaft mit den dacischen Provinzen nur erst mangelhaft und unzureichend zu leisten vermochten, hat fränkischer Genius in kurzer Frist und beynahe nur im Vorübergehen für das junge Griechenland mit hoher Vollendung zu Stande gebracht. Die große triangulirte Karte von Morea und Rum-Ili ist die herrlichste Frucht des Tages von Navarin. Für die größere, breit auseinander gehende Nordhälfte des illyrischen Dreyecks ermangelt die Geschichte, des nicht unbedeutenden durch die zerstreuten Bemühungen Einzelner in neuester Zeit zusammengebrachten Materials ungeachtet noch aller wahren, topographisch-sichern Unterlage. Bey weitem das Meiste und Wesentlichste hätte Amy-Boué geleistet, wenn es einem Franzosen nur auch möglich wäre, mit Weglassung breiter philosophischer Staatsverhandlungen und endlosen politischen Salon-Geredes bloß das auf verschlungenen Kreuz- und Querzügen über gänzlich unbekannte Striche von ihm selbst Gesehene in mathematisch geordnetem Bilde darzustellen. Wenn der Mann auch nicht, wie der vorredende Schafarik etwas enthusiastisch sagt, eine neue Welt aus dem Chaos hervorgezogen, hat er doch über die Landschaften im und um den kolossalen Gebirgsknoten Alt-Dardaniens so viel Neues an's Licht gebracht, daß gewissermassen alle frühern Notizen und Vorstellungen über benannten Himmelsstrich unbrauchbar und überflüssig sind. Allein der treffliche Amy-Boué hat den Fehler sehr vieler anderer Gelehrten, er will in seiner Materie Alles wissen, Alles erschöpfen und ergründen, über Gesehenes wie über Ungesehenes mit gleicher Zuversicht entscheiden, überall Maaß und Norm geben und der Zukunft nichts mehr übrig lassen. Warmes Blut, Enthusiasmus, leere Reden und Conjectur sind da freylich nothwendige Hülfs- und Ergänzungsmittel. Just das Gegentheil von alle dem ist Dr. Müller, Kreisphysikus von Prag und weiland Sanitätscommissär in Albanien und Rum-Ili. Sein Büchlein, kaum 100 Seiten stark, berichtet nicht mehr, als was der Verfasser selbst gesehen, gefühlt und gleichsam mit der Hand betastet hat, und zwar berichtet es in ganz schmuckloser, ungesuchter, ja gewissermassen frostiger und trocken-demonstrativer Redeform ohne alle Wärme und Erhebung, die man etwa Arithmetiker- oder Tabellenschreiberstyl nennen könnte. Von Rhetorik, Sophistik und buhlerischer Schreibekunst, gegen die der alte Donnergott in Heidelberg wiederholt und in regelmäßigen Pausen seine grimmigsten Blitze schleudert, ist hier auch nicht die geringste Spur. Hr. Müller will Niemand unterhalten, er will nur belehren und gleichsam ein statistisch-topographisches Porträt von einem bestimmten Distriet der europäischen Türkey — vom „Eyalet des Rumili Walessi“ für den deutschen Leser entwerfen. Freylich konnte Hr. Müller statt der stark nach Türkisch riechenden Titel-Phrase eben so gut „Verwaltungsdistrict des Generalstatthalters von Rumelien“ schreiben; Hr. M. zweifelt aber nicht im mindesten, daß jeder deutsche Leser vorweg auch wisse, was „Eyalet“ und was „Rumili-Walessi“ zu bedeuten habe. Hr. M. redet slavisch, türkisch und albanisch, ist Arzt und hatte als Quarantänmeister auch noch eine amtliche Stellung in dem Lande, über welches er uns belehren will. Hr. M. konnte sich mit den Leuten ohne Mittelsperson verständlich machen, hatte als amtliche Person das Recht überall hinzugehen, Alles zu sehen und vorzugsweise mit den Notabilitäten der einzelnen Districte Verbindungen anzuknüpfen. Das sind Vorzüge, die an einem Berichtgeber über türkische Provinzen allerdings von Bedeutung sind. Auch ist der Bericht in materieller Beziehung so vollständig, so erschöpfend und gewissenhaft, und durch die Zugabe einer durchgehends auf Selbstbeobachtung gestützten Karte so schön versinnlicht, daß mit diesem Vademecum in der Hand nicht bloß friedliche Wanderer ihr Reiseziel, sondern eben so gut kriegerische Haufen ihre Bewegungen durch dieses weiland unvollständig gekannte Labyrinth ordnen und verfolgen könnten.

Im Allgemeinen wissen die Leser aus öftern Erinnerungen, daß die Türken bey ihrer Eroberung des östlichen Kaiserthums in der Hauptsache die politische Einrichtung der byzantinischen Staatsverwal-

tung bestehen ließen und, wie ihre christlichen Vorgänger, die Provinzen ost- und westwärts vom ägäischen Meere (Anadol und Rumili) je einem Generalstatthalter (Wali) unterordneten, der für die in Europa liegende Reichshälfte seinen Sitz früher zu Sophia in Bulgarien hatte. Die Losreißung Griechenlands und die wiederholten Aufstände in Albanien, die dem Reich mit Auflösung drohten, nöthigten die Pforte im Jahre 1836, den Sitz der Centralverwaltungsbehörde unmittelbar in die Nähe der unbotmäßigsten Stämme der europäischen Reichshälfte zu verlegen. Man wählte die alte, beyderseits die Pässe nach Albanien und Macedonien beherrschende Slavenstadt Toli-Monastir (Bitolia) auf einer Hochebene am Ost-Abhange des Pindus als „Zwing-Uri" der meuterischen Albanesen und theilte ihr ohne alle Rücksicht auf natürliche Gränzen, auf Sprache, auf Abstammung, Religion, Einrichtung und natürliche Sympathien die eingangs benannten Districte zu. An diesem wunderlichen Gemische theils unterjochter, theils municipalfreyer, häufig wilder und wenig hospitaler Völkerschaften versuchte Hr. M. sein ordnendes, beschreibendes, gleichsam fecirendes Talent nicht ohne Glück.

Eine zusammenhängende Analyse duldet schon die Natur eines solchen Werkes nicht. Wie könnte man berichtgebend dem vielkundigen Doctor auf die beschneiten Höhen der „slavisch-hellenischen" Ost-Alpen, in die Hohlschluchten, in den Syenit, Glimmerschiefer und Gneis des laubholzreichen Ruschai-Gebirges folgen? wie das „interessanteste Süßwasserbecken Europa's" den See von Skutari, den ehrlich gelben Schlamm der Bojana, die fette Dammerde am Hismo und Skumi, den Mugil-cephalus des Ohridasee's, und die finstern Mienen der Priserendi Ghegen; wie das Kleid, die Nahrung, die täglichen Gewohnheiten, Industrie, Zahl, Sprüche, Landwirthschaft und Architectur so verschiedener Menschenklassen in ein homogenes Farbenspiel verschmelzen?

(Fortsetzung folgt.)

Recherches sur les monuments et l'histoire des Normands et de la maison de Souabe dans l'Italie méridionale etc.

(Schluß.)

Auch der Sohn der englischen Isabella, Heinrich, Conrads Stiefbruder starb auf eine räthselhafte Weise, in seinem sechszehnten Jahre, so daß der Neger Johann, welchen Friedrich II. zum Aufseher der königlichen Gemächer erhoben hatte, mit der Schuld des Mordes behaftet wurde. Endlich starb nach nur 5 tägiger Krankheit auch Conrad am 21. May 1254, 26 Jahre alt. Seine Geburt hatte seiner Mutter das Leben gekostet; er starb ohne den Sohn gesehen zu haben, der seinen Namen trug und in Neapel enden sollte, das sein Vater mit Hinrichtungen in Masse befleckt hatte. Nicht einmal ein Grab war Conrad vergönnt, da eine Feuerbrunst die Kirche und seinen Leichnam verzehrte, den diese bewahrte. Der vorletzte der Hohenstaufen hinterließ das traurige Andenken, „grausam, blutdürstig, ohne große Bravour, aber voll Leidenschaft für das Spiel gewesen zu seyn."

Eine neue Kette von Täuschungen, und falschen Eiden, wie die Geschichte der Hohenstaufen deren so viele sah, beginnt mit Manfreds Unterwerfung unter P. Innocenz IV. Zugleich eine neue furchtbare Verwicklung, als die Söhne der von Friedrich II. Geächteten groß wurden und nun die ihnen entrissenen Güter wieder erlangten oder von dem Kaiserhause begehrten, dessen Stern zu erbleichen begann, als der ihrige zu leuchten anfing. Jetzt erst brach der Parteykampf los zwischen Welfen und Gibellinen, da die ersteren bisher unterdrückt sich Luft zu machen suchten und alle diejenigen, welche Unbilden erlitten, auf Rache sannen. Manfred nahm die Krone, die seinem Neffen gehörte, für sich in Besitz und stützte die unrechtlich errungene Herrschaft auf die Hülfe der Saracenen, deren Vorrechte er zur Qual seiner Unterthanen vermehrte. Es ist leicht, den Päpsten den Vorwurf zu machen, daß sie die Krone Siciliens den

Fürsten Europa's ausboten; warum wird denn aber ganz übersehen, welche Rechte sie daran hatten und wie sehr Manfred diese verletzt hatte; wie er als doppelter Usurpator dastand, und wie dringend nothwendig für die Päpste ein weltlicher Schutz wurde, als in ihrem Rücken sich eine Saracenenherrschaft bildete? Oder hält man etwa den Bund Manfreds mit dem Todfeinde des christlichen Namens, dem Mamelukensultan Bibars als eine gleichgültige, folgenleere That? Von diesem Momente an wagte Manfred auch jede That, bis die Gewalt, die er übte, den Aufruhr seiner Unterthanen zur nächsten Folge hatte, und er weniger durch die kriegerische Gewandtheit seiner Gegner als durch den Abfall der Seinigen zu Grunde ging. Daß aber, was nachher durch Carl von Anjou geschah, am wenigsten in der Absicht desjenigen lag, der ihn auf den Thron Siciliens berief, geht, wenn es es nicht schon bekannt wäre, aus der trefflichen Schilderung Clemens IV. hervor — beyläufig gesagt, des einzigen Papstes, in dessen Schilderung wir übereinzustimmen vermögen und der Verf. sich nicht in Widersprüche verwickelt.

Die Herrschaft Manfreds und der Hohenstaufen überhaupt, hat wie wir bereits an einem andern Orte bemerkten, durch die wilde Fiscalität Karls von Anjou ein unverdientes Lob erlangt. Bey seinen Lebzeiten ward Manfred von seinen Unterthanen einem Wolfe gleich geachtet; erst unter seinem Nachfolger fand man, er sey, im Vergleiche zu diesem, ein Lamm gewesen. Wie aber die sicilianische Vesper wesentlich zum Verluste des hl. Landes beytrug, so hatte der nun folgende Einbruch Conradins — nicht an der Spitze der Guelfen, die ihn zuerst eingeladen, sondern der bereits heimathlosen Gibellinen — zwey große Folgen. Es unterblieb der Kreuzzug, welcher Palästina aus den Händen Bibars retten sollte, und die bereits begonnenen Unterhandlungen Karls zur Erlangung eines Theiles des byzantinischen Reiches blieben vorderhand erfolglos. Wenige Personen haben sich ihr Schicksal selbst mehr verdorben, als Conradin. Nicht der Haß der Päpste richtete ihn zu Grunde, sondern der eigene Haß — patris ex odiis, wie Manfreds Grabschrift richtig von den späteren Hohenstaufen sagt; der ererbte Haß, welcher auch ihn taub machte gegen alle Stimme der Berechnung und Klugheit, trieb ihn zum Kampfe gegen den Schützling der Kirche, die 10 oder 20 Jahre später gerne dem letzten Hohenstaufen Sicilien eingeräumt hätte, um sich und die Sicilianer vor Karls Tyranney zu beschützen. Ich habe den Verdacht nie ganz unterdrücken können, daß Conradins Oheime, die Herzoge Ludwig und Heinrich von Bayern im Ganzen genommen froh waren, als ihr Neffe nach Verschreibung seiner schwäbischen Güter zu ihren Gunsten, den Zug nach Italien antrat. Uebrigens hatte auch Conradin bereits mit Sultan Bibars Unterhandlungen angeknüpft. Wer konnte ihn zurückhalten, der bereits zu solchen Dingen seine Hand geboten hatte?

So oft auch Conradins trauriges Schicksal Gegenstand poetischer Bearbeitung geworden ist, so wagen wir dennoch die Behauptung, es sey dieser Stoff, so tragisch er scheine, im Ganzen genommen doch nichts weniger als wirklich tragisch. Es fehlt ihm hiezu die Besonnenheit, die Ruhe eines Helden; ein unglücklicher Ausgang war von Anfang an abzusehen, und daß er eintrat, macht noch allein keine Tragödie aus. Die Erbärmlichkeit der unter dem Namen Conradin erschienenen Tragödien könnte selbst als Beleg für diese Behauptung dienen.

Wie zur Beleuchtung der Geschichte Conradins der Marktplatz von Neapel, das Kreuz auf demselben, abgebildet wurde, so dienen für die Geschichte Manfreds zwey Abbildungen von Manfredonia, von seinen Siegeln, von dem Palaste am Hospital zu Andria, und der Façade der Kirche der Porta Santa daselbst mit den beyden Köpfen, welche für Porträts Friedrichs II. und Manfreds — ob mit Recht, ist die große Frage, gehalten werden.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Januar.

Nro. 19. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze ꝛc.

(Fortsetzung.)

Damit der Leser aber doch voraus wisse wie der Verf. seinen Stoff behandle und was er in seinem verständigen Sinn für mittheilungswerth erkenne, ist es hinreichend die Paragraphen-Titel flüchtig durchzusehen. Eben weil Declamation, Zierererey und unnütze Worte an dieser Arbeit gänzlich fehlen, sind die Paragraphen selbst so wie die Einleitung insgesammt von lobenswerther Kürze. Man sieht es dem Verf. an, er will die Leute nicht ermüden und bespricht sein Eyalet in folgender Ordnung: Staatsumfang (Politische Gränzen), Gebirgssysteme, Gewässer, Klimatische Verhältnisse, Bodenart, Natürlicher Produktenreichthum, Bevölkerung, Volksverschiedenheit (Osmanli, Schkyptlaren, Slawen, Wlachen, Hellenen, Juden), Körperbeschaffenheit der Einwohner, Nationalcharakter, Art der Nahrung und Bekleidung, Physische Kultur des Bodens, Thierzucht, Gewerbliche Industrie. Handel, Kirchliche Verfassung, Staatsrechtliche Stellung der christlichen Glaubensgenossen, Grundgesetze (Constitution), Politische Verwaltung, Militärverfassung, Medicinalwesen, Topographie der einzelnen Bezirke.

Besonders wichtig, neu und lehrreich ist der Abschnitt über „Bevölkerung“ und ihre auf Religion, Blut und Gewohnheit bezüglichen Unterschiede, was der Verf. mit größerer Sorgfalt und merklich critischerem Sinne auseinandersetzt als der aus Büchern compilirende, nicht aus unmittelbarer Anschauung schöpfende in Europa vielfach gepriesene Balbi, der, um nur ein Exempel zu nennen, die Mirditti und freyen Dibra-Stämme in Nordalbanien auf 250,000 Seelen schätzt, während sie bey Hrn. M. nach genauester Localforschung auf etwa 70,000 zusammenschmelzen.

Mit Inbegriff von 10,000 Zigeunern, 1400 Juden und etwas über 4000 Mann Osmanli-Garnisonen berechnet Hr. M. die Gesammtbevölkerung des Eyalets auf 642,000 Individuen, von welchen mehr als die Hälfte Christen sind. Doch besteht die mohammedanische Hälfte nicht etwa, nach der gewöhnlichen Vorstellung, aus eigentlichen Türken tatarischen Ursprungs, sondern aus Eingebornen Albaniern und Slawen, die sich erst im Laufe des 16. und 17. Jahrhunderts dem Islam zugewandt und von ihren christlich gebliebenen Brüdern und Landsleuten irdischen Gewinnes wegen in Feindschaft geschieden haben. Das Zahlverhältniß beyder ist im Werke mit der größten Sorgfalt sogar Districtweise ausgeschieden und, wo nur möglich, auch bey jedem beträchtlichem Orte aus den besten und einzigen Erkenntnißquellen des Landes selbst nachgewiesen.

Die Summe der eigentlichen Türken (Osmanli) belief sich zur benannten Zeit mit Inbegriff aller Besatzungen, ansäßigen Lehenträger, Professionisten und Regierungsbeamten im ganzen Eyalet auf nicht mehr als 10,762 Individuum männlichen Geschlechts. Ueber die weibliche Bevölkerung der osmanischen

Race fehlen natürlich auch hier alle Details, weil das Weib für nichts gerechnet wird.

Noch weniger als die Osmanli kommen die Wlachen und Hellenen (Römer, Urum, Griechen,) in Rechnung, da erstere kaum $\frac{1}{120}$ des Ganzen, letztere aber, in noch beschränkterer Zahl, als Aerzte, Wechsler, Agenten, und kirchliche Würdenträger, nirgends als landsässige Bevölkerung sich eingesiedelt haben. Die große Masse der Eingebornen besteht demnach aus Schkypetaren (Albaniern) und Slaven, und zwar so daß die erstgenannten beyläufig auf 384,000, letzere aber auf 124,000 (worunter nur 15,000 Mohammedaner) zu berechnen wären.

Was Hr. M. über Character und Gemüthsart jedes der benannten Volksstämme sagt, ist durchaus wahr, sinnvoll und verständig, weil es sich überall auf Selbstbeobachtung und eigene Erfahrung durch Umgang stützt. Mode und Fortschritt, die in Europa alles verwischen und umgestalten, haben seit dem 15. Jahrhundert besonders in diesem Theile des byzantinischen Reichs weder in Sprache, noch in Kleidung, noch im Ideen-Capital irgend das geringste verändert und verwandelt. Darum ist hier die Controle besonders leicht und wenn uns der Verf. die albanesischen Ghegen, gleichviel ob Christ oder Mohammedaner, als grausame, hinterlistige, hartnäckige, jeder Neuerung abholde, gegen Jeden, der ihre Sprache nicht kennt, feindselige, vom tiefsten Hasse gegen ihre Slavischen Nachbarn erfüllte und selbst den stamm und sprachverwandten Süd-Albanesen aus Religionsrücksichten abgeneigte, von Aberglauben und blinder Wuth erfüllte Gesellen schildert, so ist es eben so wohl und wahr geredet als wenn er ihre Nüchternheit und Genügsamkeit, ihr hohes Selbstgefühl und den noch heute ungeschwächten Nationalstolz auf ihren Helden Georg Castriota (Skander-Beg) anzupreisen nicht vergißt. Ebenso richtig gezeichnet ist das Bild der eigentlichen Osmanli, wenn unbeugsamer Stolz, wenn Trägheit und fanatischer Christenhaß als hervorstechendste Charakterzüge der niedern Classen dieses Volkes; Prachtliebe aber, Abstumpfung durch ununterbrochene Sinnenreizung, Verachtung aller andern Nationen, düsterer Ernst und finsteres, Unmuth verbergendes Schweigen dem Christen gegenüber, dagegen Rechtlichkeit im Geschäftsverkehr, häufig sogar Edelmuth und Hochherzigkeit gegenüber dem Unterdrückten als Eigenthümlichkeiten der höhern Türkenclassen mit besonderem Nachdruck hervorgehoben sind. Auch ist Hrn. M. die allen türkischen Rangclassen gemeinsame Sitte, Stundenlang mit untergeschlagenen Beinen zu sitzen und Tabak zu rauchen ohne das Auge zu bewegen, ohne ein Wort zu reden, ja ohne das Geringste zu denken, keineswegs entgangen. Dieses dumpfe Hinbrüten mit völligem Gedankenstillstand wird — wie man weiß — mit dem eigenthümlichen, im Orient von jedermann gekannten Ausdruck kéif bezeichnet und als beneidenswerthes Glück, ja als Vorgeschmack des Paradieses gepriesen und angerühmt. Hr. M. — das sieht man überall, — hat nicht anderer Leute Bücher, sondern die Natur copirt und es ist deßwegen auch sein wenn auch kleines Buch doch kein unbedeutender Zuwachs für Erweiterung unserer Kenntniß des illyrischen Land-Triangels.

Am besten und treuesten aber, meint Hr. M., spiegle sich der Charakter eines Volks in seinen landsüblichen Sprüchwörtern und er fügt deßwegen vierundsechzig meistens sehr kurze, aber jedermann im Byzantinischen gleichmäßig geläufige Türkensprüche als „besonders bezeichnend“ dem Contrefei der Osmanli an. Um die Sache recht anschaulich, eindringlich und kräftig zu machen, gibt sich Hr. M. sogar die löbliche Mühe, besagte Charaktersprüche zwar mit lateinischen Buchstaben, aber im türkischen Text nebst deutscher Uebersetzung hinzustellen.

In der Türkey — diesem classischen Lande des Stillstandes, wo besonders das „Feld der politischen Discussionen schon lange geschlossen ist,“ — cirkuliren verhältnißmäßig nur wenige Ideen, die aber jedermann mit der gleichen Correktheit und Fertigkeit auszudrücken versteht. Auch bilden des Hrn. Doctors vierundsechzig Sprüche gar kein unbedeutendes Redecapital, im Falle sie sprachrichtig und in einem auch türkischen Ohren verständlichen Klang gegeben sind. Der geehrte Verf. wird es gewiß nicht übel nehmen wenn wir hie und da Einiges zu verbessern und auszustellen finden. Es geschieht mit Höflichkeit und in der besten Absicht seine an sich sehr nützliche und verdienstliche Schrift auch von

kleinen Unvollkommenheiten und Mängeln zu reinigen und dadurch ihre Brauchbarkeit zu vermehren und ihre Anwendung sicher zu stellen.

Wir wollen über die einzelnen Sprüchwörter in derselben Ordnung wie sie der Verf. gibt, gleichsam Heerschau halten und bey jedem derselben, nach bester Einsicht, eine billigende oder verbessernde Bemerkung hinzufügen. Denn wozu wären Critik und critische Institute, wenn man nur loben oder sich mit bloßer Angabe des Inhalts einer Schrift begnügen, und nirgend das Fehlerhafte verbessern soll?

1) Tiesmedijin eli öp, küsse die Hand, die du nicht abhauen kannst.

Das erste Wort dieses ersten Spruchs verräth schon das Geheimniß, daß der Verf. nur mit dem Ohr und nicht zugleich mit dem Auge türkisch gelernt hat. Ein europäischer Giaur, wenn er das Türkische nicht schreiben kann, wird immer meinen, er höre Tiaf statt Giaf oder Kiaf, wenn ein Morgenländer das 22. Alphabetzeichen ausspricht. Abhauen, abschneiden heißt im Türkischen Kesmek, nicht Tiesmek, *) und das erste Textwort wäre demnach Kesmedijin zu schreiben und mit „die du nicht abgehauen hast" zu übersetzen. Sollte zugleich der Begriff der Möglichkeit ausgedrückt werden, so mußte es Kesemedijin lauten. Die Stärke und die Hauptschwierigkeit, aber auch die größte Eleganz der türkischen Construction liegt im Particip, wie der geduldige Leser aus der grammaticalischen Analyse des benannten Verbums ersehen mag: Kesmek abhauen, Kesdik (particip. perfect. activ.) wer was abgehauen hat, Kesmedik wer was nicht abgehauen hat, Kesemedik wer was nicht hat abhauen können, Kesemedijin die du nicht hast abhauen können. In dieser Weise drückt der Türke das ermüdende Geschleppe sechs deutscher Wörter durch ein einziges Particip von sechs Buchstaben aus!

2) Odschize boinus ve kuśa (kuscha kanat) juk deildir, dem Ochsen fallen die Hörner, dem Vogel die Flügel nicht zur Last.

*) Das i wird flüchtig gesprochen, aber nicht geschrieben.

Ochse heißt im Türkischen Oeküs, nicht Odschis, auch wäre dejildir für deildir zu schreiben.

3) Serceden korkan dari ekimezin, wer sich vor Spatzen(?) fürchtet, säe keine Hirse aus.

Dieser Spruch ist beynahe fehlerfrey gegeben, nur lautet Sperling auf Türkisch Sertsche, und „er soll nicht säen" wäre richtiger ekmesin, i nach k dürfte in keinem Fall geschrieben werden.

4) Eski supurje dama atarlar, abgenützte Besen werfe man weg.

Wörtlich: den alten Besen wirft man auf das Dach.

5) Ćok (tschok) arpa ati čatladir (tschatladir), zu viel Hafer richtet die Pferde zu Grunde.

Wörtlich: Viel Gerste macht das Pferd platzen.

6) Sakal baśa (bascha) kurban olsun, opfere den Bart um den Kopf zu retten.

Aussprache sammt Uebersetzung in der Hauptsache richtig, doch wörtlich hieße es: „Bart soll dem Kopfe Opfer seyn."

7) dogru söilejeni śehirden (schehirden) kovarlar, den freymüthigen vertreibt man aus der Stadt.

So zu sagen ganz richtig. Dogru söilejen, „der gerade redende."

8) it ururr, kieravan dèčer (detscher), die Hunde bellen, allein die Caravane geht doch durch.

Wörtlich: „der Hund bellt, die Caravane geht vorüber." Nur ist „vorübergehen" im Türkischen getschmek, nicht „d'etschmek," und folglich getscher, nicht d'etscher zu schreiben.

9) beni sajanin kuluum, sajmajanin sultaniim, sey Slave dessen der dich schätzt, und Gebieter desjenigen der dich verachtet.

Sinn und Aussprache ganz richtig. Wörtlich: „des mich schätzenden ich der Sklave bin, des mich für nichts achtenden ich Sultan bin."

10) dilini zapt eden baśini (baschini) kurtarir, wer die Zunge bewahrt, schützt seinen Kopf.

Gleichsam ganz richtig; nur wird, wenn wir nicht irren, das Verbum kurtarmak retten, im

praesens, 3 person, kurtarar, nicht kurtarir gesprochen.

11) kizim (kiſim) sana derim, d'elinim iſitsin, man muß zur Tochter ſprechen, damit ſich die Schwiegermutter darnach richte.

Hier ſcheinen Orthographie (Ausſprache) und Ueberſetzung nicht ganz correkt zu ſeyn. Erſtens ſchreibt und ſpricht man nicht d'elinim, ſondern gelinim, und dann bedeutet gelinim nicht „Schwiegermutter“ ſondern „Schwiegertochter.“ Wörtlich: „Mein Jungferchen (Töchterchen) ich zu dir ſage, meine Schwiegertochter es hören ſoll.“ — Schwiegermutter iſt im Türkiſchen Oejeana.

12) insanin eti ve derisi hié (hitſch) bir Śeje (ſcheje) jaramaz Fleiſch und Haut des Menſchen ſind werthlos.

Ganz untadelhaft. Wörtlich: des Menſchen Fleiſch und Haut zu keinem Dinge taugt.

13) kargaji bilbül jerine satma istarsin, man verkauft Krähen für Nachtigallen.

Im Weſentlichen ebenfalls richtig, nur wäre ſtatt istarsin „istersin“ zu leſen und wörtlich „Krähe als Nachtigall du verkaufen möchteſt“ zu überſetzen.

14) jemiś (jemiſch) olmajan agadźla (agadſchla), raś (raſch) atmazlar, auf unfruchtbare Bäume wirft man keine Steine.

Hier iſt weder Text noch Ueberſetzung ganz von Ungenauigkeiten frey. Man leſe: Jemisch olmajan agadschlará tasch atmaslar, „und überſetze:“ Auf Bäume an denen keine Früchte ſind, wirft man keinen Stein.

15) Sana vur dedilirse, öldi dediler, befahl man dir: haue ihn, ſo bleibe dir geſagt: ſchlage ihn todt.

Oeldi heißt, „er iſt geſtorben“; ſchlage todt wäre im Türkiſchen öldür und der Spruch wörtlich, aber genau, wie folgt zu überſetzen:

„Sagt man dir: ſchlage, ſo ſagt man: tödte.“

16) hah sez ad' olur, die Wahrheit macht dich verhaßt.

In dieſer Geſtalt würde in der Türkey den Sinnſpruch niemand verſtehen.

Lies hak sös adavet olur, „wahres Wort (Wahrheit) Feindſchaft wird.“

17) Dostulan je, ić (itſch), aliś veriś etme, mit Freunden darf man eſſen und trinken, doch nie Geſchäfte pflegen.

Lies Dostilen je itsch alisch verisch etme, wörtlich: „Mit dem Freunde iß, trink, Geſchäfte keine mache.“

18) rahat iśtejen adam sagir, ćor, dilsiz oladźak, wer Frieden liebt, ſey taub, blind und ſtumm.

Sowohl Text als Ueberſetzung laſſen wenig zu wünſchen übrig, jedoch heißt „blind“ auf Türkiſch nicht ćor (tſchor) ſondern kör كور, und „taub“ eigentlich auch nicht sagir ſondern eher sager, Mittellaut zwiſchen i und e, was nur durch Umgang zu erlernen iſt.

Wörtlich: „Ein Ruhe wollender Menſch muß taub, blind und ſtumm ſeyn.“

19) tatli sözü, jüreinde öd, ſüße Lippen künden Galle im Herzen.

Text richtig. Wörtlich „Sein Wort ſüß, in ſeinem Herzen Galle.“

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Januar.

Nro. 20. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze ꝛc.

(Schluß.)

20) tutundan kurtulmak için, ateş içinie duşme, man flieht vom dem Rauch und stürzt in die Flamme.

Text ganz richtig, nur vergesse man nicht, daß in der Orthographie des Verfs. ć wie tsch, und ś wie sch lautet; auch ist der Stammvocal im letzten Wort nicht u, sondern ü, „düschme," nicht duschme.

Wörtlich. „Um aus dem Rauch zu entrinnen, falle nicht in das Feuer."

21) içi karpuz bir koltuga sigmaz, zwei Kürbisse kann man unter Einem Arme nicht halten.

Im Text ist nur das erste Wort zu verbessern und statt itschi iki (zwey) zu lesen. Wörtlich: Zwey Kürbisse gehen nicht unter Eine Achselhöhle.

22) bir işin zarari faida sindan daha ćok isa, fere at eile, unternimm nichts, wo die Kosten den Lohn der Unternehmung aufwiegen.

Text und Uebersetzung dieses Sinnspruches verrathen am deutlichsten, wie es eigentlich um das Türkischwissen des Herrn Doctors steht. faida sindan ist Ein Wort und zwar der Ablativ mit dem Pronomen der dritten Person, faida der Vortheil, faidasi sein Vortheil, faidasindan von seinem Vortheil. Eben so ist fere at auch nur Ein Wort und lautet feryad, das Geschrey, die Klage. feryad ejlemek heißt „bejammern, beklagen," und der Sinnspruch wäre demnach folgender Weise ins Deutsche zu übertragen:

„Ein Geschäft, wenn sein Schaden mehr als sein Nutzen ist, bedaure."

23) başini evde tutan adem kalabalita kalpaknini ghaib eder, wer den Kopf zu Hause läßt, verliert im Gewimmel seine Mütze.

Lies: kalabalykda kalpaghini „im Gedränge seine Mütze." Das Uebrige ist correct.

24) arabailan tanşan tutulmaz, Hasen fängt man nicht mit Karren.

Hier ist tanschan offenbar nur Druckfehler statt tauschan der Hase.

25) sirini dostuna aćma, vertraue Freunden nie deine Gedanken.

Lies: serrini statt sirini, und übersetze: „dein Geheimniß deinem Freunde nicht öffne."

26) bu iş ćok mumdan kokar, selbst Commerzgeschäfte erfordern Ernst.

Text richtig, Uebersetzung unklar.

Wörtlich: „Dieses Werk (Geschäft, Arbeit) riecht viel nach Kerzenlicht."

27) duña tükenir, duşman tukenmez, die Welt kann untergehen, der Haß stirbt nie aus.

Wörtlich: „die Welt endet, der Feind endet nicht."

28) avrat iraditini hić bir kimse edemez, Weiber sind unersättlich in den Leidenschaften.

Wörtlich: „Weibes Verlangen niemand zu thun vermag."

Correct türkisch spricht man aber avrat iradeini hié bir kimse edémes.

29) deli paśasi bilmez, der Narr nimmt vom Paścha keine Notiz.

Die Leseart „paśasi“ ist, wie ich glaube, in keinem Falle richtig und muß entweder paśasini oder paśai geschrieben werden. Im ersten Falle wäre dann wörtlich zu übersetzen: „Narr kennt seinen Paścha nicht,“ im zweyten aber: „Narr nicht Paścha kennt.“

30) Araba kirilinga, ej joln d'ester en éoktur, ist der Wagen gebrochen, dann zeigt Jeder den guten Weg.

Ich zweifle, ob ein Türke dieses sehr häufig gebrauchte Dictum in der Aussprache des Verfs. verstünde.

Sprich: Araba kirilindscha, eji joln gösteren éoktur (tschoktur). Die Uebersetzung ist nicht zu tadeln.

31) fil pireden korkmaz, Elephanten zittern nicht vor Flöhen. — Text ganz richtig.

Wörtlich: „Elephant den Floh nicht fürchtet.“

32) kendine kendine zarar eden, kendisini aglasin, bey selbstverschuldetem Unglücke weine man nur über sich.

Statt kendine kendine lies kendi kendine, und übersetze wörtlich: „der sich selbst beschädigende beweine sich selbst.“

33) hismetini asil, richte dich nach den Umständen. — Der Satz in vorstehender Form scheint fehlerhaft zu seyn.

Lies kismetini, dein Loos; Asil in der vom Verf. eingehaltenen Orthographie läßt sich ohne Zwang auch nicht wohl erklären; asil fest, standhaft ist freylich ein bey cultivirten Osmanli verständliches Wort, aber als Passivum von asmak (an etwas fest gebunden, hingehängt werden) ist es kaum zu ertragen. Der vorausgehende Accusativ verlangt ein transitives Verbum.

34) senin parmaghinilen senin ölée, man muß stets die eigene Kraft messen.

Wörtlich: „Mit deinem Finger dein Maaß.“

35) hepsini hizdileimez bilmemeliz, Andere messe man nicht mit der eigenen Elle. —

Die wörtliche Uebersetzung dieses Sinnspruchs ist nicht zu errathen, das zweyte Wort ist wenigstens für uns bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit entstellt. Hepsini für sich allein heißt „Alle,“ bilmemeliiz dagegen bedeutet „wir müssen nicht wissen, oder können;“ was aber hizdileimez heißen soll, vermag man auch nicht einmal durch Annäherung zu errathen. Jedenfalls aber scheint das Substant. dil, Zunge, Sprache verborgen zu seyn, und vielleicht ist auch statt hiz richtiger bir (bir dile Eine Sprache) zu lesen?

36) istemediji peśkeś (Peschkesch) kabul olmaz, man nimmt als Geschenk Sachen ohne Werth nicht an.

Lies istemediji statt istemediji, und übersetze wörtlich: „Ein Geschenk, das man nicht will, ist nicht willkommen.“

37) kurtu kulaghindan tutmapek d'uśtur, schwer ist es, den Wolf bey den Ohren zu fassen.

Lies richtiger: kurdu kurlaghindan tutma pek giitsch diir, „den Wolf beym Ohr zu fassen ist sehr schwer.

38) turée bilmez allahtan korkmaz, wer die türkische Sprache nicht spricht, hat keine Scheu vor Gott.

Außer der fehlerhaften Leseart turée statt tiirkée (türkische) ist weder am Text noch an der Uebersetzung dieses Gemeinspruches der Osmanli etwas zu verbessern.

Wörtlich: „Türkisch nicht weiß er, Gott nicht fürchtet er.“

39) aziz (aśiś) ilim jimiśak deśekje jatmaz, Weisheit ruht nicht auf weichen Betten.

Text und Uebersetzung beynahe richtig, nur soll man „yumschak“ oder „yumuschak“ (weich), nicht „jimischak“ schreiben; auch pflegen sie in der Türkey „ilm“ nicht „ilim“ zu sprechen.

Wörtlich: „Erhabenes Wissen auf weichem Bette nicht liegt.“

40) dil hiličdan daha čok öldüirur, die Zunge mordet mehr als das Schwert.

Text und Ueberſetzung fehlerfrey. Nur hat der Verf. die richtige Ausſprache des Kehllauts ğ nicht erfaßt und ſchreibt immer h ſtatt k, hiličdan ſtatt kyličdan.

41) eji śarab ičenin baśi fena olur, guter Wein macht ſchlechte Köpfe.

Wörtlich: „der Kopf des guten Wein Trinkenden wird ſchlecht.“

42) bir eji śarab ve bir dilben avret ičі tatli zehirdir, Wein und Weiber ſind ſüſſe Gifte.

Statt dilben lies dilber, ſtatt ičі lies iki und überſetze wörtlich: „Ein guter Wein und ein ſchönes Weib zwey ſüſſe Gifte ſind.“

43) sana išledigini kairilara ejle, sana ištemedigini hairilara etme, den Andern thue was dir lieb iſt, nie was dir ſelbſt mißfällt.

Statt kairilara und hairilara ſchreibe beydesmal „ghayrilara“ (Anderen).

44) azi bilmejin čiogu hič bilmez, wer bey Kleinigkeiten nicht ſpart, wird nie reich.

Lies richtiger „bilmejen čogu“ und überſetze wörtlich: „das Wenige nicht kennend, das Viele er niemals kennt.“

45) mušt sirke baldan tatlidir, geſchenkter Eſſig ſchmeckt ſüſſer als Honig.

Text und Ueberſetzung fehlerfrey.

46) jaśan jilani basma, trete (sic) nie die ſchlummernde Schlange.

Ebenfalls richtig.

47) senden kuvetliilen tüšüšma, laß dich mit Mächtigern nie in einen Kampf ein.

An Text und Ueberſetzung nichts zu verbeſſern.

48) ičі reïz bir d'emiji batirirlar, zwey Schiffscapitäne machen das Schiff verſinken.

Lies iki reïs bir gemiji battirirlar, „zwey Capitäne ein Schiff ſinken machen.“

49) bakśiz ja verišic śarabile, ičі kere śarkos olur, wer geſchenkten oder geborgten Wein trinkt, betrinkt ſich doppelt.

Lies richtiger: bachschisch ja veresiye scharab ile iki kerre serchosch olur.

Wörtlich: „Mit geſchenktem oder geborgtem Wein er zwey Mal trunken wird.“

50) denizin suju tükiene bilir, velakin benim sozum tuklenmez, wenn es ſelbſt dem Meere an Waſſer gebrechen ſollte, bleibt das Wort eines Mannes doch heilig.

Lies tukienmez ſtatt tüklenmez, und überſetze einfacher und richtiger: „das Meerwaſſer kann fehlen, aber mein Wort fehlt nicht.“

51) akili dušman akilsiz dušan ejidir, ein beſonnener Freund ſchadet mehr als ein verſtändiger Feind.

Hier iſt der Text ſchlechter als die Ueberſetzung. Lies akillii düšman akilsis dostdan ejidir, „ein verſtändiger Feind beſſer iſt als ein unverſtändiger Freund.“

52) śchiri d'erene hulaguz ne einer e, wenn man die Stadt ſucht, ſucht man nicht Wegweiſer.

Lies śchiri görene kulaguz nè . . . . — Was „einer e“ bedeute, oder wie dieſer Terminus türkiſch zu ſchreiben wäre, mag ein Klügerer errathen. Lieſt man neje jarar, ſo hängt es mit dem vorangehenden Satztheil grammatiſch zuſammen und giebt auch einen guten Sinn. Wörtlich: „Wenn man die Stadt ſieht, zu was nützt der Wegweiſer?“

53) čučuk taš baśi jerar, auch ein kleiner Stein zerſchmettert den Kopf.

Man leſe čočuk und jarar.

54) zan etmedijin jerden tilki čikar, der Fuchs kommt zum Vorſchein, wo er nicht vermuthet wird.

Fehlerfrey in Text und Ueberſetzung.

55) bir jaliniz taštan duar (lies duvar) olmaz, mit Einem Stein baut man keine Mauer.

Ebenfalls fehlerfrey.

56) tez d'iden, tez jorulur, wer rasch vorschreitet, wird bald müde.

Statt d'iden lies giden, der Gehende.

57) avretin öjiti avrede d'ecer, Weiberrath paßt nur für Weiber.

Statt d'ecer lies düscher (er paßt).

58) jaramaz adam pazar bozar, eji adam pazar japar, nur ein Elender bricht, ein Ehrenmann hält sein Wort.

pazar (Basar) bedeutet hier den „abgeschlossenen Handel."

59) hayvan ölür, semeri kalir, insan ölur, adi balir (lies kalir), das Pferd geht zu Grunde, sein Sattel bleibt; der Mensch stirbt, sein Andenken bleibt.

60) dendź beje chizmet etmek, vekir ata timar etmek nekadar dźućdur, einem jungen Fürsten zu dienen und ein wildes Roß zu striegeln ist gleich schwer.

Lies: gendsch beye chysmet etmek ve cheraka timar etmek nekadar gütsch dür.

„cherak" heißt ein junges Pferd, ein Füllen.

61) dieden d'elen elden d'else, her fukara paśa olurler, wenn alle Prahlereyen ernsthaft gemeint wären, so wären alle Bettler Pascha's.

Die erste Hälfte des Sinnspruches ist nicht ohne Mängel der entstellendsten und sinnstörendsten Art.

Lies: deheneden gelen elden gelse etc.... und übersetze wörtlich: „Wenn das vom Munde Kommende auch von der Hand käme (d. i. wenn die Worte Thaten wären), so wären a. B. P.

62) tikil aldadilmaz, alte Füchse gehen nicht in die Falle.

Lies: Eski tilki aldanmaz (aldatilmaz wäre wider die Regeln türkischer Grammatik) d. i. „Ein alter Fuchs läßt sich nicht betrügen."

63) dil admi bejar eder, die Zunge verräth den Menschen.

Lies: dil adami beyam eder.

64) sirke fućindan bal damlaśilan daha ćok sinek tutulur, eher fängt man Fliegen mit einem Tropfen Honig als mit einem Faß Essig.

Lies: damlasi ilan statt damlaśilan.

Von diesen vier und sechzig mit Mühe und Fleiß gesammelten Türkensprüchen des Verfassers haben wir ein und sechzig, wie wir glauben, grammatikalisch gründlich gesichtet und festgestellt. Von den übrigen dreyen war je Ein Wort nicht vollständig zu entziffern; jedoch hat es, bis uns vielleicht Zufall und Lesung türkisch geschriebener Bücher das Verständniß bringt, wenigstens an Conjecturen nicht gefehlt.

Die häufigen, wenn auch oft kleinlich scheinenden Verbesserungen des Textes sowohl als der Uebersetzung sollen dem Hrn. Kreisphysikus Dr. Müller nichts anderes als die Größe der Sorgfalt beweisen, mit der wir die Frucht seiner mühevollen Wanderschaft in Albanien geprüft und dem Publikum gleichsam empfohlen haben.

Türkisches nach bloßem Gehör mit lateinischem Alphabet wiederzugeben, ist anerkannte Schwierigkeit; aber noch weit gefahrvoller scheint uns die Arbeit, das wahre Türkisch im Gewande des abendländischen Giaurthums zu erkennen und nachzuzeichnen.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Januar.

Nro. 21. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Traditiones et antiquitates Fuldenses. Herausgegeben von Ernst Friedr. Johann Dronke. Fulda 1844. Seiten XVI und 244. 4.

Der erste Herausgeber der Fuldaischen Traditionen, Johann Pistorius, benützte hiezu nur eine Handschrift, die er durch Zufall in der Bibliothek des Grafen Johann Georg von Hohenzollern fand, wohin sie aus der vielfach geplünderten Bibliothek Fulda's gekommen war.

Pistorius erkannte das Werthvolle des unerwarteten Fundes, und drückte seine Anerkennung in der Zueignung an den Fürstabt Johann Friedrich von Fulda mit den Worten aus: accessit tripartitus liber, in quo provincia tua, reverendissime et illustrissime princeps, tam exacte dimensa descriptaque tenetur, ut nullam Germaniae ditionem vel Strabo vel Ptolemaeus, vel istorum hominum aliquis, majori accuratione atque diligentia sub notitiam nostram subjecerit; eine Beschreibung der von ihm benützten Handschrift aber vermissen wir in seiner Vorrede. [1])

Ein reicherer Apparat stand dem zweyten Herausgeber, Johann Friedrich Schannat, zu Gebote, er benützte Alles, was im Archive Fulda's noch von Pergament- und Papierhandschriften, Originalurkunden und Verzeichnissen vorhanden war und brachte die Traditionen in chronologische Reihenfolge, überdieß gebrauchte er auch noch die Arbeit eines Fuldaischen Mönches Eberhard, welcher in der Mitte des zwölften Jahrhundertes von allen Besitzungen des Klosters neue Dienst- und Zinsregister angelegt, und die Originalurkunden theils ganz copirt, theils nur summarisch verzeichnet hatte [2]).

Als Eberhard unter der Regierung des Abtes Marcward (1150 — 68) diese Arbeit unternahm, um das Kloster vor ferneren Verlusten seiner Besitzungen zu schützen, von denen ihm bereits viele entfremdet worden waren, konnte er noch aus den vollständigen Quellen schöpfen, die er bey einer der ältesten Schenkungen mit den Worten anführt: quae omnia descripta sunt in octo codicellis et reposita in librario sanctae Fuldensis ecclesiae. Von diesen acht Handschriften hat Schannat noch eine dem neunten Jahrhundert angehörige benützt [3]), wahrscheinlich dieselbe, welche, nach des Herausgebers Mittheilung, sich noch jetzt im Archive der kurfürstlichen Regierung befindet, und Traditionen, welche in die Zeit der fünf ersten Aebte Sturm, Baugulf, Ratgar, Eigil und Hraban gehören, enthält.

Zwey andre, deren Inhalt Pistorius im ersten und zweyten Buche des von ihm besorgten Textes

1) Rerum germanicarum veteres jam primum publicati scriptores VI. In quibus praeter reliquos Wippo de Conradi Salici imperatoris vita: et trea antiquitatum Fuldensium diu desiderati libri inveniuntur. Francofurti 1607. fol.

2) Schannat Vindemiae literariae. Fuldae et Lipsiae 1723. fol. praef.

3) Corpus traditionum Fuldensium Lipsiae 1724. fol. praef.

gegeben hat, liegen, wie Herr Dronke glaubt, wahrscheinlich in einem Archive Süddeutschlands aufbewahrt; von den fünf übrigen ist es ihm nicht gelungen, irgend eine Kunde zu erhalten, worin auch früher andere Gelehrte nicht glücklicher waren, als Herr Dronke, denn Burkard Gotthelf Struve richtete sich bey seiner neuen Ausgabe des Pistorius, wenn er von diesem abwich, nur nach dem Schannatischen Texte, und Schöttgen und Kreyssig, welche Nachträge hiezu lieferten, hatten nur eine einer weit späteren Zeit angehörige und wenig verläßige vor sich [4]).

In der noch im Archive der kurfürstlichen Regierung befindlichen Handschrift sind die Traditionen, welche in die Zeit der fünf ersten Aebte gehören, von einer und derselben Hand mit angelsächsischen Zügen geschrieben, andere Schreiber, deren Züge aber die gewöhnlichen lateinischen sind, haben den vom ersten Schreiber gelassenen leeren Raum benützt, und mit Urkunden ausgefüllt, welche theils in die Zeit Hraban's, theils in spätere Zeit fallen, mit Hadamar dem dreyzehnten Abte (927 — 56) aber fast gänzlich aufhören.

„Schon aus dieser Verschiedenheit der Schreiber, sagt Herr Dronke S. IV., läßt sich mit ziemlicher Sicherheit auf die Zeit schließen, wann die Chartularien angelegt wurden. Ich glaube nämlich nicht zu irren, wenn ich behaupte, daß es Hraban war, welcher diese so wichtigen Sammlungen veranstaltete."

Referent kann diese Meinung nicht theilen, sondern hält dafür, daß die Anlegung der Chartularien sowohl im Allgemeinen, als auch insbesondere im Kloster Fulda schon einer früheren Zeit angehöre, denn die Anlegung der Chartularien war die nothwendige Folge des Capitulare Carls des Großen vom Jahre 805, in welchem er allen Klöstern und Bisthümern befahl, ihre eignen Notare zu halten; mit der Errichtung und dem Wirkungskreise des Notariates war aber auch die Anlegung eines Chartular's bedingt. Kloster Fulda insbesondere hatte schon, ehe Karl der Große diesen Befehl erließ, seine Notarien, die mit dem Titel cancellarii versehen handelnd auftraten (man vgl. Schannat hist. Fuld. pag. 79), und dieser Umstand, so wie das hohe Alter seiner Traditionen sprechen dafür, daß es auch in älterer Zeit schon Chartularien gehabt habe, während die angeführte Beschaffenheit der vom Herausgeber beschriebenen Handschrift nur den Schluß ziehen läßt, daß sie unter Hraban geschrieben sey, für die Zeit der Anlegung der Chartularien in Fulda aber keinen Aufschluß gewährt.

Eberhard's Werk, das Schannat zu wenig benützte, befindet sich gleichfalls noch im kurfürstlichen Regierungsarchive; es besteht aus 2 Bänden in Folio. Eberhard hat die Urkunden in gewisse Abtheilungen gebracht, und diesen, wie auch dem ganzen Werke kürzere oder längere Prologe vorausgeschickt, in welchen er sich über seine Arbeit, wie über den Inhalt der einzelnen Abschnitte u. s. f. ausspricht. Aus dieser Handschrift hat der Herausgeber vorläufig einige Abschnitte wichtigen Inhaltes abdrucken lassen, die die erste Abtheilung des vorliegenden Werkes bilden; er hat jedoch zugleich eine neue kritische Ausgabe der Fuldaer Traditionen, welcher die noch vorhandenen Original-Handschriften und Urkunden zu Grunde gelegt werden sollen, in Aussicht gestellt, ein Unternehmen, von dem er mit vollem Rechte erwartet, daß es nicht unwillkommen seyn dürfte.

Eine Uebersicht über die ganze Eintheilung, welche Eberhard befolgte, gewähren gleich die ersten Worte der Vorrede: In nomine patris et filii et spiritus sancti incipit liber descriptus in honore sancti martyris Bonifacii patroni nostri continens privilegia apostolicorum, praecepta regum et imperatorum, oblationes fidelium, concambia quoque quorundam predioruin, nec non etiam traditiones familiarum hujus monasterii Fuldensis, so daß das Ganze eigentlich in fünf Hauptabschnitte zerfällt, von denen einige wieder in Nebenabschnitte eingetheilt sind.

Die päpstlichen Bullen, welche die Rechte und Besitzungen des Klosters bestätigen, sind 59 an der Zahl; von ihnen hat der Herausgeber nichts mitgetheilt, von den auf sie folgenden Immunitätsbriefen

4) Struve script. rer. Germ. Ratisbonae 1726. fol. Schöttgen et Kreyssig diplomataria et scriptores hist. germ. medii aevi. Altenburgi 1753. fol.

und Urkunden der Könige und Kaiser aber hat er S. 2 — 4 zwey Documente abdrucken lassen.

An die Urkunden und Immunitätsbriefe der Kaiser und Könige reihen sich die oblationes fidelium an, die Eberhard in mehrere Abschnitte getheilt hat. Mit ihnen beginnen die Traditionen; die erste Abtheilung derselben ist nach der geographischen Lage der Besitzungen zusammengestellt und enthält nur Summarien, deren Verhältniß zu den Urkunden der Herausgeber bündig mit den Worten darstellt: die Summarien sind Auszüge aus den Urkunden, welche die mehr erwähnten acht codicelli enthielten, ihren Verfasser gegen neuere Angriffe vertheidigt, und sie mit einigen andern Documenten in der Reihe, wie sie in der Handschrift folgen, von S. 4 — 63 wiedergiebt. Ihrem vollen Inhalte nach folgen nun die Traditionen von Königen, Kaisern und andren ausgezeichneten Personen, von denen der Herausgeber einige von S. 64 — 69 abdrucken ließ, worauf wieder Summarien von Schenkungsurkunden nach der geographischen Lage der Schenkungen folgen, welche, wie sie in der Handschrift stehen, von 69 — 115 wiedergegeben sind.

Eberhard selbst hat den Grund, warum er die Schenkungen hochgestellter Personen nicht auch, wie die übrigen, summarisch verzeichnete, so angegeben: quia minus impugnantur minora quae per nos possumus defendere, quam majora quae regum et principum indigent defensione, sufficiet minoribus quos etiam in libro vitae novimus esse descriptos, ut summatim ac nominatim eos cum bonis ac donis suis quae obtulerunt ex ordine describamus.

Bey dem vierten Hauptabschnitte hat der Herausgeber die eigentlichen Tauschverträge übergangen, dagegen das an dieselben angehängte Dienst- und Zinsregister, welches letztere von Schannat häufig unter dem Namen vetus polyptychon angeführt ist, nebst andren Notizen von S. 115 — 142 abdrucken lassen; vom letzten Hauptabschnitte, den Schenkungen der Mönche und Klosterangehörigen, sind gleichfalls S. 142 — 153 einzelne Stücke gegeben, auf welche die Autobiographie des Abtes Marcward S. 153 — 167 nebst einigen Notizen über verschiedene Reichungen an die Mönche an verschiedenen Festtagen des Jahres folgt, womit die erste Abtheilung des Buches schließt.

Wie nothwendig die Arbeit Eberhard's war, zeigt sich aus der Autobiographie Abt Marcward's. Zwar waren die Gaben zum Grabe des heiligen Bonifaz aus allen Theilen Deutschlands reichlich geflossen, aber viele Einkünfte hatten in der Folge der Zeit aufgehört, Rechte und Güter wurden dem Kloster entfremdet, das nicht im Stande war, sich gewaltsam im Besitze zu erhalten.

Aus Verehrung gegen den heiligen Bonifaz hatten die von ihm geweihten Bischöfe Johannes von Salzburg, Gaibald von Regensburg, Erembrecht von Freising und der von ihm bestätigte Vivilo von Passau dem Kloster Fulda Güter und jährliche Reichungen bewilligt. Johannes hatte ein Haus zu Hall und eine Sazquelle mit Zugehör und Einrichtung gegeben, deren Ertrag sich jährlich auf 12 Talente belief, Gaibald Güter geschenkt, und sich zu einer jährlichen Reichung von Baumöl, so viel zwey Pferde in Flaschen tragen könnten, und von großen Fischen, Hausen (hüsen) genannt, verpflichtet, Vivilo dieselbe Reichung von Oel und Fischen genehmigt, Erembrecht aber aus den Besitzungen der Kirche Freising im Gebirge eine jährliche Lieferung von Alpenkäse, in der Sprache jener Zeit Bergkäse genannt, angeboten [5]).

Von der Reichung des Bisthumes Passau bemerkt Eberhard, sie habe nach Vivilo's Tode allmählig aufgehört.

Schon die ersten Aebte sahen sich genöthigt, gegen unrechtmäßige Eingriffe in ihr Eigenthum des Königes Schutz zu suchen, mit dem Erzbisthume Mainz bestand schon unter Hraban ein Streit wegen des Zehentrechtes, unter Abt Sigehard hatte sich der Erzbischof Liuperd von Mainz einen großen Theil der Zehenterträgnisse widerrechtlich zugeeignet, aber König Ludwig II. entschied zu Ingelheim

5) Frisingensis vero ecclesia cui preerat Erembertus episcopus que juxta alpes et montana Italie sita est singulis annis caseos grandes, herckese vocatos, fuldensibus fratribus in oblationem transmittebat.

(874) für das Kloster, und Fulda erhielt sein Zehentrecht wieder, besonders die äußeren und weit entlegenen Besitzungen waren den Angriffen am Meisten preisgegeben, deßhalb bereiste Abt Hadamar (927—56) alle Besitzungen des Klosters bis nach Friesland, ließ über die dort gelegnen Güter eine Untersuchung anstellen, und brachte viele durch fremde Habgier entrissene Rechte und Güter wieder in Fulda's Besitz zurück.

Am Traurigsten stellt sich die Lage des Klosters unter Abt Marcward dar,

Ex quo primum intravi, sagt Marcward in der Autobiographie, cepi quomodo deo adjuvante jam desolatam hanc et pene ad nichilum redactam ecclesiam ab invasione et direptione quorundam possem liberare. Erat enim vere videre miseria, quod tam nobilis locus et omnibus fidelibus adamatus atque exoptatus ad tantam negligentiam devenerat, ut non esset in omni apoteca fratrum vel abbatis unde possent fratres tam venerande congregationis per diem sustentari. Nec mirum. Nam laici habebant inter se omnes hujus monasterii villicationes, et quod volebant dabant, quod volebant retentabant. Hac inquam occasione maxima distractio primum facta est huic ecclesiae. — Erat e regione altera et multo intolerabilior miseria. Principes diversarum regionum sumebant sibi de adjacentibus sibi ecclesie bonis quantum sibi bonum videbatur et habebant sibi quasi pro beneficio, nullo eis prohibente vel contradicente.

Qui autem pauperiores erant faciebant sibi novalia et villas in nemoribus et forestibus sci Bonifacii. Quid dicam de familia ecclesie que ubivis terrarum in direptionem exposita est omni rapienti et dicenti: meus es tu, meus es tu, ego te in beneficium acquisivi. Hec et his similia et multo majora ac graviora mala urgebant predecessores nostros vendere et dilapidare vasa et utensilia domus dei et dilacerare ac discerpere ornamenta ecclesie, quando cogebat eos necessitas servire regie atque romane curie, quia abbatie totius utilitas in manu laicorum posita fuit.

Et si aliquis eis contradicere vellet abbatum, ac judiciali lege placitum faciens justiciam ab eis exquirere cepisset, ingeniosa et callida argumentatione juris sui quod lehenrecht nominant, anguis more de manibus elapsi per amfractus sermonum sine suo discrimine diffugiunt.

Für die zweyte Abtheilung, deren bedeutendsten Theil der Necrolog von Fulda bildet, hat der Herausgeber eine Handschrift der Fuldaischen Landesbibliothek benützt, sie besteht aus 32 Pergamentblättern in Quart, und ist in ihrer jetzigen Gestalt offenbar aus einzelnen Lagen und Blättern mehrerer Handschriften zusammengesetzt, welche von acht verschiedenen Händen im 9. und 10. Jahrhunderte geschrieben sind.

Dem Necrologe voran geht eine Urkunde über einen am 31. März 863 unter Abt Thioto geschlossenen Seelenbund, der sich auf Lebende und Verstorbne erstreckte ob er nur mit einzelnen Personen, die nicht zum Kloster Fulda gehörten, oder mit ganzen Corporationen, Klöstern, Bisthümern u. s. w. geschlossen war, läßt sich nicht bestimmen, da die Unterschriften fehlen.

In die Gemeinschaft des Gebetes (societas) liessen sich schon gleich bey dem Beginne des Benediktinerordens einzelne Personen, Wohlthäter beyderley Geschlechtes und Andere aufnehmen, Mabillon führt in seinen Annalen des Ordens [6]) Beyspiele aus dem sechsten Jahrhunderte an, daß einzelne Personen aus dem Stande der Laien oder Weltgeistlichen auf diese Art gewissermassen in die Brüderschaft eines Klosters aufgenommen, und für sie bey Lebzeiten, wie nach ihrem Tode von den Mönchen gebetet wurde.

(Schluß folgt.)

6) Lib. XXXIV. Nr. LII. Tom. II pag. 78.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Januar.

Nro. 22. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Traditiones et antiquitates Fuldenses etc.

(Schluß.)

Nach der Art der alten Diptychen hatten die Mönche Nekrologe angelegt, in denen die Namen der Brüder, der Wohlthäter uud derjenigen, die die Aufnahme nachgesucht hatten, verzeichnet waren, am Sterbetage wurden ihre Namen jedesmal bey der Prim nach der Lection aus der Regel und dem Martyrologium erwähnt, und für sie die gewöhnlichen Gebete verrichtet, sie waren in derselben *Handschrift*, in welcher die Regel und das *Martyrologium* standen, verzeichnet, und man nannte sie deßhalb conscripti in regula, in martyrologio, oder in libro vitae.

Zu den ältesten Beyspielen dieser Art im südlichen Deutschland dürfte die Aufnahme der Bischöfe Emmeram und Corbinian in die Brüderschaft des Klosters St. Peter zu Salzburg gehören. [7])

In den Urkunden, die Neugart in seiner diplomatischen Sammlung über Alemannien giebt, werden Beyspiele von Bischöfen von Trier, Augsburg und Brixen erwähnt, die in die Brüderschaft des Klosters St. Gallen aufgenommen wurden, in Reichenau fand der päpstliche Legat Otto von Ostia, später Papst Urban II. genannt, am Ende des eilften Jahrhundertes dieselbe Aufnahme, in Fulda bestand diese Sitte noch ganz so zur Zeit Eberhard's, denn er sagt von den Wohlthätern aus niederem Stande und ihren Traditionen; sufficiat minoribus quos etiam in libro vitae novimus esse descriptos, ut summatim ac nominatim eos cum bonis ac donis suis quae obtulerunt ex ordine describamus.

Bündnisse, die von Klöstern mit andren Klöstern oder Bisthümern geschlossen wurden (societates monasteriorum, fraternitates), werden zuerst in einem Briefe des heiligen Bonifaz an den Abt Aldherius erwähnt, Dodo Abt von Hornbach hatte eine solche Verbrüderung mit dem Erzbisthume Mainz geschlossen, wie aus seinem Briefe an den Erzbischof Lullus hervorgeht, auf der Synode zu Dingolfing im Jahre 772 schlossen die Bischöfe und Aebte Bayern's eine solche Verbrüderung, bey welcher zum erstenmale die Zahl der Gebete und der Meßopfer, welche verrichtet werden sollen, angegeben wird, auch für eine bestimmte Kirchenprovinz und die Bischöfe der benachbarten finden sich solche Beyspiele auf den Synoden zu Dingolfing vom Jahre 932 und der 944 zu Regensburg gehaltnen.

Kloster St. Gallen hatte im Jahre 800 mit Reichenau eine solche, später erneuerte Verbrüderung geschlossen, in der Folge dehnte sich diese auf viele

7) Meichelbeck historia Frisingensis. Tom. I. P. I. p. 72.

Klöster und Bisthümer aus, nach dem Verzeichnisse, welches uns Goldast gegeben hat, war es mit acht Bisthümern, neunzehn Mannsklöstern und zwölf Nonnenklöstern verbrüdert. Bey dem Tode eines Einzelnen wurde, wenn es die Entfernung erlaubte, allen verbrüderten Klöstern und Stiftern Nachricht durch eine eigne Urkunde (rotulus, breve) gegeben, darauf weist die von Goldast mitgetheilte Formel hin: fratribus in Christo dilectis nos fratres de monasteris St. Galli salutem. Intimamus caritati vestrae obitum fratris nostri defuncti, pro cujus anima solitas preces agere dignamini. [8])

Als sich diese Verbrüderungen zu sehr erweiterten wurden allgemeine Verzeichnisse (rotuli generales) angelegt, die nur jährlich mitgetheilt wurden, doch wurden bey ausgezeichneten Personen, so wie da, wo es die Entfernung erlaubte, diese Roteln gleich nach dem Todesfalle abgesendet, was in unsrer bayerischen Benediktiner Congregation bis zur Aufhebung derselben Statt gefunden hat.

Mit welchen Klöstern Fulda in solcher Verbrüderung gestanden habe, läßt sich, da Schannat hierüber Nichts mitgetheilt hat, nicht vollständig angeben, in der erwähnten Urkunde vom 31. März 863 fehlen leider die hier entscheidenden Unterschriften, eigenthümlich sind die in ihr enthaltnen Worte: singulisque annis generaliter omnium memoriam defunctorum in VII feria quae constat ante palmas habeant, doch ist hier nicht an die allgemeine Gedächtnißfeyer für alle Verstorbnen, wie sie am zweyten November stattfindet, zu denken, denn diese wurde erst 998 durch Abt Odilo von Clugny in allen Klöstern seiner Congregation eingeführt, sondern nur an eine Gedächtnißfeyer für die verstorbnen Mönche, wie sie schon Isidor's Regel nach Pfingsten vorschreibt so wie für die Seelen der Wohlthäter und andrer verbrüderter Glieder, wie sie schon die Fraternität zwischen St. Gallen und Reichenau mit den Worten bezeichnet: semel in anno commemorationem praescribunt omnium defunctorum pro annuali singulorum et quidem XVIII. Kalendas Decembris.

Eine Verbrüderung Fulda's mit Kloster Reichenau zeigt das unter Abt Erlebald von Reichenau (822—838) verfaßte Verzeichniß derjenigen Klöster, mit welchen Reichenau in Verbrüderung stand, eine fernere, wahrscheinlich erst später angeknüpfte weist die Reihenfolge mehrerer Aebte von Fulda im Todtenbuche des Bisthumes Hildesheim nach. [9])

Leicht hätte Schannat aus den Roteln, deren Einsicht ihm, wie er selbst sagt, noch zu Gebote stand, ein Verzeichniß der Fraternitäten, welche Fulda mit andren Klöstern und Stiftern geschlossen hatte, geben können, er würde dadurch den Schlüssel zum Verständniß des Necrologes von Fulda geliefert und eine Bearbeitung desselben, wie sie Mooyer bey den Todtenbüchern von Tegernsee und Hildesheim mit großem Fleiße geleistet hat, vielfach erleichtert haben.

---

8) Scriptor. rerum Alamannic. T. II. P. II. p. 140. ed. Francofurti 1661. fol.

9) Nomina monasteriorum cum quibus societatem habuit saeculo IX. Augiense im Auszuge mitgetheilt von Mabillon veterum analectorum T. IV. pag. 642 ed. Luteciae Parisiorum 1685 8, vollständig von Gerbert iter alemannicum typis San-Blasianis 1773 pag. 277—83.

Auszüge aus dem Todtenbuche des hildesheimischen Hochstifts nach Leibnitz script. rer. Brunsvic T. I. p. 763 erläutert von Mooyer im vaterländischem Archiv des historischen Vereins für Niedersachsen Jahrgang 1840 Heft. I. S. 49 und folgd.

Der Codex, welchen der Herausgeber für die zweyte Abtheilung benützte, ist von einer Hand des 12. oder 13. Jahrhundertes überschrieben: liber mortuorum fratrum monasteriorum. Herr Dronke glaubt, es erstrecke sich das Wort monasteriorum nur auf die kleineren S. 182 und folgd. genannten Klöster, die größtentheils von den Aebten Fulda's gestiftet, unter ihrem unmittelbaren Schutze standen, allein die Reihe der Namen von Aebten und Bischöfen, die im Necrologe selbst vorkommen, zeigt, daß er auch auf Bisthümer und Klöster, deren Verbrüderung mit Fulda wir annehmen dürfen, Bezug habe. Die von Schannat benützte Handschrift hat der Herausgeber nicht mehr auffinden können, eine dritte Handschrift des Necrologes befindet sich in der Vaticana, deren Mittheilung wir von Pertz erwarten dürfen.

Wie schon bemerkt wurde, ist die Handschrift von verschiedenen Händen geschrieben, der Necrolog beginnt mit dem Jahre 780, und endigt mit dem Jahre 997; die Lücke von 920 bis 946 ist wahrscheinlich durch die jetzige Beschaffenheit der Handschrift entstanden. Schannat hat einen Necrolog gegeben, der ohne Lücke vom Jahre 979 bis zum Jahre 1065 fortgeht, jedoch ist der von Herrn Dronke veröffentlichte an Namen weit reichhaltiger; auf Vollständigkeit aber können beyde keinen Anspruch machen, denn, obgleich sich darin die Namen der Aebte des Nachbarsklosters Hersfeld und andrer Klöster finden, so vermißt man doch in beyden die der Aebte von Reichenau, von denen es bewiesen ist, daß sie mit Fulda in einer gegenseitigen Verbrüderung standen. Auch in der Fortsetzung, die Schannat giebt, vermißt man Namen, wie z. B. den der Gräfin Alberat, der ersten Stifterin von Banz, deren Traditionsbrief ausdrücklich besagt, sie habe die dort angeführten Schenkungen gemacht, ut sui semper in sacris orationibus memores essent. Alberat starb im Jahre 1058 [10]), aber der Schannatische Necrolog erwähnt ihrer nicht.

Obgleich Referent die Mühe, welche der Herausgeber auf die zweyte Abtheilung verwendet hat, keineswegs verkennt, so hätte er doch gewünscht, es möchte ihm gefallen haben, dieselbe einstweilen zu unterlassen, bis aus der in die Vaticana gekommenen Handschrift, oder vielleicht aus einer wieder aufgefundenen in Fulda bey dem Chorgesange gebrauchten Klosterregel, ein vollständiger Text des Necrologs hätte hergestellt werden können, dafür aber den ganzen Inhalt der Arbeit Eberhards uns in ähnlicher Weise zu geben, wie Guérard die Chartularien französischer Klöster bearbeitet hat.

Im hiesigen Reichsarchive findet sich kein Codex Fuldaischer Traditionen; auf der königlichen Hof- und Staatsbibliothek dagegen eine aus der gefürsteten Abtey St. Emmeram dahin gekommene Handschrift, die, wie die Marginalnote vom Comes Hardrad, der am Grabe des heiligen Bonifaz Schutz suchte und durch Baugolf's Fürbitte sein Leben rettete, beweist, in Fulda geschrieben wurde. Die Handschrift enthält zuerst einen Brief des hl. Hieronymus und einige Gregor's des Großen, auf sie folgt ein Epitaphium Carl's des Großen [11]), sodann ein metrische Einleitung zu Epakten, die vom Jahre 532 bis zum Jahre 1063 reichen [12]).

10) Placidus Sprenger diplomatische Geschichte von Banz. S. 74.

11) Sub hoc conditorio situm est corpus Karoli Magni et orthodoxi imperatoris qui regnum Francorum nobiliter amplicavit et per annos XLVI feliciter rexit decessit septuagenarius V Kl. feb.

12) Sie lautet:

Sex gradibus hominum tota distinguitur aetas
Mores atque actus habitus vultusque notando.

Nach den Epakten kommt der Brief des Plinius an Tacitus ridebis et licet rideas und eine Erklärung des hebräischen Alphabetes bis zum Buchstaben y. Bis hieher ist der Codex mit angelsächsischen Schriftzügen von einer Hand des neunten Jahrhundertes geschrieben; von späterer Hand folgen zum Schlusse die 3 Bücher des heil. Ambrosius de officiis.

Die Epakten sind mit Marginalnoten versehen welche bis zum Jahre 788 von derselben Hand, die den ersten Theil der Handschrift geschrieben hat, hinzugefügt, bey den späteren Jahren durch eine kleinere gleichfalls angelsächsische Schrift vervollständigt sind und größtentheils das Kloster Fulda betreffen; leider ist die Handschrift später beschnitten worden und hat dadurch sehr gelitten. Referent will es hier versuchen, die verstümmmelten Worte bey den auf Fulda bezüglichen Stellen zu ergänzen:

744. Initium monasterii Fuldensis.
754. Bonifacii martyrium.
773. Conversio saxonum.
779. Sturmi abbas et presbyter obiit.
782. Lul obiit, auxilium quaesivit hic hartrat.
791. Initium ecclesiae Fuldensis.
802. Ratger electus abbas.
815. Eigil.
816. Dedicatio basilicae sancti Michaelis.
821. Dedicatio (?).
822. Eigil obiit, Hrabanus.
832. Hludovicus advenit ad Fuldam.

Herr Dronke hat in dem vorliegenden Werke Fleiß und Beruf für die von ihm angekündigte Ausgabe der Fuldaischen Traditionen gezeigt, deßhalb kann Referent am Schlusse dieser Anzeige nur den Wunsch aussprechen, er möge uns bald mit derselben erfreuen.

Friedrich Kunstmann.

Primus namque gradus ille est quem infantia claudit
Septenis annis de parvo famine dicta,
Dehinc alius constat pueritia quem tenet annis
Similiter septem, de puris vultibus acta.
Tertius ergo gradus bis septem continet annos
Gignere quem posse jam adulescens indicat aetas,
Ordine post sequitur aetas et quarta juventus
Quod quae juvare satis possit hoc nomine signet,
Quinquies haec denos ab origine terminat annos.
Quinta aetas senioris erit quae vergit ad ima
Quod minus atque sciat hoc nomine personat ipso,
Ultima nam restat quae finit cuncta senectus
Haec et decrepita resolutis viribus exstat.
En tibi bis octo descripsi versibus ista
Aetatisque gradus grammate vix tetigi,
Christe dignare habitacula nostra tueri
Hostibus explosis ut te laudare queam
Cum superis jugiter virtutibus aeternis alti.
Ingrediens domini nomen benedicito magnum
Egrediens dominum supplex venerare tonantem,
Ingrediens nomen domini laudato tonantis
Egrediens nostrae et signum venerare salutis.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 4.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Januar.

Nro. 23. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der am 7. December 1844 gehaltenen Sitzung der philosophisch-philologischen Classe.

ꝛc. ꝛc.

§ 7. Der funktionirende Sekretär hält Vortrag über die Bildwerke des mit bronzenen Platten überzogenen sogenannten Verduner-Altars in der Kirche zu Klosterneuburg bey Wien, welchen Hr. v. Camesina herausgegeben und der Hr. Director des Münz- und Antiken-Kabinetes Arneth zu Wien durch eine Beschreibung erläutert hat.

Es wurden 24 Tafeln jener Ausgabe vorgelegt und der Erläuterung eine Stelle aus einem Schreiben beygefügt, mit welcher der Baron Hr. Eduard v. Sacken, ein talentvoller und sehr wohl unterrichteter junger Archäolog in Wien, jene Tafeln an den funcionirenden Sekretär übersendet hat und welche also lautet:

„Dieser Altar wurde, laut einer Inschrift auf demselben, unter dem Abte Wernherus im Jahre 1181 von einem Meister Nikolaus aus Verdun verfertigt. Anno millens. centeno. septuageno. nec. non. undeno. Wernherus. corde. sereno. tibi. Virgo. Maria. hoc Nicolai. opus. Virdunensis. oblavit."

Damals diente er jedoch zu einer Altarverkleidung. Die ziemlich ärmlichen Verhältnisse, in welchen sich das Kloster gerade zu dieser Zeit befand, machen die Annahme nicht unwahrscheinlich, daß dieser Nikolaus ein Klosterbruder gewesen sey, indem die Anschaffung eines so großen Werkes auf jeden Fall sehr kostspielig gewesen wäre. —

Im J. 1320 ließ der kunstsinnige und thätige Abt Stephanus de Seyerndorf einen Flügelaltar daraus machen; damit dieser aber geschlossen werden könnte, mußten 6 neue Tafeln dazu gemacht werden. Die Inschrift: Anno. milles. tricenteno. virgeno. renovatum et completum. per Stephanum de Seyerndorf. qui. et sex tabulas. adjunxit., verbürgt uns diese Ursache.

Der Zeitpunkt, in welchen die Anfertigung dieses Werkes fällt, ist nach meiner Meinung, sowohl in Bezug auf den geschichtlichen als ästhetischen Theil der Kunst, sehr wichtig. Es ist die Periode, wo das christliche Prinzip, dem noch fort sich erhaltenden heidnischen gegenüber, nicht allein in Kirche und Glauben, sondern auch in allen übrigen Lebensverhältnissen durchzudringen anfängt. Die Kunst erhält dadurch natürlich einen viel weiteren Spielraum; denn indem sie sich früher des schroffen Gegensatzes der Religion und der Wirklichkeit oder der religiösen und wirklichen Welt wegen ganz in den Dienst der Kirche zurückziehen mußte, war sie unvermögend, ihre idealen Gestalten mit der Wirklichkeit in Einklang zu bringen, d. h. die Formen dafür der Wirklichkeit zu entnehmen. Als aber eine innigere Durchdringung des religiösen Lebens mit dem wirklichen hergestellt war, konnte auch die künstlerische Einigung der Idee und der Natur sich geltend machen. Ge-

rade diesen Uebergang bezeichnet der Verduner-Altar sehr bestimmt. —

Es ist interessant, wie der Künstler, dem die überlieferten typischen Formen nicht mehr genügten, nach eigenthümlichem und selbstständigem Ausdrucke rang, die antiken Elemente aber, die in der Kunst aufgenommen waren, nicht ganz verläugnen konnte. Es zeigt sich in den oft sehr naturgemäßen und lebendigen Bewegungen und Gebärden ein sehr bedeutendes Studium des Lebens und eben dadurch wird der Schritt, den dieser Meister gethan, so wichtig, weil er auf diejenige Bahn hinweist, auf der die Kunst erst ihre Vollendung zu erreichen im Stande ist und die Richtung begründet, von deren ununterbrochener Einhaltung die Erreichung des Höchsten für die Folge bedingt war. Es liegt ohne Zweifel etwas Großartiges in dem Werke. Man sieht, wie überall mit Macht und Energie, in ganz ursprünglicher Kraft und Begeisterung auf das Wesenhafte, dauerhaft zu Grunde liegende, losgegangen wird. Daß gerade dieses Streben nach einer selbstständigen, der Idee adäquaten Ausdrucksweise eine gewisse Schroffheit der Form hervorbringen mußte, erklärt sich ganz natürlich, wie auch das Vorwalten einer männlichen Phantasie, die den Charakter hervorzuheben strebt, selbst auf Kosten der strengen Naturgemäßheit. Uebrigens bot auch die Technik so manche Schwierigkeiten dar. Die Zeichnung ist nämlich in vergoldete Bronzeplatten ziemlich tief eingeschnitten und mit blauer, hie und da auch rother Schmelzmasse ausgefüllt (nach Art der Niellos). Der Abdruck mit Gold und Blau, den ich Ihnen hiemit überschicke, kann Ihnen einen vollständigen Begriff von dem Aussehen des Originals geben; das Gold stellt die Bronzeplatte, das Blau die eingeschnittene und mit Email ausgefüllte Zeichnung vor.

Die 51 Tafeln (worunter 6 aus dem 14. Jahrhundert) sind nach jener ältern dogmatischen Weise, nämlich die Beziehungen des alten und neuen Testamentes und der Propheten hervorhebnd, aufgestellt.

Es ist übrigens auffallend, wie weit die spätern Tafeln den früheren an Großartigkeit und ursprünglicher Kraft nachstehen, sie sind ohne jenen bestimmten, aus der eigenthümlichen Lebensanschauung entsprungenen Charakter, tragen nicht das Gepräge eines von Ideen erfüllten, eine Ausdrucksweise sich selbst schöpfenden und schaffenden Meisters, sondern sind, besonders da noch das Streben, es besser zu machen, sich hervordrängt, bloß matte Nachahmungen und Aufnahmen von alten, der vorgerückten Zeit und Weltanschauung nicht mehr angemessenen Typen, ohne Ursprünglichkeit und innere Belebung.

Die beyden Seitenflügel des Altars sind auf der Rückseite in der Zeit, als Stephanus de Seyerndorf das Werk ändern ließ, bemalt. Diese Bilder ähneln ziemlich den altniederrheinischen und wie diese den italienischen Gemälden aus der Zeit des Giotto, nur sind die Proportionen auffallend lang. Auf dem einen Bilde ist Christus am Kreuze mit Engeln, die das Blut in silbernen Kelchen auffangen, unten Maria, Johannes und der Hauptmann, der eben spricht, was durch seine erhobene Rechte und einen beschriebenen Streifen, der von seinem Munde ausgeht, angedeutet ist. Auf dem andern Bilde sieht man die Frauen am Grabe Christi. Diese Gemälde gehören ohne Zweifel zu den ältesten deutschen in solcher Dimension (die Figuren sind ungefähr 18 Zoll), und deutsch sind sie, was sich in der eigenthümlichen Gesichtsbildung, Wahl der Motive und dem nur durch Studium der Natur erreichbaren Verständnisse des Nackten zeigt. Die Aehnlichkeit mit den Italienern dieser Zeit dürfte vielleicht der in den Anfängen, bey noch unausgebildeten nationalen Elementen in der Kunst, übereinstimmenden Auffassungsweise zugeschrieben werden können. Zeichnungen nach diesen Bildern sowohl, als nach höchst interessanten Glasgemälden aus derselben Zeit, wird Hr. v. Camesina in einem besondern Werke liefern. Diese Glasgemälde enthalten unter andern auch Reminiscenzen des Verduner-Altars, den der Zeichner etwas stark studirt haben muß, jedoch in freyer, einer vorgeschrittenen Kenntniß des Lebens und weiterer nationalen Ausbildung durchaus gemäßer Weise und dem Stoffe ganz angemessen. Auch kommen hier Porträte von Aebten vor, wo die Aehnlichkeit freylich nicht groß gewesen seyn mag, aber es zeigt sich doch wenigstens ein Streben nach Individualisirung.

Mit dieser Vorlage wird eine andere verbunden, Abbildungen der Bildsäulen im Naumburger Dom und zwar aus der Graf-Kapelle, welche dem Hauptgebäude im 14. Jahrhundert beygefügt wurde.

Die Naumburger Sculpturen, besonders die weiblichen Gestalten, zeichnen sich durch Richtigkeit der Verhältnisse, durch idealen Ausdruck und durch eine fast hellenische Schönheit der Drapperien ganz besonders aus, und obwohl gleichzeitig mit den Werken des Abt Stephan zu Syrndorf zu Kloster Neuburg stehen sie an Kunstwerth doch so hoch über ihm, daß man glauben sollte, Jahrhunderte lägen zwischen beyden, die Neuburger seyen am Anfange, die Naumburger am Ende einer Entwicklungsperiode der christlichen Skulptur entstanden.

Schon auf dem Gebiete der altklassischen Kunstgeschichte stellt sich die Annahme einer Gleichmäßigkeit der Kunstentwicklung in den verschiedenen Schulen als unstatthaft dar. Selbst an dem Parthenon zeigen die Metopen Reliefgruppen, zum Theil harter und steifer Arbeit besonders in den Centauern, und Werke vollendeter Schönheit in dem Reliefe der Cella und in den Giebelfiguren.

Noch größer sind diese Unterschiede in der Entwicklung der christlichen Skulptur und Malerey in den verschiedenen Zeiten und Ländern. Es zeigen sich an vielen Orten Rückschritte späterer Zeit gegen die früheren oder ein Zurückbleiben, während andere vorwärts giengen, und wenn die gleichzeitigen Werke zwey von einander entlegener Orte verglichen werden, kommen die grellsten Unterschiede der Auffassung und Behandlung zum Vorschein, welche die gegenwärtigen Vorlagen deutlich machen.

Es ist darum nöthig bey Feststellung der Kunstgeschichte der mittlern Jahrhunderte noch mehr, als es schon geschehen ist, was an einzelnen Orten durch einzelne bestimmte Meister geleistet worden ist, sorgfältig von den Leistungen anderer zu trennen und nirgends so sehr auf einen Zusammenhang des Verschiedenen, als vielmehr auf Unterscheidung des der Zeit nach Zusammengehörigen zu sehen.

§ 8. Derselbe hält Vortrag über die Entdeckung assyrischer Alterthümer zu Chorsabad auf dem Grund des alten Ninive, welche die Archäologie dem französischen Consul Hrn. v. Botta verdankt. Zu Grunde werden die Briefe gelegt, welche derselbe an Hrn. Mohl in Paris geschrieben hat und die in dem Journale asiatique der J. 1843, 1844 abgedruckt sind. Ebenso werden Nachträge über die neuesten Nachgrabungen in öffentlichen Blättern benützt und der Vortrag durch die Abbildungen erläutert, welche das Journal asiatique liefert.

Nach diesen stellt sich das Gebäude, über dessen Natur und Bestimmung Hr. Botta noch nicht im Klaren zu seyn scheint, nicht als ein Pallast, sondern als ein unterirdisches, als ein Grabmahl dar, sey es, daß dasselbe in das Innere des Hügels, der es verbirgt, hineingearbeitet wurde, oder daß man das Erdreich später über den Bau zusammen häufte.

Außer der unterirdischen Lage deutet auf die Bestimmung auch der Umstand, daß in einem der innern Säle unter den irdenen Platten, mit denen er bedeckt war, Aschenkrüge gefunden worden sind. Ob über diesem Unterbau sich ursprünglich noch ein anderer zu Tage liegender erhoben habe, ist aus den Nachrichten noch nicht ersichtlich.

Der Eingang in denselben bildete vier einander entgegen stehende Pforten, jede an beyden Seiten mit kolossalen Fabelthieren geschmückt, die Wände, d. h. die innern Seiten des Hügels sind mit Platten von Alabaster belegt und diese mit assyrischer Keilschrift und mit eingegrabenen und bemalten Skulpturen geschmückt. Merkwürdig ist, daß ein Theil der Platten auch auf der Rückseite Keilschrift hat und zwar aus dem babylonischen System dieser Schriftart.

Die Darstellungen selbst beziehen sich auf das häusliche Leben, auf Schmäuse, andere Zusammenkünfte, auf Jagd und auf Kriege. Eroberungen von Städten, Herbeyführung der Gefangenen in Fesseln, Hinrichtungen der Besiegten sind in sehr bedeutsamer Weise ausgedrückt.

Hier ist alles neu und überraschend. Das assyrische Alterthum tritt zum erstenmale in Bildern uns entgegen; belehrend auch ist das mit persischen, babylonischen und ägyptischen Bildwerken, wenn auch nicht ganz, Uebereinstimmende.

rade diesen Uebergang bezeichnet der Verduner-Altar sehr bestimmt. —

Es ist interessant, wie der Künstler, dem die überlieferten typischen Formen nicht mehr genügten, nach eigenthümlichem und selbstständigem Ausdrucke rang, die antiken Elemente aber, die in der Kunst aufgenommen waren, nicht ganz verläugnen konnte. Es zeigt sich in den oft sehr naturgemäßen und lebendigen Bewegungen und Gebärden ein sehr bedeutendes Studium des Lebens und eben dadurch wird der Schritt, den dieser Meister gethan, so wichtig, weil er auf diejenige Bahn hinweist, auf der die Kunst erst ihre Vollendung zu erreichen im Stande ist und die Richtung begründet, von deren ununterbrochener Einhaltung die Erreichung des Höchsten für die Folge bedingt war. Es liegt ohne Zweifel etwas Großartiges in dem Werke. Man sieht, wie überall mit Macht und Energie, in ganz ursprünglicher Kraft und Begeisterung auf das Wesenhafte, dauerhaft zu Grunde liegende, losgegangen wird. Daß gerade dieses Streben nach einer selbstständigen, der Idee adäquaten Ausdrucksweise eine gewisse Schroffheit der Form hervorbringen mußte, erklärt sich ganz natürlich, wie auch das Vorwalten einer männlichen Phantasie, die den Charakter hervorzuheben strebt, selbst auf Kosten der strengen Naturgemäßheit. Uebrigens bot auch die Technik so manche Schwierigkeiten dar. Die Zeichnung ist nämlich in vergoldete Bronzeplatten ziemlich tief eingeschnitten und mit blauer, hie und da auch rother Schmelzmasse ausgefüllt (nach Art der Niellos). Der Abdruck mit Gold und Blau, den ich Ihnen hiemit überschicke, kann Ihnen einen vollständigen Begriff von dem Aussehen des Originals geben; das Gold stellt die Bronzeplatte, das Blau die eingeschnittene und mit Email ausgefüllte Zeichnung vor.

Die 51 Tafeln (worunter 6 aus dem 14. Jahrhundert) sind nach jener ältern dogmatischen Weise, nämlich die Beziehungen des alten und neuen Testamentes und der Propheten hervorhebnd, aufgestellt.

Es ist übrigens auffallend, wie weit die spätern Tafeln den früheren an Großartigkeit und ursprünglicher Kraft nachstehen, sie sind ohne jenen bestimmten, aus der eigenthümlichen Lebensanschauung entsprungenen Charakter, tragen nicht das Gepräge eines von Ideen erfüllten, eine Ausdrucksweise sich selbst schöpfenden und schaffenden Meisters, sondern sind, besonders da noch das Streben, es besser zu machen, sich hervordrängt, bloß matte Nachahmungen und Aufnahmen von alten, der vorgerückten Zeit und Weltanschauung nicht mehr angemessenen Typen, ohne Ursprünglichkeit und innere Belebung.

Die beyden Seitenflügel des Altars sind auf der Rückseite in der Zeit, als Stephanus de Seyerndorf das Werk ändern ließ, bemalt. Diese Bilder ähneln ziemlich den altniederrheinischen und wie diese den italienischen Gemälden aus der Zeit des Giotto, nur sind die Proportionen auffallend lang. Auf dem einen Bilde ist Christus am Kreuze mit Engeln, die das Blut in silbernen Kelchen auffangen, unten Maria, Johannes und der Hauptmann, der eben spricht, was durch seine erhobene Rechte und einen beschriebenen Streifen, der von seinem Munde ausgeht, angedeutet ist. Auf dem andern Bilde sieht man die Frauen am Grabe Christi. Diese Gemälde gehören ohne Zweifel zu den ältesten deutschen in solcher Dimension (die Figuren sind ungefähr 18 Zoll), und deutsch sind sie, was sich in der eigenthümlichen Gesichtsbildung, Wahl der Motive und dem nur durch Studium der Natur erreichbaren Verständnisse des Nackten zeigt. Die Aehnlichkeit mit den Italienern dieser Zeit dürfte vielleicht der in den Anfängen, bey noch unausgebildeten nationalen Elementen in der Kunst, übereinstimmenden Auffassungsweise zugeschrieben werden können. Zeichnungen nach diesen Bildern sowohl, als nach höchst interessanten Glasgemälden aus derselben Zeit, wird Hr. v. Camesina in einem besondern Werke liefern. Diese Glasgemälde enthalten unter andern auch Reminiscenzen des Verduner-Altars, den der Zeichner etwas stark studirt haben muß, jedoch in freyer, einer vorgeschrittenen Kenntniß des Lebens und weiterer nationalen Ausbildung durchaus gemäßer Weise und dem Stoffe ganz angemessen. Auch kommen hier Porträte von Aebten vor, wo die Aehnlichkeit freylich nicht groß gewesen seyn mag, aber es zeigt sich doch wenigstens ein Streben nach Individualisirung.

Mit dieser Vorlage wird eine andere verbunden, Abbildungen der Bildsäulen im Naumburger Dom und zwar aus der Graf-Kapelle, welche dem Hauptgebäude im 14. Jahrhundert beygefügt wurde.

Die Naumburger Sculpturen, besonders die weiblichen Gestalten, zeichnen sich durch Richtigkeit der Verhältnisse, durch idealen Ausdruck und durch eine fast hellenische Schönheit der Drapperien ganz besonders aus, und obwohl gleichzeitig mit den Werken des Abt Stephan zu Syrndorf zu Kloster Neuburg stehen sie an Kunstwerth doch so hoch über ihm, daß man glauben sollte, Jahrhunderte lägen zwischen beyden, die Neuburger seyen am Anfange, die Naumburger am Ende einer Entwicklungsperiode der christlichen Skulptur entstanden.

Schon auf dem Gebiete der altklassischen Kunstgeschichte stellt sich die Annahme einer Gleichmäßigkeit der Kunstentwicklung in den verschiedenen Schulen als unstatthaft dar. Selbst an dem Parthenon zeigen die Metopen Reliefgruppen, zum Theil harter und steifer Arbeit besonders in den Centauern, und Werke vollendeter Schönheit in dem Reliefe der Cella und in den Giebelfiguren.

Noch größer sind diese Unterschiede in der Entwicklung der christlichen Skulptur und Malerey in den verschiedenen Zeiten und Ländern. Es zeigen sich an vielen Orten Rückschritte späterer Zeit gegen die früheren oder ein Zurückbleiben, während andere vorwärts giengen, und wenn die gleichzeitigen Werke zwey von einander entlegener Orte verglichen werden, kommen die grellsten Unterschiede der Auffassung und Behandlung zum Vorschein, welche die gegenwärtigen Vorlagen deutlich machen.

Es ist darum nöthig bey Feststellung der Kunstgeschichte der mittlern Jahrhunderte noch mehr, als es schon geschehen ist, was an einzelnen Orten durch einzelne bestimmte Meister geleistet worden ist, sorgfältig von den Leistungen anderer zu trennen und nirgends so sehr auf einen Zusammenhang des Verschiedenen, als vielmehr auf Unterscheidung des der Zeit nach Zusammengehörigen zu sehen.

§ 8. Derselbe hält Vortrag über die Entdeckung assyrischer Alterthümer zu Chorsabad auf dem Grund des alten Ninive, welche die Archäologie dem französischen Consul Hrn. v. Botta verdankt. Zu Grunde werden die Briefe gelegt, welche derselbe an Hrn. Mohl in Paris geschrieben hat und die in dem Journale asiatique der J. 1843, 1844 abgedruckt sind. Ebenso werden Nachträge über die neuesten Nachgrabungen in öffentlichen Blättern benützt und der Vortrag durch die Abbildungen erläutert, welche das Journal asiatique liefert.

Nach diesen stellt sich das Gebäude, über dessen Natur und Bestimmung Hr. Botta noch nicht im Klaren zu seyn scheint, nicht als ein Pallast, sondern als ein unterirdisches, als ein Grabmahl dar, sey es, daß dasselbe in das Innere des Hügels, der es verbirgt, hineingearbeitet wurde, oder daß man das Erdreich später über den Bau zusammen häufte.

Außer der unterirdischen Lage deutet auf die Bestimmung auch der Umstand, daß in einem der innern Säle unter den irdenen Platten, mit denen er bedeckt war, Aschenkrüge gefunden worden sind. Ob über diesem Unterbau sich ursprünglich noch ein anderer zu Tage liegender erhoben habe, ist aus den Nachrichten noch nicht ersichtlich.

Der Eingang in denselben bildete vier einander entgegen stehende Pforten, jede an beyden Seiten mit kolossalen Fabelthieren geschmückt, die Wände, d. h. die innern Seiten des Hügels sind mit Platten von Alabaster belegt und diese mit assyrischer Keilschrift und mit eingegrabenen und bemalten Skulpturen geschmückt. Merkwürdig ist, daß ein Theil der Platten auch auf der Rückseite Keilschrift hat und zwar aus dem babylonischen System dieser Schriftart.

Die Darstellungen selbst beziehen sich auf das häusliche Leben, auf Schmäuse, andere Zusammenkünfte, auf Jagd und auf Kriege. Eroberungen von Städten, Herbeyführung der Gefangenen in Fesseln, Hinrichtungen der Besiegten sind in sehr bedeutsamer Weise ausgedrückt.

Hier ist alles neu und überraschend. Das assyrische Alterthum tritt zum erstenmale in Bildern uns entgegen; belehrend auch ist das mit persischen, babylonischen und ägyptischen Bildwerken, wenn auch nicht ganz, Uebereinstimmende.

Was die Zeit der Erbauung dieses Denkmals anbelangt, so scheint darauf die Belagerung einer Seestadt hinzudeuten; diese ist auf einer Insel gelegen und werden von den Schiffen Balken und andere Geräthe herbeygeführt. Es wird ein Damm gebaut, um das Festland mit der Insel zu verbinden.

Hier ist kaum an eine andere Stadt als an das auf einer Insel gelegene Tyrus zu denken, welches durch Nebukadnezar erobert wurde. Zwar war dieser Eroberer König von Babylon und es ist in seiner ganz lückenhaften Geschichte nicht ausdrücklich gesagt, daß damals Tyrus zum babylonischen Reiche gehört hatte.

Indeß waren zur Zeit der späteren babylonischen Macht auch unter Sanherib beyde Städte mit einander vereinigt und von dieser Seite stände demnach nichts der Annahme entgegen, daß sich in jenem Grabdenkmal ein Monument aus der Zeit des Nebukadnezar erhalten habe, welches ihm oder einem seiner Angehörigen oder Feldherrn gewidmet war.

Auch die ägyptischen Königsgräber pflegten mit Darstellungen aus dem Leben und der Geschichte der Monarchen geschmückt zu werden, denen sie gewidmet waren.

Verzeichniß

der in den Monaten Juni, Juli, August 1844 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Vom Hrn. v. Hagen, Bürgermeister in Bayreuth:

Archiv für Geschichte und Alterthumskunde von Oberfranken. II. Bd. III. Heft. Bayreuth 1844. 8.

Vom Hrn. Kuhn, Professor der Mathematik in Augsburg:

Deskriptive Geometrie mit Einschluß der Principien der isometrischen Projections-Lehre. I. und II. Buch. Augsburg. 4.

Vom Hrn. Lamont, Conservator der Sternwarte in München:

Observationes astronomicae in specula regia monachiensi institutae. Vol. XII. XIII. Monachii 1844. 4.

Vom Hrn. Dr. v. Raiser, k. b. Regierungsdirector in Augsburg:

Fundgeschichte einer uralten Grabstätte bey Nordendorf. Augsburg 1844. 4.

II.

Vom Auslande.

a. Von gelehrten Gesellschaften:

Von der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes in Altenburg:

Statuten; Verzeichniß sämmtlicher Mitglieder der pomologischen Gesellschaft; Bücherssammlung.

Erster bis dritter Bericht über das Wirken und Bestehen der Gesellschaft v. J. 1838 — 1842. Vorgetragen vom Sekretär der Gesellschaft K. Pack. Altenburg 1838 — 1842. 8.

Bericht über die von der pomologischen Gesellschaft zu Altenburg veranstaltete zweyte Georginenausstellung vom 12 — 15. October 1842. 8.

Protokoll über das Stiftungsfest des Kunst- und Handwerksvereins. Altenburg 1843. 8.

Blätter zur Erinnerung an den 30. Junius 1831, den für die Residenzstadt Altenburg festlichen Tag der Einführung der neuen Stadtordnung und der Einweisung sämmtl. neuen städtischen Behörden. Altenburg 1831. 8.

Beschreibung der Residenzstadt Altenburg und ihrer Umgebung. Altenburg 1841. 12.

Die Handelsbücher und Archive der teutschen insbesondere der sächsischen Notarien von Karl Back. Eisenberg 1830. 8.

Hertas und Idunas Weihe, eine poetische Epistel von Dr. K. Back. Eisenberg 1830. 8.

Einige Worte über die Nothwendigkeit allgemeiner Gesetzkenntniß im Volke von Dr. K. Back. Eisenberg 1836. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 5.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Februar.
Nro. 24. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der Sitznng der mathematisch-physikalischen Classe, vom 14. December 1844.

1) Der Herr Classensecretär verliest einen Brief des Hrn. Prof. Johannes Müller, d. d. Berlin 10. November, worin derselbe für die Aufnahme zum ordentlichen Mitgliede dankt und einige Mittheilungen über Eigenthümlichkeiten in dem Baue des Herzens gewisser Fische macht, welche hier folgen.

Für dießmal erlaube ich mir der Akademie eine Beobachtung mitzutheilen, welche die systematische Stellung der fossilen und lebenden Ganoiden als Ordnung im natürlichen System der Fische betrifft, und für die Begränzung dieser Ordnung gegen fremde Einmischungen von Wichtigkeit zu seyn scheint. Es ist Ihnen bekannt, daß alle bis jetzt untersuchten Knochenfische am Ursprung des Arterienstiels aus dem Herzen oder richtiger zwischen der Herzkammer und dem muskulösen bulbus arteriosus zwey Klappen oder Taschenventile besitzen, und daß sie hierin wesentlich von den Knorpelfischen, den Stören, Haifischen und Rochen abweichen, welche an dieser Stelle gar keine Klappen, innerhalb des muskulösen Arterienstiels selbst aber drey Längsreihen von Klappen besitzen, so daß auf jede der drey Reihen zwey bis fünf Klappen, je nach den Gattungen, kommen.

Bey den lebenden Ganoiden Lepisosteus und Polypterus finde ich nun, daß sie sich in dieser Hinsicht von allen Knochenfischen entfernen und sich vielmehr den Knorpelfischen anschließen. Aber die Zahl der Klappen ist noch viel größer. Bey den Knorpelfischen ist das Maximum 15, bey den genannten Ganoiden dagegen 30—40; sie stehen in 5—6 Reihen. Wendet man diesen Charakter von den sichern Ganoiden auf die Prüfung derjenigen Familien an, welche von Hrn. Agassiz, dem Gründer der Ganoiden, sonst noch zu den Ganoiden gezogen worden, der Sclerodermen, Gymnodonten, Lophobranchien, Loricarinen und Siluroiden, so zeigt sich, daß diese sämmtlich nicht dahin gehören, sondern sich als einfache Grätenfische verhalten; sie haben die gewöhnlichen zwey Klappen am Ursprung des Arterienstiels aus der Herzkammer, weiter aber nichts. Ich habe zwar ohnehin nicht einsehen können, warum diese Fische Ganoiden seyn sollen; denn die Knochenschilder wechseln bey den Grätenfischen ohne alle Bedeutung mit einfachen Schuppen ab. So lange man aber keine anatomischen Kennzeichen für die Ganoiden hatte, mußte man darüber im Dunkeln bleiben, was denn eigentlich ein Ganoid sey. Sobald die fossilen Fische in ihren Schuppen sich wie Lepisosteus und Polypterus verhielten, war man berechtigt sie damit zu vereinigen; sobald die Schuppen aber ihre rhomboidale, articulirte Beschaffenheit verlieren, beginnt die Verwirrung.

Die wahren Ganoiden sind Fische mit freyen Kiemen und Kiemendeckeln (gleich den Knochenfischen) und Aortenklappen in mehrfachen Reihen (gleich den Knorpelfischen), mit emaillirten rhomboidalen Kno-

chenschuppen. Ich bin damit beschäftigt, die Anatomie der Ganoiden weiter zu erläutern, dieser Gegenstand ist mir auch schon mehrseitig ergiebig gewesen. Ich führe für jetzt nur an, daß die Ordnung der Ganoiden in allen Beziehungen zwischen denen der Knochenfische und der Knorpelfische (insbesondere Haifische, Rochen, Chimären) steht (die Störe sind kaum von den Ganoiden zu trennen, worin sich Hrn. Agassiz's Ansicht von der Stellung der Störe bestätigt), und daß die Ordnung der Ganoiden Charaktere aus den Knochenfischen und Knorpelfischen combinirt, ohne in eine derselben überzugehen. Die Unterscheidung von Cycloiden und Etenoiden ist unhaltbar, da in einer und derselben Gattung von Knochenfischen Arten mit dem einen oder andern Schuppenrand vorkommen. Daß eine schärfere Fassung dieser Gegenstände für die Sicherheit geologischer Schlüsse von Wichtigkeit seyn müsse und ohne dieselbe der zoologische Charakter der geognostischen Formationen sich nicht sicher beurtheilen lasse, ist einleuchtend.

---

2) Aus einem Briefe Sr. Excellenz des Hrn. v. Dusch, großh. badischen Ministers, an den Classensecretär d. d. 4. December 1844, wird bekannt gegeben, daß die Mittheilung einer geognostischen Karte von Baden, so wie Eintausch der großh. badischen Karten demnächst in Aussicht stehe.

3) Die Preisprogramme der Société Royale des Sciences, de l'Agriculture et des Arts de Lille, und des Institut Royal des Sciences, Belles-Lettres et Beaux-Arts des Pays-bas werden vorgelegt.

4) Hr. Akademiker Steinheil berichtet über den hydraulischen Schwimmer des Hrn. Marquis de Caligny, nach dem Gutachten der HH. Cordier, Poncelet und Lamé. Es ist eine sinnreiche Erfindung. Der Apparat giebt einen Nutzeffect von 55 Procent.

5) Derselbe Hr. Akademiker berichtet über vorläufige Ergebnisse von Helligkeits-Messungen am Sternenhimmel, von dem Hrn. Stud. Seidel mit dem Steinheil'schen Photometer angestellt. Durch diese Arbeit ist das Helligkeitsverhältniß von Capella und Vega, letztere als Einheit angenommen, vorläufig auf = 0,86 festgestellt worden; Alpha polaris ist als variabler Stern von circa dreytägiger Periode erkannt und eine genauere Bestimmung der Bouguer'schen Constante (nach Laplace's zehntem Buch der Mécanique céleste) erlangt worden. Hr. Seidel wird die weitern Ergebnisse später der Classe vorzulegen die Ehre haben.

6) Hr. Akademiker Steinheil zeigt der Classe ein von ihm erfundenes kleines Instrument vor, Passagen-Prisma genannt, welches auf Reisen zu Orts- und Zeitbestimmungen, so wie zur Regulirung des Ganges der Uhren mit Vortheil benützt werden kann. Es ist dieses Instrument nur 2 Loth schwer und 1 Cubikzoll groß. Einfachheit in der Construction und Transportabilität, so wie bedeutende Sicherheit und Präcision der damit anzustellenden Beobachtungen empfehlen es der Aufmerksamkeit der Classe.

6) Der Classensecretär berichtet über die Verhandlungen mit Hrn. Henry Torrens, Vice-Präsident und Secretär der Asiatic Society of Bengal zu Calcutta, in deren Folge die Classe nicht bloß den Austausch akademischer Schriften, sondern auch den von geognostischen Suiten mit dem Technic Geological Institute, einem Attribut jener Gesellschaft unter Leitung des Hrn. Pickington, beschließt.

7) Hr. Akademiker Prof. Siber legt der Classe die gedruckte Notiz des Optikers und Mechanikers zu Turin E. F. Jest, Genni sulla

nuova machina idro-elettrica d'Armstrong e sulla nuova pila di Bunsen vor.

8) Der Versuch einer geognostischen Generalkarte von Bayern von Hrn. Gümbel, des Bergbaues Beflissenen, wird zur Vorlage gebracht.

9) Der anwesende Secretär der ersten Classe, Hr. Hofrath Thiersch, berichtet, daß aus den neuerlich bey Nordendorf eröffneten Gräbern auch 9 Menschenschädel in den Besitz der Akademie gekommen seyen, von welchen dem Befehle Sr. Majestät des Königs gemäß 3 Exemplare an die Blumenbach'sche Schädelsammlung nach Göttingen abgesendet werden sollten. Hr. Akademiker Andr. Wagner, zur Prüfung dieser Schädel eingeladen, erklärt, daß sie offenbar der kaukasischen Race angehören und sich vermöge der eigenthümlichen Zusammendrückung von beyden Seiten des Mittelhauptes als dem Typus des keltischen Stammes entsprechend darstellen.

---

10) Hr. Prof. Erdl liest

„Ueber die Capacitäts-Verschiedenheit der Herzkammer und über die Bedeutung der Blutkörperchen."

Die offen liegende Thatsache, daß der rechte Herzventrikel bedeutend geräumiger ist, als der linke, führte bald Messungsversuche über das in jedem Ventrikl vorhandene Quantum Blutes herbey. Aus den Resultaten dieser nimmt man an, daß die rechte Herzkammer zwey, die linke nur anderthalb Unzen (beyläufig) fasse, daß mithin in ersterem um eine halbe Unze Blutes mehr vorhanden sey.

Diese halbe Unze, glaubte man, dürfe nicht aus dem rechten Herzen hinauskommen, weil sonst wegen der geringeren Capazität des linken Herzens Kreislaufsstörungen entstehen müßten. Um aber diese überflüssige halbe Unze doch zweckmäßig unterzubringen, sah man sich veranlaßt, zur Regurgitationslehre seine Zuflucht zu nehmen und zwar in folgender Weise. Wenn durch die allseitige Contraction der Wandungen des rechten Ventrikels das in ihm enthaltene Blut (2 ℥) aus seiner Höhle nach aufwärts zu entweichen gezwungen wird, gehe der größte Theil (1½ ℥) durch die arteria pulmonalis zu den Lungen, ein anderer Theil aber (½ ℥) ströme durch die nicht vollkommen schließenden valvulae tricuspidales zurück in die rechte Herzvorkammer. In dem nämlichen Momente fließe aber in dasselbe Atrium auch aus den beyden Hohlvenen und aus den Kranzvenen Blut ein, die Ströme begegnen sich und mischen sich daher innig. Dadurch soll die aus den verschiedenen Körperregionen und Organen zusammenkommende Blutflüssigkeit mehr geeint, qualitativ ausgeglichen und homogener gemacht werden, um nachher desto leichter in den Lungen die gleichmäßige Veränderung erleiden zu können.

Durch ein gar einfaches Experiment aber kann man sich überzeugen, daß die den Tricuspidalklappen vorgeworfene Beschuldigung „sie schließen nicht vollständig," gänzlich ungegründet sey. Flüssigkeit, die man selbst mit bedeutender Kraft in einem ausgeschnittenen Herzen von der Höhle des rechten Ventrikels aus gegen sie emportreibt, bringt ihre völlige Schließung hervor, und nicht ein Tropfen regurgitirt in das Atrium. Bedenkt man hiebey, daß bey selbstständiger Kontraction des rechten Ventrikels während des Lebens sich auch noch die venöse Oeffnung überhaupt etwas verkleinere und die Klappenränder einander näher kommen, so begreift man daraus nur noch leichter ihre vollkommene Schließung. Daß sie schwächer sind als die venösen Klappen im linken Herzen, hat hieher keine Beziehung: sie sind schwächer, weil sie dem durch minder kräftige Kontractionen des rechten Ventrikels weiter getriebenen Blute auch geringeren Widerstand zu leisten brauchen als dieß in dem muskulöseren rechten Herzen der Fall ist.

Valentin hat zuerst nachgewiesen, daß die valvulae tricuspidales gänzlich schließen und keine Regurgitation erlauben: er ist auch der Ueberzeugung, daß selbst von dem rechten Atrium aus in die Hohlvenen keine Regurgitation statt finde. Nun aber

setzt ihn die Capacitätsverschiedenheit der beyden Herzkammern in Verlegenheit und er weiß nicht wohin mit der überflüssigen ½ Unze des rechten Herzens. Um sich zu helfen, gebraucht er die originelle Ausflucht: die Räumlichkeitsverhältniße der Ventrikel seyen im Leben wahrscheinlich andere, als nach dem Tode; der linke Ventrikel kontrahire sich mehr während der rechte, vermöge seiner geringeren Muskelmaße mehr erweitert bliebe. Im Leben aber könnten beyde Ventrikel gleich groß seyn.

Dieser Ansicht kann Ref. nicht beystimmen. Da unter allen Verhältnissen die Größendifferenzen beyder Höhlen ziemlich dieselben bleiben, da sonst an keinem Muskel ein so hartnäckiges Verharren in seiner Contraction nach der Todesstarre bemerkbar wird, selbst an dem rechten Herzen keine Spur derselben wahrzunehmen ist, da ferners bey allen Thieren mit doppeltem Herzen ähnliche Differenzen auftreten, dürfte obige Annahme schwerlich zu rechtfertigen seyn, zumal eine andere Erklärung die Größenverschiedenheit der Höhlen nicht nur erklärt, sondern auch sogar als nothwendig darstellt.

Wir sehen im Herzen nur wieder dasselbe Verhalten der rechten zur linken Hälfte auftreten, welche uns auch sonst im Leibe zwischen Venen und Arterien begegnet. Die Venen zusammen sind bedeutend voluminöser als die Arterien, deßwegen ist auch das Venenherz größer, als das arterielle. Die Ursache dieser Größenverschiedenheit aber hat seine einzige Ursache in der Verschiedenheit der beyden Blutsorten. Das Venenblut nämlich ist bedeutend voluminöser als das Arterienblut. Nach den meisten Beobachtungen sind die Blutkörner im Venenblute voluminöser als in Arterienblute. Ist der Größenunterschied auch nur sehr klein, so wird er bey einer ganzen Blutwelle, in welcher eine wahrhaft ungeheuer große Anzahl von Blutzellen vorhanden ist, immerhin schon bedeutend bemerkbar werden müssen. Die Blutkörner im Arterienblute sind compacter und etwas kleiner, daher eine gewisse Anzahl derselben ein geringeres Volumen einnehmen muß, als dieselbe Anzahl von venösen Blutkörnern. Die Veränderung der Blutkörner aus dem venösen Zustande in den arteriellen geht aber in den Lungen vor sich. Bey dem Respirationsprozesse dürfte aber auch noch der Wasser- und Kohlensäure-Gehalt der erspirirten Luft in Betracht kommen: beyde müssen aus dem Venenblute ausgeschieden werden und durch ihr Entweichen das Volumen desselben bedeutend vermindern *). Demnach aber muß eine Blutwelle, welche aus dem rechten Ventrikel in die Lungen geht, voluminöser seyn, als wenn sie aus den Lungen wieder zurück zum linken Herzen strömt und bedarf daher auch im rechten Herzen mehr Raum als im linken. —

Ueber die Bedeutung der Blutkörner sind bisher die mannigfaltigsten und oft abentheuerlichsten Ansichten geäußert worden. Döllinger hielt sie für die Elementartheile der Gewebe, welche aus ihnen wie ein Haus aus Bausteinen zusammengesetzt würden. Seiner Meinung folgte anfänglich auch Schulze, später aber hielt dieser fleißige Forscher die Blutzellen für mit Luft gefüllte Bläschen, welche dem Blute als Respirationsorgane dienen. J. Müller sieht in ihnen zur Erregung der Nerventhätigkeit nothwendige Organe; Dutrochet hält sie für galvanische Plattenpaare; Reichert stellt sie als Träger des Nahrungsstoffes dar, Henle als schwimmende Drüsenkörner, Mayer hält sie für Thiere. Carus nennt sie die stetige, eigenthümliche innere Organisation des Blutes. Die übrigen Ansichten der Naturphilosophen übergehe ich, da sie uns nur einen hochtrabenden, gehaltlosen Wortschwall geben, ohne mit dem Gegenstande, über welchen sie sprechen, überhaupt näher bekannt zu seyn.

---

*) Liebig hat durch den Luftgehalt, der im Venenblut noch einmal so groß als im arteriellen seyn soll, der Räumlichkeitsverschiedenheit der Ventrikel zu erklären gesucht. Die Widersprüche dagegen sind aber sehr erheblich — S. R. Wagners Handwörterbuch Art. Blut und Valentins Physiol. Bd. 1.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 6.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Februar.

Nro. 25. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, vom 14. December 1844.

10) Hr. Prof. Erdl liest

„Ueber die Capacitäts-Verschiedenheit der Herzkammern und über die Bedeutung der Blutkörperchen."

(Schluß.)

Um über die Bedeutung der Blutzellen Aufschluß zu erhalten, muß man meiner Meinung nach, erst ihre auffallendsten Lebenserscheinungen gehörig ins Auge fassen. Als dünnhäutige Gebilde sehen wir an ihnen zunächst die Erscheinungen der Endosmose und Exosmose außerordentlich deutlich hervortreten. Allbekannt ist es, daß Blutzellen plötzlich aufquellen, wenn Wasser mit ihnen in Berührung kommt und daß sie verschrumpfen und eckig werden, wenn die sie berührende Flüssigkeit dichter ist, und mehr feste Theile aufgelöst enthält, als die Flüssigkeit im Inneren der Blutzellen. Mit Blitzesschnelle geschieht ein Austausch der Wassermenge und, wie es scheint, auch der darin aufgelösten Bestandtheile zwischen der Flüssigkeit innerhalb und außerhalb der Blutzelle. So stellt sich ein Gleichgewicht beyder Flüssigkeiten her durch Vermittlung der äußeren Haut (Schale) der Blutzellen.

Diese Thätigkeit scheinen sie während des Lebens auch in ihrem Organismus zu üben, und dadurch viel Antheil an der Erhaltung der normalen Blutmischung zu nehmen.

Die Chemie hat bereits klar genug nachgewiesen, daß zwar bey aller Verwandtschaft der einzelnen Organe in Beziehung auf ihre chemischen Elementartheile, dennoch viele und erhebliche qualitative Differenzen unter ihnen obwalten; jedenfalls aber sind die quantitativen Mischungsverhältnisse oft außerordentlich verschieden. Ich erinnere nur an den Kalkerdegehalt verschiedner Organe. Ferners wissen wir, daß durch das Leben selbst jedes Organ sich abnützt, gleichsam verzehrt um für die weitere Lebensfähigkeit reproduzirt zu werden. Das Unbrauchbar gewordene aber verflüßiget sich und wird zum Theil von den lymphatischen, zum Theil von den venösen Gefäßen aufgesogen und in den Kreislauf zurückgeführt. Nehmen wir als Beyspiel irgend eine Knochenvene: diese wird aus Knochensubstanz, aus Periost und benachbarten Muskeln das unbrauchbar gewordene zurückführen. Da aber die Beschaffenheit der angeführten Theile differirt, wird auch die in die Gefäße aufgenommene Flüssigkeit von jedem Theile anders beschaffen seyn und in einer zurückführenden Vene würden dann nebst dem vom Reproductionsprozeße übrig gebliebenen Blute noch drey verschiedene Ströme von Flüssigkeit existiren. Diese würden sich aber entweder gar nicht, oder nur sehr unvollkommen mit einander mischen, weil wegen des gleichmäßigen, kontinuirlichen, raschen Weiterströmens der sehr dicklichen Flüssigkeit nach einer Richtung hin es zu ihrer Vermengung theils an Ruhe, theils an Kraft fehlt. Dadurch würde aber bald eine gewaltige Disharmonie im

Blute entstehen und ihre Homogeneität gienge verlorem, verhindern dieses nicht die Blutkörner. Vermöge ihrer ausgezeichneten endosmotischen und exosmotischen Eigenschaften wird die eben in ein venöses Gefäßchen eingesogene Flüssigkeit sich sogleich in Rapport mit der in den Blutzellen vorhandenen setzen, sie tauschen gegenseitig ihre Dichtigkeit und ihre Bestandtheile aus und die Gleichförmigkeit der Blutflüssigkeit ist dadurch gesichert.

Daß die Blutzellen dieses Geschäft leicht vollbringen können ist ganz klar, da die Flüssigkeit in den Blutzellen ziemlich dieselbe ist wie die des Blutplasma's, da ferners vorzugsweise die Capillargefäße die verbrauchten Stoffe aus den Organen aufnehmen.

In den Capillaren liegen die Blutzellen nur in einer Reihe hinter einander und füllen den größten Theil des Gefäßlumens aus; deßwegen aber muß auch jedes Minimum von Plasma, das noch mit ihnen im Gefäße kreiset, mit ihnen in Berührung kommen und die oben angegebene Veränderung erleiden können. Auch in den größeren Venen ist die Masse der Blutkörner noch mit jedem Minimum des Plasma's in Berührung und kann dieselbe Wirkung äußern.

Es dürfte sich wohl von selber verstehen, daß auch in den Arterien den Blutzellen dieselbe Bedeutung zukomme. Da in den arteriellen Capillaren Behufs der Ernährung der Organe immer Stoffe aus den Gefäßen austreten müssen und zwar nach den verschiedenen Geweben auch verschieden beschaffene — müßte ohne Vermittlung der Blutzellen, die immer wieder eintretende Ausgleichung in dem noch im Lumen der Gefäße vorhandenen Plasma, schon in den arteriellen Capillaren Entmischung desselben veranlassen. Durch diese Vermittler aber bleibt die Blutmasse immer dieselbe für alle Theile, zu welchen überhaupt Blut strömt.

---

11) Hr. Akademiker A. Buchner berichtet über die folgende, von Hrn. Dr. L. A. Buchner jun. im pharmazeutisch-chemischen Laboratorium der königl. Universität vorgenommene Untersuchung:

„Ueber die Natur einiger Pflanzenstoffe."

Es ist eine des Nachdenkens nicht unwürdige Frage, auf welche Art gewisse Stoffe, welche die Chemie aus den Pflanzen darzustellen gelehrt hat, in diesen enthalten sind, ob sie im unveränderten Zustande, so wie sie in den Vegetabilien gebildet worden, mit Hülfe chemischer Agentien daraus genommen werden können, oder ob sich dabey ihre Natur, ihre Mischung und Eigenschaften theilweise oder ganz verändert, d. h. ob sie bey der Ausziehung aus den Pflanzen in andere Produkte umgewandelt werden? Diese Frage ist mit jener über die Bildung der unmittelbaren Pflanzenstoffe in den Organen innig verknüpft, und die Beantwortung der ersteren muß der der zweyten nothwendig vorausgehen.

Wenn wir in wässerigen Pflanzenauszügen Stoffe von basischer Natur finden, welche im isolirten Zustande in Wasser unauflöslich sind, hingegen sich mit Säuren zu in Wasser löslichen Salzen verbinden können, so schließen wir aus diesen Eigenschaften wohl mit Recht, daß derartige Stoffe, wie z. B. das Chinin, Strychnin, &c. in den Pflanzen selbst nicht im freyen Zustande vorhanden, sondern mit Säuren zu solchen in Wasser löslichen Salzen verbunden seyen.

Ebenso sind wir durch gewisse Erscheinungen zu dem Schlusse berechtiget, daß die vegetabilischen Säuren in den Pflanzen nicht im freyen Zustande, sondern theilweise oder ganz an Salzbasen gebunden vorkommen; wir nehmen an, daß die kohlensauren Salze, welche nach dem Verbrennen der Pflanzen in der Asche gefunden werden, in den Vegetabilien selbst Salze mit organischen Säuren gewesen seyen.

Ausser den Pflanzenbasen und vegetabilischen Säuren giebt es aber eine Menge von Stoffen, deren chemischer Charakter nicht so deutlich ausge-

drückt ist und uns über die Art ihres Vorhandenseyns in den Pflanzen in einigem Zweifel läßt. So sind aus mehreren, durch große medicinische Wirksamkeit ausgezeichneten Pflanzen Stoffe dargestellt worden, welche man für die wirksamen Bestandtheile dieser Vegetabilien hielt und deren Eigenschaften uns vermuthen lassen, daß sie nicht in derselben Form in den Pflanzen selbst vorkommen können, in welcher man sie daraus bekommt, denn solche Stoffe, wie z. B. das von Pagenstecher aus Linum catharticum dargestellte Linin, das Digitalin aus Digitalis purpurea, ꝛc. sind oft harzartige, in Wasser schwer- oder unlösliche Körper, während alle Erscheinungen dafür sprechen, daß sie als in Wasser lösliche Verbindungen in den Pflanzen sich befinden. Der aus diesen gepreßte wässerige Saft zeichnet sich durch eine außerordentliche Bitterkeit und Wirksamkeit aus, auch ist es leicht, den getrockneten Pflanzen alle ihre wirksamen Bestandtheile durch kaltes Wasser zu entziehen. Sind aber das Linin und Digitalin einmal von ihren natürlichen Verbindungen getrennt, so stellen sie, wie schon erwähnt, harzähnliche Körper dar, die sich in Wasser nicht mehr auflösen wollen und auch, wie es scheint, nicht mehr jenen starken bitteren Geschmak und jene ausgezeichnete Wirkung auf den thierischen Organismus besitzen, wodurch sie sich in ihren natürlichen Verbindungen ausgezeichnet haben.

Diese und andere Thatsachen beweisen also, daß die Pflanzenstoffe von den Chemikern nicht immer so erhalten werden, wie sie in den Vegetabilien vorhanden sind, und daß es weiterer Versuche bedarf, um zu entscheiden, welches die Stoffe seyen, durch deren Vermittlung solche an und für sich in Wasser unauflösliche Körper in den Pflanzensäften in Auflösung gehalten werden.

Einige Untersuchungen, welche in dieser Beziehung im pharmaceutisch-chemischen Laboratorium angefangen worden und gegenwärtig fortgesetzt werden, scheinen darzuthun, daß mehrere solche wirksame Pflanzenstoffe von mehr indifferenter chemischer Natur auf ähnliche Weise wie die stärkeren Pflanzensäuren mit Alkalien und alkalischen Erden zu in Wasser löslichen Verbindungen in den Pflanzen sich vereiniget finden, daß ihr Vorkommen von jenem der mineralischen Alkalien abhängig sey und daß sie sehr leicht aus diesen Verbindungen abgeschieden werden können, wenn ein wässriger oder alkoholisch wässeriger Pflanzenauszug mit einer Mineralsäure vermischt wird. In der That ist mir auf diesem Wege die Darstellung des Linins und Digitalins auf eine sehr befriedigende Weise gelungen; vermischt man nämlich die wässerigen, durch Aufkochen zuvor vom Albumin befreiten Auszüge von Linum catharticum und Digitalis purpurea mit einer hinreichenden Menge von Salzsäure oder Schwefelsäure, so entstehen Niederschläge, welche größtentheils aus den wirksamen Bestandtheilen bestehen, und woraus diese durch ein weiteres Verfahren im reinen Zustande dargestellt werden können.

Das Linin stellt einen amorphen, weissen, im Wasser kaum löslichen Körper dar, der sich in Aether, Alkohol und alkalischen Flüssigkeiten auflöst und aus diesen alkalischen Lösungen durch die meisten Säuren wieder ausgeschieden wird. In Essigsäure aber ist das Linin ebenfalls auflöslich. Das Linin besitzt an und für sich keinen starken bitteren Geschmak, allein seine Auflösungen schmecken sehr intensiv bitter.

Ueber die chemischen Eigenschaften des Digitalins herrschen sehr verschiedene, sich einander oft widersprechende Angaben. Das von mir auf die oben angegebene Weise dargestellte Digitalin ist eine harzartige Säure, welche einen höchst intensiven, widerlich bitteren Geschmack besitzt, in Wasser kaum löslich, aber löslich in Alkohol, Essigsäure und alkalischen Flüssigkeiten ist, und aus letzteren durch Mineralsäuren wieder präcipitirt wird.

Auch aus der Senegawurzel läßt sich auf solche Weise der darin enthaltene wirksame, kratzendschmeckende Stoff, die von Guevenne sogenannte Polygalasäure darstellen, da aber diese in reinem Wasser selbst auflöslich ist, so kann sie durch Säuren nur aus einem concentrirten wässerigen Auszuge präcipitirt werden; auch darf der erhaltene Niederschlag nicht zu lange mit Wasser ausgewaschen werden. —

Es ist bekannt, daß wenn ein concentrirter wässriger Süßholzauszug mit einer Säure, z. B. mit Schwefelsäure oder Salzsäure vermischt wird, darin

ein Niederschlag entsteht. Man hat denselben bisher für eine Verbindung des Glycirrhizins mit der angewandten Säure gehalten und denselben zum Ausgangspunkt bey der Bereitung des reinen Glycirrhizins gewählt. Ich habe mich aber durch Versuche überzeugt, daß, wenn ein solcher Niederschlag mit Wasser gehörig ausgewaschen wird, wobey sich immer ein Theil des Glycirrhizins mit auflöst, der zurückbleibende Theil keine Spur von der hinzugesetzten Säure mehr enthält, ebenso wie die durch Säuren in Albumin- und Caseinlösungen entstehenden Niederschläge, welche man auch für Verbindungen mit Säuren angesehen, nichts als reines, durch die Säuren blos unauflöslich gewordenes Albumin oder Casein sind. Es gelingt sehr leicht, aus diesem Glycyrrhizin-Niederschlag das reine Glycirrhizin als eine eygelbe, amorphe Masse darzustellen, wenn man denselben nach den Trocknen in Alkohol auflöst, diese Auflösung mit Knochenkohle schüttelt und nach dem Filtriren zur Trockne verdampfen läßt.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Monaten Juni, Juli, August 1844 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Das alte Eisenberg. Beyträge zur Zeit-, Orts- und Sittengeschichte der Stadt Eisenberg von K. Back. Eisenberg 1839. 8.

Codex juris saxonici privati oder Handbuch der gesammten, im Königreich Sachsen praktisch giltigen privatrechtlichen sächsischen Gesetze von den ältesten Zeiten bis zum Schlusse des Jahres 1840 von Dr. Schaffrath. Altenburg 1840. 8.

Reiseskizzen gesammelt auf der Wanderung in einer Jacototschule von L. Lützelberger. Altenburg 1837. 8.

Chronik der herzogl. Residenzstadt Altenburg vom Jahre 1801 bis zum Jahre 1825 von A. F. K. Wagner. Altenburg 1827. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen, April, Mai, Juni 1844. Berlin 1844. 8.

Von der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammmten Naturwissenschaften in Bern:

Verhandlungen 1843. Mittheilungen Nro. 7 — 33. Lausanne, Bern 1843. 8.

Von der k. dänischen Gesellschaft der Wissenschaften in Kopenhagen:

Naturvidenskabelige og Mathematiske Afhandlinger. Tiende Deel. Kjöbenhavn 1843. 4.

Oversigt det Forhandlinger i Aaret 1843. Kjöbnhavn 1844. 8.

Von der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde in Kopenhagen:

Jahresversammlung 1843. Kopenhagen 1843. 8.

Mémoires 1840 — 1843. Kopenh. 1843. 8.

Mémoire sur la découverte de l'Amerique au dixième siècle. Par Charles Chrétien Rafn. Kopenh. 1843. 8.

Von der Royal Society of London:

Proceedings. No. 57. 58. 1843. London 1843. 8.

Philosophical Transactions. Part I und II for the year 1843. London 1843. 44. 4.

Fellows of the Society. London 1843. 4.

Von der Société royale d'agriculture etc. de Lyon:

Annales des sciences physiques et naturelles d'agriculture et d'industrie. Tom. VI. Année 1843. Lyon, Paris. 8.

Vom Vereine für Naturkunde in Mannheim:

Zehnter Jahresbericht. Mannheim 1844. 8.

Von der Accademia di scienze, lettere et arti in Padova:

Relazioni delle memorie lette nell' J. R. Accademia di scienze etc. negli anni 1840 — 1841. Padova 1842. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 7.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Februar.

Nro. 26. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, vom 14. December 1844.

11) Hr. Akademiker A. Buchner berichtet über die folgende, von Hrn. Dr. L. A. Buchner jun. im pharmazeutisch-chemischen Laboratorium der k. Universität vorgenommene Untersuchung:

„Ueber die Natur einiger Pflanzenstoffe."

(Schluß.)

Bey meinen Versuchen über den wirksamen Stoff der Glycyrrhiza bin ich ferner zu der Erfahrung gelangt, daß das Glycyrrhizin, wenn es einmal isolirt ist, ebenso wie die vorhin angeführten Pflanzenstoffe, zum Theil mit veränderten Eigenschaften auftritt und daß namentlich sein Verhalten zum Alkohol, zur Essigsäure und selbst zum Wasser ein anderes wird. Das isolirte Glycyrrhizin löst sich ungemein leicht, so zu sagen in jedem Verhältnisse in Alkohol auf; behandelt man aber mit dieser Flüssigkeit die getrocknete Süßholzwurzel oder ein mit Wasser dargestelltes Extract derselben, so gelingt es nur einen sehr geringen Theil Glycyrrhizins auszuziehen; der größte Theil desselben bleibt zurück und kann erst durch Wasser aufgelöst werden. Aus einem wässerigen, nicht zu verdünnten Süßholzauszuge kann das Glycyrrhizin durch Essigsäure präcipitirt werden, während diese Säure in einer wässerigen Auflösung des Glycyrrhizins, und wenn diese auch noch so concentrirt ist, durchaus keine Veränderung hervorbringt, und das durch andere Säuren ausgefällte Glycyrrhizin sogar wieder auflöst oder seine Präcipitation durch andere Säuren verhindert. Während endlich durch Wasser eine große Menge Glycyrrhizins in Vereinigung mit anderen Bestandtheilen aus der Wurzel ausgezogen wird, ist das reine Glycyrrhizin bey weitem nicht mehr so leicht in dieser Flüssigkeit und auf keinen Fall mehr in jener Wassermenge auflöslich, in der es zuvor im Süßholzauszuge aufgelöst war.

Wie sehr aber manche wirksame Pflanzenstoffe ihre Natur verändern, wenn sie von ihren natürlichen Verbindungen in den Pflanzen oder in den Auszügen derselben losgerissen werden, beweisen die Versuche, die von mir und Andern über den wirksamen Bestandtheil der Sennesblätter angestellt worden sind. So hat jüngst Karl Heerlein bewiesen, daß das aus diesen Blättern von Lassaigne und Feneulle dargestellte sogenannte Cathartin durchaus keine abführenden Eigenschaften besitzt. Ich habe das wirksame Princip der Sennesblätter auf ähnliche Weise darzustellen versucht wie das des Linum catharticum und der Digitalis purpurea, allein ich habe mich ebenfalls überzeugt, daß durch ein solches Verfahren die Verbindung, welcher die Blätter oder ein damit gemachter Aufguß die purgirende Eigenschaft verdanken, zerstört wird. Man erhält zwar, auf Zusatz von verdünnter Schwefel-

säure oder Salzsäure zu einem wässerigen Senna-Auszug einen Niederschlag, welcher aus einem oder mehreren weiter zu studirenden harzartigen Körpern besteht, sich auch durch einen unangenehmen, kratzenden, den Sennesblättern eigenthümlichen Geschmack auszeichnet, der aber, selbst in größerer Dosis, keine bemerkbare Wirkung auf den menschlichen Organismus ausübt.

Ich habe gesagt, daß ich durch die Versuche, welche über die besprochenen Gegenstände theils von mir selbst, theils unter meinen Augen von den Herren Leuch aus Bern und Sandrock aus Berlin unternommen worden sind, zur Vermuthung geführt worden bin, daß einige wirksame Pflanzenstoffe, welche sich im freyen Zustande wie harzige, im Wasser unlösliche Körper verhalten, und aus den wässerigen Pflanzenabkochungen durch einige Säuren präcipitirt werden, durch Vermittlung von Alkalien, also als salzige Verbindungen in den Pflanzensäften aufgelöst seyn könnten. Diese Pflanzensäfte haben aber die Eigenschaft, das Lackmus zu röthen, weil sich darin auch eine vegetabilische Säure mit einer Basis zu einem sauren Salze verbunden befindet, welcher Umstand meiner Vermuthung entgegen zu seyn scheint. Indessen habe ich mich durch eigene Versuche überzeugt, daß die alkalischen Auflösungen dieser harzigen Stoffe mit mehreren vegetabilischen Säuren und ihren sauren Salzen vermischt werden können, ohne daß dadurch die aufgelösten Stoffe ausgeschieden werden, ja daß, wie bereits erwähnt, das Linin und Digitalin schon an und für sich in Essigsäure auflöslich sind. Wir haben übrigens mehrere Beyspiele, daß Salze mit sehr schwachen Säuren neben sauren Salzen mit viel stärkeren Säuren ohne Veränderung bestehen können. So sind im Harne die harnsauren Salze immer neben sauren phosphorsauren Salzen aufgelöst; bey einigen Krankheiten, bey Fiebern z. B., kann man die Ausscheidung einer großen Menge harnsauren Ammoniaks als kritisches Sediment aus einem sehr sauer reagirenden Harn beym Erkalten desselben beobachten. Wie dem auch seyn möge, so viel ist gewiß, daß die Auszüge, worin einige der vorhin erwähnten Stoffe enthalten sind, beym Verbrennen eine sehr alkalireiche Asche zurücklassen und daß die Anwendung der Mineralsäuren zur Isolirung gewisser Pflanzenbestandtheile ein bequemes Mittel an die Hand giebt. Endlich darf aus den bereits angestellten Untersuchungen der Schluß gezogen werden, daß mehrere Pflanzenstoffe, wenn man sie zu isoliren versucht, ihre chemische Natur und damit auch ihre arzneyliche Wirksamkeit verändern.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, am 11. Jan. 1845.

1) Die von der American Academy of Arts and Sciences in Boston eingesendete Reihe ihrer Transactions (Vol. 1 — 6) wurde, unter Bezugnahme auf die letzten Briefe des Secretärs jener Akademie, Prof. Asa Gray, zur Vorlage gebracht.

2) Eine briefliche Mittheilung des Hrn. Grafen Jacq. Gråberg de Hemsö in Florenz, welcher der Akademie sein Tableau géographique et statistique du Maroc und seine Ultimi progressi della Geografia eingeschickt hat, so wie eine andere vom Directorio des Vereins zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preuß. Staaten, welches das 35. Heft der jenseitigen Schriften einschickt — und ein Schreiben des D. Chassinat zu S. Germain en Laye bey Paris, welches dessen Schrift: Etudes sur la mortalité dans les bagnes et dans les maisons centrales de force et de correction de France de 1822 à 1837 begleitet, wurden verlesen.

3) Ebenso ein Brief des Hrn. Felippe Carresi, Secr. der physik. Classe der J. R. Accademia dei Fisiocritici zu Siena, welcher unter Anderm bemerkt, daß der zehnte Band der jenseitigen Schriften eine neue Reihe

beginnt, indem die früheren nicht mehr zu haben sehen.

4) Die Classe vernahm hierauf mehrere Berichte über eingesendete Schriften und wissenschaftliche Gutachten.

5) Dr. v. Martius legte die Liste von Beobachtungen über den Gang der Vegetation, welche während des abgewichenen Jahres in dem k. botanischen Garten waren angestellt worden, vor. Sie wird dem Hrn. Quetelet zu Brüssel zur weiteren Benützung in den von der dortigen Akademie herauszugebenden Observations sur les Phénomenes périodiques mitgetheilt werden.

6) Sofort trug Hr. Akademiker Dr. v. Martius folgenden Aufsatz über den Wachsthumsproceß der Palmen, besonders über den Faserverlauf im Palmenstamme vor, indem er ihn durch Vorzeigung von Palmenhölzern erläuterte.

Die mathematisch-physikalische Classe hat im Jahre 1843 eine schriftliche Mittheilung des auswärtigen Mitgliedes unserer Akademie, Hrn. Brisseau de Mirbel, entgegengenommen, worin er die allgemeinsten Resultate seiner Untersuchungen über die Entstehung und den Verlauf der Gefäßbündel im Palmenstamme niedergelegt hatte *). Bald darauf trug Hr. Mirbel seine Resultate auch der k. Akademie d. W. in Paris, (Comptes rendus 1843, p. 1214. Annales des Scienc. nat. Ser. 2. Vol. XX p. 5.) vor, wo sie Veranlassung zu lebhaften Reclamationen von Seiten des Hrn. Gaudichaud, (Comptes rend. a. a. O. S. 1379. Annal. des Scienc. nat. l. c. p. 32. p. 199. vergl. Link Jahresbericht über physiol. Bot. 1842 u. 1843 S. 1.) gegeben haben, welcher in den von Hr. v. Mirbel entwickelten Ansichten einen directen Angriff auf sein System vom Wachsthume der Pflanzen gesehen hat. Der seitdem mit Lebhaftigkeit fortgeführte wissenschaftliche Streit berührt die wichtigsten Kapitel der Pflanzen-Anatomie und Physiologie, und ist demnach wohl geeignet, die Aufmerksamkeit der Classe auf sich zu lenken. Ich beehre mich daher, der verehrlichen Classe eine Darstellung vom Wachsthum des Palmenstammes, wie sie aus meinen seit längerer Zeit fortgesetzten Arbeiten über dessen Organisation hervorgehen konnte, vorzulegen.

*) Gelehrte Anzeigen 1843. Nr. 108. S. 865 flg.

Ich habe bey dieser Darstellung zunächst die Arbeiten Mohls und Mirbels benützt; ausserdem aber standen mir auch mehrfältige phytotomische Untersuchungen, namentlich von dem unterirdischen, mit Scheidenblättern versehenen Trieb der Chamaedorea elatior, zur Seite, welche ganz vorzüglich dazu beygetragen haben, mich über die verwickelten Verhältnisse in der Entstehung und den Verlauf der Gefäßbündel aufzuklären.

Ich glaube mir sagen zu dürfen, daß die scheinbar so complicirten Acte dieses Wachsthums befriedigend aufgelöst und erklärt werden können, daß sich die diametral entgegenstehenden Ansichten von Mirbel und Gaudichaud, bis auf einen gewissen Grad beschränkt, mit einander in Harmonie setzen lassen, — und daß die Wahrheit zwischen diesen beyden Systemen in der Mitte liegt.

Von diesem Gesichtspunkte aus hoffe ich die Theilnahme der hochverehrlichen Classe für einen Gegenstand von so allgemeiner Wichtigkeit nicht ohne Erfolg in Anspruch zu nehmen.

Allgemeine Ansicht von dem Entwickelungsgange des aus dem Keime entwickelten, jugendlichen Palmenstammes.

Wenn der Keim einer Palme seine Entwicklung nach Oben beginnt, so steigt das junge Axengebilde cylindrisch oder in der Form eines umgekehrten Kegels in die Höhe, indem es die jungen Scheidenblätter der Plumula mit sich in die Höhe hebt, welche kegelförmig auf seinem Scheitel sitzen, und die darunter liegenden Anlagen künftiger Stengelglieder und künftiger Blätter beschützen. So ist denn die Entwickelung der Axe schon in ihrer ersten Periode im organischen, solidarischen Zusammenhange

mit der Entwickelung der Blätter. Die eine Entwickelung kann nicht ohne die andere gedacht werden, und es ist nothwendig, vorzugsweise diejenigen Veränderungen ins Auge zu fassen, welche im Scheitel des Aufwuchses, als am Heerde der Blattbildung vor sich gehen. Mirbel hat diesen Ort, welcher von deutschen Botanikern Knospenkern genannt wird, mit dem Namen Phyllophorum bezeichnet.

Die junge Pflanze nimmt in diesem ersten Stadium ihrer Entwickelung diejenige Dicke an, zu welcher sie prädisponirt ist: durch die ursprüngliche Größe des Keims, durch die Masse des vorhandenen bildungsfähigen (der Vergrößerung und Vermehrung fähigen) Parenchyms und durch die Zahl und Größe der in ihm ursprünglich erzeugten Gefäßbündel.

Da diese Gefäßbündel gleich denen aller Monocotyledonen nach Außen, d. h. gegen die Peripherie hin, abgeschlossen, daselbst des Zuwuchses unfähig sind, so kann die weitere Vergrößerung der jungen Pflanze nicht durch ein Ansetzen neuer Bildungen an der Peripherie jener Gefäßbündel vermittelt werden. Das Wachsthum erfolgt also durch Vergrößerung der bereits gebildeten Zellen und Gefäße und durch Erzeugung neuer Zellen und neuer Gefäßbündel zwischen den bereits vorhandenen.

Eine gewisse Zahl von neuen Gefäßbündeln ist bestimmt, in die nächst oberen (zuerst zu bildenden Blätter) überzugehen, eine andere Zahl ist für spätere, noch weiter oben an der Axe erscheinende Blätter bestimmt.

Der Entstehung dieser Gefäßbündel geht aber stets die von neuem Zellgewebe voraus, welches den Heerd für die Gefäßbildung darstellt, und zwar ist dieses Gewebe stets aus sehr feinen, langen, bündelförmig vereinigten Zellen zusammengesetzt. *)

*) Hugo Mohl hat (Struct. Palmar.) §§. 133. 134 auf das evidenteste nachgewiesen, daß sich schon in dem Embryo, bevor er gekeimt hat, zwischen der noch unentwickelten Knospe und dem Schnäbelchen ein Netz von Bündeln solcher zarten und langgestreckten Zellen findet, und daß sich solches von hier aus auch weiter gegen den rückwärtsliegenden (posteriorem), d. h. gegen das Centrum des Samens hingerichteten Theil des Embryos erstrecken (S. Tab. morphol. O. fig. 1. h, fig. 13. i. fig. 8. c, fig. 9. b. fig. 10. b, fig. 12. b).

Er hat ferner nachgewiesen, daß in diesen Bündeln langgestreckter Zellen es ist, wo sich die ersten Gefäße (§. 136. Tab. P. fig. 4. g. g.) erzeugen. Dieses Netz also von Bündeln langgestreckter, nach und nach mit Gefässen zu versehender Zellen müssen wir als den wahren Heerd der Gefäßbündel-Erzeugung oder des ersten Holzwuchses an der Palme betrachten. Derselbe liegt nahe an der Peripherie innerhalb des Embryos herum, und seine Lage zu den übrigen Theilen verhält sich eben so wie die des unmittelbar unter der Rinde liegenden Strati fibrosi, in dem wir die untern Enden der Gefäßbündel des Stammes finden.

Die Erzeugung der Neubildungen von Zellen und Gefäßen ist immer am lebhaftesten gerade unter den Orten, wo neue Blätter entstehen sollen, in einer Schicht, welche einen stumpfen Kegel auf dem, ebenfalls stumpfkegelförmigen Scheitel des Stammes ausmacht oder (bey Phoenix dactylifera, nach Mirbel, und vielleicht auch bey vielen andern Palmen mit dichten Blattstellungen) sich leicht convex erhebt und im Scheitel selbst eingedrückt ist.

Auf der Spitze des Kegels, also im Centrum des ganzen Aufwuchses, ist der plastische Proceß stets am jüngsten, weiter auswärts ist er zu derselben Zeit schon mehr vorangeschritten, und gegen die äußerste Peripherie hin ist er, nachdem er sein organisches Product hergestellt hat, wieder im Verlöschen.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Februar.
Nro. 27. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, am 11. Januar 1845.

Hr. Akademiker Dr. v. Martius trug folgenden Aufsatz über den Wachsthumsproceß der Palmen, besonders über den Faserverlauf im Palmenstamme vor, indem er ihn durch Vorzeigung von Palmenhölzern erläuterte.

(Fortsetzung.)

Die jüngsten Elementar-Organe, mehr von gelatinöser Beschaffenheit und getränkt von der größten Menge des bildungsfähigen Saftes, findet man also im Centro. Weiter nach Außen hin hat das Zellgewebe, wenn gleich sehr zart, doch schon zu bestimmten Formen ausgeprägt, in sich und seinen Intercellulargängen noch viel Saft. Gegen die Peripherie hin ist das Zellgewebe größer, derber, mehr verhärtet und saftloser. Je jünger das Gewebe, desto weniger deutlich ist in ihm die Anordnung, desto eher wird die relative Lage der einzelnen Bildungen noch verändert, desto leichter verschieben sich die Elementarorgane.

Die Gefäßbündel, welche in diesem jungen Gebilde entstehen, haben vom Anfange an eine Bestimmung zu gewissen Blättern, in deren Parenchym sie hineinwachsen sollen.

Da nun die junge Pflanze bereits in ihrer ersten Periode nach dem Keimen mit tutenförmigen, an der Peripherie der Axe hervorkommenden Scheidenblättern versehen ist und auch diese, wie alle spätern Blätter, ihre Gefäße von der Axe erhalten, so muß die erste, früheste Entwickelung von Gefäßen eine peripherische seyn; und diese Succession wird beybehalten, so lange überhaupt Blätter gebildet werden.

Wenn daher Moldenhawer und nach ihm v. Mohl gegen Desfontaines, Daubenton und De Candolle, ausgesprochen haben, daß die Gefäßbündel in der Peripherie der Axe anheben, daß also die Neubildung der Gefäße mehr oder weniger peripherisch, nicht central ist, so ist dieß ganz richtig.

Uebrigens befinden sich auf dem kegelförmigen Scheitel einer so jungen, nur mit einigen wenigen Tutenblättern versehenen Palme bereits die Anlagen zu neuen Gefäßbündeln, welche bestimmt sind, in die sofort (später) zu bildenden Blätter überzutreten. Sie sind zahlreich genug, um eine gewisse Anzahl von Blättern zu versorgen, aber nicht zahlreich genug, um allen Blättern zu genügen, die jemals an der Palme erscheinen werden.

Es ist daher nothwendig, daß nach einer gewissen Zeit Neubildungen eintreten, und diese kommen denn auch wirklich mit fortschreitendem Wachsthum fortwährend wieder hinzu.

Diese jungen Gefäßbündel erscheinen um so feiner und unentwickelter, je weiter sie nach Oben und Innen hin liegen, um so stärker, entwickelter, undurchsichtiger, je weiter sie nach Abwärts und Auswärts liegen.

Man findet diese ganz jungen Gefäßbündel durch den Scheitel des Aufwuchses in sehr verschiedenen Richtungen streichend; doch anfänglich immer so, daß sie mit ihrem obern Ende mehr oder minder convergiren, mit ihrem untern Ende der Peripherie näher liegen.

Die junge, eben aus dem Samen hervorgegangene Palme hat anfänglich noch kein deutlich in die Länge ausgebildetes Axenorgan. Mit Vermehrung des Zellgewebes und Verlängerung der Gefäßbündel tritt eine Dehnung und Verdickung der Axe ein, und im Gefolge derselben werden auch die auf ihrem Scheitel gebildeten Blätter in die Höhe und nach Außen getragen.

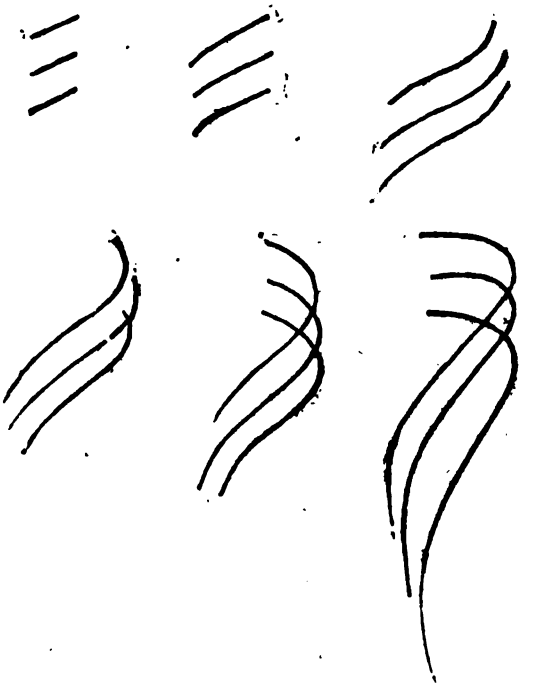
Die Gefäßbündel aber erhalten eine gedoppelte Bestimmung: ihr oberes Ende nämlich soll in die Blätter treten, ihr unteres Ende ist an die unter der Rinde liegende, der Gefäßbündelbildung vorausgehende Zone von zartem, langgestrecktem Zellgewebe gebunden, in welche jenes untere Ende gleichsam hineinwurzeln soll.

Da aber das Blatt, welches bey seiner Entstehung mitten im Centro der Knospe liegen mußte, von da allmählig noch Auswärts und Aufwärts geschoben wird, und da gleichzeitig der Stamm immer dicker und länger wird, so folgt, daß die beyden organischen Endpunkte des Gefäßbündels immer weiter von einander getragen werden, — daß sich also der Bündel in jeder Richtung ausdehnen muß. Es kann daher nicht von einem einseitigem Wachsthume nach Oben oder nach Unten die Rede seyn; vielmehr wächst jeder Gefäßbündel ebenso gut nach Unten als nach Oben.

Aus dieser Betrachtung von den Veränderungen, welche sich nach und nach mit den Neubildungen zutragen, läßt sich nun ferner ableiten, daß die ursprünglich einfache (wie erwähnt schräg von Außen nach Innen gehende) Richtung des Gefäßbündels nicht beybehalten werden kann.

Es muß vielmehr sein oberer Theil, welcher an das Blatt tritt, in demselben Verhältnisse als dieses sich weiter von dem Orte seiner Entstehung entfernt, in einen Bogen auswachsen, dessen Convexität nach Oben liegt; und das untere Ende des Gefäßbündels muß sich von demjenigen Punkte aus, wo er sich bogenförmig nach Außen und Oben wendet, immer weiter nach Außen und Unten entfernen, je dicker und länger der Stamm wird.

Angenommen daß drey Gefäßbündel, welche über einander liegen, sich in dieser Art entwickeln, so werden sie nach und nach etwa die hier bildlich angedeuteten Veränderungen erleiden.



Aus diesen Veränderungen im Entwicklungsgange geht nun ferner hervor, daß Gefäßbündel, deren erste Anlage in einer frühern Periode ganz nahe am Centro des Phyllophors lag, bey fortschreitendem Wachsthum eine ihrer ursprünglichen relativen Stelle entsprechende Lage beybehalten und einen gewissen Ort der verlängerten und verdickten Axe einnehmen, — insbesondere aber, daß sie außerhalb der später zu bildenden zu liegen kommen müssen. So erklärt sich denn die fortwährende Anlagerung der neugebildeten Bündel in einer peripherischen, unter der Rinde liegenden Zone des sich mehr und mehr verdickenden und verlängernden Stammes.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß ein solcher Gang der Entwickelung mit einer fortwährenden Ortsveränderung der jugendlichen Elementar-

Organe verbunden seyn muß. Mirbel vergleicht diese Bewegung einem Wirbel, der die Neubildungen ohne Unterlaß von dem Centrum nach der Peripherie hintreibt.

Es wird diese Bewegung von dem, jedem lebenden Gewächse innewohnenden Bildungstriebe (nisus formativus) nach einer vorhinein bestimmten Gesetzmäßigkeit begonnen und durchgeführt, und sie ist sicherlich so mannigfaltig, so complicirt in ihrer Richtung von den verschiedensten nach den verschiedensten Punkten, daß, könnten wir sie in ihrer Totalität auf einmal sinnlich wahrnehmen, wir keinen Anstand nehmen würden zu erklären, daß hier die kunstreichste aller Maschinen arbeitet.

Wir wollen nun die ursprüngliche Richtung eines gegebenen im Knospenkern neu gebildeten Gefäßbündels für sich allein ins Auge fassen. Alle liegen, wie öfters erwähnt, hier schräg im Zellgewebe eingebettet; jeder aber hat eine andere Bestimmung zu diesem oder jenem Blatte. Wir müssen annehmen, daß irgend einer aus der Gesammtzahl für ein gegebenes Blatt der erste, früheste seyn müsse. Mirbel hat ihn mit dem Namen des Vorläufers (fibre précurseur) bezeichnet. Wenn wir irgend einen Längendurchschnitt einer Palmenknospe betrachten, so zeigt sich eine Menge junger Gefäßbündel in verschiedenen Richtungen; derjenige unter ihnen nun, welcher zu dem relativ jüngsten Blatte, und zwar der erste von allen treten soll, wäre der vorlaufende Gefäßbündel dieses gegebenen Blattes. Wie ein solcher Bündel im concreten Falle von andern, an Größe gleichen, an Richtung ähnlichen zu unterscheiden wäre, wenn wir nicht wirklich seinen Eintritt in das, bisher gefäßlose Blatt wahrnehmen können: dieß bleibt freylich schwer zu sagen. Allerdings aber können wir uns in abstracto denken, daß jedes Blatt einen Hauptgefäßbündel zuerst, vor allen andern empfangen müsse; und es liegt nahe anzunehmen, daß dieser Gefäßbündel derjenige sey, welcher in den Blattstiel treten und das Hauptgerüste desselben herstellen soll.

Eine solche Vorstellung von einem ersten und hauptsächlichsten Gefäßbündel müssen wir insbesondere festhalten, wenn wir uns ein deutliches Bild von dem ganzen, stets mehr oder minder complexen Hergange des Wachsthums entwerfen wollen. Es versteht sich aber wohl von selbst, daß auch die übrigen Gefäßbündel, welche rechts und links von dem Blattstiele in die Scheide des Blattes treten, in ihrer Entstehung und in ihrem Verlaufe mit dem Hauptgefäßbündel, der in die Blattmediane gehend gedacht wird, mehr oder weniger zusammentreffen müssen, daß sie also rücksichtlich der Zeit und des Ortes eine gewisse organische Abhängigkeit und Beziehung zu dem Blatte beybehalten, organisch an dasselbe gebunden sind.

Sehen wir nun ab von der ursprünglichen Bestimmung, wohin irgend ein gegebener Gefäßbündel gehen soll, und vergleichen wir die anatomische Zusammensetzung von verschiedenen Bündeln ungleichen Alters, so werden wir auf einem andern Wege zu demselben, schon oben gewonnenen Resultate kommen, daß der Gefäßbündel an jedem Ende wachse. Wir finden nämlich, daß die jungen Bündel lediglich aus langen, dünnwandigen Zellen und einfachen Spiralgefässen bestehen, daß aber dagegen alte, ausgewachsene Bündel in ihrem Gesammtverlaufe nicht eine und dieselbe Zusammensetzung haben. Ihr unterster, äußerst dünn fadenförmiger Theil besteht lediglich aus Prosenchymzellen. Weiter von da nach Oben und Innen im Stamme besteht der Bündel aus einer größeren Menge Prosenchymzellen auf seiner äußeren (der Peripherie zugekehrten) Seite, und innerhalb dieser Prosenchym-Schichte oder von ihr aus dem Centro näher liegen die durch ihren Gehalt eines körnerführenden Saftes ausgezeichneten Vasa propria, zwischen ihnen aber und noch weiter gegen das Centrum hin findet sich der Holzkörper des Bündels, welcher aus porösen, nicht aber aus einfachen Spiral-Gefässen, besteht. Noch weiter innerhalb des Stammes, in dem weichen, markreichen Centro desselben, findet man den Antheil an Prosenchymzellen ab-, dagegen jenen an porösen Gefässen zunehmend, und überdieß Spiral- und Ringgefässe beygesellt. Da aber, wo der Gefäßbündel sich dem Blatte nähert, um in dasselbe einzutreten, theilt er sich in mehrere kleine Bündel.

Aus dieser, den Worten Mohl's (p. XLVI) entnommenen Darstellung ergiebt sich, daß der Gefäßbündel während seines Wachsthums an jedem Orte aus seiner ursprünglichen anatomischen Zusam-

mensetzung in eine andere übergeht, daß er also überall wächst, sich demnach innerhalb seines Gesammtverlaufs nicht einseitig verlängert, sondern mit dem nach Oben gerichteten Ende aufwärts, mit dem nach Unten gerichteten abwärts. So erklärt sich denn auch die große Länge der Gefäßbündel (sie messen oft mehrere Fuß), weil jeder von ihnen sich zwischen zwey Punkten ausspannen muß, die organisch immer weiter aus einander getragen werden: die Basis des Blattes und die Zone von Zellen unter der Rinde, worin sich sein unteres Ende verliert.

Werfen wir nun einen Blick auf die Zahl der Gefäßbündel.

Bey der Beobachtung des Durchschnitts einer jungen Pflanze, welche nur wenige Blätter entfaltet hat, kommt es uns vor, als sey ein Uebergewicht von Gefäßbündeln vorhanden, welche nicht in die Blätter zu gehen, sondern lediglich und unmittelbar den Stamm zu vergrößern bestimmt seyen. Der Stamm zeigt hier ein größeres Volumen, als er haben könnte, besäße er lediglich jene Anzahl von Gefäßbündeln, welche zu den bereits vorhandenen Blättern gehen.

Jene Fasern also, welche hier dem Stamm seine Dicke verleihen, sind als Vorbereitungsorgane für künftig zu entwickelnde Blätter zu betrachten. Denn daß es auch eine successive Vergrößerung der Masse des Axengebildes gäbe ohne Beziehung auf die appendiculären Organe, daß es im Stamme Faserbündeln gäbe, welche ausschließlich zur Vermehrung seiner Dicke und Länge dienen sollen, ohne jemals zu den Blättern beyzutragen, ist schwerlich anders als mit sehr großen Einschränkungen (nach Mohl's Meinung gar nicht) anzunehmen.

Mirbel hat durch ein einfaches Multiplicationsexempel nachgewiesen, daß der Stamm der Dattelpalme, welcher bekanntlich cylindrisch ist, diese Form nicht haben könnte, daß er vielmehr nach Unten eine enorme kegelförmige Verdickung annehmen müßte, wenn die Fasern, welche aus dem Stamme in die Blätter übergehen, in dem Gesammtverlaufe des Stammes von allen Blättern kämen. Ich glaube, daß selbst bey der Annahme, daß die Fasern sich nach Unten bis auf ein Minimum des Durchmessers zusammenzögen, das Hauptresultat dieser Rechnung dennoch richtig bleiben wird. Und so wie bey der Dattelpalme, welche eine sehr dichtgedrängte Blattstellung hat und also eine große Zahl von Blättern (Mirbel rechnet bey einer Länge von 18,60 Meter 6268 Blätter) entfaltet, wird es bey allen jenen Palmen der Fall seyn, welche in ähnlicher Weise dichtgedrängte Blätter tragen.

Wo aber die Zahl der Blätter verhältnißmäßig geringe ist, da sind auch die Internodien länger, und indem die Fasern einen ununterbrochenen Verlauf durch mehrere Internodien hindurch machen, verleihen sie dem Stamm diejenige Stärke, welche er sonst vermöge der geringern Zahl von Blättern nicht erreichen könnte. Meine Beobachtungen haben mich aber belehrt, daß in dem letzteren Falle die Fasern nicht bloß alle Internodien derjenigen Blätter, welche zu einer und derselben Blattperiode (Strophe) gehören, durchlaufen, sondern mehrere. Und ich möchte im Allgemeinen annehmen, daß je dichter und vielgliedriger die Blattstellung, um desto kürzer, je lockerer und weniggliedrig sie ist, desto länger sind im Verhältniß die Internodien, und bey gleicher Dicke des Stammes die Fasern.

Aus dieser Erörterung glaube ich den Satz definitiv ableiten zu müssen, welcher von Wichtigkeit für die ganze Lehre von der Entwicklung des Palmenstammes ist: daß es in demselben nicht mehr Gefäßbündel giebt, als wirklich bereits effective in Blätter getreten sind, oder doch die Bestimmung haben, künftig noch in sie zu treten.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 9.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Februar.
Nro. 28. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, am 11. Januar 1845.

Hr. Akademiker Dr. v. Martius trug folgenden Aufsatz über den Wachsthumsproceß der Palmen, besonders über den Faserverlauf im Palmenstamme vor, indem er ihn durch Vorzeigung von Palmenhölzern erläuterte.

(Fortsetzung.)

Weil aber, wie wir bereits gesehen, die jüngsten Blattanlagen im Centrum des Stammes liegen, — weil die Gefäßbündel, welche mit ihrem oberen, weicheren Ende in die Blätter treten sollen, schräg von der Peripherie nach dem Mittelpunkte hin gerichtet sind, die unteren, härteren Enden der Gefäßbündel aber, vermöge der stetig und ohne Unterlaß eintretenden Verdickung und Verlängerung, innerhalb der Peripherie, ober- und außerhalb der bereits gebildeten zu liegen kommen — so ist es nothwendig, daß der Stamm bey stets zunehmendem Druck und Gegendruck dieser unteren, peripherischen Antheile der Fasern in seinem Umkreise immer härter werde. Dieses mechanische Moment des Druckes ist übrigens ohne Zweifel nicht die einzige Ursache der festeren Beschaffenheit der einzelnen Gefäßbündel an ihrem unteren Ende. Es scheinen vielmehr zumal die geringere Größe der Zellen und Gefäße, die dickere Beschaffenheit ihrer Wandungen und die relativ geringere Quantität von Parenchym zwischen den Fasern Ursache der größeren Festigkeit zu seyn. So hat denn auch sogar ein ganz junger Palmenstamm, bevor er noch eine beträchtliche Menge Blätter gebildet, eine ziemlich harte und holzige Peripherie gewonnen.

Diese erhärtete Peripherie giebt denn nach und nach, sobald sie die specifische Größe erreicht hat, auch die Gränze ab, innerhalb oder respective oberhalb welcher noch Neubildungen in der bereits angegebenen Weise entstehen. So vermehrt sich denn der Palmenstamm durch Erzeugung neuer Zellen und Gefäßbündel im Innern wie am Umfange und durch Verhärtung der ältern an dem Umkreise.

Fortwährend bleibt die Masse des neugebildeten Zellgewebes und die Zahl der neu gebildeten Gefäßbündel in geradem Verhältnisse zur Ausbildung der schon vorhandenen und zur Erzeugung neuer Blätter.

Die Erzeugung von Gefäßbündeln ist demnach eben so lange im Zunehmen, als es die Blattbildung selbst ist. Es beginnt aber diese bekanntlich an der ganz jungen Palme mit einigen wenigen Scheidenblättern, geht dann zu einer gewissen Zahl vollkommen ausgebildeter Blätter fort, und bey Abnahme der Lebensthätigkeit des Baumes auf geringere Zahlen zurück.

Somit ist also die materielle Vergrößerung der perennirenden Axe fortwährend und ohne Absatz in genetischer Beziehung zu der Erzeugung jener appendicularen Organe, welche der Pflanze nur transitorisch angehören, und nach einer gewissen Periode von ihr wieder abgeworfen werden.

Die gesammte äußere Gestalt der Palme ist

das gemeinsame äußere Product der Vermehrung des Axengebildes, wie der an diesem erscheinenden Blätter, welche als Vermittler des Athmungs- und des davon abhängigen Ernährungsprocesses solidarisch in das Axenleben verschlungen sind. Diese große Gegenseitigkeit wird namentlich daran erkannt, daß der Palmenstamm, welchem man seine Krone genommen hat, fast in allen Fällen alsbald abstirbt.

Von diesem Standpunkte kann es denn auch nicht zweifelhaft seyn, daß die Gefäßbündel, welche aus dem Stamm in die Blätter übergehen, von der größten Bedeutung für das plastische Leben der Palme sind, und daß man allerdings sagen kann: sie bauen das Grundgerüste der Palme auf.

Genauere Betrachtung des Verlaufs der Gefäßbündel.

Es kommt nun zunächst darauf an,

1) wie die Gefäßbündel geordnet sind;
2) welchen Weg sie in ihrem ganzen Verlaufe einhalten.

Aus diesen beyden Verhältnissen geht die ganze Architektonik des Gefäßbündel-Skelets einer jeden Palme hervor.

Ad 1. Diejenigen Gefäßbündel, welche in ein und dasselbe Blatt treten, entstehen nicht gleichzeitig, ein Verhältniß, das seinen Grund in der Art der Erzeugung der Blätter hat. Es entstehen aber die Blätter auf der zarten, fast durchsichtigen und feuchten Zellschicht der Axe, indem sich an einem gewissen Punkte eine aus ähnlichen Zellen bestehende Falte erhebt. Diese Falte zieht sich nach Unten, da wo sich später der Blattstiel bildet, zusammen, nach Oben aber breitet sie sich mehr und mehr aus und nimmt die Form einer Kapuze oder eines Löffels an, dessen Concavität nach dem Centro der Axe hingerichtet ist. Dieß ist die Anlage der Lamina, welche erst in einem spätern Stadio durch Quertheilung in die Fibern übergeht. Die Scheide ist in dieser Periode noch nicht vorhanden. Sie wächst erst später als ein zelliger, ringförmiger Wulst von Unten herauf, um sich mit dem Blattstiele zu verschmelzen *).

*) Mirbel schildert die Entstehung etwas verschieden. Nach ihm hebt sich das junge Blatt als eine kegelförmige, bloß aus Zellgewebe bestehende Blase aus dem bildungsfähigen Gewebe hervor. Bald trennt sich dieser zellige Kegel in dem größten Theile seiner Basis von der Axe ab, und bleibt nur an einer Seite, da wo sich später der Blattstiel entwickelt, mit ihr in Verbindung. Das junge Blatt gestaltet sich nun kapuzen- oder löffelförmig u. s. w. Die Scheide läßt Hr. Mirbel aus der Narbe, welche durch die Losreißung der blasenförmigen Erhebung über das Phyllophor gebildet worden ist, hervorwachsen. So viel scheint mir gewiß, daß sie sich erst später mit dem jungen Blattstiel verschmilzt, und daß sie nicht gleichzeitig und gleichmäßig auf beyden Seiten desselben, sondern auf der einen Seite früher und schneller heranwächst, als auf der andern.

Aus dieser Geschichte der Blattentwicklung müssen wir folgern, daß die Gefäßbündel, welche in das Blatt bey dessen fortschreitender Entfaltung einzutreten bestimmt sind, wenn auch nicht in regelmäßigen Perioden, so doch wenigstens relativ auf einander zu verschiedener Zeit hineinwachsen: am frühesten jene, welche in den Blattstiel gehen sollen, — darauf jene, welche in die stärkere (ältere), und endlich die, welche in die schwächere (jüngere) Seite der Scheide zu gelangen haben *).

*) Mohl äußert sich hierüber brieflich folgendermassen: „Die Gefäßbündel eines Blattes entstehen gewiß nach einander; ich zweifle aber, ob in gewissen Perioden. Diejenigen Gefäßbündel, welche entstehen, so lange das Blatt noch im Centro der Knospe steht, haben später ihren Umbiegungspunkt (den Punkt, von wo aus ihr oberer Theil ablenkt, um nach Außen in das Blatt zu treten) im Centro des Stammes; die, welche später entstehen, haben ihn an der Stelle, an welcher sich das Blatt auf seinem Wege von Innen nach Außen befand, als sie sich bildeten; die zuletzt entstehenden Gefäßbündel (hier sind wohl diejenigen gemeint, von welchen Mohl in § 59. seiner Anatomie handelt), endlich verlaufen gerade unter der Rinde. Ob nun bey den Palmen eine bestimmte Regel darin statt findet, daß die Gefäßbündel des Blattstieles am weitesten in den Stamm eintreten, somit die ältesten sind, weiß ich nicht, glaube aber kaum, daß wenn es auch die Regel ist, es durchaus stattfindet, wenigstens bemerkt man schon bey sehr jungen Blättchen in der Vagina Andeutungen von Gefäßbündeln.“ — Zu dieser ebenso scharfsinnigen als vorsichtigen Bemerkung füge ich nur hinzu, daß

Die für den Blattstiel bestimmten mögen wir füglich nicht bloß als die ältesten, sondern auch, so fern sie die meisten Hülfsfasern auf ihrem Wege nach dem Blatt an sich nehmen, als die stärksten betrachten. Der Unterschied zwischen den in der Mediane des Blattes liegenden und den seitlichen Faserbündeln tritt vorzüglich deutlich da hervor, wo das Blatt einen dünnen, flachen Scheidentheil besitzt, wie z. B. bey Chamaedorea, Desmoncus; dagegen sind sich die Gefäßbündel in den verschiedenen Theilen einer Scheide an Dicke und Perennität fast gleich, wenn die Scheide nicht bloß in ihrer Mediane, sondern im größern Theile ihres Umkreises dick und holzig wird, wie z. B. bey Elaeis und Attalea.

Die Totalität aller in ein Blatt tretenden Gefäßbündel stellt gewissermassen einen nach Oben offenen Trichter dar. Wir können aber für unsere Betrachtung von diesen zahlreichen Bündeln Umgang nehmen, und für jedes einzelne Blatt denjenigen, welcher in dessen Mitte tritt, als den wesentlichsten, sonach die Gesammtheit aller dieser, in die Mediane der Blätter streichenden Gefäßbündel als die Cardinalpunkte in dem gesammten architektonischen Gebäude eines Palmenstammes ansehen. Offenbar ist es nun, daß so wie diese Gefäßbündel der Medianen eine regelmäßige geometrische Beziehung zu dem Stamme haben, auch die Orte im Knospenkerne, wo sie sich bilden, zu der Stellung der Blätter in bestimmter Beziehung stehen müssen. Die Punkte, wo diese Gefäßbündel entstehen, sind die verborgenen, gleichsam in das junge Zellgewebe des Knospenkernes eingegrabenen Heerde, aus welchen die Holzkörper der Blätter hervorbrechen müssen. Man kann daher sagen, daß der Scheitel der Palme den ganzen Entwurf ihrer künftigen Blattstellungen, daß er die Gesetze ihrer ganzen Architektonik verkörpert in sich trage. Keineswegs aber darf man sich diese Entwürfe als in dem bildungsfähigen Scheitel des Stammes eingezeichnete Grundrisse von derjenigen Blattstellung denken, welche die Palme befolgt. Man müßte sie sich vielmehr unter dem Bilde successive entstehender, von Innen nach Außen bewegter, und deßhalb verschobener Diagramme vorstellen. Wie wir nämlich bereits gesehen haben, empfängt ein und dasselbe Blatt seine Gefässe nicht zu derselben Zeit; und da es in einer beständigen Wanderung vom Centro nach der Peripherie hin begriffen ist, so empfängt es sie auch nicht in einer und derselben Lage, oder an einem und demselben Orte. Die Heerde, wo die Gefässe für jedes einzelne Blatt gebildet werden, liegen demnach auch nicht gleichweit vom Centro entfernt; vielmehr müssen jene, welche als die ersten in ein Blatt treten, am nächsten, jene welche die letzten eintreten, am weitesten entfernt vom Centro sich bilden.

Uebrigens muß hier, abgesehen von der organischen Fluctuation, worin sich die neugebildeten Entwürfe fortwährend befinden, auch noch erwogen werden, daß innerhalb gewisser Gränzen ohne Zweifel auch noch eine solche Unbestimmtheit der Bewegung waltet, vermöge welcher zwar für jedes Blatt eine beyläufige gewisse Zahl von Gefäßbündeln nothwendig, aber der absolute Ort ihrer Erzeugung, und wo sie in dieses oder jenes Blatt treten, den individuellen Umständen und Verhältnissen überlassen ist. Durch diese Bemerkung möchte ich mich gegen die Deutung meiner Darstellung verwahren, als wenn ich jenes Pythagoräische: Deus geometrizans naturam creavit, auf jeden einzelnen Gefäßbündel ausdehnen wollte.

Endlich muß ich hiebey auch noch daran erinnern, daß ein und dasselbe Individuum nicht immer ein und dasselbe System der Blattstellung beybehält, sondern solches nach Alter, Oertlichkeit und andern Einflüssen verändert. Anfänglich ist das System gemeiniglich ein einfaches, nur aus wenigen Gliedern bestehendes; nach und nach mehrt sich die Zahl der Glieder, und die Blattstellung complicirt sich. Die jüngsten Blätter bey einer Phoenix dac-

---

ich allerdings keine directen Beweise führen kann, die jungen Blätter erhielten ihre Gefäßbündel stets zuerst in dem Blattstiel. Man darf aber nur den Horizontaldurchschnitt der Knospe von Euterpe oleracea (welchen ich an Ort und Stelle gezeichnet habe und dessen Richtigkeit auf einen gewissen Grad ich verbürge) betrachten, Tab. 30, fig. XX, XXI u. XXIV, um sich zu überzeugen, daß das junge, scheidenförmig umfassende Blatt auf der Einen Seite vielmehr dicker, stärker und gefäßreicher ist als auf der andern, und daß gemäß allen Analogien vom Wachsthum dieser dickere Antheil auch am frühesten seine Gefässe empfangen müsse.

tylifera stehen in der $\frac{2}{5}$ Stellung, dann in $\frac{3}{8}$, dann in $\frac{5}{13}$ und noch später in $\frac{8}{21}$. Es werden also gleichsam stets neue Glieder, mit geringeren Divergenzen, zwischen die schon bestehenden eingeschaltet; und es ist natürlich, daß dieser reicheren Complication in den äußeren Organen des Baues auch eine größere Entwicklung in der Zahl und gegenseitigen Verbindung der Elementarorgane zur Seite steht.

Gegenseitiges Ortsverhältniß der Gefäßbündel im wachsenden Stamme.

Die ersten vollständigen, d. h. mit einer Lamina versehenen Blätter entstehen nun nicht eher, als bis der junge Stamm an seinem oberen Ende eine solche Zunahme von organischen Elementen erfahren, daß er hier breiter geworden ist, als die Basis seiner ersten Scheidenblätter war, d. h. nicht eher, als bis sich neue Gefäßbündel außerhalb jener Anlagen der ersten Blätter gebildet haben. Mit dieser Entstehung der ersten Gefäßbündel außerhalb des Kreises der ersten Blätter ist nun, wie bereits erwähnt worden, ein bestimmtes gegenseitiges Ortsverhältniß zwischen allen Gefäßbündeln gegeben, welche überhaupt an dem Axenkörper hinführo entstehen und zwischen denjenigen unter ihnen, welche in die zunächst untersten Blätter einzutreten haben. Die Heerde für die letzteren entspringen stets wieder außerhalb desjenigen Punktes, wo die Gefäßbündel für die bereits gebildeten Blätter liegen, aus dem sich mehr und mehr verdickenden Aufwuchse außerhalb des Mittelpunktes, wo die Blätter selbst entstehen, für welche sie bestimmt sind, und darum steigen sie, um zu diesen zu gelangen, schräg nach Innen auf.

Ad 2. Gesammtverlauf der Gefäßbündel.

Wir müssen nun den Weg, welchen die Fasern auf ihrem Gesammtverlaufe einhalten, genauer ins Auge fassen.

Es ist unmöglich, einen Gefäßbündel in seiner ganzen Entwicklungsperiode zu verfolgen. Wollen wir daher wissen, wie und wo er sich von seinem ersten Entwurfe aus entwickelt, so können wir nichts anderes thun, als den frühesten Zustand eines (jungen) Gefäßbündels, wie er sich im Knospenkerne zeigt, mit dem Zustande eines ganz alten im Stamm zu vergleichen und zu erörtern: wie letzterer zu seiner Lage und Beschaffenheit kommen konnte.

Es sind bey einer solchen Erörterung vorzüglich zwey Punkte ins Auge zu fassen: a) der Ort oder die Lage des Gefäßbündels, seine Erstreckung oder Länge, — und b) seine anatomische Beschaffenheit und Zusammensetzung.

Ad a) Der junge, eben erst erzeugte Gefäßbündel ist ganz kurz, und liegt im obersten, bildungsfähigen, jungen Scheitel des Stammes, anfänglich noch ohne Berührung mit dem Blatt. Er zeigt in diesem Stadio nur Eine, schräg aufwärts durch den Stamm gehende Richtung. Je jünger, desto näher liegt er am Centro. Der ältere Gefäßbündel hat diese, seine ursprünglich einfache Richtung aufgegeben; er hat mit seinem oberen Ende eine bogenförmige Ausbiegung nach Außen vorgenommen, um in das Blatt überzutreten.

Je weiter das Blatt aus dem Centrum in die Peripherie hinausrückt, um so mehr hat sich der Gefäßbündel von seinem Umbiegungsorte aus nach Außen und Oben verlängert, und um so weniger gekrümmt dagegen um so mehr einer Horizontallinie sich nähernd ist der Kreisbogen, den er in dieser obersten Strecke beschreibt. In demselben Verhältnisse aber, als er bis zu der weit entfernten Peripherie hindurchbricht, läßt er sich auch auf seinem Verlaufe nach Unten im Stamme weiter abwärts verfolgen, und so finden wir, daß er bey einer sehr beträchtlichen Länge durch mehrere Internodien, welche sich während seiner Ausbildung dargestellt haben, bis zu der peripherischen Schicht unter der Rinde herabreicht, wo er unter der Form eines ungemein feinen (lediglich aus Prosenchymzellen bestehenden) Fadens endiget.

Betrachten wir nun den Gesammtverlauf eines solchen vollkommen ausgewachsenen Gefäßbündels von seiner Insertion in das Blatt bis zu seinem untern Ende unterhalb der Rinde, so finden wir, daß hier zwey Hauptverschiedenheiten statt finden. Entweder nämlich liegt der Gefäßbündel in seinem ganzen Verlaufe auf derselben Seite des Stammes, auf welcher er auch in das Blatt übertritt; oder sein unteres Ende liegt seinem oberen Austrittsende e diametro schräg entgegen, und er streicht also durch den ganzen Stamm quer hindurch.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 19.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Februar.
Nro. 29. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, am 11. Januar 1844.

Hr. Akademiker Dr. v. Martius trug folgenden Aufsatz über den Wachsthumsproceß der Palmen, besonders über den Faserverlauf im Palmenstamme vor, indem er ihn durch Vorzeigung von Palmenhölzern erläuterte.

(Fortsetzung.)

Mohl hat in seiner vortrefflichen Arbeit nur von der ersteren Art des Faserverlaufes gesprochen, und ihn allein in seiner idealen Figur (Tab. morphol. Q. fig. 5.) dargestellt, ohne einer andern Art des Verlaufes zu erwähnen. Dagegen spricht Mirbel (in seiner oben angeführten Abhandlung *) es geradezu aus, daß er einen diametralen Verlauf annehme, und daß seine Ansicht hierin wesentlich von jener Mohls abweiche; und auch ich habe mich in einigen Fällen, wie namentlich bey Euterpe oleracea, entschieden davon überzeugt, daß gewisse Fasern nicht auf der Seite, wo sie in das Blatt treten, sondern auf der diametral entgegenliegenden ihr unteres Ende haben. Sicherlich sind es aber nicht alle Fasern eines Stammes, welche auf diese Weise den ganzen Stamm durchsetzen, sondern nur ein gewisser, und im Verhältniß zur Gesammtzahl bey manchen Arten vielleicht nicht beträchtlicher Theil derselben. Wäre es bey mehreren der Fall, so müßten wir den Kreuzungen zumal in der Mitte des Stamms öfter begegnen, als dieß wirklich der Fall ist. Inzwischen fehlen uns, in Beziehung auf dieses Verhältniß noch zu viele Untersuchungen, als daß man allgemeine Behauptungen darüber aufstellen könnte.

Wenn es aber schon ungemein schwierig ist, den gesammten Verlauf irgend eines Gefäßbündels vom untern Ende bis zum Eintritte in das Blatt durch das Messer oder durch Maceration darzulegen, so ist es noch viel schwieriger, ja vielleicht unmöglich, den ganzen Entwickelungsgang eines solchen Bündels von seinem frühesten Stadio an, im Vergleiche mit einem solchen, welcher auf Ein und Derselben Seite des Stammes bleibt, zu verfolgen. Es bleibt uns zur Aufhellung dieses Verhältnisses nichts übrig, als die ursprüngliche Lage des eben erst im bildungsfähigen Scheitel des Stammes entstandenen Gefäßbündels mit seinem späteren Zustande zu vergleichen. Da wir bereits angenommen haben, daß der junge Gefäßbündel sowohl nach Oben als nach

*) J'ai suivi les filets du Dattier pas à pas depuis les feuilles jusqu'au centre; j'ai voulu savoir comment ils se comportent à partir du centre jusqu'à la circonférence, et j'ai acquis la certitude, qu'après avoir parcouru le faisceau central, dans une petite portion de sa longueur, il s'en ypart, en suivant une ligne oblique descendante, du côté opposé au point d'attache de la feuille.

Unten wächst, so können hier zwey Möglichkeiten gedacht werden.

Der neue Gefäßbündel bleibt entweder mit seinem oberen Ende auf derjenigen Seite, wo er in das Blatt tritt und verlängert sein unteres Ende quer durch den Stamm bis zu der gegenüberliegenden Peripherie, oder er trifft mit seinem oberen Ende nicht eher in ein Blatt, als bis er die Axe des Stamms durchkreuzt hat, und wird nun mit seinem oberen Ende durch das Blatt, an das er organisch gebunden ist, auf die seiner untern Extremität gegenüber liegende Seite geführt.

Welchen ordnenden und bestimmenden Einfluß die Blattstellung auf den Verlauf dieser, den ganzen Stamm quer durchsetzenden Fasern ausübe, — dieß vermag ich nun in keiner Weise anzugeben. Aber ich bin so innig von der Solidarität aller Entwickelungen im Stamm und in den Blättern überzeugt, daß ich auch an jenem Einfluß keineswegs zweifle. Uebrigens bietet der Anblick eines aufgeschnittenen Palmenstammes ein so verwickeltes Chaos von Fasern dar, daß es wohl schwerlich irgend einem Phytotomen gelingen dürfte, die regelmäßige und constante Beziehung gewisser Fasern zu gewissen Blättern nachzuweisen.

Doch sind uns in jedem Falle, wie bereits oben erwähnt, vermittelst der Blattstellung der Palme gewisse Cardinalpunkte gegeben, von wo aus wir in einer idealen Figur den Faserverlauf versinnbilden können, und zwar sind es drey Verhältnisse, die wir einer solchen Darstellung zu Grunde legen müssen:

1) Die Blattstellung selbst, rücksichtlich der Zahl und Divergenz ihrer Glieder, indem wir annehmen, daß die Heerde für die Hauptfaserbündel eines jeden Blattes in dem bildungsfähigen Zellgewebe auf den Scheitel der Palme versenkt liegen.

2) Die Bestimmung, ob die Gefäßbündel ihrer ganzen Länge nach auf derselben Seite des Stamms verweilen, wo sie erzeugt sind, oder ob sie das Centrum des Stamms durchsetzen und auf der ihrer untern Extremität entgegengesetzten Seite in ihr Blatt treten.

3) Die weitere Bestimmung, wie viele Internodien des Stammes sie auf ihrem Gesammtverlaufe durchsetzen.

Ich habe versucht, die Combination dieser drey Verhältnisse in einer perspectivischen Zeichnung darzustellen, die ich mich beehre der Classe vorzulegen. Es ist hier die $\frac{2}{3}$ Stellung, als eine der einfachsten und auch bey den Palmen häufig vorkommenden zum Grunde gelegt worden.

Wenn man bedenkt, wie viele Complicationen der Blattstellung, der Richtung, Zahl und des Alters der Fasern, der Zahl und Länge der Internodien, selbst bey einer kleinen Palme eintreten können, so wird man sich beym Anblick dieser verhältnißmäßig noch einfachen Figur einen Begriff von der Verwicklung des Faserverlaufes in einem großen Stamme mit vielgliedriger und enger Blattstellung machen können. Zugleich wird man aber auch anerkennen müssen, daß die objective Darstellung dieser Verhältnisse an einem gegebenen Individuo durch das Messer und die Maceration und die Abbildung derselben eine Aufgabe ist, welche auch der größten Geschicklichkeit und Geduld spottet.

Als besonders bedeutungsvoll in dem Faserverlaufe des Palmenstammes erscheint uns jedenfalls die Kreuzung der Fasern. Es mag sich nun mit dieser Decussation entweder so verhalten, daß ein Theil der Fasern schräg durch den ganzen Stamm geht, oder dieselbe mag nur einseitig erfolgen, immer ist sie ein organischer Charakter von der größten Wichtigkeit und so ausschließlich, daß wir ihn mit Recht als das wesentlich unterscheidende anatomische Verhältniß bey den Monocotyledonen betrachten dürfen. Eine Kreuzung der Fasern gleich dieser, sowohl im Centro des Stammes als in der Peripherie, findet sich bey den Dicotyledonen nicht, und wenn schon Schleiden die davon abgeleitete Benennung „Loxines," welche ich vorgeschlagen habe, verwirft, so glaube ich dennoch, daß sie durch die Natur vollkommen gerechtfertigt sey und in vielen Fällen, wo wir den Bau des Samens nicht kennen, mit Sicherheit angewendet werden könne.

Der Wachsthumsproceß in seinem Fortschritt betrachtet, und die Verholzung.

Im gleichen Verhältnisse, als die Complication

der Blattstellung an einem wachsenden Palmenstamme zunimmt, mehrt sich auch die Zahl derjenigen Gefäßbündel, welche außerhalb des Mittelpunktes in der plastischen Kegelfläche erzeugt werden, weil diese sich fortwährend verdicken muß, um eine Basis für die zu den neu gebildeten Blättern tretenden Gefäßbündeln zu schaffen. Diese Verdickung und die Entstehung neuer Gefäßbündel ist nun so lange im Zunehmen, bis die Palme das höchste Maaß der Blattstellung, sowohl rücksichtlich der größten Zahl von Gliedern in einer Blattperiode als rücksichtlich der größtmöglichen Kürze der Internodien erreicht hat, dessen sie fähig ist. Die Verlängerung tritt natürlich fortwährend in Wechselbeziehung zu der Dicke ein. Bis zu jener Epoche, da der Stamm die größte Fülle von Blättern in der Periode zugleich mit der größten Kürze der Internodien erreicht hat, nimmt er an Dicke mehr und mehr zu. Dann bleibt er auf demselben Dickenverhältniß verharrend, oder nimmt auch wieder ab, wenn er mit verringerter Lebenskraft von einem höhergliedrigen Blattstellungssysteme zu einem niedrigeren herabsteigt.

Eine nothwendige Folge der hier geschilderten Form des Wachsthums ist, daß nach einer gewissen Zeit die im Scheitel des Stammes erzeugten Anlagen neuer Bündel erschöpft seyn müssen (da sie nicht für alle Blätter vom Anfang an vorhanden seyn können), — daß sie also zugleich mit dem übrigen ihre Erzeugung bedingenden Zellgewebe nachträglich entstehen müssen, — daß daher die Neubildungen in Einem fortgehen. Auf diese Weise muß nun der Scheitel des Stammes, welcher mit der kegelförmigen bildungsfähigen Schicht bekleidet ist, nach und nach mehr und mehr in die Höhe getragen werden, das heißt der Stamm muß in die Länge wachsen. Die Verholzung schreitet in gleicher Weise von Unten nach Oben fort, als die Knospe erhoben wird. Sie muß in directer Beziehung stehen zu der Quantität und Dicke der Fasern, und zu der Menge und Länge der Internodien, welche sie zu durchlaufen haben, um in die Blätter zu gelangen. Man pflegt gewöhnlich anzunehmen, daß ein Gefäßbündel mit zunehmendem Alter härter werde, und erklärt den Umstand, daß die Peripherie des Palmstammes härter ist als sein Inneres, dadurch, daß seine ältesten Gefäßbündel oder die ältesten Theile derselben in der Peripherie liegen. Unsere bisherige Schilderung beschränkt übrigens diese Annahme und erläutert sie des Weiteren dahin, daß die alten in der Peripherie liegenden Gefäßbündel oder die Theile derselben nicht dort entstanden sind, sondern vielmehr nahe am Centro, daß sie aber bey fortwährendem Wachsthum und continuirlicher Entfaltung der Blätter an die Peripherie herausgeführt worden, und sich gegen sie hin ausgestreckt haben. Wiederholt wollen wir hiebey bemerken, daß die relative Härte dieser Gefäßbündel an und für sich noch kein Beweis eines höhern Alters sey, da sie vorzüglich von der anatomischen Zusammensetzung der Elementar-Organe, von der Kleinheit der Zellen, der Dicke ihrer Wände, von dem größeren Gehalte an Gefäßen u. s. w. abhängt.

Wir finden aber bey dem Querdurchschnitte des Palmenstammes außer der relativen größern Härte im Umkreise noch ein anderes Verhältniß, worauf ich jetzt kommen muß, nämlich die anatomische Verschiedenheit des Strati fibrosi nach Mohl, jener unmittelbar unter der Rinde liegenden prosenchymatosen Zone von dem übrigen Holzkörper. In dieser Zone befindet sich nämlich das untere, äußerst feine, fadenförmige Ende der Gefäßbündel, welches lediglich aus langgestreckten, sehr kleinen Zellen besteht. Dieser Umstand theilt der unmittelbar unter der Rinde liegenden Schichte eine eigenthümliche, gleichartige Structur mit, welche wir bey aller scheinbaren Unregelmäßigkeit in Gesammtdurchschnitte ihres Stammes rücksichtlich der Gefäßbündel hier immer für jede Palmenart auf gleiche, specifike Weise finden. Manchmal ist sie von beträchtlicher Dicke, und von dem tiefer stammeinwärts liegenden Holzkörper sehr deutlich abgegränzt. Vergl. Mart. Palm. t. 51 fig. VII (Diplotheminm caudescens), fig. VIII (Copernicia cerifera), t. 101 fig. III (Syagrus botryophora). Man hat sie wohl nicht mit Unrecht dem Baste der Dicotyledonen verglichen (S. Adr. Jussieu, Cours élément. de Botanique p. 84 fig. 115).

So wie aber diese peripherische Schicht dadurch einen eigenthümlichen Charakter erhält, daß sie vorzugsweise aus den untern fadenförmigen Enden der

Gefäßbündel zusammengesetzt ist, wird ihr auch noch ein besonderes Aussehen dadurch verliehen, daß auch die obern Theile der Gefäßbündel, nachdem sie mehr oder weniger lang durch den Stamm aufgestiegen sind, nun wieder in jene Bastschicht der Peripherie kommen, um sie schräg durchbrechend in die Blätter überzugehen. Daher kommt es denn, daß man bey manchen Arten auf dem Querschnitte zwischen jenen feinen Gefäßbündeln auch größere, stärkere bemerkt, welche ein mehr oder minder regelmäßiges Stellungsverhältniß einnehmen. Sie sind natürlich in ihrer gegenseitigen Lage, Stärke und Zahl bedingt durch die Stellung, die Form und die Größe des Blattstiels und durch die Zeitlänge, welche dieser an dem Stamme haften bleibt, so wie endlich durch die Zahl und Länge der Internodien. Da der Blattstiel im Allgemeinen eine dreyseitige Form, mit der Basis des Dreyecks gegen den Stamm hin gerichtet, hat, so ordnen sich die für ihn bestimmten Gefäßbündel gegen ihren Austritt hin in der Art, daß ihr Durchschnitt ein mehr oder weniger verlängertes Dreyeck darstellt. Diese Anordnung tritt zwar nicht bey allen Palmen, die mit einem dicken Blattstiele versehen sind, deutlich hervor, bey manchen aber (z. B. Syagrus botryophora, t. 101 f. III) ist sie sehr augenfällig, und sie hat hier Veranlassung zu der falschen Vorstellung (Hayne in Nov. Act. Acad. Nat. Cur. Vol. XIV p. 507) gegeben, als wenn im Palmenholz Radii medullares vorhanden wären.

Unterschied der von Mohl bezeichneten Arten des Palmenstammes nach diesen Verhältnissen.

Wenn wir die so eben angestellten Betrachtungen auf die verschiedenen Arten des oberirdischen Palmenstamms anwenden, welche Mohl (Palm. struct. p. II) unterschieden hat, nämlich den Caudex arundinaceus, calamosus, cylindricus und cocoides, so kann uns nicht entgehen, daß diese Verschiedenheiten, deren Charaktere theils von dem äußern Ansehen, theils von der Structur abgeleitet sind, auf das Innigste mit der Natur der Blattstellung und des Faserverlaufes zusammenhängen. Da diese Erörterung noch beytragen mag, um die so schwierige Lehre vom Verlaufe der Gefäßbündel in helleres Licht zu setzen, so will ich mich hierüber noch etwas ausführlicher verbreiten.

a) Caudex arundinaceus Mohl. Dieser erreicht gewöhnlich keine beträchtliche Länge. Er kommt von zwey, drey, bis höchstens 25 Fuß Länge vor. Sein Centrum ist markartig, d. h. es besteht aus verhältnißmäßig viel Zellgewebe, und zwischen diesem nur wenigen Gefäßbündeln. Seine Blätter stehen in wenig complicirten Blattstellungen, selten sehr nahe an einander, meistens in sehr deutlichen Abständen, und ihre Zahl ist nicht beträchtlich. Auf eine Länge von 100 Zoll darf man im Durchschnitt kaum mehr als 50 Blätter rechnen.

Die Scheiden dieser Blätter sind gewöhnlich dünne; selten haben sie, mit Ausnahme der Mediane, mehr als eine bis zwey Linien Durchmesser; auch die Blattstiele sind dünne. Bey einem Stamm von 1 Zoll Durchmesser darf man in vielen Fällen kaum mehr als 100 (größere) Gefäßbündel von beträchtlicher Dicke in einem solchen Scheidentheile annehmen. So zähle ich deren bey Chamaedorea elatior 80 bis 100. Es würde sich also die Zahl der größeren Bündel, welche aus einem Stamm von 100 Zoll Länge in 50 Blätter übergehen sollen, etwa auf 5000 belaufen. Auch sind diese Bündel, ebenso wie nicht besonders dick, auch nicht sehr haltbar, was auf den Umstand zurückwirkt, daß die Blätter nicht sehr lange stehen bleiben, vielmehr leicht abfallen, ohne ihren untersten Theil an dem Stamm haften zu lassen, und daß die Blattnarben, welche sie zurücklassen, jene tiefen Spuren von der Trennung der Gefäßbündel nicht zeigen, die man zumal an den Caudicibus cocoideis wahrnimmt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 11.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Februar.

Nro. 30. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, am 11. Januar 1845.

Hr. Akademiker Dr. v. Martius trug folgenden Aufsatz über den Wachsthumsproceß der Palmen, besonders über den Faserverlauf im Palmenstamme vor, indem er ihn durch Vorzeigung von Palmenhölzern erläuterte.

(Schluß.)

b) Caudex calamosus Mohl. Neben dem Glanze und der Dichtigkeit seiner Rinde und der Länge und Elasticität seiner Internodien ist er besonders dadurch charakterisirt worden, daß die Fasern nicht bloß gegen die Peripherie hin, sondern auch im Innern sehr häufig sind: daher der Markantheil in ihm viel geringer erscheint, als bey dem Caudex arundinaceus. Diese größere Quantität von Fasern hängt offenbar mit der Bestimmung des Stammes zusammen, eine beträchtliche Länge zu erreichen, welche bekanntlich bey diesen Palmen oft 100 Fuß übertrifft. Die untern Internodien enthalten ja den Stoff, der sich in den obern mehr und mehr entwickeln soll, und da sie für eine viel größere Länge und Zahl der Internodien zu sorgen haben, als jene des Caud. arundinaceus, so müssen sie auch die Heerde für zahlreichere Entwicklungen, d. h. reicher an Fasern seyn. Die Blätter stehen bey dieser Art des Palmenstammes in den weitesten Entfernungen von einander, da er aber nicht selten sehr lang wird, so steht dennoch eine beträchtliche Succession von Blättern in Aussicht, und somit erklärt sich die Erfüllung der untern Internodien mit Fasern, welche erst nach langem Verlaufe in die Blätter zu treten bestimmt sind. Die Blattstellungen sind, so viel mir bekannt geworden, bey dieser Art des Palmenstammes keineswegs hoch complicirt. Die Form und Größe der Blattscheiden, ihr Gehalt an Gefäßbündeln und ihre Dauer am Stamme kommt mit den gleichnamigen Verhältnissen bey dem rohrartigen Palmenstamm überein.

c) Caudex cylindricus Mohl, der vielleicht bezeichnender Caud. columnaris genannt werden könnte. Er ist ausgezeichnet durch eine bedeutende Länge und Dicke der Internodien, welche durch deutliche, oft ziemlich breite, jedoch nicht knotig hervortretende Ringe markirt sind, und durch eine große Masse Parenchyms im Centro bey verhältnißmäßiger Dicke des harten Holzes in der Peripherie. Im Grunde ist diese Art des Palmenstammes nichts Anderes, als ein vergrößerter Caud. arundinaceus, mit dem Unterschiede jedoch, daß die Internodien in ihrer Länge weniger wechseln als es bey letzterem der Fall ist. Die Krone trägt zwar nach Maßgabe der Dicke des Stammes einen großen Reichthum von Blättern; diese sind aber meistens in nicht sehr complicirten Blattstellungen geordnet, und es entwickelt sich an ihm auf einmal eine Blattperiode nach der andern, unter merklicher schnell herausschiebender Verlängerung des Stammes. Die runden Blattstiele sind oft von beträchtlichem Volumen, aber die Scheiden selbst sind nicht so sonderlich dick,

wie dieß bey dem Caud. cocoides der Fall zu seyn pflegt. Wegen dieser verhältnißmäßig nicht sehr bedeutenden Dicke der Scheiden werden die Blätter auch leichter abgeworfen, was ohne Zweifel in Beziehung steht zu der schnelleren Erhebung der Knospe. Wenn die Scheiden nicht sehr dick sind, so empfangen sie stets eine überwiegende Zahl von zarten schwachen Fasern, welche unmittelbar unter der Rinde entspringen, und dagegen eine geringere Zahl jener derben und dicken Fasern, welche aus der Tiefe des Stammes zu den Blättern heraustreten und deren Spuren man demgemäß auch minder häufig in der Blattnarbe findet, wo sie sich durch ihre Größe und Figur von den punktförmigen Spuren der oberflächlichen Fasern leicht unterscheiden. Da nun neben allen angegebenen Verhältnissen auch die Zahl der Blätter an einem ausgewachsenen Stamme dieser Art nicht besonders groß ist (oft beträgt sie nur 100—200), so folgt hieraus, daß die Zahl der Gefäßbündel nicht groß genug ist, um das ganze Innre mit beträchtlicher Festigkeit auszufüllen, und darum hat das Innere des Caudex columnaris die größte Aehnlichkeit im Gefüge mit jenem des Caud. arundinaceus.

d) Caudex cocoides Mohl. Die Bäume, welche einen solchen Stamm entwickeln, besitzen immer eine an Blättern reiche Krone, und die Blätter sind gemeiniglich in sehr vielgliedrigen complicirten Blattstellungen geordnet. Dieses Stellungsverhältniß bedingt, daß eine jede Periode sehr viele schräge, enggestellte Zeilen enthalten muß, und daß der Stamm mit sehr kurzen Internodien anwächst. Ausserdem haben die Blätter nicht bloß sehr dicke holzreiche Stiele, sondern auch die Scheiden sind sehr dick und reich an Fasern. Aus allen diesen Verhältnissen geht als nothwendige Folge hervor, daß eine sehr große Menge starker, lang ausdauernder Fasern in die Blätter treten, daß also der Stamm reicher an Fasern seyn muß als irgend ein anderer und daß bey ihm die Kreuzungen besonders häufig eintreten müssen. Ein solcher Stamm liegt den Untersuchungen Mirbel's zu Grunde, was uns veranlassen muß, die von diesem ausgezeichneten Forscher aufgestellten Sätze nicht unbedingt zu allgemeiner Gültigkeit zu erheben.

Ohne Zweifel wird auch die Natur des Knospenkernes durch alle die hier angegebnen Verhältnisse wesentlich verändert; aber zur Zeit fehlen uns noch genaue Untersuchungen dieses Theiles an verschiedenen Stämmen, welche in diese Kategorie gehören. So wie Mirbel den Knospenkern der Dattelpalme schildert, weicht er, wie erwähnt, darin von allen mir bekannten ab, daß er im Scheitel für die große Zahl von Blättern, welche hier gleichzeitig gebildet werden müssen, eingedrückt ist.

Die bisherigen Erörterungen mögen zur Genüge erweisen, daß allerdings so wie das äußere Ansehen, auch die innern Structurverhältnisse des Palmenstammes wesentlich von der Natur der Blätter afficirt werden.

Resultat.

Fassen wir die bisher entwickelten Ansichten von dem Wachsthume des Palmenstammes kurz zusammen, so lassen sie sich auf folgende Hauptpunkte zurückführen:

1) Der Palmenstamm enthält nicht mehr Gefäßbündel, als bestimmt sind, früher oder später aus ihm in die an ihm zu entwickelnden Blätter überzutreten.

2. Diese Gefäßbündel entstehen an dem Scheitel des Aufwuchses, in dem Knospenkern oder Phyllophor nach Mirbel, zwischen dem neuen bildungsfähigen Zellgewebe, welches hier eine eigenthümliche, die darunter liegenden älteren Theile gleichsam mantelförmig überziehende Schichte bildet; und zwar entstehen sie so, daß die neuern stets *außerhalb*, und mehr oder weniger oberhalb der bereits vorhandenen gebildet werden.

3) Die Orte, wo die Gefäßbündel auf dem Scheitel der Knospe entspringen, sind organisch vorbestimmt. Hier liegen sie mit ihrem obern Ende schräg nach Innen convergirend, und *verlängern sich nach beyden Seiten hin*, d. i. *wachsen nach Unten wie nach Oben*.

4) Ihr oberes Ende geht gegen den Grund eines jungen Blattes hin, welches als eine zellige Falte im Centro des Knospenkerns entspringt, und,

sich immer mehr vergrößernd, nach der Peripherie hinaus geführt wird.

5) Ihr unteres Ende verlängert sich schräg abwärts und verliert sich als ein feiner, bloß aus Prosenchym bestehender Faden in einer Schicht, welche dem Baste der Dicotyledonen keineswegs gemäß ihrer Entstehung, sondern höchstens nur gemäß ihres Gehaltes an Prosenchymzellen verglichen werden kann. *)

6) Der Ort, wo das obere Ende des Gefäßbündels zum Blatt tritt, liegt entweder auf derselben Seite des Stammes, auf welcher der Gefäßbündel überhaupt verläuft, oder dem Ursprungspunkte des Gefäßbündels schräg e diametro gegenüber, in welch letzterem Fall also der Gefäßbündel den ganzen Stamm schräg durchsetzt.

7) Jeder Gefäßbündel kreuzt bey zunehmender Länge und Dicke des Scheitels andere Bündel, entweder im Innern des Stammes oder näher an der Peripherie, da wo er steil ansteigend oder plötzlich in horizontaler Richtung nach Aussen biegend, ins Blatt tritt.

8) Die fortdauernde Erhebung der Knospe und die fortdauernde Verlängerung und Verdickung des Stammes finden in organischer Gesetzmäßigkeit und Gegenseitigkeit statt, welche einerseits von den architektonischen Verhältnissen der Blattstellung, anderseits aber von der mit diesen innigst zusammenhängenden Art der Neubildung und der Bewegung der neugebildeten Theile (von der Verschiebung aus dem Centro nach der Peripherie) abhängt.

9) Die Gefäßbündel sind weder an ihrem obersten noch an ihrem untersten Ende am ältesten. Ihre stärkste Entfaltung haben sie im mittleren Theile des Verlaufes; unten sind sie am dünnsten und bestehen bloß aus Prosenchymzellen; oben wo sie in die Blätter gehen, werden sie in kleinere Bündel aufgelöst.

10) Der Stamm verholzt durch Zunahme der schräg in ihm aufsteigenden und sich kreuzenden Gefäßbündel und des zwischen ihnen lagernden Zellgewebes, indem beyderley Arten von Elementar-Organen, Gefäße wie Zellen, eine Verdickung und Verhärtung ihrer Wandungen erfahren. Diese Verhärtung steht im Allgemeinen im geraden Verhältniß zu dem Alter, und da die seit länger und gleichzeitig entstandenen Theile im Umkreise einander in größerer Menge genähert liegen, so ist der Stamm in der Peripherie härter als im Innern.

11) Dieser ganze anatomische Bau des Stammes ist nur in der Gegenseitigkeit zwischen ihm selbst und seinen Blättern zu begreifen, und sein Fasergerippe, welches alle Bedingungen der Größe, der Gestalt und des Wachsthums gleichsam verkörpert in sich trägt, hängt in Zahl, Länge, Lage, Richtung und Kreuzung der Fasern mit den Gesetzen der Blattstellung zusammen, welche ihrerseits wiederum an die ursprünglichen Bildungsgesetze in dem Knospenkerne gebunden sind.

12) Die hier gegebene Ansicht kommt also im Wesentlichen mit derjenigen überein, welche Hugo von Mohl, De Structura Palmarum, aus einander gesetzt hat. Sie streitet wider die von Desfontaines, und in größerer Ausdehnung von Daubenton und De Candolle aufgenommene Meinung, nach welcher die neuesten Gefäßbildungen im Centro vor sich gingen, während doch das Wachsthum gerade außerhalb der schon bestehenden Theile vor sich geht. Sie nimmt aber auch noch den von Mirbel aufgestellten Satz an, daß Fasern quer durch den ganzen Stamm auf der ihrem untern Ende e diametro entgegenliegenden Seite verlaufen.

*) Ich bemerke hier ausdrücklich, daß ein Uebergang dieser untern Enden in die Wurzel, wie schon Mohl Anatomia Palm. §. 50 bewiesen hat, keineswegs stattfindet, und also von einer Vermehrung der Wurzel durch die von Oben herabkommenden Gefäßbündel nur irrthümlich gesprochen werden kann.

Hierauf verlas Hr. Akademiker Dr. Schafhäutl folgenden Aufsatz über den gegenwärtigen Zustand des Vesuv und sein Verhältniß zu den phlegräischen Gefilden.

Der Vesuv mit seinem proteusartig sich fort und fort verändernden Aschenhaupte und seinem geheimnißvoll arbeitenden Innern hat neuerdings wieder die Aufmerksamkeit und die Erwartungen vorzüglich der außeritalischen Welt rege gemacht; die Zeitungen sprachen bereits mehrmals von einem bevorstehenden Ausbruche und selbst in Neapel murmelte man vom Sinken des Wasserstandes in den Brunnen, welches einer Eruption des Berges in der Regel vorauszugehen pflegt.

Bey meiner Ankunft jedoch in Neapel gegen Ende Septembers vorigen Jahres und während meines dortigen Aufenthaltes hatte man von irgend einer Verminderung des Wasserstandes nichts bemerkt, weder in den Brunnen von Portici, Resina, Torre del Greco noch in Neapel selbst. Die Auswürfe des Vesuv hatten jedoch beynahe täglich an schneller Aufeinanderfolge und an Intensität zugenommen. Gegen Ende Septembers konnte an den Ufern der St. Lucia nur vermittelst eines Fernrohres bey Nacht eine Erhellung der ununterbrochen aus der Kratermündung aufsteigenden Fumarole bemerkt werden. Nach 14 Tagen jedoch sah ich die feurigen Auswürfe des Nachts schon mit freyem Auge, und das Fernrohr zerlegte die Feuersäule in die sie zusammensetzenden einzelnen glühenden, gleich Schwärmern aus einer Schwärmerbüchse ausgeworfenen Lavatheile. Diese Explosionen erfolgten intermittirend, anfangs in Intervallen von 12, dann zuletzt in solchen von 6 Sekunden. Der Gipfel des Vesuv, den Abich noch im Jahre 1838 mit 3 Hörnern zeichnete, von denen das mittelste eigentlich den Eruptionskegel selbst ausmachte, war jetzt nur mehr, und zwar von der linken Seite aus, mit einem Horne geziert, das ein Ueberbleibsel der Wand jenes gewaltigen über 400 Fuß tiefen Kraters ausmacht, der sich bey dem großen 20 Tage dauernden Ausbruche von 1822 öffnete. Nach 6 Jahren Ruhe gab der Vulkan dann Zeichen erneuerter Thätigkeit. 1827 öffneten sich Spalten im Kratergrund, aus denen sich flüssige Lava hervordrängte, den Kratergrund ausfüllend. In diesem erstarrten Lavagrunde öffneten sich wieder neue Spalten, und vorzüglich eine constante von Nordost nach Südwest, aus der wieder Lava emporstieg, und endlich den Krater so weit ausfüllte, daß sein Plateau nach meinen barometrischen Messungen gegenwärtig nur mehr 246,5 Fuß unter dem höchsten Punkte (Punta del Palo) der Kratermündung liegt. Dieß Plateau ist etwas von Südsüdwest nach Nordnordost fallend aus wellig über einander geflossenen und so erstarrten Lavaschichten zusammengesetzt, von großen Spalten durchzogen, in denen die Hitze noch groß genug war, Eyer weich zu kochen. Das ganze Krater-Plateau hat ein Mittelansehen zwischen einem erstarrten brandenden Meere und einem zerborstenen schollig über einander gethürmten Eisfelde.

In der Mitte dieses Lavaplateaus befindet sich der eigentliche Eruptions-Kegel, aufgethürmt aus jenen fetzigen Lavastücken, die jede Explosion in großen Quantitäten in die Luft schleudert, und die sich, zuerst um die Spalten häufend, einen Kegel bilden, den sie auf eben diese Weise so lange erhöhen, bis ein neuer Lava-Ausbruch aus der Spalte am Fuße des Kegels diesen neuerdings zusammenstürzt. Der Eruptions-Kegel, welcher nach Abichs Zeichnung beynahe gleiche Höhe mit der höchsten Kraterwand hatte, ist gegenwärtig nach meinen barometrischen Messungen (gegen 69 Fuß über das Kraterplateau hervorragend) 177,5 Fuß unter dem höchsten Rande des Kraters.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 12.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Februar
Nro. 31. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, am 11. Januar 1845.

Hr. Akademiker Dr. Schafhäutl verlas folgenden Aufsatz über den gegenwärtigen Zustand des Vesuv und sein Verhältniß zu den phlegräischen Gefilden.

(Fortsetzung.)

Von diesem höchsten Punkte sinkt der Kraterrand allmählig gegen Südwesten zu herab, wo er seinen tiefsten Punkt erreicht, durch den man gewöhnlich von Resina aus in das Kraterplateau 67 Fuß tief hinabsteigt. Der Kraterrand bildet hier an seiner niedersten Stelle eine Ebene über 300 Fuß Breite, und von hier aus haben sich Lavaströme mit Trümmern der ehemaligen Kraterwand ergossen, die den obern Theil des Vesuvs nun leichter ersteiglich machen, als dieß früher der Fall war. Noch vor wenigen Jahren bedeckte nämlich fein zertheilte Lava, Asche genannt, größtentheils auf die Tiefe von ein Paar Fuß den ganzen südwestlichen Theil des obersten Kegels des Vesuvs so, daß das Hinaufklimmen in dieser tiefen beweglichen Aschenschichte äußerst mühsam war.

Gegenwärtig bildet die von dem niedersten westlichen Kraterrand sich weit herab erstreckende Trümmerschichte einen viel bequemern Weg zum Hinaufklettern, während man in der mehr gegen Westen durch eine beynahe gerade Linie von ihr getrennten Aschenschicht äußerst bequem und schnell herabgleitet. Die Höhe dieses obersten Theiles des Berges, den man hier erklettern muß, beträgt gegenwärtig 933 Fuß, und seine Basis befindet sich demnach nach niedren Messungen 2527,7 Fuß über der Meeresfläche. Hier am Fuße des Aschenkegels erwarten Pferde gewöhnlich die Zurückkehrenden. Man reitet nun noch 728,7 Fuß hinab über die südwestlichen Lavaströme, bis man das neue Vesuvische Observatorium und dann die Eremitage erreicht, die 1799 Fuß über der Meeresfläche liegt. Von hier aus geht es dem großen Lavastrome, der Torre del Greco verwüstete, zur Linken über schollige Lavaströme herab dem bebauten Gürtel des Berges zu.

Die Wände des Kraters sind sämmtlich uneben, steil abfallend, aus größtentheils blasiger, dunkler Augitlava bestehend, und von mannigfaltigen Spalten und Zersplitterungen zerrissen, aus denen ununterbrochen Fumarolen emporsteigen. Diese Fumarolen bestehen gegenwärtig sämmtlich aus Wassergas mit gasförmiger Chlorwasserstoffsäure gemengt. Wo sie den Ritzen entsteigen, lösen sie das Eisen und die Thonerde der Lava auf, und überziehen diese Stellen mit einem feurigen Gelb und Roth aus Eisenchlorid und Aluminchlorid (oft in verschiedenen Zuständen der Wässerung) bestehend, das von Reisenden gewöhnlich für Schwefelanflug gehalten, begierig gesucht wird, an der Luft zerfließend jedoch in der Regel Wäsche und Kleider verdirbt, die mit der vermeintlichen Schwefelmasse im Reisekoffer in Berührung kommen.

Die Fumarole des Eruptionskegels besteht gleichfalls aus Wassergas mit gasförmiger Chlorwasserstoffsäure gemengt; von schwefelichtsaurem Gase findet sich gegenwärtig auf dem Vesuv keine Spur *), so wenig als von krystallinischem Eisenoxyd. Dagegen finden sich Salmiak, Kochsalz ꝛc.

Die Fumarole steigt ununterbrochen aus dem Eruptionskegel hervor, bald pinienförmig gerade, bald, nach dem Winde oder der Witterung, den ganzen obern Theil des Vulkans umhüllend. Als ich in dem Krater anwesend war, erfolgten die eigentlichen Eruptionen regelmäßig in Intervallen von 8 Sekunden und zwar jedesmal mit einer Explosion, die jedoch nicht dem scharfen Knalle eines Geschützes, sondern mehr dem dumpfen einer plötzlich entweichenden Gasart glich, da, wo sie wenig Widerstand findet — ich möchte sie wieder mit der Explosion eines Schwärmerfasses vergleichen. Dieser Schall löst sich hierauf jedesmal in ein beynahe gurgelndes Geräusch auf, das demjenigen ähnlich ist, welches eine fallende Flüssigkeit in einer weiten Brunnenröhre veranlaßt am täuschendsten aber durch das Getöse nachgeahmt wird, welches eine Niederdruck-Dampfmaschine von etwa 60 Pferdekräften hören läßt, wenn sie eben in Bewegung gesetzt wird. Der Ingenieur öffnet nämlich zu diesem Zwecke alle Klappen, und läßt zuerst den Dampf durch alle Theile des Cylinders und des Condensators streichen, um die atmosphärische Luft daraus zu vertreiben. Hierauf schließt er einen Theil des Klappensystemes, erregt durch Injection von kaltem Wasser im Condensator ein Vacuum, wodurch sich gewöhnlich schon die Maschine langsam zu bewegen anfängt, und die Luftpumpe das Wasser aus dem Condensator schöpft und ausgießt. Das Geräusch des Dampfes durch den Cylinder und das Rauschen des ausfließenden Condensationswassers ahmen das Geräusch des vulkanischen Kraters so genau nach, daß es kaum davon unterschieden werden könnte. Und in der That sind die erregenden Ursachen hier, wie in dem Cylinder der Dampfmaschine, dieselben: Wasserdampf nämlich, der in cylindrischen unterirdischen Höhlungen ein Fluidum in Bewegung setzt, sich mit ihm vermengend und es gleichsam in mehrere Theile zerreißend. Die Explosion des Eruptionskraters rührt ganz gewiß vom Wasser her, das mit der flüssigen Lava in Berührung kommend plötzlich in Gas verwandelt einen Theil der über ihr liegenden flüssigen Lava, die nicht Zeit hat, dem bewegten Gase auszuweichen, mit in die Luft schleudernd. Das nachfolgende rollend gurgelnde Geräusch wird von der wieder zurückfallenden flüssigen Lavasäule verursacht, von der ununterbrochen aufsteigenden Fumarole in kleinere Theile zerrissen, die in verschiedenen Momenten an die Wände des Kraters anschlagen.

Die Frage ist nun: wie tief liegt wohl die Stelle, an welcher ein gewisses Wasserquantum mit der flüssigen Lava in Berührung kommt und die Explosionen des Eruptionskegels verursacht.

Wir werden sogleich sehen, daß dieß kaum 300 Fuß unter dem gegenwärtigen Kraterplateau statt finden müsse, also nur wenig tiefer, als der frühere Kratergrund von 1822.

Nehmen wir nämlich die Zeit des Zurücksinkens der Lava selbst auf 4 Sekunden, dem Schalle nach zu urtheilen, so kann die Lava in dieser Zeit höchstens durch einen Raum von 240 Fuß gefallen seyn. Die obere Kuppe des Berges dient hiezu als ein mächtiger Condensator des in der Luft enthaltenen Wassergases; auch im Krater der Solfatara befand sich eine Quelle 32 Fuß tief unter dem Kraterplateau.

Explosionen unterirdisch oder untermeerisch ge-

*) Unter den Bestandtheilen der Fumarolen des Vesuvs ist Wassergas der beständige.

Die übrigen Bestandtheile wechseln. 1805 fand Gay Lussac schwefelichtsaures Gas weit über das chlorwasserstoffsaure Gas hervorragen. Acht Jahre darauf fand Monticelli so viel chlorwasserstoffsaures Gas in der Fumarole, daß es ihm nicht möglich war, in der Nähe derselben zu beobachten. Nach anderthalb Jahren hatte die Chlorwasserstoffsäure schwefelichtsaurem und dann Schwefelwasserstoff-Gase Platz gemacht.

Schon Abbe Breislack giebt jedoch die charakteristischen Bestandtheile der Fumarolen des Vesuv als Salzsäure-Gas an, im Gegensatz zum Schwefelwasserstoffgase der Solfatara.

langen, da feste und flüssige Körper viel bessere Schalleiter sind, als die Luft, außerordentlich schnell zu unserm Ohre. Dagegen wirkliche Ortsveränderungen der Lava, z. B. durch die Explosion erzeugt, gar viel langsamer fortschreiten, als Wellenbewegungen überhaupt! Ein Beyspiel haben wir davon bey der Sprengung des vor vielen Jahren versunkenen englischen Schiffes, genannt der Royal George, erlebt. Es waren bekanntlich Pulvercylinder durch Taucher an der Seite des Schiffs auf dem Meeresgrunde befestigt, die durch eine galvanische Batterie losgefeuert wurden. Man vernahm die Explosion in demselben Augenblicke, als die galvanische Kette geschlossen wurde; später jedoch erhob sich erst die Wassermasse und die Gase entwichen zur selben Zeit.

Wäre die Explosion, welche jedesmal die Lava in die Höhe schleudert, unter der Basis des Berges, so würde man die Explosion ganz gewiß viel früher hören, als man die Dampfsäule entweichen sähe. Allein Explosion und das Erscheinen der Eruption sind um keine Tertie von einander in Zeit unterschieden. Man könnte einwenden: die Gase stiegen in einzelnen, in einem Intervalle von 8 Sekunden aufeinader folgenden gewaltigen Blasen durch die Lavasäule des Kraters in die Höhe, und die erste austretende veranlasse erst die hörbare Explosion; allein eine Gasblase, die durch einen Kanal von 18 Meilen Tiefe nach hydrostatischem Gesetze aufsteigt, wird in ihrer Bewegung nach eben diesem Gesetze immer mehr und mehr verlangsamt, je mehr die Höhe der Flüssigkeitssäule abnimmt; denn ihre Expansivkraft nimmt zugleich in eben dem Verhältnisse ab, in dem die Lavasäule an ihrem von der Quelle um 18 geogr. Meilen entfernten obern Ende immer kälter wird. Eine solche Wassergasblase könnte also durch ihr Hervortreten aus der flüssigen Lava keine Explosion dieser Art bewirken. In jedem Falle aber würde man ihr Eintreten unten im Heerde früher hören, als man ihre Erscheinung auf der Oberfläche bemerkte, wie man dieses bey jeder Gasentwicklung im pneumatischen Apparate hören und sehen kann. Jede Gasblase nämlich veranlaßt, so wie sie unter der Flüssigkeit der Wanne das Gasrohr verläßt, einen sehr vernehmlich hör- und fühlbaren stossenden Schall und steigt dann gegen die Oberfläche, dort ruhig zerplatzend.

Dagegen zeigen sich wirklich Explosionen im Grunde des Vulkanes selbst auf die eben bemerkte sehr deutliche Weise. Jeder Eintritt einer Wassermasse in die flüssige Lava des Heerdes giebt sich kund durch einen unterirdischen Donnerschlag, der die Erde weit umher erzittern macht, und gewöhnlich den von erstarrter Lava verschlossenen oder verschütteten Krater selbst wieder aufreißt.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Sitzungen der mathem. phys. Classe im December 1844 und Januar 1845 vorgelegten Druckschriften.

Eingesendet:

Durch Hrn. v. Reiffenberg in Brüssel:

Chemin de fer de Tournay a Jarbise. Bruxelles 1844. fol.

Chemin de fer de l'Entre Sambre et Meuse. ibid. 1844. fol.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Landau:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. IX. Heft V.

Von der Zoological Society of London:

Proceedings. January — December 1843. London 1843. 8.

Transactions. Vol. III. Part. 2. 3. London 1843. 1844. 4.

Von der Academie des Sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XIX. No. 16 — 20. Octbr. — Novbr. 1844. Paris 1844. 4.

Von der Société impériale de naturalistes de Moscau:

Bulletin. Année 1843. No. IV. 1844. No. I. II. Moscqu 1843. 44. 8.

Vom Hrn. Dr. Ambrosio Fusinieri in Vicenza:

Memorie sperimentali di mecanica molecolare e di una forza repulsiva novamente scoperta nella materia attenuata. Padova 1844. 4.

Von der Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg:

Mémoires. VIme Série. Sciences mathematiques, phys. et naturelles. Tom. troisième. Seconde partie: sciences naturelles. Tom. prem. 4 livrais. 1835.

— — Tom. cinquième. Premiere partie: sciences math. et phys. Tom. troisième. 4. 5. 6. livr. 1844.

— — Tom. sixiéme. Premiere partie: scienc. math. et phys. Tom. quatrième. 1 livr. 1844. St. Pétersbourg. 4.

Vom Hrn. Dr. Franz Zantedeschi in Venedig:

Le leggi del magnetismo nel filo congiuntivo percorso dalla corrente voltiana. Venezia 1843. 8.

Trattato del magnetismo e della elettricità. Part. I. Venezia 1844. 8.

Lettera di bonajuto del vecchio. Venezia 1842. 8.

Del trasporto della materia pesante nelle due opposte correnti delle apparato voltiano della loro natura e del moto vorticoso. Vicenza 1844. 4.

Von der Royal Irisch Academie in Dublin:

Proceedings for the year 1842 — 43. Part. VII. Dublin 1844. 8.

Vom Hrn. Professor Dr. Wilhelm Matzka in Wien:

W. Matzka, Die Chronologie in ihrem ganzen Umfange mit vorzüglicher Rücksicht auf ihre Anwendung in der Astronomie, Weltgeschichte und Urkundenlehre, nebst einem Vorschlag zu einer streng wissenschaftlich geregelten Zeitrechnung durch höhere Arithmetik. Wien 1844. 8.

Vom Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den k. preußischen Staaten in Berlin:

Verhandlungen. 35. Lieferung. XVII. Bandes II. Heft. Berlin 1842. 4.

Vom Hrn. E. Plantamour, Prof. d'Astronomie à l'académie de Genève:

Resultats des observations magnetiques faites a Genève dans les années 1842 et 1843. Genève 1844. fol.

Observations astronomiques faites à l'observatoire de Genève dans l'année 1843. Troisième Série. Genève 1844. 4.

Vom Hrn. Bar. Paul de Bourgoing, Pair de France etc. à Paris:

Tableau de l'état actuel et des progrès probables des chemins de fer de l'Allemagne et du continent Européen. Paris 1842. 8.

Vom landwirthschaftlichen Verein in Bayern in München:

Centralblatt, Monat November und December 1844. München 1844. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen in den Monaten September und October 1844. Berlin 1844. 8.

Vom Hrn. Filippo Parlatore, Directeur du Jardin botanique à Florence:

Giornale botanico italiano. Anno I. Tomo I. Fascicoli 5. et 6. Florence 1844. 8.

Von der Académie Royale de Bruxelles:

Bulletin. Tom. IX. No. 9 et 10. Bruxelles 1844. 8.

Vom Hrn. v. Littrow, Director der kais. Sternwarte in Wien:

Verzeichniß geographischer Ortsbestimmungen nach den neuesten Quellen und mit Angabe derselben. Leipzig 1844. 8.

Von der American Academy of Arts and Sciences in Boston:

Memoires: Vol. I. Boston 1785. Vol. II. Part. I. Bost. 1793. Vol. III. Part I. Cambridge 1809. Vol. III. Part II. Cambridge 1815. Vol. IV. Part. I. Cambridge 1818. Vol. I. New. Series. Cambridge 1833. 4.

Vom Hrn. Manuel J. Johnson, M. A. Radcliffe observ. in Oxford:

Astronomical observations made at the Radcliffe Observatory, Oxford in the year 1842. Vol. III. Oxford 1844. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 13.

Gelehrte Anzeigen

München. Herausgegeben von Mitgliedern 13. Februar.
Nro. 32. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, am 11. Januar 1845.

Hr. Akademiker Dr. Schafhäutl verlas folgenden Aufsatz über den gegenwärtigen Zustand des Vesuv und sein Verhältniß zu den phlegräischen Gefilden.

(Fortsetzung.)

Ich habe in meiner englischen Abhandlung über die Ursache der Dampfkessel-Explosionen (im Auszuge übersetzt von Dingler, polytechnisches Journal 1842) ein Experiment angeführt, das uns alle Explosionen, die im vulkanischen Herde statt finden, ohne Schwierigkeit erklären läßt. In dem Herde eines sogenannten Koch-Frisch-Puddlingsofens findet sich nach Beendigung des Puddlingsprozesses immer wasserflüssige Schlacke; ein Eisensilikat, ähnlich der vulkanischen Schlacke. Gießt man nun vorsichtig auf dieses eisenflüssige Silikat selbst einen Kübel Wasser, so entwickelt sich eine Dampfschicht zwischen der Schlackenoberfläche und der des Wassers. Das Wasser rollt deßhalb auf der Schlackenoberfläche, von der Dampfschichte getragen, schwebend umher und verdampft, die Schlacke abkühlend, ganz ruhig und langsam. Anders verhält sich jedoch die Sache, wenn ein solcher auf der Oberfläche der Schlacke rollender, ob auch kleiner, Wassertropfen entweder durch die Kraft der Schwere oder durch irgend eine andere Kraft, so rasch an die wasserflüssig glühende Schlacke oder so rasch in die Schlacke gedrückt wird, daß der Wärmestoff Zeit hat, die ganze Wassermasse des Tropfens im Augenblicke zu durchdringen. Da wird das Wasser in eben dem Augenblicke in Dampf verwandelt; es entsteht eine Explosion, die Schlacke in einem Augenblicke ihren ganzen Antheil Wärmestoff an das Wasser abgebend, wird starr und in Pulver verwandelt, durch das Wassergas umher geworfen. So ist ein einziger Wassertropfen im Stande, einen Puddlingsofen in die Luft zu sprengen. Bey fließendem Kupfer, einem viel besseren Wärmeleiter als die Schlacke, ist die Explosion noch viel gewaltiger, und manches Gießhaus ist schon durch irgend einen in der Form zurückgebliebenen Wassertropfen in die Luft geflogen. Das ganze Gesetz, einen Wassertropfen explodirend in Gas zu verwandeln, beruht darauf, die Bildung einer Wassergasatmosphäre um ihn herum zu verhindern, und dieß geschieht durch einen Druck, der größer ist, als die Tension der ersten überaus dünnen Schicht des Wassergases, die sich um den Tropfen bilden würde *).

*) Folgender Fall, den ich vor einigen Jahren in den Tividale Eisenwerken in der Nähe von Dudley beobachtete, möchte sehr dazu beytragen, das Gesagte noch mehr zu erläutern. Nach Beendigung des Puddlingsprozesses im Kochfrischofen wird die feuerflüssige Schlacke manchmal abgestochen und in kubischen mit Rädern versehenen Gefässen aufgefangen, worin sie fortgeführt wird und dann stehen bleibt, bis sie erkaltet. Ein solches mit noch

Daraus läßt sich also auch die sonst so räthselhafte Bildung der vulkanischen Asche gar wohl erklären. Eine Wassermasse auf die Lavafläche mit einer großen Kraft gedrückt entzieht in einem Augenblicke einem Theil der Lavamasse ihren Wärmestoff, sie durch seine augenblickliche Expansion in gröberes oder feineres Pulver verwandelnd*), und jeder vulkanischen Ausbrüchen immer vorhergehende unterirdische Donnerschlag verkündet die Bildung einer neuen Quantität Asche aus der erstarrenden Lava.

In der Entfernung einer deutschen Meile vom Vesuv von Ostsüd nach Nordwest beginnen die phlegräischen Gefilde. Sie bestehen aus einer Sammlung von etwa 12 vulkanischen Kratern, von denen alle bis auf einen erloschen sind. Auch dieser eine, die Solfatara von Puzzuoli, deren letzte Eruption bekanntlich im Jahre 1198 statt fand, verräth nur noch schwache Spuren ihrer ehemaligen Thätigkeit.

Das Kraterplateau der Solfatara liegt nach meinen Messungen 318,391 par. Fuß über der Meeresfläche. Nach Nivellirungen vom Capitain Securo im vorigen Jahrhunderte vorgenommen, 291 Fuß. Der Krater hat nach der Südseite zu einen Ausschnitt wie die meisten Krater der phlegräischen Gefilde, und der tiefste Punkt, von dem man hier, von Neapel kommend, in den Krater steigt, liegt 538,81 über dem Meere. Der höchste Punkt der Solfatara ist 622,358 par. Fuß. Der elliptische Krater hat in seiner längsten Axe 2237, in seiner kürzesten 1800 par. Fuß; der obere Umfang des Kraters mißt gegen 6850 Fuß.

Abbe Breislack schreibt über den Krater der Solfatara: „Ich kann es mir nicht versagen, anzumerken, daß ich nie ein schöneres Schauspiel sah, als jenes ist, das die Solfatara darstellt, wenn man in einer ruhigen und heitern Nacht in ihrem Krater umhergeht. Die Einsamkeit des Ortes, die weiße Farbe der zersetzten Laven, die jeden auch noch so geringen Lichtschein zurückwerfen, die Höhe und Unregelmäßigkeit des Rückens des Berges, der in Gestalt eines Amphitheaters gekrümmt diese geräumige Ebene einschließt, das leise Zischen der sich entwickelnden Dämpfe, das allein die tiefe Stille der Nacht unterbricht, die Dampfwolken, die sich an verschiedenen Stellen des Berges wogenartig erheben, die Mischung von Licht und Schatten, und überhaupt das außerordentliche Ganze dieses in seiner Art einzigen Ortes machen den lebhaftesten Eindruck.“

Von allen diesen verschiedenen und früher ungeheuern Dampfsäulen ist jetzt kaum viel mehr als eine einzige freye geblieben in der Nähe des südlichen Randes des Kraters neben Trümmern ehemaliger Schwefel- und Alaun-Röstöfen. Nur in ihrer Nähe ist ein schwacher Geruch nach Schwefelwasserstoffgas fühlbar; im Dampfstrome selbst bemerkt man höchstens den eigenthümlichen schwachen Geruch des erwärmten gediegenen Schwefels.

---

wasserflüssiger Schlacke gefülltes Gefäß kam gerade mit einem Theile seiner Oberfläche unter das Dach der Walzhütte zu stehen, während Regen zu fallen begann. Die feinen Regentropfen berührten die Oberfläche und verdampften hier zischend. Im nächsten Augenblicke jedoch fiel ein großer Tropfen vom Dache der Frischhütte auf die Oberfläche der Schlacke, durch seine Fallgeschwindigkeit sich in die Schlackenoberfläche eindrückend, und in selbem Augenblicke flog der ganze Inhalt des Gefässes mit lautem Knall in die Luft.

*) Man ahmt diese Erscheinung im Kleinen sehr leicht nach, wenn man eine flache Eisenstange in einer Schmiedeesse bis zum Weißglühen bringt, einen Tropfen Wasser auf den Ambos setzt, die weißglühende Stange auf den Tropfen legt, und mit einem Hammer einen raschen Schlag auf die erstere giebt. Es entsteht in demselben Augenblicke ein Knall gleich einem schwachen Pistolenschusse, und hat man den Ambos mit einer Einfassung umgeben, die nur einen Ausschnitt wegen Einbringung der Stange hat, so findet man die Schlacke, welche die Eisenstange überzog, in Pulver verwandelt, gleich vulkanischer Asche, an den Rändern umher gestreut. Das Experiment gelingt nur, wenn die Eisenstange von einer flüssigen Schlackenhaut überzogen, also in Schweißhitze gebracht worden ist. Die feuerflüssige Schlackenhaut repräsentirt hier die Lava im vulkanischen Heerde. Es ist ferner die Gewalt eines Hammerschlages erforderlich, um die Schlacke mit dem Wassertropfen unmittelbar so in Berührung zu bringen, daß der ganze Tropfen auf einmal in Dampf verwandelt wird.

Der Volks- und Gelehrten-Glaube ließ den Herd der Solfatara mit dem des Vesuv zusammenhängen und selbst dann noch, als sich unsere neuern Geologen gezwungen sahen, die Herde der Vulkane 18 geographische Meilen tief unter die Erdoberfläche zu verlegen, um die ausgeworfene Lava von dem feuerflüssigen Erdkerne herzuleiten.

Allein man vergleiche den Vesuv und seine Umgebung mit den phlegräischen Gefilden. Schon der lange Hügel, in dem sich die Grotte Posilippo befindet, ist aus einem Tuffe zusammengesetzt, der mit dem vesuvischen keine Aehnlichkeit mehr hat. Bimsstein-Asche und Bimsstein-Conglomerate machen die Erhabenheiten der ganzen Gegend aus; die bekannte Hundegrotte z. B. befindet sich in einem solchen Tuffhügel, und wenn man von ihr am Avignano-See vorüber geht, erscheint die Solfatara kreidenweiß von ihrem verflächten Fuße an bis zum Gipfel. Die Substanz dieser Solfatara ist eine feldspathartige Masse, die Hauy zuerst Trachyt genannt hat. An Farbe schon sich durchaus von den Auswürfen des Vesuv unterscheidend, ist sie auch in ihrer chemischen Zusammensetzung eine ganz andere Substanz. Sie enthält gegen 11 Procente Kali und gegen 4 Proc. Eisen, während die Lava des Vesuv, als augitisch charakterisirt, höchstens 3 Proc. Kali, dagegen 16 Proc. Eisenoxyd enthält. Die Fumarolen sind gleichfalls von denen des Vesuv wesentlich verschieden. Sie bestehen nämlich aus Wassergas mit schwefelichter Säure, Schwefelwasserstoffgas gemengt, während jene bloß Salzsäure enthalten. Der Name Solfatara bezeichnet schon den Charakter dieses vulkanischen Berges.

Seit undenklichen Zeiten ist die Solfatara eine Quelle der Schwefelerzeugung gewesen, während der Vesuv im Gegensatze ganze Blöcke von Kochsalz auswarf.

Ist es wohl, wenn wir auch nur diesen Umstand betrachten, vernunftgemäß anzunehmen, daß Vulkane aus dem feuerflüssigen Erdkerne herrührend, in einer im Verhältniß zur ganzen Erdoberfläche so überaus kleinen Entfernung von einander liegend, so wesentlich verschiedene Producte auswerfen können?

Um sich einen richtigen Begriff von der Nähe dieser zwey in ihren Elementen so verschiedenen Vulkane zu machen, in Bezug auf den 18 Meilen unter der Erde gedachten hypothetisch feuerflüssigen Erdkern, so denken wir uns eine Kugel von nahe 3 Fuß oder 35,09 paris. Zoll Durchmesser, die den feuerflüssigen Erdkern repräsentirt. Um auf diese Kugel die Entfernung unserer zwey Vulkane von einander auszudrücken, müßten wir mittelst einer Feder zwey Punkte so nahe an einander setzen, als dieses nur immer thunlich ist, so daß nämlich 16 Punkte eine □ Linie bedecken. Um so viele Punkte, deren jeder eine geographische □ Meile repräsentirt, auf eine □ Linie zu bringen, müßten die Punkte schon sehr klein und mit aller Vorsicht einander so nahe gebracht werden, als thunlich; denn die ganze Oberfläche der feuerflüssigen Kugel, 18 Meilen unter der festen Kruste müßte mit 8875800 solcher Punkte bedeckt werden, die eine ebene Fläche von 5 Fuß 2 Zoll im Quadrat erfordern würden. Dieser feuerflüssige Erdkern hätte deßhalb seine Masse durch zwey einander so nahe liegende Röhrchen, um die Hälfte dünner als das feinste Menschenhaar, nämlich von 0,0109 paris. Linien im Durchmesser heraufzupressen, wenn wir den Diameter des Kraters = 1000 par. Fuß setzen.

Ist es nun überhaupt denkbar, daß jeder Punkt des feuerflüssigen Erdkerns, der schon seiner Feuerflüssigkeit halber homogen seyn müßte, chemisch so ganz anders zusammengesetzt seyn könnte? Nein, der Erdkern, wenn er anders feuerflüssig wäre, würde mit den vulkanischen Eruptionen der Epidermis unseres Erdsphäroides nichts zu schaffen haben.

Der Abbe Breislack schon ist nach jahrelangen Beobachtungen zu dem Resultate gekommen, daß die Solfatara durchaus in keiner Verbindung mit dem Vesuv stehen könne, und daß beyde ihre so verschiedenen Operationen ganz unabhängig von einander verfolgen. Auch der Glaube an ihren Zusammenhang mit dem Meere ist gleichfalls durch gar keinen Grund unterstützt. Eher noch konnte man sich einen Zusammenhang mit dem Lago Avignano denken, einem ehemaligen Krater, dessen Oberfläche ich bey niederem Wasserstande dennoch 22,6 paris. Fuß über der Oberfläche des Meeres fand.

Noch interessantere Resultate ergeben sich, wenn wir die Produkte der Solfatara mikroskopisch und chemisch analysiren.

Die Tuffe des Posilippo und des ganzen Distriktes der phlegräischen Gefilde, so wie überhaupt die meisten sogenannten trachytartigen Auswürfe der Vulkane erscheinen zusammengesetzt aus gesinterten Ueberresten von Infusorien und zwar von kieselschaligen Polygastricis und kieselerdigen Phytolitharien, von denen Ehrenberg 180 Species in Bimsstein-Conglomeraten und vulkanischen Tuffen beschrieben hat, worunter nur 5 neue sich vorfinden *).

Bey Besteigung der Solfatara im October vergangenen Jahres fand ich kreideweiße Ablagerungen eines pulverförmigen rauh anzufühlenden Stoffes unter der Dammerde, den ich schon dem Gefühle nach als Kieselerde erkannte, was das Löthrohr auch sogleich bestätigte. Die Wirkung des Pulvers auf das Gefühl veranlaßte mich zu untersuchen, ob nicht gleich dem Polirschiefer diese Masse ebenfalls aus Infusorien-Ueberresten zusammengesetzt sey. Das Mikroskop zerlegte die Masse sehr bald in durchscheinende, quarzige, keilförmige Fragmente, und kieselschalige Polygastrien, die den größten Theil der Masse auszumachen pflegten. Doch giebt es auch Lager, die bloß aus jenen keilförmigen Kieselerde-Fragmenten zusammengesetzt scheinen, deren Beziehung jedoch zu den übrigen vulkanischen Producten wir an einem andern Orte ausführlicher beleuchten werden. Wahrscheinlich war es dieses oder ein ähnliches weißes Infusorienlager, das die alten Römer unter den Cäsaren zur Bereitung ihrer Alica benützten. Die weiße Erde, die von Plinius bald als Kreide, bald als Erde, bald sogar als Metall angegeben wird, konnte durch keine andere als die von den leucogäischen Bergen zwischen Neapel und Puzzuolo ersetzt werden. Der Spelt oder Dinkel wurde in einem hölzernen Mörser gestossen und dann mit dem weißen Pulver gemengt, das ihm Farbe und Geschmack gab. Der Geschmack läßt auch wohl dieß Infusorienlager von dem gleichfalls dort häufig vorkommenden Gypsmehle unterscheiden, womit, wie uns schon Plinius berichtet, die Alica manchmal verfälscht zu werden pflegte. Somit hätten wir also auch eine eßbare Erde schon bey den Römern, wie sie noch gegenwärtig von den Kamtschadalen und Tunguſen ꝛc. benützt wird.

Wie steht es hier mit dem feuerflüssigen Erdkerne, der in einer Tiefe von 18 geographischen Meilen nicht Hitze genug zu enthalten scheint, die Ueberreste organischen Lebens so zu verändern, daß nicht ihre Form noch durch das Mikroskop deutlich zu erkennen wäre?

Was ist zu thun mit den Vulkanen ausgebrannt und noch zum Theil in Thätigkeit, wie z. B. mit den ungeheuren südamerikanischen, den Vulkanen im südlichen Frankreich, denen der phlegräischen Gefilde, der Inseln Isle de France, Isle de Bourbon, Ischia, Lipari, den Ponza Inseln, dem Aetna, die alle größtentheils oder wohl auch ganz Laven ausgeworfen haben, aus Ueberresten organischen Lebens bestehend. Stehen nicht alle diese unermeßlichen organischen Ueberreste in nächster Beziehung zu unserer Erdoberfläche, bedingt durch die Einflüsse von Licht und Luft, oder sollen wir sie salamanderartig in dem innersten jener Heerde erzeugt und lebend annehmen, wo selbst das Eisen gasförmig zu werden anfängt? Verräth nicht der mit dem Bimsstein so nahe verwandte Obsidian, Perlstein, Pechstein, daß er aus einem mit weißglühend flüssiger Masse erfüllten Heerde nicht gekommen seyn kann, er, der schon dem Weißglühen nahe aufschäumt, Gase entwickelt organischen Verbindungen entsprechend, die ihn schwarz färben, und die in solch einer Hitze nicht mehr bestehen können, nicht einmal zu gedenken des Umstandes, daß nach von Humboldts Untersuchungen die Schlammausbrüche der Moya in Quito sogar noch mit nur halbverkohlten Pflanzenüberresten angefüllt sind.

(Schluß folgt.)

*) Ehrenberg über einen deutlichen Einfluß des unsichtbar kleinen organischen Lebens als vulkanisch gefrittete Kieselmasse auf die Massenbildung von Bimsstein, Tuff, Traß, vulkanische Conglomerate ꝛc., gelesen am 24. October 1844 (im Bericht über die Verhandlungen der Akademie der Wissenschaften zu Berlin).

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 14.

Gelehrte Anzeigen

München. Herausgegeben von Mitgliedern 14. Februar.

Nro. 33. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Auszug aus dem Protokoll der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe, am 11. Januar 1845.

Hr. Akademiker Dr. Schafhäutl verlas folgenden Aufsatz über den gegenwärtigen Zustand des Vesuv und sein Verhältniß zu den phlegräischen Gefilden.

(Schluß.)

Es hat schon Fuchs gelehrt, daß es zweyerley Arten von Bimssteinen gebe: der eine faserige im Wasser aufweichbare oder mürbe werdende, der andere eine gefrittete glasartige Natur verrathend, auf den das Wasser keinen Einfluß ausübt. Derselbe Chemiker hat gleichfalls gezeigt, daß durch rasch verdampfendes und erstarrendes Wasserglas eine blasige Masse erhalten werden könne, die den Bimsstein sowohl in seinem Ansehen als in seinem Entstehen sehr gut repräsentiren könnte. Diese bimssteinartige Masse auf nassem Wege entstenden, die wasserhaltigen Obsidiane, Pech- und Perlsteine von organischen Materien gefärbt, welche sogar den Stickstoff unter ihre Bestandtheile zählen, und sich schon in verhältnißmäßig geringer Hitze in eine Schaummasse verwandeln, beweisen, daß die ersten trachytischen Lavaströme der Vorwelt gallertartige wäßrige Ströme gewesen seyn mußten, die dem Innern der Vulkane entstiegen und die in den Schlammströmen unserer gegenwärtig thätigen Vulkane ein Analogon finden, nur daß dort der Chemismus, hier mehr mechanische Anschwemmung das bedingende Princip gewesen seyn muß.

Selbst von den als ausschließend vulkanische Produkte betrachteten Thonsteinen, die in ihrer Zusammensetzung mit dem Weißsteine übereinkommen, habe ich in meinem Vortrage in der mathematisch-physikalischen Classe der k. Akademie vom 9. März 1844 (gelehrte Anzeigen No. 102 p. 821) gezeigt, daß er aus Infusorien-Ueberresten zusammengesetzt sey, und Ehrenberg hat dieß nun auch (Sitzung vom 24. October 1844) von einer Gattung des Phonoliths vom Hochsimmer nachgewiesen.

Der Herd der vulkanischen Thätigkeit liegt ganz gewiß nicht tief unter einer freylich jetzt von einer andern Schöpfung verhüllten und überbauten Fläche, die einst der große Schauplatz organisch vegetabilischer und animalischer Lebensthätigkeit gewesen, vielleicht ihrem Entstehen nach verwandt mit Steinkohlen-, Polirschiefer-, Thonstein- und Klingstein-Bildungen, viel älter als sie angenommen werden muß, die und noch jetzt mit Wasser und wohl auch mit Luft communicirend nach erloschener Lebensthätigkeit endlich dem Chemismus anheim gefallen ist, der unter Licht- und Feuererscheinung sie den Formen seines Reiches assimilirt. Daß in dieser gewaltigen unterirdischen Werkstätte des Chemismus gewaltige Lösungen und Absorptionen, Zersetzungen vielleicht auch vegetabilischer Gebilde *) eine bedeutende Er-

*) Nach Breislack befindet sich eine Bergölquelle am

höhung der Temperatur veranlassen mußten, versteht sich wohl von selbst.

Wir können aber auch die neuen vulkanischen Erscheinungen und die Bildung augitischer Laven eben so gut und vielleicht gleichzeitig mit dem Wirken der ersten Kraft erklären durch Oxydationsphänomene von Nestern unverbrannter, durch eine Oxydhaut vor der weitern Verbrennung geschützter Metalloide, aus deren Oxyden die Erdkruste selbst besteht, nämlich aus Silicium, Aluminium, Eisen, Kalium, Natrium u. dgl. Ein Riß in dieser Oxydkruste durch Zusammenschrumpfung und Verschiebung oder Senkung der diese Nester unterstützenden Massen veranlaßt, verstattet dem Wasser Zutritt zu den Metalloiden und die unterirdische Verbrennung beginnt unter Wasserstoffgasentwicklung, Wassergasbildung aufs Neue. Tritt Meerwasser zum Herde, so wird ein Theil des Chlornatriums, dann Chlormagnesium, auch schwefelsaure Salze zersetzt, und die Fumarolen müssen nothwendig immer aus Wassergas gemengt mit Wasserstoff-, Chlorwasserstoffsäure-Gas und dergleichen bestehen, wie man dieß z. B. mit brennendem Phosphor und noch besser mit einer wirklichen Mengung jener oben genannten Metalloide im Kleinen sehr gut erläutern kann.

Historische Classe.

In der Sitzung am 18. Januar las Hr. Prof. Höfler folgende Abhandlung über die Annales Romani vor.

Der erst kürzlich erschienene VII. Band der Monumenta Germaniae historica veröffentlicht zum ersten Male durch die Sorgfalt ihres verdienstvollen Herausgebers römische Annalen vom Jahre 1044 — 1187. Niemand, der die Sparsamkeit von

Fuße des Vesuv, so wie die Kalksteine zu Stabiä von Bergöl durchdrungen sind. v. Buch und andere wollten auch in den Fumarolen des Vesuv starken bituminösen Geruch bemerkt haben.

Quellen für die römische Geschichte kennt, wird den Werth dieser aus einer vaticanischen Handschrift geflossenen Gabe in Zweifel ziehen. Kritischen Geschichtschreibern wird der Umstand nicht entgehen, daß wenigstens der frühere Theil derselben der Ausdruck einer den großen Reformatoren des eilften Jahrhunderts feindlichen Parthey ist *), und deßhalb ihre Berichte nur mit Vorsicht und in wie ferne sie dem durch andere Quellen bewährten Charakter jener großen Päpste beystimmen, zu gebrauchen sind. Eine kurze Uebersicht des Einzelnen wird auch angeben können, ob die Annalen wirklich bisher unbekannt waren oder nicht.

Der Herausgeber hat selbst durch Querstriche die Abschnitte bezeichnet, in die die Annalen zerfallen; sie werden uns als Anhaltspunkte unserer kurzen Betrachtungen dienen.

S. 468 l Anno ab — S. 469 principibus regnum. Dieser Abschnitt von den Unruhen in Rom unter P. Benedict IX. bis zum Tode Damasus II. ist bereits bekannt geworden, zwar nicht durch den Card. Baronius, aber doch durch einen pugnatorem ecclesiae, den Cardinal Mai, welcher offenbar, wie der deutsche Herausgeber, solam veritatem secutus, durch seine Bekanntmachung jeden späteren der Mühe enthob, der Nichtherausgabe dieser und anderer Lebensbeschreibungen von Päpsten, welche schon der Präfect der Vaticana Lorenzo Za-

*) Der Herausgeber spricht sich hierüber in der kleinen Vorrede folgendermassen aus: Auctores Romani, rerum quas narraverant testes oculati, in rebus partium studio obnoxiis et quas nonnisi Gregorii VII. et partis ejus asseclae tractaverunt, magnae auctoritatis, plurima huiusque obscuritatis velo obvoluta retegunt et in imperatorem minus iniqui imperatore tamen papaque magis potentem pecuniam plurimum apud concives suos valuisse confitentur. Qua de re nec Baronium nec alios ecclesiae pugnatores qui codicem autographum bene noverant, ejus edendi officium suscepisse facile credas — ego tamen solam veritatem secutus — eos — inserendos constitui. Fast möchte man glauben, das studium partium habe dießmal auch den sonst so ehrenvollen Herausgeber angesteckt.

cogni für den Druck vorbereitete, willkührliche oder gar unlautere Motive unterzubreiten. Spicileg. Rom. T. VI. Romae 1841. S. 282. 8.

II. S. 470 Leo nonus — mortuus est. Auch dieser, wie der nächstfolgende Abschnitt III. 470 Post mortem — S. 472 omnem Romanum clerum, die Geschichte Leo's IX., Victor's II., Stefan's IX., Nicolaus II. enthaltend, ist von dem Card. Mai, trotz der ungünstigen Schilderung Hildebrands bekannt gemacht worden. Wie bey den früheren Abschnitten finden sich auch in diesen einige Varianten. Es fehlt dem spicileg. bey Absch. I. das propter, ohne welches das nachfolgende comites qui veniebant per Montanam, wie das vorausgehende Romani in fugam conversi sunt, unverständlich bliebe. Hat S. 470 der deutsche Herausgeber exercitum vero Teutonicorum omnes pene ex illa pugna extincti sunt, so giebt der Cardinal: de exercitu Teutonicorum, et etc. Auf derselben Seite fehlt dem letztern das nomine S . . . . . em, welches S. 470 Z. 37 zu lesen ist. Die Monumente haben S. 472 Z. 16 ubi occurrit omnem Romanum clerum, der Cardinal ubi occurrit omnis romanus clerus. Die weitere Vergleichung wie der kleinen Lebensbeschreibung Victor's II. etc. überlasse ich gerne Männern von Fach. Ich bin immer höchst dankbar, wenn das Material zurecht gerichtet wird und erfreue mich gerne der buchstäblichen Vergleichung durch Andere, indem ich hiezu nie ein großes Talent in mir fühlte. Den Inhalt und das Wesen dieser Abschnitte habe ich nach dem spicilegium Romanum schon vor mehr als einem Jahre in den gelehrten Anzeigen erläutert (Bd. XVIII. S. 121).

S. 472 IV. Post mortem — ibique mortuus est. 23 Zeilen. Mitgetheilt im spicileg. Rom. T. VI. p. 292. 293.

S. 472 V. Anno ab. — 476. mera veritate perscripsimus. Dieser für die Geschichte P. Paschalis II. so wichtige Abschnitt ist seinem Wesen nach längst bekannt, neuerdings aber vollständig und correct aus demselben vaticanischen Codex 1984 durch den Herausgeber der monumenta selbst, Wort für Wort in T. II. legum (Mon. IV. p. 66 — 73) mitgetheilt worden.

S. 476 VI. Anno 17 — S. 479 beate Marie. Der erste Theil dieses Abschnittes, die Kämpfe Paschals mit den Römern enthaltend bis S. 477 Z. 21 ist nur ein gedrängter Auszug dessen, was die vita Paschalis von Pandulf von Pisa (Mur. S. R. J. III. S. 358 ꝛc.) weitläufig enthält. Allein interessant bleibt, daß die Römer Heinrich V. zur zweyten Römerfahrt einluden und ihm der größere Theil für Geld huldigte. Von noch größerer Wichtigkeit ist das folgende, über die Gegenpäpste unter Paschal II., Theoderich, Albert und Maginulf, über die Pandulf schnell hinweg geht und deren Namen der Cardinal von Aragonien in Unordnung anführt. Es ist hübsch zu lesen, wie wacker die Römer für Maginulf kämpften, bis pecunia — Maginolfo deficiente tota illa conjuratio eum reliquit. Wer die Annalen liest, sieht, welche Riesenaufgabe es war, Papst zu seyn und in Rom die Simonie auszurotten, wo man sich nur so lange ohne Aufstand erhalten konnte, als man Geld mit vollen Händen spendete. Was der Abschnitt über Gelasius II. enthält, ist als bekannt anzusehen. Auch hievon hat das Spicilegium den ersten Theil von huius temporibus M. G. H. S. 476 Z. 48 — S. 477 sepeliri und setzt hier noch hinzu: Haec ex registro Paschalis papae; so wie den Schluß von S. 478 Z. 25 — 479 Z. 23. Der Abschnitt über die Gegenpäpste fehlt dem Spicilegium.

S. 479. VII Anno dominice — S. 480 senatoribus. Die Annalen springen vom J. 1119 zum Jahre 1186. Dieses Fragment verspricht wichtige historische Aufschlüsse zu geben, bricht aber plötzlich ab und läßt nur errathen, was es ausführlich mittheilen wollte. Dieser Theil, 48 Zeilen stark, ist meines Wissens bisher unbekannt gewesen. In wie fern diese Annales Romani wirklich magnae auctoritatis seyen, mag man daraus entnehmen, daß der Verfasser der ersten Abschnitte, wie der deutsche Herausgeber selbst zu verstehen giebt, Parteymann war, also auch seine Berichte nur partielle Geltung haben können.

Nachträglich wird hier eine in der Sitzung der historischen Classe am 20. Juli v. J. von dem Hrn. Legationsrath Ritter von Koch-Sternfeld verlesene Abhandlung beygefügt.

Noch einige Worte über die Abstammung und Bedeutung von Leuthaus, Leutgeb, — und Leithaus ꝛc.

In der gelehrten Erörterung No. 75 und 76 dieser Blätter (J. 1844) über den Leitkauf wird auch des Leuthauses in Berchtesgaden erwähnt; diese Schreibart sey corrumpirt und dem Sinne nach mißverstanden; denn nicht ein Leuthaus, sondern ein Leithaus sollte dort die Fremden gastlich aufnehmen, und der Münchner Polizeyanzeiger sollte nicht die einzelnen Pfunde Ochsenfleisch verleitgeben lassen ꝛc. Leit, lidu, lith etc. bedeute ein geistiges, vorzugsweise landesübliches Getränk, Wein, Bier ꝛc., daher der Weinkauf u. s. w., daher Leithaus. Als Unterzeichneter in seiner Geschichte des Fürstenthums Berchtesgaden *) auf die dortige schon dem Wortlaute nach merkwürdige Gemeindeverfassung nach Gnotschaften (Genossenschaften) zu sprechen kam, mußte er auch ihres gemeinschaftlichen Sammelplatzes im Marktflecken Berchtesgaden, in der Nähe des Münsters, des dortigen ersten Gasthauses gedenken. Er schrieb, während die Urkunden bald Leut-, bald Leithaus haben, mit Bedacht — Leuthaus.

Schon damals war es dem Ref. nicht unbekannt, was Joh. Georg Scherz in seinem glossario medii aevi, Argentorati 1781 etc. vor mehr als 60 Jahren; in vortiegender Abhandlung, reichhaltig an Literatur, findet sich übrigens dieser Autor nicht citirt, über die Artikel: Leuthaus, Leutgeb etc. geschrieben hat. Leutgeb, sagt Scherz, campo, Leuthaus, caupona, taberna; rectius, Litgeber et Lithaus — a Lit, potus. Leutkauff ac Weinkauff; rectius Litkauff. Leykauff, arrha, s. Leikauff. Licop, Litkop, potus super emtione pacta — potulentum.

*) München bey Lindauer 1815.

Nach allem dem schrieb Ref., wie bemerkt, Leuthaus, und er glaubt, mit Fug dabey bleiben zu können. Nicht nur die örtlichen Verhältnisse bestimmten ihn dazu, sondern auch andere nahe liegende Analogien. Loitshausen z. B. ist die uralte Taferne am Fuße der Burg Marquartstein; ein ähnliches Loitshausen liegt nicht fern von der Kirche zu Schlehing; der Weiler Loitsberg im Burggebiet von Mitterfels; das Dorf Loiting bey Aiding u. s. w.

Das Wort Leut, populus, in Urkunden Liut, Leod, Luit, ist in Bayern und Oesterreich für sich und in der Zusammensetzung mit Oertlichkeiten, Personen und Sachen allzuviel verbreitet und üblich, als daß man es vorkommenden Falls hintansetzen könnte. In manchen Gegenden modulirt sich das Wort in Loit, spöttisch der Loitel; die Loite; hinwieder: ein gutes Leut, d. h. ein guter Mensch, was auch von Weibspersonen gilt. Die dynastischen, in unserer Geschichte viel einheimischen Namen Leutbold, Luitpold, Luitgar ꝛc. mächtig an Leuten, führen insgesammt auf Leute zurück. Luitswinde, die Leutselige! Ebenso gang und gebe ist in unsern Gegenden heute noch der Familienname Leutgeb, nicht Leitgeb; in Unteröesterreich heißt ein Dorf und eine Taferne zur Kaltenleutgeb; und die Familie Leuthäuser möchte sich auch in demselben Sinne schreiben. Hingegen liegt im Worte Leitkauf die Bedeutung Lit, Getränk, daher auch Weinkauf unstreitig näher; dagegen ist nichts zu erinnern.

Sollte es sich aber wieder darum fragen, ob, von Polizeywegen, Ochsenfleisch, Bier, Brod u. s. w. um billige Preise verleutgebt oder verleitgebt werden dürften, so würde Ref. unbedenklich dem ersteren den Vorzug geben.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Februar.

Nro. 34. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Ueber die Erzeugung des Ozon's auf chemischem Wege. Von Christian Friedrich Schönbein, Prof. der Chemie zu Basel. Basel. Schweighauser'sche Buchhandlung. 1844.

Schon mehrmals wurde durch öffentliche Blätter die Aufmerksamkeit des Publikums auf das Ozon, einen vom Professor Schönbein in Basel in der atmosphärischen Luft entdeckten neuen Körper gelenkt. Diese in Zeitungen gegebenen Andeutungen, entnommen den Verhandlungen der Naturforscher in Mailand, wo Prof. Schönbein seine Arbeit ausführlich mitgetheilt zu haben scheint, konnten indeß wissenschaftlichen Ansprüchen natürlich nicht genügen, um so weniger, da eine vor vier Jahren in den Denkschriften der K. Akademie der Wissenschaften gedruckte Abhandlung *) unter dem Titel: „Beobachtungen über den bey der Electrolyse des Wassers und dem Ausströmen der gewöhnlichen Electricität aus Spitzen sich entwickelnden Geruch" eigentlich nur die vorbereitenden Versuche enthält, aus welchen durchaus noch nicht auf die Ausdehnung und Wichtigkeit, die dem Gegenstande in der Folge gegeben wurde, im Voraus geschlossen werden konnte. Es ist deßhalb jedenfalls erfreulich, daß der Verf. durch das vorliegende Werk den Sachverständigen Gelegenheit gegeben hat, eine gründliche Einsicht der neuen Entdeckung zu gewinnen. Die Versuche über das Ozon führten den Verf. zu dem allerdings höchst wichtigen Schluß, daß der Stickstoff nicht mehr als Element, sondern als ein zusammengesetzter Körper zu betrachten sey. Da nun die mathematisch-physikalische Klasse der K. Akademie der Wissenschaften vor einer Reihe von Jahren wiederholt die Preisfrage stellte: „Ist der Stickstoff ein einfacher Körper?", eine Frage, welche bis jetzt noch nicht gelöst worden ist, so schien es hier der Ort zu seyn, in Kurzem über die Schönbein'sche Entdeckung zu berichten.

In der Vorrede zeigt der Verf., daß er die Ergebnisse seiner Untersuchungen allein voltaischen Forschungen und namentlich der Anwendung des Galvanometers verdanke. Deßhalb erwartet er auch von der genaueren Erforschung des Voltaismus größere und durchgreifendere Aufschlüsse für die theoretische Chemie, als wir je von rein chemischen Arbeiten zu erhalten hoffen dürfen. Welche Gründe der Verf. auch für diese Ansicht geben mag, sie können uns doch nicht zu der Ueberzeugung führen, daß voltaische Forschungen mehr als rein chemische die theoretische Chemie fördern. Wir möchten doch fragen, ob voltaische Forschungen einen Ersatz bieten konnten für die quantitativen Untersuchungen, durch welche Berzelius die Basis zur Auffindung einer Gesetzmäßigkeit in den Verbindungen aller Körper gelegt hat? Wir möchten fragen, wie es durch voltaische Forschungen möglich geworden wäre, eine Theorie der organischen Radikale aufzustellen, wenn es nicht den rein chemischen Arbeiten Liebig's gelungen wäre, die Elementaranalyse organischer Körper durch die höchste Vereinfachung des Verfahrens zu einem leicht ausführbaren Versuche zu machen? Durch die Feststellung der Atomgewichte der Körper

*) S. der Denkschriften XVI. Band. S. 255. 1840.

ist eine theoretische Chemie erst begründet worden und die rein chemischen Versuche, welche zur Theorie der organischen Radikale führten, haben unläugbar zu ihrer Förderung unendlich viel beygetragen. Wenn auch voltaische Forschungen die Aufstellung der electrochemischen Theorie, welche die jetzt herrschende in der Wissenschaft ist, möglich gemacht haben, so kann man, wie es uns wenigstens scheint, doch diese Forschungen nicht auf Kosten der rein chemischen Arbeiten anpreisen, da diese letzteren allein doch das Material zu einer Theorie geliefert haben und in alle Zukunft liefern werden. Weit davon entfernt, die Wichtigkeit und den Werth electrochemischer Arbeiten zu verkennen, dürfen wir doch die Aussicht nicht aufgeben, von rein chemischen Arbeiten noch fernerhin durchgreifende Aufschlüsse für die theoretische Chemie zu erwarten.

Der Verf. beginnt mit der Mittheilung seiner schon vor vier Jahren über das Ozon erhaltenen Resultate, welche, wie schon bemerkt, in den Denkschriften der K. Akademie der Wissenschaften zu München niedergelegt sind. Diesen Theil als bekannt voraussetzend wenden wir uns sogleich zu den neuesten Forschungen über diesen Gegenstand.

Ohngeachtet aller Bemühungen des Verf. ist es bisher nicht möglich gewesen, das Ozon in wägbarer Quantität durch Anwendung der Electricität darzustellen, es zu isoliren und dessen chemische Natur näher zu untersuchen.

Als Haupthinderniß werden pecuniäre Verhältnisse angeführt, da ungeachtet der kräftigen Wirkung unserer jetzigen voltaischen Vorrichtungen doch ein nicht geringer Aufwand erfordert würde, um mit einer Säule nur tausend Kubikfuß ozonhaltigen Sauerstoffgases zum Behufe der Abscheidung des riechenden Principes darzustellen. Um eine richtige Kenntniß von der chemischen Natur dieses riechenden Körpers zu gewinnen, mußte es daher die Aufgabe seyn, ihn durch rein chemische Mittel zu erhalten. Die Aehnlichkeit des Geruches, welcher durch die Electricität unserer Maschinen oder durch Blitzschläge entwickelt wird, mit dem, welchen der Phosphor in der Luft zeigt, führten den Verf. ganz natürlich darauf, den Phosphor selbst zum Gegenstande seiner Untersuchungen zu machen und die Atmosphäre, welche sich bildet, wenn Phosphor bey gewöhnlicher Temperatur der Einwirkung der atmosphärischen Luft ausgesetzt wird, hinsichtlich ihres volta'schen Verhaltens näher zu untersuchen.

Bringt man ein Stückchen Phosphor in einen mit atmosphärischer Luft gefüllten Glasballon, so entstehen durch die Einwirkung des Phosphors auf die Luft zwey gas- oder dampfförmige Materien, von denen die eine ein elektropositiver, die andere ein electronegativer Körper ist. Der eine Körper, welchem die über Phosphor gestandene atmosphärische Luft ihr positives Polarisationsvermögen verdankt, ist nach der Angabe des Verf. der Phosphordampf, der andere, welcher die electronegative Polarisation bedingt, ist das Ozon, d. h. diejenige riechende Materie, welche sowohl bey der Electrolyse des Wassers an der positiven Electrode, als auch bey electrischen in der atmosphärischen Luft stattfindenden Entladungen auftritt. — Als Beweise für die Identität des auf volta'schem und auf chemischem Wege dargestellten Ozons führt der Verf. die große Uebereinstimmung des Geruchs an, so daß auch die feinste Nase keinen Unterschied zwischen diesen Gerucharten wahrnehmen kann, ferner die beyden Körpern gemeinschaftliche Eigenschaft, die Luft negativ zu polarisiren.

Die Uebereinstimmung, welche zwischen dem electromotorischen Charakter des auf volta'schem und electrischem Wege erzeugten Ozons besteht, wie auch das Verhalten dieser riechenden Materie zu den leichter oxydirbaren Substanzen gaben dem Verf. zu der Vermuthung Veranlassung, daß das Ozon eine den Salzbildern ähnliche Substanz sey. Mehrere in dieser Beziehung mit Pflanzenfarben angestellte Versuche scheinen diese Erwartung zu bestätigen. Streifen von blauem und geröthetem Lakmuspapier der Einwirkung des Ozon's ausgesetzt, welches in einem Ballon mit Hülfe des Phosphors entstanden war, wurden nach einigen Minuten schon gänzlich gebleicht, in derselben Art, wie dieß vermittelst Chlor und Brom der Fall ist. Die nämliche Wirkung wurde auch mit electrisch erzeugtem Ozon beobachtet. Ganz auf dieselbe Weise wie das Chlor verhält sich das Ozon zu dem Kaliumeisencyanür. Chlor entzieht bekanntlich einer Lösung von Kaliumeisen-

cyanür einen Theil des darin verhandenen Kaliums und verwandelt die genannte Verbindung in das rothe Cyanid. Setzt man nun einen Tropfen der Cyanürlösung der Einwirkung des electrischen Büschels aus, oder schüttelt man Cyanürlösung mit atmosphärischer Luft, welche über Phosphor gestanden hatte, so färbt sich die Lösung tiefer gelb und liefert mit chemisch reinem schwefelsaurem Eisenoxydul einen merklich blauen Niederschlag. Als das empfindlichste Reagens auf das Ozon giebt der Verf. den Jodkaliumkleister an. Enthält die Luft oder irgend eine andere Gasart so wenig freyen Ozones, daß die Gegenwart desselben weder durch das Galvanometer, noch auch durch den Geruch mehr angezeigt wird, so bläut sich doch noch merklich ein mit diesem Jodkaliumkleister überzogenes Papier, gerade so als wenn es der Einwirkung von Chlorgas ausgesetzt wird.

Durch Schwefelwasserstoffgas, so wie auch durch schweflige Säure verliert ozonhaltige Luft augenblicklich ihren eigenthümlichen Geruch, ihr negatives Polarisationsvermögen und ihre Bleichkraft. Aus diesem Verhalten schließt der Verf. ebenfalls wieder auf die Aehnlichkeit der chemischen Natur des Ozons und des Chlors oder Broms, also auch darauf, daß das Ozon mit dem Wasserstoff des Schwefelwasserstoffes schon bey der gewöhnlichen Temperatur sich verbindet und den Schwefel aus dieser Verbindung abtrennt.

Der Verf. geht hierauf in theoretische Erörterungen über die Entstehung und die Natur des Ozons ein. Das Ozon mag auf electrischem, voltaischem oder chemischem Wege erzeugt werden, immer muß da, wo Ozon zum Vorschein kommen soll, Stickstoff zugegen seyn. Ausgekochtes Wasser, was also seines Stickstoffs beraubt ist, liefert kein Ozon; in reinem Sauerstoff, der bey gewöhnlicher Temperatur mit Phosphor auch noch so lange in Berührung gestanden, tritt kein Ozon auf. Die bis ins Einzelnste hinausgehende Analogie, welche zwischen den Erscheinungen besteht, einerseits stattfindend in einer aus Sauerstoffgas und Chlorwasserstoffgas, andererseits aus Sauerstoffgas und Stickstoffgas zusammengesetzten Atmosphäre, bestimmen den Verf. mit hoher Wahrscheinlichkeit, wenn nicht mit zweifelloser Gewißheit anzunehmen, daß der Stickstoff aus Ozon und Wasserstoff bestehe. Dächten wir uns die Atmosphäre aus Sauerstoffgas und Chlorwasserstoffgas zusammengesetzt, oder würde dem Wasser eine kleine Quantität der letzteren Verbindung beygefügt, so müßte an dem positiven Pole neben dem Sauerstoff auch etwas Chlor ausgeschieden werden. Bey der Electrolyse des Wassers, welches gewöhnliche atmosphärische Luft enthält, entwickelt sich an dem positiven Pole neben dem Sauerstoff etwas Ozon, ein Körper, der, wie schon früher bemerkt, viele Eigenschaften eines Salzbilders hat.

Auch aus der chemischen Erzeugung des Ozones durch Phosphor zieht der Verf. den Schluß, daß der Stickstoff ein zusammengesetzter Körper sey. Der Phosphor soll nämlich mit Hülfe des Sauerstoffs den Stickstoff zerlegen, so daß das eine Element des Stickstoffs, der Wasserstoff, sich mit dem Oxygen der atmosphärischen Luft zu Wasser vereinigt, während das andere Element, das Ozon aber sich theils mit dem Phosphor zu Ozonphosphor verbindet, theils auch frey wird und sich mit der über dem Phosphor stehenden Luft vermengt. Auch noch auf einem anderen chemischen Wege, als durch Phosphor, gelang es, Spuren von Ozon darzustellen. Erhitzt man nämlich Manganhyperoxyd und wäßrige Schwefelsäure in einem Kolben, so wird durch den sich entwickelnden Dampf ein mit Jodkaliumkleister getränkter Papierstreifen gebläut. Da das Manganhyperoxyd sowohl als die zum Versuche angewandte Schwefelsäure vollkommen chemisch rein, also von Chlor frey waren, so kann diese Wirkung, so wie auch das Bleichen eines über die Oeffnung des Kolbens gehaltenen Lakmuspapieres nur dem Freywerden des Ozons zugeschrieben werden. Der Stickstoff verhält sich demnach hier ganz analog dem Chlorwasserstoff, welcher unter den gegebenen Umständen Spuren von Chlorgas entwickeln würde.

Auf die Eigenschaft des Jodkaliums durch Ozon ebenso leicht wie durch Chlor unter Abscheidung von Jod zersetzt zu werden, gründete der Verf. ein Verfahren, sich Ozonkalium zu verschaffen. In 10 Kolben, jeder ungefähr 30 Liter fassend, wurde durch Phosphor Ozon dargestellt, und das Ozon durch Schütteln mit einer verdünnten Jodkaliumlösung absorbirt.

Nachdem der erste Ballon dadurch von Ozon frey geworden, wurde die Jodkaliumlösung in den zweyten gegossen, hierauf in den nächsten und damit so lange fortgefahren, bis daß die anfangs sich gelb färbende Lösung farblos ist, daher kein Jod mehr enthält. Raucht man nun die Lösung bis zur Trockne ab, so bleibt ein gelblich weißer Körper zurück, der schwach alkalisch reagirt und mit Schwefelsäure benetzt ein Gas entwickelt, welches einen äußerst starken und unangenehmen Geruch besitzt, ähnlich dem Brom und Jod. Eingeathmet bewirkt dieß Gas catarrhalische Affectionen, zerstört Pflanzenfarben, scheidet aus Jodkalium Jod ab, und verwandelt Kaliumeisencyanür in Cyanid. Besteht der Stickstoff wirklich aus Ozon und Wasserstoff und ist diese Verbindung derjenigen des Chlorwasserstoffs analog, so muß nothwendigerweise Stickstoff mit Kali erhitzt Ozonkalium und Wasser bilden. Es ist zu bedauern, daß der Verf. diesen Fundamentalversuch noch nicht angestellt hat. Einige andere Versuche des Verf. scheinen indessen zu beweisen, daß durch Glühen von Kalihydrat an der atmosphärischen Luft sich in der That Spuren von Ozonkalium bilden. Setzt man nämlich zu einer Kalilösung so viel Säure, daß die Lösung schwach sauer schmeckt, d. h. daß Ozon in Freyheit gesetzt wird, so erhält sie dadurch die Eigenschaft, Jodkaliumkleister blau zu färben. Natürlich muß man sich vorher überzeugen, daß die verdünnten Probesäuren den Jodkaliumkleister nicht verändern. Dieselbe Reaction auf den Jodkaliumkleister erhält man auch durch Glühen von reinem Salpeter in einem bedeckten Gefäße.

Der Verf. hält es für sehr wahrscheinlich, daß sich in der Atmosphäre freyes Ozon befinde, vermuthlich entbunden durch die unaufhörlichen Electricitätsentladungen in der Atmosphäre. Zu dieser Ansicht führte die Beobachtung, daß Papier, Leinwand oder Asbestfasern mit Jodkaliumlösung getränkt und der atmosphärischen Luft ausgesetzt nach einiger Zeit freyes Jod enthalten.

Hat der Stickstoff wirklich eine Zusammensetzung ähnlich der des Chlorwasserstoffs und betrachtet man die Analysen der Verbindungen des Stickstoffs mit dem Wasserstoff und mit dem Sauerstoff als genau, so würde nach des Verf. Ansicht die Constitution der beyden Reihen der fraglichen Verbindungen folgende seyn.

Wasserstoffverbindungen.

1	Atom	Ozon	+	1	Atom	Wasserstoff	=	Stickstoff.
1	„	„	+	2	„	„	=	unbekannt.
1	„	„	+	3	„	„	=	Amid.
1	„	„	+	4	„	„	=	Ammoniak.
1	„	„	+	5	„	„	=	Ammonium.

Hydrosauerstoffverbindungen.

1	Atom	Ozon	+	1	Atom	Wasserstoff	+	1	Atom	Sauerstoff	= Stickoxydul.
1	„	„	+	1	„	„	+	2	Atome	Sauerstoff	= Stickoxyd.
1	„	„	+	1	„	„	+	3	„	Sauerstoff	= salpetrichte Säure.
1	„	„	+	1	„	„	+	4	„	Sauerstoff	= Untersalpetersäure.
1	„	„	+	1	„	„	+	5	„	Sauerstoff	= Salpetersäure.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Februar.

Nro. 35. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Blicke ins Leben von Karl Friedrich Burdach, zweyter und dritter Band (1844). Leipzig bey Leopold Voß.

Wir gaben über den Inhalt dieses an Thatsachen wie an Gedanken überaus reichen Buches gleich nach dem Erscheinen seines ersten Bandes eine ausführliche Uebersicht (gel. Anz. auf 1842 Nr. 194 u. f.). Die comparative Psychologie, deren Entwicklung die Aufgabe der beyden ersten Bände war, erhebt sich schon am Ende des zweyten, vorzugsweise aber im dritten Bande in das Gebiet der menschlichen Seelenkunde und wir wollen den viel überblickenden, scharfsinnigen Verfasser auf diesem Wege seiner Untersuchungen noch weiter begleiten.

Der expandirenden Richtung der Selbstthätigkeit des Lebens stehet überall in der Natur, im Ganzen wie im Einzelnen, ein beschränkendes Gegengewicht zur Seite, welches in contrahirender Weise dem sonst maaßlos auslaufenden Kreise seine Gränzen setzt. Dieses hemmende Gegengewicht tritt sowohl im Entwicklungsgange des Einzellebens, als inneres Moment, als auch in der Gesammtheit der sichtbaren Welt als äußerliches, auf. Die expandirende Richtung der Lebensthätigkeit giebt sich vorherrschend im Kreise ihres vegetativen Wirkens als außerordentliche Fruchtbarkeit, üppiges Wachsthum, kräftiges Gedeihen, im Kreise des animalischen Wesens durch ein überströmendes Gefühl von Freudigkeit und Wohlbefinden kund. Jene meist wehrlosen Thiere der verschiedensten Klassen, welche dazu bestimmt sind, andren fleischfressenden Thieren zur Nahrung zu dienen, zeichnen sich nicht nur durch hohes Maaß der Fruchtbarkeit und durch schnelles, kräftiges Wachsthum, sondern zum großen Theil auch durch ihre Munterkeit, ihr fröhliches Bezeigen aus. Wie fröhlich und genußreich ist das Leben des hüpfenden Lammes und der lustigen Ziege im Vergleich mit dem des melancholischen Wolfes; das Leben des Eichhörnchens, des Kaninchens und selbst der Feldmaus, gegen das der nächtlichen Eule oder der herumschleichenden Räuber vom Iltisgeschlecht, welche dem sonst verderblichen, maaßlosen Ueberhandnehmen jener fruchtbaren Thiere eine Gränze setzen. Wenn auch der schnell sich vermehrende Singvogel sein kurzes Leben unter den Klauen seiner Feinde endigen muß, so hat er es doch dafür desto reicher genossen; jeder Ton seines Gesanges sprach das freudige Gefühl aus, das seine Seele erfüllte.

Das äußre, hemmende Gegengewicht, die Richtung der Contraction, wird zunächst durch die Aeußerungen der expandirenden Richtung der Lebensthätigkeit geweckt und verstärkt, sowohl dann, wenn dieselbe in vegetativer als wenn sie in animalischer Form sich äußert. Nicht allein das kräftige, gesunde Wachsthum der üppig vegetirenden und sich vermehrenden Pflanzen- oder Insekten-fressenden Thiere ist es, was ihrem Fleische seinen eigenthümlichen Reiz und Wohlgeschmack für das Raubthier giebt, sondern jener anziehende Reiz liegt auch öfters in dem muntern Bewegen der Beute. Es ist deßhalb ein sichres Vorgefühl des Instinktes, welches vielen von ihren Feinden verfolgten oder schon in der Gewalt derselben stehenden, wehrlosen Thieren es eingiebt, sich ganz regungslos, wie ein

todtes zu verhalten; eine List, welche öfters zu ihrer Rettung dient. Das scheinbar grausame Spiel, welches die Katze mit einer gefangenen Maus und manches andre Raubthier mit seiner Beute treibt, hat keinen andren Zweck als eine höhere Steigerung der Begierde, und hiedurch der Lust, am Genuße des schnell bewegten Thieres zu bewirken; die Expansion zieht überall die Contraction zu und nach sich, so wie umgekehrt diese zu jener führt.

Je mehr sich das Streben der expandirenden Thätigkeit mit höheren Seelenkräften zusammengesellt, in desto größerem Maaße ist es geeignet, in dem lebenden Wesen ein Gefühl der Selbstzufriedenheit, des innren Wohlbehagens zu wecken. Dieses innre, fröhlich machende Selbstgefühl belebt den Hund, wenn ihm ein Kunststück oder das Erhaschen eines Wildpretes gelungen; der Singvogel läßt, während er mit der anhaltenden Arbeit des Nesterbauens beschäftigt ist, seine freudigsten Gesänge vernehmen; ein Elephant, welcher bey einer Expedition in Ostindien eine steile Anhöhe auf stufenweis gelegten Baumstämmen, nach mancher vorsichtigen Prüfung durch Rüssel und Fuß erstiegen, und zugleich einem kleinen Elephanten heraufgeholfen hatte, zeigte sich über das Gelingen seiner Anstrengung so hoch erfreut, daß er seinen Führer liebkoste und mit dem Rüssel Erde in die Höhe warf; das edle Roß wetteifert freudig, aus eigenem Antrieb, im Lauf mit andern Pferden. Darum sucht das Thier mit der Selbstthätigkeit zugleich sein Vergnügen; das Wagenpferd, wenn es einige Tage im Stalle gewesen, stellt sich von selbst zur Deichsel, der Stier scharrt und brüllt, wenn es Zeit ist ihn anzuspannen; das Dromedar beladet sich selber, indem es mit dem Kopfe unter den Tragsattel kriecht.

Wenn die expandirende Richtung der Lebensthätigkeit von einem feststehenden Punkte (der Contraction) ausgieng, dann beschreibt sie insgemein ihren engeren oder weiteren Kreis so, daß sein Ende wieder von selber zu jenem Ausgangspunkte zurückkehrt. Die Fische suchen beym Laichen die Stelle wieder auf, da sie selber aus dem Ey gekommen; hat man in einen Fluß, in welchem bisher noch keine Lachse zu finden waren, befruchtete Eyer ihrer Art gesetzt, dann sieht man in den folgenden Jahren die seithem paarungsfähig gewordene Brut, die aus den Eyern entsprungen war, von ihrem Winteraufenthalt im Meere heraufkommen in den Fluß, um an ihrem eigenen Geburtsort zu gebären, und der Fluß kann, wenn sein Wasser der Entwicklung der Jungen günstig ist, bald mit Lachsen sich bevölkern. Der Zugvogel sucht im Frühling die Gegend des älterlichen Nestes auf, in welchem er aus dem Knospenzustand des Eyes hervorgegangen war und legt in der Nähe desselben das Nest für seine eigne Brut an, ja selbst die Schafe jener Hochgebirge, welche immer im Freyen bleiben, eilen, wenn sie das Gebären ankommt, nach der oft weit abgelegenen Höhle oder Felsenkluft, in der ihre eigne Mutter sie gebar. Der Zug nach der Heimath und Geburtsstätte ist selbst bey den Amphibien so mächtig, daß man eine Schildkröte, die man bey der Insel Ascension gefangen, am Bauchschild mit eingebrannten Buchstaben und Ziffern bezeichnet, in der Nähe der englischen Küste aber, weil sie dem Tode nahe schien, ins Meer geworfen hatte, zwey Jahre nachher bey der Insel Ascension wieder fieng. Der Zug nach der Heimath schien der Kranken Gesundheit und Kraft zurückgegeben zu haben.

Wie das hemmende, contrahirende Gegengewicht, z. B. als verzehrendes Raubthier, der Ueberfülle der zeugenden Naturkräfte, welche über ihre Schranken herausbricht, entgegentritt, so auch namentlich jenen Verirrungen, bey welchen der Bildungstrieb die Gränzen überspringt, welche der Form der einzelnen Gattungen und Arten vorgezeichnet sind. Katzen, so wie andre vom Fleische lebende Thiere fressen ihre Mißgeburten auf; Bastarde, welche ein Schwanenweibchen mit einem Gänserich, ein Zebra mit einem Esel erzeugt hatte, wurden von ihren Müttern nicht gepflegt, sondern gescheut.

Die expandirende, selbstthätig zeugende und bewegende Richtung pflanzt sich aus dem Kreise des einen Einzellebens in den des andren fort und wirkt, von Einem auf Viele, mit unabweisbar ansteckender Gewalt. Ein Hauptorgan, durch welches jene Richtung weit über den Kreis der eignen Leiblichkeit hinaus sich kund giebt, ist das der Stimme. Durch diese wirkt das eine Einzelwesen mit ganz besondrer Macht auf ein andres ein. Levaillants Affe konnte

es niemals unterlassen, das Geschrey seiner wilden Kameraden, wenn sich dieß aus der Ferne vernehmen ließ, zu beantworten, obgleich er die Gewaltthätigkeiten derselben, die gegen gezähmte Thiere ihrer Art sehr grausam sind, so sehr fürchtete, daß er sich dabey ängstlich verkroch. Thiere von ganz verschiedenen Gattungen ahmen die fremde Stimme, die sie öfter vernehmen, oder die ihnen besonders imponirt, nach und ein Schimpanse machte, wenn man zu ihm sprach, wenigstens mit den Muskeln des Gesichtes und des Mundes die Gebärde des Sprechens nach, indem er dabey freylich nur ein dumpfes Huhu vernehmen ließ. Namentlich liegt in der Menschenstimme und Sprache eine ganz besondere Gewalt über die Thierwelt. Ein gezähmter Wolf, den sein Herr in eine Menagerie abgab, wurde hier aus Sehnsucht nach demselben krank, erkannte ihn aber nach mehrjähriger Trennung an der Stimme wieder, bezeigte eine ausgelassene Freude, sprang an ihm empor und leckte ihm den Mund. Bey dem Abrichten eines Hundes ist es eine Hauptregel, daß man viel zu demselben spricht, um ihn aufzumuntern oder seine Hitze zu mäßigen, ihn zu loben oder zu tadeln, wodurch es gelingt, den Willen des Thieres sich ganz anzueignen und zu unterwerfen. Auch das Geheimniß der Kunstreiter, ein Pferd sich dienstbar zu machen, besteht hauptsächlich darin, daß man sich demselben in einem etwas dunklen Stalle, worin seine Aufmerksamkeit durch nichts zerstreut wird, durch Worte und Gebärden verständlich zu machen sucht, wobey das Thier bald die Bedeutung der hohen oder tiefen, hellen oder dumpfen, sanften und rauhen, raschen und gedehnten Stimme seines Lehrmeisters, je nachdem diese Lob oder Tadel, Anfeurung oder Hemmung kund thun und bewirken *will*, verstehen und derselben Gehorsam zu leisten *lernt*, so daß es nachmals mehr durch den bloßen Zuruf als durch den Zügel gelenkt werden kann.

Namentlich bey gesellig lebenden Thieren zeigt sich jene ansteckende Macht der selbstthätigen Bewegung, wodurch das eine Thier viele Andre mit sich fortreißt in eine gleiche Richtung des Bewegens. Die Sprünge, welche der Leithammel macht, werden von der ganzen ihm folgenden Heerde nachgeahmt; läuft ein Schaf ins Feuer des brennenden Stalles oder springt von der Fähre ins Wasser, dann folgen alsbald ihm die andren; wenn im Schwarme der Wandertauben die an der Spitze des Zuges fliegenden eine Schwenkung machen oder vor einem Raubvogel sich zur Erde senken und dann wieder erheben, machen die folgenden Glieder des langen Zuges allesammt diese Bewegung nach, obgleich der Raubvogel seitdem längst mit seiner Beute aus dem Gesichtskreis verschwunden ist.

Auch das Band der gegenseitigen Anhänglichkeit und Sympathien wird vor allem durch die gemeinsame Richtung der Selbstthätigkeit geknüpft. Wagenpferde, welche Arbeit und Ruhe mit einander theilen, zeichnen sich durch ganz besondre Anhänglichkeit an einander aus; getrennt verlieren sie die Freßlust und allen Lebensmuth, beysammen sind sie zur schwersten Arbeit williger. Namentlich befreunden sich Pferde von gleicher Race, gleicher Natur und Farbe am leichtesten und meisten.

Die expandirende Richtung der Seelenthätigkeit ist nicht nur ihrem Wesen nach der Freude, sondern auch der Liebe verwandt. Liebe wirkt wieder Liebe, doch keine andre Liebe der sichtbaren Wesen kommt hierin an Macht der Liebe und dem freundlichen Bezeugen des Menschen gleich. Diese vermag die wundervollsten und festesten Bande der Sympathie zu knüpfen. Als ein junges Reh von der Dame, die seiner gepflegt hatte, getrennt wurde, starb es bald darauf. Eine Maus, welche Baron von Trenk in seinem Kerker an sich gewöhnt hatte, fand, bey der ersten gewaltsamen Trennung, doch wieder den Weg zu ihm, als man sie bey der zweyten in einen Käfig gebracht hatte, verweigerte sie das Futter, und starb den Hungertod. Ein Gefangener in Genf hatte in seinem Kerker eine junge Ratte gezähmt und an sich gewöhnt, als er nach einiger Zeit seine Freyheit wieder erhalten, nahm das Thier keine Nahrung mehr und man fand dasselbe nach etlichen Tagen in einem Tuche, das ihr Freund im Gefängniß zurückgelassen, todt. Eine ähnliche, den Tod des Thieres nach sich ziehende Sympathie mit einem Kinde, das gestorben war, wurde an einer Katze beobachtet. Uebrigens sind es unter den Säugethieren zunächst der Hund, der Elephant und das Pferd, welche sich der

innigsten Anhänglichkeit an den Menschen fähig zeigen. Die oben genannten Thiere, so wie mehrere andre, für die Freundlichkeit und Liebe des Menschen empfängliche Arten sind auch am meisten geeignet, eine Art mit der andren Verhältnisse der innigsten Sympathieen anzuknüpfen und Anhänglichkeiten selbst bey solchen Wesen zu erwecken, deren Natur ihnen am fernsten zu stehen schien. So hat sich öfters ein Hund die Zuneigung des Löwen erworben; zahme Hunde und Elephanten, so wie das Pferd und der Hund eines Fuhrmannes schließen öfters eine solche Freundschaft mit einander, daß die Trennung den Tod des einen oder des andern nach sich ziehen kann.

Das Wesen und Wirken der Menschenseele verhält sich allerdings zu jenem der thierischen nach einem gemeinen Ausdruck wie Tag zu Nacht. Der Tag bringt, in gewisser Hinsicht einer Gegend, über welcher er so eben aufgeht, nichts Neues. Die Berge, die Hügel, die Thäler mit ihren laufenden und stehenden Gewässern, mit ihren Bäumen und andern Kräutern sind nach Sonnenaufgang dieselben geblieben wie sie in der Mitte der Nacht waren. So lassen sich auch die Anlagen und Kräfte der Seele, deren harmonisches Zusammenseyn wir an der Natur des Menschen bewundern, auf ähnliche Weise in den Aeußerungen des thierischen Lebens nachweisen, als am Leibe des Thieres die einzelnen Theile des Menschenleibes. Und dennoch bleibt bey all diesen Aehnlichkeiten der Unterschied „wie Tag und Nacht.“ Denn wie sich für unser Wahrnehmen während des Dunkels der Nacht hier ein einzelner Baum, dort, wenn wir weiter gehen ein Fels, noch weiter vorwärts ein Gemäuer bemerkbar macht, während uns das Licht der aufgehenden Sonne auf einmal all jene vereinzelten Dinge in ihrer Gesammtheit erfaßbar machet, so erhebt der vernünftig erkennende Geist des Menschen diesen zu einem Inhaber und Selbstherrscher all der Strebungen und sinnlichen Anschauungen, die sich vereinzelt an den verschiedenen Naturen des Thierreiches kund gaben. Der Kreis der schöpferischen Selbstthätigkeit des erkennenden Geistes dehnt sich im Menschen nach allen Richtungen soviel weiter als im Thiere aus, daß er nach oben hin die Schranken des natürlichen Seyns durchbricht und sich zu dem Erkennen eines ewigen, göttlichen Seyns erhebt.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Erzeugung des Ozon's auf chemischem Wege.

(Schluß.)

So weit sind bis jetzt die Forschungen des Verf. über das Ozon gediehen. Wenn wir die angestellten Versuche mit den aus ihren Resultaten gezogenen Schlüssen zusammenhalten, so dürfen wir es uns nicht verhehlen, daß gewiß noch viele Arbeiten nothwendig sind, um so bedeutende Folgerungen zu unumstößlichen Wahrheiten zu erheben. Vor Allem ist es von Wichtigkeit, daß die von Prof. Schönbein angegebenen Thatsachen eine vollkommene Bestätigung erhalten, weßhalb eine Wiederholung seiner Versuche von verschiedenen Seiten besonders wünschenswerth ist. Dieß scheint indessen bis jetzt noch nicht der Fall gewesen zu seyn. Dem Berichterstatter ist die Umwandlung des Kaliumeisencyanür in Cyanid durch Ozon vor anderen Versuchen gut gelungen. Schüttelt man nämlich eine Lösung von Kaliumeisencyanür mit einer Luft, worin Phosphor geleuchtet hat, so färbt sich die Lösung unter Abscheidung von etwas Berlinerblau grün und präcipitirt nun die Eisenoxydulsalze sogleich deutlich blau. Da der Verf. seine Arbeiten fortzusetzen verspricht, so hoffen wir demnächst neue Belehrung über diesen interessanten Gegenstand zu erhalten.

Vogel jun.

Druckfehler.

S. 188 (31. Januar) fehlt am Schlusse nach Individualisirung das Zeichen der Anführung (“).

S. 191 Z. 13 v. o. ist Rinus (Rinke) statt Tyrus zu lesen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Februar.

Nro. 36. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Blicke ins Leben von Karl Friedrich Burdach.

(Fortsetzung.)

Mit diesem Moment der Erweiterung nach oben geht, wie die Flamme die der Blitz am brennbaren Körper entzündet, das Licht eines anbrechenden Tages über den ganzen Kreis des Seelenlebens aus: der Geist der sich nach oben hin der Erkenntniß des Schöpfers genaht, empfängt nach unten hin, in seiner Wirksamkeit auf die Außenwelt, Kräfte des Schöpfers. Wie dieß in vorbildlicher Weise sein aufrechter Gang ausspricht, so ist mit jenem Moment des aufgehenden geistigen Bewußtseyns der Mensch aus dem Schlafe der Thierheit erwacht, von dem Lager derselben aufgestanden und wandelt frey umher. Der Mensch ist ein Ebenbild seines Schöpfers, und nur dadurch befähigt diesen zu erkennen; in der Weise eines schöpferischen Geistes wirkt er auf seine Außenwelt ein. Während das Streben des Thieres dahin geht, das von der Natur ihm Dargebotene zu erlangen und anzunehmen, ist der Mensch mehr darauf bedacht das Erlangte auf eine ihm zusagende Weise umzuwandeln, als dasselbe in seiner ursprünglichen Gestalt zu gebrauchen, mehr das Begehrte durch zweckmäßige Leitung der Naturkräfte selbst hervorzubringen, als sich bloß in den Besitz desselben zu setzen. Wie sich schon bey dem Thier an die ungehemmte Aeußerung der (expansiven) Selbstthätigkeit des Lebens ein Gefühl des Wohlbehagens und der Freudigkeit anschließt, so noch in unvergleichbar viel höherem Maaße bey dem Menschen. Mit der höchsten schöpferisch-selbstthätigen Wirksamkeit zugleich ist seine Natur der höchsten Freuden, der höchsten Lust, daneben aber auch, wo sie in ihren Ausstrahlungen sich gehemmt findet, der tiefsten Schmerzen fähig.

Dem Moment der Expansion steht überall jenes der Concentration oder Contraction zur Seite, und die Kraft des einen wächst mit der des andren. Auch in der Natur des Menschen findet sich im Gegensatz zu der weit über die Schranken der Thierheit hinaus reichenden, expansiven Geistesthätigkeit eine innre Aufnöthigung der Concentration, von dergleichen in der Seele des Thieres kaum etwas Aehnliches gefunden wird; diese Concentration giebt sich uns im Act des Selbstbewußtseyns kund. Bey dem Thier ist der Kreis des Selbstgefühles gegen die Region des Mitgefühles mit den Dingen der Außenwelt nur undeutlich abgegränzt; die Seele des Thieres findet sich selber nur in ihrem Wirken nach außen; sie hat kein eigentliches Ich, sondern nur ein Wir. Dagegen schließt sich in der Seele des Menschen, als Gegengewicht gegen die Strebung nach unmeßbarer Expansion, ein demantfester Kreis der Selbstbegränzung, nicht nur gegen die Außenwelt des Erkennbaren, sondern selbst gegen die Innenwelt des durch die Sinnen aufgefaßten, durch die Erinnerung zum Eigenthum gewordenen Erkenntnißstoffes ab; er gewinnt durch diese Selbstbegränzung den festen Centralpunkt seines Ichs. Wie das Thier von all seinen jährlichen und täglichen Wanderungen und Abschweifungen immer wieder zu der Stätte seiner Geburt, des Entstehens seiner Eigenheit zurückkehrt, so der Geist des Menschen zu dem Concentrationspunkt seines Wesens, zu dem Moment des Selbst-

bewußtseyns und des Erfassens seines Ich, und nur hierdurch erhält er sich und erneuert er sich die Kraft zu dem neuen Auslauf seines Erkennens und Strebens in die Weite.

Das Leben bethätigt sich überall zunächst und vorzugsweise dadurch, daß es in dem Kreise, der es umgiebt, weiter zeugt, seines Gleichen hervorruft. Wie das Denken einer ewigen Weisheit in jedem Punkt ihrer sichtbaren Werke sich kund giebt, so muß auch der schöpferische Geist des Menschen sein Denken, sein Erkennen in dem Kreis seiner Wirksamkeit aussprechen. Dieser geistige Zeugungstrieb ist der gewaltigste, mächtigste seiner Natur, er beherrscht das Wesen des Menschen in der unwiderstehlichsten Weise, und reißt alle Kräfte desselben mit sich fort. Der Mensch muß sprechen weil er denkt; weil der Gedanke, als ein Lebendiges, in der hiezu empfänglichen Basis Seinesgleichen zu erzeugen sich gedrungen fühlt. Wie die Bildung eines Leibes die unmittelbare Folge des Pflanzenlebens, die willkürliche Bewegung eine Aeußerung des Thierlebens ist, so gehet die Bildung einer Gedankensprache als erstes, unfehlbares Lebenszeichen aus der Wirksamkeit des Geistes hervor, durch dessen Innenwohnen der Mensch vom Thiere sich unterscheidet.

Am deutlichsten wird das unabweisbare, mächtige Bedürfniß des Menschen, das innre Leben seines Geistes durch eine Gedankensprache kund zu geben, in den Fällen erkannt, wo dasselbe durch die scheinbar unauflösbarsten Banden sich hindurch reißet und die stärksten Hindernisse siegreich beseitiget. Dieses geschieht namentlich bey solchen Menschen, welche von der Geburt an oder seit den frühesten Lebensjahren des Gebrauches der oberen Sinnen: des Gesichts, des Gehörs, ja selbst des Geruches und Geschmackes beraubt waren. Wir sprechen hier nicht von jenen krankhaft gelähmten Naturen, deren Pflanzenleben von der Geburt an nur ein langsames Hinsterben ist; nicht von den Cretinen und Blödsinnigen des tiefsten Grades, denen mit der Macht der thierischen Bewegung zugleich auch das Vermögen der thierischen Empfindung abgehet; denn jene geistig Gehemmten und Gelähmten können uns eben so wenig lehren was geistige Wirksamkeit, als die leiblich Lahmen, was Bewegung der Glieder sey. Nicht aber bey allen blinden Taubstummen ist der Mangel der höheren Sinnen die Folge eines solchen krankmachenden Einflußes, welcher an die Wurzel des leiblichen wie psychischen Lebens greift, sondern bey Manchen traf derselbe nur örtlich die äußeren Sinnen, nicht in dem Gehirn und Rückmark den Centralpunkt des leiblichgeistigen Gesammtlebens. Und eben diese Fälle sind es, an denen wir den siegreichen Kampf der Menschenseele um ihr unveräußerliches Erbe und wesentlichstes Eigenthum: um die Gedankensprache auf die lehrreichste Weise betrachten können.

Taubstumme, welche zugleich blind waren, sind hin und wieder beobachtet worden, ohne daß man diesen Unglücklichen die ihrem Zustand gebührende Aufmerksamkeit und Theilnahme schenkte. In Dänemark fanden sich, nach Schmalz, unter 630 Taubstummen 3 Blinde; in Ost-Flandern zählte man im Jahre 1840 neun Taubblinde; nach einem Bericht der Taubstummenanstalt in Modena gab es, als derselbe geschrieben ward, sieben Gesicht- und Gehörlose in Italien. Manche Unglückliche dieser Art lebten und starben, der öffentlichen Kunde entzogen, in der älternlichen Hütte und wurden in ihrer Umgebung gleich den Cretinen behandelt und beachtet. So das taubblinde Mädchen in der Gemeinde Stüfa, im Canton Zürich, das sein Verlangen nach Speise oder Trank durch Klagetöne andeutete, durch den Geruchssinn es wahrnahm, wenn der Brodschrank geöffnet wurde, in gerader Richtung auf denselben zugieng und die Hände so lange bewegte, bis man ihr das Begehrte hineinreichte. Diese von Natur wie von der menschlichen Gesellschaft Verkümmerte und Versäumte war zugleich kränklich und überlebte das zwölfte Jahr nicht, und so mögen Manche solcher Unglücklichen dem Mangel an leiblicher wie an geistiger Pflege unbeachtet erlegen seyn. Erst in unsren Tagen hat man, so wie schon seit längerer Zeit den Taubstummen, auch den Taubblinden die Theilnahme und geistige Pflege zugewendet, deren sie vor allen andren leiblich Leidenden am meisten bedürftig sind; man hat die Mittel erfunden, selbst für diese nach außen verschloßne Seelen den Verkehr mit andern Menschenseelen in einer Gedankensprache möglich zu machen und hat auf diesem Wege einen

bis dahin unbekannten Zugang zu den innersten Geheimnißen der Kräfte und Getriebe des menschlichen Seelenlebens aufgefunden.

Der erste von seiner Geburt an Taubblinde, welcher durch die Anlagen und Aeußerungen seiner übrigens ganz gesunden Natur eine allgemeine Theilnahme erregte, war der vielbesprochene James Mitchell. Er selber verständigte sich andern Menschen, von denen er wohl wußte, daß sie einen Sinn hätten, der ihm abgieng, gleich den Taubstummen, in einer freylich unvollkommneren Geberdensprache, ihm selber machte man sich, innerhalb des engen Kreises seinen natürlichen Lebensverhältnisse nur durch eine noch unvollkommenere Sprache des Contactes verständlich. Dennoch entwickelten sich durch diesen mangelhaften Verkehr der andren Menschenseelen mit der seinigen in dem James Mitchell so viele Aeußerungen eines menschlich vernünftigen Erkennens und Strebens, daß die Mittheilungen, welche Wardrop und Gordon über diesen Taubblinden machten, vielfach zu einem Gegenstand wissenschaftlicher Erörterungen wurden. Ein Versuch, den man erst im 19. Jahre mit ihm gemacht hatte, ihm durch die Berührung von Buchstabenmodellen eine Schriftsprache beyzubringen, war mißrathen; desto besser gelang derselbe jedoch den menschenfreundlichen Vorständen der Blindenanstalten zu Boston und zu Brügge, dem Dr. Howe und dem Abbé Carton. Verhältnißmäßig am leichtesten bey weiblichen Taubblinden, unter denen Carton eine zwanzigjährige: die Anna Timmermans und Howe selbst eine dreyßigjährige: die Julia Brace für den Unterricht in der Schriftsprache empfänglich fanden. Am weitesten freylich wurden immer im Verkehr der Menschensprache solche Taubblinde gefördert, denen man schon in ihrer Kindheit die Schriftzeichen, als tastbare, durch Nadelstiche und Erhabenheiten oder auch durch verschiedne Stellungen der Finger gebildete Buchstaben, zusammengefügt zuerst zu einsylbigen, dann selbst zu mehrsylbigen Worten kennen lehrte. Abbé Carton bediente sich öfters nur eines einzelnen, Howe aber aller ein gewißes Wort bildenden Buchstaben zur Bezeichnung des Gegenstandes, den man zu gleicher Zeit den Taubblinden berühren ließ. Zuweilen dauerte es lange Zeit, bis der blinde Taubstumme den Zusammenhang der von ihm als Spielwerk betrachteten Schriftfiguren mit den durch sie benannten Gegenständen begriff; war ihm jedoch nur einmal dieses gelungen, dann erfaßte er in den meisten Fällen das Mittel, welches dem dringendsten Bedürfniß seines denkenden Geistes entsprach, mit solcher Lebendigkeit, daß ihm nun alle Last der Anstrengung zu innigsten Lust wurde. Das vorhin verschloßene Thor der äußerlich verkümmerten Menschennatur war jetzt aufgegangen und dem fremden Forscher war ein Blick in die Welt der von Plato sogenannten angebornen Ideen verstattet.

Unter mehreren Berichten, die wir in neuester Zeit, vornämlich durch Dr. Howe über die geistige Entwicklungsgeschichte der schriftlich sprechenden Taubblinden erhalten haben, ist der über Laura Bridgmann der lehrreichste und interessanteste, wir wollen deshalb vorzugsweise einige Hauptzüge aus diesem Bericht hervorheben.

Laura Bridgmann, die Tochter achtbarer und gebildeter Eltern, war im Jahre 1829 zu Hannover in New-Hampshire geboren. Bald nach ihrer Geburt von schmerzhaften Krämpfen befallen, war sie bis zum 20. Monat äußerst schwächlich gewesen, dann hatte sie sich etwas erholt und gegen Ende des zweyten Jahres einige Worte sprechen gelernt. Da erlag die noch wenig befestigte Gesundheit von neuem einer heftigen Erkrankung des Gehirns, welche ihre Ableitung nach den äußeren Sinnorganen nahm, so daß nach einer starken Entzündung die Augen sammt den inneren Gehörorganen in Eiterung übergingen und zerstört wurden. Mit den beyden höheren Sinnen zugleich, hatten auch der des Geruches und Geschmackes bedeutend gelitten; Laura konnte auch später den Geschmack des Rhabarbers nicht von dem des Thees unterscheiden und von der Fähigkeit zum Riechen war ihr kaum noch eine Spur geblieben. Im Vergleich mit den meisten andren, geistig gesunden Taubblinden war mithin der Zustand dieser Bedauernswürdigen noch ein ungleich ungünstigerer, denn jenen macht der Geruchssinn, durch beständige Uebung geschärft, noch immer eine Wahrnehmung aus gewisser Ferne möglich, während der Kreis des Verkehres mit der Außenwelt bey Laura nur auf den engen, nächsten Bereich des Tastsinnes

beschränkt war. Anfangs hatte das schwer erkrankte Kind noch einige der erlernten Worte gesprochen, dann aber, als es seine eigne Stimme nicht mehr hörte verstummte es ganz, und behielt nur die Fähigkeit zu einzelnen unarticulirten Tönen. Vom vierten Jahre an gelangte Laura zu einer dauerhaften Gesundheit, und mit den leiblichen Kräften erwachten und erstarkten auch zugleich die der Seele: der Trieb zur Selbstthätigkeit. Sie fieng an im Hause herumzugehen und nach Beschäftigung zu suchen, an der sie eine außerordentliche Freude fand. Vor allem folgte sie der Mutter auf jedem ihrer Wege, befühlte, wenn diese beschäftigt war, ihre Arme und Hände und ahmte alsbald die geschäftigen Bewegungen nach; sie lernte etwas nähen und stricken und bezeigte sich immer ganz vorzüglich froh und glücklich, wenn sie etwas Neues gelernt oder die Anwendungsart eines Gegenstandes entdeckt hatte. Dr. Howe hatte von dem merkwürdigen Kinde gehört, er bestimmte die Aeltern, dasselbe seiner Erziehungsanstalt für Blinde anzuvertrauen. Laura war damals (im J. 1837) 8 Jahre alt; ein schönes, lebhaftes Kind, fröhlichen Sinnes und guter Gemüthsart. Ihr Antlitz, sagt Howe in seinem Bericht von 1839, strahlt von Geist; ihre Bewegungen sind anmuthig; sanft wie ein Lamm jauchzt sie vor Freude, wenn sie mit ihren blinden Gefährtinnen spielt.

Als das arme Kind von der Mutter, an welche es so gewöhnt war, hinweg in eine ihr ganz fremde Umgebung kam, schien es anfangs bestürzt; da ihm aber von allen Seiten Liebe und Theilnahme entgegen kamen, befreundete es sich bald mit den neuen Verhältnissen. Nach wenig Tagen fand sich die kleine Taubblinde im ganzen Haus herum; sie lief munter die Treppen auf und ab; bey Tische wie bey andern Gelegenheiten betrug sie sich durchaus anständig, kleidete sich ohne fremde Hülfe aus und an; zeigte hiebey, wie dieß auch ein andrer Beobachter, Dickens, bemerkt, in der Anordnung ihres mit eigner Hand geflochtenen Haares und des ganzen Anzuges eine ganz besondre Sauberkeit und Nettigkeit. Im Stricken, Nähen und Sticken bewies sie eben so viel Fleiß und Geschick als ihre blinden, dabey aber hörenden Mitschülerinnen. Jeden der vierzig Hausgenossen lernte sie in Kurzem durch Berührung kennen, war freundlich gegen ihre Gefährtinnen, mit deren einigen sie bald eine innige Freundschaft schloß. Ebenso faßte sie auch bald ein kindliches Vertrauen zu den Lehrern.

Zwey Monate nach ihrer Ankunft in der Blindenanstalt konnte man mit Laura den Unterricht in der Wortsprache beginnen. Howe schlug dießmal den Weg ein, daß er Zettel, auf denen einsylbige Worte mit erhabenen Buchstaben stunden, an die Gegenstände befestigte, welche durch jenes Wort bezeichnet waren. Hiezu giebt die englische Sprache bey manchen der alltäglichst gebrauchten Dinge, wie bey Schaale, Schlüssel, Löffel, Gabel u. s. f. durch die kurzen Namen cup, key, spoon, fork u. a. eine günstige Gelegenheit. Die Gegenstände, mit dem zu ihnen gehörigen Namenszettel, wurden der Taubblinden zum Betasten in die Hände gereicht, einige Zeit nachher der Zettel ohne den Gegenstand, oder dieser ohne jenen, und wenn sie dann den einen zu dem andren, ihm angehörigen legte, wurde ihr durch ein leises Klopfen des Fingers auf den Kopf das gewohnte Zeichen des Beyfalls gegeben. Eine Zeit lang schien die Taubblinde gar keine Ahnung von dem Zweck dieser vielfältigen Versuche zu haben, sie machte geduldig und nur um den Beyfall des Lehrers zu verdienen das nach, was man ihr vorgemacht hatte. Da auf einmal gieng ihr ein Licht auf, man sahe es ihr an, daß ihr Verstand dem Geheimniß auf die Spur gekommen sey: daß diese Wortfiguren ihr ein Mittel werden sollten, die Vorstellung von einem Gegenstande in andren Menschen hervorzurufen. Ein Ausdruck des freudigen Staunens ergoß sich über ihr Angesicht; sie nahm den Zettel, worauf das Wort Schlüssel stund und hielt ihn an den niemals beym Versuch gebrauchten Schlüssel der Thüre.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Februar.

Nro. 37. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Blicke ins Leben von Karl Friedrich Burdach.

(Fortsetzung.)

Ungleich schwieriger als das Erlernen und Verstehen der Worte, durch welche Gegenstände bezeichnet werden: der Hauptworte, ist das Erlernen der Zeitworte und Eigenschaftsworte für die Taubblinden. Laura, nachdem sie durch Stellung der Finger und durch Nachbilden der Schriftzeichen auf Papier oder durch Zusammenfügung metallener Lettern ganze Worte auszudrücken vermochte, faßte zuerst nur kurze Sätze wie: schließ Thüre, gieb Buch. Bey solchen Sätzen, in denen zwey Hauptworte vorkommen, änderte sie die Stellung derselben zum Zweck der Verdeutlichung nach eigenem Ermessen ab, wie „Laura Brod geben" und „Wasser trinken Laura." Später knüpfte sich dann hieran der Gebrauch der Partikeln, hernach die Kenntniß des Pronomens und des Artikels, die Flexion der Hauptworte und der Zeitworte u. s. w. an. In der That ist bey all diesem Unterricht, das was der Lehrer geben kann, in gar keinen Vergleich zu stellen mit dem, was der einmal wach gewordene denkende Geist des Taubblinden selber findet, und es erscheint als ein wahrhaftes Wunder, daß dieser vernünftige Geist aus dem von außen in so unvollkommenem Maaße empfangenen sinnlichen Stoffe sich die Begriffe des seiner Natur nahe liegenden Uebersinnlichen bildet.

Welche Fertigkeit in der Gedankensprache verrieth Laura schon nach wenig Jahren, als sie in Beziehung auf die bevorstehenden Ferien gegen die Lehrerin sich äußerte: „ich muß nach Hannover gehen, meine Mutter zu sehen; doch nein, ich werde sehr schwach seyn, so weit zu gehen; ich will nach Halifax gehen, wenn ich mit Ihnen gehen kann; wenn der Doctor fort ist, denke ich, will ich mit Jeanette gehen; wenn der Doctor zu Hause ist, kann ich nicht gehen, weil er nicht allein bleiben mag, und wenn Jeanette fort ist, kann er nicht seine Kleider ausbessern und Alles allein besorgen." Dieselbe Fertigkeit im Ausdruck ihrer Gefühle verrieth sie auch in ihren Briefen, die sie mit Bleystift ganz geradlinig schrieb, indem sie der Richtung der schreibenden, rechten Hand mit der Linken folgte. Man konnte mit Recht von dieser wahrhaft geistreichen Taubblinden sagen, daß sie im Bewegen der Finger eben so vollkommen denke, wie wir in den Vorstellungen von hörbaren Worten. Sogar im Traume bewegten sich ihre lebhaft sprechenden Finger.

Eines Tages, wie es schien vom Lernen ermüdet, that sie die merkwürdigen Fragen: „warum kann ich nicht aufhören zu denken? Ich muß immer denken. Hören sie auf zu denken? Hört Harrison (sie meinte den Präsidenten, dessen Verunglücken die Kinder der Anstalt mit großer Theilnahme vernommen hatten) auf zu denken, da er todt ist?" Namentlich mußte hierbey der letzte Theil der Frage auffallen, da Dr. Howe absichtlich der Taubblinden noch nichts über Unsterblichkeit und Lehren der Religion hatte beybringen lassen, um sie erst noch besser auf das Erfassen dieser höchsten Erkenntniße des Menschengeistes vorzubereiten. Bey solcher Gelegenheit bewies auch Laura jene Sicher-

heit des Gemeingefühles, wodurch wir Gesicht, die Beziehung unsrer Seelenthätigkeiten zu den Organen des Leibes begreifen. So sagte sie eines Tages zur Lehrerin: „Doctor wird in vierzehn Tagen kommen, denke ich in meinem Kopfe“ und auf die Frage: ob sie denn nicht im Herzen denke, antwortete sie: „nein, ich kann nicht denken im Herzen, ich denke im Kopfe.“ Als man sie weiter fragte, warum sie im Herzen nicht denke? erwiederte sie: „ich kann da nicht wissen, alle kleine Mädchen können im Herzen nicht wissen.“ Dagegen sagte sie ein andres Mal, als sie traurig war: „mein Herz thut weh. Wenn Herz wehe thut, fließt dann Blut?“

Obgleich die Taubblinden, wie die Taubstummen, ehe man diesen in der bekannten, mühsamen Weise einen zweckmäßigen Gebrauch der Sprachorgane angelernt hat, nur übel klingende, formlose Laute ausstossen, leitet sie hiebey doch ein Gefühl für die eigentliche, natürliche Bestimmung des Organs zu dem Ausdruck der innren, psychischen Bewegungen. Ein Taubstummer erzählte von sich, nachdem er die Wort- und Schriftsprache erlernt hatte: im rohen Zustande habe ich zur pantomimischen Bezeichnung besondrer Gegenstände auch eine besondre Stimme beygefügt und jede Person immer mit derselben Stimme gerufen. Auch an Laura wurde etwas Aehnliches bemerkt. Wenn sie in plötzlicher Aufregung, wie etwa in der Freude über die unerwartete Ankunft einer Freundin ein lautes Gekreisch ausstößt, scheint sie sich freylich des Mangels der Herrschaft über ihre Stimmorgane leicht bewußt zu werden, denn als bey einer solchen Gelegenheit der Lehrer ihr die Hand auf den Mund legte, schwieg sie sogleich, lachte und umarmte still die Freundin. Dennoch kann sie das Bedürfniß, sich außer der Fingersprache auch in Tönen ihre Stimme auszusprechen, nicht ganz unterdrücken: kommt sie in eine Wohnstube, in welcher ein Dutzend blinder Mädchen sitzen, dann umarmt sie jedes und giebt dabey einen besondren Laut von sich, den auch die blinden Mädchen genau kennen und wissen, welcher von ihnen er gelte. Auch wenn sie allein ist, giebt sie zuweilen einen Laut von sich, der eine bestimmte Person bezeichnet und wenn man sie fragt, warum sie den Namen Jeanette (einer der Pflegerinnen im Blindeninstitut) nicht durch Fingeralphabet buchstabire, sondern den Laut dafür gebe, antwortet sie: „Ich denke an Jeanettens Laut, wenn ich denke, wie sie mir gute Sachen giebt; ich denke nicht daran, ihren Namen zu buchstabiren.“ Und noch besser beantwortete sie ein andres Mal dieselbe Frage so: „weil ich denke, wie sehr sie mich liebt und wie sehr ich sie liebe.“ Selbst bey den Taubblinden, so sagt Burdach mit Recht, behauptet mithin die Stimme ihre ursprüngliche Bestimmung: ein Ausdruck der Gefühle zu seyn, welche die Brust bewegen.

Solcher Gefühle der kindlichen Liebe, der dankbaren Anhänglichkeit, der Freundschaft zeigte sich überhaupt Laura in der menschlich edelsten Weise fähig und diese Gefühle nahmen eine fester stehende Form an und gewannen an Kraft, als sie des Ausdrucks und des innren Gebrauchs einer Gedankensprache fähig geworden war. Nachdem sie nur erst ein halbes Jahr in der Blindenanstalt gewesen war, erhielt sie einen Besuch von ihrer Mutter. Sie betastete die Hände und den Anzug derselben, ohne sie zu erkennen und wendete sich von ihr, wie von einer Fremden ab, denn das viele Neue, das sie seit sechs Monaten erfahren, erlebt und erlernt hatte, mochte vor der Hand die Eindrücke des früheren, regeren Erkenntnißkreises ganz verdunkelt haben. Sie freute sich über eine Perlenschnur, die sie früher getragen und welche die Mutter ihr mitgebracht hatte, und deutete dem Dr. Howe an, daß dieß ein Geschenk aus ihrer Heimath sey, stieß jedoch die Mutter, welche ihr liebkosen wollte, zurück und gieng zu ihren Gespielinnen. Als sie jetzt auch einen andren Gegenstand aus dem älterlichen Hause von der Mutter bekam, wurde sie lebhaft aufgeregt, berührte die Geberin von neuem, ließ sich auch einige Liebkosungen von ihr gefallen, gieng aber dann wiederum gleichgiltig von ihr hinweg, obgleich sie dabey dem Dr. Howe zu verstehen gab, daß diese Dame gewiß aus Hannover komme. Als jedoch die schmerzlich betroffene Mutter noch einmal sich ihr nahte, schien der kleinen Taubblinden plötzlich der Gedanke zu kommen, daß dieß keine Fremde seyn könne; sie betastete jetzt sehr eifrig ihre Hände,

wurde ganz bleich und wieder feuerroth; Hoffnung und Zweifel kämpften in ihr; die Mutter zog sie an sich und küßte sie; da warf sich die Kleine mit dem Ausdruck des Entzückens an ihren Busen und wich nicht mehr von ihr; für ihre Gespielinnen und Spielsachen hatte sie nun keinen Sinn mehr. Dennoch zeigte sie, das neunjährige Kind, bey der abermaligen Trennung eben so viel Verstand und Entschlossenheit, als tiefes Gefühl: sie begleitete die Mutter bey deren Abreise bis vor das Haus, hielt sie dabey fest umschlungen, tappte aber zugleich mit der Hand rings umher, um zu erfahren, wer in ihrer Nähe sey, und als sie eine sehr geliebte Lehrerin bemerkte, faßte sie diese mit der einen Hand, während sie mit der andern sich krampfhaft an die Mutter klammerte, ließ diese dann los, wandte sich um und hielt sich schluchzend an die Lehrerin. Und bald kehrte ihr in dem neuen, weitern Kreise der geistigen Selbstthätigkeit und innren Entwicklung die Ruhe und natürliche Freudigkeit zurück. Denn wie sich selbst die Sprossen der im dunklen Keller wachsenden Pflanze mit stärkerem Drange nach oben, nach dem Lichte, das durch eine Spalte hineinfällt, und durch diese zum hellen Tage ausstrecken, als hinabwärts nach dem nährenden Boden, so noch vielmehr entreißt sich der Geist des Menschen, wenn es gilt, das seinem Leben nothwendige Element des Erkennens zu erfassen, alle dem, das ihn mit Banden des Fleisches hält.

Später, als Laura das Wort: Mutter, in ihrer Weise verstehen und sprechen gelernt hatte, war, wie wir selbst vorhin an einem Beyspiele sahen, dieser theure Name oft ein Gegenstand ihres Gespräches. Wenn zuweilen die Lehrerinnen irgend einem andren der blinden Mädchen eine besondre Liebkosung erwiesen und sich in der Liebe bedürftigen Seele der armen Laura eine kleine Eifersucht regte, sagte sie, „meine Mutter wird mich lieben.“ Zugleich hatte auch, mit der Fähigkeit den Namen derselben auszusprechen, ihr Gedächtniß für Personen überhaupt an Stärke gewonnen. Als H. Combe seinen Besuch in der Anstalt zum zweyten Mal, ein Jahr nachher wiederholte, schrieb Laura mit Bleystift die Worte: „Laura froh, sehen Combe.“

Gegen alle ihre Mitschülerinnen betrug sich die taubblinde Laura wohlwollend, doch faßte sie bald für einzelne derselben eine besondre Zuneigung, und wenn sie bey den Arbeit, oder beym Lernen neben einer dieser näher befreundeten Mitschülerinnen saß, da unterbrach sie öfters ihr Geschäft, um die Nachbarin recht herzlich zu küssen. Auffallend war es übrigens bey diesen Freundschaftsbündnissen der Taubblinden, daß sie immer am meisten jenen Mitschülerinnen sich anschloß, welche am besten mit ihr reden konnten.

Bey all den offnen, unverhaltnen Bezeugungen der kindlichen Zuneigung und Zärtlichkeit, denen die kleine Taubblinde sich ohne Unterlaß hingab, war das instinktmäßige zurückstossende Benehmen und die jungfräuliche Haltung höchst merkwürdig, welche sie gegen Personen vom andren Geschlecht, Kinder wie Erwachsne beobachtete. Gewöhnlich kam außer Herrn Howe kein Mann in ihre Nähe. Vor jedem fremden Manne, der etwa die Anstalt besuchte, zog sie sich schüchtern zurück, während sie gegen Frauenzimmer zutraulich sich bezeugte, die Liebkosungen derselben annahm und erwiederte. Als bey seiner Anwesenheit im Blindenhaus H. Combe seine Hand auf ihren Kopf legte, schob sie dieselbe ängstlich hinweg, ebenso stieß sie Herrn Dickens Hand zurück, hielt aber seine Gattin mit Vergnügen an der Hand, küßte dieselbe und untersuchte ihren Anzug mit mädchenhafter Neugier. Ein neuer Zögling und Schüler, Oliver Caswell sollte in Herrn Howes Unterrichtsanstalt kommen; Laura hatte viel von der nahen Ankunft desselben vernommen, die sie mit reger Theilnahme erwartete. Als er eintrat, küßte sie den Knaben, fuhr aber blitzschnell zurück, als sey sie über das Unschickliche ihrer Handlung erschrocken. In Howes Gegenwart vergißt sie nie die höchste Schicklichkeit zu beobachten; jede Unordnung, die etwa an ihrem Anzug sich finden könnte, sucht sie dann so eifrig und schnell zu verbessern, als nur ein zum strengsten Anstand erzogenes Mädchen dieß könnte. Ja selbst auf ihr lebloses Spielzeug trägt sie ein solches Zartgefühl über, denn da sie eines Tages ihre Puppe ins Bett legen wollte, und durch das Herumtappen bemerkt hatte, daß Howe im Zimmer sey, kehrte sie lachend um und wartete so lange, bis er sich entfernt hatte; dann

rufs, als sie sich mit der Lehrerin allein fand, entkleidete sie die Puppe.

In einigem Zusammenhang mit jenem geschlechtlichen Zartgefühl steht bey Laura Bridgman auch der mädchenhafte Trieb sich zu putzen und Andren zu gefallen. Sie ist nicht nur für gewöhnlich gern gut gekleidet, sondern wenn sie ein neues Kleid anhat, macht sie Andre, welche dieß etwa nicht zu bemerken scheinen, darauf aufmerksam und verlangt dann auszugehen, um sich den Leuten zu zeigen. Für ihre Hüte hat sie ein besonderes Behältniß zur Aufbewahrung und ein andres für die übrigen Kleider, alle hält sie in bester Ordnung; sie zeigt Geschmack an besonders schönen Schmucksachen und war deßhalb über die Armbänder und Broschen der Mistriß Combe ganz entzückt.

Außer den erwähnten Fällen zeigte sich auch in andren bey dieser Taubblinden ein menschlich vernünftiges Auffassen der geselligen Verhältnisse. Während manche andre Taubblinde, wie namentlich Julia Brace von der Ansicht ausgiengen, daß nur der leiblich Größere berechtigt sey, dem Kleineren etwas zu befehlen, urtheilte Laura in tiefer eingehender Weise, daß nur dem Klügeren die Herrschaft gebühre; wie Julie den Kleineren befehlen wollte und zuweilen ihre Ueberlegenheit sie fühlen ließ, so that Laura den geistig Schwächeren, die sie mit einer Art von Geringschätzung behandelte und Dienste von ihnen forderte, welche sie von niemand Andrem begehrte. Die leicht irrende Vernunft unterliegt zuweilen bey solcher Gelegenheit der Gefahr, die Begriffe von dumm und schlecht zu verwechseln. Denn wenn im Hause irgend ein Schaden war angerichtet worden, von welchem Niemand die Schuld tragen wollte, schrieb sie ihn gewöhnlich auf Rechnung des dummen Mädchens. Es stund dieß in einem auffallenden Contrast mit Lauras sonstigem Benehmen, da sie sich gewöhnlich vertrauensvoll und bemüht zeigte, die Fehler Andrer zu entschuldigen, nur einige Male, aus Mißverständniß, unfreundlich war gegen andre Kinder und nur einmal erzürnt über eine erwachsne Person. Auch war sie immer geneigt, ein begangenes Unrecht gegen Andre willig zu erkennen. So einst bey einer kleinen Neckerey, die sie aus Unverstand zu weit getrieben hatte. Sie saß nämlich mit zwey andren blinden Mädchen auf einem Schaukelbrett und zwar sie auf der Kruppe. Ihre Mienen verriethen es, daß sie mit dem Gedanken an einen lustigen Streich umgehe und in dem Augenblick, da der Hintertheil des Pferdes am tiefsten stund, ließ sie sich herabgleiten, so daß nun der Vordertheil der Schaukel tief herabsank und die Mädchen herabfielen. Sie war außer sich vor Freude über das Gelingen des Streiches, da sie aber fand, daß das eine Mädchen sich wehe gethan hatte, wurde sie betrübt, liebkoste dasselbe und buchstabirte das Wort: Unrecht. Bey dieser und andrer Gelegenheit hatte der Ausdruck der Reue, der sich in dem wohlgebildeten Angesicht des Kindes kund gab, etwas wahrhaft Rührendes.

Eine solche natürlich sanfte, gutartige Stimmung wird übrigens keineswegs bey allen Taubblinden gefunden; bey Laura schien der Eigenwille durch die Schule der langen, schmerzlichen Krankheiten gebrochen zu seyn, die sie in ihren ersten Lebensjahren erduldet hatte, bey andren, gesünderen taubblinden Kindern mußte er durch Zucht und Strenge der Erzieher gebrochen werden. So widersetzte sich Lucy Rend, welche freylich schon vierzehn Jahre alt war, da sie in einem sehr versäumten Zustand in Howes Anstalt kam, dem Bemühen, sie durch Liebkosungen an die Sitte zu gewöhnen, während des Unterrichts still zu sitzen, und als die Güte nicht half, sie fest an ihren Sitz zu halten, durch wüthendes Kratzen und Beißen und konnte endlich nur durch Anwendung von Riemen, mit denen man sie fest band, zur Nachgiebigkeit bewogen werden, welche bald nachher in völligen Gehorsam und Gelehrigkeit übergieng. Auch der taubblinde Oliver Caswell, ein Kind von kräftiger Natur und guten Anlagen, hatte, als er in seinem eilften Jahre in die Anstalt kam, noch niemals eine vernünftig kräftige Einschreitung gegen die Ausbrüche seines Eigenwillens erfahren.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Februar.

Nro. 38. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Blicke ins Leben von Karl Friedrich Burdach.

(Schluß.)

Eines Tages, da ihn die Lehrerin nöthigen wollte, etwas, das er zur Erde geworfen, wieder aufzuheben, saß er finster und stöckisch da. Howe legte begütigend die Hand auf seinen Kopf, der Knabe schlug mit Händen und Füßen um sich, biß und kratzte, doch der verständige, an Geduld gewöhnte Lehrer hielt ihn ruhig am Handgelenke fest und da der Sturm der leidenschaftlichen Aufregung in Abspannung überzugehen anfieng, küßte er den kleinen Wilden und gab ihm, der bey seinem feinen Geruch für solche Eindrücke sehr empfänglich ist, Kölnisch Wasser zu riechen. Von nun an wurde an dem Knaben niemals mehr ein solcher heftiger Ausbruch des Eigenwillens bemerkt; er betrug sich fortwährend folgsam und freundlich. Bey Julia Brace hatte das einmalige Einsperren in ein enges Zimmer dieselben bleibend wohlthätigen Folgen.

In allen solchen Fällen mag das Gefühl der großen Abhängigkeit, in welcher die Taubblinden von andern, gesunden Menschen stehen, die Erziehungsfähigkeit verstärken.

Jenes Zartgefühl für schicklich und unschicklich, recht und unrecht, dessen wir vorhin in der Beschreibung von Laura Bridgmans Benehmen erwähnten, begleitete diese merkwürdige Taubblinde in alle Verhältnisse des Lebens. Wenn sie in ihrer Nähe ein Stück Kuchen oder Obst fand, aß sie es nie, bis man ihr zu verstehen gab, daß sie dieß dürfe; bey jeder Gelegenheit sprach sich an ihr die Scheu vor Verletzung fremder Rechte aus. Eine gewisse Beachtung der Rechte, welche etwa der höhere Stand giebt, war Laura auch nicht ganz abzusprechen, denn abgesehen von der kindlichen Untergebenheit, die sie gegen die Lehrer an den Tag legte, konnte man auch bemerken, daß sie jenen Besuchenden, welche am besten gekleidet waren, die meiste Aufmerksamkeit bewies. Von Eingriffen in ihre wirklichen, oder vermeintlichen Eigenthums- und anderen Rechte, mochte sie wohl in Howes trefflicher Anstalt niemals eine Erfahrung gemacht haben; dagegen gerieth eine schon ältere Taubblinde, die sich in Carlons Blindeninstitut befand, in heftigen Unwillen, als sie bey einer Krämerin ein Ey kaufen wollte, und diese das Geld behielt ohne ihr den begehrten Gegenstand zu verabreichen.

Vor allen andren Erscheinungen im Gebiet des Seelenlebens der Taubblinden, müssen wir immer wieder auf die eine, bedeutungsvollste von allen zurückkommen, auf die unsrer Natur eigenthümliche, eingeborne, expansive Strebung des Geistes nach einem Erkennen, welches über die Schranken des gewöhnlichen, sinnlichen Wahrnehmens hinausgeht, in die Region der Ideen, so wir auf die jener Richtung polarisch entgegengesetzte Concentration des Geistes zum Selbstbewußtseyn, zum Ich. Die Betrachtung der Taubblinden, am meisten solcher, denen mit den Sinnen des Gesichtes und Gehörs selbst auch die des Geruches und Geschmackes fehlen, lehrt uns in unwiderstehlicher Weise, daß wir jene Wortzüge, die uns zu einem Ebenbild des göttlichen Erkennens und Wollens machen, nicht der Wahrnehmen-

heit unsrer leiblichen Organisation verdanken, sondern einer innren geistigen Begabung, von welcher jene äußere selber nur eine Folge ist.

Nur das gleichartig Verwandte begehrt und sucht das ihm gleichartig Verwandte; wäre in unsrem Geist nicht ein Etwas, das dem geistigen Urbild alles sichtbaren Wesens: der Welt der Ideen entspräche, dann würde sich niemals in uns der unabweisbare Drang nach dem Erfassen, nach dem Erkennen dieser Welt, wie namentlich in der wißbegierigen Laura regen. Dazu nur etliche Beyspiele.

Sie hatte einige unvollkommne naturgeschichtliche Notizen über die Würmer empfangen. Da fragte sie die Lehrerin: „hält Ihre Mutter auch Würmer?“ (Nein, Würmer leben nicht im Hause,) „Warum?“ (weil sie außer dem Hause zu essen finden). „Und zu spielen? — Sahen Sie Wurm? — hatte er Augen? — hatte er Ohren? — hatte er Gedanken? — „Athmet er?“ — „Ist er stark?“ — „Wenn er müde ist?“ — „Kennt Wurm Sie? — Erschrickt er wenn Henne ihn ißt?“ Ein anders Mal fragte sie: „warum haben Kühe Hörner?“ (um böse Kühe zu stoßen wenn sie von ihnen beunruhigt werden.) „Verstehen böse Kühe weggehen, wenn gute Kuh sie stößt? — „warum haben Kühe zwey Hörner? um zwey Kühe zu stoßen?“ — Begieriger als auf Speise, Trank und kindliche Spiele, zeigte sich Laura auf das Erforschen alles dessen, was ihre Wißbegierde reizte. Eines Tages las sie auf einer Einladungskarte mit erhabenem Drucke die Worte: „Sir! zu einer Zusammenkunft der Curatoren u. s. w. „Hochachtungsvoll Euer“ u. s. w. Die Lehrerin mußte ihr die Worte Sir, Curatoren, Euer erklären, fand es aber zu schwierig ihr einen Begriff von „hochachtungsvoll“ beyzubringen, vertröstete sie deshalb damit daß sie künftig, wenn sie größer sey, es erfahren solle, oder wenn sie wolle möge sie den Doctor darum fragen. Da erwiederte sie mit sehr verdrießlicher Miene: „ich will den Doctor fragen, denn ich muß es wissen.“

Wenn sich bey dieser und mancher andern Gelegenheit in Lauras Wesen das Bedürfniß des Geistes nach dem was des Geistes ist: nach dem Licht eines allumfaßenden Erkennens so dringend aussprach, möchte man es bedauern, daß Hr. Dr. Howe so lange Anstand nahm, ihr das zu enthüllen, was, unverkennbar, eine Ahnung ihres Innersten war: das Naheseyn einer Welt des Göttlichen und Ewigen, inmitten einer Welt des Leiblichen und Vergänglichen.

Das Streben, sich aus den ihr gewordenen Erfahrungen und Mittheilungen über irgend einen Gegenstand oder ein äußres Lebensverhältniß einen bestimmten Begriff zu bilden, äußerte sich freylich oft sehr einseitig, doch blieb dabey der Zweck desselben, sich zu einer Idee hindurch zu ringen, unverkennbar, auch konnte man bemerken wie sehr ihr Denken geschäftig war das zu ergänzen, was der erlangten Erfahrung noch abgieng. Eine Wittwe bezeichnete sie als „Frau, deren Mann todt und kalt,“ und deutete dabey durch Herabsenken der Hände gegen den Boden das Begraben an, von welchem, in diesem Zusammenhange gegen sie niemals die Rede gewesen war. Auf die Frage, was ein Junggeselle sey? gab sie zunächst nur die naive Antwort: „Junggesell nicht haben Weib und rauchen Pfeife.“ Als man sie aber weiter fragte was Tenny, (ein Hagestolz) sey, da er sich kein Weib genommen, antwortete sie nach einigem Besinnen: „Tenny ist unrecht.“

Von einem gewissen Witz, der das Lächerliche in manchen Gewohnheiten und Gebräuchen der ihr sonst so vielfach überlegenen, gesunden Menschennatur erkannte und dasselbe zu einem Gegenstand gutmüthigen Scherzes machte, gab unsre Taubblinde öfters Beweise. Wenn sie als Kind mit ihren Händen jenes Spiel trieb, wobey die Linke eine Lernende, die rechte die Lehrerin vorstellte und wenn sie dann öfters die Lernende Fehler beym Buchstabiren machen ließ, welche die rechte durch Schläge bestrafte, schien sie wohl zuweilen kleine Ausbrüche bald von Ungeduld, bald von Zerstreutheit nachbilden zu wollen, die sie beym Unterricht Andrer bemerkt haben mochte. Sie fand es lächerlich, daß man das Wort Nagel, für ganz verschiedne Dinge gebrauche, und fragte, als man ihr von den Arbeiten des Nagelschmieds erzählte, mit verstellter Unwissenheit, ob er denn auch die Nägel an den Fingern fertige?

Man fand sie oft in Selbstgesprächen vertieft,

wobey sie, wie Menschen, welche laut, in Worten denken, die sprechenden Finger bewegte, freylich so schnell und fein andeutend; daß kein fremdes Auge dem Gange dieser Denkübungen zu folgen vermochte. Mehr jedoch als die Unterhaltung mit sich selber zog sie die mit andern Personen an. Sobald sie bemerkte daß Jemand im Zimmer sey, unterbrach sie ihre Finger-Selbstgespräche und faßte die fremde Hand um das Zweygespräch zu beginnen. Da die meisten Bewohner des Hauses und viele dasselbe besuchende Freunde das Finger-Alphabet erlernt haben, ist ihr ein ziemlich weiter Kreis für diese Unterhaltungen geboten. Namentlich aber wenn sie auf ihren Wanderungen durch das Haus einer ihrer geliebteren Gespielinnen begegnet, dann wird sogleich, nach einer zärtlichen Umarmung, das lebhafteste Gespräch der zarten Finger begonnen und Laura zeigt sich hierbey so redselig und aufgeweckt als ein andres lebensfrohes, geistreiches Kind von gleichem Geschlecht und Alter, das im Gebrauch aller Sinne ist. Wenn man ihr, der Sprache des Fingeralphabets unkundige Fremde vorstellte, war ihre erste Frage an die Lehrer: ob der Fremde blind sey oder sehend? War derselbe nicht blind dann sprach sie zu ihm in einer so ausdrucksvollen Zeichen- und Geberdensprache, daß Jeder den Hauptsinn ihrer stummen Rede verstand; denn auch die Sprache der Geberden war dem lebhaften Kinde, als Natursprache aller Taubstummen, wenn auch nicht in solchem Umfange wie diesen geläufig.

Das Bedürfniß nach Mittheilung, nach einer fruchtbaren Weiterzeugung des innren Lebens der Gedanken, gab sich jedoch, mehr denn in all den erwähnten Fällen, an Laura dann kund, wenn sie mit andren Taubblinden, in denen dieses geistige Leben erst durch Mittheilung der Gedankensprache geweckt werden sollte, in Verkehr trat. Wie eine zärtliche Mutter, die es kaum erwarten kann daß ihr Säugling seine ersten Schritte versuche, und welche diesen durch alle erdenkliche Mittel zum Laufen aufzumuntern sucht, benahm sie sich bey dem ersten Unterricht der Taubblinden im Fingeralphabet, und hat hierbey, so jung sie war, dem Dr. Howe wesentlichere Dienste erwiesen als wohl alle seine andren Mitlehrerinnen. Als Howe den Anfang mit seinem mühseligen Sprachunterricht bey dem 11 jährigen Oliver Caswell machte, saß sie mit erhitztem Gesichte und dem Ausdrucke der ängstlichsten Spannung neben Beyden, hielt ihre Finger auf die Hände derselben, jedoch so leise daß sie die Bewegungen derselben nicht hinderte, und wenn Oliver etwas begriffen hatte, hüpfte sie vor Freude im Zimmer herum. Der kräftige Bube zeigte sich ziemlich empfänglich gegen die Belehrung, er lernte bald die Bewegungen der Finger seines Lehrers, welche Schriftzeichen bedeuteten, mit der linken Hand tasten und mit der rechten nachahmen, und schien über den Beyfall des Hrn. Howe sehr erfreut, ohne jedoch den Zusammenhang seiner Fingergestikulationen mit den Gegenständen zu erfassen, die man, sobald er das Wort für sie nachgebildet hatte, ihm zur Berührung darbot. Als jedoch Laura auf die Schriftzeichen des Wortes Brod, ein Stück Brod brachte und seine Nase dasselbe roch, die Lippen dasselbe berührten, da lächelte auf einmal der Knabe mit einer Miene der selbstgefälligen Klugheit als wollte er sagen: „aha, ich verstehe.“ Ebenso weckte auch Laura in der etwas störrigen und schwer begreifenden Taubblinden Lucy Reed, nachdem die Lehrerin zwey Monate lang vergeblich dieß versucht hatte, auf einmal das erste Verständniß von der Bedeutung der Buchstabensprache dadurch auf, daß sie dieselbe dazu bewegte die Schriftzeichen des Wortes Fig (Feige) nachzubilden und daß sie den Appetit nach der zugleich derselben vorgehaltenen Frucht in der Taubblinden befriedigte. Was weder der Schlüssel, noch Messer, noch Löffel oder Gabel vermocht hatten, das wußte die kleine, kluge Laura durch einen tieferen sinnlichen Eindruck bey ihrer Unglücksgefährtin zu bewirken. Von Oliver Caswell schrieb freylich unsre Taubblinde einige Zeit nachher, in einem Briefe an Mistreß Morton: „Oliver kann schnell sprechen als ich,“ doch war dieses zu viel gesagt. Der zwar talentvolle, dabey aber bequeme Junge gab sich lange Zeit nicht die Mühe ein Wort ganz auszubilden, sondern wenn er zu Frederik geführt seyn wollte, machte er mit den Fingern nur

die Schriftzeichen der ersten Sylbe Fred . . und wenn er den Gesuchten nicht in seinem Zimmer fand, die Zeichen für Fred . . . Smith um anzudeuten, daß wohl Frederik bey Smith seyn werde, wo er ihn dann aufsuchte. Auch später, als er sich zum Bilden ganzer Worte und zur Zusammenfügung der Hauptworte mit dem Infinitiv der Zeitworte entschlossen hatte, nahm er gewöhnlich die ihm geläufigere Geberdensprache zu Hülfe, um seine Gedanken verständlich zu machen. So wie die wißbegierige Laura tiefsinnend über der Bildung und Bedeutung eines ihr vorgelegten neuen Wortes, kaum athmend vor Eifer, bis sie es begriffen hatte, sahe man den derben Oliver sich niemals bey dem neuen Sprachstudium anstrengen; seine leichte Fassungskraft machte ihm dennoch ziemlich gute Fortschritte möglich. Auch kam kaum eines der andern Kinder der Anstalt Lauren im geläufigen Rechnen (der ersten Species) gleich.

Wir haben in all diesen Zügen die geistige Selbstthätigkeit unsrer Taubblinden nach der expansiven Richtung hin sattsam kennen gelernt. Die andere Richtung, der Concentration, im Selbstbewußtseyn, lehrten uns ebenfalls jene vorhin erwähnten Aeußerungen des merkwürdigen Kindes kennen, worin dasselbe von einem Denken in seinem Kopfe, von einem beständigen Drange zum Denken sprach, so wie von dem Selbstgefühl das ihr die traurige Stimmung ihres Gemüthes erregte. Ueberhaupt würde die Weise, in welcher sich das Selbstgefühl der Taubblinden äußert, in so weit es die eigne Leiblichkeit derselben betrifft, ohne die Voraussetzung eines menschlichen Selbstbewußtseyns unerklärlich seyn. Dahin gehört das Verlangen derselben durch schöne Kleider zu gefallen und, wie bey Laura, in Mienen, Haltung und Geberden sich aufs Vortheilhafteste darzustellen. Lucy Reed, wahrscheinlich in der Voraussetzung daß ihr Gesicht durch die Blindheit entstellt sey, war in ihrem 12. Jahr auf den Einfall gekommen, dasselbe beständig mit einem Tuch zu verhüllen, das sie nur, wenn sie es mit einem neugewaschenen wechslen wollte, ablegte; nur durch große Selbstüberwindung konnte sie es dahin bringen das Tuch mit jener grünen Augenbinde zu vertauschen, dergleichen die andern blinden Kinder der Anstalt trugen, und auch dann noch pflegte sie, wenn ein Fremder sich nahte, das sonst wohlgebildete Gesicht mit den Händen oder mit der Schürze zu verhüllen.

Fassen wir alles das zusammen was uns die genauere Beobachtung der Taubblinden und ihrer geistigen Entwicklungsgeschichte gelehrt hat, dann wird uns die thatsächliche Erscheinung selber, ohne weitre Auseinandersetzung es lehren, daß der Mensch seine Vorzüge vor dem Thiere jenem inwohnenden Geiste danke, der ein Ebenbild des Schöpfers ist, 1. weil er diesen zu erkennen vermag; 2. weil er gleich Ihm eine eigne Welt — die Welt der Gedankensprache zu schaffen vermag, endlich 3. weil er, wie sein göttlicher Urheber, zur Freyheit eines Willens befähigt ist, der auf der ewig festen Grundlage einer selbstbewußten Persönlichkeit beruhet.

Dieser Ueberblick über den Hauptinhalt des obengenannten, trefflichen Werkes möge genügen um demselben auch im Leserkreise unsrer Zeitschrift jene Theilnahme zuzuwenden, deren es in so hohem Grade würdig ist.

S.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Februar.

Nro. 39. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Forschungen auf dem Gebiete der attischen Redner und der Geschichte ihrer Zeit, von Karl Georg Böhnecke. „In der Wahrheitsliebe vollenden sich die Tugenden des Geschichtsschreibers.“ Ersten Bandes erste und zweyte Abtheilung. Berlin, 1843. Druck und Verlag von G. Reimer. XX. 741.

Scholica Hypomnemata. Scripsit Joh. Bakius. αἰσχρὸν σιωπᾶν — Vol. III. Lugduni-Batavorum, apud S. et I. Luchtmansios. CIↃIↃCCCXLIV. LVIII. 387.

Der Verfasser von I. beabsichtigt die griechische Geschichte von der Schlacht bey Mantinea, womit Xenophons Hellenica enden, bis auf die Zeit, wo makedonische Herrschaft völlig entschieden ist, mit gewissenhafter, möglichst vollständiger, kritischer Benutzung des aus dem Alterthume Ueberlieferten und in einer Darstellung, die nicht zurückbliebe hinter der Würde des Gegenstandes, auszuarbeiten. Für diesen Zeitraum fehlen uns die bedeutenden Geschichtschreiber des Alterthums, welche sich an Xenophon anreihten und die Fortsetzung geliefert haben, wir sind zumeist auf die attischen Redner gewiesen. Wie H. B. diese in ihrem Wesen kennen gelernt hat, lehrt sein Urtheil:

> Die ergiebigste, für die Geschichte dieser Zeit bey weitem noch nicht erschöpfte Quelle bieten die Attischen Redner, aber gerade sie sind die verdächtigsten Zeugen historischer Wahrheit, stärker als sie haben nicht leicht Schriftsteller gegen diese sich vergangen. Nur vieljährige, unabläßige Studien können dem Urtheile über sie die gehörige Reife und Bildung verleihen und die Weise lehren, wie sie für die Geschichte zu benutzen sind. Mehr als auf irgend einem andern Gebiete ist hier eine besonnene und tief eindringende Kritik unerläßliches Geschäft des Historikers, um die Berichte der Redner von den zahlreichen Uebertreibungen, Verfälschungen, ja Erdichtungen, worin sie die Thatsachen gehüllt haben, zu sichten und das festzustellen, was als wahrhafte Ausbeute historischen Stoffes Glauben und Anerkennung verdient.

Gleich treffend wie die Redner hier im allgemeinen geschildert werden, urtheilt er über einzelne, wie über Aeschines S. 298, worin wir unserer längst in diesen Blättern ausgesprochenen Ueberzeugung begegnen. Die hier in diesem Bande enthaltenen Untersuchungen sind Vorarbeiten für das eigentliche Geschichtwerk und beziehen sich nur auf Demosthenes; nicht neue Fragen sind es, die hier vorgelegt werden, sondern solche, welche man großentheils für erledigt hielt, wie das Geburtsjahr des Demosthenes, die Zeit der ersten Philippischen und der drey Olynthischen Reden, für welche neue Resultate gezogen werden. Mit einer ausgebreiteten Belesenheit — viele auf diesen Zeitraum bezügliche Notizen hat er zuerst theils aufgefunden, theils recht zu würdigen verstanden — verbindet der Verfasser ein vorzügliches Talent für historische Untersuchungen dieser Art, er weiß seinen Gegenstand nach allen Seiten auszuforschen, auch ferne liegendes auf ihn zu beziehen und daraus unerwartete Ergebnisse zu ziehen; von dieser vorzüglichen Combinationsgabe zeugt das ganze Buch in sehr hohem Grade; schien es uns

doch beym Lesen dieser Forschungen über attische Redner oft nicht anders, als hätten wir selbst einen attischen Redner in den Händen, der mit erstaunenswerther Gewandtheit dem Zuhörer seine εἰκότα als τεκμήρια aufzudringen versteht, nur mit dem Unterschiede, daß der Athener die Schwäche seiner Beweise für sich recht gut kennt, und auf den Moment wirken will, unser Verfasser aber von der Unfehlbarkeit seiner Argumente und Resultate innigst überzeugt ist. Hat er den Rath des schlauen Sikulers νᾶφε καὶ μέμνασ' ἀπιστεῖν so gut an seinem Vorgänger auszuführen verstanden, so wird es doppelt nothwendig, diese gute Lehre auch auf ihn anzuwenden, weil sein Talent zu combiniren leicht blenden kann, wo eine sorgfältige Nachrechnung denn doch auf Dinge stößt, die nicht jeder so leichthin annehmen wird. Kann man sich aber auch mit dem Resultate des Verf. nicht befreunden und sollte selbst das Wesentlichste von dem, was er gewonnen zu haben glaubt, aufgegeben werden, dem regen und unermüdeten Forschungsgeiste muß man alle Achtung bezeugen und wünschen, daß er diesem Fache der Litteratur recht viele und gediegene Früchte bringe.

1. Ueber das Geburtsjahr des Demosthenes und das Jahr der Abfassung der Rede gegen Meidias. S. 1 — 94.

Die richtige Bestimmung des Geburtsjahres von Dem. wird dadurch wichtig, weil daraus viele andere Nachrichten ihre sichere Chronologie erlangen; zwey Angaben haben sich aus dem Alterthum erhalten, die eine von Dionysius, wornach er Olym. 99, 4 geboren ist, die zweyte nach Pseudoplut. Ol. 98, 4; letztere hat Böckh begründet und seine Beweisführung fast allgemeinen Eingang gefunden; für Dionysius tritt H. B. auf. Dem. sagt in der Midiana, er sey 32 Jahre alt, aber die Zeitbestimmung bey Midiana wird abhängig von dem darin erwähnten Feldzuge der Athener nach Euböa und dem Treffen bey Tamynä, und man muß, da die Geschichte darüber keinen Aufschluß giebt, durch Vergleichung alles darauf Bezüglichen den wahren Zeitpunkt zu gewinnen suchen. Daß wir ungeachtet doch so vieles, was auf Dem. und seine Umgebung Beziehung hat, sich erhalten hat, immer noch schwanken, und je nach der einen oder andern Annahme alle Ereignisse um eine Olympiade auf- oder abrücken, ist ein augenfälliger Beweis, wie gering unsere Kenntniß dieser Seite des Alterthums ist. H. B. hat für seine Ansicht Vieles gesammelt, Bekanntes neu zu benutzen gewußt und geistreich geordnet, um Ol. 99, 4 zu gewinnen, auch ist diese Abhandlung, nach des Referenten Urtheil die schönste in dem Buche, und überrascht besonders durch die Gewandtheit, wie der Verf. stets seinen Gegenstand von anderer Seite anzugreifen und neue Argumente aufzufinden versteht. Was in ihr Unhaltbares ist, theils dadurch, daß die Quellen nicht gehörig gesondert sind, und alle gleich wichtig betrachtet werden, theils daß dem so Gewonnenen wieder Anderes im Wege steht, hat der Verfasser von Nro. II. aufgezählt, der zu seinen Bemerkungen über die Midiana auf die dort erwähnten Zeitverhältnisse geführt war, jedoch später erst von diesen Forschungen für attische Redner Kenntniß bekommen hatte und dadurch sich zu einem besondern Nachtrag p. 340 — 385 Quaeritur quo anno Demosthenes natus sit veranlaßt fühlte. Er entscheidet nicht, fordert aber den scharfsinnigen Verf. (praeclaro acumine et omni doctrina praeditus Boehneckius) selbst auf, seine dagegen vorgebrachten Einwürfe zu lösen. Zu wünschen ist, daß der zunächst dabey betheiligte Gelehrte, dessen Beweisführung hier umgestossen wird, über die Hauptmotive dieser Vertheidigung der Dionysischen Rechnung sich äußere.

2. Ueber den chalkidischen Städtebund bis auf seine Vernichtung durch Philippos und die olynthischen Reden des Demosthenes. S. 95 — 221.

Der Verf. giebt eine Zusammenstellung dessen, was sich aus den ältesten mythischen Zeiten bis Philippus über die Ansiedlung der Griechen auf der chalkidischen Halbinsel erhalten hat S. 95 — 143. Da eine solche Sammlung noch nicht vorhanden war, so kann man diesen Excursus nur mit Dank annehmen, wenn auch die frühere Geschichte nichts mit den Zeiten, in welche die olynthischen Reden fallen, um welche es sich hier handelt, zu thun haben.

Olynthos, das Haupt der dortigen Städte in der Zeit des Demosthenes, war mit Philippus verbunden, suchte jedoch des mächtigen Freundes sich zu entledigen und den Athenern, deren große Entfernung weniger befürchten ließ, näher zu treten. Schon die Rede gegen Aristocrates (Olymp. 106, 4 oder 107, 1) sagt p. 656, die Olynthier hätten die Athener zu Freunden, φίλους, gemacht, ja sie wären nahe daran, ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihnen einzugehen, φασὶ δὲ καὶ συμμάχους ποιήσασθαι. Auf frühere Freundschaft deutet auch p. 30: sie hatten den Krieg, den sie früher geführt, geendet, der Frieden hatte freundschaftliche Verhältnisse näher gebracht, und den Athenern lag alles daran, die Olynthier in ihr Interesse gegen Philippus zu ziehen, sie mit diesen zu verfeinden. Von der chronologischen Bestimmung dieser συμμαχία hängt die sichere Angabe der Zeit ab, in welcher die Olynthischen Reden gehalten worden sind. Ganz neu und von der gewöhnlichen Ansicht abweichend ist das Ergebniß unsers Verf., ihm sind die drey Reden im Anfange des chalkidischen Krieges für die Erhaltung des olynthischen Städtebundes von Demosthenes gesprochen, nicht unmittelbar, wie man allgemein angenommen hat, zum Schutze der Stadt Olynthos, und zwar die erste und zweyte, als Philippus seinen ersten Feldzug im Sommer und Herbst Ol. 107 2/3 gegen die chalk. Städte geführt, die dritte, als Chares mit einem Söldnerheere Ol. 107, 3 gegen Ende Sommers jenen zu Hülfe gezogen und der über den Feldherrn des Philippos errungene Sieg die Athener mit weitaussehenden Hoffnungen erfüllt hatte.

Der Verf. weiß dieser seiner Hypothese eine Menge von Argumenten zu leihen, welche die Gewißheit seines Satzes darthun sollen; doch sind manche Beweise davon so schwach, daß ihnen nur die Kunst des Autors, sie zu verbinden und hervorzuheben, einen Schein verleihen kann, genau geprüft aber sie wenig Beyfall finden werden.

Die Einnahme von Olynthos steht fest, nicht durch Demosthenes, wohl aber durch andere sichere Zeugen, es ist Ol. 108, 1. Können wir gleich sicher den Zeitpunkt jener συμμαχία bestimmen, so wissen wir, in welchen diese Reden fallen; dieser aber ist, wie Dionysios aus Philochoros angiebt, unter dem Archon Callimachus 107, 4, also ein Jahr vorher. Da diese Angabe der Combination des Verf. widerstreitet, so erklärt er dieses als einen Irrthum des Philochoros, der die Zeiten zusammengedrängt und dadurch große Verwirrung hervorgebracht habe S. 152. 211. Es ist klar, nur die sichersten Belege, daß das Bündniß zum Schutze Olynthos gegen Philippos schon früher als 107, 4 bestanden habe, können zu einer solchen Annahme nöthigen. Ich finde solche nicht, wohl aber sehe ich für die Richtigkeit der Angabe des Philochorus einen nicht geringen Beweis in Demosth. selbst p. 426, der sagt, noch ehe ein Jahr des Krieges zwischen Philippos und Olynthos verflossen sey, hätten die Verräther alle Städte im Chalkidike und Olynthos selbst dem Könige in die Hände gespielt. Es ist vergebene Mühe des H. B., durch Interpretation die Glaubwürdigkeit dieses Zeugnisses wegzuräumen S. 204, 209, und zu behaupten, der Redner habe damit nicht den olynthischen, sondern chalkidischen Krieg bezeichnet; der Zusammenhang der ganzen Stelle spricht dagegen.

Widersprüche und abweichende Angaben kann man nicht vermeiden, sie liegen in den Rednern, welche unbekümmert um historische Sicherheit weder untereinander noch mit sich selbst übereinstimmen, gewöhnlich im allgemeinen sprechen und nicht selten absichtlich, wie sie es brauchen, ihrem Zwecke gemäß drehen. Da unsern Zweifeln, welche aus der Vergleichung ihrer Angaben entstehen, nicht die Geschichte zu Hilfe kommt, kein gleichzeitiger oder wenigstens nicht viel späterer Historiker wie Theopompus, kein attischer Annalist wie Philochorus, so kann man den Streit nicht selten für immer führen, je nachdem man der einen oder andern vorhandenen Aussage mehr Glauben schenkt. Wir kennen hiebey nur ein richtiges Verfahren; übereinstimmende Aussagen, die anerkannt richtig sind, als Grundlage zu gebrauchen, bey allen andern aber das mehr oder minder Wahrscheinliche, Gewisse oder Ungewisse zu unterscheiden, nicht jeder unbekannten Notiz großen Werth beyzulegen; das Streben, alle vorhandenen Nachrichten über einen Gegenstand übereinstimmend zu machen, wird, so wünschenswerth es auch ist

und die Probe der richtigen Untersuchung bildet, mißlich, wenn es durch unverlässige Interpretation erkauft werden soll; besser ist offen zu gestehen, daß wir die Widersprüche nicht zu lösen vermögen.

Wir lesen, daß Philippus 32 chalkidische Städte erobert hat, noch Demosthenes sogar völlig zerstört, daß auch keine Spur ihrer ehemaligen Existenz vorhanden war. Es ist ein Verkennen rhetorischer Sprache, wenn der Verf. auf diese Worte hin die Namen dieser aufsucht, und Städte die später noch in dieser Gegend genannt werden, ausschließen will. Dasselbe behaupten zwar auch Appian und Procopius, aber sie haben ihre Angabe nur aus Demosth. geschöpft; muß doch H. B. selbst einige davon ausnehmen; er hätte dem Ausspruche des Redners, der seine Zuhörer durch starke Schilderung der Grausamkeit des Philippus entflammen will, die einfache Angabe des Callisthenes vorziehen sollen τοῖς ἰδίοις σκήπτροις ὑποτάξας. Eben dieses Fragment des Historikers, in welchem erzählt wird, daß Phil. nach Einnahme jener Städte Methone und Olynthos verwüstet und beym Angriffe auf ersteres verwundet das eine Auge verloren habe, gibt dem Verf. Veranlassung die Dauer des chalcid. olynth. Krieges über ein Jahr auszudehnen. Wir sind über diese Verhältnisse viel zu wenig unterrichtet, um auf solche Angaben hin die Zeitbestimmung des Philochorus für irrig auszugeben; am meisten wundere ich mich, wie der Verf. in Plinius Worten S. 212 für Ol. 107, 3, quum rex Philippus Graeciam quateret, eine so sichere Hindeutung auf die Zerstörung der chalkidischen Städte finden kann, daß jeder Zweifel gegen die Richtigkeit seiner Annahme schwinden würde. Selbst vom Falle von Olynthus 108, 1 wäre das zu viel gesagt, geschweige von jenen gewiß unbedeutenden Städten. H. B. mag unsere Critik unwürdig, uns selbst unfähig nennen, seinen Forschungen zu folgen, solchen Gründen als er vorgebracht hat, können wir Philochorus Zeitbestimmung der Symmachie zwischen Athen und Olynth 107, 4 nicht aufopfern. Wir sollen es als Edelmuth der Athener betrachten, daß sie Hilfe gewährt haben, nicht als natürliche Berechnung des eigenen Vortheils, und wie der Redner sagt, als längst gehegten Wunsch die nächsten Grenznachbarn mit Philippus verfeindet zu sehen, damit seine Macht an diesen sich breche und sie selbst nichts zu befürchten haben. Hier wie anderswo finden wir Niebuhrische Worte und Urtheile nicht an geeigneter Stelle vorgetragen.

Den Zusammenhang der drey Reden erklärt H. B. wie wir glauben mit dem unhaltbaren Zeugnisse des Libanius und der Scholien, welche den Namen Ulpianus führen. Diese haben für uns keine Autorität, weil die Verbindung nur aus den Reden herausgenommen, und nach gewöhnlicher Weise willkührlich ergänzt, nicht historisch überliefert scheint. Wir treten hier in vollen Gegensatz mit dem Verf., der nicht überall den nöthigen Scepticismus zeigt, der jedes Scholion, wenn auch noch so klar fingirt, als ein großes Glück betrachtet und darauf seine Schlüsse baut. In der Phil. I p. 51 läßt Dem. Briefe des Philippus an die Euböer vorlesen, wozu der Cod. August. das Scholion gibt: ὁ σκοπὸς τῆς ἐπιστολῆς ἐστιν οὗτος, ὁ Φίλιππος ἐπέστειλεν Εὐβοεῦσι, συμβουλεύων μὴ δεῖν ἐλπίζειν εἰς τὴν Ἀθηναίων συμμαχίαν οἳ οὐδὲ αὐτοὺς δύνανται σώζειν. vergl. B. p. 247. 260. Diese Nachricht des Inhaltes ist mir so verdächtig als irgend eine. Da die Briefe (nicht einer, sondern mehrere waren es nach dem Ausdrucke des Redners zu schließen) nicht beygelegt sind, also auch nie in der Rede enthalten waren, so darf man wohl fragen, woher der Verfasser diese seine Kenntniß genommen, und Einsicht bekommen hat. Es gehört nicht viel Eingebung dazu, aus dem Zusammenhange solches und ähnliches zu schließen, aber es fehlt die historische Treue und darf nicht die Grundlage weiterer Schlüsse bilden. So können wir einem so schlechten Zeugen als Ulpianus ist, nicht glauben, daß die Gesandten der Olynthier sich vorzüglich an Dem. gewandt, um in ihm einen beredten Fürsprecher beym Volke zu haben S. 161.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Februar.

Nro. 40. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Forschungen auf dem Gebiete der attischen Redner und der Geschichte ihrer Zeit.

Scholica Hypomnemata.

(Fortsetzung.)

Die Sache selbst sprach für sie, und war den Athenern höchst erwünscht, aber Opfer zu bringen, welche den Sieg herbeyführen könnten, dieser Entschluß war nicht so leicht ausgeführt. Auch waren damals bedeutendere und einflußreichere Staatsmänner als Dem. und die Gesandten wären sehr unklug gewesen, wenn sie diese umgangen hätten. Wer sieht dagegen nicht, daß diese Erzählung, wie hundert andere, entstanden, weil uns die Reden des Dem. erhalten sind, und er die Stütze der Olynthier schien. Für ähnliche Fiction gilt nur, wenn Libanius sagt, die zweyte Rede sey gehalten worden, als die Athener zwar Hilfe beschlossen hatten, aber nicht auszuziehen wagten, weil sie den Philippus für δυσπολέμητος hielten, wogegen der Redner aufgetreten sey und bewiesen habe, wie die Macht des Philippos an sich schwach und voll fauler Flecken sey, so daß sie einen tüchtigen Stoß von außen nicht auszuhalten vermöge. Alles das ist höchst einfältig und oberflächlich aus der Rede geschlossen, was der Redner nur vermuthungsweise von dem einen oder andern andeutet §. 5. 22, wenn vielleicht einer den Philippus weil er vom Glücke begünstigt ist, für φοβερὸς προπολεμῆσαι hält, wird hier dem ganzen Volke zugemuthet, und dieses einer unerhörten Feigheit und Lasterhaftigkeit angeschuldigt. Wie, die Athener, die Jahre lang den Krieg mit Philippus allein wenn auch lässig und schlecht geführt hatten, sollten jetzt, nachdem ihnen unerwartet mächtige Bundesgenossen erschienen sind und der Krieg in des Königs eigenes Land gespielt werden kann, jetzt wo alle Hoffnung eines glücklichen Erfolgs gegeben ist, nachdem sie die Hilfeleistung beschlossen haben, aus Furcht vor Philippus nicht auszuziehen wagen? Nur der Gedankenlosigkeit eines Rhetors des vierten Jahrhunderts kann man ein solches gänzliches Verkennen des Charakters der Athener verzeihen. Ebenso wenig kann ich glauben, daß die dritte Rede in Folge errungener Vortheile, welche das Volk übermüthig gemacht hatten, gehalten sey; dann hätte Dem. seine Rolle gewechselt, dort den gesunkenen Muth gehoben, hier den gehobenen wieder erniedrigt. Alles das ist nur falscher Schluß aus dem Eingange der Rede und §. 35; wären wirkliche Vortheile gegen Philippus gewonnen worden, die Rede würde sie nicht verschweigen. Diesen Angaben des Libanius und Ulpianus haben wir eine größere Autorität entgegenzusetzen; Dionysius von Halicarnassus hat von all diesen Sachen nichts gehört, er der in ganz anderer Folge die Reden aufzählt. Wie wäre eine solche Verwechslung auch nur denkbar gewesen, wenn ihm die Aufeinanderfolge der Reden durch historische Ereignisse, wie sie diese spätern erzählen, bekannt gewesen wäre?

Wer bürgt für die Richtigkeit der jetzigen Anordnung der Reden? Weil sie in den Handschriften so einander folgen, glaubt man, müssen sie auch der Zeit nach so geschrieben seyn; aber wer hat sie geordnet? etwa Dem. selbst? bekanntlich nicht; die Grammatiker haben die einzeln verbreiteten Reden gesam-

melt; und wie sie glaubten, daß sie folgen, geordnet; daher die Aufnahme mancher nicht demosth. Reden in diese Sammlung, und wie wenig hiebey die Norm gelten kann, daß in der Anordnung die richtige Zeitfolge beobachtet sey, sieht man daraus, daß die Reden, welche den philippischen vorausgehen, nachstehen, und unter diesen ist die Rede für die Megalopoliten früher als die für die Freyheit der Rhodier, gleichwohl geht letztere voraus. Die bestehende Ordnung der olynthischen Reden kann richtig, aber ebenso unrichtig seyn, wir wissen nicht worauf sich Dionysius Kanon gründet; aus den Reden selbst müßte der historische Zusammenhang mit Sicherheit nachgewiesen werden, das ist bis jetzt, so viel auch darüber geschrieben worden, nicht geschehen, wird es vielleicht auch nicht, weil nicht zu erwarten steht, daß von solchen ins einzelne gehenden Volksversammlungen neue Aufschlüsse entdeckt werden. Doch ist die bestehende Ordnung nicht unwahrscheinlich. Die beyden ersten Reden können der Zeit nach nicht weit aus einander liegen. Der Krieg ist bereits von Philippus gegen Olynth erklärt, 1, 21 ἐξήνεγκε τὸν πόλεμον, und er muß auf unerwarteten Widerstand gestossen seyn, sonst wäre sein Wunsch sich zu vergleichen 1, 4. 21. nicht zu erklären; aber Olynth ist nicht belagert und besitzt noch Städte, zu deren Rettung der Redner auffordert 1, 17 τὰς πόλεις τοῖς Ὀλυνθίοις σώζειν. Gleichwohl bezeichnet der Eingang der zweyten Rede die Olynthier noch als πολεμήσοντες, aber für spätere Zeit und gegen Dionysius scheinen mir besonders die Worte §. 26 zu sprechen σχεδὸν ταὐτὰ ἅπερ νυνὶ ποιούντων, welche ihre Bedeutung erst dann haben, wenn das Zögern und Zaudern der Athener auch jetzt nach ihrer Verbindung mit den Olynthiern wieder hervorgetreten ist. Die dritte Rede ist die Ausführung von dem was die erste §. 19—20 andeutet und scheint dadurch die spätere Abfassung zu bezeugen; den Gedanken an Philippus Rache zu nehmen hat die Symmachie mit den Olynthiern, wie ganz billig, rege gemacht; ob aber die Worte §. 34 ὅτι οἱ τοῦ δεῖνος νικῶσι ξένοι, ταῦτα πυνθάνεσθαι. ταῦτα γὰρ νυνὶ γίνεται. καὶ οὐχὶ μέμφομαι τὸν ποιοῦντά τι τῶν δεόντων ὑπὲρ ὑμῶν auf bereits den Olynthiern zu Hilfe gesandte Truppen, auf einen durch den atheniſchen Feldherrn Chares errungenen Sieg, wie gewöhnlich dem Ulpianus gemäß angenommen wird, und nicht vielmehr wie Phil. I §. 27 zu deuten sind, ist mir sehr zweifelhaft. Dadurch daß die in dieser Rede enthaltene Zeitangabe seit der Belagerung Heraions Ol. 107, 1 durch Philippus unbestimmt ausgedrückt ist §. 4. τρίτον ἢ τέταρτον ἔτος τουτί, kann H. B. (S. 215) die Rede in 107, 3 setzen; mit demselben Rechte, mit welchem er das Wort τρίτον in Anspruch nimmt, halten wir uns an τέταρτον und bekommen das durch Philochorus bezeugte Jahr 107, 4. Wir haben nach sorgfältiger Prüfung der vom Verfasser vorgebrachten Argumente in diesen keine sichern Beweise gefunden, die uns nöthigten, die Ueberlieferung und allgemeine Annahme über die Zeitverhältnisse der Olynthischen Reden aufzugeben und dagegen den von ihm eingeführten Bestimmungen zu folgen.

3. Ueber des Demosthenes erste philippische Rede und ihre Zeitverhältnisse S. 222—278.

Die vielen Fragen über diese Reden sind durch Dionysius Angaben veranlaßt worden, welcher den ersten Theil als die erste von Demosthenes gegen Philippus 107, 1 gehaltene Rede annimmt. Dagegen sagt unser Verfasser: Die erste Philippika, welche nach der bisherigen Meinung in Ol. 107, 1, als zu Athen Aristodemos Archon war, gesetzt wird, ist nicht in diesem Jahre, sondern der Zeit nach später als die drey Olynthischen Reden (Ol. 107, 3) von Demosthenes gehalten, nämlich im Frühling Ol. 107, 4. Als äußeres Zeugniß hebt H. B. hervor, daß alle Handschriften, Grammatiker, Lexikographen und Rhetoren dieser Rede den Platz hinter den drey Olynthischen anweisen und Dionysius mit seiner Angabe allein stehe. Wir haben schon oben nachgewiesen, daß hierin kein Beweis der Richtigkeit liegt; die Grammatiker folgten der einmal hergebrachten Ordnung, so gut als wir die bestehende Folge beybehalten, ohne damit ihre Wahrheit anzuerkennen; sie erwähnen nur einzelne Worte und Sätze aus diesen, Dionysius dagegen hat die Absicht, die Reden der Zeitfolge nach zu ordnen, und darum muß seine des einzigen Autorität hierin mehr gelten als die von jenen vielen, wenn nicht sonstige Gründe Irrthümer und Fehler in seinen Angaben nachweisen. Weist doch H. B. selbst der Rede περὶ

συντάξεως eine weit frühere Stelle an, als sie in unserer Sammlung einnimmt.

Der Verf. bringt allgemeine und besondere Gründe für seine Hypothese vor, die vielleicht manchen bestechen, in sich aber doch ohne Gehalt sind. Wenn man die erste Philippika den Olynthischen nachstelle, so ergebe sich aus den verschiedenen Aeußerungen über Philippus das natürliche, daß Dem. in der Erkenntniß und Beurtheilung seines Gegners allmählig fortgeschritten(?), während bey der bisherigen Annahme sich überall nicht zu lösende Widersprüche aufdrängen. Dem. nennt den König in der Phil. δυσπολέμητος, weil die Athener damals noch allein standen, nach der Symmachie mit den Olynthiern glaubt er, in Verbindung mit solchen Bundesgenossen könnte man leicht seine Macht brechen. Wichtiger ist, was die Rede für die Freyheit der Rhodier Ol. 107, 2 sagt, daß einige in Athen, τινάς, den Philippus gering achten, den Perserkönig aber fürchten, aber auch nur die Meinung einiger und darum kein gültiger Beweis. Besondere Gründe um die Posteriorität der Rede zu bezeugen, sind zehn aufgezählt; darunter aber 3. 5. 8 so subjectiv, daß wir sie lieber nicht angeführt wünschten; andern liegt eine unrichtige Interpretation zu Grunde, wie 1, daß nach Phil. I Philippus Potidäa besässe; nun habe er diese Stadt den Olynthiern geschenkt, und die Stadt war noch in ihrem Besitz, als Dem. die zweyte Olynth. Rede hielt p. 20., folglich kann Philippus erst nach der Zeit dieser Rede Potidäa den Olynthiern entrissen haben und die Phil. I erst nach den Olynthischen gehalten seyn. Das wäre allerdings ein triftiges Argument, aber es steht kein Wort davon dort; der Redner sagt, Philippus habe die Freundschaft der Olynthier dadurch erworben, daß er ihnen Potidäa abgetreten habe, keineswegs aber daß sie die Stadt noch inne hatten, und wenn er gleich nachher bemerkt, der König habe alle getäuscht, muß man nicht vielmehr daraus schließen, daß er Potidäa später wieder an sich gezogen habe? Ebenso wenig Glück wird Hrn. B's Erklärung S. 246 von den Worten machen τῶν δ' ὑπὲρ τῶν τῆς πόλεως κτημάτων ἀγωνιζομένων Μενέλαον ἐπαρχεῖν; Charidemus habe dem Menelaos, Philippus Bruder, das Commando über die Reiter anvertraut, welche von Euböa ohne Hipparch nach Olynthus abgegangen waren, Dem. aber sage, Menelaos sey Hipparch bey denen, welche für die Güter der Stadt streiten, weil die Städte jener Gegend früher Besitzungen der Athener gewesen waren und diese den Krieg gegen Philippus begonnen hatten, um ihre dortigen Besitzungen wieder zu gewinnen. Das ist alles ersonnen!

Gegen Dionysius Zeitbestimmung für 107, 1 scheint uns die Erwähnung des Zuges der Athener nach Pylä καὶ τὰ τελευταῖα πρώην εἰς Πύλας, welcher kurz vorher fallen würde, zu sprechen; der Vorwurf der Unthätigkeit der Athener für dieses Jahr ist ungegründet, vergl. B. p. 245. Daher glauben wir, daß sie später, vielleicht im nächsten Jahre oder bald darauf, aber jedenfalls früher als die Olynthischen Reden gehalten sey. Das lehrt die Betrachtung des Ganzen. Die Phil. will ein doppeltes Heer, eines aus Bürgern, das vorläufig in der Stadt aber gerüstet und schlagfertig seyn soll, um gegen einen plötzlichen Angriff, den der König irgendwo machen könnte, sogleich thätig zu seyn, ein zweytes, und dieses ist das bedeutendere, ein Heer aus Söldnern mit Bürgern gemischt, um den König in seinem eigenen Lande anzugreifen. Aber die Rede zeigt nicht die mindeste Ahnung, daß dort Philippus in der Nähe seines Reiches bedeutende Feinde habe, vielmehr läßt sie die Flotte auf den attischen Inseln, Lemnos, Imbros u. s. w. überwintern. Wie wäre aber dieses möglich, wenn die Athener mit den Olynthiern Symmachie geschlossen hätten? und wozu ein Heer daheim, da Philippus Absicht auf Olynthus bekannt ist? Einleuchtend dagegen ist, wie der Plan der Phil. sich nach dem Angriffe auf Olynthus umgestaltet, daß ein Heer diesem zu Hilfe eilen, ein zweytes aber offensiv verfahren soll. Ich halte dieses, daß die Phil. nichts von einem Bündniß mit den Olynthiern weiß, für einen nicht geringen Beweis ihrer Priorität. Was dagegen vorgebracht wird, beruht großentheils auf Mißverständniß, wie z. B. daß in den Olynth. Reden die Unternehmungen des Königs aufgezählt werden und der Kampf um die Inseln gewiß nicht verschwiegen wäre, wenn ein solcher bisher schon

ſtatt gefunden hätte S. 254. In der Olynth. I, p. 13 werden Philipps Eroberungen von Städten aufgezählt, wodurch er groß geworden und ſich zum mächtigen Herrn gemacht hat, wie könnten nun dort die in der Phil. erwähnten Streifzüge, die ſo ſchnell vergiengen als ſie gekommen waren, eine Stelle finden? Die Erwähnung der Krankheit des Königs und die Nachricht von ſeinem Tode in Athen §. 11 *τέθνηκε Φίλιππος; οὐ μὰ Δί', ἀλλ' ἀσθενεῖ*; iſt ſo augenſcheinlich die in Olynth. p. 13. 30 berührte: *ἠγγέλθη Φίλιππος ἀσθενῶν ἢ τεθνεώς, ἦλθε γὰρ ἀμφότερα* Olymp. 107, 1, daß der Verf. vergebens ſeiner Hypotheſe zu lieb S. 206. 211. 261 uns eine andere ſpätere einreden will; aber ſie iſt eine Beſtätigung für Dionyſios Angabe.

Nur eine Stelle kann Bedenken erregen, die Rede ſo frühe anzuſetzen; Demoſth. ſagt p. 44, das eine Heer müſſe gegen die plötzlichen Streifzüge von Makedonien gerüſtet ſeyn: *ἐπὶ τὰς ἐξαίφνης ταύτας ἀπὸ τῆς οἰκείας χώρας αὐτοῦ στρατείας εἰς πύλας καὶ χερρόνησον καὶ Ὄλυνθον καὶ ὅποι βούλεται.* Soll damit ein wirklicher Zug gegen Olynthus vor Ol. 107, 1 wie gegen Sylä, und nicht etwa ein möglicher angedeutet ſeyn, ſo wiſſen wir keine Erklärung dieſes Factums zu geben. Nach Hrn. B. S. 244 kann dieſer Feldzug gegen Olynthus nur in die Zeit nach Ueberwältigung der chalkidiſchen Städte gehören und dieſes werde durch Galliſthenes Worte auſſer Zweifel geſtellt *Ὀλυνθίους λειλατεῖν ἤρξατο*. Wie dieſes mit Demoſth. Erklärung p. 113 zu verbinden iſt, ſehe ich nicht; ſo kann Dem. nach den olynthiſchen Reden nicht ſprechen, wie auch der Charakter der ganzen erſten Phil. entgegen ſteht. Die Worte von Olynth. I, §. 13, nach der Krankheit (107, ½) habe Phil. ſogleich die Olynthier angegriffen, *εὐθὺς ἐπεχείρησεν*, hieher zu beziehen, wäre übereilt; der Redner verſteht den Zeitpunkt, in welchem er ſpricht und dieſer iſt, wie wir überzeugt ſind, 107, 4. So wenig ich dieſes Factum aufzuklären vermag, ſo kann ich doch deßwegen — denn die andern vorgebrachten Gründe halte ich für nichtig — nicht mit dem Verfaſſer und Wieniewsky p. 61 die Priorität der olynthiſchen Reden anerkennen; die Nachweiſung der Urſache des Irrthums von Dionyſios S. 264—78 halte ich für ein Muſter wie man ſeinen Scharfſinn — mißbrauchen kann.

Die drey kleinern Abhandlungen 4. über die Brandſtiftung des Antiphon und die Zeit des Deliſchen Rechtshandels. 5. Jornandes über Philippus 6. Pythia sub auctumnum mense Attico Metagitnione acta esse contra Böckhium demonstratur, ſind vortrefflich mit wahrer hiſtoriſcher Combinationsgabe bearbeitet, und die chronologiſchen Beſtimmungen in 4 und 6, die der Verfaſſer gewinnt, ſo wahrſcheinlich, daß wir weniges dagegen vorzubringen wiſſen. Das bedeutendſte aber iſt die letzte, lateiniſch geſchriebene Unterſuchung über die Pſeudeponymi in Demoſthenes Rede über die Krone S. 319—667. Was der Verfaſſer beabſichtigte, wird am beſten der Aushängeſchild angeben:

7. *Συναγωγὴ ψηφισμάτων* quae aetate Demosthenica inde a pace Philocratea usque ad Alexandri in Asiam expeditionem Ol. 108, 2 — Ol. 112, 2 a senatu populoque Atheniensium lata sunt et in oratoribus Atticis partim integra partim decurtata exstant. Accedunt alia quaedam documenta historiam huius temporis illustrantia. Nunc primum in ordinem digessit, pro archontibus pseudeponymis qui in actis publicis Demosthenese de corona orationi insertis reperiuntur, vere eponymos restituit C. G. B.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Februar.

Nro. 41. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Forschungen auf dem Gebiete der attischen Redner und der Geschichte ihrer Zeit. Scholica Hypomnemata.

(Fortsetzung.)

Also eine Zusammenstellung aller Senats- und Volksbeschlüsse, so wie der Briefe des Philippus, welche in den Rednern erwähnt werden, einverleibt in die Geschichte der Ereignisse dieser Zeit. Der Verfasser geht so weit, daß er aus den Angaben der Redner, welche bekanntlich den Hauptinhalt der vorgetragenen Beschlüsse wiedergeben, die Psephismata selbst bildet, ein Verfahren wofür wir ihm wenig Dank wissen. Was hat der Leser anders gewonnen, als daß er überall den allbekannten Formeln des Volkskanzleistils begegnet, und da H. B. willkürlich manches aufgenommen und geordnet, in die Nothwendigkeit versetzt ist, das Original in den betreffenden Stellen nachzuschlagen? Weit besser wäre es gewesen, wenn er diese Stellen der Redner selbst vollständig geliefert, um eine Uebersicht alles Vorhandenen zu haben, und wenn er denn doch auf seine Construction der daraus verfertigten Psephismata Werth legte, diese am Schlusse oder in den Anmerkungen beygegeben hätte.

Seit wir etwas mehr Einsicht in das Innere des attischen Staats gewonnen haben, sind diese officiellen Acte in der Rede über die Krone erst recht wichtig, aber auch ihre Erklärung ein wahres Räthsel geworden. H. B. suchte jedem in den Dekreten ausgesprochenen Factum seine Zeit zu bestimmen, und er ist mit genauer Kenntniß der Redner und sorgfältiger Vergleichung aller directen und indirecten Zeugnisse, wie er glaubt, überall zu einem sichern Resultate gelangt, der Art, daß keiner der pseudeponymen Archonten, von deren richtiger Bestimmung vornehmlich die Chronologie der Philippischen Geschichte abhängt, einem unrichtigen Jahre zugewiesen sey und daß er niemals diese seine Ueberzeugung aufgeben werde.

Hier hängt alles von der Frage ab, ob diese Documente ächt und unächt sind; ist das letztere der Fall, so stürzt das ganze Gebäude, wie es H. B. aufgerichtet hat, von selbst zusammen, und er muß seine Ueberzeugung aufgeben, so schwer er sich auch dazu entschließen mag. Droysens Untersuchung, welche sie als gefälscht nachweist, ist erschienen, als der Verf. sein Werk schon ausgearbeitet hatte, und wird nur im Anhange und der Vorrede berührt. Wir können uns leicht vorstellen, wie unangenehm der Verfasser dadurch berührt worden ist, was er jahrelang mit größter Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit ausgedacht hatte und nun in aller Vollkommenheit unwiderlegbar vollendet zu haben glaubte, mit einem Schlage von vorne herein vernichtet zu sehen, aber höchst ungerecht ist sein Urtheil gegen Droysen im allgemeinen, daß er von einem Gelehrten nichts erwarten konnte, in dem das Talent für elegante und effectvolle Darstellung überwiegend sey und der erst nachträglich historische Kritik auszuüben angefangen habe, nachdem er erkannt, daß ohne diese ein Geschichtswerk nichts vor einem Romane voraus habe. Es ist wahr, Droysens Abhandlung leidet

an einem ähnlichen Fehler wie B.'s Untersuchungen, sie will alles beweisen, und geräth dadurch in manche Irrthümer, aber dort ist auch vieles von größter Bedeutung niedergelegt, was der Verf. nicht stillschweigend umgehen durfte. Daß er es gethan, zeigt, daß seine historische Kritik noch großer Läuterung bedarf, wie man denn auch sonst unerwarteten Aussprüchen begegnet; so hält er den Epitaphius für eine Rede des Demosthenes und die Themata, welche die Rhetores zur Uebung aufstellen und gewöhnlich zwar an historische Data anknüpfen, sonst aber beliebig fingiren, gelten ihm für bewährte Thatsachen.

Referent, der vor siebenzehn Jahren in Deutschland den Anfang mit diesen Untersuchungen gemacht hat, ist seither diesen mit großer Theilnahme gefolgt; wenn auch Droysens Beweise ihm nicht vollständig die Unächtheit dargethan haben und manche Zweifel und Bedenken übrig ließen, so muß er doch offen gestehen, daß Boemels Vertheidigung ihn noch weit weniger von der Aechtheit überzeugt habe. Auch greift diese Ansicht immer weiter um sich; schon Dobree zu Demosth. p. 282 sagt suspicor haec duo decreta et omnia fere in hac oratione citata spuria esse, eben so Sauppe in seiner epistola critica und in der Vorrede zu Dem. Ausgabe, Ahrens über die Dialecte. Neuerdings hat Westermann gezeigt, daß auch auf die in der Midiana befindlichen Urkunden wenig zu geben sey und sie aus dem Texte des Redners oder sonst beliebig verfertigt sind, nachdem schon Buttmann über einige Aehnliches geahnt hatte. Ja wie wenig man sich durch unsers Verf. Resultate abschrecken läßt, beweist besonders Fr. Franke's de decretis Amphictyonum quae apud Demosthenem reperiuntur commentatio, worin gegen B. die Unächtheit der zwey Urkunden dargethan wird. Zwar ist noch keineswegs die Sache entschieden, aber wenn man auch noch so sehr zu den Vorsichtigen gehört, es wird immer klarer, daß sich hier falsche Dekretalien finden und es vergebene Mühe ist, ihren Inhalt mit der bewährten Geschichte zu construiren. Alles, was Droysen über die Entstehung jener Urkunden bringt, sagt H. B., hat mir auch nicht einen Schatten von Ueberzeugung abzugewinnen gewußt. Auch mir nicht, aber die Frage ist nicht, wie sie entstanden sind, sondern ob sie den Worten des Redners passen oder nicht, ob mit den authentischen Nachrichten zu vereinigen oder nicht. Hrn. B.'s Erklärung, wie diese Psephismata in ihrer jetzigen Gestalt erscheinen, ist um nichts wahrscheinlicher als jene Droysens. Er meint nämlich, der Vir doctus, welcher diese Urkunden in die Rede gelegt, (ein Apollikon S. 653), habe sie nicht, wie Böckh glaubt, aus einer Inschriften-Sammlung von Craterus oder andern genommen, sondern unmittelbar aus dem attischen Archive gezogen. Daselbst waren diese niedergelegt, doch so, daß die Angabe der Zeit, Prytanie und Epistates in einem besonderen Zusatze jedem beygelegt war; auch der Archon sey nicht angegeben gewesen, weil diese officiellen Acten alle nach den Archonten zusammengestellt, folglich nicht nothwendig war, jedem Psephisma denselben Namen beyzuschreiben. Nun habe der, welcher die Urkunden in die Rede einsetzte, geirrt, und den Namen des ἐπιστάτης für den ἄρχων gehalten, die Zeitbezeichnung oben angeschrieben, auch Psephismen selbst verwechselt. Das ist Hrn. B.'s Erklärung, welche, um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen, rein ersonnen ist. Das wäre kein Vir doctus, wohl aber indoctissimus, der den Zutritt zum Archiv selbst hatte, und was jeder ja gleich sehen mußte, nicht erkannte, der die Zeichen des Archon und Epistates vertauschen, ja, das allerunglaublichste, Psephismen, die drey Olympiaden auseinander lagen, verwechseln konnte; schwerlich hätte es einen einfältigern Menschen gegeben, und es ist unrecht, die Leute dümmer darzustellen, als sie wirklich sind. Aber auch die für H. B. nothwendige Annahme, daß die Zeitbestimmung von dem Psephisma getrennt war, ist durch nichts begründet und nur aus Mißverständniß einiger Stellen entsprungen (S. 356). Der Redner konnte, wenn er auf die Bezeichnung des Datums besonderes Gewicht legte, zuerst den Inhalt der Urkunde vortragen lassen, und dann die chronologische Angabe besonders hervorheben, nicht aber folgt daraus, daß diese nicht im Psephisma selbst obenan bezeichnet war, wie unsere Steine alle bezeugen.

Allen Lösungen dieses Problems, die der Verf.

gefunden zu haben glaubt, nachzugehen und das Unhaltbare darzuthun, dazu würde selbst eine Schrift von nicht geringerem Umfange erfordert, aber an dem einen oder anderen Beyspiele das Ergebniß zu prüfen, das mag die Wichtigkeit des Gegenstandes entschuldigen *).

Das erste Psephisma bey Dem. p. 235 § 29 ist bekanntlich mit den ganz ins Einzelne gehenden Verhandlungen, wie sie in der Rede über die Gesandtschaft und bey Aeschines mitgetheilt sind, nicht zu vereinigen; hätten wir diese nicht, so könnte man nichts dagegen aussetzen und niemanden würde es einfallen, einen Zweifel zu äußern. Da wir aber glücklicher Weise durch jene Reden über diesen Punkt wie über weniges aufgeklärt sind, so ist diese Urkunde entweder auf einen andern Zeitpunkt bezüglich und ein Mißgriff in der Wahl des Psephisma geschehen, oder es ist — unterschoben. Ersteres hat Böckh angenommen, und auf Ol. 109, 2, wo man damit umgieng, den Friedensbeschluß in mancher Beziehung zu ändern, bezogen. Es ist von andern gezeigt worden, wie wenig dieses zulässig ist. Den einzigen richtigen Zeitpunkt aber glaubt B. (S. 351. 604 — 9) gefunden zu haben, er sey Ol. 111, 1, als Philippus Bündnisse mit den Hellenen *περὶ εἰρήνης καὶ συμμαχίας* geschlossen habe, S. 600. Nach dem Frieden, welchen der König besonders durch Vermittlung des Demades den Athenern gegeben, seyen wieder Streitigkeiten entstanden, die nahezu einen Krieg herbeyzuführen drohten; weil aber Philippus den Zug gegen Persien beginnen wollte, so habe er sich die Ruhe Griechenlands während seiner Abwesenheit sichern wollen und auch die Athener an dem allgemeinen Friedensbunde *κοιναὶ συνθῆκαι* theilnehmen lassen. Darauf nun beziehe sich unsere Urkunde, und jetzt erst ersehe man daraus — es ist die Gabe des Verf., nichts unbenutzt und isolirt stehen zu lassen, sondern sogleich weitere Beweise eben so gefährdet sind die Briefe, welche den Charakter des Königs gut darstellen; denn schwerlich hat der Falsarius, wenn er die Dekrete selbst gemacht hat, sich auch nur die Mühe genommen, die rung jener Streitigkeiten hinauszuziehen. Fragt man die Geschichte, was sie zu einer solchen Darstellung zu bemerken hat, so weiß sie von dem allen nichts. Doch ja, der Verf. hatte bereits schon sechs Jahre diese seine Entdeckung gemacht, als er im siebenten zu seiner größten Freude in Apsines p. 690 die merkwürdige Bestätigung (notitia aurea) gefunden: *Αἰσχίνης ἐπέμφθη πρεσβευτὴς πρὸς τὸν Φίλιππον, παραλαβὼν αὐτὸν τελευτῶντα συνέδετο πρὸς Ἀλέξανδρον καὶ κρίνεται παραπρεσβείας.* Das sey unsere in dem Psephisma angeführte Gesandtschaft, die sonst nirgends erwähnt wird. Das heißt, H. B. hat ein fingirtes rhetorisches Thema, dergleichen bey den Rhetoren überall zu Dutzenden vorkommen, für ein historisches Ereigniß genommen und glaubt jetzt die geschichtliche Bestätigung seiner ersonnenen Gesandtschaft dargethan zu haben. Er möge nur schnell alle aus den Rhetoren angeführten Beweise streichen, und in Zukunft sich wohl in Acht nehmen, bey diesen Leuten aus ihren mannigfaltig gestellten Aufgaben über zweifelhafte historische Data Aufschlüsse zu holen.

Was dieser Hypothese alles entgegensteht, will ich hier nicht aufzählen, nur das hervorheben, daß die angebliche Eile höchst auffallend sey — sehr naiv sagt H. B., weil Philippus seinen Zug beschleunigen wollte — und wie es Demosthenes ist, der diesen Antrag machen sollte. Gerade dieser Name und die Eilfertigkeit weisen deutlich darauf hin, daß wir ein spät fabricirtes Document vor uns haben von einem Manne, der nur das in der Ctesiphontea Gegebene kannte und von allen andern nichts wußte. Dieses Dekret, das schon Contarenus als falsch erklärte, das gar nichts enthält, was für sich einnehmen könnte, gebe ich gerne preis; auch unserm scharfsinnigen Verfasser ist es nicht gelungen, etwas nur von ferne probabiles aufzustellen. Es ist die Consequenz, die abschrecken macht; ist ein Psephisma auf diese Weise geopfert, dann stehen drey andere, welche an Form das Gehalt besser sind, nicht fester; und Folgerungen daran zu knüpfen — warum der

*) Die Red. d. G. A. glaubt bemerken zu sollen, daß die vorstehende Recension vor dem Erscheinen des ersten Heftes der Zeitschrift für Alterthumswissenschaft (1845) eingelaufen ist.

Proceß gegen Ctesiphon so lange hinausgeschoben worden; die Demosthenische Faction habe eigens die Anhänger der Demosthenischen Parthey (die fünf im Decrete genannten Gesandten) erwählt, um die Fuß-Briefe des Königs, falls solche wirklich gesammelt zugänglich waren, zu copiren, vielmehr muß man vermuthen, daß sie aus derselben Quelle stammen. Auch drängt sich der Gedanke der Unächtheit von selbst auf, wenn man die verschiedenen Versuche der Erklärungen betrachtet. Das zweyte Dekret p. 288 § 37 bezeichnet der Redner selbst als einen Antrag des Kallisthenes; als Philippus Ol. 108, 2 die Phokischen Städte vernichtet hatte und die Athener einen Angriff auf Attika befürchteten, ließen sie einen allgemeinen Aufruf ergehen, daß sich alles aus dem Lande in die festen Plätze begeben solle, eine σκευαγωγή. Diese Urkunde ist im ganzen viel besser als die vorhergehende, und man würde wenig an ihr auszusetzen haben, wenn nicht die Zeitbestimmung, die wir aus den andern Reden genau kennen, ausgemacht falsch wäre. Daher hat sich H. B. um einen andern Platz umgesehen und es ist ihm gelungen (S. 352. 616 — 9), wie er glaubt, die rechte Stelle dafür gefunden zu haben, nämlich Ol. 111, 2, als Alexander gegen Theben gezogen und die Athener aus Furcht vor einem Anfalle eine ähnliche σκευαγωγή veranstalteten; das lehren Diodor's Worte XVII, 4 τὰ ἀπὸ τῆς χώρας ἐψηφίσαντο κατακομίζειν. Freylich ist damit noch wenig zur Ueberzeugung gewonnen, zur vollen Gewißheit müßte bey Diodorus das Datum angegeben seyn und dieses mit unserer Urkunde übereinstimmen. Aber wem wird der Verf. es glaublich machen, daß der Antragsteller des Psephisma von 111, 2 derselbe Καλλισθένης gewesen, der 108, 2 in der frühern σκευαγωγή aufgetreten ist? Schon dieser Name beweist, daß B.'s Hypothese unhaltbar ist; der Falsarius hat auch hier nichts von dem gelesen, was in den Reden περὶ παραπρεσβείας steht, vielmehr seine Zeitrechnung aus den vorliegenden Angaben des Dem. sich selbst gebildet; seine Unwissenheit allein ist es, die uns in unlösliche Schwierigkeiten verwickelt.

Weil die geschichtliche Anordnung der Ereignisse bey unserm Verf. so oft von den in diesen Urkunden ausgesprochenen Angaben abhängig wird, so durfte die Kritik über Aechtheit und Unächtheit nicht umgangen werden, und es ist nicht erlaubt, aus dem selbst noch Bestrittenen weitere Schlüsse zu bilden. Es ist wahrscheinlich, was für die Rede über die Krone unbezweifelt ist, daß die Redner überhaupt nicht die nöthigen Urkunden ihren Reden beygelegt haben; für Cicero bezeugt dieses hinlänglich Plinius' Aussage. Sie hielten dieses, wie es scheint, für kein Object ihrer rhetorischen Kunst, und glaubten durch eine kurze Angabe des Inhaltes nach ihrer Art zu genügen. Eine Untersuchung sollte demnach alle in den Reden erhaltenen Urkunden, von welchen einige wie der Richtereid doch bewährt genug erscheinen, verbinden und die größere oder mindere Glaubwürdigkeit darthun.

So viel Treffliches und Schönes der Verf. durch seine mühevolle Arbeit geleistet hat, und so sehr er auch durch seine ausgebreiteten Kenntnisse auf manches zuerst aufmerksam gemacht hat, die Lösung des Problems können wir nicht für gelungen erklären, aber wir hegen alle Achtung vor den Kenntnissen und dem Talent des Hrn. B. und sehen den fernern Forschungen desselben mit Freude entgegen, ohne jedoch den Wunsch unterdrücken zu können, daß seiner Combinationsgabe sich eine schärfere Kritik gesellen und unhaltbare Interpretation der Autoren zu Gunsten seiner Ergebnisse (wie S. 521) ferne bleiben möge.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Februar.

Nro. 42. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Forschungen auf dem Gebiete der attischen Redner und der Geschichte ihrer Zeit. Scholica Hypomnemata.

(Schluß.)

Der Verf. von Nro. II. hat wie in den zwey frühern Bändchen, so in diesem dritten eine Sammlung philologischer Aufsätze, ausschließlich Cicero und die griechischen Redner betreffend geliefert. Die frühere holländische Schule hatte diese Seite des Alterthums fast ganz vernachlässigt, und außer Ruhnkens Abhandlung über Antiphon und seine historia critica oratorum, dann Sluiters Anmerkungen zu Andokides ist uns nichts bekannt; dagegen haben einige jüngere, wahrscheinlich durch unsern Verfasser aufgemuntert, die Attischen Redner zum Gegenstande ihrer philologischen Studien gemacht, sicher ist H. B. derjenige, welcher in Holland zur Zeit am meisten und besten mit der Rhetorik der Griechen und Römer vertraut ist. Erwägt man, daß das Buch gegen die Resultate der deutschen Philologen auf diesem Gebiete ankämpft, so würde es uns nicht wundern, wenn jemand das auf dem Titel gegebene Motto *αἰσχρὸν σιωπᾶν* — jenen Euripideischen Vers, den schon Aristoteles gegen Isokrates gebraucht haben soll, dahin deutete, daß der Verfasser für seine Person den Ruhm der alten holländischen Schule in Anspruch nehme, und mit jenem Striche im Gedanken gerade die redenden Deutschen dem Bataver gegenübergestellt werden sollen. Auf diesem Felde ist niemand gehindert, das Wort zu nehmen, vielmehr jeder, der Kenntniß hat, von selbst eingeladen, und so kann es auch den deutschen Philologen nur angenehm seyn, wenn die Holländer das Versäumte nachzuholen sich bestreben.

Nach der Epistola an C. F. Hermann über die Erklärung einiger Stellen der Midiana, welcher der rüstige Gelehrte die Antwort nicht schuldig bleiben wird, folgt 1) de Gorgiae Platonici consilio et ingenio. 2) de aemulatione Platonem inter et Isocratem. Ersterer Vortrag steht mit letzterem in so fern in Verbindung, als H. B. in Gorgias Beziehungen gegen Isocrates zu finden glaubt, geht aber dann in eine Lobrede auf v. Heusde über, dessen Liebe und Eifer für platonische Philosophie mit großer Theilnahme geschildert wird. Heusde hatte durch sein Specimen große Hoffnung erregt, aber die Erwartungen nicht befriedigt, und wenn er hier über Heindorf gestellt wird, so sehen wir nichts, wodurch ein solcher Ausspruch auch nur von ferne gerechtfertigt werden könnte. Heindorf ist in der richtigen Beobachtung des attischen Sprachgebrauchs und in dem Maaßhalten seiner Bemerkungen auch jetzt noch unübertroffen, weder Stallbaum noch Ast können ihm gleich gestellt werden; wäre es ihm vergönnt gewesen, den Bekkerschen Apparat benutzen zu können, er hätte sicher mehr als alle seine Nachfolger geleistet. Dagegen hat v. Heusde in seinen Initia platonicae philosophiae in behaglicher Breite und leicht fließendem Latein — ein rühmlicher Vorzug der holländischen Schule — den Inhalt ganzer Dialogen Platons ausgeschüttet, ohne

die schwierigen Fragen zu entscheiden oder auch nur in sie einzugehen, wie ein Schleiermacher, Ast und Socher gethan haben; sein Griechisch aber hätte er dermassen vergessen, daß er z. B. II, 2 p. 60 οὐδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω, ja sogar p. 192 τὰ πρὸ τὰ ῥητορικὰ und anderes der Art schreiben konnte.

Bedeutender ist, was H. B. über die Differenz zwischen Platon und Isocrates vorbringt. So manches in diesen ähnliches liegt, so viel widersprechendes findet sich, das neben einander gestellt das Verhältniß beyder Häupter, des einen als Vertreters der rhetorisch-sophistischen Schule, des andern der rein philosophischen Richtung erläutert. Einiges ist schon früher von andern bemerkt worden, wie daß der im Euthydemus Bezeichnete wohl kein anderer als Isokrates seyn kann; daß aber die Rede über die Antidosis, deren Wichtigkeit noch wenig erkannt ist, voll von solchen Beziehungen ist, die zunächst auf Platon und seine Schule gehen, hat unsers Wissens zuerst Dobree Advers. I, 278, und nach ihm H. B. geäußert; Referent hatte längst dieselben Stellen zum nämlichen Zwecke sich angemerkt. Dieses ist um so mehr zu beachten, als noch immer viele glauben, Isocrates stehe dem Platon nicht so ferne durch seine reine moralische Gesinnung, daß auch er immer von Philosophie rede und allen Werth auf diese lege, ohne zu bedenken, daß es gerade diese isokratische φιλοσοφία ist, welche Platon angreift, da jener nur die Rhetorik darunter versteht und diese ihm das höchste Ideal bildet.

Wenn wir aber solche Nebenbeziehungen in den Schriften beyder nicht verkennen, und kein aufmerksamer Leser des Isokrates kann umhin, der Art Andeutungen auf Jemand andern als Platon zu beziehen, so sind wir doch weit entfernt, mit H. B. anzunehmen p. 46, ganze Dialoge wie der Phädrus und Gorgias seyen in ihrem Wesen gegen Isokrates gerichtet. In der Antidosis heißt es, daß für die ψυχὴ die φιλοσοφία (Rhetorik im Sinne des Isokrates), für das σῶμα aber die γυμναστικὴ erfunden worden, und beyde correspondiren sich, seyen Correlative, ἀντίστροφα. H. B. hält die nähere Ausführung und das Abweichende davon im Platonischen Gorgias als Berichtigung der Ansicht des Redners; weil aber die Antidosis bekanntlich im 82. Jahre des Isokrates, also 354, geschrieben ist und der Gorgias unmöglich so weit herabgesetzt werden kann, so glaubt er, Isokrates habe denselben Gedanken schon früher in seiner Rede gegen die Sophisten, von welcher wir nur noch den Eingang besitzen, ausgesprochen, und Plato gegen diese seinen Dialog gerichtet. Das willkührliche und unwahrscheinliche dieser Hypothese fällt von selbst in die Augen. Ist der Gorgias auf keine Weise in so späte Zeit, als die Antidosis fällt, zu setzen, und in dieser eine Beziehung auf jenen unläugbar (und das scheint der Ausdruck ἀντίστροφος anzuzeigen, welchen auch Aristoteles stillschweigend am Anfange seiner Rhetorik aus dem platonischen Gorgias genommen hat), so folgt vielmehr das Gegentheil, daß Isokrates jenen Gedanken im Gorgias zwar für geeignet hielt, aber nach seiner Weise ihn wenden, und die platonische Ansicht berichtigen zu müssen glaubte, so daß wir darin zugleich des Redners Urtheil und Antwort zu suchen haben. Wie sollte er das in der Rede gegen die Sophisten gesprochene, wenn der Gorgias gegen diese gerichtet war, wiederholen ohne seine Rechtfertigung auszudrücken? Daß unser Redner aus dem Gorgias jenen Gedanken etwas motivirt herübergenommen hatte, ist nicht auffallender, als daß dieselbe Antidosis so viele deutliche Anklänge an die platonische Apologie des Sokrates enthält, und übereinstimmende Gedanken sind es, nicht bloß Worte, wie Socher meinte, so daß Ast in ihr das Vorbild und Original der angeblich später gemachten und dem Platon zugeschriebenen Apologie zu erkennen glaubte. Auf solche Vermuthungen hin aber die Zeit der Abfassung platonischer Dialoge bestimmen zu wollen, kann zu keinem Ziele führen.

Der Aufsatz über Isokrates, Quaestiones Isocrateae p. 48—119, enthält vieles Interessante und der Verf. berichtigt manches von dem was Ref. einst über diesen Gegenstand vorgebracht hat. Er stellt den paradoxen Satz auf, Isokrates habe überhaupt keine Rhetorik, τέχνη, geschrieben, sondern

nur praktische Uebungen μελέται für seinen Unterricht verfaßt und erst seine Schüler hätten eine Theorie zusammengestellt, eine Behauptung, die mit den überlieferten Zeugnissen nicht minder als mit der Natur der Sache in offenem Widerspruche ist. Aristoteles hat in seiner τεχνῶν συναγωγή, einer Schrift, welche sich zu dessen Rhetorik verhielt, wie seine πολιτεῖαι zu den πολιτικαί, auch der τέχνη des Isokrates erwähnt. Man sollte denken, diese Aussage wäre hinreichend, sie ist es aber Hrn. B. nicht p. 69 si quidem ex aliis etiam indiciis suspicari possumus Aristotelem invidia ductum nonnulla Isocrati affinxisse aut certe in maius auxisse. Wer erstaunt nicht über solche Aeußerungen? vielmehr sehen wir, daß Arist. sich gerne auf die Autorität des Isokrates beruft und für die Lobrede seine Beyspiele großentheils aus ihm nimmt. Er stimmt nicht immer mit ihm überein und tadelt ihn oft stillschweigend, wie am Schlusse seiner Ethik, aber er hatte am wenigsten Grund auf Isokrates eifersüchtig zu seyn; und wenn er Rhet. III, 16 seine Vorgänger in der Theorie der Narratio, daß sie kurz seyn müsse, tadelt, wird H. B. die Schüler des Isokrates, und nicht diesen selbst darunter verstehen? Die Chronologie widerspricht ihm, so daß wir auch hierin den Beweis finden von dem was H. B. läugnet. Zeugen nicht Ciceros Worte: cuius ipsius quam constat esse artem non invenimus, daß man allgemein dem Redner eine Rhetorik zugeschrieben habe, wenn er sie auch nicht selbst gesehen hatte? Was der Redner selbst sagt, ist gewiß von größter Bedeutung, aber wenn aus den Worten p. 294 φημὶ γὰρ ἐγὼ τῶν μὲν ἰδιῶν ἐξ ὧν τοὺς λόγους ἅπαντας καὶ λέγομεν καὶ συντίθεμεν, λαβεῖν τὴν ἐπιστήμην οὐκ εἶναι τῶν πάνυ χαλεπῶν, ἣν τις αὐτὸν παραδιδῷ μὴ τοῖς ῥᾳδίως ὑπισχνουμένοις, ἀλλὰ τοῖς εἰδόσι τι περὶ αὐτῶν, geschlossen wird, Isokrates habe das gering geachtet: quis autem censeat, quam ita facilem et levem existimaret esse artis compositionem, huic ipsum quoque operam dedisse? so hat H. B. den Gedanken selbst zu leicht genommen; nicht levem nennt der Redner dieses Vermögen, sondern nur nicht τῶν πάνυ χαλεπῶν, und dazu werde ein kundiger Lehrer gefordert, wer ist aber der außer Isokrates? so daß diese Stelle nicht für, sondern gegen H. B. zeugt. Sind nicht in den Reden des Isokrates selbst so viele Regeln angegeben, daß man sieht, wie gerne er seine Ansichten darüber darlegte? und wollte sich jemand die Mühe nehmen, aus ihnen alle hieher einschlägigen Lehren zu sammeln, und an ihrer Composition die Anwendung der Theorie nachzuweisen, so würde sich zeigen, daß das bedeutendste der alten Rhetorik schon hier angegeben sey und eine eigentliche Theorie dem Isokrates gar nicht abgesprochen werden könne. Wir glauben nicht mit Unrecht die wichtigste Lehre in dem Compendium des Anaximenes auf Isokrates selbst zurückgeführt zu haben, z. B. p. 287. In der Antidosis §. 183 gibt er das Verfahren an, das ein Lehrer der Rhetorik zu beachten habe, und er meint sich selbst, οἱ δὲ περὶ τὴν φιλοσοφίαν ὄντες τὰς ἰδίας ἁπάσας αἷς ὁ λόγος τυγχάνει χρώμενος, διεξέρχονται τοῖς μαθηταῖς. Und was er sein ganzes Leben lang getrieben hat, darüber zu schreiben soll er es für zu unbedeutend gehalten haben? Wir hätten gewünscht, daß der Verfasser mit dem Geiste und Charakter dieses Redners mehr vertraut wäre, er würde dann gewiß nicht gesagt haben, daß die Definition der Rhetorik πειθοῦς δημιουργός ihm fremd sey; als was anders betrachtet er dieß, ist sie ihm nicht die δύναμις ἣν ἡ θεός (ἡ πειθώ) ἔχει Antid. §. 249? vergl. §. 254. 274 seq. ed. Berol. Vollkommen richtig ist der Vorwurf seines Gegners, daß er τοὺς ἥττους λόγους κρείττους machen könne; denn dieses gilt von der Rhetorik überhaupt, und von jedem einzelnen Redner in einem um so höhern Grade, als er seiner Kunst mächtig ist, Isokrates aber ist keiner von den schlechten.

Aristoteles macht die Bemerkung, die berathende und gerichtliche Rede erfordere eine und dieselbe Theorie, erstere sey aber würdiger und vortrefflicher,

doch hätten seine Vorgänger nicht diese, sondern letztere ausgearbeitet. Da nun Isokrates sich so entschieden gegen das δικανικὸν erkläre, so folgert H. B. habe er keine τέχνη geschrieben. Arist. tadelt an seinen Vorgängern, daß sie das Wesen der Beredtsamkeit, der Beweisführung, umgangen und nur den äußeren Glanz τὰ ἔξω τοῦ πράγματος hervorgehoben hätten; dieses gilt allerdings auch von Isokrates. Dadurch daß dieser das συμβουλευτικὸν höher stellt als das δικανικὸν, und gegen die Redner spricht, die auf dieser niedrigen Stufe stehen bleiben und zu jener höhern Sphäre sich nicht erheben können, folgt nicht, daß er für die gerichtliche Rede keinen Unterricht ertheilte, er mußte es, wenn auch nur um die Kunstgriffe dieser nachzuweisen, aber ihm galt die schöne Form der Rede — angewandt auf den politischen Zustand Griechenlands — als das höchste, und seine Reden sind voll davon. Alles ist klar aus der sogenannten Rhetorik an Alexander, welche nicht aristotelische Theorie enthält, sondern diese gar nicht kennt, und an die frühern sich hält; in diesem Geiste war die Lehre des Isokrates, ja wohl sehr vieles darin unmittelbar von ihm selbst. Wenn H. B. wo τέχναι erwähnt werden, nur μελέται, rhetorische Uebungsstücke versteht, so begreife ich weder, wie das Wort dieses bedeutet, noch wie man durch diese allein lehren konnte, ohne Principien zu haben, nach welchen solche einzelne Fälle ausgeführt waren, und welche die eigentliche Theorie der Rhetorik bildeten. Woher haben die Schüler des Isokrates diese Lehre bekommen, wenn er nicht in Stande war eine solche zu geben? Ein sorgfältiges Studium der ältesten rhetorischen Schriften, verglichen mit den Reden, wird die Ueberzeugung liefern, daß diese Beredtsamkeit schon früher methodisch getrieben worden, und daraus sich eine allgemeine Lehre und Theorie gebildet, welche von diesen und jenen vermehrt, geändert, im ganzen doch dieselbe geblieben, und welche selbst Aristoteles in dem, was sie war, auf das Gefühl der Zuhörer zu wirken, anerkennen mußte; daß er sie aber nur als etwas äußerliches betrachtet und ihre Bedeutung auf Erkenntniß der Gefühle selbst, πάθη, zurückgeführt, ferner daß er die Erforschung des Gegenstandes als solchen, und damit die Beweisführung sowohl nach allgemeinen als besondern Gründen als das wesentliche der Rhetorik hervorgehoben und umgearbeitet hat, ist sein Verdienst und zeigt von philosophischem Geiste, welchen die späteren Rhetoren viel zu wenig zu würdigen verstanden haben.

Es kann nicht unsere Absicht seyn, hier einzeln alles zu prüfen, was H. B. mitgetheilt hat, Verbesserungen zu Isokrates Reden, zu Demosthenes Leptinea und Midiana, zu mehrern Reden des Lysias, endlich zu Cicero's Brutus und der Rede pro Coelio; wir müssen dieses den kritischen Blättern vom Fache überlassen, es genüge die Bemerkung, daß mehre historische Untersuchungen angeknüpft und überall die schwierigen Puncte hervorgehoben werden. Kann man den vorgebrachten Lösungen nicht immer beystimmen, so wird doch auf vieles aufmerksam gemacht, was zur Auffindung des richtigen dienen kann. Auf die Wichtigkeit dieser Scholica Hypomnemata hinzuweisen, forderte schon das Verhältniß, in welchem H. B. zu Böhnecke's Schrift steht, dessen erste Abhandlung über das Geburtsjahr des Demosthenes er einer nähern Prüfung unterworfen hat.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Februar.

Nro. 43. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Quaestiones Lucretianae. Scripsit Joannes Siebelis Philos. Dr. Gymnasii Hildburghusani Praeceptor Societatis Graecae Sodalis. Lipsiae typis Sturmi et Koppei. MDCCCXLIV.

Der Verfasser dieser Schrift, welche zunächst aus der Pietät desselben gegen Gottfried Hermann hervorgegangen ist, dem er damit zu seinem fünfzigjährigen Lehrerjubiläum als einer seiner viel verpflichteten Schüler Glück wünscht, hat bereits in den observationibus criticis der lateinischen Gesellschaft zu Leipzig vom Jahre 1839 Proben seiner Studien über Lucretius veröffentlicht, und jüngst in der Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft von Dr. Th. Bergk und Dr. J. Cäsar, 1844. 9. Heft No. 99. 100. 101. Beyträge zur Kritik und Erklärung dieses Dichters geliefert, worin er sich zugleich im allgemeinen über die bisherige Behandlung dieses Lehrgedichts, über den Werth der diplomatischen Hilfsmittel und die Grundsätze ausspricht, welche einen Herausgeber des im Alterthum hochgestellten, jetzt aber fast zurückgesetzten und vernachlässigten Sängers der Natur und ihrer Schöpfungen leiten müßten *). Dieselben wiederholt der Verf. am Anfange seiner quaestiones und vermißt besonders noch eine genauere Bekanntschaft und Berücksichtigung des Lucrezischen Sprachgebrauchs, wodurch dem Dichter in vielen Stellen sein ächtes und ursprüngliches Gewand am leichtesten und sichersten zurückgegeben werden könnte. Hierauf giebt der Verf. in 14 Abschnitten eine Anwendung der von ihm geforderten Kritik, in denen er eine Anzahl Stellen erörtert, welche, wie er glaubt, theils durch Sorglosigkeit der neueren Herausgeber, namentlich Wakefields, erst verunstaltet oder in diesem Zustand gelassen worden sind, theils annoch eine sach- und sprachgemäße Interpretation bedürfen. Andere Corruptelen werden mit Anschließung an die erste oder bessere Classe der Codices (der Verf. folgt in der kritischen Ausscheidung der Manuscripte Madvig's Bestimmungen in der Abhandlung dieses Gelehrten: de aliquot lacunis codicum Lucretii.) durch Conjecturen zu entfernen gesucht; hiebey geht Hr. Dr. Siebelis mit löblicher Vorsicht und genauer Prüfung des jedesmaligen Zusammenhanges zu Werke, wie er überhaupt durch die ganze Untersuchung ein fleißiges Studium des von ihm in Schutz genommenen Dichters und seine Beobachtungsgabe seiner Eigenthümlichkeiten an den Tag legt.

Die erste Stelle ist v. 103 ff. des ersten Buches, wo Lucretius den Memmius indirect warnt, sich von den Erdichtungen und Fabeln nicht irre führen zu lassen, welche nur die Erzeugnisse unvernünftiger Furcht oder abergläubischer Verkehrtheit wären, Schreckbilder, welche der göttliche Geist Epicurs verscheucht und in ihr Nichts zurückgeworfen hätte. Allein die überlieferten Verse würden gerade

*) Doch hat ihn ein Neuerer gelobt wie kein Alter. Mackintosh, in seiner Geschichte Englands 1. 313, nennt ihn den größten poetischen Genius vor Dante, den Europa hervorgebracht.

A. d. R.

das Gegentheil aussagen; Lucretius würde seine Lehre für nichts anderes verkaufen, als für die feile Waare falscher Propheten, für die vatum dicta terriloqua, wie er sie nennt. Diesen Widerstreit erkannte Bentley's alles sichtender Blick, welcher deßhalb den V. 105

quippe etenim quam multa tibi iam fingere possum
somnia —

also umänderte:

quippe etenim qui multa tibi confingere possunt
somnia

scil. vates. Den Sinn hat Bentley ohne Zweifel getroffen; nur findet Hr. Dr. S. die Aenderung zu stark und möchte die Verbindung von quippe — qui, die sich nur einmal im Lucretius finde, nicht durch Conjectur in ihn einführen. Da nun der zweyte Leydner Cod. mit einigen andern me statt iam bietet, schlägt er folgende Aenderung vor:

quippe etenim quam multa tibi, nec fingere possum,
somnia —

mit der Erklärung: significabit: quam multa enim tibi somnia sunt, ne effingere quidem possum animo. Ich kann dieser allerdings leichten Correctur deßwegen nicht beystimmen, weil Lucretius damit dem Memmius, den er gerade erst zur Kenntnißnahme seiner Philosophie eingeladen hat, ein eben nicht höfliches Compliment machen würde, wenn er ihm sagte: Du wirst dich immer zum Abfall von mir geneigt fühlen, denn du bist ein Träumer und ein Sclave des Aberglaubens. Denn nicht viel weniger läge doch in diesen Worten. Ich bin der Meinung, man dürfe von Bentley nicht abweichen, welcher diese Fictionen auf die vates bezogen wissen will; dieses erreichen wir aber durch folgende minder starke Umbildung der Worte:

Quippe etenim quam multa tibi non fingere possunt
Somnia —

So wirft der Dichter dem Memmius zwar Unsicherheit und Schwanken in seinen religiösen Ansichten vor, wälzt aber die Schuld von ihm selbst ab auf die geschäftigen Meister, welche den schwachen Menschen durch Vorspiegelung der Höllenstrafen die Ruhe und das Glück des Lebens rauben. Die aufgestellte Conjectur nec l. p. giebt Hrn. S. Veranlassung, den Gebrauch von nec in der Bedeutung von ne-quidem auch für die bessere Zeit zu vindiciren, was von andern, namentlich von Madvig geläugnet wird, der diese Anwendung nur für die nachaugusteischen Schriftsteller gelten läßt. Jenes kann man in so fern als richtig annehmen, als nequidem nur das am nächsten liegende Glossem zu diesem nec scheint — denn identisch können die beyden Partikeln auf keinen Fall genommen werden und so meint es auch Hr. S., wenn er sagt: illud autem in universum moneo, si omnibus paene locis illud nec interpretatus sum nequidem, hoc non ita factum esse, ut putarem nec plane idem esse ac ne-quidem, quum ad illam notionem prope tantum accedat; propius tamen nostrum auch nicht. Der Hauptunterschied zwischen den beyden Ausdrucksweisen ist offenbar der, daß nec, wo es der Bedeutung von ne-quidem nahe kommt, entweder in wirklicher Verbindung mit einem zweyten Satzglied steht oder in solcher gedacht werden muß, während ne-quidem ganz unabhängig eine verneinende Beschränkung setzt. Man betrachte nur einige der citirten Stellen, z. B. die Verse aus der Ciris 238.

ut scelere infando quod nec sinit Adrastea —

und 269

cui Parcae tribuere nec ullo vulnere laedi —

im ersteren ist die Verbindung: scelere infando et quod ne Adrastea quidem sinit, im zweyten muß man den zunächstvorhergehenden Vers enge anschließen: ille, quem pater ipse deum sceptri donavit honore et cui Parcae tribuere nullo sive ne ullo quidem vulnere laedi; oder die Livianischen Sätze, wie 31, 22: praedonum naves — non modo Sunium superare sed nec extra fretum Euripi committere aperto mari se audebant, was so viel ist als sed etiam extra fretum Euripi non audebant committere se aperto mari. 3, 52: cum praesertim nec nos tempe-

remus imperiis i. e. et ob perceptam iam dulcedinem et praesertim cum etiam nos non temperemus imperiis, was aus dem Zusammenhang der Stelle hervorgeht. 1, 25: prius itaque quam alter, qui nec procul aberat, consequi posset, et alterum Curiatium conficit, hier ist nec ganz unser „auch nicht“ und der Satz steht möchte ich sagen parenthetisch: prius quam alter — nec ille procul aberat — consequi posset. 40, 20: maxime ab omni mentione et contagione Romanorum abstinet, ut neque scribi sibi vellet i. e. et ita quidem abstinet ut scribi sibi nollet sive et ita abstinet ut ne scribi quidem sibi vellet.

Sehr leicht und gefällig ist die Behandlung der anmuthigen Verse aus dem zweyten Buche 20 und ff., wo Hr. S. also interpungirt:

Ergo corpoream ad naturam pauca videmus
Esse opus omnino, quae demant cumque dolorem,
Delicias quoque uti multas substernere possint;
Gratius interdum, neque natura ipsa requirit,
Si non aurea sunt juvenum simulacra per aedeis . . .

und bemerkt: gratius interdum est, si non aurea sunt simulacra cet., neque natura ipsa earum rerum desiderium sentit: quom etiamsi splendidus ille apparatus absit, incunde tamen non magnis opibus corpora curant. Die Verbindung pauca — quae demant cumque dolorem veranlaßt Hrn. S. zu einer genauen Auseinandersetzung des Gebrauchs von cumque, welche Ref. vollkommen befriedigt. Das Resultat ist folgendes: Die Partikel cumque steht nie absolut, sondern gehört zum Pronomen relativum oder der diesem entsprechenden Conjunction und erweitert den Umfang der betreffenden Sache oder Person zu der relativ größten Ausdehnung. In nur zwey Stellen Horat. Od. 1, 32, 15 und Lucret. 5, 313 findet sich diese Partikel in einem nicht relativen Satze, sondern nach dem persönlichen Pronomen; daß auch hier cumque seine eigenthümliche Bedeutung bewahre, hat Hr. S. ganz gut nachgewiesen; die Horazische Stelle:

mihi cumque salve
rite vocanti —

in der cumque vom Scholiasten mit quotiescunque, quandocunque te vocavero, von Orelli mit ὁπωσδήποτε, quocumque, quoquo modo erklärt wird, deutet derselbe ganz passend also: mihi quicumque sive qualiscumque sum salve: quae modestior locutio pulchre poetam decet, qui lyram modo his nominibus appellavit; O decus Phoebi et dapibus supremi grata testudo Jovis.

Ueber die Bewegung der Atome heißt es Buch 2, V. 82 ff.:

Namque quoniam per inane vagantur, cuncta necesse est
Aut gravitate sua ferri primordia rerum
Aut ictu forte alterius: nam cita saepe
Obvia conflixere, fit ut divorsa repente
Dissiliant; neque enim mirum, durissima quae sint
Ponderibus solidis, neque quidquam a tergibus obstet.

Die Lücke des dritten Verses ergänzt Hr. S. mit: nam si cita saepe —; die Corruptel des letzten Verses, welche von den Herausgebern verschieden zu heilen gesucht worden ist — am besten von Isaac Vossius a tergo ibus obstet —, entfernt der Verf. mit folgender Conjectur: neque quidquam aliter quibus obstet, indem ihm bey Vossius theils die Form ibus, theils die Elision eines langen Vocals bey folgendem kurzen anstößig erscheint. Zugegeben, daß eine solche Depravation der vorgeschlanen Worte möglich war, so scheint doch die beygefügte Sinneserklärung: nec mirum hoc fieri in iis, quae durissima sint ponderibus solidis nec quibus quidquam alio modo obstet — dem Inhalt der Stelle selbst nicht ganz entsprechend. Denn, wenn ich nicht irre, nimmt Lucretius als Grund der divergirenden unsteten Bewegung der festen Atome, welche zunächst vermöge der Schwerkraft eine senkrechte wäre, ihre Collision im schran-

kenlosen Raume an, wodurch ein weites rastloses Auseinander- und Zurückspringen derselben erzeugt wird; einige von diesen bilden sodann in dichterer Vereinigung die festen Körper, andere kreisen in größeren Zwischenräumen um einander und schaffen so die Luft und das Licht, andere endlich schweifen stets unverbunden im unendlichen Raum. Vgl. 94 und die folgenden Verse. Durch die aufgestellte Lesart würde nun dieses Auseinanderspringen der Atome, welches Lucretius wegen ihrer Härte und ihrer Unbeschränktheit nach außen sehr erklärlich findet (V. 86. 87), etwas zu unbestimmt motivirt erscheinen, wenn es nur allgemein hieße: neque quidquam aliter obstet i. e. ex aliis partibus aut alio modo; und genau genommen wäre bloß letztere Deutung die richtige. Man erwartet ohngefähr die nämliche Klarheit der Worte, wie unten V. 155:

> At quae sunt solida primordia simplicitate
> Quom per inane meant vacuum nec res remoratur
> Ulla foreis —

Somit möchte ich diese Stelle zu denen rechnen, von denen Herr S. sagt: satius erit accuratiores collationes expectare. Für den oben verlangten Gedanken würde vielleicht neque quidquam extrinsecus obstet oder neque quisquam terminus obstet passen. Die Schlußfolge wäre dann folgende: primordia, quae per inane vagantur, feruntur aut gravitate aut ictu alterius; ictus si est, dissiliunt in divorsum, nam et durissima sunt et nulla re foris impedita. —

V. 216 ff. wird die bisherige ungereimte Interpunction entfernt, so daß ponderibus propriis zum vorhergehenden Vers genommen, rectum per inane feruntur mit recta via per inane feruntur erklärt, I, 994 aber die Conjectur von Haupt eque infinito cita corpora materiai aufgenommen und mit Beyspielen gestützt wird.

II, 196 f. (nicht 169, wie S. 20 aus Versehen steht) nimmt Herr S. statt der neueren Lesart: non (al. nam) quo magis ursimus altum nach Anleitung des Gotterp. Cod., welcher murgimus bietet, nam quo magi' mergimus auf. Die Elision des s in magis wird hinlänglich gerechtfertigt, wobey der Vf. eine Uebersicht der Stellen giebt, in denen sich Lucretius überhaupt die Abstoßung dieses s finale erlaubt hat. Die sorgfältige Untersuchung zeigt uns, daß auch Lucretius dieß nur in gewissen Fällen für zulässig hielt. Zu V. 200.

Plus ut parte foras emergant exiliantque bemerkt Herr S.: Sententia haec esse videtur: ut plus quam quod pars appellari possit emergant, nobis: mehr als zum Theil h. e. paene toto corpore. Jedenfalls ist diese Deutung der allerdings unklaren Redeweise conciuner, als die Wakefields: maiore parte quam antea oder Fabers: dimidia parte amplius. Es liegt wohl unser „ein gut Theil" darin.

V. 483 schreibt der Vf.

> Namque ut eadem una quoiusvis in brevitate
> Corporis —

und tilgt 486 die Interpunction nach prima, so daß tribus noch dem vorhergehenden sich anreiht; beyde Aenderungen erheischt der Zusammenhang.

V. 672 gaben die Neueren also:

> Tum porro, quaecumque igni flammata cremantur,
> Si nil praeterea, tamen haec in corpore aluntur,
> Unde ignem iacere et lumen summittere possint.

aluntur ist Conjectur von Isaac Vossius. Die guten Codd. haben traduntur, trudunt, tradunt. Daraus macht Herr S. produnt, ut sit: tamen haec in corpore esse ostendunt sive palam faciunt. Diese Verbesserung ist insofern annehmbar, als tradunt und produnt häufig als Synonyme in den Manuscripten verwechselt sind; die Einfachheit der Sache aber möchte auch einen einfacheren Ausdruck vermuthen lassen, der sich in jenen Lesarten verborgen hält, wie etwa eludunt.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. März.

Nro. 44. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1. Polybius ex recognitione Immanuelis Bekkeri. Tomus prior. IV und 602 Seiten. Tomus alter, mit dem Index historicus 604 — 1218 S. Berolini typis et impensis Reimeri A. 1844. gr. 8.

2. Polybiana. Scripsit F. H. Bothe. Lipsiae, sumtibus librariae Hinrichsianae. MDCCCXLIV. Mit der Praefatio und den Errata et Additamenta S. 69. 8.

Nachdem bis zum Ablauf des vorigen Jahrhunderts Polybius noch drey deutsche Kritiker, Ernesti, Reiske und Schweighäuser lebhaft beschäftigt hatte, trat mit dem jetzigen ein längerer Stillstand ein, bis der glückliche Entdecker Angelo Mai im zweyten Bande der Scriptorum vett. nova Collectio Vaticana einen neuen Titel von Polybianischen Excerpten, den de Sententiis, lieferte. Diese Auszüge wurden sogleich von mehreren Philologen, deren Schriften im Verfolg angeführt werden sollen, theils besonders edirt, theils kritisch und exegetisch behandelt, und in die neue Pariser Ausgabe von Didot 1839 aufgenommen. Daneben erhielt das Leben und das Werk des Polybius in den neuern besonders deutschen Schriften über die Geschichte Griechenlands, namentlich Sparta's, des Achäischen und des Aetolischen Bundes, Macedoniens, der Nachfolger Alexanders und der Römer, mannigfaltige Erläuterungen und Berichtigungen, und die zwey letzten Jahre brachten uns endlich über jenen Staatsmann und Geschichtschreiber zwey besondere Monographien [1]).

Jetzt aber liefert uns der berühmte Kritiker

---

1) Polybius. Zur Geschichte antiker Politik und Historiographie. Von Karl Wilhelm Nitsch. Kiel 1842; — ein geistreiches Buch, das ich im Verfolg noch einigemal anführen werde, hier aber ein für allemal den Lesern zum ernsten Studium empfehlen will. — Sodann: Bemerkungen über das Geschichtswerk des Polybius von J. A. Brandstäter. Danzig 1843; — eine kleine, aber ebenfalls lesenswerthe Schrift, über welche ein Mehreres zu sagen ein kundiger Referent im Leipziger Repertorium von Gersdorf 1843 S. 344 — 346 mich der Mühe überhebt. Nur Folgendes sey im Vorbeygehen bemerkt. Wenn der Verfasser es unstatthaft findet (S. 18), daß Herodots Historiographie von mir als episch bezeichnet ward, so kann ich mich deßhalb getrost auf Vorgänger wie Geinoz und Böttiger, ja auf Longinus selbst (de Sublim. XIII. 3) berufen. Wenn er ferner (S. 20) das Werk desselben Geschichtschreibers mit den Persern des Aeschylus vergleicht, so hat er zu melden vergessen, daß dieß früher schon von mir selbst geschehen war. Dagegen möchte sich Polybius vielleicht gefallen lassen, hinsichtlich des didaktischen Elements mit Euripides zusammengestellt zu werden, wenn er nicht etwa fürchtete, mit dem von ihm selbst so scharf getadelten, weil tragödisirenden, Phylarchus verglichen zu werden (Polyb. II. 56. vergl. XV. 36.). — Von demselben Verfasser ist seitdem erschienen: Die Geschichten des Aetolischen Landes, Volkes und Bundes. Berlin 1844; worin die Nachrichten des Polybius über die Aetolische Geschichte näher betrachtet sind.

Immanuel Bekker eine ganz neu revidirte Ausgabe dieses Historikers in den vorliegenden sehr ökonomisch gedruckten aber schön ausgestatteten zwey Bänden. Ueber die gebrauchten Handschriften giebt die vorangesetzte Tafel nur eben Andeutung, und die nähere Auskunft muß man bey Schweighäuser, A. Mai und beym Pariser Herausgeber suchen; denn auch hier ist Hr. Bekker seiner Weise treu geblieben, und hat nach dem Lobe stiller Verdienste gestrebt; wobey man freylich den Wunsch nicht unterdrücken kann, daß es ihm selbst gefallen haben möge, eine Beschreibung und Würdigung seiner Hilfsmittel vorauszuschicken. Das Viele und Bedeutende, welches der Herausgeber geleistet, will also auch hier aufgesucht seyn; aber die wenigen Proben, worauf Ref. sich hier beschränken muß, werden es dem Kundigen schon hinlänglich zu verstehen geben. Es sey also hier nur im Allgemeinen vorausbemerkt, daß der Leser auch in dieser Ausgabe in des Editors vereinfachter Interpunction die Wohlthat erleichterter Lesung zu genießen hat, daß er denselben urkundlichen Charakter und dieselbe Treue des kritischen Verfahrens wieder finden, daß er durch manche Sprachverbesserung eben sowohl als durch nicht seltene glückliche Conjecturen erfreut oder überrascht werden wird. Mit Einem Wort, auch durch diese Leistung hat Hr. Bekker seinen vielen Verdiensten ein neues hinzugefügt.

Ueber des Herrn Bothe Polybiana begnügt sich Referent im Allgemeinen zu bemerken, daß auch sie dieselbe feine Sprachkenntniß und denselben Scharfsinn des Verfassers beurkunden, aber auch dieselbe Verbesserungslust. Wenn wir uns also auch hier durch manche Vorschläge unbefriedigt oder getäuscht sehen, so finden wir uns dafür durch ein und andere treffliche Verbesserung desto reichlicher belohnt. Die Arbeit erstreckt sich nur auf die ersten zehn Bücher des Polybius und von der Bekkerschen Ausgabe konnte nur der erste Band in den Berichtigungen und Nachträgen benutzt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Quaestiones Lucretianae. Scripsit Joannes Siebelis.

(Schluß.)

V. 799 wird von Herrn S. so geschrieben:

Lumine quin ipso mutatur —

so daß quin so viel ist als quin etiam, was sich hie und da auch bey Lucretius findet.

Mit vollem Recht ruft der Vf. V. 631 die alte gute Lesart —

inter se forte catervas
Ludunt

zurück; der Ausdruck catervas ludere wird ebenso gelehrt als treffend vertheidigt; ebenso halten wir forte mit demselben für den accus. neutr. Daß V. 633 mit dem vorhergehenden zu verbinden sey, verlangt der Sinn; die laxere Zusammenfügung beyder Verse begründet Herr S. zur Genüge; nach der dadurch veranlaßten Digression bespricht er V. 655—659:

Hic si quis mare Neptunum Cereremque vocare
Constituit fruges et Bacchi nomine abuti
Mavolt, quam latcis proprium proferre vocamen,
Concedamus, ut hic terrarum dictitet orbem
Esse deum matrem, dum vera re tamen ipse.

Die letzten Worte, deren Verständniß dunkel ist, gab zu manchen Emendationsversuchen und Erklärungen Anlaß; Herr S. verwirft sie alle und sagt: simplicissima ratio mihi haec videtur: dictitet hic orbem terrarum deorum matrem esse, dum re vera tamen ipse (qui dictitet) deorum mater est. Nam qui omnes illos deos qui proprie non sunt ex ingenio suo progignit, non inepte ipse deorum mater appellatur. Mir scheint dieß weder einfach noch dem Geiste des Dichters entsprechend, der, so viel ich beobachtete, in solchen Stellen eher Mittels mit der

irrenden Menschheit zeigt, als Sardanapal. Wakefield bezog ipse auf orbis und wollte wohl damit andeuten, daß der Gedanke folgender ist: dicitur quis terrarum orbem deorum matrem, dum re vera tamen orbis est nihil nisi ipse i. e. manet orbis quacunque conditione aut quocunque nomine.

Im siebenten Abschnitt bespricht Herr S. eine zweifelhafte Stelle des zweyten Buches am Ende; wir begnügen uns hier der Kürze halber jene Verse nach der im Ganzen richtigen Restauration desselben beyzusetzen: V. 1168 ff.

Praeterea nitidas frugeis vinetaque laeta
Sponte sua primum mortalibus ipsa creavit;
Ipsa dedit dulceis fetus et pabula laeta,
Quae nunc vix nostro grandescunt aucta labore;
Conterimusque boves et vireis agricolarum
Conficimus, ferrum vix arvis suppeditat vi:
Usque adeo parcunt fetus augentque laborem.

Ich bemerke nur, daß der Vorschlag von Fay: ferrum vix arvis suppeditarit, welcher Herrn S. selbst ausnehmend gefällt und ihm nur wegen des Tempus unannehmbar erscheint, keine Bedenken erzeugt, sobald man suppeditarit nicht für das Futur. exactum, wie Herr S., sondern für den Conjunctiv Perfecti nimmt, so daß suppeditarit fast gleich suppeditet unser: „kaum möchte das Eisen mehr ausreichen“ ausdrückt. Ferner zweifle ich, ob parcere fetus so viel sey als parce edere fetus; denn die angeführten Stellen zeigen nur das, daß parcere, wie es auch Nonius glossirt, die Bedeutung servare haben könne, wie parcere pecuniam, vitam unsers „das Geld, das Leben sparen, zu erhalten suchen;“ wenigstens müßte ein analoges Beyspiel beygebracht werden. Könnte nicht fetus als Subject genommen werden? Fetus parcunt i. e. cessant.

Unter den Stellen, welche Herr S. im achten und neunten Abschnitt richtiger zu deuten bemüht ist, werden die V. 1024 ff. im dritten Buche so interpungirt:

Cerberus et Furiae jam vero et lucis egestas,
Tartarus, horriferos eructans faucibus aestus,
Qui? neque sunt usquam nec possunt esse profecto —

während früher qui zum folgenden construirt wurde. Ich nehme nicht an der Cäsur nach der ersten Arsis Anstand, als vielmehr an der Stellung des Fragworts, wodurch der Fluß der Verse fast mehr als durch die Cäsur gehindert wird. Freylich ist Wakefields Supplement: Cerberus et Furiae jam nobis advertendae sunt, ich möchte sagen langweiliger Natur, allein sollte nicht iam vero wie das einzelne iam uns hinreichen, die Periode als vollständig und abgeschlossen zu erkennen? liegt nicht in diesen Partikeln oft ein iam quid dicam, unser fragendes: nun? und was hindert also diese Verbindung: Jam vero Cerberus et Furiae et Tartarus? qui etc. — die gewiß der poetischen Schönheit keinen Eintrag thut? —

Da wo Lucretius von den Vorstellungen spricht, welche als Abbilder der gehabten Anschauungen der Seele sich abspiegeln, trägt er die nämliche Thätigkeit auf die Erscheinungen im Traume über; jene Bilder, die wir im Wachen vor uns sehen, reproducirt beym Schlafe des Körpers, der schlaflose Geist und zwar mit solcher Stärke, daß er schon längst Abgeschiedene ins Leben zurückruft, Buch 4. V. 762:

Usque adeo, certe ut videamus cernere eum, quem
Reddita vita iam mors et terra potita est.

Da die Form redditus ein sogenanntes ἅπαξ λεγόμενον ist und Herr S. mit Struve übereinstimmt, welcher dem Plautinischen futurum reddibo eine kurze penultima geben will, indem reddibo aus reddabo abgelautet sey, analog den Formen der Composita von facio, cado u. s. w., schlägt er vor redditum a vita zu lesen — nam ut homo dicitur vitam reddere, ita contrarium quoque dicere licebit: vita reddit hominem, homo a vita redditus. Quae sententiae conversio propter oppositum huic loco vel maxime apta est,

quoniam mors et terra potivi dicuntur eo, quem vita, quae antea possedit, reddidit. Hiebey hat Herr S. erstlich übersehen, daß die Quantität des i die nämliche bleiben muß, wie in der Vulgata, indem ja redditum a einen Amphimacer bilden würde; zweytens kann in solcher Zusammenstellung und Ausdrucksweise von einem reddere nur da die Rede seyn, wo die Sache in die Hände dessen zurückgeht, von dem man sie erhalten, was hier vom Leben, wo der Tod seine Macht ausübt, nicht wohl gesagt werden könnte; drittens, scheint es mir, darf reddibo nicht als abgelautete Form betrachtet oder wenigstens nicht in eine Kategorie mit dem Umlaut der Composita im Praesens gestellt werden. Die Futurform reddibo berechtigt wohl zur Annahme, daß das Verbum reddo in einzelnen Fällen zwischen der starken und schwachen Conjugation geschwankt hat; somit wird die überlieferte Lesart zu bewahren, oder die Stelle mit einem Obelus zu bezeichnen seyn.

Mehrfach verdorben sind die Verse 567—574 des fünften Buches:

Nam quibus e spatiis cumque ignes lumina possunt
Allicere et calidum membris affiare vaporem,
Nihil nisi intervallis de corpore librant
Flammarum, nihil ad speciem est contractior ignis.
Proinde calor quoniam solis lumenque profusum
Perveniunt nostros ad sensus et loca fulgent;
Forma quoque hinc solis debet filumque videri,
Nil adeo ut possis plus aut minus addere vere.

Unstreitig richtig schreibt Herr S. Vers 569 libant, wie 3, 1101 delibare; wenn er aber ebendaselbst statt des offenbar corrupten nihil nisi: nil nimiis spatiis corrigirt, so ist zwar die beygefügte Erklärung h. e. quibuscumque e spatiis ignes et lumina allicere et membris calorem affiare possunt, intervalla non nimia sunt, ut propterea de corpore flammarum quidquam libent, sehr künstlich ausgedacht, widerstreitet aber zuvörderst dem früher vom Vf. klar aufgestellten Satz: putabat enim (se. Epicurus) solis eandem rationem esse, atque ignis, cuius corpus, quoad cum luce simul eius calorem percipimus, eo intervallo nihildum sensibus (deutlicher oculis) videtur minutum esse. Ferner kann nil nimiis intervallis libant wohl schwerlich, wie Herr S. thut, mit intervalla non nimia sunt, ut — libent aufgelöst werden, noch können auch quaecumque spatia identisch mit nimiis intervallis gelten; sie sind in höchster Ausdehnung immer in gewissem Maße beschränkt, vel maxima, vel remotissima, die relatio größten Räume für dieß gegebne Verhältniß; sobald sie nimia genannt werden, ist jenes Maß überschritten, das bedingte Verhältniß aufgehoben. Demgemäß muß die vorgenommene Aenderung als unstatthaft verworfen werden; am scheinbarsten bleibt noch Eichstädts Emendation: nil missus intervallis, obwohl man eine ganz kunstlose Redeweise, wie etwa nil istis intervallis erwartet. V. 572 schreibt Herr S. nicht unwahrscheinlich ut loca fulgent.

Die in den drey letzten Abschnitten besprochenen Verse sind meist so glücklich und genügend behandelt, daß wir, wenigstens in der Hauptsache, dem Vf. unsere Stimme nicht versagen können. Besonders gefällt uns die V. 736 ff. im 5. Buche getroffene Eintheilung:

It Ver et Venus et Veneris praenuntius ante
Pennatus graditur, Zephyri vestigia propter etc.

so daß der praenuntius Veneris, Cupido, als der stete Begleiter der anmuthigen Göttin auch hier nicht fehlt.

G. Thomas.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. März.

Nro. 45. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1. Polybius ex recognitione Immanuelis Bekkeri.

2. Polybiana. Scripsit F. H. Bothe.

(Fortsetzung.)

Ich werde nun zuvörderst, wie gesagt, vom Bekkerschen Text im Verhältniß zum Schweighäuserschen, mit Berücksichtigung Bothe'scher Bemerkungen, Proben geben, zunächst aus den Proömien zum ersten und zum sechsten und sodann auch aus einzelnen Stellen der folgenden Bücher; sodann Erörterungen der Personalien und der Schriften des Polybius anknüpfen, und damit in aller Kürze zu ergänzen suchen, was ich früher und neuerlich wieder über die Historik und die Historiker der Griechen bis auf die unmittelbaren Vorgänger dieses berühmten Achäers vorgetragen habe.

Lib. I, Prooem. cap. I. p. 1. *Εἰ μὲν τοῖς πρὸ ἡμῶν ἀναγράφουσι — ἴσως ἀναγκαῖον ἦν*, ohne *ἂν* Bekker, wie schon Schweighäuser wollte.

— lin. 16 Bekk. *ταὐτολογεῖν*, wo der cod. Urbinas *παλιλλογεῖν* wollte (s. Schwgh. Tom. V. p. 119.)

Pag. 3. lin. 6 Schwgh. *παραβάλλοιμεν*, Bekk. *παραβάλοιμιν*.

— lin. 4 a fin. *κατεῖχον* Schw., *κατίσχον* Bekk.

Pag. 4. lin. 8. *ἰσχνῶς εἰπεῖν*. Diese Formel erläutert Wyttenbach, Select. Historicorr., wo dieses Proömium aufgenommen ist, p. 418 ed. alter.

— lin. 9. *ἐγίνωσκον* S. *ἐγίγνωσκον* B.

— lin. 11 sqq. hat Bekker die von Schweighäuser aufgenommenen Ausfüllungen der Lücken von Usinus und Casaubonus nicht aufgenommen, und sich in diesem urkundlichen Verfahren dem Scaliger angeschlossen, der gleich darauf nach *κατανοεῖν* sich begnügt hat beyzuschreiben: „*πόλλα λείπει*.“

Pag. 5. lin. 5. a f. wo Polybius sagt, er schließe sich mit seinem Geschichtswerke den Denkwürdigkeiten des Aratus chronologisch an, *ταῦτα δ' ἐστὶ συνεχῆ τοῖς τελευταίοις τῆς Ἀράτου τοῦ Σικυωνίου συντάξεως* hat auch Bekker diese treffliche Verbesserung Reiske's (vergl. Schwgh. Tom. V. p. 131) aufgenommen, und es ist zu verwundern, daß Wyttenbach l. l. p. 419 die Vulgata *τῆς παρὰ τοῦ Σικυωνίου* noch vorziehen will. — Auch die Ausfüllung der nun zunächst folgenden Lücken hat B. nicht in den Text, wie S., sondern nur in die Noten aufgenommen.

P. 6. l. 7. a f. *ἠνῦσθαι* S. *ἠνύσθαι* B.

— l. 4. a f. *μετὰ δυνάμεων* S. *μ. δυνάμεως* B.

Pag. 8. Schwgh. p. 6. Bekk. cap. 4. init. setze ich die ganze Stelle nach der Bekkerschen Ausgabe her: *τὸ γὰρ τῆς ἡμετέρας πραγματείας ἴδιον καὶ τὸ θαυμάσιον τῶν καθ' ἡμᾶς καιρῶν τοῦτό ἐστιν ὅτι, καθάπερ ἡ τύχη σχεδὸν ἅπαντα τὰ τῆς οἰκουμένης πράγματα πρὸς ἓν ἔκλινε μέρος καὶ πάντα νεύειν ἠνάγκασε πρὸς ἕνα καὶ τὸν αὐτὸν σκοπόν, οὕτω καὶ διὰ τῆς*

ἱστορίας ὑπὸ μίαν σύνοψιν ἀγαγεῖν τὸν χειρισμὸν τῆς τύχης (die Lesart einer Handschrift: τῆς ψυχῆς beruht auf einer häufigen Corruption) ᾧ κέχρηται πρὸς τὴν τῶν ὅλων πραγμάτων συντέλειαν. Wyttenbach hat die Vulgata ἄγειν beybehalten, woraus Reiske ἄγει bilden wollte. Bekker hat diese Lesart ganz unerwähnt gelassen. Schweighäuser behandelt diese so verwickelte Stelle ausführlich und bringt mehrere Belege für die Verbindung des ὅτι mit dem Infinitiv bey. — Hier tritt nun F. H. Bothe ein (p. 6 sq.) und sagt: Intellexerunt Reiskeus et Schweighaeuserus infuscata esse verba οὕτω — τῆς τύχης, in quibus subiectum foret τὴν τύχην, oratione inepta, cum hic Polybius dicat de πραγματείᾳ sive historia sua, quae res Fortunae toto orbe terrarum gestas sub uno conspectu ponat. Igitur manum eius reponere mihi videor sic scribendo: οὕτω καὶ δὴ τὴν ἱστορίαν ὑπό etc.; cum nemo nesciat, et δὴ cum διὰ praepositione, et ν finale cum ς littera saepenumero confusa esse in manuscriptis.“ — Und in der That, wenn man selbst die etwas gefälligere Uebersetzung dieses Nachsatzes (bey van Goudoever de historicis Polybii laudibus p. 7) vergleicht: „ita et nos hacce scriptione sub unum quasi conspectum lectoribus ponimus, quo tandem modo ad operis huius universi consummationem ipsa se Fortuna gesserit“ — wird man doch, denk' ich, die von Hrn. Bothe dargebotene Hilfe gut heißen.

Pag. 11. S. p. 7. Bekk. cap. 4. fin. μόνος ἂν τις ἐφίκοιτο καὶ δυνηθείη κατοπτεύσας ἅμα καὶ τὸ χρήσιμον καὶ τὸ τερπνὸν ἐκ τῆς ἱστορίας λαβεῖν. Drey Handschriften bey Bekker geben ἅμα λαβεῖν, woraus er ἀναλαβεῖν zu lesen vorschlägt. Bothe, der diesen Vorschlag anführt, möchte p. 7 im nächst Vorhergehenden καὶ δυνηθείη auslöschen, weil es ein Glossem von ἐφίκνοιτο sey, mit Verweisung auf Schweighäuser's Lexicon Polybianum.

P. 12. lin. 4. p. 8. lin. 39. Bekk. κἂν δέῃ τοῖς χρόνοις βραχὺ προσαναδραμόντας κεφαλαιώδη τῶν μεταξὺ πράξεων ποιήσασθαι τὴν ἀνάμνησιν. Bothe: „Nulli rei est πρός in verbo προσαναδραμόντας, nec concedendum Schweighaeusero, hoc idem valere atque illud I, 12. ἀναδραμόντες ἔτι τοῖς χρόνοις, sed ponendum τοῖς χρόνοις βραχύ πως ἀναδραμόντας — κ. τ. λ. — Aber Wesseling hat ja ad Diodor. IV. 60 p. 304 dieses doppelt zusammengesetzte Verbum als eine der Imitationen der Polybianischen Sprache nachgewiesen, wie sie bey jenem Historiker nicht selten sind. Ich füge bey: Dionys. Hal. A. R. I. 56 p. 142 Reisk., wo es von dem im Orakel dem Aeneas angedeuteten Opferschwein heißt: λόφον τινὰ προσανατρέχει. — Porphyr. de Abstin. IV. 20. p. 372 Rhoer. καὶ ὁ βαρύτατος ἀνακουφίζεται σίδηρος πνεύματι προσανατρέχων λίθου (des Magnetsteins). — Dieß Verbum wird mit dem Dativ und mit dem Accusativ verbunden, wie προστρέχειν (s. ad Plotin. de pulcrit. I. 6. p. 335 sq. ed. Heidelb.). Cap. 20. p. 25. lin. 6. hat Bekker sich begnügt, die Aenderung Niebuhrs R. G. III. S. 675 τετρήρεις statt τριήρεις anzuführen. — Lib. II. 56. pag. 158 l. 16 Bekk. hätte schon Toup ad Longin. de Subl. XV. 2 ἐκπλήττειν corrigirt. Zu Lib. IV. 60. 2 vergl. IV. 37. 1 gewinnen wir aber unter den eben entdeckten Mythjamben des Babrios unter Nr. 85 eine politische Fabel von den Hunden und Wölfen, wozu unser Spengel (Gel. Anzeigen 1844. S. 1004) beym κύων Ἀχαιός bemerkt: „Besonders beachte man, daß es ein Achäer ist, der zum Anführer erwählt die Kampflustigen zurückhält, und man wird Zeit und Veranlassung des Mythos näher bestimmen können.“ Es ist Aratus der jüngere bezeichnet, der von den Achäern zum Strategen erwählt (Olymp. 140, u. c. 534; ante Chr. 219) sie durch sein Zaudern und Zagen zu dem Entschluß bringt, ihre Bundespflichten hintanzusetzen und zur Selbsthülfe ihre Zuflucht zu nehmen.

Von den übrigen Büchern hebe ich nur noch einige Stellen aus dem fünften und zwar aus dem Einen Capitel 53 aus. — Also: P. 325 S. p. 438. 25 Bekk. hat dieser Letztere die Lesart aller Handschriften Γαλάται Ῥιγόσαγες statt der von Schw. aufgenommenen Τεκτόσαγες des Casaubonus wieder hergestellt, und das Rigo kommt ja in gallischen Ortsnamen, wie Rigodulum, Rigodunum, Rigomagnus, nicht selten vor (s. Cellarii Notit. orb.

antiq. I. p. 324, 331, 490 und Wesseling ad Antonin. itin. p. 340). Gleich zunächst erklärt Bothe p. 36 in den Worten τοὺς ἀπὸ τῆς Ἑλλάδος ξένους καὶ μισθοφόρους das letzte für ein Glossem. Weder Schw. noch Bekker sind angestoßen.

P. 326. 8 Schw. p. 439 Bekker hat letzteres θυρεαφόρους stillschweigend wieder hergestellt, wo Schwg. (man vergl. Adnott. Tom. VI. pag. 219) θυρεοφόρους ändern zu müssen geglaubt hatte. Will man die Gründe wissen, so lese man Lobeck's Parerg. ad Phrynich. p. 657 nach.

P. 327. 11 S. p. 439. 18 Bekk. will Bothe Νεωλάῳ für ungriechisch erklären und mit cod. Bavar. Νεολάῳ geschrieben wissen. Ersteres haben Schwgh. und Bekk. beybehalten.

Ich komme zum sechsten Buch. Da vor der Auffindung des vaticanischen Excerptentitels περὶ γνωμῶν die Einleitung zu diesem Buche fehlte, so hatte Schweighäuser zum Ersatz eine Stelle aus Lib. III. cap. 2 hier nochmals vorgesetzt, weil Polybius dorten auf den Inhalt des sechsten Buches anspielt und sich im Voraus über den Zweck dieser Episode über die Römische Republik erklärt hatte (man s. Schwgh. Adnot. Tom. VI. p. 307). Jetzt haben wir wenigstens den Anfang und einen Theil des ursprünglichen Prooemium, und Bekker hat es daher den Fragmenten des sechsten Buches vorausgeschickt.

Pag. 369 ed. Ang. Mai. p. 495 ed Bekk. Οὐκ ἀγνοῶ μὲν οὖν διότι τινὲς διαπορήσουσι διὰ τί προσαφέμενοι τοῦ συνάπτειν κ. τ. λ. So hatte A. Mai geändert. Jac. Geel (Polybii Excerpta Vaticana Lugd. Bat. 1829): — διότι τινὲς διαπορήσουσι πρὸς· τί ἀφέμενοι τοῦ συνάπτειν. J. Frid. Lucht (Polybii et Appiani Historiarum Excerpta Vaticana. Altonae 1830): διότι τινὲς ἀπορήσουσι, διὰ τί προαφέμενοι. Jo. Casp. Orelli (Lectiones Polybianae. Turici 1833): — διότι τινὲς ἀπορήσουσι, πῶς ἀφέμενοι, und so Bekker, welcher jedoch διαπορήσουσι beybehalten hat, und mit Recht, denn diese zusammengesetzte Form liebt dieser Geschichtschreiber. S. Schwgh. Lex. Polyb. in διαπορεῖν (p. 145.)

P. 370 A. Mai, p. 495 Bekk. l. 17 sqq. hat nun der verbesserte Text des Letzteren: καθάπερ γὰρ (fehlt bey A. M.) οἱ κατ' ἰδίαν ὑπὲρ τῶν φαύλων ἢ τῶν σπουδαίων ἀνδρῶν ποιούμενοι τὰς διαλήψεις, ἐπειδὰν ἀληθῶς προθῶνται δοκιμάζειν, οὐκ ἐκ τῆς ἀπεριστάτου ῥαστώνης κατὰ τὸν βίον ποιοῦνται τὰς ἐπισκέψεις ἀλλ' ἐκ τῶν ἐν ταῖς ἀτυχίαις περιπετειῶν καὶ τῶν ἐν ταῖς ἐπιτυχίαις κατορθωμάτων, μόνον νομίζοντες (ὀνομάζοντες A. M.) εἶναι ταύτην ἀνδρὸς τελείου βάσανον, τὸ τὰς ὁλοσχερεῖς μεταβολὰς τῆς τύχης μεγαλοψύχως δύνασθαι καὶ γενναίως ὑποφέρειν, τὸν αὐτὸν τρόπον χρὴ θεωρεῖν τὴν πολιτείαν· διόπερ οὐχ ὁρῶν (ὁρῶ A. M.) ποίαν ἂν τις ὀξυτέραν ἢ μείζονα λάβοι μεταβολὴν τῆς καθ' ἡμᾶς (κατὰ Κάννας Lucht, bloß citirt von Bekker) τοῖς γε Ῥωμαίοις συμβάσης, εἰς τοῦτον ἀπεθέμην τὸν καιρὸν τὸν περὶ τῶν προειρημένων ἀπολογισμόν· γνοίη δ' ἄν τις τὸ μέγεθος τῆς μεταβολῆς ἐκ τούτων — lin. 30 A. M. l. 31 Bekk . . . ὅτι τὸ ψυχαγωγοῦν ἅμα καὶ τὴν ὠφέλειαν ἐπφέρον τῆς φιλομαθεστάτου ἐστὶν ἡ τῶν αἰτιῶν θεωρία καὶ τοῦ βελτίονος ἐν ἑκάστοις αἵρεσις. Hier scheidet unser gelehrter L. Spengel mit Bekker das von A. M. nach φιλομαθεστάτου eingeschaltete ψυχῆς wieder aus, schreibt aber, wie auch Bekker anführt, τοῖς φιλομαθεστάτοις (s. dessen Emendationes in Polybii Historiarum Exc. Vatt., in den Acta Societatis Graecae Lipsiensis I. 1. p. 22 — 24.) — Der Text fährt fort: μεγίστην δ' αἰτίαν ἡγητέον ἐν παντὶ πράγματι πρὸς ἐπιτυχίαν (Orelli citirt πρ. εὐτυχίαν) καὶ τοὐναντίον τὴν (fügen Geel und Bekker bey) τῆς πολιτείας κατάστασιν· (so Bekk.; ἀνάστασιν A. M. σύστασιν ed. Didot und Orelli) ἐκ γὰρ ταύτης ἥπερ (Geel: ὥσπερ) ἐκ πηγῆς οὐ μόνον ἀναφέρεσθαι συμβαίνει πάσας, τὰς ἐπινοίας καὶ ἐπιβολὰς τῶν ἔργων, ἀλλὰ καὶ συντέλειαν λαμβάνειν. Was nun bey A. M. p. 371 unter Nr. III. folgt, Bekker aber unter VI. 11 p. 506 sq. gesetzt hat: Ὅτι ἀπὸ τῆς Ξέρξου διαβάσεως κ. τ. λ. ist von Herrn Spengel a. a. p. 24 sq. chronologisch und kritisch behandelt worden.

Aus diesem Eingang zum sechsten Buch erfahren

wir auch, warum Polybius die Schilderung der Römischen Verfassung bis auf diesen Punkt verspart hatte; wie er sich denn in diesen vaticanischen Excerpten über die ganze Anordnung seines Werkes erklärt (s. p. 408 und p. 456 ed. A. M.) und auch (p. 378) bemerkt, daß er den fünf ersten Büchern ebenfalls Proömien vorgesetzt habe; ingleichen daß er den einzelnen Olympiaden Inhaltsangaben (προεκθέσεις) vorausgeschickt (vergl. p. 406). Auch entschuldigt er die Wiederholungen, die er sich hie und da erlaubt habe (p. 432); so wie er sich auch darüber erklärt, warum er nicht immer, wohl aber doch oftmals Reden in seine Geschichtserzählungen eingewebt habe (p. 443), wie uns denn diese vaticanischen Fragmente über den Geist und Organismus des Polybianischen Werkes manche neue Aufschlüsse geliefert haben.

Ich berühre nun kürzlich einige Fragmente dieses sechsten Buches über die Römische Geschichte und Verfassung.

Pag. 454. II. Schwgh. p. 496 Bekk. — ὅτι κατὰ τὸ δεύτερον ἔτος τῆς ἑβδόμης ὀλυμπιάδος τὴν Ῥώμην ἐκτίσθαι πείθομαι, οὐδ' ἐπὶ τοῦ παρὰ τοῖς ἀρχιερεῦσι κειμένου πίνακος ἑνὸς καὶ μόνου τὴν πίστιν ἀβασάνιστον καταλιπεῖν. Dionys. Hal. I. 74, wo vorher ἀγχισεῦσι oder Ἀγχισεῦσι stand. Die von Bekker aufgenommene Lesart ist von Niebuhr Röm. Gesch. I. S. 268 (276 f.). Es folgt weiter ein Fragment aus Syncellus Chronograph. p. 368 ed. Bonn.; — ein drittes wieder aus Dionys. Hal. I. 3; — ein viertes, aus Cic. de Republ. II, 14 über die 39 Regierungsjahre des Königs Numa, wo es heißt: „sequamur enim potissimum Polybium nostrum, quo nemo fuit in exquirendis temporibus diligentior.“ Man vergleiche damit die Stelle des Polybius libr. XXXIX. p. 46 exc. Vatice. ed. A. Mai, wo Polybius noch einen chronologischen Rückblick auf die ganze Geschichte verspricht. Uebrigens war nicht nur die Zeitbestimmung der Erbauung Roms und der Jahre der Könige, sondern auch die ganze historische Uebersicht, welche Cicero im zweyten Buche des Staats mittheilt, aus dem Polybius entlehnt, wie Niebuhr R. G. I. S. 264 (244) 269 (249) 298 (278) nachweist. Ich bemerke gleich hierbey, was derselbe in seinen neuerlich erschienenen Vorlesungen über die Römische Geschichte I. S. 204 in dieser Beziehung über unsern Achäer sagt: „Polybius machte von einigen Urkunden Hannibals Gebrauch, welche in Rom im Tempel der Juno Lacinia aufbewahrt wurden (Polyb. III, 34 und 56), und schöpfte alle seine Materialien aus authentischen Quellen. So weit als wir sein Werk besitzen, können wir nichts weiter und nichts Besseres wünschen; sein drittes Buch ist ein Meisterstück, und es giebt nichts darin, was den Geist des Lesers unbefriedigt ließe.“ — Was die Chronologie der Römischen Könige betrifft, so hätten die Herrn Herausgeber dieser Vorlesungen Schmitz und Zeiß die Epikrise der Niebuhrischen Berechnung der Römischen Königsjahre nicht unberücksichtigt lassen sollen, die vor einigen Jahren F. R. C. Krebs in den Lectiones Dioboreae pag. 88 sqq. unternommen hat. — P. 455 Schwgh. p. 497 Bekk. folgt nun ein weiteres Fragment aus diesem sechsten Buch von der Anlegung von Ostia durch Ancus Marcius aus Stephanus Byz. unter Ὦστία (p. 771 Berkel. vergl. Valesius und Tom. VI. p. 310 ed. Schwgh.) — Hieran schließt sich ebendaselbst die Erzählung (aus Suidas v. Λεύκιος ὁ Δημαράτου τοῦ Κορινθίου υἱός κτλ) vom Tarquinius dem Alten, woraus wir die Worte ausheben: χρόνου δὲ προϊόντος εἰς τοῦτ' ἦλθε παραδοχῆς ὥστε συνδιοικεῖν (so Bekk. συνοικεῖν, Schwgh.) καὶ συγχειρίζειν τῷ Μαρκίῳ τὰ κατὰ τὴν βασιλείαν. Hier zieht Bothe ebenfalls die Lesart συνδιοικεῖν vor (pag. 41 sq.), hält aber das συγχειρίζειν für ein Glossem. Unrichtig ist aber, wenn er sagt, das letztere Verbum fehle in Schneiders Lexicon.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. Herausgegeben von Mitgliedern 5. März.

Nro. 46. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

1. Polybius ex recognitione Immanuelis Bekkeri.
2. Polybiana. Scripsit F. H. Bothe.

(Fortsetzung.)

Pag. 457 Schwgh. p. 498 Bekk. im Abschnitt überschrieben: *Περὶ διαφόρων πολιτειῶν* (von den verschiedenen Staatsverfassungen) lin. 11 wollte Schwgh. *ὁλοσχεροῦς*, Bekker hat —*ρῶς* beybehalten. l. 20 wird *εἰ μέλλει* angeführt, statt *εἰ μίλλοι* — eine unzähligemal vorkommende Variante. p. 499 lin. 4. 5. *ἢ καὶ συμψεύδονται καὶ συγχρῶνται πάντες οἱ μόναρχοι κτλ.* Hier will Bothe pag. 42 das *συγχρῶνται* als eine „frigida interpretatio“ ausgemerzt wissen. Ueber die Sache vergl. Cic. de legg. III. 7 mit der Anmerk. p. 408 ed. Moser. P. 477. p. 506. l. 16 Bekk. in der Stelle von den Lykurgischen Staatsgesetzen hat Bothe dagegen an den Worten: — *οἱ κατ' ἐκλογὴν ἀριστίνδην κεκριμένοι πάντες ἔμελλον ἀεὶ τῷ δικαίῳ προσνέμειν ἑαυτούς* keinen Anstoß genommen; wogegen Toup ad Longin. de Subl. X. 7. p. 298 das *κατ' ἐκλογὴν* als Glossem zu *ἀριστίνδην*, im Texte nicht dulden will. — Vorher kommen nun Einschaltungen aus dem Vaticaner Excerpt p. 506 sq. ed. Bekk. vergl. p. 371 ed. A. Mai mit dessen Anmerkk. — P. 560 S. p. 541 Bekk. von den Spartanern *συνεξεποιοῦντο ταῖς ἐκ τῆς Λακωνικῆς αὐτῆς ἐπαρκείαις καὶ χορηγίαις*, wo Bothe nichts bemerkt, vermuthet Lobeck Parerg. ad Phrynich. *συνεξευποροῦντο*.

Nun noch wenige Proben aus folgenden Büchern: Lib. IX. p. 152 l. 1 Schwgh. l. 16 schreibt Bekk. mit geändertem Accent *φυγαδοθήρας*, statt *φυγαδοθῆρας* Schwgh. Man s. Lobeck ad Phrynich. p. 628.

Lib. X. 10. p. 207 Schwgh. 652. l. 30 Bekk. *σπιλώδεσι*. Lobeck ad Phrynich. p. 28: „Apud Polybium autem X. 10 pro *σπιλώδης* scribendum est *σπιλάδώδης*.“ Gleich zunächst hat Bekker eine Verbesserung Schweighäusers angenommen, Bothe, der dieß noch nicht wußte, schlägt dagegen p. 62 vor: *αἱ δὲ λοιπαί τινες τῶν ἐλαττόνων βουνῶν ὑπεροχαί*. — Auf Lib. XI. 15. p. 339 Schwgh. p. 706 Bekk. werde ich im Verfolge zurückkommen.

Lib. XII. 17. p. 415 Schwgh. p. 741 l. 24 ed. Bekk. in der Stelle, wo Polybius den Kallisthenes wegen seiner ungeschickten Erzählung kriegerischer Ereignisse tadelt... *ἵνα δὲ μὴ δόξωμεν τῶν τηλικούτων ἀνδρῶν καταξιοπιστεύεσθαι κτλ.* Dieß übersetzt Lobeck Parerg. ad Phrynich. p. 567: „ne videamur nobis plus quam illis fidei et auctoritatis adsumere“ mit dem Zusatz: „ubi si Schweighaeuserus *καταξιοπιστοῦσθαι* scribendum putat, fallitur,“ und Bekker hat denn auch, wie man erwarten wird, die Vulgata beybehalten. — Ueber des Polybius Ausstellungen in der Geschichte des Kallisthenes habe ich neuerlich zu Alexandri Magni Historiarum Scriptores — ed. Geier lib. VI. p. 191 sqq. ein Mehreres bemerkt. Jetzt muß man darüber noch Geel p. 22 sqq. p. 158 sqq., Lucht p. 19 sq. und Spengel p. 29 sq. vergleichen. — Vorher zu den Lokrischen Begebenheiten XII. 5. p. 392 Schwgh. p. 729 l.

27 Bekk. trage ich nach, daß in den Worten: — *πᾶσιν ἡμᾶς ἠμείψαντο τοῖς τιμίοις καὶ φιλανθρώποις* Boissonade aus Inschriften (Comment. epigraph. p. 456) eine Bundesvertragsformel nachweist. Diese Parthie der Geschichte hat übrigens aus den Vaticaner Excerpten schöne Ergänzungen gewonnen. Man s. p. 384—386 ed. A. Mai. — P. 485 cap. 27 Schwgh. p. 761 l. 8. Bekk. in der Stelle, wo Polybius den Geschichtschreiber Timäus tadelt, daß er die bequemere Manier des geschichtlichen Materialien-Sammelns aus Büchern dem mühsamern aber gründlichern durch Reisen vorgezogen, kommen die Worte vor: *ἀληθινωτέρας δ' οὔσης οὐ μικρῷ τῆς ὁράσεως κατὰ τὸν Ἡράκλειτον* (*ὀφθαλμοὶ γὰρ τῶν ὤτων ἀκριβέστεροι μάρτυρες*) zeigt C. Fr. Hermann ad Lucian. de conscr. histor. p. 183 sq., daß Polybius einen Gedächtnißfehler begangen, und daß *κατὰ τὸν Ἡρόδοτον* zu schreiben sey.

Ich muß hiermit die einzelnen Proben der kritischen Behandlung schließen und, wozu die zunächst vorher angeführten Urtheile des Polybius über Kallisthenes und Timäus schon selbst gehören, zunächst dessen Verhalten gegen seine Vorgänger berühren.

Was zuvörderst den Aratus betrifft, so giebt Polybius ja selbst zu verstehen, daß er gewissermaßen dessen Fortsetzer sey. Dieser Stratege des Achäischen Bundes (geboren Olymp. 132, 1; gestorben Ol. 141, 3) hatte nämlich in mehr als dreyßig Büchern eine Geschichte der Achäischen und seiner eignen Begebenheiten geschrieben (Polyb. I. 3. 2. IV. 2. 1). Um die Stellung des Polybius gegen ihn zu beurtheilen, müssen wir zuvor des Phylarchus gedenken. Dieser letztere, den man bald einen Naukratiter, bald einen Athener, bald einen Sicyonier nennt (Suidas p. 38, 59) und der gegen Ol. 14, 3 unter Ptolemäus Evergetes und Philopator als Schriftsteller auftrat (Clinton Fast. Hell. Tom. III. p. 519. Seine Fragmente haben neulich J. Fr. Lucht Lips. 1836 und nach diesem C. und Th. Müller in den Historicorr. grr. fragg. Paris 1841 herausgegeben) hätte an der historischen Wahrheit sich schwer versündigt, und den strengen Tadel des Polybius (II. 55 sq.) verdient, wenn wir Saintecroix (Exam. des histor. d'Alexandr. p. 17 ed. 2.) hören: „Phylarque — s'étendit beaucoup sur Cléomène, dont il fit son héros favori, au point d'oser justifier les perfidies dont ce prince fut l'auteur et la victime. Plein d'exagération il mérita la censure de Polybe." — Gerade im Gegentheil; Polybius ist mehrentheils den Achäern und dem Aratus über die Gebühr zugethan; und wenn es auch Fälle giebt, wo er die Achäer seiner Zeit wegen politischer Fehler scharf tadelt (s. z. B. Excerpta Vaticana p. 455 ed. A. Mai), so zeigt er sich doch mehrentheils einseitig als Arkadischen Achäer gegen Kleomenes eingenommen und partheyisch tadelsüchtig gegen Phylarchus, auf dessen Seite doch mehrentheils die Wahrheit ist; und man darf daher kühnlich das Urtheil Niebuhrs dem des Saintecroix entgegen stellen, wenn dieser unter Anderm sagt: „Phylarchus gehört zu den Schriftstellern, die mich eben so sehr dauern, als ich den Verlust ihrer Werke beklage. Das Urtheil, welches Polybius gegen ihn ausspricht, wird nicht ohne Grund gewesen seyn (ist nur mit großen Einschränkungen einzuräumen), ist aber doch das partheyische eines achäischen Arkadiers, so wie er Cleomenes haßt, dessen große Eigenschaften er doch anerkennen muß" u. s. w. [2])

Wie sehr überhaupt Polybius in dem Tadel der Geschichtschreiber sich gefiel, die dem Bereich seiner eignen Sphäre mehr oder weniger nahe standen, denn die drey Classiker Herodot, Thucydides und Xenophon verschont seine Kritik, bekunden fast alle Bücher seines Werkes, besonders das achte, wo er in Philipps des Amyntiaden Begebenheiten den Theopompus einer ausführlichen Beurtheilung unterwirft; vor allen aber das zwölfte, welches einem großen Theil nach den Kritiken seiner Vorgänger gewidmet ist, wie schon Reiske bemerkte; welches aber jetzt in den Vaticanischen Excerpten sich erst recht auffallend herausstellt, woselbst er dem Tadel des

2) Niebuhrs kl. Schriften S. 269. Vergl. Manso's Sparta III. 2. S. 133 — 140. Lucht ad Phylarch. fragmm. p. 18 sqq. und Achaica ed. C. Fr. Merleker Darmst. 1837. pag. 109. sqq. pag. 474 sqq.

Timäus eine ganze Reihe von Capiteln gewidmet hat [3]). — Schon im ersten Buche findet der ebenfalls getadelte Fortsetzer des Werke des Timäus der Agrigentiner Philinus [4]) seine Stelle. Er hatte die Geschichte des ersten Punischen Krieges geschrieben und da in demselben seine Vaterstadt von den Römern mit äußerster Härte behandelt worden, so darf man sich nicht wundern, wenn er sie in einem gegen dieses Volk feindseligen Geiste schrieb. „Er rächte seine Vaterstadt, sagt Niebuhr von ihm, durch eine den Römern höchst nachtheilige, für Karthago partheyische Geschichte; eine Partheylichkeit, die ihm Polybius nicht übel deutet, aber sehr richtig bemerkt, daß augenscheinliche Verdrehung der Geschichte und Ruhmredigkeit für den Geschlagenen sich selbst strafe, sobald die persönlichen Mitgefühle der Lesenden nach Menschenaltern schweigen. [5]) Dem Fabius Pictor, welcher Griechische Annalen geschrieben und die Punischen Kriege behandelt hatte, widmet Polybius eine ausführliche aber keineswegs ganz unpartheyische Würdigung. Er hat in der neuern Zeit an einem der Herausgeber des Polybius einen gelehrten Vertheidiger gefunden und war ein ausgezeichneter Schriftsteller, der in vielen Fällen der Wahrheit getreuer geblieben als sein Kritiker und von mehreren Griechischen Historikern Diodorus, Appianus und Zonaras benutzt worden ist. [6]) — Aber mit der äußersten Verachtung behandelt Polybius zwey andere Griechische Geschichtschreiber, deren Werke auch die punischen Kriege zum Gegenstand gehabt hatten Chäreas und Sosilus; von denen er sagt, sie hätten nicht Historien, sondern Fabeln für den gemeinsten Pöbel geschrieben [7]).

Diese Beurtheilungen seiner Vorgänger sind ebenso charakteristisch als seine oft wiederholten directen Aeußerungen über seine historiographischen Grundsätze; und hiermit werfen wir nun noch einen Blick auf die Person und auf das Werk des Polybius selbst.

Wenn der Name *Πολύβιος* mit dem *Μακρόβιος*, wie man sagt, synonym ist, so wäre derselbe eine Art von Vorbedeutung seines Lebens, das er auf zweyundachtzig Jahre brachte. [8]) Bemerkenswerther ist, daß der Geschichtschreiber in einer Stelle, wo er von der Art spricht, wie er, um Ueberdruß zu vermeiden, seine eigne Person in seinem Werk anführe, ausdrücklich sagt, seines Wissens habe niemand bis auf ihn diesen Namen geführt. Damit, glaubt A. Mai, sey die Meinung der Ausleger beseitigt, die in dem Polybios der unter Philopömen

3) XII. 1 199. p. 380—404 ed. A. Mai; worüber man jetzt, so wie über Theopompus die Fragmenten-Sammlungen von Wichers, Göller und C. und Th. Müller nachlesen muß; womit man jetzt meine Berichte über diese Sammlungen in den Wiener Jahrb. der Literatur und in Betreff des Timäus die Schrift von Nitsch über Polybius S. 102 verbinden möge.

4) Sein Name ist auch in Philänius verderbt, oder mit ihm ist Silenus verwechselt worden; s. Corn. Nepos in Hannib. cap. 13, wo Silenus hergestellt ist p. 195 ed Bardili, und diesen führt auch Cicero de Divinat. I. 24 p. 123 ed. Moser an, wo ich mehrere Schriftsteller anführe, die ihn nennen. Man füge jetzt hinzu Niebuhrs Vorlesungen über die Röm. Gesch. I. S. 204. Er hatte Sicilische Geschichten (Σικελικά) aber auch im Lager des Hannibal eine Geschichte des Kriegs, dessen Held dieser war, geschrieben, und der Römische Annalist Cölius Antipater hatte ihn benutzt.

5) S. Polyb. I. 14. III. 26 vergl. Schwgh. Tom. V. pag. 182. und Niebuhr, Röm. Gesch. III. S. 672 und 706.

6) Polybius III. 8 sqq. Vossius de historiec. grr. I. 18 mit Westermann p. 163. J. A. Ernesti, pro Fabii fide adversus Polybium (Opuscc. philoll. p. 102—111). Niebuhr Röm. Gesch. II. 9. 14. 297. 367. 6292 ff. und Vorlesungen I. S. 203 f.

7) Der letztere soll wie Silenus in Hannibals Lager geschrieben haben. Die Kritik über sie steht III. 20. vergl. Nepos Hannibal. 13. Voss. de historr. grr. p. 154 und p. 413. Niebuhr, Vorles. I. S. 204 hat sich über jene wegwerfende Beurtheilung dieser Historiker jeder Bemerkung enthalten; eine Zurückhaltung, die man bey dem Abgang jeder Controle nur loben muß.

8) Lucian de Macrobiis cap. 12; wenn man nicht lieber, was ich dahin gestellt seyn lasse, in dem Namen die Bedeutung der Wohlhabenheit suchen will, die manchmal auch in diesem Worte liegt (Valken. ad Adoniaz. p. 216, Bekker Anecdott. grr. I. p. 323).

gegen Machanidas commandirte (XI. 15) unſers Polybius Großvater oder Vatersbruder erkennen wollten. (Schwgh. Adnot. Tom. VII. p. 27 sq.) Dagegen hat Lucht p. 81 sq. zu zeigen geſucht, daß aus chronologiſchen Gründen bey jenem Unterfeldherrn des Philopömen unmöglich an unſern Polybius gedacht werden könne, und, um jene Ausſage desſelben zu retten, in der angeführten Stelle ſtatt τῷ Πολυβίῳ zu ſchreiben vorgeſchlagen: τῷ Πολύβῳ [9]).

Ich lege nun die Auszüge aus Schweighäuſers Unterſuchungen zu Grunde, wie ſie Harleß zum Fabricius (B. Gr. IV. p. 313—318) gegeben hat, nicht um ſie abzuſchreiben, ſondern um nur hier und da einige Bemerkungen aus den Vaticaniſchen Excerpten, den Schriften der Neuern und mitunter eigne nachzutragen. Gleich zur Chronologie giebt es Einiges zu bemerken: Eben dort wird das Geburtsjahr Olymp. 144 oder 145. ann. urb. 550 und 556, vor Chr. 204—198 angegeben. Daunou, der in der Biographie universelle Tom. XXXV einen leſenswerthen aber von niemand beachteten Artikel über Polybius geliefert hat, ſetzt es zwiſchen 210 und 200 vor Chr.; Schöll (III. p. 226) Olymp. 143, 4, vor Chr. 205; der ſeinen Tod in Olymp. 162, 2, vor Chr. 123 verlegt. Weſtermann (ad Voss. de historicc. grr. p. 164) ſetzt das Geburtsjahr Olymp. 142, 2, nach dem Jahr 211 vor Chr.; endlich C. W. Nitſch (Polybius S. 118 nimmt an, daß er zwiſchen 213 und 210 geboren worden. — Was nun die Lebensereigniſſe des Polybius ſelbſt betrifft, ſo haben wir aus den vaticaniſchen Excerpten manche Aufklärungen gewonnen; welche jedoch auch zu neueren Controverſen Stoff geliefert haben, wie ſich aus folgenden Andeutungen, die ich Beyſpielsweiſe kürzlich anfüge, ergeben wird. — Zuvörderſt das Verfahren des Polybius und ſeines Vaters Lykortas im Kriege des Perſeus mit den Römern, wo ſie anfangs den Achäern Neutralität anrathen (Polyb. XXVIII. 3 sqq.) ſo wie die Perſonalität und die Verhältniſſe dieſes Königs gewinnen aus den Vaticaniſchen Auszügen neues Licht [10]); ebenſo die Streitigkeiten zwiſchen Lykortas und Kallikrates (XXIX. 9, 10.) und wie in Folge der Partheyungen die Statuen des erſteren weggeſchafft, nachher aber im Triumph wieder an ihren Ehrenplätzen aufgerichtet wurden [11]).

(Fortſetzung folgt.)

9) Merleker, der jenes Treffen erzählt Achaic. p. 239 sqq, bemerkt nichts darüber, und Bekker, der ſeiner Gewohnheit nach, nicht leicht Conjecturen in ſeine Texte aufnimmt, hat ſich p. 796 begnügt die Vermuthung Lucht's anzuführen.

10) Excerpt. Vaticc. p. 415, 421, 427, 429, 431 ed. Ang. Mai.

11) Mit eingeſchalteten Betrachtungen über Neid, Haß und Geſchick, Excerpt. Vaticc. p. 448; womit die Erörterungen Hamaker's in den Noten bey Geel ad Exc. Vaticc. p. 162 sqq. zu verbinden ſind. Ueber die Umſtände und das Jahr der Wegführung der Achäiſchen Häupter nach Italien hat Merleker Achaica p. 413 sq. Unterſuchungen angeſtellt. Er nimmt das Jahr Roms 587=167 vor Chr. an.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. März.

Nro. 47. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1. Polybius ex recognitione Immanuelis Bekkeri.
2. Polybiana. Scripsit F. H. Bothe.

(Fortsetzung.)

Bey dem Stande der Partheyen, dem Mißtrauen der Römer, durch die hohen Eigenschaften mehrer Häuptlinge dieses Bundes noch mehr erregt, erfolgt nun auf die Anklagen des Kallikrates die Verpflanzung von 1000 Achäern nach Italien mit Polybius selbst, welchem jedoch die Begünstigung zu Theil wird in Rom bleiben zu dürfen (XXXII. 9. Pausan. VII. 10.). Wie Polybius hier sein Vertrauen, das ihm die Römischen Großen schenkten, zu Gunsten der Lokrer benutzt, kannten wir zwar schon aus den edirten Büchern (vergl. XII. 5.) aber die Abstammung und Schicksale dieser italischen Lokrer, mit der Kritik der Nachrichten des Aristoteles und Timäus, werden uns hier erst recht ins Klare gesetzt [12]). Es folgt nun durch den Einfluß des Polybius auf den jüngeren Scipio und dessen Fürsprache beym Cato die Erlaubniß für die Achäer zur Rückkehr in's Vaterland; wobey man jetzt die von Beck und andern neuern Geschichtschreibern gehegte Vorstellung, als sey Polybius, nachdem unterdessen sein Vater gestorben, in Rom geblieben, durchaus fallen lassen muß [13]).

Die Verhältniße des Polybius zu verschiedenen Mächtigen Roms stellen sich theils ganz neu heraus, theils werden neue Umstände davon bekannt, wie zum Appius Cento, zum Consul Manilius, der ihn im Anfang des dritten Punischen Kriegs als Rathgeber zu sich beruft, und zum Scipio Aemilianus selbst [14]). — Wenn bey diesen Berufungen und Vertrauensbeweisen Hamaker nun aber den Polybius einer eitlen Selbsttäuschung beschuldigt, indem der Consul Manilius seines Rathes im Kriege gar nicht bedurft, sondern ihn nur aus Griechenland habe entfernen wollen, damit er die Griechen nicht durch seine Maaßregeln zur Eintracht kräftige, ja daß ihn Scipio selbst zwey Jahre später bey seinem Angriff auf Karthago unter dem Schein der alten Freundschaft zu sich berufen habe, nur in der Absicht die Achäer eines klugen und erfahrnen Führers zu berauben [15]), so weiß man nicht was man dazu sagen soll, und der Verfasser muß ganz vergessen haben, wie Scipio dem Polybius als junger Mann seine Freundschaft angetragen (Polyb. XXXII. 9. sqq.), wie er sie in reiferen Jahren getreulich bewährt und durch die größesten Diensterweisungen wiederholt bethätigt habe, wie denn niemand eine solche Falsch-

12) Excc. Vatt. XII. 4—6. ed. Ang. Mai mit dessen Noten p. 383.

13) Exec. Vatt. p. 447 ed. A. M. vergl. Hamaker ad Geel p. 164 sq.

14) Polyb. XXVIII. 11. 9. vergl. Excc. Vatt. p. 424 sq. mit Ang. Mai. Polyb. XXXVI. 1 p. 668 sqq. Schwgh. vergl. Excc. Vatt. mit A. M. p. 403 und p. 447.

15) Pag. 165: „Nam Graeculi(?) praeceptis in bello gerendo Consul Romanus facile caruit.“ — „ut P. Scipio Aemilianus — hominem veteris amicitiae specie ad se vocaret etc.“

heit mit dem Charakter dieses Scipio vereinbar finden wird; nicht zu gedenken, daß es ja noch in demselben Jahre, in welchem er Karthago erobrte, den Polybius nach Griechenland entlassen hat. — Und davon ist nun noch aus Anlaß der neugewonnenen Aufklärungen mit Wenigem zu sprechen.

Aus den Excerpten des Diodorus in derselben Handschrift des Vatican erhalten wir nämlich die Bestätigung eines näheren Umstands von der Anwesenheit des Polybius bey der Zerstörung von Karthago und er wird daselbst Führer (ἐπιστάτης) des Scipio genannt; welche Benennung mit der bey Appian, wo er dessen Lehrer (διδάσκαλος) heißt, zusammengestellt, wenigstens so viel beweiset, daß Scipio ihn auch deßwegen berufen hatte, um sich seines Rathes zu bedienen [16]), damit soll aber keineswegs behauptet werden, daß man buchstäblich zu nehmen habe was die auf ihren Landsmann stolzen Megalopoliten erzählten: „Was der Römische Feldherr Scipio folgsam dem Rathe des Polybius unternommen, sey Alles zum Glück ausgeschlagen; worin er aber nicht auf ihn gehört das sey auch mißlungen“ [17]). Man muß sich nämlich vorstellen, daß die Griechen, nämlich die Achäer und besonders die Arkadier auf die in der ganzen Welt berühmt gewordene Verbindung dieser beyden Männer wie auf einen Heroenbund von Theseus und Pirithous, von Achilles und Patroklos hinaufblickten.

Im Herbste desselben Jahres, dessen Frühjahr Karthagos Fall gesehen, kehrte er nach Griechenland zurück, und wenn er den Untergang Korinths nicht mehr verhindern konnte, so that er doch seinen Achäern, wie er schon früher gethan, bey dem Römischen Feldherrn und seinen Legaten die heilsamsten Dienste, und ordnete, allenthalben gegenwärtig, die Einrichtungen und Gesetze des nunmehrigen neuern Römischen Achaia [18]).

Wie Polybius diese seine neue politische Thätigkeit betrachtete, ersehen wir jetzt erst deutlich aus dem Schluße dieser Vaticanischen Excerpte seines Werkes. Er nennt diese nach dem Untergang des Achäischen Bundes erfolgten Einrichtungen geradezu eine Wiederherstellung des Griechischen Staatswesens (ἀποκατάστασις περὶ τοὺς Ἕλληνας). Es ist dieß in der Rechenschaft, die er vor dem Schluße seines Werkes über dasselbe nochmals ablegt; wo er unter Anderm sagt: „Nachdem wir

16) Diodori Excerpt. Vatic. XXX. 8. p. 93 ed. A. M. Appian. Punic. cap. 132, p. 494 ed. Schwgh.

17) Pausan. in der Hauptstelle über Polybius, VIII. 30. 9. wo die letzten Worte wieder an ein Lehr-Verhältniß erinnern: ἃ δὲ οὐκ ἤκροᾶτο διδάσκοντος. Die Lücke in der vorhergehenden Stelle möchte sich meines Bedünkens leicht ausfüllen lassen. Es heißt nämlich dort im neuesten Text von Schubart und Walz (p. 147): καὶ ὡς ὀψὲ οὐκ ἄνευ κινδύνων μεγάλων Ῥωμαῖοι Σκιπίωνι ** ὄντινα Καρχηδονιακὸν ὀνομάζουσι τέλος τε ἐπιθέντα τῷ πολέμῳ καὶ τὴν Καρχηδόνα καταβαλόντα ἐς ἴδαφος, mit den Varianten Σκιπίωνά τινα, Σκιπίονιον τινὰ, und man hat vermuthet: Σκιπιώνων τινά. Ich dächte es läge nahe genug zu vermuthen: καὶ ὡς ὀψὲ — Ῥωμαῖοι Σκιπίωνι ἐνίτυχον ὃν κ. ὀνομ. — „und daß die Römer erst spät so glücklich waren den Scipio zu finden“ u. s. w.

18) Polyb. XL. 8—10 mit Schwgh. Tom. VIII. p. 180 sqq. Polyb. ap. Strabon. VIII. p. 277 sq. Tzsch. Plutarch. Philopoem. cap. extrem. Ang. Mai ad Vaticc. Excerptt. pag. 403 not. 2 und jetzt Merlcker Achaic. pag. 452—470; welcher letztere Korinth's Zerstörung und die Einrichtung der Römischen Provinz Achaia setzt: Olymp. 158§, urb. cond. 608, vor Chr. 146 und für die Umreisen und Organisationen des Polybius das nächste Jahr hinzunimmt. In Folge aller dieser Verdienste wurden demselben in mehreren peloponnesischen Städten Ehrenerweisungen und Statuen mit Inschriften zuerkannt (Pausan. VIII. 9. 30. 37. 44. 48). — Ob Polybius, der früher die Länder der Westwelt: Hispanien und Gallien bereiset hatte (Polyb. III. 48—59), seinen Freund Scipio zur Belagerung von Numantia (u. c. 620, 621, ante Chr. 134, 133) begleitet hatte, darüber fehlen uns bestimmte Zeugnisse; daß er aber mit ihm in fortdauerndem schriftlichen Verkehre geblieben, beweiset seine Geschichte des Numantinischen Kriegs, die er abgesondert von seinem größeren Werk abgefaßt hatte (Cic. ad Farnill. V. 12). In Aegypten hatte er früher (gegen 611 u. c. 143 ante Chr.) unter Ptolemäus Evergetes, Physkon sich aufgehalten.

dieses vollbracht, sind wir aus Rom zurückgekehrt, nachdem wir gleichsam die Hauptpuncte unserer vorherigen Staatshandlungen vollendet haben, eine Frucht, die unseres Wohlwollens gegen die Römer würdig ist" [19]). Darauf bezeichnet er nochmals die Anfangs- und Endpuncte seines Geschichtswerks; wie er den Faden da aufgenommen wo ihn Timäus fallen lassen, und die Geschichten der Welt bis auf Karthago's und Korinth's Fall fortgeführt habe. Ohne Zweifel hatte Polybius zu seinem Werke lange Vorbereitungen gemacht, verschiedene Parthien desselben zu verschiednen Zeiten abgefaßt, und theilweise wohl auch bekannt gemacht; so daß man von mehrern Ausgaben desselben zu reden berechtigt ist. [20]) — Welche Anerkennung, um zuvörderst von den Schicksalen des Werks zu sprechen, fand nun dieses Werk bey den Römern, denen sein Verfasser sich dadurch dankbar hatte beweisen wollen? Niebuhr [21]) bemerkt, es habe eine Zeitlang keine Anerkennung gefunden. Desto größere beym Scipio, wie wir gesehen haben; worauf Cicero in der Republik sehr passend seine Darstellungen gründet. Aber auch unabhängig von dem, was dort die Charakteristik im Dialog gebot, nennt er ihn anderwärts einen vorzüglich guten Gewährsmann (de Officc. III. 32. 113). Marcus Brutus hatte aber einen Auszug vom Werke des Polybius gemacht, und war noch am Abend vor der Schlacht bey Pharsalus [22]) in Pompejus Lager damit beschäftigt. Fortsetzungen des Werks hatten Posidonius [23]) und Strabo abgefaßt.

Was die Würdigung der Historik des Poly-

19) Excc. Vatt. lib. XXXIX. 6. 7. p. 460 seq. ed. A. M. p. 119 ed. Geel. p. 94 ed. Lucht; welche Beyde mit Recht das προεπεπολιτευμένων in προπεπολιτευμένων geändert haben. Vergl. mit diesen Sätzen und den nachfolgenden Polyb. I. 5. II. 69. III. 32. IV. 14. 28. V. 105 und Euseb. Chron. lib. II. p. 353 ed. Mediol.

20) Wie denn Niebuhr Röm. Gesch. S. 49 von einer ersten Ausgabe spricht, die um den Anfang des siebenten Jahrhunderts von Rom zu setzen sey. Aber schon Schweighäuser hatte über die Zeit der Abfassung und der Redactionen dieses Werks das Nähere auszumitteln gesucht (ad. Polyb. Tom. V. pag. 106 sqq. und p. 433) und hatte angenommen, daß die erste Hauptarbeit nur bis zum Tode des Perseus reichte, daß er aber den Plan erweiterte und ihn bis zu Karthagos und Korinths Zerstörung fortsetzte; wobey denn auch die frühern Bücher neu überarbeitet worden seyn mögen; so daß man allerdings von mehreren Ausgaben reden kann, ja muß (vergl. jetzt Roscher in den Götting. gel. Anz. 1844, Nr. 180).

21) In der Würdigung des Livius Röm. Gesch. I. S. 592 (557); wobey er bemerkt, daß der so viel besprochene Ausdruck desselben (Liv. XXX. 45) über Polybius: „haudquaquam spernendus auctor" wohl richtiger daraus als aus einer rhetorischen Figur zu erklären sey. Wie sehr jener diesen aber von den Punischen Kriegen an benutzte ist allgemein bekannt, obschon er ihn auch manchmal mißverstand, selbst mitunter aus Unkunde des Griechischen. Man sehe z. B. Perizonius Animadverss. historicc. p. 401 und p. 17—399 ed. Harles. Den Perizonius nennt aber Niebuhr selbst (R. G. I. VIII und S. 284) den ersten, der unter den Neuern die Forschungen in der römischen Geschichte begonnen.

22) Nicht aber bey Philippi, wo Brutus in einer ganz andern Geistesstimmung war, wie Schöll H. d. l. Lit. gr. III. p. 232 schreibt und wie ihm der Verf. des Newyorker Classical Dictionnary nachschreibt; was Beyde aus Daunou besser hätten wissen können, wenn sie nicht den Plutarch in Bruto cap. 4. p. 355 Reisk. und den Suidas in Βροῦτος nachsehen wollten. Die Arbeit des Brutus war eine ἐπιτομή, keine παρεκβολή, wie dergleichen erst spät Constantinus Porphyrogenetus auch von dem Werke des Polybius hatte fertigen lassen, wovon wir jetzt einzelne Titel besitzen vergl. Vossius de historicc. grr. I. 19. p. 165 ed. Westerm.

23) Suidas p. 3030 und p. 3055 Gaisf. bemerkt beym Alexandriner Posidonius: ἔγραψεν ἱστορίαν τὴν μετὰ Πολύβιον, welches Casaubon und Bake auf Posidonius den Olbiopoliten bezogen wissen wollen; s. Posidonii Reliq. p. 251 ed. Bake. Westermann ad Voss. I. 24. p. 200 widerspricht, und wohl mit guten Gründen. Von Strabo's τὰ μετὰ Πολύβιον spricht er selbst XI. 9. p. 502 Tzsch. Gegen Polybius hatte Scylax von Karyanda geschrieben; Suidas in Σκύλαξ vergl. Schweighäuser ad Polyb. Tom. V. p. 23, wo Mehreres nachgewiesen ist.

bius seit der Wiederherstellung der Wissenschaften betrifft, so hätte man denken sollen, sie wäre in der Zuschrift des Casaubon vor seiner Ausgabe an den König Heinrich IV. im Wesentlichen festgestellt worden, zumal, wenn man damit seine einzelnen Aeußerungen in den Casauboniana verband, wo er, wie man von einem so großen Humanisten erwarten konnte, auch dessen Mängel und Schwächen mit kritischer Unpartheylichkeit bis in's Einzelnste herab bemerkbar macht. Schon mehr eingenommen für seinen Autor war der nächste Herausgeber Jacob Gronov; wie besonders eine briefliche Aeußerung desselben bekundet [24]). Die nachfolgenden Schriftsteller verschiedner Nationen haben den Polybius von so entgegengesetzten Seiten betrachtet, daß kaum über einen andern alten Autor so verschiedenartige Urtheile gefällt worden sind. Die Urtheile der Franzosen La Motte-Levayer, Rapin, Vigneul-Marville, Rollin, Fréret und Bougainville kann man bey Daunou lesen, und ich habe bloß das des Saintcroix [25]) beyzufügen. Noch erwähne ich den Abate Bertola, der seine schöne Darstellung der Römischen Verfassung lobt, aber meint, es sey ihm dabey nicht sowohl um die Aufklärung einer so verwickelten Materie als um einen feyerlichen Panegyricus auf die Römische Regierung zu thun gewesen [26]). Der Brite Bolingbroke [27]) meint gar: „Selbst Polybius und Dionysius von Halikarnaß stünden tief unter den großen Römischen Autoren.“ Da aber derselbe diesem Urtheile die allgemeine Bemerkung vorausschickt: „Der Leichtsinn und die Schwatzhaftigkeit habe die Griechen überhaupt unfähig gemacht sich zum wahren Panier der Historie zu erheben“ so kann dieß nur als ein sprechendes Beyspiel dienen, wie selbst berühmten Schriftstellern des 18. Jahrhunderts die Einsicht in das Wesen des Alterthums ausgegangen war. — Nicht aber bey den deutschen Philologen, wovon ich hier nur die zwey Bearbeiter des Polybischen Werkes Ernesti und Reiske nennen will. Einige andere werden noch genannt werden, da ich mir erlaube auch meinerseits noch einige Betrachtungen über Polybius und sein Werk hier anzureihen, von denen ich hoffe, daß sie neben den andern neuesten Erörterungen über ihn und seine Zeit nicht ganz für überflüssig werden gehalten werden.

(Fortsetzung folgt.)

---

24) In einem Fascikel handschriftlicher Briefe aus dessen Bibliothek, im Besitz des Referenten, wo Nr. II. so anfängt: „Postquam civilibus Romanorum legibus cognoscendis paululum incubuissem, accidit ut ad Polybii curam vocarer; quo incomparabili scriptore quanto plus utebar, eo acriorem quotidie mihi infudit sui amorem, sic ut non destiterim ex illo tempore semper eum habere sub manum, et aliquid observare etc.“ Die Materialien aus Gronovischen Briefen hat Schweighäuser durch Ruhnkenius Mittheilung benutzt s. dessen Praefat. Tom. I p. XIII und XXIII sq.

25) Examen critique des Historiens d'Alexandre le grand p. 17. ed.: Polybius erhebe sich über die Vorurtheile seiner Nation (ziemlich das Gegentheil sagen die Casauboniana pag. 73.); zeichne sich durch tief eindringendes Urtheil aus; habe ausgebreitete Kenntnisse; empfehle sich durch Unpartheylichkeit. (Beyspiele vom Gegentheil sind oben erwähnt worden, und Saintecroix muß selbst p. 854 das Verschweigen einer bösen That seines Vaters Lykortas erwähnen. Auch ist nicht zu leugnen, daß er in seiner zu äußerlichen Auffassung der historischen Erscheinungen auf Raum und Maße oft zu sehr Gewicht legt).

26) Della Filosofia della Storia dell' Abate A. d. G. Bertola. Pavia 1787. p. 96 sq.

27) Lettres on the study and use of History by — Lord Bolingbroke. Basil pag. 101.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. März.

Nro. 48. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

1. Polybius ex recognitione Immanuelis Bekkeri.
2. Polybiana. Scripsit F. H. Bothe.

(Fortsetzung.)

Hier gehen wir zunächst von den eignen Erklärungen des Geschichtschreibers aus. Sein Werk soll eine allgemeine Geschichte [28]) aller Weltbegebenheiten seyn, die sich in den denkwürdigen 53 Jahren, die er oben schon näher bezeichnete, ereignet hatten, wobey man denn freylich nur an die Römerwelt denken muß. Vor ihm waren von Logographen, vom Herodot und besonders vom Ephorus ebenfalls relativ-allgemeine Geschichten versucht worden. Es soll aber auch eine pragmatische Geschichte seyn [29]), d. h. „eine Geschichte der gegenseitigen Staatshändel, in denen der πραγματικὸς sich bildet, der Mann öffentlicher Tüchtigkeit, und welche jetzt, nachdem alle Weltverhältnisse zu Einem Leib, wie Polybius sagt, unter Roms Regiment sich vereinigten, nur in einer wahrhaft pragmatischen

28) Ἱστορία καθόλου, ἱστ. καθολική (Schwgh. Tom. V. pag. 105 sqq.) von Olymp. 140½; u. c. 535; ante Chr. 219. bis Olymp. 158; u. c. 608; a. Chr. 146.

29) Ἱστορία πραγματική. Polyb. I. 2 vergl. Excc. Vaticc. XII. 14. p. 390 ed. A. Mai. Wenn schon Casaubon (Casauboniana p. 73) bemerkte, daß hierbey die ἱστορία φυσική miteingeschlossen sey, so wird wohl niemand auf einen Begriff verfallen, in welchem ein Anonymus, den man fälschlich für Julius Pollux hält (s. Hase ad Leonem Diacon. p. 197), seine Chronik so betitelt hat. — Ungemein deutlich erklärt sich in der angeführten Stelle der Vaticanischen Excerpte Polybius selbst über die pragmatische Historie. Er vergleicht dort die Geschichte mit der Heilkunde, und giebt dann die drey Bestandtheile der erstern an, nämlich erstens Forschung, Sammlung und Anordnung der Materialien; zweytens Erd- Natur- und Weltkunde, drittens Studium der Welt- und Staatshändel (περὶ τὰς πολιτικὰς πράξεις); womit man eine zweyte wichtige Stelle dieser Auszüge (XXX. 1. p. 432 sq. ed. A. Mai) verbinde; wo er unter Anderm die bey dem großen Umfang seines Werkes leicht möglichen geographischen Irrthümer entschuldigend, für unwillkührliche Versehen um Nachsicht bittet, dahingegen, wie er schon mehrmals erklärt habe, wegen wissentlicher Entstellungen der Wahrheit, auf jede Entschuldigung Verzicht leistet. — Ueber die sehr verschiedenen Vorstellungen von der pragmatischen Geschichte, wie sie Polybius eingeführt und zum Theil vom Thucydides entlehnt hatte, vergl. man J. A. Ernesti Opuscc. philoll. p. 103, 111; Schwgh. ad Polyb. I. p. 231 sqq. und Tom. V. p. 108 u. 546; Schöll Hist. d. l. Lit. grecq. III p. 225 sq. C. Fr. Hermann ad Lucian. de conscr. histor. p. 256 sq. Preller ad Polemon. Fragg. p. 187 und vorzüglich jetzt K. W. Nitsch Polybius III. 2. p. 88 ff. und S. 133; welcher dabey sehr treffend die Bedeutung der πράγματα als der auswärtigen Verhältnisse hervorhebt, und dessen Definition ich mir angeeignet habe; indem ich bey seiner Erörterung nur vermisse, daß er nicht auch den Begriff der apodiktischen Historie in seinen Kreis mit aufgenommen hat.

Geschichte beschrieben werden können, wenn diese möglichst universal angelegt und durchgeführt wird."

Endlich nennt Polybius sein Werk eine apodiktische Historie, d. i. eine Geschichte, worin die Ursachen und die Folgen der Begebenheiten deutlich gewiesen und alle Momente so dargelegt werden, daß im Geiste des Lesers klare Einsicht und Ueberzeugung erwirkt wird [30]). Wenn die ἀπόδειξις bey den Philosophen überhaupt eine Argumentation bezeichnete, welche sichere Wissenschaft erzeugt, so legten besonders die Stoiker auf diesen Begriff Gewicht und machten ihn praktisch geltend [31]). Und Begriff und Namen hat ohne Zweifel unser Geschichtschreiber von der Stoa entlehnt, was eben so wenig als der Einfluß derselben auf seine Hauptidee und auf die Sprache seines Werks meines Wissens gehörig beachtet worden. Ueber den letztern Punct hier vorerst nur dieß: die stoische Sprech- und Schreibart war bekanntlich [32]) schmucklos, mager, trocken, hart und mitunter dunkel, aber auch oft breit und wortreich, und alle diese Mängel trägt der Styl des Polybius an sich. — Ohne von der Bildungsgeschichte desselben genau unterrichtet zu seyn, dürfen wir vermuthen, daß er als Jüngling in Griechenland weniger grammatisch und rhetorisch, als praktisch im Leben und daneben vielleicht philosophisch von einem Stoiker unterrichtet und geübt worden [33]). Mag aber auch das Letzte auf sich beruhen, Philosoph wird er ausdrücklich genannt und neben Eratosthenes und Posidonius angeführt [34]); und wenn man ihn auch unrichtig für einen Schüler des Stoikers Panätius ausgegeben hat, so lebte er in Rom doch im Elemente der stoischen Lehr- und Denkart. Er pflog dort Umgang mit dem alten C. Lälius, der, früher ein Schüler des Babyloniers Diogenes, späterhin mit dessen Schüler Panätius verkehrte, und selbst sich zur stoischen Philosophie bekannte; und Polybius selbst, den der jüngere Scipio, als er sich der Philosophie zuwendete, wie es heißt, zum Lehrer erwählt, lebte später mit dessen zweytem Lehrer Panätius bey diesem selbst eine zeitlang zusammen [35]). Endlich läßt auch der Umstand, daß gerade drey Stoiker: Marcus Brutus, Posidonius und Strabo das Werk des Polybius, der erste auszog, die letztern fortsetzten, vermuthen, daß es bey den Anhängern der Stoa beliebt war, und ihrer Denkart verwandt gehalten wurde.

In der That war des Polybius Weltansicht, aus welcher der Grundgedanke seiner Geschichte entsprang, eine stoische Idee. In diesem System war nämlich das Geschick, Schicksal (τύχη, εἱμαρμένη)

30) Polyb. II. 37. 3. III. 1. 3. III. 31. 12. vergl. Schwgh. Tom. V. pag. 109. Wyttenb. ad Select. Historicorr. p. 339 C. Fr. Hermann. ad Lucian. de conscr. histor. p. 256 sq, wo die Einwirkung Thucydideischer Theorie nachgewiesen wird.

31) Epictet. Diss. II. 25 p. 341 Schwgh. — Θέλεις ἀποδείξω σοι τοῦτο. — Οὐκοῦν λόγον μ' ἀποδεικτικὸν διαλεχθῆναι δεῖ. Eine stoische Definition der ἀπόδειξις steht beym Diogen. Laert. VII. 45. Ein Mehreres darüber ist zum Plotinus VI. 9. 10. pag. 411 ed. Oxon. bemerkt.

32) Cicero Brut. 31; de Orator. III. 18; de Finib. IV. 4. IV. 28.

33) Wyttenbach Praefat. ad Select. Historicc. grr. pag. XVII.

34) Strabo I. p. 2. und pag. 14.

35) Polyb. X. 3. über Lälius Umgang mit Polybius. Suidas p. 3029 Gaisf. Πολύβιος — καθηγησάμενος Σκιπίωνος τοῦ Ἀφρικανοῦ, ὅτε καὶ Παναίτιος, wo Gaisford des van Lynden, de Panaetio pag. 41 Verbesserung nicht angeführt hat, denn dieser schlägt vor: οὗ κ. Παν., weil Panätius erst später beym Scipio eintrat als Polybius, welcher auch beträchtlich älter als Panätius war; wie es dann auch im andern Artikel des Suidas p. 2032 vom Panätius richtiger heißt: καθηγήσατο τοῦ Σκιπίωνος — μετὰ Πολύβιον Μεγαλοπολίτην. — Scipio's Annahme des Polybius zum Lehrer bezeugen auch Diodor's Excerpte p. 585 sq. ed. Wesseling. Des Panätius hat Polybius wahrscheinlich in einem der verlornen Bücher seines Werkes gedacht. — Die Anhänglichkeit der Scipionen an die Stoische Philosophie hieng ganz mit ihrer Politik zusammen, und ihr System suchte Polybius immer und immer in oftmals wiederholten und uns Neuern daher oft lästigen Diatriben den Römern und Griechen einzuprägen.

mit der Vorsehung oder höchsten Vernunft (summa ratio) identisch und nichts anderes als die Fügung der Gottheit [36]). Nun beschäftigte die Zeitgenossen damals, als das Reich der Römer bereits eine gewaltige Weltmacht geworden, die Frage, ob es diese Stellung und Bedeutung durch Vernunft und Verdienst oder durch Glück gewonnen. Für die letztere Ansicht erklärten sich meistentheils die Griechen, und in dem noch übrigen Theil der Plutarchischen Schrift von dem Glücke der Römer ist diese hellenische Vorstellung entwickelt [37]). Polybius vermittelte diesen Zwiespalt in seiner stoischen Auffassung. Dieses so weit gediehene Wachsthum des Römer-Staates war ihm das schönste und ersprießlichste Streben und Vollbringen des Geschicks [38]). Dieses göttliche Geschick betrachtet Polybius im Bunde mit den Römern stehend, deren große Bürger, wie namentlich die Fabier und die Scipionen, durch Geist und Tugend diese Gunst verdient haben. Dieses letztern Hauses Politik bezweckte ein großes freyes Völkersystem [39]). Diesem Rathschluß sollen alle Völker zu ihrem eigenen Heil sich unterwerfen; die sich ihm widersetzen, werden unglücklich durch Verblendung und durch den Zorn der Götter [40]). — In dieser Idee des Geschicks, das alle Völker der Welt unter Roms Hegemonie zu einer großen Einheit gefügt, entwirft der Geschichtschreiber den Plan seines Einen und allgemeinen Werkes, und in der Abfassung desselben betrachtet er sich als einen Diener des göttlichen Geschicks, als Herold des neuen Weltbundes, als Vermittler einer allgemeinen Versöhnung der Völker. — So war die Idee des Polybius religiös und sittlich; und wenn der Erfolg seine so wie seiner Gönner Absichten nicht begünstigte, so benimmt dieß dem Werthe derselben nicht das geringste.

Endlich ist noch von der Darstellung und dem Ausdruck (Styl) des Polybius zu sprechen; ein Punkt, worüber selbst die neuesten Kritiker verschiedener Meinung sind, welche aber überhaupt über die alten Historiker sehr abweichende Urtheile fällen, wozu Polybius selbst durch seine Kritiken über Ephorus, Theopompus, Kallisthenes und andere Vorgänger zum Theil Veranlassung gegeben hat. Da ich über jene Ansichten mich mehrmals neuerlich zu äußern genöthigt war, so beschränke ich mich hier auf einige Bemerkungen über ihn allein. Schweighäuser hat sich begnügt, eine einzige Stelle des Dionysius anzuführen [41]), worauf wir nachher zurückkommen werden, aber derselbe Kunstrichter [42])

---

36) Wyttenbach ad Platonis Phaedon. p. 227. Baguet de Chrysippo p. 94 sqq. Cic. de N. D. I. 15, 16 mit den Auslegern p. 67 — 70 ed. Cr. et Moser und die Annott. ad Plotin. III. 1. p. 134 sqq. und VI. 8. p. 402.

37) Plutarch. de fortuna Romanorum p. 316 sqq. mit Wyttenb. Animadvv. II. 1. p. 92.

38) Τὸ κάλλιστον ἅμα καὶ ὠφελιμώτατον ἐπιτήδευμα τῆς Τύχης, welche Worte das blinde Glück ausschließen und die Tyche im stoischen Sinn als ein mit Vernunft und Absicht handelndes Wesen nehmen. Polyb. I. 4. 5 (wie denn Dionysius Hal. I. 5. p. 15 von den Römern selbst sagt: καὶ περὶ τῶν ἐπιτηδευμάτων ἐξ ὧν εἰς τοσαύτην ἡγεμονίαν προῆλθον κτλ.); womit man das ganze Capitel p. 8 sqq. Schwgh. p. 6 sqq. Bekkeri verbinden muß.

39) Vergl. K. W. Nitsch Polybius, besonders S. 85 f. u. S. 106 f.

40) Δαιμονοβλάβεια καὶ μῆνις ἐκ θεῶν. Welcher Gegensatz sich jetzt aus einer Stelle in den Vaticanischen Excerpten, XXXVII. 11. p. 449 ed. A. Mai, erst recht herausstellt. Es ist dorten von der Berufung der Menschen auf die τύχη und die εἱμαρμένη in öffentlichen und Privathandlungen die Rede. Darauf wird das undankbare Betragen der Macedonier gegen die Römer nach dem Kriege mit Perseus der Bethörung und dem Zorne der Götter zugeschrieben.

41) De compos. verbb. 4. s. Schwgh. ad Polyb. Tom. V. p. 20 sq.

42) Dionys. Hal. Antiqq. Romm. I. 6. 7. p. 16 — 20 Reisk. Er sagt dort vom Hieronymus von Kardia, er habe Roms alte Geschichte nur flüchtig berührt (ἐπιδραμόντος). Diesen Hieronymus unterscheidet unser ehrwürdiger Hug, in der lesenswerthen Abhandlung über jüdische Historik, im Gutachten über das Leben Jesu S. 49, vom Statthalter gleiches Namens; Westermann zum Vossius, de hist. grr. p. 100, nicht). Darauf

hat an einem andern Orte ein eben so sprechendes Urtheil gefällt, indem er von einigen andern griechischen Geschichtschreibern und von Polybius selbst sagt, sie hätten ihren schriftlichen Bericht nur so hingeschleudert [43]) oder wären nachläßig über die Erzählung hinweggegleitet. Und auf ein solches Urtheil ist zu achten. Es wird von einem Manne ausgesprochen, der ganz in der Tradition der großen Alexandriner und im Element der Classiker seiner Nation lebte, über die wir, wie über Demosthenes, Thucydides und andere Historiker, von ihm die sichersten und feinsten Kunstkritiken besitzen, und welcher durch langen Aufenthalt in Rom wie durch anhaltendes Studium beyder Sprachen mächtig geworden war [44]). Wollte man ihn freylich nach seinem eignen Maaßstabe messen und fragen, wie ihm selbst künstlerisch betrachtet das Geschichtschreiben gelungen, so würde man ihn freylich nicht für höchstberechtigt halten dürfen, über Polybius und seine nächsten Vorgänger solche Urtheile zu fällen. Aber davon handelt es sich hier auch nicht. Dionysius, ganz und gar in Rhetorenschulen gebildet, ganz und gar auf die Form hingewiesen und die alten griechischen Meister der Historie einzig vor Augen habend, mußte zwischen ihnen und ihm, der, wenn auch damals der Kanon nicht längst geschlossen gewesen, doch nimmermehr darin Aufnahme gefunden hätte, den ungeheuren Abstand fühlen, und in solchem rein künstlerischen Gefühl, wobey die Würdigung des praktischen Werths des Kriegers, Staatsmanns und Geschichtschreibers ganz bey Seite gesetzt wurde, — konnte er sich denn wohl einmal erlauben das Aeußerste zu sagen, nämlich „man könne dessen Werk nicht bis zu Ende lesen“ [45]). Darüber haben sich nun noch neuerlich einige Kritiker ereifert [46]).

(Schluß folgt.)

---

kommt Dionysius auf andere Historiker und auf Polybius selbst zu sprechen.

43) ὡς ἐπισισυρκότων (so muß gelesen werden, nicht ὑποσ. oder ἀποσ.) s. Wolf ad Demosth. Lept. p. 352 und vergl. ad Proclum in Alcib. pr. p. 57 ed. Francf., wo ich ein Mehreres über den Begriff der Schlaffheit, der in diesem Verbum liegt, gesagt habe. — Es ist übrigens dort von der Art die Rede, wie von diesen Historikern die ältere römische Geschichte behandelt worden.

44) Wovon er auch in seiner Geschichte Proben giebt. So sagt er A. R. X. 31. p. 2071 Reisk. von einem Icilius (dessen Namen, gelegentlich bemerkt, aus Anlaß eines Gespräches über unsern Polybius der große Friedrich dem kriegsgelehrten Guischardt gegeben) δραστήριός τις ἦν ἀνὴρ καὶ ὡς Ῥωμαῖος εἰπεῖν οὐκ ἀδύνατος, wo J. Conr. Orelli ὡς ἀγοραῖος corrigiren wollte; wogegen G. H. Schäfer richtig bemerkt, daß der griechische Rhetor dieß für seine Griechen spreche, welche in der Kunst der Rede sich weit über die Römer setzten (Praefat. ad Aeneam Tacticum p. X ed. J. C. Orelli) und, füge ich bey, man muß dabey an Cic. Cato maior. c. 5 denken, wo es von Q. Fabius Max. heißt: „multae, ut in homine Romano, litterae.“ Und Dionysius mochte in der That den Polybius von dieser Seite nicht viel höher als einen Römer stellen, der in griechischer Sprache Geschichte schrieb; und wenn jener gleich im Verfolg sagt: εἰπεῖν τι, ὡς στρατιώτης, οὐκ ἀδύνατος, so kann man dieß wieder wie einen Ausspruch des Dionysius über Polybius betrachten, denn des letzteren Styl war „oratio castrensis, le style militaire.“

45) Dionys. Hal. de composit. verborum IV. 38. p. 64 ed. Schaefer. Man bemerke wohl, daß dort drey Classen von Schriftstellern unterschieden werden, die alten, die ihnen zunächst nachfolgenden und die noch späteren, wozu Polybius und Vorgänger und Zeitgenossen von ihm gerechnet werden; diese hätten auf die Schönheit des Vortrags gar nicht geachtet. — In unsrer Heidelberger Handschrift, die in Manchem abweicht, wird diese Kritik so eingeleitet: καὶ δὴ καὶ τοῖς ἀρχαίοις πολλὴ πρόνοια τῆς ἰδίας ἦν ταύτης· καὶ οὔτε τὰ ὀνόματα τοῖς ὀνόμασιν, οὔτε τὰ κῶλα τοῖς κώλοις . . . . . εὖ — Δοκεῖ δέ μοι (s. Sect. VI init. pag. 86 Schaef. Die Lücke läßt sich leicht aus andern Stellen des Buches und aus der Schrift über Demosthenes ausfüllen).

46) Namentlich Goudever p. 116 sq., der diesen Ausspruch eine inepta sententia Dionysii nennt, und Krüger ad Dionysii Hal. Historiographica p. 260, welcher sagt, Dionysius sey nicht würdig, dem Polybius die Schuhriemen zu lösen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. März.

Nro. 49. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Julii Agricolae liber. Ad codices vaticanos et veteres editiones iterum recensuit atque adnotatione illustravit Ernestus Dronke. Fuldae in libraria Car. Müller G. F. Euler MDCCCXLIV. 8. 141 S.

Sollennia anniversaria in Gymnasio regio Ludoviciano rite celebranda indicit D. Franciscus Oelschlaeger, rector et professor. Insunt adnotationes criticae in C. Cornelium Tacitum. Suevofurti MDCCCXLIV. 4. 21 S.

Schon im Jahre 1771 hatte Brotier in der vaticanischen Bibliothek zwey Handschriften des Agricola von Tacitus verglichen und die Abweichungen von der Vulgata mitgetheilt, aber Herr Dronke war der erste, welcher von ihnen schon vor 20 Jahren eigentlichen Gebrauch zur Verbesserung des Textes machte. Er hielt es jedoch für rathsam, zuvor den französischen Collator zu controliren und die Handschriften noch einmal vergleichen zu lassen. Doch gelang es ihm damals nur mit der einen, denn Maggiorani, an den er sich deßhalb gewendet, versicherte ihn, es finde sich nur ein einziger Codex vor, der den Agricola enthalte. So schien also der zweyte noch von Brotier eingesehene Codex eben so verloren zu seyn, wie jener aus dem Puteolanus seine Ausgaben abdrucken ließ, und der die Grundlage unserer Vulgata bildet. Herr Dronke theilte im Jahre 1824 in einer auch sonst verdienstvollen Ausgabe die Varianten der Handschriften nach der Collation von Brotier und von Maggiorani mit.

Neuerlich aber ist es einem jungen Freund des Herrn Dronke, Namens Clemens gelungen, auch den andern Cod. Vat. in Rom wieder zu entdecken. Er hat ihn gleichfalls verglichen und die vorliegende Ausgabe theilt uns auch dessen Lesarten vollständiger und genauer mit als es von Brotier geschehen war. Die Ausbeute ist jedoch nicht bedeutend:

> Utrumque codicem ex eodem archetypo descriptum esse existimo, B vero a scriba satis rudi et imperito,

sagt Hr. Dr. selbst p. VIII, und Ref. findet die Richtigkeit dieses Urtheils durchaus bestätigt. Desto reicher ist der Gewinn, den der Text des Tacitus aus dem besseren Codex ziehen kann, und die Kritik neigt sich gegenwärtig dahin, diesen Codex zur Grundlage des Textes zu machen und die Autorität des Puteolanus ihm unterzuordnen. Aber einen Uebelstand haben wir zu beklagen, den Herr Dronke den Kritikern so leicht hätte ersparen können, während er nun das Signal zu einer babylonischen Sprachverwirrung gegeben hat. Nämlich Brotier hatte die beyden Handschriften nach ihren Bibliotheksnummern genannt: Vat. 3429 und Vat. 4498. Diese unbequeme Benennung behielt Hr. Dr. in der ersten Ausgabe bey. Ulrich Becker in seiner Ausgabe v. J. 1827 fand für gut, den ersteren Vat. I. und den andern Vat. II. zu nennen. In der Ausgabe von Immanuel Bekker ist wie bey Ernesti immer nur von einem V oder Vat. die Rede. Franz Ritter führte für den bessern Codex Vb, für

den schlechteren Va ein. Hr. Dr. kehrt es um und nennt den schlechteren B, den besseren A. Demnach hat fast jeder Editor einen andern Namen für diese Codices: der bessere Codex Nr. 3429 heißt bey U. Becker Vat. I, bey Ritter Vb, bey Dronke A;

der schlechtere Nr. 4498 bey U. Becker Vat. II, bey Ritter Va, bey Dronke B.

Wer wird nun in diesem wichtigen Kampf seiner Benennung den Sieg verschaffen? Ref. kennt keinen Grund, warum Ritter nicht den besseren Codex lieber Va genannt hat, wie U. Becker Vat. I.; aber da es einmal geschehen, so hätte sich der spätere Herausgeber wohl anschließen dürfen!

Gehen wir nun zur Ausgabe selbst über, so ist diese nicht eine Umarbeitung der ersten Ausgabe, sondern eine ganz neue Bearbeitung, so wie auch der Titel sie nicht als editio altera bezeichnet.

Ihr Zweck ist kritisch und exegetisch, und der Exeget scheint in gleichem Grade den kritischen Philologen wie den gebildeten Leser und selbst den Schüler im Auge gehabt zu haben. Natürlich, daß dann jede dieser Leserklassen manche Note als nicht für sie geschrieben betrachten muß. Den zwey letzten Klassen wird es ganz gleichgiltig seyn, ob quoties oder quotiens, petissem oder petüssem geschrieben steht, und der Philolog wird manches zum Theil ausführlich erläutert finden, was für ihn keiner Erläuterung bedurfte; z. B. c. 4 bey Forojuliensium und Massiliam. Diesem Uebelstand wäre durch eine Trennung der Bemerkungen in kritische und exegetische zum Theil abzuhelfen gewesen.

Der Text hat an vielen Stellen entschieden gewonnen, wenn auch nur in Kleinigkeiten und in sprachlicher Correctheit, und die Erklärungen enthalten in löblicher Kürze das Beste aus den bisherigen Commentarien. Ueberraschende Verbesserungen verzweifelter Stellen, deren es so manche in diesem Büchlein giebt, hat Ref. nicht gefunden.

Ref., der bereits 30 Jahre lang diesem Werkchen eine besondere Aufmerksamkeit geschenkt hat, benützt diese Gelegenheit zu zeigen, wie viel noch für die Reinigung des sehr verderbten Textes und für das Verständniß der Worte zu thun ist und wie viel bisher übersehene Schwierigkeiten zu lösen sind. Er thut dieß um so lieber, als er eine unreife Behandlung dieses Gegenstandes aus dem ersten Stadium seiner literarischen Thätigkeit wieder gut zu machen hat.

Gleich in der ersten Periode bemerkt Hr. Dr. mit Recht, daß in ignorantiam recti et invidiam der Genitiv zu beyden Substantiven gehöre. Hätte er nur auch den Begriff von rectum so erklärt, daß der Gedanke keinen Anstoß gebe. Die gewöhnliche Bedeutung von rectum ist die Tugend, als rechter und gerader Weg gedacht, als Synonymum von honestas und probitas. Diese Tugend kann wohl ein Gegenstand der Nichtbeachtung, ignorantia, seyn; aber auch des Neides? Wir zweifeln. Und man betrachte den Geist der ganzen Periode, in der von den Objecten einer Biographie die Rede ist, so wird man fühlen, daß dieser Begriff zu schwach ist. Alles gewinnt ein anderes Ansehen, wenn man rectum nach Tacitus Weise für erectum faßt und das Hervorragende darunter versteht. In diesem Sinne sagt Tacitus ohne Anfechtung Dial. 7. Quibus recta indoles est et bona spes sui; dagegen ist derselbe Ausdruck ihm Agr. 4 Sublime et rectum ingenium corrigirt worden in erectum. In Cic. Off. l. 30 Quint. X, 3, 25 und XI, 1, 16 schwankt wenigstens die Lesart zwischen rectus und erectus.

Die berühmt dunkle Stelle

> Mihi . . venia opus fuit quam non petissem ni incusaturus tam saeva et infesta virtutibus tempora

hat Hr. Dr. nicht eben kurz behandelt, ist aber doch über die Hauptfrage, was denn für eine venia gemeint sey, etwas leicht hinweggegangen; er sagt: veniam sibi petit inconditae ac rudis vocis quum apud priores celeberrimus quisque ingenio virtutis memoriam proderet. Also bloß für seine unvollkommene Darstellung bittet er um Nachsicht? Unmöglich. Wozu denn dieses pompöse Vorwort? und die Erwähnung des Rusticus und Senecio? Soll das alles nichts als die Einleitung zu einer schriftstellerischen Bescheidenheitsformel seyn? Diese ist durchaus Nebensache und enthält eine tiefere Beziehung, als man ihr gewöhnlich unterlegt. Er

bekennt nicht sowohl sich als Anfänger in der historischen Darstellung (denn er war ja doch kein Jüngling mehr) als er vielmehr der Schreckenszeit einen Vorwurf macht, welche die schriftstellerischen Talente gehindert habe, sich thätig zu entwickeln und auszubilden. Was die venia betrifft, so ist Ref. der Ueberzeugung, daß die Stelle verderbt sey. Man schreibe quam non spectavissem und man hat nicht mehr nöthig, auf 3 bis 4 Seiten plausibel zu machen, was Tacitus in einem nur dem subtilsten Scharfsinn lösbaren Räthsel habe andeuten wollen. Nämlich spectavissem steht, wie man es vor den Zeiten der strengen und willkührlichen Kritik mehrmals auch bey Cicero las, für exspectavissem, und unter venia ist die Preßfreyheit (sit venia verbo!) zu verstehen. Die ganze Vita Agricolae ist, wie Hoffmeister fein bemerkt, an die Stelle einer altrömischen laudatio getreten, und hätte gleich nach Agricolas Tod erscheinen sollen. Dieß war nicht thunlich; Tacitus mußte bessere Zeiten abwarten, wo er seinen Helden ohne Gefahr und Beschränkung, so wie er war, schildern und loben durfte.

Capit. 4 hat Hr. Dr. mit Recht Walchs unbegreifliche Erklärung von haussisse durch haustrum fuisse verworfen. Warum wiederholt er aber zugleich Walchs Versehen, hausurum zu schreiben?

Mit der Bemerkung in Cap. 5 electus quem contubernio aestimaret „aestimare significat magni aestimare sive magni facere," wird sich schwerlich irgend ein Latinist befreunden. Es giebt auch für uns Spätgeborene einen grammatischen Instinct der lateinischen Sprache gegenüber; dieser erklärt einen solchen Gebrauch von aestimare selbst bey dem kühnen Neuerer Tacitus für eine moralische Unmöglichkeit; und hätte Hr. Dr. Parallelstellen angeführt, was er nicht gethan, so würde man sich gedrungen fühlen, auch diese durch Emendation oder Interpretation zu beseitigen. Die Stelle ist allerdings schwierig, und auch von Walch durch einen Machtspruch erklärt. Ref. hält contubernio für den Dativ von einem zu ergänzenden idoneum abhängig, wie Hist. I, 18. IV. 68.

In der viel besprochenen Stelle Cap. 6.

Nisi quod in bona uxore tanto major laus quam in mala plus culpae est

geht Hr. Dr. wie seine Vorgänger mit Ausnahme Freinsheins über einen Punkt ganz leicht hinweg, indem sie die Worte so fassen, als ob es hieße nisi quod bonae uxoris und quam malae. Wir fragen, ob das Lateinisch ist: haec in me laus est für haec mea laus oder mihi laudi est, und erwarten mit Zuversicht wenigstens ein Achselzucken. Hieran scheitert die tiefsinnigste psychologische Entwickelung, so daß sich Ref. aller weiteren Einwendungen enthält. Es ist ein Wort ausgefallen:

nisi quod viri in bona uxore etc.

Beyde, Mann und Frau, verdienen wegen ihrer glücklichen Ehe großes Lob, nur der Mann noch in höherem Grade, weil die wohlgezogene Gattin gewissermassen sein, des Eheherren, Werk und Verdienst ist, so wie umgekehrt bey einer unglücklichen Ehe er die größere Schuld trägt, nämlich die zwiefache, erstens ein schlechter Ehemann und zweytens ein schlechter Eheherr zu seyn. Mit diesem Ausspruch harmonirt nach Geist und zufälligem Ausdruck Ann. III, 33. Nam viri in eo culpam si femina virum excedat.

(Fortsetzung folgt.)

1. Polybius ex recognitione Immanuelis Bekkeri.
2. Polybiana. Scripsit F. H. Bothe.

(Schluß.)

Nicht so Daunou [47]), dessen gerechte Würdigung wohl auch unter den deutschen Gelehrten näher bekannt zu werden verdient, weßwegen ich seine Worte hier beyfügen will: „Son ouvrage n'est pourtant point un modèle de l'art d'écrire; *et le jugement si dur qu' en a porté Denys d'Alicarnasse, n'est*

47) Biographie universelle Tom XXXV. p. 245.

pas aussi injuste qu'on le voudrait. Le style de Polybe est sans couleur, et sa diction sans élégance; il ne sait point exciter l'attention des lecteurs par l'éclat des images, ni par la profondeur ou l'originalité des pensées, ni d'ordinaire par la vivacité des sentiments. Son élocution monotone, peu figurée, peu souple, plus négligée que simple, moins claire que diffuse, n'annonce point un goût délicat ni un talent flexible. Toute fois il a tant de droiture et de franchise, il aime avec une telle constance la liberté, la vérité et la vertu, qu'on s'accoutûme à son language austére et qu'on ne sent plus que l'intérêt moral de ses leçons. Quelque fois, animé par des affections si pures, il prend un ton plus élevé; les mouvements de son ame se communiquent à son style; il devient éloquent à force de patriotisme et de probité" etc. Derselbe bemerkt vorher auch sehr richtig das aus seinen ästhetischen Mängeln sehr erklärbare Stillschweigen der nachfolgenden Kunstrichter über ihn, eines Lucian, Quintilian, Longinus und, setze ich hinzu, Hermogenes, welches durch die faden Lobsprüche eines Aelian und Josephus nicht aufgewogen werde. Und mit Daunou stimmen im Wesentlichen unsere neuern deutschen Philologen überein. Wenn van Goudoever sich auf ein Urtheil des J. A. Ernesti über den Polybius stützen will, so steht dieß in dessen Zuschrift zu den Werken des Cicero, bezieht sich bloß auf des Polybius einsichtsvolle Darstellung der römischen Staatsverfassung und ist aus dem Jahre 1737. Später trägt derselbe Kritiker kein Bedenken zu sagen: „Polybio — qui vel a philosophorum scholis (besonders füge ich, in Bezug auf das Obige hinzu, der stoischen und der Stylbildung ungünstigsten) vel a docendae juventutis Romanae consuetudine, vel a senectute vel aliunde aliquid huius vitii trahere potuit praesertim Graecam et scholasticam loquacitatem redolentia, digressiones, philosopho umbratico, quam historico pragmatico digniores" etc. [48]). — Aehnlich spricht J. Jac. Reiske in seiner derben Sprache von der professorischen Lehrsucht [49]) des Polybius. In ähnlichem Sinne urtheilen Wyttenbach und Heyne [50]); und Friedr. Aug. Wolf äußert sich in seinen Vorlesungen über ihn: „Er hat keine Aequabilität des Styls; seine dictio ist castrensis."

Ich glaube meine Anzeige nicht besser schließen zu können, als mit Hindeutung auf einige Stellen eines englischen Lehrgedichts über die Geschichtschreibung [51]), worin Polybius meines Erachtens eben so schön als gerecht gewürdigt wird, und das so anfängt (vs. 283):

Thou friend of Scipio! vers'd in war's allarms! —
(v. 289) O highly perfect in each nobler part,
The sage's wisdom and the soldier's art,
This richer half of Grecian praise is thine:
But o'er thy style the flighted Graces pine" etc. —;

und mit folgendem Bilde schließt:

Like Indian fruit, its rugged rind contains
Those milky sweets, that pay the searcher's pains."

Friedr. Creuzer.

48) Opuscull. philoll. et crit. p. 103.

49) Praefat. p. 764 vergliche Brandstätter S. 28 f., der, wie bemerkt, auch über die Alexandrinismen und andere Spracheigenheiten des Polybius spricht.

50) Ersterer in der Prafatio ad Selecta Historr. grr. p. XVII; Letzterer in den Opuscull. academm. I. p. 105.

51) An Essay on History; by William Hayley Esq. London 1781 2te Ausgabe. — In Betreff der Form und Darstellung möchte endlich auf Polybius anwendbar seyn, was Justus Lipsius von Guicciardini sagte: inter veteres historicos est mediocris; und in der That, in der politisch-didaktischen Absichtlichkeit, in der Breite der Erklärungen, in den Wiederholungen und in der oft zu wortreichen Sprache gleichen sie einander.

Gelehrte Anzeigen

München. Herausgegeben von Mitgliedern 11. März.

Nro. 50. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Julii Agricolae liber etc.

Sollennia anniversaria in Gymnasio regio Ludoviciano rite celebranda indicit D. Franciscus Oelschlaeger etc.

(Fortsetzung.)

Ebendas. hat Hr. Dr. aus den Vatt. medio luxuriae atque rationis aufgenommen, wie schon manche vor ihm thaten. Putcolanus fand modo für medio ohne Zweifel aus seinem Codex, da medio einen leicht verständlichen wiewohl falschen Gedanken giebt, während modo der Erklärung augenscheinlicher bedarf. Fassen wir medio ins Auge! Offenbar ist der Sinn, daß Agricola bey Veranstaltung der ihm obliegenden Festspiele das rechte Maaß gehalten habe — die Mitte — natürlich zwischen zwey Extremen, der Verschwendung und der Knickerey. Aber ratio ist nicht die Knickerey, abundantia nicht die Verschwendung, sondern jenes die Vernunft, die des Guten nicht zu viel thut, dieses das Vollauf, welches nichts vermissen läßt. Das sind beydes nicht Extreme, sondern Tugenden. Demnach würde Tacitus sagen, daß A. die Mitte zwischen zwey Tugenden, zwischen der vernünftigen Sparsamkeit und dem noblen Aufwand gehalten habe. Aber wer in aller Welt pflegt das juste milieu so zu charakterisiren? Dazu kömmt noch ein grammatischer Scrupel. Der Sprachgebrauch würde medio rationis et abundantiae verlangen, nicht atque oder ac. Behalten wir dagegen modo bey, so ergiebt sich der Sinn: ludos duxit eo modo quem ratio atque abundantiae praescribebant.

Das befremdliche Tempus sensisset am Schluß desselben Capitels versteht Ref. nach H. Dronke's Erläuterung: Omnes fere perperam vertunt empfand; dicendum erat: würde empfunden, gefühlt haben, noch weniger als vorher. Warum nicht sentiret, was das natürlichste scheint? Die Antwort ist einfach: sensisset ist prägnant zu fassen und in sensisse diceretur aufzulösen. So kann ne oderim in Annall. XVI, 16 nichts anders bedeuten als ne odisse videar, und Hist. II, 47 sind Otho's Worte nemo imperium tam fortiter reliquerit eben so zu fassen. Dieser Gebrauch ist nicht dem Tacitus ausschließend eigen. Curt. VI, 7, 33. Ipsum tam levi autori nihil credidisse respondit; veritum ne jurgium . . non sine risu aliorum detulisset. Vgl. Plin. Pan. 28 fecisses und Cic. orat. I, 7, 26 incidisset.

Rec. kann nicht begreifen, wie man Cap. 9 die Worte tristitiam et arrogantiam et avaritiam mißverstehen kann. Wer kennt nicht die Art, wie Göthe's Egmont seinem Gretchen erst „den großen Egmont, der so viel Aufsehen macht," schildert als einen „verdrießlichen, steifen, kalten Egmont, der an sich halten, bald dieses, bald jenes Gesicht machen muß," und dann als Gegenbild „Klärchens Egmont," der „ruhig, offen, glücklich ist." Eben so ist Agricola in seinem Amte ernst bis zur Finsterkeit, vornehm bis zum Schein des Stolzes, und auf Roms Vortheil bedacht bis an die Gränze der Habsucht. War er wieder im Kreis der Seinen, so hatte er bereits alle diese lästigen Eigenschaften

abgethan und, wie wir sagen würden, auf seinem Bureauzimmer gelassen. Um den Contrast mehr hervorzuheben, wählt er die stärkeren Ausdrücke oder beurtheilt den Staatsbeamten von dem Standpunkt der Provinzialen. Statt dieser einfachen Auffassung müht sich Hr. Dr. mit andern ab glaublich zu machen, daß exuere vitium (und nicht etwa erst das Perfectum exuisse) die Bedeutung von liberum esse a vitio habe.

Cap. 10 bezeugt auch Hr. Dr., daß beyde Vatt. lesen fama est transgressis. Da dieß keinen Sinn giebt, so folgt er der Conjectur des Rhenanus transgressa. Nicht übel. Uns scheint diese Stelle auf das leichteste durch eine Versetzung zweyer Worte zu heilen. Es muß heißen:

unde et in universum fama; sed transgresis immensum .. in cuneum tenuatur.

Die ersten Worte sagen dasselbe, als wenn transgressa dabey stünde, ganz wie Hist. II, 20. famam in caetera fore. Die Verbindung von transgressis tenuatur hat gleichfalls nichts Befremdliches für den Leser des Tacitus.

Gleich darauf folgt eine crux interpretum, die Worte

Dispecta est et Thule, quam hactenus nix et hiems appetebat.

Wir erfahren hier vor allem, daß des Rhenanus Conjectur abdebat auch die Lesart des Ms. A ist, während B mehr mit Puteolanus stimmt: jussum et hiems appetebat. Hr. Dr. behält appetebat bey und vermuthet ein weiteres Verderbniß in den Worten hactenus nix oder jussum et, ohne selbst einen Heilungsversuch anzustellen. Er erkennt an, daß hactenus nicht temporell in der Bedeutung von bisher sich fassen lasse; mit Recht, denn es bedeutet anderwärts nichts als: nur bis zu dem und dem Punkt und nicht weiter. Mit Hrn. Dr. Andeutung ist die Sache aber nicht sonderlich gefördert und muß sich jeder nur zu weiteren Versuchen aufgefordert fühlen. Ref. hilft durch bloße Interpunction:

Dispecta est et Thule, quam hactenus! — nix et hiems appetebat.

Dieß erklärt sich durch die Gewohnheit jener kühnen Ellipsen oder vielmehr Aposiopesen, die dem Styl des Tacitus einen so eigenthümlichen, subjectiven, lyrischen Charakter geben und ihn von seinen Vorgängern, selbst von dem der objectiven Darstellung gleichfalls entfremdeten Livius, so wesentlich unterscheiden. Das Verbum zu quam hactenus ist das obige: invenit domuitque. Die Flotte, heißt es, entdeckte und unterwarf die Orcaden; auch Thule sah man deutlich; aber hierauf mußte sich die inventio und domitio dieser Insel beschränken, denn der Winter war im Anzug und gestattete keine weitere Unternehmung. Für den römischen Stolz war veni, vidi, vici zusammen ein einziger Act; den Umstand, daß man nun einen klaren Begriff von der Lage des mährchenhaften ultima Thule hatte, bezeichnet Tacitus schon als eine halbe Eroberung. Hätte er schreiben wollen wie andere, bloß klar und nicht zugleich pikant, so würden wir vielleicht den Gedanken so ausgedrückt lesen: Classis Orcades . . . invenit domuitque; etiam Thulen hactenus, ut dispiceretur. Dieß ist der Begriff von dispicere, deutlich und nicht bloß in dunkler Form oder im Nebel sehen, wie διδεῖν. Vgl. Ann. III, 23.

Cap. 13 lesen wir Divus Claudius auctor operis. Hr. Dr. legt keinen Werth auf die auffallende, obwohl sinnlose Lesart seiner Mss. autoritate operis. Aber er erwähnt auch nicht, was an seinem Text auffallen und mißfallen muß. Tacitus nennt den Kaiser Claudius, den er doch in seiner Nichtigkeit hinlänglich kennt und verachtet, den Schöpfer des Werks; ein majestätischer Ausdruck, der für den nichts weniger als genialen Claudius viel zu ehrenvoll ist; und noch dazu gegen die historische Wahrheit, denn nur Julius Cäsar kann so heißen. C. Roth hat diesem Uebelstand durch eine sinnreiche, aber keineswegs wahrscheinliche Conjectur abzuhelfen gesucht. Das Wahre liegt in dem verderbten Wort autoritate, nämlich auctor iterati operis. Dieß mäßige Lob paßt auf Claudius; er hat das frühere Unternehmen zuerst wieder aufgegriffen.

Cap. 15. Alterius manus centuriones, alterius servos vim et contumelias miscere. Diese

Lesart hat Hr. Dr. von dem Recensenten seiner ersten Ausgabe Ottfr. Müller aufgenommen, mit der Erklärung: alterius manus, quibus utatur esse centuriones, alterius manus servos. Das läßt sich wohl hören und auch allenfalls verstehen; doch würde niemand zürnen wenn manus oder centuriones ganz fehlte. Ref. ist überzeugt daß die Periode drey Glieder hatte, welche durch Ausfall eines Wortes auf zwey ungelenke zusammengeschrumpft sind. Man lese:

> Alterius manus, centuriones alterius, utrinsque servos vim et contumelias miscere.

Mit dem Ausdruck manus spielt Tacitus offenbar auf die von Dr. nur zu sehr auszugsweise angeführte Stelle Ciceros, Verr. II, 10, 27 an; diese Anspielung verliert aber und ist sogar fehlerhaft, wenn er unter manus einen weiteren Begriff verstanden wissen will als bey Cicero der Fall ist; bey diesem bedeutet es aber nur die langen Hände oder Finger der Attachés, die dem Verres betrügen und stehlen halfen, nicht die starken Arme der Centurionen die seine Gewaltthaten ausführten. Daher können auch hier die manus die Helfershelfer nur der Civilgewalt bezeichnen, im Gegensatz der centuriones, der Werkzeuge der Militärgewalt. Der Thesis und Antithesis läßt die Rhetorik und besonders Tacitus gern eine Synthesis folgen; das sind die Sclaven in deren Besitz beyde Gewalten waren.

In Cap. 18 hat H. Dr. den Text wesentlich verbessert auf Autorität der bisher unbekannten Lesart seiner beyden Mscr. indem er opperiri, quum Agricola statt des bisherigen opperiri. Tum Agr. aufnahm. Dagegen hätte er bald darauf nach Anleitung derselben Führer mit U. Becker schreiben sollen: terrorem caeteris fore; denn universa ist offenbar nichts als eine Dittographie aus der vorigen Zeile. Was Hr. Dr. als Gegengrund anführt, quia verba prout prima cessissent alius rei mentionem postulant quam terroris, bekennt Ref. nicht zu verstehn.

Cap. 22 ist die Frage was unter secretum zu verstehn sey, geheimnißvolle Zurückgezogenheit, oder Privataudienzen. Beydes obgleich sprachlich gleich möglich will nicht recht passen. Dazu kömmt die Lesart der Vatt. secretum ut silentium. Alles löst sich auf das schönste durch eine richtige Interpunction: caeterum ex iracundia nihil supererat secretum, ut silentium ejus non timeres. Niemand wird die Lehre der Vulgärgrammatik daß der Genitiv secreti erforderlich sey, auf Tacitus anwenden; vgl. Hist. 1, 16 nihil praeteritum, und Ann. XI, 37 nihil honestum.

Sehr erwünscht ist Cap. 25 daß Pichenas Conjectur victus oceanus für auctus von den beyden Hdschr. bestätigt wird. Gleich darauf erregen die Worte oppugnasse ultro gegründetes Bedenken. H. Dr. will sie von Majore fama abhängig machen. Aber wie paßt das zusammen? die Caledonier haben doch unläugbar die Offensive ergriffen, und doch soll Tacitus sagen daß dieß eine Uebertreibung sey? Ref. schlägt vor zu lesen:

> majore fama, uti mos est de ignotis, castella adorti metum ut provocantes addiderant: oppugnasse ultro! regrediendumque etc.

die schwierigen Worte sind ein Angstschrey der Römer und besonders der gleich darauf sprechenden admonentes.

> In der verzweifelten Stelle des 28. Capitels
> mox ad aquam atque ut illa raptis secum plerisque etc.

können nur bessere Hdschr. helfen. Die bisherigen Versuche glaubt Ref. durch nachstehenden Vorschlag um einen Schritt weiter zu fördern

> mox ad aquam (näml. hauriendam) egressi atque vi alia raptantes cum plerisque . . proelio congressi.

Oder wäre gar egressi nicht sowohl einzuschalten als aus dem folgenden congressi zu entlehnen?

> In Cap. 32 muß sich Ref. noch immer an die Lesart des Puteolanus halten
> et libertatem non in praesentiam laturi primo statim congressu unde (verderbt aus uno die) ostendamus etc.

Calgacus hat eben die Briganten erwähnt die sich befreyten, aber gleich wieder unterjochen ließen durch

ihre Sorglosigkeit. Diesen stellt er seine Caledonier entgegen die nicht nur für einen Augenblick, wie jene, die Freyheit erobern sondern für alle Zeiten sie behaupten würden. Dieß erkennt Dronke als einen guten Sinn an, aber zieht dennoch poenitentiam vor mit der geschrobenen Erläuterung: libertatem non ita laturi ut mox liberos fuisse nos poeniteat, scilicet ut Brigantes postea poenituit. Konnte Tacitus von den Briganten sagen, daß ihre Unabhängigkeit sie später gereut habe? Das wäre eine an Blasphemie gränzende Hyperbel, zu welcher kein Motiv vorliegt. Das vom Ref. früher vorgeschlagene impraesentiarum will er gern aufgeben ohne jedoch Hrn. Dr. zuzugestehn daß dieß so häufig und bey Tacitus selbst vorkommende Wort grammaticis et scriptoribus medii aevi deberi vel certe iis relinquendum esse.

Cap. 34 freuen wir uns Hrn. Dronke zu begegnen in der Deutung von ultro ruere als Infinitivus historicus oder vielmehr als Infinitiv, der nach Analogie des historicus auch auf eine sich wiederholende Handlung in der Gegenwart übergetragen sey, doch begnügt sich Hr. Dr. dieß einfach anzunehmen und nur den schnellen Uebersprung der Construction von diesem Infinitiv auf das wirkliche verbum finitum mit Beyspielen zu belegen. Dieß schien uns weniger nöthig, als die Nachweisung eines solchen Infinitivs ausserhalb der eigentlichen Erzählung. Wir wissen nicht ob sich solche Fälle bey andern Prosaikern finden; bey Tacitus aber kennen wir drey, die noch niemand neben einander zu stellen sich die Mühe genommen hat; die vorliegende Stelle, welche gewiß unverdorben ist; dann Germ. 7 unde feminarum ululatus audiri, was gleichfalls Anstoß gefunden, endlich Dial. 29 wo man insumitur für die handschriftliche Lesart insumere eingeschwärzt hat. So ist es freylich leicht mit Spracheigenthümlichkeiten eines Schriftstellers fertig zu werden!

Die schwierigste Stelle der ganzen Schrift ist in der Beschreibung der Schlacht am Berg Grampium. Wenn man sich ein recht klares Bild von der ganzen Schlachtordnung und der Schlacht macht, so überzeugt man sich, daß die equitum turmae durchaus die römische Reiterey bezeichnet. Nur ungern nennen die Römer einen barbarischen Reiterhaufen turma, sie thun es aber bisweilen, weil sie für die Reiterey keinen so bestimmten Ausdruck haben wie catervae im Unterschied von cohortes für das Fußvolk. Wenn daher equitum turmae in einer Schlacht zwischen Römern und Barbaren ohne Zusatz genannt werden, sind immer die römischen turmae gemeint. Von diesen kann es aber nun freylich nicht heissen fugere; wenn das factisch der Fall gewesen wäre, so hätte Tacitus schon einen euphemistischen Ausdruck gefunden. Hier ist nun offenbar eine Lücke, ich glaube nur von zwey Worten. Wir schreiben:

Interim equitum turmae immissae, ut fugere covinarii, peditum se proelio miscuere.

Agricola ließ, nachdem die Cohorten, das Fußvolk, angegriffen, seine Reiterey einhauen; natürlich auf die feindliche Reiterey in der Ebene, d. h. auf die covinarios; als diese in die Flucht geschlagen waren unterstützte die siegreiche Reiterey, auf die Verfolgung der covinarii verzichtend, ihr fechtendes Fußvolk, und verbreitete durch ihre Erscheinung Schrecken bey den Britannen, der sich jedoch bald minderte, als die Reiterey in dem Gedräng und unebenen Terrain nicht frey agiren konnte. Es hatte gar nicht das Ansehn eines Reitergefechts

cum e gradu stantes simul equorum corporibus impellerentur

nach unserem Vorschlag, d. h. weil sie wie der miles statarius auf Einen Platz gebannt waren, während doch zugleich ihre Pferde vorwärts wollten. Dieß ist der traditionellen Lesart am ähnlichsten:

cum aegra diu aut stante simul etc.

Das störende aut hat sich aus der folgenden Zeile hieher verirrt; da muß es eingeschoben werden an seiner rechten Stelle:

vagi currus aut exterriti . . equi etc.

Die Redensart von e gradu stantes ist freylich ungewöhnlich, sie ist durch eine Verbindung der zwey gewöhnlichen entstanden: e gradu pugnantes et in gradu stantes. Hr. Dr. giebt mit C. Roth

quum auriga tunc adstante simul etc.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. März.

Nro. 51. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

C. Cornelii Taciti de vita et moribus Julii Agricolae liber etc.

Sollennia anniversaria in Gymnasio regio Ludoviciano rite celebranda indicit D. Franciscus Oelschlaeger etc.

(Schluß.)

In Cap. 39 ließt man:

frustra studia fori et civilium artium decus in silentium acta si militarem gloriam alius occuparet.

Hr. Dr. verweist einfach auf C. Roth. Dieser faßt studia fori als die Aeußerungen der Neigung von Seiten des Publicums für einen vor Gericht sprechenden Redner, und civiles artes für die Tüchtigkeit zu Staatsgeschäften. Nur in silentium acta erklärt Hr. Dr. selbst: machen, daß etwas verstummt. Der erste und unbefangene Blick wird jedoch in studia fori vielmehr ein Synonymum von eloquentia forensis finden und die Tüchtigkeit zu Staatsgeschäften wird nicht sachgemäß durch civilium artium decus umschrieben werden. Aber sey dem so: da jedoch nach der allgemeinen Ansicht hiemit auf Domitians Verfolgung besonders gegen die Philosophen hingewiesen wird, so muß es auffallen, daß die Darstellung vermuthen läßt, dieses Schreckenssystem habe besonders den praktischen Bildungszweigen gegolten, während Domitians Grimm doch nur gegen die Ideologen gerichtet war. Ferner begann ja dieses System erst nach Agricolas Tode; Domitian kann sich also hier noch nicht darauf beziehen. Was folgt hieraus? Die ganze Stelle ist bisher völlig mißdeutet worden. Es muß ein Komma nach artium decus gesetzt werden, so daß frustra nicht ein zu acta gehöriges Adverbium ist, sondern das Prädicat zu studia und decus, und auf gleicher Stufe mit dem asyndetisch verbundenen in silentium acta steht. Die studia fori und artes civiles sind die Künste des Domitianus selbst. Wir übersetzen: „seine Redekunst im Gericht und seine geheime Regierungskunst helfe ihm nichts, sey in den Hintergrund gedrängt, wenn ein anderer für einen größeren Kriegshelden gelte als er; dieser Ruhm sey eine unerläßliche Pflicht für einen Kaiser, jene Künste gelten nur als Beywerk und Schmuck.“ Daß Domitian den Gerichtsverhandlungen eifrig und selbstthätig beywohnte, bezeugt Sueton. c. 8. und diese Neigung ist mit Quintilians Compliment Instit. IV, ps. 3 gemeint, ut in omnibus ita in eloquentia quoque eminentissimus; nicht seine dichterischen Versuche; und daß er auf seine macchiavellistische Politik stolz war, geht aus seinem Benehmen mannichfach hervor. Die Redensart in silentium acta hat nun gleichfalls einen andern Sinn; silentium ist passiv zu fassen wie bey Sallust vitam ne silentio transeant, d. h. ruhmlos.

Eine bisher ganz unbeachtete Schwierigkeit findet Ref. in Cap. 42. Proprium humani ingenii est, odisse quem laeseris. Hr. Dr. vergleicht mit andern die Stelle von Senec. II, 33. Hoc habent pessimum animi magna fortuna insolentes: quos laeserunt, et oderunt. Ref. ist kein Freund jener altmodischen Jagd auf Imitationen; hier aber ist gewiß keine zufällige Aehnlichkeit, sondern eine Anspielung oder wenigstens eine Reminiscenz an einen pikanten Spruch eines berühmten Modeschrift-

stellers, der unverkennbaren Einfluß auch auf Tacitus hatte, ungeachtet dieser in seinem späteren Jahren Senecas Geist und Bildung nur sehr bedingt anerkennt; Ann. XIII, 3. Aber nun vergleiche man beyde Stellen. Die Neigung, diejenigen, die man verletzt hat, auch zu hassen, nannte Seneca eine Eigenschaft der Tyrannen; denn diese sind durch magna fortuna insolentes umschrieben; Tacitus dagegen macht sie zu einer allgemeinen Eigenschaft der menschlichen Natur. Und das ist nicht so hingeworfen, sondern es erscheint als eine Correctur von Senecas Ausspruch, also als ein wohl bedachter Satz, mit dem es ihm voller Ernst sey. Dieser neue Gedanke nun: jeder Mensch pflegt den zu hassen, den er verletzt hat, ist nicht nur ein Paradoxon, sondern verräth auch eine Ansicht von der natürlichen Verderbtheit der menschlichen Natur, wie sie kaum greller auszusprechen ist. Denn, unbefangen angesehen, wie wird der gute und edle Mensch sich gegen den von ihm beleidigten benehmen? ich denke, er wird die Wunde, die er geschlagen, zu heilen, das Gemüth, das er sich entfremdet, zu versöhnen suchen. Und der gewöhnliche oder charakterschwache Mensch? er wird dem Beleidigten ausweichen und sich Glück wünschen, wenn seine Beleidigung nicht vergolten wird. Seine Abneigung wird Furcht, aber nicht offensiver Haß seyn. Nur der böse Mensch hat zugleich Kraft und Herzlosigkeit genug, den einmal Beleidigten bis zur endlichen Vernichtung zu verfolgen; das Bewußtseyn, daß jener ihn hassen müsse, giebt seinem eigenen Hasse immer neue Nahrung. Gleicht es nun dem Gemüth des Tacitus, diese Denkart der bösen Menschen zur Denkart der Menschen überhaupt zu machen? Er ist zwar des Glaubens, daß die Mehrzahl der Menschen, besonders seiner Zeitgenossen, schwach und characterlos sind, aber nicht, daß sie bös und boshaft sind. Wer den Tacitus als gallsüchtig und schwarzblütig verschreit, hätte sich auf diese eine Stelle berufen können, um seine Ansicht hinlänglich zu bekräftigen. Aber sie steht allein und ist durch die leichteste Emendation zu beseitigen:

Proprium inhumani ingenii est etc.

Das ist so viel als unmenschlich, saevus, nach einem dem Tacitus so viel Ref. weiß eigenthümlichen Gebrauche; vgl. Hist. II, 70. III, 83, während dieß Adjectiv sonst nur in der milderen Bedeutung von inhuman oder ungebildet sich findet.

In den nächst folgenden Worten: Sciant quibus moris est illicita mirari, folgt H. Dronke der allgemeinen Deutung: omnia quae ex contumacia et nimio inanique studio libertatis atque jactatione proficiscuntur, qualia multi illius aetatis Stoici faciebant. Auch Ref. theilte diese Ansicht, bis er in der fast vergessenen Uebersetzung des geistreichen C. Fr. Bahrdt die anspruchslose Bemerkung las: „Er meint den willkührlichen und bey der ersten besten Mißlichkeit leichtsinnig unternommenen Selbstmord. Auch unter ruchlosen Fürsten, will Tacitus sagen, kann ein wirklich großer und weiser Mann leben.“ Die Richtigkeit, ich möchte sagen ausschließende Möglichkeit dieser Erklärung bestätigt der Sprachgebrauch. Ein menschliches Verbot heißt wenigstens bey Tacitus niemals illicitum; überall bezeichnet er damit etwas, was durch die Natur oder göttliche Ordnung, durch die ἀγράφους νόμους oder wenigstens durch das Ehrgefühl verboten ist. Vgl. Ann. III, 27. XIII, 12. XV, 37. Hist. III, 33. Das entsprechende griechische Wort gebraucht Plato von derselben Handlung: Phaedon. p. 61, C. οὐ μέντοι ἴσως βιάσεται ἑαυτόν· οὐ γάρ φασι θεμιτὸν εἶναι.

Ref. verbindet hiemit die Anzeige schätzbarer Beyträge zur Kritik des Tacitus, besonders der Annalen und Historien, welche ein sehr geachteter und verdienter Schulmann unseres Vaterlands in vorliegendem Schulprogramm mitgetheilt hat. Es sind dieser Bemerkungen 57 an der Zahl, nach welchem Princip geordnet hat Ref. nicht errathen können. Da sie fast sämmtlich schwierige und viel besprochene Stellen betreffen, so wird der Verfasser wie der Leser sich zufrieden erklären, wenn auch nur ein kleiner Theil dieser Conjecturen die sofortige Aufnahme in den Text verdient; denn in der neueren Periode der philologischen Wortkritik werden durchschnittlich wohl 100 Verbesserungsversuche (die offenbar schlechten ungerechnet) gemacht, ehe einer

davon, als wirkliche Verbesserung angesehen wird — natürlich, da uns nur die Nachlese, d. h. die Heilung der tiefstliegenden Fehler übrig gelassen ist.

Diese Ehre der Aufnahme in den Text verdient vor allem p. 11 der Vorschlag, in Hist. IV, 42. Sed diutius durant exempla quam mortales zu lesen statt des corrupten mores. Bisher hat man sich mit Lipsius Conjectur autores, begnügt.

Gleiche Evidenz wie dieser Conjectur kann Ref. keiner andern zusprechen; doch sind noch viele sinnreich und ansprechender als die früheren. Dahin zählen wir §. 51. zu Hist. III, 24. cur irati sumpsissent für die handschriftl. Lesart cur rari sumpsissent. Agr. 20. ut nulla ante Britanniae nova pars illacessita transierit, wo H. O. das von dem Ref. für die Kritik des Tacitus empfohlene Mittel der Wortversetzung anwendend vorschlägt: ut Britanniae nova pars ut nulla ante, illacessita transierit.

Eben so ist Ann. XII, 42. qui mos (oder vielmehr honos, wie von Ursinus angenommen wird) sacerdotibus et sacris antiquitus concessus, wo 5 Handschriften (freylich gerade der Med. nicht) das verderbte Wort Druidibus nach sacris einschalten. Darin liegt, meint der Verf., die rechte Lesart: sacris deorum ritibus verborgen. Vergl. p. 13.

Gegen manche der übrigen Conjecturen läßt sich einwenden, daß sie nicht nöthig oder nicht passend seyen.

Gleich die erste, Ann. III, 3. sen victus luctu animus magnitudinem mali perferre visu non toleravit. Hier kann doch durchaus nichts auffallen als die Verbindung von perferre toleravit. Zu dessen Schutze ist schon Plin. H. XXVI, 1 angeführt worden. Aber Tacitus selbst liebt diese Fülle des Ausdrucks. Dial. 2. Maturare libri hujus editionem festino.

S. 4. Defensio in caeteris trepidavit Ann. III, 14 soll certis gelesen werden. Der Verf. erinnerte sich nicht an den lateinischen Gebrauch von caeteri, demnach es sich auf das folgende bezieht und sein Gegensatz erst nachfolgt; hier solum veneni crimen visus est diluisse.

S. 9 tot per annos visum fastigii regimen Ann. XIV, 54 will Hr. O. in usurpatum verbessert wissen. Aber Seneca wählt visum, um die Regierungszeit des Claudius, welche Nero mit angesehen oder erlebt hatte, mit einzuschließen und dadurch die Zahl der tot anni, welche dem Nero Reife und Erfahrung verliehen hätten, zu vergrößern.

S. 15. Et illi quidem quos principium stragis in mortem afflixerat ut tali sorte cruciatum effugere nimmt der Verf. Anstoß an ut tali sorte. Mit Unrecht. Jede gewaltsame Todesart, wie hier die Zerschmetterung durch ein zusammenstürzendes Haus, macht, wenn auch der Tod schnell erfolgt, doch den Eindruck eines qualvolleren Todes als der auf dem Krankenbett. Also die sogleich ganz Erschlagenen hatten verhältnißmäßig weniger Qualen zu erdulden im Vergleich mit den lebendig unter den Ruinen Begrabenen.

S. 16. Syriae executio Ann. XV, 25 soll in Syriae exercitus verwandelt werden. Keineswegs. Corbulo war Statthalter von Syrien, nach XIV, 26. Nun überträgt der Senat dem Corbulo den Krieg in Armenien und giebt ihm einen Nachfolger in Cincius.

S. 13 soll Ann. XIII, 41 Nam cuncta extra tecta hactenus sole illustria fuere verbessert werden in tecta tuentibus; wenig ansprechend. Zugegeben, daß tueri, d. h. scharf ins Auge fassen, nach Tacitus Weise für das Compositum in tueri stehen könne, so ist der ganze Zusatz ein unnützer und durch die verglichene Stelle Hist. V, 11 procul intuentibus mit nichten geschützt, denn da ist ja procul die Hauptsache. Ref. muß hier gegen seine eigene Erklärung eben so wie gegen Hrn. Oelschlägers Conjectur zu Felde ziehen. Das anstößige hactenus besagt eben so viel als des Lipsius Conjectur tectis tenus. Der Sinn ist: Alles außerhalb der Häuser (d. h. der Stadt) stand so weit (d. h. bis zu der Stadt) im Sonnenschein. Allerdings ist hactenus entbehrlich — so wie auch das griechische ὧδε oder οὕτως hinter einem Particip entbehrlich, aber darum nicht bedeutungslos, nicht lästig, nicht corrupt ist. Eben so unver-

fälscht ist Hist. IV, 86. Domitianus . . simplicitatis ac modestiae imagine in altitudinem conditus. Es ist derselbe Gebrauch wie Ann. III, 44 altitudine animi. Er zog sich in sich selbst zurück und äußerte sich nicht mehr über Politik, indem er glauben ließ, er sey für einen Diplomaten zu schlicht und ehrlich, simplex, und fühle sich den älteren Männern gegenüber noch nicht reif genug, modestus.

In Ann. III, 11. Ac premeret p. 1 und Hist. II, 4 labor hätte sich H. D. bey der Annahme einer Dittographie beruhigen uud diese Wörter lieber tilgen als verbessern sollen.

Ann. XVI, 2. delectum navigium soll in delectus navigantium verwandelt werden. Aber das müßte nothwendig nautarum heißen. Eben so ist §. 57. der Vorschlag remorante für remigante gegen den Sprachgebrauch. Hier wäre remanente erforderlich. Es muß wahrscheinlich uno regente geschrieben werden; dieß ist ein Synonymum von gubernare.

Ann. IV, 21 will H. D. den neutralen Gebrauch von augere nicht gelten lassen und schlägt augescere vor, trotz des Vorganges von Cato und Sallustius, denen noch Catull beygefügt werden kann. Wenn der Verf. hier und p. 18 zu Ann. XVI, 4. Et plebs quidem urbis nach einem Grund fragt, warum Tacitus von dem gewöhnlichen Sprachgebrauch abgehe und nicht augeri und plebs urbana wie andere schreibe, so verkennt er eine der wesentlichsten Eigenthümlichkeiten des Tacitischen Styles. Es ist hier ein Theil der σεμνότης der historischen Darstellung im Sinn des Thucydides und Tacitus nicht so zu schreiben, wie man es nach der populären Weise erwartet. Eben so wenig ist es von Bedeutung, daß Tacitus augere so oft in seinem gewöhnlichen Sinn gebraucht. Johann Müller schreibt mit eben solcher Inconsequenz bald waffnen, bald sich bewaffnen und würde in große Verlegenheit gekommen seyn, wenn er jedesmal seine Gründe für das eine oder andere hätte angeben sollen. Wer von unsern heutigen Schriftstellern ist denn so consequent im Gebrauch der

Wörter und der Constructionen, wie unsere Kritik es den Alten in der Regel zuzumuthen pflegt?

L. D.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

Manuscripte.

Historische Beschreibung des Durchl. Hauses von Bayern Ursprung, Hochheiten, Abtheilung, Glück- und Unglücks-Fählen, aus dem Churbayr. Archiv und darinnen befindlichen Documentis und Manuscriptis zusammengetragen von H. Johann Caspar Schmidt, Churfürstl. geh. Canzlern. Cod. chart. in fol.

Gült- und Zinßbuch des Klosters Tällelhausen. Cod. chart. in fol.

Druckwerke.

E. de Ochoa, Catalogo razonado de los manuscritos españoles existentes en la biblioteca de Paris etc. Par. 1844.

L. Bréauté, Catalogue de la bibliothèque de la ville de Louviers. Rouen 1843.

Dr. C. L. Grotefend, Verzeichniß der Handschriften und Incunabeln der Stadtbibliothek zu Hannover. Hannover 1844.

Supplement to the London catalogue of books, edition dated 1839. Containing the new works published in London from 1839 to 1844. Lond. 1844.

Le catalogue des imprimés de la bibliothèque de Reims. I. Théologie. Jurisprudence. Reims 1843.

Biblioteca di scienze morali, legislative ed economiche . . . compilata sotto la direzione di Pasq. Stanisl. Mancini. Fasc. I. Napoli 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. März.

Nro. 52. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Ueber die Zahl der Schauspieler bey Aristophanes. Von Carl Beer, Mitglied der griechischen Gesellschaft zu Leipzig. Nebst einem Anhange, Personenveränderungen einzelner Stellen der Aristophanischen Komödien enthaltend. Leipzig, Weidmann'sche Buchhandlung 1844.

Es ist heutzutage allgemein bekannt, daß die scenischen Darstellungen in Athen von Staats wegen bestimmten Normen untergeordnet waren und vorzüglich, daß seit Sophokles die Dreyzahl von Schauspielern als gesetzliche Gränze galt, welche kein tragischer Dichter hätte überschreiten können, ohne Gefahr zu laufen, sowohl von Seite des Staates als des richtenden Publicums mit seinem Kunstproducte abgewiesen zu werden. Der Tragiker mußte also beym Entwurfe seines Stückes wie bey der Ausführung wohl darauf Bedacht nehmen, die handelnden Personen so zu gruppiren, daß er nicht mit jener nach unseren Ansichten knapp zugemessenen Zahl in Verlegenheit gerieth und eine schickliche Vertheilung der Rollen mit den ihm zu Gebote stehenden Mitteln vornehmen konnte. Wie diese Vertheilung in den uns geretteten Tragödien am besten geschehen könnte, das ist annoch eine manchfach bestrittene Frage, die deßwegen nicht leicht Erledigung finden wird, weil dabey dem ästhetischen Geschmack des Einzelnen viel überlassen bleibt. Wenn nun aber jene Dreyzahl für die Tragödie als fest einschließende Schranke dastand, so ist dieselbe noch nicht sofort als gleich gültig für die zweyte Art dramatischer Poesie hinzustellen und man kann mit Recht fragen: War nicht die altattische, ihrem Inhalt nach so freye, fast zügellose Komödie über diese scheinbar lästige Einschränkung erhaben? und zu welchem Resultate gelangen wir, wenn wir die uns vollständig erhaltenen Stücke dieser Dichtungsart deßhalb kritisch untersuchen? Diese Fragen sind es, welche Hr. C. Beer in dem oben bezeichneten Buche geprüft und nach den uns vorliegenden Hülfsmitteln zu entscheiden gesucht hat. Er geht hiebey den einzig sichern Weg, nichts im Voraus zu supponiren und überhaupt nichts als ausgemacht hinzustellen, außer was sich historisch nachweisen läßt, und nur das für wahrscheinlich zu halten, was aus solch unbezweifelten Acten oder Thatsachen vernunftgemäß geschlossen werden kann. Daher begleitet die ganze Untersuchung Klarheit, Gründlichkeit, Einfachheit und wenn sich auch, zumal bey Besprechung einzelner Stellen, hie und da eine andre Ansicht geltend machen läßt, so kann Ref. nicht umhin, zu erklären, daß er in der Hauptsache mit dem Verf. vollkommen übereinstimmt.

Das Buch zerfällt in drey Theile; im ersten, der Einleitung, beantwortet der Verf. die erste der eben angeregten Fragen, ob die attische Komödie in ihrer Blüthezeit und gleichfalls ein Pflegling des Staates das Gesetz, dem ihre Schwester unterthan gewesen, umgangen habe, oder nicht. Ehe er sich für das ja oder nein entscheidet, berührt er noch einige Controverspunkte in der Tragödie selbst, die Vertheilung der Rollen, ihren Werth, den Begriff des Parachoregems und Paraskenions, wobey er sich meistens der Autorität O. Müllers und K. Fr. Her-

manns anschließt; sodann aber glaubt er sich theils durch Wahrscheinlichkeitsgründe, theils durch ausdrückliche Zeugnisse berechtigt, anzunehmen, daß auch die Komödie in jener guten Zeit hinsichtlich der Zahl der Schauspieler an dieselben Gesetze gebunden war, wie die Tragödie. Jene Gründe sind namentlich folgende: Die komischen Dichtungen wurden rücksichtlich ihrer Aufführung und Beurtheilung vom Staate ganz ebenbürtig mit den Tragödien behandelt; die Alten selbst schweigen gänzlich über einen gesetzmäßigen vierten Schauspieler für diese Art der theatralischen Unterhaltung; wenn der Anonymus περὶ κωμῳδίας (Meineke hist. crit. com. Graec. p. 540) berichte, Kratinus habe die Personen in der Komödie bis auf drey festgesetzt, gegenüber der ἀταξία seiner Vorläufer (ἐπιγενόμενος δὲ ὁ Κρατῖνος κατέστησε μὲν πρῶτον τὰ ἐν τῇ κωμῳδίᾳ πρόσωπα μέχρι τριῶν συστήσας τὴν ἀταξίαν), so hätte diese Maßregel nur den Parachoregemen und ihrem übermäßigen Gebrauch gegolten, die Bestimmung dieses Komikers selbst aber träfe mit der nämlichen des Sophokles für die Tragödie fast zusammen, er habe dem Sophokles, dem Erfinder dieser Norm, nur nachgeahmt, woraus sich die Worte des Aristoteles rechtfertigten: αἱ μὲν οὖν τῆς τραγῳδίας μεταβάσεις καὶ δι' ὧν ἐγένοντο οὐ λελήθασιν· ἡ δὲ κωμῳδία διὰ τὸ μὴ σπουδάζεσθαι ἐξ ἀρχῆς ἔλαθεν . . . τίς δὲ πρόσωπα ἀπέδωκεν ἢ προλόγους ἢ πλῆθος ὑποκριτῶν καὶ ὅσα τοιαῦτα ἠγνόηται — dieß sey erklärlich, weil die Namen der Komiker ohne Verdienste hiefür waren — alles dieß zusammengenommen deute rücksichtlich der Schauspielerzahl auf gleichmäßige Stellung der komischen und tragischen Dramata. Diese Annahme wird nun zweytens durch vollgültige und bewährte Zeugnisse zweyer Autoren, obwohl aus späterer Zeit, bekräftigt, worin mit ausdrücklichen Worten der Komödie drey Schauspieler zuerkannt werden; es sind Euanthius und Diomedes.

Man ist um so eher geneigt, dieser Meinung beyzutreten, wenn man bedenkt, wie hoch die Griechen die Schönheit und Geschlossenheit der Formen bey allen Schöpfungen der Kunst angeschlagen haben; erlaubte sich der Komiker der guten Zeit nicht einmal im Trimeter die alte Form willkührlich zu durchbrechen, wie viel weniger durfte er es wagen, eine solche Neuerung einzuführen, welche zugleich so auffallend in die obrigkeitliche Zuständigkeit bey den scenischen Festen eingegriffen hätte. Daß dieses Gesetz später außer der gehörigen Achtung geblieben sey, ist nicht minder glaublich, als es gewiß ist, daß die Freyheit des ächten attischen Lustspiels durch ein Gesetz gehemmt und somit der politische Endzweck desselben vernichtet wurde:

> in vitium libertas excidit et vim
> dignam lege regi: lex est accepta chorusque
> turpiter obticuit sublato iure nocendi.

Bezüglich der angezogenen Stelle des Anonymus περὶ κωμῳδίας glaube ich nicht zu irren, wenn ich behaupte, es sey hier von einer Beschränkung der Schauspielerzahl überhaupt nicht die Rede, sondern mehr von einer kunstmäßigen Regelung der Komödie in Form und Gehalt, wie dieß besonders aus dem vergleichenden Urtheile des Autors hervorgeht, welches er über Aristophanes und Kratinus beyfügt: ἀλλ' ἔτι μὲν καὶ οὗτος (sc. Κρατῖνος) τῆς ἀρχαιότητος μετεῖχε καὶ ῥᾳθυμία πως τῆς ἀταξίας· ὁ μέντοι γε Ἀριστοφάνης μεθοδεύσας τεχνικώτερον τῆς μεθ' ἑαυτοῦ τὴν κωμῳδίαν ἐνέλαμψεν ἐν ἅπασιν κ. τ. λ. Vergl. Gelehrt. Anz. 1842. Nr. 146.

Die Worte des Diomedes, welche die Dreyzahl als allgemein feststehend bestätigen, sind folgende: dramata dicuntur tragica aut comica παρὰ τὸ δρᾶν, i. e. agere. Latine fabulae appellantur. In Graeco dramate fere tres personae solae agunt idcoque Horatius ait: „nec quarta loqui persona laboret" quia quarta semper muta. „Die letzten Worte sind offenbar verdorben; denn wer eben davon sprach, daß im griechischen Drama in der Regel bloß drey Personen handelten, der kann nicht hinzufügen, die vierte Person sey immer eine stumme." So der Verf., welcher aus dem angeführten Grunde des Diomedes Worte also ändert: quinta semper muta. Diese Aenderung wird mit einer bald darauf folgenden Vorschrift gerechtfertigt, welche Diomedes bey Gelegenheit der Definition von den Diverbien giebt; hier heißt es: personae autem diverbiorum aut duae aut tres, raro autem quatuor esse debent; ultra augere numerum

non licet. Allerdings wäre in der ersten Stelle des Diomedes Widerspruch, wenn wir die vom Verf. angenommene Verbindung für die nothwendige halten; allein Ref. glaubt, die Worte des Diomedes quia quarta semper muta hängen nicht mit dem eigentlichen Text der Stelle zusammen, sondern sind bloß eine etwas ungenaue Erklärung zu dem Horazischen Edict: nec quarta loqui persona laboret. Diomedes denkt hiebey zunächst wohl an die strenge Regel der alten Tragödie und stimmt so zur Hälfte mit dem Comment. Cruq. zur Horazischen Stelle (Ars poet. 192): quarta persona cum inducitur, debet aut omnino non loqui vel admodum pauca; inducitur enim aut ut adnuat aut ut aliquid ei imperetur. So gefaßt scheint keine Conjectur erforderlich und das Verhältniß der beyden Stellen des Grammatikers stellt sich nur so, daß er in der ersten die griechischen Meister (in Graeco dramate sagt er) besonders im Auge hat, in der zweyten den römischen Komikern die gesetzmäßigen Schranken anweist.

Nimmt man die Dreyzahl von Actoren nach dem obigen als stehende Norm auch für die Komödie, so kommt man von selbst an die Untersuchung der zweyten Hauptfrage: wie harmonirt zu diesem Kunstgesetz die gegenwärtige Rollenvertheilung in den uns vollständig überlieferten Komödien und ist nicht Grund vorhanden, wenn es in der Mehrzahl der Fall ist, daß beyde congruiren, anzunehmen, es habe bey Bezeichnung der handelnden Personen leicht eine Verwechslung oder willkührliche Setzung statt finden können. Letzteres bestätigen die Schwankungen der Codices und Ausgaben und vieles ist in neuerer Zeit in dieser Beziehung kritisch festgestellt worden, wie namentlich jüngst noch durch specielle Abhandlungen von G. Hermann, Fritzsche, C. Fr. Hermann, Enger u. s. w., deren Leistungen Ref. leider meistens nur durch Relation bekannt sind. Hr. B. beantwortet die schwebende Frage im zweyten und dritten Theil seines Werkes, indem er in jenem jedes einzelne Stück des Aristophanes nach dem aufgestellten Regulativ prüft, die deßhalb nothwendigen Veränderungen motivirt und am Schlusse das Personenverzeichniß und die ihm am meisten zusagende Rolleneintheilung beyfügt, in diesem aber einzelne Stellen der Art bespricht, welche ohne directen Einfluß auf die planmäßige Vertheilung eines Stückes einer Berichtigung bedürftig schienen. Ref. wird der Kürze wegen die Bemerkungen, welche er hierorts ausheben, ohne jene Geschiedenheit der Haupt- und Nebenfragen folgen lassen.

Ich wähle zuerst die Acharner. Mit Recht verwirft Hr. B. Brunck's Ansicht, nach welcher in den Versen 46, 54, 59 statt des Herolds plötzlich ein Prytane das Wort ergreifen soll und erklärt das Scholion zu V. 54, welches Brunck zu jener Muthmaßung bestimmt hatte, ganz einfach so, daß der Prytane durch den Mund des Herolds gesprochen habe; ob er aber mit gleicher Berechtigung die Vs. 253 — 258 der Frau des Dikäopolis abspricht und sie dem letztern selbst zutheilt, nach dem Vorgange Elmsleys, möchte ich noch nicht unterschreiben. Denn auf diese Weise würde dann Dikäopolis von V. 239 — 279 fortsprechen und nur durch die zwey Verse 245 und 246 von seiner Tochter unterbrochen werden, deren Worte nicht einmal an ihn, sondern an die Mutter gerichtet sind, so daß diese gleichfalls als eine ziemlich überflüssige, ja störende Person erschiene. Meines Erachtens ist V. 244 der Frau des Dikäopolis zurückzugeben, Mutter und Tochter bereiten das Festopfer vor, nach der Mahnung des Dikäopolis V. 241 — 243. Nachdem dieß rasch geschehen, spricht Dikäopolis seine Zufriedenheit aus V. 247: καὶ μὴν καλόν γ' ἔστ' — und fleht sodann zu Dionysos.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Giornale botanico italiano, compilato per cura della sezione botanica dei congressi scientifici italiani da Fil. Parlatore. Anno I. T. I. Firenze 1844.

Giornale di scienze morali, legislative ed economiche. Anno 1842. Napoli.

English Review. N. 1—3. Lond. 1844.

The Indian Mail, a monthly register for british and foreign India, China and Australasia. Lond. 1844.

Koyalevsky, Précis de l'introduction et des progrès de l'enseignement des langues Orientales à l'Université de Casan. Casan 1842.

Aug. Theiner, Schenkung der Heidelberger Bibliothek durch Maximilian I. von Bayern an Papst Gregor XV. und ihre Versendung nach Rom. München 1844.

Dr. A. F. Ch. Vilmar, Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Marburg 1845.

Dr. M. Töppen, Die Gründung der Universität zu Königsberg und das Leben ihres ersten Rectors Sabinus. Königsb. 1844.

St. René-Taillandier, Die politische Literatur Deutschlands. Berl. 1844.

Die Albertus-Universität Königsberg. Königsberg 1844.

Barthélemy Hauréau, Histoire littéraire du Maine. Vol. I. Par. 1843.

F. Haas, Histoire de la littérature française. Livr. 1. Darmst. 1844.

Mickiewicz, Vorlesungen über slawische Literatur und Zustände. Th. 3. Leipz. 1844.

Memorie dell' imperiale regio istituto del regno Lombardo Veneto. Vol. 1—5. Milano 1819—1838.

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. Vol. 10. Caen 1844.

Dr. C. F. Hessel, Versuche über Magnetketten und die Eigenschaften der Glieder derselben. Marburg 1844.

Proceedings of the royal Irisch academy for the year 1841—42. Dublin 1843.

Memorie dell' J. R. istituto Lombardo di scienze, lettere ed arti. Vol. I. Milano 1843.

Memoirs of the royal astronomical society. Vol. 12—14. Lond. 1842—43.

Rivista Europea. Nuova Serie. I. anno. Milano 1843.

Il Politecnico di Milano. Année 1844. Milano.

Les essays de Mich. Montaigne. Leçons inédites recueillies etc. Par. 1844.

Pensées, fragmens et lettres de Blaise Pascal. Vol. 1. 2. Par. 1844.

Lebeuf, Recueil de dissertations sur différens sujets d'histoire et de littérature. Vol. I. Par. 1843.

Eginhard, Oeuvres complètes, réunies pour la première fois et traduites en français etc. par A. Teulet. Vol. II. Par. 1843.

Amusements philologiques par Philomneste (Bibliograph Peignot) 3. édition. Par. 1842.

Dr. Fr. Th. Vischer, Kritische Gänge. Bd. 1. 2. Tübing. 1844.

K. Rosenkranz, Reden und Abhandlungen zur Literatur und Philosophie. Neue Folge. (Studien Th. 2.) Leipz. 1844.

M. Kavanagh, The discovery of the science of language, etc. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

Dr. J. P. Jordan, Die slawischen Sprachdialekte in kurzer Grammatik und Chrestomathie mit Wörterbuch. Th. 1. Die polnische Sprache. Leipz. 1845.

E. Dulaurier, Mémoires, lettres et rapports, relatifs aux cours de langues malaye et javanaise faits à la bibliothèque royale pendant les années 1840—1842. Par. 1844.

C. Galli, Essai sur le nom et la langue des anciens Celtes. Saint-Etienne 1843.

Duarte Nunez de Liaõ, Origem da lingoa Portugueza. Lisboa 1606.

Neues Jahrbuch für deutsche Sprache und Alterthumskunde. Herausgegeben durch Fr. H. von der Hagen. Bd. 6. Berl. 1844.

K. Matthiä, Die deutsche Sprache und die deutschen Schulen. Quedlinb. 1844.

Dr. Behnsch, Ueber das Verhältniß der deutschen und romanischen Elemente in der englischen Sprache. Breslau 1844.

Dr. Chr. G. Voigtmann, Die Grundsätze der Syllabirung des Englischen mit vergleichender Rücksicht auf Etymologie und Orthoepie. Jena 1844.

J. Mažuranić und Dr. J. Užarević, Deutsch-illirisches Wörterbuch. Agram 1842.

E. von Schmidt, Kritische Betrachtungen der in Bezug auf die Russischen Verba herrschenden grammatischen Systeme und Versuch zur einfachern Anordnung desselben Gegenstandes. Gekrönte Preisschrift. Dorpat 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. März.

Nro. 53. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Ueber die Zahl der Schauspieler bey Aristophanes.

(Schluß.)

Ehe der Festzug selbst beginnt, giebt die Mutter V. 253 — 58 der Tochter noch einige Verhaltungsregeln für die bevorstehende Feyerlichkeit — wobey sie die in der Mitte stehenden Worte wohl abseits gesprochen haben wird — ermuntert sie zum Antritt des Zuges (πρόβαινε etc.), worauf Dikäopolis sogleich seine Ordres ergehen läßt V. 259 ff. und jedem den Rang anweist. Auf das πρόβα (V. 262) setzt sich das Ganze in Bewegung. Worauf die Notiz des Scholiasten V. 1228: ἑαυτὸν γὰρ ὑπετίθετο πρέσβυν πρὸς τὴν γυναῖκα διαλεγόμενος (sc. Dicaeopolis) ἐν ἀρχῇ τοῦ δράματος gegründet ist, scheint allerdings unklar; etwa auf V. 261 f.

ἐγὼ δ' ἀκολουθῶν ἅσομαι τὸ φαλλικόν·
σὺ δ' ὦ γύναι θεῶ μ' ἀπὸ τοῦ τέγους.

V. 434. Auf des Euripides Geheiß bringt ein Diener den Bettlerhabit des Telephus und giebt ihn mit den Worten ἰδού· ταυτὶ λαβὲ dem Dikäopolis. Hr. B. meint, so hätte der Sklave nicht sprechen können, höchstens ἰδού, ταυτί· λαβὲ oder besser ἰδού, λαβὲ und hält den Diener hier für eine stumme Person; die Worte ἰδού, ταυτὶ rufe, freudig über den Anblick entzückt, Dikäopolis und λαβὲ sey die Einwilligung des Euripides für jenen, die Lumpen zu nehmen. Daß es gerade so gut ist, ob der Diener das Wenige sagt, oder nichts, gebe ich zu; aber diese drey unscheinbaren Worte zwischen zwey Personen zu theilen halte ich für unstatthaft. Sie werden wohl zusammen dem Euripides zufallen, der damit bereits ausspricht, er wünsche den lästigen Zubringling vom Hals; man vergl. nur die steigende Klimax eben desselben in seinen Zugeständnissen, wie V. 449. τουτὶ λαβὼν ἄπελθε . . . 460. φθείρου λαβὼν τόδ' . . . . 464. ἄνθρωπ' ἀφαιρήσει με τὴν τραγῳδίαν· ἄπελθε ταυτηνὶ λαβὼν u. s. w. und man wird dann die Worte ἰδού· ταυτὶ λαβὲ ganz passend im Munde des Euripides finden. Seine Freude aber über die ῥακώματα drückt Dikäopolis hinreichend genug und wahrhaft ergötzlich aus, wenn er sagt:

ὦ Ζεῦ διόπτα καὶ κατόπτα πανταχοῦ.

Unter den Bemerkungen, welche die Lysistrate begleiten, scheint mir die ganz dem bittern Scherz des Dichters angemessen, wonach in der Scene V. 980 — 1013 der Probulos dem Kinesias weicht; denn wenn sich auch nach dem Auftreten des spartanischen Herolds mit den Worten:

πᾶ τᾶν Ἀσανᾶν ἐστιν ἁ γερωία
ἦ τοὶ πρυτάνιες; λῶ τι μυσίξαι νεόν —

die Einführung eines Probulos denken läßt, so widerstreitet doch die Art und Form der ganzen Unterhaltung in diesen Diverbien der Person des Probulos, zumal der Inhalt der V. 1007 — 1012. So sich zu äußern konnte bloß einem Kinesias erlaubt werden; das Drollige dabey aber ist, daß dieser libidinöse Mensch als Unterhändler für den Staat figurirt. —

Mehrfache Veränderungen der Personen nimmt

der Verf. in der Scene vor, welche mit V. 1216 beginnt. Der ἀγοραῖος wird ganz verbannt und nicht ohne haltbare Gründe; der Diener erhält die Vs. 1216 — 1218, 1222 — 1224, 1228 — 1240; der Chor der Greise 1219 — 1220 und 1241, und der Chor der Frauen V. 1221; ein Athener aber V. 1225 — 1227, wie bisher. Allein wozu nochmals die Einrede des Frauenchores, welcher mit dem Gesang 1888 ff. seine Rolle vollendet hat? warum die Hartnäckigkeit der Greise, die den Diener zur Wiederholung seiner Drohung reizt V. 1222, wenn sie unter einer gewissen Bedingung ihre Nachgiebigkeit bereits erklärt haben V. 1219, wo Herr B. οὐκ ἂν ποιήσαιμ' corrigiren will? Zugleich erscheint es etwas matt, wenn die Greise sagen, sie wollten sich die Haare sengen lassen, wenn es den Zuschauern Spaß mache. Hier, glaube ich, gehen die alten Ausgaben wenigstens zum Theil die richtige Anleitung; nach ihnen spricht der Diener 1216 — 1220; seine Rede ist abgebrochen und derb, vom Anfang bis zu Ende:

ἄνοιγε τὴν θύραν — παραχωρεῖν οὐ θέλεις; —
ὑμεῖς τί πάθησθε; — μῶν ἐγὼ τῇ λάμπαδι
ὑμᾶς κατακαύσω; — φορτικὸν τὸ χωρίον. —
οὐκ ἂν ποιήσαιμ'; — εἰ δὲ πάνυ δεῖ τοῦτο δρᾶν,
ὑμῖν χαρίσασθαι, προσταλαιπωρήσομεν.

Den ersten Vers richtet der Diener an den Thürhüter, wie Hr. B. ganz zweckmäßig bestimmt; das andre aber spricht er zu den ihm im Wege stehenden Choreuten und deßwegen so herzhaft, weil er mit einer Fackel bewaffnet ist. Der Chor der Greise läßt ihn gelassen drohen und schelten, ohne seine Stelle aufzugeben; diese Ruhe bringt den Diener noch mehr in Harnisch und als er zuletzt zur That sich anschickt, entgegnet ihm der Chor ganz passend:

V. 1221. χήμεῖς γε μετὰ σοῦ ξυνταλαιπωρήσομεν.

Die einzige Aenderung, die ich mache, ist, daß ich nach ποιήσαιμ' aus seinen früheren Worten das Fragezeichen setze; was der Diener unter dem ποιῆσαι und δρᾶν versteht, ist klar, und wie προσταλαιπωρήσομεν zu fassen ist, lehrt die Antwort des Chores. Auf die zweydeutige Erwiederung der Greise fährt der Diener nochmals gegen dieselben mit Worten los, inzwischen kommt ein Athener, um über das treffliche Mahl eine Lobrede zu halten, die Lakoner seyen auch einmal χαρίεντες gewesen, die Athener aber ἐν οἴνῳ ξυμπόται σοφώτατοι. Daran knüpft der Chor eine allerdings „bittere Lection" für die Athener; denn diese mit dem Verf. dem Diener zuzuweisen, hindert mich der zu große Ernst, der in den Worten liegt und über ein Bediententalent hinausgeht; um so mehr Contrast bildet dann die Rede des Dieners V. 1239 und 1240, womit er die während jener Zeit wieder mehr vorgetretenen Choreuten zurückweist. Hierauf kommen die Lakoner wirklich heraus und der Chor räumt ihnen den Platz. Ob V. 1241 dem Chor zufalle oder mit den vorhergehenden Worten des Dieners zu vereinigen sey,

οὐκ ἐρήσετ' ὦ μαστιγίαι,
τὴ τὸν Δί', ὡς ἤδη γε χωροῦσ' ἔνδοθεν —

darüber ließe sich auch noch rechten und fast lieber möchte ich den Chor der Greise stillschweigend sich zurückziehen lassen und diesen Vers dem vorhergehenden anreihen. Vgl. auch V. 1223 f.

Gegen das strenge Gesetz der Dreyzahl streitet besonders die bisherige Rollenvertheilung in den Wespen, so daß mehrere Gelehrte gerade dadurch bestimmt wurden, das dramatische Triumvirat für die Komödie aufzuheben, wie O. Müller (Geschichte der griechischen Literatur Bd. II. S. 205). „Doch scheint Aristophanes — auch einen vierten Schauspieler zugezogen zu haben; die Wespen ließen sich doch schwerlich anders als von vier Schauspielern aufführen." Herr B. zeigt aber ganz schlagend und einfach, daß, wo in diesem Stücke vier Personen zugleich redend erscheinen, eine Confusion statt gefunden hat, und zwar dadurch, daß man den einen der Sklaven des Bdelykleon, Sosias, welcher mit V. 138 auf einen entgegengesetzten Posten abgeschickt wird, noch mehrmals ohne Noth auftreten ließ. Wem die durch diesen Ausfall frey gewordenen Verse zuzutheilen sind, hat der Verf. leicht selbst erkannt oder durch fremde Autorität unterstützt

gefunden. Sehr annehmbar dünkt mir auch der Rollenwechsel zwischen Bdelykleon und Xanthias in den Vs. 158 — 165; unnöthig dagegen, die zweyte Hälfte des V. 172 dem Philokleon zu geben; der Sohn, wohl merkend, wo sein Vater mit dem Eselsverkauf hinaus wolle, giebt ihm mit den Worten ἀλλὰ τὸν ὄνον ἔλαγε den Wink, er dürfe den Esel wenigstens heraustreiben; der Alte geht nun von der Pforte, um deren Oeffnung er eben vergeblich gekämpft hatte, weg, um sich unter dem Sattelzeug des Saumthiers zu bergen; der Sohn freut sich mit Xanthias, den Alten getäuscht zu haben — aber kein Eselstreiber erscheint; da geht der Sklave hinein, holt den Esel, merkt aber schon am Seufzen des Thieres, daß es einen zweyten Odysseus trägt; auch der Sohn sieht dann zu seinem Erstaunen sofort den Vater unterm Esel hangen, der ganz in der Rolle des Odysseus sich Οὖτις nennt, allein ohne Gnade in seine Haft zurückgestoßen wird. Die Verse 177 — 180 gebe ich mit dem Verf. dem Xanthias, lasse aber V. 183 nach der gewöhnlichen Lesart und Eintheilung stehen, da Bdelykleon nach den Worten ναί, τουτονὶ kaum mehr fragen könnte τουτὶ τί ἦν; und muß die Form ἴδωμαι weichen, so paßt das ναί, τουτονὶ ganz für den Xanthias, der hiemit den Philokleon als solchen erkennt, während er vorher von einem τουτονί τιν' ὑποδεδυκότα gesprochen hat.

In dem höchst zweydeutigen, aber wahrhaft komischen Hundeproceß giebt Hr. B. die Rolle des κατήγορος, welche bisher Xanthias führte, dem klagenden Hund Kydathenäeus selbst, theils durch Vs. 889 ff. bestimmt, theils weil so der Dichter dem Bdelykleon als Vertheidiger des andern angeklagten aber stummen Hundes einen gewissen Vortheil habe einräumen können, auf seinen verurtheilungssüchtigen Vater einzuwirken. Dieß sehe ich nicht recht ein; im Gegentheil helfen dem Advokaten des Schuldigen weder Worte, noch die gewöhnlichen Erweichungsmittel für hartherzige Richter — Philokleon verläugnet die Aechtheit seiner Rührung:

ἐς κόρακας· ὡς οὐκ ἀγαθὸν ἐστι τὸ ῥοφεῖν.
ἐγὼ γὰρ ἀπεδάκρυσα νῦν γνώμην ἐμὴν
οὐδέν ποτ' ἀλλ' ἢ τῆς φακῆς ἐμπλήμενος,

und wird erst durch einen Betrug seines Sohnes zur Lossprechung des Delinquenten gebracht, was ihn so außer Fassung bringt, daß er ohnmächtig wird. Aber auch abgesehen davon kann ich dem Kydathenäeus jene Rolle nicht zugestehen; nicht als ob es zu kühn wäre, einen Hund so witzig und bissig reden zu lassen, als weil ich glaube, es verlieren dadurch einige Schlagworte den vom Dichter beabsichtigten Effect, wie Vs. 908:

δεινότατα γὰρ
ἔργων δίδραξε κἀμὲ καὶ τὸ ῥυπαπαῖ,

oder das, was Vs. 915 f. und 922 f. vorgebracht wird.

Vertreten ja doch die beyden Thiere mit ihrer ausgesuchten Maske zwey Männer, welche jeder Athener sogleich erkannte; wie passend daher, wenn Bdelykleon den einen vertheidigt, während Xanthias für den andern spricht, dessen Klage bereits vorher 874 lauf abgelesen worden war, und welche possirliche und zugleich auffallende Gruppirung: der auf die Klage gespannte, dann unbiegsame Philokleon, auf zwey Tribünen der Kläger Kydathenäeus und Labes der Dieb, ihnen zur Seite Bdelykleon und Xanthias; nimmt man dazu den Verlauf des Processes, so kann man sich denken, welche Wirkung das Ganze hervorbrachte. Was den Einwurf betrifft, denn man aus den V. 889 ff. machen könnte, wo Xanthias mit deutlichen Worten die Klageführung abweise, so ist nicht zu übersehen, daß dort Bdelykleon nach der Anzeige des Dieners von dem durch den Hund verübten Diebstahl allerdings die κατηγορία vom Xanthias verlangt, wie er selbst die εἰσαγωγὴ des Verbrechens übernehme; der Diener aber diese von seiner Person zurückweist, da der andere Hund sie selbst zu führen vorhabe; auf diese Weise bereitet er die folgende Scene vor; der Herr heißt ihn sofort beyde Hunde herzuführen — was sonst wohl nicht nothwendig gewesen wäre — und damit ist der Sklave zufrieden. Sobald die nöthigen Anordnungen getroffen und die Spenden dargebracht sind, eröffnet Philokleon das Gericht; Xanthias ist bereits mit den Parteyen auf der Bühne, nachdem Bdelykleon die Klage verlesen hat; beyde Hunde werden nacheinander dem Vorsitzer vorgestellt V. 899 u. 903; und die Gegner nehmen die Plätze ein, Bdelykleon als Anwalt für Labes, Xan-

thias auf Befehl seines Herrn als Redner für den Kydathenäeus, nicht als Kläger; so steht also das Frühere dem Folgenden nicht entgegen; Xanthias spielt hier nicht mehr als Xanthias, sondern als verlarvter Kleon.

Nicht ungerne möchte Ref. noch länger die Untersuchungen des Verf. begleiten —

ἀλλὰ πέπαισται μετρίως ἡμῖν.

Möge Herr B. dieser kritischen Vorarbeit, durch die er sich das Verdienst erworben hat, einen nicht unwesentlichen Punkt der alten Komödie zuerst übersichtlich und mit Einsicht erörtert zu haben, bald seine Ausgabe des Aristophanes, zu der ihm seiner Aussage nach schätzbare Subsidien gestellt sind, nachfolgen lassen.

G. Thomas.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

J. G. Welcker, Kleine Schriften. Th. 1. Zur griechischen Literaturgeschichte. Bonn 1844.

M. Ouvaroff, Etudes de philologie et de critique. Petersb. 1843.

A. E. Egger, Examen critique des historiens anciens de la vie et du règne d'Auguste. Paris 1844.

Dr. B. Hirzel, Gesicht des Todesboten über den Erdkreis. Ein hebräisches Gedicht. Urtext und Uebersetzung. Zürich 1844.

Beidhawii commentarius in Coranum ex codd. Paris. Dresdens. et Lipsiens. edd. indicibusque instr. H. O. Fleischer. Fasc. I. Leips. 1844.

Specimen e litteris orientalibus exhibens Taalibii syntagma dictorum brevium et acutorum, ed. Jos. Joh. Phil. Valeton. Leyden 1844.

G. Orianne, Traité original des successions d'après le droit Hindou extrait du Mitacshara de Vijnyaéswara, etc. Par. 1844.

Aus Mehemed Ali's Reich. Th. 1. 2. (Pückler-Muskau) Stuttg. 1844.

E. Desor, Excursions et séjours dans les glaciers et les hautes régions des Alpes de M. Agassiz et de ses compagnons de voyage. Neuchatel 1844.

Will. Barr, Journal of a march from Delhi to Peshâwur and from thence to Cabul. London 1844.

Aug. Bürck, Allg. Geschichte der Reisen und Entdeckungen zu Land und Meer. Th. 1. Die alte Welt. Magdeb. 1844.

J. H. Blasius, Reise im europäischen Rußland in den Jahren 1840 und 1841. Th. 2. Reise im Süden. Braunschweig 1844.

J. G. Kohl, Land und Leute auf den britischen Inseln. Bd. 1—3. Leipz. 1844.

Paul Gaimard, Voyages de la commission scientifique du Nord au Scandinavie, en Laponie, au Spitzberg et aux Feröe pendant les années 1838, 1839 et 1840. Magnétisme terrestre par Lottin. T. I. p. 1. Par. 1843.

Louis de Freycinet, Voyage autour du Monde. Météorologie. Par. 1844.

Dr. W. Matzka, Die Chronologie in ihrem ganzen Umfange. Wien 1844.

K. Fr. Hermann, Ueber griechische Monatskunde und die Ergebnisse ihrer neuesten Bereicherungen. Götting. 1844.

C. d'Almagro, Notice sur les principales familles de la Russie. Par. 1843.

N. Gürtler, Historia templariorum. Amstel. 1703.

G. A. Becker, Handbuch der römischen Alterthümer. Th. 2. Leipz. 1844.

W. A. Becker, Die römische Topographie in Rom. Leipz. 1844.

E. Gerhard, Drey Vorlesungen über Gyps-Abgüsse. Berl. 1844.

Annales archéologiques dirigées par M. Didron. Par. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. März.

Nro. 54. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Archiv der Gesellschaft für die ältere deutsche Geschichtskunde zur Beförderung einer Gesammtausgabe der Quellenschriften deutscher Geschichten des Mittelalters herausgegeben von G. H. Pertz. Achter Band. Hannover, in der Hahnschen Hofbuchhandlung 1843. VI und 897 Seiten. 8.

Das Erscheinen des siebenten Bandes obigen Werkes gab uns Gelegenheit, sowohl die rühmlichen und wahrhaft vaterländischen Bestrebungen und Leistungen der genannten Gesellschaft im Allgemeinen zu bezeichnen, als insbesondere den Bestand und Inhalt der bis dahin erschienenen Bände des vorliegenden zur „Verständigung und öffentlichen Besprechung über die Vorfragen und Vorarbeiten in Bezug auf die Erreichung des Gesellschaftszweckes“ nämlich auf die unter dem Titel Monumenta Germaniae historica ins Leben getretene Herausgabe der deutschen Geschichtsquellen — bestimmten Gesellschaftsorganes näher zu erörtern *). In der kurzen Zwischenfrist von vier Jahren haben sich den bis dahin erschienenen Monumenten-Bänden nicht nur vier neue angereiht (Tom. 5 — 8, Scriptorum Tom. III — VI.), sondern es ist auch der am Schluße jener unserer Anzeige ausgesprochene Wunsch, daß diese für den kritischen Apparat und für gründliches Quellenstudium der deutschen Geschichte so fruchtbringende Gesellschaftsschrift recht bald einer Fortsetzung sich erfreuen möge, auf eine überraschende Weise in Erfüllung gegangen. Der vor uns liegende achte Band bietet nämlich eine reiche Masse des interessantesten Materials für die erwähnten Zwecke, obschon er weniger als irgend einer der früheren Bände das Gepräge eines aus den vereinigten Kräften einer literarischen Gesellschaft hervorgegangenen Erzeugnisses an sich trägt, sondern vielmehr als das Resultat der ausgezeichneten Thätigkeit und Umsicht des für ein National-Unternehmen der Art gebornen Herausgebers des Archives und der Monumenta, des Hrn. Geheimen Regierungsraths und Oberbibliothekars Pertz zu Berlin und zweyer bey dem schwierigen und umfassenden Redactionsgeschäfte ihm zur Seite stehender jungen Gelehrten, des Hrn. Professors Dr. Waitz (jetzt in Kiel) und des Hrn. Dr. Bethmann in Berlin erscheint, die trefflichen an den Hrn. Geh. Rath Pertz gerichteten und von diesem zum Druck beförderten brieflichen Mittheilungen des für die Wissenschaft leider zu früh verstorbenen Dr. Knust miteingerechnet.

Der Band zerfällt in zwey Abtheilungen, wovon die erste (S. 1 — 283) Berichte über einige in den Jahren 1839 bis 1843 für die Monumenta unternommene Reisen enthält, und zwar: I. Reise nach Paris im October und November 1839, vom Hrn. Herausgeber. II. Reise nach Lothringen, Paris, Luxemburg und Trier vom October 1839 bis August 1840, von Hrn. Prof. Dr. Waitz. III. Reise durch die Niederlande, Belgien und Frankreich vom Juni 1839 bis September 1841, von Hrn. Dr. Bethmann. IV. H. F. Knust's Reise nach

*) Gelehrte Anzeigen 1839. Bd. IX. Nr. 202—211.

Frankreich und Spanien in den Jahren 1839 bis 1841, aus seinen Briefen. V. Reise nach dem Elsaß vom 2. bis 19. September 1841, vom Hrn. Herausgeber. VI. Reise nach Thüringen und Sachsen vom September bis November 1841, von Hrn. Prof. Dr. Waitz; nebst Bemerkungen von der Reise nach Berlin im Mai 1842.

Die zweyte Abtheilung besteht aus Handschriften-Verzeichnissen von nahe an hundert öffentlichen und Privatbibliotheken und Archiven in Frankreich, Belgien, den Niederlanden, Deutschland, England und Spanien.

Die Berichte über die für die Zwecke und auf Kosten der Gesellschaft unternommenen wissenschaftlichen Reisen sind schon ihrer Natur nach von großem Interesse; sie liefern ja die Ergebnisse förmlicher literarischer Entdeckungsreisen. Es gilt hier nämlich nicht bloß der Vermehrung und Potenzirung des kritischen Vorraths zur Herstellung des, — die Urschrift in möglichster Treue wieder gebenden Textes der Geschichtsquellen, also nicht bloß der Vergleichung bisher mangelhaft oder noch gar nicht benützter Handschriften u. dgl., sondern die Auffindung bisher unbekannt gebliebener Quellen, das Entdecken völliger nova und inedita (— das processualische „quod non est in actis, non est in mundo“ hat in den Gebieten der Wissenschaft gleiche Geltung —), das ist es, was den vorzüglichsten Strebepunkt solcher Reisen und die schönste Belohnung ihrer Kosten und Mühen bildet.

Die Ausbeute, welche durch dieses Mittel dem großartigen Unternehmen der Frankfurter Gesellschaft bisher zu Theil geworden, wird durch die bereits vorliegenden Monumenten- und Archivbände als eine über alle Erwartung reiche nachgewiesen. Da die Resultate solcher literarischer Entdeckungszüge großentheils von dem Stande der Handschriften-Cataloge der bereisten Bibliotheken und von dem Grade der Liberalität oder Engherzigkeit abhängen, mit welcher den Reisenden begegnet wird, so ist es begreiflich, daß die fraglichen Reiseberichte nicht nur ein sehr interessantes statistisches Bild der Handschriften-Sammlungen in den verschiedenen Ländern und ihrer bibliothekarischen Bearbeitung gewähren, sondern ganz vorzüglich ein wahrer Spiegel für Bibliothekare und Archivare, resp. für Bibliothek- und Archiv-Vorstände sind. Dieß ist denn auch in Beziehung auf die in dem vorliegenden Bande enthaltenen Reiseberichte der Fall, deren hervorragendste Ergebnisse wir unsern Lesern in Nachstehendem mittheilen wollen.

I. Die Untersuchung der Bibliotheken und Archive Frankreichs gehörte zu den wichtigsten für die Vorbereitung der Monumenta noch zu lösenden Aufgaben, und versprach den bis zum Jahre 1827 in Paris ausgeführten Arbeiten, so wie den von Herrn Dr. Waitz im J. 1837 angestellten Untersuchungen der südfranzösischen Bibliotheken *) eine reiche Nachlese. Der Hr. Herausgeber unternahm daher im October 1839 eine nochmalige Reise nach Paris, untersuchte hier während eines einmonatlichen Aufenthaltes alle besonders wichtig scheinenden Handschriften der dortigen königlichen Bibliothek (namentlich den ältesten in Uncialen geschriebenen Fredegar, die einzige bekannte Handschrift der vita Johannis Gorziensis, die aus der Bibliothek der Herzogin von Berry erworbenen formulae Alsaticae etc.) und überließ die weitere Vergleichung und Benutzung der einschlägigen Handschriften von Formelsammlungen, Gesetzen, Geschichtschreibern, Briefen, Chartularien und Urkunden den Gesellschaftsmitgliedern Knust, Bethmann und Waitz.

II. Prof. Waitz war über Metz, Nancy, S. Mihiel und Verdun im November 1839 zu Paris eingetroffen. Die Hoffnung, in den Bibliotheken und Archiven jener alten Lotharingischen Kloster- und Bischofssitze namhafte Funde für die Zwecke der Monumenta Germaniae zu machen, erfüllte sich nicht. Die Schätze der ehemals so reichen Metzer Bibliotheken, welche der Zerstörung entgangen, sind jetzt größtentheils nach den verschiedensten Orten zerstreut und verschleppt. Demungeachtet besitzt die Stadtbibliothek noch gegen 900 Manuscripte, zu welchen vor Kurzem noch ein bedeutender Zuwachs aus dem städtischen Archive gekommen, indem der gegenwärtige Bibliothekar Clerx veranlaßt hat, daß alle der Geschichte angehörigen Urkunden und Urkundenbücher auf der Bibliothek niedergelegt wor-

*) Vgl. Archiv Bd. VII. S. 183 — 191.

den sind. (Ein auch anderwärts anwendbares und wünschenswerthes Verfahren!) Hr. Dr. Böhmer zog daraus bereits für seine Kaiser-Regesten wesentlichen Gewinn. In Nancy gewährte Hr. Noel den liberalsten Zutritt zu dem von ihm begründeten Museum für die Geschichte Lothringens (unter den Handschriften dieser reichen Privatsammlung sind vorzüglich die aus Toul selbst stammenden Handschriften der Gesta episcoporum Tullensium wichtig), und führte unsern Reisenden auch auf das Archiv der Stadt, das zwey Stockwerke eines ansehnlichen Gebäudes einnimmt, und doch bis vor Kurzem ganz unbekannt gewesen und erst von Hrn. Noel wieder aufgefunden worden seyn soll. Die Handschriften und Urkunden des Klosters S. Mihiel sind ohne Aufsicht und Schutz; mehrere Karolinigische Original-Urkunden so wie die Chronik des Klosters (Pertz, mon. T. VI. Script. IV. p. 79), die noch vor nicht langer Zeit vorhanden gewesen, sind inzwischen verschwunden. Die verloren geglaubten Handschriften von Verdun boten Hrn. Prof. Waitz mehrere wichtige Stücke, namentlich die gesta episcoporum Virdunensium des Bertarius und seiner Continuatoren, die zum Theil schon im VI. Bande der Mon. edirt sind.

In Paris widmete Herr W. sieben volle Monate einer höchst erfolgreichen Benutzung der dortigen Handschriften und Urkunden, (den Glanzpunkt seiner Bemühungen bilden die von Knust in einer Uncialhandschrift entdeckten, von Herrn W. aber weiter eruirten und herausgegebenen Nachrichten über Ulfila *) und kehrte im Juni über Luxemburg, Trier, Cus, Coblenz, Köln und Westphalen nach Hannover zurück, nachdem seine Nachforschungen, namentlich während eines vierwöchentlichen Verweilens zu Trier, allenthalben zu erfreulichen Resultaten gelangt waren.

III. Besonders reichhaltig, anziehend und belehrend ist der Bericht, welchen Herr Bethmann über seine — den Zeitraum von mehr als zwey Jahren umfassende — Reise durch die Niederlande, Belgien und Frankreich erstattet (S. 25 — 101). Die unmittelbare Benutzung der Brüsseler Handschrift des Thietmar von Merseburg für den Druck dieses Geschichtswerkes in dem eben damals (Juni 1837) unter der Presse befindlichen fünften Bande der Monumenta war die nächste Veranlassung von Herrn Bethmanns Reise. In Brüssel angelangt überzeugte sich derselbe bald, daß ihn die Handschriften der reichen burgundischen Bibliothek weit länger beschäftigen würden, als anfangs in seiner Absicht lag; es schien ihm daher, nach vorläufiger Untersuchung des Thietmar, Prosper, Victor Vitensis ꝛc. gerathener, zuvor die übrigen Bibliotheken Belgiens und Hollands zu besuchen, ehe die Herbstferien und der Winter deren Benutzung erschwerten. Namur, Lüttich und Löwen boten für seinen Zweck sehr wenig; hinsichtlich der Lütticher Bibliotheken wird folgende, zum Theil tragikomische Thatsache berichtet:

„Die Zahl der Handschriften ist 324; im bischöflichen Seminar . . sind nicht ganz so viele, meist unbedeutende. Das ist alles, was Lüttich noch besitzt von den 15,000 Handschriften seiner 33 Klöster vor 1794. Was damals nicht von den Franzosen weggeführt oder von den Besitzern geflüchtet war, das wurde in einer Kirche aufgestapelt, unter Aufsicht eines Schusters, der die Thüren nie verschloß, so daß zehn Jahre hindurch viele Leute sich ihren Bedarf an Papier und Pergament daher holten. 1804 ließ Napoleon den Rest zwischen der Stadt und dem Seminar theilen; dieß wurde von einem Offizier vermittelst eines Maßstockes bewerkstelligt, wodurch es geschehen ist, daß von manchem Werke die Universität einen, das Seminar den andern Theil besitzt. Letzteres ließ seinen ganzen Antheil dort liegen bis 1819; da sandte es einen Professor, der mit dem Index prohibitorum in der Hand das Ganze durchgieng, aus einigen Büchern Blätter herausriß, andere ganz zurück warf und karrenweise verauctioniren ließ. Daher findet man bey den Trödlern in Belgien noch immerfort Handschriften."

(Fortsetzung folgt.)

*) Ueber das Leben und die Lehre des Ulfila. Bruchstücke eines ungedruckten Werkes aus dem Ende des vierten Jahrhunderts. Hannover 1840. 4.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Monumenti inediti publicati dall' instituto di corrispondenza archeologica per l'anno 1842. Fas. 1. 2. Roma.

J. Friedländer, Die Münzen der Ostgothen. Berlin 1844.

M. Pinder und J. Friedländer, Die Münzen Justinians. Berlin 1844.

Ed. Lambert, Essai sur la numismatique Gauloise du Nord-Ouest de la France. Par. 1844.

E. Ruelle et Huillard-Bréholles, Histoire générale du Moyen-Age. Vol. 1. 2. Par. 1843.

Dr. K. E. Schubarth, Antiprologomena zur Philosophie der Geschichte unserer Tage. Heft. 1. Hirschberg 1844.

F. E. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des franz. Kaiserreichs. Bd. 4. Bis auf den gescheiterten Versuch der Auflösung der französischen Parlamente um 1788. Heidelberg 1844.

G. Finlay, Greece under the Romans. B. C. 146—A. D. 717. Lond. 1844.

L. Rolet de Bellerue, La chûte de Rome et les invasions du cinquième siècle. T. 1. 2. Paris 1843.

J. J. Rospatt, Die politischen Parteyen Griechenlands bis zu seinem Untergange durch die Makedonier. Trier 1844.

Barker-Webb, Topographie de la Troade ancienne et moderne. Par. 1844.

V. Duruy, Histoire des Romains et des peuples soumis à leur domination. Vol. 1. 2. Paris 1844.

W. Drumann, Geschichte Roms in seinem Uebergange von der republikanischen zur monarchischen Verfassung. Th. 6 und letzter. Königsberg 1844.

Das centrale Föderativ-System. Leipz. 1844.

The Portfolio. New Series. Nr. 1—11. Lond. 1844.

Bibliotheca historica de Portugal, e seus dominios ultramarinos. Lisboa 1801.

Carta constitucional da monarquia Portugueza, decretada e dada pelo rei de Portugal e Algarves D. Pedro, imperador do Brazil. Lisboa 1834.

Chronica do Cardeal rei D. Henrique e vida de Miguel de Moura. Lisboa 1840.

Constituição politica da monarchia Portugueza. Lisboa 1836.

Cl. Libertino, Historia de los movimientos y separacion de Cataluña. San Vicente 1645.

Ch. Weiss, L'Espagne depuis le règne de Philippe II jusqu'à l'avénement des Bourbons. Vol. 1. 2. Par. 1844.

Chronica del famoso caballero Cid Ruydiez Campeador. Nueva edicion con una introduccion historico-literaria por D. V. A. Huber. Marb. 1844.

A. Loning, Die Fueros des Königreichs Navarra und der baskischen Provinzen Alava, Biscaya und Guipuzcoa. Hannover 1843.

Dr. W. Abeken, Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft, nach seinen Denkmalen dargestellt. Stuttg. 1843.

A. Filon, De la diplomatie française sous Louis XIV. Par. 1843.

P. Roger, Archives historiques et ecclésiastiques de la Picardie et de l'Artois. Vol. 1. 2. Amiens 1843.

Hor. Raisson, Histoire de la police de Paris. 1697—1844. Par. 1844.

Ant. Poilleux, Le Duché de Valois pendant les 15 et 16. siècles. Soissons 1842.

Alb. Du Boys, Album du Vivarais ou itinéraire historique et descriptif de cette ancienne province. Grenoble 1842.

Jean Benner, Commentaire philosophique et politique sur l'histoire et les révolutions de France de 1789 à 1830. Vol. 1—3. Par. 1843.

Amand Biéchy, Saint Louis ou la France au XIII siècle. Limoges 1844.

A. Chéruel, Histoire de Rouen pendant l'époque communale 1150—1382. T. 1. 2. Rouen 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. März.

Nro. 55. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Fortsetzung.)

Im Haag fand Hr. Bethmann manches Werthvolle, wie die Urschrift von der Chronik des Baldericus, die gesta episcoporum Tungrensium, Leodiensium et Trajectensium von Harigerus etc.

Seinen Aufenthalt zu Leiden zählt derselbe in Folge der reichen Ausbeute aus den handschriftlichen Schätzen der dortigen Universität und wegen der ihm zu Theil gewordenen Freundschaft des gelehrten und geistreichen Bibliothekars, Prof. Geel, zu den angenehmsten seiner ganzen Reise. Ueber die dortige Bibliothek äußert er sich folgendermassen:

„Es scheint der ganzen Musenstadt etwas inzuwohnen, wie ein Klima der Studien, das dort mehr als anderswo zum Arbeiten einladet; so besonders in dem einfachen Arbeitszimmer der Bibliothek, nur durch die Bildnisse der großen Gelehrten Leidens geschmückt, aber den größten Schatz der Bibliothek enthaltend, die Handschriften. In ihnen besitzt Leiden nicht bloß für den Orient, Griechenland und Rom, sondern eben so sehr für das Mittelalter, eine Sammlung, die an Werth seinen naturhistorischen und ägyptischen Museen nicht nachsteht, und wie diese, den bedeutendsten Europa's an die Seite tritt. Da sie nicht aus Klosterbibliotheken entstanden ist, so enthält sie uns sehr wenig von dem theologischen fond de boutique; ihre Sammler sahen fast durchweg auf den Werth der Handschriften. Diese stammen aus den verschiedensten Gegenden, besonders Frankreichs; hier sind Handschriften aus Corby, Limoges, Dijon, Rheims, Lüttich, Affligem, Wiblingen, Werden; aus der Sammlung der Königin Christine ꝛc."

Hr. B. entdeckte hier unter andern ein Bruchstück von der ältesten aller bekannten Handschriften Gregors von Tours aus dem VII. Jahrhundert als Bücherdeckel; der Fund dieser Blätter ist von um so höherem Werthe, da sie beweisen, daß gerade diese älteste Handschrift jene Capitel enthielt, die als unterschoben angefochten wurden, weil sie sich in keiner der bisher ältesten Handschriften fanden.

In Haerlem hat Hr. B. nur eine Handschrift des Martinus Polonus, in Amsterdam aber gar nichts für seinen Zweck gefunden.

Die wichtigste unter den Handschriften der Universitätsbibliothek zu Utrecht war Hrn. B. der Paulus Diaconus aus Kloster Kempen; er nennt sie die beste aller ihm bekannten Handschriften dieses Geschichtschreibers; (die Competenz seines desfallsigen Urtheils hat Hr. B. bereits durch seine treffliche Abhandlung über Paul. D. hist. Longobard. im VII. Bande des Archivs S. 274 — 358 zur Genüge nachgewiesen). Die Mittheilung und Bearbeitung der im Utrechter Provinzialarchive befindlichen Kaiser-Urkunden hat der k. Archivar Vermeulen der Gesellschaft zugesichert.

Hrn. B.'s Erkundigung nach dem Familienarchive, welches in dem Schlosse Bilkioen, bei Arnhem, sich befindet und aus welchem der Oheim des jetzigen Gutsbesitzers eine Urkunde Heinrichs IV. kopirt hat, wurde aus dem sehr triftigen Grunde zurückgewiesen, weil der Besitzer durchaus nicht wisse, daß er ein Familienarchiv besitze. (Exemplum odio sum!)

Die zahllosen Urkunden des Stadtarchivs in Zütphen fand Hr. B. in dem maurigsten Zustande, nämlich auf dem obersten Boden des Rathhauses, mit Steinen, Ofenröhren, Fahnen, Schutt u. dgl. untermischt in Haufen umherliegend, und nicht einmal vor dem Regen gesichert. Ueber die dortige Büchersammlung berichtet Hr. B. Folgendes:

„Das Gerücht hatte mir noch von einer alten Bibliothek an Ketten erzählt, die der Teufel geholt habe. Es ist die der alten Universität in Zütphen, in ihrer noch ganz ursprünglichen Gestalt die merkwürdigste, die ich je gesehen habe. In einer kleinen Kapelle der schönen Johanniskirche liegen auf uralten Eichenpulten, zwischen denen niedrige Bänke, etwa 300 Bände, alle auf der breiten Seite ruhend, mit Ketten an eine Eisenstange geschlossen und von dickem Staube bedeckt. In den Ecken liegen zerbrochen die steinernen Wappen des geldrischen Adels, die einst vergoldet den Chor der Kirche schmückten, und im Fußboden waren die Spuren des Teufels eingedrückt, als er einen Studenten verjagte, welcher während des Gottesdienstes hatte arbeiten wollen. Die Bücher sind fast alle Incunabeln, aber so von Würmern zerfressen, daß beym Oeffnen manchmal eine Staubwolke aufstieg ꝛc.“

In Zwolle wurde Hrn. B. auf dem Rathhause nur ein Copialbuch vorgelegt, in die Haut eines Missethäters gebunden, welches aber 18 Kaiser-Urkunden von Otto I. bis Friedrich II. enthielt.

Daß der Name der Monumenta Germaniae allein schon den Reisenden der Gesellschaft allenthalben zur wirksamsten Empfehlung diene, versteht sich von selbst, und so erfuhr denn namentlich Hr. B. auf den meisten von ihm besuchten Bibliotheken die zuvorkommendste Gefälligkeit, ja eine, man möchte fast sagen gränzenlose Liberalität; von den frühesten Morgen- bis zu den spätesten Abendstunden, Sonn- und Feyertage nicht ausgenommen, stand ihm der Zutritt offen; man gab ihm die Handschriften in seine Wohnung mit, ja man sandte sie ihm, wenn er sie an Ort und Stelle nicht vollends benützen konnte, an Orte seines längern Verweilens nach. Wenn übrigens diese schöne Tugend, von öffentlich angestellten Bibliothekaren geübt, zunächst nur als erfüllte Berufspflicht erscheint, so verdient ein Fall, wie der nachfolgende, wirklich als ein Beyspiel edelsinniger Selbstverläugnung angepriesen zu werden. Hr. B. forschte in Groningen vergebens nach der wichtigen Chronik von Emo und Menko, und erfuhr endlich, daß eine Handschrift derselben unlängst in einer Privatauction durch den Prediger Koppius in dem Hamm, einem drey Stunden von Groningen entlegenen Orte, in der Absicht, sie im Drucke herauszugeben, sey ersteigert worden. Hr. B. fuhr sogleich dahin, und der genannte Besitzer der Handschrift gestattete ihm nicht bloß die volle Benützung der letzteren, sondern er ließ sogar, trotz Hrn. B.'s Widerspruch, dessen Gepäck aus dem Gasthof holen, nöthigte ihn bis zum Ende seiner Arbeit, 12 Tage lang, bey ihm zu wohnen, behandelte ihn wie ein Glied der Familie und suchte ihm durch Auskunft über das Geographische der Chronik und durch Mittheilungen jeder Art förderlich zu seyn. Hr. B. fand bald, daß der Codex Menko's Autograph und die Ausgabe in A. Matthaei veteris aevi analectis überaus mangelhaft sey.

Nach Brüssel zurückgekehrt erhielt Hr. B. die Bewilligung, die Handschriften der burgundischen Bibliothek Band für Band zu durchgehen, da Marchal's systematischer Catalog erst im Werden begriffen ist. Er fand bey dieser Gelegenheit mehrere ungedruckte Werke, unter andern ein Leben König Theodorichs, die Geschichte von Friedrichs I. Kreuzzuge von einem Augenzeugen, Briefe Alcuins und Anderer, Kaiser-Urkunden und viele Formeln; außerdem noch mehrere wichtige bisher unbenützte Handschriften, „auch die Zwoller Handschrift de imitatione Christi, von Thomas a Kempis eigener Hand, die es außer Zweifel stellt, daß Thomas der Verfasser nicht seyn kann.“ Höchst schätzenswerth ist die von Hrn. B. mitgetheilte ausführliche Notiz über die Bildung der burgundischen Bibliothek und über die Schicksale des literarischen Apparates der Bollandisten.

Hr. B. verließ am 18. März Brüssel, und traf über Löwen, St. Troud, Mecheln, Antwerpen, Mons, Tournay am 4. Mai in Paris ein. Aus seinem deßfallsigen Reiseberichte glauben wir als besondere Merkwürdigkeit bezeichnen zu dürfen, einen im Stadtarchive zu Tournay befindlichen eigenhändigen

„Brief der Jungfrau von Orleans an die Stadt und als Beytrag zur Symbolik des Rechts eine bronzene Hand, die im XV. Jahrhundert ein Bürger, weil er einem Richter eine Ohrfeige gegeben hatte, am Stadthause aufstellen lassen mußte, nebst einer Tafel mit seinem Namen und dem Urtheile. — Für die Kenntniß des Städtewesens ist dieß Archiv wohl eines der merkwürdigsten in Belgien, durch die sehr eigenthümlichen städtischen Verhältnisse, die sich lange in dieser ächt fränkischen Stadt erhielten. Eine ganze Reihe von Urkunden z. B. zeigt noch gegen Ende des 13. Jahrhunderts das Bestehen einer völlig geregelten Blutrache, von den Geschlechtern Tournay's gegen einander aufs strengste gehandhabt; ein merkwürdiges Actenstück erzählt den ganzen Hergang einer solchen Rache, wobey im Jahre 1288 in der Halle 126 Männer eines Geschlechts zusammen kamen, um einen der Ihrigen, Jehan Dumortier, schutzlos (fourjuré) zu machen, weil er den beschwornen Frieden gegen ein anderes Geschlecht gebrochen hatte."

In Paris sollten der Hauptzweck von Hrn. B.'s Arbeiten ursprünglich nur die Handschriften Gregors von Tours und des Paulus Diaconus bilden, es bot sich ihm aber so-vieles Anderes dar, was schon dießmal abzumachen rathsam erschien, daß er den Sommer über und auch noch den ganzen Winter blieb. Der Gewinn seiner Bemühungen für die Monumenta war aber auch ein äußerst namhafter, insbesondere wird in Folge der benutzten Pariser Codices, unter welchen zwey aus dem 7. Jahrhundert, der Text des Gregor. Tur., dieses für die fränkische Geschichte so äußerst wichtigen Geschichtsschreibers in der Ausgabe der Mon. ein ganz neues Ansehen bekommen, und keine Zeile der bisherigen Editionen ohne berichtigende Veränderung bleiben.

Seinen Aufenthalt zu Paris unterbrach Hr. B. durch einen vierwöchentlichen Ausflug nach der Normandie (Havre, Caen, Bayeux, Coutance, Avranches, Mont St. Michel, Lisieux, Evreux; Chartres hatte er schon früher von Paris aus besucht). Das Hauptziel dieses Ausfluges war Avranches. In welch' lebhafter und anziehender Darstellungsweise Hr. B. seine literarischen Berichte einzuleiten versteht, mögen unsere Leser aus nachstehender Skizzirung des genannten Ortes entnehmen.

„Mit seiner alten Kathedrale hat die Revolution auch deren Handschriften bis auf zwey zerstört; dafür

besitzt die Stadt die Bibliothek vom nahen Mont St. Michel. Aus der waldigen Bucht von St. Malo erhebt sich dieser steile Granitfels, zweymal täglich vom Meere umgeben; zur Zeit der Ebbe umfließen ihn fünf Flüsse, die beständig ihr Bett ändern; und der Meeresboden, einst lauter Waldung, ist so dünn, daß alljährlich Menschen darin versinken. Am Abhange des Berges liegt die kleine Fischerstadt; auf seinem Gipfel, ganz aus Granit gebaut, das Kloster St. Michaëlis in periculo maris, einst das reichste und verehrteste in der Normandie. Die alte Kirche, statt des goldenen Erzengels jetzt mit einem Telegraphen gekrönt, ruht auf einer zweyten Kirche, und diese wiederum auf den Grabstätten der Mönche, jetzt in Holzställe verwandelt*). Der prachtvolle Rittersaal, wo Ludwig XI. den Orden des hl. Michael stiftete, ist jetzt das Arbeitszimmer der gefangenen Verbrecher und die Kirche ihr Eßsaal. Was für die Zwecke des Zuchthauses nicht gerade nothwendig gebraucht wird, läßt die Regierung ganz unbekümmert verfallen. Jährlich stürzen große Stücke ein, die den Ruin der anstossenden Gebäude ganz sichtbar nach sich ziehen; die Gefangenen legen oft Feuer an, und der wunderbare granitne Bau, der mit vollem Rechte la Merveille hieß, den fast alle Könige Frankreichs, auch Napoleon und Louis Philipp, besucht haben, eilt seinem Untergange schnell, und schneller noch entgegen, als wenn er unbewohnt stände. Bey dem historischen Eifer, dessen man sich in Frankreich jetzt so gerne rühmt, sollte man doch eines seiner herrlichsten Denkmäler nicht verfallen lassen, um das die Geschichte sich herumlegt, wie um wenig andere ꝛc."

(Fortsetzung folgt.)

*) „Hier stand der hölzerne Käfig, in dem ein deutscher Zeitungsschreiber Duburg eingesperrt wurde, den Ludwig XIV. in Frankfurt einfangen ließ, weil er gegen ihn geschrieben hatte. Im Anfang hatte er mit einem Nagel die Stäbe verziert; nachher wurden ihm durch die Feuchtigkeit Hände und Füße gelähmt, und die Ratten sollen ihn gefressen haben, während er noch lebte."

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Delandine de Saint-Esprit, Histoire de la Restauration 1814—1830. Par. 1843.

M. E. de Laplane, Histoire de Sisteron, tirée de ses archives. T. 1. 2. Digne 1844.

Amédée Gabourd, Histoire de France depuis les origines gauloises jusqu' à nos jours. Vol. 1—3. Par. 1843.

Ch. de Montaigu, Coup-d'oeil historique sur la monarchie française et la liberté nationale. Par. 1844.

Maurice Champion, Mémoire autographe de M. de Barentin, chancelier et garde des sceaux sur les derniers conseils du roi Louis XVI. Par. 1844.

Vic. de Nogent, Histoire de Henri IV. Par. 1843.

Diplomata, chartae, epistolae, leges aliaque instrumenta ad res gallo-francicas spectantia prius collecta a viris clar. de Brequigny et Laporte Dutheil nunc nova ratione ordinata plurimumque aucta edidit J. M. Pardessus. T. I. Instrumenta ab a. 417 ad a. 627. Paris 1843. fol.

J. C. L. Simonde de Sismondi, Histoire des Français. Continuée depuis l'avénement de Louis XVI. jusqu' à la convocation des états-généraux de 1789 par Amédée Renée. Vol. 31. Ende des Werkes. Paris 1844.

Michelet, Histoire de France. — Louis XI. et Charles le Téméraire. Vol. 6. Par. 1844.

Dr. Ph. A. F. Walther, Der Antikensaal im Großherz. Museum zu Darmstadt. Darmst. 1844.

P. Schuch, Politische und Kirchengeschichte von Ladenburg und der Neckarpfalz. Heidelb. 1843.

Tiron, Recherches historiques sur le lieu ou est né Charlemagne. Bruxelles 1838.

J. B. Rothacker, Süddeutschlands Sagen. Reutlingen 1837.

J. Mayer, Geschichte der Salpeter auf dem südöstlichen Schwarzwalde, herausg. v. Dr. Hr. Schreiber. Freib. 1837.

Dr. K. Buchner, Der Stamm der Hessen in seiner Gegenwart. Karlsruhe 1845.

E. M. Arndt, Wanderungen aus und um Godesberg. Bonn 1844.

E. Bege, Geschichten einiger der berühmtesten Burgen und Familien des Herzogthums Braunschweig. Wolfenbüttel 1844.

Dr. H. W. Bensen, Deutschland und die Geschichte. Eine Denkschrift. Stuttgart 1844.

Denkwürdigkeiten des Herzogs Carl von Braunschweig. Th. 1. 2. Cassel 1844.

K. Klunzinger, Geschichte des Zabergäus. Stuttgart 1844.

Dr. C. Höfler, Kaiser Friedrich II. Ein Beytrag zur Berichtigung der Ansichten über den Sturz der Hohenstaufen. München 1844.

F. Fr. Oechsle, Geschichte des Bauernkrieges in den schwäbisch-fränkischen Grenzlanden. Heilbronn 1844.

Ferd. Freyh. von Fürstenberg, Denkmale des Landes Paderborn (Monumenta Paderbornensia). A. d. Lat. übers. von Fr. J. Mieus. Paderborn 1844.

Dr. E. Deecke, Geschichte der Stadt Lübeck. Bd. 1. Lübeck 1844.

Chronik der Stadt Ratolphzell. Freib. 1837.

Fr. Steck, Das Kloster Hirsau, historisch-topographisch beschrieben. Calw 1844.

Fr. Kölle, Einige Anliegen Deutschlands. Th. 1. 2. Stuttg. 1844.

Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. Bd. I. Hamb. 1844.

Dr. Ferd. H. Müller, Die deutschen Stämme und ihre Fürsten. Th. 4. Historisch-geograph. Darstellung von Deutschland im Mittelalter. Berl. 1844.

Fr. J. Mone, Urgeschichte des badischen Landes bis zu Ende des 17. Jahrhunderts. Bd. I. Karlsruhe 1845.

G. Fejér, Aborigines et incunabula Magyorum ac gentium cognatarum, populi Pontici, Pontus. Budae 1840

Apologie des ungrischen Slavismus. Leipz. 1843.

J. B. Schels, Kriegsgeschichte der Oesterreicher. Th. 1. 2. Wien 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Fortsetzung.)

Unter den Handschriften dieses ehemaligen Klosters fand übrigens Hr. B. die einzige bekannte Handschrift von Guilelmus Apulus gesta Roberti Wiscardi, einen trefflichen Codex von Victor Vitensis historia persecutionis Vandalicae, Jordanis; Sigebertus Gemblacensis mit Robertus eigenhändiger Fortsetzung; Flodoard; Briefe Lothars von Sachsen, Gregors VII., Innocenz III. und Alexanders II., Formeln und Gedichte.

Es würde uns zu weit führen, wenn wir Hrn. B.'s interessante Reiseberichte mit gleicher Ausführlichkeit der Auszüge verfolgen wollten, und bemerken daher nur, daß derselbe am 16. März 1841 Paris verließ und nach Untersuchung der nordfranzösischen Bibliotheken und Archive (Soissons, Amiens, Abbeville, Boulogne, St. Omer, Terouanne, Lille, Arras, Douai, Cambrai, Valenciennes) über Brüssel, Gent, Brügge, Aachen und Köln am 4. September wieder in Hannover eintraf.

IV. Dem Verfasser der vierten Abtheilung der vorliegenden Reiseberichte, dem durch seine gediegene Abhandlung über den Pseudo-Isidor rühmlichst bekannten Dr. H. F. Knust, war es nicht gegönnt, diese selbst für ihre Veröffentlichung durch den Druck zu bearbeiten; noch ehe er in die Heimat zurückgekehrt, ward er, in der Blüthe des Lebens, vom Tode überholt. Die hier mitgetheilten Berichte, denen ein kurzer Nekrolog von des Hrn. Herausgebers Geh. Reg. Raths Pertz Meisterhand zur Einleitung dient, bestehen daher nur aus Briefen, welche der Verewigte aus Frankreich und Spanien an den Hrn. Herausgeber, an einige seiner literarischen Freunde in Deutschland, und an seine Mutter geschrieben. Der überwiegende Inhalt dieser Briefe, namentlich jener aus Spanien, steht zwar in keinem directen Bezuge auf den Zweck der vorliegenden Gesellschaftsschrift für Kunde der älteren deutschen Geschichte, sondern beschäftigt sich mit einer Schilderung der geselligen und politischen Zustände und der bewegten Zeitereignisse, deren Augenzeuge Knust war; allein seine Darstellungen, das Gepräge eben so unbefangener als scharfsichtiger Vergleichungs- und Beobachtungsgabe an sich tragend, wissen uns mit freundlicher Gewalt zu fesseln, theilen uns die Eindrücke, von welchen der Verfasser ergriffen war, aufs lebhafteste mit, und machen daher bey dem thatsächlich begründeten Bewußtseyn, daß wir es hier weder mit einem oberflächlichen Touristen nach der Mode, noch mit einem reisenden Sylbenstecher oder verknöcherten Variantenjäger, sondern mit einem gründlichst gebildeten von der edelsten Tendenz beseelten Gelehrten zu thun haben, das etwa aufsteigende „sed nunc non erat his locus“ auf der Zunge ersterben.

Dr. Knust hatte im Mai 1839 die Reise nach Paris zunächst für seine eigenen wissenschaftlichen Zwecke, für Kirchenrecht und Kirchengeschichte, angetreten, und übernahm hier mehrere Aufträge für die Monumenta Germaniae, verglich die Handschriften der Lex Ripuariorum, L. Alamannorum und der Formelsammlungen, suchte namentlich den

wichtigen Codex rescriptus der Lex Wisigothorum zu entziffern, und ertheilte dem Hrn. Hg. über mehrere andere Codices, welche er theils in den Pariser Bibliotheken, theils in den auf seiner Hinreise besuchten (Fulda, Darmstadt), interessante Nachrichten. Von Paris aus machte er einen literarischen Ausflug nach Laon, Rouen und Rheims.

„In Laon (schreibt er unterm 31. Aug. 1839 an den Hrn. Hg.), dessen vortreffliche Lage Ihnen gewiß eben so sehr gefallen hat wie mir, fand ich eine sehr freundliche Aufnahme. Die Bewohner sind artig und gutmüthig, und nicht durchaus so vernagelt, wie die Pariser es von den Bürgern des Laudunum clavatum behaupten. Die beyden Bibliothekare, der neunzigjährige Mr. Grard und der ebenfalls nicht mehr junge Mr. Baston-Lacroix, muß ich wegen ihrer ausnehmenden Gefälligkeit ganz vorzüglich rühmen; nicht nur gaben sie mir ihre Kataloge und Handschriften ohne alle Schwierigkeit, sondern sie erlaubten auch, daß ich selbst die Codices suchen und nehmen durfte. Das Finden derselben war etwas schwer, weil sie umgestellt sind; dazu kömmt, daß man vergessen hat, auf die Handschriften die Numer aufzuschreiben, die sie in dem neuen Kataloge führen. Die kostbare Handschrift der Einhardschen Briefe ist nicht mehr in Laon, sie ist auf der k. Bibliothek zu Paris. Jedoch hat die Zahl der Handschriften sich dadurch nicht vermindert, weil man noch eine entdeckt hat, die bisher den Bibliothekaren zum Sitzkissen gedient hatte. Dennoch, scheint es mir, haben sie keine 512 Manuscripte, weil ich einige als verschieden im Kataloge aufgeführt fand, die in der Wirklichkeit nur eine Nummer ausmachen. Was nun die Handschriften selber betrifft, so wußte ich nicht, welche Sie etwa schon gesehen hätten; doch habe ich die, welche für die Monumente wichtig seyn könnten, angesehen. Die Handschriften des Alcuin und Rhaban waren nicht sehr wichtig. Die Regierung thut für die Bibliothek nichts; die wenigen Bücher, die jährlich angeschafft werden, schlagen die Bibliothekare vor und sammeln das Geld durch Subscriptionen."

Zu den „alten britischen oder hibernischen Gesetzen," welche Knust sub 27. April 1840 dem Hrn. Hg. von Paris aus übersandte, um sie mit der Abschrift zu vergleichen, welche sich letzterer aus dem cod. cant. (Archiv VII. 67. 79.?) bereits verschafft hatte, wird bemerkt:

„Die Ueberschrift in legibus Romanorum et Francorum bleibt mir immer noch unerklärlich, obschon sie, wie Sie sehen werden, schon in den Excerpten des Egbert vorkommt. Römer hießen bey den Einwohnern in Großbritannien und Irland in jener Zeit des 6. — 8. Jahrhunderts alle die, welche dem römischen Ritus zugethan waren, dem die alten Christen unter den Briten, Scoten und Iren nicht anhingen."

Sollte der Benennung Romani wirklich eine confessionelle Ausscheidung zu Grunde liegen, und nicht vielmehr die einfach nationelle, wie sie allerorten vorkommt, wo die Welteroberer irgend einmal gehaust und unter den eingebornen und eingewanderten „Barbaren" ihre eignen Ansiedler zurückgelassen haben? Wer kennt nicht die Romani in unsern Urkunden des 6. — 8. Jahrhunderts?

Die Hoffnung für die Quellen des canonischen Rechts, für die westgothischen Gesetze und Chroniken neue Hülfsmittel aufzufinden, brachten Knust's lange zögernden Entschluß zur Ausführung, obschon mit bereits angegriffener Gesundheit eine Reise nach Spanien zu wagen. Sie brachte ihm und der Wissenschaft wohl die Erfüllung obiger Hoffnung, aber leider auch die Beschleunigung seines Todes. Er verließ am 28. Mai 1840 Paris, reiste über Orleans, Tours, Poitiers, Angouleme, Bordeaux nach Bayonne, und traf über Burgos und Valladolid am 19. Juni in Madrid ein. Zu letzterem Umwege nöthigte ihn der Umstand, daß die directe Strasse über Lerma und Aranda durch Balmaseda's Truppen, welche damals in dieser Gegend sich verschanzt hatten, zu unsicher war.

„Welcher Unterschied zwischen Frankreich und Spanien! Dort Wohlstand und Blüthe, hier Armuth und Zerstörung!" Mit diesem Ausruf sehen wir Knust den spanischen Boden betreten; aber die trübe Stimmung, in welche ihn der Anblick des allgemeinen Unglücks und Elends versetzte, wurde bald gemildert durch die romantische Schönheit des Landes, durch den „reinen Himmel," durch die Originalität des Volkes. Man sieht es, es ward ihm Bedürfniß, sich über die Fülle von neuen unerwarteten Eindrücken gegen seine Angehörigen in der Heimat auszusprechen, seinem Herzen gewissermassen Luft zu machen, und wir verdanken ihm in Folge dessen die trefflichen Schilderungen, welche in jeder Hinsicht

verdienten, durch einen besondern Abdruck einem größeren Kreise von Lesern zugeführt zu werden, als es durch das vorliegende Buch, in welchem sie wenigstens Niemand suchen wird, der Fall seyn dürfte. Wir hoffen daher auf Entschuldigung rechnen zu können, wenn die gegenwärtige Anzeige den Verf. nicht bloß an die bestäubten Bücherschränke der von ihm besuchten Bibliotheken begleitet.

„Madrid allein schon", bemerkt Knust in seinem v. 28. Juni 1840 datirten Briefe an den Hrn. Herausgeber, „söhnt den Reisenden mit dem übrigen Spanien aus. Nichts ist imposanter und großartiger als das hochgelegene nach dem Gebirge hinschauende königliche Residenzschloß, würdig der ehemaligen Beherrscher beyder Indien. Die Stadt selbst ist nicht groß und kann unmöglich, wie man hier will, 200,000 Einwohner haben; sie ist reinlich, hat viele schöne Häuser und Paläste, und die Straße Alcala hat schwerlich anderswo ihres gleichen."

Wir übergehen Knust's mit publicistischem Talente und sichtbarer Vorliebe geschriebene ausführlichen Berichte über die politischen Ereignisse und Conjuncturen der Jahre 1840 und 1841, sowie auch dessen interessante Charakteristik des spanischen Volkslebens, der Museen und Palläste ꝛc., und theilen nur Einiges als Muster, mit welchen kräftigen Zügen er namentlich in letzter Beziehung zu zeichnen versteht, und zwar zunächst einen Auszug aus der Beschreibung eines Ausfluges nach Aranjuez mit.

„Der Weg bis dahin hat wenig Anziehendes, und nur die Olivenpflanzungen, die man von Zeit zu Zeit sieht, bringen Abwechslung in die eintönige Scene; erst, wenn man das Thal des Tejo erreicht hat, welches indeß mit deutschen Flußthälern nicht zu vergleichen, beruhigt man sich einigermassen über den Entschluß zu dieser Fahrt. Man sieht von der Höhe, ehe man ins Thal hinabfährt, den Ort Aranjuez, das Schloß, die Gärten, den Fluß, kahle Hügel, Heerden, Schnitter in leichten Kleidern; man ist zufrieden, doch etwas wirkliches Landleben und eine etwas beschattetere Gegend zu finden, als die der Hauptstadt; jedoch verspricht man sich nicht viel von Aranjuez. Und in der That, die graden Strassen der Stadt sind eintönig, die Häuser scheinen unbewohnt; es herrscht eine Stille des Grabes; das Schloß, diese Sommerresidenz der Könige, so wie das Jagdschloß (Labrador) sind äußerlich nicht imposant. Nachdem wir aber Gärten und Schlösser genauer in Augenschein genommen, begriffen wir vollkommen, wie die Spanier mit Recht sie loben konnten. Die Gärten sind groß, ursprünglich geschmackvoll angelegt, schattig, mit Fontainen und Wasserfällen geziert, wiewohl jetzt weniger gut unterhalten. Die Schlösser, gut erhalten, prachtvoll decorirt und meublirt, durchaus nicht mit Prunk und Vergoldung überladen, königlich und doch wohnlich, können ein Muster abgeben für eine gute fürstliche Sommerresidenz. Im Schlosse wohnt jetzt Niemand als eine große Nachteule, die würdevoll im Innern über der großen Treppe hin und her flattert; der Castellan, der nach vielem Suchen sich in einem, den großen Schloßplatz einschließenden Arkadengebäude entdecken ließ und gravitätisch uns herumführte, begrüßte die Freundinn Athens als eine alte Bekannte. Die schönsten Zimmer des Schlosses sind die mit Frescogemälden geschmückten, so wie eins, das mit chinesischem Porzellan austapeziert ist ꝛc. ꝛc."

Knust verweilte 1¼ Jahr in Spanien, bürgerte gewissermassen dort ein, und war daher vollkommen befähigt, eine förmliche Anleitung für Reisende in Spanien zu verfassen; er kleidete dieselbe in einen Brief an einen seiner Freunde ein, (datirt Madrid, 19. Mai 1841) woraus wir Folgendes entnehmen:

„Auf den Hauptstraßen gehen Posten und Galeeren, auf den andern Straßen bloß Galeeren; auch mit dem Courriere, womit man am schnellsten weiter kommt, kann man nach Cadix und Bayonne reisen. Die Posten gehen nicht, wie anderwärts, die Nacht durch, sondern nur bey Tage ꝛc. Das Gespann sind sechs bis acht Maulthiere, in Gebirgsgegenden zehn bis zwölf; der Mayoral (Conducteur) leitet vom Bock aus diesen Zug; er ruft die Thiere einzeln bey Namen, schreit unaufhörlich arré, schwenkt die Peitsche und, wenn alles nichts hilft, läßt er den einen oder andern seiner Adjutanten vom Bock steigen, und durch ihn den trägen einige kräftige Hiebe versetzen. Oben auf dem Wagen liegen zwey oder drey Schützen (escopetéros), die singen und rauchen oder essen und nebenbey den Wagen und die Reisenden beschützen, jedoch in wirklichen Gefahren davonlaufen. Die Galeeren sind Waarentransporte, die etwas schneller gehen als die Frachtwaaren in Deutschland. Der größeren Sicherheit wegen wird noch jetzt viel mit diesen Caravanen gereis't ꝛc."

„Vor allem, möge (der Fremde) die religiösen Vor-

urtheile und den eitlen Stolz des Spaniers nicht verletzen und sich zutraulich aber würdevoll gegen ihn benehmen. Will er der Habsucht, der Intrigue und der Eifersucht, diesen Hauptlastern dieser sonst achtbaren Nation entgehen, so lebe er einfach, mische sich nicht in ihre politischen und persönlichen Streitigkeiten und spreche nicht viel von dem guten Erfolg seiner literarischen oder sonstigen Arbeiten." „Der Deutsche und jeder Nordländer, um sich gegen dieses ungewohnte Klima, gegen die ungeheure Hitze des Sommers, gegen den plötzlichen Witterungswechsel im October und gegen die durchdringende scharfe Luft des Winters zu schützen, thut wohl, wenn er die Lebensweise der Eingebornen befolgt und im Sommer während der heißesten Stunden sich ruhig zu Hause hält, im Herbst nach den ersten Gewittern und Regengüssen wärmere Kleidung anlegt und von da an bis zum Beginn des Sommers am Morgen und Abend nicht ohne Mantel ausgeht. Im Winter hülle er das halbe Gesicht, so oft er ausgeht, in den Mantel, damit die schneidende von den schneebedeckten Gebirgen herabwehende Luft ihm nicht in die Lunge dringe .... Seit Ende Februars haben wir ein wahres paradiesisches Wetter, Felder und Wiesen sind geschmückt mit dem saftigsten Sammtgrün, Hecken und Bäume treiben das zarte junge Laub hervor; in einigen Gärten prangt die Pracht der Blüthen; der Storch klappert schon lange auf der Kuppel der Schloßkapelle und die Schwalbe segelt zwitschernd durch die Lüfte; und dennoch geht Niemand ohne Mantel oder Winterrock aus, denn fast alle Gipfel des blauen Guadarama-Gebirges sind noch mit tiefem Schnee belastet."

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

E. Duller, Geschichte des Erzherzogs Carl v. Oesterreich. Lief. 1. Wien 1844.

Ch. de Coeckelberghe de Dutzele, Histoire de l'empire d'Autriche depuis les temps les plus reculés jusqu' au règne de Ferdinand I. empereur d'Autriche. Vol. I. Vienne 1844.

Austriaca. Bd. 1. Leipz. 1844.

E. M. Lichnowsky, Geschichte des Hauses Habsburg. Th. 8. Wien 1844.

Dr. K. Lanz, Correspondenz des Kaisers Karl V. Aus dem k. Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt. Bd. 1. 1513—1532. Leipz. 1844.

J. H. Wyttenbach, Forschungen über die Römischen Alterthümer im Moselthale von Trier. Trier 1844.

K. E. Gebauer, Kunde des Samlandes. Königsberg 1844.

Märkische Forschungen. Bd. 2. Berl. 1844.

Jaeck, Einige Nachrichten über die Patrizier zu Bamberg. Bamb. 1844.

A translation of Walhalla's inmates described by Lewis the first, King of Bavaria, by G. Everill. Munich 1845.

C. Redenbacher, Pappenheim und Ellingen, der Solenhofer Steinbruch und die Carolina. München 1844.

Fr. W. Walther, Topische Geographie von Bayern. München 1844.

A. L. Cherbuliez, De la démocratie en Suisse. Par. 1843.

J. J. Hottinger, Vorlesungen über die Geschichte des Untergangs der schweizerischen Eidgenossenschaft der 13 Orte und der Umbildung derselben in eine helvetische Republik. Lief. 1. Zürich 1844.

G. Studer, Topographische Mittheilungen aus dem Alpengebirge. I. Bern 1843.

Die Belgischen Colonien in Guatemala und Brasilien. Cöln 1844.

Collection de chroniques Belges inédites. Monuments pour servir à l'histoire des provinces de Namur, de Hainaut et de Luxemburg, recueillis et publiés pour la première fois par Reiffenberg. T. I. Bruxelles 1844.

Ad. Borgnet, Histoire des Belges à la fin du 18 siècle. T. I. Bruxelles 1844.

Rob. Adair, An historical memoir of a mission to the court of Vienna, in 1806. Lond. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. März.

Nro. 56. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde ꝛc.

(Schluß.)

Bezüglich des trostlosen Verschleuderungs-Zustandes, in welchem sich die wissenschaftlichen und artistischen Sammlungen Spaniens befinden, bemerkt Knust:

„Was kann also aus Spanien Gutes kommen? Freylich wohl nicht gar zu viel! Allein der Marschall Soult und Louis Philipp haben gute Gemälde dorther bekommen, und die Engländer erhalten von hier deren noch täglich; die nordamerikanische Bank hat bedeutende Summen in Verwahrung genommen für Mönche und Geistlichkeit, und Italien verbirgt viele gerettete Kunstschätze. Und dennoch ist hier eine große Ernte von Gemälden und Kunstwerken noch jetzt zu machen; Bücher sind in Masse wie Heu und Stroh, Adelsdiplome und Wappen und Genealogien pfundweise, altrömische und arabische Kupfermünzen cursiren wie Maravedis oder Pfennige, Handschriften kommen weniger zum Verkauf; es sind aber deren genug über die Seite geschafft und in sicheren Händen, die sie gleichwohl nicht zu lange mehr verwahren werden. Die Granden, ihrem unvermeidlichen Schicksale, wie es scheint, schnell entgegengehend, werden auch bald leeres Haus machen müssen. Also viel, viel ist von hier zu holen! Einige halten es für sehr unchristlich, diesem unglücklichen Lande die gebliebenen Schätze zu entführen. Allein ist es nicht weit menschlicher und christlicher, selbige in der Fremde sicher zu bewahren und der Kunst und Wissenschaft zu erhalten, als sie hier zu zerstreuen, zu zerstören, zu verbrennen? Und wenn man bedenkt, wie wenig gewiß es ist, daß dieses Land bald in die Reihe der übrigen cultivirten Länder eintrete, und wie nicht unwahrscheinlich, daß noch heftige Gährungen und Bewegungen das alte Staatsgebäude völlig umwerfen und daß in dieser Krisis wiederum der noch gebliebene Rest von Werken der Wissenschaft und der Kunst decimirt werde: so finde ich darin einen Trost und eine Ermuthigung für meine mit manchen Unannehmlichkeiten und Schwierigkeiten verknüpfte und gerade in dieser Zeit unternommene Reise. Das Einzige, was ich dabey etwa bedaure, ist, daß die große Menge der arabischen Schätze für mich ein versiegelter Reliquienkasten ist, wovon ich weiter nichts begreife, als die äußere Verzierung. Im Escurial fand ich außer den bey Casiri verzeichneten arabischen Manuscripten noch andere orientalische, namentlich hebräische, von denen wieder nur ein Theil in dem geschriebenen Kataloge der Bibliothek aufgeführt ist ꝛc.“

Knust hat sich übrigens, was den letzteren Punkt betrifft, das Verzeichniß der bedeutenden Anzahl arabischer Manuscripte, welche sich in der Nationalbibliothek zu Madrid befinden, abschreiben lassen, so wie auch das der griechischen Handschriften. Hinsichtlich des Gesammtergebnisses seiner allerdings sehr angestrengten Bemühungen bemerkt Knust:

„Meine Krankheit, die glorreiche Revolution, die vielen Festtage, Ferien, kurze Bibliothekstunden, kurz der Umstand in Spanien zu seyn, haben gemacht, daß ich während meines Aufenthalts in diesem Lande ungefähr ein Drittheil weniger gearbeitet habe, als ich in diesem Zeitraume sonst wohl hätte arbeiten können und sollen. Indeß wenn ich bedenke, daß Spanien eine principale Ausnahme von der allgemeinen europäischen Lebensregel ist, und daß ich trotz aller Hindernisse dennoch eine gute und, wie ich hoffe, der Wissenschaft nützliche Ausbeute gemacht habe, so giebt mir dieses Trost, und Muth noch mehr zu erbeuten:“

Und in der That erscheint diese Ausbeute als eine sehr namhafte, wenn wir die Zusammenstellung

ihrer einzelnen Bestandtheile überschauen, wie sie uns Knust selbst, nachdem er erst drey spanische Bibliotheken, nämlich die öffentlichen Bibliotheken zu Madrid und Toledo und jene des Escurials benutzt hatte, unterm 24. Februar 1841 in einem Briefe an einen seiner Freunde in Deutschland darlegt, worin er diesen bereits ersuchte, sich um einen Verleger für seine „spanische Reise" umzusehen. Abgerechnet das, was für die Monumenta bestimmt war, (Vergleichungen und resp. Abschriften der Leges Wisigothorum und Langobardorum, westgothischer Formeln, der Geschichtswerke von Idatius, Isidorus, Paulus Diaconus, Victor Tunnunensis, Johannes Biclariensis, Gregorius Turonensis, Vita S. Wenceslai etc. etc.) sollte das projectirte Reisewerk enthalten: Nachrichten über Archive und Bibliotheken; Kataloge über die Handschriften, Vervollständigungen von Hänel's Catalogi librorum mssorum, qui in bibliothecis Galliae, Helvetiae, Belgii, Britanniae M., Hispaniae, Lusitaniae asservantur nunc primum editi. (Lips. 1830. 4.), welches treffliche Werk übrigens sowohl Knust als den andern Reisenden der Gesellschaft als vorzüglichster Anhaltspunkt, so zu sagen als Compaß diente, Mittheilungen aus griechischen Manuscripten theils theologisch, theils historisch und philosophisch, vom 3. Jahrhundert bis zum Untergange des oströmischen Reichs, vielleicht noch dazu die Fabeln des Babrias ꝛc. Aus lateinischen Manuscripten: inedita alt- und neutestamentlicher Apokryphen, Bibelerklärungen aus dem 6. bis 9. Jahrhundert, historische Werke (darunter die wirkliche Chronik des Prosper, Bruchstücke aus der Chronik des Origenes nebst dem griechischen Texte aus einer Madrider Handschrift; zwey historische Werke des Claudius, wovon nur das eine, und nur unvollständig von Labbé edirt war; die Annalen des Lupus Protospata in alter italienischer Uebersetzung, vollständiger als in der lat. Ausgabe bey Muratori; Fortsetzungen des Ricobaldus; eine Chronik von Unteritalien aus dem 12. Jahrhundert; geographische Werke (eine Beschreibung Italiens aus der Zeit der Langobarden, eine allgemeine Erdbeschreibung vom 5. Jahrhundert, eine andere vom 9. Jahrhundert; ein Werk de mensura orbis wahrscheinlich aus dem 4. Jh.; alte Erdcharten, darunter eine im 8. Jh. gefertigt aber wohl überhaupt älter; Beschreibung der Inseln des Mittelmeers aus dem 14. oder 15. Jahrh.; Dichterisches (Germanici prognosticon vollständiger; Gedichte von Erchempert, Paulus Diaconus, Bernhard, Teodala, altitalienische, altspanische Gedichte ꝛc.), Philosophisches, (Virgilius Cordubensis, Noten des Libanius) Briefe und Theologisches (Arericus, Apringius, Beatus, Pelagius Victor Cartenensis); altdeutsche (langobardische) Glossarien, vielleicht auch noch Juristisches und auf die Kreuzzüge sich Beziehendes.

So sehr es zu beklagen, daß es Knust nicht gegönnt war, diese reichen und für die Wissenschaft so vielfach interessanten Sammlungen selbst zu vollenden und zu verarbeiten, so ist es dennoch als ein Glück zu betrachten, daß dieselben, nach seinem am 8. October 1841 zu Paris erfolgten Tode, unversehrt in die beßten Hände, nämlich in jene des Herrn Geheimen-Reg.-Raths Pertz gelangten, der gewiß dafür zu sorgen weiß, daß die Entdeckungen des verdienstvollen Dahingeschiedenen gehörig benutzt und hervorgehoben werden, so wie er selbst ihm bereits durch den erwähnten Nekrolog und die vorläufigen Mittheilungen aus dessen Briefen ein höchst ehrenvolles Denkmal gesetzt hat.

V. Die Reise des Herrn Herausgebers in Gemeinschaft mit Herrn Bibliothekar Böhmer nach dem Elsaß (Hagenau, Straßburg, Schlettstadt, Colmar) und einem Theile der Schweiz (Aarau, Muri, Luzern), sowie VI. jene des Herrn Prof. Waitz durch Thüringen und Sachsen lohnten sich durch einzelne wichtige Funde; beyde führten aber auch theilweise zu unerwarteten negativen Resultaten. Mehrere Handschriften, denen die Reise vorzugsweise galt, z. B. des Carmen de bello Heinrici IV. contra Saxones zu Straßburg, die Murbacher Handschriften und die ehemals Reichenauer „Carmina theotisca" zu Colmar, die wichtigen Murischen Handschriften des Hermanus contractus, Bertholdus und Bernoldus waren nicht aufzufinden, und Hrn. Dr. Waitz wurden bezüglich der Handschriften-Benutzung auf einigen sächsischen Bibliotheken Schwierigkeiten in den Weg gelegt, die ihn zu der Bemerkung veranlaßten:

„Wir Deutschen haben in der That Unrecht, uns

über die geringe Liberalität in Rom und anderswo zu beklagen, da wir im eignen Vaterlande noch so viel engherzigere Maßregeln abzustellen haben."

Die zweyte Abtheilung des vorliegenden Bandes (S. 284—897) enthält, ein ausführliches alphabetisches Register mit eingeschlossen, die Handschriften-Verzeichnisse der von den Reisenden der Gesellschaft besuchten Bibliotheken *). Diese Verzeichnisse erstrecken sich nicht bloß, wie man meinen sollte, auf solche Handschriften, welche in den Kreis der deutschen Geschichtsquellen gehören, sondern auch auf alles das, was den Reisenden überhaupt anmerkenswürdig erschienen. Es ist dieß eine Erweiterung ihrer ursprünglichen Tendenz, die ihnen für alle jenen Forschungen, bey welchen die Herstellung kritisch berichtigter Texte zu den unerläßlichen Vorfragen gehört, die Unentbehrlichkeit sichern, und die daher auch gewiß allenthalben mit lebhaftem Danke entgegengenommen wird.

H. F.

*) Es folgt hier, in ähnlicher Weise wie es hinsichtlich der in den ersten 7 Bänden enthaltenen Handschriften-Verzeichnisse in unserer erwähnten Anzeige S. 655. geschehen, eine alphabetische Uebersicht der betreffenden Orte: Altenburg S. 766. Amiens 395. Amsterdam 579. Antwerpen 564. Arras 401. Avranches 378. Berlin 823. Boulogne 404. Brügge 556. Brüssel 486. Cambrai 431. Chartres 385. Coblenz 612. Coburg 674. Colmar 466. Corvey 627. Cus 610. Darmstadt 617. Douai 421. Dresden 715. Einsiedeln 736. Erfurt 676. Evreux 376. Freyberg 711. Freyburg 622. Fulda 624. Gent 549. Gotha 675. Groningen 588. Haag 566. Halberstadt 653. Hannover 630. Haerlem 582. Havre 374. Jena 694. Laon 392. Leeuwarden 591. Leiden 570. Löwen 481. London 753. Lüttich 477. Luxemburg 592. Madrid 768. Meaux 366. Meersburg 623. Meiningen 671. Merseburg 662. Metz 450. Middlehill 762. Mons 468. Namur 475. Nancy 458. Orleans 391 Quedlinburg 660. Paris 284. Rheims 393. Rouen 367. St. Mihiel 448. St. Omer 408. Schaffhausen 733. Sevilla 821. Straßburg 461. Toledo 822. Tournai 559. Trier 596. Utrecht 582. Valencia 822. Valenciennes 436. Verdun 443. Weimar 685. Wien 729. Wurzen 712. Zeiz 705. Zwettl 724. Zwickau 707.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

E. G. Geijer, Carl XIV. Johann, König von Schweden und Norwegen. Stockholm 1844.

K. Grosse, Karl XIV. Johann von Schweden. Nach Quellen. Heft. 1. 2. Meissen 1844.

Otto von Mirbach, Briefe aus und nach Kurland während der Regierungsjahre des Herzogs Jakob. Mitau 1844.

Monumenta Livoniae antiquae. Bd. 4. Riga's ältere Geschichte in Uebersicht, Urkunden und alten Aufzeichnungen zusammengestellt. Riga 1844.

J. Lelewel, Histoire de Pologne. Vol. 1. 2. Avec Atlas. Par. 1844.

Tadeusza Wolánskiego, Odkrycie Najdawniejsze pomnikow narodu Polskiego. W Poznaniu 1843. (Die ältesten Denkmäler des polnischen Volkes.)

C. Paparregopulus, De colonisatione nonnullarum Slavorum stirpium in Peloponneso. Athenis 1843.

Anast. G. Leukias, Refutatio illorum qui putaverunt, quod nemo eorum, qui nunc Graeciam incolant, a veteribus Graecis oriundus est. Athenis 1843.

M. Buchon, Nouvelles recherches historiques sur la principauté française de Morée et de ses hautes Baronies à la suite du 14 croisade. T. I. 1. Paris 1844.

Rob. Greenhow, The history of Oregon and California and the other territories on the North West-Coast of North America. Lond. 1844.

J. J. Jarves, History of the Hawaiian or Sandwich islands. Lond. 1843.

Ed. Thornton, The history of the British empire in India. Vol. 1—5. Lond. 1843.

Antiquités américaines d'après les monuments historiques des Islandais et des anciens Scandinaves par Chr. Rafn. Copenh. 1845.

The American Almanac and repository of useful knowledge for the year 1844. Boston 1843.

A. Reumont, Thorwaldsen. Berl. 1844.

Dr. J. Honegger, Konrad Ott. Eine biographische Skizze. Glarus 1844.

Dr. Jos. Bader, Meister Erwin von Steinbach und seine Heimath. Karlsruhe 1844.

Dr. R. Fr. Bley, Das Leben und Wirken von Dr. Rudolph Brandes. Hannover 1844.

Champollion-Figeac, Fourier et Napoléon. L'Égypte et les cent jours. Mémoires et documents inédits. Par. 1844.

Alex. Oulibicheff, Nouvelle biographie de Mozart, suivie d'un aperçu sur l'histoire générale de la musique et de l'analyse des principales oeuvres de Mozart. Vol. 1—3. Moscou 1843.

Dr. W. E. Weber, Quintus Horazius Flaccus als Mensch und Dichter. Jena 1844.

Arthur Penrhyn Stanley, The life and correspondence of Thomas Arnold, Professor of modern history inthe university of Oxford. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

Horace Twiss, The public and private life of Lord Chancellor Eldon. Vol. 1—3. London 1844.

H. W. Schulz, Karl Friedrich von Rumohr, sein Leben und seine Schriften. Leipz. 1844.

Dr. A. Nicolovius, Schlossers Leben und literarisches Wirken. Bonn 1844.

Dr. C. J. Hefele, Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts. Tübing. 1844.

K. Gödeke, Adolph Freiherr Knigge. Sein Leben, seine Schriften und Blicke in seine Zeit. Hannover 1844.

M. Carnot, Notice historique sur Barère. Paris 1842.

M. J. Taschereau, Histoire de la vie et des ouvrages de Molière. Par. 1844.

Dr. C. Kissel, A. Cornelius Celsus. Eine historische Monographie. Abth. 1. Giessen 1844.

Dr. P. Henry, Das Leben Johann Calvins. Bd. 1—3. Abth. 1. Hamburg 1844.

Em. de Tipaldo, Biografia degli italiani illustri nelle scienze, lettere ed arti del secolo XVIII. e de contemporani. Vol. 1—8. Venezia 1834—1841.

W. Dorow, Krieg, Literatur und Theater. Mittheilungen zur neueren Geschichte. Leipz. 1844.

Dr. G. H. Klippel, Historische Forschungen und Darstellungen. Bd. 2. Lebensbeschreibung des Erzbischofs Ansgar. Bremen 1845.

Ch. J. Bunsen, Die Basiliken des christlichen Roms nach ihrem Zusammenhange mit Idee und Geschichte der Kirchenbaukunst. München 1844.

C. von Heideloff, Die Bauhütte des Mittelalters in Deutschland. Nürnb. 1844.

C. A. Menzel, Jahrbuch der Baukunst und Bauwissenschaft in Deutschland. Th. 1. Greifswald 1844.

Dr. G. Hagen, Handbuch der Wasserbaukunst. Th. 1. 2. Königsb. 1844.

Dr. J. H. Mädler, Astronomische Briefe. Lief. 1. Mitau 1844.

Meridian Ephemeris of the Sun and Planets for the year 1836. Lond. 1835.

G. J. Mulder, Das Streben der Materie nach Harmonie. Braunschweig 1844.

Dr. Wilh. Schwaab, Versuch einer neuen Theorie der Hagelbildung. Cassel 1844.

Dr. W. Th. Casselmann, Ueber die galvanische Kohlenzinkkette. Marb. 1844.

Revised instructions for the use of the magnetic and meteorological observations and for the magnetic surveys. Prepared by the committee of physics and meteorology of the royal society. Lond. 1842.

A. Frank, Die Kabbala oder die Religionsphilosophie der Hebräer. Leipz. 1844.

F. L. Rhode, Gedrängte Uebersicht der Revolutionen der Erdkruste bis zur mosaischen Pflanzenschöpfung. Darmstadt 1842.

Dr. J. Liebig, Chemische Briefe. Heidelb. 1844.

Dr. K. Gerhardt, Grundriß der organischen Chemie. A. d. Franz. übers. von Dr. A. Wurtz. Bd. 1. Straßb. 1844.

Arsberättelse om framstegen i Kemi och Mineralogi afgifven den 31. Mars 1843, af Jac. Berzelius. Stockh. 1843.

P. Flourens, Buffon. Histoire de ses travaux et de ses idées. Par. 1842.

Amtlicher Bericht über die 21. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Gratz im September 1843. Gratz 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. März.

Nro. 58. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Histoire de la lutte des Papes et des empereurs de la maison de Souabe, de ses causes et de ses effets, ou tableau de la domination des princes de Hohenstauffen dans le royaume des deux Siciles, jusqu' à la mort de Conradin par C. de Cherrier. Tome II. Paris L. de Bure, libraire — editeur. 1844. 539 S.

Dieselben Mängel, welche wir bey dem ersten Bande aussetzten, (Gel. Anz. Bd. XVI. S. 647) die Unkenntniß der ausländischen Literatur, werden bey dem zweyten Bande noch fühlbarer, da es sich hiebey um Hurters classisches Werk über Innocenz III. handelt. Auch die italienische Literatur ist dem Verfasser nur wenig bekannt. Dennoch bietet es ein gewisses Interesse dar, sich die Resultate seiner Forschungen zu vergegenwärtigen, besonders da der Verf. in diesem Bande die Epoche Friedrichs II. bis 1239 schildert, und somit einen Angelpunkt für die Gesammtauffassung der Geschichte des Mittelalters berührte.

Leicht wäre es, über diese wie über viele andere schwierige Epochen der Geschichte eine Verständigung unter Männern von Einsicht herbeyzuführen, würde nicht bey so Manchen der Nebengedanke obwalten, man dürfe oftmals selbst nicht die einfachste Wahrheit zugeben, weil sich unbeliebige Consequenzen daraus ziehen ließen. Bey wie vielen ward nicht der richtige Standpunkt nur deßhalb verrückt, weil sie befürchteten, es möchten Theorien einer frühern Periode noch auf die Gegenwart angewandt werden. Wie oft ist die Absetzung Friedrichs nur deßhalb angefochten worden, weil man glaubte, daß wenn die Rechtlichkeit dieses Schrittes für das dreyzehnte Jahrhundert zugestanden werde, daraus für das acht- oder neunzehnte Mißliebiges hervorgehen könnte?

Andere Staatengesetze haben die neuern Zeiten geschaffen als die früheren. In diesen aber galt der natürliche Grundsatz, kein Recht ohne Pflicht, und wer sich der Pflicht entschlägt, vergeudet auch sein Recht. Unserer Ueberzeugung gemäß ist deßhalb zur Beurtheilung mittelalterlicher Ereignisse und insbesondere des Streites zwischen Kaiser und Papst kein Standpunkt zulässig, als der, welcher von den wechselseitigen Beziehungen und Verpflichtungen ausgeht, und auf die Erfüllung eingegangener Verträge Rücksicht nimmt. Mit Eiden spielen, hat man vor Friedrichs II. Zeiten nicht verstanden; und es setzt eine nicht gewöhnliche Beschränktheit des Geistes voraus, wenn man, wie der Recensent Friedrichs II. im Leipziger Repertorium Heft 40. 1844, glaubt, durch hohle Phrasen und Darlegung der flachsten Ansichten bestimmte Thatsachen ignoriren, über die Nichterfüllung bestimmter Verpflichtungen hinweggleiten zu dürfen. In der Geschichte des Mittelalters zieht sich eine Kette persönlicher Verpflichtungen der Individuen hindurch, die den Grundcharakter desselben bildet, und wer diese zu ignoriren vermag, beweist nur seine eigene Ignoranz. Selten oder nie hat sich aber diese mit unverschämterer Dreistigkeit auf Kosten eines strengwissenschaftlichen Werkes breit zu machen gesucht, als in der erwähnten Anzeige, deren Schmach nur auf ihren Verfasser zurückfällt, und das Jour-

nal, welches so bodenlosem Gerede Raum schenkte, brandmarken würde, wäre man je von demselben etwas Besseres gewöhnt gewesen.

Friedrich II., in Fiscalität, Hinwegsetzung über noch so heilige Pflichten, in Frivolität wie in ästhetischer Bildung ganz einer der Neueren, kann und darf aber mit keinem anderen Maße gemessen werden, als mit dem der Bedeutung und des Werthes der von ihm eingegangenen Verpflichtungen. Oder soll etwa die nichtssagende Phrase, er habe sich über die Vorurtheile seiner Zeit erhoben, ihm einen Freybrief für alle Willkühr, für Tyranney und Meineid verschaffen? Wehe den Unterthanen eines so erhabenen Fürsten, und tausendmal besser die, die unter weniger erleuchteten aber rechtschaffenen, als unter derart genialen zu leben haben.

Hr. Cherrier hat aber mit richtigem Gefühle bemerkt, daß Friedrich in dem Momente, wo er das Verfahren Innocenz III. gegen seinen Vorgänger auf dem deutschen Kaiserthrone billigte, dem Papste auch das Recht zugestand, wider ihn selbst unter ähnlichen Umständen auf gleiche Weise zu verfahren. Dieser Satz, den anzufechten höchstens die Logik des Junkers in der bekannten Fabel von des Bauern Kuh, die des Junkers Hund gebissen, sich herausnehmen kann, ist aber hinreichend, um an die Stelle willkührlicher und unhaltbarer Theorien den rechten Maßstab zu setzen.

Würde es sich nicht so häufig finden, daß viele und selbst treffliche Menschen für die große Lehrerin der übrigen, die Erfahrung, geradezu unzugänglich sind, so müßte man es für unbegreiflich erachten, daß nach den von uns selbst erlebten Ereignissen, militärische Herrschaft, das Recht der blinden Gewalt, gerade an denjenigen eifrige Vertheidiger findet, welche am lautesten der Freyheit das Wort reden. Sollte denn wirklich Unsträflichkeit des Willens, Lauterkeit der Gesinnung, Talent und Kenntnisse sich regelmäßig nur mit solchen verbinden, die in jedem Schwächeren auch den ihrer Willkühr Verfallenen erblicken? Oder hofft man etwa, den mannigfaltigen Gebrechen unsere Zeit dadurch zu helfen, daß man ihnen, wo sie in der Geschichte vorkommen, wo sie sich selbst bereits gerichtet haben, einen Phrasenflitter umhängt, der kaum denjenigen noch zu bestechen vermag, welcher beharrlich auf das eigene Denken Verzicht leistete? Wirklich, es möchte bedünken, daß man in Deutschland die Kunst, Geschichte ohne Thatsachen zu schreiben, nach bloßer willkührlicher Annahme zu verfahren, bereits zu solcher Virtuosität gebracht hat, daß eine Ausgleichung dieser neuen Mythographie mit den Anforderungen der Geschichtschreibung schon zur Unmöglichkeit geworden ist.

Drängen sich diese und ähnliche Betrachtungen dem deutschen Leser des angeführten Werkes auf, so giebt die Darstellung dem Verf. nicht mindern Anlaß, die hergebrachten Meinungen seiner Landsleute zu berichtigen. Ein strenges Festhalten an den Quellen, deren genaue Benützung sich überall zeigt, verleiht ihm hiezu volles Recht. Und wenn deßhalb auch aus den anfangs berührten Gründen das Werk jene Vollendung nicht hat, die es seinem Titel und dem Umfange nach haben könnte und sollte, so kann es doch Vielen dienen, ihre Meinungen zu berichtigen, und sie mit den Thatsachen vertrauter zu machen. Mit deutschen Werken verglichen, möchte es unbedingt sowohl wegen tüchtigerer Forschung als vorurtheilsloserer Gesinnung den Rang vor der bekannten Züllichauer Lebensbeschreibung Friedrichs II. einnehmen, und dieses Werk selbst für alle Zeiten zur Ruhe verweisen. Freylich wird damit auch die Quelle für anonyme Schmähartikel, wie der oben bezeichnete, verstopft werden, und man sich gewöhnen müssen, vom mythologischen Gebiete in das historische, wo Thatsachen und nicht Declamationen und Tendenzprocesse entscheiden, herabzusteigen.

Höfler.

Archivio storico italiano ossia raccolta di opere e documenti finora inediti o divenuti rarissimi risguardanti la storia d' Italia. Tomo IV. Firenze. Gio. Pietro Vieusseux, editore al suo gabinetto scientifico-letterario. 1843. XX. 482 p.

Dieser Band, welcher später erscheint, als der der Nummer ihm nachstehende, enthält Lebensbeschrei-

bungen, Documente, Chroniken und Aehnliches zur Beleuchtung der florentinischen Geschichte, und bietet durch Auswahl des Stoffes großes Interesse dar. Voraus gehen die ricordanze di Guido di Filippo di Ghidone dell' Antella e de suoi figlioli e discendenti. Es sind Aufzeichnungen von Begebenheiten, welche für die Familie Antella besondern Werth hatten, und wenn auch daraus für die politische Geschichte wenig oder gar nichts Neues zu erholen ist, so enthalten sie doch desto mehr in Bezug auf die Kenntniß häuslicher Zustände, des bürgerlichen Lebens, der Sitten und Gebräuche von 1298 — 1405. Merkwürdig ist, daß unter dem Gesinde noch immer schiave, Leibeigene, in der freyen Republik aufgezeichnet werden. Die Ricordi di Cristoforo Guidini, deren sich bereits die G. Gigli und F. Burlamacchi bey Herausgabe der Werke der hl. Katharina von Siena bedienten, reichen von 1383 — 1396. Sie beziehen sich zwar nur auf die sienesische Geschichte, und bilden somit eine gewisse Anomalie zu den übrigen. Der Historiker hat aber für ihre Aufnahme dem Herausgeber seinen Dank abzustatten. F. Guidini war nämlich Notar in Siena und Zeitgenosse der hl. Katharina von Siena, mit der er in vielfacher Berührung stand, und über deren Leben und Wirken sein ehrendes Zeugniß sehr lesenswerth ist. Unter den Männern, welche der Heiligen besonders nahe standen, führt Guidini auch den Maestro Ramondo di Capua an, welcher nachher General des Dominikanerordens wurde, und ein Urenkel des berühmten Petrus von Vinea war. Die Ricordi des Oderigo di Credi (1405 — 1425) beziehen sich wieder auf Familienverhältnisse und das bürgerliche Leben der Florentiner, und bieten hiefür viele merkwürdige Aufschlüsse dar. Die dann folgenden beyden Lebensbeschreibungen des Filippo Scolari, genannt Pippo Spano (Gespann), haben von Antonio Sagredo in Venedig eine treffliche Einleitung erhalten, welche nebst der Abhandlung des H. Canestrini über die Beziehungen der Florentinischen Republik zu Ungarn, höchst schätzenswerthe geschichtliche Rückblicke enthält. Die erstere giebt uns auch Aufschluß über das jetzt in Ordnung gebrachte große Archiv zu Venedig. Vor dem Jahre 1500 ist es lückenhaft, und vertreten Copien die Stelle vieler wichtiger Original-Documente. Dennoch sind aus dem vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderte die Debatten und Berathungen des Senates und des Rathes der Zehn, die Gesetze und Verordnungen beynahe ganz vollständig vorhanden. Die Register des Senates, commemoriales, und die Acten des Rathes der Zehn, wie des Rathes der Hundert, welchen die geheimsten Verhandlungen zukamen, misti genannt, bieten einen historischen Schatz dar, wie ihn, vielleicht nur der Vatican ausgenommen, jetzt kein Archiv Europas aufzuweisen hat. Welche Ausbeute für deutsche Forscher, wenn einmal die letzte Urkunde des letzten deutschen Dorfes der Nachwelt durch den Druck wird überliefert worden seyn! Mit welcher Masse von Irrthümern wird eine oberflächliche Benützung die Welt vorerst überschwemmen, und welch glänzende Aufgabe, alle diese Irthümer zu berichtigen, indem die bereits angestellten Forschungen noch einmal gemacht werden?! Möge doch die venetianische Geschichte vor dem Schicksale der deutschen bewahrt werden. Die Abhandlung sulle relazioni di Firenze coll' Ungheria, deren Inhalt dem ersten Anscheine nach wenig Interesse darbietet, ist eine sehr gründliche und tüchtige Arbeit über die auswärtige Politik der Florentiner im fünfzehnten Jahrhunderte. Das Leben des Bartolomeo Valori schließt sich auch chronologisch daran an. Es hat dieses für die allgemeine und Kirchengeschichte besonderen Werth, indem Valori in nahen Beziehungen zu P. Johann XXIII. (Balthasar Coscia) stand, und viele und merkwürdige Aufschlüsse über das große Schisma des fünfzehnten Jahrhunderts bey dieser Gelegenheit gegeben werden. Von Alexander V., welchen die Kardinäle auf der Kirchenversammlung zu Pisa zur Heilung des Schisma wählten, heißt es: cardinale per lettere e santita di vita conosciuto degno a tanto grado. Von Baltassar Coscia aber vernehmen wir eine Beschreibung, welche ganz anders lautet, als selbst die tüchtigste deutsche Kirchengeschichte (Döllinger II. 1. S. 330) von ihm giebt: „Es waren viele Tugenden in diesem Manne, den man als ein Beyspiel des Glückes anführen kann. Von Jugend auf hatte er die Wissenschaften getrieben, und sich darin solche Mühe gegeben, daß er nicht nur ein sehr berühmter Redner und Dichter wurde, sondern auch ein tüchtiger Philosoph (ragionevole filosofo). Dann

wandte er seinen Sinn auf sehr verschiedenartige Dinge, verließ die Studien, ward Soldat, und übte sich darin so sehr, daß er in Kurzem unter die ersten Soldaten Italiens gerechnet wurde. Als Feldherr gab er schon bey der ersten Gelegenheit große Beweise seiner Qualitäten hiefür, und trug bey mehr als einem Kampfe den Sieg davon. Nach vielen Unternehmungen strebte er plötzlich nach kirchlichen Ehrenstellen, ja nach dem Papstthume selbst, ließ deßhalb das Kriegführen bey Seite, warf sich ganz auf die Religion, und in Kurzem gelang es ihm auch hier, seinen Zweck zu erreichen."

Daß an dem Freunde Cosimo's de Medici, der auf so seltsame Weise in dem Zeitalter der Condottieri und politischen Abenteurer Papst wurde, mehr gewesen sey, als man gewöhnlich vermuthet, ist klar. Merkwürdig ist auch, daß, als Johann XXIII. auf dem Wege nach Costniz durch Florenz kam, Valori ihm auf das Entschiedenste abrieth, seine Reise fortzusetzen. Er konnte aber von dem Papste keine andere Antwort erlangen als: „Ich gestehe, daß es wenig klug ist, sich unbekannten Personen anzuvertrauen, und daß das Concil nicht für mich ist. Aber was soll ich thun, wenn ich ein Verhängniß habe, welches mich dahin zieht. (Ma che debbo fare se haggio un fato che mi ci tira.)"

Nebst einigen Documenten zur Erläuterung des Textes folgen dann noch mehrere Lebensbeschreibungen berühmter Italiener von dem bekannten Bespasian, dessen Sammlung von Biographien der gelehrte Cardinal Angelo Mai in seinem spicilegium Romanum vollständig edirte. Von demselben Verfasser sind noch notizie di alcune illustri donne del secolo XV, und ein lamento d'Italia per la presa d'Otranto (durch die Osmanen im Jahre 1480), welches die Blindheit der Italiener und deren ganzen kläglichen Zustand schildert, so wie einige Documente, welche sich auf des Bespasian Lebensbeschreibung des Königs Alfons von Aragonien — in Deutschland neuerdings durch Platens Geschichten des Königreichs Neapel bekannt, — beziehen.

H.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

J. Liebig, Bemerkungen über das Verhältniß der Thier-Chemie zur Thier-Physiologie. Heidelb. 1844.

Dr. Fr. T. Kützing, Ueber die Verwandlung der Infusorien in niedere Algenformen. Nordhausen 1844.

Joh. Richardson and J. Edw. Gray, Zoology of the voyage of H. M. SS. Erebus and Terror, under the command of Capt. Sir James Clark Ross, during the years 1839 to 1843. Part I. Mammalia by J. Ed. Gray. Part II. Fisches, by Richardson. Lond. 1844.

A. S. Oersted, Entwurf einer systematischen Eintheilung und speciellen Beschreibung der Plattwürmer. Kopenhagen 1844.

Arsberättelse om zoologiens framsteg under åren 1840—42 till kongl. Vetenskaps-Academien afgifven af zoologiae intendenterna vid Rikets naturhistoriska Musaeum. Andra Delen. (Insecta. Linn.) af C. H. Boheman. Stockh. 1843.

Dr. J. L. C. Gravenhorst, Naturgeschichte der Infusionsthierchen. Nachtrag zu dessen Zoologie. Breslau 1844.

Dr. J. Th. Ch. Ratzeburg, Die Forst-Insecten ꝛc. Th. 3. Die Ader-, Zwey-, Halb-, Netz- und Geradflügler. Berl. 1844.

F. S. Leuckart, Zoologische Bruchstücke. III. Helminthologische Beyträge. Freib. 1842.

C. Montagne, Skizzen zur Organographie und Physiologie der Classe der Schwämme. Prag 1844.

W. Jackson Hooker, Icones plantarum. New Series. Vol. 1—3. Lond. 1842—44.

L. von Babo, Der Weinstock und seine Varietäten. Lief. 2. 3. Schluß. Frankf. 1844.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. März.

Nro. 59. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Karl Christian Friedrich Krause's Vorlesungen über die reine d. i. allgemeine Lebenlehre und Philosophie der Geschichte. (Oder: Geist der Geschichte der Menschheit. Erster Band.) Herausgegeben von H. K. von Leonhardi. Göttingen 1843.

Vergleichen wir die frühern Werke und Vorarbeiten über Philosophie der Geschichte mit dem vorliegenden Buch, so müssen wir in diesem einen wesentlichen und selbstständigen Fortschritt erkennen. Bey allen Anderen herrscht ein besonderer Gesichtspunkt aus der Ordnung der sittlichen Welt: bey Iselin und Kant der politische, bey Herder der physiologische, bey Lessing der pädagogisch-ethische, bey Schlegel der kirchliche Gesichtspunkt, bey Schiller und Fichte die Teleologie der Freyheit und Vernunft, bey Schelling und Stutzmann die intellectuelle, bey Novalis die poetische Anschauung, bey Hegel das logische Princip. Krause hat den wahrhaft allgemeinen Gesichtspunkt gewonnen, er hat das universell-ethische Princip in der Betrachtung der Geschichte zu Grunde gelegt; sein Princip vereinigt in sich die Principien der natürlichen und geistigen Entwicklung, der sittlichen und religiösen Zwecke, sein Princip ist das Postulat vollkommener Menschlichkeit, die ihr Urbild in Gott hat.

Die Vereinigung des metaphysischen Tiefsinnes mit dem Sinne für das geschichtliche Ideal ist Krause's eigenthümlicher Vorzug. Alle wissenschaftlichen Principien und Kategorien hat Krause auf die Metaphysik zurückgeführt als die Wissenschaft von Gottes Wesen und Eigenschaften; und in der That können wir diese Methode der Ableitung aller Wissenschaften aus der Metaphysik als die einzig ächte und einzig befriedigende wissenschaftliche Methode erkennen. Aber wie er die Wahrheit in Gott erkannte, so wollte er sie nicht als abstracte Idee, sondern er schaute sie an als Ideal in persönlicher und geschichtlicher Verwirklichung: sein Herz schlug für das Urbild der Menschheit, für das Ebenbild Gottes im Menschen. Erfüllt von dem Bewußtseyn der erhabenen Bestimmung des Menschen zeigt er beglückende Aussichten in die Zukunft der Geschichte, und fordert uns auf zur geschichtlichen That, zur Theilnahme an der Volk und Staat bildenden Gesellschaft, zur Hervorbringung der religiösen und wissenschaftlichen Gemeinschaft.

Philosophie der Geschichte ist ihm also nicht nur „Erkenntniß der ewigen Gesetze der Entfaltung des Lebens in der Zeit," sondern auch „mittelst der Erkenntniß dieser ewigen Wahrheit die Würdigung der uns bekannten wirklichen Geschichte nach der ewigen Idee des Lebens und seiner Gesetze." Sie erkennt, „was gelebt werden soll, und würdigt darnach alles das, was in der Zeit wirklich gelebt worden ist." Es ist also der wahrhaft geschichtliche, der wahrhaft objective, der wahrhaft ethische Gesichtspunkt, von dem Krause die Geschichte betrachtet. Gegen die fast allgemein herrschende Vorstellung der ausschließlich physiologischen oder logischen Betrachtung der Geschichte, die in der Philosophie der Geschichte nur eine begriffliche Entwickelung oder Rechtfertigung des Geschehenen erkennen mag, muß die

Wissenschaft mit dem größten Nachdruck das wahre Verhältniß geltend machen. Die Philosophie der Geschichte ist nicht nur Erkenntniß, sondern auch sittliche Würdigung dessen, was ist, sittliches Urtheil, sittliche Forderung, — sie soll seyn wie das sittliche Selbstbewußtseyn, wie das Gewissen der Menschheit. Novalis hat mit Recht das Gewissen die welterzeugende Macht genannt und den Geist des Weltgedichtes.

Die Vergleichung der Idee mit der Wirklichkeit und die Beurtheilung der Wirklichkeit nach der Idee ist nach Krause zuerst erforderlich, damit das lebende Wesen in seiner individuellen Erscheinung verstanden und die Lebensstufe eines jeden lebenden Wesens richtig erkannt werde.

„Wer es sich vorsetzt, auf die Lebensentfaltung gesellschaftlicher höherer Individuen in der Menschheit einzuwirken, dem ist es unerläßlich, daß er das Lebensalter und die Entwickelungsstufe des Individuums richtig erkenne und würdige, dessen höherer Ausbildung sein Fleiß gewidmet seyn soll."

Zweytens zur Selbstkenntniß und Selbstbildung. Denn

„Ein Jeder bildet und macht zum Theil seine eigene Geschichte und wirkt auch zugleich als eine einzelne lebende Kraft, als ein einzelner Factor in seinem ganzen Lebenskreise mit, um die Geschichte auch anderer Menschen, die Geschichte seiner Familie, seines Standes, Stammes und Volkes mit zu Stande zu bringen und daran an seinem Theile nach Ideen mitzuwirken. Der Mensch ist Gottes Mitarbeiter an dem heiligen Werke des Lebens. Dazu soll er sich weihen im Geiste und im Gemüthe, zu dieser Mitarbeit an dem Werke des göttlichen Lebens sich heiligen, in Gott ähnlichem, rein sittlichem Wollen des Guten. Aber dieß ist nur dem Geiste möglich, der die Ideen kennt und anerkennt, der die ewigen Ideen auf die Wirklichkeit in der Zeit bezieht und das Wirkliche nach der Idee beurtheilt, würdigt und höher bildet. — — Was der einzelne Mensch der Menschheit seyn und werden kann, ist unbegränzt. Alle die ewigen Ideen, die jetzt schon als Sterne Gottes in unser Erdenleben hereinscheinen, sind zuerst durch einzelne Menschen den Völkern, ja dem ganzen Geschlechte verkündet worden."

Die innere Verwandtschaft und wesentliche Einheit der empirischen und aprioriſchen Erkenntnisse, die in jedem lebendigen Geistesacte verbunden wirken, zeigt sich am deutlichsten gerade in dieser Wissenschaft der Philosophie der Geschichte. Es ist keine ächte geschichtliche Anschauung möglich, ohne daß zugleich die ewigen Gesetze der Logik, der Ethik und Metaphysik dem Geiste vorschweben und Urtheil und Gefühl erleuchten, — und es ist keine aprioriſche Erkenntniß möglich, ohne daß die Erfahrung sie hervorruft und bestätiget. Das geschichtliche Factum ist ein sittlicher Begriff, der Urheber der geschichtlichen That ist von sittlichen Ideen ergriffen und bestimmt. Die Geschichte ist der Stoff der Ethik, sie ist das Reich der Geister, in dem alle sittlichen Wahrheiten sich verwirklichen, alle sittlichen Verheißungen sich erfüllen. So ist für den wahrhaft geschichtlichen Sinn und den wahrhaft speculativen Sinn das geschichtliche Factum selbst von ewigem Werthe: die Geschichte des Virginius bey Livius, das Leben Timoleons und Cato's Leben bey Plutarch sind Darstellungen ewiger Wahrheiten, die der Philosophie der Geschichte wie dem System der Ethik als integrirende Theile einverleibt werden können.

Ueber die Zusammengehörigkeit der Geschichtsforschung und der Philosophie hat auch Krause die richtige Einsicht. Die Philosophie der Geschichte setzt nach Krause nothwendig die reine Geschichte voraus als ihren Gegenstand und ihr Material, aber eben so ist die Philosophie der Geschichte das unentbehrliche Organ für die wissenschaftliche Vollendung der Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung. Denn die Philosophie der Geschichte enthält für die Geschichtsforschung und Geschichtsschreibung die Kriterien der Glaubwürdigkeit der historischen Zeugnisse, die übersinnlichen Grundlagen der Würdigung der Geschichte und die leitenden Ideen zur Darstellung der Geschichte. Ja die Philosophie der Geschichte ist selbst ein Organ der geschichtlichen Entwickelung, der Ausbildung des Lebens, indem sie uns zur sittlichen Freyheit, zur Weisheit, zur Aufopferungsfähigkeit bildet. „Der einzelne Mensch lernt erst in der Philosophie der Geschichte sich wahrhaft selbst erkennen, und den individuellen Lebensberuf als ein Mitglied des großen Ganzen finden; — — daß er, wenn ein höherer göttlicher Beruf in ihm ist, der Menschheit werde, was er ihr werden soll und werden kann."

Nach diesen Voraussetzungen zerfällt also die Philosophie der Geschichte in zwey Theile: 1) in die reine Philosophie der Geschichte, d. i. die Lehre was und wie gelebt werden solle; und 2) in die angewandte Philosophie der Geschichte d. i. die sittliche Beurtheilung und Würdigung der Geschichte. Die vorliegenden Vorlesungen beschränken sich nur auf den ersten Theil, auf die Darstellung der reinen Philosophie der Geschichte.

Der erste Theil des Buches behandelt zuerst die metaphysischen Voraussetzungen dieser Wissenschaft, die Lehre von Gott, von der Welt, vom Leben; sodann in der zweyten Abtheilung die Principien der besonderen Wissenschaften, die zur Begründung der Geschichtsphilosophie erforderlich sind, die Principien der Naturwissenschaft, der Wissenschaft vom Geist, der Menschheitslehre. Und zwar müssen wir mit dieser Darstellung die verwandten Abschnitte mit Krause's anderen Schriften vergleichen, im „System der Sittenlehre," im „Urbild der Menschheit," in den „Vorlesungen über das System der Philosophie," in dem „Abriß der Philosophie des Rechts," in den „Vorlesungen über die Grundwahrheiten der Wissenschaft, auch in ihrer Beziehung zu dem Leben."

Mit eigenthümlicher Innigkeit kehrt Krause bey jeder Betrachtung zur Idee Gottes zurück, die Princip alles Erkennens, aller Wissenschaft Anfang und Ende, aller Weisheit Inbegriff ist. „Die Giltigkeit dieses höchsten aller Gedanken bedarf keines Beweises," — „sie kann nur auf unendliche Weise erkannt und anerkannt werden."

So sehr wir aber auch diese Methode metaphysischer Begründung als die einzig wahre anerkennen, so können wir doch den Mangel wissenschaftlicher Entwicklung in der Form uns nicht verbergen und können nicht mit der Art übereinstimmen, wie Krause die Kategorien der Metaphysik gefaßt hat. Denn — um in Beziehung auf den zweyten Punkt nur ein Beyspiel anzuführen, — nicht allein die Ganzheit und Selbstheit (Unbedingtheit und Unendlichkeit) sind ursprüngliche Momente des unendlichen Wesens, sondern auch Freyheit und Liebe und Seligkeit; und Ganzheit und Selbstheit stellen nicht die ursprünglichen Gegensätze der unendlichen Wesenheit dar, sondern die Selbstständigkeit ist eine innere Steigerung des Begriffs der Totalität. Der Mangel wissenschaftlicher Form aber liegt nicht nur in dem Gebrauche parataktischer Begriffe, wo wir syntaktische Verbindungen erwarten, z. B. an der Wesenheit schauen wir zuerst die „Einheit Gottes, ferner die Selbstständigkeit, dann die Ganzheit" u. s. f. — sondern es finden sich auch tautologische Wendungen statt der versprochenen Beweise z. B.: „daß die Vereinigung eines Wesens mit sich selbst der Selbstständigkeit nach Erkennen, der Ganzheit nach Empfindung oder Gefühl sey, dessen kann der endliche Geist in seiner eigenen Selbstwahrnehmung inne werden. Denn (!) indem wir selbst mit uns vereint sind, als Selbstständige, erkennen wir uns; und indem wir ganz für uns selbst sind, als ganze Wesen, empfinden oder fühlen wir uns."

Nicht abstracte Kategorien genügen dem Verfasser, um das Wesen Gottes auszudrücken, sondern er faßt alle metaphysischen Gedanken zusammen in der „Vollwesenheit Gottes:" mit dem Gedanken der göttlichen Vollkommenheit beginnt er sein Werk und in einer Anmerkung, die den Schluß des Werkes bildet, richtet er unseren Blick wieder empor zu Gottes Glorie, Ehre und Herrlichkeit.

Der Glaube an die göttliche Vorsehung und Weltregierung ist bey Krause eine selbstständige, wissenschaftliche Ueberzeugung. Und wenn sich auch in der Art, wie er das Verhältniß Gottes zur Welt deutlich zu machen sucht, der Einfluß der Naturphilosophie nicht verkennen läßt, so sehen wir doch, daß er dieser Einwirkung sogleich eine selbstständige sittliche Ueberzeugung entgegen gesetzt hat; er hat nie die Welt mit Gott, Gott mit der Welt identificirt. Die Welt ist ihm der Inbegriff aller endlichen Wesen; die Wesen der Welt sind ihm als ein Werk des göttlichen Geistes, göttlichen Wesens, aber nur „auf endliche Weise." Er faßt seine Vorstellung von der Welt im Verhältniß zu Gott in die Formel zusammen: „Die Welt ist außer Gott-als-Urwesen, aber in Gott-als-Wesen." Damit will er sagen, Gott sey nicht nur die Alles in sich begreifende Einheit der Welt, sondern auch ein für sich bestehendes, unbedingt unendliches, persönliches

Wesen; seine Lehre sey „weder Pantheismus noch Kosmotheismus, sondern Panentheismus.“ Indeß solche allgemeine Bezeichnungen sind im Grunde leer und bedeutungslos, für den bestimmten Sinn eines Systemes kommt Alles auf die ethischen Folgerungen dieser Lehre an. Wie Krause das Verhältniß Gottes zur Welt sich gedacht habe, zeigen folgende Stellen, die verschiedenen Ausführungen entnommen sind:

„Der Mensch und die Menschheit sind von Gott dazu berufen, das Gute nach Ideen in sittlicher Freyheit zu verwirklichen.“

„Gott ist alles Lebens Grund und Ursache: — — jedes endliche Wesen ist bestimmt, sein Gutes als ein Göttliches in der Zeit darzustellen.“

„Darin stimmt das endliche Vernunftwesen, welches seiner Endlichkeit, aber auch seiner Gottähnlichkeit inne geworden ist, mit Gott überein, daß es das Gute, weil es das Göttliche ist, will, daß also auch für das endliche Vernunftwesen kein anderer Antrieb, keine andere Triebfeder seines Willens statt findet, als die Göttlichkeit dessen, was gewollt und erstrebt wird.“

„Gott waltet individuell über und in der ganzen Geisterwelt. — — Daraus ergiebt sich zugleich, daß Gott in allen Individuen dieser Erde ist und zwar als individuelle Vorsehung.“

„Der Mensch, welcher auf diese dreyfache Weise gottinnig ist, — (Religiosität nennt Krause Gottinnigkeit) — daß er Gott erkennt, empfindet und will, hegt in sich Gottvertrauen, gegründet auf den Gottglauben, auf die Ueberzeugung, daß Gott das Leben der Menschheit in Liebe und mit Weisheit leitet und auf diesem Grunde hegt der gottinnige Mensch die ächte und reine Hoffnung in Gott, und zugleich ist in ihm die reine Liebe zu Gott lebendig; — — sein heiligstes Streben ist, mit Gott innigst vereint zu seyn und zu leben im Erkennen der Wahrheit, im Gefühl des Göttlichen und Schönen, im reinen Wollen und treuer Vollbringung des Guten.“

Eigenthümlich ist dem Verfasser ferner die Ableitung der Begriffe der Schönheit und des Rechtes aus dem Wesen Gottes und es vereinigt Krause, wie auch sonst, so auch in dieser Anschauungsweise in seinem Systeme die scheinbar entgegengesetzten Tendenzen der kritischen und der Naturphilosophie. Durch den erhabenen Begriff von der Sittlichkeit und von dem Rechte, durch welche er der Identitätsphilosophie entgegen tritt, bewahrt er in sich die wahrhaft dauernden Resultate Kant's, und durch seinen Enthusiasmus für die Schönheit und das Ideal erfüllt er zugleich das Bedürfniß nach innerem und freyem Leben, welches in der Identitätsphilosophie am mächtigsten gewirkt hat.

Indem aber die Schönheit ihm eine Grundwesenheit Gottes ist, denkt er sie nicht von der Güte gesondert und in der Abstraction, in der sie von einer falschen Kunstwissenschaft aufgefaßt wird, sondern das Schöne nur in Verbindung mit dem Guten. „Güte und Schönheit sind in vollem Einklange, denn beyde sind das Göttliche, welches auf verschiedene Weise, in verschiedenen Hinsichten ihm erscheint.“ Wenn das, was K. von der Liebe sagt, einerseits ein Commentar zu Spinoza's tiefem Worte ist, daß Gott sich selbst mit intellectueller Liebe liebt (Ethik V. 35): so ist anderseits die Art, wie er den Begriff der Liebe mit dem der Schönheit verbindet, eine Methode, die an Platons Phädrus und Plotins Enneaden erinnert. „Der reine Trieb des Lebens, der auf Vereinigung gerichtet ist, ist Liebe. Gott liebt sich selbst mit unendlicher, unbedingter Liebe und diese Liebe Gottes umfaßt auch alle endlichen Wesen. In Gott lieben alle Wesen sich untereinander, soferne sie ein gutes und schönes Gleichnißbild der göttlichen Wesenheit darzustellen bestrebt sind.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. März.

Nro. 60. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Karl Christian Friedrich Krause's Vorlesungen über die reine d. i. allgemeine Lebenlehre und Philosophie der Geschichte ꝛc.

(Schluß.)

Und ebenso denkt er das Recht, als aus der göttlichen Gerechtigkeit stammend, in Einstimmung mit allen göttlichen Eigenschaften; es ist die Bedingung zur Verwirklichung des Guten. „Das Recht als eine göttliche Wesenheit gilt für die ganze Welt, hebt den Menschen über sich selbst, befreyt ihn von aller fehlerhaften Selbstheit; — — eine für jeden Moment giltige, unendlich bestimmte, aber nur auf endliche Weise vollstreckte Forderung. — — Was also nicht sittlich rein und gut ist, das ist gewiß nicht recht, so wahr Gott sich selbst gleich ist.“ Das Recht der Menschheit, so ferne es mit der Forderung der göttlichen Gerechtigkeit übereinstimmt, ist also der „Inbegriff der äußeren und inneren Bedingnisse und der aus beyden vereinigten Bedingungen der Vernünftigkeit.“

Der zweyte Theil des Buches stellt das „Leben als im Werden begriffen“ dar, die Entwicklung der Menschheit durch Lebensalter und Lebensstufen. Diese Vorstellung, die alle sittlichen und geistigen Evolutionen unter dem Bilde des organischen Lebens befaßt, ist an sich selbst nicht geeignet, die Mannichfaltigkeit und Fülle geschichtlichen Lebens, die religiösen und sittlichen Endzwecke der Menschheit zu umfassen. Krause macht von dieser Kategorie eine so ausgedehnte Anwendung, daß er überall, wo von geschichtlicher Entwickelung die Rede ist, überall, wo er von der Menschheit als einem Ganzen redet, die inhaltslose Phrase wiederholt, die ganze Menschheit müsse Ein Mensch werden. Das ist vielmehr das Gesetz der Menschlichkeit, daß der Mensch nur in der Schranke seiner Besonderheit ein wahres Glied der Gemeinschaft ist, die das Ganze darstellt. Nicht das organische Leben ist das Gesetz der geschichtlichen Entwickelung und des geschichtlichen Fortschrittes, sondern die lebendige Macht der Geschichte ist die Macht der sittlichen Wahrheit.

Für Krause's ethisches System ist indessen dieses falsche Princip unschädlich geblieben, indem er die Folgerungen einer solchen Naturansicht von dem Geiste durch die sittliche Ansicht von der Natur überwunden hat. Seine erhabenen Ansichten vom sittlichen Wesen des Menschen, die er im „Systeme der Sittenlehre“ und im „Urbilde der Menschheit“ dargestellt hatte, sind auch in diesem Buche in dem Abschnitte von der Menschheitslehre zusammengestellt.

Mit Unrecht hat man Schleiermacher als den Einzigen bezeichnet, welcher einerseits der ausschließlich subjectiv ethischen Richtung Kant's und Fichte's und andrerseits der ausschließlich objectiv ethischen Tendenz Hegels die Forderung einer beyde Gebiete der Sittlichkeit umfassenden Darstellung entgegenstellte; auch Krause hat nicht nur das Ideal des einzelnen Menschen, das bey Hegel verschwindet, sondern auch das System der sittlichen Gemeinschaften, das Kant nicht entwickelt hätte, in seinen ethischen Werken dargestellt.

Und zwar hat seine Darstellung der sittlichen Gemeinschaften einen eigenthümlichen Vorzug vor jedem ähnlichen Versuche, der vor Krause gemacht worden war. Denn während andere ethische Schriftsteller von Aristoteles bis Hegel diese Gemeinschaftsgebiete nur nach dem Princip quantitativer Erweiterung und Steigerung ordnen und das Verhältniß des Einzelnen zum Allgemeinen zum Eintheilungsprincipe machen, unterscheidet Krause die sittlichen Gemeinschaften nach ihrem Zwecke und ihrer inneren Bestimmung.

So ergeben sich ihm bey der Betrachtung des „inneren Gliedbaues der menschlichen Geselligkeit“ drey Ordnungen von Gemeinschaften: 1) Grundgesellschaften d. i. Vereinigung von Personen zur Ergänzung ihrer Persönlichkeit; 2) werkthätige Gesellschaften und zwar a) Vereinigungen für die Grundwerke der Menschheit, für Selbstbildung, für Wissenschaft und Kunst; und b) Vereinigungen für die Grundformen des Lebens, für Recht, für Sittlichkeit, für Schönheit, für Religion.

Die Grundgesellschaften sind nach Krause die Familie und die Freundschaft, der Ortsverein, der Stamm, das Volk, der Völkerverein, der Völkerverein eines Hauptlandes, die Menschheit eines Himmelskörpers, die Menschheit eines Systems von Himmelskörpern, die Menschheit des Weltalls. Tadeln müssen wir an dieser Gliederung, daß Krause die gewöhnliche Behandlungsweise, durch welche der Mensch in die widerspruchvollsten Collisionen gesetzt wird, hat gelten lassen. Der Ortsverein, der Stammverein, das Volk u. s. w. sind nur in einzelnen Fällen höher berechtigte Gemeinschaftsformen, als die Familie: die Familiengemeinschaft und die Volksgemeinschaft haben ganz verschiedene Quellen und Grundlagen, und können nicht in einer quantitativ aufsteigenden Reihe die eine der anderen subordinirt werden. Sehr schön aber ist die Darstellung derjenigen Gemeinschaften, welche die sittliche Cultur des Individuums voraussetzen, der Freundschaft und der freyen Geselligkeit. Die Alten haben von der Freundschaft groß gedacht, weil sie einsahen, daß die Freundschaft die Tugend voraussetze, daß sie selbst eine Tugend sey; nicht nur Theophrast, Cicero und Plutarch haben sie zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen gemacht, sondern auch Platon hat im Lysis über die Freundschaft philosophirt und Aristoteles stellt in der nikomachischen Ethik ihre sittliche Bedeutung ausführlich dar. In unseren Tagen ist der Sinn für die sittliche Würde der Freundschaft durch die ausschließlich objective Richtung der Ethik verloren gegangen. Hegel begreift die Freundschaft nicht als ein sittliches Verhältniß, weil er die Bedeutung der sittlichen Persönlichkeit verkennt. Schleiermacher und Krause haben an der wahren Einsicht festgehalten und mit dem Wesen der sittlichen Persönlichkeit zugleich das Wesen der persönlichen Gemeinschaften begriffen. Durch diesen Sinn für persönliche Vereinigung wurde der Antheil Krause's an den allgemeinen Zwecken der Menschheit nur noch gesteigert; für den Rechtsbund, für den Bund der Tugend, der Schönheit, der Religion, für die Vereine für Wissenschaft und Kunst zeigt er eine tiefe und innige Begeisterung.

Aber alle diese Vereinigungen sind nur untergeordnete Theile des allumfassenden Vereines „für das Ganzleben der Menschheit.“ Es folgt indeß aus den Gesetzen des Lebens, „daß erst in der Reife des Lebens der Menschheit die Forderung eines allgemeinen Menschenvereines für das ganze Leben erfüllt werden kann;“ und zwar ist die Menschheit dieser Erde erst im Anfang ihres reifen Jugendalters begriffen, so daß nun erst die Idee dieser allumfassenden Vereinigung als ein zarter Keim der Menschheit gefunden werden kann und gepflegt werden muß.

Von einem solchen, alle Menschen als Menschen umfassenden, alle besonderen Zwecke in sich vereinigenden, die Staats- und Religionsvereine, die Vereine für Wissenschaft und Sittlichkeit in sich aufnehmenden Vereine erwartet Krause „die Herstellung der ewigen Vollwesenheit der Menschheit.“

Es ist eine Täuschung, wenn Krause, verwandte Bestrebungen und die nächste Hilfe übersehend, die Forderung eines solchen Vereins als allein von ihm

ausgehend betrachtet. Denn wenn auch, wie er sagt, nicht ermittelt ist, ob in den Mysterien Keime einer solchen Idee zu finden seyen, ob im pythagoreischen Bunde, ob in den Geheimbünden des Mittelalters dieser Gedanke nachgewiesen werden kann, so haben doch Iselin, Lessing, Herder und Fichte ihn offen ausgesprochen. Vergleiche besonders Lessings „Ernst und Falk“ und Herders Briefe zur Beförderung der Humanität, wo er im 23. Briefe Lessings Gedanken ergänzt und erläutert. Krause will einen Verein, in dem ein jeder Mensch als Mensch geachtet und geliebt, ein jeder Mensch, wie mißgebildet und mangelhaft, wie verkümmert, wie krank an Geist und Leib, wie ins Elend versunken er sey, von Allen als ein Bruder geliebt, als ein Genosse des ewigen Lebens geehrt wird. Und dieser Verein soll kein Geheimbund seyn, sondern offenkundig und offenbar, wie das Sonnenlicht; im Zeitalter der Reife ist Offenheit und Lauterkeit die Form alles Lebens. In gleichem Sinne fordert Herder den Bund der Humanität und auch ihm ist der Bund der Menschenliebe ein Bund „reiner, heller, offenbarer Wahrheit.“

Die Hauptsache ist für die philosophische Betrachtung der Geschichte, daß wir nicht in theoretischer Befangenheit und selbstsüchtiger Ueberschätzung die Gegenwart für den Abschluß der Zeiten halten; die Theorie muß die Zukunft der Geschichte anerkennen, sie muß ein Ziel der Entwicklung anerkennen, das über den Bestrebungen der Zeit erhaben ist, an eine Zeit der Vollendung glauben, eine bessere Zukunft fordern.

Das zweyte Erforderniß zur wahren Philosophie der Geschichte ist dieses, daß die Forderung einer solchen fortschreitenden Vervollkommnung nicht formell bleibe, sondern sittlich gehaltvoll sey, daß der in der vollkommenen Gemeinschaft begriffene Mensch selbst sittlich in sich vollendet ist. Wenn Herder einen Bund der Humanität, in dem Vernunft und Wohlwollen herrscht, wenn Iselin und Kant die Vereinigung der Politik mit der Moral, wenn Schiller und Fichte die Entwicklung der Menschheit zur Freyheit und Vernunft, wenn Schelling, u. a. die Versöhnung endlicher Gegensätze, des Gegensatzes der Freyheit und Nothwendigkeit u. s. f., wenn Hegel den Begriff und das Selbstbewußtseyn, wenn Andre das Leben im Staate, noch Andre das kirchliche Leben, wenn endlich Krause die Vollwesenheit der Menschheit als das Ziel und den Endzweck der Geschichte betrachten, so müssen diese Auffassungen in soferne formell bleiben, als sie nicht mit der Darstellung der vollendeten, sittlichen Persönlichkeit verbunden sind. Sittlich, heilig ist ein Verein nur, soferne die in ihm begriffenen Persönlichkeiten in sich selbst Tugend und Heiligkeit darstellen: das Reich Gottes ist die Gemeinschaft der wahrhaft Guten und Weisen.

Drey Lebensalter unterscheidet Krause in der Entwicklung der Menschheit — nach dem Entwicklungstypus, der ebensowohl bey Fichte und Stutzmann, als bey Schlegel und Görres als Eintheilungsprincip der Weltgeschichte zu Grunde liegt. Erstens das Keimalter, in welchem die Menschheit in ihrer ungetheilten Einheit in innigerem Verhältniß zur Natur, zum Geisterreich, zu Gott steht, zweytens das Wachsalter, das Alter sich entgegensetzender Selbstheit, drittens das Reifalter der Menschheit, das Zeitalter „der vollwesenlichen vollständigen Vereinbildung, der organischen, rhythmischen, symmetrischen Harmonie, worin alle einzelnen Glieder und Theile der Menschheit ihre innere Vollendung erlangen.“ Dieses Zeitalter ist so zugleich die Vollendung und Reife aller Theilgesellschaften der Menschheit, aller menschlichen Werke und Bestrebungen. Die Wissenschaft müsse behaupten, daß die Menschheit in dieser dereinstigen Vollendung mit Gott, als dem individuellebenden Urwesen, individuell vereint sey. Aber auszuführen wie dieß geschehe, sey bey dem jetzigen Zustande der Wissenschaften unmöglich. —

Der Herausgeber hat diesem ersten Bande aus Krause's Nachlaß Nachträge und Beylagen beygegeben, und unter anderen eine Auswahl von Aphorismen voll treffender Wahrheit und von ächter Tiefe wie z. B. folgende:

„Die Allermeisten haben das Gefühl des Menschen für das Wahre, Gute und Schöne mißkannt, vernach-

lässige oder verachtet. Jener Ursinn für das Wahre treibt die Menschen unablässig zur Wissenschaftsforschung, zur Philosophie."

„Die Vernunft weckt, unterstützt, bestätigt das Gefühl der Dankbarkeit."

„Die Meynung, daß jede Gegenwart lediglich aus der Vorzeit erklärt und bestimmt werden soll, ist dadurch zu widerlegen, daß gezeigt wird, die Grundlage der ganzen Geschichtsentfaltung fiele dann gar nicht in die Zeit. Der Neugeborne, das Kind, der Jüngling, der Mann, der Greis — der Mensch in allen diesen Lebensaltern hat sein Eigenleben-Wesenliches und Schönes."

„So wie nur einmal der Keim eines neuen Urbegriffes und Urbildes auch nur durch einen Menschen in die Menschheit eingeht, so ist selbiger nicht mehr zu vertilgen."

„Je weiter und je gründlicher sich die Cultur über die Erde verbreitet, um so mehr erlischt das tragische Gesetz, daß die Völker, welche Träger der Cultur sind, in Unsittigung zurückfallen. Daher steht zu hoffen, daß Europa nicht gegen Amerika und Australien zurückfallen werde in einen Zustand vergleichungsweis niederer Bildung."

„Daß Christus gekreuzigt worden, ist die höchste Versuchung und Prüfung der Welt, ob sie des Heiligen noch werth sein könne; denn wenn das Heilige nicht rührt, wenn es geschmäht und gemißhandelt wird, ist nichts mehr zu hoffen."

„Der Schmerz ist Ausdruck der Geburtsarbeit. Unwesenschauige wissen nur daß er weh thut, sowie von der Lust nur, daß sie kitzelt und schmeichelt. Auch ahnen sie nicht den Schmerz, die Thränen, die nur Engel im Himmel weinen, nur sie weinen können."

„Aus dem Zustande der unschuldigen gotterfüllten Kindheit ziehen sich, wirksamer Traumerinnerung ähnlich, die Mysterien herein in das sinnzerstreute Leben des sich selbst überlassenen, nach Licht und Gottvereinleben ringenden Menschenkindes und in Keimen des Jünglingsalters schließt sich an dieses Mysterium der Ehe, wie ein prophetischer Morgentraum das Mysterium der Bruderschaft aller Menschen an."

Außerdem hat der Herausgeber das Buch mit einem ausführlichen Vorbericht begleitet, in welchem er Krauses Verhältniß zur philosophischen Literatur und seine Bedeutung für die Geschichte des deutschen Volkes zur Sprache bringt: — ein Zeugniß seiner Ergebenheit, Liebe und Treue gegen den Lehrer und Freund. Die Herausgeber und Beförderer des handschriftlichen Nachlasses setzen dem edlen, hochgesinnten frommen Manne ein herrliches Denkmal, ein Denkmal seines Werthes und ihrer Liebe. Herr v. Leonhardi, ist unter den Schülern und persönlichen Freunden Krause's, um dieses Werk der Herausgabe des vollständigen Nachlasses zu fördern, wie es scheint der thätigste.

Der Fortsetzung dieses Buches, der angewandten Philosophie der Geschichte sehen wir mit freudiger Erwartung entgegen. Ist uns gestattet, gegenüber der edlen und aufopfernden Thätigkeit des Herausgebers in Beziehung auf die Redaction dieses Nachlasses einen Rath auszusprechen, so wünschen wir dringend, daß die Fortsetzung des Werkes in einer präciseren, die Uebersicht mehr erleichternden Form uns geboten werden möchte. Denn abgesehen von der Formlosigkeit, zu welcher ein solches Uebermaß von speciellen Ausführungen und Entwicklungen nothwendig führt, wird durch solche Ueberfüllung die Uebersicht über den Stoff erschwert und die Klarheit der Totalanschauung getrübt. Gewiß! durch eine solche Vereinfachung würde diesem wichtigen Werke eine größere Verbreitung, eine allgemeinere Anerkennung, eine tiefere Wirkung gesichert.

C. Bayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. März.

Nro. 61. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Jacobi Balde soc. Jesu Carmina lyrica. Recognovit annotationibusque illustravit P. Benno Müller O. S. B. Philosophiae et SS. Theologiae Doctor, h. t. Gymn. Professor et Rector. Praefixa est poetae imago. Monachii, 1844 (Litterarisch-artist. Anstalt). 8. Vorwort und Index XVIII., Text 466., Annotatt., ad lectorem epilogus, vita Baldaei und metra Horatiana, quibus in odis usus est Jac. Balde. 144 Seiten.

Jacob Balde hat sich durch seine Lyrica, das vollendetste Werk seiner fruchtbaren Muse, nebst seinem Ordensgenossen Sarbiewski unter den neuern Lateinischen Dichtern als Lyriker den ersten Rang gesichert. So sehr er aber den polnischen Sänger an Genialität, Erhabenheit und Stärke der Gedanken übertrifft, so steht er ihm doch an Feinheit des Geschmacks, an Ebenmaaß, Zierlichkeit und Reinheit des Ausdrucks bedeutend nach. Während Sarbiewski's Werke vom Jahre 1625., in welchem die ersten drey Bücher seiner Lyrica zum ersten Male in Cöln gedruckt wurden, bis zu dem Jahre 1803., wo die Straßburger Ausgabe seiner Oden, Epoden und Epigramme erschien, ein und zwanzig Male aufgelegt wurden, erlebten Balde's Lyrica nur fünf Ausgaben. Sarbiewski wurde nicht nur in seiner Heimat, sondern auch in Deutschland, Belgien, Italien und Frankreich gelesen und bewundert; Balde hingegen von seinen eigenen Landsleuten fast vergessen, bis einer der ersten Heroen humanistischer Bildung in Deutschland, Johann Gottfried von Herder, im Jahre 1795. in seiner Terpsichore das Andenken des deutschen Alkäos erneuerte (denn der von der feurigsten Vaterlandsliebe beseelte Balde ist ein ächt deutscher Dichter, wenn er auch in Römischen Weisen sang) und der Schweizer Johann Conrad Orelli in seiner Anthologia lyrica poetarum Latinorum recentioris aevi. Tom. I. Turici, 1805. 8. diejenigen Gedichte, welche Herder in das Deutsche übertragen hatte, in der Ursprache und mit gelehrten Anmerkungen begleitet herausgab.

Seit dieser Zeit fand der in so langer und unverdienter Vergessenheit liegende Dichter allmählig gerechte Anerkennung. Im Jahre 1820. erschienen nämlich mehrere der schönsten Erzeugnisse der Baldeschen Muse in Silberts Dom heiliger Sänger in den Versmaaßen des Originals übersetzt. Vier Jahre später besorgte Fr. Rohn Carmina selecta aus Balde's lyrischen Gedichten in Wien bey Bauer und Dirnböck. Im Jahre 1828. förderte J. B. Neubig den ersten Band seiner Verdeutschung unter dem sonderbaren Titel: Bavaria's Musen in Joh. Jak. Balde's Oden aus dem Latein in das Versmaaß der Urschrift übersetzt (München in Commission der Jak. Gielschen Buchhandl. und Kempten b. Kösel 1825 - 30. 3 Thle.) zu Tage. Auf eine sinnige Weise feyerten in dem nämlichen Jahre die dankbaren Bürger der Stadt Neuburg an der Donau am 9. August, als dem Sterbetag des Dichters, das Andenken des Verewigten, welcher dort lange segensreich gewirkt hatte, durch die Errichtung

eines prunklosen Denkmals und eine milde Stiftung *). Das darauf folgende Jahr brachte uns eine Auswahl des Trefflichsten aus Balde's Oden unter dem Titel: Jacobi Balde Carmina selecta summa diligentia recognita. Pars I — II. Aug. Vind. Libraria Kranzfelderiana. 8., für Studierende und Verehrer Lateinischer Poesie von einem Ungenannten (dem Professor Jos. Aigner, wenn wir nicht irren, dem wir auch eine zu Augsb. b. Matth. Rieger 1831. in gr. 8. erschienene Uebersetzung von Balde's Oden und Epoden in fünf Büchern verdanken) veranstaltet. Besondere Aufmerksamkeit schenkte unserem Dichter auch der gelehrte Joh. Caspar Orelli, welcher ein und zwanzig Oden in seine höchst schätzbaren Eclogae poetarum Latinorum in usum Gymnasiorum et Seminariorum philologicorum. Turici, MDCCCXXX. gr. 8. aufnahm; und erst vor Kurzem (im Jahre 1843.) gab Karl Clesca, Professor am Gymnasium zu Neuburg an der Donau, eine neue Auswahl, ebenfalls Carmina selecta überschrieben, mit einer zum Theil neuen und aus Quellen gearbeiteten kurzen Lebensbeschreibung des Dichters zum Schulgebrauche heraus.

Ohne irgend eine dieser Sammlungen (mit Ausnahme der Orellischen Anthologia) im Geringsten zu erwähnen, sagt der neueste Herausgeber in dem Epilogus S. 129: „Nos vero non ad usum scholarum tantummodo Horatium Germanicum, ut merito est dictus, nova hac resuscitavimus editione, verum etiam ad eorum, qui quae quondam in ludis didicerunt pueri, horis subsecivis libenter recolunt, vel delectationem vel animi consolationem.“ Ref. hätte jedoch, nach dem Titel zu urtheilen, vielmehr eine kritisch verbesserte und mit philologischen und historischen Anmerkungen für das gelehrte Publikum versehene Ausgabe erwartet. Wie man aus dem Epiloge ersieht, liegt hier nichts Geringeres, als die Absicht zu Grunde, den modernen Lateinischen Dichter in Bezug auf Zweckmäßigkeit für Jugendbildung weit höher zu stellen, als die klassischen Muster des Alterthums.

„Dedecori Christiano esse nomini,“ sagt er S. 128, „sic nostra aetate clarissimus unus Latinitatis arbiter *) asseverare ac de cathedra praedicare academica non dubitavit, non lectitari explicarique Christianis in scholis Lyricorum huius nominis praeclara poemata, Horatium aequiparantia: quid est, quod haec carmina, quae quum gravitate ac venustate rerum, tum poeticae dictionis elegantia et gratia tantopere excellant, nostrae tradere iuventuti haesitemus?

Daß der gelehrte Heinrich seine Eigenheiten und bisweilen sehr barocke Einfälle hatte, ist bekannt; doch möchten wir, wenn wir bedenken, wie unser Verf. in dem Vorwort: Herder an den deutschen Leser, welches er aus der Vorrede zur Terpsichore und aus dem Kenotaphium des Dichters Balde zusammentrug, ganz willkührlich änderte, indem er nach Belieben zusetzte und wegließ **), und wie er mit dem Texte seines Auctors nach Gutdünken

*) S. die Feyer der Errichtung des Denkmales für den Dichter Jakob Balde zu Neuburg an der Donau am 9. August 1828. Zum Besten der Balde'schen Stiftung. Neuburg a. d. Donau, gedruckt bey Felix Grießmayer. Der Verfasser dieser gediegenen Schrift ist der geistliche Rath und hiesige Domcapitular Mengein, damals k. Studien- und Seminar-Director in Neuburg.

*) Karl Fried. Heinrich, Professor der Philologie zu Bonn, welcher schon am 20. Februar 1838. starb, nicht, wie in der unten angeführten Note unrichtig bemerkt wird, anno superiore (1843.)

**) Während sich Herder in dem Kenotaphium des Dichters Balde Th. XIV. seiner sämmtlichen Werke zur schönen Litteratur und Kunst S. 261. so ausdrückt: „So stehen auch seine (d. i. Balde's) heroisch-lyrischen Gedichte an Größe des Inhalts, nicht an Genie und Kunst, den Römischen (nämlich denen des Horaz) nach,“ läßt ihn S. VI. Hr. M. so reden: „Bringt man hiezu noch die hohe Bedeutsamkeit seiner Gesänge für die christliche Ueberzeugung in Anschlag, so stehen sie eben so wenig an Größe des Inhalts, als an Genie und Kunst den Römischen nach.“ S. 262. sagt Herder mit vollem Rechte: „Er (nämlich Balde) kann und soll uns nicht statt des Horaz, wohl aber Stimme und Vorbild seyn, wie auch wir, in und außer Horazens Weise, für unsere Zeit werden, was an uns unsre Zeit bedarf;“ Hr. M. hingegen S. VI.: „Er kann und soll uns Allen Stimme und Vorbild seyn ꝛc.

schaltete, fast zweifeln, ob der clarissimus unus Latinitatis arbiter sich wirklich so geäußert habe, wie er ihn reden läßt. Nach unserm Dafürhalten können Heinrichs Worte wohl keinen andern Sinn gehabt haben, als: man solle in unsern Schulen auch christliche Lyriker erklären, um sie mit den klassischen Mustern zu vergleichen. Ihm wird schwerlich in den Sinn gekommen seyn, Balde oder Sarbiewski an Horazens Stelle zu setzen.

„Nimirum integrum iuvenis pectus," fährt er sodann in ganz eigenthümlicher Weise fort, „ex fonte purissimo sapientiae verba adhibere desiderat: antiquos vero poetas non rarius libidinum iaculari ignes, quam semina spargant virtutum, constat inter omnes. Quamobrem Archilochum poetam egregium, sed impudicum scriptorem versuum Lacones una cum liberis eius urbe expulisse legimus. Atqui maxima certe debetur reverentia puero. Nec eadem est quam laudant illi probitatis ratio atque nostrorum. Nam si causam quaeras unde virtutes commendentur ab istis, nunquam non naturalem reperies; persaepe quae est vitiorum ac sceleris eadem radix, idem fons. At enimvero hoc longe secus est apud eum, modo quem illustravimus poetam. Huius enim laudationum omniumque causa actionum suprema semper ipsum est summum Numen, quae est omnis verissima una laudis nobilitas atque praestantia. Age assuescat sacra progenies amare coelestia divinisque accendi virtutibus."

Betrachtet man diese Stelle etwas näher, so wird man leicht errathen, daß der gegen die alten Dichter im Allgemeinen ausgesprochene Tadel, wenn man den oben in den Worten Horatium aequiparantia angedeuteten Gegensatz zu dem neueren Lateinischen Lyriker Balde ins Auge faßt, zunächst gegen Horaz, den größten Römischen Lyriker, gerichtet ist, vermuthlich, weil seine heitere Lebensansicht dem Verfasser nicht zusagt, so daß er, auf Archilochus anspielend*), ihn, wie es scheint, lieber aus den Schulen verbannt und durch den ernsten Balde *) ersetzt wissen möchte.

Horaz also, der Liebling der gebildetsten Männer aller Zeiten, soll, weil er ein Heide war, aus unsern Schulen verbannt werden! **) Weiß denn der Verf. nicht, daß man die Schriftsteller des Alterthums nicht einseitig nach modernen Principien und vorgefaßten Meinungen beurtheilen dürfe, sondern im Geiste ihrer Zeit würdigen müsse***), wenn man

*) Bekanntlich verglich sich Horaz mit Archilochus. „Parios ego primus iambos Ostendi Latio, fingit er Br. I. 19, 23. ff., numeros animosque secutus Archilochi."

*) Sonach ging mutato nomine nur zu bald in Erfüllung, was der gelehrte Lobeck (Patholog. sermonis Graeci Prolegg. Praefat. Pag. IX. sq.) im Jahre 1843 voraussagte: „Et fiet fortasse ut pro Horatio Romano mox legatur Horatius Polonus, Sarbievskius, cuius odas et epodas nuper aliquis iuventuti Christianae commendavit, et pro Virgilio ethnico Christias illa, quam Alexander Rossaeus sub titulo Virgilii Christiani sive evangelizantis edidit."

**) Ganz anders dachte man in dem gewöhnlich so verrufenen Mittelalter. Man schrieb gerade in den Benedictiner Klöstern die Komödien des Terentius, die Gedichte des Horatius, die Satiren des Juvenalis und Persius und andere klassische Schriftsteller (s. Günthners Geschichte der literarischen Anstalten in Bayern Bd. I. S. 262. f. u. 266.) sehr fleißig ab und überlieferte nicht engherzig diesen kostbaren Schatz der Nachwelt. Was leisteten nicht in dieser Hinsicht die Abteyen St. Emmeram, Tegernsee, Benedictbeuern, Wessobrunn u. a.? Vortrefflich sagt Herder in seinen Ansichten des klassischen Alterthums Bd. II. S. 331: Ueberhaupt sind die edlen und sittlichen Blumen auch der Römischen Sprache unverwelklich; selbst in den dunkelsten Zeiten haben Virgils Georgica, Horazens Sermonen, Boethius Tröstungen der Philosophie zu wirken nicht aufgehört, und nebst Bildung des Geschmackes und der Sprache auch in Sitten wohl ihr Gutes geleistet.

***) Es kommt, wie überall, auf den rechten Standpunkt an, von dem man ausgehend einen Gegenstand betrachtet. Wer die großen Alten im Geiste eines Herder und anderer vortrefflicher Männer studirt, wird sie mit ganz andern Augen betrachten, als wer, nur an der Schale klebend, nicht in den Geist derselben eindringt. Man vergleiche Herders Sophron Th. XII. seiner sämmtl. Werke

anders gegen sie, die Bildner aller Nationen und Jahrhunderte, gerecht seyn will?

Bedenkt man, mit welcher großmüthigen Fürsorge unsere erleuchtete Regierung eine Reihe von Ausgaben solcher Schriftsteller des klassischen Alterthums, welche für die Bildung der studirenden Jugend besonders geeignet sind, mit Beseitigung der gegen die Sittlichkeit anstössigen Stellen, zum Schulgebrauche veranstalten ließ, so ist solcher Eifer ganz zur Unzeit angebracht.

Um consequent zu seyn, hätte der Verf. nicht übersehen sollen, daß im ersten Buche der Balde'schen Lyrica die siebente, zehnte und achtzehnte Ode, im zweyten die neunte, zwölfte und sechzehnte, im dritten die achtzehnte und vierundzwanzigste, und die sechzehnte Epode für junge Leute nichts weniger als passend sind.

Uebrigens ist uns in dieser Stelle von Seite der Latinität Manches aufgefallen, was uns befremdete. Doch unsere Erinnerungen würden zu viel Raum einnehmen. Wir gehen auf Balde selbst über.

Dieser geistreiche, streng philosophische und gelehrte Dichter erfordert gereifte und denkende Leser. Zur Lectüre für Schüler an den Gymnasien passen nur die leichteren seiner Oden; die meisten aber sind wegen der dem Verfasser ganz eigenen Gedankentiefe, des dunkelen Ideenganges, der künstlichen Sprache und oft beträchtlichen Länge sehr schwer zu verstehen, während die Horazischen sich durch Großartigkeit der Gedanken, hohe Simplicität und bewunderungswürdige Klarheit auszeichnen und überdieß voll Anmuth und Grazie sind. Was sie für den gelehrten Unterricht noch besonders empfiehlt, ist die ächt klassische Reinheit und Correctheit der Sprache.

zur Philosophie und Geschichte S. 226. und dessen oben erwähnten Ansichten des klass. Alterthums Bd. II. S. 342. ff. 346. f. 356. ff. Beherzigenswerth ist auch, was einer der verdientesten Lehrer am Münchner Gymnasium, Franz Xaver Weinzierl, regulirter Chorherr zu Polling, in seiner schätzbaren Rede über den Werth und Zweck der Römersprache S. 17, 33, 45 und anderwärts über das Studium der klassischen Schriftsteller des Alterthums geäußert.

Balde ist allerdings „ein ungewöhnlich reich begabter Dichter," wie ihn August Wilhelm Schlegel nennt*); doch darf man über seinen Tugenden seine Fehler nicht übersehen.

„Nur wenige seiner Lieder," sagt der eben genannte Kunstrichter**), „erheben sich zu einer fleckenlosen Vollendung; manche werden durch die seltsamsten Ausschweifungen entstellt. Oft wird sein Ausdruck durch das Bestreben nach Kraft und Neuheit hart, gesucht und verworren; die Darstellung ist nicht selten überspannt und mit völliger Aufopferung der Natur und Wahrheit ins Ungeheure getrieben, sein Reichthum ermüdet, wenn er zuweilen gar kein Ziel zu finden und nichts zu verschweigen weiß. Von Schonung und dichterischer Enthaltsamkeit scheint er gar keinen Begriff gehabt zu haben; er verweilt manchmal, wie mit Wohlgefallen, bey eckelhaften und empörenden Schilderungen. Dennoch kann man ihm Gefühl für das Schöne nicht ganz absprechen, das er in einzelnen Stellen bis auf einen sehr hohen Grad erreicht. Eher gebrach es ihm wohl an eigentlichem Kunstsinn; wenigstens lassen viele seiner Lieder im Ganzen ihres Baues Rundung, harmonisches Ebenmaaß und zart gehaltene Einheit des Tons vermissen. Eine witzelnde Spielerey unterbricht dann und wann den Erguß der Empfindungen, ohne daß man doch zweifeln kann, es sey ihm der heiligste Ernst damit gewesen. Die Gränze des Schicklichen überspringt er oft bis ins Abgeschmackte hin."

Treffend bemerkt demnach Herder in dem Kenotaphium (Bd. XIV. für schöne Literatur S. 277.):

„Kein zierlicher Horaz, aber ein patriotischer Alcäus sollte er uns seyn;"

und S. 262:

„Er kann und soll uns nicht statt des Horaz, wohl aber Stimme und Vorbild seyn, wie auch wir in und außer Horazens Weise, für unsre Zeit werden, was an uns unsre Zeit bedarf."

(Fortsetzung folgt.)

*) Siehe dessen Charakteristiken und Kritiken Bd. II. S. 347.

**) A. a. O.

Gelehrte Anzeigen

München. Herausgegeben von Mitgliedern 27. März.

Nro. 62. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Jacobi Balde soc. Jesu Carmina lyrica etc.

(Fortsetzung.)

Wir wollen nun sehen, was der Herausgeber in kritischer und exegetischer Hinsicht geleistet habe.

„In constituendo textu," heißt es im Epilog. p. 129., „usus sum antiquioribus editionibus omnibus, Monacensi utraque scilicet et Coloniensi, quarum Monacensis altera nonnullas praebet emendationes probissimas; utrum vero Baldaei manu scriptas, an Societatis (,) non liquet."

Diese Angabe jedoch ist nichts weniger, als genügend; wir hätten vielmehr eine genauere Aufzählung und eine Charakteristik der verschiedenen Editionen erwartet.

Demnach sey es uns vergönnt, zunächst hier dasjenige nachzuholen, was der Herausgeber versäumte.

Die erste Ausgabe der Lyrica des Balde erschien zu München bey den Erben Cornel. Leysers, churfürstlichen Buchdruckers, im Jahre 1643. in gr. Duodez, zugleich mit den ersten sieben Büchern der Wälder und mit von Wolfg. Kilian in Kupfer gestochenen Vignetten von Hans Jerg und Th. Hofmann. Da sie in des Verfassers Abwesenheit gedruckt wurde, so schlichen sich hie und da nicht unbedeutende Druckfehler ein.

Die zweyte, mit dem achten und neunten Buche der Wälder vermehrte und verbesserte und sehr elegant gedruckte, kam zu Cöln bey Jodoc Kalkov im Jahre 1646. in gr. Duodez heraus. Diese wurde von der deutschen Gesellschaft Jesu und insbesondere von dem Cölner Collegium dem Cardinal Carafa zum Antritt seines Cardinalats gewidmet.

Die dritte, an Schönheit den vorigen weit nachstehend, bildet mit den neun Büchern der Wälder den ersten Band der in drey Theilen zu Cöln bey Jos. Busäus im Jahre 1660 in dem nämlichen Formate erschienenen Werke des Balde.

Die vierte, welche die vier Bücher der Lyrica und die Epoden nebst den neun Büchern der Wälder enthält, kam ebenfalls zu Cöln, bey Franz Metternich im Jahre 1706., in dem nämlichen Formate heraus und ist ein bloßer Abdruck der vorigen.

Die fünfte ist die von dem Herausgeber sogenannte Monacensis altera. Sie bildet den ersten Band der aus acht Bänden bestehenden, auf Kosten des Mart. Happach und Fr. Xav. Schlütter von Joh. Luk. Straub zu München im Jahre 1729. 8. gedruckten, Opera poetica omnia des Balde, und ist sehr fehler- und lückenhaft nach der ersten Cölner abgedruckt.

Besonderen Werth für die Kritik des Textes hat nur die erste Cölner, welche, da sie von den Vorständen des Cölner Jesuitencollegiums für den beabsichtigten Zweck veranstaltet wurde, ihre Vermehrung und ihre Verbesserungen offenbar von dem Verfasser selbst erhielt.

Die von dem neuesten Herausgeber sogenannte Coloniensis scheint die zweyte Cölner zu seyn, weil er bisweilen aus ihr, ohne sie zu nennen, Lesarten in den Text aufgenommen hat, welche bloß dieser und der aus ihr abgedruckten dritten Cölner eigen sind. Die erste Cölner aber kannte er nicht, da

sie, wenn er sich manchmal auf die zweyte Münchner beruft, als erste Quelle hätte anführen müssen.

Daß das erste Erforderniß der gediegenen Bearbeitung eines solchen Schriftstellers die sichere Begründung des Textes ist, leuchtet jedem Sachkundigen ein. Demnach hätte der Herausgeber vor allem darauf bedacht seyn sollen, sich mit der Litteratur der Balbe'schen Schriften sorgfältig vertraut zu machen, die verschiedenen Ausgaben zu sammeln, genau zu vergleichen und die abweichenden Lesarten aus denselben zu excerpiren und zu ordnen. Auf solche Weise hätte er sodann bey gehöriger Umsicht das Geschäft der Kritik mit gutem Erfolge üben können; durch sein Verfahren aber hat er, wie wir sogleich sehen werden, den Text nichts weniger, als verbessert, vielmehr verschlimmert.

So z. B. nahm er Lyr. I. 14, 5. f., wo die besseren Ausgg. und mit ihnen Joh. Casp. Orelli: Frater, o fragrans animi medulla, Pars sacri maior meliorque veris, lesen, stillschweigend aus der 2. und 3. Cöln. A., mit welcher J. Conr. Orelli stimmt, flagrans für fragrans auf.

In der herrlichen Ode an Gottfr. Heinr. Grafen von Pappenheim, den berühmten Helden des dreyßigjährigen Krieges, welcher in der Schlacht bey Lützen fiel (I. 19, 1 — 4.), schrieb er:

Fama, quid narras? Cecidit (:) nec ultra
Se feret campo; fuit ille vester
Hercules Suevus, (:) fuit (,) et triumphos
Intulit umbris.

Daß die alte, von uns in Parentheſen angedeutete, Interpunktion nicht hätte geändert werden sollen, springt von selbst in die Augen. Im dritten Verse hat die einzige erste Münchn. A. Suevus; alle übrigen bieten mit Recht Franco; denn G. H. v. Pappenheim, der Sohn Veits von Pappenheim und der Gräfin Salome von Preysing, geboren zu Pappenheim am 29. Mai 1594. (s. Hormayrs Taschenbuch für die vaterländ. Geschichte. Neue Folge. I. Jahrg. 1830. S. 408.), und aus der Treuchtlinger Linie stammend, welche sein Sohn Wolfgang Adam, der im Jahre 1647 im 29. Jahre seines Alters in einem Duelle fiel, geschlossen, war kein Schwabe, sondern ein Franke.

Lyr. I. 20, 33. f.: Hirsuta buccae Sisyphus, alii sine, Faunique iactant et Satyrum chorus Vel si quis alter fronte portat Graiadem oculi Polyphemus orbem. Die früheren Ausgaben lesen Sympulus s. Sisyphus, welches eine unglückliche Conjectur des Herausgebers ist und keineswegs in den Text hätte aufgenommen werden sollen, da er selbst an der Richtigkeit derselben zweifelte, wie man aus der beygefügten Anmerkung S. 14 ersieht. Passender, und dem Sympulus näher kommend, dürfte Simulus seyn. Dieser Name, welchen man aus dem unter Virgils kleineren Gedichten befindlichen moretum kennt, bezeichnet recht eigentlich eine Silenen- und Satyrnatur (s. Lucret. über die Natur der Dinge IV. 1165. und J. H. Voß z. Virgils Ekl. VI. 14. S. 296.) und ist dem folgenden Fauni und Satyrum chorus ganz angemessen.

Lyr. I. 25, 40. gab er Dunquercana natat classis in aequore. Da aber alle Ausgg. Dunckerckana haben, so würde Ref., den Rost des Zeitalters ehrend, keine Aenderung vorgenommen, noch II. 10, 15. Schonga, welches alle Ausgg. anerkennen, in Sconga umgewandelt haben.

Lyr. I. 33, 13. f., wo bey ihm: Insana, nam quid dissimulo, iuvant Lamenta, steht, hat die erste Cöln. und zweyte Münchn. A. ganz richtig: Insana (nam quid dissimulo?) iuv. L. Wir bemerken dieses nur, weil sich der Herausgeber auf die von ihm eingeführte bessere Interpunktion viel zu Gute thut, indem er S. 129. des Epilogs bemerkt: „Expungenda (vielmehr expuncta) interpunctione vetere multum scriptori affudisse luteis mihi videor."

Lyr. I. 34, 13 f. lesen die besseren Ausgg.: Non nidor ex abdomine, non adeps Cubilis ullo gliscit in angulo. Der neueste Herausgeber aber schrieb, fumum dare cogitans, nach der 2. und 3. Cöln. A. fumat s. gliscit.

Lyr. I. 35, 15 f.: Vana leniri putet et tepentem Cedere luctum, geben die 1. Cöln. und 2. Münchn. repentem.

Lyr. II. 6, 9—12.: Cahnmnium saepe Cervantis Ilisus (,) ehem (,) cum gemitu ettem Ad aram non vitam frangit Tristis Emanuele Sem-

So die 1. Münchn. A., J. Conr. Orelli und unser Herausgeber; Emmanuele, die 2. u. 3. Cöln. A. Doch ziehen wir mit der 1. Cöln. und 2. Münchn. das feyerlichere Immanuele vor.

Lyr. II. 13. in der Aufschrift: De Alberti Wallensteinii — tragico et fatali exitu lassen die 3. Cöln. Ausgg. und die zweyte Münchner et fatali weg. Auf diese Ode passen so recht eigentlich Schlegels Worte: „Er verweilt manchmal, wie mit Wohlgefallen, bey ekelhaften oder empörenden Schilderungen.“ Ref. würde sie demnach, um das Zartgefühl der Schüler nicht zu verletzen, mit einer andern, aus den Wäldern geborgten, vertauscht haben.

Lyr. II. 19, 22—24. liest man: Et sitis crescit velut albus hydrops, Quam nec infuso vagus error Hebri Eluat auro, mit der Anmerkung (p. 40. der Annotatt.): Hebrus fluvius Thraciae auriser. Daß aber Hebri, welches sich durch ein Druckversehen in die erste Münchn. A. eingeschlichen, ein Fehler ist, hätte von selbst einleuchten sollen; denn der Hebrus ist kein goldführender Fluß: es muß nämlich Hermi heißen. So verbesserte Balde selbst am Ende der Wälder in der nämlichen Ausgabe, und so lesen alle übrigen Ausgaben. Darauf hätten auch die schönen Verse des Dichters Lyr. II. 15, 13—14.: Illime nomen pulcrius est scypho, Quem limus Hermi proluit aureus, so wie das Virgilische (Georg. II. 137.): auro turbidus Hermus, aufmerksam machen sollen. Der Hebrus hingegen wird von unserm Dichter, (Lyr. IV. 24. 16.) tumidus nive, so wie von Horaz (Ep. I. 3, 3.) navali compede vinctus und (Od. I. 25, 19 f.) hiemis sodalis genannt. Man vergl. zur ersten Stelle des Römischen Dichters Theod. Schmidt, zur zweyten Joh. Casp. Orelli.

Lyr. II. 21, 25—28. schrieb der Herausgeber: Sin ames pravum, fugias petenda, Peior adversis, hilaris protervus, Saevus irasci, timidus dolere, Turpiter audax (mit der Bemerkung: Hilarus antique pro hilaris), gegen das Ansehen aller Ausgg., welche hilaris protervum bieten, woran selbst der gelehrte Joh. Casp. Orelli keinen Anstoß fand.

Lyr. II. 27, 17—19. hat die erste Münchn. A.: Uvam bis decimam recens Mutavit Bromius faetaque spicea Divalsit capiti Ceres. Aus faetaque machte der Herausgeber foetaque. Allein welchen Sinn soll foetaque geben? Die richtige Lesart ist offenbar sertaque, welche Ref. in allen übrigen Ausgg. fand.

Statt der XXVIII. Ode, welche die Aufschrift führt, Enthusiasmus. Cum auctor ex theatro tragico Francisci Rosseti quaedam non sine horrore et indignatione perlegeret, wurde, weil sie hie und da anstößige Stellen enthält, die fünfte aus dem fünften Buche der Wälder eingereiht. Der Titel ist: Enthusiasmus, quem praesentibus sociis auctor passus est in antiquario Sereniss. Electoris Maximiliani, quum Romanas ibi statuas contemplaretur. Anno M. DC. XLI. Ebenso wurde statt der XLIII., welche Neronem Caesarem, insatiabile omnium cupiditatum mancipium, divitibus documento esse posse, ut ne se pravis animi desideriis transversos agi patiantur. Enthusiasmus in antiquario Sereniss. Electoris Maximiliani A. M. DC. XL. überschrieben ist, aus dem nämlichen Buche der Wälder die IV. Ode, betitelt: Paradoxon. Q. Horatium Flaccum imitari se nonnunquam non imitando, herübergenommen.

Lyr. III. 4. p. 196. ist am Ende der Aufschrift in extremo morbo, was die zwey Münchn. Ausgg. und die erste Cöln. anerkennen, nach der 2. u. 3. Cöln. ohne Grund mit in supremo morbo vertauscht worden.

In der Aufschrift der VIII. Ode hätte concio — habita Oeniponti exeunte vere (so mit Recht die 2. Münchn. Ausgg. und die 1. Cöln.) nicht nach der 2. und 3. Cöln. in das widrig klingende, concio — habita Oeniponte exeunte vere umgeändert werden sollen. In den Annotatt. p. 63. hingegen heißt es von dem Jesuiten Andr. Brunner: Obiit Oenoponti (sic).

Lyr. III. 12, 1—2. schrieb der Herausgeber: Quid mihi vobiscum est, stoae foetentis alumni || Deucalione sati? Die erste Münchn. A. und Joh. Conr. Orelli haben Stoae foet.; alle übrigen latebrae foet. In den Annot. p. 66. wird bemerkt: „Ed. Mosan. II. corrigit: latebrae foetentes (vielmehr foetentis). Frustra. An Baldaei est correctio?“ Ref. zweifelt nicht im Geringsten.

Lyr. III. 15, 40. bietet st. musto die 2. Münchn. A. mulso, was Erwähnung verdient hätte.

Lyr. III. 17, 10 ff., wo alle Ausgg.: Qui dulcis ori risus inambulat, Mox flebit uxoremque caram Inter opes puerosque linquet, lesen, gab Herr M. für qui unbedenklich cui, nach der Conjectur Joh. Conr. Orelli's, der es jedoch nicht wagte, im Texte eine Aenderung vorzunehmen, ohne den Urheber derselben zu nennen.

Lyr. III. 23, 1—4. hat die erste Münchn. A. nebst der 2. und 3. Cöln.: Si vis, Labruci, vivere Stoicus, Inquire primum munia nobilis Moreisque Stoae (wofür der Herausgeber, wie oben, stoae schrieb). Doch hätte die Lesart sectae, welche er in den Anmerkungen aus der 2. Münchn. A. anführt, und schon die 1. Cöln. hat, den Vorzug verdient, um so mehr, da Stoicus vorausgeht, und das so schnell darauffolgende Stoae auf das Ohr einen sehr unangenehmen Eindruck macht.

Lyr. III. 26, 29. ff.: neque Horresce maneis (vielmehr Maneis) et superos tuos Sollerter indulge sepultis, bietet die erste Münchn. A. weniger correct solerter. S. Cellar. Orthograph. Lat. unter d. W. sollers und solemne und Conr. Leop. Schneiders Elementarlehre der Lat. Sprache. Bd. II. S. 416. f. Der Consequenz wegen hätte demnach auch oben I. 2, 13. 22, 43. 29, 14. II. 27, 4. III. 46, 12. IV. 23, 9. u. anderwärts die bessere Schreibung vorgezogen werden sollen.

Lyr. III. 31, 45. ff.: Namque et benignus candor et inclytae Magnaeque mentis copia fulgurat Ruptura per quascunque nubeis Consiliis agilique telo Sagacitatis. Statt magnaeque bieten die 1. Cöln. und die 2. Münchn. A. serena, was Beachtung verdient hätte.

Lyr. IV. 19. wurde in der Aufschrift unnöthig Wolckium in Wolcium und V. 2. Wolcki in Wolci umgeändert. Unbegreiflich ist es, wie dem Herausgeber IV. 27. V. 63. f., wo es heißt: Sunt tamen raucae tibi vita dignae Cura palumbes, der sinnstörende Druckfehler vita dignae entgehen konnte. Hätte er in der 1. Münchn. Ausg. das letzte Blatt der Wälder angesehen, so würde er gefunden haben, daß der Verfasser dort digna vitae verbesserte, und so lesen auch die 1. Cöln. und die 2. Münchn. Ausg.

Lyr. IV. 28, 23. ff.: Quanta, Juli, Funera Thessalicis humasti Vespillo campis! Rectius alteri Impensus hosti, Thracibus aut Dacis (,) Fuisset ulturnsque Crassum Assyriis cruor ille Carrhis. — Dacis, wie die erste Münchn. A., hat auch Joh. Conrad Orelli; alle übrigen bieten Dahis. Allerdings eine nicht unwichtige Variante, über welche jedoch der Herausgeber tiefes Stillschweigen beobachtet! Unseres Erachtens verdient diese von den besseren Ausgg. bescheinigte Lesart den Vorzug. Nach dem Zeugnisse des Suetonius (Jul. Cäs. K. 44.) hatte sich der Dictator vorgenommen, die Daker, welche sich über den Pontus und Thracien ergossen hatten, zu bändigen; sodann von Kleinarmenien aus die Parther zu bekriegen. Doch ereilte ihn über diesen Entwürfen der Tod. Da nun die Daker, welche Thracischer Abkunft waren, *) in Thracien sich ausgebreitet hatten und die Römischen Provinzen bedrohten, so sind sie hier nach Dichterweise durch den Namen Thracibus genügend bezeichnet, während auf der andern Seite die Daher, welche an der östlichen Küste des kaspischen Meeres über Hyrkanien hinaus, wozu ehemals Parthien gehörte, gegen den Orus hin ihre Wohnsitze hatten, als Nachbarn der Parther zur Bezeichnung der östlichen Feinde des Römernamens ganz passend gesetzt sind, zumal, wenn man sich der Virgilischen Verse (Aen. VIII. 726 ff.): Euphrates ibat iam mollior undis, Extremique hominum Morini Rhenusque bicornis, Indomitique Dahae et pontem indignatus Araxes, erinnert. Um aber den Punkt, daß die Schmach, welche die Römer durch Crassus Niederlage und Tod erlitten, hätte gerächt werden sollen, besonders herauszuheben, fügte der Dichter noch das Assyrische Carrhä hinzu.

*) S. Mannerts Geographie der Griechen und Römer Bd. IV. S. 173. f.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. Herausgegeben von Mitgliedern 28. März.

Nro. 63. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

M. Terentii Varronis Saturarum Menippearum reliquiae. Edidit Franc. Oehler. Praemissa est commentatio de M. Terentii Varronis Satura Menippea. Quedlinburgi et Lipsiae. Typis et sumptibus Godofr. Bassi. MDCCCXLIV. VIII. 266.

M. Terentius Varro war von seiner Zeit wie von der Nachwelt als der Gelehrteste anerkannt, er hatte die verschiedensten Seiten des Wissens umfaßt und war kein Polyhistor im gewöhnlichen Sinne. Seine eigentliche Aufgabe bestand in Erforschung der Vorzeit, welche ihm schon als Alterthum galt, ohne seine Zeit geradezu auszuschließen. Die erhaltenen sechs Bücher über lateinische Sprache können hierin weniger als Maaßstab wie die vom Landbau dienen; dort kam es darauf an, die Resultate griechischer Grammatik auf lateinischen Boden zu verpflanzen, und die zweyte Hälfte besteht ganz aus griechischer Forschung, während die erstere eigene Versuche lateinischer Etymologie mit eingestreuten antiquarischen Notizen bietet. Seine Ausscheidung der ächten Plautinischen Stücke aus einer Zahl von mehr als hundert überlieferten Comödien kann als ein bis jetzt noch unerreichtes Muster der Kritik gelten. Aber er war nicht bloß Philolog, sondern selbst productiven Geistes, und seine Saturae waren als ein Muster heitern und belehrenden Spieles, in denen Ernst mit Scherz wechselte, im Alterthum allgemein beliebt.

Fast Alles, was sich davon erhalten hat, steht im Vocabularium des Nonius, eines Grammatikers, dem diese Satiren eine reichliche Ausbeute alten Sprachschatzes lieferten. Varro war kein Freund der neuen Manier, er schrieb nach altem nervigem Brauch; wer sein Latein nur aus Livius und Cicero gelernt hat, mag ihn schwerfällig nennen, aber näheres Studium mit den Resten der lateinischen Sprache bis in die letzten Zeiten der Republik wird darthun, daß seine Sprache durch Kraft und Gediegenheit alle Eleganz und Glätte seiner Zeitgenossen übertrifft. Die Satiren zumal sollten die Sitten und Ausdrucksweise des gewöhnlichen Lebens darstellen und forderten schon dadurch ein Heruntersteigen in das Volk; daher die Menge fremder und eigenthümlicher Wörter, die wir sonst nirgends finden. Da es häufig nur solche einzelne Wörter sind, welche Nonius anführt, oft nicht einmal ein vollständiger Satz in seinem Zusammenhange, so können wir aus ihm uns kein Bild der Varronischen Satira machen. Mehr lernen wir aus Gellius, der bisweilen wie XIII, 11 (S. 171.) den Inhalt theilweise näher bezeichnet, aber auch so gelingt es uns nicht, auch nur von einer einzigen — und H. Oehler hat die Namen und Fragmente von sechs und neunzig aufgezählt — Plan und Durchführung des Ganzen klar und deutlich sich vorzustellen. Dazu kommt, daß auch diese Bruchstücke bald wegen der seltenen den Abschreibern unverständlichen Ausdrücke, bald wegen Einmischung griechischer Wörter nicht unverdorben überliefert sind, so daß die Kritik hier weit schwieriger als in den vollständig erhaltenen Büchern wird; daß ihre Ausübung auch in diesen manchen Schwierigkeiten unterworfen ist, haben die neueren Bear-

beitungen nachgewiesen, und jetzt noch ist dort unglaublich viel nachzutragen, wie z. B. am Schluße des sechsten Buches bey der Etymologie lateinischer Wörter aus griechischen auch putare πυθέσθαι angeführt wird, was der Bedeutung nach zu ferne liegt und gegen die Sitte des Varro spricht, der kein griechisches Wort im Infinitivus des Aoristus, alle in dem des Präsens anführt; doch liegt das Richtige nahe, es ist putere, πύθεσθαι. Kann man aber schon in den zusammenhängenden Büchern oft das Wahre nicht finden, so muß man bey solchen Fragmenten, aus welchen wir die Satiren kennen lernen, gewöhnlich völlig darauf Verzicht leisten; die Aufgabe des Herausgebers ist dann, das Vorhandene und von andern Gesagte zusammenzustellen, und es ist nicht selten besser, selbst zu schweigen, als die verschiedenen unhaltbaren Einfälle anderer mit neuen ähnlichen zu vermehren.

Die erste Sammlung von den Bruchstücken der Varronischen Satiren lieferte Rob. Stephanus 1564, eine zweyte, zwar vermehrt aber doch ganz ungenügend, Aus. Popma 1599. Der Herausgeber war dieser Aufgabe nicht gewachsen; seit der Zeit blieben sie unbeachtet, und es ist ein Verdienst von H. Oehler, diese auf eine würdigere Weise ausgestattet zu haben. Die Philologen des 16. Jahrhunderts haben Alles, was den Varro betraf, mit ausnehmendem Fleiße behandelt, und so finden wir in den Schriften eines Scaliger, Muretus, Lipsius, und fast aller bedeutenden Männer jener Zeit oft stillschweigend beachtenswerthe Beyträge zu diesen Satiren, die unserm Herausgeber entgangen sind. S. 14 lesen wir, daß ein Exemplar mit handschriftlichen Bemerkungen der beyden Gothofredi in Leipzig, ein anderes mit Verbesserungen von J. Dousa in Leyden aufbewahrt werde; wir erinnern uns nicht, daß daraus Einiges angeführt wurde, und doch wäre vielleicht mancher Gewinn zu schöpfen gewesen. Referent erwähnt dieses, weil er selbst ein solches Exemplar kennt, in welchem sich Verbesserungen eines geistreichen Mannes (vielleicht des Erycius Puteanus) beygeschrieben finden, welche er hier mittheilen will. p. 93. 1 hac re für acre mit Turnebus. 94, 4. multis] cultis. 96, 11. lacte] lacte e, was das Metrum fordert und auch der Herausgeber erkannt hat, 101. 14 scio] l. sero aus serio. 196. 7. Gallica porta carros adcurat usque polito] Galla cohors carros adcurat adusque politos: intelligit esseda. 121. 35. En domum] endo domum. 147, 7 non producit. 157, 2 nam in humanis] numquam in hum. 196, 12 forum est hara. 10 vallem] l. callem. 229, 1 iacias] F. facias aut taceas. 157. 4 id] ideo. 176. 13 nata.

Diese Satiren waren dialogisch, Varro selbst wird p. 232 angeredet, und poetische Rhythmen jeder Art wechselten mit der einfachsten Prosa und der gewöhnlichen Umgangssprache; wir treffen die meisten bekannten römischen Metra, selbst Galliamben, und wie viele uns weniger bekannte mögen verborgen seyn? Die Namen sind oft in beyden Sprachen gegeben, um den Inhalt prägnant auszudrücken, z. B. die erste Aborigines, περὶ ἀνθρώπων φύσεως, worin der Naturzustand des Menschen, wie es scheint, geschildert wurde; auch von der Sprache war die Rede, ob sie φύσει oder θέσει sey, wie das Fragment 2 andeutet: mugit bovis, ovis balat, equi hinniunt, gallina pipat (gewiß nicht metrisch, und man sieht nicht, warum equi hinniunt statt equus hinnit). Ethische Tendenz lassen auch hier die Worte durchblicken: sed neque vetulus canterius quam novellus melior, nec canitudini comes virtus. So bilden diese humoristischen Unterhaltungen eine Quelle von Sentenzen, welche die verschiedenen redenden Personen nach ihrer Individualität geltend machen, und es wäre unrecht für jede derselben den Verfasser verantwortlich zu machen; so lesen wir p. 120:

postremo nemo aegrotus quicquam somniat
tam infandum, quod non aliquis dicat philosophus.

aber eben daselbst sehr schön:

denique avarus
quis sanu'st? cui si stet terra et traditus orbis,
furando tamen ac morbo stimulatur eodem,
ex sese ipse aliquid quaerat cogatque peculi.

daß der Geizige auch, wenn er Alles besäße, das Stehlen nicht lassen könne, zuletzt sich selbst bestehlen würde; vielleicht cui si est et oder sit terra . . . eodem, ut ex sese. Abgesehen von der Eigenthümlichkeit der Sprache, ist dieses, da wir nirgends den Zusammenhang aufzufinden und uns ein Ganzes zu bilden vermögen, auch der einzige Reiz, den uns diese Fragmente Varronischer Satire gewähren.

Die griechischen Aufschriften sind sehr unsicher; um so mehr hätten wir gewünscht, daß H. Oehler überall die Einleitungsworte des Nonius mit Angabe aller Varianten vorausgesetzt hätte, um der Mühe enthoben zu seyn, immer den Text nachzuschlagen. Sein Vorgänger hat hierin unglaubliche Dinge ersonnen; er selbst ist oft nicht viel glücklicher gewesen; die metrische Fassung ist bey einigen richtig hergestellt, bey andern verfehlt, im Ganzen hätte sich der Herausgeber mehr darauf beschränken sollen, die Leistungen anderer anzuzeigen, als eigene Vermuthungen, welche aller Wahrscheinlichkeit entbehren, aufzunehmen; so ist gleich der Anfang Nro. 5 völlig verunglückt. Man muß nicht fordern, daß in diesen Dingen Alles zurecht gemacht werden soll; wenn unsere Zeit sich dieser Bruchstücke mit demselben Eifer annimmt, wie die frühern Philologen, so kann noch mancher gediegene Beytrag geliefert werden; den Fleiß, den der Herausgeber verwendet hat, diese Reste in neuer und besserer Gestalt als bisher auftreten zu lassen, wollen wir nicht verkennen.

Jacobi Balde soc. Jesu Carmina lyrica etc.

(Fortsetzung.)

Lyr. IV. 44, 25. ff., wo die älteren Ausgg. so lesen: At nos tot annis egregie geri Civile bellum credimus haud parum Incuriosi, quid tyrannus Orbis agat genitusque latro, übte der Herausgeber eine ganz eigene Art von Kritik, heu nimis f. haud parum unterschiebend, mit der Bemerkung: „Ita scripsi pro haud parum, quod minus est Latinum.“ Daß sich haud parum nicht billigen läßt, ist nicht zu läugnen (s. Krebs Antibarbarus S. 347. f.); doch hätte im Texte keine Aenderung vorgenommen werden sollen.

Epod. I. 26.: Quod Phoebus unum forsan haud praesenserat. In umgekehrter Stellung hat die erste Cöln. Ausg. nebst der zweyten Münchn.: Quod forsan unum Phoebus haut praesenserat. Unterhalb V. 29. liest man Alphaeus f. Alpheus (vgl. IV. 22, 49.). — V. 91. f.: Si fera bella placeant, placent et opima suasque Meritura laudeis ac secundos auspices, sind die Worte placeant, placent verschoben; man schreibe placent, placeant. Ebendaselbst V. 113., wo der Dichter räth, die Bürgerkriege zu enden und die Waffen gegen die Türken zu kehren, hätte pilis opponere pila st. peilis opp. peila verbessert werden sollen; ebenso oben Lyr. I. 7, 17.: Qui caret pilis (s. peilis) metuenda vibrat Tela, und Epod. XI. 22. antiqua lyra f. anteiqua lyra.

Epod. IV. 39. f., wo es heißt: Standum est, velut si Juppiter Statorius Olim sedere nescias, bieten alle Ausgg. mit Ausnahme der ersten Münchner, Stator Deus, was unstreitig in den Text hätte aufgenommen werden sollen. Allein darüber schweigen die Anmerkungen des Herausgebers. V. 57. f. schrieb Balde: Vultum virilem posco: pectini parum, Sed nil aratro debeat. Der Herausgeber aber verwandelte wieder, wie oben, ganz willkührlich parum, weil es nicht correct Lateinisch ist, in minus.

Epod. XVI. 4, 6. f. in der Rede der Voluptas: Poterisne nobis hospes antiquus sine Noctem vel unam ducere? ah hoc non potes. So die 2. und 3. Cöln. A.; die 1. Münchn. ah non potes; die 1. Cöln. hingegen und die 2. Münchn. nach Baldes Verbesserung am Ende der Wälder in der 1. Münchn. ah, id non potes. Ebenso gab der Dichter unten V. 52. für ah non potes, welches die 1. Münchn. bietet. Des Verfassers Verbesserung nahmen die 1. Cöln. und die 2. Münchn. auf, während Herr M. nach gewohnter Weise der 2. und 3. Cöln. folgte, welche ah, nec hoc potes haben.

Daß auf genaue Orthographie und Gleichförmigkeit in der Schreibung der Wörter durchaus keine Rücksicht genommen wurde, ist höchst befremdend.

So findet man öfter nomina propria und von diesen abgeleitete adiectiva mit kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben. Z. B. linoeus Lyr. I. 9, 4., camoena f. Camena Lyr. I. 16, 15 und 36, 9.; orcus Lyr. II. 28, 85. und 35, 37. IV. 45, 28: achates IV. 29, 54; nympha Lyr. I. 20, 28. II. 32, 12. 38, 1. IV. 22, 28. Epod. 15, 13. 16, 42.; auster Epod. 17, 4.; dryades Lyr. IV. 23, 35; fatum Lyr. I. 35, 28. II. 10, 78. und 80. 13, 90. Fata hingegen Lyr. II. 27, 22. Epod. 4, 91. 7, 67. 20, 1. und 100.; horae Epod. 17, 24., wo die alten Ausgg. richtig Horae haben; maneis Lyr. I. 35, 51. II. 23, 3. 32, 2. 33, 33. III. 41, 12. IV. 47, 22. 23, 3. 49, 21. Epod. 13, 21. 20, 74. und manes Lyr. II. 28, 72. Epod. 20, 119.; umbrae II. 10, 74. 13, 112. 50, 3.; pharos II. 50, 19.; sol Epod. 15, 17.; punicus I. 53, 27.; sicanus IV. 22, 50. Fehlerhaft steht Alipio f. Alypio. Epod. 16, 17.; Aemo f. Haemo Lyr. II. 3, 26.; Camoenas f. Camenas Lyr. II. 20, 35. 21, 31. 43, 7. 50, 2. III. 47, 1., wo die 1. Cöln. u. die 2. Münchn. A. richtig Camenae haben; Bizas f. Byzas IV. 37, 1.; Sicambri f. Sygambri III. 1, 64.; Tybris f. Tibris Lyr. I. 40, 34. und Tyberis f. Tiberis Lyr. II. 50, 22.; Tyburis Lyr. II. 20, 56. (wo Orelli richtig Tiburis hat); in den Anmerkk. S. 40. jedoch Tibur; Tirolensem in der Aufschrift zu Lyr. III. 1. und in den Anmerkk. S. 80. V. 72.; ferner III. 34, 1.; Tyroli hingegen in der Aufschrift Lyr. III. 2.

Ohne alle Beachtung der Etymologie schwankt der Herausgeber gar wunderlich zwischen foemina Lyr. I. 18, 36. IV. 11, 17. 22, 44.; foemineus Lyr. I. 3, 12. III. 17, 44. 34, 34. IV. 17, 30.; effoeminatus in d. Anmerkk. S. 5. Z. 18.; faemina Lyr. I. 10, 61. und femina II. 39, 85.; zwischen foetus (Subst.) Lyr. I. 35, 9., foetus (Adiect.) Lyr. I. 8, 11. 39, 53. IV. 22, 30. und fetus (Subst.) Lyr. II. 4, 8., wohin auch foecundus Lyr. IV. 5, 3. 10, 27. Epod. 12, 100. 16, 28. und infoecundus Lyr. IV. 42, 12. gehören; zwischen Caelites Lyr. I. 35, 34.; caelum II. 6, 41. 10, 29. 11, 13. 27, 39. 36, 35. und coelum Lyr. I. 3. in der Aufschrift Z. 3. und 7., im Texte V. 3 u. 75.; ferner I. 26, 14. II. 50, 25. III. 1, 8 u. 17.; coelicolae II. 20, 6.; zwischen autumnus Lyr. I. 10, 33. 27, 3. II. 8, 22. III. 35, 15, wo allenthalben die 1. Cöln. u. Münchn. A. auctumnus geben, und Epod. 1, 124. (hier hat die 1. Cöln. A. auctumnus; aut. die 2. Münchn.) und zwischen auct. Lyr. III. 34, 7. u. IV. 9, 138.

Ebenso findet man astringit Epod. 9, 106. (wo die 1. Cöln. A. und die 2. Münchn. adstringit lesen) und adstringitur Epod. 17, 15.; aspectu Lyr. I. 14, 15. II. 39, 91. u. Epod. 20, 34., wo die besseren Ausgg. adspectu bieten; lacrymae Lyr. I. 10, 39. 36, 8. II. 8, 41. 23, 12. III. 41, 24., lacrymanda ebendas. I. 35, 88; lacrimae hingegen in d. Anmerkk. S. 33. Z. 8. v. u.; litoribus Lyr. II. 1, 37. (littoribus die 1. Cöln. und die 2. Münchn. A.) und littori Lyr. II. 39, 1.; contemptam Lyr. I. 35, 73. u. contemta in d. Anmerkk. S. 122. Z. 6. v. u.; demsisse Lyr. IV. 39, 30. u. dempto Lyr. II. 1, 40. 33, 27., wie anderwärts emptor Lyr. I. 39, 50., emptum Lyr. I. 29, 18. II. 8, 43. u. s. w.; sumtibus Lyr. I. 15, 36 und sumptibus Epod. 12, 93., assumtus in d. Anmerkk. S. 57. Z. 7., sumptu Lyr. II. 34, 12., sumptuosa Lyr. I. 38, 67., sumpsit Lyr. I. 2, 26. II. 10, 10. 14, 15. und absumpsit II. 2, 14.; sepulchrum Lyr. I. 16, 66. und sepulcrum Lyr. I. 31, 23. II. 19, 43. 20, 59.; silva Lyr. II. 2, 23. 11. in der Aufschrift u. V. 33. u. 36. 14, 30. 39, 64. Epod. 15, 10. 20, 15. und sylva Lyr. I. 2, 65. 20, 58. 40, 4. II. 7, 10. 20, 60.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. März.

Nro. 64. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Anaximenis ars rhetorica quae vulgo fertur Aristotelis ad Alexandrum. Recensuit et illustravit Leonardus Spengel Monacensis. Turici et Vitoduri. 1844. 8. XII u. 275 S.

Die unter dem Namen des Aristoteles überlieferte Rhetorik πρὸς Ἀλέξανδρον bedurfte schon lange eine Bearbeitung, welche sowohl kritisch auch noch nach I. Bekker den Text behandelte, als auch durch Beleuchtung das Inhaltes den Werth der Schrift für die Litteratur selbst darlegte. Dieselbe ist nämlich ein praktisches Hülfsbuch für den Redner, sie enthält die Technik der sophistischen Rhetorik, aber nicht um sie zu widerlegen, sondern eben um sie zu lehren, und, wie H. Sp. in der Einleitung sagt, wer wissen will, was das τὸν ἥττω λόγον κρείττω ποιεῖν heiße, der lese diese Rhetorik des Anaximenes. Der Verfasser, der hiemit schon in ganz anderer Absicht sein Buch schrieb, als Aristoteles seine Rhetorik, theilt die Reden in zwey γένη, das δημηγορικὸν und das δικανικὸν; daß nämlich in den Handschriften, welche sämmtlich τρία γένη und τὸ μὲν δημηγορικὸν τὸ δὲ ἐπιδεικτικὸν τὸ δὲ δικανικὸν geben, dieser Fehler von dem Irrthume eines Lesers herrührt, der das Buch für aristotelisch hielt und die bey Aristoteles sich findende Eintheilung in dasselbe hineincorrigirte, — dieß hat H. Sp. aus dem Inhalte der Schrift selbst und aus Quintilian schon in seinen Artium Scriptores und gegen Lersch in der Zeitschrift f. d. Alterthumswissenschaft 1840. Nro. 154 gezeigt. Diese zwey γένη theilt dann Anaximenes in sieben εἴδη, nämlich: προτρεπτικὸν, ἀποτρεπτικὸν, ἐγκωμιαστικὸν, ψεκτικὸν, κατηγορικὸν, ἀπολογητικὸν, ἐξεταστικόν; und er giebt dann für die einzelnen Vorschriften über deren Behandlung, und zwar zunächst für das προτρεπτικὸν und ἀποτρεπτικὸν, wo sechs Gesichtspunkte angegeben werden, von denen aus sowohl der An- als Ab-rathende seine Rede anlegen kann; diese 6 τόποι, nämlich das δίκαιον, νόμιμον, συμφέρον, καλὸν, ἡδὺ, ῥᾴδιον können sowohl selbst nach ihrem Begriffe als auch das ihnen ähnliche oder entgegengesetzte oder über sie von Göttern und Menschen ausgesprochene benützt werden, was Alles in utramque partem mit Angabe der Rednerkniffe ausgeführt wird. Dann wird in der nämlichen Art von den siebnerley Gegenständen der an- und ab-rathenden Reden gehandelt, von ἱερὰ, νόμοι, πολιτικὴ κατασκευὴ, συμμαχίαι καὶ συμβόλαια, πόλεμος, εἰρήνη, πόρος χρημάτων. Dann folgt die Betrachtung des ἐγκωμιαστικὸν und ψεκτικὸν, wie hier die obigen sechs τόποι wiederkehren, aber die Rede sich immer in αὔξησις und ταπείνωσις bewegen müsse. Hierauf wird über das κατηγορικὸν und ἀπολογητικὸν gehandelt und gelehrt, wie der Kläger erstens entweder πονηρία oder ἀβελτερία nachweisen, zweytens den Stand oder Mangel der Gesetze darüber berücksichtigen, drittens die Ausflucht von Irrthum oder Unglück abschneiden, und viertens die Nothwendigkeit der Bestrafung zeigen müsse, — der Vertheidiger hingegen die That entweder läugnen oder als lobenswerth darstellen oder mit Irrthum und Unglück ent-

schuldigen könne. Nachdem dann noch die Aufgabe des εἶδος ἐξεταστικόν, welches dem Anaximenes eigenthümlich ist, angegeben wurde, spricht Anaximenes zuerst von den Beweisen, welche wie die obigen 6 τόποι hauptsächlich der Berathungs-Rede und wie die αὔξησις und ταπείνωσις hauptsächlich der Lob- oder Tadelrede, so besonders der Proceßrede angehören; hernach dann von sechs anderen Dingen: προκαταλήψεις, αἰτήματα, παλιλλογίαι, ἀστειολογίαι, μῆκος καὶ μετριότης μήκους καὶ βραχυλογία, ἑρμηνεία, welche allen Redearten zukommen. Die Lehre aber von den Beweisen (πίστεις) wird natürlich am ausführlichsten behandelt; diese werden nämlich eingetheilt in solche, welche aus der Sachlage selbst hervorgehen: εἰκός, παράδειγμα, τεκμήριον, ἐνθύμημα, γνώμη, σημεῖον, ἔλεγχος, und in solche, die von Außen dazukommen (ἔνθετοι): δόξα τοῦ λέγοντος, μαρτυρίαι, βάσανοι, ὅρκοι. Bemerkenswerth ist von den anderen auch der Abschnitt über die ἑρμηνεία (cap. 24 — 27) als Anfänge einer Grammatik. Nach allem diesen, mehr den Inhalt und die Herbeyschaffung des Materials betreffenden, wendet sich Anaximenes zu der Eintheilung, und handelt von προοίμιον, ἀπαγγελία oder δήλωσις (propositio), βεβαίωσις (argumentatio und refutatio) mit der προκατάληψις, und der παλιλλογία (recapitulatio) zuerst im Allgemeinen, dann im Einzelnen beym προτρεπτικόν und ἀποτρεπτικόν, beym ἐγκωμιαστικόν und ψεκτικόν, beym κατηγορικόν und ἀπολογητικόν, und beym ἐξεταστικόν. Hier und in dem Abschnitte über die Beweise ist die nach beyden Seiten ausbeutende Sophistik am deutlichsten anschaulich.

Schon aus dieser gedrängten Inhaltsangabe erhellt, wie wichtig diese Schrift für die Würdigung der erhaltenen Redner ist; die genauere Betrachtung aber, wie bey allen Gesichtspunkten so recht praktisch das pro und contra hervorgehoben ist, läßt den bedeutenden Unterschied zwischen den Rednern selbst in die Augen springen, je nachdem dieselben mehr oder weniger bloß nach den τέχναι ihre Reden bauten; und wie sich bey den Griechen Isokrates in dieser Beziehung von den Uebrigen unterscheidet, so möchte bey den Römern durch die Betrachtung des Autor ad Herennium an Cicero's Reden nur der Genuß der Betrachtung bleiben, daß solche Sophisterey nach einem einmal vorhandenen Schema sich gerade ohne große Kunst für alle möglichen Gegenstände hindurch abwandeln läßt. Wie aber gerade diese Betrachtung nur durch eine Behandlung, wie sie H. Sp. dem Anaximenes angedeihen ließ, möglich ist, fällt bey dem ersten Blicke in die Ausgabe von selbst in die Augen; und die Philologen können daher wohl Nichts mehr wünschen, als daß H. Sp. sein in der Vorrede gegebenes Versprechen, den Aut. ad Herennium ebenso herauszugeben, recht bald erfüllen möge.

(Fortsetzung folgt.)

Jacobi Balde soc. Jesu Carmina lyrica etc.

(Schluß.)

Da die 1. Cöln. und die 2. Münchn. A. Lyr. I. 14, 1. 26, 23. 33, 33. II. 8, 4. 38, 5. IV. 38, 43. 39, 41. Epod. 20, 46. 21, 46. exsul und III. 34, 62. exsulat f. exul und exulat bieten, und der Herausgeber selbst Lyr. I. 7, 4., ungeachtet die 1. Münchn. A. exul giebt, exsul schrieb, so hätte diese Form, als die herrschende fest gehalten werden sollen. Lyr. II. 15, 41. und 23, 25. nahm er exsilit auf, obgleich die 1. Münchn. A. exilit liest. Demnach hätte er Lyr. I. 5, 68. u. II. 10, 57. die erste Form, welche in der 1. Cöln. und 2. Münchn. befolgt ist, nicht verschmähen, und auf gleiche Weise Lyr. I. 5, 68. exsiliens (so die 1. Cöln. und die 2. Münchn.) st. exiliens und I. 9, 18. II. 6, 18. transsilit (vgl. II. 7, 4.), was die besseren Ausgg. bestätigen, f. transilit, geben sollen. Das Nämliche gilt von extinguere Lyr. I. 7, 10. 16, 30. 20, 59. Epod. 12, 96., wo die 1. Cöln. und die 2. Münchn. exstinguere lesen, wie auch von exultare (II. 13, 94. Epod. 15, 23.) und von exultim, wofür die nämlichen Ausgg. exsultare und exsultim bieten. Warum wurde statt des ungereimten cygnus Lyr. I. 23, 47. 29, 7.

II. 8, 86. 50, 23. nicht cycnus nach dem Griechischen κύκνος geschrieben? Warum nicht Matthiam f. Mathiam in dem Lemma zu Lyr. I. 6., Sampso f. Samso in der Aufschrift zu Lyr. I. 10. und V. 67. und III. 15, 53. Juditha, wie in den Anmerkk., f. Juditta?

Auch in der Bezeichnung personificirter abstracta mit einem großen Anfangsbuchstaben wurde nicht immer mit der gehörigen Behutsamkeit und Consequenz verfahren, sondern öfter im Widerspruch mit den frühern Ausgaben ein kleiner Anfangsbuchstabe gesetzt. So z. B. in Pietatis Lyr. I. 16, 12., Gloriae Lyr. I. 16, 38. II. 6, 18. und Irae V. 39., castum Jus I. 24, 9., Venustas I. 28, 1., Famae I. 28, 20. IV. 47, 30. Epod. 18, 83., Fato I. 35, 28., Patientiae II. 6, 2., Amoris II. 9, 8. u. IV. 23, 42., Voluntas II. 10, 39, Ira — Amor V. 41., Dolor V. 42., Mentis V. 43., Timor V. 44., Animi V. 48., Veritas II. 15, 17., Mors II. 39, 29., Rumor II. 8, 15, Calva II. 39, 98—99., Lascivia IV. 23, 33., Voluptas IV. 23, 55., Virtus IV. 30, 17. 33, 11., Pestis Epod. 2, 47. und im folgenden Cura — Lites — Jurgia. Ferner in Desperatio Epod. 20, 70.

Ebenso ist in Hinsicht der Interpunktion Manches zu verbessern. Lyr. I. 17, 8. setze man vor num einen Doppelpunkt statt des Strichpunktes. I. 36, 2. wurde vor alteram das Comma mit Unrecht gestrichen. I. 39, 48. vermißt man vor und nach miles das Comma; ebenso II. 6, 29 u. IV. 3, 81. vor und nach puto und II. 9, 6. IV. 49, 13. und Epod. I. 89. vor und nach precor. Ferner II. 13, 107. vor und nach malesane, II. 20, 31. vor colla und II. 20, 57—58. vor und nach Thessala Tempe. II. 36, 28. fehlt nach recordor das Einschlußzeichen. II. 43, 24. setze man vor und nach deus Comma, II. 36, 30. vor und nach Somne, III. 38, 44. vor und nach Ursula, III. 47, 7. vor und nach io (vgl. III. 12, 11.), IV. 22, 63. vor und nach salsa Venus und IV. 23. in der Aufschrift nach Arsacii Mamirodae fr. Epod. I. 110. mangelt nach barbaris der Punkt.

Ueber die beygefügten Anmerkungen läßt sich der Herausgeber in dem Epilog S. 129. so vernehmen: „Tironum servituras studio atque literarum amantium otio adiectas habes annotationes breves; enodandas vero poetae sententias non placebat (vielmehr placuit) exercendis iuvenilibus praeripere ingeniis. In illis nihil, quod usui foret, neglexi eorum, quae ante me annotaverunt Herderus, Orellius, Neubigius, ne quid in hac editione desideraret lector.“

Das Schwierigste also, die Entwickelung des dunklen Ideengangs des Dichters, glaubte der Verf. den Schülern überlassen zu müssen, während er sich nur gar zu sehr in der Erklärung der bekanntesten mythologischen Namen und Sachen gefällt, die man in jedem Lexikon findet und bey Gymnasiasten, die nur einigermaßen den Ovid, Horaz und Virgil kennen gelernt haben, voraussetzen muß. Dunklere Anspielungen auf mythologische Gegenstände hätten allerdings berührt werden können. Das Beste, was seine Anmerkungen bieten, verdankt er Orelli und Andern. Höchst befremdend ist S. 39. Z. 16 f. die Bemerkung: Landishuta oppidum Bavariae ad Licum inferiorem. Mit Lyr. II. 27, 24: Ultra Sauromatas deferar ultimos hätte füglich Juvenal Sat. II. 1. verglichen werden können. S. 5. Z. 14. sollte Σπερχειος f. Σπερχειός geschrieben seyn. S. 58. (Lyr. III. 1, 4.) ist rumpe moras aus Virgil. Aen. IV. 569. entnommen. Zu Aetalae (Lyr. III. 2, 2.) hätten wir eine Anmerkung erwartet. S. 78. Z. 11. von unten wird Propertius poeta elegiacus immane obscoenus genannt. Ein vorsichtiger Schulmann würde diese Bemerkung vermieden haben. Bey Lyr. III. 28, 5.: Semper intersis populo benigna hätte auf Horaz Od. I. 2, 46.; ebenso III. 29, 1. u. 36. auf Horaz Od. I. 27, 1. u. 20. hingewiesen werden sollen. Lyr. III. 45, 22.: Vel lene sacrae propter aquae caput ist ebenfalls eine Nachahmung des Horazischen (Od. I. 1, 22.): nunc ad aquae lene caput sacrae, so wie Lyr. IV. 40, 20.: Et longas reseca Pieridum moras an das Horazische (Od. I. 11, 7.): Spem longam reseces, erinnert. Die Stelle Lyr. IV, 9, 139. f.: Cyprium gemmis bibitur merum hätte aus Virgils Landbau II. 506. u. Aen. I. 728. f. und aus Propertius III. 5, 4. erläutert werden können. Außer Volpi

z. Propert. a. a. O. u. Joh. Heinr. Voß z. Virgil Bd. III. S. 447. vergleiche man hiemit Baluze's gelehrte Anmerkung z. Cyprians Brief an Donatus S. 383. Bey den Worten gemmaeque bibuntur hatte der Dichter vielleicht Macrob. Saturnal. II. 13. u. Sueton. Caligula c. 37. vor Augen. Epod. V. 1.: salve dulcissima rerum ist dem Horaz (Sat. I. 9, 4.), so wie os humerosque deae similis in der 15. Epode V. 19. dem Virgil (Aen. I. 589.) nachgebildet. Die herrlichen Verse (Epod. XIX. 49. f.): Spem cupidam voti nec citra mitte nec ultra; Ultraque meta nocet hätte der Herausgeber durch das Horazische (Sat. I. 1, 106. f.): Est modus in rebus, sunt certi denique fines, Quos ultra citraque nequit consistere rectum, und durch den bekannten Spruch des Venusiners Br. I. 18, 9: Virtus est medium vitiorum et utrinque reductum, beleuchten, und zugleich auf die Hauptquelle dieses Satzes, auf Aristoteles Eth. II. 6 — 9. u. Kategor. VIII. 22. S. 94. ed. Lewald (vgl. Seneca's Br. 120. S. 664. A — B. ed. Lips., Gregor von Naz. Lobrede auf Basilius den Großen S. 819. D. in der Benedictiner Ausg. u. Mazaris in Boissonade's Anecdott. Gr. Bd. III. S. 147.), hinweisen sollen. Der erste Vers der zwanzigsten Epode: Ultima iam venit Fatis urgentibus aetas, erinnert an Virgilius Eclog. IV. 4.: Ultima Cumaei venit iam carminis aetas.

Die auf den Epilogus folgende Vita Baldaei, welche wir vor dem Texte erwartet hätten, ist aus dem ersten Bande der zweyten Münchner Ausgabe entnommen. Doch hätte durch Benutzung des Mengeinschen Programms, dessen nirgends, was uns befremdete, gedacht wird, und der Vita Jacobi Balde in Clesca's Sammlung allerdings etwas Besseres geliefert werden können.

Papier und Druck sind gefällig; doch hätte die Correctur sorgfältiger gehandhabt werden sollen. Da der Herausgeber am Ende kein Erratenverzeichniß beyfügte, so wollen wir hier diejenigen Druckfehler, welche uns aufgefallen, verbessern.

Lyr. I. 24. corrigire man in der Aufschrift incorruptae mentis aequitatem (wofür Hr. M. in den Anmerkk. S. 16. incorruptam m. aeq. zu lesen rieth) nach den früheren Ausgg. st. incorrupta m. aeq. III. 1, 98. schreibe man baltei f. balthei und im folgenden Verse catenam f. ctenam. IV. 22, 35. cavernae für caverna. IV. 23, 27. Cythera für Cytheram. IV. 39, 21. manum für mnaum. Epod. IV. 33. summo für ummo. XI. in der Aufschrift praelecturo f. praelectur. XII. 31. pudicam f. pudicum. XVIII. 57. foeda f. foedo. In den Anmerkk. S. 4. Z. 20. steht Tyde (sic) st. Tydei, und poeti st. poetice. In dem Epilogus S. 128. Z. 2. v. u. verbessere man Heinrichius st. Heinrichs.

Das dem Werke vorangesetzte Bildniß des Dichters wurde nach dem in dem dritten Bande der von Neubig übersetzten Oden Balde's befindlichen gezeichnet. Letzteres ist eine Copie von einem Gemälde, welches sich der Exjesuit Kraus nach dem in einem Zimmer der höchst seligen Frau Herzogin von Neuburg Maria Amalia aufgehängten Originale verfertigen ließ, und ganz verschieden von dem herrlichen Originalgemälde, welches auf der ehemaligen Hof- und Staatsbibliothek in dem ersten Saale des Locales der sog. Jesuitenbibliothek an der Decke angebracht ist. Da die Väter der Gesellschaft Jesu jenen Saal an der Decke mit Bildnissen der berühmtesten Gelehrten ihres Ordens verzieren ließen und vor allem auf Gediegenheit sahen, so unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß es von einem großen Meister herrührt; denn es ist höchst geistvoll und sprechend, den ehrwürdiger Dichter in dem besten Mannesalter, so wie er Lyr. I. 34. 12 — 14. 17 — 18. 22 — 25. und III. 9, 5 — 8 sich selbst zeichnet, darstellend, während das erstere etwas düster gehalten ist und den kränklichen Greis verräth.

J. G. K.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. April.

Nro. 65. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Anaximenis ars rhetorica quae vulgo fertur Aristotelis ad Alexandrum.

(Fortsetzung.)

Was den Anaximenes, den Verfasser der lange pseudonym in Umlauf gesetzten Rhetorik πρὸς Ἀλέξανδρον, betrifft, so beruft sich H. Sp. auf das von ihm schon früher in den Artium Scriptores und in der Zeitschr. f. d. Alterthumswissensch. 1840 auseinandergesetzte, woselbst er die von Victorius zuerst aufgestellte Ansicht mit allen Gründen befestigt und durch Wegräumung handschriftlicher Entstellungen gegen jeden noch möglichen Einwurf gesichert hatte. Die Hauptgründe wiederholt H. Sp. hier. Auch die Daten für die Bestimmung der Abfassungszeit dieser Rhetorik finden sich schon in der eben erwähnten Schrift H. Sp.'s zusammengestellt, woraus nämlich hervorgeht, daß dieselbe zwischen 340 und 330 v. Chr., also noch vor der Rhetorik des Aristoteles, herausgegeben sey.

Von dem Briefe an Alexander, der am Anfange der Rhetorik sich findet, zeigt H. Sp., daß er auch nicht von Anaximenes sey, sondern von einem falsarius, der dabey vielleicht die Absicht hatte, dem Buche für eine gewisse Klasse von Leuten einen größeren Werth zu geben; es zeigt sich nämlich erstens die Sprache ganz abweichend von der einfachen in der Schrift selbst beobachteten, zweytens spricht der Verfasser des Briefes auf die albernste Weise mit Alexander, und dann ist diese ganze Rhetorik am allerwenigsten zum Gebrauche für einen Alexander geschrieben; auch zeigt sich Nachahmung des Isokrates. Ein Herbeyziehen von Notizen und Ueberlieferungen, wie es sich oft bey Verfassern von unterschobenen Dingen findet, und ein Gelehrtthun damit, wodurch sie sich zuweilen verrathen, scheint uns auch in folgenden Worten des Briefes zu liegen pag. 4. Z. 7. b. H. Sp.): ἔγραψας δέ μοι διαπελευόμενος ὅπως μηδεὶς τῶν λοιπῶν ἀνθρώπων λήψεται τὸ βίβλιον τοῦτο, καὶ ταῦτα εἰδὼς ὅτι καθάπερ τοὺς ἐξ αὐτῶν γεννηθέντας οἱ γεννήσαντες τῶν ὑποβαλλομένων μᾶλλον φιλοῦσιν, οὕτω καὶ οἱ εὑρόντες τι τῶν μετεχόντων. Es stimmt nämlich dieß so sehr mit der bey Gellius N. A. XX. 4 überlieferten Anekdote überein, Alexander habe dem Aristoteles gezürnt, weil er die Bücher der Metaphysik veröffentlicht habe, und nun nicht mehr er allein im Besitze dieser Weisheit sey, — so daß vielleicht diese Angabe nur hier für die Rhetorik herübergenommen seyn könnte. So würde dieß etwa auch eine gegenseitige Bestätigung gewähren für Knebels Annahme, daß die gleich in den nächsten Zeilen im Texte folgende Erwähnung der pariſchen Sophisten aus Platos Apologie erdichtet sey. Auch ist der Verfasser des Briefes in offenbarem Widerspruch mit Anaximenes, da jener (p. 3, Z. 18) der platonischen Dreytheilung der Seele folgt, dieser aber in der damit zusammenhängenden Eintheilung der Tugenden offenbar von Plato abweicht, indem bey ihm die σωφροσύνη an den drey Stellen, wo er die Eintheilung giebt, fehlt (cap. 1, p. 6, l. 24 ψυχῇ συμφέρον ἀνδρεία σοφία δικαιοσύνη; cap. 35, p. 68, l. 15 τὴν δὲ ἀρετὴν εἰς σοφίαν καὶ δικαιοσύνην καὶ

ἀνδρείαν u. p. 71, l. 13 sqq.). Ebenso wie der Brief ist auch der letzte Theil der Schrift, wie H. Sp. bemerkt, von den Worten *Τὰς δὲ θυσίας δεῖ* an (p. 88) von einem Späteren, der einige Hauptpunkte excerpirte und so wiederholte.

Zu zeigen, daß die Schrift nicht aristotelisch ist, hatte H. Sp. gerade schon durch seinen Commentar auf doppelte Weise Gelegenheit; erstens nämlich weist Hr. Sp. oft auf den abweichenden Sprachgebrauch hin, obwohl es in diesem Punkte Leute giebt, die hierüber gar nicht belehrt werden können, wie die Ansichten beweisen, die von verschiedenen Seiten über das achte Buch der Physik, über das Buch *περὶ κόσμου*, über die Poetik und über diese Rhetorik ausgesprochen wurden; und wie H. Sp. in der Vorrede (S. X) sagt: qui enim philosophi opera plane perdidicit eiusque morem et inventionis et elocutionis, quem ex plurimis quae supersunt scriptis tenere difficile non est, cognitum habet, ubique alium in hoc libro autorem inveniet; qui non legit, cum frustra etiamsi plurima congesseris argumenta docebis.

Zweytens stellt Hr. Sp. die Lehre des Anarimenes mit der der übrigen erhaltenen *τέχναι* zusammen, wodurch einerseits gerade diese Ausgabe eine Anleitung zum Studium der Theorie der Rhetorik wird, und andererseits der Unterschied von Aristoteles aufs klarste in die Augen springt, zumal bey den Definitionen. So, wenn Anarimenes definirt: *καλὰ δέ ἐστιν ἀφ' ὧν εὐδοξία τις καὶ τιμή τις ἔνδοξος γενήσεται τοῖς πράξασιν*, so ist sowohl im Allgemeinen als besonders wegen der Frage über die Autorschaft Nichts belehrender, als die Definition des Aristoteles daneben zu stellen: *καλὸν μὲν οὖν ἐστιν ὃ ἂν δι' αὐτὸ αἱρετὸν ὂν ἐπαινετὸν ᾖ, ἢ ὃ ἂν ἀγαθὸν ὂν ἡδὺ ᾖ, ὅτι ἀγαθόν* (Rhet. I. 9). Anarimenes sagt cap. VIII von den Beyspielen, man müsse sie gebrauchen, wenn das Gesagte durch das *εἰκὸς* durchaus nicht glaublich gemacht werden könnte, und es gebe zwey Arten von Beyspielen *κατὰ λόγον* und *παρὰ λόγον*; Aristoteles hingegen, man könne entweder die Beyspiele bey Ermangelung eines Enthymems in geringer Anzahl am Ende setzen, wo sie die Stelle von *μάρτυρες* vertreten, oder in größerer Anzahl voraus mit einem nachfolgenden Enthymem, wo sie dann die Stelle eines epagogischen Beweises einnehmen; eine Theilung aber in *παρὰ λόγον* und *κατὰ λόγον* kennt Aristoteles nicht. Hier zeigt sich deutlich, wie die feine philosophische Distinction und Geltung des Beyspieles dem praktischen Redner nicht in den Sinn kam noch nöthig war; wozu auch trefflich die von Hrn. Sp. dann angeführten Beyspiele aus Demosthenes und Andocides ein Beleg sind. So zeigt auch H. Sp. zu cap. IX, daß die Redner in Betreff der *τεκμήρια* mehr der Bestimmung des Anarimenes folgen: *τεκμήρια δέ ἐστιν ὅσ' ἂν ἐναντίως ᾖ πεπραγμένα τῷ περὶ οὗ ὁ λόγος, καὶ ὅσα ὁ λόγος αὐτὸς ἑαυτῷ ἐναντιοῦται*, — während bey Aristoteles in der Anal. prior und in der Rhet. *τεκμήριον* die nothwendig bindende Gattung der *προτάσεις ἀποδεικτικαὶ* ist, welche bey ihm *σημεῖα* genannt werden, da hingegen jene *προτάσις ἀποδεικτικὴ*, welche nicht *ἀναγκαία*, sondern bloß *ἔνδοξος* ist, eigentlich ohne besondern Namen wohl auch *σημεῖον* heiße. Auch im Enthymem erkennt Anarimenes nur jene Unterart des rhetorischen Syllogismus, wo der Satz eine Entgegensetzung enthält, während Aristoteles das Enthymem viel weiter faßt. Ueber den Eid giebt Aristoteles Rhet. I, 15 eine erschöpfende Distinction nach den vier möglichen Fällen, während Anarimenes bloß Vorschriften angiebt, wie man denselben als hochwichtig oder geringfügig darstellen (*αὔξειν ἢ ταπεινοῦν*) könne. Die ganze *παλιλλογία* (cap. XX) kennt, wie H. Sp. angiebt, Aristoteles nicht. Einer der schlagenden Beweise H. Sp.'s ist, daß Anarimenes cap. XXX die narratio (*ἀπαγγελία*) beym genus deliberativum abhandelt, Aristoteles aber gerade dieß Verfahren (Rhet. III, 13) tadelt.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Plantae Preissianae, sive enumeratio plantarum quas in Australasia occidentali et meridionali-occidentali añis 1838—1841 collegit L. Preis. Vol. I. fasc. 1. Hamb. 1844.

Dr. H. F. Link, Jahresbericht über die bekannt gewordenen Arbeiten für physiologische Botanik in den Jahren 1842 und 1843. Berl. 1844.

Will. Jackson Hooker and G. A. W. Arnot, The botany of Captain Beechey's voyage. Part 10. Ende des Werkes. Lond. 1843.

W. v. Senger, Versuch einer Oryctographie der gefürsteten Grafschaft Tyrol. Innsbruck 1821.

Hr. von Meyer und Th. Plieninger, Beyträge zur Paläontologie von Würtemberg. Stuttg. 1844.

Sedgwick und Murchison, Ueber die ältern oder paläozoischen Gebilde im Norden von Deutschland und Belgien verglichen mit Formationen desselben Alters in Großbritannien. Bearbeitet von Dr. G. Leonhard. Stuttg. 1844.

F. J. Pictet, Traité élémentaire de Paléontologie ou histoire naturelle des animaux fossiles considéreés dans leurs rapports zoologiques et géologiques. T. I. Genève 1844.

Th. Mögling, Die Seidenzucht und deren Einführung in Deutschland. Stuttg. 1844.

Amtlicher Bericht über die 7. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe zu Altenburg im September 1843. Altenburg 1844.

Dr. J. A. Stoeckhardt, Ueber die Zusammensetzung, Erkennung und Benutzung der Farben im Allgemeinen und der Giftfarben insbesondere. Leipzig 1844.

A. Delvaux de Tenffe, De la situation de l'industrie du fer en Prusse, haute Silésie. Liège 1844.

Dr. C. F. W. Dieterici, Statistische Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im Preußischen Staate und im deutschen Zollvereine. II. Fortsetzung von 1840—1842. Berl. 1844.

C. O. Reventlow, Wörterbuch der Mnemptechnik nach eignem Systeme. Stuttg. 1844.

Dr. J. G. Th. Grässe, Die Sage vom ewigen Juden. Dresden 1844.

L. F. Alfred Maury, Les fées au moyen âge, — pour servir à la coñaissance de la mythologie gauloise. Par. 1843.

J. Gaume, Histoire de la société domestique chez tous les peuples anciens et modernes ou l'influence du christianisme sur la famille. T. 1. 2. Par. 1844.

J. Grimm, Deutsche Mythologie. 2. Aufl. Bd. 2. Götting. 1844.

Dr. L. Döderlein, Reden und Aufsätze, ein Beytrag zur Gymnasialpädagogik und Philologie. Erlang. 1844.

Dr. Ed. Meyer, Geschichte des Hamburgischen Schul- und Unterrichtswesens im Mittelalter. Hamb. 1843.

Dr. H. Ritter, Geschichte der Philosophie. Th. 7. Hamb. 1844.

Vincenz Gioberti, Grundzüge eines Systemes der Ethik. a. d. Ital. übers. von Suchoff. Mainz 1844.

Dr. J. Martensen, Die Autonomie des menschlichen Selbstbewußtseyns in der dogmatischen Theologie unserer Zeit. Kiel 1844.

G. Mehring, Grundzüge der speculativen Kritik. Heilbronn 1844.

Dr. H. A. Oppermann, Encyklopädie der Philosophie. Hannover 1844.

Dr. M. W. Drobisch, Grundlehren der Religionsphilosophie. Leipz. 1840.

Dr. P. Belouino, Des passions dans leurs rapports avec la religion, la philosophie, la physiologie et la médecine légale. Vol. 1. 2. Par. 1844.

Victor Cousin, Oeuvres philosophiques du Père André, avec une introduction sur sa vie et ses ouvrages. Par. 1843.

Dr. Ant. Schmitt, System der Uebereinstimmung der Philosophie mit der Theologie überhaupt und insbesondere mit der Lehre Jesu. Mainz 1844.

Dr. A. W. Bohtz, Ueber das Komische und die Ko-

mödie. Ein Beytrag zur speculativen Aesthetik. Götting. 1844.

Giov. Bat. Niccolini, Opere in verse e in prosa. Vol. 1—3. Firenze 1831.

Die Reime des Fr. Petrarca, übers. und erläutert von K. Kekule und L. v. Biegeleben. Stuttg. 1844.

Romancero Castellano ó coleccion de antiguos romances populares de los Españoles, publicada con una introduccion y notas por G. B. Depping. T. 1. 2. Leips. 1844.

Cam. Bernay, Oeuvres dramatiques, suivies de poésies diverses et de fragments de prose. Par. 1843.

Poésies provençales des 16 et 17 siècles, publiées d'après les éditions originales et les manuscrits. T. I. Par. 1843.

J. O. Halliwell, An account of the only known Manuscript of Shakspeare's plays. Lond. 1843.

J. O. Halliwell, Shakesperiana: a catalogue of the early editions of Shakespeare's plays etc. Lond. 1841.

Cowden Clarke, The complete concordance to Shakspere. Part 1—7. Lond. 1844.

Der ungenähte Rock Christi: wie König Orendel von Trier ihn erwirbt. Altdeutsches Gedicht, herausgegeben von Fr. H. von der Hagen. Berlin. 1844.

Ludw. Uhland, Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder mit Abhandlungen und Anmerkungen. Bd. I. Liedersammlung in 5 Büchern. Abth. 1. Stuttg. 1844.

J. A. Pischon, Denkmäler der deutschen Sprache von den frühesten Zeiten bis jetzt. Th. 4. von J. 1720—1770. Berl. 1845.

A. Mickiewicz, Pisma Adame Mickiewicza na nowo przejrzane dopelnione, i za zezwoleniem jego w tém siodmem s kolei wydaniu do druku podane. T. 1—1. Paryz 1844.

Correspondence of the Right Hon. Edmund Burke, between the year 1774 and the period of his Decease in 1797. Edited by Ch. William Carl Fitzwilliam and Sir Rich. Burke. Vol. 1—4. Lond. 1844.

Hoffmann von Fallersleben, Spenden zur deutschen Literaturgeschichte. Bd. 1. Aphorismen und Sprüchwörter aus dem 16. und 17. Jahrhundert. Leipz. 1845.

Pietr. C. Selvatico, Sulla cappellina degli Scrovegni nell'arena di Padova e sui freschi di Giotto in essa dipinti. Padova 1836.

F. Naumann, Der Tod in allen seinen Beziehungen. — Als Beytrag zur Literaturgeschichte der Todtentänze. Dresden 1844.

Fr. Kuirim, Die endlich entdeckte wahre Maler-Technik des klassischen Alterthums und des Mittelalters, sowie der neu erfundenen Balsamwachsmalerey. Leipz. 1845.

C. H. Balkema, Biographie des peintures flamands et hollandais qui ont existé depuis Jean et Hubert van Eyck jusqu'à nos jours. Gand 1844.

Galleria dell' J. e Reale Accademia delle belle arti di Firenze pubblicata con incisioni in Rame da una Societa artistica. Fasc. 5. Firenze 1844.

Dr. G. Rathgeber, Annalen der niederländischen Malerey, Formschneide- und Kupferstecherkunst. IV. von Franz Floris Tod bis zu Peter Paul Rubens Abreise nach Italien. Gotha 1844.

Alf. Michiels, Histoire de la peinture Flamande et Hollandaise. T. I. Bruxelles 1844.

J. Adrien de la Fage, Histoire générale de la musique et de la danse. T. 1. 2. Antiquité. 1. 2. Avec Atlas. Parr. 1844.

F. J. Fétis, Biographie universelle des Musiciens et biographie générale de la musique. Vol. 8. p. 2. Schluß des Werkes. Mayence 1844.

J. Veneden, John Hampden. Belle-Vue 1843.

H. C. v. Gagern, Mein Antheil an der Politik. Th. 5. der zweyte Pariser Frieden. Th. 1. 2. Leipzig 1845.

Thomas de Quincey, The logic of political economy. Lond. 1844.

Ed. Ducpétiaux, De la condition physique et morale des jeunes ouvriers et des moyens de l'améliorer. Vol. 1. 2. Bruxelles 1843.

J. v. Würth, Die neuesten Fortschritte des Gefängnißwesens in England, Frankreich, Schottland, Belgien und der Schweiz. Wien 1844.

Rob. von Mohl, Die Polizeiwissenschaft nach den Grundsätzen des Rechtsstaates. 2. Aufl. Bd. 1. 2. Tübing. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. April.

Nro. 66. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Anaximenis ars rhetorica quae vulgo fertur Aristotelis ad Alexandrum.

(Schluß.)

Hr. Sp. giebt zu den einzelnen Vorschriften die bezüglichen Stellen aus Aristoteles Rhetorik, Cicero, Autor ad Herennium, Quintilian, Emporius, den Rhetores u. A. zur Vergleichung an, und wo dieselben entscheidend sind, finden sie sich ganz ausgeschrieben; auch wo sich aus den Rednern selbst die Lehre erweitern ließe, ist darauf hingewiesen, wie z. B. zu cap. I, p. 10, l. 4, daß sich außer den von Anaximenes aufgezählten τόποι noch manche andere finden wie τὸ ἄξιον, καιρός, τὸ ἄπιστον, wobey die betreffenden Stellen aus den Rednern citirt sind. Auch das dem Anaximenes Eigenthümliche hebt H. Sp. besonders hervor, so cap. IV, p. 22, l. 16 sqq. die Vorschrift, man müsse bey den Verbrechen einen Unterschied machen zwischen solchen, für die in den Gesetzen die Strafe schon bestimmt ist, und jenen, wobey die Richter zum erstenmale das Strafmaaß bestimmen. Ebenso die Eintheilung des εἰκός in πάθος, ἔθος und κέρδος, mit welcher aber merkwürdig die von H. Sp. beygebrachte Stelle aus Isocr. antid. ἡδονῆς ἢ κέρδους ἢ τιμῆς ἕνεκα πάντας πράττειν übereinstimmt; übrigens paßt gerade die größere Ausführung des εἰκός zu des Anaximenes ganzem Verfahren, da bey diesem, eben weil es nicht bindend ist, der Gegenbeweis möglich bleibt und sich hier das pro und contra am freyesten bewegen kann. Von den Beweisen, welche Anaximenes ἐπίθετοι πίστεις nennt, ist ihm der aus δόξα τοῦ λέγοντος eigenthümlich, wie H. Sp. mit Beyziehung einer nicht zu verwechselnden Stelle aus Quintilian bemerkt. Daß das ganze εἶδος ἐξεταστικόν dem Anaximenes allein angehöre, haben wir schon oben aus H. Sp.'s Angabe angedeutet.

Wenn sich so schon nach diesem, dem didaktischen, die Wichtigkeit dieser Ausgabe des Anaximenes für Theorie der Rhetorik herausstellt, so kömm nun noch die Hauptsache für die erhaltene rhetorische Litteratur hinzu, nämlich die Stellen aus den Rednern, worüber die einzige Bemerkung hinreicht, daß aus sämmtlichen attischen Rednern nebst Thukydides und Plato für alle rhetorischen Vorschriften die praktische Anwendung derselben in Beyspielen gesammelt ist; wie bey allen Regeln, welche Anaximenes giebt, so besonders bey jenen war dieses Verfahren nöthig, wo Anaximenes selbst seine Vorschrift nicht erläutern wollte oder konnte, wie z. B. cap. I, p. 7, wo für das κεκριμένον ὑπὸ θεῶν ἢ ὑπὸ κριτῶν ἢ ὑπὸ τῶν ἀνταγωνιστῶν ἡμῖν Anaximenes nur für das zweyte ein Beyspiel giebt, H. Sp. aber auch für das erste und dritte die Belege aus Isocr. Archid. beybringt; und so öfters. Wo H. Sp. sagt, kein Beyspiel gefunden zu haben, wie z. B. S. 201 u. 210, dürfen wir sicher seyn, daß Niemand eines finden wird.

Was die kritische Behandlung des Textes betrifft, so standen Hrn. Sp. neue Handschriften zu Gebote: zwey Pariser, drey Florentiner, ein Urbinas, ein Palatinus, ein Venetianer- und ein Münchner-Codex, wovon, wie H. Sp. sagt, keiner an

Alter vor den übrigen den Vorrang hat; im Ganzen folgte H. Sp. dem Parisinus 2039 (den er mit C bezeichnete), dem Florentiner, der von Phillelphus geschrieben ist (F) und dem Münchner (M). Die Handschriften weichen zum Theil in Kleinigkeiten, worunter der Sinn nicht leidet, vielfältig von einander ab, zum Theile aber finden sich durch alle durchgehende Verderbnisse und besonders Lücken, wo einzelne Worte ausfielen, z. B. cap. 2, p. 11, l. 2, wo wohl wegen des wiederholten ὡς beyde Verba sowohl zu μεγαλοπρεπέστερον, als zu ταπεινότερον ausfielen, und gleich hernach l. 4 wahrscheinlich der ganze τόπος des νόμιμον; ebenso cap. 14 bey der Entgegensetzung des εἰκός, παράδειγμα, τεκμήριον und ἐνθύμημα fiel die Vergleichung von τεκμήρια und παραδείγματα aus; so cap. 28, p. 53, l. 12 die gewöhnliche Schlußformel, und cap. 36 init. die Worte καὶ τὸ ἀπολογητικόν. Aehnlich an sehr vielen Stellen; dazu kommen die Verderbnisse, welche sich zwar meist gleich durch den Sinn kund geben, aber die Herstellung des Wahren oft nicht so leicht machen; H. Sp. sagt (Vorr. S. VIII): in hoc libro multo plura ex ingenio quam ex codicibus sunt restituenda . . . . Sed criticam rationem in hoc libro exercitam minoris esse momenti censeo, ubique enim facile invenies quid autor voluerit, etiamsi verba saepius incerta nec fortasse sana sint; artem ipsam maxime attendi eamque ita enarravi, ut ex oratorum atticorum exemplis eius praecepta illustrarem.

Wenn nun Ref. es wagt, an einigen Stellen in Betreff des Textes eine Meinung auszusprechen, so geschieht dieß sicher mit dem Gefühl der Unebenbürtigkeit dem Hrn. Herausgeber gegenüber, und es möge das Folgende nur als Versuch genommen werden, wie es auch gegeben ist.

Cap. 1, p. 8, l. 14 sqq. in jener Ableitung des Rechtes des manumissor aus den Erbgesetzen (welche bemerkenswerth erscheint, da sich dasselbe nur noch bey Isaeus d. Nicostr. her. finden dürfte), könnte vielleicht das ἐγγυτάτω γένους αὐτὸς ὢν καὶ τῶν ἀπελευθέρων δίκαιος ἂν εἴην ἄρχειν noch gehalten werden in der Erwägung, daß der manumissor der κύριος des manumissus d. h. seiner Person war, und der Erbe nun in die Rechte des Verstorbenen eintretend dieselbe Eigenschaft erhalte, von der das ἄρχειν gebraucht wäre, wobey dann der Plural τῶν ἀπελευθέρων nur zur allgemeinen Aussprache des Gesetzes diene. — In demselben cap. p. 6, l. 6 scheint in den Worten ὥστε μηδετέραν τῶν ὑποθέσεων ἔχοντα λόγων ἀπορεῖν derselbe Sinn, welchen H. Sp. durch Streichen des ἔχοντα gewinnt, auch mit Beybehaltung desselben erreicht werden zu können, wenn man das ἔχοντα bloß statt σὺν faßt: „so daß man mit keiner der beyden Arten von Themata in Verlegenheit kömmt.“ — Cap. 2, p. 11, l. 22 sqq. lehrt Anaximenes, man solle, wenn es sich um großartigere Herstellung der Opfer handle, sagen: τὸ προστιθέναι τοῖς ὑπάρχουσιν οὐ καταλύειν ἐστὶν ἀλλ' αὔξειν τὰ καθεστῶτα· ἔπειθ' ὡς καὶ τοὺς θεοὺς εἰκὸς εὐνουστέρους εἶναι τοῖς μᾶλλον αὐτοὺς τιμῶσιν· ἔπειθ' ὡς οὐδὲ οἱ πατέρες ἀεὶ κατὰ τὰ αὐτὰ τὰς θυσίας ἦγον, ἀλλὰ πρὸς τοὺς καιροὺς καὶ τὰς εὐπραγίας ὁρῶντες καὶ ἰδίᾳ καὶ κοινῇ τὴν πρὸς τοὺς θεοὺς θεραπείαν ἐνομοθέτουν· ἔπειθ' ὡς καὶ ἐπὶ τῶν λοιπῶν ἁπάντων οὕτω καὶ τὰς πόλεις καὶ τοὺς ἰδίους οἴκους διοικοῦμεν. Hier bemerkt Hr. Sp. zu dem letzten ἔπειθ' ὡς: non novum est argumentum, sed quod praecedit hoc exemplo confirmatur, quare pro ἔπειθ' ὡς reponendum esse videtur ἐπεί. Aber vielleicht dachte der Rhetoriker so: 1) es ist ein αὔξειν, 2) die Götter lieben es, 3) das Aendern nach den Umständen ist allgemeine Regel, und zwar a) gleichsam in zeitlicher Ausdehnung, wenn wir die Vorfahren und ihr Verhalten auch nur bey den Opfern betrachten, — dann aber auch b) in räumlicher Ausdehnung, da bey allen Dingen, auch im Staate und im Hause sich dieses Princip zeigt; so daß die letzten beyden Glieder nicht wie Ursache der Wirkung subordinirt, sondern völlig coordinirt wären, wobey dann auch mit ἔπειθ' ὡς fortzufahren war. — Die Stelle cap. 2, p. 15, l. 30 sqq. könnte vielleicht so hergestellt werden: τὰ μὲν οὖν συμβόλαια καὶ τὰς προξενίας (statt πράξεις) ἀναγκαῖον κατὰ συνθήκας κοινὰς γίνεσθαι, συμμάχους δὲ ποιεῖσθαι κατὰ τοὺς καιροὺς τούτους, ὅταν τινὲς καθ' ἑαυτοὺς ὦσιν ἀσθενεῖς καὶ πόλεμός τις ᾖ προδόκιμος ἢ ἤ

διὰ τοῦτο ποιήσασθαι συμμαχίαν κ. τ. λ., denn bey συμμαχία scheint immer πόλεμος nöthig zu seyn, so daß nicht gesagt werden könnte: „wenn sie schwach sind aber ein Krieg zu erwarten steht; die Abweichung der Construction durch das wiederholte ποιήσασθαι συμμαχίαν bleibt so wie so; der Gegensatz aber gegen πόλεμος wäre gerade durch πρᾳξενίας und συνθήκας ausgedrückt. — In dem Fragmente aus des Euripides Philoktet cap. 18 λέξω δ' ἐγώ, κἂν μου διαφθείρας δοκῇ κ. τ. λ. scheint auch bey H. Sp.'s Emendation κἀμοῦ διαφθείρας δοκεῖ das καὶ zu stören; vielleicht könnte gelesen werden:

λέξω δ' ἔγωγ'· ἆρ' οὐ διαφθείρας δοκεῖ
λόγους ὑποστὰς αὐτὸς ἡδικηκέναι;

worauf das folgende ἀλλὰ γὰρ in der Antwort gut passen würde. — Könnte etwa cap. 65, p. 68, l. 7. in den Worten καὶ αὐτὸν ἴσα, wovon H. Sp. sagt vereor ne gravius insit mendum, dieß gehoben werden, wenn καὶ θαυμαστὸν ὅσα gelesen würde?

Wir können diese Anzeige nur mit der Wiederholung des Wunsches schließen, daß H. Sp. recht bald seine Bearbeitungen der Rhetorik des Aristoteles und des Autor ad Herennium veröffentlichen möge.

— r —

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

Ueber Befestigungen zur neueren Kriegführung. Wien 1843.

Dr. J. Schneider, Beyträge zur Geschichte der alten Befestigungen in den Vogesen. Trier 1844.

Ch. C. Wuth, Beyträge zur Medizin, Chirurgie und Ophthalmologie. Berl. 1844.

J. Gavarret, Allgemeine Grundsätze der medicinischen Statistik. A. d. Franz. von Dr. S. Landmann. Erlang. 1844.

South, Knochenlehre. Deutsch bearbeitet von Dr. J. Henle. Berl. 1844.

G. Schweig, Untersuchungen über periodische Vorgänge im gesunden und kranken Organismus des Menschen. Karlsruhe 1843.

Dr. E. Bruch, Untersuchungen zur Kenntniß des körnigen Pigments der Wirbelthiere in physiologischer und pathologischer Hinsicht. Zürich 1844.

J. J. Virey, De la physiologie dans ses rapports avec la philosophie. Par. 1844.

Dr. E. F. Gurlt, Anatomische Abbildungen der Haus-Säugethiere. Berl. 1844.

Dr. A. Foville, Traité complet de l'anatomie, de la physiologie et de la pathologie du système nerveux cérébro-spinal. P. 1. Anatomie. Atlas par E. Beau et F. Bion. Par. 1844.

D. F. Martini, Von dem Einflusse der Secretions-Flüßigkeiten auf den menschlichen Körper und insbesondere von dem Einfluß der Thränen auf das menschliche Auge. Th. 1. Belle Vue 1844.

Chr. Witt, Ueber die Eigenthümlichkeit des Klimas der Wallachei und der Moldau. A. d. Russ. übers. von W. Thalberg. Lpz. 1844.

Dr. J. C. F. Bornemann, Beobachtung und Reflexion im Gebiete der Heilkunst. Heft. 1. Berlin 1843.

A. Siebert, Technik der medizinischen Diagnostik. Bd. 1. Erlang. 1843.

Dr. W. Rau, Die Krankheiten und Bildungsfehler der Regenbogenhaut. Abth. 1. Bern 1844.

Dr. F. A. Puchelt, Das Venensystem in seinen krankhaften Verhältnissen. 2. Aufl. Th. 1. 2. Leipzig 1844.

Dr. J. Fr. Dieffenbach, Die operative Chirurgie. Heft 1. Leipz. 1844.

G. W. Bischoff, Medizinisch-pharmaceutische Botanik. Lief. 1—3. Erlangen 1843.

J. Wendt, Das Selbstbewußtseiu, forensisch aufgefaßt. Breslau 1844.

Dr. J. H. Schürmayer, Gerichtlich-medizinische Klinik. Heft 1. Karlsruhe 1844.

Philosophische Vergleichung der Römischen, Preußischen und Französischen Civilgesetzgebung. Göttng. 1844.

W. Belime, Philosophie du droit. Vol. I. Paris 1843.

J. A. B. Mortreuil, Histoire du droit Byzantin ou du droit romain dans l'empire d'Orient, depuis la mort de Justinien jusqu' à la prise de Constantinople en 1453. T. I. Par. 1843.

Codices Gregorianus Hermogenianus Theodosianus. Ed. Gust. Haenel. Supplementum. Insunt Constitutiones aliquot novae codicis Theodosiani, novellae constitutiones et XVIII constitutiones, quas Sirmondus edidit. Bonnae 1844.

Dr. Br. Schilling, Pandektenrecht für Studirende. Berl. 1844.

Dr. W. Rein, Das Criminalrecht der Römer von Romulus bis auf Justinianus. Leipzig 1844.

Th. Mommsen, Die römischen Tribus in administrativer Beziehung. Altona 1844.

Dr. B. W. Leist, Die Bonorum possessio. Ihre geschichtliche Entwickelung und heutige Geltung. Bd. 1. Götting. 1844.

Ch. L. Stock, Grundzüge der Verfassung des Gesellenwesens der deutschen Handwerker in alter und neuer Zeit. Magdeb. 1844.

C. F. Jäsing, Alphabetisches Promptuarium der älteren, neueren und neuesten sächsischen Gesetze. Grimma 1839.

Fdélestand du Méril, Mémoire sur la langue des glosses malbergiques. Par. 1843.

Darstellung der in den Preußischen Gesetzen über die Ehescheidung unternommenen Reform. Berlin 1844.

Dr. K. Th. Pütter, Die Lehre vom Eigenthum nach deutschen Rechten. Berl. 1841.

Dr. C. W. Wolff, Lehrbuch des gemeinen deutschen Privatrechts. Bd. I. Götting. 1844.

Fr. v. Sydow, Herrschaft und Gesinde. Weimar 1844.

Heinr. von Sybel, Entstehung des deutschen Königthumes. Frankfurt 1844.

H. Koken, Die rechtlichen Grundideen des deutschen Colonats, aus der Natur des Instituts entwickelt. Braunschweig 1844.

K. Fr. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. 3. Aufl. Th. 3. 4. Götting. 1844.

Dr. F. W. Meinert, Grundsätze des im Königreiche Sachsen geltenden öffentlichen Straßenbaurechtes. Leipz. 1844.

J. N. Fr. v. Hempel-Kürsinger, Handbuch der Gesetzkunde im Sanitäts- und Medicinal-Gebiete. Bd. 1—3. und Fortsetzung Th. 1. 2. Wien 1832.

H. Klimrath, Travaux sur l'histoire du droit français, recueillis, mis en ordre et précédés d'une préface par Warnkoenig. T. 1. 2. Paris 1843.

Dr. M. C. A. Sapey, Les Etrangers en France, sous l'ancien et le nouveau droit, mémoire couronné par la faculté de droit de Paris. Par. 1843.

Jul. Sevieil de la Marsonnière, Histoire de la contrainte par corps. Ouvrage couronné en 1842 par la fac. de droit de Poitiers. Paris 1843.

Jo. Pedro Ribeiro, Indice chronologico remissivo da legislação Portugueza. P. 1—5. Lisboa 1805—18.

Dr. J. Schnell, Die älteste Gerichtsordnung von Basel von 1457. Basel 1842.

Henry Jeremy, An analytical digest of the reports of cases, decided in the courts of common law and equity in the year 1843. Lond. 1844.

Fed. Sclopis, Storia della legislazione italiana. Vol. II. Torino 1844.

M. Louis du Bois, Recherches historiques et physiologiques sur la Guillotine et détails sur Sanson. Par. 1843.

Die arabischen Aktenstücke über die Ermordung des P. Thomas in Damascus. In das deutsche übers. von A. v. Morell. Nürnb. 1843.

C. F. Oudot, Théorie du jury. Par. 1843.

Dr. C. G. von Wächter, Gemeines Recht Deutschlands insbesondere gemeines deutsches Strafrecht. Leipz. 1844.

Dr. A. W. Hefftter, Das europäische Völkerrecht. Berl. 1844.

Dr. A. L. Michelsen, Polemische Erörterung über die schleswig-holsteinische Staatssuccession. Mit bisher ungedruckten Urkunden. Naumburg 1846.

K. Steinacker, Die politische und staatsrechtliche Entwicklung Deutschlands durch den Einfluß des deutschen Zollvereins. Braunschw. 1844.

H. Simon, Das Preußische Staatsrecht. Th. 1. 2. Breslau 1844.

Die Prädikatsfrage. Eine Abhandlung aus dem Gebiete des deutschen Staatsrechtes. Giessen 1845.

Holtzendorff-Vietmansdorf, Gemeinden-Steuern und Vertretung. Leipz. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der Königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 15.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. April.

Nro. 67. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe vom 1. Februar 1845 hielt Hr. Prof. Dr. Jos. Müller nachstehenden Vortrag über den Inhalt einer Pehlvi-Handschrift zu Kopenhagen.

Der Güte des Hrn. Dr. Spiegel, der, wie bekannt, mit Eifer und Glück dem Studium der altpersischen Sprachen und Sprachdenkmäler sich zugewendet hat, verdanke ich die Mittheilung der Kopie einer kleinen Pehlvihandschrift, die sich auf der k. Bibliothek zu Kopenhagen unter den von Rask aus dem Orient mitgebrachten Manuscripten befindet. Sie fehlt in der zu Paris aufbewahrten Anquetil'schen Sammlung, die mir bey meinen Untersuchungen allein zu Gebote stand.

Die Handschrift ist in klein Octav, enthält bloß 31 Seiten, ist aber nicht vollständig, denn sie bricht mitten in einer Exposition, ja mitten in einem Satze ab. „Dreymal," heißt es auf der letzten Seite, „bringt die Sonne den Menschen auf der Erde Befehle: am Morgen ermuntert sie dieselben im Namen Ormuzds Tugend zu üben ꝛc., am Mittag spricht sie Folgendes." Von dieser Rede sind nur noch zwey Worte erhalten, deren Deutung, bis sich ein anderes Manuscript mit der Fortsetzung findet, wir unterlassen.

Der Pehlvitext ist beynahe durchgängig mit Interlinearglossen versehen, die im Ganzen sehr schätzbar sind zum Verständniß der Worte, oft aber bloße Transcriptionen, selbst fehlerhafte, enthalten, so daß leicht hervorgeht, der Glossator habe nicht überall sich genaue Rechenschaft über den Sinn geben können. So wird das Zahlwort תרין (zwey) durch دل اين oder تل ين repräsentirt, אפיגומאן (zweifellos) durch اويكلمان אנאשטיא (Feindschaft) durch خواستنس etc. etc.

Das Büchlein ist rein religiös und will eine geordnete und zusammenhängende Darstellung dessen geben, was ein Ormuzddiener absolut wissen muß, sobald er das fünfzehnte Lebensjahr, in dem der parsische Jüngling als Glied der Gemeinde auftritt, erreicht hat.

Es beginnt mit Fragen, deren Beantwortung dann im Verlauf des Werkleins folgt: Wer bin ich? Wem gehöre ich an? Aus wessen Geschlecht bin ich? Was soll meine Anstrengung in dieser Welt seyn? Was ist mein Lohn in der übersinnlichen Welt? Bin ich aus einer geistigen Welt gekommen, oder war ich (von Haus aus) in dieser sinnlichen Welt? Gehöre ich Ormuzd oder Ahriman, den Deven oder Izeden? u. s. w. *)

*) Dieß reicht hin, um die Vermuthung Rasks zurückzuweisen, als ob unser Manuscript einen Bezug auf den Desatir hätte. cf. Journal asiatique. 1830. Manuscrits zends et pehlvis rapportés

Eine Discussion aller hier vorkommenden Fragen nebst ihrer Beantwortung würde zu einer allgemeinen Erörterung des gesammten parsischen Glaubenssystemes und der damit zusammenhängenden Sittenlehre führen, deren ich mich jetzt zu enthalten habe. Ich werde nur einen Punkt hervorheben, der mit einer bereits publicirten frühern Untersuchung (über den Anfang des Bundehesch, in den Denkschriften der Akademie der Wissenschaften III. Bd. III. Abth.) in nächstem Zusammenhange steht, und das, was ich dort aufgestellt habe, mit dem vergleichen, was die vorliegende Handschrift bietet.

Man kann die Frage über den Dualismus der Parsen in zwey auflösen: Giebt es eine über den zwey cosmogonischen Potenzen stehende Monade, von der sie hervorgebracht sind? und: in welchem Verhältnisse stehen beyde zu einander in Bezug auf ihr Hervortreten, ihre Wirksamkeit und endliche Entwicklung?

Nach der Lehre des Bundehesch haben wir das erste verneint, und, was das zweyte betrifft, einen absoluten Dualismus, nach der unwidersprechlichsten Exegese, abgewiesen, und dafür, wenigstens einen relativen Monarchismus Ormuzds statuirt.

Was sagt nun hierüber unsre Handschrift? Nicht nur kömmt überall nichts von einer „unendlichen Zeit“ als einem über und vor Ormuzd und Ahriman stehenden schöpferischen Wesen vor, dem diese ihren Ursprung verdankten, oder auf irgend eine Weise untergeordnet wären, sondern die Stellen, wo über die Agenten der Schöpfung gesprochen wird, sind von der Art, daß für eine unendliche Zeit in dem oben angegebenen Sinne gar kein Platz sich findet und sie absolut ausgeschlossen ist.

Solcher Stellen sind zwey.

I) pag. 7. אורומוד פנן איטיא אמאק בוטיא אמאק נאוונטיא ואנושק אומאיא ואקנארקיא ואויזקיא ואארמן פנן רויטיא

Ich habe mir in der Transcription nur zwey Abweichungen erlaubt, nämlich die Setzung eines יא beym siebenten und zehnten Worte statt des in der Handschrift befindlichen ם: eine Aenderung, die übrigens gar keinen Bezug auf den Sinn hat, sondern bloß auf meiner Ansicht beruht, daß das ם, wenn es zur Bildung von Abstracten dient, nur als Verderbniß für ש anzusehen ist, welches Zeichen ich übrigens in diesem Falle, gegen Anquetils Lesung, aber gestützt auf sprachliche Gründe und auf das Beyspiel älterer Parsen, mit diacritischen Puncten versehe und als יא lese.

Die Uebersetzung ist folgende: Ormuzd mit der Qualität des Seyns, des Immergewesenseyns, des Immerseynwerdens, mit süßer Herrschaft, Unendlichkeit und Reinheit: Ahriman mit Nichtseyn. Die Ausdrücke enthalten keine Zweydeutigkeit oder Schwierigkeit, mit Ausnahme etwa des Epithetons von Herrschaft אנושק süß, welches etwas auffallend ist. Ich glaube, daß dafür ein andres Wort, nämlich אאושק immortalis gesetzt werden müsse. Sey dem, wie ihm will, so treten die Hauptbegriffe deutlich genug hervor, um keiner Art von Zweifel Raum zu geben. Ahriman ist allerdings etwas

---

par Mr. Rask. p. 465. „un petit fragment incomplet en pehlvi, avec une traduction persane, et qui porte le titre de Pendnameh, devient autant plus intéressant qu'un Pendnameh a été introduit dans le Desatir (dont il forme la quatorzième partie) mais ecrit en une ancienne langue inconnue (le Mahabad) et en persan (déri). Il n'est pas très invraisemblable que ce Pendnameh pehlvi, si ce fragment est réellement du pehlvi (ce qui n'a pas encore été examiné) puisse donner des indications sur l'origine et l'authenticité du Desatir etc.

Das von Rask angeführte Desatirische Pendnameh findet sich in der Mollasiruzischen Uebersetzung p. 146. Book of instructions for Secander. — Doch finde ich in dem mir mitgetheilten Manuscript keine Spur, daß es den Titel Pendnameh trägt, der übrigens nicht unpassend wäre.

kurz abgefertigt: dafür ist aber in der zweyten Stelle voller Ersatz.

II) Diese steht pag. 11. und 12. איוק ראסואומט ואיאט ואוורשט ורושניא ואויק ואקנארקי דאמאר אורומזד אמאק בוט ואמאק גאוונית איוק ראסי דושמט ודושאואט ודושאורשט מאריקיא וקנאראומנריא וארוספאנאקיא ומרגיא וסריטריא י נרמן דרונר גנאמינוי בוט אמט לא גאוונט אנד גומן האם גאוונית אמט לא גאוונית אנד דאמי אורומזד ופנן פרצאם אפסאית .

d. h. Einer ist der Weg des guten Gedankens, der guten Rede, und der guten Handlung; das Licht und die Reinheit des gränzenlosen Schöpfers Ormuzd, der immer war und immer seyn wird.

Einer ist der Weg des schlechten Gedankens, der schlechten Rede und der schlechten Handlung: die Finsterniß und die Begränztheit und die Allverderbung und Tödtung und Schlechtigkeit jenes Darvands, des Schuldgeistigen: es war (eine Zeit), da er nicht war in diesen Geschöpfen: es wird seyn (eine Zeit), da er nicht seyn wird in den Geschöpfen Ormuzds, und am Ende wird er verschwinden.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß das ו vor רושניא gestrichen oder zum vorhergehenden Worte als Sänftigung des ט gezogen werden muß; dieses geht aus dem Contert und dem Parallelismus hervor. Dasselbe gilt von dem ו vor אקנארקי. Würde man das ו hier beybehalten, so müßte offenbar statt אקנארקי zu lesen seyn אקנארקיא, da natürlich bloß homogene Formen durch die Copula verbunden werden können. Die Uebersetzung wäre dann statt: „die Reinheit des gränzenlosen Ormuzds“ folgende: „die Reinheit und die Gränzenlosigkeit Ormuzds.“ Für diese letztere Conjectur würde das contrastirende Wort bey Ahriman „die Begränzheit des Schuldgeistigen Darvands“ sprechen. Was man auch wählt, so bleibt der Sinn der nämliche; der Unterschied besteht bloß in der Fassung, ob die Qualität als Nomen abstractum im Annexionsverhältniß zum Träger derselben steht, oder ob sie in der Form eines Adjectivs von demselben prädicirt wird.

Aus diesen Stellen geht nun deutlich hervor, daß der Verfasser von der unendlichen Zeit weder als Erzeugerin Ormuzds und Ahrimans noch überhaupt als einem, unmittelbar die Welt und die Religion der Parsen bestimmenden, Wesen spricht; ferners daß von ihr in der bezeichneten Categorie gar keine Rede seyn kann. Denn wenn sie Ormuzd geschaffen haben soll, so kann dieser nicht gränzenlos seyn, nicht immer gewesen seyn, wie doch ganz bestimmt von ihm ausgesagt wird. Ich bemerke hiebey, daß ich das Beywort אקנארק, das hier von Ormuzd gebraucht wird, auch unbedenklich als Bestätigung meiner früher geäußerten Ansicht, daß im Bundehesch ומאן אקנארק אומנר sich als Adjectiv auf Ormuzd beziehe, in Anspruch nehme. Die Uebereistimmung ist zu auffallend an Fassung und an Ausdruck.

Was den zweyten Punkt betrifft, so ist ebenfalls die Congruenz mit der Lehre des Bundehesch in die Augen fallend; der Unterschied liegt nur darin, daß das letztere Buch vermöge seines Planes ausführlicher und bestimmter sich äußert. Aber auch hier sieht man deutlich, daß an einen absoluten Dualismus nicht zu denken ist. Es war eine Zeit, wo Ahriman noch nicht die Schöpfung Ormuzd behelligte; seine Opposition gegen die Lichtwelt ist keine ursprüngliche, sondern eine in der Zeit entstandene (wie dieser Umschwung eingetreten ist, wird in unserm Katechismus nicht gesagt, näher aber erörtert im Bundehesch): die Opposition Ahrimans wird endlich auch aufhören.

So einfach diese Begriffe sind, so ist doch zu verwundern, wie sehr man sich gegen die Evidenz verschließt. So hat der neueste Verfechter der unendlichen Zeit (Dr. John Wilson, in seinem Werk The Pársi Religion, as contained in the Zand avastá and propounded and defended

by the Zoroastrians of India and Persia, unfolded, refuted and contrasted with Christianity. Bombay 1843.) den Muth zu ſagen, wenn man dieſelbe nicht anerkenne, bleibe kein Mittel übrig, als den abſoluteſten Dualismus zu ſtatuiren; pag. 149: According to the universal testimony of antiquity, the ancient Persians must be considered as Dualists, holding the existence of two independent principles, either secondary to another being from whom they are said to have originated or themselves eternal in their own nature. The stress of the evidence, as will have been seen from the last chapter, is in favour of their being as secondary existences. Those who reject it will be obliged to admit the dualism of the Parsi in its most unmitigated form. Dem iſt aber durchaus nicht ſo. Ahriman iſt nicht vom Anbeginn in der Oppoſition: erſt nachdem er die Friedensbedingungen Ormuzds verworfen hat, tritt er als böſes Princip auf, und am Ende der Welt wird er beſiegt und ſeine Kraft erliſcht. Im Minokhered zeigt ſich auch die tiefere Anſicht dieſer Oppoſition, indem als Ziel derſelben die volle Verwirklichung aller guten Kräfte dieſer Welt beſtimmt und die Möglichkeit davon bloß durch den Kampf geſetzt iſt. Man ſieht, daß in dieſer Hinſicht das parſiſche Syſtem nur wenig von dem chriſtlichen abweicht, inſofern dieſes einen perſönlichen Teufel annimmt.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Monaten December 1844 und Januar und Februar 1845 in den Sitzungen der philoſophiſch-philologiſchen Claſſe vorgelegten Büchergeſchenke.

Vom Hrn. Caval. Luigi Canina in Rom:

La insigne e pontificia accademia romana delle belle arti denominata di San Luca ad onorevole memoria di Alberto Thorwaldsen suo consigliere e primo professore di scultura. Roma. fol.

Vom Hrn. Nicola D'Abuzzo, Architekten in Neapel:

Investigazioni preliminari per la scienza dell' Architettura civile. Napoli 1844. 8.

Durch die k. Akademie der Wiſſenſchaften in Stockholm:

Die Theogonie, Philoſophie und Kosmologie der Hindus von dem Grafen M. Björnſtierna ꝛc. Aus dem Schwediſchen überſetzt und mit Anmerkungen begleitet von J. R. Stockholm 1843. 8.

Von der Académie impériale des sciences de St. Pétersbourg.

Mémoires. Sciences politiques, histoire, philologie. T. II. livr. 1. 1833. T. VI. livr. 4 — 6. 1844. T. VII. livr. 1. 2. 1843. St. Pétersbourg. 4.

Bulletin de la classe historico-philologique de l'acad. imp. des sciences. T. I. II. St. Pétersbourg 1844. 8.

Vom Hrn. Wilhelm Karl Kayſer:

Historia critica tragicorum graecorum. Gottingae 1845. 8.

Von der imprimerie royale à Paris:

Journal des savants September, October 1844. Par. 1844. 4.

Vom Hrn. M. Raoul-Rochette in Paris:

Choix de peintures de Pompéi la plupart de sujet historique lithographiées en couleur par M. Roux et publiées avec l'explication archéologique chaque peinture et une introduction sur l'histoire de la peinture chez les Grecs et chez les Romains par M. Raoul-Rochette. Paris 1844. gr. fol.

Vom Hrn. Prof. Karl Halm in Speyer:

M. Tulii Ciceronis oratio pro P. Sulla. Superiorum interpretum commentariis suisque adnotationibus explanavit K. H. Lipsiae 1845. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 16.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. April.
Nro. 68. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

In der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe vom 1. Februar 1845 hielt Hr. Prof. Dr. Jos. Müller nachstehenden Vortrag über den Inhalt einer Pehlvi-Handschrift zu Kopenhagen.

(Schluß.)

Dr. Wilson fühlte wohl, daß man den oben angebrachten Einwurf, der von der Ewigkeit Ormuzds gegen die Lehre von der unendlichen Zeit hergeleitet wird, auf seine Ansicht anwenden würde. Wie begegnet er aber diesem? Seite 121 heißt es: „Im Anfang des Bundehesch wird von Ormuzd gesagt: „janunid (sollte heißen janunt) hetu hamá janunid“ „Er war, und ist, und wird seyn.“ Dieß, was wohl zu bemerken ist, gilt bloß in Bezug auf die Zeit mit Gränzen (time-with-bounds), wie aus dem Contert erhellt.“

Nichts davon zu sagen, daß es aus dem Contert nicht erhellt, der kein Wort von der langen oder begränzten Zeit spricht, so fällt schon auf, daß Doctor Wilson in der Uebersetzung das Wörtchen hamák „immer“ ausgelassen hat, das sicherlich nicht ohne Ursache dasteht. Dürfte man einen Bezug auf die „lange Zeit“ annehmen, so könnten sich doch bloß die zwey ersten Verba darauf beziehen; er war und er ist“ sicherlich aber nicht das letzte: „er wird immer seyn.“ Welcher Theologe wäre aber so ungeschickt in einem Athem die drey Zeiten fuit, est, semper erit hinter einander von einem göttlichen Wesen zu gebrauchen, und sie von zwey verschiedenen Perioden verstanden wissen wollen, ja, ohne diese Perioden nur näher zu bezeichnen. Wenn fuit von der begränzten Weltdauer zu verstehen ist, dann kann nicht mehr semper erit nachfolgen: denn in ihr gibt es kein semper, und wenn erit von der unbegränzten Zeit gebraucht wird, so kann im Sinne Wilsons nicht fuit vorangehen, sondern es müsste non fuit heißen. Wie ungeschickt es übrigens noch ist, das semper erit auf die lange Zeit beziehen zu wollen, geht schon daraus hervor, daß des Parsen höchste Ansicht und Hoffnung ist, daß gerade nach Aufhören dieser Weltdauer Ormuzd in seiner ungeschmälertsten Herrlichkeit, als Sieger über Ahriman, als unbestrittener Weltherrscher und Herr der allgemeinen Apokatastasis in Ewigkeit forteristirt.

Es wäre überflüssig Herrn Doctor Wilson in allen seinen Räsonnements über diesen Gegenstand zu folgen, da seine übrigen Gründe nicht stichhaltiger sind, als die obigen, und sein christlicher Bekehrungseifer ihn eher Unsinn als Verstand auf der Gegenparthey finden läßt. Einen Hauptbeweis jedoch darf ich nicht übergehen, weil Herr Wilson bey demselben einen philologischen Standpunct einnimmt; denn gerade die Hauptstelle des Bundehesch führt er an, die ich gebraucht habe, um die unendliche Zeit zu eliminiren. p. 135.

Pehlvitert: . . . . . .

Dain hama kana du vajarashna advak zak dâmé zamáné akanat humnad jagun Anhuma ved udén, uzamán Anhuma janunid uhét u hamá janunid.

„With regard to the existence of both (Hormazd and Ahriman) in time, each is the production of Time-without-bounds (Zamán akaran), namely Hormazd the most excellent, and the law and (in) time Hormazd was, and is, and allways will be."

Wir haben hiemit wieder die alte, nur noch etwas verschlechterte, Anquetilische Ueberſetzung, und ſind um keinen Schritt weiter.

Die meiſten Fehler habe ich ſchon früher (in der angeführten Abhandlung) corrigirt: existence of both ſoll heißen: zur Unterſcheidung beyder; in time iſt bloßer Zuſatz des Ueberſetzers und findet ſich nicht im Original: aivak zak heißt nicht ein jeder ſondern: dieſer eine: ved (oder was dafür geleſen werden muß) iſt nicht optimus, oder most excellent, ſondern der Ort: das pharenthetiſche in vor time in der letzten Zeile iſt geradezu Interpolotion.

Dieß iſt hinreichend um die Ueberſetzung im höchſten Grade verdächtig zu machen. Doch bleibt noch ein Punct übrig, der allerdings geeignet wäre, den gegründetſten Zweifel gegen unſre Erklärung zu erregen. Es iſt das Wort dáme vor zamáni akanar, welches wirklich Geſchöpf bedeutet: und wir hätten dann in der That die unendliche Zeit als vor und über Ormuzd ſtehend. Ich will nicht urgiren, daß, da zak aivak (advak) nicht jeder bedeutet, bloß von Ormuzd, nicht aber von Ahriman geſagt würde, er ſey ein Geſchöpf, nicht die vielen andern Inconſiſtenzen urgiren, die aus den übrigen Stellen, verglichen mit dieſer, wenn dáme beybehalten wird, reſultiren würden. Da in dieſer Beziehung überhaupt alles bey Dr. Wilſon mit der Anquetiliſchen Ueberſetzung übereinſtimmt, dieſe aber ſo genau als möglich von mir abgefertigt worden iſt, ſo kann ich unbedenklich weiter gehen und verweiſe bloß auf die ſchon angeführte Abhandlung.

Betrachten wir den Wilſoniſchen Text näher. Es fällt ſchon auf, daß Wörter wie advak (aivak) mit dem zendiſchen d geſchrieben werden: doch könnte dieß durch die Ungeſchicklichkeit des Stempelſchneiders entſchuldigt werden. Es finden ſich aber noch andre Merkwürdigkeiten, das Wort vajarashna bekommt im Wilſoniſchen Text nach dem R ein א, das in der Mitte und am Ende von Pehlviwörtern nur lang â (wenn es nicht Hauch iſt) ausdrücken kann: woher ſoll aber dieſer Vokal zwiſchen dem Verbalſtamm und der Endung des Infinitivs kommen? das geht gegen die Grammatik; man darf aber nicht vergeſſen, daß daſſelbe Zeichen im Zend ein kurzes ă bezeichnet. Ferners findet ſich bey ihm in den Wörtern dâm und zmân das lange â durch die Form des zendiſchen entſprechenden Vokals ausgedrückt, ſtatt des bloßen Alef, wie es im Pehlvi gebraucht wird. Es kommt allerdings im Pehlvi ein Buchſtabe vor, der jene Geſtalt hat, und ich habe ihn als eine Gruppe von אי erklärt. Zwar habe ich hierüber von einer Seite Widerſpruch erfahren, bin aber nicht überzeugt worden. Geſetzt aber auch, meine dießfällige Anſicht ließe ſich nicht halten, ſo bleibt dieß zu bedenken: Jenes Zeichen wird durchaus nicht promiscue gebraucht, ſondern befindet ſich bloß in gewiſſen nicht zahlreichen Wörtern, wie ראי (wegen zum Unterſchied von רא oder לא nicht), אי, איץ, בואי, נמאי ꝛc. und zwar ſo, daß wenn dieſe Wörter vorkommen, ſie immer jenes Zeichen, nie das gewöhnliche Alef, die übrigen nie jenes Zeichen ſondern bloß das Alef haben. Man kann alle Pehlvihandſchriften durchleſen, ohne jemals auf dâm, zmân mit jenem Zeichen zu ſtoßen. Woher alſo daſſelbe bey Dr. Wilſon?

Ferner ſchreibt Dr. Wilſon das Beywort Ormuzds most excellent auf folgende Weiſe: pehlvi Vau am Anfange, zendiſches Daleth am Ende: dieſes letztere ginge noch an uns der vorher angegebnen Urſache: in der Mitte ſteht aber das zendiſche lange ê. Wenn das Wort vêd, wie Dr. Wilſon will, geleſen werden ſoll, ſo iſt dieß eine baare Unmöglichkeit. Ein Zeichen, das äußerlich dem zendiſchen ê ähnlich iſt, kommt allerdings im Pehlvi vor; aber dieß iſt kein einzelner Buchſtabe, viel weniger

ein Vokal (wie wäre dieß zu begreifen, da in der Pehlvischrift das semitische System der matres lectionis herrscht, also bloß â, î und û ausgedrückt werden können), sondern eine Gruppe, die sich in die zwey Elemente ç und û oder ç und v auflöst; und wir hätten dann vaçûd. Wie verfällt aber Herr Wilson auf die Lesung vêd und auf die Bedeutung most excellent? Man kann sich merken, daß Anquetil in der lateinischen Interlinearversion optimus, in der französischen excellent hat; ferner, daß er in der Transcription das Wort veda (aber nicht vêda) ausspricht. Dieß läßt sich bey ihm noch begreifen. Er kam nämlich offenbar auf folgende Weise darauf: das schließende ç des in seinem Manuscript befindlichen Wortes * * * zog er nicht in Betracht, weil es ihm unbequem war: den auf das anfangende Vau folgenden Zug versah er mit dem diacritischen Zeichen des Daleth, und hatte so âd, zusammen vedâ: bey ihm ist aber das e bey Vau nicht ein expliciter oder langer Vokal, sondern das jedem Anfangsconsonanten inhärirende fatha (kurz ă oder kurz ĕ). Dieses Wort heißt wirklich gut: nur darf es nicht mit Anquetil und seinen Lehren vau, daleth, alef punctirt, sondern vau, yod, alef gelesen werden ויא (es ist das parsische vih, veh, das neuperssische بہ). Wenn man von der Vernachläßigung das ç (samech) am Ende des Wortes absieht, so läßt sich bey Anquetil, wie gesagt, alles begreifen. Wie aber bey Wilson?

Doch könnte man sagen, es standen diesem Herrn zu Bombay Pehlvihandschriften zu Gebote! vielleicht sind jene bey ihm vorkommenden Wörter, zwar höchst bedenkliche, aber doch wirkliche Varianten.

Nun ist aber merkwürdig, daß, eine einzige Stelle ausgenommen, Herr Dr. Wilson, so oft er etwas aus den heiligen Schriften citirt, höchst sorgfältig angibt, aus welchem Buche, gedrucktem oder geschriebenem, es genommen ist, mit der genauesten Angabe des Bandes und der Seite: z. B. (Seite 155) Authors Mss. vol. I. p. 2 (Seite 158) Mss. vol. I. 119—121. (S. 167) Authors Mss. 129 (S. 273) Authors Mss. II. 272. (eine Stelle, die schon publicirt ist im lithographirten Vandidad p. 511) (S. 445) my own collection of Rawâyats p. 190 u. f. f. Bey der Stelle des Vendidad steht aber keine Citation; hat er sie aus dem Manuscript einer öffentlichen Bibliothek genommen, oder aus dem Manuscript eines Freundes oder aus his own (the Authors) Mssp ts.? Keine Aufklärung hierüber! und wie wünschenswerth wäre sie gewesen! der Anfang des Anquetilischen Manuscriptes ist in Kupferstich facsimilirt: es mußten dem Herrn Doctor die gewaltigen Differenzen auffallen: er mußte sich darüber erklären; er mußte sagen, wie es komme, daß sein Text mit dem Anquetilischen in Widerspruch, seine Uebersetzung mit der dieses Gelehrten in Uebereinstimmung sich befindet.

Um so mehr mußte er dieses thun, da das Anquetilische Manuscript ein anerkannt altes und ziemlich correctes ist: für uns wäre es noch erwünschter gewesen, da das zweyte Manuscript, das wir benützen konnten (das von Herrn Romer) mit dem Anquetilischen übereinstimmt, also ebenfalls gegen die Wilsonischen Lesungen contrastirt; und dieses sogar noch mit einer Paraphrase versehen ist, die, wenn sie vielleicht auch den Sinn nicht immer gerade trifft, doch genau die Worte des Textes erkennen läßt.

Bevor ich zur Conclusion komme, muß ich noch die Stelle näher berücksichtigen, von der ich oben angeführt habe, daß bey ihr ebenfalls nicht angegeben ist, aus welchem Buch oder welcher Handschrift sie genommen sey. Sie *) enthält ein Fragment des Büchleins Ulemâi Islâm, über das ich schon bey einer andern Gelegenheit gesprochen habe. Ist sie vielleicht aus einem Authors Mspt. oder aus der von Jul. Mohl besorgten Ausgabe genommen? Keines von beyden, sondern sie ist bloß aus dem in lateinischen Lettern von Anquetil (Zendavest II. 344) transcribirten Text in persische Characktere zurückgesetzt worden.

Dieß geht nicht allein daraus hervor, daß Herr Wilson gerade die falsche Lesart des Anquetilischen Manuscriptes خدائی زمان statt des richtigen جز اَو زمان hat (denn es wäre möglich, daß auch in einem

*) Pag. 135 bey Wilson.

andern Mscrpt. sich dieser Unsinn fände) oder aus Mißverständnissen, die sich leicht bey einer Transcription ergeben (wie, wenn er das Anquetilische o. als vau copulae statt als pronomen III pers.) faßt, sondern vorzüglich daraus, daß er die paar Puncte übersehen hat, die bey Anquetil vor dem letzten Satze stehen und eine Lücke ausdrücken sollen, und nun die Worte mâ dêr avel gofteh im ꝛc. unmittelbar an das vorhergehende anschließt, als ob es derselbe Fluß der Rede wäre. Jene Worte sind aber von den vorhergehenden durch mehr als zwey Seiten im Original getrennt (in Mahls Ausgabe Seite 2 Zeile 11 endigt der erste Theil, Seite 4 Zeile 15 beginnt der zweyte).

Es ist ein peinliches Gefühl sich zu gestehn, was für eine sonderbare Operation in der behandelten Stelle des Bundeheſch vorgegangen ist.

Ein sehr gelehrter Mann, im Eifer der religiösen Controverse, sucht durch eine Hauptstelle seinen Gegner zu widerlegen. Sonst citirt er seine Quellen sehr eifrig, ja mit einer gewissen Ostentation: hier unterläßt er es. Wie er die Stelle gibt, findet sie sich nicht in dem publicirten Facsimile: er erklärt sich darüber nicht. Es finden sich Formen darin, die der Pehlwischrift und Pehlwisprache fremd sind: er kann sie also aus keinem Pehlwimanuscript genommen haben.

Auf der andern Seite gibt es eine Transcription dieser Stelle in lateinischen Buchstaben *): diese Transcription ist aber unrichtig, gemacht im Interesse der Anquetilischen Uebersetzung, welcher auch Herr Wilson folgt und folgen muß, wenn er seinen Zweck, die Parsen zu schlagen, erreichen will.

Aus jener Transcription kann man aber, wenn man nur zum Theil die Pehlvischrift kennt, und zum Theil sie mit der Zendschrift verwechselt, gerade die Stelle so herausbringen, wie sie Dr. Wilson gegeben hat.

*) Bey Anquetil.

Verzeichniß

der in den Monaten Juni, Juli, August 1844 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hebdomadaires des séances. Tom. XVIII. No. 16 — 26. Avril — Juin. T. XIX. No. 1 — 3. Juillet 1844. Paris 1844. 4.

Von der Imprimerie royale à Paris:

Journal des Savants. Mars — Mai inclus. 1844. Paris 1844. 4.

Vom Muséum d'histoire naturelle à Paris:

Archives. Tom. III. Livraison 4. Paris 1843. 4.

Von der Société française pour la conservation et description des monuments nationaux à Paris:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France, dirigé par de Caumont. 10. Volume. No. 4. 5. 6. Paris 1844. 8.

Von der kaiserlich russischen mineralogischen Gesellschaft zu St. St. Petersburg:

Verhandlungen. Jahr 1842. 1843. St. Petersburg 1842. 43. 8.

Notiz über den alten rothen Sandstein an den Ischora von Graf A. Keiserling. — Bemerkung über die Kupfersandsteinbildung am westlichen Abhang des Urals von Dr. S. Kutorga.

Von der Society American philosophical of Philadelphia:

Transactions. Vol. VII. VIII. p. I — III. Vol. IX. p. I. Philad. 1841 — 44. 4.

Proceedings. Vol. II — IV. Jan. 1841 — Avril 1844. Philad. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 17.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. April.
Nro. 69. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. Februar 1845.

1) Die von Hrn. v. Dusch, großherz. bad. Minister des Aeußern Exc., als Geschenk für die Akademie angekündigte geognostische Karte des Großherzogthums Baden wurde vorgelegt.

Der Classensecretär verliest Auszüge aus mehreren Briefen:

2) Des Generals Baron von Eschwege, d. d. Pena bey Lissabon 16. Januar 1845, worin derselbe über ein am 29. Dez. 1844 Nachmittags zwey Uhr vortheilhaft stattgehabtes heftiges Donnerwetter berichtet.

3) Des beständigen Secretärs des historisch-geographischen Instituts von Brasilien, Herrn Januario da Cunha Barbosa, d. d. Rio de Janeiro 24. August 1844, woraus Folgendes:

„Unser Mitglied, der Herr Canonicus Benigno José da Carvalho e Cunha, hatte vor zwey Jahren vom Institut den Auftrag erhalten, in den westlichen Wildnissen der Provinz Bahia Untersuchungen anzustellen, um die Reste jener alten verloren gegangenen Stadt aufzufinden, auf welche man durch eine handschriftliche Notiz v. J. 1753 in der Bibliothek von Rio de Janeiro aufmerksam gemacht worden war (Revista trimensal, Vol. I. p. 181). Geleitet von seinem Durste nach Entdeckungen, hat er sich seitdem dieser mühsamen Erforschung rastlos hingegeben. Er hat insbesondere die waldigen Distrikte in der Nähe der Serra de Sincora durchstreift, und dort unter großen Beschwerden, nachdem er und seine ganze Comitive längere Zeit durch bösartige Fieber zurückgehalten worden war, einen Buschneger aufgefunden, der sich länger in dieser Gegend aufgehalten und die Ruinen zu kennen behauptet. Er schreibt uns nun unter dem 24. Juni, daß er von dem Ufer des Paraquassu nach Westen aufgebrochen sey, voller Hoffnung, sich auf dem rechten Wege nach jenen merkwürdigen Ruinen zu befinden.“

„Der Oberstlieutenant Conrad Jacob von Niemayer ist fleißig mit der Redaction einer allgemeinen Karte von Brasilien beschäftigt. Diese Arbeit wird in dem Locale der öffentlichen Nationalbibliothek ausgeführt, der ich als Bibliothekar vorstehe.“

„Unser Mitglied Dr. Lund, in der Lagoa Santa, Provinz Minas, wohnhaft, ist fortwährend mit Ausgrabungen von Thierresten aus dem mergeligen Thone in den dortigen Kalksteinhöhlen und mit paläontologischen Untersuchungen über dieselben beschäftigt. Er hat uns vor einigen Tagen eine sehr interessante Abhandlung über seine neuesten Entdeckungen eingeschickt. Sie handelt von dem Funde der Knochen zweyer verschiedener Arten vom Pferd, welche zugleich mit Knochenresten untergegangener Gattungen vorkommen. Auch die Knochen eines kolossalen Pantherthiers und Schädel, welche denen der ägyptischen Mumien ähnlich sehen und statt der Ek-

zähne lauter Molarzähne enthalten sollen, hat er gefunden. Ueberdieß giebt sich Dr. Lund mit seinem gewohnten Fleiße auch geologischen Untersuchungen über die große Hochebene im Centrum von Minas hin."

Zu den hier gegebenen Nachrichten von den paläontologischen Untersuchungen des Dr. Lund in Lagoa Santa bemerkt der Classensecretär nachträglich noch Folgendes. Der dänische Arzt und Naturforscher Lund, sich seit vielen Jahren seiner Gesundheit wegen in Minas Geraes aufhaltend, hat bereits fast 200 von jenen Höhlen untersucht, welche sich in dem Kalksteine des westlichen Theiles von Minas, besonders in dem Gebiete des Rio de San Francisco befinden und durch den Reichthum an Salpeter in ihrer Erde die Aufmerksamkeit der brasilianischen Industrie auf sich gezogen haben. Bekanntlich hat er die Reste von 115 verschiedenen Säugethierarten in jenen Höhlen entdeckt, während die Zahl der jetzt dort existirenden Säugethiere sich nur auf 88 erstreckt. Der Zustand, in welchem sich jene Knochenreste dort befinden, hat ihn zu der Ueberzeugung geführt, daß die Knochen von Raubthieren hineingebracht worden waren, welche die Höhlen bewohnten. Während Dr. Lund in früherer Zeit keine menschlichen Knochenreste in jenen Höhlen aufgefunden hat, glückte es ihm in letzterer Zeit, Schädel und Skelete beyder Geschlechter zu entdecken, welche ohne Zweifel von Menschen abstammen. Es fanden sich diese Knochenreste in ein und derselben Höhle zugleich mit Resten von Säugethieren, welche entschieden ausgestorben sind, wie Platyonyx Bucklandii, Chlamydotherium Humboldtii, Chl. majus, Dasypus sulcatus, Hydrochaerus sulcidens, und sie stellten alle physikalischen Charaktere wirklich fossiler Knochen dar. Sie waren theilweise versteinert, theilweise von Eisentheilchen durchdrungen und dadurch von einem Metallglanze gleich Bronce und von außerordentlichem Gewicht. Ueber das hohe Alter dieser Knochenreste konnte kein Zweifel seyn; doch wagte ihr Entdecker nicht zu bestimmen, ob sie gleiches Alter mit den genannten Thierresten hätten; denn die Höhle, welche sie enthält, liegt nahe an einem Teiche, dessen Gewässer jährlich bey großem Regen eindringt. Aus diesem Umstande läßt sich schließen, daß diese menschlichen Reste zu den successiv aufgehäuften Thierresten später hinzugekommen seyn könnten; wie denn auch Dr. Lund zwischen den Resten untergegangener Arten andere von noch lebenden gefunden hat, welche in dem Zustande ihrer Conservation große Verschiedenheiten darboten, indem einige kaum von frischen Knochen verschieden waren, andere den mineralisirten Zustand darstellten, und der größte Theil eine Zersetzung zeigte, die zwischen diesen beyden Extremen in der Mitte liegt. Im Angesichte dieser Thatsachen kann über das Alter jener menschlichen Knochenreste im Vergleiche zu den Resten antediluvianischer Thiere nichts mit Sicherheit ausgesprochen werden. Dr. Lund legt inzwischen mit Recht ein hohes Gewicht auf den anatomischen Charakter der von ihm entdeckten Menschenknochen, weil sie jedenfalls von sehr hohem Alter sind. Die Größe der von ihm gefundenen menschlichen Skelete war die gewöhnliche, nur bey zwey Männerskeleten übertraf sie das gewöhnliche Maaß. Im Schädelbaue macht sich die außerordentliche Niedrigkeit der Stirne bemerkbar, ein Charakter, welcher zugleich mit der starken Hervorragung der Jochbeine, mit der Form des Kiefers und der Augenhöhle diese Schädel als der amerikanischen Race angehörig darstellt. Einige Schädel zeigen die Reclination des Vorderhauptbeins selbst in einem excessiven Grade, so daß sich die Stirne fast ganz verliert. Es geht aus dieser Beschaffenheit der ältesten Knochenreste vom Menschen, welche bisher aus Brasilien bekannt geworden sind, zur Genüge hervor, daß die Urbevölkerung jenes Landes in ihrem Typus mit dem allgemeinen Typus der amerikanischen Race übereingestimmt hat — ein nicht unwichtiges Resultat, welches auch einen Schluß auf die geistige Entwicklung und Perfectibilität jener Urbevölkerung machen läßt. Ich bemerke übrigens noch, daß sich unter diesen Knochenresten, die Dr. Lund in den Denkschriften der dänischen Gesellschaft der Wissenschaften (Vol. VIII. IX. 1841. 1842) größtentheils beschrieben hat, mehrere von reißenden Thieren von außerordentlicher Größe befinden. Sein Smilodon populator ist ein Raubthier, dessen Zähne und Klauen es der Gattung Felis nähern. Es war größer als der Löwe, seine Eckzähne hatten die ungeheure Länge von 9 Zoll. Gleichzeitig mit so

großen Raubthieren war damals Brasilien auch von zahlreichen Mammuthen und Megatherien belebt.

4) Die Classe vernahm hierauf eine Mittheilung des Hrn. Babbage, seine analytische Rechenmaschine betreffend; eine andere von der k. bl. General-Bergwerks- und Salinen-Administration über Mittheilung technisch interessanter Gebirgssuiten, und gutachtliche Berichte.

5) Hr. Akademiker Lamont berichtete über die Resultate seiner wissenschaftlichen Reise nach England in Beziehung auf magnetische Beobachtungen, worüber derselbe eine Abhandlung einzureichen beabsichtigt.

6) Derselbe legte den Entwurf einer Hagelkarte von Südbayern, welche von dem Hrn. Steuerrath Pofselt mitgetheilt worden war, vor und erbot sich zu einer weiteren Ausführung einer solchen Karte, zu welchem Behufe die Classe beschloß, die Verwendung der k. Ministerien für die Beyschaffung aller Materialien anzugehen.

---

7) Hr. Professor Schafhäutl verlas folgende Abhandlung:

Die neuesten geologischen Hypothesen und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft überhaupt.

Wenn sich selbst die allererste Idee von Wissenschaft überhaupt auf Erkenntniß und zwar auf ein gegliedertes nach Principien geordnetes Ganzes gleichartiger Erkenntnisse fussen muß; so sind Naturwissenschaften ohne die wahre Erkenntniß der sichtbaren Naturdinge um so weniger denkbar, als gerade die Naturwissenschaften (durch Principien a priori, z. B. der Cartesius'schen Philosophie zu einem luftig ergötzlichen Hirngespinste geworden) ihre Bedeutung dann erst erhalten hatten, als vor kaum 225 Jahren der Engländer Baco von Verulam in seinem Novum Organon Scientiarum, den Weg der Demonstration a posteriori vorzeichnete, auf welchem der unsterbliche Newton der Schöpfer wahrer Physik und mit ihr der Naturwissenschaften überhaupt geworden ist.

Es sind eben diese allgemein logischen Erfahrungssätze (a posteriori), in denen sich alle durch sie bezeichneten Verhältnisse nur gerade so und nicht anders denken lassen, eben wegen der absoluten Uebereinstimmung aller inneren und äußeren Erfahrungen und Empfindungen; es sind eben diese Erfahrungssätze, die ein, wenn auch noch so sinnreich zusammengefügtes naturwissenschaftliches Gebäude erst zu einem wissenschaftlichen Ganzen erheben, und auch jener Zweig der Naturwissenschaften, Geologie genannt, fällt nur in so ferne in den Bereich der eigentlichen Wissenschaft, als er in seinen Elementen nach den obigen Principien herangebildet ist.

Die Geologie zerfällt, wie alle verwandten Naturwissenschaften, in zwey Haupttheile. Im ersten Theile als der eigentlichen Geognosie ist sie ein Zweig der angewandten Mineralogie. Sie betrachtet die Erdoberfläche in ihrer vollendeten Bildung als gegeben; ihr genügen physische Kennzeichen, äußere oder naturhistorische Kennzeichen; sie ist Naturbeschreibung und also verwandt mit Zoologie, Phytologie u. dgl.

Im zweyten Theile wird sie erst zur eigentlichen Geologie. Hier philosophirt sie über die Bildung und Entstehung der Erde und über die allgemeine Entwicklung dieser Bildungen; sie würde ins Gebiet der eigentlichen Naturgeschichte gestellt werden müssen, wenn die Bildungen, Verbindungen und Ausscheidungen, die sie zu beschreiben versucht, noch unter ihren Augen vorgiengen, wie die Entwicklung der Pflanze und des Thieres. In der Phytologie und Zoologie sehen wir die Gegenstände unserer Beschreibung ununterbrochen vor unsern Augen entstehen und vergehen; wir sehen die Natur in ihrem Wirken, in ihrer Bewegung.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Monaten Juni, Juli, August 1844 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der Academy of natural sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. II. No. 2. 3. March—Juni 1844. Phil. 1844. 8.

Von der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen in Prag:

Verhandlungen vom J. 1832—1843. Prag. 8.

Das vaterländische Museum in Böhmen, im J. 1842. Prag. 8.

Von der Académie R. des sciences, belles-lettres et arts de Rouen:

Précis analytique des travaux (Pendant l'année 1843). Rouen 1844. 8.

Von der Gesellschaft für Pommerische Geschichte und Alterthumskunde in Stettin:

Baltische Studien. Zehnter Jahrgang, Heft 1. Stettin 1844. 8.

Von dem Vereine für Kunst und Alterthum in Ulm und Oberschwaben:

Verhandlungen. Zweyter Bericht. Ulm 1844. 4.

Kunstblätter. Aus dem Chor-Gestühle des Münsters zu Ulm.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Von dem Hrn. M. Audin in Paris:

Histoire de la vie, des écrits et des doctrines de Marthin Luther. Tom. I. II. Paris 1841. 8.

Histoire de la vie, des ouvrages et des doctrines de Calvin. Tom. I. II. Paris 1843. 8.

Vom Hrn. Francis Baily Esq. in London:

Meridian ephemeris of the sun and planets for the year 1836. London 1835. 8.

Durch Hrn. Cavaliere Bianchini in Palermo:

Dell' uso e autorita delle leggi del regno delle due Sicilie etc. Opera di Niccola Rocco. Napoli 1837. 8.

Elogio Storico di Gio - Battista Vico. Napoli 1844. 8.

Il progresso delle scienze, lettere e arti. Gennaro e Febbraro, Marzo e Aprile 1844. Napoli 1844. 8.

Dell' associazione doganale Alemanna dalla sua origine fino al presente, discorso del Cavaliere Ludovico Bianchini. Pal. 1843.

Specchio della marineria mercantile. gr. fol.

Vom Hrn. Dr. Foelix in Paris:

Revue de droit français et étranger. T. I. livr. 6. 7. 1844.

Vom Hrn. Ambr. Fusinieri in Vicenza:

Annali delle scienze del regno Lombardo - Veneto. 4.

Vom Hrn. G. Göth, Prof. der Mathematik zu Grätz:

Das Herzogthum Steyermark, geographisch-statistisch-topographisch dargestellt und mit geschichtlichen Erläuterungen versehen. III. Bd. Grätz 1843. 8.

Von den Herren van der Hoeven und Vrieſe in Leiden:

Tijdschrift voor Natuurlijke Geschiedenis en Physiologie. Elfde Deel. 2. Stuk. Leiden 1844. 8.

Vom Hrn. A. M. Jomard, membre de l'institut royal de France à Paris:

Lettre sur l'utilité des musées éthnographiques etc. Paris 1843. kl. fol.

Discours sur la vie et les travaux de Baron de Gérando. Paris 1843. 8.

Collection de géographique de la bibliothèque royale. année 1843. Paris 8.

Rapport fait à la société d'encouragement pour l'industrie nationale. Paris 1843. 4.

Second voyage à la recherche des sources du Bahr. El-Abiad ou Nil-Blanc ordonné par Mahommed Aly. 8.

Documents et observations sur le cours du Bahr-El-Abiad ou du fleuve blanc, et sur quelques autres points de géographie; accompagnés de la carte du Bahr-El-Abiad par M. d'Armand. 8.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 12.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. April.
Nro. 70. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. Februar 1845.

7) Hr. Professor Schafhäutl:

Die neuesten geologischen Hypothesen und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft überhaupt.

(Fortsetzung.)

Anders verhält es sich bey der Geologie. Die Entwicklung der Erde, deren Geschichte der Geologe beschreiben will, ist längst vollendet; die Zeit der Bewegung und Veränderung ist längst vorüber, und er sieht nur die stummen Zeugen ehemaliger, seit undenklichen Zeiten vorübergegangener Bewegungen und Ereignisse überhaupt. Intuitive Gewißheit wird er also hier nie mehr erhalten; aber er kann durch Schlüsse auf zwey Wegen zu Hypothesen gelangen, über die Vorgänge längst verschwundener Tage, nämlich auf dem Cartesius'schen a priori oder dem Neutonischen a posteriori. Den ersten Weg, von allen andern Naturforschern seit Jahrhunderten verlassen, sind die meisten Geologen bisher treulich gewandelt; *) den zweyten müssen sie jedoch wandeln, wenn es ihnen gelingen soll, künftig ein wirklich wissenschaftliches Gebäude zu schaffen. Der zweyte Weg a posteriori, der der Erfahrung ist schwieriger; aber, wie wir gesehen, der einzig naturwissenschaftliche.

Auf diesem Wege können wir zwar durch unmittelbare Beobachtung der Naturkörper in Ruhe nichts in Bezug auf ihre ehemalige Bewegung eruiren; aber bey der Unveränderlichkeit der Naturkräfte steht uns ein zweytes Auskunftsmittel zu Gebote, das uns nahe mit eben der Sicherheit zum Ziele führt, als die unmittelbare Beobachtung des Vor-

*) Ganz in diesem Sinne, sagt der Vater der deutschen Geologie; „gerade der Dolomit gibt ein merkwürdiges Beyspiel, wie nothwendig es sey, den Ursachen der Erscheinungen nachzuforschen, um nur die wirklich vorhandenen Thatsachen beobachten zu können." Aber gerade diese Beobachtungen, nach solchen Principien angestellt, haben den Werth dieses Weges aufs klarste dargethan; denn diese Beobachtungen wurden von allen nachfolgenden Beobachtern als unrichtig in ihren wesentlichen Daten dargethan. Gleiches Schicksal hatten die geologischen Beobachtungen in Norwegen, und der dort heimische Keilhau (Gaea Norvegica 2. Liefrg. p. 9. 280.), der das Land nicht nach einem blossen Spazziergange beurtheilt hat, sah sich sogar genöthigt, über die durchaus verkehrten und falschen Angaben eines durch Norwegen ambulirenden Hüttenmannes, durch seine geologischen Forschungen in Afrika bekannt, zu erklären: „Berichte solcher Art hätte man höchstens über afrikanische Gegenden wagen sollen." Ja ich bin überzeugt, daß zwey Drittheile unserer gegenwärtig curfirenden geognostischen Beobachtungen in ihr Nichts zusammenfallen werden, sobald man die oft nur nach einem Striche durchflogenen Gegenden mit der Unpartheilichkeit und in dem Umfange studirt haben wird, als dieß Wahrheit und Wissenschaft erfordern.

ganges von Verbindungen, der für uns längst vorüber ist. Wir trennen nämlich die ruhige Verbindung der Elemente, überlassen jedes einzelne den freyen Wirkungen der Naturkräfte und studiren dann die Gesetze der Bewegung, die Wege selbst, wie und auf welche Weise die Natur diese einzelnen Elemente mit einander verbindet. Auf diese Weise wird die Geologie zur Experimentalwissenschaft und demnach ein Theil der angewandten Chemie und auch der höhern Mechanik.

Und so hätten wir deßhalb die ganze Geologie als einen besondern Theil der angewandten Chemie zu betrachten, indem selbst, wie sich Berzelius ganz gut ausdrückt, die eigentliche Mineralogie nichts anders ist, als die Chemie der Mineralien.

Weit entfernt, daß die Geologie diese ihre eigentliche Stellung zu den experimentalen Naturwissenschaften anerkannt, hat sie jugendlich kühn ihr Haupt erhoben, und sich (sie die beschreibende) als Lehrerin der experimentirenden Chemie, der analytischen und synthetischen Wissenschaft angeboten. Obgleich schon eine solche Zusammenstellung zweyer, wie sie bisher bearbeitet worden, heterogener, Wissenschaften unter eine Kategorie keinen großen Beweis logisch-geologischen Scharfsinnes abgibt, so konnte man solche Verirrungen als Menschlichkeiten geduldig übersehen. Aber der Weg, den die Geologie in ihren ersten Tagen, seit Hutton nämlich, eingeschlagen, aus speziellen vereinzelnten Daten und zum Theil wirklich falschen Beobachtungen durch Schlüsse falsch in materia und forma — ihre erste Hilfshypothese zu unterstützen, auf die sie ihr wankendes Gebäude aufzuführen bemüht war, und als letzten Beweis noch sogar die Möglichkeit eines Ereignisses, und erst künftig zu entdeckende Eigenschaften von Körpern zu Hilfe zu rufen — verdient die ernste Beachtung aller Männer, denen es um wahre Wissenschaft zu thun ist, um mit vereinter Kraft sich zum Kampfe zu rüsten gegen das Eindringen jener Gebilde einer spielenden Phantasie ins ernste Gebiet der inductiven Wissenschaften.

Das noch ganz frische Auftauchen einer neuen Hilfsfiction, vorbereitet in Deutschland, geboren in Frankreich, das mich eigentlich zu dieser Abhandlung veranlaßt hat, macht es nöthig, das sogenannte wissenschaftliche Wirken der beschreibenden und naturhistorischen Geologie in den neuesten Zeiten hier etwas näher zu beleuchten; denn nur in Verbindung mit dem ganzen geologischen Gewebe von Hilfshypothesen und Paralogismen der sonderbarsten Art kann der Werth jener Hilfshypothese recht begriffen werden.

Die früheren Geologen nahmen alle weißen erdigen Gesteine in den Urgebirgen in der Regel für Kalkstein, und classificirten diesen nach seinem äußern Ansehen gemäß ihrer beschreibenden Weise z. B. in dichten und verschiedene Varietäten von körnigem, dann in späthigen Kalkstein u. s. f., bis ums Jahr 1791 der berühmte Dolomieu auf einige wesentliche Merkmale aufmerksam machte, gemäß welchen sich eine Varietät des körnigen Urkalksteins von allen andern Urkalksteinen unterscheiden lasse. Weiter jedoch konnte der Geologe und der Mineraloge trotz allem Studium der äußern Eigenschaften dieses Urkalksteines nichts ermitteln; und die beschreibende Wissenschaft war hier am Ende. Selbst der Physiker Saussüre, der sogar eine Art von Analyse versuchte, glaubte in diesem körnigen Urkalkstein 5,86 pr. Ct. Thonerde gefunden zu haben, worauf ihn der Mineralog Hauy als Chaux Carbonatée aluminifère in seinem Systeme aufgeführt hatte. Allein dieser Urkalk besaß zu feststehende und bestimmte Eigenthümlichkeiten, als daß man sie von dem Thonerde-Gehalte allein herleiten zu dürfen glaubte.

Als die Verwirrung immer größer wurde, sah sich sogar der Mineraloge nothgedrungen (so ungern dieß auch geschah) zum eigentlichen Chemiker seine Zuflucht zu nehmen.

Der berühmte Gründer der analytischen Chemie Klaproth, dem gleichfalls so wenig als dem Geologen und Mineralogen die Natur in ihrer Ruhe eine Antwort auf seine Fragen gab, hatte jedoch die Macht, die schlummernden Kräfte der Natur zu wecken und sie zum Wirken unter seinen Augen zu veranlassen. Er schritt zum Experimente. Erfahrung und nur Erfahrung allein durch das Experiment hatte ihn gelehrt, daß Sauerkleesäure mit Kalk eine Verbindung gebe, die im Wasser unauflöslich sehr leicht zur Entfernung alles Kalkes aus neutralen Flüssigkeiten, in denen er aufgelöst war, dienen könnte. Es war dieselbe experimentale Frage an die Natur,

worauf sie ihm zur Antwort gab, daß kohlensaures Natron die Bittererde aus ihren neutralen Auflösungen im Sieden fällt, und auf diese Weise hat er viele solcher vermeintlicher körniger Urkalke analysirt, und gefunden, daß alle diese im Wesentlichen mit dem von den Mineralogen Rautenspath genannten Minerale übereinkomme, worauf sie meistens getrennt von Rauten- und Bitterspath als eine eigene Species aufgeführt und von den Geognosten als eine eigene Gebirgsart im Urgebirge angegeben wurden.

Es gab aber noch eine eigene Art von Kalkstein im Flötzgebirge, auf den der Geologe erst sehr spät aufmerksam wurde; aus dem Feinkörnigen ins Dichte übergehend, gewöhnlich von graulicher Farbe, oft sehr zerklüftet und löcherig, die Löcher oft mit rhomboëdrischen Krystallen bekleidet. Der Chemiker Fuchs sah sogleich an den äußern Merkmalen desselben, daß auch dieß kein reiner kohlensaurer Kalk seyn könne, was die Analyse sogleich bestätigte; hierauf machte Gmelin in Tübingen mehrere Analysen bekannt, gemäß welcher dieser Kalk unwidersprechlich dem Dolomite angehörte, und so ergab es sich zum allgemeinen Erstaunen der Geologen, daß der Dolomit, den man früher als körnigen Urkalk nur als ein Eigenthum der Urgebirge kannte, in den Flötzgebirgen noch in viel größeren Massen vorkomme, als im Urgebirge selbst.

Der Mineraloge und Geologe wußten nur, daß ihr Kalkstein Bittererde in Verbindung hatte, was sie ohne das Experiment des Chemikers, ohne Studium der Naturkräfte durch das Experiment bis an der Welt Ende nicht erfahren haben würden, und der Geologe hielt sich nun hinreichend kräftig, künftig jeden vorkommenden Dolomit auch ohne Hilfe des Chemikers erkennen zu können. So glaubte man denn im verrufenen Fassathale in Süd-Tyrol einen Kalkstein, den man sogleich für Dolomit erklärte, unmittelbar über einem schwarzen Porphyr gefunden zu haben, welcher letztere durch Hilfe des Feuers entstanden seyn mußte, und auf diesen Fund wurde jene berühmte Dolomitisirungs-Hypothese ohne Hilfe der Chemie und allen Gesetzen der Natur zum Trotze gebildet, die noch jetzt den Geist des größten Theils der Geologen, wie von einem Zaubernetze umstrickt, gefangen hält. Diese Hypothese wurde sogleich von den Chemikern, als allen chemischen Gesetzen entgegen, verdammt, und von den Engländern gar nie angenommen, weil in England das Vorkommen des Dolomits gegen die deutsche Erklärung seiner Entstehung zu offenbar stritt; aber gerade von den deutschen geologischen Heerführern, um sich wechselseitig zu complimentiren, als das von plus ultra menschlichen Scharfsinnes erhoben, als der Geologe Zeuschner unglücklicher Weise 1829 zur berühmten Stelle des Fassathales kam und nachwies, daß ein Theil der Beobachtungen, worauf sich die ganze Hypothese fußte, offenbar unrichtig war; daß nämlich der Dolomit im Allgemeinen dort auf dem Sandsteine aufgelagert sey, anstatt auf dem schwarzen Porphyr, und daß er gerade da am mächtigsten hervortrete, wo sich kein Augitporphyr auffinden läßt. Dasselbe fand Wißmann, und trat öffentlich gegen die Dolomitisirungshypothese auf. Ihm folgte der Chemiker Petzholdt und zuletzt der Bergverwalter Fuchs. Was diese Beobachter vom Fassathale nachgewiesen, hat Dr. Andreas Wagner in München vom fränkischen Jura gelehrt. Dr. Wagner, im fränkischen Jura zu Hause, denselben von Kindheit an, und nicht bloß aus flüchtigen Spaziergängen kennend, hat dargethan, daß die Schichtenlage dieses Jura eine wohl erweisliche und eine ganz andere sey, als sie von v. Buch angegeben wurde, daß weit entfernt der Dolomit sey versteinerungsleer, derselbe von Versteinerungen wimmle, wie dieß auch durch Zeuschner vom Dolomit des Fassathales nachgewiesen wurde, dessen ungeheure Menge von Versteinerungen bloß deshalb ignorirt wurde, weil sie natürlich mit der Feuerhypothese nicht zusammenpaßte. Also, wie wir gesehen, in ihrem Wesen falsche Beobachtungen wurden die Basis jener wundervollen geologischen Doctrin von der Dolomitbildung, die wir sogleich betrachten werden.

Der Geologe, der überhaupt von Kalk- und Bittererde eben nicht mehr wußte, als ihm der Chemiker im Vorbeygehen gesagt hatte, kam nämlich auf den Gedanken, erklären zu wollen, auf welchem Wege die Bittererde dort zum Kalke gekommen seyn müßte. Da er an der Berührungsstelle des vermeintlichen Dolomits mit dem schwarzen Porphyr die Schichtung manchmal gestört fand,

so schloß er sogleich, der schwarze Porphyr könne allein dieses gethan haben, und er müsse, um so etwas zu verrichten, einmal nothwendig feuerflüßig gewesen seyn; und als ihm noch überdieß der Chemiker sagte, der schwarze Porphyr habe ein Mineral eingeschlossen, das Bittererde enthalte, so war sein Triumph ohne Grenzen, und er that den Ausspruch: Die Bittererde ist durch die Hitze aus dem feuerflüssigen Melaphyr verflüchtigt worden, und hat den Kalkstein durchdrungen.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Monaten Juni, Juli, August 1844 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Schluß.)

Vom Hrn. Dr. Carl Medicus in Wiesbaden:

Landwirthschafts-Kalender oder Handbuch für den praktischen Oekonomen von C. Mathieu de Dombasle. Karlsruhe und Freiburg 1844. 8.

Vom Hrn. Staatsrath Karl Morgenstern in Dorpat:

Dr. Gottlob Benjamin Jäsche, Univers. Senior, Staatsrath ꝛc. Kathedervortrag gegenüber dem Sarge des Verewigten. Dorpat und Leipzig 1843. 8.

Erklärungsversuch einer noch nicht bekannt gemachten Abraxas-Gemme. Dorpat und Leipzig 1843. 4.

Vom Hrn. Dr. Martin Ohm, Univers. Prof. in Berlin:

Der Geist der mathematischen Analysis und ihr Verhältniß zur Schule. Erste Abhandlung. Berlin 1842. 8.

Vom Hrn. Fil. Parlatore, Prof. di Botanica di Firenze:

Giornale Botanico Italiano. Anno. I. Tomo 1. Fasciculo 3. Marzo 1844. Firenze 1844. 8.

Monografia delle Fumariée. Firenze 1844. 8.

Sullo spirito delle scienze naturali nel secolo passato e nel presente prolusione. Firenze 1844. 8.

Sulla botanica in Italia e sulla necessità di formare un erbario generale in Firenze. Parigi 1841. 8.

In nonnullas Filaginis Evacisque species ex naturali Compositarum familia observationes. Pisae 1841. 8.

Sulle impronte de Vegetabili fossili di M. Massi e di M. Bamboli nella Maremma Toscana. Firenze 1843. 8.

Come possa considerarsi la botanica nelle stato attuale delle scienze naturali prolusione. Firenze 1842. 8.

Plantae novae vel minus notae opusculis diversis olim descriptae generibus quibusdam speciebusque novis adjectis iterum recognitae. Parisiis 1842. 8.

Vom Hrn. Giovanni Santini in Venedig:

Considerazioni intorno al Caliolo degli oculari per i canocchiali astronomici, ect. memoria del Cav. Giovanni Santini. Venezia 1842. 4.

Vom Hrn. Wilhelm Heinrich Suringar in Amsterdam:

Religiöse und moralische Betrachtungen. Ein Handbuch für Gefangene. (Frey aus dem Holländischen übertragen) Amst. 1841. 8.

Considérations sur la réclusion individuelle des détenus. Précédées d'une préface et suivies du resumé de la question penitentiaire par Z. Moreau-Christophe. Paris, Amst. 1843. 8.

Notice historique sur l'etablissement et les progrès de la société dans les pays-bas par Jean Etienne Mollet. Amst. 1838. 8.

Vom Hrn. Dr. Anton Valtas:

Beytrag zur Auflösung der höheren Gleichungen. Wien 1843. 8.

Vom Hrn. Elee Wartmann, Prof. in Lausanne:

Prémier mémoire sur divers phénomènes d'induction. 8.

Mémoire sur le Daltonisme. Genève 1844. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 19.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. April.
Nro. 71. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. Februar 1845.

7) Hr. Professor Schafhäutl verlas folgende Abhandlung:

Die neuesten geologischen Hypothesen und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft überhaupt.

(Fortsetzung.)

Die logische Ordnung dieser merkwürdigen Weise zu schließen, um sich eine Theorie zu modeln, möchte ohngefähr folgende seyn:

Die Geologen, sich — wie wir sehen, auf eine falsche Beobachtung stützend, nahmen an (also ganz ohne Grund), der kohlensaure Kalk, da wo er mit dem schwarzen Porphyr (Melaphyr genannt) in Berührung gefunden wird, ist immer mit kohlensaurer Bittererde gemischt, also in Dolomit verwandelt; der Melaphyr muß deshalb die Ursache seyn, der Dolomit die Wirkung. Bringen wie dieß nunmehr in die Form eines Syllogismus, so ergibt sich nachstehendes Schema:

Propos. maj. Aller Dolomit hat seine Bittererde hergenommen aus einem Gesteine

a) bittererdehaltig und

b) mit ihm in Berührung.

Propos. min. Nun finden wir den Melaphyr

a) bittererdehaltig und

b) mit dem Dolomit in Berührung.

Concl. Also ist vom Melaphyr die Bittererde hergenommen.

Wir sehen sogleich, daß der Hauptsatz erst als wahr oder wahrscheinlich erwiesen seyn müßte, wenn sich irgend etwas Wahres oder Wahrscheinliches auf solche Weise schliessen lassen sollte.

Es muß also zuerst im Hauptsatze als wahr bewiesen, oder durch Wahrscheinlichkeit dargethan werden, daß mit dem kohlensauren Kalke die kohlensaure Bittererde erst später, d. i. nach seiner Ablagerung und Erhärtung in Verbindung getreten sey.

Nun läßt sich über die Zeitfolge des ehemaligen Zusammentretens zweyer chemischen Verbindungen zu einem Körper durch bloße Beobachtung gar nichts festsetzen; der Geologe kann da, wo die Beschreibung nach physischen Kennzeichen endet, nichts weiter thun. Wir nun glauben beweisen zu können, es sey wahrscheinlicher, daß sich beyde Körper, der kohlensaure Kalk und die kohlensaure Bittererde zu gleicher Zeit mit einander verbunden haben, oder höchstens unmittelbar aufeinander folgend aus dem Urmeere niedergefallen seyen, weil diese Bildung mit allen Gesetzen der Natur, so weit wir sie gegenwärtig kennen, übereinstimmt; dagegen die Annahme des spätern Hinzutretens der gasförmigen Bittererde zum erhärteten kohlensauren Kalke allen Gesetzen der Natur, so weit wir sie jetzt kennen, widerspricht. Die höchste Idee der Wahrheit ist

aber auch von logischer Seite: Uebereinstimmung, die des Irrthums Widerspruch. Daß die Hypothese des Chemikers die Wahrscheinlichkeit für sich habe, folgt nämlich:

1. aus der Beobachtung;

denn es gibt z. B. neben dem regelmäßig geschichteten Zechstein Dolomit des Spessarts, wie Dr. Andr. Wagner darthat, *) eine ebenso deutlich geschichtete Dolomitbildung in England **), die sich von Tynemouth durch 147 englische Meilen und oft in einer Dicke von 600 Fuß bis Nottingham erstreckt. Dieser Dolomit liegt über einem Sandsteine, der auf der Kohlenformation ruht.

Gewaltige Verwerfungen dieser Kohlenformation erstrecken sich jedoch nicht in den Dolomit herauf; dieser muß also nicht nur lange nach der Ausbildung der Kohlenformation abgelagert worden seyn, sondern auch, nachdem die 540 Fuß betragende Verwerfung des Kohlenfeldes entstanden war. Daß diese regelmäßig stratificirten Schichten von dem Wasser abgesetzt seyen, hat auch der eifrigste Plutonist nie geläugnet, und daß die Bittererde, die mit dem Kalk in Verbindung, hier ein oft so krystallinisches Produkt bildet, wie der Dolomit des Fassathales, nicht durch Feuer in Gasform von unten herauf gekommen seyn konnte, ist schon dadurch klar, weil sie eine Menge Straten und zuletzt auch die Kohlenformation hätte durchdringen müssen, die jedoch durchaus unverändert erscheint. Es ist ferner Thatsache, daß, wo sich Niederschläge in dickflüssigen Flüssigkeiten bilden, die Niederschläge verschiedener chemischer Verbindungen sich nie gleichförmig mengen; sondern der Stelle nahe bleiben, wo sie entstanden sind, wenn sie nicht absichtlich durch Umrühren gemengt werden. Es wird deßhalb in einer dickflüssigen Kalklösung, wenn ein Präcipität von kohlensaurer Bittererde durch Ströme oder dergleichen hineingeführt wird, nur an der Stelle des Hineinfallens sich Dolomit bilden, während der übrige Kalk frey von Bittererde bleibt; daß aber der vom Kalk umgebene Dolomit bey seinem Erhärten die Continuität der Schichtenlage oft unterbrechen müsse, weil der sich bildende Dolomit andere physische und chemische Eigenschaften hat, namentlich größere Dichtigkeit, als der reine kohlensaure Kalk, versteht sich wohl von selbst, und namentlich sind die Sprünge und Risse in der vom Kalke umlagerten Dolomitmasse eine nothwendige Folge dieser Verdichtung. Ja es gibt sogar Beyspiele, wo ein in einer Flüssigkeit gleichförnig vertheilter Körper sich beim Niederfallen zu größern oder kleinern butzenförmigen Massen zusammenzieht, so daß in der übrigen Flüssigkeit kaum mehr eine Spur zu finden ist.

So kömmt also die Erklärung des gleichzeitigen oder frühern Niederfallens der Bittererde mit dem Kalke in einer dickflüssigen Lösung mit der Beobachtung und allen Naturgesetzen überein. Dagegen widerspricht die Annahme eines Heraufsteigens der Bittererde in Gasgestalt, nachdem sie sich vom Melaphyr getrennt allen Gesetzen der Natur; denn es läßt sich die Bittererde durch kein Feuer schmelzen, viel weniger allein noch auch in Verbindung mit andern Körpern verflüchtigen; ja sie ist sogar einer der unschmelzbaren Körper.

Aber wenn es auch nach unsern Kenntnissen möglich wäre, die Bittererde zu verflüchtigen, wäre es dennoch gewiß höchst gewagt:

1. Ihre Herleitung von dem darunter liegenden Melaphyre zu nehmen;

2. an ihre darauffolgende Verbindung mit dem bereits festen kohlensauren Kalke zu glauben;

denn die Bittererde müßte im Melaphyre, wie alle übrigen Basen, die sich in ihm vorfinden, an eine Säure gebunden gewesen seyn. Aus einer solchen Verbindung wäre sie durch keine Hitze von der sie fesselnden Säure zu trennen gewesen, auch wenn sie wirklich verflüchtigt werden könnte.

3. müßte sich die auch als gasförmig angenommene Bittererde noch mit einer an Gewicht sie sogar übertreffenden Quantität Kohlensäure zuerst verbinden, ehe sie den Kalk durchdringen könnte; denn im Dolomit ist sie als kohlensaure Bittererde. Wo hat nun die angenommene gasförmige Bitter-

*) Beyträge zur Kenntniß der Zechstein-Formation des Spessarts. München in: Gelehrte Anzeigen XIII (1841.) pg. 270.

**) Dieser Dolomit besteht aus kohlensaurem Kalk 54, 35. kohlensaurer Magnesia 45, 65.

erde dieses ungeheure Quantum Kohlensäure hernehmen können, um so mehr da es keinen festen doppelt kohlensauren Kalk gibt?

Aber wenn endlich auch für dieß enorme Quantum eine Quelle nachgewiesen werden könnte, so wird die Kohlensäure in der Glühhitze von der Bittererde noch viel weniger fest gehalten, als von der Kalkerde; eine gasförmige Bittererde würde sich deßhalb noch viel weniger mit der Kohlensäure vereinigen können, als eine kalte solide.

Was hatten nun die Geologen auf diese triftigen Einwürfe zu antworten? Wir wollen sie sogleich selbst reden lassen.

„Wenn gleich die Bedingungen solcher Erscheinungen noch nicht in den Laboratorien haben nachgeahmt werden können, so ist doch dasjenige nicht als unmöglich nachgewiesen, was bisher darzustellen mißlang.“ *) Denn die Chemie ist eine im Forschreiten begriffene Wissenschaft, sagt Cotta, und wird also künftig noch Eigenschaften an Körpern entdecken, die sie bisher noch nicht erkannte.

Dieß wissenschaftliche geologische Gebäude, das als ein Triumph des menschlichen Scharfsinnes unserer Zeit angesehen wurde, beruht also auf zwey Voraussetzungen: auf der Voraussetzung der Möglichkeit einer Erscheinung, die sich als Erscheinung selbst nur wieder auf Vermuthung gründet, und auf der Voraussetzung von Eigenschaften der Bittererde, die erst künftig entdeckt werden müßen! Welche ungeheure Satyre auf jede ächte Naturforschung, wie wir sie vom Anfange her bezeichneten, und wie sie aus Neutons Händen hervorgieng.

Es wäre schon gegen den Begriff von ächter Wissenschaft, eine als richtig bewiesene Thatsache durch eine Hypothese erklären zu wollen, die dem gegenwärtigen Standpunkte unserer Kenntnisse widerspricht. Hier aber tritt sogar der unglückliche Fall ein, daß die erste Voraussetzung: „die Bittererde ist später zum schon erhärteten Kalk getreten“ eine durch nichts erwiesene und nie zu erweisende Vermuthung ist, und daß diese auf gar keinen logischen Grund gestützte Vermuthung durch eine zweyte noch unhaltbarere erklärt und gehalten werden soll, nämlich durch Eigenschaften, die man der Bittererde anzudichten sich gezwungen sieht; die man aber erst künftig wirklich zu entdecken hofft.

Gereicht eine solche Basis, auf die man ein wissenschaftliches Gebäude zu gründen sucht, nicht dem Jahrhunderte, in dem es entstehen konnte, eher zur Unehre als zum Ruhme?

Wir wollen hier absichtlich noch einer Erfahrung erwähnen, die den Chemikern sehr wohl bekannt ist, nämlich daß Körper, an und für sich nicht flüchtig, doch in Verbindung mit andern Körpern flüchtig werden können.

So verhält sich z. B. das Eisen in seiner Verbindung mit Chlor. Nun ist zwar die Verbindung von Chlor mit Magnesium nicht flüchtig, sowie überhaupt keine bekannte Verbindung des Magnesiums und der Magnesia mit andern Körpern.

Aber um so viel als möglich zuzugeben, laßt uns annehmen: die Magnesia könnte wirklich mittelst Chlor verflüchtigt werden; — sogar auch dann wäre es unphilosophisch, die kohlensaure Bittererde des Dolomits vom Chlormagnesium herzuleiten. Denn in rein chemischer Beziehung verlangt das Magnesium ein sein eigenes Gewicht um mehr als das Doppelte übertreffendes Gewicht an Chlor, um Magnesium-Chlorid bilden zu können. Woher nun die ungeheure Masse Chlor, um einen über hundert Meilen langen Gebirgszug bilden zu können, woher die Kohlensäure für die frey gewordene Bittererde nehmen, und was würde mit dem Chlor zu thun seyn, nachdem es das Magnesium verlassen hat.

Wenn auch selbst unter einer solchen Voraussetzung eine solche Erklärung höchst unphilosophisch wäre, so ist noch ein anderer Punkt vorzüglich im Felde der Naturwissenschaften zu berücksichtigen, von dem unsere Geologen bisher noch keine Ahnung gehabt zu haben scheinen.

Es läßt sich nämlich das Wesen von Ursachen und Wirkungen nie und nimmer deutlich einsehen, noch viel weniger darstellen, ohne Berücksichtigung von Maaß und Zahl, oder von mathematischen Verhältnissen überhaupt.

*) Hoffmann Geschichte der Geognosie pg. 147.

Wenn wir nun die Erscheinung des Eisenchlorids, wie es in der Natur hervorgebracht wird, in quantitativer Beziehung betrachten, und sie mit dem Quantum der übrigen chemischen Combinationen, die die Natur zu gleicher Zeit gebildet hat, vergleichen, so finden wir, daß zwischen der unendlich kleinen Menge des durch Chlor verflüchtigten Eisens und der ungeheuern Menge sich im Dolomite vorfindender Bittererde in der Natur keine Analogie mehr herrscht. Man findet z. B. den Eisenglanz durch Chlor in der Berührung mit Luft und Wassergas erzeugt, nur in den Ritzen der vulkanischen Krater des Aetna, Vesuvs, Cpomäo, aber da nur so äußerst sparsam, daß nach wochenlanger Mühe kein ½ Pfund gesammelt werden konnte *). Wenn wir nun den Vesuv als einen Kegel betrachten, dessen Basis 6 geogr. Meilen im Umfange hat, dessen Höhe 3600 Fuß ist, so bekommen wir einen Cubikinhalt dieses Kegels von 1787700000000 Cubikfuß. Die Wahrscheinlichkeit der Bildung von 1 Pfund Eisenglanz zum Quantum der übrigen vulkanischen Producte verhält sich demnach wie 1 zu 1 Billion. So verflüchtigt die Natur also auch da, wo wir sie beobachten konnten, selbst in ihrer ungeheuern chemischen Werkstätte, ihre Elemente so schwierig und so selten, daß sie wenigstens eine Billion anderer chemischer Verbindungen schafft, bis sie eine Einheit Eisen vermittelst Chlor verflüchtigt und dann krystallinisch als Eisenglanz absetzt.

Wenn wir consequent zu rechnen und zu vergleichen fortfahren, was unsere Geognosten am allerwenigsten zu thun im Stande sind, so werden wir auch da, wo wir zwey Wege kennen, auf welchen die Bildung eines Products durch die chemischen Kräfte der Natur geschehen konnte, an der Hand der Wahrscheinlichkeit und der Analogie gar keine bedeutenden Schwierigkeiten finden, zu entscheiden, welchen der zwey Wege die Natur bey Bildung ihres Products eingeschlagen, wenn wir unsern Schluß nur nicht auf willkührliche unwissenschaftliche Vermuthungen, sondern auf Beobachtung der Wege stützen, die die Natur wirklich geht, und die wir sie gehen sehen. Wenn wir z. B. Kochsalz schmelzen, so erhalten wir gerade eine solche tesseral spaltbare Masse, als wie wir sie an aus Wasser krystallisirtem Kochsalze zu sehen gewohnt sind, und wir lernen daraus, daß es zwey Wege giebt, deren sich die Natur bedient haben konnte, um ihre Steinsalzlager zu bilden. Wenn wir aber diese Steinsalzlager untersuchen und finden, daß sie z. B. mit Infusionsthieren angefüllt sind, die sogar noch ihre organische Substanz besitzen, so wird es gewiß keiner vernünftigen Seele einfallen, die Natur im Verdacht zu haben, daß sie vermöge des Feuers diese Steinsalzlager gebildet haben könnte.

So findet man ferner die Kieselerde krystallinisch im Granite, Gneiß, und in wirklich oft gigantischen Krystallen in den Krystallkellern, so wie in Gängen. Nun könnte man der Analogie gemäß schließen, die Natur hat wieder zwey Wege, diese Krystalle zu bilden, nämlich wie beym Kochsalz den nassen Weg oder den feurigen Weg, obwohl es nie gelang, Kieselerde auf feurigem Wege krystallisirt zu erhalten, noch die Natur selbst zu belauschen, wie sie vor unsern Blicken solche Krystalle auf feurigem Wege schuf. Nehmen wir jedoch der Analogie gemäß an, es gebe zwey Wege, Kieselerde krystallinisch zu erhalten, so fragt es sich: wie können wir entscheiden, welchen Weg nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit die Natur eingeschlagen habe, um ihre Quarzkrystalle zu bilden? Eben so wissenschaftlich als einfach, indem wir die Wege der Natur beobachten, die sie vor unsern Augen geht, und dann der Analogie gemäß schließen, daß sie den Weg, den sie vor unsern Augen geht, auch gegangen seyn müsse, als wir sie nicht belauschen konnten.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Zersetzung der Laven durch saure Dämpfe überhaupt geht, wie Breislack schon bemerkte, nur an mit der Luft in Berührung stehenden Flächen vor sich.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 20.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. April.
Nro. 72. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. Februar 1845.

7) Hr. Professor Schafhäutl:

Die neuesten geologischen Hypothesen und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft überhaupt.

(Fortsetzung.)

Nun ist es aber, wie schon bemerkt, noch nie gelungen, Quarzkrystalle auf feurigem Wege zu erzeugen. Man fand Kieselsäure nur beym Ausbrechen von Hochöfen im Gestelle abgesetzt, aber nie in Krystallen, sondern nur als weiße zartfaserige zerreibliche Masse; in solcher Gestalt ist sie jedoch amorph und leicht in Kalilauge auflöslich, eine Eigenschaft, die, wie Fuchs gezeigt hat, nur der amorphen, also unkrystalliniſchen Kieselerde zukommt; dagegen hat auf nassem Wege 1) der berühmte Bergmann aus wäßriger saurer flußsaurer Kieselerde nach zwey Jahren Krystalle von Kieselerde erhalten.

2) Sah Siegling in einer 8 Jahre der Luft ausgesetzten Kieselfeuchtigkeit vierseitige *) Pyramiden von Quarz entstehen, die am Stahle Feuer gaben.

3) Fanden Northrop und Whitney *) in einer Kieselgeode eine Flüssigkeit eingeschlossen, die rasch verdampfte und aus der sich während des Verdampfens prismatische Quarzkrystalle bildeten.

4) Hat Holz, das unter Wasser versteinert ist, in seinen Spalten fast immer Krystalle von Kieselsäure.

5) Bildeten sich aus Wasser, in welchem ich im Papinianischen Topfe frisch gefällte Kieselsäure aufgelöst hatte, beym Verdampfen schon nach 8 Tagen Krystalle, die zwar mikroskopisch, aber sehr wohl erkenntlich aus sechsseitigen Prismen mit derselben gewöhnlichen Pyramide bestanden.

6) Erzählt Ripetti, daß die Krystalle im Marmor von Carrara sich nur in Höhlungen befänden, die gewöhnlich eine säuerliche Flüssigkeit enthalten, wovon man sich auch noch jetzt überzeugen kann.

Als man im Frühjahre 1819 einen großen Säulenschaft für die neue Kirche San Francesco in Neapel sägte, kam man auf eine Höhlung, auf deren Grunde ein faustgroßer Bergkrystall saß. Der Eigenthümer der Grube, Pantaleone del Nero, wollte diesen Bergkrystall eben von der Matrix ablösen, als er fand, daß der vermeintliche Krystall aus einer teigigen elastischen Masse bestand, die im ersten Augenblicke jede Form und jeden Eindruck annahm, später aber fest und undurchsichtig wurde. Auch behaupteten die Arbeiter und behaupten es bis auf den heutigen Tag noch immer, daß man in dem-

*) Er hat wahrscheinlich die zwey andern oft sehr zurückgedrängten Seiten übersehen.

*) Silliman Amer. Journ. Vol. VIII. Nro. 2. p. 282 u. Poggendorff Ann. VII. 512.

selben Marmor bisweilen weiche Quarzkrystalle fände, die erst nach dem Herausnehmen erhärteten. Eben so bemerkt Ripetti weiter, daß er aus den Spalten der Molasse, die mit Quarz- und Kalkspath ausgekleidet waren, eine weiche, gallertartige, durchsichtige, klebrige Masse hervorquellen sah, die er mit sich nach Hause nahm, am Abende aber schon hart zerreiblich und rauh beym Anfühlen fand, die sich wie reine Kieselerde verhielt.

Wir haben demnach ein Beyspiel, wo wir die Natur unmittelbar selbst in der Bildung von Quarzkrystallen auf nassem Wege belauschten, und fünf, wo dieselbe Bildung in den Laboratorien der Chemiker vor sich gieng, dagegen haben wir kein einziges Beyspiel, wo die Natur oder Kunst ihre Quarzkrystalle auf feurigem Wege gebildet hätte! Wer sähe demnach nicht ein, daß die Wahrscheinlichkeit, die Natur habe ihre Quarzkrystalle auf nassem Wege gebildet zu derjenigen, daß sie dieselben auf trockenem Wege gebildet habe, sich wie 6 zu 0 verhalte, die Wahrscheinlichkeit also absolut auf Seite der Bildung auf nassem Wege liege.

Als Hilfsbeyspiele zweyter Ordnung haben wir noch 1) sehr schöne Quarzkrystalle in Mergelkugeln von Marmarosch in Ungarn, die offenbar nur Wassergebilde sind, wie alle Parteien zu geben.

2) Dann den Faserquarz im Steinkohlengebirge bey Wettin unweit Halle, der gleichfalls gewiß nicht durch Feuer geschmolzen zwischen die Steinkohlen hineingekommen seyn konnte.

3) Dann die Chalcedon- oder Feuersteinkugeln in der Kreide, die aus den Ueberresten von Bryozoen besteht, also ein Wasserabsatz ist. Diese Chalcedone sind nach Fuchs ein Gemenge von krystallinischem Quarze und Opal, welch letzterer sich oft ganz verliert, wie in den Hornsteinkugeln von Haunstadt bey Ingolstadt.

4) Dann den porösen Mühlsteinquarz z. B. im Becken von Paris, ein Süßwassergebilde von noch dazu verhältnißmäßig sehr jugendlichem Alter, ja sogar mit Süßwassergeschöpfen angefüllt. Seine Höhlungen sind manchmal mit deutlichen Quarzkrystallen ausgekleidet.

5) Dann den Kieselkalk, eine Süßwasserbildung, wie die Versteinerungen darin beweisen; ein weißer, dichter mitunter auch höchst feinkörniger Kalkstein, welcher durchaus von Hornsteinmasse durchdrungen ist, die sich in den Höhlungen immer zu Quarzkrystallen ausgebildet hat.

Endlich die Afterkrystalle oder die Pseudomorphosen des Quarzes, wobey ich nur der nach linsenförmigen Gypskrystallen geformten schönen von Passy bey Paris erwähnen will, die ganz gewiß zu den jüngsten Bildungen gehören, weil sie im Süßwassermergel vorkommen.

Diese schlagenden, von gar keinem Geologen widersprochenen oder auch nur zweifelhaft gemachten Thatsachen würde gewiß kein Mensch bey unbefangener Forschung so ganz unbenützt gelassen haben, hätte nicht der krystallinische Quarz einen Hauptbestandtheil des Granits ausgemacht, den die Geognosten, dem Engländer Hutton nachtretend für ein Produkt feuriger Schmelzung erklärten.

Man fand sich sehr bald überaus heimisch in dieser weiten blinkenden Hypothese des Vulkanismus, um auf die leichteste Weise mit dem Ansehen von größter Tiefsinnigkeit zu erklären, was kein Aug gesehen, kein Ohr gehört, kein menschliches Herz begriffen hat. Die Führer wandelten triumphirend voran, und die Schüler sorglos gläubig hintendrein, bis endlich und zwar zur ungelegensten Zeit der Chemiker und Mineraloge Fuchs auftrat, dem 4 Jahre darauf Th. Scheerer, Prof. der Chemie zu Christiania folgte, die beyde den Plutonisten darthaten: „der Granit könne nie feeuerflüßig gewesen seyn, weil der Quarz, als der am schwersten schmelzbare auch zuerst unter allen Gebilden erstarrt seyn müßte, worauf Glimmer und Feldspath erst hätten krystallisiren können. Daß jedoch in der Natur beynahe ohne Ausnahme das Gegentheil statt gefunden habe, daß nämlich Feldspath, Glimmer, Granat, Turmalin, Hornblende ꝛc. zuerst vollkommen auskrystallisirten, ist schon dadurch bewiesen, daß der Quarz nachfolgend bloß die Lücken ausfüllen konnte, die die leichtflüßigen Krystalle ihm gelassen hatten. — Durch diese gewichtigen Einwürfe, gegen die

sich wirklich nichts Erhebliches aufbringen ließ, geriethen die Plutonisten in eine ungemeine Verlegenheit, so wenig sie, ihrem äußerlichen Betragen nach, von diesen Einwürfen Notiz zu nehmen schienen; und so wie sie, als der gewaltige Laplace mit dem Calcul in der Hand ihre Feuerflüßigkeit der Erde zu nichte machte, sich nach einem Mann umsahen, der mit denselben Waffen zu beweisen versprach, daß trotz einer Hitze von 238871° C. im Centrum der Erde oder überhaupt einer Hitze, so groß als man sie immer wollte, die armen Wesen auf der Erdoberfläche ganz gut erfrieren könnten, so erwarteten sie und fanden endlich auch einen neuen Messias in Fournet *), der sich allen Erfahrungen und aller Logik zum Trotz zu beweisen getraute, daß der Quarz, seiner größten Strengflüßigkeit ungeachtet, am spätesten habe erstarren müssen. Und da bey solchen Hypothesen der Name die Hauptsache ist, „denn gerade da, wo uns Begriffe fehlen, da stellt ein Wort zu rechten Zeit sich ein," — so nannte man diesen geträumten Zustand des feuerflüßigen Quarzes und der übrigen ihm gleich geachteten Körper Surfusion, oder, wie ein deutscher Chemiker übersetzt: Ueberschmelzung — denn so wie z. B. eine elastische Drahtspirale, wenn man sie zu stark auseinander zieht, ihre Elasticität verliert und nicht wieder in ihre alte Form zurückkehrt, so sollte wahrscheinlich auch ein Körper, den man zu stark geschmolzen, also überschmolzen hat, nicht mehr oder nur sehr langsam in den Zustand der Erstarrung (seiner ersten Form) zurückkehren.

Es hatte nämlich Fuchs in seiner Lehre vom Amorphismus zuerst dargethan, daß flüßige amorphe Körper gewöhnlich vor ihrer Erstarrung in einen Zustand von Zähigkeit überzugehen pflegten, indem sie sich zu Fäden ziehen ließen, in einen Zustand, in dem einige Körper, wie z. B. Schwefel und Phosphor oft sehr lange auch nach dem Erkalten zu verharren pflegen. Diesen fügte M. Laurent (Académie des Sciences de Paris Séance du 24. Juin 1844), wie ersagt, gegen zwanzig Verbindungen von Chloruren des Naphthalin, und Stickstoffverbindungen des Benzoyls hinzu, die alle als vorzügliche Stütze von Fournets Lehre der Surfusion dienen könnten.

Obwohl schon die Bildung des Namens Surfusion die logische Stärke des Autors zu erkennen giebt, und Fournet selbst in aller Bescheidenheit versichert, „seine Hypothese sey gar keiner Widerlegung fähig und erkläre alle Thatsachen aufs Einfachste", was ihm auch mehrere unserer Landsleute, die, ohne in die Fußstapfen eines Vorausgehenden zu treten, überhaupt nicht vorwärts kommen können, gläubig nachgebetet haben, so will ich doch der Schwachen halber versuchen, die neue unwiderlegliche Hypothese Fournets mit Vernunftgründen etwas näher zu betrachten.

Surfusion ist eine Hilfshypothese und diese Hypothese, geschmolzene Kieselerde nach ihrem Schmelzen noch sehr lange weich bleiben zu lassen, ist angenommen worden zur Unterstützung und Tragung einer andern Hypothese, die gleichfalls durch keine unmittelbare physische Beobachtung unterstützt, in einem physisch-wissenschaftlichen Werke nichts taugt, nämlich zur Unterstützung jener ersten Hypothese, daß alle jene Gebilde, in denen krystallinische Kieselerde mit andern krystallisirten Körpern vorkömmt, sich in feuerflüßigem Zustande befunden haben mußten. Man hat hier wieder die im Eingange behandelte Dolomitisirungs-Geschichet nur unter andern Namen. Nun widerspricht aber die erste oder Haupthypothese allen Erfahrungen, allen Gesetzen, die man aus dem Studium der Eigenschaften der Körper entwickelt hat, denn wenn Granit geschmolzen wird, so bildet er eine ganz neue homogene Verbindung, und Kieselerde scheidet sich nie und nirgends daraus ab.

Zweytens widerspricht sie den Beobachtungen über das relative Verhältniß der Schmelzbarkeit zweyer oder dreyer feuerflüßiger Körper miteinander. Wären alle drey feuerflüßig gewesen, so hätte die Kieselerde zuerst krystallisiren müssen, weil sie die strengflüßigste ist, das lehren die Versuche. Kieselerde im Sauerstoffgasgebläse geschmolzen, verhält sich wie alle anderen geschmolzenen Körper, sie erstarrt, sobald sie nur etwas erkaltet. Und wenn es auch als ausgemacht angenommen wird, daß geschmolzene

*) Annal. Compt. rend. 1844. XVIII. 1050 — 1057.

Körper selbst in einer niederen Temperatur, als der zu ihrem Schmelzen erforderlichen noch flüßig bleiben können, so wird dieses bey allen strengflüßigen Körpern immer in einem zu ihrer größern oder geringern Schmelzbarkeit bestimmten Verhältnisse geschehen, und der strengflüßige Quarz wird auch dann noch immer früher erstarren müssen, als der leichtflüßige Glimmer und Feldspath.

Die zweyte oder Hilfshypothese ist nur zur Unterstützung der ersteren ersonnen. Man legt zu diesem Ende dem Quarze Eigenschaften bey, die er nicht besitzt und die erst wieder künftig entdeckt werden müssen, denn die Kieselerde, im Sauerstoffgebläse geschmolzen, läßt sich nur in dem zum Schmelzen erforderlichen Hitzgrade zu Fäden ziehen. Sie erstarrt plötzlich, sobald der Hitzgrad nachläßt. — Die Erfahrung lehrt, daß sie nicht weich bleibt, wie der Schwefel und Phosphor; daß sie auch schon deßhalb mit dem Schwefel und Phosphor nicht verglichen werden könne, wenn auch eine solche Zusammenstellung zweyer chemisch so wesentlich verschiedener Körper als eines einfachen Stoffes, oder einer ganz indifferenten organischen Verbindung und eines Oxydes oder einer im flüßigen Zustande so mächtigen Säure nicht schon von anderer Seite her betrachtet, ganz unzuläßig wäre. Der Chemiker hat auch hier wieder die Erfahrung, der Geologe nur die Vermuthung auf seiner Seite, eine Vermuthung, gestützt auf die Möglichkeit eines Ereignisses und auf künftig zu entdeckende Eigenschaften von Körpern, sogar in seiner Hilfshypothese.

Ist es glaublich, daß es einen Gelehrten gebe, der seine Hypothese durch folgendes Raisonnement zu tragen sucht, das wir, der leichtern Uebersicht wegen, nur in eine mehr syllogistische Form gebracht haben.

Es giebt gewisse Körper, die nach dem Schmelzen auch in sehr niederer Temperatur weich bleiben.

Die geschmolzene Kieselerde ist ein Körper; also bleibt die Kieselerde auch nach dem Schmelzen weich.

Wer sieht nicht beym ersten Anblicke, daß der Terminus medius im Untersatze ein anderer ist, als im Obersetze. Allein, wenn wir auch zugeben, wogegen jedoch alle Erfahrung spricht, daß geschmolzene Kieselerde auch noch in niederer Temperatur weich bleiben könnte, so wäre die analoge Zusammenstellung der Kieselerde im Granit und in Gängen mit dem Schwefel, Phosphor und den Laurentschen Chlorüren und Stickstoffverbindungen gegen die ersten Gesetze der Logik. Denn bey der Frage über die krystallinische Kieselerde im Granit und in Gängen handelt es sich nicht allein darum, ob bereits krystallisirte Silicate mit weicher Kieselerde beysamen bleiben können? sondern die Hauptfrage heißt: Ist es mit der Erfahrung übereinstimmend, daß eine im geschmolzenen Zustande so mächtige Säure wie die Kieselsäure, sich freywillig von den Basen trenne und als Säure rein sich ausscheide aus einer chemischen Verbindung. Es gibt kein Beyspiel solch eines Vorganges im ganzen weiten Gebiete chemischer Erfahrung. In keiner wahren Lava, in keiner Hochofenschlacke hat sich je Kieselerde ausgeschieden; und solch eine Annahme läuft allen bisher bekannten durch Erfahrung an allen Körpern festgestellten Grundgesetzen chemischer Verbindung und Trennung entgegen. Selbst das Glas, wenn es in anhaltender Hitze krystallisirt, theilt sich immer in zwey Silicate von definitiven Verbindungen, aber nie scheidet sich Kieselerde aus. Eine zweyte Thatsache darf gleichfalls nicht unberücksichtigt bleiben. Die geschmolzene Kieselerde ist amorph, und bleibt es auch unter fortwährendem Erhitzen; der Quarz dagegen ist krystallinisch. Aus seiner Eigenschaft, mit Basen zusammengeschmolzen, amorphe Körper (das Glas) zu geben, hat man auf das Weichbleiben der Kieselerde nach dem Schmelzen geschlossen, und, um den Widerspruch voll zu machen, vergessen, daß eben die mit dem Quarz zusammen vorkommenden Feldspath und Glimmer gleichfalls Silikate sind, die deßhalb, durch den Quarz amorph gemacht, an der Surfusion desselben theilnehmen und eben darum wieder zuletzt krystallisiren müßten.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 21.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. April.
Nro. 73. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. Februar 1845.

7) Hr. Professor Schafhäutl:

Die neuesten geologischen Hypothesen und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft überhaupt.

(Fortsetzung.)

Aber gesetzt, es wäre erwiesen, daß die Kieselerde durch langes fortgesetztes Erhitzen in den krystallinischen Zustand übergehen könnte, so widerspräche die Weise, wie sie sich in der Natur vorfindet, der Annahme, daß sie aus dem Zustande der Surfusion in den krystallinischen übergegangen. Wenn der Schwefel z. B. aus dem amorphen in den krystallinischen Zustand übergeht, so ändert er nur seine Durchsichtigkeit, nicht seine äußere Form, die er im amorphen Zustande angenommen hatte, weil er bereits erstarrt, an dieser äußern Begränzung nichts mehr ändern kann; es bildet sich also nur eine krystallinische Masse, aber nie erscheinen deutliche Krystalle. Die krystallinische Kieselsäure bildet dagegen in den Krystallgewölben sehr oft mehrere Fuß lange Krystalle, die sich nur von einer Flüssigkeit umgeben gebildet haben können, oder aus einer nach Fuchs weichen wasserhaltigen Masse, die sich nach Belieben zusammenziehen konnte, herauskrystallisirt seyn mußten. Dazu kommt noch, daß diese mächtigen Quarz-Krystalle nicht selten expansible Flüssigkeiten eingeschlossen enthalten, was sich selbst aus dem hohen Drucke, den die Masse erlitten haben soll, durchaus nicht erklären läßt; denn die Krystallgewölbe und Gänge sind immer nur zum Theil mit den Krystallen ausgefüllt. Es würde jeder expansible Tropfen einer Flüssigkeit, auch wenn seine Expansion durch Gegendruck aufgehoben wäre, dennoch von dem in unermeßlicher Hitze fließenden Quarze abgestoßen, hydrostatischen Gesetzen zufolge seinen Weg sich nach den vom feuerflüssigen Quarze nicht erfüllten, mit andern comprimirten Gasarten angefüllten Räumen gebahnt haben. Noch weniger erklärbar ist es jedoch, wie theils leichttheils strengflüssige, theils im Feuer leicht zersetzbare Mineralien in nadelförmigen kleinen büschelförmigen Partieen mitten in die Krystallmasse hinein gerathen seyn konnten, z. B. Schwefelantimon, Bleyglanz, Schwefelkies, Arsenik-Kies, Rutil, Turmalin, Granat, Glimmer, Chlorit, Asbest, Flußspath, Eisenoxydhydrat, wasserhaltiges Eisenoxyd büschelförmig, vorzüglich in manchem Amethyst.

Bedarf es noch mehrerer Beweise, um einzusehen, wie in diesem Cirkel von Hilfshypothesen die Vernachläßigung wissenschaftlicher Consequenz die einzige aufzufindende Consequenz ist?

Freylich läßt sich der Grund davon nur allzuwohl begreifen. Noch ehe man nur eine Ahnung hatte von dem ungeheuern Gebiete, dessen Tiefen nach allen Richtungen durchdrungen werden mußten, versuchte man (durch einige Ideen Hutton's und des als Chemiker ganz unbekannten Hall veranlaßt,) auf dem kürzesten Wege alle nicht deutlich und

regelmäßig geschichteten und petrefacten-leeren Gesteine durch Hilfe des Feuers entstehen zu lassen. Bey den nachfolgenden sich immer mehr und mehr häufenden Entdeckungen im Gebiete der Geognosie, Physik, Chemie und Naturgeschichte blieb der Geognost, der in seinem Wesen nie etwas anders war, als beschreibender Beobachter, nothwendig weit hinter den Hilfs- und Elementar-Wissenschaften zurück, ohne deren Hilfe er eigentlich keinen Schritt in dem Gebiete der eigentlichen Geologie vorwärts zu thun im Stande war.

Zurückschreckend vor den Tiefen eigentlicher positiver Wissenschaft, deren Pflege sich mit den gemächlichen Ambulationen des Geognosten durchaus nicht vertrug, sah er sich gezwungen, statt eine auf naturwissenschaftliche Basis gegründete geologische Erklärung zu geben, alle zu erklärenden Erscheinungen in seine Feuerhypothese hineinzuzwängen. Daher charakterisirt auch die scharfsinnigsten Hypothesen eine gewisse Einseitigkeit in Bezug auf alles, was ins Bereich positiver Wissenschaften fällt, eine Unkenntniß schlagender Thatsachen, die oft der mit so vielem Kraftaufwande aufgebauten Hypothese geradezu widersprechen, oder endlich einer Inkonsequenz, gemäß welcher sie sich gerade heute auf dasjenige als Basis stützen, was sie gestern verworfen hatten. So wurde bey der Feststellung eines hypothetischen Gesetzes der Wärmezunahme nach dem Mittelpunkte der Erde hin, gemäß welchem dort eine Hitze von wenigstens 238871° C. herrschen mußte, der durch Experimente ermittelten Thatsache vergessen, daß sich eine geschmolzene Masse, so lange sie mit einer ungeschmolzenen Rinde überzogen ist, nicht über ihren Schmelzpunkt erhitzen lasse. So hat man zum Beweise der Feuerflüssigkeit des Erdinnern und der wachsenden Hitze nach dem Mittelpunkt zu, kein Bedenken getragen, flüssiges Gußeisen anzuführen, das trotz seiner Flüssigkeit mit einer starren Schlackenschichte überzogen sey — hat aber eben vergessen, daß wenn man die Hitze des dem Erstarren nahen Gußeisens nur um einige Grade steigern wollte, die starre Schlacke sogleich wieder in Fluß gerathen würde, und daß also zwischen einer dem Erstarren nahen Flüssigkeit des angeführten Gußeisens und einer Glut, die den Schmelzpunkt des Metalles mehrere hundertmal übersteigt, keine Analogie herrsche; daß eben dieses Experiment beweise, wie an eine Zunahme der Wärme nach dem Centrum zu, von der Feuerflüssigkeit des Erdkernes herrührend, so lange er mit einer so dicken starren Kruste überzogen ist, nicht zu denken sey. So hat Petzholdt an eine Anordnung der feuerflüssigen Metalle nach ihrem spezifischen Gewichte gedacht, wodurch alle Strömungen aufgehoben würden, während in einer progressiv nach dem Mittelpunkte zu wachsenden Hitze von einer ruhigen Absonderung der Metalle nach ihrem spezifischen Gewichte nicht mehr gedacht werden kann, sobald die geschmolzenen Metalle nur einige Grade über ihren Schmelzpunkt erhitzt worden sind, was um so mehr der Fall seyn muß, wenn sie gasförmig zu werden anfangen. So wird ferner angenommen, dieser Schmelzpunkt der Metalle sinke mit dem wachsenden Drucke, dem die Metalle ausgesetzt sind. Kein Experiment der Art hat je auf so ein Gesetz hingedeutet, ja alle gegenwärtigen Erfahrungen haben gerade das Entgegengesetzte gelehrt, daß der Ausdehnung der Körper durch Wärme keine physische Kraft entgegen zu wirken vermöge. So wendet der sonst so scharfsinnige De la Beche gegen die Beobachtungen des Engländers Moyle *) ein: „Aus Beobachtungen in einem mit Wasser gefüllten Schachte ließ sich nichts mit Sicherheit folgern, weil Strömungen im Wasser entstünden durch das Zubodensinken des kältern und das Steigen des erwärmtern Wassers.“ De la Beche hat von den physischen Vorgängen in seiner Wassersäule keine klare und deutliche Idee gehabt. Er hat nicht bedacht, daß die Abgabe der Wärme von den Wänden des Schachtes an das Wasser nicht stoßweise geschehen könne, und in unregelmäßigen Intervallen, sondern nach mechanischen Gesetzen mit größter Regelmäßigkeit statt finden muß. Daß jedes steigende Wassertheilchen ein eben in gleichem Verhältnisse sinkendes zur

*) Annals of Philosophy new series Vol. III. London 1822 pg. 308 et 415 Vol. V. 1823 pg. 43 oder meine Festrede: die Geologie in ihrem Verhältnisse zu den übrigen Naturwissenschaften. München 1843. pg. 36.

Seite habe, und daß also trotz den regelmäßigen Strömungen, eben wegen der nothwendigen Regelmäßigkeit dieser Strömungen, die Wassersäule in jedem ihrer Querschnitte als ruhig angenommen werden könne. Er hat vergessen, daß es gerade die Luftsäule in solch einem Schachte sey, die das Gelingen aller Beobachtungen so sehr erschwert und daß um zwey Thermometer in Bezug auf ihren correspondirenden Gang zu prüfen, dieß eigentlich am leichtesten geschehe, wenn man sie in eine Flüssigkeit, z. B. in Wasser taucht. In gleicher Weise waren For und Forbes aufgetreten gegen die langen Beobachtungen von Moyle über die Temperatur der aufgelassenen sowohl als belegten, freyen als mit Wasser gefüllten Grubenbaue. Was thaten nun die Herren? Forbes führte z. B. zwey Untersuchungen an, wovon die eine das Resultat ergab, daß das Wasser eines alten unter der Meeresfläche sich findenden Werkes 400 Fuß unter dem Stollen 62° F. zeigte, während die Luft 66° hatte; was also gerade Moyles Beobachtungen bestätigte. Die Temperatur auf dem Grunde des Wassers war gar nicht angegeben, ohne welche Angabe die ganze Beobachtung einen untergeordneten Werth hat. Ein ähnliches Beyspiel gibt gleichfalls nur die Temperatur der Oberfläche eines Grubenwassers in einem zum Theil aufgelassenen Schachte an, und endlich bezieht sich Dr. Forbes noch auf ein Beyspiel, wo das hervorbrechende Wasser beym Durchschlagen eines sogenannten alten Mannes in der Ding-Dong Grube wieder seiner eigenen Theorie entgegen nur 52,5° F. = 11,3° C. hatte, ein Umstand, der gerade wieder das bewies, was Moyles Untersuchungen dargethan hatten. Aber die Feueranbeter unter den Geologen waren zufrieden, den Namen Forbes zu haben, und sein votum gegen Moyle, um die langen Beobachtungen des letztern für hinlänglich widerlegt zu halten! Die nicht zu läugnende Thatsache, daß die Temperatur in den Gruben zu sinken anfängt, sobald sie die Häuer verlassen haben, suchte man dadurch zu erklären, daß man annahm, die Grube werde abgekühlt durch die in jeder unten wärmeren Luft- oder Wassersäule entstehenden Strömungen von unten nach oben. Theoretisch schon läßt sich beweisen, daß, wenn wir annehmen, die tiefern Erdschichten besäßen durchaus dieselbe Temperatur, die man nach den in belegten Gruben und Artesischen Brunnen angestellten Beobachtungen calculirt hat — diese Abkühlung nie die mittlere Temperatur der Luft erreichen könnte — praktisch hingegen findet sich dieser Einwurf dadurch widerlegt, daß selbst bey künstlich erregten Luftströmungen die Temperatur in der Tiefe der Dalcoath Grube z. B. von 1400 Fuß die mittlere Temperatur der Erdoberfläche noch um 18° C. regelmäßig übertraf. Wenn nun ein durch Jahre niemals unterbrochner Luftstrom nicht im Stande ist — die belegte Grube unter die mittlere Temperatur der Erdoberfläche herabzubringen, wie sollte dieß eine ruhende Luftsäule bloß durch ihre beschränkten innren Strömungen zu thun im Stande seyn! Ich könnte eine gar lange Reihe solcher oft geschriebener und gedruckter Hypothesen anführen, die aller Analogie und allen logischen Principien Hohn sprechen; aber nur auf diese Weise war es möglich, daß einer der geologischen Koryphäen nicht nur seine Ueberzeugung, daß nämlich ein gegenwärtig chemisch und mechanisch todtes Gestein das andere mit demselben in Berührung stehende vor undenklichen Zeiten metamorphosirt habe, *) mit den von Keppler ermittelten berühmten Gesetzen verglich, sondern sogar drucken lassen konnte: die Metamorphose der Gesteine läugnen, heißt so verfahren, wie diejenigen, die Kepplers Gesetze verwarfen, ehe sie Neuton aus der Schwerkraft hergeleitet hatte. Die Kepplerischen Gesetze waren aber auf Beobachtungen von Bewegungen gegründet, von Tycho selbst zur selben Zeit angestellt, und aus Beobachtungen von Bewegungen eruirt, die zur Zeit der Beobachtung wie heut zu Tage noch immer dieselben sind, die Jedem in die Augen fallen und die Jeder leicht wiederholen konnte; der Geognost hingegen suchte seine Hypothese der Metamorphose der Gesteine aus Vorgängen zu erklären, die nicht, wie die Bewegung der Planeten unter seinen Augen statt fanden, sondern die ehemals vor sich giengen, vor Aeonen, wie sich die Herrn

*) Es gehen natürlich im Innern der Erde stets chemische Zersetzungen und Verbindungen vor sich, veranlaßt durch die Wirkung der Atmosphärilien ꝛc. Man muß diese Zersetzungen jedoch nicht mit der Metamorphose eines bereits starren ganzen Gebirgslagers durch ein mit ihm in Berührung stehendes gleichfalls starres verwechseln.

auszudrücken pflegen. Auf der einen Seite haben wir also Schlüsse aus beobachteten Bewegungen, auf der andern Seite Schlüsse aus einem blossen Vorhandenseyn von ruhigen Gegenständen nicht nur auf ihre ehemalige Bewegung, sondern auch auf den Weg und die Weise ihrer ehemaligen Bewegung.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in den Monaten September, October, November 1844 an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

I.

Vom Inlande.

a. Von gelehrten Gesellschaften:

Von dem historischen Vereine zu Bamberg:

Siebenter Bericht über das Bestehen und Wirken des histor. Vereins. Bamberg 1844. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwissenschaften in Landau:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. IX. Heft I — IV. Landau 1844. 8.

Vom landwirthschaftlichen Vereine in Bayern in München:

Centralblatt. Juli — October 1844. München 1844. 8.

Vom historischen Vereine der Oberpfalz und von Regensburg in Regensburg:

Achter Band der gesammten Verhandlungen des Vereins. Regensburg 1844. 8.

Von dem historischen Vereine von Unterfranken und Aschaffenburg in Würzburg:

Vierzehnter Jahresbericht für 1843/44. Würzburg 1844. 8.

b. Von einzelnen Gelehrten.

Vom Hrn. Dr. Frhrn. v. Bibra in Schwebheim:

Chemische Untersuchungen über die Knochen und Zähne des Menschen und der Wirbelthiere mit Rücksichtnahme auf ihre physiologischen und pathologischen Verhältnisse. Schweinfurt 1844. 8.

Vom Hrn. Professor Dr. v. Hefner in München:

Die Römischen Denkmäler Oberbayerns und des k. Antiquariums. München 1844. 8.

Vom Hrn. Dr. Franz Anton Meyer, frey resignirten Pfarrer in Eichstädt:

Ein Dutzend antiquarischer Rhapsodien. Tuttlingen 1844. 8.

II.

Vom Auslande.

a. Von gelehrten Gesellschaften:

Von der Geschichts- und Alterthums-forschenden Gesellschaft des Osterlandes in Altenburg:

Mittheilungen. Bd. 1. Heft. 4. Altenburg 1844. 8.

Von der Koninklijk-Nederlandsche Instituut van Wettenshappen, Letterkunde en Schoone Kunsten te Amsterdam:

Nieuwe Verhandelingen der eerste Klasse. Deel 8. 1840. Eerste Stuk 1839. Deel 9. 1840. Deel 10. 1844. Stuk 1. 2. Amsterdam. 4.

Het Instituut of Verslagen en Mededeelingen, mitgegeven door de vier Klassen. Jare 1843. No. 4. Jare 1844. No. 1. u. 2. Amsterdam 1844. 8.

Naamlijst der Leden, Buitenlandsche Glassoeieerden en Korrespondenten. op den Isten Januarij 1840. 12.

Verhandeling over het verschil tusschen de algemeene grondkrachten der natuur en de levenskracht door C. G. Ontijd, med. doct. etc. Amsterdam 1840. 8.

Von der historischen Gesellschaft zu Basel;

Die Schlacht bey St. Jakob in den Berichten der Zeitgenossen. Basel 1844. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Abhandlungen aus dem Jahre 1842. Berlin 1844. gr. 4.

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen. Im Monat July und August 1844. Berlin 1844. 8.

Von der Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde in Berlin:

Neues Jahrbuch. Herausgegeben durch Heinrich v. Hagen. Bd. 6. Berlin 1844. 8.

Von dem Vereine von Alterthumsfreunden im Rheinlande in Bonn:

Jahrbücher. Bd. 4. Bonn 1844. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 22.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. April.
Nro. 74. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. Februar 1845.

7) Hr. Professor Schafhäutl:

Die neuesten geologischen Hypothesen und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft überhaupt.

(Schluß.)

Wem würde es einfallen — wenn unser Planeten-System plötzlich still stehen bliebe, nicht nur auf die ehemalige Bewegung dieser Planeten, sondern sogar auf die Form und Lage ihrer ehemaligen Bahn und auf die Zeit ihrer Umläufe zu schliessen. In diesem Falle nur wäre das astronomische Beyspiel mit der Hypothese von der Metamorphose der Gebirgsgesteine vergleichbar. Ja sollte man es glauben, diese Weise zu schließen wurde noch überdieß sogar von andern Geologen von Ruf als ein überaus glücklicher schlagender Gedanke bezeichnet und benützt, um die Richtigkeit der Hypothese von der Metamorphose der Gesteine recht siegreich hinzustellen.

Auf eine ähnliche Weise wurde nicht nur der Kern der Erde als feuerflüßig vorausgesetzt; sondern auch eine Veränderung der Rotationsachse der Erde zum größten Erstaunen aller eigentlichen Astronomen angenommen, um daraus berechnen zu können, daß jede Veränderung der Rotationsachse einen Durchbruch des feuerflüssigen Erdkernes durch die Erdrinde und zwar in parallelen Linien zur Folge haben müßte. Aber die Feuerflüssigkeit des Erdkernes selbst ist nur eine Hypothese, *) welche durch gar keine Nothwendigkeit begründet,

*) Ja sogar die alte Hypothese des Anaxagoras, daß die Sonne eine weiß glühende Kugel (μύδρον διάπυρον) sey, so wie ihre Flecken schlackenartige Erhärtungen auf der flüssigen Sonnenkugel schwimmend, wurde wieder hervorgesucht, um nur ein Analogon zur hypothetisch brennenden Erde aufzufinden, trotz dem, daß es schon Lalande sehr wahrscheinlich gemacht hat, daß der Körper der Sonne dunkel sey. Noch mehr wurde dieß durch Wilh. Herrschels Beobachtungen (Philos. Transactions 1801.) wahrscheinlich gemacht. Nach ihnen folgt, daß in der Sonnenatmosphäre, aus einer dreyfachen Schicht zusammengesetzt, sehr oft Risse entstehen, durch welche der dunkle Kern der Sonne gesehen wird. In jedem Falle bilden die Sonnenflecken eine Vertiefung in der Photosphäre der Sonne; denn die schwarzen Kernflecken liegen auf einer kleinern Kugel, als die sie umgebenden Nebel; die erstern bleiben nämlich am Sonnenrande immer gegen Osten zurück. Auch der jüngere Herrschel ist geneigt, den Ursprung der Sonnenstrahlen lieber in jeder andern physischen Ursache, als in der Verbrennung eines wägbaren Brennmaterials zu suchen, und Arago hat durch Polarisations-Versuche dargethan, daß sich das Sonnenlicht nicht wie das eines festen glühenden, sondern wie das eines gasförmigen Körpers verhalte.

bloß angenommen wurde, um nach Kants und Laplaces spielender Idee auf eine leichte Weise aus Dampf und Nebel sich die Erde verdichten lassen zu können.

Die Veränderung der Lage der Erd-Achse wurde angenommen, weil selbst der feuerflüssige Erdkern nicht im Stande war, die Erdkruste zu durchbrechen ohne eine solche Achsen-Veränderung. Gegen die erste willkührliche Hypothese streitet unläugbar eine Thatsache, die Präcession der Aequinoctien, seit alten Zeiten genau gekannt, und die aus ihrer wirklich bestehenden Größe von dem englischen Mathematiker Hopkins analytisch entwickelte Folgerung, daß nach eben diesen Gesetzen, welche die Weltkörper in ihrer Bahn und ihrem Laufe erhalten, der Erdkern höchstens zwischen dem $\frac{1}{4}$ oder $\frac{1}{5}$ des Erdhalbmessers flüssig seyn und die beobachtete Wärme der Erde, so wie die Vulkane überhaupt deßhalb nicht von solch einem Kerne herrühren können. Seine Untersuchungen lehren ferner, was gleichfalls schon aus Laplaces, Lagranges und Poissons Calcul unwidersprechlich hervorgeht, daß dieselben Gesetze, welche die Planeten in ihren Bahnen erhalten, auch die Unveränderlichkeit der Rotations- sowohl als der großen Achse der Planeten verbürgen. Neben der Thatsache, daß auch der unregelmäßigste Körper wenigstens drey freye Rotationsaxen besitzt, die sich im Schwerpunkte des Körpers rechtwinklig durchschneiden, trägt selbst die Abplattung des Erdsphäroids dazu bey, die Stabilität der Erdachse zu sichern. Auch Athemars hypothetische Verrückung der Erdachse durch Eisklumpen, die sich bald an dem einen bald an dem andern Pole über 10 geographische Meilen hoch anhäufen sollen, ist ein ähnlicher Traum, unsre tändelnde Zeit so ganz charakterisirend. Die Quantität des Meeres selbst, das an dieser Verrückung Schuld seyn soll, ist wie Humboldt gezeigt noch viel geringer, als sie Laplace angenommen; aber auch nach Laplace's Annahmen wäre ihr Verhältniß zur ganzen Erdmasse so unendlich klein, und in Bezug auf ihr specifisches Gewicht noch überdieß durch die größere Dichtigkeit der Erde in der südlichen Hemisphäre so gut ausgeglichen, daß eine bedeutende Verrückung der Erdachse nach mechanischen Gesetzen unmöglich ist, und ebenso ein Diluvium von solcher Ursache herrührend, wenn es auch denkbar wäre, daß das Polareis an einem Pole in einem einzigen Augenblicke schmelzen könnte. Mögen sich deßhalb manche Geologen im Spiele ihrer Phantasie an Mährchen von Eiszeiten und Erdachsen-Verrückungen ergötzen; mag eine solche Geologie, von ihren Anhängern als das schönste wissenschaftliche Produkt unsers Jahrhunderts verkündet werden, — die wahre Wissenschaft hat keinen Theil an ihr; denn ihre ganze breite Grundlage sind Hypothesen und Hilfshypothesen, sich stützend auf die Möglichkeit einer Erscheinung und auf Eigenschaften, die erst noch künftig an ihren Körpern entdeckt werden sollen!

Historische Classe.

In der Sitzung am 15. März d. J. las Hr. Legationsrath Frhr. v. Aretin folgende Abhandlung:

Ueber eine lateinische Handschrift der k. Universitätsbibliothek dahier, die Geschichte der Maria Stuart von 1560 bis 1569 enthaltend.

Maria Stuart ist ohne Zweifel eine der anziehendsten Gestalten der neueren Geschichte. Ihre Schönheit, die so einnehmend war, daß Freund und Feind sie als das liebreitzendste Weib ihres Zeitalters schildern, ihr sanftes Gemüth, ihre hohe geistige Bildung, endlich ihre Frömmigkeit und ihr entschiedenes Festhalten am Glauben ihrer Väter mit Hintansetzung aller weltlichen Rücksichten — alle diese Vorzüge würden ihr jedenfalls eine bedeutende Stelle anweisen, wenn sie auch nicht geborne Königin von Schottland, Prätendentin der Krone England und Gemahlin des Königs von Frankreich gewesen wäre. Die Anmuth ihres Geistes offenbarte sich in Allem, was sie sagte und schrieb. Ihre Dichtungen haben einen eigenen Ausdruck naiver Einfachheit verbunden mit sehnsüchtiger Schwermuth; auch viele ihrer Briefe

bekunden einen seltenen Reichthum des Geistes und Gemüthes. Neben der Poesie war Musik ihre liebste Erholung. Sie spielte die Laute und sang dazu mit bezaubernder Stimme. Und ein so vorzügliches Geschöpf, das bestimmt schien, eine halbe Welt zu beglücken, nur Freude und Segen um sich zu verbreiten, ward durch eine unheilvolle Verkettung von Umständen von einem Unfalle zum andern, von Katastrophe zu Katastrophe gedrängt, bis endlich der Tod auf dem Blutgerüste der durch so viele Leiden Gebeugten beynahe als eine Wohlthat erscheinen mußte.

Herrschbegierde, weibliche Eifersucht, vor Allem aber der Fanatismus des Sectenhasses waren die Feinde, welche die liebenswürdige Frau in ihrem Leben verfolgten; — und, wer sollte es glauben, dieser Fanatismus ist noch nicht erstorben; noch in unsern Tagen hat er einen berühmten Geschichtschreiber zum moralischen Scharfrichter der unglücklichen Königin gemacht. Aber auch an zahlreichen Freunden und Vertheidigern hat es der Verfolgten niemals gemangelt, und namentlich haben in neuerer Zeit die Werke von Chalmers, Fraser-Tytler, Miß Strickland u. s. w., besonders die neuesten Untersuchungen von Stanhope-Buckingham, alle dunklen Puncte aufgehellt, alle ungerechten Beschuldigungen beseitigt, und durch die genauesten actenmäßigen Erörterungen die geschichtliche Wahrheit hergestellt.

Zu diesem verdienstvollen Streben möchten auch wir unser Scherflein beytragen, indem wir auf eine bis jetzt ungekannte Quelle aufmerksam machen, deren Nachrichten zwar im Allgemeinen mit den in oben genannten Werken gelieferten Aufschlüßen übereinstimmen, welche aber doch auch so manches Neue bietet, und dabey einen so unzweydeutigen Charakter der Wahrhaftigkeit trägt, daß sie nicht nur als größere Bestätigung des bereits Bekannten, sondern auch als neue Aufklärungen gewährend unsere Aufmerksamkeit in vollem Maße verdient. Es ist dieß eine aus dem letzten Viertel des sechzehnten Jahrhunderts stammende Handschrift unter dem Titel: De rebus in Scotia gestis post serenissimae Principis Mariae Scotorum Reginae ex Gallia in Scotiam reditum.

Der Verfasser dieser Geschichte ist augenscheinlich ein Schotte, und zwar ein Mann, der hinter den Vorhang blickte, und dem der innere Zusammenhang der Ereignisse offenkundig wurde. Wir waren anfangs versucht, den vieljährigen Rathgeber und Vertheidiger der Königin, John Leslie Bischof von Roß, für den Autor zu halten. Allein die Schreibart scheint uns merklich verschieden von jener, welche in den gedruckten Schriften des genannten Bischofs gebraucht ist; auch äußert sich derselbe in dem Fragment der schottischen Geschichte, welches Jebbs in seiner Sammlung abdrucken ließ, und welches gerade da schließt, wo unsere Handschrift beginnt — nämlich bey Marias Rückkehr nach Schottland — ausdrücklich dahin, daß er es nicht an der Zeit finde, das zu beschreiben, was unter der Regierung der Königin in Schottland sich ereignet habe. Wie könnte ich, sagt er, das Elend, das sie erduldet, die hohe Frömmigkeit, die sie kund gethan, die Geduld, mit der sie bis jetzt Alles gelitten, in würdiger Weise schildern, ohne entweder zu großer Parteylichkeit und niedriger Schmeicheley gegen sie, oder des Hasses gegen ihre undankbaren Gegner beschuldigt zu werden. Selbst eine Art von nationalem Schamgefühl hat ihn, wie er beysetzt, davon abgehalten, vor dem Auslande aufzudecken, wie weit die Undankbarkeit und Treulosigkeit seiner Landsleute gegangen sey. *)

*) Die von ihm in englischer Sprache geschriebene Defense of Queen Mary's honour, welche er zuerst 1569 zu London anonym herausgegeben, und, nachdem sie hier auf Elisabeths Befehl unterdrückt worden, im J. 1571 unter dem angenommenen Namen Morgan Philippes zu Lüttich mit einigen Veränderungen wieder drucken ließ, ist eigentlich keine zusammenhängende Geschichte der Maria Stuart, sondern eine Widerlegung der Anschuldigungen, mit welchen die unglückliche Fürstin von ihren Feinden überhäuft wurde. Diese Vertheidigungsschrift findet sich auch in der Sammlung von Anderson, und neuerlich hat sie Buckingham seinen Memoirs of Mary Stuart beygefügt.

Die vorliegende Geschichtserzählung scheint aus einer jüngeren Feder geflossen zu seyn, und wir dürften vielleicht nicht sehr irren, wenn wir irgend einen jungen Geistlichen aus dem Gefolge des erwähnten Bischofs für den Schreiber halten. Auch der Umstand, daß augenscheinlich einige Mühe auf die Form verwendet ist, und der Verfasser offenbar eine Nachahmung klassischer Vorbilder beabsichtigte, — wie er denn einige Male den handelnden Personen Reden in den Mund legt, die wohl nicht ganz in dieser Weise gehalten worden sind, — scheint für solche Vermuthung zu sprechen.

Wenden wir uns jetzt zu dem Inhalte selbst!

Die Erzählung beginnt mit der Abreise Marias aus Frankreich. Bey ihrer Ankunft in Schottland fand sie den Calvinismus bereits im factischen Besitze der Herrschaft. Die Aussicht auf den Raub der Kirchengüter hatte die meisten Großen des Reichs der Religionsneuerung zugewandt. An der Spitze derselben stand der Bastardbruder der Königin, Jacob, Prior von St. Andrew's, der aber in Folge seiner Apostasie heirathete und sich zum Grafen von Murray ernennen ließ. Mit Hülfe des Fanatikers Knox, und unter dem Vorwande, die neuen kirchlichen Einrichtungen sicher zu stellen, wußte er die Leitung der Geschäfte ganz in seine Hände zu bringen. Die achtzehnjährige Königin aber ward durch Zerstreuungen aller Art, durch Jagden, Bälle, Schauspiele, Mummereien u. dgl. von den Regierungssorgen fern gehalten.

(Fortsetzung folgt.)

Verzeichniß

der in den Monaten December 1844 und Januar 1845 in den Sitzungen der historischen Classe vorgelegten Büchergeschenke.

Von der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften in Görlitz:

Neues Lausitzisches Magazin. 21., neuer Folge 8. Band. Heft 1 — 4. Görlitz 1843. 8.

Vom historischen Filial-Verein in Neuburg a/D.:

Jahresbericht für das Jahr 1843. Neuburg 1844. 8.

Collectaneen-Blatt für die Geschichte Bayerns insbesondere die Geschichte der Stadt Neuburg a/D. und deren Umgebungen. Jahrgang 1843. Bd. III. Heft 3. Neuburg a/D. 1843. 8.

Von dem Vereine für mekleuburgische Geschichte und Alterthumskunde in Schwerin:

Jahrbücher und Jahresbericht, herausgegeben von Lisch und Wex, Sekretären des Vereins. Jahrgang 9. Schwerin 1844. 8.

Register über die ersten fünf Jahrgänge der Jahrbücher und Jahresberichte. Register 1. Schwerin 1844. 8.

Quartalbericht. IX. 2. 3. X. 1. Schwerin 1844. 8.

Erster Bericht über die dem großherzogl. mekleuburg. Antiquarium zu Schwerin in dem Zeitraum von 1834 — 1844 gewordenen Vermehrungen von Lisch, Archivar. Schwerin 1844. 8.

Vom Hrn. Dr. Foelix in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. I. livr. 11. Novembre. Paris 1844. 8.

Von der société française pour la conservation et description des monuments nationaux à Paris:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. Vol. X. No. 7. Paris 1844. 8.

Vom Hrn. Joh. Friedrich Böhmer in Frankfurt:

Regesta imperii. Die Regesten des Kaiserreichs von 1246 — 1313. Stuttgart und Tübingen 1844. 4.

Vom hennebergischen alterthumsforschenden Vereine in Meiningen:

Einladungsschrift zur zwölften Jahresfeyer am 14. November 1844. Meiningen 1844. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 23.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. April.
Nro. 75. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 15. März d. J. las Hr. Legationsrath Frhr. v. Aretin folgende Abhandlung:

Ueber eine lateinische Handschrift der k. Universitätsbibliothek dahier, die Geschichte der Maria Stuart von 1560 bis 1569 enthaltend.

(Fortsetzung.)

Es spricht für die Unparteylichkeit unsers Verfassers, daß er — obgleich eifriger Anhänger seiner Monarchin — diese Schattenseite nicht übergeht. Um so mehr dürfen wir ihm Glauben schenken, wenn er gleich darauf in einer Angelegenheit, welche von den Feinden der Königin häufig zu ihrem Nachtheile ausgebeutet worden ist, eine von der bisher üblichen Darstellungsweise ganz verschiedene Erzählung giebt. Ein junger Edelmann aus der Dauphiné, Namens Chatellart, war nach Schottland gekommen, und bald darauf — wie man sagte, wegen eines Attentates auf die Sittsamkeit der Königin — öffentlich enthauptet worden. Wenn es auch hauptsächlich der überall Skandale aufspürende Brantome war, der diese Version in Umlauf setzte, so zeigen doch schon die von Raumer mitgetheilten mangelhaften Auszüge aus des englischen Agenten Randolph Berichten, daß gleich Anfangs Murray bemüht gewesen, der ganzen Sache diese Auslegung zu geben, ohne Zweifel, um die politischen Beweggründe zu verdecken. Unsere Handschrift aber sagt ausdrücklich: „Nobilis' quidam Gallus Castellarus, illustris D. Danvillaei familiaris, ... dum apud reginam de quibusdam negotiis ageret, Moravio jubente in reginae odium capite plexus est."

Man sieht, daß Murray schon damals so ziemlich alle Gewalt an sich gerissen hatte. Noch verstärkt wurde dieselbe durch den Sieg über den Grafen Huntley, das Haupt der Familie Gordon, der — empört über die gegen die Katholiken und ihre Kirche geübten Gewaltthätigkeiten — endlich zu den Waffen gegriffen hatte. Murray kühlte seine Wuth in dem Blute der Gordons; mit Mühe entriß Maria den zweyten Sohn Huntleys dem Beile des Nachrichters. Die vorliegende Handschrift berichtet alles dieses ausführlicher, als wir es irgendwo fanden, eben so auch die Unterdrückungsmaaßregeln, welche das hierauf versammelte Parlament sanctionirte.

Unterdessen hatten sich Gerüchte in Bezug auf eine bevorstehende Vermählung der Königin Maria verbreitet. Die gute Schwester und Nachbarin Elisabeth wurde dadurch beunruhigt. Um eine Heirath mit einem katholischen Fürsten zu verhindern, ordnete sie — wie unser Verfasser erzählt — eine eigene Gesandtschaft nach Schottland ab, und forderte von Maria ein Versprechen, sich nicht ohne ihre Einwilligung zu verehelichen, wogegen sie ihr die Thronfolge in England für den Fall des eigenen kinderlosen Ablebens zusagte. Maria antwortete möglichst ausweichend; aber die englischen Abgeordneten

hatten darum ihre Zeit nicht verloren; sie knüpften Verhältnisse mit den ehrgeizigen Großen an, und von dieser Zeit datirt das enge Bündniß zwischen Elisabeth und dem herrschbegierigen Murray, das als die Quelle alles folgenden über Maria hereinbrechenden Unheiles betrachtet werden muß.

Unsere Handschrift giebt einen ausführlichen Bericht über eine Unterredung, in welcher Murray sich bemühte, der Königin Maria alle Nachtheile einer Verbindung mit einem auswärtigen Fürsten auf das Lebhafteste auszumalen, — und als die Königin ihm endlich versicherte, sie sey zufrieden in ihrem Wittwenstande und würde nicht daran denken, ihn zu verändern, wenn sie nicht fürchtete, daß die Krone dann von den Stuarts an die Hamiltons fiele, — da zeigte sich seine Ehrsucht in voller Blöße. Er scheute sich nicht, der Königin vorzuschlagen, daß sie ein Parlament berufen und ihn — ungeachtet der Makel seiner Geburt — zu ihrem nächsten Thronerben einsetzen möchte. Als Maria, sagt unser Berichterstatter, diese unleidliche Herrschbegierde des Mannes erkannte, auf den sie bisher ihr Vertrauen gesetzt, konnte sie die Thränen nicht zurückhalten. Aber bald faßte sie sich und verwies dem Halbbruder in entschiedenem Tone seine verwegenen Absichten, deren Verwirklichung bey der großen Macht und dem offenbaren Rechte der Hamiltons nur Verwirrung und Unheil über ganz Schottland bringen würde.

Da Murray diesem Plane entsagen mußte, dachte er auf andere Mittel, seine Herrschaft zu sichern. Er wußte, daß die Oheime Marias in Lothringen fortwährend auf ihre Wiederverehelichung bedacht waren und dabey Verbindungen mit regierenden Häusern im Auge hatten. Von einem solchen Gemahle fürchtete er mit Recht eine Schmälerung seines unbeschränkten Einflußes und der bisher geübten Herrschaft. Deßhalb suchte er die Königin zu einer Heirath zu bewegen, welche ihm in dieser Beziehung gefahrlos schien, nämlich mit ihrem jungen Vetter Heinrich Stuart, der den Titel Lord Darnley führte und durch seine Mutter den nächsten Anspruch nach Maria auf den Thron von England hatte. Nach Melvils Memoiren rührte die erste Idee zu dieser Verbindung von Leicester, dem Günstlinge Elisabeths, her, der darin ein Mittel fand, einer Intrigue Cecils entgegen zu arbeiten. So viel ist sicher, daß Murray und Leicester darüber Briefe wechselten, und daß ersterer hoffte, der junge, unerfahrene, vergnügungslustige Darnley werde seiner Herrschsucht keinen Eintrag thun. Er war es auch, welcher denselben aus England kommen ließ und der Königin vorstellte.

Plötzlich aber ändert sich die Scene. Elisabeth sendet Trockmorton nach Schottland mit dem Auftrage, die beschlossene Verbindung auf jede Weise zu verhindern. Murray, der der Königin von England ganz ergeben ist, und vielleicht in Darnley die gehoffte Schmiegsamkeit nicht gefunden hat, erklärt sich nun ebenfalls gegen die Heirath. Unterstützt durch die Ränke und die Geldmittel des englischen Gesandten gelingt es ihm, für seine Absichten eine mächtige Partey unter den schottischen Großen zu gewinnen, welche bald darauf die Fahne des Aufruhrs erhebt. Aber Maria bleibt fest. Nachdem sie den 29. Julius 1565 ihre Vermählung mit Darnley gefeyert und diesem den Königstitel ertheilt, rückt sie selbst an der Spitze eines Heeres gegen die Empörer.

Wenn den Berichten des englischen Agenten, aus welchen Hr. v. Raumer mit so großer Selbstgefälligkeit alle diese grellen Schilderungen von Marias Unpopularität ausgezogen hat, einiger Glauben beyzumessen wäre, so wäre es freylich unbegreiflich, warum die Empörer, die über so bedeutende Streitkräfte zu verfügen hatten und durch englisches Gold unterstützt waren, so schnell die Flucht ergriffen. Sie wandten sich nach England, der „Zufluchtsstätte für alle schottischen Verräther.“

Auf den 10. März 1566 berief Maria die drey Stände des Reichs, um in gesetzlicher Weise über den Hochverrath der geflüchteten Großen das Urtheil zu fällen. Zugleich sollten alle gegen den Katholicismus erlassenen Edicte wenn auch nicht zurückgenommen, doch wenigstens gemildert werden. Der Geheimschreiber der Königin, David Riccio, ein Piemonteser, welchen der savoyische Gesandte bey seiner letzten Anwesenheit der Königin überlassen hatte, betrieb diese beyden Angelegenheiten mit großem Eifer. Aber auch die in Schottland zurückgebliebenen Freunde

Murrays waren nicht unthätig. Vor Allem waren sie bedacht, die Eröffnung der Reichsversammlung zu verhindern, und den gewandten Piemontesen, der alle Einleitungen hiezu mit vieler Klugheit getroffen hatte, und der ihnen als eifriger Katholik und treuer Diener der Königin verhaßt war, aus dem Wege zu räumen. Es ward ihnen nicht schwer, den König, der ohnehin seit einiger Zeit nicht im besten Vernehmen mit seiner Gemahlin stand, und das Vertrauen, das sie dem italienischen Secretär schenkte, mit mißgünstigen Augen sah, zu ihrem Mitschuldigen zu machen. Am 1. März ward ein geheimer Vertrag zwischen ihnen und Darnley unterzeichnet, worin die Ermordung Riccios beschlossen wurde. Unsere Handschrift versichert, daß der schwache König bey dieser Gelegenheit mit den Verschwornen übereinkam, sie in ihre Aemter und Güter wieder einzusetzen, die Uebung jedes Gottesdienstes außer dem calvinischen gänzlich zu untersagen, und die Königin für unfähig zur Regierung zu erklären. Dieser letztere Punct findet sich jedoch nicht in den von Buckingham mitgetheilten Vertragsurkunden. Wahrscheinlich ward er nur mündlich verabredet.

Gerade einen Tag, ehe das Parlament seine Arbeiten beginnen sollte, geschah die Ermordung Riccios (9. März 1566). Unser Berichterstatter erzählt dieses Ereigniß ganz in der bekannten Weise. Doch wird auch durch seine Erzählung bestätigt, daß die Königin mit ihrer Halbschwester der Gräfin Argyle beym Abendessen saß, während mehrere Herren des Hofstaates, darunter auch Riccio, in der Nähe standen. Daß Riccio mit am Tische gesessen, ist eine verläumderische Erdichtung. Die unwürdige Behandlung, welche die Königin nach vollführter Gräuelthat zu erdulden hatte, beweist, daß man zum Aeußersten gegen sie entschlossen war. Schon am zweyten Tage nach dem Ereigniß kam Murray aus England zurück; er war längst nicht nur von Allem unterrichtet, sondern höchst wahrscheinlich der Urheber des ganzen scheußlichen Complottes gewesen. Die Verschworenen waren nunmehr Herren des Königreichs; das Parlament hatten sie durch die Autorität des Königs aufgelöst, ihn selbst bethörten sie dadurch, daß sie ihm für seine Person den Thron von Schottland versprachen. Die vorliegende Handschrift berichtet mit Bestimmtheit, daß bey dieser Gelegenheit die Verabredung getroffen wurde, der Königin, falls sie nicht zum Calvinismus sich bekehre, das Leben zu nehmen, alle Katholiken zu ermorden oder aus dem Königreiche zu verjagen und allen katholischen Gottesdienst bey Todesstrafe zu verpönen. (Andere Quellen geben die Versicherung, daß Maria um diese Zeit den Mordplanen der Verschwornen nicht entgangen wäre, wenn man nicht geglaubt hätte, daß sie ohnehin den Folgen des erlittenen Schreckens unterliegen müßte.)

Da erwachte aber Darnleys Gewissen. Er warf sich der Königin zu Füssen und enthüllte ihr die ganze Furchtbarkeit der gegen sie gerichteten Plane. Sie verzieh ihm und verabredete mit ihm die Mittel zur gemeinschaftlichen Flucht. Obgleich im sechsten Monate schwanger erreichte sie noch in derselben Nacht nach einem anstrengenden Ritte das Schloß Dunbar, wo alsbald der treu gebliebene Adel sich um sie versammelte. Diese Treulosigkeit, wie sie es nannten, konnten die Verschwornen dem unglücklichen Darnley niemals vergeben; von diesem Augenblicke war sein Untergang beschlossen.

Die Mörder Riccios — Morton, Lindsay und Ruthven — flohen nach England, wo sie bey Elisabeth Schutz und Verwendung fanden; Murray aber, seine Unschuld vorschützend und Unterwerfung heuchelnd, war geblieben und wußte zuletzt auch die Erlaubniß zur Rückkehr seiner Freunde zu erwirken.

Die Königin war unterdessen von einem Prinzen (dem nachherigen König Jacob VI.) entbunden worden. Den Oberbefehl ihrer Kriegsmacht hatte sie dem Grafen Bothwell, einem persönlichen Feinde Murrays anvertraut. Auf den Ehrgeiz dieses rohen Kriegers gründeten die Verschworenen ihre neuen verruchten Plane, deren Vollführung nicht nur Darnley, sondern auch Bothwelln und Maria selbst den Untergang bereiten sollte. Der erste Gegenstand ihrer Rache war Darnley, welchen sie für den an ihnen begangenen Verrath zu bestrafen hatten. Zu dem Ende nährten sie in Bothwell den Gedanken, daß er der passende Gemahl für die Königin sey; er habe nichts zu thun, als sich von seiner Frau

scheiden zu lassen, und den König aus der Welt zu schaffen; sie würden dann seine Verbindung mit Maria nach allen Kräften befördern. Bothwell gieng in die Falle; Darnley ward ermordet, das Haus, welches er bewohnt, in die Luft gesprengt. Die Verschwornen hielten sich unterdessen ganz ruhig; nur sorgten sie dafür, daß die Meynung des Volkes sogleich Bothwell als den Mörder des Königs bezeichnete. Elisabeth war höchst aufmerksam auf diese Ereignisse; sie schickte den gewandten Killegrew nach Schottland, unter dem Vorwande von Beyleidsbezeigungen; er hatte häufige Zusammenkünfte mit den Verschwornen, welchen der Beystand der Königin von England eine mächtige Stütze verlieh.

Das Trauerspiel nähert sich jetzt seiner Entwickelung. Bothwell, ungeduldig die Früchte seiner Mißethat zu genießen, raubt am 24. April 1567 die Königin auf dem Wege zwischen Stirling und Edinburg, und führt sie zuerst nach Dunbar dann in das Schloß von Edinburg, wo er sie zwingt ihn zu heirathen.

(Schluß folgt.)

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe im Monat März 1845 vorgelegten Druckschriften.

Durch Herrn v. Reiffenberg in Brüssel:

Compte-rendu des séances de la commission royale d'histoire, ou recueil des ses bulletins. T. 1. (4 Août 1834 — 5 Août 1837) ed. 2. Bruxelles 1844. 8.

Von dem Vereine für Geschichte der Mark Brandenburg in Berlin:

Märkische Forschungen. Band 2., erste Hälfte. Berlin 1844. 8.

XV. Zweyte Fortsetzung der Uebersicht von den wissenschaftlichen Verhandlungen und Vorträgen in den Sitzungen des Vereins. Jahr 1843. 8.

Von dem Herrn Dr. Nikolaus Haas, Pfarrer bey St. Martin und erzbischöfl. geistl. Rath in Bamberg:

Geschichte der Pfarrey St. Martin zu Bamberg und sämmtlicher milden Stiftungen der Stadt. Mit 3 Abbildungen und 114 Urkunden. Bamberg 1845. 8.

Von dem Hrn. Dr. Madler, Revierförster in Amorbach:

Geschichte und Topographie der Stadt Miltenberg in Beziehung auf die bürgerlichen Wehranstalten. Amorbach 1842. 8.

Das Kloster auf dem Engelberg. Geschichtlich topographisch beschrieben. Amorbach 1843. 8.

Von der Société française pour la conservation et la description des monuments nationaux à Paris:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France; dirige par M. de Caumont. Vol. XI. No. 1. Paris, Caen etc. 1844. 8.

Von dem Vereine für hamburgische Geschichte in Hamburg:

Zeitschrift. Bd. 2. Heft 1. Hamburg 1844. 8.

Von dem Herrn Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue de droit français et étranger. T. II. livr. 2. Février 1845. Paris 1845. 8.

Von der Gesellschaft für nordische Alterthumskunde zu Kopenhagen:

Antiquarisk Tidsskrift 1843 — 1845. Förste Hefte. Kjöbenhavn 1844. 8.

Jahresversammlung den 27. Januar 1844. (Nebst einer Continuationssitzung am 27. April.) Kopenhagen. 8.

Von dem Hrn. N. C. L. Abrahams, Professor an der k. Universität zu Kopenhagen:

Description des manuscrits français du moyen âge, de la bibliothèque royale de Copenhague. Copenhague 1844. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 24.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. April.
Nro. 76. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 15. März d. J. las Hr. Legationsrath Frhr. v. Aretin folgende Abhandlung:

Ueber eine lateinische Handschrift der k. Universitätsbibliothek dahier, die Geschichte der Maria Stuart von 1560 bis 1569 enthaltend.

(Schluß.)

Der Verfasser der vorliegenden Geschichts-Erzählung nimmt keinen Anstand, dem Glauben seiner Zeit gemäß den geringen Grad von Widerstand, welchen die Königin Bothwells Gewaltthätigkeiten entgegensetzt, den von diesem angewandten Zauberkünsten zuzuschreiben. („Neque vero hic silentio praetereundum est, quod plerique veritati maxime conforme referunt, reginae animum a Bothvellio magicis incantationibus delusum ad speciem illam matrimonii pertractum fuisse, cum non videam, quadam alia ratione dissimile adeo anteactae ejus vitae propositum extorqueri alioquin ab ea potuisset.“) Es läßt sich nicht läugnen, daß diese Verbindung mit Bothwell ein dunkler Flecken in Marias Geschichte ist. Wenn wir aber bedenken, daß die unglückliche, von Allen verlassene, überall mit Verrath umgebene Fürstin gegen den eigenen Bruder, der ihr Krone und Leben rauben will, Schutz und Hülfe suchen muß, und diese endlich bey dem thatkräftigen Kriegsmann zu finden hofft, der schon früher ihre Sache siegreich vertheidigt hat, so werden wir gewiß zu milderem Urtheil gestimmt. (Von den berüchtigten Sonneten und Briefen an Bothwell, deren Unächtheit der neueste Biograph Marias — Buckingham — mit überwiegenden Gründen dargethan, macht unsere Handschrift keine Meldung.)

Für Marias Feinde war nunmehr der Zeitpunct gekommen, sie auf immer zu Grunde zu richten. Demselben Bothwell, den das ganze Königreich als den Mörder ihres Gemahls bezeichnet, hat sie ihre Hand gereicht. Wie könnte sie dieß, wenn sie nicht seine Schuld theilte, sagen ihre Verfolger. Dem puritanischen Haße der calvinistischen Prediger ist ein weites Feld geöffnet, sie mit seinen Verläumdungen zu überschütten. Auf allen Kanzeln wird gegen sie geeifert; ihre Anhänger werden zum Schweigen gebracht. Murray zwar ist nach Frankreich gegangen, damit man ihn nicht beschuldigen könne, er habe gegen seine Schwester und Wohlthäterin die Waffen ergriffen; aber seine Freunde sind gut instruirt. Nachdem Bothwell die Königin nach Borthwick-Castle geführt, umringen sie das Schloß mit ihrem Kriegsvolk, so daß jene sich kaum retten können. Unterhandlungen werden nun eingeleitet; aber zugleich nimmt der Abfall unter Marias oder vielmehr Bothwells Truppen überhand. Sie selbst läßt sich endlich durch die Versprechungen der Verschwornen bethören; während Bothwell mit wenigen Anhängern die Flucht ergreift, überliefert sie sich in die Hände ihrer Feinde. Im Widerspruch mit den gegen sie eingegangenen Verpflichtungen wird sie ihrer

Freyheit beraubt zuerst nach Edinburg, dann in das Schloß Lochleven geführt, und hier wird sie von Lindsay — einem der Mörder Riccios — durch furchtbare Drohungen dahin gebracht, eine Entsagungs-Urkunde zu unterzeichnen. Gleich darauf wird ihr Sohn, ein Kind von einem Jahre, zu Stirling als König gekrönt; Murray wird Regent, und die erste Verfügung, die er trifft, ist die Entfernung aller Katholiken aus den öffentlichen Aemtern, die sie noch hie und da inne hatten.

Bothwell hatte sich zu Schiffe nach Norwegen und von da nach Dänemark geflüchtet, wo er seine letzten Lebensjahre in Gefangenschaft zubringen mußte. Die von Murray begehrte Auslieferung ward von dem Dänenkönig verweigert. Unsere Handschrift giebt ausführliche Nachricht über das Bekenntniß, welches Bothwell am 5. December 1576 kurz vor seinem Tode im Schloße zu Malmar in Gegenwart des Bischofs von Stone und vier adeliger Zeugen ablegte. Deren Namen werden — wohl nicht mit ganz richtiger Orthographie — in folgender Weise angegeben: „Baringus Caldver castelli de Malmar dominus, Octobace ex castello de Chingbrach, Pavis Braun ex castello de Restur, et D. Gaillionstart ex castello de Fulmunster.“ Außerdem waren noch vier Richter derselben Stadt zugegen. Nachdem diese den Sterbenden gebeten, alles zu bekennen, was er über den Tod Darnleys wisse, und nachdem sie ihn an den Tag des jüngsten Gerichtes erinnert, an welchem auch das Verborgenste vor den Augen Aller offenbar seyn werde, gab er die bestimmte Versicherung, die Königin habe um jene Frevelthat nicht gewußt, noch viel weniger habe sie ihre Einwilligung dazu gegeben, sondern er selbst habe aus eigenem Willen den Untergang des Königs bewirkt; der Beystimmung folgender Herren sey er aber vorher versichert gewesen: Jacob Graf von Murray, Robert Abt von Heiligenkreutz, die Grafen Morton, Glencaren und Argyle, die Lords Fleming, Boyd, Glammes, Hume, Jacob Balfour, Grange, Lethington und mehrere andere, welche alle, obgleich nicht sämmtlich gegenwärtig, doch durch schriftliche Verpflichtung und durch Ertheilung von Rathschlägen ihre Theilnahme bethätigten. Eben so bekannte er, daß er Zauberkünste angewendet, um die Königin sich geneigt zu machen; besonders habe er sich hiezu gewisser durch Zauberey bereiteter flüßer Wasser bedient — eine Kunst, welche er in Paris erlernt habe. Auf die Wahrheit dieser Beicht empfieng er das heilige Sacrament der Eucharistie, und gab bald darauf seinen Geist auf. So viel uns bewußt ist, enthält keine andere Quelle so vollständige und bestimmte Nachrichten über Bothwells letzte Aussagen.

Ein von Murray auf den 15. December 1567 berufenes Parlament sanctionirte nicht nur mehrere Decrete zur vollständigen Abschaffung des Papstthums im ganzen Königreiche, sondern ordnete auch die fernere Gefangenhaltung der Königin an, indem es die Verfügung über ihre Person dem Ermessen Murrays anheim stellte. Am 3. Mai gelang es aber Maria durch List aus dem Schlosse Lochleven zu entkommen, und in kurzem sammelte sich eine große Anzahl getreuer Edelleute um ihre Person. Ihr erstes Geschäft war jetzt, die ihr abgenöthigte Entsagung zu widerrufen; aber unglücklicher Weise ließ sie sich abermals in Unterhandlungen ein, welche von ihren Feinden nur dazu benützt wurden, einen Theil ihrer Anhänger abwendig zu machen. Nach der Niederlage von Langside eilte Maria der englischen Gränze zu; hier angekommen forderte sie Rath von ihren Begleitern. Die Lords Harris und Boyd stimmten für die Flucht nach England; Johann Hamilton, Erzbischof von St. Andrew's, dann die Lords Levingston und Fleming beschwören sie, die Gränze nicht zu überschreiten. Endlich entschloß sich die Königin — „nescio quam in Angliae regina spem falso repositam habens,“ sagt unser Berichterstatter —, dem Rathe der beyden erstgenannten zu folgen. Aber sie sah sich nur zu bald enttäuscht, indem sie auf englischem Boden sogleich als Gefangene behandelt wurde. „Poenitentia tandem, sed sera et inutilis, animum ejus subiit, quod tantorum virorum fideli consilio neglecto omnibus fortunae periculis imprudens sese commisisset.“ Unterdessen hatten die ihr treu gebliebenen Großen, namentlich die Grafen Huntley und Argyle ein Heer von zehntausend Mann gesammelt, mit welchem sie den Regenten so sehr in die Enge trieben, daß er sich Hülfe suchend an seine alte Verbündete die Königin Elisabeth wenden mußte. Diese Hülfe ward ihm

auch alsbald gewährt. Elisabeth wußte durch die süßesten Versprechungen Maria dahin zu bringen, daß sie ihren Freunden befahl, die Waffen niederzulegen, und den Ausgang der von der englischen Königin zu York angesezten Conferenzen zu erwarten, in welchen alle Mißverhältniße zwischen Maria und ihren rebellischen Unterthanen ausgeglichen werden sollten.

Diese Verhandlungen, die Anfangs zu York, später zu London gepflogen wurden, sind in unserer Handschrift mit großer Ausführlichkeit erzählt. Mit Abscheu erblickt man das ganze Gewebe von Arglist und Heimtücke, mit welchem Elisabeth ihr unglückliches Opfer zu umspinnen wußte. Es würde uns zu weit führen, auch hier in Einzelheiten einzugehen, um so mehr als wir über die Geschichte dieser Verhandlungen bereits eine ausführliche Darstellung besitzen, nämlich die von dem Bischof von Roß in englischer Sprache geschriebene und in der Sammlung von Anderson abgedruckte actenmäßige Relation. Für die geheime Geschichte der Conferenzen zu York und Westminster liefert jedoch unsere Handschrift mehrere interessante Aufschlüße, namentlich über das Einverständniß zwischen Elisabeth und Murray. Der Verfasser versichert, diese Aufschlüße von den beyderseitigen Bevollmächtigten selbst erhalten zu haben.

Die vorliegende Handschrift führt uns bis zu den Unterhandlungen, welche — scheinbar mit Einwilligung der Königin Elisabeth — über eine Vermählung Marias mit dem Herzog von Norfolk Statt fanden. Hier bricht sie zu unserm großen Leidwesen mitten im Satze ab. Wie Schade, daß dieselbe kundige Feder nicht auch die beynahe zwanzigjährige Gefangenschaft der unglücklichen Maria und ihren heldenmüthigen Martyr-Tod geschildert hat. Vielleicht liegt diese Fortsetzung noch in irgend einer Sammlung begraben; es wäre ein wahrer Gewinnst für die Geschichte, wenn sie aufgefunden und zu Tage gefördert würde.

Verzeichniß

der in den Monaten September, October und November an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Fortsetzung.)

Von der Société Linnéenne de Bordeaux:

Actes. Tom. IV — XIII. Bord. 1831 — 1843. 8.

Bulletin d'histoire naturelle. Tom. 3. 1829. II. ed. Tom. I. 1833. Bord. 8.

Von der kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher in Breslau:

Verhandlungen. Bd. 12. 1843. II. Abth. 1844. Bd. 19. 1. Suppl. 1843. Breslau u. Bonn. 4.

Von der Académie Royale des sciences et belles lettres de Bruxelles:

Bulletin. Tom. X. No. 8 — 12. Tom. XI. 1 — 8. Brux. 1843. 44. 8.

Observations des phénomènes périodiques. (Extrait du Tom. XVII. de mémoires.) Brux. 4.

Annuaire de l'académie (année 10.) Brux. 1844. 12.

Mémoires couronnés et mémoires de savants étrangers. Tom. XVI. 1843. Brux. 1843. gr. 4.

Instructions pour l'observation des phénomènes périodiques. Brux. 4.

Vom historischen Verein von Niedersachsen in Hannover:

Vaterländisches Archiv. Heft 1 — 4. 1843. Hannover 1843. 8.

Verzeichniß der Handschriften und Incunabeln der Stadtbibliothek zu Hannover von Grotefend. Hannover 1844. 8.

Von der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte in Kiel:

Nordalbinische Studien. Neues Archiv. I. Bd. 1. Heft. Kiel 1844. 8.

Von der Geological Society of London:

Proceedings. Vol. IV. No. 98. Lond. 1844. 8.

Von der Accademia reale delle scienze di Napoli:

Rendiconto delle adunanze e de lavori. No. 1—12. Napoli 1842. 43. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hébdomadaires des séances. Tom. XIX. No. 4 — 15. Juillet — Octbr. 1844. Paris 1844. 4.

Von der imprimerie royale à Paris:

Journal des Savants. Juin, Juillet, Août 1844. Par. 1844. 4.

Durch die kais. russische Gesandtschaft:

Katalog der Mongolischen, Thibetanischen, Sanskrit ꝛc. Handschriften aufbewahrt in der Bibliothek zu St. Petersburg. St. Petersburg 1844. 8.

Von der Gesellschaft für Pommerische Geschichte und Alterthumskunde in Stettin:

Baltische Studien. Jahrgang 10. Heft 1. Stettin 1844. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Stockholm:

Öfversigt af Kongl. Vetenskaps Akademiens Förhandlingar. Årg 1. No. 1 — 7 1844. Stokh. 8.

Handlingar för år 1842. Stokh. 1843. 8.

Års-Berättelse om botaniska arbeten och upptächter för är 1838. Af. Joh. Em. Wikström. Stokh. 1842. 8.

Årsberättelse om zoologiens framsteg under åren 1840 — 1842. af S. Lovén. Stokh. 1844. 8.

Årsberättelse om framstegen i Kemi och Mineralogie afgifven den 31 Mars 1844. af Jac. Berzelius. Stokh. 1844. 8.

Tal af Akademiens Praeses Herr Friherre C. G. von Brinkmann etc. Den 31. Mars 1843. Stokh. 1843. 8.

Tal af Kongl. Vetenskaps-Akademiens Praeses Herr Järta etc. hället den 31 Mars 1839. På hundrade ärs dagen efter Akademiens instiftelse. Stokh. 1843. 8.

Von dem Vereine für Vaterlandskunde in Stuttgart:

Württembergische Jahrbücher. Herausgegeben von dem statistisch-topographischen Bureau. Jahrgang 1841. Heft 2. 1843. Jahrgang 1842. Heft 1. und 2. 1844. Stuttg. u. Tübingen. 8.

Beschreibung des Königreichs Württemberg. Heft 17 — 20. Stuttg. u. Tübingen 1842 — 44. 8.

b. Von einzelnen Gelehrten:

Vom Hrn. Dr. Bernhard Bolzano in Prag:

Versuch einer objectiven Begründung der Lehre von den drey Dimensionen des Raumes. Prag 1842. 4.

Vom Hrn. Marquis de Caligny, membre de l'acad. de Roy. des sciences de Turin:

Rapport sur la machine hydraulique à flotteur oscillant. 4.

Vom Hrn. de la Casa, Prof. in Padua:

Proposizioni fondamentali del metodo differenziale dimostrate sinteticamente etc. Padua 4.

Sulle e quazioni di terzo e quarto grado. Padua 1840. 4.

Vom Hrn. Prof. Doppler in Prag:

Ueber eine bey jeder Rotation des Fortpflanzungsmittels eintretende eigenthümliche Ablenkung der Licht- und Schall-Strahlen. Prag 1844. 4.

Vom Hrn. Dr. Foelix in Paris:

Revue de droit français et étranger. Tom. prem. 9. 10. 11. livraison. Septbr. — Octbr. 1844. Paris 1844. 8.

Vom Hrn. Ambrosio Fusinieri in Vicenza:

Risposte su la rugiada, su la scomparsa della neve etc. ad Articoli dei signori Macedonio Melloni ed Angelo Bellani. 4.

Vom Hrn. van der Hoeven en de Vriese in Leiden:

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en physiologie. (Elfde Deel. 2. Stnk.) Leiden 1844. 8.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. April.

Nro. 77. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Ueber die Iliade und das Nibelungenlied. Neun literarische Abendunterhaltungen in dem Museum zu Carlsruhe von Karl Zell, Dr. philos., großherzogl. bad. Ministerialrath ꝛc. Carlsruhe, 1843. X und 382 S.

Die Zeichen der Zeit lassen gewiß jeden Versuch als dankenswerth erscheinen, wodurch das Band zwischen der Gegenwart und Vorzeit erhalten, und den Geistern mehr eine einfache und starke Nahrung, wie sie aus den klassischen Werken der Alten und unserer vaterländischen Litteratur geschöpft werden kann, als übergewürzte, krankhaft aufreizende Mittel geboten werden. Dieß läßt sich am sichersten erzielen, wenn die Gelehrten nicht bloß zur Bewahrung der uns von den Vorfahren überlieferten geistigen Schätze, sondern auch dazu beytragen, daß die Kenntniß derselben immer weiter ausgebreitet und daß, da im Reiche der geistigen Bildung alles innig zusammenhängt, all' das Gute und Schöne, was die Vorzeit als ein heiliges Vermächtniß in den Kreisen der Religion, der Sitte und der Litteratur uns zurückgelassen hat, immer vollständiger und richtiger erfaßt werde, damit, wie bey dem Fackellaufe an den griechischen Festen, einer dem andern die Fackel der Erkenntniß und Wissenschaft übergebe, und nach Vermögen dahin wirke, daß die Flamme der Fackel selbst weder ein buntes, durch Eitelkeit und Willkühr erkünsteltes Feuerwerk, noch eine Brandfackel werde, welche die Grundlagen der Gesellschaft bedroht, sondern daß sie ihr Feuer bewahre, und darin den Abglanz eines höheren, über allem irdischen Wechsel erhabenen Lichtes stets wiederstrahlen möge.

Der Herr. Verf. des vorliegenden Werkes, einer der geistreichsten und gelehrtesten Kenner des klassischen Alterthums und der neuen Litteratur, hat zur Erreichung dieses schönen Zieles schon sehr viel geleistet, und auch in diesem einen neuen, höchst schätzbaren Beytrag geliefert. Dasselbe verdankt seine Entstehung den Vorträgen, welche er im Museum zu Carlsruhe vor einem zahlreichen Publicum hielt, um die Aufmerksamkeit und Theilnahme größeren klassischen Meisterwerken der Poesie zuzuwenden, welche jetzt in dem Gedränge kleiner und leichter Lectüre so oft unbeachtet bleiben, und auf diese Weise das Interesse für wahre und ächte Poesie im Allgemeinen zu fördern. Wer dieß thut, der gewährt nicht bloß eine flüchtige, vorübergehende Unterhaltung, in so ferne dadurch, daß er das Interesse für wahre und ächte Poesie in uns und andern weckt und belebt, zugleich die Pflege und Veredlung der Phantasie und des Gefühles, welche beyde Seelenkräfte auf das menschliche Denken und Wollen einen so mächtigen Einfluß ausüben, gegen die einseitige Ausbildung des Verstandes gewahrt, der Werth, welchen das Schöne auch außer der egoistischen Richtung auf das materiell Nützliche an sich hat, anerkannt und die Seele zur Empfindung und Aufnahme der sittlichen Schönheit und Güte gestimmt wird. Die einseitige Richtung auf das ideale und poetische Element verleitet leicht zur Schwärmerey und Verweichlichung des Charakters, die entgegengesetzte einseitige Richtung aber führt nur zu oft zu einer gewissen

Gemeinheit der Gesinnung; deßhalb soll zum Nützlichen sich stets das Schöne gesellen.

Der Hr. Verf. wählte sich zum Gegenstande seiner Vorträge zwey der größten poetischen Werke aller Zeiten, die Iliade und das Nibelungen-Lied, welche außer ihrem hohen poetischen Werthe zugleich als wahre und würdige Repräsentanten des griechischen und germanischen Geistes gelten können. Obschon er seine Vorträge nicht für Gelehrte hielt, und bey der Herausgabe derselben zunächst die Freunde der schönen Litteratur und unsere mit den klassischen Werken beschäftigten Jünglinge, welche nicht zu Sprachgelehrten von Profession zu bilden, sondern zu einem Geist und Herz veredelnden Studium derselben anzuleiten sind, im Auge hatte, und solchen Lesern einigen Nutzen und einiges Vergnügen zu verschaffen suchte, so dürfte das Buch doch auch für Gelehrte nicht ohne vielfache Belehrung seyn. Es enthält einen großen Reichthum fruchtbarer Gedanken und wichtiger Aufschlüsse über, bedeutende Punkte der Culturgeschichte, welche bey gehöriger Beachtung in manche bisher irrig oder nicht vollkommen klar aufgefaßte Gebiete Licht bringen dürften. Deßhalb halten wir eine Anzeige desselben der Bestimmung dieser Blätter ganz angemessen. Wir wollen zunächst eine Uebersicht des Inhaltes geben. Im ersten Vortrage betrachtet der Hr. Verf. das Epos im Allgemeinen nach seinem Wesen, Werthe, nach seiner Geschichte und seinen Hauptgesetzen (S. 1 — 26), im zweyten (S. 26 — 89) legt er den Inhalt der Iliade dar, welchen er im dritten (S. 90 — 141) näher erörtert und beurtheilt. Im vierten und fünften stellt er (S. 142 — 209) den Inhalt des Nibelungenliedes durch eine Wiedererzählung im verjüngten Maaßstabe dar, welchen er im sechsten und siebenten (S. 210 — 282), wie er bey der Iliade that, näher ins Auge faßt. Im achten (S. 283 — 323) spricht er von der Form beyder Gedichte, im neunten (S. 324 — 382) endlich handelt er von der Entstehung derselben.

Die erste und neunte Vorlesung scheinen uns bey weitem die inhaltschwersten, weßhalb wir dieselben besonders berücksichtigen und auf die Resultate aufmerksam machen wollen, welche der gelehrte Hr. Verf. durch seine gründlichen Studien der alten und neuen Litteratur gewann.

Wie in dem Jugendalter der Individuen, so herrscht in der frühesten Bildungsperiode der Völker unter den menschlichen Seelenkräften Phantasie und Gefühl vor (S. 5), eine Erscheinung, welche auf ihre Denk- und Anschauungsweise eine doppelte Wirkung hatte. Es wurden nämlich zuvörderst Personen, Ereignisse und Handlungen der wirklichen Welt in dem Lichte der Phantasie aufgefaßt, mannigfaltig geändert und ausgeschmückt und Wahrheit und Dichtung in einander geflochten. Die freyer und kräftiger waltende Phantasie verschönerte aber nicht bloß das Wirkliche, sondern sie stellte — und diese Wirkung ist noch beachtenswerther — mit freyem Schaffen Gefühle und Vorstellungen in ihrer Weise dar, und übersetzte gleichsam die Sprache des Verstandes und der allgemeinen Begriffe in ihre Bildersprache, oder richtiger gesagt, diese Bildersprache der Phantasie ist die erste, ursprüngliche und sie ist erst im Laufe der Zeit allmählig in die Sprache des Verstandes übersetzt worden. Was die alten Völker in ihrer Kindheit in erregter Stimmung fühlten, empfanden, ahnten, sprach sich bey ihnen nicht in Begriffen aus, sondern derselbe Stoff, welchen eine spätere Zeit in Begriffen ausdrückt, stellte sich hier durch das Medium der Phantasie in analogen Bildern dar. So wurden Kräfte und Erscheinungen der Natur auf jener frühen Stufe der Menschheit auf eine so sinnliche Weise aufgefaßt und bezeichnet, daß sie als lebendige Wesen, als Personen dargestellt wurden, welche die Phantasie dann auch als solche handeln und wirken ließ. Die uns in der Sage, welche als freyes Produkt der Phantasie das ganze Fühlen, Glauben, Denken, kurz das ganze geistige Leben der Vorwelt enthält, begegnenden Wesen und ihr Wirken sind also Geschöpfe der Einbildungskraft, aber diese sind nicht von der Willkühr und Laune einzelner Menschen ausgehende Einbildungen, sondern ihre Entstehung ist das Produkt der ersten, nach innerer Nothwendigkeit und nach gewissen Gesetzen vorgehenden Arbeit des menschlichen Geistes, der gleichsam unbewußt in lebensvollen Bildern veranschaulicht, was spätere Generationen in die Sprache des Verstandes und der philosophischen

Speculation übersetzen, so daß die Sage ihrem Wesen und Inhalte nach Poesie ist, was vorzüglich berücksichtigt werden muß, wenn man die älteste Geschichte der phantasiereichen Griechen gehörig würdigen und verstehen will.

Bey einem großen Reichthume von Sagen und poetischer Produktionskraft (S. 9) entstehen allmählig, besonders wenn die einzelnen Zweige eines Volkes sich mehr einander nähern und zu größeren Ganzen verwachsen, zahlreiche, in mannigfaltiger Beziehung zu einander stehende Sagenkreise, welche den Stoff zu entsprechenden Dichtungen bilden. Bey aller Verschiedenheit, welche sich nach dem individuellen Charakter der Völker in solchen Liedern offenbart, haben dieselben die Eigenschaft mit einander gemein, daß sie, wie wild wachsende Pflanzen, aus dem Boden der Volksthümlichkeit frey hervor blühen, und durch mündliche, lebendige Ueberlieferung sich erhalten. Wie die Sage den Stoff zu den ersten und ältesten Gesängen liefert, so bereichert und formt sodann auf der andern Seite auch wieder der Gesang die Sage, und entwickelt lebensvolle, aber nur erst aufsprossende Keime zu reichen und vollen Blüthen. Die epische Poesie kommt in der Regel zuerst und vor der lyrischen zur Ausbildung und Reife (S. 12). Da die lyrische den unmittelbaren Ausdruck der eigenen Empfindung enthält, so sollte man eher das umgekehrte Verhältniß erwarten. Wenn aber auch einzelne rhythmische Aeußerungen der Empfindung das erste Element der Poesie sind, so läßt sich doch wohl erklären, warum die größern Hervorbringungen gerade auf dem epischen Gebiete vorausgehen, und warum das Epos als Kunstgattung sich früher ausbildet. Was wir bey dem Kinde sehen, daß es anfangs mehr in Gegenständen und Personen außer ihm zum Bewußtseyn kommt, als in sich selbst, das findet sich auch im Kindesalter der Völker. Ungeachtet des unmittelbaren und mächtigen Eindruckes, welchen natürlicher Weise die eigenen Erlebnisse auf jedes Individuum machen, ja gerade wegen dieses mächtigen Eindruckes gewinnt das menschliche Gemüth nicht so bald die nöthige Ruhe, um die Empfindungen seiner persönlichen Zustände zum Gegenstande poetischer Darstellung zu machen.

Auch schienen lange die Erlebnisse einzelner Menschen diesen selbst nicht so wichtig und der Ehre des Liedes würdig, wie das Lob und die Verherrlichung jener höheren Wesen, der Gegenstände des allgemeinen Glaubens und der allgemeinen Verehrung, der Götter und Heroen, eine Erscheinung, die man sorgfältig beachten muß, wenn man über die Entstehung und den Inhalt der alten epischen Gedichte und ihre Bedeutung für die Geschichte richtig urtheilen will. Die Masse der Sagen gliedert sich (S. 18) in einzelne Sagenkreise, welche sich an einen bestimmten Mittelpunkt anreihen. Diesen bildet entweder ein großes Ereigniß oder ein gefeyerter Gott oder Heros oder ein berühmter Ort. So lange nun die Sage in voller Lebendigkeit im Bewußtseyn des Volkes lebt und gleichsam noch fortwächst, oder der Zustand der Gesellschaft mit den in der Sage dargestellten Personen und Handlungen lebendige Berührungspunkte hat, ist die günstigste Zeit für das Entstehen und die Blüthe epischer Dichtungen. Wenn in solcher jugendlich kräftigen, phantasiereichen Zeit, wo die Sage noch frisch und lebendig im Bewußtseyn des Volkes lebt, ein reich begabter Genius einem Volke zu Theil wird, dann sammeln sich gleichsam die poetischen Elemente in ihm, so daß er ein Organ der gesammten poetischen Stimmung und Anlage seines Volkes wird, und die Sagenkreise, welche seine Lieder verherrlichen, sich zu großen poetischen Werken gestalten.

Der Werth und das Interesse solcher epischen Gedichte (S. 10), welche wir zum Unterschiede von spätern Erzeugnissen derselben Gattung mit dem Namen des volksthümlichen, des National-Epos bezeichnen, besteht nicht allein in einzelnen poetischen und künstlerischen Schönheiten, so viele sich deren auch in solchen Gesängen finden, sondern dieser Werth und dieses Interesse besteht vornämlich darin, daß sie den Geist der Nationen aus der Periode ihrer Jugend unmittelbar und in der schönsten Gestalt gleichsam verkörpert darstellen, in so ferne der Stoff des Nationalepos die Erfindung oder Schöpfung eines ganzen Volkes ist (S. 15). Die Sage, welche zu dem ächten und ursprünglichen Epos, dem National-Epos, den Stoff giebt, enthält ihrer Natur

nach eine wichtige, eine bedeutende Begebenheit, sey es, daß diese auf geschichtlichem Boden wurzelt, oder daß sie einen Theil der Weltanschauung des Volkes in Bildern darstellt, was häufiger der Fall ist, so daß in dieselbe nur einzelne historische Züge verflochten sind. In beyden Fällen ist dem Dichter die Möglichkeit gegeben, durch geistreiche Benützung des mannigfachen und alle Erscheinungen des Lebens berührenden Materials ein getreues Bild der Zeit zu schaffen, welcher dasselbe angehört. Wählt der Dichter historische Stoffe, so können dieselben nur aus wichtigen Ereignissen und Thaten bestehen; denn nur diese machen einen solchen Eindruck bey dem Volke und leben so frisch in dem Bewußtseyn desselben fort, daß sie Gegenstand volksthümlicher Lieder werden, und Sagen, welche eine symbolische Bedeutung haben, und die Natur- und Weltanschauung eines Volkes enthalten, haben schon dadurch einen mehr oder minder großartigen und wunderbaren Gehalt.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

J. Euler, Ueber das Notariat in Rheinpreußen. Leipz. 1844.

Dr. J. W. Planck, Die Mehrheit der Rechtsstreitigkeiten im Prozeßrecht. Götting. 1844.

J. Bentham, Traité des preuves judiciaires. Vol. 1. 2. Par. 1830.

Afr. Arnobius, Adversus gentes libri VII. Ad fidem cod. Paris. recensuit et comment. illustr. G. F. Hildebrand. Halis 1844.

L. Duncker, Des heiligen Irenäus Christologie im Zusammenhange mit dessen theolog. und anthropologischen Grundlehren dargestellt. Götting. 1843.

Socratis Scholastici historiae ecclesiasticae libri septem ex rec. Valesii. Oxonii 1844.

H. Ewald und Leop. Dukes, Beyträge zur Geschichte der ältesten Auslegung und Spracherklärung des alten Testaments. Bd. 1. Ueber die arabisch geschriebenen Werke jüdischer Sprachgelehrten, von H. Ewald. Stuttg. 1844.

Dr. J. M. A. Scholz, Einleitung in die heiligen Schriften des alten und neuen Testaments. Th. 1. Köln 1845.

Dr. A. Schweizer, Die Glaubenslehre der evangelisch reformirten Kirche dargestellt und aus den Quellen belegt. Bd. 1. Zürich 1844.

Dr. A. G. Rudelbach, Ueber die Bedeutung des apostolischen Symbolums und das Verhältniß derselben zur Confirmation. Leipz. 1844.

N. F. S. Grundtvig, Vom wahren Christenthum. Leipz. 1844.

Thomas Arnold, Remarks on the rev. G. S. Faber's Primitive Doctrine of Regeneration. Lond. 1843.

J. R. Page, The Position of the church of England in the catholic World. Lond. 1844.

Dr. Sperr, Die katholische Bewegung in England und die anglokatholische Theologie oder der Puseyismus nach den Originalquellen dargestellt. Innsbruck 1844.

R. Weaver, A complete view of Puseyism. Lond. 1843.

W. G. Ward, The ideal of a christian church considered in comparison with existing practice. Lond. 1844.

Dr. K. Schrader, Die Verschiedenheiten der evangelischen und der päbstlichen Kirche. Leipz. 1844.

P. J. C. Debreyne, Essai sur la théologie morale, considérée dans ses rapports avec la physiologie et la médecine. Par. 1843.

Examen raisonné ou Décisions théologiques sur les devoirs et les péchés des diverses professions de la société par un ancien Professeur de Théologie. T. 1. 2. Par. 1844.

Franc. de Sales, Oeuvres complètes. Nouvelle édition. T. 1—4. Par. 1839.

Dr. J. Hamberger, Die Lehre des deutschen Philosophen Jakob Böhme. München. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. April.

Nro. 78. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Ueber die Iliade und das Nibelungenlied.

(Schluß.)

Allmählig tritt eine Zeit ein, wo nicht bloß die phantasievolle Welt der Sage, sondern auch sogar der Sinn dafür sich verliert. Sobald aber die Sage gleichsam abgeschlossen ist, und der Drang der schöpferischen Kraft der Phantasie abnimmt, folgt jene Periode der epischen Poesie, in welcher sie den Stoff der Sage mehr nur sammelt und aufbewahrt (S. 14), als durchdringt und verarbeitet. Je mehr die Sage als etwas Ehemaliges und Gewesenes aus dem Glauben und Denken des Volkes zurücktritt, desto mehr hört das Volksthümliche des Epos auf, und wenn dann noch epische Gedichte entstehen, so tritt an dessen Stelle willkührliche Auswahl gesuchter Stoffe, künstlerische Absichtlichkeit, gelehrte Nachahmung; an der Stelle des volksthümlichen, des National-Epos, erscheint das kunstmäßige, das gelehrte Epos. Wenn sich die verständige Weltansicht und die Wirklichkeit gegen die Phantasie und die ideale Welt mit der weitern Entwicklung der gesellschaftlichen Zustände immer mehr geltend macht, dann geht in demselben Maaße die Zeit des Epos immer mehr vorüber.

Die Ilias ist, wie das Nibelungenlied, National-Epos. Sie gehört, wie ihr Name ankündigt, zu dem Sagenkreise, welcher an den Krieg vor Ilium sich anschloß, von welchem sie nur einen kurzen, wenn auch wichtigen Abschnitt umfaßt, nämlich die Entzweyung des Agamemnon und Achilleus und ihre Wiederversöhnung nebst den unmittelbar an beyde Ereignisse geknüpften Folgen. So steht zwar das Gedicht allerdings in inniger Verbindung mit dem Schicksale Iliums, zunächst aber dient es zur Verherrlichung des Achilleus.

Der Ursprung der Ilias ist, wie jener des Nibelungenliedes (S. 325), in Dunkel gehüllt, und die Wurzeln dieser durch die Folge der Jahrhunderte hervorragenden und kräftigen Bäume in dem Haine der Poesie verlieren sich tief unter dem Boden der Geschichte. Die Gesänge Homers waren von denen der vor ihm lebenden Aöden, deren Namen er verdunkelte (S. 333), nicht nur dem Grade und der Ausdehnung, sondern auch der Anlage, der Composition, kurz der Art nach verschieden; mit Homer beginnt eine neue Periode der Kunst. Während nämlich die früheren Sänger einzelne abgesonderte Handlungen und Abentheuer aus der Heldensage nahmen, welche sie, jedes für sich, in kürzeren Gedichten darstellten, so daß diese Gedichte einzelne Stücke, abgesondert von einander waren, wenn schon diejenigen, welche sich auf denselben Helden oder dieselbe allgemeine Sage bezogen, sich durch dieses gemeinschaftliche äußere Band an einander anreihen ließen, und wenn schon einzelne Massen solcher Lieder besondern Sagenkreisen entsprachen, finden wir in den Homerischen Gedichten eine ganz andere Anlage und Behandlung, in so ferne hier, obschon auch nur eine einzelne Handlung, eine einzelne Geschichte aus einem Sagenkreise ausgehoben wird, wie der Hader zwischen Achilleus und Agamemnon, die Rückkehr des Odysseus von Troja, diese eine Handlung durch ihre Darstellung so gestaltet und entwickelt wird, und die Hauptpersonen mit vielen

andern Personen in solche Beziehung treten, daß diese eine Handlung, ohne aus ihrer Einheit herauszugehen, zu einer reichen Größe und Mannigfaltigkeit erwächst, so daß wir hier nicht mehr eine Reihe von Bildern, von denen jedes nur einige Figuren und eine beschränkte einfache Darstellung hat, sondern ein großes historisches Gemälde mit vielen Figuren, mit mannigfaltigen Gruppirungen voll charakteristischen Ausdruckes vor uns sehen. Dadurch erst war es möglich, die Charaktere der Götter und Helden vollständig darzustellen, und ihrer geistigen Persönlichkeit ein festes Daseyn zu geben. Durch diese intensive Art der Composition wurde der Darstellung einer einzelnen Handlung aus einem Sagenkreise fast der gleiche Reichthum und jedenfalls ein höheres, mehr concentrirtes Interesse verliehen, als einer extensiv viel ausgedehnteren Darstellung des gesammten Sagenkreises.

Wolf's Ansicht (S. 334), daß die Composition der Ilias nicht vom ersten Dichter herrühre, sondern das Werk einer viel späteren nachhelfenden Zusammenfügung aus einzelnen abgesonderten kürzeren Gedichten verschiedener Sänger sey, welche mit dem nämlichen Sagenkreise sich beschäftigten, ist seit den letzten zwanzig Jahren durch gründliche Untersuchungen über Homerus und die cyclischen Dichter vielfach modificirt und widerlegt worden, so daß sie jetzt nicht mehr als die herrschende gelten kann. In der Ilias ist eine so bestimmte organische Einheit (Seite 337), daß die erste Anlage nothwendig aus einem Geiste hervorgegangen seyn muß. Der Streit zwischen Achilleus und Agamemnon, die für die Griechen unglücklichen Kämpfe nach der Entfernung des erstern, des Patroklos Untergang, des Achilleus Rache an Hektor stehen in ihren Haupttheilen in einer so innigen Wechselbeziehung und sind so consequent durchgeführt, daß alles auf die ursprüngliche Conception eines Dichters hinweist. Für diese ursprüngliche Einheit sprechen überdieß noch äußere Gründe. Die auf die Homerische Zeit folgenden epischen Sänger, welche unter dem Namen der cyclischen Dichter bekannt sind, müssen die Ilias bereits in dieser Einheit und in diesem Umfange vorgefunden haben, da, wie wir wissen, die Gedichte derselben, welche den trojanischen Sagenkreis behandelten, theils von dem Anfange dieser trojischen Geschichte gerade nur bis dahin reichten, wo die Ilias beginnt, theils gerade an den Schluß derselben anknüpften, und die Geschichte bis zum Ende Iliums fortführten. Auch war bey den alten Griechen selbst dieses die allgemeine Ansicht, und namentlich gründete Aristoteles, der gelehrteste Litterator, seine Theorie der epischen Dichtkunst vorzugsweise auf diese Einheit der Ilias und Odyssee.

Zwar trugen (S. 338) die Aöden und Rhapsoden die Homerischen Gedichte nur frey vor, und dieser Weg des freyen, mündlichen Vortrages war für die epische, wie für die übrige Poesie das immer von den Griechen vorgezogene Mittel der Erhaltung und Verbreitung dichterischer Erzeugnisse. Auch wurden diese Gedichte durch mündlichen Unterricht den Zöglingen des Sängerstandes bekannt gemacht und eingeübt. Allein daraus folgt noch keineswegs, daß alle Rhapsoden ohne schriftliche Exemplare seyn mußten; im Gegentheile deutet vieles darauf hin, daß gerade in ihren Schulen am frühesten vom Schreiben Gebrauch gemacht wurde. Bey dem vorwiegenden mündlichen Vortrag und der vorwiegenden mündlichen Ueberlieferung, so wie bey dem volksthümlichen Charakter dieser Lieder war es allerdings natürlich, daß durch Zufall und Absicht Manches im Laufe der Jahrhunderte geändert, weggelassen, hinzugethan wurde. Aus solchen Interpolationen und der schon früher erfolgten Vereinigung verschiedener, oft einander entgegengesetzter Localsagen erklären sich die einzelnen Widersprüche und Ungleichheiten, welche wir in den Homerischen Gedichten vorfinden (S. 339).

Wir glauben nicht, daß Homerus seine Gedichte selbst aufgeschrieben, sondern daß er und die Aöden und Rhapsoden der nächsten Zeit bloß durch die Kraft des Gedächtnisses und das Eindringliche des lebendigen Vortrags sie aufgefaßt, behalten und überliefert haben. Auch sind wir nicht der Ansicht, daß die Ilias anfänglich ihrer Anlage und ihrem Umfange nach ein viel kleineres Gedicht war, welches durch die folgenden, dazu dichtenden Sänger erst später seine gegenwärtige Ausdehnung erhielt, sondern wir sind überzeugt, daß sie, wie die Odyssee, gleich anfangs nach Anlage und Umfang im We-

sentlichen so beschaffen war, wie sie uns jetzt vorliegt. Der gelehrte Hr. Verf. hat einen Umstand übergangen, welcher bisher, so viel uns bekannt ist, nicht gehörig beachtet wurde, obschon er zur festen Begründung der eben ausgesprochenen Meinung vieles beytragen dürfte. Wie die griechischen Völkerschaften sich in der Zeit vor dem trojanischen Kriege zu größeren Ganzen vereinigten, so wurden auch die Götter, welche dieselben verehrten, allmählig in nähere genealogische Verbindungen gebracht, und zu einer größeren Familie vereinigt, und es traten Sänger auf, welche die Darstellung ihrer gemeinsamen Abkunft und ihrer gegenseitigen Verwandtschaft sich zur Aufgabe machten. Auf gleiche Weise wurden auch die einzelnen Sagen zu größeren Sagenkreisen verknüpft, und bey dem Streben nach Vereinigung, welches sich in allen Verhältnissen jener Zeit offenbart, und selbst nach Homerus noch deutlich hervortritt, ist es nicht wahrscheinlich, daß ein Dichter auf dem epischen Gebiete mit einer einzelnen Sage sich befaßte, an die erst später andere verwandte angereiht wurden. Es war bereits so viel durch die Dichter der früheren Zeit vorgearbeitet, die Sagenkreise hatten eine solche Ausdehnung und die Heroen und Götter so feste Charaktere erhalten, daß es für einen Sänger keineswegs eine übermäßig große, geschweige denn eine unmögliche Sache war, ein Gedicht von jenem Umfange und jener Vortrefflichkeit zu bilden, die wir an der Ilias bewundern. Hätte Homer sich auf die Behandlung abgerissener Mythen beschränkt, so hätte er bey dem in seiner Zeit vorherrschenden Streben nach Vereinigung des Einzelnen zu größern Ganzen der allgemeinen Richtung widerstrebt, und sonach unmöglich auf besondere Theilnahme und Bewunderung rechnen können. Wo aber Homerus lebte, ob er bloß die Ilias dichtete, und die Odyssee von einem andern Verfasser herrührt, oder ob beyde Gedichte einem und demselben Sänger ihre Entstehung zu verdanken haben, dürfte sich schwerlich je mit so überzeugenden Gründen feststellen lassen, daß keine weiteren Zweifel erhoben werden könnten.

Während uns, wenn wir nach dem Urheber der Ilias fragen, ein bestimmter Name, jener des hochberühmten Homerus entgegentritt, welcher mit dem ihm zugeschriebenen Werke unzertrennlich verbunden ist, wie man sich auch die näheren Umstände der Entstehung vorstellen mag, ist der Verfasser des Nibelungenliedes völlig unbekannt. Die deutsche Heldensage, welche ihm zu Grunde liegt, ist, wie die griechischen Sagenkreise, nicht das Werk eines Menschen, sondern das Erzeugniß eines allgemein wirkenden Geistes (S. 342). Wenn uns auch der Verfasser dieser vollendetsten Darstellung dieser Sage unbekannt ist, so läßt sich doch die Zeit bestimmt angeben, in welcher das Gedicht nach seiner jetzigen Gestalt abgefaßt seyn muß, so wie auch im Allgemeinen wenigstens der Theil unsers deutschen Vaterlandes, welches seine Heimath ist. Nach der Art der Sprache, des Versmaaßes und der Reime, und nach den Anspielungen, welche in andern alten deutschen Gedichten darauf gemacht werden, kann es nur am Ende des zwölften oder am Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts abgefaßt seyn, so wie nach Sprache und Inhalt des Gedichtes kein Zweifel darüber ist, daß es seiner Entstehung nach dem südlichen Deutschland angehöre (S. 343). Die Frage aber, wie und durch wen das Nibelungenlied seine gegenwärtige Gestalt erhielt, dürfte sich kaum mehr auf eine überzeugende Art ermitteln lassen. Daß es viele alte Lieder gab, welche diesen Theil der Heldensage zum Inhalt hatten, kann keinem Zweifel unterliegen, da die deutsche Heldensage von der frühesten Zeit an, so lange sie in der lebendigen Theilnahme des Volkes forlebte, immer durch das Organ der Poesie sich erhielt und erneuerte. Man nimmt mit Grund an, daß unter den alten Liedern, welche Kaiser Carl der Große sammeln und aufschreiben ließ, auch Lieder aus dem Sagenkreise von Siegfried und dem Untergange der Nibelungen waren. Doch alle diese ältern Darstellungen dieser Sage in besondern Liedern sind untergegangen, und das Nibelungenlied ist für uns, wie das älteste, so auch das vortrefflichste deutsche Gedicht, welches diesen Gegenstand behandelt. Die andern, dem deutschen Mittelalter angehörenden, auf das Nibelungenlied folgenden Darstellungen desselben Gegenstandes, die selbst wieder unter einander in großen Abständen verschieden sind, können an Werth und Interesse

mit dem Nibelungenliede nicht zusammengestellt werden (S. 347). Was die Grundlage desselben anbelangt, so führt der Hr. Verf. (S. 369 ffg.) sowohl die Ansichten derjenigen Gelehrten an, welche dieselbe für historisch halten, als auch die derjenigen, welche annehmen, daß sie mythischer Natur sey. Wir vermuthen, daß, wie bey der Ilias, so auch bey diesem Gedichte die Grundlage der Mythologie angehört, daß aber im Laufe der Zeit historische Ereignisse an dieselbe geknüpft wurden. Auch Herr Zell neigt sich auf diese Seite, und rechtfertigt die mythologische Erklärungsweise (S. 375 ffg.) durch sehr triftige Gründe, die wir nicht vollständig anführen können. Wir wollen bloß den Schluß seiner Bemerkungen mittheilen.

„Viele Anzeichen und Gründe, sagt er, deuten darauf hin, daß, wie bey der Göttersage, so auch bey der Heldensage, ihrer unmittelbaren Fortsetzung nicht historische Begebenheiten und Personen, sondern vielmehr Anschauungen, Gedanken, Ideen die Quelle ihrer Entstehung, ihr Geist sind, die historischen Bestandtheile dagegen gleichsam nur ihr Leib, die Einkleidung jener Gedanken. Da wir nun bey allen Völkern finden, daß ihre Lebensansichten, Meinungen, Grundsätze, je weiter wir in die Vorzeit zurückgehen, immer um so enger mit ihrem religiösen Glauben zusammenhängen, so kann man wohl sagen, daß, wie bey der Göttersage, so bey der Heldensage Anschauungen und Sätze aus dem Gebiete des Glaubens den eigentlichen Kern der Sage bilden."

Uschold.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Fortsetzung.)

S. Jablonowski, Das religiöse und kirchliche Element in der gegenwärtigen Bestrafung u. s. w. Königsb. 1843.

Fr. Hurter, Reden und Predigten. Schaffhausen 1844.

J. Henry Newman, Sermons chiefly on the theory of religious belief, preached before the University of Oxford. Lond. 1843.

J. H. Newman, Sermons bearing on Subjects of the day. Lond. 1844.

M. Audin, Histoire de Léon X. T. 1. 2. Par. 1844.

J. Vignier, Les chroniques de l'Evêché de Langres, traduites du latin, continuées jusqu'en 1792 et annotées par M. Jobilois. Chaumont 1842.

M. D. Gousset, Les actes de la province écclésiastique de Reims. Vol. 1—3. Reims 1842—43.

S. R. Maitland, The Dark Ages; a series of essays intended to illustrate the state of religion and literature in the 9. to 12. centuries. Lond. 1844.

J. Marx, Geschichte des heiligen Rockes in der Domkirche zu Trier. Trier 1844.

Die Staatskirche Rußlands im Jahre 1839. Nach den neuesten Synodalberichten dargestellt. Schaffhausen 1844.

Artaud de Monter, Considérations sur le régne des quinze premiers papes qui ont porté le nom de Grégoire. Par. 1844.

Dr. J. C. L. Gieseler, Lehrbuch der Kirchengeschichte. 4. Aufl. Bd. I. Abth. 1. Bonn 1844.

Jules Simon, Histoire de l'école d'Alexandrie. T. I. Par. 1844.

Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica da S. Pietro sino ai nostri giorni compilato da Gaetano Moroni Romano. Vol. 1—25. A—Fo. Venezia 1840—44.

E. Fr. Dronke, Traditiones et antiquitates Fuldenses. Fuldae 1844.

L. Tosti, Storia della badia di Monte-Cassino, divisa in libri nove ed illustrata di note e documenti. Vol. 1—3. Napoli 1843.

Dr. H. Reuchlin, Geschichte von Port-Royal. u. s. w. Hamb. 1844.

F. Genin, Les Jésuites et l'Université. Strasburg 1844.

Des Jésuites; — par un Jésuite (P. A. Cahour). P. 1. 2. Par. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. April.

Nro. 79. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Strabonis Geographica recensuit commentario critico instruxit Gustavus Kramer gymnasii regii Gallici Director. Volumen I. Berolini prostat in libraria Friderici Nicolai MDCCCXLIV. XCIV. 470.

Eine tüchtige Bearbeitung Strabos mit dem erforderlichen kritischen Apparate war ein längst gefühltes Bedürfniß, und Kramers Ausgabe, seitdem bekannt geworden, daß er sich dieser Mühe unterzogen habe, von allen Philologen höchst ersehnt. Im Strabo liegt uns die alte Geographie zumeist im Großen erhalten, und wenn man auch sieht, daß er vieles von dem, was er beschreibt, nicht selbst besucht hat und nur andern folgt, wie wir dieses von den uns nahe gelegenen Gegenden, den Alpen, bedauern müssen, so ist er doch durch seine Zusammenstellung schon den Alten vorzugsweise ὁ γεωγράφος geworden, für uns aber dieses in einem so höhern Grade, als wir viele Hilfsmittel, welche die Alten noch außerdem besaßen, gänzlich entbehren.

Aber der Text ist in sehr verdorbener Gestalt überliefert und die erste Ausgabe von Aldus, d. h. die Vulgata aus einem der geringsten Manuscripte (Paris. 1395 bey Kramer p. XIX) geflossen; eine schon früher gemachte lateinische Uebersetzung des Guarinus giebt eben so wenig Aushilfe; erst Holzmann (Xylander) hatte im 16. Jahrhundert durch eine bessere Uebersetzung und beygegebene Bemerkungen den Grund zu einem besseren Verständniß gelegt. Zwar war ihm Strabo nicht was Plutarchus, aber mit guter Sachkenntniß ausgerüstet hatte er zuerst über viele Stellen Licht verbreitet und das Falsche weggeräumt, an andern aber den Weg zum Richtigen gebahnt. Wer sich an einem solchen Codex versucht hat, wird die Schwierigkeiten erfahren haben und das Geleistete zu würdigen wissen; uns ist jetzt vieles leicht, was damals dem Xylander, der außer dem Aldinischen Texte keine Handschrift benutzen konnte, unübersteigliche Schwierigkeiten darbot.

J. Casaubonus hatte in seinem 28. Jahre einen vollständigen Commentar geliefert; zunächst lag ihm an der Erklärung Strabos durch Vergleichung mit andern aus dem Alterthume erhaltenen Notizen, und wie er in der Exegese überhaupt ein unübertroffenes Muster bildet, und das rechte Maaß zu halten versteht, nichts umsonst und nirgends zu viel, wie sein Zeitgenosse Salmasius, sagt, so gehört auch sein Commentar zu Strabo zu dem Besten, was er geliefert hat, und reiht sich würdig seinem Athenäus an. Das Geographische, das so vielfach verschrieben und verdorben ist, wurde durch Zusammenstellung mit Plinius, Ptolomäus u. a. aufgezeigt und berichtigt. Eine Wiederholung dieser Anmerkungen würde als Beylage auch diese neue Ausgabe nicht verunstalten und müßte mit Dank angenommen werden.

Die große französische Uebersetzung war wenigstens Veranlassung, dem Strabo größere Aufmerksamkeit zu widmen und hatte zur Benutzung und Würdigung der Handschriften geführt, wenn schon der unmittelbare Gewinn für den Autor selbst wenig größer war, als die der deutschen Ausgabe des Textes durch Siebenkees — Tzschucke — Friedemann.

Dagegen muß Coraes Verdienst um den Text des Strabo um so höher angeschlagen werden; wir glauben nicht zu irren, wenn wir diese als die beste und vorzüglichste Arbeit dieses einzigen Griechen erklären; er arbeitete rasch und hat dadurch, wie im Plutarch, sich viele Vorwürfe mit Recht zugezogen; für Strabo aber war er schon früher bey der französischen Uebersetzung betheiligt, daher mit diesem Autor vertraut, so daß ein neues wiederholtes Studium diesem vorzüglich zu gut kam. Die Sprache ist es besonders, die hier berücksichtigt wurde, und man muß dem feinen Urtheile und der gründlichen Kenntniß dieses Hellenen fast immer beystimmen, aber auch die Sache ist mehr, als man von einem Neugriechen erwarten sollte, mit glücklichem Erfolge beachtet.

Großkurd hat in seiner deutschen Uebersetzung zuletzt viele Berichtigungen des Textes geliefert; wir kennen sie nur aus Kramer's Angaben, und müssen gestehen, daß er an einigen Stellen nicht bloß eine Lücke entdeckt, sondern sie auch vollkommen glücklich ausgefüllt hat, wie p. 169. 331.

Wir haben damit die Verdienste der Frühern um Strabo etwas billiger als der neueste Herausgeber beurtheilt, der namentlich gegen Koraes ungerecht ist. Das zweydeutige Lob, das diesem gespendet wird, gegenüber dem entschiedenen Tadel (p. VII cum . . neque omnino satis perspectum haberet, quod esset in tractandis veterum scriptis critici munus, spectavit magis quid scribendum fuisse putaret, quam quid fuerit scriptum, neque ea usus est diligentia iudiciique subtilitate, quae in tali negotio requiritur; inde factum est, ut cum permultos locos mutaret, haud paucos quidem egregie sanaret, non pauciores tamen corrumperet, multo plures denique eosque corruptissimos non attingeret.) nimmt sich ganz eigen aus, wenn man unbefangen das von beyden Geleistete entgegenstellt. Allerdings war Koraes Absicht nicht, alle Handschriften zu vergleichen, die Familien dieser zu bestimmen, den ältesten Zustand nachzuweisen, und auf diesen hin dem Autor die möglichste Integrität zu geben, wie wir es verlangen, aber er hatte auch so, mit den bis dahin bekannten Mitteln unterstützt, und andere bedeutendere hatte selbst Kramer nicht, eine Menge von Fehlern zuerst gesehen und glücklich gehoben, und was wäre Kramers Text ohne Koraes Recension, dem er selbst so oft folgt, und gewiß noch weit öfter gefolgt seyn würde, wäre er in demselben Grade wie jener der hellenischen Sprache mächtig gewesen?

Ohne handschriftliche Mittel ist, so wenig sie auch zureichen, in diesem Autor nicht weiter zu kommen; das hatte man schon frühe erkannt und bereits im 16. Jahrhundert hatte ein Schotte, Heinrich Scrimger, sechs Handschriften, darunter die älteste (A) zu eigenem Gebrauche verglichen, deren Benutzung theilweise wenigstens und mittelbar Casaubonus zu gut gekommen ist; Siebenkees fand das Exemplar in Rom wieder in der Barbariniſchen Bibliothek p. XXXVIII. Ein besonderes Verdienst hat sich der Engländer Falconer in dieser Hinsicht erworben, der sich für seine Ausgabe die Vergleichung von fünf Pariser, vier Florentiner, einer Etoner, Madrider und Moskauer, also nicht weniger als von zwölf Handschriften zu verschaffen wußte. Von den bey Kramer p. XC aufgezählten drey und zwanzig Codices waren vierzehn schon vor ihm verglichen, von den übrigen neun hat er nur D, der die letzten acht Bücher, und F, der die letzten fünf Bücher enthält, vollständig durchgesehen, die andern aber in so ferne geprüft, um ihren Werth und ihr Verhältniß zu erkennen.

Das geographische Werk Strabos besteht in den Handschriften gewöhnlich aus zwey Theilen, wovon der eine die ersten neun, der zweyte die übrigen acht Bücher enthält.

Die älteste und merkwürdigste ist A (Parisiensis 1397) den ersten Theil enthaltend, von Scrimger, dann von Villebrun, zuletzt von Kramer (ipse quanta potui cura eum excussi) verglichen, so daß wir jetzt in allem den Angaben unsers Herausgebers trauen dürfen; dieses ist nebst der aufgefundenen Epitome des siebenten Buches die vorzüglichste Zierde der neuen Ausgabe.

Der Mediceus B, die ersten zehn Bücher enthaltend, von Abr. Gronov, dann von Bandini für Falconer verglichen, ist von Kramer nur im V. u. VI. Buche gebraucht worden.

Die Pariser C, früher von Brequigny, dann von Villebrun für Falconer, für Kramer von Philippi und Weiland verglichen, läßt noch viele Bedenken durch die beygesetzten Fragezeichen, die der Herausgeber beyzufügen sich genöthigt fand; es wäre zu wünschen gewesen, daß über die zweifelhaften Stellen eine wiederholte Einsicht sicheren Aufschluß ertheilt hätte. Außer dem obigen D, einem Venetus, F Vaticanus sind von einem vollständigen Vaticanus g die ersten neun Bücher durchgesehen.

Dieser neue Apparat des Strabo ist daher nicht so bedeutend und entspricht den erregten Erwartungen gar wenig; er ist mehr eine Revision des schon bekannten, und rechnet man die nochmalige höchst verdienstliche Vergleichung von A und die neue Zugabe von D, F und die theilweise von g ab, so sind wir in den übrigen auf die schon bekannten Collationen, wie sie die Oxforder Ausgabe bietet, beschränkt und in allem diesen um nichts sicherer als vordem.

Dagegen fand Kramer im Vatic. 482 (E) eine Epitome, welche dadurch besondere Bedeutung gewinnt, daß ihr Verfasser das VII. Buch, das in allen unsern Handschriften verstümmelt ist, vollständig vor sich hatte und reichhaltiger excerpirte, als der Epitomator des Codex Palatinus, der gleichfalls ein vollständiges Exemplar vor sich hatte. Diese höchst wichtige und erfreuliche Entdeckung, die uns für den verloren gegangenen Theil jenes Buches schadlos halten muß, hat Kramer in einem besonderen Programm bekannt gemacht, Tafel aber hat diese Vaticana Excerpta verbunden mit den Palatina neulich herausgegeben.

Ueber die Codices des Strabo, wie über die verschiedenen vorhandenen Auszüge giebt die Praefatio reichhaltige Belehrung. Da der Herausgeber außer der Etoner, Madrider und Moskauer, welche von untergeordneter Bedeutung und vielleicht aus A abgeschrieben sind, die andern Handschriften alle selbst eingesehen hatte und daher ihren Werth im Allgemeinen sicher bestimmen konnte, so ist diese Einleitung für den Zustand des Textes in den geschriebenen Büchern von größter Wichtigkeit, und kann zugleich als ein Muster für ähnliche Arbeiten betrachtet werden.

Besondere Schwierigkeiten bieten die Bücher VII. VIII. IX; die Pariserhandschrift A war hierin einst vollständig und ist demnach die einzig erhaltene, während alle andern in jenen Büchern Lücken tragen und nur Auszüge des Ganzen, nicht das Ganze selbst geben. Aber in jenem A sind ganze Quaternionen ausgerissen und die Ränder von I. VIII. IX bis in zwanzig Buchstaben hinein angefressen. Eine spätere Hand hat die Lücken großentheils ergänzt, nach Du Theil (der diesen Codex als die Quelle betrachtet, aus welchem alle vorhandenen abgeschrieben sind), aus Stephanus, Eustathius u. a., wie aber Kramer nachweist, aus einem Exemplare Strabo's, das selbst in einigen Theilen lückenhaft war. Da dieser erste Band der neuen Ausgabe nur sechs Bücher umfaßt, so muß die nähere Nachweisung aus dem zweyten Theile geholt werden, und wir wünschen, daß es dem Herausgeber gelingen möge, den ursprünglichen Zustand des Textes und die spätern Veränderungen überall klar und anschaulich zu machen.

Welchen Gebrauch der Herausgeber von seinen Mitteln gemacht hat, sagt er selbst p. XCIII: in scripturis horum codicum laudandis hanc secuti sumus rationem, ut ex iis qui auctoritatem aut magnam aut aliquam habeant, omnem discrepantiam quanta potuimus fide, adnotaremus, quatenus in nostram venerat notitiam: reliquorum autem scripturas in universum negligeremus, atque iis modo locis commemoraremus, quibus aut editionum priorum scriptura inde manavit, aut aliam ob causam notatu dignas eas iudicavimus. Man möchte gerne auf das Urtheil und die Kenntniß Kramers bauen, daß nichts Wesentliches übergangen ist, wenn schon dieses Verfahren nicht leicht allgemeine Zustimmung erlangen wird; indessen Varianten von codices, die aus A abgeschrieben sind und nichts Neues geben, können ohne Schaden entbehrt werden, und wenn Casaubonus etwas aus Handschriften anführt, was wir nicht angegeben finden, so wollen wir hierin Kramern trauen und jenes für einen Irrthum halten, vergl. XLI z. B. p. 325, wo Casaubonus sagt, statt Ἀργοινός hätten die veteres libri ἀργοίανος, was schon der Accent unwahrscheinlich macht.

Wenn wir den Werth dieser neuen Bearbeitung kurz bezeichnen sollen, so besteht dieser darin, daß wir jetzt wenigstens in den oben vom Herausgeber selbst verglichenen Handschriften sichere Angabe haben, und der Text nach den bisherigen Erfolgen der Kritik und theilweise eigenen Versuchen berichtigt erscheint. So ist manches besser gestaltet; der Parallelkreis, der sonst durch Thinae, διὰ Θινῶν, gezogen war, ist verschwunden und nach Handschriften in das richtige δι' Ἀθηνῶν übergegangen, suche die Anmerk. p. 100; da die Stellen Strabos deutlich belegen, daß dieser Ort zwischen den Säulen des Herkules und dem Taurus zu suchen sey, so kann nicht der äußerste Punkt Indiens gemeint seyn.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1844.

Viertes Quartal. October — December.

(Schluß.)

J. Crétineau-Joly, Histoire réligieuse, politique et littéraire de la compagnie de Jésus, composée sur les documens inédits et authentiques. T. 1. 2. Par. 1844.

A. Sayous, Etudes littéraires sur les écrivains français de la réformation. Vol. 1. 2. Par. 1841.

Th. Stephen, The history of the church of Scotland, from the reformation to the present time. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

Chr. Möhrlen, Das Buch der Wahrheitszeugen oder der protestantisch-evangelischen Kirche Fortdauer in allen Jahrhunderten. Bd. I. 1. Basel 1844.

Beyträge zur Geschichte der Kirchen und Prediger in Livland. Heft 1. Livländische Kirchen- und Prediger-Matrikel (von Napiersky). Riga 1843.

Dr. C. Riffel, Christliche Kirchengeschichte der neuesten Zeit von dem Anfange der großen Glaubens- und Kirchenspaltung des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Tage. 2. verb. Aufl. Th. 1. Mainz 1844.

B. Glasius, Geschiedenis der christelijke kerk en godsdienst in Nederland. Deel 3. en laatste. Amsterdam 1844.

H. Wegener, Geschichte der christlichen Kirche auf dem Gesellschaftsarchipel. Bd. I. Berlin 1844.

F. Trechsel, Die protestantischen Antitrinitarier vor Faustus Socin. Heidelb. 1844.

C. L. A. Sydow, Beyträge zur Charakteristik der kirchlichen Zustände Großbritanniens. I. Ueber die gegenwärtigen Verhältnisse der schottischen Kirchenfrage. Potsdam 1844.

K. H. Sack, Die Kirche von Schottland. Th. 1. Heidelberg 1844.

Af. Nunes de Castro, Historia da vida, acções heroycas e virtudes insignes do glorioso S. Fernando rey de Castella e Leam. Lisboa 1728.

Ed. de Fleury, Histoire de Sainte Radégonde, reine de France au VI siècle et patronné de Poitiers. Poitiers 1843.

H. Petri, Leben des heiligen Johannes Capistranus. München 1844.

E. J. Delécluze, Gregoire VII. Saint François d'Assise. Saint Thomas d'Aquin. T. 1. 2. Par. 1844.

C. Bindemann, Der heilige Augustinus. Bd. 1. Berl. 1844.

Dr. J. N. Brischar, Beurtheilung der Controversen Sarpi's und Pallavicini's in der Geschichte des Trienter Concils. Bd. 2. Tübingen 1844.

Ad. Schliemann, Die clementinischen Recognitionen, eine Ueberarbeitung der Clementinen. Kiel 1843.

Dr. A. L. Richter, Antiqua canonum collectio, qua in libris de synodalibus causis compilandis usus est Regino Prumiensis. Marb. 1844.

Dr. M. Dupin, Manuel du droit public ecclésiastique français. Par. 1844.

Ant. Pereira de Figueiredo, Tentativa theologica, em que se pretende mostrar, que impedido o recurso a se apostolica se devolve aos Senhores Bispos . . . Lisboa 1769.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. April.

Nro. 80. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Strabonis Geographica recensuit commentario critico instruxit Gustavus Kramer.

(Fortsetzung.)

Die Verbesserungsversuche anderer sind in den Anmerkungen angeführt, wo einiges zu berichten ist z. B. 81, 18 ist ἡ δ' 385, 5 ἐγκατοικίσαντας nicht von Koraes, sondern von Casaubonus. 402, 6 ist λᾶον für λαοὶ schon lange vor Niebuhr von Xylander verbessert worden. 97, 5 ist καὶ schon vor Kramer von Brequigny zugesetzt. 343, 1 ist Ἀκουαιστατιέλλαι eine Verbesserung von Casaubonus, u. a., was bey einer so großen und beschwerlichen Arbeit unvermeidlich bleibt. Nur was Wahrscheinlichkeit hat, ist angeführt, was entschieden falsch, ist absichtlich übergangen, ein Verfahren, das wir nicht mißbilligen, wenn wir gleich nicht begreifen, wie es kommt, daß so manche beachtenswerthe Vorschläge Casaubonus stillschweigend übergangen sind, z. B. p. 325, 1, wo er εἰς tilgt, p. 366, 27, wo der Weg von Ostia bis Rom zu 190 Stadien (gewiß zu viel!) angegeben ist, Casaubonus aber aus Plinius III, 5 XVI MP im Texte ρλ vermuthet. P. 365, 8 καταπλαγέντες τὴν ἀρετὴν τοῦ τε Ῥωμύλου καὶ τῶν μετ' ἐκείνου βασιλέων ὑπήκοοι πάντες ὑπῆρξαν. So hat Kramer ohne Bemerkung, sollten wirklich die Codices dieses geben? jeder wird ἐκεῖνον herstellen, was ich in den Ausgaben finde; fast sollte man vermuthen, daß es nur ein arges Druckversehen sey.

Im allgemeinen hält sich der Herausgeber mehr an die Handschriften gegen Koraes, wo gleichwohl die Sprache nothwendig das fordert, was dieser zuerst hergestellt hat, während wir umgekehrt an einigen wenigen Stellen die handschriftliche Lesart gegen jenen in Schutz genommen hätten; er hätte unserer Ueberzeugung nach noch viel weiter gehen sollen, da auch Koraes vieles übergangen hat.

Wer sich mit so mühevollen Arbeiten je beschäftigt hat, weiß aus Erfahrung, wie das Zusammentragen und Anordnen des Materials nicht vortheihaft wirkt, den Gegenstand selbst unbefangen zu betrachten und zu fördern, der Geist wird durch jene Last gedrückt und die Aufmerksamkeit zu sehr auf das Aeußere gerichtet, daher Leser, welche den reinen Genuß solcher Arbeiten haben und ungestört die Sache allein betrachten, manches sehen und finden, was dem Herausgeber entgangen ist. Niemand mag die Wahrheit dieser Bemerkung mehr und unangenehmer empfunden haben, als Immanuel Bekker; nachdem er die Varianten der besten Handschriften, die er verglichen, mit aller Mühe zusammengestellt hatte, sind andere gekommen und haben den Werth von diesen nachgewiesen und damit dem Texte selbst eine ganz andere Gestalt gegeben. So denke man ja nicht, daß wir mit Strabo dem Abschluße viel näher gerückt seyen; vielmehr kann jetzt erst auf der fester gewonnenen Basis mit größerer Sicherheit fortgeschritten werden.

Der Herausgeber hat einiges mit Glück hergestellt; dahin rechnen wir zunächst p. 143, 11, wo eine untrügliche Rechnung die Aenderung von μύρια τρισχίλια in μύρια ἑξακισχίλια ὀκτακόσια, nothwendig macht, so weit auch die Worte von dem Ueberlieferten abgehen. p. 110, 5 παρ-

ἔχουσι für περιέχουσι, geistreich obschon unsicher ist p. 234, 15 Ὀλυσιπ[ῶνα] für ὅλοσιν. p. 364, 23 ὅ γε Κοίλιος, der Geschichtschreiber Coelius Antipater für κύλιος oder ὁ κεκύλιος, woraus man Καικίλιος gemacht hat. p. 365, 18 Λανουίῳ statt Λαουινίῳ, ferner vergleiche man p. 137, 30. 274, 16. 314, 19. 331, 19. 370, 7. 432, 19 Γελφῶν für Ἰώνων, was die Spuren der Handschriften λέγω ιων und die historischen Nachrichten bestätigen; eine Verbesserung, dergleichen wir recht vielen in diesem Autor zu begegnen wünschten; dagegen müssen wir anderes als völlig verunglückt betrachten, wie wenn neue Wörter gebildet werden p. 9, 24 διαπρατύναντας. 85, 3 καθ' ἑκάς, oder 54, 19 aus προστίθησι ein neuer Imperativ προστίθητι in den Text genommen wird, wie denn Grammatik nicht die stärkste Seite Kramers zu seyn scheint; eben so wenig verstehe ich, wie 376, 16 ἡ μὲν οὖν ἡ πόλις ἐφ' ὕψους κεῖται, wo das zweyte ἡ nur aus Aldus aufgenommen ist, irgend wie griechisch seyn soll. Einiges konnte leicht entfernt werden, wie p. 259, 6 πέμπονται δ' ἀπ' αὐτοῦ δύο πρεσβευταί, wo die Sprache ὑπό fordert. 146, 22 εἰ . . τέμνῃς, wo τέμνοις zu ändern war.

Das Streben aus der Verwechslung der Buchstaben in Uncialschrift eine Correction anschaulich zu machen, ist allzu bemerkbar und wir wünschten dieses in den folgenden Bänden möglichst vermieden. Ist die Verbesserung richtig, so bedarf es dessen gewöhnlich gar nicht, denn der Leser sieht es von selbst; ist aber die ganze Deduction dieser Art verunglückt, wie hier so oft der Fall ist, so schadet es doppelt.

Wir haben damit den Charakter dieser Ausgabe bezeichnet mit ihren Vorzügen und Gebrechen, vielleicht scheint unser Urtheil weniger günstig als man erwartete, aber nur wer den Zustand Strabos nicht kennt, kann darin einen unbilligen Tadel finden. Wenn wir es im Folgenden versuchen, Einiges von dem, was uns bey der Lectüre dieses Bandes aufgestossen ist, hervorzuheben, so glauben wir durch obige Bemerkung jedes Mißverständniß weggeräumt zu haben, dem Herausgeber aber gerade so thatsächlich zu beweisen, welch hohen Werth wir seiner Bearbeitung beylegen, und wie sehr wir die baldige Beendigung des Ganzen wünschen.

Die ersten zwey Bücher enthalten eine Einleitung in die Geographie; sie sind ermüdend und langweilig durch die verkehrte Bewunderung Homers, die in dem Dichter alle spätern Entdeckungen finden will und das vernünftige Urtheil des Eratosthenes vergebens bestreitet; aber sie sind auch höchst wichtig und interessant, weil hier allein und sonst nirgends die allmählige Ausbildung geographischer Kenntniße bey den Griechen vorliegt, und man lernt, wie sie mit vielen Kämpfen und Irrthümern erst allmählich zur richtigen und deutlichen Anschauung gelangt sind. Die Beschreibung beginnt im dritten Buche von Westen mit Spanien, geht im vierten auf Gallien und Britanien und die Alpen über und behandelt im fünften und sechsten Buche Italien und Sicilien.

Pag. 12, 4 Hipparchus sagte, daß geographisches Studium ohne die dazu gehörigen astronomischen Kenntnisse nicht möglich sey, οὗτος δὲ δὴ ταὐτά φησιν. Ἅπαντές [τε] ὅσοι τόπων ἰδιότητας λέγειν ἐπιχειροῦσιν, οἰκείως προσάπτονται καὶ τῶν οὐρανίων καὶ γεωμετρίας. Hier ist τε von Kramer beygefügt, der die Bemerkung macht: δὲ frustra tentatum a Cas. et Grosk. cf. p. 9. 18. 33 passim. Was Casaubonus wollte, erfährt man gar nicht, er wollte aber vollkommen richtig οὗτός τε δὴ, nur daß er falsch dann ἅπαντες δὲ vermuthete, während die Sprache fordert: οὗτός τε δὴ ταὐτά φησι καὶ ἅπαντες. Es hätte beachtet werden sollen, daß δὲ δὴ wie hier gar nicht griechisch ist; hier wird das eine abgemacht, und mit diesem verbindet sich etwas neues, zu welchem der Uebergang geschieht; das kann aber nie und nimmer δὲ δὴ, sondern muß immer τε δὴ . . καὶ . . seyn, bey einigen Autoren sehr gewöhnlich, wie Pausanias, bey andern wie Strabo nicht ganz selten. P. 317, 19. 352, 23. 37, 18. Wer wird sich nicht wundern, daß Kramer 106, 16 τούτους γε δὴ τοιαῦτα λέγειν καὶ τοὺς ἀρχαίους πίνακας τούτοις ὁμολογεῖν Coraes sichere Emendation τε δὴ nicht aufgenommen hat, wo γε δὴ gleichfalls ungriechisch ist? eben so richtig hat Coraes 50, 10 ταὐτά τε δὴ geschrieben und 313, 10 ταῦτα δὴ νομίζεται ἐξ

αὐτῆς καὶ δέρματα καὶ ἀνδράποδα. τε δὴ hergestellt. Eine andere bis jetzt nicht beachtete Stelle ist 14, 13 ἐκ δὲ δὴ τῆς παλαιᾶς μνήμης καὶ ἐκ τοῦ λόγου μαρτυρεῖται τὰ λεχθέντα ἐν ἀρχαῖς ὑφ' ἡμῶν. διαφερόντως δὲ ἐπάγεσθαι δοκεῖ μοι πρὸς τὰ νῦν ἐκεῖνος ὁ λόγος, διότι τῆς γεωγραφίας τὸ πλέον ἐστι πρὸς τὰς χρείας τὰς πολιτικάς, wo es augenscheinlich wieder ἔκ τε δὴ heißen muß. Es ist dieses nämlich der dritte Punct von den von Strabo angeführten 13, 19 (die gewöhnliche Abtheilung ist ganz falsch;) nämlich daß die Geographie großen Nutzen bringe und dort finden wir diese Partikeln: Ὅτι δὲ καὶ τὸ ὄφελος μέγα . . ἔκ τε τῆς παλαιᾶς μνήμης δῆλον καὶ ἐκ τοῦ λόγου. Diese παλαιὰ μνήμη ist abgethan und er geht zum λόγος über, also muß es heißen: ἔκ τε δὴ τῆς παλαιᾶς καὶ ἐκ τοῦ λόγου, die nächsten Worte διαφερόντως δ' knüpfen sich unmittelbar daran und dürfen nicht durch ein Punctum getrennt werden.

(Fortsetzung folgt.)

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg von P. Michael Filz, Benedictiner von Michaelbeuern. Letzte gänzliche Umarbeitung. Abgedruckt im siebenten Bericht über das Museum Francisco-Carolinum etc. Linz, 1843 8., S. 1 — 97, nebst einem Facsimile der Schlußstelle des Congestum Arnonis.

Ohne Widerrede gehört die Frage: „Ob der heil. Rupert ein Jahrhundert früher oder später in Bayern angekommen," zu den Lebensfragen der ältesten bayerischen Geschichte, deren Erörterung und Beleuchtung aus den Quellen für den vaterländischen Geschichtsfreund und Forscher immerdar vom höchsten Interesse seyn muß. Aus diesem Grunde glauben wir daher, auf oben stehende Schrift aufmerksam machen zu müssen, zumal Hr. F. dieselbe als die letzte gänzliche Umarbeitung dieses Gegenstandes auf dem Titel selbst bezeichnet und wiederholt versichert, daß „seine mühevollen, vieljährigen Untersuchungen in keiner andern Absicht unternommen und fortgesetzt worden seyen, als die Wahrheit zu finden und dadurch die Ehre Gottes zu befördern, und in welchen ihm das feste Vertrauen Muth gegeben, daß derjenige, welcher redlich nach Wahrheit forscht, sie gewiß auch finden werde." — „Da ich," so schließt er ferner sein Vorwort, „bereits schon in dem höhern Alter vorgeschritten und seit mehreren Jahren in ein dem geschichtlichen Studium ganz entgegengesetztes Dienstverhältniß gesetzt bin, so muß ich diese nur mit größter Mühe noch zu Stande gebrachte Abhandlung als mein letztes Wort über das wahre Zeitalter des heil. Rupert betrachten. Jedoch andere Gelehrte, ich weiß es gewiß, werden dieses Wort als ein wahres aufnehmen und fortsetzen; sie werden auf dem Grunde fortbauen, den ich gelegt, und mir die Anerkennung verschaffen, daß ich der Wahrheit Zeugniß gegeben habe." —

Wir haben demnach in dieser Schrift die letzten Resultate der Forschungen eines Mannes vor uns, der seit dem Jahre 1831 eifrigst bemüht gewesen, das Traditionssystem der Salzburger Kirche von St. Rupert's Ankunft im Jahre 582 zu vertheidigen, die Gegner desselben aber zu entwaffnen. Schon vor einigen Jahren war in diesen Blättern (Gel. Anz. 1837. 4. Oct. — 8. Novbr., 1838, 8. März, und 23., 27. März) theils ausführlicher theils kürzer die frühere oder spätere Ankunft des h. Ruperts zur Sprache gebracht worden, und der Unterzeichnete äußerte die Ansicht: „dem literarischen Streite hierüber sey nicht sein Ende, sondern eine noch längere und heftigere Fortdauer bereitet." Um so mehr glaubt er hier an dem Eingang seines Berichtes sein Bedauern aussprechen zu müssen, daß Hr. F. mit diesem letzten Wort über den fraglichen Gegenstand aus den Reihen, die er zeither angeführt, scheiden und jedes weitern Kampfes sich begeben wolle. Indessen geben Freunde wie Gegner die Hoffnung immer noch nicht auf, er werde noch einmal das Wort nehmen und mit seiner allerletzten Aeußerung über Ruperts Zeitalter auch ein Facsimile jenes ältesten handschriftlichen Gedenkbuches von St. Peter (ordo Regum, ducum etc. defunctorum, virorum cum conjugibus et liberis), so ferne ihm dieses möglich ist, mittheilen, wie er ein solches vom Congestum Arnonis vorstehender Abhandlung beygegeben. —

Hr. F. hat sein Werk in drey Abtheilungen getheilt; in der ersten bemüht er sich, aus dem Congest, den Brev. Notit., dem Arnold von Bohburg, der Vita primigenia S. Ruperti, dem Decrete Gregors II. zu zeigen, daß S. Rupert unmöglich der Zeitgenosse Childeberts III. gewesen seyn könne. Diese Abtheilung ist für uns bey weitem die wichtigste.

Die zweyte Abtheilung beschäftigt sich damit, die bayerische Herzogsreihe zu untersuchen und neu festzustellen aus den Angaben der ältesten einheimischen Chroniken, aus dem ordo ducum defunctorum, und aus der Zahl und Folge der sechs ersten Nachfolger St. Rupert's.

Die dritte Abtheilung beginnt mit Polemik gegen Klein und Mabillon, des Letzteren System sucht Hr. F. zu widerlegen, und wendet sich sofort gegen Hansiz' Behauptung der Metropole von Lorch, welches Assert er ausführlich beleuchtet und widerlegt. Zum Schlusse kehrt er sich auch gegen Hansiz System in Bezug auf S. Rupert's spätere Ankunft, und nennt das Congestum eine Erfindung des zwölften Jahrhunderts und ein falsches Zeugniß. Sein Urtheil über dasselbe glaubt er so begründet zu haben, „daß es nicht mehr bestritten werden könne." —

Das kurze „Vorwort" macht die Leser mit des Hrn. F. Absicht bekannt: Seinen Beweisen über den fraglichen Gegenstand, sagt er, „habe es an jener überzeugenden Kraft gefehlt, welche apodictische Gewißheit gewährt."

Im vorliegenden Aufsatze wollte er diese Gewißheit erstreben, indem er seine Beweise möglichst verstärkt zu haben glaubt. Blumberger und Rudhart *) haben des Hrn. F. Ueberzeugung nicht zu erschüttern vermocht, da sie in ihren Untersuchungen nicht mit jener Gründlichkeit verfahren zu seyn scheinen, welche der Wissenschaft wirklichen Gewinn bringt. „Schon seit mehr als 200 Jahren hat das auf falschem Grunde gebaute Mabillon-Hansizische System der wahren Geschichte unersetzlichen Schaden gebracht. Seit dem Aufkommen dieses betrügerischen Systemes ist wahres Verderben in das historische Studium gekommen; falsche Documente gelten als wahre und die wahren sind entweder verdächtig, oder man versteht sie falsch, oder erklärt sie unrichtig; die historische Kritik ist theils unterdrückt, theils in eine falsche Richtung gebracht worden. Es ist daher hohe Zeit, jenem falschen Systeme die Larve abzureißen ꝛc." —

*) Wenn ich dem Hrn. F. Gelehrsamkeit und Scharfsinn in seiner bisherigen Bearbeitung des fraglichen Gegenstandes zuerkannt habe, so darf daraus sofort nicht gefolgert werden, daß ich um dieser Eigenschaften willen auch seinem Systeme beypflichten müsse. Wie viele Irrthümer in den Zweigen des menschlichen Wissens tragen das Gepräge des Scharfsinnes an sich und sind deßungeachtet — Irrthümer! Nicht Blumbergers Recension hat mich ermuthigt; sondern ein paar Jahre vorher war meine Arbeit über Rupert's Zeitalter bereits gefertigt.

Man erkennt aus dem so eben Mitgetheilten, daß es Hrn. F. völliger Ernst und fester Entschluß sey, dem Systeme seiner Gegner den Todesstoß beyzubringen. Nach den Versicherungen desselben wäre im vorstehenden Werke das wahre Zeitalter Rupert's über alle Anstände und Zweifel hinaus erwiesen und festgestellt, und alle Anhänger des Mabillon-Hansizischen Systemes müssen sich jetzt, liegt ihnen anders die Wahrheit am Herzen, von demselben ab- und zu der von Hrn. F. begründeten Tradition wenden. — Die Darlegung dieser Gründe des Hrn. F., aber auch die Prüfung derselben soll uns nun beschäftigen; die letztere wird mit aller Ruhe und Besonnenheit vorgenommen werden, wie sie die Wichtigkeit des Gegenstandes erheischt.

„Einleitung."

Gleichzeitige authentische Urkunden, so meint Hr. F., über das Jahr der Ankunft des h. Rupert in Bayern und seines Todes zu Salzburg giebt es nicht; dennoch läßt sich durch die noch vorhandenen einheimischen und wahren Documente das Unrichtige des Mabillon-Hansizischen Systemes apodictisch beweisen. Die richtige Auffassung und Erklärung der wahren Documente bringt zur Ueberzeugung von der Falschheit des bisher angenommenen Verzeichnisses der Herzoge von Bayern und zur vollen Gewißheit, des h. Rupert's Wirksamkeit in Bayern müsse zwischen die Jahre 576 und 623 gesetzt werden. Es bedarf hiezu nur ein richtiges Auffassen und Erklären der bekannten Quellen.

Erste Abtheilung.

A. Das Congestum.

Mit dem im Jahre 798 verfertigten Congestum, dessen Eingangsworte, so wie die unmittelbare Folge der Herzoge von Theodo bis Tassilo er mittheilt, beginnt Hr. F. seine Untersuchung. „Das Congestum," sagt er, „giebt das erste Zeugniß, daß Rupert unter Herzog Theodo dem letzten und König Childebert III. nach Bayern gekommen sey."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. Herausgegeben von Mitgliedern 23. April.

Nro. 81. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Strabonis Geographica recensuit commentario critico instruxit Gustavus Kramer.

(Fortsetzung.)

Ich vermisse im letzten Satze noch einen nothwendigen Begriff, und glaube daß Strabo zu πρὸς τὰς χρείας τὰς πολιτικὰς die Worte καὶ τὰς ἡγεμονικὰς gesetzt habe. Das hat er oben angegeben p. 4, 11 und darauf bezieht ich unsere Stelle ἡ ὠφέλεια ποικίλη τις οὖσα ἡ μὲν πρὸς τὰ πολιτικὰ καὶ τὰς ἡγεμονικὰς πράξεις, wo sich selbst wieder ohne Bedenken τὰς πολιτικὰς schreibe. Daß dieser Begriff nicht fehlen darf, lehren 15, 1 wo als Bestätigung des Satzes recapitulirt wird, δῆλον οὖν ὅτι ἡ γεωγραφικὴ πᾶσα ἐπὶ τὰς πράξεις ἀνάγεται τὰς ἡγεμονικάς, und noch deutlicher 16, 30 τὸ μὲν δὴ πλέον ὥσπερ εἴρηται πρὸς τοὺς ἡγεμονικοὺς βίους καὶ τὰς χρείας, fehlen demnach die Worte oben καὶ τὰς ἡγεμονικὰς, so kann Strabo sich gar nicht darauf berufen, wie hier geschieht ὥσπερ εἴρηται, es ist aber die ganze Untersuchung vorzugsweise auf die ἡγεμόνες gerichtet, wie denn auch der Schluß sagt; 17, 11 εἴπερ οὖν ἡ πολιτικὴ φιλοσοφία περὶ τοὺς ἡγεμόνας τὸ πλέον ἐστὶν, ἔστι δὲ καὶ ἡ γεωγραφία περὶ τὰς ἡγεμονικὰς χρείας κ τ λ. vergl. 21, 4. 19, 10.

Pag. 15, 15 ἀλλ' οὐδ' οὕτως, die Sprache fordert οὐχ, eben so durfte der gleich folgende Soloecismus nicht unberührt bleiben: καὶ προσήκει ταῦτα διὰ πλειόνων ἐμφανίζειν, ἵν' εἴη γνώριμα und hätte in das legitime ἵνα ᾖ geändert werden sollen. P. 420, 21 steht der Optativ bey ἵνα in indirecter Rede.

Pag. 20, 5 ich verstehe nicht, wie Kramer ἄλλως πῶς als Frage erklären kann, der Gedanke ist, wer diese Anfangssätze des mathematischen Unterrichts gelernt hat, der mag immerhin noch in der Geographie nachkommen; wer aber die Anfangsgründe von jener nicht kennt, für den ist auch diese Geographie nicht, ἄλλως πως ist, wie das attische ἀμωσγέπως, gewisser massen, so p. 98, 6 viertausend Stadien weit ist Britanien einigermassen noch bewohnbar, οἰκήσιμον ἄλλως πως, das weiter nördlich gelegene ist οὐκέτ' οἰκήσιμα. — 20, 23 lies προσήκει statt προσῆκε.

Pag. 22, 23 nicht alle hat man zu widerlegen, sondern nur die bedeutendsten Männer, ἐπεὶ οὐδὲ πρὸς ἅπαντας φιλοσοφεῖν ἄξιον, πρὸς Ἐρατοσθένη δὲ καὶ Ποσειδώνιον καὶ Ἵππαρχον καὶ Πολύβιον καὶ ἄλλους τοιούτους καλόν. Die Ordnung ist hier nicht beachtet, und die Worte καὶ Ποσειδώνιον gehören nach Ἵππαρχον, es sind die, gegen welche Strabo im folgenden spricht, gegen Eratosthenes p. 23, gegen Hipparchus p. 106, gegen Posidonius p. 142, gegen Polybius p. 155—63. Hipparchus ist so nahe mit Eratosthenes verbunden, daß er durchaus nicht von ihm getrennt werden kann. Das zeigen auch die nächsten Worte p. 23, in welchen Strabo sofort seine Berichtigungen gegen diese Vorgänger vorbringt: πρότερον δ' ἐπισκεπτέον Ἐρατοσθένη, παρατιθέντας ἅμα καὶ τὴν Ἱππάρχου πρὸς αὐτὸν ἀντιλογίαν. Hier hätte aus dem Zusammenhange Kramer sehen sollen, daß nicht πρότερον stehen könne und die Aenderung

πρῶτον δὴ ἐπισκεπτέον unabweislich sey. Von Eratosthenes wird gesagt, er sey οὐχ οὕτως εὐκατατρόχαστος ὥστε . . οὔτ' ἐπὶ τοσοῦτον πιστός, jeder wird, der etwas griechisch gelernt hat, οὔθ' schreiben, wie Coraes gethan hat, Kramer hat weder hier noch an andern Stellen das aufgeben wollen was seine Handschriften bieten, und betrachtet dieses als eine Individualität seines Autors, vergl. seine Anmerkung p. 33. 65, so lesen wir unerhörte Dinge, wie p. 34 ἀλλ' οὔτ' für οὐδ'. Wir hätten gewünscht, daß zuerst untersucht worden wäre, ob der Genius der Sprache so etwas auch nur zulassen könne, Coraes hat hier aufgeräumt und kaum das eine oder andere ist ihm entgangen, wie p. 124, 13. 18 wo für οὐδὲ zweymal οὔτε gesetzt werden muß; ferner p. 27, 18. 281, 8. 163, 19. — Ebendaselbst 23, 10 οὐχ ἱκανὸν δ' οἶμαι τοῦτο, ἀλλὰ τὸ κρίνειν καλῶς οἷς μᾶλλον προσιτέον, es ist von den Philosophen die Rede, welchen man sich anschließen müsse; ich zweifle an der Richtigkeit von προσιτέον, ist auch sonst φοιτᾶν u. a. von Philosophen nicht ungewöhnlich, so eignet es sich doch hier nicht; daher hat eine zweyte Hand in Apistéon, d. h. πειστέον und dieser Begriff wird gefordert; vielleicht aber schrieb Strabo οἷς μάλιστα προσεκτέον.

Pag. 26, 8. Die Poesie wirkt auf das Gemüth der Zuhörer, und die Charaktere der Personen erregen das Streben ihnen ähnlich zu werden, λέγω δὲ τὸ πολλῶν ὑπάρξαι τόπων ἔμπειρον ἢ στρατηγίας ἢ γεωργίας ἢ ῥητορικῆς, ἄπειρ ἡ ἀκρόασις, ὡς εἰκὸς περιποιεῖ. Es wird nachgewiesen, daß diese vier vorzüglichen Eigenschaften Homer dem Ulysses aneignet, in derselben Folge wie sie dort aufgezählt sind, ἀλλὰ μὴν ταῦτά γε πάντα ὁ ποιητὴς Ὀδυσσεῖ προσῆψεν, ὃν τῶν πάντων μάλιστα ἀρετῇ πάσῃ κοσμεῖ· οὗτος γὰρ αὐτῷ

πολλῶν ἀνθρώπων ἴδεν ἄστεα καὶ νόον ἔγνω,

οὗτός τε ὁ

εἰδὼς παντοίους τε δόλους καὶ μήδεα πυκνά.

οὗτος δ' ὁ πτολίπορθος κ τ λ.

hier ist οὗτός τε auffallend, es ist aber erweislich dieses sammt dem folgenden Verse Il. III. 202 ein falscher Zusatz, weil nicht die minderste Andeutung von Länderkunde (πολλῶν ὑπάρξαι τόπων ἔμπειρον) ausgedrückt ist; die Worte des vorangehenden Verses νόον ἔγνω haben jemanden, der den Zusammenhang des Gedankens und die Absicht Strabos nicht beachtete, zu diesem falschen Zusatze bewogen. Solche poetische Embleme sind in diesem Autor nicht selten; außer Coraes hat Kramer mehrere, meistens mit Grund, nachgewiesen, dieses ist ihnen entgangen.

Pag. 27, 6 πότερον δ' * οὐδ' * ἀρετὴν ποιητοῦ λέγοιμεν ἂν ἡντινοῦν ἄλλην, ἢ τὴν μιμητικὴν τοῦ βίου διὰ λόγων; Negationem tollendam esse viderunt interpretes Par. orta videatur ex litterarum proxime praecedentium repetitione. Was daraus für ein Gedanke und in welch richtiger Form entstehen soll, sehe ich nicht; Strabo sagt, der größte Vorzug eines Dichters, der alle übertreffe, sey die μιμητικὴ ἀρετὴ τοῦ βίου διὰ λόγων. Was liegt also näher, als προτέραν δ' οὐδ' ἀρετήν, und dieses hätte um so weniger verkannt werden sollen, als einige Handschriften πρότερον geben.

Pag. 28, 8 hier wird ἦν zugesetzt und αὐτοῖς getilgt; durch Umstellung einiger Worte wird alles klar, αὕτη δὲ μετ' ᾠδῆς ὑπῆρξε παρ' ἐκείνοις, τὸ ἀείδειν αὐτοῖς τὸ αὐτὸ τῷ φράζειν.

Pag. 35, 10 der erforderliche Gedanke dieser corrupten Stelle wird durch die einfache Aenderung des καὶ in κἀκ hergestellt, τῶν συγγραφέων τῶν ταὐτὰ θρυλούντων κἀκ τῆς κατὰ τοὺς τόπους ἐπιχωριαζούσης φήμης die Logographen geben dieselben Sagen, wie die Dichter, nicht aus diesen, sondern aus den einheimischen Localsagen, p. 36 συγγραφεῦσιν ὅσοι τὰ περιχώρια λέγουσι τὰ περὶ τὴν Ἰταλίαν καὶ Σικελίαν.

(Fortsetzung folgt.)

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Nach den Gaben der Herzoge folgen die Schenkungen der Freyen vom Anfang der Regierung Tassilos 748 bis zu Ende derselben. (? Die Worte: reliqua vero quod ibi traditum est de genere nobilium hominum esse videtur, quam quidem aliqui homines injuste eam sibi usurpare uolentes dominus rex . . . . . ad jam dicto monasterio per missum suum . . . studuit revocare, beziehen sich auf einen ganz bestimmten Ort, welchen Tassilo an die Salzburger Hauptkirche verschenkte, der im Texte des Congests ausgelassen zu seyn scheint. Obige Worte bilden nicht den Schluß, weil ja Gunthers Schenkung von Otting noch angeführt ist.)

Es folgt sodann die kurze Anzeige von der Stiftung der cella Ottinga durch Comes Gunthar mit nur zwey Gütern, und daran schließt sich ein Verzeichniß von Kirchen im Salzburggau und Chiemgau, im pagus Intervalles und im Isengau, nach welchem unter Bischof Arno im Jahre 798 (richtiger 788) nur 14 Kirchen im Salzburggau bestanden, auch ist von keiner einzigen der Stifter oder Wohlthäter, d. i. der Ankunftstitel angegeben. Also ist dieses Verzeichniß unvollständig.

Wir bemerken dagegen: Bey einer einfachen Aufzählung der Pfarrkirchen (ecclesiae parochiales), so wie bey der Kürze —, daher die so oft wiederkehrende abkürzende Formel: tradidit per licentiam ut supra (24mal) —, deren sich der Verfasser der Copie befleißigen mußte, wenn er anders Alles auf eine Seite bringen wollte, beabsichtigte er wohl gar nicht, Ankunftstitel den einzelnen Kirchen beyzufügen. Von den Kirchen im Salzburggau ist es richtig, daß kein solcher beygesetzt ist; dagegen findet er sich p. 26 bey uindaha ecclesia (im Chiemgau) cum uillula seu cum omni pertinentia ad ipsum uicum tradidit ragenbertus cum mansos VI. — Genau gezählt bietet das Verzeichniß 19 Pfarrkirchen im Salzburggau und 5 im Chiemgau; überhaupt in allen 4 Gauen 60 Pfarrkirchen dar. Wir werden später zeigen, daß der Vorwurf der Unvollständigkeit das Congest nicht treffen könne.

Das Congest kommt wieder (berichtet Hr. F. weiter) auf S. Ruperts Bau des Frauenklosters zu Salzburg und dessen Begabung durch Herzog Theodebert zurück, berichtet jedoch beydes, den Bau, wie die Dotirung so „zurückhaltend und zweydeutig, daß man nicht deutlich und bestimmt erkennen kann, ob dieser Bau noch unter dem Herzog Theodo, oder unter seinem Sohne Theodebert geschehen.“

Die Leser dieser Blätter können sich aus der hier unten *) mitgetheilten, das Congest und die Breves

*) Congest p. 28, 29.

Herzog.	Gau.	Object der Dotirung.
quod traditum est a Theodeberto duce.		
Theodebertus dux.	*Salzburgaoe.*	uilla *ainheringa*, 30 Mans.
memoratus dux.	in predicto pago.	locell. *fischaha*, 5 Mans.
idem dux.	in eodem pago Salzbg.	in loco *talagaoe*, 1 Kirche, Wiesen, Wald, und die Hälfte der Fischerey im *maninseo.*
idem dux.	supradict. pag.	*cucullos.*
ipse dux.	in ipso pago.	*hal*, 9 fornaces, *nana* et *mona.*
ipse dux.	Salzburgaoe.	uilla *titamaninga*, 60 mansos.
Similiter *idem* dux.	in pago suprascripto.	per *diuersa loca* 116 *romanos*, die Jagd zwischen *Gaizloberch* bis *Stega.*
	in eodem pago.	Alpes IIII *cuudicus*, *cuculana alpicula*, *lacuana monte*; den dritten Theil der Fischerey de *abriani lacu.*
prescriptus dux.	in pago *Chimingaoe.*	uilla *uuaginga*, 40 mansos.
jam dictus dux.	„ „ „	uilla *Chamara*, 14 mans.
idem dux.	„ „ „	an der *druna* 80 *romanos* mit ihren Mansen.
supra dictus dux.	in pago *adragaoe.*	3 *Romanen* mit ihren Mansen.
ipse dux.	in pago *drunense.*	20 *tributarios* mit ihren Mansen.
predictus dux.	in pago matagaoe.	4 *tributarios* mit ihren Mansen.

Notitiae über die Gründung des Frauenklosters vergleichenden Tabelle augenfällig überzeugen, daß mit weniger Ausnahme das Congestum gerade dieselben Vergabungs-Objecte enthält, wie die Brev. Notit., daß den schenkende Herzog im Congest immer und ohne Wanken und Zweydeutigkeit Theodebert ist, wie eben in den Brev. Notit. auch. 14mal kommt Theodebert theils mit ganz deutlichen Worten, theils mit unverkennbarer Hinweisung auf seinen Eingangs angeführten Namen vor; so daß es uns nicht wohl möglich scheint, bestimmter und entschiedener über denjenigen Herzog sich auszusprechen, unter welchem der Bau und die Dotirung des Nonnenklosters vollführt worden sind. Nichts ist hier zurückhaltend, zweydeutig oder überhaupt undeutlich und unbestimmt! —

Den Beschluß des Congestum, heißt es bey Hm. F. weiter, macht der Bericht vom Bau der Maximilians-Zelle im Pongau durch Rupert unter dem Herzog Theodo, der, eingeladen vom Heiligen, bey der Einweihung der Kirche gegenwärtig war und sie mit drey Milliarien ringsum beschenkte. Zwey Brüder, Tonazan und Urso schenkten ihre ganze Besitzung in der Villa Albina hierzu und empfahlen dem Bischof ihre beyden Neffen Wernhar und Dulcissimus zur Erziehung und zum Unterricht im Kloster Juvavo.

(Fortsetzung folgt.)

Brev. Notit. p. 33, 34.		
Herzog.	Gau.	Object der Dotirung.
Theodebertus dux.	ohne Gauangabe.	villa *einheringa*, 30 man.
ipse dux *Theodebertus.*	Ebenso.	villa *Glasa* mit tributalen.
		Marciago, ad eundem locun in *diversis locis* Romanos colonos 113.
"	"	in *talgov*, Kirche, Wiesen, Wald, und den dritten Theil der Fischerey im *mannsee* und deßgleichen im (o) *parnse* den dritten Theil.
"	"	ad *cucullas*, 6 Kolonen, Wiesen, Wald und 4 Alpen (nicht genannt).
idem dux *Theodebertus.*	"	ad *Vischaha* 6 Mansen, Mühle und Wiesen.
		ad *Salinas*, 9 fornaces, in *mona*(sterio) et in *nana*.
"	"	*Waginga*, 40 Mansen.
	in eodem pago, ohne daß derselbe jedoch vorher angegeben wäre.	villa *Chameren*, 14 Mansen.
	in eodem pago.	iuxta *Truon*, *Trunuualha* romanos tribut. 80.
	ohne Gauangabe.	ad *tietramingen* (titmaning) super *Salzaha*, 60 Mansen.
	in *Matergau.*	4 *Tributalen* cum colonis suis.
idem dux *Theodebertus.*	in pago *trunsee.*	15 *Tributalen* cum colonis suis.
	ohne Gauangabe.	*venationem* in *sylva* et alpibus a monte *Keizperch* usque ad *Stegen*.

Ueberall, im Congest wie in den Brev. Notit. ist es derselbe Herzog Theodebert, unter dem der Bau des Nonnenklosters und die Dotirung geschieht. Nirgends Zweydeutigkeit und Zurückhaltung! —

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. April.

Nro. 82. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Strabonis Geographica recensuit commentario critico instruxit Gustavus Kramer.

(Fortsetzung.)

Pag. 61, 20 hat Kr. nach Koraes hergestellt εὐτυχίας [καὶ] εὐτεχνίας, aber καὶ ist nicht nothwendig, da εὐτυχίας nur eine unnütze Variante von εὐτεχνίας ist; Strabo's Tendenz, wie die Homerischen Verse, lehren, daß nur von der Kunstfertigkeit der Sidoner, der εὐτεχνία, nicht von ihrer εὐτυχία die Rede ist.

Pag. 68, 22 der Zusatz τὴν Ἄλκηστιν ist keineswegs nothwendig, da der Vers selbst sie und ihren Sohn sogleich nennt, um so Auffallender aber finde ich, daß Strabo sie τὴν ἀρίστην nennt, während Homer sie als εἶδος ἀρίστη rühmt; man möchte fast καλλίστην vermuthen. Die folgende Stelle über die Argonauten-Fahrt ist nach dem jetzigen Texte unverständlich; Coraes hat den Fehler gefühlt, ihn aber nicht gründlich gehoben. Die Richtigkeit der Worte ἐκ τῶν ἔτι νῦν δεικνυμένων καὶ πεπιστευμένων gegen die Aenderung δεικνυμένων πεπιστευμένον erhellt aus dem folgenden; entweder sind sichtbare Ueberreste und Denkmale übrig (δείκνυται), oder es sind allgemein geglaubte übereinstimmende Sagen im Volke vorhanden. Der Gedanke scheint dieser: daß die Fahrt nach dem Phasis statt gefunden, hat in dem Auftrage des Pelias seine Wahrscheinlichkeit, die Rückkehr der Argonauten, ihr Aufenthalt an manchen Orten, in den Sagen und noch vorhandenen Monumenten. Darnach constituiren wir die Worte auf folgende einfache Art: ὡς μὲν γὰρ ἅπαντες λέγουσιν, ὅτι ἐξ ἀρχῆς [ἦν] ὁ πλοῦς ἐπὶ Φάσιν, ἔχει πιθανόν τι τοῦ Πελίου στείλαντος, καὶ ἡ ἐπάνοδος . . . καθάπερ καὶ τῷ Ὀδυσσεῖ καὶ τῷ Μενελάῳ ἐστὶν ἐκ τῆς Ὁμήρου φωνῆς, ἐκ τῶν ἔτι νῦν δεικνυμένων καὶ πεπιστευμένων. vergleiche besonders p. 74, 4. — P. 70, 15 von der Erzählung, daß die Argonauten den Ister aufwärts in das adriatische Meer gekommen seyen (vergl. p. 87) τὰ δὲ οὐκ ἀπιθάνως οὐδ' ἀπίστως λέγοντες. wer hat je so gesprochen oder wer kann dieses verstehen? verständlich ist es mir, wenn es heißt τάδε οὔτε πιθανῶς οὔτε ἀπίστως λέγοντες.

Pag. 85, 6 ἐπειδὴ τὸ συνάπτειν σημαίνει καὶ τὸ σύνεγγυς καὶ τὸ ψαύειν, ὥστε εἰ ὕδατα εἴη, σύρρουν εἶναι θάτερον θατέρῳ. Das Verbum kann durch keine Conjunction oder Adverbium, sondern nur wieder durch ein Verbum ausgedrückt werden, und so wird συνεγγίζειν nothwendig gefordert, vergl. v. 8. 24.

Pag. 98, 1 fehlt das Subject zu εἴρηκε, dieses ist nicht Ἵππαρχος, sondern wie man aus 110, 172 sieht ὁ Πυθέας, da man es nicht aus dem Zusammenhange ergänzen kann, so muß es ausgefallen seyn.

Pag. 128, 4 von den Siegelflächen der Eratosthenischen Karte ἡ δὲ τρίτη σφραγὶς τελέως ἀπερίγραφός ἐστιν, οὔπω γε ἀφορισθεῖσα. was soll οὔπω γε? schon die Sprache zeigt, daß die Partikel nicht hieher gehöre. Strabo schrieb οὕτω γε, oder οὕτως, so nämlich, wie Eratosthenes diese dritte Seite darstellte und abgrenzte. Ebendaselbst v. 19 von derselben Theilung καὶ τῆς διαλέκτου

δὲ μέχρι νῦν διαμενούσης τῆς αὐτῆς τοῖς τε ἐκτὸς τοῦ Εὐφράτου καὶ τοῖς ἐντὸς τὰ ἐνταῦθα μέντοι τοιούτῳ μερισμῷ διασπᾶν ἔθνος γνωριμώτατον . . ἥκιστα ἂν πρέποι. Daß τὰ unstatthaft ist und τὸ gefordert wird zum Infinitiv, hat Coraes erkannt und steht das richtige in einer Handschrift, gleichwohl behielt Kramer jenes τὰ, aber auch μέντοι kann nicht bleiben, es muß heißen τὸ ἐνταῦθα μὲν τοιούτῳ. Pag. 130, 23 ὥστ' ἡ συμπίπτουσα γραμμὴ τούτῳ γε τῷ παραλλήλῳ καὶ τῷ διὰ Ῥόδου . . οὐκ ἂν εἴη παράλληλος οὐδετέρᾳ nothwendig ist τούτῳ τε zu schreiben.

Pag. 132, 12. Ich begreife nicht, wie Groskurd und Kramer dieses für Worte des Hipparchus halten können und darum ein φησὶν einsetzen zu müssen glauben. Es sind, wie das vorausgehende, deutlich Worte des Strabo, der den Eratosthenes gegen Hipparchus in Schutz nimmt und sagt, abgesehen von dem oben bemerkten habe Erat. Indien eine rhombusartige Gestalt gegeben, und damit schon bezeichnet, daß der Indus nicht eine gerade südliche Richtung nehme, vid. v. 3.

Pag. 137, 6 Θαψάκου Βαβυλῶν ἀνατολικωτέρα ἐστὶν οὐ πλείοσιν ἢ χιλίοις σταδίοις. zweymal lesen wir diese Angabe oben 124, 23 und 125, 8; aber an beyden Stellen heißt es nicht so, sondern vielmehr μικρῷ πλείοσιν, auch hier wird, denke ich, dasselbe gefordert, und nicht etwa οὐ πολύ. — Bald darauf §. 39 vertheidigt Strabo den Eratosthenes gegen Hipparchus; dieser suchte als Mathematiker die Bestimmungen des erstern durch geometrische Rechnungen umzuwerfen, Strabo aber behauptet, daß die geographischen Angaben nur im allgemeinen, und nicht so genau zu nehmen seyen, geometrische Beweise daher bey nicht sichern Prämissen wenig geeignet seyen. Wenn daher Hipparchus durch gezogene Dreyecke und den pythagoreischen Lehrsatz den Eratosthenes ad absurdum führt, so beweist unser Autor, daß diese Linien keine Dreyecke bilden, alles Absurdum also den Eratosthenes auch nicht treffe. Hier im vorliegenden Falle ist es etwas anders; Eratosthenes hat den Abstand von Thapsakus bis zu den Κάσπιοι πύλαι zu 10000 Stadien angenommen, Hipparch zeigt, daß diese Distance in gerader Richtung viel zu groß sey und nur durch große Umwege möglich werde. Nämlich Thapsakus und Κάσπιον ὄρος lägen unter demselben Meridian; nun seyen aber die Κάσπιοι πύλαι von Κάσπιον ὄρος weit weniger entfernt als 10000 Stadien, folglich also auch von Thapsakus; jene große Summe könne also nur durch eine κυκλοπορία herausgebracht werden. Ich habe das Argumentum des Hipparchus gegeben, wie es seyn muß, wenn es beweisen will; der griechische Text ist hier nicht rein: τρόπον δή τινα ἐπὶ τοῦ αὐτοῦ μεσημβρινοῦ κεῖσθαι τήν τε Θάψακον καὶ τὸ Κάσπιον· τούτῳ δ' ἀκολουθεῖν τὸ ἀφεστάναι ἴσον τὰς Κασπίους πύλας Θαψάκου τε καὶ τοῦ Κασπίου, πολὺ ἐλάττους [δ'] ἀφεστάναι τῶν μυρίων, ὅσους φησὶν ἀφεστάναι Ἐρατοσθένης τῆς Θαψάκου· ἄρα πολὺ ἐλάττους ἢ μυρίους ἀφεστάναι τοὺς ἐπ' εὐθείας. κυκλοπορίαν ἄρα εἶναι τοὺς μυρίους, οὓς λογίζεται ἐκεῖνος ἐπ' εὐθείας ἀπὸ Κασπίων πυλῶν εἰς Θάψακον. Hier ist ein doppelter Fehler, in der Sache, weil der Terminus Κάσπιον ὄρος, der zum Beweise genommen wird, plötzlich aufgegeben ist und verschwindet, was falsch ist und wie niemand, so am wenigsten Hipparchus zugeben konnte, dann in der Form, weil ἄρα den Satz beginnt, was den spätern Philosophen, nicht aber dem Strabo eigen ist, δ' hat man, um eine Verbindung herzustellen, eingesetzt, aber alles wird klar, wenn man die nöthigen Worte wiederholt, die leicht ausfallen konnten, Θαψάκου τε καὶ τοῦ Κασπίου, τοῦ δὲ Κασπίου πολὺ ἐλάττους ἀφεστάναι τῶν μυρίων, ὅσους φησὶν ἀφεστάναι Ἐρατοσθένης τῆς Θαψάκου· τῆς Θαψάκου ἄρα πολὺ ἐλάττους κ τ λ.

Pag. 145, 7 διαφοραὶ τρεῖς εἰσιν αἱ γενικώταται καὶ συντείνουσαι πρός τε τὰς τῶν ζώων καὶ φυτῶν συστάσεις καὶ τῶν ἄλλων * ἡμισυσταλεῖς * τῶν ὑπὸ τῷ ἀέρι καὶ ἐν αὐτῷ ἐκείνῳ, ὑπερβολὴ θάλπους καὶ ἔλλειψις καὶ μεσότης. Grosk. ἡμισυσταλεῖς delendum esse atque genitivos ad συστάσεις quod praecedit, referendos iudicavit: atque intelligere mihi videor, quomodo nata sit scriptura, quae tam diu torsit VV. DD. Adscripserat enim ni fallor, aliquis supra ἄλλων inter versus ΗΓΝΣΤΣΤΑΣΕΙΣ h. e. ἤγουν

συστάσεις, quae postea corrupta atque in ordinem recepta sunt. Dieses eines von den vielen Beyspielen der leidigen Selbsttäuschung, die uns in dieser schönen Ausgabe so unangenehm berühren; wie sollte hier jemand zu ἄλλων das Wort, das gerade vorausgegangen ist und jeder von selbst verstehen mußte, hinzu geschrieben haben? und wie konnte Kramer entgehen, daß das sichere τε alle Versuche der Art ein für allemal entschieden zurückweist, und ein Substantivum das mit συστάσεις auf gleicher Linie steht, unentbehrlich macht?

Pag. 168, 2 διὰ τῶν πόλων, ebenso Zeile 4 und 8. dort mit der Variante διὰ τὸν πόλον, ich vermisse was Strabo sonst sagt, ungerne an diesen Stellen, nämlich διὰ τοῦ πόλου p. 167, 5. 169, 3. 1. 170, 7. 175, 8. 200. Daselbst v. 22 προκείσθω δὲ ἡ μὲν νῆσος. Es ist ein Fortschritt von p. 167 ὑποκείσθω δή . . νοείσθω δή . . also auch hier προκείσθω δή. Gleich darauf p. 169, 13 in der Stelle welche Groskurd so schön ergänzt und deren Gedanken nachgewiesen hat, ist nur τὸ δ' ἔλαττον von der Breite so auffallend, daß es vielleicht nicht verwegen ist an der Richtigkeit zu zweifeln und an τὸ δὲ πλάτος zu denken, wenn nicht sichere Beyspiele für die Vulgata vorgelegt werden können.

Pag. 254, 21. ἐλαίας δὲ πέρι καὶ ἀμπέλου καὶ συκῆς καὶ τῶν παραπλησίων φυτῶν ἡ καθ' ἡμᾶς Ἰβηρικὴ παραλία πάντων εὔπορεῖ, συχνὴ δὲ καὶ τῶν ἐκτός, ἡ μὲν παρωκεανῖτις ἡ πρόσβορρος ἀμοιρεῖ διὰ τὰ ψύχη, ἡ δ' ἄλλη τὸ πλέον διὰ τὴν ὀλιγωρίαν τῶν ἀνθρώπων. man hat dieser Stelle verschieden nachzuhelfen gesucht, Xylander liest συχνὴ δὲ καὶ ἡ ἐκτός. ἡ δὲ παρ. Kramer will τῆς ἐκτός, wie aber auch die Gegend außerhalb den Säulen so fruchtbar seyn kann, da sogleich behauptet wird, daß sie nichts hervorbringe, und zwar die am Ocean gelegene Seite nicht wegen Kälte, die andere nicht, weil die Leute zu faul sind das Land zu bebauen, das verstehe wer kann. Um eine Construction hineinzubringen, müßte man mit einer Verbesserung in *B* μὲν in μέντοι verwandeln; ich glaube der ganzen Stelle durch die Tilgung eines nicht hieher gehörigen Wortes ihre ursprüngliche Fassung zu geben: συχνὴ δὲ [καὶ] τῶν ἐκτός ἡ μὲν παρωκεανῖτις ἀμοιρεῖ διὰ τὰ ψύχη, ἡ δ' ἄλλη τὸ πλέον κ τ λ.

(Schluß folgt.)

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Während ihrer Unterrichtszeit baten sie den h. Rupert, er möge ihnen die Hälfte jener Besitzung ihrer Verwandten zum Nutzgenuß auf ihre Lebenszeit verleihen, was auch geschah. Diese Zöglinge brachten dann auch die andere Gutshälfte auf ihre Neffen, so lange diese lebten und so blieb dieses Gut ein Lehen der Salzburger Kirche bis auf Otilo, welchen sein Kapellan Urso um Lehensverleihung der ganzen Besitzung in der Villa Albina bat. Das that Otilo und nahm dem Münster zu Salzburg sein Eigenthum mit Gewalt. Der Abt Virgil bat um Wiedererstattung desselben und Otilo wollte es ihm gegen ein anderes bey Laufen abtauschen, was aber Virgil ablehnte und so verharrte Otilo auf der ungerechten Zurückhaltung dessen, was er der Kirche Salzburg entzogen hatte. So Hr. F.

In Erzählung dieses Ereignisses kommt im Congestum auch nicht ein Wort von der Villa Albina vor auch stellt sich daselbst das Verhältniß mit den beyden Gutshälften etwas anders dar, als bey Hrn. F., dem es heißt S. 30: „et ita fecit dominus hrodbertus, et illam aliam medietatem jussit servire ad sanctum Petrum ad Salzburch. Ipsi autem suis nepotibus illam aliam (d. h. hier, die ihnen von S. Rupert zu Lehen gegebene Hälfte, die andere diente mit ihren Erträgnissen der Salzburger Kirche, wie es der Heilige befohlen) medietatem complacitabant usque ad obitum eorum," was noch deutlicher aus Brev. notit. S. 36 wird: „tunc autem cepit Virgilius Episcopus medietatem inde quaerere propter illum servum S. Rudperti tonazanum; et qui hunc ipsum cum Latino (Ledi, des Ursus Bruder) vicino suo invenit. Eine Hälfte also blieb immer bey der Salzburger Kirche bis auf Otilo's Kapellan Ursus, der sich das Ganze zu Lehen erbat (Cong. S. 30. ut ei ipsas res ex integro daret beneficium). Der eine Theil bestand in der Hälfte der Villa Albina, die der Maximilians-Zelle von den Brüdern Ledi und Urso

geschenkt worden war, so wie in der Hälfte der von ihnen gerodeten Grundstücke in der Gegend der Maximilians-Zelle; der andere Theil war dem Tonazan zuständig und bestand in der andern Hälfte der Villa Albina und in der andern Hälfte der von ihm gerodeten Grundstücke. Als nun Otilo auf Virgils Begehren der Rückgabe nicht eingieng, weil er durch Entziehung des Lehens seinen Kapellan nicht betrüben wollte, forderte gleichwohl Virgil wegen jenes Knechtes des h. Rupert, Tonazan, die Hälfte des Lehens. Und diese konnte ihm der Herzog Otilo nicht in Abrede stellen (Illam tamen medietatem, quam quaesivit Episcopus, non potuit ei Otilo Dux contradicere).

Hr. F. giebt nun die Uebersetzung der bekannten Schlußschrift des Congests „Notitiam — ad memoriam sui" mit dem beygefügten Zeugenverzeichniß, und sagt vom Congest, man habe es von jeher als eine Urkunde des Bischofs Arno erkannt, weil es der Aufschrift zufolge (über sie siehe Kleinmayern im Anhang S. 19, Not. a. „Vielleicht sind die Worte: anno 788 congestum gar nicht originel, und wenigstens die Jahre 798 später nachgetragen worden" ꝛc.) im J. 798, d. i. im 11. Jahre seiner Regierung zusammengetragen worden und er am Ende selbst bekennt, daß er die letztere Nachricht von alten glaubwürdigen Männern erforscht und zum Andenken habe aufschreiben lassen. Einige hielten das Congest für ein Autographum, andere wenigstens für die älteste Abschrift desselben aus dem neunten Jahrhundert. Man schloß aus dem Inhalt, Arno habe den Besitzstand seiner Kirche zur Vorlage an Karl M. und zur Erholung seiner Bestätigung desselben aufschreiben lassen. Doch Arno hatte nicht den mindesten Antheil an dieser Aufschreibung, denn 797 hatte ihn Karl in wichtigen Geschäften nach Rom gesandt und im J. 798 wurde er gleich nach seiner Rückkehr von da nach Pannonien zur Bekehrung der dortigen Völker geschickt. Eine Güterbeschreibung war damals, 798, nicht mehr nothwendig, weil Karl schon im December 791 dem Arno eine Bestätigungsurkunde über alle von der Kirche Salzburg erworbenen und noch zu erwerbenden Güter ertheilt hatte.

Hiezu bemerken wir: der wahre Zeitpunkt der Abfassung des Congests ist das Jahr 788, denn es heißt „eodem anno quo ipse (Carolus) baioariam regionem ad opus suum recepit." Allerdings hat es mit dem gegebenen Nachweis des Alibi Arno's im J. 798 seine volle Richtigkeit; allein in dem für die agilolfingische Dynastie so verhängnißvollen Jahre 788 wird ein solches Alibi des Bischofs kaum beygebracht werden können.

Den Hauptangriff auf das Congest vollführt Hr. F. also: „Ueberdieß zeigt die absichtlich angenommene barbarische, dem Arno und seinem Zeitalter nicht mehr angemessene Schreibart, die Unvollständigkeit der aufgezählten Güter, worunter nur die von den Herzogen und einigen Freyen, keineswegs aber die Schankungen des zahlreichen Adels begriffen sind, — das Zweydeutige und Zurückhaltende besonders in dem vorletzten Berichte — die absichtlich verkehrte Ordnung in der Erzählung, um zum Schlusse ein Zeugenverzeichniß zu erhalten, und endlich die freche Beschuldigung des Herzogs Otilo, daß er der Kirche von Salzburg ihr Eigenthum entrissen und nicht mehr zurückgegeben habe, was dem bekannten wohlthätigen und edlen Charakter dieses Fürsten, der selbst in dem Congestum unter den Hauptwohlthätern erscheint, gänzlich widerspricht, — daß man das Andenken des großen Kirchenhirten und Staatsmannes Arno nicht tiefer herabwürdigen kann, als wenn man ihn zum Urheber oder Verfasser dieses Congestums macht, und es für einen urkundlichen Nachlaß von ihm hält; und wie kann man hieran eine Abschrift aus dem neunten Jahrhundert erkennen, da der Schriftcharakter nach dem Urtheile der größten Kenner der alten Schriften ganz bestimmt in die letzte Hälfte des zwölften Jahrhunderts gehört?."

Nachdem Hr. F. auch noch die äußere Form dieses Documentes — es besteht aus zwey größeren Pergamentstücken und einem kleinern, die nach des Hrn. F. Behauptung später zusammengenäht wurden — verdächtig und die falsche Absicht des Schreibers kund gebend findet, und vom Mangel an alten Abschriften hievon, so wie vom Stillschweigen der Zeitgenossen über selbes gesprochen, schließt er seine Kritik über das Congest mit folgenden Worten: „Diese Gründe sind es, aus welchen uns dieses Document sehr verdächtig seyn muß, und obgleich der größte Theil seines Inhaltes wahr seyn mag, so kann man doch wenigstens der Schuld, die es auf den Herzog Otilo wirft, keinen Glauben beymessen und die bestimmte Aussage, daß Herzog Theodo, der Großvater Hugberts, der erste Wohlthäter des heil. Rupert gewesen, kann nur in dem Fall als wahr und richtig angenommen werden, wenn auch die Aussagen der übrigen einheimischen Documente damit übereinstimmen."

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. April.

Nro. 83. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Strabonis Geographica recensuit commentario critico instruxit Gustavus Kramer.

(Schluß.)

Pag. 260, 10 von den Inseln *Πιτυοῦσσαι* und *Γυμνησίαι* wird gesagt: *εἰσὶ δὲ καὶ πελάγιαι μᾶλλον αἱ Πιτυοῦσσαι καὶ πρὸς ἑσπέραν κεκλιμέναι τῶν Γυμνησίων*. bekanntlich vielmehr umgekehrt, ein Irrthum welchen man dem Strabo nicht zumuthen darf. Plinius III, 5, 76 Pityusae .. angusto freto interfluente .. patent XLVI M. passuum .. tantundem a Pityusis in altum Baleares duae. Was vielleicht: *εἰσὶ δὲ πελάγιαι καὶ μᾶλλον αἱ Πιτυοῦσσαι πρὸς ἑσπέραν*? die Epitome p. 463 läßt wenigstens das erste *καὶ* aus.

Pag. 342, 15—19 die ganze Stelle kann so, wie sie jetzt ist, nicht richtig seyn. Strabo geht von einem festen Puncte, Placentia, aus, um andere Orte zu bestimmen. 36 Millia (man sieht aus diesem lateinischem Maaße, daß er hier seinem römischen *χωρογράφος* folgt) aufwärts am Zusammenfluß des Padus und Ticinus ist Ticinum, seitwärts davon Clastidium, Derthon, Aquästatiellä. Westlich den Padus und Durias hinauf führt der gerade Weg nach Ocellum; an den Bergen (wird dann weiter gefahren) die oberhalb Luna liegen, ist Luka, eine Stadt u. s. w. Derthon liegt in der Mitte von Genua und Placentia, auf diesem Wege ist auch Aquästatiellä. So wenig nun die Erwähnung von Luca hieher gehört, so ist doch damit nicht abgeholfen, daß man mit Cluver den ganzen Artikel versetzt; lassen wir das ganze weg, so ist die Frage, warum werden die zwey Orte, Derthon und Aquae wiederholt und näher bestimmt, dagegen Clastidium stillschweigend übergangen? fast möchte man glauben, daß obige Beschreibung von diesem Orte gemeint, und die Stelle etwas arg interpolirt sey, dahin führt auch, wie die Worte in den Handschriften geordnet sind, welche Kramer nicht hätte ändern sollen, *πρὸς δὲ τοῖς ὄρεσίν ἐστι πόλις τοῖς ὑπερκειμένοις τῆς Λούνης Λοῦκα*.

Pag. 359, 22 *ἐν δεξιᾷ δὲ τῆς ὁδοῦ βαδίζοντι ἐκ τῶν Ὀκρίκλων εἰς Ἀρίμινον Ἰντέραμνά ἐστι καὶ Σπολήτιον καὶ Ἄσίσιον καὶ Καμέρτης ἐν αὐτοῖς τοῖς ὁρίζουσι τὴν Πικεντίνην ὄρεσι. κατὰ δὲ θάτερα μέρη Ἀμερία τε καὶ Τοῦδερ εὐερκὴς πόλις, καὶ Εἰσπέλλον καὶ Ἰγούιον, πλησίον τοῦτο ἤδη τῶν ὑπερβολῶν τοῦ ὄρους*. Ich gestehe, daß ich nicht wenig betroffen war in Strabo Assisi zu finden, aber es ist nur eine Conjectur des Herausgebers, die Handschriften haben alle *Αἴσιον*, das sey ein Ort den niemand kenne, Asisium contra inter Spoletum et Camerinum situm fuisse omnibus notum. Vielleicht hat ihn Casaubonus Note verleitet, der aus Ptolemaeus anführt *Αἰσίσιον Καμερῖνον Νουκερία κολωνία*. Aber jenes *Ἀσίσιον* ist grundfalsch und der klaren und deutlichen Angabe des Schriftstellers entgegen; hätte Strabo es wirklich gekannt und genannt, so würden wir es nicht hier, sondern auf der andern Seite mit Ameria, Tuder u. s. w. aufgezählt lesen. Assisi liegt nicht rechts von der Strasse von Ocriculi, sondern links, und billig muß man sich wundern, wie der Herausgeber, dem wie er

selbst sagt, das Glück zu Theil geworden sey drey Jahre in Italien zu leben, und der gewiß diese Gegenden aus eigener Anschauung kennt, einen solchen Mißgriff machen konnte.

Pag. 363, 1 μυθεύονται μὲν οὖν ἐξ Ἄρεως γενέσθαι τοὺς παῖδας, ἐκτεθέντας δ' ὑπὸ λυκαίνης ὁραθῆναι ἀκυλακευομένους. da man μυθεύειν, nicht aber μυθεύεσθαι als Deponens sagt, so kann man der Aenderung μυθεύουσι oder μυθεύεται schwerlich entgehen.

Pag. 385, 2 von den ursprünglichen Bewohnern der Campanier: Ἀντίοχος μὲν οὖν φησι τὴν χώραν ταύτην Ὀπικοὺς οἰκῆσαι, τούτους δὲ καὶ Αὔσονας καλεῖσθαι. Πολύβιος δ' ἐμφαίνει δύο ἔθνη νομίζων ταῦτα· Ὀπικοὺς γάρ φησι καὶ Αὔσονας οἰκεῖν τὴν χώραν ταύτην τὴν περὶ τὸν κρατῆρα. ἄλλοι δὲ λέγουσιν οἰκούντων Ὀπικῶν πρότερον καὶ Αὐσόνων * οἱ δ' ἐκείνους, κατασχεῖν ὕστερον Ὄσκων τι ἔθνος, τούτους δ' ὑπὸ Κυμαίων, ἐκείνους δ' ὑπὸ Τυρρηνῶν ἐκπεσεῖν. Diese für die älteste Geschichte wichtige Stelle ist vielfach versucht worden. Xylander und mit ihm Casaubonus wollten εἶτ' für οἱ δ' und verstanden sprachwidrig τόπους zu ἐκείνους. Tyrwhitt verbesserte μετ' ἐκείνους, ihm folgte Coraes, und — was wohl hätte bemerkt werden sollen, Niebuhr Röm. Gesch. I, 67 Not. 180. Kramer, der überall einer Buchstaben-Aehnlichkeit nachjagt, sagt: quod nimis abhorret a codicum scriptura. Equidem malim σὺν ἐκείνοις. Aber alle diese Aenderungen bringen den Schriftsteller mit sich selbst in Widerspruch. Wenn nämlich nach den Opikern und Ausones diese Gegend von einem Oskischen Volke besetzt wurde, so war es ja dieses wodurch jene vertrieben wurden, nicht aber konnten die einen durch die Kumäer, die andern durch die Hetrusker verdrängt werden, so daß kein Mensch sieht, wie jenes Oskische Volk hereinkommt. Schon dieses hätte aufmerksam machen und auf das richtige Verständniß der Stelle hinführen sollen. Die Worte sind ganz untadelhaft und bilden nur eine Parenthese des obigen, οἱ δ' ἐκείνους κατασχεῖν ὕστερον Ὄσκων τι ἔθνος, sie sagen nichts anderes aus als: einige aber behaupten, jene, (die Opiker,) ein Oskischer Stamm, hätten nach den Ausones, also nicht, wie die andern angeben, gleichzeitig mit ihnen diese Gegenden in Besitz genommen. Dagegen fordert die einfache Sprache Strabos die Tilgung von δ' nach τούτους. Darnach berichtige man Niebuhr's Urtheil über diese Angaben Strabos; von den zwey verschiedenen Nachrichten hat der eine ungenannte Autor die Ὀπικοὶ zwar nicht, wie er hätte thun sollen, mit Ὄσκοι identisch, aber doch für verwandt und einen Theil dieser gehalten.

Doch genug solcher Beyspiele, die sich ohne Mühe beliebig vermehren lassen; wir haben nicht einmal solche gewählt, welche uns besondere Gelegenheit geben, den Ansichten des Herausgebers entgegenzutreten, nicht als stimmten wir seinem Urtheile gewöhnlich bey, vielmehr müssen wir seine Kritik öfter, als uns lieb ist, bestreiten, eben so haben wir uns einer nähern Vergleichung der Verdienste Kramers mit seinem nächsten Vorgänger Koraes enthalten, (sie wäre nicht zu seinem Vortheile ausgefallen) wir wollten nur darthun, was im Strabo noch alles zu leisten bleibe. Eine sichere diplomatische Ueberlieferung dessen was die Handschriften bieten, wird immer die Grundlage bilden, auf welcher fortgeschritten werden kann; darum stellen wir auch die eigenen Vergleichungen des Herausgebers sehr hoch. Da aber diese in den ersten neun Büchern erstaunlich wenig sind und über den lückenhaften A und den wahrscheinlich aus diesem abgeschriebenen Vaticanus g nicht hinausgehen, so sollte man doch erwarten, daß das von andern zusammengetragene Material, wie es in der Oxforder Ausgabe vorliegt, vollständig benutzt sey. Wenn wir auch gerne Kramern mehr Glauben als den Angaben des Casaubonus schenken, so können wir uns doch nicht erklären, wie so viele gar nicht verächtliche Varianten bey Falconer stillschweigend übergangen sind. Kramer durfte das um so weniger, als er nicht die Meinung Du Theils billigt, daß alle vorhandenen Codices aus A abgeschrieben seyen, also auch noch andere Quellen annimmt. P. 394, 3 haben die Ausgaben τῆς θαλάττης. Tyrwhitt verbesserte τὴν θάλατταν und so hat Kramer ohne eine Bemerkung; kurz vorher p. 393, 21 ist zu τῆς θαλάττης bey Falconer angegeben, daß Med. 1 ex corr. τὴν θάλατταν lese, (vielleicht sogar auf obige Stelle bezüglich);

bey Kramer ist nichts zu finden. Pag. 402, 9 hat Kramer richtig verbessert χωρία * ἃ * τῆς δ' ἑτέρας οὐχ ἥπτοντο θαλάττης. aber die Bemerkung ist nicht giltig ἃ τῆς δευτέρας codd. οἳ τῆς ἑτέρας Sbk. Cor. Einmal sagt schon Casaub. Manuscripti τῆς ἑτέρας und in Eton. ist die Verbesserung γρ. ἑτέρας von spätererer Hand, dann geht οἳ τῆς ἑτέρας von Cluver aus. Pag. 409, 6. καλουμένου Σιπελικοῦ Par. 1. v. 11. συνέστησαν] συνεστήσαντο Par. 1. 411, 25 ἄκραν om Par. 1. v. 29 ἰόνιον Escur. 412, 13 εὐνομηθέντες Διονύσιος δ' ἐκπεσών Par. 1. Von allem diesen finden wir bey Kramer nichts, und in dieser Art geht es fort. Hat der Herausgeber solche Angaben für unnütz gehalten und bezieht sich seine obige Erklärung darauf, so hat er eigene Begriffe von diplomatischer Kritik die niemand mit ihm theilen wird; sind sie aber durch Versehen übergangen, so ist mehr Sorgfalt und Aufmerksamkeit zu wünschen; wie es jetzt stehet, wird es immerhin für den, welcher diesen Autor kritisch behandeln will, gut seyn, die Oxforder Ausgabe nebenbey einzusehen.

Druck und Papier sind vortrefflich; Druckversehen sind uns mehrere aufgestossen, die wir, da die Ausgabe vielleicht auf Jahrhunderte die Grundlage bilden wird und es daher wünschenswerth ist, daß wenigstens im Nachtrage alles Falsche berichtiget werde, hier angeben wollen, 79, 6 nach ἕδαφος sind die Worte τοῦ τῆς Προποντίδος ausgefallen, ebenso 170, 5 nach πέντε die Worte καὶ εἴκοσι, beyde so arg, daß die Blätter umgedruckt zu werden verdienten. 40, 27 ἐν εἰς statt εἰς ἕν. 53, 12 πάντας. 95, 3. 136, 13. 156, 24. 167, 21 ὃν statt ἄν. 220, 24. 228, 1. 437, 9. 455, 3.

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Ruperts in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wir hätten es gern gesehen, wenn die so eben vorgetragenen Anschuldigungen, die Hr. F. dem Congest macht, besser begründet worden wären. Manche derselben, wie das Zweydeutige und Zurückhaltende im Bericht über das Frauenkloster, haben wir oben als durchgehends unbegründet zurückgewiesen. Die vom Congest eingehaltene Ordnung betreffend, so wurde diese schon 1837 in diesen Blättern S. 611, 612 von uns dargelegt und gezeigt, daß nach der Aufzählung aller von den bayerischen Herzogen, von Theodo bis Tassilo II. an die Hauptkirche von Salzburg gemachten Vergabungen, nach Aufführung der Schenkungen der freyen Bajoarier an dieselbe Hauptkirche und nach dem Verzeichnisse der 60 Pfarrkirchen der Verfasser des Congests alsdann erst zur Gründung und Dotirung von Nonnberg und der Maximilians-Zelle und zum Streit über letztere zwischen Ursus und Virgil fortgehe und schließe. Von einem Abbrechen der Theodebertischen Schenkungen kann also bey einem solchen Plane des Verfassers nicht die Rede seyn; wohl aber ist diese Unterbrechung an der Brev. Notit. nur allzusehr bemerkbar, cap. II. S. 32—33, woselbst die Geschichte der Dotirung der Maximilians-Zelle erzählt, dann plötzlich wieder auf S. Ruperts Stiftung von Nonnberg, cap. III. eingelenkt, und hierauf die andern Schenkungen Theodeberts und Hucberts an die Hauptkirche Salzburg bis auf Otilo, dem Gefangenen der Franken, vorgetragen wird (cap. IV. V.), der aber nach seiner Heimkehr wiederum Vergabungen an den Salzburger Bischofssitz gemacht hat. Erst cap. VI. und VII. ist der oben cap II. abgerissene Faden wiederaufgenommen und der Streit zwischen Virgil und Ursus, in welchem Otilo für seinen Leidensgefährten in der fränkischen Haft Parten genommen, bis zur Excommunikation der vom Ursus erbauten Kirche fortgeführt. Folgen alsdann die Schenkungen desselben Otilo an die Maximilians-Zelle cap. VIII. und die Vergabungen an die Hauptkirche Salzburg von Seite der Hiltrud und des noch unter der Vormundschaft seines mütterlichen Oheims Pippin stehenden Tassilo, an welche sich die Vergabungen der edlen Bajoarier c. X. XI. XII. anschließen ꝛc. An diesem Documente sind also mehrere Einschiebsel und Di-

gressionen bemerkbar, nicht aber am Congeste, dessen Verfasser seinem gefaßten Plane durchgehends treu bleibt. Doch bemerken wir, daß die Brev. Notit., obwohl sie sich die gleiche Aufgabe, wie das Congest gesetzt, doch viele zum Theil ausführliche histor. Notizen aufgenommen hat, z. B. Wanderung Ruperts, Gründung Salzburgs, ausführliche Erzählung, wie des h. Maximilians Grabstätte gefunden und die Zelle dort gegründet ꝛc. wurde, der verheerende Einbruch der Slawen u. a. m.

Von besonderer Wichtigkeit in Bezug auf die Untersuchung, ob das Congest ein falsches Document sey und die ihm von Hrn. F. widerfahrene Verdächtigung verdiene, ist die Beantwortung der Frage: In welcher Zeit, in welchem Jahre endigt das Congest? — Ueber das Jahr 788 hinauszugehen verbietet die oben mitgetheilte Schlußschrift, eodem anno — — recepit. Die letzte der Vergabungen Tassilos II. ist die cella Garoz an Salzburg, und die letzte Schenkung der liberi baioarii ist die cella Ottingen mit hulthusis und Usinga durch den Grafen Gunthar gleichfalls an die Hauptkirche Salzburg; die ungerechter Weise dieser Kirche entzogene cella hat der König (dominus rex) zurückzugeben befohlen. Die Brev. Notit. S. 39 klären uns über den Namen dieses Königs auf. Es ist der am 24. Sept. 768 zu St. Denys verstorbene Pippin (dahin ist unsre Meinung in den gel. Anz. 1837 p. 675 zu berichtigen). Die Cella wurde während Tassilo's II. Minderjährigkeit gegründet und begabt. Des Königs Vormundschaft endigte sich mit dem Jahre 757 auf der Reichsversammlung zu Compendium. Die weiteren Schenkungen Gunthers und seiner Frau mögen einige Jahre später fallen (postea vero una cum consilio et consensu Tassilonis ducis petiit (Guntharius) Dominum Pippinum Regem, qui concessit ei tributales viros de suo ministerio manentes XIIII ibidem ad firmamentum), erreichen aber das Sterbejahr Pippin's auf keine Weise. Die Villa Garoz, — welche, nebenher bemerkt, im ganzen Contexte der Brev. Notit. nicht zu treffen ist, — muß noch vor der Uebergabe von Otting mit Zugehör an die Salzburger Kirche gekommen seyn, weil sie vor der Vergabung von Otting vorgetragen ist. — Wir haben also von des minderjährigen Tassilo's Regierungsantritt im J. 748 bis in die 60ger Jahre, vielleicht 762 — 764, mithin in einem Zeitraum von 14 — 16 Jahren die Schenkungen zu rechnen, und innerhalb desselben zählt uns das Congest 34 Wohlthäter mit 36 Schenkungen an die Salzburger Kirche auf. Das Verzeichniß der Pfarrkirchen mag im J. 788 den Schenkungen, die, wie gesagt, früheren Datums sind, beygefügt worden seyn.

Nach den eben geschilderten Verhältnissen kann man also billiger Weise von Unvollständigkeit der aufgezählten Güter im Congest gewiß nicht reden oder mehr Güter aufgezählt fordern, als das Congest kennt. Der weitere Vorwurf des Hrn. F., es seyen unter den aufgezählten Gütern nur die von den Herzogen und einigen Freyen, keineswegs aber die Schenkungen des zahlreichen Adels begriffen, stellt sich in seiner ganzen Nichtigkeit durch den Blick auf diejenigen Personen dar, die unter der Rubrik: „liberi Baioarii“ aufgeführt sind. Einmal gebührt die Bezeichnung „liber homo“ selbst dem höchsten Adel; dann erscheinen: Sigibaldus judex, Grimbertus comes Mazzo (Brev. Not. p. 41, vir nobilis), Guntharius comes; Jacob und Alexandra seine Mutter sind homines potestativi (Brev. Not. p. 42), Helmoin (Helmo, Br. Not. p. 42, 43) Illustris vir, Egilulfus, Dignolus (Br. N. 40) viri nobiles, Tisa im Cong. libera geheißen, ist der Br. N. eine nobilis foemina, u. a. m., zum Beweise, daß unter den liberis Baioariis des Congests auch der Adel begriffen war; aber auch, daß beyde Documente, Congest. und Brev. Not., einander wechselseitig ergänzen (Gel. Anz. 1837 S. 676). Daß die Brev. Not. in die Zeit des Erzbischofs Arn (798 folgende) reihen, — doch auch hier nicht ohne Untermischung von Schenkungen aus Virgils Zeit, — lehrt cap. XIII. und daher erklärt sich ihr größerer Reichthum in Aufzählung der Vergabungen und der Schenker.

Die absichtlich angenommene barbarische, dem Arno und seinem Zeitalter nicht mehr angemessene, Schreibart anlangend, antworten wir, daß dieselbe allerdings barbarisch sey, allein um nichts barbarischer, als andere unverdächtige Documente in der 2. Hälfte des 8., und in den 1. Decennien des IX Jahrh. eben auch. Es kann nicht schwer fallen, Beyspiele in Menge hiefür beyzubringen. Selbst der Ausdruck im Congest: ad opus suum recipere kommt in dem einzigen Capitulare de villis nicht weniger als fünfmal vor. Man vergleiche hieher die Documente der Tassilonischen Zeit, wie die Stiftungs-Urkunde von Kremsmünster, das Concil. Aschaimense ꝛc.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. April.

Nro. 84. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Beyträge zur Geschichte der kaukasischen Länder und Völker aus morgenländischen Quellen von Bernhard Dorn. Petersburg 1840, 1841 und 1844 (in den Mémoires de l'Académie imperiale VI série, Sciences politiques, Bd. IV. und V.).

Die Berge und Schluchten sind in allen Gegenden der Erde die Zuflucht und der Schirm der Bedrückten — der letzte Hort der Freyheit. Dieß ist aber bey dem Kaukasus häufiger der Fall, als bey den andern Gebirgsketten der alten und neuen Welt. An seinen Rändern im Norden und Süden, im Osten und Westen hausten bis vor wenigen Jahrzehenten und hausen zum Theil noch wilde barbarische Völker, die, mit seltener Unterbrechung weniger Friedensjahre, fortwährend einen Vernichtungskampf gegen einander führen. Ein Rest der Unterliegenden flüchtet gewöhnlich auf die Alpen und in die Querthäler des benachbarten Gebirges; deßhalb die mannigfachen Völkerschaften und grundverschiedenen Sprachen innerhalb und ringsum des Kaukasus. Es ist in Wahrheit ein glücklicher Gedanke unsers Landsmannes, des russischen Akademikers Dorn, die Nachrichten, welche in den zahlreichen, überdieß zum größten Theil bloß handschriftlich vorhandenen historischen und geographischen Werken der muhammedanischen Völker, der Araber, Perser und Türken über diese Völkerreste des Kaukasus zerstreut sind, zu sammeln und sie in Uebersetzungen theils mit theils ohne die Texte den Geschichtsforschern des Morgenlandes zugänglich zu machen. Dieses Unternehmen ist auch deßhalb zu loben, weil die wenigsten Werke des Morgenlandes es verdienen, vollständig bekannt gemacht und übersetzt zu werden. Von diesen Arbeiten über den Kaukasus sind uns bis jetzt zugekommen: Bruchstücke aus der Geschichte der Schirwanschahe; Mittheilungen aus der folgenden Geschichte Schirwans unter den Statthaltern und Chanen von 1538 — 1820; Beyträge zur Geschichte der Georgier und Tabary's Nachrichten über die Chosaren.

Wenn die Geographie, die Völkerkunde und die Geschichte Schirwans auf einem sicheren Grunde auferbaut werden soll, so muß man nothwendig mit den zahlreichen Nachrichten der armenischen Geschichtschreiber beginnen. Hr. Akademiker Dorn, welcher uns, wie gesagt, bloß die Nachrichten der Muhammedaner mittheilen wollte, hat natürlich auf die Berichte der Schirwan benachbarten Armenier keine Rücksicht genommen. Den Alten sind diese gebirgigen Gegenden unter dem Namen Albania oder Alania d. h. Gebirgsland bekannt gewesen, und ihre Einwohner wurden ganz einfach Albanier, d. h. Aelpler, Bergleute genannt. Der Name Arran, welcher sich hie und da bey den muselmanischen Scribenten findet, ist bloß eine andere Form für Albania. Aus demselben Grunde wird auch die armenische Provinz Arzach, die häufig zu Albanien gehörte, nicht selten Arhan genannt. (Indschidschean Altarmenien, Venedig 1822 S. 301). Die hoch über der Meeresfläche wohnenden Haigk haben eine Menge Kehllaute, und verwechseln häufig l mit ch; sie nennen demgemäß dieses Land

und seine Bewohner Achuank; denn auch bey ihnen wird die Gegend, wie bey den Deutschen, nicht selten mit der Mehrheitsform des Namens der Bevölkerung belegt. Der Zusammenhang dieser Achuank mit den Afghanen ist aber ein eben so eitles Mährchen, wie die Abstammung des letzteren Volkes von den zehn Stämmen Israels. Es ist zu verwundern, daß Mannert (Norden der Erde 412) und Alexander Burnes auf solche Irrwege gerathen konnten.

Die Armenier unterscheiden zweyerley Achuank oder Alania, erstens das Haikanische, welches im Laufe der Jahrhunderte bald zu Armenien bald zu Alania gehörte, dann zweytens das eigentliche Achuank, welches sich vom Kurflusse bis nach Derbend im Norden, dann von den Ufern des Kaspisees im Osten bis an Großarmenien und Georgien im Westen erstreckt. Es ist dieß das Land, welches seit den Zeiten der Sassaniden unter dem Namen Schirwan bekannt ist — der Ursachen dieser Benennung werden verschiedene angegeben, — worüber Rußland im Jahre 1805 die oberste Lehensherrlichkeit errang, um es 15 Jahre später, nach hergebrachter Sitte, in eine Provinz seines Reiches zu verwandeln. Der General Jermolow hat diesen Akt vorgenommen. Die Einwohner, erzählt uns Hr. D., äußerten darüber ihre aufrichtihe Freude, und versprachen treue Unterthanen Rußlands zu bleiben. Zwar suchten im Jahre 1826 Mustapha Chan, der vertriebene Fürst von Schirwan, und Husain, der ehemalige Chan von Baku, die muselmanischen Provinzen, die Lesgier und andern Bergvölker gegen Rußland aufzuwiegeln, aber ihre Bemühungen waren erfolglos und Schirwan blieb für Mustapha verloren.

Der Umfang dieses Landes, welches äußerst fruchtbar ist und uns von den Alten wie ein Paradies geschildert wird, steht nicht weit hinter dem Frankreichs und Preußens zusammen zurück (14,500 Quadratmeilen), und doch wird jetzt seine Bevölkerung von Köppen nur auf 161,000 Seelen geschätzt. Ich sage geschätzt, denn eine Zählung ist wohl niemals vorgenommen worden. In solcher unverzeihlicher Weise haben die Barbaren mit Gottes herrlicher Erde geschaltet!

Die Bruchstücke der muselmanischen Ueberlieferungen aus der Geschichte Schirwans zu den Zeiten der Sassaniden sind ganz unbedeutend. Bey weitem reichere Materialien zur Geschichte der Gebirgsbewohner längs der südöstlichen Gestadelandschaften des Kaspisees liefern die armenischen Geschichtschreiber. Die Iberer — Wirk im Armenischen — und die Albanier oder Alanen werden häufig neben einander genannt. Das Christenthum ward auch, nach den armenischen Quellen, frühzeitig unter den Albaniern verbreitet und Mescrop hat für sie, gleichwie für seine Landsleute und die Iberer ein Alphabet erfunden oder zusammengesetzt, das, was wir erst vor kurzem erfahren haben, von dem Armenischen nicht sehr verschieden ist. Hr. C. Boré hat uns zuerst berichtet, daß sich dieses sogenannte achuanische Alphabet in der Bibliothek zu Etschmiadsin befinde und der Procurator der armeno-gregorianischen Synode an dem alten Sitze der haikanischen Katholici [1]), Herr Korganof, hat ein Facsimile dieses Alphabets an die Akademie zu St. Petersburg eingesandt (Bulletin der historisch-philologischen Section Bd. I. No. 4.), mit andern die Geschichte Albaniens betreffenden Denkmalen. — Die armenische Literatur besitzt überdieß ein eigenes, wie es scheint, ausführliches Werk über den Ursprung und die Geschichte der Achuank von Moses Kachkantewatsi, das in einer Handschrift der Bibliothek zu Etschmiadsin enthalten ist, wovon sich jetzt ebenfalls eine Abschrift zu Petersburg befindet. Der Herr Procurator sandte auch Grundzüge einer achuanischen Sprachlehre an die russische Akademie und wir erfahren bey dieser Gelegenheit, daß die Sprache noch von den Bewohnern der Provinz Udi gesprochen wird, welche in manchen Zeiten zum alanischen Königreiche gehörte. Udi, Arzach und Phaidagaran sind nämlich die drey haikanischen Provinzen, die das oben erwähnte armenische Achuank bildeten.

Wenige Jahre nach dem Tode Muhammeds drangen schon die Muselman in diese Gegenden und

1) Rußland hat gleich nach dem Frieden zu Turkmantschai die Macht des Katholikos durch die Einsetzung einer Synode gebrochen. Der vom Czar ernannte Procurator lenkt sie nach Belieben.

so weiter aufwärts durch die engen Bergpässe in den Kaukasus. Der Feldherr des Chalifen Othman Selman ben Rebiah zog, nachdem er Armenien erobert und geordnet hatte (645 u. Z.), gegen Schirwan, wo die Muhammedaner mit den Chasaren in Streit geriethen, auf den wir weiter unten zurückkommen. Die Statthalter Schirwans oder die Schirwanschahe hatten auch mit andern benachbarten Völkern viele Kämpfe zu bestehen, und wurden in alle Revolutionen und Stürme Vorderasiens verflochten. Es knüpft sich aber an das wiederholte Schlachten und Morden keine Idee; es ist folgenlos für die Menschen und Staatenbildung geblieben und erregt deßhalb nur in geringerem Grade die Aufmerksamkeit des denkenden Geschichtsfreundes.

(Fortsetzung folgt.)

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Wendet Hr. F. dagegen ein, der Verfasser des Congests habe sich gerade solcher Vorbilder bedient, um seinen Betrug zu verbergen; so hätte Hr. F. erst förmlich und gewissenhaft nachzuweisen, daß vom Verfasser ein solcher wirklich begangen worden sey, sonst bleibt sein obiger Ausdruck eine unbegründete Verdächtigung: denn weder die Unvollständigkeit der Güteranzählung, noch das Zweydeutige und Zurückhaltende im Berichte über Nonnberg, noch die absichtlich verkehrte Ordnung in der Erzählung, also alle bisher vorgebrachten Anschuldigungen können, wie wir eben gezeigt, vor einer unbefangenen Kritik bestehen. Auch der Vorwurf: der Verfasser des Congests beschuldige frecher Weise den Hzg. Otilo, der Salzburger Kirche ihr Eigenthum entrissen und es behalten zu haben, verliert seine Härte bey näherer Besichtigung und durch Vergleichung der Aussage der Brev. Notit. mit jener im Congest. Otilo hörte die gegründete Beschwerde des seiner Kirche Eigenthum reclamirenden Virgils: Er erkannte dessen Recht an, weil er ihm einen Tausch mit Gütern zu Laufen antrug, den jedoch Virgil zurückwies, et ita otilo permansit retinendo injuste quod de Salzburch monasterio subtraxit. Allerdings wäre es, auch nach geschehener Verleihung des ganzen Lehens an Ursus, des Hzgs. Pflicht als oberster Richter gewesen, das Eigenthum der Kirche seinem rechtsmäßigen Herrn dem Bischof zurückzugeben, aber er that es, nach vergeblich angebotenem Tausch, nicht und handelte demnach ungerecht: was er that, war ein Gewaltstreich (et tulit hoc per vim) in den Augen des Salzburger Kirchenvorstandes, der vom Richter die Rückerstattung gefordert hatte und diese nicht erwirken konnte. Sagt das Congest, Otilo habe verharrt im unrechtmäßigen Behalten jenes Gutes, so giebt es ihm, als dem Richter die Schuld, dessen Sache es gewesen wäre, durch rechtlichen Spruch an den wahren Besitzer das dem Ursus ertheilte Lehen zu überweisen. Die ungelenke Schreibart des Verfassers mag den starken Ausdruck entschuldigen. Und in der That unterstützte Otilo, der nach Virgils Anklage über das Recht der Salzburger Kirche ganz im Reinen war, seinen Kappellan Ursus, wie die Br. Nr. bezeugen: Hoc igitur Otilo dux reddere noluit, und vorher, weßhalb er so verfuhr: et Otilo noluit eundem Presbyterum suum contristare, neque tollere ei illud beneficium. Virgil selbst bezeichnet S. 36 gegen Ursus diese herzogliche Verleihung und Ursus Weigerung der Herausgabe geradezu als widerrechtliche Hinwegnahme, nam si tu illis (S. Peter und S. Rudbert) hoc injuste abstuleris etc. Obwohl nun Otilo die dem Tonazin zustehende Hälfte, die Virgil gefordert, nicht vorenthalten konnte, — auf welcher der Bischof sofort eine Kirche erbaute und die Einkünfte seiner Hälfte bezog —; so ließ doch auch Ursus una cum adjutorio Otilonis Ducis eine andere daselbst (ibi) errichten, wodurch er beabsichtigte, diese Hälfte der Gewalt der Salzburger Kirche zu entziehen (fecit ibi aliam ecclesiam, cum qua n(v)-oluit (siehe Basnage lectt. antiqq. T. III. P. II. p. 466) ipsam medietatem Sancto Petro a Juvavensi potestate abstrahere. Auch hier handelte Otilo unrecht, indem er den Ursus gegen Virgil unterstützte. Daß Virgil diese Kirche der discordia mit dem Bann belegte, und daß sie in diesem Zustand verblieb, so lange Virgil lebte, schließt die Erzählung des Streites, dessen endliche Beylegung auch in der Brev. Not. nicht vorgetragen ist. Dennoch ist anderweitig bekannt, daß Virgil schon im J. 747 des Herzogs Otilo vollestes Vertrauen sich erworben hatte, was die Brev. Not. einigermassen anzudeuten scheint: ipsam Cellam S. Maximiliani, quam beatus Rudpertus Episc. primo per concessum Theodonis ducis construxit (vergl. cap. II. S. 32 und Cong. S. 29), quamque idem dux ad Juvaum tradidit sedem, cepit Ottilo dux diligere et in amore Dei ampliare etc.

Das mitgetheilte Facsimile der Schlußstelle des Congests, wofür H. F. Dank verdient, zeigt wirklich den

Schriftcharakter des 12. Jahrhunderts. Für eine Abschrift haben wir es schon früher gehalten; daß diese Copie aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts ist, benimmt deßhalb dem im Texte des Documentes Vorgetragenen seine Glaubwürdigkeit so wenig, als jene der Br. Not.; die gleichfalls eine Abschrift und zwar, nach des Hrn. F. Aussage, aus dem 13. Jahrhunderts ist.

Ueber die äußere Form des Congests, die wir nicht aus eigener Anschauung, sondern aus der Abbildung im Chronicon Gotwicense kennen, können wir eben deßhalb kein Urtheil abgeben. Zum Zusammenflicken des Pergamentes, zumal wenn der Raum für dasjenige, was darauf und zwar auf eine Seite geschrieben werden sollte, nicht gehörig vom Schreiber überschlagen worden war, mochten die Mönche in ihren Klöstern durch die Oekonomen, die ihnen solches nur sparsam verabreichten, mitunter selbst gezwungen werden. So klagt der St. Gallener Mönch Winithar: „se plura editurum, si oeconumi pergamina dederint.“ — Auch über die spätere und nicht gleich anfängliche Zusammenfügung der Pergamentstücke, welche mit Hinweisung auf die heute noch erkennbaren Büge und Falten vom Hr. F. gefolgert wird, vermögen wir aus dem vorher angegebenen Grund nicht zu entscheiden. Wenn aber der Mangel an alten Abschriften vom Congest als ein Grund des späteren Anfügens der Pergamentstücke angegeben ist, so wissen wir in der That auf einen so seltsamen Grund keine passende Antwort.

Heinrich Canisius, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts lebte, hat den Text des Congests schon im J. 1602 zu Ingolstadt in 4. herausgegeben, Tom II. p. 483 seqq. der Lection. antiqq., und zwar wie er auf dem Titel sagt: nunc primum e Msto. Codice edita. Ob Canisius nun das fragliche Congest mit seinem wunderlichen Formate oder eine Abschrift davon vorliegen hatte, wage ich aus seinen Worten nicht zu bestimmen. Auch M. Welser kannte und benutzte das Congest, und Gewolds Additiones zu Hunds Metropolis geben auch das Congest; desgleichen der Abt Albert im J. 1646, 4., und Frz. Dücker in seiner Chronika.

Nach Widerlegung sämmtlicher vom Hrn. F. über das Congest aufgestellten Behauptungen — bis auf jene, das Congest sey dem Schriftcharakter nach aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts —, können wir das Urtheil des Hrn. F., „dieß Document müsse sehr verdächtig seyn,“ ein unbegründetes und deßhalb ungerechtes nennen. Der Satz: „obgleich der größte Theil seines (des Congests) Inhaltes wahr sein mag“ verdient alle Beachtung.

Wenn es damit seine volle Richtigkeit hat, wie wir es überzeugt sind, wo steckt denn eigentlich das Verdächtige dieses Documentes? Etwa in der äußern Form, d. i. in den drey an einander genähten Pergamentstücken; oder richtiger in dem 3. und kleinsten Pergamentstreifen, rechts mit der Beschuldigung Otilo's, links mit der Schlußschrift? Allein weder auf der einen noch auf der andern befindet sich die Hauptsache d. i. das Verzeichniß der herzoglichen Schenker und der geschenkte Gegenstand. Nicht die äußere Form, nicht die schwere Anschuldigung des Herzogs, auch nicht die Zeugenliste sind es, die irgend einen Einfluß auf den Inhalt des Congests ausüben, denn sie unterdrücken keine Schenkung und sie verdrängen keinen der schenkenden Herzoge von seinem Platze oder aus seiner Verbindung vom unmittelbaren Vorfahr zum gleich darauf und ohne die mindeste Unterbrechung kommenden Nachfolger. Es ist aber klar, daß gerade auf diesem Punkt die Entscheidung der ganzen Streitsache beruhe. Muß Hr. F. selbst eingestehen, der größte Theil des Inhalts möge wahr seyn, und folgert er selbst, daß dieß Document das erste Zeugniß gebe, Rupert sey unter Herzog Theodo dem Letzten und König Childebert III. nach Bayern gekommen; so ist mit solchem Geständniße der Streit förmlich entschieden zu Gunsten des Mabillon-Hanfiz'schen Systemes, und zwar dieß um so vollständiger und siegender, als alle gegen das Congest von Hrn. F. vorgebrachten Anschuldigungen und Verdächtigungen in ihrer Haltlosigkeit nachgewiesen worden sind.

B.

Die kurzen Nachrichten.

Das Alter der Handschrift, sagt Hr. F., ist aus dem Verzeichnisse der Salzburger Kirchenvorstände zu entnehmen, welches in gleicher Schrift bis zum J. 1288 fortgesetzt ist. Diese Handschrift ist aber eine Abschrift von einer um 100 Jahre älteren, welche ein ungenannter Schüler des Erzbischofs Eberhard I. (1147—1164) gemacht hat. (Der Beweis hiefür ist wenigstens hier nicht gegeben). — Hr. F. legt sodann den ganzen Inhalt der Brev. Notit. ausführlich dar, was wir hier um so mehr übergehen können, als wir dieß schon früher mit aller Unbefangenheit gethan. Nur einige dem Congeste auch hier wieder gemachten Anschuldigungen, und Forderungen, die dieses seinem Wesen nach gar nicht zu erfüllen im Stande ist, sollen deßhalb an dieser Stelle zur Sprache kommen, weil des Hrn. F. unverkennbare Absicht darauf gerichtet ist, den Werth des Congests, den er durch seine Verdächtigungen nicht zu schmälern vermochte, herabzudrücken und jenen der Brev. Not. durch ein solches Verfahren möglichst zu heben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. April.

Nro. 85. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Beyträge zur Geschichte der kaukasischen Länder und Völker aus morgenländischen Quellen von Bernhard Dorn.

(Fortsetzung.)

Der Forscher der georgischen oder dschordschischen Geschichte hat den Vortheil, mit den einheimischen Quellen die Berichte der benachbarten Völker der Byzantiner und Armenier, der Araber und Perser vergleichen zu können. Auch die zerstreuten Nachrichten bey den Genuesern und Venetianern, bey den christlichen Sendboten und Reisenden dürfen nicht übersehen werden. Die einheimischen Schriftsteller scheinen, nach dem zu urtheilen, was uns bis jetzt vorzüglich durch die Bemühungen der Herren Brosset davon mitgetheilt wurde, auf einer sehr niedern Stufe der Bildung zu stehen; sie haben keinen Begriff von Zeitrechnung und geregelter Darstellung; sie zeigen in Allem, was sich auf die Verhältnisse selbst der nahen kaukasischen Völklein bezieht, eine erstaunliche Unwissenheit. Es ist deßhalb sehr dankenswerth, daß Hr. Dorn uns nach und nach mit den Berichten der muhammedanischen Geschichtschreiber und Geographen über diese eben so entsittlichte wie schöne kaukasische Menschenfamilie bekannt machen will. Der vorliegende erste Beytrag zur Geschichte der Georgier enthält Auszüge aus der handschriftlichen Geschichte der Sefiden des Iskender Munschi, welche bis zum Tode des vierten Nachfolgers Ismaels Sefi, Abbas I. (1627) reicht. Das christliche Georgien ward nach wiederholten blutigen Kämpfen bald von den Sefiden, bald von den Osmanli unterjocht und beyde scheinen zu wetteifern in der Verwüstung des unglücklichen Landes und der Vertilgung seiner uneinigen Bewohner. Man gedenkt später, wenn mehrere ähnliche Bruchstücke vorliegen, die verschiedenen Mittheilungen über die georgische Geschichte zusammenzufassen und sie mit den Angaben der byzantinischen und armenischen Schriftsteller zu vergleichen. Die Geschichte dieses Landes verdient es, von Neuem geordnet und dargestellt zu werden; das Werk von Breidenbauch (Geschichte der Staaten von Georgien. Memmingen 1788) genügt jetzt auch für den gewöhnliche Gebrauch nicht mehr.

Die Chasaren sind wegen ihres innigen Zusammenhanges mit den frühesten Schicksalen der Ungaren und russischen Slaven von größerer Wichtigkeit als Georgier und Albanier. Ihre Geschichte ist uns früher bloß durch die Byzantiner in sehr mangelhafter Weise bekannt gewesen. Durch die Mittheilungen aus den arabischen Schriftstellern von Frähn, d'Ohsson und Dorn sind uns erst die äußern Schicksale und innern Zustände dieses Volkes, welche ein überraschendes Licht in die so dunkeln Anfänge des ungarischen und des russischen Staates werfen, bekannt geworden. Die nachfolgende Darstellung enthält die wesentlichen Ergebnisse der Forschungen dieser ausgezeichneten Orientalisten. Auch hier boten die armenischen Quellen reichlichen Stoff dar zur Ergänzung und Berichtigung der byzantinischen und muselmanischen Nachrichten.

Die Nachkommen der Turco-Scythen im Norden des schwarzen und kaspischen Meeres erscheinen in den vielen Jahrhunderten ihrer Geschichte unter

mannigfachen Benennungen; der Name Chasaren ist aber einer der bekanntesten und am weitesten verbreitet. Viele Scythen mochten sich, der gothischen und hunnischen, der sarmatischen und bulgarischen Oberherrlichkeit entweichend, bald zu dieser, bald zu jener Zeit weiter gen Süden, innerhalb der Bergschluchten des Kaukasus, gezogen haben, von wo aus sie, wie wir sahen, in die Alpenlandschaften Iberiens und Armeniens Einfälle machten und bereits im Beginne des dritten Jahrhunderts unter mancherley Namen, vorzüglich aber unter dem der Chasir oder Chaser auftreten [2]). Bey den griechischen und lateinischen Schriftstellern erscheinen sie erst, wenn man nicht das mächtige Volk der Siraki, Sirachi oder Sirakeni, die in derselben Gegend wohnten [3]), für die Chasaren halten will, einige Jahrhunderte später und zwar unter den wechselnden Benennungen Akatiri, Akatziri und Katziri [4]). Sie zogen unter Kaiser Julianus gegen die Sassaniden [5]), machten mit ihren Gebietern, den finnischen Saraguren, und einem sonst wenig bekannten Volke, Barsilier genannt vereinigt, in Iberien [6]), Armenien und Persien [7]) häufige Einfälle, wurden durch wiederholte Kämpfe, nach den Sagen der Georgier, Herrn des ganzenn Kaukasus [8]) und besetzten selbst große Länderstrecken südlich des Kaukasus. Als Nuschirwan das alte Land der Albanier, welches nach dem Beynamen des Siegers, oder wie es in einer andern Sage heißt nach dem Namen des besiegten Fürsten, Schirwan genannt wird, erobert hatte, errichtete oder verstärkte er die Mauer bey der Pforte der Pforten, ließ Wachtthürme erbauen und versah sie mit bedeutenden Besatzungen; dem Marspan oder Markgrafen des Kaukasus ward, um sein Ansehen bey den benachbarten wilden Völkerschaften zu erhöhen, gestattet, bey Gerichts- und andern öffentlichen Verhandlungen sich auf einen goldenen Thron zu setzen, wovon dann in der Folgezeit mehrere Fürsten dieser Gegenden sich Serir-ebdahab oder die vom goldenen Throne nannten [9]). Aber alle diese weisen Vorkehrungen vermochten die nordwestlichen Gränzprovinzen Persiens nur auf kurze Zeit gegen die Einfälle der Chasaren zu schützen [10]). Sie erscheinen wieder als Bundesgenossen des Kaisers Heraclius und verheeren wie ehemals die Länder der Sassaniden [11]).

Als die Muselman in die Alpenlandschaften des Kaukasus vorgedrungen waren, mußten auch sie, um das eroberte Land zu schützen, ihre Waffen gegen die Chasaren kehren. Man kämpfte, im Laufe des achten Jahrhunderts, in der Umgebung Der-

2) Mos. Chor. II, 65, S. 298. Tschamtschean, Geschichte Armeniens. Venedig 1784. I. 358. Indischean, Armenische Alterthümer, Venedig 1835. I. 412. Aus der gleichen Schreibart des Namens im siebenten und achten Jahrhundert (Tschamtschean II. 371. Indischean I. 338) sieht man, daß Moses dasselbe Volk im Auge hatte.

3) Mannert, Norden der Erde 349. Sirachi werden sie in einer Inschrift vom Jahre 194 u. Z. genannt, wo sie mit den Scythen in Verbindung sind. *Πολεμήσας δὲ καὶ Σιραχοὺς καὶ Σκύθας.* Boeckh, Cod. Inser. II. 1009.

4) Stritter I. 489. Die Handschriften des Jordanis haben ebenfalls Akatziri (Zeuß 715), nicht, wie im Gedruckten steht, Agaxziorum gens. Der Geograph von Ravenna IV. versichert ausdrücklich, die Akatziren sind die Chasaren.

5) Des Peuples du Caucase. Par M. C. d'Ohsson. Paris 1828. 47. Tabary bey Dorn VI. 450.

6) In Firdusi, Regierung der Lohrasp, wie in der Chronik des Wachtang (Klaproth, Reisen in den Kaukasus II. 64. 86) wird der Name der Chasaren bis in die mythischen Zeiten hinaufgerückt.

7) Priscus 44. Stritter I. 571 zum Jahre 457.

8) Wachtang's Chronik bey Klaproth a. a. O. II. 64. und St. Martin, Mémoires sur l'Arménie II. 189.

9) Herbelot unter Serir Aldeheb. Deguignes, Geschichte der Hunnen I. 514. d'Ohsson 3. Manche arabische Schriftsteller, wie Masudi (I. 310 ed. Sprenger) sprechen sogar von einem Volke Serir im Kaukasus, das natürlich niemals existirt hat.

10) Herbelot, Biblioth. orient. s. v. Khozar. Bayer, de muro Caucasio in dem ersten Bande der Comment. Acad. Petropol. und Opusc. 94. Dorn 451 folg.

11) Stritter III. 550.

bends, in Georgien und Armenien, wo die blutigsten Schlachten geliefert wurden, wiederholt mit abwechselndem Glücke. Bald drangen die Muselman jenseits der Pforte der Pforten bis hoch hinauf in die Bergschluchten des Kaukasus, bald streiften die Chasaren jenseits des Araxes weit hinab in die Gauen Persiens [12]). Um dieselbe Zeit erweiterten die Chasaren ihre Herrschaft gen Norden und Südwesten, eroberten Taurien, wovon ein Theil noch Jahrhunderte nach dem Untergange ihrer Herrschaft Gazaria genannt wird [13]) —, und bezwangen auch, ungeachtet eines von dem Bischof Johannes geleisteten [14]) langen Widerstandes, die hier an der Südküste der Halbinsel zwischen Balaklawa und Sudak oder Soldaia wohnenden Ostgothen. Es waren dieß eifrige Christen, wie die andern Gothen, höchst wahrscheinlich in der Weise des Arianismus [15]). Reste dieses Volkes mit eigenthümlicher deutscher Sprache und Sitte haben sich hier, unter mannichfach wechselndem Drucke, bis nach der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts erhalten [16]). Später und namentlich zu unserer Zeit konnte man in der Krim, aller Nachforschungen ungeachtet, keine Spuren eines altdeutschen Wesens entdecken [17]).

(Fortsetzung folgt.)

12) Die Geschichte dieser Kämpfe giebt Tabary bey Dorn am ausführlichsten. Die Nachrichten der Byzantiner (Stritter III. 72) sollten nicht übersehen werden; sie dienen zur Ergänzung und Bestätigung der arabischen.

13) Josafa Barbaro bey Ramusio II. 92. A. 105 f. Atlas en langue Catalane vom Jahre 1375. Notices et extraits des manuscrits XIV 2. 83.

14) Vita S. Joannis ap. Bolland. 5 Jun. 190. 191.

15) Procop. de bell. Goth. IV. 4. Stritter I. 245.

16) Zeuß 432.

17) Die jetzt in der Krim lebenden Deutschen sind erst in neuerer Zeit dahin ausgewandert. Kohl, Reisen in Südrußland I. 211.

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Was wir gleich im Cap. I bey Theodo's Bekehrung de paganitate ad Christianitatem durch St. Rudpert vermissen, ist die in der Vrta primogenia erzählte Donaureise usque ad fines pannoniae inferioris. Es heißt ganz einfach: „Item Theodo dux dedit ei potestatem circumire regionem Wabarorum et eligere sibi locum ad Episcopi sedem.“ Daß Herzog Theodo im Lande unter der Enns und auch in der Pannonia inferior nichts zu sagen hatte, ist wohl unbestritten; diese Bezirke gehörten nicht zur regio Wabarorum. —

Im Congestum, sagt Hr. F., ist von der Bekehrung Theodo's und von der Gründung der Peters-Kirche durch Rupert „kein Wort zu finden, daher es auch die Schenkung Theodo's zur Kirche am Wallersee gänzlich übergeht.“ — Allein eine förmliche Erzählung dieser Vorfälle beabsichtigte der Verfasser des Congests gar nicht, wie es denn gleich der Eingang besagt: De hoc quod ad episcopatum etc. traditum fuit.

Das ist seine Aufgabe und so fort geht er zur selben über. Wenn er hier die Dotirung der ersten Peterskirche am Wallersee ausgelassen; so finden sich in der Brev. Not. andere Orte, — wie Garoz —, die aus ihr hinweggeblieben sind. Ueberhaupt sollte man nie außer Acht lassen, daß beyde Documente sich wechselseitig stützen und ergänzen, und hier im vorliegenden Fall, daß der Verfasser des Congests in seinen Raumsparenden Bemühungen wohl deßhalb der Kirche am Wallersee Dotirung anzuführen unterlassen, weil unter Theodebert eine Vergabung von 20 Mansen, einem Walde und aquarum decursio in fluenta Fischaha aus der villa Walarseo vorkommt.

Die Krankheit des Herzogs Theodo ꝛc., sagt Hr. F., macht den Erzähler auf dasjenige vergessen, „was man aus der Aufschrift erwartete,“ womit Hr. F. die, häufigen Digressionen sich hingebende Weise des Verfertigers der Br. Not. andeutet. „Das Congestum,“ fährt Hr. F. fort, „verschweigt nicht nur den Tod des Herzogs Theodo, sondern läugnet ihn sogar, indem es diesen Herzog

(Theodo) selbst bey der Einweihung der Kirche und Zelle persönlich erscheinen und sie beschenken läßt. Beyde Documente stehen sich also hier im geraden Widerspruch." — Die Wahrheit ist, daß auch die Brev. Not. den Tod Theodo's nicht expressis verbis erzählt, sondern nur seine Krankheit; also auch sie verschweigt ihn. Jedoch das nicht wieder Erscheinen Theodo's, das sofortige Auftreten seines Sohnes Theodebert erlaubt es, seinen Tod hier anzunehmen. In der Brev. Not. selbst ist noch einmal die Rede von diesem Theodo, welcher dem hl. Rupert die Maximilians-Zelle zu erbauen erlaubt (S. 37). Eine der beyden Erzählungen ist ungenau im Punkte des dotirenden Herzogs: die Gründung erlaubte, beyden Nachrichten zu Folge, Ruperts Theodo. Man kann zugeben, daß der Verfasser des Congests, durch seinen knapp zugemessenen Raum gedrängt und jede historische Notiz von seiner Absicht, — nur die Schenker und Geschenke der Salzburger Kirche zu verzeichnen — fernhaltend, hier bloß den, die ursprüngliche Gründung erlaubenden Herzog mit dem Dotator verwechselt und Erstern mit ex omni parte miliarios III. aufgeführt hat, welche die Br. Not. de foreste suo (ducali) tria milliaria nennt. — Ein gerader Widerspruch würde hier erst dann statt finden, wenn das Congest die Gründung der Zelle, gleichviel ob durch Theodo oder durch seinen Sohn Theodebert ohne weiteres in Abrede stellte, welche doch die Brev. Not. ausführlich erzählt. Aber das Congest trägt dieß Ereigniß nur mit der Abweichung vor, daß es dem Theodo die Dotirung vornehmen und bey der Einweihung anwesend seyn läßt, ohne der Krankheit dieses Herzogs und seines Sohnes Theodeberts Nachfolge zu gedenken. Ohne Zweifel hatte Theodo Ruperts neue Kirche, deren Bau er erlaubt, mit jenen Gütern beschenken wollen, die der Stiftung am gelegensten waren, sie waren bereits von Theodo als solche zur Dotirung ausersehen, allein die Krankheit hinderte den Vollzug, und so empfahl er sterbend St. Ruperts Kirche überhaupt und noch insbesondere die unter ihm begonnene (Concedentibus ducibus Theodone et Theodeberto filio ejus) Maximilians-Zelle seinem Sohne Theodebert, der alsdann die vom Vater projectirte Dotirung ins Werk richtete.

Solche Abweichungen in den Quellen kommen dem Geschichtsforscher nichts weniger als selten vor, und sie beeinträchtigen die Wahrheit auf keine Weise, stehen auch, wie erwähnt, in Ansehung des Ereignisses nicht im geraden Widerspruche. Da das Factum durch beyde Documente bezeugt wird; so muß der weniger genaue Bericht vor dem genaueren zurückstehen. Die Krankheit des alten Theodo ist ein Ereigniß, das, zur Geschichte der Maximilians-Zelle beygezogen, den Vollzug der Dotirung durch den alten Herzog und also auch seine Anwesenheit an Ort und Stelle nicht mehr zuläßt: deßhalb steht der weniger genaue Bericht des Congests über denselben Gegenstand nach. Den Ausdruck: „das Congest leugnet den Tod Theodo's," würden wir in: „das Congest erzählt ihn nicht" umwandeln.

Für den Streit über Ruperts frühere oder spätere Ankunft entscheidet diese Abweichung der Quellen ganz und gar nichts; denn Theodebert ist in beyden Documenten Theodo's Sohn und Nachfolger.

Großen Nachdruck legt Hr. F. auf den langen Besitz des von St. Rupert ertheilten Lehens an Wernher und Dulcissimus, die Neffen des Lediz und Ursus, die selbes multo tempore genossen und dann auch auf ihre Neffen gebracht haben, welche gleichfalls multis temporibus hoc habebant in beneficio. „Zwey Generationen hindurch blieb das Gut noch immer bey der Kirche Salzburg. Unterdessen brachen die heidnischen Slaven in das Pongau, vertrieben die Mönche und verwüsteten Kirche und Zelle, welche dann viele Jahre (multis temporibus) verödet lagen, von welchem Einfall der Slaven im Congestum keine Spur zu finden." Das Letztere aus dem oben schon angegebenen Grund, weil das Congest dergleichen geschichtliche Notizen, die seinem ursprünglichen Zwecke fremd sind, ausschließt. Die Ausdrücke: multum tempus, multis temporibus wird man im Sinne der Hagiographen und Documente gebrauchen, und mit Mabillon, der so viele hundert von Legenden kritisch beleuchtet, annehmen dürfen: annorum multorum circuli seyen eine Zeit von 9—10 Jahren, longinqua spatia temporum 40 oder 50 Jahre.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. April.

Nro. 86. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Beyträge zur Geschichte der kaukasischen Länder und Völker aus morgenländischen Quellen von Bernhard Dorn.

(Fortsetzung.)

In dem Chasarenreiche waren nicht bloß die Anhänger einer jeden Religion geduldet, sondern sie erfreuten sich auch gleicher bürgerlicher und staatlicher Rechte. Die Familie des Chakan und die Großen des Volkes hatten sich einst — die Angaben über die Zeit, wann dieses geschehen, sind verschieden — zum Islam bekannt [18]); sie sind später, nach den übereinstimmenden Aussagen der Araber, zum Judenthum übergetreten, gestatteten jedoch ihrem Volke unbeschränkte Freyheit der Gottesverehrung. Man fand hier Juden und Christen, Muselman und Anhänger des mittelasiatischen alttürkischen Naturcultus [19]) im friedlichen Verkehr mit einander. Damit der Leidenschaft und der Selbstsucht so viel als möglich gesteuert sey, waren Richter und Beamte aus den verschiedensten Religionen aufgestellt; jedem ward sein Recht durch seine Glaubensgenossen gesprochen und für die Streitigkeiten der Anhänger verschiedener Religionen ein gemischtes Collegium angeordnet. Der Staat der Chasaren suchte sogar seinen Schutz über alle Religionen außerhalb seines Landes auszudehnen, um in den benachbarten Reichen wenigstens allgemeine Duldung zu erzielen. So nahm sich der Chakan mosaischen Glaubens der Christen an, welche in den Ländern der Muselman verfolgt wurden. Als dieß nichts fruchtete, ward an den Muhammedanern seines Reiches Rache verübt wegen der Unbilde, welche die Christen unter der Herrschaft des Chalifats erleiden mußten [20]). Dem Chakan selbst, dessen Würde in der herrschenden jüdischen Familie forterbte, ward bloß eine Art religiöser Verehrung gezollt, wie dem Dalai Lama in Tibet und dem Dairi in Japan; seine Gemahlin ersten Ranges ward gewöhnlich aus dem verwandten usischen Clane der Barsilier genommen, die um die Mündungen der Wolga saßen [21]). Die eigentliche Macht des Staates war in den Händen der Großen des Landes, an deren Spitze ein Hausmeier stand, der alle Regierungsgeschäfte besorgte. Ihm ward ebenfalls, wie in den Jahrhunderten der Merowinger, die Anführung der Truppen anvertraut [22]). Auch die übrigen Staatseinrichtungen zeugen von einem gewissen ordnenden Verstande; man erhob directe und indirecte Steuern,

18) d'Ohsson 66.

19) Frähn, de Chasaris in den Mém. de l'Académie de St. Pétersbourg VIII. 590.

20) d'Ohsson 66. Masudi, in Klaproth, Magazin asiatique I. 267. u. Masudi's Historical Encyclopaedia. By Alois Sprenger. London 1841. c. 17. I. 407. Frähn, de Chasaris.

21) St. Martin, Mém. sur l'Arménie II. 354. „Der König des Nordens ist der Chakan, d. h. der Herr der Chasaren, und die Königin ist die Chatun, d. h. die Gemahlin des Chakan, aus dem Geschlechte der Barsilier." Diese Stelle in der Geographie des Moses von Chorene ist sicherlich ein späterer Zusatz.

22) Frähn a. a. O. 613. 619.

begann Krieg und machte Frieden, je nachdem es der Vortheil des Staates erheischte, und so erhielt sich der Staat der Chasaren lange Zeit auf einer hohen Stufe von Macht.

Die Fürsten standen großentheils in gutem Vernehmen mit dem byzantinischen Reiche. Neben ihrer alten Hauptstadt Balangiar, das jetzige Astrachan, unfern der Mündung des Flusses Itil [23]), ein Wort, das heutigen Tages noch in der Sprache der kasanischen Türken und Tschuwaschen einen großen Strom bedeutet [24]), ließen sie sich durch byzantinische Baukünstler eine neue befestigte Stadt, Sarkel oder Weißstadt genannt, erbauen, welche den Chasaren in der Folzezeit, nachdem die Petschenegen von den Usen bereits über den Don gedrängt waren [25]), als Gränzfestung gegen das erstere Volk diente. Sore-kill oder Sarkel, welches heutigen Tags noch im Türkischen, wie es die Tschuwaschen sprechen, weißes Haus bedeutet, führt denselben Namen bey den Slaven; es ist dieß Bielaweza oder der Weißthurm in der Nähe der katschalinischen Kosakenstaniza. Die Stadt lag schon im Jahre 1300 in Trümmern [26]). Mit den griechischen Baumeistern kam auch wohl Konstantin aus Thessalonich, der sich später Cyrillus nannte, in das Land der Chasaren und bekehrte das ganze Volk oder wenigstens einen Theil desselben, wenn wir der Sage trauen dürfen, zum Christenthume; er habe zu diesem Endzweck, heißt es in der Legende, zu Cherson die Sprache der Chasaren erlernt [27]). Die ungenauen kirchlichen Scribenten folgender Zeiten nennen aber, nach dem Namen ihrer ehmaligen Gebieter, alle Bewohner der Krim und der Uferlandschaften des schwarzen und kaspischen Meeres Chasaren, weßhalb man noch im Laufe des dreyzehnten und vierzehnten Jahrhunderts so viel von christlichen Sendboten liest, die zu den Chasaren oder ins Chasarenland ziehen [28]).

(Fortsetzung folgt.)

---

23) Der Name erscheint zum erstenmal in der Geographie des Moses von Chorene unter der Form Ethil. St. Martin, sur l'Arménie II. 354. Dann bey den Griechen zum erstenmal bey Menander (Excerpta de Legat. p. 309 ed. Bonn) unter dem sicherlich verschriebenen Attila. Das türkische Wort für Fluß ist auch in dem Ἀτὶλκ - οὔζου des Constant. de Adm. Imp. 38 enthalten. Atelk Usu heißt der Fluß Usu, d. h. der Dniepr. Anstatt Ἐτὶλ καὶ Κούζου an einer andern Stelle (c. 40) muß wohl auch Ἐτὶλκ - οὔζου gelesen werden. Itil, Atel und Atelch sind ein und dasselbe Wort. Ptolemäus kennt bekanntlich den einheimischen Namen Rha, wie heutigen Tages noch die Mordwinen den Fluß nennen. Der Flußname Rha, Rhin, Rud, Roha, Reca, Rhodanus scheint auf Rinnen, Fließen hinzudeuten und findet sich in den meisten Sprachen der Erde. Müller, Samml. russischer Geschichte III. 337. Der Name Wolga findet sich zuerst in der russischen Chronik des Nestor und wurde von den Slaven über den Westen verbreitet. Was der Name bedeutet und aus welcher Sprache er stamme, weiß Niemand zu sagen. Schafarik, Slavische Alterthümer I. 499, Müller (Ferd. Heinr.) der Ugrische Volksstamm II. 81.

24) Müller, Samml. russ. Geschichte. II. 40. III. 337. Auch im Altpreußischen oder Lettischen heißt Isla Fluß, woraus Vistula oder Weichsel entstanden ist. Doch sind die Meinungen über den Ursprung des Namens Visula oder Vistula sehr verschieden. Schafarik I. 494.

25) Cedren sagt fälschlich, dieß sey gleich im Anfange der Fall gewesen. Lehrberg Untersuchungen 398. Die Petschenegen wurden erst um das Jahr 894 die westlichen Gränznachbarn der Chasaren.

26) Stritter III. 567, Bayer, Geogr. Russ. in Comment. Acad. Petropol., Vol. IX. und Karamsin I. 256, welche die Festung an den Donez legen, sind im Irrthume.

27) Nestor III. 154. Schlözer läugnet, 229, diese Bekehrung, jedoch, wie es scheint, mit Unrecht. Dombrowsky, Legende von Kyrill 81. Schafarik II. 473.

28) Raynald XIII a. 1253. XIV a. 1288. XV a. 1369.

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Sowohl die Neffen des Lediz und Ursus-Wernher und Dulcissimus —, als auch deren Neffen werden von dem Verfasser der Brev. Not. unredlicher Absichten gegen die Kirche Salzburg beschuldigt; worin mag wohl das Unredliche ihrer Absichten bestanden haben? Darin, daß sie die andere Hälfte des Lehens, welches St. Rupert der Salzburger Kirche hatte bewahren lassen, auch an sich zu bringen suchten; wie es denn dem Kapellane Ursus aus demselben Geschlechte gelungen ist, das Ganze vom Herzog zu erhalten. Wir möchten jedoch die Neffen der Neffen von dieser versuta intentio, mit welcher sie Salzburg dienten, zur Zeit des Streites Virgils deßhalb freysprechen, weil sie in diesem Rechtsstreite als Zeugen gegen ihren eigenen Verwandten Ursus und für Virgil und der Salzburger Kirche Rechte auftreten (S. 36, vergl. S. 40). S. 36 sind auch die Namen der Neffen mitgetheilt, so wie sie bey einer andern Schenkung an Salzburg, noch unter Virgil, wieder zum Vorschein kommen. —

Zwey Generationen rechnet Hr. F. heraus: Allein von den ersten Neffen Wernher und Dulcissimus kommt zu bemerken, daß sie Zeitgenossen St. Ruperts waren, den sie überlebten, worauf sie sich, um ihren Neffen das von ihnen genossene Lehn zu verschaffen, an die Lenker der Kirche Salzburg wandten, die ihrem Wunsche willfahrten. Mithin ist hier vom ersten Ertheilen des Lehens durch die Hand St. Ruperts, — vorausgesetzt, daß gleichzeitig mit der Dotirung der Zelle, also 717, im Todesjahre Theodo's, auch Lediz und Ursus vergabten; und daß innerhalb Jahresfrist die Belehnung erfolgte, — bis zu Virgils Gelangen zur Vorsteherwürde und zum Ausbruch des Streites, 745, nicht mehr zu rechnen, als eine Zeit von 27—28 Jahren, sohin nicht einmal eine Generation. (Siehe Tabelle I. *)

Nach Darlegung unsrer Berechnung mag hier gleich jene des Hrn. F. vorgetragen und beleuchtet werden:

„Herzog Theodo der Letzte oder der Großvater Hugberts starb um 718," (dagegen setzt der Catalagus Ducum Bajoariae aus dem XIII. Jahrhunderte bey Mederer

---

*) Tabul. I.

N. Vater.

Ledi (Latinus. p. 36.) — Ursus — N. Bruder oder Schwester. Gemahlin. Gemahl.

N. — Wernher. — Dulcissimus.

N. — Dulcissimus Presbyter. p. 30. 36. 40. — Otmar presb. p. 40. p. 36.

Ursus Kapellan des Herzogs Otilo

Tabul. II.

p. 36. Chuniald, socius S. Ruperti

Isinhardus, vir nobilis et filiolus Presbyteri senis Chunialdi, post 745. p. 36.

Isinhart, vir nobilis, sub Tassilone duce tradit filium suum W. et suam proprietatem super lacum Walrsee. p. 40.

Wolchenhard, sub Tassilone, p. 40. p. 42. abbas Wolchardus, sub Arnone Archiepo. i. e. post 798 ad Anthering et ad perge Super Walrsee. — Kundbald (Gumbolt) p. 42. p. 290.

St. III, p. 199, not. u u. u. Anno DCCXVII. Theodo II. Dux Wawariae, qui Germaniam (Wawariam) ad Christum convertit, obit, also 717.); „drey Jahre darauf unter dem Herzog Theodebert geschah die Lehensertheilung Ruperts an seine Zöglinge.“ (Es heißt aber: cum didicerunt (Wernh. etc. Dulciss.), ceperunt rogare dominum Hrodbertum etc.; sie warteten also nicht, bis die Lernzeit vorüber, sondern stellten ihr Gesuch während derselben; so nimmt es auch Hr. F. S. 11.: In jenen Zeiten wurden Vergabungen häufig unter der Bedingung gemacht, daß der vergabte Gegenstand dem Schenker zur Nutznießung ꝛc. verbleibe. Nicht wohl kann daher die Belehnung Ruperts an die Neffen erst drey Jahre nach der Schenkung vor sich gegangen seyn), „also um das J. 721. Hugbert der Sohn Theodeberts regierte von 725 bis um 737, Otilo bis 748. Von der Lehensertheilung Ruperts 721 bis zum ersten Jahr Virgils 745 sind nur 24 Jahre, und doch weiß Otilo nichts von dem hl. Rupert“ (dieß sagt auch nicht Ein Document, weder das Congest, noch die Brev. Not., genauer ausgedrückt müßte es heißen: und doch weiß Otilo nichts von der unter Rupert entstandenen Kirche und Zelle im Pongau), „nichts von der Schenkung Theodeberts dahin! Doch muß Virgil die vier ältesten Männer vernehmen lassen, um zu erfahren, was sie von ihren Vorfahren gehört haben! Ja unter den geistlichen Zeugen wird sogar der Priester Madelhoch genannt, ein Sohn Madelgor's, welcher Kanzler des Herzogs Theodo gewesen; doch gehört dieser Madelhoch nicht unter die Greise, welche gefragt werden, sondern unter die Zuhörer!“ —

Wir bemerken dagegen: die Zeugenliste im Processe Virgils, — denn hier ist die Rede von einem ordentlichen Rechtsstreit, — ist im Texte der Juvavia durch Schreibfehler und Wiederhohlungen etwas entstellt: deßungeachtet kann man die Zeugen in drey Klassen theilen: 1. Die Viri valde senes; unter denen einige der Schüler S. Ruperts sich befinden; (bey Kleinm. Juvav. Anhg. S. 36 heißt es irrig: Quia vero ex eis etc., dafür ist: Quidam vero ex eis zu lesen, wie bey Basnage. III. P. II. p. 466.), Isinhard, der Sohn des Priesters Chunial, Maternus, Dignolus und Joannis, alle vier Schüler des h. Rupert. Daß es Discipuli S. Rudberti im J. 745 oder 746 noch geben konnte, erhellt aus der mitgetheilten Tabelle der Neffen des Lediz und Ursus; denn mehr genealogische Glieder der linea recta descendens, als von den durch S. Rupert belehnten Neffen bis auf deren Neffen, die wieder in der Zeugenliste vorkommen, giebt es nicht und sind auch nach dem in den beyden Documenten Vorgetragenen nicht wohl gedenkbar. Chunial, der Genosse S. Ruperts, hatte den eigenen Sohn in dessen Schule gegeben. Mit der Ausflucht, alle Mönche des Klosters St. Peter habe man Jahrhunderte nach Ruperts Tode, ja bis auf die neueren Zeiten mit dem für sie schmeichelhaften Titel: „discipuli St. Ruperti“ belegt, kann man hier eben so wenig durchkommen, wie mit einer andern; Isinhard, der erste Zeuge (wohlgemerkt Chunialds Sohn!) sey wahrscheinlich ein Abkömmling eines weit ältern Isinhards, den der selige Chunial bekehrt und getauft hatte. Auch hier glauben wir den genealogischen Zusammenhang vom Urgroßvater (Chunial), Großvater (Isinhard unter Virgil), bis auf den Sohn (Isinhart unter Tassilo) und Enkel (Wolchenhard) getreu nach der Quelle (in Tabula II) angegeben zu haben. Diese vier Discipuli eröffnen die Zeugen-Reihe.

2. Die 2. Klasse besteht aus: alii quoque, qui hoc (was Virgil verzeichnen ließ) a senioribus audierunt, haec ita omnia narrantes; diejenigen, die das Ganze von den ältern (Vorfahren) gehört haben. Wir können uns die Uebersetzung dieses Wortes Seniores gefallen lassen, es wären die durch die Aussagen älterer Leute über die streitigen Verhältnisse belehrten Priester, Diacone ꝛc. von Salzburg.

3. Die 3. Klasse endlich sind die Laien, lauter Edle, voran die Beamteten d. i. die Gaugrafen und Richter, als der Oertlichkeiten und der Rechte im hohen Grade kundig; sie sind die wahren Sachverständigen. Ihnen kommt eigentlich der Titel „Seniores“ zu. In ähnlicher Art erweist der Erzbischof Arno im Streite über einen Wald an der Fischaha durch die edlen Männer des Gaues (per ipsos Pagenses viros nobiles attestantes) zweymal das Unrecht von St. Peter gegen die Romanen, die denselben als ihr Eigenthum ansprachen. Es war das alte Rechtsverfahren, wo Urkunden verloren gegangen oder überhaupt nicht vorgezeigt werden konnten, die Aussagen der ältesten Männer, der in der Sache Unterrichteten und vorzüglich der Gau-Behörden zur Richtschnur zu nehmen. Was daher Virgil in seiner Angelegenheit that, war ganz den Rechten gemäß. *)

(Fortsetzung folgt.)

*) Qui hoc à senioribus audierunt wäre etwa so zu fassen: Was die Priester von Salzburg theils aus den Nachrichten ihres Klosters, theils diese vervollständigend durch die gemeinen Aussagen der Gau-Behörden erfahren, das sagten sie aus.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. May.

Nro. 87. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Beyträge zur Geschichte der kaukasischen Länder und Völker aus morgenländischen Quellen von Bernhard Dorn.

(Fortsetzung.)

Doch muß man bedenken, daß lange nach dem Untergange seiner Herrschaft — ein Theil entfloh in den Kaukasus [29]) — die größere Masse des Volkes in den ursprünglichen Gegenden der Heimath zurückgeblieben ist; diese Länder konnten also mit einem gewissen Rechte Gazaria genannt werden.

Die eigentlichen Chasaren waren, nach dem Zeugnisse der verschiedensten Schriftsteller, Türken [30]), wie überdieß aus den Benennungen ihrer Fürsten, Ilk, Beg, Chakan und andern Wörtern, aus den Eigennamen ihrer Könige und Großen so wie der Regierungsweise des Reiches deutlich genug hervorgeht [31]). Auch in vielen Sitten gleichen sie vollkommen den andern türkischen Völkern Mittelasiens, namentlich in dem gränzenlosen Despotismus — dem Stolz und Ruhm barbarischer Fürsten. „Sagt der Chakan zu einem seiner Unterthanen, gehe hin und tödte dich, so gehorcht der Mann zur Stunde“ [32]). Bedenkt man, daß den Chasaren viele Völker andern Stammes gehorchten, welche dann ebenfalls Chasaren genannt wurden, so wird man leicht die widersprechenden Angaben über dieses Volk, über seine Sprache und sein Aussehen begreifen [33]).

Die Chasaren standen in der zweyten Hälfte des neunten Jahrhunderts auf der höchsten Stufe ihrer Macht; ihr Reich erstreckte sich vom Jaik bis zum Dniepr und dem Bug; dann vom caspischen Meere, welches nach ihnen bey vielen östlichen Völkern heutigen Tages noch das Meer von Chosar heißt, dem Pontus und den südlichen Abhängen des Kaukasus um Derbend, wo es an die muhammedanischen Besitzungen gränzte [34]), bis zur mittlern Wolga, zum Quellgebiet des Donez und über Kiew hinaus bis zur Oka [35]). Ihnen gehorchten eine Menge finnischer und slavischer Stämme, die von jedem Hause ein Eichhornfell als Tribut zahlen mußten [36]), und ohne Zweifel auch eine große Anzahl stammverwandter türkischer Horden. Das Andenken dieser Chasarenherrschaft hat sich bis auf den heutigen Tag in mehreren russischen Ortsnamen erhalten [37]).

Einer der Hauptstämme des türkischen Volkes heißt Changar, dessen Ursprung bis zu dem my-

29) Frähn 65.

30) Ibn Haukal 143.

31) Frähn 393. d'Ohsson 186.

32) Ibn Haukal 189.

33) Ibn Haukal 188.

34) Abulfedae Geogr. in Büsching's Magazin V. 307.

35) Nestor II. 138. Schlözer. Schafarik II. 118.

36) Nestor II. 154. Schlözer. Es werden die Polanen um Kiew, die Sjeweranen, Wjatitschen und Radimitschen namentlich aufgeführt. Schafarik II. 63. 119. 127. 129.

37) Schafarik II. 65.

thischen Oghuz Chan zurückgeleitet wird. Bereits die alten Griechen und Römer, so wie die Chinesen scheinen diesen Namen vernommen zu haben, die ersteren schreiben ihn fälschlich Kandar [38]); die andern wegen der Mangelhaftigkeit ihres Idioms bald Kangkiu bald Kangli (unter welchem Namen jetzt noch eine Abtheilung der Usbek in Kiptschak bekannt ist [39]), wovon jenes die weiter östlichen Wohnsitze des Volkes in Bochara und Samarkand bezeichnet, dieses aber die westlichen Gegenden. Seit den ältesten Zeiten durchzogen die Changar die Länder Mittelasiens und erstreckten sich gen Westen nordöstlich des caspischen Meeres bis zum Jaik und zur Wolga. Dieß mag auch der Grund seyn, weßhalb die Osmanli heutigen Tages noch bey den Türken und Mongolen Mittelasiens Changar heißen [40]); diesen Namen führten auch die vorzüglichsten tapfersten Stämme der Petschenegen, — Kangar galt als eine Ehrenbenennung des Volkes [41]).

Wir finden die Petschenegen, welche wahrscheinlich, gleichwie die Seldschuken, von einem ihrer Anführer diesen Namen erhielten [42]), zuerst in den Gegenden der mittleren Wolga und des Jaikflusses, noch oberhalb der finnischen Bertasen und Bulgaren [43]). Im Westen gränzten sie an die Chasaren und im Osten an andere türkische Horden, welche in den Steppen der Kirgis-Kaisaken herumzogen und sich Usen oder Ghusen, das heißt die Freyen [44]) nannten; sie sollen auch Kun genannt worden seyn [45]), ein Wort, das höchst wahrscheinlich aus Kumanier verdorben ist. Diese theilten sich, gleichwie heutigen Tags ihre Nachkommen die Kirgis-Kaisacken, in drey Abtheilungen, in die obere, untere und mittlere Horde [46]). Damals mußte aber bereits eine Mischung stattgefunden haben; denn die Ghusen waren kleiner als die Türken gewöhnlich sind, und hatten die kleinen blitzenden Aeuglein der heutigen Kirgisen [47]). Sie nomadisirten nordöstlich des kaspischen Meeres über Chuaresm hinaus gegen Bochara und die westlichen Steppen Transoriana's, wo heutigen Tags die zahlreichen Stämme der Turkman herumziehen.

Zwischen diesen beyden türkischen Völkern, den Chasaren und Petschenegen, gab es im Laufe des achten und neunten Jahrhunderts häufig blutige Kämpfe, wobey die ersteren nicht selten unterlagen. Gegen das Ende dieses Jahrhunderts verbanden sich aber Chasaren und Usen, die sich früher häufig befehdet hatten [48]), fielen zu gleicher Zeit von beyden Seiten auf die Petschenegen, welche alsbald diesen vereinigten Angriffen unterlagen.

(Fortsetzung folgt.)

38) Mannert, Norden der Erde 455.

39) Mouraview, Voyage 373.

40) Hammer-Purgstall, Geschichte der goldenen Horde 23, und Schmidt daselbst 608.

41) Const. Porph. de Adm. Imp. c. 38. 39. *Ἰστέον ὅτι Κάγκαρ ὀνομάζονται οἱ Πατζινακῖται, ἀλλ' οὐχὶ πάντες . . . . ἀνδρειότεροι καὶ εὐγενέστεροι τῶν λοιπῶν. Τοῦτο γὰρ δηλοῖ ἡ τοῦ Κάγκαρ προσηγορία.* Daß die Petschenegen Türken sind, versichert Istachri, der am Anfange des zehnten Jahrhunderts lebte, ausdrücklich. Frähn, de Baschkiris, Mém. VIII. 628.

42) Der Name lautet in den lateinischen Chroniken, wie bey Thietmar und den sogenannten sächsischen Annalisten Polenii, Petinegi, Pedeni u. s. w. Schlözer zum Nestor III. 71.

43) Ibn. Haukal 87.

44) Const. Porph. a. a. O. Stritter III. 737. 938. Frähn, Ibn Fozzlan 44. 239. 243.

45) Hammer. Sur les Origines russes, extraits de manuscrits orientaux. St. Pétersbourg 1825, 45.

46) d'Ohsson 146.

47) d'Ohsson 149.

48) Massudi, in Klaproths Magazin Atiatique I. 274.

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Unwissenheit Otilo's und seiner Hofherrn (ihrer ist in der Brev. Not. nicht gedacht, es heißt bloß: et Otilo dux nescius erat etc. — et quia hoc nescivit (Otilo); sie dürfen daher hier billig wegbleiben) finden wir bey einem Blick auf sein bewegtes Leben recht wohl erklärlich. Die wilden Awaren drohend an der Ostgränze und nach Abwehr dieser Gefahr das wichtige Geschäft der Eintheilung seines ganzen Landes in vier Bisthümer durch Bonifacius im J. 739. Nach Karl Martells Tode (741) die Mißhelligkeiten zwischen dem Herzog und des Hammers Söhnen, Hiltrudens Flucht nach Bayern; ihre Heirath Otilos gegen der Brüder Willen; die kriegerische Haltung, die Otilo in solcher Lage, zumal bey Karlmanns Zug in das benachbarte Alamannien, beobachten mußte, der großartigste Widerstand, welchen er durch Gewinnung neuer Genossen in Aquitanien, Sachsen, Alamannien und Awarien gegen die Frankenmacht bildete, sein Kriegsunglück 743 und seine Gefangenschaft mögen ihm schwerlich Zeit gelassen haben, an die parva ecclesia in Pongove zu denken, wenn er ja um ihre Existenz gewußt. Wie kann man von einem so vielfach nach Außen und Innen thätigen Regenten fordern, daß ihm die Rechte einer kleinen und noch dazu durch die Slaven-Einfälle beschädigten und in ihren Gütern verwüsteten Kirche genau nach ihrem Ankunftstitel und ganzem Umfang bekannt seyen?! — Anders wurde es nach seiner Rückkehr, als er, mit Erlaubniß der Hausmeier wiederum Herr seines Landes, die Anhänglichkeit seines Kapellans belohnen wollte, der vom Geschlechte von Alben sein Auge auf das Ganze, nicht bloß auf die Hälfte des Lehens geworfen. Otilo, unkundig der Verhältnisse, gewährte dessen Bitte und beging damit eine Ungerechtigkeit gegen Salzburg: der Fremdling Virgil hingegen sprach, sobald er sich von dem seiner Kirche in diesen Gegenden zustehenden Recht überzeugt, das dem Ursus Zugetheilte von dem Herzog an ꝛc.

Solche Bewandtniß hat es mit Otilos Unwissenheit, mit dem Zuratheziehen aller Wahrheitsliebenden, der Sache kundigen Männer, ohne daß man zu so gezwungenen Erklärungen des Textes der Brev. Not. cap. IV, wodurch fast jedem Worte Gewalt angethan wird, seine Zuflucht zu nehmen nöthig hätte. Zugestandenermaßen ist der Theodebertus dux, der Cap. IV ad Juvavensem sedem Vzilingen, zu Salgov, zu Cucullas, zu Titmaningen, Torleheim, Ehartingen, zu purch und tisingen bey Tuzzlingen, endlich Opinga vergabt, eben derselbe der Cap. III Nonnberg dotirte, der Gönner und Beförderer von S. Ruperts und Erentrudis Anstalten, also der Sohn Theodo's, der den hl. Rupert aufgenommen: denn es heißt nach Aufzählung der an Nonnberg vom Herzog Theodebert geschenkten Güter: Hucusque bona S. Erentrudis Virg. Ad ipsam namque Juvavensem sedem tradidit idem dux Theodebertus etc.

Nach der zuletzt angeführten Schenkung von Opinga durch Theodebert knüpft der Verfasser der Brev. Not. sofort daran die Vergabungen seines Nachfolgers und Sohnes: Eadem quoque intentione Huchertus dux filius et successor Theodebert Ducis tradidit in rotagov villam nuncupatam Saversteti cum curtiferis et territorio, ac silva et mansis XX cum omnibus appendiciis suis ad Juvav. sedem etc. Also Huchert, der Sohn des Theodebert und zwar des Nonnberg dotirenden Theodeberts, der zuletzt auch noch Opinga an Salzburg schenkte. Nirgends im Texte gewahren wir eine Unterbrechung, Alles geht im gehörigen Zusammenhange, vom Vorgänger auf den unmittelbaren Nachfolger, vom Vater zum Sohn fort, der ihm im Herzogthume folgt. Damit, daß Huchert mit seinem vollen Titel als Herzog und Nachfolger seines Vaters aufgeführt wird, ist nur eine Abwechslung in den Vortrag der Namen und Titel der Herzoge selbst gebracht, weil hier die Schenkungen eines neuen Wohlthäters der Salzburger Kirche beginnen, der dieselben frommen Absichten gegen sie hegt, wie sein Vorgänger und Vater, und daher im Rotagov Saversteti mit 20 Mansen schenkt. Das Congest sagt: „denn der Nachfolger (Theodeberts) sein Sohn Huchert hat im Rotagave die Villa Sauarstedi mit 20 Mansen gegeben.“ — Hier sagt jedem Unparteyischen das Congest gerade das, was die Brev. Not. und umgekehrt. Des Herzogs Theodebert, des Gründers von Nonnberg Sohn und Nachfolger ist daher ohne Widerrede der Herzog Huchert: das Vergabungs-Object in beyden Documenten bis auf die Mansenzahl entscheidet hier, wollte auch Hr. F. die Phrase: Huchertus Dux, filius et successor Theodeberti Ducis durch seine wahrhaft ans Lächerliche gränzende Unterscheidung von zwey Theodeberten, einem früheren und einem späteren, für sich ausbeuten; denn es kann nicht zufällig seyn, daß der Schankungs-Gegenstand und sogar die Zahl der Mansen in der Brev. Not. genau ebenso stehen wie in dem Congeste. Darum läßt auch derselbe Gegenstand mit dergleichen Mansenzahl in beyden Documenten, da

Hucbert im Congest für Theodeberts Sohn und Theodo's Enkel vom Hrn. F. anerkannt worden ist, ein und dieselbe herzogliche Person in der Brev. Notit., wie im Congest, hier wie dort Hucbert, Theodeberts Sohn und Theodebert Hucberts Vater, erkennen.

Es steht uns nicht zu, den Verfertigern von Documenten, wie die vorliegenden, zu befehlen, wie sie hätten schreiben sollen. Von der obigen Stelle der Brev. Notit. begehrt dieß Hr. F. gerade so, wie in dem in „barbarischer Schreibart" abgefaßten Congeste; Successor namque filius ejus Hucbertus Dux hätte gesagt werden müssen. Hr. F. setze statt des Pronomen relativum das Substantiv, hier also das Nomen proprium; so wird der Satz alsdann: Nam Huchertus Dux, filius et successor Thedeberti, also gerade wie in der Brev. Notit. lauten! — Welche Unnatur liegt in der Erklärung des Hrn. F.: „Sie (die Brev. Not.) haben ihn also (?) keineswegs als Sohn des zweyten Wohlthäters Theodebert bezeichnen wollen und auch nicht können." — „Sie (Brev. Notit.) nennen den Herzog Hugbert wohl einen Sohn Theodeberts, aber nicht desjenigen, welcher der zweyte Wohlthäter Ruperts gewesen; denn zwischen diesen Theodebert und den späteren, den Vater Hugberts, legen sie (soll heißen, legt Hr. F.) einen Zeitraum von zwey langen Generationen, in welchem die Gutshälfte noch immer bey der Kirche Salzburg war ꝛc." —

Die zwey langen Generationen beschränken sich indessen, wie nachgewiesen, bloß auf 27—28 Jahre, und, rechnet man von S. Ruperts Belehnung 717 oder 718 bis auf Hucberts Regierungsanfang, gar nur auf 7—8 Jahre *).

Die Argumentation des Hrn. F. über diesen Gegenstand läßt sich in zwey Sätze also fassen:

1. Weil der Zeitraum von 24 Jahren von der Belehnung der Neffen durch S. Rupert bis auf Virgils erstes Jahr 745 zu kurz ist; so kann Hugberts Vater nicht der Theodebert des hl. Rupertus und Theodo's, sondern er muß ein später lebender Theodebert seyn.

2. Der Zeitraum von 24 Jahren ist aber darum zu kurz, weil er nicht mit der Tradition zu vereinbaren ist, die den hl. Rupert 582 ankommen, und 623 sterben läßt. —

Unerschüttert steht dem Hrn. F. die Tradition da, und von diesem festen Punkte aus, und nach demselben werden die einschlägigen Quellen geregelt und so lange gehandhabt, gerückt, verzogen und entstellt, bis sie dahin passen, und das nennt er „mit jener Gründlichkeit verfahren, welche der Wissenschaft wirklich Gewinn bringt."! — — Wie es nach dem bisher gegen Hrn. F. bemerkten doch „unwidersprechlich gewiß ist, daß die kurzen Nachrichten unter den beyden ersten herzoglichen Wohlthätern ganz andere Herzoge andeuten, als das Congestum," und wie diese Brev. Notit. für die alte salzburgische Zeitrechnung zeugen, das liegt dem unparteyischen Leser dieser Blätter nun klar und deutlich vor Augen.

„Unter zwey Documenten," so schließt Hr. F., „welche sich in den wesentlichsten Punkten unterscheiden und widersprechen, muß unstreitig eines falsch seyn, und in Folge unsrer bisherigen Untersuchung des Congestums und der kurzen Nachrichten muß dieses Urtheil mit allem Rechte jenes treffen."

Hr. F. mußte, so früher wie jetzt, eingestehen, „der größte Theil des Inhalts des Congestums möge wahr seyn:" dieß stimmt aber nicht mit dem soeben abgegebenen Urtheile überein.

Oben ist von uns nachgewiesen worden, daß ein solcher Widerspruch in Bezug auf Herzog Theodo's Tod nicht bestehe, wohl aber eine Abweichung des Congest von der Brev. Not. bloß über diesen Punkt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Lassen wir die zwey Generationen nach Hrn. F. irrigem Ansatze auch gelten, und nehmen wir an, der sogen. ältere Theodobert des Hrn. F. habe nach dem Rupertischen Theodo regiert; so berechnet sich die Zeit mindestens vom Todesjahr Ruperts, welches Hr. F. 623 setzt, bis herab auf den von ihm genannten jüngern Theodebert, dem Vater Hucberts, ja bis auf den Regierungsantritt Hucberts selbst im J. 725 auf 102 Jahre; dadurch aber erhalten wir selbst mehr als drey Generationen. (Im J. 1835 hat Hr. F. wirklich drey Generationen statuirt, siehe Gel. Anz. 1837, S. 619. —); während die zwey Generationen zu 66 Jahren nur von 623—689 p. Chr. reichen!

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. May.

Nro. 88. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Beyträge zur Geschichte der kaukasischen Länder und Völker aus morgenländischen Quellen von Bernhard Dorn.

(Fortsetzung.)

Nur ein kleiner Theil des Volkes, der sich noch lange nachher durch eine eigenthümliche, die Trennung von seinen Brüdern bezeichnende Tracht kenntlich machte, blieb im Lande zurück und ward den Usen unterthan; bey weitem der größere Theil aber verließ die heimathlichen Steppen, setzte über den mittleren Lauf des Donflusses, schlug die Ungern, die Unterthanen ihrer Feinde der Chasaren [49], und nahm ihr Land. Diese Ugri oder Ungarn, die bereits Jordanis kennt [50], sind nämlich nach der Schwächung und Zersplitterung des finnischen Bulgarenreiches, von dem sie einen Theil bildeten (gegen 667), die Unterthanen der Chasaren geworden. Sie theilten sich nach der Musterweise ihrer türkischen Oberherrn [51] in eine Anzahl Horden oder Feldlager, wovon die dritte, Megere geheißen [52], entweder von jeher die vorzüglichste gewesen oder später die der fürstlichen Geschlechter geworden ist; denn nach ihr nannte sich das ganze Volk Magyar [53], eine Benennung, die sich heutigen Tags noch in dem finnisch-türkischen Völklein Meschtscheriak erhalten hat [54]. Die Meschtscheriak, welche jetzt unter den stammverwandten Baschkiren auf der östlichen und westlichen Seite des Ural wohnen, lebten früher unter den Mordwinen und Tschermissen an der Oka, wo sie schon Nestor in der Darstellung der tschudischen Völker aufzählt [55].

49) Const. Porph. a. a. O. c. 38 und an vielen andern Orten nennt die Ungarn immer Türken.

50) De reb. Get. 5.

51) Stritter III. 581.

52) Const. Porph. a. a. O. Μεγίρη.

53) Ueber die Herkunft, die ursprünglichen Wohnsitze und die frühere Geschichte des ungarischen Volkes sind drey ältere Schriftsteller vorhanden, der sogenannte Notarius König Bela's aus dem eilften, Simon de Keza aus dem dreyzehnten und Joannes de Thwerocz aus dem fünfzehnten Jahrhundert. Alle drey haben die Nachrichten aus verschiedenen Zeiten so mit Volkssagen und ihren Voraussetzungen gemischt, daß man sie schwerlich für die frühesten Zeiten als Quellen betrachten kann. Man ersieht dieß schon zur Genüge aus dem kleinen Werke des Gregorius Dankovsky, welches folgenden Titel führt: Anonymus Belae regis notarius, Simon de Keza et Joannes de Turotz, de Hungarorum natali solo referentes, recensiti et illustrati. Posonii 1826. Die Stadt Madschar, deren Ruinen noch vorhanden und in einigen Werken abgebildet sind (Büschings Magazin V. 533. Beyträge zur Kenntniß Rußlands IV. 59.) steht in keiner Verbindung mit dem Namen der Ungarn. Die Stadt war eine der Residenzen der Chane der goldenen Horde, und Madschar heißt ein steinernes Gebäude.

54) Schafarik I. 38. II. 235.

55) Nestor II. 106 Schlözer. Müller (Ferd. Heinr.), der Ugrische Volksstamm. Berlin 1837. I. 160. Es ist bekannt, daß Baschkiren und Meschtscheriak jetzt türkisch sprechen. Im Gouvernement Ssaratow wohnen 2580 Meschtscheriak und im Gouvernement Orenburg 36,788 Personen männlichen

Die Ungarn [mit denen sich Reste der Hunnen verbanden, die noch an ihrer körperlichen Gestalt und Gesichtszügen kennbar sind, aber gleichwie ihre Stammverwandten, die Telenguten, ihre Sprache verloren haben [56])] verblieben nun über zwey Jahrhunderte in den Ländern zwischen dem mittleren Laufe des Dniepers, des Dons und der Wolga [57]) die Unterthanen der Chasaren und nahmen an allen Thaten und Schicksalen dieses türkischen Volkes Antheil [58]). Aus dieser frühen Zeit mögen auch viele türkische Wörter stammen, welche sich heutigen Tages im Ungarischen finden, wenn sie nicht aus der ursprünglichen Verwandtschaft der tatarischen und finnischen Sprachen herrühren [59]). Wegen dieser langen Verbindung der Chasaren und Ungarn werden auch die ersteren von den Slaven nicht selten Ungarn genannt; nur heißen sie die Weißen d. h. die Freyen, die Selbstständigen, und die andern die Schwarzen, die Gehorchenden, die Unterworfenen [60]). Dieß ist nämlich die Bedeutung der Farben weiß und schwarz bey mehreren östlichen Völkern, wie heutigen Tags noch bey den Tataren [61]). Auch in der Bedeutung von reich und arm, von glücklich und unglücklich werden diese Worte in vielen Sprachen des Morgenlandes genommen [62]).

Die Ungern benützten später die Verlegenheiten ihrer chasarischen Gebieter und entzogen sich, sobald diese durch die Petschenegen geschlagen waren, deren Oberherrlichkeit. Sie theilten sich in zwey Haufen: der eine floh längs der Westküste des kaspischen Meeres gen Osten zu nach Persien und ist verschollen; der andere von König Arnulf nach Mähren gerufen [63]), gieng nach Westen und nahm in den folgenden Jahren die Gegenden Pannoniens in Besitz. Die Flüchtlinge der Chasaren wurden zwar von den vereinigten Petschenegen und Bulgaren in den Steppengegenden der Ukraine [64]) oder dem angränzenden Lande, wo sich die vom Osten nach Westen ziehenden Völker so häufig im blutigen Kampfe begegneten, mehrmals geschlagen; sie konnten sich aber doch mit leichter Mühe in dem nur von wenigen Deutschen, Slaven und Walachen bewohnten Lande, das von König Alfred, der um diese Zeit schrieb, sogar eine Wüste genannt wird [65]), behaupten.

Die wilden finnischen Horden, nach den ehemaligen Beherrschern des Landes nicht selten Avaren

---

Geschlechtes, nach einer officiellen russischen Angabe. Mémoires de l'Académie de St. Pétersbourg. 6ième Série. VI. 110. 127.

56) Edwards Des races humaines 80. 82.

57) Wo der Ort Lebedia, die Residenz der vornehmsten Fürsten der Ungarn gelegen habe (Const. de Adm. Imp. c. 38), und ob es Lebadha sey unfern der Mündung des Dons (Edrisi II. 395 ed. Jaubert), ist schwer zu ermitteln. Thunmann glaubte, es sey Lebedyn, in dem heutigen Gouvernement Kiew. Es giebt aber verschiedene Orte dieses Namens. Schlözer zu Nestor III. 110. In keinem Falle war Lebedia, wie Schafarik II. 235 will, ein Land; Constantin sagt ausdrücklich τόπος.

58) Const. de Adm. Imp. c. 38 (Stritter III. 608) sagt zwar, wie der Text jetzt lautet, bloß, die Ungarn wären den Chasaren drey Jahre unterthan gewesen, es muß aber sicherlich 203 Jahre heißen, ungefähr von 680 — 883. So vermuthete schon Thunmann 105, und ihm stimmt Schlözer bey, Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. Göttingen 1795. 168.

59) Eine Anzahl dieser Wörter hat Pray gesammelt, Dissertationes 106 folg.

60) Nestor II. 112. 113. Schlözer erklärt, diesen Ausdruck nicht zu verstehen.

61) So auch bey den Russen. Schlözer, nordische Geschichte 411. Daher die schwarzen Bulgaren, die schwarzen Kitan, der weiße Chan u. s. w.

62) So heißt die Abtheilung der Kaitak oder Lesghier, welcher innerhalb der Gebirge wohnt und weniger fruchtbare Weideplätze hat, als die in den Niederungen, Kara, schwarze oder arme Kaitak. Die Russen nennen sie jetzt Karakajtach — sonst auch Chaitaki mit der slavischen Endung — und schätzen ihre Bevölkerung auf 85,000 Seelen.

63) Sigeb. Gemblac. ad a. 893. Liudprandi Antapod. I. 5. 13. Liudprand sagt ausdrücklich, daß vor dieser Zeit die Ungarn im Westen nicht bekannt waren.

64) Dieß ist die Bedeutung des Namens Ukraine.

65) Alfred's Germania in Dahlmann's Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte. Altona 1822. I. 419.

Congestum Arnonis p. 18 — 30.

Herzog.		Gegenstand der Schenkung.	Ga
Theodo dux.	p. 19. 20	*oppidum*, *castrum superiorem* cum terminis denominatis etc.	
idem dux	p. 20	villa *pidinga*, mansos XXX.	Salzburchgao
jam dictus dux	ibid.	*Salinas*, fornaces XX et totidem patellae, et tertiam partem de putiatorio.	in eodem pag
„	p. 21	in jam *dicto loco*; *decimam* de *sale* et de *teloneo* quod datur in censo dominico.	„ „
prefatus dux	p. 21	*Romanos* et eorum tributales mansos LXXX commanentes per *diversa loca*.	in pago Salzl
jam fatus dux	p. 21	*Romanos* et eorum mansos tributales V. secus [illegible]	in pago atrag

genannt [66]), wie diese Hunnen, begannen alsbald ihre furchtbaren Raubzüge gegen die deutschen und slavischen Länder [67]), welche selbst bis nach Italien ausgedehnt wurden [68]). Von den Byzantinern und allen östlichen Schriftstellern werden sie, nach ihren ehemaligen Gebietern den türkischen Chasaren, gemeinhin Türken genannt; doch wissen die Byzantiner und bemerken es ausdrücklich, daß ihre Weise sehr mit der ihrer finnischen Landsleute, der Bulgaren, übereinstimmt [69]). Man bedenke nämlich, daß es eine Sitte der Vorzeit und des gegenwärtigen wie des ehemaligen Morgenlandes ist, die Namen der Fürsten und des herrschenden Volkes auf die Unterthanen, und seyen sie auch in Herkunft und Sprache durchaus verschieden, zu übertragen.

(Schluß folgt.)

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Hr. F. jedoch hat dieß Widersprechen beyder Documente so allgemein hingestellt, daß man glauben sollte, der Widerspruch herrsche in ihnen durchgängig und in den meisten Punkten. Daß dieß nicht nur nicht der Fall sey, daß im Gegentheile zwischen beyden die größte Uebereinstimmung in ihren wesentlichsten Aussagen bestehe, von dieser unumstößlichen Wahrheit kann sich der Leser durch die hier mitgetheilte kurze aber genaue Nebeneinanderstellung *) der Schenkungen der Herzoge von Rupert's Throdo bis auf Tassilo II. aus dem Congest und der Brev. Notit. wiederum augenfällig überzeugen. Ja, ich behaupte sogar, das Erstere in seiner ursprünglichen Fassung müsse dem Letzteren zur Vorlage gedient haben, so genau folgen die Brev. Notit., ungeachtet der zwischen die Vergabungen eingeschalteten Digressionen und trotz ihrer von der des Congestes abweichenden Ordnung, dem Congeste, wie man sich aus der mitgetheilten Tafel überzeugen kann! —

Das Congest, wie solches in seiner wunderlichen Form vorliegt, stammt nach des Hrn. F. Aeußerung und auf den Grund des Facsimile, aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts und ist eine Abschrift; die Handschrift der kurzen Nachrichten dagegen ist gleichfalls ein Apographon, aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts (1288) herrührend, und wäre sohin um ein Jahrhundert jünger, als das Congest. Zugegeben, die Abschrift der Brev. Notit. sey nach einer Handschrift des Dicipulus Eberhardi, der in der 2. Hälfte des XII. Jahrhunderts (1147—1164) lebte, gefertigt, — wiewohl Hr. F. den Beweis hiefür uns noch schuldig ist —; so wären beyde Abschriften rücksichtlich ihres Alters einander gleich. Es kommen aber hier Merkmale bey beyden in Betracht, welche dem Congeste den Vorrang des Alters vor den kurzen Nachrichten so ziemlich sichern dürften. Wir rechnen hierher

1. die genaue, sorgfältige Angabe des Gaues, in welchem der Ort, der oder von dem Etwas geschenkt wurde, gelegen war. Nie ist er im Congeste ausgelassen. Die Brev. Not. hingegen ist hierin minder sorgfältig. Hier und da findet sich der pagus wohl beygegeben, allein der Schreiber oder Abschreiber, welcher in einer Zeit lebte, wo die Gauverfassung längst jedwede Bedeutung verloren hatte und völlig untergegangen war, hielt die Aufnahme des Gaues in seinen Text für etwas Unwesentliches, Ueberflüssiges und ließ ihn daher hinweg.

2. Die Schreibung der Eigennamen im Congest zeigt uns althochdeutsche Formen, wie hulthusir, uuangiu, chamara, uualarseo, titamaninga, maninseo, tuzzilinga, ellesnauuanc, oder hrodbert, hrodkaer, gotescalc, eparachar, bertouoz u. s. w., welche die Brev. Not. in holzhus, wenge, chameren, wallersee oder walrsee, tittmaningae, mannsee, tuzzlinga, eselwänch, rudbert, rudker, gotschalk, ebinger, perchtgoz u. s. w., also in mittelhochdeutsche Formen umgewandelt hat. Ein Reginolt de Lantpoting erscheint

---

66) Pertz, Monum. German. hist. VI. 326. Pray, ein gelehrter Mann aber unkritischer Kopf, will aus solchen irrigen Benennungen beweisen, daß Hunnen, Awaren, Hungarn u. s. w. ein und dasselbe Volk sind. Dissertationes in Annales veteres Hunnorum, Avarorum et Hungarorum a Georgio Pray. Vindobonnae 1775. fol.

67) Liudprand nennt sie a. a. O. gentem cupidam, audacem, omnipotentis Dei ignaram, scelerum omnium non insciam.

68) Const. Porph. a. a. O. Liudprand II. 7. Schlözer, Gesch. der Deutschen in Siebenbürgen. 170. 452.

69) Leon. Tract in Meurs. Opp. VI. 789 ed. Lami.

*) Siehe Beylage.

in Tassilonischer Zeit mit einem Titel, wie er Ende des XII. und im XIII. Jahrhunderts gang und gäbe war. Schade, daß wir Regensburch im Congeste nicht vergleichen können, weil es in der Brev. Notit. fehlt! —

Eine ältere Handschrift, als aus der 2. Hälfte des XII. Jahrhunderts muß also doch wohl dem Abschreiber des Congests vorgelegen haben, darauf deuten diese althochdeutschen Eigennamen und die sorgfältige Gauerwähnung hin *), mag dieselbe nun in das XI. Jahrhundert oder bis zum X. und IX. hinan, und mit Letzterem in ziemliche Nähe des Erzbischofs Arn gerückt werden! Daß dieser Kirchenfürst im J. 788 in der Lage sich befand, ein Verzeichniß der Güter seiner Kirche anzufertigen und zwar theils zur Sicherung der Rechte derselben, theils selbst auf Befehl oder aus Auftrag Karls d. Gr. **), ist eine ganz und gar nicht zu bezweifelnde Thatsache. War aber ein Document von solcher Wichtigkeit von Arn's Priestern einmal im Entwurf, und dann zur Vorlage für Karln geschrieben und im Archiv der Salzburger Kirche verwahrt worden, so mußte es jedenfalls vor dem XII. Jahrhunderts noch dort gewesen seyn; wie hätte es sonst im XII. Jahrhunderte abgeschrieben werden können? —

Reicht nun die Vorlage des Congest's mit ihrem Alter über das 12. ja in das 11. und vielleicht in ein noch höheres Jahrhundert hinauf; so ist sie auch älter als die Vorlage der Brev. Not., welche vom Discipulus Eberhardi aus der 2. Hälfte des XII. Säculums stammt.

Es ist nicht möglich, daß die Vorlage des Congest's aus dem XI. ꝛc. Jahrhunderte die Vorlage der Brev. Notit. aus der 2. Hälfte des XII. Jahrhunderts in der Art benutzt haben sollte, daß es die Zeugen-Vernehmungen im Processe Virgils (in der Brev. Not.) zu seiner Schlußschrift genommen habe. Nochmals fragen wir Hrn. F.: Wenn „der größte Theil des Inhaltes des Congestum wahr seyn mag," was ist denn eigentlich an diesem Documente falsch? — die Schlußschrift mit ihrer Zeugenliste? — die erstere mit ihrer ganz bestimmten Jahresangabe (eodem anno etc.) kann keine Verfälschung seyn; also wohl die Letztere? — Virgils Liste in der Brev. Not. zählt 35 Köpfe, während jene des Congest im Ganzen 32 giebt. Von diesen finden sich 21 Namen in der Liste Virgils wieder. Am ganzen Congest aber ist gerade diese Liste das allernnerheblichste, selbst wenn Hr. F. was ihm nicht gelungen, erwiesen hätte, daß sie notorisch falsch seyn; denn sie thut dem Inhalte des Congest's, d. h. der Angabe der Schenker und der Geschenke nicht den mindesten Abtrag, wie es denn Hr. F. selbst zugestanden.

Falsch kann mithin, selbst nach Hrn. F. Urtheil über dessen Inhalt, das Congestum gewiß nicht seyn, sondern es verdient gar wohl seinen Platz neben den kurzen Nachrichten. — Zuverlässig hat es in der Vorlage des Congests nach den Worten der Copie dieses Documentes: oppidum, simulque et castrum superiorem domino hrodberto nicht geheißen: cum terminis denominatis et confinibus etc., sondern diese termini et confines waren gebührend angegeben, wie aus den gleichfolgenden Worten erhellt: sicut inferius scriptum esse videtur; diese Beschreibung, die weiter unten folgen sollte, ist jedoch in der Feder des möglichst abkürzenden Copisten des 12. Jahrhunderts geblieben. Eben so wenig standen nach den Worten: per licentiam die zwey Wörtchen „ut supra," welche nun bey jeder Schenkung bis auf Gunthar wiederkehren. Dieses Grafen Stiftung mag umständlicher angegeben gewesen seyn; auch die Geschichte der Maximilians-Zelle und Virgils Rechtsstreit, ursprünglich wohl ausführlicher vorgetragen, scheint der Copist zusammengezogen und blos ihren Hauptpunkten nach mit getheilt zu haben. Aus der Vorlage des Congest's muß aber die Brev. Notit. des Eberhardi Discipulus geschöpft haben; das geht hervor erstens, aus der Gleichheit der behandelten Materie, zweytens aus der Uebereinstimmung der Folge der Schenker und Geschenke in dem einen wie in dem andern Documente ungeachtet der Unterbrechungen und Einschiebsel der Brev. Notit.

(Fortsetzung folgt.)

*) Daß der Vorwurf einer absichtlich angenommenen barbarischen Schreibart unbegründet sey, ist oben bereits gezeigt worden.

**) Cum consensu etc. licentia etc. Siehe M. Welser opp. ois. Norimb. 1682. fol. p. 175. Arn descriptionem praediorum Salisbge. — — isto etiam anno (788) volente, ut ait, Carolo, collegit.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. May.

Nro. 89. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Beyträge zur Geschichte der kaukasischen Länder und Völker aus morgenländischen Quellen von Bernhard Dorn.

(Schluß.)

Dieß ist nun die zuverläßigste Nachricht über die Herkunft und die Gründung der ungarischen Macht in den ehemaligen Gauen der Langobarden und Avaren, mit welcher auch die Erzählung Nestor's bis auf einen chronologischen Irrthum von wenigen Jahren [70]) glücklich übereinstimmt. „Es zogen die Ugri oder Ungarn vor Kiew vorbey," so lautet der Bericht des Vaters der russischen Geschichte, „über einen Berg, welcher jetzt der ugrische genannt wird. Sie kamen an den Dnieper und standen hier in den Zelten, denn sie marschirten wie die Polowzen. Sie waren von Osten hergekommen, drangen mit Macht über hohe Gebirge und begannen zu kriegen gegen die dort wohnenden Wlachen und Slaven. Die Ugri vertrieben die Wlachen, erbten dieses Land und sassen mit den Slaven zusammen, die sie unterjocht hatten. Von der Zeit an wird das Land Ungarn genannt [71])."

Die Schlacht bey Preßburg (August 907), wo Deutsche und Slaven eine furchtbare Niederlage erlitten, hatte den Ausschlag gegeben; von dieser Zeit war jede Hoffnung verschwunden, die finnischen Einwanderer wieder aus Europa zu verjagen, wodurch der Macht des slavischen Volkes bis auf den heutigen Tag eine unheilbare Wunde geschlagen wurde. In der Folgezeit erweiterten die Magyaren, durch ihr wildes tapferes Wesen und rücksichtslose Grausamkeit [72]), auf Unkosten der Deutschen und Slaven, der Griechen und Walachen ihr Reich und errangen sich eine bedeutende Stellung unter den Völkern des Westens. Sie überragten auch in vielen andern Beziehungen alle die Horden, welche in den geschichtlichen Zeiten sich von ihren Genossen in Asien trennten und nach Europa wanderten; sie allein haben, unter der Anleitung der benachbarten Deutschen, in wenigen Jahrzehnten in Masse das Christenthum, europäische Cultur und freye germa-

70) Aus einer kritischen Vergleichung der byzantinischen und lateinischen Chroniken (Stritter III. 614 — 617. Pray Dissert. p. 233. Nestor III. 139. Schlözer) erhält man folgende, so ziemlich sichere chronologische Bestimmungen:
889 erschienen die Ungarn als Ansiedler in Europa; schon das Jahr vorher hatten sie die Bulgaren geschlagen.
892 ruft sie Arnold gegen Swatopluk von Großmähren.
893 fallen sie schon in Bayern ein.
895 erobern sie nach dem Tode Swatopluk's Großmähren und schlagen die Bulgaren.
896 werden sie von den Petschenegen aus der Moldau und Siebenbürgen vertrieben.
897 setzen sie sich in Pannonien fest.
899 ziehen sie bereits gegen Italien.

71) Nestor III. 108. Schlözer. Schafarik I. 228.

72) Sie begnügten sich nicht mit der Unterwerfung des Feindes, sondern sie vernichteten ihn bis auf den letzten Mann. Leon. Imper. Tactica in Meursii Opp. VI. 798 ed. Lami. Palacky, Geschichte von Böhmen. Prag 1836. I. 197.

nische Verfassung der spätern mittlern Jahrhunderte angenommen; sie allein haben es auch verstanden, diese Institutionen bis auf den heutigen Tag zu bewahren.

Das Mischlingsvolk der Baschkiren, welches an den südlichen Ausgängen des Uralgebirges sitzt und türkisch spricht, war ursprünglich, wie es scheint, näher den Ungarn verwandt als die andern finnischen Stämme; ja es könnte wohl der Name Baschkir und Matschar ein und derselbe seyn[73]). Noch in der Mitte des dreyzehnten Jahrhunderts glich ihre Sprache vollkommen der ungarischen[74]), weßhalb auch das Land, wo sie damals sassen, Großungarn genannt wurde[75]) — Angaben, die auch durch Berichte der Araber bestätigt werden[76]). Es waren die Baschkiren die roheste wildeste Völkerschaft, welche die Araber im Norden der Erde kennen lernten; auch heutigen Tags noch gehören sie, obgleich aus den alten Zeiten des muselmannisch-bulgarischen Reiches der Muhammedanismus bewahrt wurde, freylich aber mit allerley schamanischen Gebräuchen vermischt[77]), zu den ungebildetsten Menschen der Erde. Die Baschkiren wohnen in den russischen Kreisen Orenburg, Perm und Wjatka; die Seelenzahl dieses Volkes, welches den Russen, denen sie sich, wie es heißt, bereits unter Iwan Wassiljewitsch freywillig unterwarfen[79]), als Kosaken sehr gute Dienste leistet, beläuft sich in keinem Falle höher als eine halbe Million[79]).

Die Macht der Chasaren war durch die Flucht eines so großen Theiles ihrer Unterthanen in der Weise geschwächt, daß, sobald Usen und Alanen oder Osseten ihre Gegner sind, das östliche Reich nichts mehr von ihnen zu fürchten hatte[80]). Die Zeit ihrer Blüthe wäre also ohnedieß vorüber gewesen, wenn sich auch kein neuer mächtiger Feind, die Waräger und ihre slavischen Unterthanen, von Norden her gegen sie erhoben hätten.

Swatoslaw, der erste russische Herrscher mit slavischem Namen (965 u. Z.), schritt fort auf der Bahn, die ihm seine kriegerischen Vorfahren, namentlich Oleg, vorgezeichnet hatten. Die Ufer der Oka, der Wolga und des Don hallten wieder von seinen Thaten, von seinem Ruhme. Er besiegte die Wjatitschen, die in den heutigen Gouvernements Kaluga, Tula und Orel sassen und noch immer den Chasaren Tribut zahlten, schlug dann diese selbst in einer fürchterlichen Schlacht und eroberte ihre Feste Sarkel oder Belaveschia[81]). Es scheint auch, daß die Russen damals die reiche Handelsstadt Tamatarcha oder Phanagoria, von den Arabern Matracha genannt[82]), so wie alle chasarischen Gebiete an den östlichen Gebieten des Meeres von Asow und Taman[83]) erobert haben; denn diese Theile des

73) Der Uebergang des M in B ist nicht selten. Musulmanos Russorum depravata pronunciatione Busurmanos appellare consuevit. Fischer, Quaest. Petropol. 34. Die Μάζαροι des Constantin de Adm. Imp. c. 37 dürfen nicht mit den Magyaren verwechselt werden; das Wort ist sicherlich, wie aus dem Zusammenhange hervorgeht, verschrieben für Χάζαροι.

74) Wilhem Ruysbrök in dem Recueil des Voyages et Mémoires publié par la Société de Géographie à Paris 1839. IV. 274.

75) Plan-Carpin a. a. O. IV. 677. 747.

76) Frähn, de Baschkiris, Mém. de l'Acad. de St. Pétersbourg VIII. 621. 627. Viele hierauf bezügliche Stellen hat Schlözer gesammelt zum Nestor III. 115.

77) Der Islam war einst bey den Finnen sehr verbreitet; auch die Mordwinen haben sich dazu bekannt. Ruysbrök sagt (Recueil cet. IV. 252): Merdas, quos Latini vocant Merduos et sunt Sarraceni.

78) Rytschkow, Orenburgische Topographie, Riga 1772. I. 66.

79) In Orenburg sind 175,512 männlichen Geschlechts; in Perm 43,360 und in Wjatka 3617 beyder Geschlechter. Köppen 288. Die Angaben bey Rytschkow I. 74 sind viel geringer.

80) Const. Porp. de Adm. Imp. c. 6. Stritter III. 573. 574.

81) Nestor V. 125 Schl.

82) Edrisi ed. Jaubert II. 395.

83) Tamau, der heutige Name der Insel, ist chasarisch oder türkisch und heißt Nebel und Tark, Köcher. Tamatarcha (Ταματαρχα) bey Const. Porphyr. de Adm. Imp. c. 42 bedeutet also des Nebels Köcher, nebulae pharetra, und in der That ist es hier sehr neblig. Auch die andern

alten bosporanischen Reiches waren bereits unter Wladimir ein Eigenthum Rußlands und wurden zu einem eigenen Fürstenthum erhoben [84]), welches zwey Jahrhunderte lang russischen Fürsten gehorchte, die von hier aus häufig die benachbarten Völker, namentlich die Tscherkessen (Kassochen oder Kassachen, d. h. Freybeuter in den russischen Annalen und bey den Byzantinern genannt) mit Krieg überzogen [85]).

Nur in der Krim blieb noch ein Schatten der chasarischen Macht, die später (1016) ebenfalls den vereinigten Kräften der Griechen und Russen unter Mstislav von Tamatarcha, dem Sohne Wladimirs, unterlegen ist [86]). „Ehemals," sagt Nestor hocherfreut, „herrschten die Chasaren über die Polen (d. h. die Bewohner der Ebenen), nachher wurden die Polen der Chasaren Herrn. Noch bis auf den heutigen Tag herrschen russische Fürsten über die Chasaren [87])." Die Chasaren verschwinden nun als gebietende Horde aus der Geschichte, aber ihr Name hat sich, wie bereits bemerkt wurde, in den Ländern und an den Meeren, wo sie ehemals herrschten, noch Jahrhunderte lang und zum Theil bis auf den heutigen Tag erhalten. Auch ist die Masse des Volkes von dem Jaik bis zur Donau wohl immer dieselbe geblieben; die Chasaren haben bloß die Herrschaft verloren, die jetzt auf andere türkische Horden übergieng, auf Petschenegen, Usen und Komanen. Reste dieses Türkenvolkes, namentlich der Abtheilung, welche sich zum Mosaismus bekannte, sind die Karaim im südlichen Rußland und den ehemaligen polnischen Ländern, welche heutigen Tags noch unter sich türkisch sprechen und in Körpergestalt und Gesichtszügen den Türken gleichen [88]). Von der Krim aus mögen zuerst die Juden, welche, wie wir wissen, so zahlreich waren im Lande der Chasaren, nach Rußland und Polen gewandert seyn [89]).

C. F. Neumann.

Namen bey Constantin, wie Atech (Ἀτεχ) sind türkisch; Atek heißt nämlich gremium vestis, sinus, Busen. Jetzt ist der Ort Taman stark befestigt, um ihn vor den Ueberfällen der Tscherkessen zu sichern; es liegen hier eine Anzahl Kosaken vom schwarzen Meere. Der Doctor Minas aus Trapezunt hat in seiner Reise nach Polen ꝛc., Venedig 1830, 364 (in armenischer Sprache) Taman und alle benachbarten Plätze genau beschrieben. Phanagoria wurde im sechsten Jahrhundert von den Barbaren zerstört und auf seinen Ruinen später Tamatarcha errichtet. Mannert, Norden der Erde 328. Der Name wird mannigfach in Matarcha, Matriga u. s. w. verstümmelt. Frähn, Ibn Fezlan 31. Die russischen Chroniken erwähnen dieses Fürstenthum zum letztenmale 1127. Vergl. historische Untersuchung über die Lage von Tamurtarakan in Busse's Journal von Rußland II. 223.

84) Karamsin I. 140. Edrisi ed. Jaubert II. 404.

85) Karamsin II. 117. Swatoslaw bekriegte die Jasen (Osseten) und Kosaken (Tscherkessen) zum erstenmale im Jahre 965. Nestor V. 121, Schlözer. Constantin de Adm. Imp. c. 42 nennt die Lande der Therkessen Ζιχία, Ἀλανία und Κασαχία. Vom Ukruch, sagt er — so nennt Constantin den Kuban — bis zum Flusse Nikopsis, dem Nicosia der spätern Genueser, erstreckt sich das Land der Zychia auf 300 Meilen. Oberhalb Zichia landeinwärts gegen die Kabardah ist der Distrikt Papagia; über Papagia, Kasachia u. s. w. Von Nicopsis bis zum Castell Soteriopolis, dem Pitpus der Alten, heutigen Tags Pitzunda geheißen, erstreckt sich das Gebiet Abchasia. Die Tscherkessen heißen auch jetzt noch, bey den Mingreliern und Osseten, Kasach.

86) Stritter III. 577. Karamsin II. 16.

87) Nestor II. 138 Schl. Unter Polen muß man hier Großrussen verstehen. Nestor endigt seine Chronik mit dem Jahre 1106. Höchst wahrscheinlich ist sein Geburtsjahr 1056. Karamsin II. 120.

88) Kohl, Reisen in Südrußland. II. 260. 262. Ihre Anzahl mag sich jetzt bloß auf vier bis fünf tausend Seelen belaufen; in der Krim sind sie am zahlreichsten.

89) Karamsin II. 118.

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Hatte der Discipulus Eberhardi die Vorlage des Congests, — wie wir nicht zweifeln — vor sich; so konnte er daraus die in der Copie des Congests ausgelassene Gränzbeschreibung p. 31 mittheilen, und die Geschichte der Maximilians-Zelle, Virgils Proceß sowie Gunthar's Stiftung von Otting ausführlicher vortragen. Aber er hatte noch anderweitige Quellen, die er benutzte, z. B. C. V. 34—35 aus einer Urkunde die Beschreibung eines Jagdbezirks. Otilo's Aufstand, Gefangenschaft und Rückkehr nahm er wohl aus einheimischen Verzeichnungen, Ruperts Ankunft, Theodo's Bekehrung, den Bau der Peterskirche am Wallersee, die Auffindung von Juvavo ꝛc. der Hauptsache nach aus der Vita primigenia; die Vergabungen Otilo's an die Maximilians-Zelle aus Urkunden oder andern authentischen Verzeichnungen.

Ging das Congest in seiner ursprünglichen Fassung nicht viel über die Stiftung von Otting (762—764, siehe oben) hinaus, und mochte sein neuester Zusatz die Aufzählung der ecclesiae parochiales aus dem Jahr 788 enthalten; so sehen wir die Brev. Not. bis an das Ende des achten Jahrhunderts vorschreiten und eine Masse von Schenkern und Geschenken aus den Urkunden verzeichnen, von denen das früher abbrechende Congest begreiflich nichts wissen konnte. Der Schreiber im zwölften Jahrhunderte (Eberhardi discipulus) hat uns daher mit diesen Zusätzen bis an das neunte Jahrhundert und mit der größeren Ausführlichkeit in Bezug auf die oben angeführten Materien einen trefflichen Dienst geleistet, während der Copist des Congests aus dem zwölften Jahrhundert, welcher sich an dieselbe Handschrift gemacht hatte, gezwungen durch den engen Raum, nur darauf Bedacht nehmen mußte, wie er die Hauptsache: Schenker und Geschenke alle mit Hilfe eines abkürzenden Vortrags auf eine und dieselbe Seite bringen könne: daher die bizarre Form, daher das blos Andeutende in seiner ganzen Darstellung.

Dieß ist das Verhältniß beyder Documente zu einander, ohne daß man nöthig hat, das Eine auf Kosten des Andern herabzusetzen. Wir sollten vielmehr mit Dank es erkennen, daß zwey Documente von so entschiedener Wichtigkeit bis auf unsere Tage gekommen, von denen eines das andere ergänzt und beleuchtet. Da sie beyde aus einer Quelle kommen; so trifft der Vorwurf der Unechtheit, dem einen gemacht, nothwendig auch das andere; wird daher das Congest falsch genannt und verdächtig gemacht; so müssen auch die kurzen Nachrichten falsch seyn und die Verdächtigung erstreckt sich ebenmäßig auf sie.

Allein es fehlt viel, daß es Hrn. F. gelungen wäre, auch nur den leisesten Verdacht der Falschheit auf den Inhalt des Congests zu bringen; denn keiner seiner Vorwürfe ist wissenschaftlich begründet, wie wir dieß oben gesehen haben, Hr. F. hat sich bloß damit begnügt, das fragliche Document zu verdächtigen. Dies glauben wir ihm in unsern Bemerkungen klar gezeigt, und damit das Congest wieder in seine volle Wichtigkeit als histor. Quelle eingewiesen zu haben, welche dasselbe seit seinem Bekanntwerden in den Augen unbefangener, redlicher Forscher behauptet hat, und immerdar behaupten wird, so lange noch vorurtheilsfreye und gesunde Kritik auf dem Gebiete der vaterländischen Geschichte sich findet. — Die Folgerungen aber, die sich aus dieser Wiedereinsetzung des Congests in seinen vollen historischen Werth ergeben, sind für den Streit über die frühere oder spätere Ankunft des hl. Rupertus von der größten Bedeutung, denn:

1. auf den Herzog Theodo, der den Heiligen aufgenommen, folgt dessen Sohn Theodebert und diesem wieder sein Sohn Hucbert, so daß Hucbert, Theodeberts Sohn, des Rupertischen Theodo Enkel ist; daß mithin S. Rupert nicht im J. 582, sondern erst unter Kg. Childebert III., 696, nach Bayern gekommen seyn kann. Damit stimmen aber, wie gezeigt, die kurzen Nachrichten vollkommen überein.

2. Steht dadurch die unmittelbare Folge der baiarischen Herzoge von Ruperts Theodo bis Hucbert in der Art fest, daß auf den Vater (Theodo) der Sohn (Theodebert) und auf diesen der Enkel (Hucbert) zur Regierung gelangen; so ist alles Bestreben, eine neue Herzogsreihe aufzustellen, um den langen Zeitraum auszufüllen, den das Traditions-System irriger Weise annimmt, ein vergebliches und unkritisches, weil es dem klaren Laut der Quellen widerspricht: es offenbare sich nun entweder im Umsturze der durch die echtkritischen Bemühungen der Gelehrten des 17. und 18. Jahrhunderts geschichteten und gewonnenen Herzogs-Reihe, oder in der Aufstellung von neuen Herzogslisten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. May.

Nro. 90. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

M. T. Ciceronis de officiis Libri III. Recensuit Rudolphus Stuerenburg Phil. Doct. Gymn. Hildb. Dir. Accedit Commentarius. Lipsiae. Sumptu Reichenbachiorum fratrum 1843. 17 et 182 S. 8.

Diese Ausgabe der Ciceronischen Bücher von den Pflichten bietet der früher von demselben Verfasser veranstalteten gegenüber eine ähnliche Erscheinung dar, als die bereits in den Gelehrten Anzeigen (1840 No. 77 — 79) besprochene zweyte Ausgabe der Rede für den Dichter Archias; bey näherer Betrachtung ergiebt sich aber ein nicht unbedeutender Unterschied zwischen beyden, namentlich auch in dem Verhältnisse zu den früher erschienenen Bearbeitungen. In beyden Fällen ist nämlich die neue Ausgabe nur deßhalb veranstaltet, um die in den früheren begangenen Fehler wieder gut zu machen, und die Grundsätze, nach denen die Umarbeitung vorgenommen worden ist, sind so ziemlich dieselben; da aber die beyden früheren Ausgaben von einem ganz verschiedenen Standpunkte ausgiengen und allgemein eine ganz verschiedene Beurtheilung erfuhren, so konnte die Umarbeitung der einen und der anderen unmöglich in ganz gleicher Weise geschehen. In der Vorrede zur zweyten Ausgabe der Rede für Archias erklärt Hr. Stürenburg selbst, daß er in seiner früheren Ausgabe dieser Rede und der Ausgabe der Bücher über die Pflichten zwey Stadien der Kritik durchlaufen habe, welche durch befangenes Festhalten an einer gewissen handschriftlichen Autorität, und durch Befangenheit in Kühnheit bezeichnet seyen, und daß er im dritten Stadium zur Besonnenheit und Unbefangenheit zu gelangen gestrebt habe. Die erste Ausgabe der Rede für Archias wurde bekanntlich mit allgemeinem Beyfall aufgenommen und mitunter dem in derselben Enthaltenen von den späteren Bearbeitern nur zu viel Glauben geschenkt; dagegen erfuhr die offenbare Willkühr in der Gestaltung des Textes der Bücher von den Pflichten von vielen Seiten her heftigen Tadel, und das hier Gebotene wurde, da der versprochene Commentar ausblieb, größtentheils unberücksichtigt gelassen. Daher sah sich Hr. Stürenburg bey jener Rede genöthigt, vielfach das von ihm Ausgesprochene selbst umzustoßen, und diejenigen zu tadeln, welche dasselbe angenommen hatten, während hier die frühere Ausgabe mit wenigen Worten in der Vorrede abgethan war, so daß er später nicht immer wieder darauf zurückzukommen brauchte, wodurch diese Ausgabe der der Rede für Archias gegenüber, bey welcher die stete Selbstpeinigung auf den Leser keinen wohlthätigen Eindruck macht, offenbar in Vortheil gekommen ist, wobey noch die Kürze des lateinischen Commentars in dieser in Vergleich mit der Breite der deutschen Anmerkungen in jener mit Lob anzuerkennen ist.

Etwas allzukurz ist die Vorrede ausgefallen, welche, einem feyerlichen Manifeste ähnlich, so lautet:

Cum abhinc annos novem emendatos hos libros edere voluissem, magis multo quam antea fuerant depravatos edideram. Quam post calamitatem si antiquius nihil habui quam ut emendatos aliquando ex omni parte hos libros ederem,

nec mirabuntur docti me tamdiu hanc horum librorum editionem distulisse et veniam dabunt, si ne hoc quidem tempore omnibus locis verum viderim.

Quamquam Lambini, Beieri, Orellii opera multi horum librorum loci rectius constituti sunt, tamen de plerisque denuo fuit inquirendum. Inveteratas opiniones expuli, repudiatas ex saeculis lectiones egregias esse offendi, coniecturas multas et feci et recepi, nec facere volui, quas recipere non potui, Nonii in his libris auctoritatem penitus labefactavi, neutram denique codicum familiam caecus secutus sum.

Quae omnia si, ut volui, praestitero, veterem culpam expiatam habebo.

Namentlich vermißt man hier eine genauere Nachweisung der beyden Handschriftenfamilien, die auch in dem Commentare nur als melior codicum familia oder optimi codices und codices deterioris familiae einander gegenüber gestellt werden, wobey noch manchmal optimi codices deterioris familiae erscheint, ohne daß irgendwo eine Auskunft darüber ertheilt wird, welche Handschriften unter der einen und anderen Bezeichnung zu verstehen seyen. Um dieses zu erfahren, muß man erst die Vorrede der ersten Ausgabe zu Rathe ziehen, in welcher man S. XXII §. III. liest:

Omnes, qui adhuc collati sunt codices librorum de Officiis, fluxerunt ex uno codice saeculi sive septimi sive sexti: quem codicem, non potest dubitari, quin scripserit grammaticus satis indoctus et hebeti praeditus ingenio. Tali enim homine digna sunt perversa ista addidamenta et minora et maiora, quae in his libris deprehenduntur. Atque illum quidem grammatici codicem duo descripserunt librarii, unus accuratissime, alter negligenter saepe et raptim. Duae vero quae sunt omnino nostrorum librorum manu scriptorum familiae, originem ducunt ex duobus his codicibus, descriptis ex codice illo grammatici. Atque ex accuratissime quidem descripto codice profecti sunt pauciores codices hi: Bernensis tert., Augustanus, Parcensis, Palatinus prim. (quodammodo etiam Bernenses quart. et quint.); ex altero ceteri codices omnes. In quo numero excellunt Bernenses prim. et sec., unus Terti, unus Balduini, pauci Petri Suffridi, Guelpherbytani primi tres, Gothanus. Ei quoque codices, quos habuerunt scholiastes Guelpherbytanus, Vincentius Bellovacus, Beda venerabilis, Joannes Sarisberiensis, annumerandi sunt codicies deterioris familiae.

und nachher S. XLI §. V:

Inter eos autem codices deterioris familiae, qui soli servarunt non raro veram lectionem, excellunt Bernensis prim., Guelpherbytanus tert., Gothanus, Basileensis.

(Fortsetzung folgt.)

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

C.

Arnold von Bohburg.

Nach Mittheilung einiger Nachrichten über diesen Schriftsteller führt Hr. F. aus dessen Miraculis S. Emmerammi die Folge der baioarischen Herzoge an. Dioto ... cui filii in regnum non successerant. Item alius Teodo ..., sub quo clarissimus Christi confessor Routpertus cum aliis Dei servitoribus Juvavium devenit, ibique cursum presentis vitae consummavit. Sub quo S. Corbinianus Frisingiam accessit. Is vero dux habuit successores in regno, Diotpertum videlicet atque Grimaldum; post quos ducatum genti huic prebuit Hucbertus etc.

In der Note bey Hrn. F., welche er zu den Worten sub quo S. Corbinianus etc. accessit macht, heißt es: „Alia litera erant haec Scripta in Mspto., bemerkt der Herausgeber Basnage am Rande. Diese Stelle ist demnach falsch und als nicht geschrieben zu betrachten.“ Wir bemerken dagegen: diese Stelle ist von Arnolds eigener Hand, siehe Pertz M. G. H. VI. p. 545, 549. Später, p. 25, läßt Hr. F. die Stelle als eine echte sich gefallen und sein zweyter oder letzter Theodo nimmt unbedenklich den hl. Corbinian auf.

Arnolds Worte kommentirt Hr. F. also: „Es ist ganz natürlich, daß er (Arnold) zuerst von Theodo, dem Freunde und Wohlthäter seines Schutzheiligen Emmeram spricht, dessen Wunder er in seinem Werke erzählt; von was das Herz voll ist, geht der Mund über.“ — Es sey höchst auffallend, daß Arnold, als ein Schriftsteller des eilften Jahrhunders, in welchem Jahreszahlen schon häufig in Geschichtswerken gebraucht wurden, gerade

diese sorgfältig vermeide. In seinem ganzen Werke sey kein Jahres-Datum zu finden, wodurch man das Zeitalter des hl. Emmeram und seines Theodo zur Vermeidung von Verirrungen und Mißverständnißen, sicher und bestimmt kennen gelernt hätte. „Um also das Zeitalter des hl. Emmeram und des hl. Rupert aus Arnold kennen zu lernen, gibt er uns nur das Unterscheidungszeichen, daß dem Theodo des hl. Emmeram seine Söhne nicht in der Regierung gefolgt sind, wodurch er aber nicht sagen wollte, daß er gar keine Söhne gehabt, ja er deutet vielmehr an, daß er deren mehrere gehabt habe, denn wäre nur ein Sohn vorhanden gewesen; so hätte er sagen müssen: cui filius in regnum non successit. Von dem Theodo des hl. Rupert hingegen bezeugt er ausdrücklich, daß ihm seine Söhne Theodebert und Grimoald in der Regierung gefolgt. Da uns Arnold nicht mehr als diese zwey Theodone anzeigt, so entscheidet er hiedurch selbst, daß der Theodo des hl. Emmeram kein anderer Herzog gewesen, als jener Theodo der letzte dieses Namens, welcher am Ende des siebenten und im Anfange des achten Jahrhunderts in Bayern regierte, denn dieser hatte mehrere Söhne, von welchen ihm aber keiner in der Regierung folgte, sondern nur sein Enkel Hugbert." — —

Durch seine Erläuterung der Arnold'schen Stelle macht uns Hr. F. mit ein Paar Neuigkeiten aus der bayerischen Geschichte bekannt, die ihren Ursprung nicht etwa in der Geschichte, sondern in der Sucht des Hrn. F. haben, Ruperts Ankunft bey dem Herzog Theodo in das Jahr 582 zu setzen.

Erstens S. Emmerams Wirken und Leiden zu Ende des siebenten und Anfangs des achten Jahrhunderts unter dem letzten Theodo, dem zweytens keine Söhne gefolgt. So wie er den hl. Rupert um ein Jahrhundert hinaufgerückt, so muß St. Emmeram 48 Jahre später gemartert werden. Zu dem Ende wird Arnolds zweyter Theodo (item alius Theodo), unter dem der hl. Rupert nach Salzburg, der hl. Corbinian nach Freising gekommen, welcher Theodo zwey Söhne zu Nachfolgern gehabt (Diotpert und Grimold) ohne weiteres zum ersten befördert. Arnold sagt zwar: Dioto ist der erste, Hr. F. dagegen behauptet, er sey der zweyte und letzte dieses Namens, weil ihm keine Söhne in der Regierung gefolgt. Daß Dioto mehr Söhne, als den Lambert gehabt, kann man einräumen; allein gleichviel ob er einen oder mehrere hatte, sie folgten ihrem Vater nicht im Reiche nach. Arnolds Ausdruck: „der keine Söhne zu Nachfolgern hatte," bezieht sich auf seinen Gegensatz, auf jenen Theodo, der Söhne zu Nachfolgern hatte. Uebrigens zeigen andere Beyspiele bey Arnold, Pertz VI., 550, daß er die Zeitfolge vom Vorfahr auf den Nachfolger wohl und genau einhalte. So zählt er unter den Verehrern des hl. Emmeram und den Wohlthätern seines Klosters die karolingischen Könige in ihrer rechten Zeitfolge auf: Karln den Großen, seinen Sohn Ludwig und dessen Nachfolger und den vorzüglichsten Verehrer des Martyrers, Arnolf, Karlmanns Sohn. Gleiche genaue chronologische Folge beobachtet er S. 565, col. 1; bey Angabe der Regensburger Bischöfe. Man muß also auch die von ihm mitgetheilte Herzogsfolge in derjenigen Ordnung belassen, die er giebt oder einhält, widrigenfalls zieht man sich den Vorwurf zu, daß man die Quelle verdrehe und verderbe, und aus ihr darnach Folgerungen ziehe, an die Arnold nie gedacht haben konnte. Hat man jedoch einmal zur Aufrechthaltung des Systemes zu so verkehrten Mitteln gegriffen, so wird auch ein Fehlgriff und eine Unnatürlichkeit die andere erzeugen und man darauf ausgehen, sich geflissentlich gegen die Wahrheit blind zu machen. Dem Theodo Ruperts weist Arnold Diotpert und Grimold als Söhne zu, dagegen erhält der bey Arnold am ersten Platze befindliche Dioto, dem die Söhne nicht in der Regierung gefolgt, vom Hrn. F. nebst Theodebert und Grimoald auch noch aus der Vita S. Corbiniani den Theodoald, und wegen des hl. Emmeramm noch obendrein den Lambert und die Uta: auf diesen Theodo, dem alle seine Söhne nicht gefolgt, kommt sodann Hugbert, der also des zweyten Theodo's Enkel ist. So wären alle Schwierigkeiten beseitigt bis auf den Satz, daß dem zweyten und letzten Theodo (bey Arnold aber der erste) keine Söhne in der Regierung gefolgt. Zuerst läßt Hr. F. den Theodebert vor dem Vater sterben; denn, sagt er, im Jahr 716 verschwindet alle historische Spur von ihm. Auch Theodoald war vor dem Vater gestorben und seine Wittwe hatte der Bruder, Herzog Grimoald, geheirathet. Von diesem Herzog Grimoald gesteht Hr. F.: „er habe seinen Vater Theodo wirklich überlebt, konnte ihm aber in der Regierung seines Landes nicht nachfolgen, denn dieser Landestheil fiel an Herzog Hugbert, des ältern Bruders Theodebert Sohn, und als Grimoald ihm diesen entreißen wollte, fiel er durch Mörderhand, dem Herzog Theodo dem letzten ist demnach keiner seiner Söhne, sondern nur sein Enkel in der Regierung gefolgt." So hat Hr. F. — Wann ist denn aber der alte Theodo gestorben? — 716 machte er die Romreise. Im Jahre 717 läßt ihn die früher angeführte einheimische Chronik sterben. Noch zur Zeit seiner Romreise war das Herzogthum zwischen dem alten Theodo und seinen Söhnen getheilt, welche nach dessen Tode zu ihren Portionen auch noch des Vaters Landestheil erhielten. Theodoald war richtig dem Vater im Tode vorausgegangen; von Theodebert ist es darum noch nicht so ausgemacht, daß er vor dem Vater gestorben, weil wir nichts mehr von ihm hören. Bey seines Vaters Romreise lebte er ganz bestimmt noch, aber nicht mehr in den an Langobardien stoßenden südlichen Bezirken Baioariens waltend; sondern seit dem,

etwa 712 oder 713 erfolgten Tode seines Bruders Theodoald, wodurch sich die Tetrarchie in eine Triarchie verwandelt hatte, mochten sich die drey Herrscher aufs Neue in das Land getheilt haben; weßhalb Theodeberts Antheil in andern Bezirken Baioariens gesucht werden muß, als in den südlichen, die schon bey Corbinians Ankunft Grimoald besessen. Mit dem Tode des alten Theodo haben wir eine Dyarchie: Theodebert und Grimoald, die auch dann noch besteht, als Theodebert kurz vor dem ersten fränkischen Einfall starb, weil sein Sohn Huebert im Theile seines Vaters Theodebert auftrat, nicht aber in jenem Theodo's. Jedenfalls hat Grimoald nach des Vaters Tod wirklich über Theile von Bayern geherrscht; und da sich die überlebenden Söhne in des Vaters Antheil getheilt haben, so ist er diesem auch in jener Landesportion in der Regierung gefolgt, welche ihm durch die Theilung zugefallen. Theodebert scheint als der älteste eine Art von Oberherrlichkeit nach Theodo's Absterben ausgeübt zu haben, welche Grimoald nach dessen Tode für sich und seinem Neffen Huebert gegenüber in Anspruch nahm und worüber es zu Kriegen zwischen Beyden kam, deren erster 725 durch fremde Einmischung zum Nachtheil Grimoalds endigte, ohne daß er jedoch aus dem ihm zustehenden Landestheile wäre verdrängt worden. Wir sehen ihn auch nach der ersten Niederlage, von 725 bis 728, noch immer als Herzog in Bayern, versteht sich, in seinem Landestheil regieren, wie denn auch früher Theodebert auf gleiche Weise regiert hatte. Wie sollte ein Fürst ohne Land, — wie Hr. F. ihn schildert — im Stande gewesen, zwey Kriege nach einander mit den gewaltigen Franken zu führen! — Er überlebte also nicht nur seinen Vater Theodo, sondern regierte auch in Bayern; es kann folglich dieser Theodo nicht derjenige seyn, von welchem Arnold behauptet, daß ihm keine Söhne im Reiche nachgefolgt, sondern der Herzog, dem keine Söhne gefolgt, ist der von Arnold ganz richtig an den ersten Platz, also vor Ruperts Theodo, gestellte Dioto, unter dem der hl. Emmeramm gelitten, der somit wieder in das ihm gebührende Zeitalter zurückgesetzt ist, nämlich: Mitte des siebenten nicht aber zu Anfang des achten Jahrhunderts.

Bey der Unordnung, welche Hr. F. in der Quellenstelle angerichtet, indem er den letzten Theodo zum ersten, und den ersten zum letzten gemacht, hat er beynahe übersehen, daß Arnold unter dem Rupertinischen Theodo — dem zweyten Theodo des Arnold —, auch den hl. Corbinian nach Freisingen kommen läßt.

Bis jetzt wußte man nicht anders, als dieser Heilige sey im zweyten Decennium des achten Jahrhunderts in Bayern angelangt. Wenn S. Rupert zur Zeit von S. Corbinians Ankunft in Bayern noch lebte; oder nur, wenn Rupert unter demselben Herzog Theodo zu Salzburg wirkte und gestorben ist, unter welchem auch Corbinian in das Land gekommen; so muß seine apostol. Wirksamkeit in das Ende des siebenten und den Anfang des achten Jahrhunderts, nicht aber ein Jahrhundert früher gesetzt werden. Wie kann jedoch, die Richtigkeit von Corbinians Ankunft in Bayern im achten Jahrhundert vorausgesetzt, ein und derselbe Herzog Theodo im zweyten Decennium des achten Jahrhunderts den hl. Corbinian bey sich aufnehmen und 135 Jahre früher den hl. Rupert zu sich entbieten? — Klar ist, daß derjenige Herzog, welcher beyde Heilige, Rupert früher, Corbinian später, wohlwollend bey sich aufgenommen, im sechsten und zu Anfang des siebenten Jahrhunderts nicht habe regieren können. —

Hr. F. sucht sich aus dieser Verlegenheit zu ziehen, so gut es gehen will. S. 23 ist die Stelle von Corbinians Ankunft falsch und als nicht geschrieben zu betrachten (Siehe oben); S. 26 dagegen bezeigt der Theodo, dem keine Söhne gefolgt, dem Corbinian, wie früher dem Emmeramm, alle Achtung. Wie man eine Hand umkehrt, ist uns der Rupertische Theodo, unter dem doch nach Arnolds ausdrücklichem Zeugnisse S. Corbinian zu Freisingen ankam, derselbe Theodo, der beyde Heilige nach einander empfangen, derselbe Theodo, dem Diotpert und Grimold im Reiche folgten, in jenen Dioto umgetauscht worden, dem keine Söhne folgten! Die Leser erinnern sich aber, daß dieser Dioto, — Arnolds erster — vom Hrn. F. zum zweyten und letzten; der Rupert-Corbianische dagegen, den Arnold als zweyten und letzten Theodo angesetzt, zum ersten gemacht worden ist, wohl aus keiner andern Ursache, als weil Hr. F. unter ihm den hl. Rupert angegeben fand, und da dieser Heilige dem Hrn. F. im J. 582 nach Bayern gekommen ist; so muß demnach dieser Herzog Theodo, der ihn aufgenommen, zum ersten erhoben werden. Auf solche Weise giebt Hr. F. der Wahrheit Zeugniß, zumal wenn er ausruft: „Gewiß der alte Bischof Aribo hat uns in seiner Geschichte des hl. Emmeramm und des hl. Corbinian einen und denselben Theodo gezeigt," und „dieser Theodo (des hl. Emmeramm) ist kein anderer, als der letzte (Arnolds erster), von welchem erwiesen ist, daß ihm keiner seiner Söhne in der Regierung gefolgt sey, sondern nur sein Enkel Hugbert." — — Im J. 1835 noch ward Arnold, den wir neben Congest und Brev. Notit. als eine dritte für die agilolfingische Herzogsreihe sehr wichtige Quelle betrachteten, vom Hrn. F. als „schlecht und unbrauchbar" verworfen; in vorliegender Abhandlung aber hat Arnold „uns den wahren Schlüssel gegeben, sowohl das Zeitalter des hl. Rupert als des hl. Emmeramm zu finden." — —

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. May.

Nro. 91. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

M. T. Ciceronis de Officiis Libri. III.

(Fortsetzung.)

In der Vorrede zur zweyten Ausgabe der Rede verbreitet sich Herr Stürenburg, nachdem er das Nichterscheinen des versprochenen Commentars zu den Büchern von den Pflichten damit entschuldigt, daß er nur zu sehr einsehe, wie verblendet er früher gewesen sey in Hinsicht auf die Eigenthümlichkeiten dieses dem jugendlichen Sohne gewidmeten Werkes, und seine ganze Textesrecension für eine verfehlte erklärt hat, weiter über die Handschriften dieser Bücher, indem er (S. XV) fortfährt:

„Auch über das Verhältniß der Handschriften jenes Werkes glaube ich jetzt sicherer urtheilen zu können: Alle uns erhaltenen Handschriften führen auf ein und dasselbe mit Glossemen überschriebene Exemplar zurück, welches ohne Zweifel aus dem dritten oder vierten Jahrhunderte stammte, und durch einen glücklichen Zufall im neunten oder zehnten Jahrhunderte wieder aufgefunden wurde. Dieses Exemplar aber ist augenfällig nur von zwey Leuten abgeschrieben. Bewährten sich gleich beyde Abschreiber im Ganzen als sorgfältig und im Verschmähen übergeschriebener Glosseme als kundig, so zeichnete sich doch der eine vor dem andern nicht unbedeutend aus. Daß die Familie, zu der die dritte Berner Handschrift gehört, die vorzüglichere sey, ist noch immer meine feste Ueberzeugung; nur gestaltet sich mein jetziges Urtheil über die dritte Berner Handschrift selbst in einem Punkte wesentlich anders. Es darf gewiß beklagt werden, daß es gerade die nicht sehr alte Berner Handschrift seyn mußte, welche aus der bessern Familie allein sorgfältig verglichen wurde. Nicht selten nämlich finden sich in dieser Handschrift statt richtiger unterbrochener Stellungen falsche verbundene. Aus den übrigen älteren Handschriften dieser Familie läßt sich die Wortstellung mit Sicherheit nur in den wenigsten Fällen bestimmen, da in früherer Zeit den Gelehrten die Anwendung einer diplomatischen Genauigkeit auch auf die Wortstellung leider oft unnöthig erschienen war. In diesen älteren ungenau verglichenen Handschriften dieser Familie finden sich jedoch ohne Zweifel die richtigen Stellungen vor. Denn die Annahme, der alte Abschreiber, welcher der ersten Familie die Entstehung gab, hätte in dem ihm vorliegenden Exemplare viele übergeschriebene verbundene Stellungen vorgefunden und sie den im Texte befindlichen getrennten Stellungen vorgezogen, scheitert an dem gewonnenen Resultate, daß gerade dieser Abschreiber vorzugsweise behutsam und kundig gewesen ist. Der Schreiber der dritten Berner Handschrift selbst aber ist gewiß nicht der Urgrund dieser verbundenen Stellungen gewesen. Er mochte ein Exemplar eines Gelehrten des zehnten oder eilften Jahrhunderts vor sich liegen haben, der von dem Wunsche ausgegangen war, das grammatisch Zusammengehörige auch der Stellung nach zu verbinden, und in vielen Fällen verbundene Stellungen über unterbrochene geschrieben oder auch die gewünschte Verbindung durch Zahlen nur angedeutet hatte. Abgesehen von diesem Mangel der dritten Berner Handschrift ist ihr Werth sehr groß. Sie ist die einzige genau verglichene Handschrift einer Familie, deren Quelle sich durch die oben erwähnten Vorzüge vor der Quelle der andern Familie bedeutend auszeichnete. Allerdings hat sich auch die Quelle dieser bessern Familie zuweilen verleiten lassen, ein übergeschriebenes Glossem in den Text zu nehmen; jedoch ist die Zahl dieser Fälle verhältnißmäßig nur gering. So viel darf daher wohl als kritische Norm aufgestellt werden: man sey von vornherein geneigt, die Lesarten der bessern Familie für die wahren zu halten, ausgenommen die Stellungen in der dritten Berner Handschrift, namentlich die verbundenen, und offenbare Flüchtigkeiten derselben

Handschrift. Daß sich übrigens zuweilen in beyde Quellen unserer Handschriften ein übergeschriebenes Glossem statt des im Texte befindlichen Ausdrucks eingeschlichen habe, wird wohl von Niemanden bezweifelt werden, kann man sich gleich von der Seltenheit dieser Fälle ziemlich überzeugt halten. Sobald ferner der eine der beyden Abschreiber sich verleiten ließ, das übergeschriebene Glossem vorzuziehen, der andere dagegen zwar die richtige Lesart aufnahm, jedoch außerdem das vorgefundene Glossem in seiner eignen Abschrift als Glossem über die richtige Lesart schrieb; so zeigt sich die falsche Lesart in allen Handschriften der einen und in einzelnen der andern Familie.

Diesem wird noch die in der früheren Anzeige schon besprochene Bemerkung, daß die Abschreiber vorzüglich gerne auf die längeren Glosseme ihre Aufmerksamkeit hinlenkten, und der Ausspruch hinzugefügt, daß die Conjecturalkritik gerade in diesem Werke für höchst schlüpfrig zu halten sey.

Es schien nöthig, diese etwas breite Erörterung wörtlich aufzunehmen, um eine genauere Einsicht in des Hrn. Verf. Ansichten von den vorliegenden Handschriften und seine Grundsätze für die Ausübung der Kritik zu erhalten, als es durch diese Ausgabe geschehen kann, in welcher sich hierüber nur einzelne Andeutungen finden, die ohne genaue Bekanntschaft mit dem, was Hr. St. an den angeführten Stellen ausgesprochen hat, kaum verständlich sind.

Wir finden also auch hier wieder den verwünschten Grammatiker, der vor der Zeit der eintretenden Barbarey die einzige Handschrift, welche nach Jahrhunderten wieder aufgefunden wurde, corrigirte und glossirte, und so alles Unheil über den Text dieser Bücher brachte, indem von den späteren Abschreibern seine Bemerkungen und Zusätze nicht immer als solche erkannt, und mit den ächten Worten Cicero's vermischt wurden. Wie die Urhandschrift ausgesehen habe, wird zwar nicht so bis ins Einzelne nachgewiesen, als bey der zweyten Ausgabe der Rede für Archias; aber doch scheint Hr. Stürenburg auch hier noch weit mehr wissen zu wollen, als er beweisen kann. Aeußere Gründe, auf die er sich dabey stützen könnte, sind natürlich nicht vorhanden, und die inneren, in der Beschaffenheit der Lesarten selbst liegenden, sind von der Art, daß sie zwar in vielen Fällen die Möglichkeit einer solchen Entstehung allerdings zulassen, in den meisten aber eine andere im Laufe der Zeit eintretende Entstehung der verschiedenen Lesarten wenigstens nicht minder annehmbar erscheinen lassen. Wir wollen hiefür nur ein Beyspiel anführen, wie es der Zufall gerade an die Hand giebt. Hr. Stürenburg schreibt III, 24, 92. ut item tum eo liceat uti, mit der Bemerkung: „Restitui item tum ex Bern. c. Optimi codices multi item omisso tum, deteriores aliquot iterum pro item tum," und nachdem er den Sinn der aufgenommenen Lesart klar gemacht hat, fährt er fort: „Ex varietate lectionis hoc concludi debet grammaticum deleto tum, quod non intellexerat, iterum supra item scripsisse." Ist es hier nicht weit einfacher, wenn item tum wirklich das Ursprüngliche war, anzunehmen, daß die eine Lesart daraus entstand, daß tum wegen der Aehnlichkeit der vorausgehenden Sylbe tem wegfiel, und die andere daraus, daß ein Abschreiber die Abkürzung ite tum für iterum las?

Hiermit hängt auch das in der Vorrede Ausgesprochene: „Nonii in his libris auctoritatem penitus labefactavi" zusammen. Während nämlich Hr. Stürenburg in seiner ersten Ausgabe auf die bey Nonius sich findenden Lesarten, so fern es nicht augenscheinliche Nachlässigkeit war, welche die Abweichung hervorrief, oder auch der Umstand, daß er nur aus dem Gedächtnisse citirte, ein besonderes Gewicht legte, weil er annahm, jener habe eine weit ältere Handschrift benützt, als das Original der jetzt vorhandenen, welches er damals in das siebente Jahrhundert setzen zu müssen glaubte: mußte sich die Sache ganz anders gestalten, nachdem er der Ansicht geworden war, daß das mit Glossemen überschriebene Original der bekannten Handschriften aus dem dritten oder vierten Jahrhunderte stammte. Nun lag es nicht mehr so ferne, daß Nonius ein ähnliches glossirtes Exemplar benutzte, und es kam dann nur darauf an, ob er verständig genug war, das darüber Geschriebene zu verschmähen. Leider war dieß aber nach Hrn. Stürenburg bey ihm, wie bey den übrigen Grammatikern, nicht der Fall. Sie hielten eben das darüber Geschriebene für die richtige Lesart, und ihre Autorität für die Kritik ist demnach nur

eine sehr bedingte. Daß Hr. Stürenburg den Beweis für diese Ansicht schuldig bleibt, läßt sich denken. Er ließe sich auch wieder nicht anders, als durch die Lesarten selbst führen; in diesen glaubt aber Ref. weit eher zufällige Verderbnisse als Glosseme zu erkennen. Um Andern das Urtheil darüber zu erleichtern, wollen wir was uns der Art aufgestoßen ist, hier zusammen stellen. I, 17, 56 hat Nonius ultimum in amicitia putavit statt vult in amicitia, II, 4, 15 mutuandisque facultatibus et commodandis für mutandisque facultatibus et commodis, II, 8, 28. impunitates scelerum statt impunita scelera. II, 14, 51. mit der bessern Handschriftenfamilie gemeinschaftlich modo ne nefarium wo Hr. Stürb. et nefarium, aus der schlechten Familie der Handschriften aufgenommen hat; II, 22, 77. eben so digressa gegenüber der Lesart der schlechtern Familie egressa; III, 9. 38. intelligebat für arbitrabatur; III, 16, 66 emptorem indemnem damno praestari für emptori damnum praestari. III, 23, 91. vinum fugiens für venenum fugiens, was Hr. St. für das Ursprüngliche hält.

Die Anführung dieser Stellen leitet uns auf die Frage hinüber, ob Hr. Stürenburg recht daran gethan habe, in so vielen Fällen der Handschriften-Familie zu folgen, welche er selbst die schlechten nennt? Es scheint dieß zwar durch das oben aus der Vorrede zu der Ausgabe der Rede für Archias einiger Maßen motivirt, doch kann Ref. dieses Motiv nicht anerkennen, da er die ganze Ansicht des Hrn. St. von dem glossirten Original aller Handschriften für nichts weiter, als eine vorgefaßte Meinung hält; es kann daher nur darauf ankommen, welche besondern Gründe Hr. St. bey den einzelnen Stellen leiteten.

(Fortsetzung folgt.)

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Die Berechnung von St. Emmeramms Zeitalter aus Arnolds Worten: Merita b. Emmerammi M. quantum valeant in presentia Omnipotentis, testatur jam plus quam per trecentos annos Lantperti misera generatio tyrannei etc. ist zu beanstanden: Wohl geben 330 Jahre, von 1030 oder 1037 abgezogen, das J. 700 oder 707 als das Todesjahr Emmeramms; allein obiger Ausdruck Arnolds: plus quam per trecentos annos ist ein allgemein gestellter und will nur überhaupt sagen, daß länger als 300 Jahre verflossen seyen, seitdem die unglücklichen Abkömmlinge des Tyrannen Lantpert erfahren haben, wieviel des hl. Emmeramms Verdienste vor Gott gelten, nicht aber, daß Emmeramm vor mehr als 300 Jahren gestorben sey. Im Uebrigen sind 378 oder 385 Jahre eben auch plusquam trecent. ann. — Worin wohl die Gefahr bestanden haben mag, der man sich aussetzte, wenn man sich frey über das Zeitalter des heil. Emmeramm geäußert? — Arnold selbst soll die Rache seiner nahen Verwandten, der Abkömmlinge des Mörders Lambert, durch eine unvorsichtige Aeußerung für sich und sein Kloster befürchtet haben. Man lese aber die vom Hrn. F. angezogenen cap. 12 etc. 13, um sich zu überzeugen, daß von diesen Leuten keine den Arnold und sein Kloster gefährdende Rache zu befürchten stand. Scham, nicht Furcht ließ ihn seiner Anverwandten Namen verschweigen. — Hr. F. schließt: „Es ist demnach aus dem Arnold, wie aus den kurzen Nachrichten augenscheinlich, daß der hl. Rupert kein Zeitgenosse des letzten Theodo und des gleichzeitigen Königs Childebert III. gewesen sein könne." — Wir dagegen glauben gerade das Gegentheil ungeachtet aller Augenscheinlichkeit des Hrn. F. bewiesen zu haben. Auch Arnold bestätigt mit seiner Herzogsfolge die Berichte des Congestes und der Brev. Not.; denn auch bey ihm folgt auf Ruperts Theodo sein Sohn Theodebert und dessen Sohn Huchert! —

D. Vita primigenia.

Zu dieser im J. 873 verfaßten Lebensbeschreibung haben wir nur Weniges zu bemerken. Uebertreibung dürfen wir es nennen, wenn S. Rupert als der Begründer der christlichen Religion in Bayern erkannt und ge-

priesen werden will, wenn der Erfolg seiner Predigten und Thaten im Lande Bayern außerordentlich segensreich gewesen und das Evangelium allenthalben ein gutes Erdreich gefunden, tiefe Wurzeln geschlagen und hundertfältige Früchte hervorgebracht habe, und daß das von ihm begründete Christenthum ganz Bayern umfaßt habe. — Die Bezirke, innerhalb welcher S. Rupert gewirkt, sind aus den Schenkungen zu entnehmen, denen jedesmal im Congest die Gauen beygefügt sind. Dies hat schon Kleinmayern, Juvav. S. 143 §. 157, — auf den wir verweisen, — richtig erkannt. Hr. F. sey doch so billig, andern heil. Männern auch noch etwas zur Bekehrung im Bayerlande übrig zulassen (z. B. dem h. Corbinian, von dem Aribo sagt: et sic Noricum veniens, ibi quamdiu demoratus verbi divini seminavit doctrinam, ibique nonnullorum sacra verba penetrabant gratia Dei corda in augmentum fidei Christi. Quae gens quoque adhuc rudis erat, et nuper ad Christianitatem conversa.), und früher auftretenden Glaubenspredigern wie Eustasius, Agilus, Emmeramm ihre Verdienste nicht zu schmälern: denn die Lebensbeschreiber dieser Heiligen nehmen für dieselben ein segensreiches Wirken so gut in Anspruch, als die Vita primigenia für ihren hl. Rupertus. Auf Orte, die von einem Heiligen ihren Namen geschöpft, sollte Hr. F. meiner Meinung nach kein sonderliches Gewicht legen, um daraus die ausgebreitete Wirksamkeit seines Heiligen darzuthun; denn der Cultus der Heiligen hat sich bekanntlich mitunter selbst in Gegenden ausgebreitet, wohin sie niemals einen Fuß gesetzt. Weil im Bisthum Eichstätt Ruprechtsberg und Rupertsbuch an der Altmühl bestehen, darf man nicht gleich auf des hl. Ruperts apost. Thätigkeit daselbst schließen. (So ist z. B. der Kilianshof auf der Rhön erst 1690 entstanden.) Nicht eine Peterskirche fanden in der Eichstätter Wildniß Suitgar und Willibald vor, sondern eine Marienkirche, in welcher Willibald zum Priester geweiht wurde. Des Hrn. F. Schlußworte lauten: „Wie sehr irrt man sich, wenn man die apost. Wirksamkeit des S. Rupert und den durch dieselbe entstandenen Flor des Christenthums in die Zeit des letzten Herzogs Theodo herabsetzt, unter welchem der Zustand der christl. Religion und das Kirchenwesen in Bayern ein ganz anderer war, als unter Rupert und seinen Taufling Theodo, wie

E.

Das Decret des Papstes Gregor II. vom Jahre 716

augenscheinlich beweiset.“ — „Das päpstliche Decret,“ sagt Hr. F., nachdem er 5 Capitel von den 13 desselben im Auszuge vorgetragen, „beweist augenscheinlich, daß das Religions- und Kirchenwesen in Bayern unter dem Herzog Theodo, dem Großvater des Herzogs Hugbert in dem traurigsten Verfalle gewesen war, denn Irrlehrer und Ketzer, verdächtige und falsche Geistliche waren mit rechtgläubigen und kanonisch geweihten vermischt, und auch diese letztern in solche Unwissenheit verfallen, daß sie neuerdings in den Pflichten ihres Standes und Amtes unterrichtet werden mußten, und dieser Zustand war unverkennbar aus dem langen und gänzlichen Mangel eines bischöflichen Oberhirten und seeleneifriger Priester entstanden.“ — Hr. F. nimmt also das päpstliche Decret für eine Schilderung des traurigen Zustandes der bayerischen Kirche im J. 716. Allein das ist es ganz und gar nicht; sondern es enthält blos Verhaltungsmaßregeln für die mit Gottes Hilfe nach Bayern sich begebenden Gesandten Gregor's II., welche die Reinheit des Dogma im Sinne Roms und den Zusammenhang mit dem hl. Stuhl durch Errichtung von drey, vier, oder mehreren Bisthümern und eines Erzbisthums erstreben sollten; aus welcher Instruction man wohl in polit. Beziehung die Theilung des ganzen Landes unter mehreren Herzogen, denen Theodo vorsteht, entnehmen kann, aber nimmermehr den traurigen Verfall des Religions- und Kirchenwesen in Bayern. Der Natur der Sache nach konnte eine Schilderung der kirchlich-religiösen Zustände Bayerns nur aus dem Munde oder der Feder jener Männer kommen, die ins Land mit Instructionen zur Untersuchung waren abgeschickt worden und über ihre Sendung mündlichen oder schriftlichen Bericht erstattet hatten: Allein das Resultat ihrer Sendung ist uns nicht bekannt geworden. Eine wirklich in Bayern bestehende Untermengung von Irrlehrern und Ketzern ꝛc., wie sie Hr. F. aus Cap. I herausliest, kennt die Quelle wieder nicht, welche die Gesandten bloß anweiset: et exquesitis sacerdotibus atque ministris, quorum Canonicam approbaveritis extitisse promotionem, ac rectae fidei tenere aut recipere rationem, his sacrificandi et ministrandi, sive etiam psallendi ex figura atque traditione sancta Apostolica ac Romane sedis Ecclesie ordine tradetis potestatem: quorum vero non clarueritrecta fides credulitatis, aut approbata solemnitas canonice ordinationis illis per omnia prohibeatur licentia ministrationis, ut subrogentur canonice probabiles successores. Kein Wort von Irrlehrern und Ketzern, welche die Gesandten wirklich in Bayern vorgefunden!

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. May.

Nro. 92. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

N. T. Ciceronis de officiis Libri III.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir zuerst die oben angeführte Stelle, II, 14. 51., welche nach der Lesart der bessern Handschriften vollständig so lautet: Nec tamen, ut hoc fugiendum est, item est habendum religioni nocentem aliquando, modo ne nefarium impiumque, defendere. Hier soll modo ne eine Aenderung des alten Grammatikers seyn, der die Sache mehr aus dem christlichen, als aus dem römischen Standpunkte angesehen habe. Das Richtige soll die Lesart der schlechtern Handschriften et nefarium seyn, da wer es zugäbe, daß man einen Andre in Schaden bringenden (nocentem) vertheidige, um so mehr auch die Vertheidigung eines Verruchten und Gottlosen (nefarium impiumque) gestatten müsse; denn wenn Einer auch verrucht und gottlos sey, so müsse er doch nicht sofort Andre in Schaden bringen. Wer das Letztere thäte enthielte sich nicht der Unthaten, die Verruchtheit und Gottlosigkeit seyen Fehler des Gemüthes, über welche das Urtheil oft unsicher sey, die Gewohnheit erlaube es daher einen Verruchten und Gottlosen zu vertheidigen. — Wahrlich, man darf eine solche Beweisführung nur in das Deutsche übertragen, um sie in ihrer Nichtigkeit erscheinen zu lassen; doch halten wir uns auch an die lateinischen Worte, so möchte wohl niemand behaupten wollen, daß sich der Satz: non est habendum religioni nefarium impiumque defendere mit den Begriffen vereinigen lasse, welche die Römer mit den einzelnen darin vorkommenden Ausdrücken verbanden. — An der zweyten Stelle II, 22, 77 ist, was Hr. St. mit der schlechteren Handschriften-Familie geschrieben hat: ut eo, unde egressa est, referat se oratio, allerdings zulässig, und sogar dem rhetorischen Sprachgebrauche der Römer angemessener, weßhalb es auch von Andern vorgezogen wird; doch fragt es sich, ob nicht auch nach dem sonstigen Gebrauche dieses Wortes bey Cicero digressa hier stehen kann, da diese Anführung von Beyspielen doch gewissermassen eine Abweichung von dem Gange der Untersuchung ist. Ref. muß gestehen, daß ihm der Gebrauch der hier in Frage stehenden Präpositionen in Zusammensetzungen keineswegs so sicher abgegränzt scheint, daß es rathsam wäre, hierin über das, was die besten Handschriften bieten, hinauszugehen.

Ein Moment, welches öfters für die Lesarten der schlechteren Handschriftenfamilie den Ausschlag giebt, und überhaupt hier, wie in der zweyten Ausgabe der Rede für Archias, auf die Kritik einen allzugroßen Einfluß ausübt, ist die Betonung. So schreibt Hr. St. I, 35, 126 nach allen Handschriften der schlechteren Familie: quae partes autem corporis ad naturae necessitatem datae adspectum essent deformem habiturae atque formam, eas contexit atque abdidit, statt atque turpem bloß deßhalb, weil, wenn deformem, was in der gewöhnlichen Lesart der Fall wäre, den Ton hätte, die Copula essent nicht voranstehen könnte, sondern nachfolgen müßte, und der steigernde Gegensatz zwischen deformem atque turpem, die Partikel ac nöthig machte. Was er weiter zur Empfehlung seiner Lesart hinzufügt: „Recepta lectio cum partes

quaedam corporis non modo aspectum deformem sed etiam formam deformem habeant, egregia est. Nec enim omnes corporis partes quae aspectum habent deformem, forma easdem esse deformi constat, möchte nicht genügend seyn, derselben bey Vielen Eingang zu verschaffen. Was aber die Betonung betrifft, so hat allerdings turpem den Hauptton, aber nicht, wie Hr. St. anzunehmen scheint, im Gegensatze zu deformem, was vielmehr nur ein vorbereitender Begriff ist, sondern im Gegensatze zu dem Vorausgehenden in qua esset species honesta, und aspectum erhält auch durch seinen Gegensatz zu dem Vorausgehenden ad naturae necessitatem datae einen gewissen Nachdruck, der die Stellung der Copula essent auch nach der Theorie des Hrn. St. in der gewöhnlichen Lesart gestattet.

Am ersten möchte der Betonung da ein Einfluß zuerkannt werden können, wo es sich um Wortstellung handelt; doch wenn Hr. St. I. 41, 147. nach den Handschriften der schlechtern Familie schreibt In quibus videndum est, non modo quid quisque loquatur, sed etiam quid quisque sentiat, atque etiam de qua caussa quisque sentiat, weil nicht qua, sondern caussa den Ton habe, so möchte dagegen geltend gemacht werden können, daß hier die Concinnität die Stellung des Relativs an die Spitze des Satztheiles nöthig machte.

In der letzten der oben angeführten Stellen, in welcher Nonius das Glossem für die richtige Lesart gehalten haben soll, nämlich III. 23, 91. wo Hr. St. mit den schlechteren Handschriften schreibt: Qui venenum fugiens vendat sciens, debeatne dicere, führt er außer andern Gründen für die Unrichtigkeit der Lesart vinum fugiens als den hauptsächlichsten den an, daß nicht vinum fugiens, sondern fugiens vinum dastehen müßte, wenn vinum das Richtige wäre, weil dann der Ton auf fugiens läge, das den Gegensatz bildete zu bonum vinum. Allein vergleicht man damit das vorhergehende si sapiens adulterinos nummos acceperit imprudens pro bonis, so ergiebt sich abgesehen von dem hier ausgesprochenen Gegensatze ein nicht zu verkennender Unterschied. Die unächten Münzen sind immer unächt, nicht nur zu der Zeit, wo etwa sie einer einnimmt oder ausgiebt; hier steht also das Adjectiv allein in Verbindung mit seinem Substantiv, und steht diesem des Nachdrucks wegen voran; dagegen der Wein, welcher verderben will, hat dieß nicht als permanente Eigenschaft an sich, sondern eben nur zu gewissen Zeiten, in welchen der Besitzer, wenn er es bemerkt, wohl sich veranlaßt sieht, ihn schnell noch zu verkaufen; hier steht also das Adjectiv mit dem Verbum in einem weit näheren Verhältnisse, und es kann daher nicht befremden, wenn es mit diesem zusammengestellt erscheint. Uebrigens rührt wohl venenum von einem einfältigen Corrector her, der, weil er nicht wußte, was vinum fugiens heißt, das Participium auf das Subject bezog und aus dem scheinbar unschuldigen Weinverkauf, um etwas Böses hinein zu bringen, einen Giftverkauf machte. Gelegentlich mag noch bemerkt werden, daß die hieher gehörige Note, wie noch mehrere andere, den etwas allzu zuversichtlichen Anfang hat: Restitui aliquando. (Vgl. zu I, 30, 109. I, 33, 120. I, 40, 144. II, 10, 37.)

Im folgenden Kapitel schreibt Hr. St. (§ 93.) mit den besten Handschriften der schlechteren Familie quod aliter heredem eum scripturus ille non esset, nicht eum heredem, weil der höhere Ton allein auf heredem läge, was, wenn eum vorausgienge, so daß auch aliter betont werden müßte, allzu sehr an seinem Nachdrucke verlieren würde. Allein es ist nicht wohl einzusehen, warum heredem das allein betonte Wort seyn soll. Für den vorliegenden Fall ist es viel wichtiger, daß er auf keine andre Weise zu der Erbschaft gelangen kann; es gebührt also dem Worte aliter der Hauptton.

Diese Beyspiele mögen hinreichen, um zu zeigen, daß sich in dieser Beziehung Hr. St. von etwas einseitigen Ansichten leiten ließ; doch muß noch bemerkt werden, daß er durch dieselben auch zu unnöthigen Conjecturen verleitet wurde.

So schreibt er I, 17, 55. Illud enim honestum, quod saepe dicimus, etiamsi in alio non cernimus, tamen nos movet, atque illi in quo id inesse videtur amicos facit. Die Note dazu charakterisirt das kritische Verfahren des Hrn. St. vollkommen, und giebt zu manchen Bemerkungen im Einzelnen Anlaß, wir wollen sie daher ganz mittheilen:

„Ex coniectura non interposui. Sonus in cernimus, non in alio situs est. Quod cum vetus grammaticus non perspexisset, non delevit. Quis autem umquam honestum, quod quidem, sicuti Cicero dicit, in te inesse videbitur, in te cerni posse dixerit? Si quidquam profecto honestum cerni non potest. Sed aliud etiam vitium in vulgata lectione inest pessimum. Nam ut interposito non indicativus necessarius est, ita perversus est omisso. Certum est enim cerni in alio honestum non posse. Nos quidem addamus wirklich. Romanos nec vere addere necesse est nec sicut non cernimus. Simillimi multi sunt, ut II, 20, 69. III, 13, 55. Omisso non unus Lambinus coniunctivum flagitari vidit. Ageretur enim tum de cogitata, non de certa re.“

Wer die ganze Stelle unbefangen betrachtet, wird leicht einsehen, daß der Hauptirrthum des Hrn. St. darin besteht, daß er die Bedeutung des Wortes cernimus falsch auffaßte, indem er sich zu streng an die Grundbedeutung „deutlich unterscheiden“ hält. Im weiteren Gebrauche ist aber dieses Verbum oft ganz synonym mit videre. Man vgl. in unsrer Schrift I, 4, 11. Homo autem, rationis est particeps per quam consequentia cernit, causas rerum videt earumque progressus u. s. w.; ferner ep. ad fam. V, 12. Cerno iam animo quanto omnia uberiora futura sint, neben ep. ad fam. VI, 3, Quem ego tam video animo, quam ea quae oculis cernimus, wobey zu beachten ist, daß hier cernere das Erspähen des Zukünftigen, noch Fernen bedeutet, wie im eigentlichen Sinne Acad. IV. 25. Ego Catuli Cumanam ex hoc loco regionem video, Pompeianum non cerno d. i. „kann ich nicht erspähen.“ Ganz wie in unserer Stelle steht aber cernere Partit. or. 22. in f.: atque hae quidem virtutes cernuntur in agendo.

(Fortsetzung folgt.)

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg rc.

(Fortsetzung.)

Eben so mißverstanden ist Cap. II. Nicht die in Unwissenheit verfallenen bayerischen Geistlichen sind hier gemeint; sondern die Gesandten sollen Vorsehung thun, wie jeder Priester in kirchlicher Beziehung sich zu verhalten habe, daß er die Messe, die verschiedenen Officia und Lectionen des alten und neuen Testaments secundum traditum S. Apostolice sedis antiquitatis ordinem beobachte. Cap. III, die Errichtung von Bisthümern: Zu Bischöfen sollen probabiles fide ac boni testimonii et eruditos sana doctrina viros ordinirt werden und zwar ex auctoritate Beati Petri Apostoli. Cap. IV: Wenn sie einen tauglichen Erzbischof finden können, so sollen sie ihn entweder mit ihren Briefen an den Papst schicken, oder bewirken, daß er mit ihnen dahin gehe; finden sie aber keinen, so haben sie es entweder persönlich oder schriftlich anzuzeigen, worauf der Papst für einen solchen Sorge tragen werde. So sind nun alle 13 Punkte allgemein hingestellt, und geben demnach, mit Ausnahme der Andeutung über die polit. Eintheilung Bayerns, durchaus keine Schilderung des kirchlich-religiösen Lebens dieses Landes in besagter Zeit. Alle Folgerungen des Hrn. F., die er aus der vermeintlichen Schilderung gezogen, fallen daher in ihr Nichts zurück. Den Hauptpunkt des päpstlichen Decretes: die bayerische Geistlichkeit mit Rom in enge Verbindung zu bringen, und nur solche Priester und Bischöfe anzuerkennen, von deren orthodoxen Gesinnungen der Papst sich überzeugt hatte, übe sieht Hr. F. gänzlich. „Warum,“ fragt er, „können die Legaten aus Mangel an fähigen und würdigen Priestern den ausdrücklichen Befehl Gregors II. und den sehnlichen Wunsch des Herzogs Theodo drey oder vier Bisthümer in Bayern zu errichten, nicht in Vollzug bringen, wenn schon (wie Hansiz und Sterzinger annahmen) drey ansehnliche, fromme und gelehrte Bischöfe vorhanden sind?“ — Woher weiß aber Hr. F., daß die Legaten keine solche Männer finden konnten, wenn ihr Bericht an den Papst nicht bekannt geworden? Läßt sich nicht mit eben so viel Recht das Gegentheil annehmen und behaupten, sie hätten in ihrer Schilderung des kirchlichen Zustandes von Bayern die Verdienste des hl. Rupert nach Würden dargelegt, der Papst aber damit sich einstweilen begnügt, zumal da der Umschwung der Dinge im

Frankenreiche (717, Schlacht bey Vincy) auch für die Länder östlich des Rheins eine Umgestaltung herbeyführen mußte. Auch hatte sich Corbinian im J. 717 zu Rom eingefunden und war von da nach Bayern zurückgekehrt; dann nahete Bonifacius, in welchem Rom bald den rechten Mann für die Bekehrung der Deutschen erkannte. Endlich brachen die Kriegsstürme von 725 und 728 los. Weßhalb Bonifacius erst, unterstützt vom weltlichen Arm, und durch Priester nach Roms Dogmen gebildet, die Errichtung von vier Bisthümern in Bayern vollführte, dieß sollte keinem Geschichtskundigen, keinem, der des Bonifacius Leben und Briefe gelesen, unbekannt seyn. Vivilo, den der Papst selbst ordinirt, war ein einheimischer Priester und Bischof vor des Bonifacius Bisthums Errichtung. — Mit allen den vielen Fragen, die Hr. F. gestellt, ist Er doch nicht im Stande, das Zeitalter des hl. Rupert, wie es die Tradition giebt, nämlich 582—623, zu behaupten. Als eine vorzügliche Stütze dafür gilt ihm der schlechte Zustand des Kirchenwesens in Bayern zur Zeit des päpstlichen Decretes (716) und bey dem Auftreten des hl. Bonifacius in Bayern (733, 734, 739, 740). Ist nämlich S. Rupert erst 696 daselbst aufgetreten und nach segensvollem Wirken 718 gestorben, wie kommt es doch, daß noch bey seinen Lebzeiten, oder nur 15 Jahre nach seinem Tode der Verfall hereingebrochen ist? Gewiß, St. Ruperts Wirken muß schon deßhalb in eine viel frühere Zeit gesetzt werden! — Daß das päpstliche Decret keine Schilderung religiöser Zustände enthalten kann, wurde gezeigt. Was den Zustand der Entartung zur Zeit des hl. Bonifacius betrifft, so ersehen wir aus den Quellen zur Geschichte dieses Heiligen und seiner Zeit, wie schnell in sturmbewegten Tagen der sorgfältig ausgestreute Same des Christenthums, wenn auch bereits schön herangewachsen, doch wieder vernichtet wurde. So erging es den Pflanzschulen des hl. Willibrord im Fränkischen, die er im J. 716 angelegt, und die nach wenigen Jahren durch die Einfälle der Sachsen und Slawen zerstört worden waren, ja selbst seine Priester waren von der reinen Lehre abgewichen, und hatten sich der Ketzerey ergeben! Daß es in damaliger Zeit in Bajoarien an Stürmen so wenig, als an Verführern zu ketzerischen Lehren gefehlt, ist aus der bayerischen Geschichte nur allzu bekannt. Dennoch gab es auch in jener Zeit, wie wir aus den zahlreichen Vergabungen der Nachfolger Herzog Theodo's und der freyen Bajoarier an die Salzburger Kirche ersehen „viele glaubenseifrige Christen, welche mit Begierde die von Bonifacius gebotene reine Lehre ergriffen" (vita S. Sturmi bey Pertz II, 366). —

Das aus seinen Untersuchungen gewonnene Resultat drängt Hr. F. in folgende Sätze zusammen: die älteste Lebensgeschichte des hl. Rupert in Verbindung mit den kurzen Nachrichten und der bestimmten Aussage des Arnold von Vohburg, sowie mit dem authentischen Decrete des Papstes Gregors II. vom J. 716 müssen „die vollkommenste und lebendigste Ueberzeugung begründen, daß der hl. Rupert unmöglich ein Zeitgenosse des letzten Herzogs Theodo, wie das Congestum fälschlich vorgiebt, und des gleichzeitig austrasischen Königs Childebert III. gewesen seyn konnte." —

Die älteste Lebensgeschichte jedoch giebt bekanntlich keinen bestimmten chronologischen Halt über S. Ruperts Ankunft; sie eben mit ihrer Unbestimmtheit ist die Quelle des Streites über das wahre Zeitalter Ruperts geworden. Die Brev. Notit. sagt gerade dasselbe, was das Congest, nämlich: auf Ruperts Theodo folgte dessen Sohn Theodebert und diesem sein Sohn Hurbert ohne die mindeste Unterbrechung, wie ein Blick auf die vergleichende Tabelle und unsere obige Beweisführung lehrt. Eben diese beyden schätzbaren Documente werfen mit ihrer Herzogs-Folge das ganze Traditions-System über den Haufen, zu dessen, wiewohl vergeblicher Unterstützung vom Hrn. F. Arnolds chronologische Herzogsreihe umgestürzt, und der erste Herzog Dioto zum letzten erniedrigt, der Letzte, Theodo, aber zum ersten befördert wurde. Das päpstliche Decret kann, wie gezeigt, keine Schilderung baioarisch-kirchlicher Zustände enthalten, weil es eine bloß allgemeine Instruction an Gesandte ist, die sich in ein Land begeben, dessen Zustand sie erst erforschen und das sie in Zusammenhang mit dem päpstlichen Stuhl bringen sollen. Mithin haben alle Documente und sonstige Quellenstellen, welche Hr. F., um Ruperts frühere Ankunft in Bayern zu erweisen und zu begründen, in diesem Abschnitte angeführt, gerade das Widerspiel, — seine Ankunft und sein Wirken Ende des siebenten und anfangs des achten Jahrhunderts — auf eine, wie wir glauben, für Unparteyische vollkommen überzeugende Weise dargethan.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. May.

Nro. 93. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

M. T. Ciceronis de officiis Libri III.

(Fortsetzung.)

Wenn das Verbum auf virtutes bezogen wird, so liegt die Anwendung auf honestum gewiß nicht so ferne, und cernimus bildet nicht einen Gegensatz zu dem folgenden in quo id inesse videtur, sondern es steht nur zur Abwechslung, enthält aber zugleich nach dem Obigen noch die Vorstellung, daß man selbst gleichsam ferne davon ist, und von der edlen Handlungsweise nicht unmittelbar berührt wird. Der Gedanke im Ganzen ist aber kein anderer, als der von Cicero in der Rede für Archias (8, 17.) ausgesprochene: Quodsi ipsi haec neque attingere, neque sensu nostro gustare possemus, tamen ea mirari deberemus, etiam cum in aliis videremus, und Lael. 7, 24. Facile indicabat ipsa natura vim suam, cum homines, quod facere ipsi non possent, id recte fieri in altero iudicarent. Demnach ist nicht mit Hrn. St. zu cernimus wirklich, sondern vielmehr nur zu ergänzen. Daß der Hauptton auf cernimus, nicht auf alio liegt, ist dabey allerdings richtig, macht aber keine Aenderung nöthig. Endlich ist etiam si mit Beier, Zumpt u. A. getrennt zu schreiben, und steht parallel mit etiam cum in der eben angeführten Stelle, wo freylich Hr. St. diese beyden Worte ganz ungehörig durch ein Komma trennen will. Ein Conjunctiv ist aber dann eben so wenig nöthig, als Divin. II, 22.: Homo, quod crebro videt, non miratur, etiam si, cur fiat, nescit; und es ist kein Zweifel, daß Hr. St. hier, wie in verschiedenen andern Stellen Lambinus ungerechter Weise auf Kosten anderer Bearbeiter dieser Bücher belobt hat.

Hieran wollen wir die Wahrnehmung knüpfen, daß Hr. Stürenburg hier und da dem Nachdrucke oder der Wärme der Rede einen zu großen Einfluß auf die Wortformen zuzuschreiben scheint. In einigen Fällen, wo ungewöhnliche Formen in Erzählungen vorkommen, wie III, 14, 58. tempori, III, 26, 99. domni, III, 31, 112. cum primo luci fragt es sich, ob sie nicht vielmehr als aus der Umgangssprache entnommen zu betrachten seyen; in andern ist die Ansicht des Hrn. St. wohl überhaupt eine unrichtige, wie wenn er I, 7, 20 und II, 15, 53 beneficientia schreibt, neben beneficentia, I, 14, 42 und II, 15, 52, und dieses mit den Formen locupletum und locupletium, und fraudum und fraudium zusammenstellt, während doch diese verschiedenen Declinationsformen beyde für sich anerkannt, jene Ableitungsform aber eine mindestens sehr zweifelhafte ist; da doch nach der Analogie auch eine Nebenform beneficientior zu erwarten wäre, die aber nicht vorkommt. — III, 25, 94. schreibt Hr. St. Quo optatu impetrato nach der dritten Berner Handschrift, indem er dabey bemerkt, diese Form sey des Nachdrucks wegen statt optato gewählt, und dafür p. Flacc. 37, 92. an etiam scripsit oratu tuo anführt. Allein durch die Verbindung mit dem Participium impetrato würde hier optatus eine concrete Bedeutung erhalten, wie sie sich für solche Substantivformen wohl nirgends nachweisen läßt.

An andern Stellen hat Hr. St. aus solchen

Rücksichten von Andern aufgenommene Lesarten zurückweisen zu müssen geglaubt. So spricht er sich I, 12, 38. gegen den Gebrauch der Form civi aus, weil hier nur die ganz gewöhnliche Ausdrucksweise Statt habe, und schreibt: Ut enim cum civiliter contendimus, aliter, si est inimicus, aliter, si competitor, mit der Bemerkung: „Tandem haec omnium fere codicum lectio restituenda fuit," obgleich Zumpt bis auf die beyden Komma nach aliter die Stelle eben so geschrieben hat. Bey dieser Lesart, die allerdings die meisten Handschriften haben, ist einmal der Ausdruck civiliter contendere etwas auffallend, da sich dieses Adverbium unter den Werken Cicero's nur in einem Briefe des Coelius Fam. VIII, 14, 3 findet, und dort in einem etwas andern Sinne mit certare verbunden, da dort von dem Streite der politischen Ansichten, nicht, wie hier, der persönlichen Verhältnisse die Rede ist; ferner fehlt es so dem Folgenden si est inimicus und si competitor an der gehörigen Beziehung. Den größten Anstand aber erregt die nach aliter nöthige Ergänzung von contendimus, wenn man nicht mit Zumpt ein Anakoluthon annehmen will, denn daß eine Ergänzung, wie III, 30, 110. Nam quod aiunt, quod valde utile sit, id fieri honestum, immo vero esse, non fieri, wo die Satzverhältnisse ganz dieselben bleiben, anstößiger sey, als die hier nöthige aus dem abhängigen Satze in den Hauptsatz, ist Hrn. Stürenburg nicht wohl zuzugeben. Ref. gesteht daher, daß ihm die Conjectur des Hrn. Stürenburg, welche er im Texte seiner ersten Ausgabe hat, in den Corrigendis aber freylich wieder zurückgenommen hat, Ut enim cum civi lite contendimus aliter u. s. f. nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen scheint, da so die Satzfügung ganz in der Ordnung fortgeht, inimīcus und competitor richtig seine Beziehung in civi findet, und cum civi lite, einen ganz guten Gegensatz zu dem Folgenden cum Celtiberis, cum Cimbris bellum giebt, und was endlich die Form civi betrifft, so konnte sie so eben wegen des folgenden lite gewählt werden, da Cicero das öftere Aufeinanderfolgen desselben Vocals, namentlich des i, weit weniger meidet, als gleichen Tonfall in den Vocalen, wie in cive lite.

Dahin gehört auch das I, 38, 137. aus einer einzigen Handschrift (ex uno quodam codice, Beier führt dafür an. un. Oxon. et ψ) aufgenommene: Magna autem ex parte, wo die übrigen Handschriften haben Magna autem parte, woraus die neuern Herausgeber, auch Hr. St. in seiner ersten Ausgabe, Magnam autem partem entnehmen zu müssen glaubten, wovon er in der Note der neuen Ausgabe sagt: „quod nec in codice ullo legi videtur nec in gravissima sententia probari potest." Doch ist der Accusativ hier wohl eben so an seiner Stelle als I, 7, 24. Maximam autem partem ad iniuriam faciendam aggrediuntur, was Zumpt dafür anführt. Wenn aber Hr. St. sagt: „Facillime ex post autem intercidere potuisse apparet," so ist es klar, daß weit leichter der als Abkürzung statt des m über a und e stehende Strich wegfallen konnte. — Endlich ist auch, weil dieß nur in bewegterer Rede vorkömmt, III, 29, 105 non modo statt non modo non, zurückgewiesen worden.

Wir reihen diesen einige Stellen an, in welchen wir mit der Interpretationsweise nicht einverstanden sind, welche Hrn. Stürenburg bey Ausübung seiner Kritik geleitet hat.

Offenbar vertraut Hr. St. seiner Interpretation etwas zu viel, wenn er die Bedenken über die Aechtheit der viel besprochenen Stelle, wo die beyden Briefe des ältern Cato an Popilius und an seinen Sohn, über die Berechtigung des Letzteren zum Kriegsdienste nach seiner Entlassung eingeschaltet werden (I, 11, 36 u. 37.) damit beseitigt glaubt, daß er die dazwischen stehenden Worte Adeo summa erat observatio in bello movendo erklärt: „Sogar bey Erregung eines Krieges herrschte die größte Gewissenhaftigkeit," und sie auf das Folgende bezieht, nicht, wie die früheren Herausgeber auf das Vorgehende. Denn wenn auch an sich richtig ist, was er sagt: „Ac rectissime quidem bellum contra Persam a Romanis motum esse dici ex historia huius belli constat," so ist doch davon im Folgenden durchaus nicht die Rede, sondern nur davon, ob ein Einzelner unter besonderen Umständen berechtigt sey, an einer Schlacht in diesem Kriege Theil zu nehmen. Auf die einzelnen gegen diese Stelle mit Recht erhobenen oder außerdem zu er-

hebenden Bedenken einzugehen, würde uns zu weit führen; wir wollen daher nur auf eine mit großer Umsicht und Besonnenheit geführte Untersuchung derselben von Hrn. Professor J. G. Schneider in Coburg aufmerksam machen, in einem 1841 unter dem Titel: Kritik der Stelle Cic. de off. I, 11, § 36. und 37. erschienenen Programme, in welchem er zu dem Resultate kommt, daß die Anführung des Briefes unächt sey, und die Worte Popilius imperator tenebat provinciam bis Adeo summa erat observatio in bello movendo von einem Glossator herrührten.

(Fortsetzung folgt.)

Historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostol. Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern, und der Gründung seiner bischöfl. Kirche zu Salzburg ꝛc.

(Schluß.)

In der

II. Abtheilung

giebt sich Hr. F. zwar die Mühe, die aus Paul Diaconus bekannten baivarischen Herzoge Garibald I., Tassilo I. und Garibald II. (unter deren Regierung der hl. Rupert, — wäre er im J. 582 nach Bayern gekommen —, müßte gewirkt haben), aus der Reihe der eigentlichen baivarischen Stammherzoge zu verdrängen, und weil die Vita primigenia es so sagt, seinen Theodo mit Theodebert und Grimoald, dessen Söhnen, an deren Stelle zu setzen; überhaupt ein Herzogs-Verzeichniß zu verfertigen, wie Er es für seine Zwecke nöthig hat. Allein alle diese Bestrebungen sind deßhalb vergeblich, weil sie theils auf Voraussetzungen gebaut sind, deren Irrthümliches wir in unsern Bemerkungen zur ersten Abtheilung dargethan, theils weil sie eine neue Herzogsliste aus Verzeichnissen construiren, deren einheimischen Verfassern Hr. F. selbst nicht das mindeste Zutrauen schenkt, indem sie, wie er sagt, „so kurzsichtig und befangen waren, daß sie ihre eigenen Widersprüche und die auffallendsten Verstöße gegen die Zeitrechnung nicht merkten.“ — Mit keinem seiner Verzeichnisse kann Hr. F. zufrieden seyn, weder mit dem aus dem XIII. Jahrhunderte, noch mit jenem des Angelus Rumpler, denn sie sind offenbar unrichtig. Vollständig wird ein Verzeichniß der Herzoge von Bayern vor Karls des Großen Zeiten erst dann, wenn man mit obigen Listen den Ordo ducum defunctorum im ältesten handschriftlichen Gedenkbuche von St. Peter verbindet. Wir haben oben schon den Wunsch zu erkennen gegeben, Hr. F. möge, falls er kann, ein Facsimile dieses Ordo veröffentlichen und enthalten uns bis dahin aller näheren kritischen Beurtheilung. Aber aufmerksam müssen wir auf das machen, was schon Kleinmayern, Inv. S. 102, und lange vor ihm der Coenobita Petrensis bey Hansiz T. II, 989 über dieß Document geäußert haben: Quod vero, sagt Letzterer, in praecitato Necrologio Ansologus Abbas S. Vitali praeponatur, hanc ob causam id factum esse nullus dubito, quod fuerit ab Amanuensi ordo permutatus, cum quidem in eodem Necrologio Thassilo dux praeponatur Utiloni Patri; et alias similes Amanuensium lapsus non infrequenter contigisse Eruditi sibi notum habeant. Das sind die Worte eines Mönches von St. Peter, der aus Auftrag seines Abtes Placidus und im Interesse der Tradition die Feder ergriffen hatte. Daß in diesem Verzeichnisse Personen mitunter die ihnen nicht gebührende Stelle einnehmen, bezeuge hier nur ein Beyspiel:

Ordo regum defunctorum cum Conjugibus et libris.

Crifo . . . . Perthrocda
Pipinus . . . Hiltegard.

Die dem Crifo († 753) gegenübergestellte Perthrocda ist aber Karls des Gr. Mutter und Pippins — hier Crifo's Nachmann — Gemahlin. Daß Charlus (der Hammer † 741) und Crifo Könige genannt werden, deutet auf eine Abfassung dieser Stelle des Necrologs in später Karolinger Zeit. Die dem Pippin gegenüberstehende Hiltegard ist Karls des Gr. zweyte Gemahlin. — Nachdem Hr. F. aus seinen Verzeichnissen die ihm tauglichen Herzoge gewählt, stellt er seine neue Herzogsreihe auf: Voran drey Theodone, von denen der dritte Ruperts Theodo seyn muß mit Theodebert I. und Grimoald I. als Söhnen. Theodoald I. ist ein Sohn Grimoalds I., Theodo IV. aber ein Sohn Theodoalds I. mit folgenden Söhnen: Theodebert II., Lambert, Grimoald II. und Theodoald II. Dann folgt Hugbert, Theodeberts II. Sohn. Nach ihm Otilo und Tassilo II.

In Bezug auf die Reihe der Nachfolger des heil. Rupert hält sich Hr. F. strikt an den Verfasser der conversio Carantanorum 873 und vergleicht dieselbe mit dem Emmerammer Ordo comprovincialium Pontificum des Mabillon (nicht vor 854 gefertigt). Wie zu erwarten, trägt das jüngere Verzeichniß vom J. 873 den Sieg über das ältere vom J. 854 davon

und den Beschluß der Abtheilung machen Erörterungen über Jahr und Tag des Absterbens S. Ruperts, die Nachfolger-Reihe und die Zeitrechnung ꝛc. Dem Allen sollte unsrer Seits eine ausführliche Beleuchtung zu Theil werden, welche wir indessen auf eine andere Gelegenheit versparen. Aus der bekannten Stelle des Ungenannten, die Jahre vom Tode Ruperts bis 1131 zu berechnen, hätte Hr. F. wenigstens den dort aufgestellten Grundsatz berücksichtigen dürfen: Inventa autem tempora Regis invenire docent tempora Episcopi. Nur wenn die Herzogs-Reihe fest steht, — und sie steht aus dem Congest, der Brev. Notit. und aus Arnold unerschüttert da, — lernt man auch Ruperts Zeitalter kennen, nicht aber umgekehrt darf man, da der vita primigenia jeglicher chronologische. Halt gebricht, unter Voranstellung der Tradition von S. Ruperts Ankunft 582 als unumstößlichem Axiom, nach dieser die Herzogs-Reihe bestimmen! Die

III. Abtheilung

bietet des Interessanten nur sehr Weniges über Ruperts frühere oder spätere Ankunft. Mabillon's bekannte Gründe für letztere werden kurz angeführt und nochmals widerlegt. Dieser große Gelehrte hatte während seines kurzen Aufenthalts zu Salzburg mit Joseph Mezger eine amica disputatio de aetate S. Rudperti, und wenn ihm damals das Congest nicht zu Gesicht gekommen; so trug sicherlich nicht Er die Schuld daran. Dem P. M. Hansiz macht Hr. F. den Vorwurf, daß, da er im ersten Theile seiner Germania sacra die uralte Metropolitan-Würde Lorch's zu erweisen und zu vertheidigen übernommen habe, er nun in seinem zweyten Theile die einheimische Tradition von Ruperts Ankunft 580 ꝛc. aus allen Kräften habe bestreiten müssen. Es folgt nun in einer langen Digression die Durchführung des Satzes: die ganze Tradition von der Metropolitan-Kirche Lorch sey eine Erfindung späterer Zeit nach erwachter Eifersucht der Bischöfe von Passau gegen Salzburg. Nach Beendigung der Digression kehrt er mit folgender Wendung zum Thema zurück: „Gleichwie Hansiz in der Geschichte der Erzkirche Lorch alle historische Kritik bey Seite gesetzt hat, ebenso auch im Betreff des wahren Zeitalters des hl. Rupert und der hiezu gehörigen Documente.“ — Alle Punkte die wir in der ersten Abtheilung in ihrer Haltlosigkeit kennen gelernt haben, werden wieder angeführt und ihm vorgeworfen, er habe Congest und kurze Nachrichten zu flüchtig und oberflächlich aufgefaßt, nicht sorgfältig mit einander verglichen und durchdacht und wie alle seine Anhänger von der Gleichheit der Namen auch auf die Identität der Personen geschlossen; seine (längst bekannten) zwey Hauptsätze werden hingestellt und aufs Neue getadelt. Von seiner eigenen oben mitgetheilten Herzogsreihe sagt sie: „Mag auch diese Umänderung (der seitherigen Herzogsliste) Aufsehen und Widersprüche erregen, wir weichen kein Haar breit von unsrer Ueberzeugung, denn wir behaupten nichts, was nicht in den ältesten einheimischen Documenten begründet ist.“ Ob die vom Hr. F. gebotene Herzogsliste gerade Aufsehn erregen werde, will ich bezweifeln. Wenn er nun zuletzt noch über das Congest, auf welches er aus leicht zu errathenden Gründen durch die ganze Abhandlung hindurch gar nicht gut zu sprechen ist, sich dahin äußert: „das falsche Congestum sey eine Erfindung des zwölften Jahrhunderts von einem heimlichen Feinde des fleißigen und frommen Schülers des Erzbischofs Eberhard I.,“ wenn er sein Urtheil über dieß Document so begründet zu haben glaubt, daß es nicht mehr bestritten werden kann; so stehen solche, wie wir gesehen, durch gar nichts erwiesene und völlig unbegründete Behauptungen in Bezug auf das Congest, als wahre Verdächtigungen, im schneidenden Widerspruch mit seiner wiederholten Versicherung, er habe seine Untersuchung in keiner andern Absicht unternommen, als die Wahrheit zu finden und dadurch die Ehre Gottes zu befördern. Die vorurtheilsfreyen Leser wissen nun, was sie von solchen Aeußerungen zu halten haben; sie haben des Hrn. F. eigenthümliche kritische Behandlung seiner Quellen sattsam kennen gelernt und können demnach urtheilen, wen die historische Kritik theils unterdrückt, theils in eine falsche Richtung gebracht habe, die Anhänger des Mabillon-Hansizischen Systemes, oder die Vertheidiger der Salzburger Tradition. Wir aber nehmen vom Hrn. F. mit dem Wunsche Abschied, daß es uns die Redaction dieser Blätter, — im Hinblick auf die Wichtigkeit des Gegenstandes — verstatten möge, in einem zweyten Artikel uns noch über Punkte zu äußern, die bis jetzt noch wenig oder gar nicht in dieser Streitsache berührt oder erörtert worden sind, und die gewiß beytragen werden, alle Zweifel über das wahre Zeitalter des hl. Rupertus zu heben.

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. May.

Nro. 94. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

M. T. Ciceronis de Officiis Libri. III.

(Fortsetzung.)

Schon in der ersten Ausgabe hat Hr. Stürenburg I, 32, 118. geschrieben: nonnulli tamen sive felicitate quadam sive bonitate naturae sine parentium disciplina rectam vitae secuti sunt viam. Um die Conjectur sine für sive zu rechtfertigen bemerkt er: „Sententia igitur haec est, plerumque homines parentium praeceptis imbutos ad parentium consuetudinem moremque deduci; alios quamquam ipsi quoque parentium praeceptis imbuti sint, multitudinis iudicio ferri: nonnullos tamen, in quo numero ipse quoque Cicero fuit, sive felicitate quadam sive bonitate naturae sine parentium disciplina rectam vitae secutos esse viam.“ So scheint die Sache ganz in der Ordnung zu seyn. Nur Schade, daß Cicero nichts hat, woraus sich die Worte „quamquam ipsi quoque parentium praeceptis imbuti sint“ abnehmen ließen. Der Gedankengang ist offenbar der: Hercules, als Sohn des Jupiter, erwählte aus freyem Antrieb, nach eigenem Nachdenken, den Weg des Guten; bey den gewöhnlichen Menschen hängt es mehr von den Verhältnissen ab, ob sie auf denselben gelangen. Wir lassen uns durch Vorbilder, die wir uns wählen, fortreißen, und werden durch diese, namentlich durch die Aeltern, nach ihrer Weise hingezogen: manche lassen sich von dem Urtheile der Menge hinreißen; doch einigen gelingt es, den rechten Weg zu finden, sey es durch ein besonderes Glück, oder durch eine gute Naturanlage, oder durch (eine gute) Erziehung durch die Aeltern. Hat man dabey wohl nöthig, zu einem Grammatiker seine Zuflucht zu nehmen, der sine in sive verändert habe?

Wenn II, 1, 4. tantum erat philosophiae loci, quantum superfuerat amicorum et reipublicae temporibus temporis das Richtige seyn soll, weil man doch nicht sagen könne quantum loci superfuit, sondern nur quantum temporis, so ist wohl zu beachten, daß sich so ein Gegensatz zwischen loci und temporis herausstellen würde, wie ihn Cicero sicherlich nicht beabsichtigte; übrigens kann hier, wo tantum loci nur so viel heißt, als es blieb so viel Gelegenheit dazu, recht gut dieses loci zu dem folgenden quantum wieder ergänzt werden, was übrigens nicht einmal nöthig ist. Vgl. Liv. XXI. 4. Id quod gerendis rebus superesset: quidem etc. datum, u. a. ähnliche Stellen.

Die Lesart fast aller Handschriften: Contra autem omnia disputantur a nostris, wofür die andern Herausgeber disputatur geschrieben haben (II, 1, 8.), soll durch die Erklärung: „Nach entgegengesetzten Seiten aber wird alles von den unsrigen erörtert“ vertheidigt werden. Allein wenn man de orat. I. 19. 85. disputabant contra diserti homines Athenienses vergleicht, wo der Sinn ist, sie sprachen den von Charmadas aufgestellten Ansichten entgegen, so würde man auch hier contra omnia disputantur erklären müssen: „es wird von den Unsrigen alles (einer vorgebrachten Ansicht) entgegen gesprochen,“ während contra omnia

disputatur a nostris ganz einfach das wiedergiebt, was Cicero an der angeführten Stelle sagt: hic enim mos erat patrius Academiae adversari semper omnibus in disputando. II, 15, 53 schreibt Hr. St. mit der schlechteren Handschriftenfamilie: in epistola quadam, während die bessere die Präposition nicht hat, mit folgender Bemerkung: „Si per longam quandam epistolam Philippus de hac re scripsisset, facilius solum ablativum feram: sed cum verisimile sit a Philippo id in breviore epistola factum esse, illud praetuli.“ Sollte sich dieser Ausspruch nicht geradezu umkehren lassen? Der Ablativus instrumenti wäre doch wohl an seinem Platze, wenn dieß der einzige Zweck des Briefes gewesen wäre, in dagegen, wenn das Besprochene nur eine Stelle in dem Briefe eingenommen hätte.

Wer II, 23, 87. et quinquaginta annorum possessione moveri non nimis aequum putabat, liest, was Hr. St. durch Conjectur, statt der Lesart aller Handschriften possessiones geschrieben hat, der wird gewiß glauben, der Infinitiv solle dasselbe Subject mit aequum putabat haben, bis er durch die Note erfährt, daß als Subject zu dem Infinitiv aliquem ergänzt werden solle. Als Grund der Aenderung wird angegeben, daß man nicht sagen könne possessionem movere. Indessen so gut Cicero neben movere aliquem ex oder de sententia auch ad Att. VII. 3 §. 6 sagte: Tantum abest ut meam ille sententiam moveat, konnte er wohl auch neben possessione movere aliquem sagen: possessiones movere, und das Letztere scheint hier besonders durch den dabey stehenden Genitiv annorum verlangt zu werden.

Daß Hr. St. III, 4, 19 geschrieben hat: Vincet ergo utilitas honestatem? Immo vero honestas utilitaten consecuta est, möchte Ref. nicht tadeln; doch die Erklärung: „Die Trefflichkeit der That war nicht geringer als ihre Nützlichkeit, sondern die Trefflichkeit der That erreichte ihre Nützlichkeit, d. h. war der Nützlichkeit gleich“ würde dem Gegensatze alle Kraft benehmen. Wenn man Döderlein's Erklärung des Wortes consequi im Gegensatze zu assequi (Synon. III. S. 147 f.) in's Auge faßt, so ist vielmehr der Sinn: „Die sittliche Handlung hat den Nutzen erreicht, ohne daß sie darauf ausging.“ Der Wendepunkt des Gedankens liegt im Vorhergehenden in dem Worte tyrannum. Wer einen Tyrannen tödtet, begeht eine sittliche Handlung (vergl. 6, 32.); der Nutzen, der daraus hervorgeht, wird gleichsam nur als eine erfreuliche äußerliche Folge davon betrachtet. Daß der, welcher getödtet wurde, ein Tyrann war, ist der besondere Umstand, welcher den Mord des Cäsar als Beyspiel für den Satz anführen läßt: Saepe tempore fit, ut quod turpe plerumque haberi soleat, inveniatur non esse turpe. — Vergleichen läßt sich 5, 26. qui alterum violat, ut ipse aliquid commodi consequatur. An letzterer Stelle hat Hr. Stur. mit Beier, wie er selbst sagt, nach der schlechtern Handschriftenfamilie geschrieben: aut magis fugiendam censet mortem, paupertatem, dolorem, amissionem etiam liberorum, propinquorum, amicorum, quam facere cuiquam iniuriam, während die bessern Handschriften cuipiam haben, was hier geeigneter seyn möchte, da zu dem Schaden, den er selbst, oder die nächsten Angehörigen erleiden, das Unrecht, was er dem ersten Besten, d. h. einem ihm ganz gleichgültigen Menschen anthut, einen sehr guten Gegensatz gibt. Vrgl. 6. §. 28. Nam illud quidem absurdum est quod quidam dicunt, parenti se aut fratri nihil detracturos sui commodi causa; aliam rationem esse civium reliquorum. Daß dieses Pronomen auch in Sätzen negativen Sinnes stehen kann, hat Haase zu Reisig's lat. Sprachwissensch. Nr. 360 gezeigt.

Die Erklärung der Worte incommoda . . . quae vacent iustitia, (6, 28) welche Hr. St. versucht hat, hat den Ref. keineswegs von der Zulässigkeit dieser Lesart überzeugen können; doch gewähren auch die Versuche Andrer keine rechte Abhülfe für die Schwierigkeit der Stelle. Sollte etwa Cicero geschrieben haben, incommoda . . . quae evocet iustitia?

Nach der Note zu schließen, wollte Hr. Stürenburg III, 6. 32. schreiben: sic ista in figura hominis feritas et immanitas beluae a communis tanquam humanitate corporis segreganda

est; er hat aber im Texte communi stehen lassen *), was auch offenbar ganz richtig ist. Die Beweisführung: „Etenim si humanitas corporis, de qua dicitur, communis esset, omnes eam haberent non solum multi. At non habent humanitatem, qui feritate et immanitate beluae sunt. Manifestum igitur Ciceronem de communi humanitate corporis loqui non potuisse," ist von gar keiner Bedeutung. Eben deßhalb, weil ein Tyrann nur ein Unthier in Menschengestalt ist, heißt es, passe er nicht als Glied in jenen Körper, dessen gemeinsame Eigenschaft (im Uebrigen) die Menschlichkeit sey. Daß Cicero commune corpus für corpus reipublicae je gesagt habe, oder auch nur habe sagen können, dafür ist der Beweis aus guten Gründen unterblieben.

Die Worte sustulit quos obstare arbitrabatur (III, 9, 38) werden zum Behufe der Beseitigung der wohl nur auf einem Gedächtnißfehler des Nonius beruhenden Lesart intelligebat, übersetzt: „von denen er in seiner Willkühr dachte, sie seyen ihm entzogen;" was mindestens als ein zu starker Ausdruck zu betrachten ist. Hr. St. verstand wohl darunter: „von denen er nach der Eingebung des Augenblicks dachte," was nicht gerade falsch genannt werden könnte.

In der Note zu III, 16, 67 schreibt Hr. Stürenburg: „Eae ergo serviebant. Ex coniectura certissima, ut opinor, ergo pro Sergio scripsi. Verte: dieß eben hatte eine Servitut auf sich." Im Folgenden verweist er auf Hands Turfellinus 2, 450 und 451; allein die dort vorkommenden Beyspiele, in welchen ergo im Gesprächston, dasselbe, wie unser „eben, ja freilich" bedeutet, passen durchaus nicht auf diese Stelle. Hier soll der Grammatiker, weil er ergo nicht verstand, Sergio daraus gemacht haben; und zwar es im Texte selbst corrigirt haben, weil es sich in allen Handschriften findet. Wenn irgendwo, so möchte hier die Citirung eines glossirenden Grammatikers an der Stelle zu seyn scheinen; doch wäre anzunehmen, er habe zu den folgenden Worten: sed hoc in mancipio Marius non dixerat zur Erklärung hinzugeschrieben Sergio, und dieses wäre an der falschen Stelle in den Text aufgenommen worden; aber eben so gut kann es auch eine durch den schon im Vorhergehenden vorkommenden Namen veranlaßte Dittographie des folgenden Wortes serviebant seyn; ähnlich dem in allen älteren Ausgaben des Macrobius (Sat. v. 19) Vorkommenden sicut Aurelius vir alias doctissimus Cornutus existimat.

Einen noch ärgeren Mißgriff in dem Gebrauche einer Partikel hat Hr. St. (III, 18, 74) schon in der ersten Ausgabe, und in dieser wiederholt, begangen, indem er schrieb, hunc au dico patronum agri Piceni et Sabini, da mehrere und zwar die besten Handschriften haben: hunc ait dico. Jener Ausruf, der nur bey Komikern, zu Anfange der Rede, in dem Sinne: „Geh doch" vorkommt, paßt durchaus nicht hierher. Weit eher könnte nach Hand Turfell. I, S. 670 N. 10, in jenem ait ein autem verborgen seyn. — Ebendaselbst schreibt Hr. St. o turpem notam temporum nomen illorum: was er erklärt: „o wie ein schimpflicher Fleck der Zeiten ist die Benennung jener Menschen." Hätte er aber doch ein Beyspiel beygegeben, in dem so in einem Ausrufe zwey Substantive als Subject und Prädicat im Accusativ neben einander stehen. Ref. würde sehr dankbar dafür seyn, denn er kennt kein einziges. Die Einwendung gegen die Vulgata: o turpem notam temporum illorum, daß es statt dessen temporum horum heißen mußte, ist nicht von Bedeutung. Wenn die Sache auch nicht weit zurück lag, so konnte Cicero die Zeit wohl eben so gut mit tempora illa bezeichnen, als er oben homines eiusdem aetatis potentissimos sagen konnte. Es bleibt also nur noch übrig, daß in den meisten Handschriften dieses nomen sich findet; doch da sich unmittelbar daran anschließt: non erat aequum, wofür einige Handschriften, denen die meisten Herausgeber folgen num haben; so wäre wohl möglich, wenn man es auch nicht gerade dem Grammaticus zu-

*) So hat er auch III, 4, 16. quam quod honestum im Texte, während die Note quam quod honestum sit verlangt.

schieben will, daß nomen aus einer dritten unrichtigen Lesart dafür entstanden wäre.

Nur billigen kann es Ref., daß Hr. St. III, 32, 114. die Lesart qui periculo mortis diffugissent beybehalten hat; die Erklärung aber: „durch die Gefahr vom Tode bewogen sich auf die Seite machen, die übrigen in Stich lassen," scheint nicht ganz in der Ordnung zu seyn.

Wenn Cicero dieses hätte ausdrücken wollen, so hätte er wohl ein Participium hinzugesetzt. Dagegen kann periculo mortis, namentlich neben dem Vorausgehenden, quos in acie coepissent, recht gut die Zeitumstände bedeuten, wie Phil. VIII. 1. §. 3. Gravius autem tumultum esse quam bellum hinc intellegi potest quod bello Italico vacationes valent, tumultu non valent.

Wenn auch in solchen Fällen das ursächliche Verhältniß nicht ganz abgeläugnet werden kann, so ist es doch nicht das des subjectiven Grundes, auf welchen die Erklärung durch „bewogen" hinführen würde.

Dieß mag genügen, um auf die Schattenseiten der vorliegenden Ausgabe hinzuweisen. Jedem aufmerksamen Beobachter ergibt sich aus dem hier Zusammengestellten leicht, daß sich Herr Stürenburg in seine Ansicht von der durch einen Grammatiker corrigirten Urhandschrift so fest gerannt hat, daß er nicht davon loskommen kann, und daß er eben deßhalb das, was in der That nichts anderes als ein Gebilde seiner eignen Phantasie ist, alles Ernstes als ein Mittel betrachtet, den ursprünglichen Lesarten auf die Spur zu kommen; daß er aber auch sonst seiner subjectiven Meinung oft allzusehr vertraut, und darüber die durch die Sache selbst gegebenen Anhaltspunkte aus den Augen verliert. Es ist übrigens anzuerkennen, daß, wenn auch der rechte Leitstern fehlte, doch der ersten Ausgabe gegenüber hier durch das Aufgeben der dort herrschenden Willkühr sehr vieles besser geworden ist, und daß überhaupt derjenige, welcher diese Ausgabe mit Vorsicht gebraucht, *) manche Belehrung in derselben finden kann, wenn auch derselben keine ausführlichen Untersuchungen über Grammatik, Betonung u. dgl. wie sie sich in den frühern Arbeiten des Hrn. Verf. finden, beygegeben sind. Wo sich Gelegenheit dazu ergeben hätte, ist die Sache meistens mit Anführung einiger Stellen abgemacht. So ist es der Fall bey der etwas eigenen Bemerkung (zu I, 15, 46), daß bonus vir, wenn es dem non bonus vir entgegen stünde, mehr; aber, wenn die Güte andern Eigenschaften gegenübersteht, auch weniger als vir bonus ausdrücke; ferner (zu I, 15, 48) bey der Bemerkung über nonne und aut, (zu I, 30, 109) über nec non, (zu I, 37, 133) über et für etiam; (zu II, 7, 24) über den Unterschied von hi und ii; (zu III, 12, 50) über die Negation nach Dubito, haud scio und nescio an.

(Schluß folgt.)

*) Als Beleg hierfür führen wir noch die Erklärung der Worte Adhibenda est igitur quaedam reverentia adversus homines et optimi cuiusque et reliquorum (I, 28, 99) an, in welcher et optimi u. s. w. als Genitiv des Subjects hingestellt wird, in welchem Falle doch wohl der Dativ stehen müßte. Und sollte wohl auch gegen Alle quaedam reverentia zu empfehlen seyn? Das Folgende quid de se quisque sentiat, wie das Vorhergehende eorum quibuscum vivitur, scheint dafür zu sprechen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. May.

Nro. 95. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhundertes. Insbesondere ein Beytrag zur Geschichte und Würdigung der Inquisition von C. J. Hefele, Doktor und ordentl. Professor der Theologie in Tübingen. Tübingen 1844. S. VIII und 601.

Die ausgezeichneten Verdienste des Cardinals Ximenes um Kirche, Staat und Wissenschaft sind in früherer Zeit sowohl in Spanien, als außerhalb desselben von mehreren Schriftstellern dargestellt worden.

Die spanische Litteratur besitzt drey Monographien über Ximenes, die aus verschiedenen Ursachen entstanden sind. Alvarez Gomez de Castro, der seine Jugendbildung in Alcala erhalten hatte und früher dort lateinische und griechische Sprache, später zu Toledo an der Schule des Leonardo Sandoval Rhetorik und griechische Sprache lehrte, hat zuerst es übernommen, das Leben des Cardinals zu beschreiben, er war hiezu von der Universität zu Alcala beauftragt und sein Werk erschien daselbst im Jahre 1569.

Aus Dankbarkeit gegen den Wiederhersteller der mozarabischen Liturgie schrieb Eugenio de Robles, Pfarrer an der Kirche von St. Marcus und Kaplan an der von Ximenes für die Erneuerung des mozarabischen Ritus an die Domkirche zu Toledo angebauten Kapelle ad corpus Christi unter dem Erzbischofe Don Bernardo de Sandoval y Rojas im Jahre 1604 sein compendio de la vida y hazañas del Cardinal don fray Francisco Ximenes de Cisneros, y del officio y missa muzarabe. Als König Philipp IV. in den Jahren 1650 und 1655 bey dem heiligen Stuhle die Seligsprechung des Ximenes beantragte, schrieb der Agent des Königes, der Franziskaner Pedro de Quintanilla y Mendoza, seinen archetypo de virtudes, espejo de prelados, el venerable padre y siervo de Dios F. Francisco Ximenez de Cisneros, um damit einen Ueberblick der herrlichen Tugenden des großen Cardinals zu geben.

Die gleiche Zahl von Monographien über Ximenes ist auch der französischen Litteratur eigen, da der Historiograph Baudier, der Bischof Flechier und der Kanonikus Marsollier, denselben Stoff in selbstständigen Werken bearbeitet haben. Die deutsche Litteratur konnte bisher nur die Abhandlung eines Ungenannten in der theologischen Zeitschrift von Pletz (1. Jahrg. 2. Bd. S. 18 fg.) ihr eigen nennen, denn die von Hermann von der Hardt verfaßte memoria secularis Ximenii (Helmstadii 1717) hat Alles, was sie über die Lebensverhältnisse des Cardinals enthält, theils aus einem kurzen von Isak Bullart geschriebenen Abrisse entnommen und mit der damals vorherrschenden Neigung in französischer Sprache wiedergegeben, theils nur einige unbedeutende Nachrichten aus Freher beygefügt, so daß sie auf den Namen einer selbstständigen Arbeit keinen Anspruch machen kann. Diese Lücke hat Professor Hefele durch das vorliegende Werk ergänzt, das in 30 Abschnitten nicht nur die Lebensverhältnisse des

Cardinals darlegt, sondern auch ein getreues Bild der kirchlichen Zustände und der politischen Verhältnisse Spaniens in jener Zeit giebt, und allerdings konnte, was man auch sonst wohl gegen die Manier, in einer Monographie die Zeitverhältnisse im Allgemeinen weitläufig anzugeben, einwenden könnte, der große Staatsmann und Kirchenfürst, der lange die religiöse und politische Entwicklung Spaniens leitete, nicht in andrer Weise getreu geschildert werden. Die Motive, welche ihn zu dieser Arbeit veranlaßten, hat der Verfasser in der Vorrede angegeben. Außer dem allgemeinen Interesse, welches der Historiker für das Leben und Wirken eines großen Mannes empfindet, bestimmten ihn hiezu insbesondere noch die ferneren Umstände, daß uns gegenwärtig manche früher unbekannte Aufschlüsse über die Geschichte jener sehr stiefmütterlich behandelten und in stereotyper Phrase als völlig finster geschilderten Zeit zu Gebote stehen, und daß der seltne Mann seit hundert fünfzig Jahren keine ausführliche Schilderung mehr gefunden habe, denn die in späterer Zeit, als die schon erwähnten Monographien von dem spanischen Akademiker Arnao gelieferte Arbeit giebt nur eine kurze Lobrede des Cardinals.

In den zehn ersten Abschnitten giebt der Verfasser eine Uebersicht der politischen Lage Spaniens um die Mitte des fünfzehnten Jahrhundertes, schildert uns die Jugendjahre des Ximenes, seine Lebensverhältnisse bis zu seiner Erhebung zum Erzbischofe von Toledo, seine erste Theilnahme an den Staatsgeschäften als Großkanzler und seine Bekehrung der Mauren in Granada, in die er sich mit dem neu ernannten Erzbischofe dieser Stadt, Fra Fernando de Talavera, theilte.

Gonzalez Ximenes, nach seinem Eintritte in den Ordensstand Franziskus genannt, wurde im J. 1436 zu Torrelaguna, einem Städtchen in der Provinz Toledo, geboren und stammte aus der nur dem niederen castilischen Adel angehörigen Familie Ximenes, die von ihrer heimathlichen Stadt den Beynamen de Cisneros führt. Frühzeitig zum geistlichen Stande bestimmt wurde er zum Unterrichte in philologischen Kenntnissen nach Alcala geschickt; geistliches und weltliches Recht, Philosophie und Theologie aber studirte er zu Salamanka, welches er nach einem sechsjährigen Aufenthalte als Baccalaureus beyder Rechte verließ, um nach einem kurzen Aufenthalte in der Heimath sich nach Rom zu begeben, wo er mit Studien und Prozessen vor den geistlichen Gerichten beschäftigt, nach einem gleichfalls sechsjährigen Aufenthalte bereits die Aufmerksamkeit seiner Obern erregt hatte, als ihn der Tod seines Vaters in die Heimath zurück rief, um für die hinterlassene Familie zu sorgen, zu welchem Zwecke er die Antwartschaft auf die nächst erledigte geistliche Pfründe in der Diöcese Toledo nachsuchte und vom Papste auch erhielt. Nach Spanien zurückgekehrt machte er sein Recht auf die in Erledigung gekommene Pfründe des Archipresbyterates zu Uzeda geltend; aber Alphons Carillo, Erzbischof von Toledo, der diese Stelle bereits einem seiner Hausgeistlichen zugedacht hatte, war deßhalb über die Ansprüche des Ximenes höchlich entrüstet und widersetzte sich der päpstlichen Vergabung. Herrschsucht und unbeugsamer Starrsinn waren diesem Prälaten eigen; gegen ihn, dem selten Jemand zu widerstehen gewagt hatte, trat Ximenes mit jener unerschütterlichen, durch keine Gefahr zu beugenden Festigkeit auf, welche in seinem ganzen Leben hervortritt. Je herrischer der mächtige Erzbischof ihm sein Recht auf die erledigte Pfründe vorenthielt, um so unnachgiebiger beharrte er auf seiner Forderung, weßhalb er sechs Jahre lang gefangen gehalten wurde, bis Carillo endlich, nachdem er erkannt hatte, daß ein solcher Charakter nicht mit Gewalt zu beugen sey, auf die Bitte einer ihm verwandten Dame den lange Mißhandelten wieder in Freyheit und in den Besitz seiner Stelle setzte. Ximenes, an Carillo's künftigem Wohlwollen zweifelnd, wünschte die Diöcese Toledo zu verlassen, vertauschte sein Archipresbyterat mit der ersten Kaplaney zu Siguenza und widmete sich dort fleißig dem Bibelstudium und der Erlernung der hebräischen und chaldäischen Sprache, bis ihn Pedro Goncalez de Mendoza, Bischof von Siguenza, als er zum Cardinal von Spanien und Erzbischof von Sevilla ernannt wurde, aber das Bisthum Siguenza beybehalten durfte, zum Generalvikar dieses Bisthumes ernannte.

In dieser Stellung verweilte Ximenes zehn Jahre (1474 — 1484); von den vielen Geschäften

seines Amtes aber sehnte er sich wieder nach frommer Contemplation und theologischen Studien, deßhalb trat er als der erste Novize in das neu gegründete Franziskanerkloster San Juan de los Reyes, von wo er sich, um sein inneres Leben ganz zu pflegen, nach Castagnar, einem entlegenen und einsamen Kloster, versetzen ließ; öfters aber wurde er aus seiner Einsamkeit nach Toledo berufen, um in den wichtigsten Angelegenheiten des Ordens Rath zu ertheilen, und in Bälde zum Guardian zu Salzeda erwählt. Hier verlebte er in gänzlicher Zurückgezogenheit und in der Stille seiner einsamen Zelle die geräuschvollen Jahre des maurischen Krieges, der mit der Eroberung der Stadt Granada (1492) und der Zerstörung des letzten maurischen Reiches in Spanien endigte, und in seinen Folgen Ximenes wieder in das Leben zurückführte. In Granada wurde für die Bekehrung der Mauren, so wie für die neuen christlichen Ansiedler ein Erzbisthum errichtet; der Beichtvater der Königin Isabelle, Fernando de Talavera, wurde zum Erzbischof ernannt; der Cardinal Mendoza, seit Carillo's Tode Primas von Toledo, machte die Königin auf Ximenes aufmerksam, sie ernannte ihn zu ihrem Beichtvater, gewährte ihm aber seine Bitte, daß er auch fortan im Kloster verbleiben und nur auf besondern Ruf am Hofe erscheinen dürfe; je mehr er sich aber von allen politischen Angelegenheiten fern zu halten suchte, desto öfter und lieber zog sie ihn zu Rath.

Nach seiner Ernennung zum Beichtvater wurde Ximenes auch von dem Kapitel des Franziskanerordens zum Provincial für Alt- und Neucastilien erwählt. Es theilte sich damals der Orden in Observanten, die streng auf dem Vollzuge der Ordensregel beharrten und Conventualen, die gegen die Regel Eigenthum besaßen und ein lareres Leben führten. Isabelle hatte den Plan einer allgemeinen alle Orden umfassenden Klosterverbesserung gefaßt; sie berief Ximenes an ihren Hof, um sie in der Ausführung dieses Planes zu unterstützen, und dieser ergriff diesen Gedanken um so lieber mit der ganzen Energie seines Charakters, als in der That die spanischen Klöster einer gründlichen Reform in hohem Grade bedurften.

Ungesäumt wurde nun der Anfang mit dem Orden des heil. Franziskus gemacht. Ximenes hatte die ganze Provinz von Alt- und Neucastilien zu Fuße durchreist und alle Klöster seines Ordens visitirt; er fand, daß alle Klöster in den Händen der Conventualen waren, die ein üppiges Leben der Ascese und Armuth vorzogen; deßhalb suchte er überall den Klöstern ihre regelwidrigen Besitzungen zu nehmen, die schlimmsten Mönche zu verjagen, die bessern aber zur Annahme der Reform zu bestimmen, und vom Arme der königlichen Gewalt unterstützt die Conventualen in Observanten umzugestalten; unbeirrt verfolgte er ohngeachtet aller Hindernisse und Verunglimpfungen seine Bahn, bis er als Erzbischof von Toledo dahin gelangte, die Reform gänzlich durchzuführen.

Der Cardinal Pedro de Mendoza war am 11. Januar 1495 gestorben; gegen das Ende des Jahres 1494 hatten Ferdinand und Isabelle noch ihren kranken Minister besucht, und mit ihm die Zukünft des Reiches, wie die Wiederbesetzung des Stuhles von Toledo besprochen. Als Primas von Spanien und Großkanzler Castiliens war der Erzbischof von Toledo nach dem Regenten die erste und mächtigste Person im Reiche, ja er konnte selbst dem Könige furchtbar werden, wenn er sich mit dem Adel gegen den Thron vereinigte; deßhalb gab Mendoza, obgleich selbst dem höchsten Adel angehörend, den Herrschern den Rath, diese Stelle nicht mehr mit einem Gliede des hohen Adels, sondern mit einem tugendhaften Manne aus dem Mittelstande zu besetzen, der ohne Sympathien und Familienverbindungen mit den Granden des Reiches, durch seine Abstammung sowohl als Frömmigkeit sich von ehrgeizigen Planen ferne halten würde. Ximenes dagegen hielt nur einen Mann aus dem höchsten Adel für diese Stelle geeignet; er schlug deßhalb einen Neffen des verstorbenen Cardinals vor, König Ferdinand aber wollte das Erzstift seinem natürlichen Sohne Alphons von Arragonien, Erzbischof von Saragossa, verschaffen.

Isabelle, die sich im Ehevertrag die Vergebung der geistlichen Stellen vorbehalten hatte, entschied

sich für den Juristen Oropesa, der seine Stelle als Staatsrath niedergelegt hatte, um völlig der Frömmigkeit leben zu können, eine Wahl, die auch Ximenes gebilligt hatte; schon war ein Courier an den Papst wegen Bestätigung der Wahl abgesendet worden, da veränderte Isabelle plötzlich ihren Plan und sandte ohne Wissen ihres Beichtvaters einen zweyten Courier nach Rom mit der Weisung an ihren Gesandten, auf der ersten Ernennung nicht zu bestehen, dagegen die nöthigen Bullen für Ximenes zu verlangen.

Alexander VI. entsprach den Wünschen Isabella's in Bälde, so daß die Bestätigung schon in der Fastenzeit 1495 anlangte; aber Ximenes, der Mönch bleiben wollte, schlug das Erzstift wiederholt und mit der größten Bestimmtheit aus; das oft mißbrauchte nolo episcopari war dieses Mal so unzweifelhaft aufrichtig gebraucht, daß die Königin es nöthig fand, sich darüber beym Papste zu beschweren, der durch ein neues Breve die ungesäumte Uebernahme des Bisthums kraft kanonischen Gehorsams verlangte. So hat denn der schlechteste Papst einen der würdigsten Männer zur Annahme des Primatialstuhls von Spanien förmlich gezwungen.

Ximenes wurde am 11. October 1495 in der Franziskanerkirche zu Taragona feyerlich consecrirt. Auch in der neuen erhabenen Stellung wollte er die apostolische Armuth und ascetische Strenge seines Ordensstifters an sich selber verwirklichen und die bischöfliche Erhabenheit mit der mönchischen Einfalt in einem Bilde vereinigen; prunklos war seine Wohnung, die Franziskanerkutte blieb sein Gewand, ärmliche Speise seine Nahrung, seine Reise machte er zu Fuße, oder bediente sich höchstens eines Maulthieres; seinen Hofstaat bildeten zehn Franziskanermönche.

(Fortsetzung folgt.)

M. T. Ciceronis de officiis Libri III.

(Schluß.)

Die Interpunction hält im Ganzen die rechte Mitte. Mit Recht sind einige Male Sätze; welche mit ac anfangen, und die bisher zu Ende eines Kapitels standen, an den Anfang des folgenden gestellt worden; vergl. die Note zu I, 9, 28. Ebenso ist es wohl zu billigen, daß (I, 40, 144) die Worte: Tanta vis est et loci et temporis nicht als Epiphonema betrachtet, sondern an das Folgende angeschlossen sind. Das Anakoluthen ut . . . factus est, (III, 10, 45) ist dadurch beseitigt, daß vor ut ein Punkt gesetzt ist, so daß dieses wie bedeutet, und zur Einführung des einzelnen Falles dient, während hoc animo, worauf bisher gewöhnlich dieses ut bezogen wurde, an das Vorhergehende angeschlossen und von der fortwährenden Gesinnung der beyden Freunde verstanden wird.

In der Orthographie ist Hr. St. zu dem in unserer Zeit Gewöhnlichen zurückgekehrt; auffallend ist aber, auf dem Titel die ganz unrömische Abkürzung T. für Tullii. Es scheint fast als wäre Hr. St. in Zweifel gewesen, ob er so, oder (wie in der ersten Ausgabe) Tulli schreiben sollte, und hätte daher den Rath, den Cicero nach Gallius X, 1, 7. dem Pompejus gab, auf eine Weise befolgt, die freylich Cicero selbst nicht billigen würde.

Druckfehler hat Ref. außer den angeführten nur wenige, leicht zu verbessernde, bemerkt. Einzelne unrichtige Zahlen in den Noten, von denen einige im Obigen stillschweigend berichtiget worden sind, fallen wohl, wie auch S. 161. der Genitiv Phalaris, dem Herausgeber selbst zur Last.

L. v. J.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. May.

Nro. 96. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhundertes.

(Fortsetzung.)

Diese Lebensweise des Erzbischofs fand mannigfaltigen Tadel; während die Einen über Mangel an wahrhaft fürstlichem Sinne klagten, sprachen die Andern von Heucheley und geistlichem Hochmuth, Alle aber kamen darin überein, daß das Ansehen der hohen hierarchischen und staatlichen Würde durch ein solches Benehmen geschmälert und beeinträchtigt werde und brachten Beschwerden bey dem päpstlichen Stuhle an. Alexander VI. erließ nun im Jahre 1495 ein Breve an Ximenes, worin er ihn ermahnt, da er innerlich ein gottgefälliges Leben führe, auch äußerlich in Kleidung, Gefolge und in Allem, was der Wohlstand erheische, der Würde seines Standes gemäß sich zu benehmen. Von nun an zeigte Ximenes äußerlich und öffentlich eine seiner Stellung entsprechende Pracht, insgeheim aber bewahrte er die alte Strenge.

Gleich nach seiner Erhebung zum Erzbischofe nahmen auch die Angelegenheiten des Staates die Thätigkeit des neuen Großkanzlers in Anspruch; er befand sich mit Ferdinand und Isabelle zu Tortosa, als sie daselbst (1496) mit Kaiser Max I. jene Verträge schlossen, in deren Folge die ganze spanische und östreichische Monarchie später in Carl V. vereinigt und zur größten der Welt erhoben wurde; erwies dem Lande durch eine zweckmäßige Umgestaltung des Steuerwesens eine große Wohlthat, und nahm an den Cortes Castiliens und selbst auch Aragoniens Theil, auf welchen nach dem Tode des Prinzen Juan über das Erbrecht verhandelt wurde; von da begleitete er Ferdinand und Isabella nach Granada, wo sie die Zustände dieses ehemals maurischen Königreichs mit eignen Augen sehen wollten, nahm theils mit Milde theils mit Strenge thätigen Antheil an der Bekehrnng der Mauren und war nebstdem unermüdlich mit dem Unterrichte der Neubekehrten beschäftigt.

Der Verfasser bemerkt, Ximenes habe in vierfacher Richtung als Bischof, Kloster-Reformator, Förderer der Wissenschaften und Staatsmann Großes geleistet; in den bisher behandelten Abschnitten hat er uns die Entwicklung dieser vierfachen Richtung nachgewiesen und gleichsam ein allgemeines Bild von ihr gegeben, in den folgenden aber giebt er uns die Belege hiefür in den einzelnen Handlungen des Cardinals besonders nachgewiesen.

In den drey zunächst folgenden Abschnitten (11 — 13) wird ausführlich dargestellt, was der Cardinal für die Förderung der Wissenschaften gethan hat. Zuerst behandelt der Verfasser die Stiftung der Universität Alcala.

Das Haupt der neuen Universität war das Collegium von St. Ildephons, welches nach dem Patron von Toledo, den Ximenes besonders ehrte, genannt war; die Mitglieder desselben, sämmtlich nur Theologen, hatten theils die akademischen Lehrstühle inne, theils bereiteten sie sich zur Uebernahme wichtiger Aemter vor, eine Einrichtung, wie sie noch heute an englischen Universitäten besteht. Am 26. Juli 1508 wurde es zum erstenmale von sieben

Collegialen, die man aus Salamanca berufen hatte, bezogen, für die Zukunft aber, sagt der Verfasser S. 110, sollte das Collegium nach Gomez 33, nach Robles nur 24 Mitglieder nebst 12 Priestern zählen.

Die Frage, wer von den beyden Biographen des Cardinals hier die richtigere Angabe liefere, läßt sich aus den von Ximenes seiner Universität gegebenen Statuten, einem in Deutschland sehr seltenen Buche, in dessen Besitze der Verfasser nicht war, leicht entscheiden. Robles scheint sie gar nicht benützt, Gomez sich nicht genau an sie gehalten zu haben, deßhalb findet sich Referent veranlaßt, abweichend von der Darstellung des Verfassers hier Einiges über die Einrichtung, welche Ximenes an seiner Universität vornahm, aus denselben mitzutheilen.

Diese Statuten hatte Ximenes, wie aus einer Bulle Alexander VII. hervorgeht [1]), schon Papst Alexander VI. vorgelegt; bekannt gemacht aber wurden sie mit der Genehmigung Julius II. den sämmtlichen Mitgliedern des Collegiums St. Ildephons und der Universität erst am 26. Januar 1513 in der Kapelle des Collegiums in Gegenwart des gesammten Clerus und des größten Theils der Bewohner von Alcala. Ximenes selbst, in dessen bischöflicher Residenz zu Alcala sie vorher unterzeichnet worden waren, wohnte der Bekanntmachung mit den erbetenen Zeugen, dem Bischofe von Calahorra, zweyen Bischöfen in partibus und dem Präfecten von Cazorla bey; er hatte sich, wie das Notariatsinstrument am Eingange sagt, das Recht vorbehalten, nach seinem Gutdünken an diesen Statuten zu ändern, aufzuheben, Zusätze zu machen und die nothwendige Auslegung zu treffen.

Das Collegium selbst, als das Haupt der Universität, sollte die Person des Erlösers vorstellen; die 33 Mitglieder sollten an die Zahl seiner Lebensjahre, die zwölf Priester an die Apostel erinnern; von den 33 Mitgliedern, die Collegialen oder Präbendenträger genannt werden, durfte keiner unter zwanzig Jahre zählen, er mußte bereits den Unterricht in der Logik zurückgelegt haben und durfte nicht mehr als 25 Goldgulden nach der Münze Arragoniens jährlich einnehmen, doch wurde das Honorar, was er für Vorlesungen im Collegium erhielt und Alles, was er nach der Ertheilung der Präbende erwarb, von dieser Berechnung ausgeschlossen; er durfte nicht Magister der Theologie seyn, außer, wenn er für einen Lehrstuhl der Theologie oder Philosophie und für die Präbende zu gleicher Zeit gewählt wurde; er durfte nicht vorzugsweise sich dem canonischen Rechte oder der Medicin widmen, weil es die Absicht des Stifters war, daß im Collegium vorzugsweise Philosophie und Theologie betrieben werden sollten; doch konnte er nach der Ernennung zum Baccalaureus der Theologie, sich dem Studium des kanonischen Rechtes in besondren Stunden widmen. Auch mußten alle Collegialen und von den zwölf Priestern diejenigen, welche die drey ersten Kaplaneyen und die Stelle eines Sakristans inne hatten, diejenigen akademischen Grade erwerben, die sie nach den einzelnen Vorschriften erlangen konnten. Der Genuß einer solchen Präbende dauerte acht Jahre, eine Wiederverleihung derselben fand nicht Statt; aus diesen Collegialen wurde jährlich einer zum Rector des Collegiums und der Universität und drey zu seinen Beyständen gewählt, welche seinen Senat bildeten. Von den zwölf Priestern waren zwey für die Seelsorge der Collegialen, einer für die Aufsicht über die Kirche und die übrigen neun zur Aushilfe in kirchlichen Verrichtungen und der Verwaltung bestimmt; ihr Amt dauerte nur vier Jahre, doch konnten sie, wenn zwey Drittheile der Collegialen sich für sie erklärten, wieder gewählt werden. Zur Verrichtung der gewöhnlichen Dienste im Hause waren zwölf Familiaren bestimmt; sie konnten zwey Jahre im Collegium bleiben, nach dieser Zeit aber gleichfalls nur mit der Genehmigung von zwey Drittheilen der Collegialen wieder gewählt werden.

Außer diesen eigentlichen Gliedern des Collegiums sollte eine unbestimmte Zahl von Schülern, portionistae genannt, aufgenommen werden, welche die Anfangsgründe der Philosophie oder Physik oder Theologie studirten, die gegen Erlegung von jährlich zwanzig Dukaten ihren Unterhalt, welchen die Prä-

1) Bullarium magnum. Tom. V. pag. 297 ed. Lugduni 1697. fol.

benbenträger frey bezogen, erhalten sollten; sie konnten bis zur Vollendung ihres vierjährigen Cursus in der Philosophie, oder, wenn sie hierauf die Theologie begannen, noch vier Jahre verweilen; endlich war auch noch dreyzehn armen Schülern, cameristae genannt, der Aufenthalt auf zwey Jahre bewilligt, sie genossen außer der Wohnung eine jährliche Unterstützung von zwey Goldgulden, sie mußten gleichfalls das Studium der Philosophie begonnen haben (sint logici vel ad minus summulistae); an sie schloß sich eine unbestimmte Zahl von armen Schülern, socii genannt, an, die nur den Genuß der freien Wohnung hatten; dreyzehn arme Schüler, die aus der Zahl der socii genommen werden konnten, erhielten täglich die Ueberreste der Speisen.

Für die geistige Nahrung der Collegialen war eine Bibliothek eingerichtet, zu der ein jeder der Collegialen und Kapläne einen Schlüssel hatte; die Bücher waren sämmtlich angekettet; gegen hinreichende Caution konnte nur, wenn die Mehrheit der Collegialen einstimmte, ein Buch ausgeliehen werden. Geöffnet war sie für Jedermann vom Feste des hl. Lucas (18. October) bis zum Ostersonntage täglich Morgens von acht bis zehn, Nachmittags von zwey bis vier Uhr; vom Ostersonntage an aber bis wieder zum Feste des heiligen Lucas von sieben bis neun Uhr Morgens und drey bis fünf Uhr Abends.

Die Lehrzeit (regentia) dauerte in den vier Facultäten der Philosophie, Theologie, der Medicin und des kanonischen Rechtes vier Jahre, nach Ablauf derselben mußte sich der Lehrer neuerdings um die Stelle bewerben. Das weltliche Recht hatte Ximenes von seiner Universität deßhalb ausgeschlossen, weil an den beyden andern Universitäten Castiliens, Valladolid und Salamanca, schon dafür gesorgt war.

Die Lehrer der Philosophie mußten im ersten Jahre die summulas logicales des Petrus Hispanus, oder eines andren berühmten Lehrers, im zweyten über die Logik, die praedicabilia des Porphyrius, die Topik und andre Schriften des Aristoteles über Logik, im dritten die Naturphilosophie des Aristoteles, im vierten die Metaphysik desselben vortragen; der Lehrcurs des vierten Jahres schloß schon mit dem Lichtmeßfeste.

Für den Lehrcurs der Theologie waren ausser der Vorlesungen für die Erklärung des Bibeltextes und der Werke des Petrus Lombardus (lectiones textus bibliae et magistri sententiarum), welche gewöhnlich von den Baccalaureen gehalten wurden, drey Lehrer aufgestellt, welche nach den drey damals bekanntesten Theorien der Thomisten, Scotisten und Nominalisten vortrugen. Von den zwey Lehrern der Medicin, die im Collegium ihre Lehrstühle hatten, mußte der eine über Avicenna, der andre über Hippokrates und Galenus lesen; die Werke, über welche die beyden Lehrer des kanonischen Rechtes lesen sollten, konnten von dem Rector bestimmt werden, doch mußten wöchentlich zwey Stunden über die Dekretalen gelesen werden. Noch wird in den Statuten von Lehrstühlen der Rhetorik, der griechischen und der orientalischen Sprachen gesprochen. Promotionen für akademische Grade durfte nur nach den für jede Fakultät bestimmten ziemlich lange andauernden Zeitfristen stattfinden; bey der Verleihung des Doktorats fand eine reichliche Vertheilung von Bireten und Handschuhen an den Rector, die Senatoren, Professoren u. s. w. statt.

In dem 33. §. dieser Statuten hatte sich Ximenes die Errichtung fernerer Collegien für solche, welche Armuth von den Studien entfernt halte, vorbehalten, er wollte noch zur Ehren der heiligen Apostel andre zwölf Collegien, in deren jedem zwölf arme Studirende wohnen sollten und sechs Collegien, in denen 72 Studierende aufgenommen werden sollten, gründen; auch dieser Plan kam zum Vollzuge; diese achtzehn Collegien wurden in sieben geräumigen Gebäuden, gleichfalls Collegien genannt (in septem habitationibus sive collegiis) untergebracht. Im ersten dieser sieben Gebäude, der Mutter Gottes gewidmet, wohnten die Theologen, im zweyten, den hl. Peter und Paul gewidmet, 13 Franziskaner Observanten mit zwey Laienbrüdern, im dritten, dem Collegium der hl. Catharina die Studierenden der Physik und Metaphysik, im vierten, dem der heiligen Balbina die Logiker und Summulisten, im fünften dem des heiligen Eugenius und im sechsten dem des hl. Isidor die Studierenden der Grammatik und griechischen Sprache, das siebente, dem heiligen Lucas gewidmet, war für die Kranken bestimmt. Am

23. März des Jahres 1513 wurden auch die Statuten für diese Collegien in der Kapelle des Collegium's zum heiligen Ildephons bekannt gemacht; Ximenes selbst war bey diesem Akte zugegen; als Zeugen wohnten ihm Franz Ruyz Bischof von Ciudad Rodrigo, einst, als Ximenes noch Provinzial der Franziskaner war, dessen beständiger Begleiter auf seinen Reisen, Carl de Mendoza Dechant von Toledo, Johan de Frias und Johann Martin de Cardenna Canoniker des Erzstiftes, und Diogo Lopez de Mendoza, Einwohner von Alcala, bey.

Die Statuten des Cardinals für die Universität und die sämmtlichen Collegien sind erst nach seinem Tode im Drucke erschienen. [2])

Der Verfasser hat die Eröffnung der Universität nach der Angabe des Gomez in das Jahr 1508 gesetzt, wahrscheinlicher ist, daß sie erst zwey Jahre nachher, als die Statuten bekannt gemacht wurden, eröffnet worden sey, und damit stimmt auch ein spanischer Schriftsteller überein, welcher diesen Akt gleichfalls in das Jahr 1510 setzt. [3])

Mit besondrem Fleiße ist der zwölfte Abschnitt über die Complutenser Polyglotte gearbeitet, in welchem der Verfasser viele fast stereotyp gewordne Behauptungen als irrig nachgewiesen hat, nur eine Stelle bedarf einer Berichtigung. Der letzte Band des ganzen Bibelwerkes war am 10. Juni 1517 fertig geworden, am 8. Nov. d. J. starb Ximenes; die päpstliche Erlaubniß zur Veröffentlichung des Buches erschien aber erst am 22. März 1520. Hermann von der Hardt, der noch dazu das päpstliche Breve selbst abdrucken ließ hat nebst einer irrigen Berechnung der Zeit auch noch falsche Motive der langen Zögerung angegeben, episcopi hispani, schreibt er pag. 49, complutensis operis sacri curatores, ab obitu Ximenii quatuor annis expectarunt Roma indulgentiam, jacente interea divino opere otioso, latente in officina typographi sole ex interdicto et ira pontificis. Quievit deus, ut nec mutiret, nec videretur, nec audiretur, ex voto Ximenii piissimo, qui dei gratiam optaverat saluti publicae. Donec anno 1520 indulgentiam pretio suo impetrarent episcopi, Testamenti curatores, diplomate indulgentiarum Roma accepto; der Verfasser dagegen behauptet, die päpstliche Erlaubniß sey zu spät eingeholt worden; allein sie wurde, wie aus dem Breve selbst hervorgeht, gar nicht eingeholt; derselbe Papst, dessen Widerwillen von der Hardt die lange Zögerung zuschreibt, hat motu proprio, die Bewilligung zur Ausgabe des Werkes ertheilt und einen der Exekutoren des Testamentes den Archidiakon Franz de Mendoza beauftragt, sie auch ohne Mitwirkung der übrigen zu vollziehen, damit die wohlthätigen Zwecke, welche Ximenes in seinem Testamente mit dem Erlöse verbunden hatte, nicht verloren giengen. [4])

(Fortsetzung folgt.)

2) Constitutiones insignis collegii sancti Illefonsi, ac perinde totius almae Complutensis Academiae. Ab Illustriss. ac reverendiss. domino F. Francisco Ximenis cardinali sanctae Balbinae et archiepiscopo Toletano ejusdem collegii et Academiae unico fundatore, olim sanctitae. Compluti en officina Andreae ab Angulo anno a nativitate domini 1560.

3) Estevão de Garibay compendio historial de las chronicas y universal historia de todos los reynos de España. Anveres 1571 fol. liv. 16 cap. 10. El insigne colegio mayor llamado de sant Illefonso, que es el de mayor dotacion, que ay en todas las universidades del mundo, archivo de letras sagradas, liberales y lenguas fundo con su universidad en la villa de Alcala de Henares cerca d'el anno de mil y quinientos y diez Don fray Francisco Ximenez. etc.

4) Sed cum post impressionem hujusmodi subito dictus Franciscus Cardinalis morte esset ablatus, et noster ad dicti operis publicationem consensus non esset petitus, nequivit hactenus opus ipsum ad doctorum manus et publicam utilitatem, cui erat fructuosum advenire. Manet insuper voluntas dicti Francisci Cardinalis, in illius testamento notata, pro parte inexecuta et est ex pretio, pro quo dicta volumina vendentur, explenda. Unde nos indignum existimantes, quod hujusmodi opus amplius cum publicae utilitatis jactura lateat, et pia tam imitabilis viri voluntas ductius debita executione frustretur, et utrique damno nostrae provisionis ope subvenire volentes, motu proprio et ex certa scientia nostra opus praefatum comprobantes etc.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. May.

Nro. 97. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhundertes.

(Fortsetzung.)

Im dreyzehnten Abschnitte schildert der Verfasser die weiteren literarischen Unternehmungen des Ximenes und die Stiftung, welche er zu Toledo machte, um die gothische oder mozarabische Liturgie von dem ihr drohenden Untergange zu retten, wobey er zugleich von letzterer eine gründlich gearbeitete Uebersicht giebt.

Der vierzehnte Abschnitt schildert den herabgekommenen Zustand des spanischen Klerus und die Mittel, die Ximenes ergriff, um sowohl als Bischof als auch als Ordens-Reformator die kirchliche Disciplin wieder zu heben, jede Verletzung derselben von wem immer sie herrührte, freymüthig zu rügen und die Reform des Franziskanerordens, ohngeachtet der vielen selbst vom päpstlichen Stuhle ihm gelegten Hemmnisse, gänzlich durchzuführen.

Die übrigen fünfzehn Abschnitte des vorliegenden Werkes enthalten außer der Darstellung der ferneren Lebensverhältnisse des Ximenes größtentheils Belege für sein Wirken als Staatsmann; auch sein Wirken als Großinquisitor, wozu er in demselben Jahre, in welchem er zum Cardinal erhoben ward (1507.), ernannt wurde, gehört in diesen Bereich, denn die Inquisition in Spanien und Portugal war eine Staatsanstalt, bestimmt, unter der Form einer kirchlichen Anstalt den Zwecken des Staates zu dienen.

„Es geschieht oft, sagt der Verfasser S. 257, daß ein und dasselbe Wort zwey zwar ähnliche aber doch wieder bedeutend verschiedene Dinge bezeichnet, wobey stets die Gefahr nahe liegt, daß die Gleichheit des Ausdrucks die Verschiedenheit des Gegenstandes allmählig im Bewußtsein verwische. So ergieng es in der That mit dem Worte Inquisition, welches, zunächst ein kirchliches Glaubensgericht andeutend, später auch für eine Staatsanstalt gebraucht wurde, die wegen ihrer wahren oder vermeintlichen Härte ein Schrecken Europa's geworden ist.“

Ausführlich hat er diesen Gegenstand in zwey Abschnitten (18—19) behandelt, von denen der erste die Geschichte der Inquisition giebt, der zweyte den Antheil des Ximenes an derselben darstellt und diese Ausführlichkeit findet darin ihre Rechtfertigung, daß es im Plane des Verfassers lag, im Leben des Ximenes einen Beytrag zur Geschichte und Würdigung der Inquisition zu geben.

Der Verfasser ist weit entfernt, der spanischen Inquisition an sich das Wort reden zu wollen, vielmehr bestreitet er überall der weltlichen Gewalt die Befugniß, das Gewissen zu knebeln, und ist von Herzensgrund aus jeder staatlichen Religionsbedrückung abhold, möge sie von einem Torquemada in der Dominikanerkutte, oder von einem Bureaukraten des 19. Jahrhundertes in der Staatsuniform ausgehen; dagegen wollte er zeigen, daß jene Anstalt das schädliche Ungeheuer nicht war, wozu es Parteyleidenschaft und Unkenntniß häufig stempeln wollen, um ein richtiges Bild des Mannes zu gewinnen, der als dritter Großinquisitor zehn Jahre lang diesem Institute

vorstand: „denn wäre, schreibt er S. 370, die Inquisition wirklich das gewesen, wofür man sie ausgiebt, blutiger als die Gesetzgebung jener Zeit überhaupt und ein Koloß von Ungerechtigkeit — fürwahr, Ximenes würde trotz aller seiner andern glänzenden Tugenden und herrlichen Eigenschaften ein unaustilgbares Brandmal in seinem Charakter tragen.“

Nach einer Einleitung über die Entstehung und Ausbildung der kirchlichen Inquisition, eine Materie, die, wie Referent glaubt, noch mancher Ergänzungen und insbesondre Forschungen aus ungedruckten Quellen bedürfte, beginnt der Verfasser die Geschichte der Einführung der Staatsinquisition in Castilien mit einer Schilderung des Judaismus in Spanien.

Referent übergeht hier die früheren Jahrhunderte und beschränkt sich auf das, was der Verfasser vom Judaismus in Spanien im 14. und 15. Jahrhunderte und seine Fortpflanzung bis in die neuere Zeit sagt.

Schon im 14. Jahrhunderte drangen die Cortes und Concilien auf Beschränkung der großen Vorrechte der Juden, die nicht selten die Haushofmeister, Verwalter und Schatzmeister der Könige und Granden waren, unter denen man sogar Finanzminister und Günstlinge der Könige trifft, welche eigentlich die Zügel der Regierung führten. Sie hatten ihre eignen Richter, wurden nach besondren Rechten und Gesetzen beurtheilt und durften vermöge ihrer Privilegien, von denen sie manche vor den Christen voraus hatten, nur auf ausdrücklichen Befehl des Königes verhaftet werden.

Dieselbe Erscheinung, welche der Verfasser hier von Spanien nachweist, findet sich auch in Portugal. Von der Regierung des Affonso Henriques bis zur Zeit Don Manoel's hatten die Juden den gleichen Genuß der politischen Rechte, wie die Christen, sie bekleideten die angesehensten Aemter und ihre Namen finden sich in der Ausfertigung königlicher Befehle, die sie bekannt machten. Johann I. bestätigte am 17. Juli 1392 den Juden die Privilegien, die sie von den Päpsten Bonifaz IX. (Rom. 1389. 2. Juli) und Clemens VI. (Avignon 1247 5. Juli) erhalten hatten, auf Bitten seines jüdischen Leibarztes, und fügte im Jahre 1422 neue Privilegien hinzu.

Doch viel gefährlicher, fährt der Verfasser fort, als die wirklichen Juden waren die scheinbar zum Christenthum Bekehrten, deren Zahl seit der Judenverfolgung am Ende des 14. Jahrhundertes ungeheuer zugenommen hatte, sie bedrohten die spanische Nationalität, wie den christlichen Glauben, suchten Gibraltar, den Schlüssel Spaniens, durch Geld in ihre Hände zu bringen und benützten Ehrenstellen, Familienbande und Reichthum, um dem Judenthume den Sieg über die spanische Nationalität und den christlichen Glauben zu verschaffen.

Die unter solchen Umständen von den Judaisten drohende Gefahr erkannten Laien und Cleriker und waren überzeugt, daß von Seite der Regierung Etwas geschehen müsse; es gelangten deßhalb, als sich Ferdinand und Isabella (1477—78) zu Sevilla aufhielten, wiederholte Gesuche an sie, bis sie sich zur Einführung der Inquisition in Castilien entschlossen. Sixtus IV. gab am 1. November 1478 hiezu die kirchliche Erlaubniß und gestattete den beyden Herrschern zur Untersuchung und Bestrafung der Haeresie zwey oder drey kirchliche Dignitare, Welt- oder Ordensgeistliche aufstellen zu dürfen, welche wenigstens vierzig Jahre alt, rein an Sitten, Magistri oder Baccalaurei der Theologie, oder Doctoren oder Licentiaten des canonischen Rechtes seyn mußten. Aber Ferdinand und Isabella versuchten zuerst noch andre Mittel, um dem Kryptojudaismus Einhalt zu thun, sie wollten auf dem Wege einer friedlichen Mission von Welt- und Ordensgeistlichen, die für die Belehrung der Verführten aufgestellt wurden, wirken, und gewiß mit ihrem Willen ließ der Cardinal Mendoza einen Abriß dessen was der Christ zu thun und wie er sich zu benehmen habe, von der Stunde seiner Taufe bis zu der seines Todes, veröffentlichen und an alle Pfarrkirchen seiner großen Diöcese anheften. Als aber die Bemühungen der Missionäre scheiterten, als gegen das Verfahren der Herrscher, so wie gegen die ganze christliche Religion eine beißende und bittere Schrift erschien, wurden kraft der päpstlichen Bulle zwey königliche Inquisitoren für Sevilla aufgestellt, die beyden Dominikaner Michael Morillo und Juan Martin; ihnen wurde der Weltpriester Dr. Juan Ruiz, Rath der Königin, und ihr Hofkaplan Juan Lopez del Barco beygegeben.

„In diesem Schritte, heißt es S. 382, haben wir den Anfang der neuen oder spanischen Staatsinquisition zu erkennen, welche von dem gleichnamigen kirchlichen Institute darin abweicht, daß die mit Untersuchung und Bestrafung der Ketzer beauftragten Personen — mochten sie Geistliche oder Laien seyn — nicht als Diener der Kirche, sondern als Staatsbeamte erschienen und Bestallung sammt Instruktion von dem Fürsten erhielten.“

Referent ist mit dem Verfasser ganz darin einverstanden, daß die besonders vom Kryptojudaismus wie auch von den Neubekehrten aus dem Islam drohende Gefahr die nächste Veranlassung war zur Einführung der Inquisition in Spanien und er setzt hinzu, auch in Portugal; er giebt gleichfalls zu, daß dieses Institut einer vom Staate getroffnen Maaßregel in beyden Ländern seine Einführung zu danken hat und in seinem Fortgange eine Staatsanstalt war, eine Ansicht, die auch in beyden Ländern die gewöhnliche ist, [5]) aber mit der Annahme des Verfassers S. 175, daß nach dem Zeugnisse Borrow's (the bible in Spain London 1843. Vol. I. p. 226 seq.), der Judaismus sich bis auf die heutige Zeit unter den Bischöfen der Halbinsel insgeheim erhalten habe, kann Referent nicht einverstanden seyn. Der leichtgläubige Colporteur der englischen Bibelgesellschaft erzählt, wie uns S. 277 mitgetheilt wird, er sey auf seinem Wege nach Talavera im Anfange des Jahres 1836 einem eigenthümlich gekleideten Manne begegnet, der halb Spanier, halb Fremder zu seyn schien; in der That aber ein äußerlich und zum Scheine sich zum Christenthum bekennender Jude war, der seinen Reisegefährten auch für einen solchen hielt, ihn gleich in die tiefsten Geheimnisse seiner Familie blicken ließ, und unter Anderem ihm mittheilte, daß die gelehrtesten uud berühmtesten Geistlichen aus einem Blute mit ihm stammten und er jährlich an einem gewissen Festtage von vier Würdenträgern der Kirche besucht werde, die, wenn Alles verschlossen und sicher sey, nach Beendigung der gehörigen Cerimonien sich an den Boden nieder setzten und fluchten. Lautet dieser Bericht schon einerseits dadurch unwahrscheinlich, daß ein Fremder gleich bey dem ersten Begegnen in die tiefsten Geheimnisse des Kryptojudaismus eingeweiht wird, in Geheimnisse, deren Enthüllung den Theilnehmern eine schwere Ahndung zuziehen würde, so verliert er auch andrerseits dadurch alle Glaubwürdigkeit, daß er in das Jahr 1836 gesetzt wird, in welchem von den zwey und sechzig bischöflichen Stühlen Spaniens fast die Hälfte erledigt war, und vier Bischöfe, ohne großes Aufsehen zu erregen, nicht in einem Hause zusammen kommen konnten.

Es ist richtig, daß bey einzelnen Familien sich noch eine Hinneigung zum Judaismus findet, aber von der Erhebung eines Clerikers aus jüdischem Stamme auf einen bischöflichen Stuhl findet sich weder in früherer Zeit, wo die übliche Untersuchung de genere mit aller Genauigkeit geführt wurde, noch in jetziger auch nur ein einziges Beyspiel.

Die neuernannten Inquisitoren zu Sevilla verwalteten ihr Amt auf eine solche Weise, daß Sixtus IV. in einem Breve vom 29. Januar 1482, worin er sich über die Erschleichung der Bestätigungsbulle beklagte, sagt, er wolle nur aus Rücksicht auf die beyden Herrscher die zwey getadelten Inquisitoren nicht absetzen, welche sogar Leute gestraft hätten, die gar keine Ketzer seyen. Um dieselbe Zeit ernannte er auch den Erzbischof Don Inigo Manrique von Sevilla als päpstlichen Appellationsrichter, an welchen von den Sentenzen der königlichen Inquisitoren appellirt werden könne, und nahm durch eine fernere Bulle vom 2. August 1848, selbst Appellationen von den Verfolgten an, weil es

5) Hasta el tiempo de los Reyes Catolicos, sagt der Deputirte Barcena in der Sitzung der Cortes vom 4. Jänner 1813 über die Einführung dieses Institutes, el tribunal de Inquisicion estaba reducido á la sola autoridad ecclesiastica. — Pero los Reyes Catolicos, estimulados por una parte de las inquietudes y turbulencias causadas en elestado religioso y politico por los judayzantes, y rezelandose muy prudentemente de otras mayores con la expulsion de los judéos y con la conquista de Granada, que entraban en sus grandiosos designios creyeron necesario ponerse de acuerdo con el Sumo Pontifice para precaver por los medios mais vigorosos y oportunos los males de que se rezelaban. Discusion del proyecto de decreto sobre el tribunal de la inquisicion. Cadiz en la imprenta nacional 1813. pag. 56.

manchen Angeschuldigten gar nicht gestattet worden sey, sich an den päpstlichen Appellationsrichter zu wenden.

Ferdinand und Isabelle ließen sich indessen hiedurch von ihrem Plane, die Inquisition zu einer Staatsanstalt zu machen, nicht abbringen, und vermochten den Papst einzuwilligen, daß sie den Prior des Dominikanerklosters in Segovia als Großinquisitor für ganz Castilien und bald darauf auch für Arragonien bestellten und ihn zur Ernennung weiterer Unterinquisitoren ermächtigten.

Torquemada errichtete hierauf vier Inquisitionstribunale zu Sevilla, Cordova, Jaen und Villa Real (später nach Toledo verlegt), und entwarf ausführliche Statuten für dieselben, während Ferdinand dem Großinquisitor einen obersten Inquisitionsrath aus Theologen und Juristen zur Seite gab, dessen Präsident der Großinquisitor selbst in der Art seyn sollte, daß er in den rein geistlichen Fragen nur den Rath dieses Collegiums zu hören habe, in den bürgerlichen und juristischen Punkten dagegen an die Stimmenmehrheit der Räthe gebunden seyn müsse.

Als einen zweyten politischen Grund, weßhalb die spanischen Könige die Inquisition in aller Weise begünstigten, giebt der Verfasser den an, daß sie das wirksamste Mittel war, Adel und Clerus unbedingt der Krone zu unterwerfen und die absolute Autorität des Regenten zur Vollendung zu bringen.

Diesen staatlichen Charakter der spanischen Inquisition hat auch die genauere Geschichtsforschung der neueren Zeit vollkommen anerkannt, wie die vom Verfasser angeführten Ansichten von Ranke, Heinrich Leo, Guizot und Lenormant beweisen; auch die Statuten vom Jahre 1484 charakterisiren die spanische Inquisition überall als ein Staatsinstitut, denn es wiederholen sich immer in denselben die Ausdrücke: die Hoheiten bestimmen, befehlen, verzeihen, es ist gar nicht der Wille ihrer Hoheiten u. s. w.

Ein Seitenstück zu diesen Ausdrücken bildet eine unter Pombal's Ministerium hinsichtlich der Inquisition in Portugal erlassene Verordnung vom 20. März 1769, worin neuerdings befohlen wird, der Inquisition, wie früher bey Anreden, Schriften und Bittgesuchen den Titel Majestät, wie der Person des Königes selbst zu geben.

Es ist mir berichtet worden, sagt Joseph I., daß, während alle Tribunale, aus denen mein königlicher Hof besteht, als Verwalter meiner königlichen Gerichtsbarkeit, sowohl der freywilligen wie der streitigen, weil sie in der Ausübung der einen, wie der andren meine königliche Person vorstellen und in meinem Namen die Angelegenheiten entscheiden, von jeher den Titel Majestät führten und ihn noch führen, sich bey dem allgemeinen Rathe (conselho geral) des heiligen Officiums, einem durch seine Einrichtung und seinen Dienst am meisten und unmittelbar mit meiner königlichen Person verbundenen Tribunale, der Mißbrauch eingeschlichen hat, ihm die Anrede zu geben, die seinem Präsidenten gebührt, wie dieß bey dem Senate der Municipalkammer von Lissabon, welcher das versammelte Volk repräsentirt, der Fall ist; da beynahe alle Beamte, welche das Corps des allgemeinen Rathes bilden, Mitglieder meines Rathes sind und im Rathe des heiligen Officiums meine königliche Gerichtsbarkeit nicht nur in Criminal- und Disciplinarsachen gegen Alle, welche sich gegen die Religion vergehen, sondern auch in den Civilsachen der Privilegirten ausüben, welche zu ihrem Forum gehören (nämlich aller Familiaren); da mir ferner bekannt ist, daß sich die Intriguen der sogenannten Jesuiten dieses Mißbrauches als eines Mittels bedienten, um das Ansehen des erwähnten Tribunals des heiligen Officiums herabzuwürdigen, ich aber einen so sonderbaren Mißbrauch aufheben will: so verordne ich, daß man in Anreden, Schriften und Bittgesuchen den allgemeinen Rath als Majestät behandle [6]).

(Fortsetzung folgt.)

6) Collecção da legislação portugueza zwenter Bd. Lisboa. 1829 p. 397 sq.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. May.

Nro. 98. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhundertes.

(Fortsetzung.)

Diese Verordnung beweist, daß man auch in Portugal sich der Inquisition als einer Staatsanstalt gegen Adel und Clerus bediente. Nicht ganz richtig aber ist, was der Verf. S. 298 über Pombals Verhältniß zur Inquisition sagt. Pombal hat sich der Inquisition gegen die Jesuiten als Gesellschaft nicht bedient; denn die Verurtheilung Malagrida's war nur ein Anhang zu dem blutigen Urtheile über die Familie Tavora, in deren Prozeß Malagrida betheiligt war; nur wollte Pombal nicht, daß er von weltlichen Richtern gerichtet werde. Noch weniger kann Pombal der begeisterte Lobredner der Inquisition genannt werden, denn gerade er hat ihr ihren größten Einfluß geraubt.

Die portugiesische Inquisition hatte es nicht mit Protestanten zu thun, denn diese hatten, seit Johann IV. sich an Holland angeschlossen hatte, die ungestörte Uebung ihres Gottesdienstes in den Kapellen der Gesandten; ihre Opfer waren die sogenannten neuen Christen (christãos nóvos), Bekehrte aus den Juden und Mauren, die zum Theil nur dem Scheine nach Christen geworden waren, um im Lande bleiben zu können. Da die Benennung christãos novos vom Pöbel als ein Spottname gebraucht worden war und unter Don Manoel (1506) einen Aufstand veranlaßt hatte, so verordnete dieser, daß die neuen Christen gleich den alten in allen Rechten gehalten seyn sollten (1. März 1507); später wurde jedoch, besonders unter der spanischen Herrschaft, den neuen Christen die Zulassung zu Beneficien und Präbenden verweigert, und dieß am Ende auf alle Anstellungen im Staate ausgedehnt, weßhalb Untersuchungen de genere statt fanden. Unter Pombals Ministerium wurde am 25. Mai 1773 die Verordnung Don Manoels erneuert und dieser Unterschied gänzlich aufgehoben. Eine weitere Verordnung vom 15. December 1774 verbot den Inquisitoren, diejenigen, welche sich mit der Kirche versöhnen wollten, nach den ihr von der Inquisition auferlegten Büßungen noch ferner mit weltlichen Strafen, wie mit der Infamie oder der Einziehung der Güter zu belegen, da es unvereinbar sey, daß ein und dasselbe Tribunal, in so weit es die Kirche vorstelle, mit der dieser eigenthümlichen Milde die Bußfertigen aufnehme, in so weit es aber die weltliche Macht vorstelle, über sie ein Verdammungsurtheil ausspreche.

Der Verfasser ist hierin dem Werke des Grafen Alexis von St. Priest über die Verbannung der Jesuiten aus Portugal gefolgt, einem Buche, in welchem sich mehrere ungegründete Behauptungen über Pombal finden. Richtig ist, daß Pombal die Inquisition ganz in seiner Hand hatte, unrichtig aber, was wiederholt S. 298 und 360 angegeben wird, daß Pombals Bruder Großinquisitor war, denn Paulo de Carvalho hat niemals dieses Amt bekleidet.

Beysetzen hätte der Verfasser noch können, daß die Inquisition als Staatsanstalt in Spanien und Portugal mit der Einführung der Constitution fallen

mußte; deßhalb sagt auch das Aufhebungsdecret der spanischen Cortes (Cadiz 22. Februar 1813 Art. II): el tribunal de la Inquisicion es incompatible con la constitucion. Ferdinand VII. ließ sie zwar auf kurze Zeit wieder herstellen, aber mit der Einführung der Constitution von 1820 wurde sie wieder aufgehoben. In Portugal wurde das 1560 für den Staat von Indien zu Goa errichtete Tribunal schon am 12. Juni 1812 durch königliches Decret aufgehoben, die Tribunale auf dem europäischen Continente konnten aber nach der Einführung der Constitution von 1820 gleichfalls nicht mehr bestehen; sie waren bereits factisch aufgelöst, als das Gesetz vom 5. April 1821 ihre gänzliche Auflösung verordnete. Einen Einspruch dagegen erhob Niemand. Auch unter der Regierung Don Miguels wurde die Inquisition nicht wieder hergestellt; in der letzten Zeit ihres Bestehens hatte sogar ein großer Theil ihrer Mitglieder einer geheimen durch Kirche und Staat verbotenen Verbindung angehört.

Doch kehren wir zu den Bemerkungen zurück, die der Verfasser von S. 305 — 358 gemacht hat, um die Beschaffenheit dieses Gerichts näher aufzuklären; sie sind das Ergebniß sorgfältiger Studien, die ein unpartheyischer Sinn niedergelegt hat und Referent bedauert, wegen Mangel an Raum nur einige hervorheben zu können.

Man beurtheilt, sagt der Verfasser am Anfange derselben, die Inquisition häufig nach den Grundsätzen des neunzehnten, statt nach denen des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundertes, und darum nothwendig ungerecht; man vergißt, daß nach der mittelalterlichen Ansicht die Abirrung von der Religion ein Majestätsverbrechen, daß das Strafrecht jener Zeit viel härter und blutiger war, als das des neunzehnten Jahrhundertes, daß die Todesstrafe für Ketzerey nicht der Inquisition allein eigen, sondern damals allen Ländern und Confessionen gemein war, daß Hexen und Zauberer eben so sehr in Deutschland als in Spanien, und eben so blutig von Protestanten als von Katholiken verfolgt worden sind.

Der Verfasser erinnert daran, daß die ganze Inquisition auf dem Grundsatze: cujus est regio, illius est religio beruhe, führt uns die blutigen und barbarischen Strafen der Criminaljustiz des sechzehnten Jahrhundertes aus der Carolina vor, Strafen, die sich selbst heute noch zum Theile in den Gesetzbüchern aufgeklärter Staaten finden, und zeigt aus den Schriften Calvin's und Beza's, daß auch in protestantischen Kirchen ein Inquisitionsverfahren gleich dem in Spanien geherrscht habe, was auch von manchen Protestanten selbst, wie z. B. von Prescott, anerkannt wird. Zur Vervollständigung dieser geschichtlichen Darstellung hätte Referent gewünscht, daß der Verfasser auch der Gegner erwähnt hätte, die muthvoll gegen das Verfahren Calvins mit Servede aufgetreten sind. Hieher gehört zuerst Andreas Duditius, vor seinem Uebertritte zum Protestantismus Bischof von Fünfkirchen, der sich in einem Briefe an Beza über die Verhängung der Todesstrafe gegen Häretiker in bittre Vorwürfe ergoß und Servede's und Gentilis trauriges Loos beklagte. Ihm antwortete Beza, indem er die Verurtheilung Servede's als eine Angelegenheit der weltlichen Obrigkeit darstellte: exustus est sane, sed nimium sero, qui utinam nunquam natus fuisset: estque ob eam rem et a vicinis et a longissime remotis ecclesiis magistratus optimo jure collaudatus. Aber treffend widerlegte Duditius den Widerspruch, das der Obrigkeit beyzulegen, was von den Lehren der Theologen selbst ausgehe[7]). Hieher

7) Mini Celsi Senensis de haereticis capitali supplicio non afficiendis. Adjunctae sunt ejusdem argumenti Theodori Bezae et Andreae Duditii epistolae duae contrariae. s. l. 1584. 8. Duditius sagt in seiner Antwort vom 1. August 1570: loc. cit. fol. 253: non nos, inquis, sed auditores nostri omnia caedibus et sanguine replent, non nos sed magistratus dissentientes a nobis mactant. Ipsi gladio feriunt, ipsi ignes admovent, et horrendis cruciatibus haereticos dilaniant. Scio haec a vobis in hunc modum excusari. Sed dic mihi vicissim, nonne vos hanc in eorum animos doctrinam instillatis, ut gloriosum esse atque salutare persuadeatis, si quis religionem, si quis conscientiarum libertatem armis asserat?

gehört auch der Prediger Gantner, welcher auf der im Jahre 1571 zu Chur gehaltenen Synode die Verhängung der Todesstrafe gegen Häretiker bestritt, aber von der Synode, welche beschloß, daß der Magistrat berechtigt und verpflichtet sey, die Häretiker mit dem Schwerte zu bestrafen, seines Amtes entsetzt wurde [8]).

Der eigentlichen Hexenprozesse waren in den südlichen Ländern weit wenigere, als in Deutschland und das Verfahren der Inquisition war gegen sie weit milder; eine solche Untersuchung leiteten die Inquisitoren überhaupt nur dann ein, wenn der Abfall vom christlichen Glauben entschieden vorlag.

Ohne der Inquisition das Wort reden zu wollen, ist Referent der Meinung, daß eine Parallele zwischen dem Inquisitionsverfahren im Allgemeinen und dem Hexenprocesse, wie er in Deutschland bestand, zum überwiegenden Nachtheile unsres Vaterlandes ausfalle. Die Häresie war nach der älteren Ansicht ein Verbrechen gegen den Staat und wurde selbst noch als solches von Theologen aller Confessionen betrachtet, als sich das Verhältniß des Staates zur Kirche durch die Reformation geändert hatte. Nicht so betrachtete das ältere kanonische Recht die Hexerey; in den Pönitentialbüchern und im Decrete Gratians wird noch die Ansicht ausgesprochen, daß die Hexenfahrten nur heidnischer Unsinn und eine vom bösen Geiste vorgegaukelte Phantasterey seyen; erst, als die Hexerey sich mit den Häresien des Mittelalters verband, fiel sie der Inquisition anheim; aber auch damals wurde sie an einzelnen Orten, wie von dem 1310 zu Trier gehaltenen Concil als Unding erkannt, und später trat eine Reihe von angesehenen Zeugen aus allen Confessionen gegen sie auf. Das Prozeßverfahren der Inquisition stimmte meistens mit dem der damaligen Criminaljustiz zusammen, das gegen die Hexen in Deutschland dagegen war übereilt, bot eine Menge Nullitäten dar, gestattete keine Defension und fällte selbst, wenn der von solchen Unglücklichen angegebene Thatbestand gar nicht vorhanden war, nur der bösen Intention wegen ein blutiges Urtheil. Johann von Schönenburg, Erzbischof von Trier, sagt in seiner Verordnung vom 18. December 1591 von diesem Verfahren, daß viel Nullitäten und Unrichtigkeit sowohl im Prozeß als in der Execution vorgekommen sey und viele Personen bey währendem Prozeß, zugleich Ankläger, Zeugen, ja auch bisweilen Mitrichter gewesen. Endlich ist selbst die Zahl der Opfer, welche in Deutschland durch das Verfahren der Hexenrichter aller Confessionen fielen, bedeutend größer, als die der von der Inquisition gefällten Todesurtheile, und die größte Zahl derselben wurde noch dazu erst im siebzehnten Jahrhunderte verurtheilt. So sagt der nassauische Rath Hermann Schmidt in der Vorrede der Uebersetzung von Friedrich Spee's cautio criminalis, welche er zu Frankfurt 1649 drucken ließ: „Dahero dann vor nun fast zwantzig Jahren an

---

Nonne praeclare de pietate et Christi ecclesia merere ostenditis, qui principibus viris caedem inferunt, qui totas civitates diripiunt, exurunt, innumerabiles homines crudeliter contrucidant? Deinde vero, si quis doctrinae, quam vos traditis ordinem perturbet, atque ad scripturae examen revocet, nonne hunc magistro carnifici subjiciendum docetis? neutrum negare potes.

Und fol. 259. Non nos, inquis, sed magistratus supplicium de haereticis sumunt. Videor mihi vocem illam exaudire: nobis non licet, quenquam occidere. Pontificii quoque non secus et faciunt et dicunt, postquam morte dignos judicarunt, quos haereticos vocant, magistratui excarnificandos tradunt. Non meministi juris consultorum dictum: qui per alios facit, per se facere videtur. Quisquis ejus rei causa est, quae eo imperante, aut etiam persuadente fit. An ita clam est, quo autore et impulsore Servetus (nihil nunc quidem de ipsius doctrina, sed de vestris tantum moribus loquor) crematus sit, ut de eo adhuc ambigamus?

8) Man vergl. über die Beschlüsse der Synode de Porta hist. reform. eccles. raetic. Curiae Raetorum et Lindaviae 1772. 4. T. I. pag. 540 und 553.

vielen Orthen Teutſches Landes ein ſolches Sengen, brennen, braten und Metzgen der Menſchen entſtanden, daß der Rauch und Geſtanck der ertödteten Cörper ultra montes et maria geflogen, vnd das liebe Teutſchland bey andern Nationen nicht umb ein geringes ſtinkend geworden iſt, und gieng es demnach, wie der Prediger Salomon in ſeinem 4 cap. Vers 1 ſagt: Ich wante mich und ſahe an alle die unrecht leyden under der Sonnen, und ſiehe da waren Thränen, deren die unrecht leyden, und hatten keinen Tröſter, unnd die jhnen unrecht thaten, waren zu mächtig, daß ſie keinen Tröſter haben könnten u. ſ. w.“

Ausführlich hat der Verfaſſer S. 313 — 318 dargethan, daß die ſpaniſche Inquiſition kein Product der römiſchen Glaubensdeſpotie geweſen ſey, im Gegentheile die Päpſte, dieſem Inſtitut am wenigſten geneigt, faſt zu allen Zeiten ſeine Beſchränkung verſucht haben, weßhalb der römiſche Stuhl in der Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition wirklich ehrenhaft und als ein Beſchützer der von der Härte der Inquiſitoren Verfolgten daſtehe. Was der Verfaſſer von Spanien nachgewieſen hat, kann Referent auch von Portugal beſtätigen.

Fünfzehn Jahre dauerten die Unterhandlungen Königs Johann III. mit dem römiſchen Stuhle, bis es ihm gelang, für die Einführung eines bleibenden Inquiſitionstribunals die päpſtliche Bulle zu erhalten. Clemens VII. hatte zwar am 17. December 1531 den Biſchof von Ceuta, Diogo de Sylva, zum Inquiſitor für Portugal ernannt, aber die neuen Chriſten ſtellten dem römiſchen Stuhle vor, ſie ſeyen mit Gewalt bekehrt worden, man habe ihre Kinder wider ihren Willen getauft, ſie nicht gehörig unterrichtet und ihnen verſprochen, zwanzig Jahre lang gegen ſie keine Unterſuchung einzuleiten. Dieſe Vorſtellungen bewogen den Papſt, am 7. April 1533 eine allgemeine Verzeihung für die Neubekehrten zu erlaſſen (Bullar. rom. ed. Cherubini Romae 1638. T. I.) und, als dieſe von Seite des Staates keine Anerkennung fand, in einem ſpäter erlaſſenen Breve die Beobachtung desſelben nachdrücklich einzuſchärfen. Auch ſein Nachfolger Paul III. erließ am 12. October 1535 eine Bulle, durch welche er unter dem Verſprechen der Strafloſigkeit für die vergangene Zeit die neuen Chriſten mit der Kirche zu verſöhnen trachtete. Erſt am 23. März 1536 erlangte Johann III. nach vielen Schwierigkeiten von ihm die Bulle der Einführung der Inquiſition in Portugal; doch fürchtete der Papſt noch immer, es möchten unlautere Motive, wie Leidenſchaft, Härte und Habſucht dabey obwalten; denn er beſtimmte, daß in den erſten drey Jahren nur das Verfahren, das bey den weltlichen Gerichten gebräuchlich war, angewendet und vor zehn Jahren keine Güterconfiscation ausgeſprochen werden könne.

Die wiederholten Klagen der neuen Chriſten zeigten auch wirklich, daß die Befürchtungen des Papſtes nicht ungegründet waren; er befahl deßhalb, daß kein Urtheil gegen die gefangenen neuen Chriſten vollzogen werde, bis der für Portugal beſtimmte Nuntius Johann Ricci de Monte Politiano, erwählter Erzbiſchof von Manfredonia, ihm Bericht erſtattet habe; aber der König Johann III. nahm dieſen päpſtlichen Befehl nicht geneigt auf, wie ſich aus der Antwort des Papſtes vom 16. Juni 1545 ergiebt; er beklagte ſich heftig über die neuen Chriſten, ſchonte auch des Papſtes nicht, ſondern drang darauf, daß der päpſtliche Befehl zurückgenommen und die Unterſuchung mit aller Strenge fortgeſetzt werde. Zugleich ergiebt ſich, daß Johann III. von Allem, was am päpſtlichen Hofe vorgieng, genau Nachricht hatte.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. May.

Nro. 99. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

The Life and Correspondence of Thomas Arnold D. D. late Head-master of Rugby School and Regius Professor of modern history in the university of Oxford. By Arthur Penryn Stanley M. A. In two Vol. Third Edition. London 1844.

Der an mehreren Orten geäußerte Wunsch, es möchte dieses in einem Jahre dreymal aufgelegte Buch ins Deutsche übertragen werden, ist bisher unerfüllt geblieben und bleibt es wohl auch. Für England haben die reichen Mittheilungen, die vortrefflich angelegt und gefaßt sind, ohne Zweifel großen Werth; dem Auslande liegt der Inhalt meistentheils zu fern als daß es viel Gefallen daran finden könnte. Gar viel ist nämlich die Rede von den Partheyen im Staate, besonders aber in der anglicanischen Kirche, zwischen denen D. Arnold einen Platz allein für sich einnahm und gegen beide Seiten hin vertheidigte, indeß er von beiden vielfach angefochten war. Dieß hat natürlich die Aufmerksamkeit seiner Landsleute erregt und mag sie noch lange, vielleicht künftig noch mehr beschäftigen; den Fremden kann es so nicht anziehen, obgleich das seltene Beyspiel von Bewahrung voller Unabhängigkeit des Urtheils, heutzutage besonders, allgemein bekannt zu werden verdient. Bezeichnend ist für Arnold's Standpunct vornehmlich sein Verhalten gegen die, erst in der jüngsten Zeit ohne Zuthun des Staates und der Kirche, vornehmlich auf Lord Brougham's Betrieb, errichtete, für jedermann zugängliche, Universität London. Arnold, in den Rath derselben gewählt, setzte mit vieler Mühe durch, daß unter die Bedingungen des Baccalaureates, und mithin der höheren akademischen Grade, eine Prüfung in der biblischen Geschichte und über eines der vier Evangelien aufgenommen wurde. Als der Rath in einer späteren Sitzung diesen Beschluß dahin abänderte, daß jene Prüfung zwar Statt finden, jedoch von den Bewerbern sollte abgelehnt werden können, trat Arnold aus, obgleich in dem Rathe drey englische Bischöfe blieben: er wollte, erklärte er, nicht in Verbindung mit einer Anstalt seyn, die den christlichen Charakter aufgäbe.

„Es giebt jetzt Leute, schrieb er schon etwas früher, die allen Unterschied der Religionen für unerheblich halten und daher meynen, Juden, Mahomedaner, Hindu und Benthamiten (Radicale) könnten ohne Anstand in einer Schule seyn. Naturlehre mögen sie allerdings mit einander hören, aber Naturlehre ist nicht Erziehung; und wie sie, bey so ganz verschiedenen Lebens-Ansichten, einerley Unterweisung in Pflichten gegen Gott und Menschen sollten empfangen können, vermag ich nicht zu fassen." II. 23.

Und da von den Liberalen, die ihn längst als einen der Ihrigen betrachteten, die Gleichstellung der Juden begehrt wurde:

„Da ich entschlossen bin, gegen den Vorschlag zu Gunsten der Juden aufzutreten, so wünschte ich, es möchte ein tüchtiger Mann den niedrigen jacobinischen Begriff von dem Staatsbürger Rechte, wornach dieses Allen welche Steuer zahlen gebührt, ans Licht stellen. Anspruch auf Schutz giebt nach meiner Ansicht die Steuer-Zahlung, aber nicht auf das Staatsbürger-Recht. Hätte ich Zeit und Sachkenntniß genug, so würde ich die Grundsätze erörtern, nach welchen in der alten Welt die Verhältnisse der παροικοι, μετοικοι ꝛc. bestimmt waren. Aus der Aufhebung alles Unterschieds entsteht confusio omnium rerum." I. 379.

Ferner:

„Die Welt besteht aus Christen und Nicht-Christen; mit jenen allen sollten wir Eins seyn, mit diesen aber nicht. Ich möchte dem Parlamente danken, daß es Unterschiede zwischen Christen und Christen aufgehoben hat; ich möchte es bitten, Unterschiede zwischen Christen und Nicht-Christen aufrecht zu halten. Die Juden in England sind Fremde; so wenig befugt an unserer Gesetzgebung Theil zu nehmen, als ein Miethmann an den Vorkehrungen die der Eigenthümer des Hauses darin trifft. Hätten wir sie mit Gewalt hieher geführt und dann gleiches Recht ihnen verweigert, so würden sie sich mit Grund beschweren; ob mich gleich dünkt, selbst in diesem Falle würden wir nicht unrechtmäßig verfahren, wenn wir sie in ein Land brächten, wo sie unabhängig für sich leben könnten; denn England ist das Land der Engländer, nicht der Juden. Und hierüber sind meine Freunde in Deutschland eben so völlig mit mir einverstanden als in meinem Widerwillen gegen das protestantische Uebergewicht in Irland, welches das Land der Iren ist und daher nicht von diesen, sondern von uns geräumt werden sollte, wenn unser Gewissen sich dagegen sträubt, daß wir auf gleiches Recht mit ihnen zusammenwohnen.“ II. 32.

Genug um die hohe Selbständigkeit des Mannes erkennen zu lassen, der sich nie der in England mächtigen Gewohnheit fügte, Meynungen, die man nicht theilen kann, darum zu vertreten, weil sie einer Parthey angehören oder zusagen, deren Richtung man im Allgemeinen billigt.

Unter dem Vielen was Arnold während eines nicht langen Lebens (geb. 1795, gest. 1842) geleistet und gewirkt hat, ist sein Vorgang in Verbesserung des Unterrichts und der Erziehung an der mittleren gelehrten Schule bey weitem das Bedeutendste. Davon einiges aus den vorliegenden zwey Bänden auszuheben ist allein die Absicht gegenwärtiger Anzeige, obgleich daraus noch manches andere bemerkenswerthe, namentlich von Arnold's Besuchen in Frankreich, Italien und Deutschland, das er den beyden vorzog, II. 389., mitgetheilt werden könnte.

Er begann 1820 mit einer Privat-Anstalt zu Laleham, wo er acht Jünglinge zur Universität vorzubereiten unternahm. An die Stelle der Abgehenden traten immer andere. Die gründliche Bildung, welche die meisten auf die Universität mitbrachten, erwarb ihrem Lehrer so große Achtung, daß er 1828 bey der Wahl eines Vorstehers der gestifteten Schule (Gymnasium) zu Rugby vielen älteren und bekannteren Bewerbern vorgezogen wurde. Die Bedingung, unter welcher er das Amt annahm, daß er darin ganz freye Hand behielte, wurde ihm von den zwölf Stifts-Pflegern gern zugestanden, da ein angesehenes Mitglied der Universität Oxford ihnen zu Gemüth führte, Arnold sey der Mann, das englische Schulwesen von Grund aus zu verbessern. War diese Erwartung zu hoch, so ging sie doch so fern in Erfüllung daß Rugby durch ihn zu dem Ansehen einer Muster-Anstalt gelangte. Die Schule, die in sechs Abtheilungen gewöhnlich gegen 300 oft noch beträchtlich mehr Zöglinge von zehn bis achtzehn Jahren zählte, war etwas herabgekommen. Sie zu heben, griff Arnold rasch zu. „Da giebt es, sagte er, genug zu thun für einen Freund der Reform; es ist aber auch viel weniger unangenehm, sich mit Uebeln zu beschäftigen, denen man hoffen darf selbst abhelfen zu können, als mit solchen, bey denen man auf die Aeußerung von Meynungen und Wünschen beschränkt ist.“ I. 100. Denn gewaltig war ihm schon frühe jener Spruch des edlen Persers (Herodot. IX. 18) zu Herzen gegangen: ἐχθίστη ὀδύνη ἐστὶ τῶν ἐν ἀνθρώποισι αὕτη, πολλὰ φρονέοντα μηδενὸς κρατέειν. Nach vier Jahren schrieb er:

„Unser kleines Gemeinwesen schreitet ruhig und, wie mich dünkt, befriedigend fort. Zum Glück bin ich unbeschränkter als Lord Grey (damals erster Minister), kann nach eigenem Gutfinden stehen lassen oder ändern; es sind da keine Radicale, die mehr fordern und keine Tory, die weniger einräumen wollen.“ I. 389.

(Fortsetzung folgt.)

Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts.

(Schluß.)

Der päpstliche Nuntius war abgereist, ehe das Breve, welches den Befehl enthielt, die Executionen zu suspendiren, ausgefertigt worden war; dieß geschah erst nach seiner Abreise; dennoch wurde ihm

der Eintritt in die Staaten des Königs verweigert, obgleich das Breve in Portugal noch nicht eingetroffen war [9]).

Die Ungerechtigkeit und Grausamkeit der Inquisitoren, über welche fortwährend Klagen erhoben wurden, sagt Paul III., so wie der Umstand, daß man ihn selbst einer allzugroßen Rücksichtnahme gegen den König anklage, habe ihn veranlaßt, seinen Nuntius zu schicken, um die Sache genau untersuchen zu lassen, [10]) unbegreiflich sey ihm in einer so wichtigen Sache das Verfahren des Königes, den er an die große Verantwortung, die für ihn hieraus entstehe, erinnert, neque enim tua Serenitas, fährt Paul III. fort, ex hoc mirari aut offendi debet, si in tanta re, ubi de fide catholica et vita tot hominum agitur, nos ministrorum ipsius inquisitionis, presertim male audientis curam gerere et administrationis eorum rationem interdum revidere velimus, ne sanguis occisorum a nobis et tua Serenitate postea requiratur etc. und schließt mit dem starken Ausdrucke: teque in ceteris praestantissimum regem in his tamen dissimilem tui ac majorum tuorum esse miramur.

Johann Ricci erhielt endlich doch die Anfangs verweigerte Zulassung; sein Bericht scheint nicht günstig für den König und die Inquisitoren gelautet zu haben; denn Paul III. fand sich veranlaßt, am 11. Mai 1547 wieder eine Bulle zu erlassen, welche den Bußfertigen gänzliche Verzeihung versprach, deren Veröffentlichung aber ein ganzes Jahr verzögert wurde [11]).

Die Fürsprache, welche die Inquisitoren um Milde für den überwiesnen Haeretiker bey der weltlichen Obrigkeit einlegten, hält der Verfasser für mehr als eine leere Formel; jene Fürsprache ist gewiß aus dem alten Gebrauche entstanden, den der Clerus beobachtete, Fürsprache für einen zum Tode Verurtheilten einzulegen, eine Sitte, die in Bayern noch am Anfange dieses Jahrhundertes gebräuchlich war, wo die Dekanate bey den Gerichten die Bitte de non fundendo sanguine stellten. Ursprünglich mag diese Bitte auch wirklichen Erfolg gehabt haben, allein schon zu der Zeit der Einführung der Staatsinquisition scheint sie nicht mehr als eine leere For-

9) Attulit ad nos, schreibt Paul III. am 16. Juni 1545, nuper dilectus filius Simon de Vega literas serenitatis tuae 13. Januarii Ebore datas longissimas illas quidem, in quibus causas petitae per te inquisitionis ab initio repetens, de ultimo brevi, per quod inhibuimus, ne contra neophytos incarceratos ad executionem procederetur, donec nos a Joanne Riccio electo Sipontino quem ad te nuntium misimus de quibusdam informaremur, multa Serenitas tua queritur, contra ipsos neophytos gravissime invehitur, ne nostris quidem parcit, ad postremum omni instantia petens, ut inhibitione revocata inquiri isthic contra hereticam judaicamque perfidiam plena severitate velimus etc.

10) Nam cum gravissimae atque acerbae de ministris ipsius inquisitionis ad nos querelae et antea essent delatae et assidue deferrentur tanquam suo officio injuste et crudeliter utentibus, nosque de nimio erga Serenitatem tuam respectu subaccusaremur etc.

11) Das Breve Paul III. vom 16. Juni 1545 findet sich in einer Handschrift der Bibliothek zu Ajuda Coll. Vatic. Vol. 53, in derselben Sammlung befindet sich Vol. 38—40 eine große Zahl von Aktenstücken über die Mißbräuche der Inquisitoren in Portugal, die sich bey den von Rom angeordneten Untersuchungen ergaben. Der verschiednen Bullen, die zu Gunsten der neuen Christen erlassen wurden, erwähnt auch der Inquisitor Antonius de Sousa in seinen aphorismi inquisitorum. Lugduni 1669 pag. 550 lib. IV. cap. XV., ganz falsch aber ist, was er über die Motive sagt, die Paul III. zu Erlassung der erwähnten Bulle bewogen: Idem Paulus III. die 11. Maii 1547 occasione reducendi modum procedendi inquisitionis ad terminos juris, (nam antea magnis adhibitis moderationibus in favorem noviter conversorum procedebant inquisitores), bono ecclesiae exigente, ut servato juris rigore procederetur contra judaizantes, ne noviter conversi et eorum filii pro praeteritis erroribus rigorosae inquisitioni statim subjacerent, veniam generalem concessit. Fuit publicata 10 die Junii anno 1548. Als Mitglied des allgemeinen Rathes der Inquisition mußte Sousa die Verhandlungen, die mit dem römischen Stuhle geführt worden waren, recht gut kennen, seine Parteylichkeit aber hat ihn zur Unwahrheit verleitet.

mel gewesen zu seyn; daß sie später keine Bedeutung hatte, ergiebt sich aus der Bulle Clemens VIII. vom 23. August 1604, in welcher der Papst den neuen Christen allgemeine Verzeihung zusichert und unter den Gründen angiebt, daß er sich hiezu veranlaßt fände, weil die Inquisitoren ohne Nachsicht auf den Vollzug der über die Haeretiker verhängten Strafen drängen [12]).

Die jetzt geöffneten Archive der Inquisition lassen eine gründliche Bearbeitung ihrer Geschichte erwarten, welche Manches was bisher fast allgemein angenommen war uns in andrem Lichte darstellen wird. In Portugal beschäftigt sich mit einer solchen Arbeit der Bibliothekar zu Evora, Joaquim Heliodoro da Cunha Rivara, von dessen unpartheyischem Sinne sich eine dem wahren Verlauf der Dinge entsprechende Darstellung hoffen läßt.

Ximenes hat sich, so lange er das Amt eines Großinquisitors verwaltete, als einen zwar strengen aber geraden und durchaus rechtlichen Charakter gezeigt; als solchen läßt ihn uns der Verfasser auch noch auf einem andren Felde, wo man den ehemaligen Franziskaner schwerlich vermuthen würde, erblicken, nämlich bey der Eroberung von Oran. Dieser letzte Zug vervollständigt das Bild des großen Mannes, welches Raumer getreu mit den wenigen Worten giebt:

Er ist der Einzige, den seine Zeitgenossen zugleich als Staatsmann, als Krieger, als Gelehrten und als Heiligen bewundern. Ximenes verschied unter den Worten David's: in te domine speravi am 8. November 1517. Um seiner Tugenden willen wünschte Spanien seinen Namen unter denen der Heiligen zu sehen, und in den Jahren 1650 und 1655 stellte König Philipp IV. mehrere darauf bezügliche Ansinnen an den heiligen Stuhl, allein die Sache gedieh in Rom nicht zur vollen Erledigung, aber in vielen Gegenden Spaniens wird Ximenes faktisch wie ein Heiliger verehrt.

Der Verfasser schließt diese Monographie mit einer Parallele zwischen Ximenes und Richelieu, wie sie schon am Anfange des vorigen Jahrhundertes der Abbé Richard in einer eignen Schrift gezogen hat. Beyde kommen darin überein, daß Ximenes rücksichtlich der persönlichen Trefflichkeit entschieden der Preis gebühre.

Referent hätte gewünscht, daß der Verfasser eine kritische Einleitung über die von ihm benützten Quellen gegeben und Manches, um Wiederholungen zu vermeiden, zusammenhängender mit den Lebensverhältnissen des Cardinals, statt in eignen Abschnitten, dargestellt hätte. Eine Unterbrechung bildet auch der Vergleich zwischen Isabelle und Elisabeth, der obwohl gut gearbeitet doch für die Gränzen einer Monographie des Ximenes zu weitläufig ist. Immer aber hat sich der Verfasser sehr verdient um die Wissenschaft gemacht, indem er uns ein getreues Bild von dem großen Manne gab, von welchem ein Dichter treffend sagt: Qui stupet ex humili me pervenisse cucullo Praesulis ad culmen Cardineumque decus, Adjunctumque sagis sceptrum, Lybiamque subactam. Totque Deo et Musis templa dicata sacris: Virtutes potius stupeat, quibus orbis et omnis Cessit honos, tituli, purpura, regna, decus.

Friedrich Kunstmann.

---

12) Clemens VIII. anno 1604 die 23. Aug. novam veniam generalem concessit, quae publicata fuit in hoc regno 16. Jan. anno 1605. Causae, quae ex bulla hujus concessionis colliguntur, sunt tres. Prima, quod poenae contra haereticos latae absque remissione executioni mandantur per inquisitores etc. Der Inquisitor Sousa fügt die Bemerkung hinzu: quid mirum, cum rectissimi sint, si leges observant, si juxta determinationes summorum pontificum et consuetudines approbatas procedunt in imponendis poenis, si eadem in concedendis favoribus custodiunt? loc. cit. pag. 551. Wie wenig ihm überhaupt solche Bullen behagten spricht Sousa pag. 560 unverholen mit den Worten aus: mihi sufficiat venerari determinationes pontificum, cum semper eorum intentio in illud, quod melius est, feratur; licet aliquando ex importunis precibus aliqua concedant, quae concedenda non forent, et propter potentiam personarum multa deviantia a communibus regulis introducta sunt etc.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. May.

Nro. 100. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

The Life and Correspondence of Thomas Arnold etc.

(Fortsetzung.)

Die Gegner des Hergebrachten hatten zuversichtlich erwartet, Arnold würde in der Schulordnung überhaupt und besonders in der Schulzucht durchgreifende Veränderungen treffen. Das that er nicht.

Zwar gab er zu, daß die in allen öffentlichen Schulen Englands herkömmliche Abhängigkeit der jüngeren Schüler von den älteren (Fagging) ein Zustand sey, der oft gefährlich werden könne; allein in Schranken gehalten war, nach seiner Meynung, die Gewalt der älteren über die jüngeren auch von mehrfach guter, für das Leben erziehender Wirkung; zudem ließ sich bey dem Zusammenwohnen so vieler Knaben von verschiedenem Alter jenes Verhältniß nicht brechen noch durch ein anderes ersetzen, wollte man nicht einen Zwang üben, der noch schädlicher seyn würde. Er ließ es also beym Alten, bemühte sich aber unabläßig, und meist mit Erfolg, die älteren Schüler zu einer Gesinnung emporzuheben, in welcher sie ihre Gewalt nicht mißbrauchten, vielmehr als eine ihnen anvertraute, gleichsam obrigkeitliche, zu Aufsicht und Schutz ausübten. Blieb nun hierin die Erwartung derer, die sich einer Umgestaltung des Schulwesens versehen hatten, unbefriedigt, so verdachten sie es Arnold noch weit mehr, daß er unter den Strafmitteln auch die Ruthe, jedoch nur für die jüngern, und nur wegen schlechter Aufführung, beybehielt. Es wurden ihm deßhalb in Zeitschriften bittere Vorwürfe gemacht. Darauf antwortete er unter Anderem:

„Die Meynung, die sich hier ausspricht, ist mir wohl bekannt; sie stammt aus jener hochmüthigen Einbildung von persönlicher Unabhängigkeit, die weder vernünftig ist noch christlich, sondern ihrem Wesen nach barbarisch. Sie brachte über Europa im Mittelalter alle Plagen des Faustrechts und bedroht uns jetzt in der Gestalt des Jacobinismus ..... Einen phantastischen Sinn für Herabwürdigung durch körperliche Züchtigung in einem Alter anzuregen, wo man wahren männlichen Sinn für Herabwürdigung durch Fehler und Vergehen fast nie antrifft, ist das Weisheit? Oder vielmehr was kann verkehrter seyn, was mehr verstoßen gegen die Einfachheit, Nüchternheit und Anspruchlosigkeit, welche die besten Zierden der Jugend und die beste Sicherheit für die Ausbildung zu edler Mannheit sind?“ I. 115.

Indessen war es zu Rugby seltener als auf andern öffentlichen Schulen nöthig schwere Strafen zu verhängen, weil der Vorsteher mit unerschütterlicher Entschlossenheit jeden Schüler, der die Ordnung hartnäckig störte, aus der Anstalt entfernte; was zwar gewöhnlich in der Stille, nur in den schwersten Fällen durch förmliche und feyerliche Ausstoßung geschah, aber dennoch mehr als andere Strafen gefürchtet wurde. Sieht der Schulvorsteher, sagte Arnold, noch nicht ein, daß seine erste, zweyte und dritte Pflicht ist, untaugliche Schüler fortzuschicken, so wird eine große öffentliche Schule nie das werden, was sie seyn könnte und sollte. I. 124. Er betrachtete dieß als das einzige wirksame Mittel, die Schule rein zu halten, und wußte den häufigen Gebrauch, den er davon machte, wohl zu rechtfertigen.

„Meine Erfahrung im Schulwesen hat mich gelehrt,

welch ein schreckliches Uebel es ist, wenn unter den Schülern, die den Ton angeben, eine niederträchtige Gesinnung aufkommt. Weder theoretisch noch praktisch wüßte ich die Einrichtung unserer öffentlichen Schulen, welche die Knaben so viel unter sich allein bleiben und eine Gesellschaft für sich bilden läßt, in Schutz zu nehmen, außer in der Voraussetzung, daß die oberste Klasse im Stande sey, gewißermaßen die Mittelperson zwischen den Lehrern und den jüngeren Knaben vorzustellen, d. h. im Stande, auf die letzteren durch ihr Beyspiel und ihren Einfluß wohlthätig zu wirken, und an die Stelle der schlechten Sitte, die sich in einem Haufen sich selbst überlassener Knaben erzeugt, die eigne bessere zu pflanzen. Habe ich nun in dieser Klasse Leute, die das nicht vermögen oder nicht wollen, (vielleicht nicht aus eigentlicher Verdorbenheit, sondern weil sie aus Rohheit oder Schwäche selbst keine Bildung annehmen,) so thut deren Anwesenheit dadurch, daß Jüngere sie zum Muster nehmen, so großen Schaden, bringt die Schule so in Gefahr, zum Bösen anstatt zum Guten zu erziehen, daß ich nicht anders abhelfen kann als durch Ausschließung solcher Leute." I. 122.

So viel Mißmuth und selbst Unwillen dieses Verfahren Anfangs erregte, so bewährte sich doch die Zweckmäßigkeit desselben in vielen Fällen, worunter manche waren, in denen die jungen Leute, die es getroffen hatte, durch eine neue, ernstere Umgebung gebessert wurden.

Auch in der Ordnung des Unterrichts erfüllte Arnold die Erwartungen nicht, welche die Neuerungslustigen von ihm gehegt hatten. Unter die Lehrgegenstände nahm er zwar die Anfangsgründe der Mathematik und der neueren Geschichte, wie auch der deutschen und der französischen Sprache auf.

„Es ist, schrieb er, in späteren Jahren so schwer, etwas von vorn anzufangen, und dagegen vergleichungsweise so leicht, etwas frühe begonnenes fortzusetzen, daß wir, dünkt mich, verpflichtet sind, gleichsam mehrere Gruben des Wissens mit unseren Zöglingen anzubrechen, damit sie, über die ersten Schwierigkeiten zu einer Zeit hinausgekommen, wo sie noch eine Nöthigung von Außen antrieb, in der Folge das Studium fortsetzen können wenn sie Lust dazu haben." II. 214.

Die Hauptsache aber blieben die alten Sprachen, trotz dem eben damals am lautesten gewordenen Widerwillen eines großen Theiles der Gebildeten.

„Das Sprachstudium, sagte er, scheint mir ganz eigentlich dazu gemacht, daß es den jugendlichen Geist bilde; und die griechische und lateinische Sprache, die an sich so vollkommen sind, scheinen mir die rechten Werkzeuge zu seyn, Sprachlehre mit Knaben zu treiben, was man ganz vergeblich versuchen würde, wenn man sich dazu ihrer eigenen Muttersprache bedienen wollte." I. 135.

Eine Ansicht, in der ihn fortschreitende Erfahrung so bestärkte, daß er mehr und mehr Gewicht auf diesen Unterricht legte und selbst die Uebung in lateinischen Versen, die er Anfangs als eine unnütze Ziererey abgestellt hatte, wieder einführte und mit Liebe pflegte, ob sie ihm gleich viel Mühe machte.

Lehrstunden gab er selbst nur der obersten Klasse, doch besuchte er jede der unteren von Zeit zu Zeit und erhielt sich in steter Kenntniß von den Fortschritten der Schüler, indem er durch Fragen ihre Aufmerksamkeit weckte und schärfte. — Uebrigens vertraute er den Unterlehrern, die er mit der größten Sorgfalt wählte, frey von Nahrungssorgen stellte und als Mitarbeiter behandelte, auch jede Woche einmal zu einer Berathung versammelte, ohne die er keine Anordnung von einiger Erheblichkeit traf. Von seiner Sorgfalt in der Wahl zeugt ein Brief an einen ehemaligen Zögling, der ihn über die Erwählung eines Berufes, ob Pfarrgeistlicher oder Schulmann, befragt hatte.

„Eine Eigenschaft die ich höchst wichtig finde, ist Munterkeit. Nur wenn diese der Lehrer selbst besitzt, kann er, worauf sehr viel ankommt, die von Natur lebhaften Knaben zu der Erkenntniß bringen, daß Munterkeit etwas anderes ist als leichtsinniges possenhaftes Wesen. Nun dünkt mich das Betragen mancher sehr schätzbaren Männer zu Oxford, von denen ich Sie selbst nicht ganz auszunehmen wüßte, sey das gerade Gegentheil von Munterkeit; keineswegs erzwungen sondern natürlich, aber vielleicht durch die Meynung bestärkt, so sey es recht und schicklich. Allein hier liegt meines Erachtens der große Unterschied zwischen dem Betragen, das an einem Pfarrgeistlichen und an einem Jugendlehrer wünschenswerth ist. Der Geistliche verkehrt sehr viel mit Armen und Kranken, wo Munterkeit sehr am unrechten Orte wäre, der Lehrer aber mit den jungen, gesunden, glücklichen, die er nur meistern kann, wenn er so lebendig ist als sie, und damit ihnen beweist, daß seine Besonnenheit nicht aus Mangel an Reizbarkeit und Theilnahme herrühre. Freylich gilt das nur von jungen Lehrern; an alten würde solche Munterkeit meist unnatürlich seyn." II. 176.

„Ich sehe, schrieb er an einen andern, allerdings auf Gelehrsamkeit, weil selbst die Anfangsgründe zu lehren der am tauglichsten ist, der das Fach ganz inne hat. Kann man aber nicht alles zusammen haben, große Gelehrsamkeit einerseits und andererseits Liebe zur Sache und lebhaften Geist, so ziehe ich die letzteren vor, weil erstere viel leichter noch zu erwerben ist als diese.“ I. 104.

Gar treffend schildert er die Nachtheile die zuweilen aus der Anstellung mittelmäßiger Lehrer entspringen.

„Unter zwanzig Knaben sind wohl neunzehn, für welche der Unterricht eines mittelmäßig begabten Lehrers gut genug ist; aber der zwanzigste, der Knabe von vorzüglicher Anlage, auf deren Ausbildung mehr als auf der andern ankommt, der kann leicht Schaden nehmen, wird er nicht frühzeitig unter die Leitung eines Mannes gestellt, dessen Ueberlegenheit in mehr als bloßem Wissen er anerkennen muß. Die Gefahr ist mehrfältiger Art. Ein Knabe in diesem Falle wird das Wissen selbst verachten, in dessen Besitz er einen Mann findet, den er dessenungeachtet weit übersieht. Ein anderer wird sich einbilden, so hoch über jedermann zu stehen als er merkt, daß er über seinem Lehrer steht; wird also hochmüthig und höhnisch absprechend werden. Ein dritter wird es als Pflicht, als ein Werk der Demuth ansehen, daß er sich mit seinen Geisteskräften nicht über den niedern Stand derjenigen erhebe, die er an dem Manne kennt, welchem er sich zu Ehrfurcht verbunden fühlt; und man hat Beyspiele, daß die Verehrung eines reichbegabten Jünglings für einen gering begabten Lehrmeister gewirkt hat wie ein Mühlstein um den Hals eines Adlers.“ I. 144.

Als Lehrer war er hauptsächlich darauf bedacht, seine Schüler zu der Geistesarbeit anzuhalten, durch welche sie mehr selbst erwerben lernten, als bloß empfingen. Ihr seyd nicht hier um zu lesen, sagte er, sondern um zu lernen wie man lesen soll; nicht sowohl Kenntnisse zu sammeln als der Mittel dazu mächtig zu werden. Daher bestand sein Unterricht weniger in Vorträgen als in Fragen, womit er die Aufmerksamkeit der Schüler auf den Hauptpunkt an jedem Gegenstande zu lenken wußte und gemeinschaftlich mit ihnen nach Begriff und Ausdruck strebte. Das Fragen, sagte er, ist nicht nur anregend und festhaltend, sondern vertreibt auch, was sonst einen der für sich liest gar leicht befällt: jene Trübung des Gedankens, in welcher man unbestimmte Eindrücke für bestimmte, einen unvollständigen Begriff für einen vollen hinnimmt und so zwischen Kenntniß und Unkenntniß schwebend sich selbst beständig täuscht. I. 141. Er trug auch kein Bedenken, wo er auf eine Schwierigkeit stieß, die er selbst nicht alsbald lösen konnte, z. B. in der Mathematik, die seine Stärke nicht war, Schüler, die er der Lösung fähig glaubte, dazu aufzurufen. Er verlor dadurch nicht an Ansehen, gewann vielmehr, indem er ein Beyspiel von Aufrichtigkeit und von Verachtung alles Scheinwesens gab. Uebrigens lernte er selbst unablässig zu.

„Man ist, schrieb er an einen Freund, nur so lange fähig zu lehren als man selbst noch täglich lernt. Ist der Geist einmal zum Stillstande gekommen, so kann er einem andern keinen frischen Trunk mehr geben; er schöpft aus einem Brunnen, statt aus einer Quelle.“ II. 153.

In den englischen Mittelschulen werden gewöhnlich mehr Poeten als Prosaiker gelesen. Arnold erklärte sich gegen diese Gewohnheit.

„Denen welche Gaben, Geschmack und Neigung zur Poesie haben, sind diese Lehrstunden von Nutzen; die Mehrzahl der Schüler aber bleibt dabey ganz kalt und hat nicht den geringsten Gewinn davon.“ I. 259.

„Ich erstaune über den gänzlichen Mangel an poetischem Gefühl, den ich bey der Mehrzahl der Schüler entdecke. Homer ist ihnen so unverständlich als Virgil. Ihnen sind die starken, warmen Züge ganz verloren, die einem lebhaften Geiste so mannigfaltige Bilder nahe legen und gleichwohl ihm selbst auszuführen überlassen.“ II. 49.

Dieß mag einer von den Fällen seyn wo er etwas zu rasch aburtheilte. Man wird das Lesen der Dichter nicht immer da als wirkungslos betrachten dürfen, wo es keine Begeisterung oder auch nur Theilnahme erregt. Das sinnreiche Alterthum stellte die geheime Gewalt der Poesie unter dem Bilde der leblosen Natur dar, die der Gesang des Orpheus oder des Amphion bewegte.

Daran scheint Arnold nicht geglaubt zu haben; daher hielt er sich meist an die Prosaiker, ging aber da über Demosthenes und Plato hinaus bis zu dem Autor den er am meisten bewunderte, und in dessen Sinn er vielleicht tiefer als andere Ausleger eingedrungen ist, Thucydides. Was er neben gründlicher Erklärung am eifrigsten betrieb,

war mündliche Uebersetzung aus dem Stegreif. Dieß betrachtete er nicht nur als den einzigen Weg, Jünglinge in den Geist der Classiker einzuführen, sondern auch als das beste Mittel, ihren Geschmack zu schärfen und besonders sie in gewandtem Gebrauche ihrer Muttersprache gründlich zu üben. Er sagt darüber in einem Briefe an den Kanzler der Londoner Universität, worin er die Verbindung mündlicher mit schriftlicher Prüfung dringend anräth:

„Uebertragung aus dem Stegreif ist in unserem Unterrichtswesen die einzige Uebung die einen Jüngling gewöhnen kann, sich ohne Vorbereitung gut und geläufig auszudrücken. Dadurch wird Schüchternheit und Blödigkeit bezwungen; Fehler, mit denen manche Leute das ganze Leben hindurch behaftet bleiben." II. 116.

Da er weder Umschreibung noch freye Uebertragung zugab und beständig darauf sah, daß weder zu schwache noch zu starke Ausdrücke gewählt, die Sätze weder gedehnt noch verkürzt wurden, überhaupt die Uebersetzung sich der Urschrift so nah, aber auch nicht enger anschmiegte als der Unterschied der Sprachen es gestattete, so war dieß eine große, und anstrengende, aber auch aneifernde und vielfach lohnende Arbeit.

Bey der Bestimmung der Aufgaben für die schriftlichen Ausarbeitungen der Schüler, sowohl lateinische als englische, hielt er die sonst üblichen Gemeinplätze fern und wählte vorzugsweise Gegenstände, die in den Lehrstunden vorgetragen oder berührt worden waren, z. B. die Teutoburger Schlacht, die merkwürdigsten Begebenheiten und Namen des Jahres 1600, Briefe des Trebatius aus Britannien als Antworten an Cicero u. dgl. II. 356. Einmal hatte er vor, Bacon's Instauratio magna mit seinen Schülern zu behandeln, von denen alle schwerfällige oder incorrecte Stellen aufzuzeigen und zu berichtigen gewesen wären. I. 426.

Den Vorwurf, der sich zuweilen hören ließ, den Schülern würde von ihm zu viel zugemuthet, lehnte Arnold ab, indem er nachwies daß Zeit genug zur Erholung übrig blieb, die er übrigens nicht nur erlaubte sondern selbst gebot. Viel Lesen in den Freystunden sah er nicht gern und ließ es namentlich nicht auf Kosten der körperlichen Bewegung, wozu er oft selbst anführte, gelten. Ueber den Einfluß der unterhaltenden Leserey bemerkt er in einem Briefe von 1839:

„Kindisches Wesen scheint unter den Knaben, selbst von guter Anlage, im Zunehmen. Ich kann es mir nicht anders erklären als durch die große Zahl der Unterhaltungs-Schriften die jetzt in Umlauf sind. Davon werden diese Knaben so satt, und das ohne Mühe, daß ihnen wenig Begehren nach besserer Geistesnahrung bleibt." II. 139.

Er begegnete diesem Hange zu unterhaltenden Büchern nicht mit Härte, wie der große Bentley, der einst ein solches seinem Neffen mit der Weisung abnahm, nichts mehr zu lesen, das er nicht excerpiren könnte; sondern mit der Aufmunterung zum Lesen von Büchern, die zugleich nützten und vergnügten. Dieß gelang ihm mit Zöglingen am besten, die Geschmack an der Geschichte fanden, weil er ihnen in den Lehrstunden Gelegenheit gab, Früchte ihres Lesens von Quellen-Schriften, (nicht von Weltgeschichten „für alle Stände" oder „für das Volk") darzulegen, indem sie, von ihm aufgefordert, seinen Vortrag damit ergänzten, manchmal sogar berichtigten.

Hatte er Freude an guten Anlagen, die sich fröhlich ausbildeten, so war doch seine Achtung und Zuneigung noch mehr wohlgesinnten Schülern zugewandt, die sich bey minderen Fähigkeiten durch anhaltenden Fleiß hervorthaten. Giebt es, sagte er, auf Erden etwas bewundernswerthes, so ist es der göttliche Segen, der auf geringen Kräften ruht, wenn sie redlich, ernstlich und beharrlich gepflegt werden. Er wies einst auf einen solchen Zögling und sagte: der ist meiner Ehrerbietung werth.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. May.

Nro. 101. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Metaphysische-Psychologie des heiligen Augustinus. Gelegenheitsschrift von P. Theodor Gangauf Ord. Bened. zum Schluß des Studienjahres 1843/44 Augsburg.

Wenn die Nachwelt einst in ihrem Urtheile über den geistigen Höhepunkt Deutschlands von der literarischen Produktivität unserer Tage ausgeht, so kann es wohl nicht fehlen, daß dasselbe bey der immer noch wachsenden Thätigkeit ausnehmend günstig ausfalle. Der Verfasser des Vorliegenden aber scheint der gegentheiligen Ansicht, indem er indirekt beweist, daß die Zeit nur darum so schwatzhaft und schreibselig sey, weil die wenigsten sich die Mühe nehmen, sich erst die Leistungen der vergangenen Jahrhunderte anzueignen, und ein jeder, schnell und von vorneherein mit seinem Geiste fertig, sich ohne Rücksicht auf alle anderen gebehrde, als habe die Welt nur auf ihn gewartet, bis er endlich das Wort gefunden, und diesen oder jenen Punkt einmal zur Sprache gebracht.

Daß aber mit diesem Zustand einer fieberhaften Thätigkeit dem Wesen der Dinge keineswegs aufgeholfen sey, dazu liefert besonders die moderne Philosophie den Beleg, welche in der Regel nur spatentief geht, und weit entfernt, sich über die Gründe der wirklichen Dinge zu orientiren, und über alle Welterscheinungen Erklärung und Antwort zu geben, gar nicht einmal versteht, daß dieß ihre Lebensaufgabe sey. Das gilt insbesondere von der Hegel'schen Begriffsphilosophie, welche nur ihr Instrument begreift, und über das Denken oder die Logik des Geistes nicht hinauskömmt; und charakteristisch genug namentlich des ethischen Vermögens für wissenschaftliche Erkenntniße nicht nothwendig hat, weil auch die Zeit überhaupt eine kraft- und willenlose ist. Das ist die Philosophie, welche den Menschen ganz und gar isolirt, und all seine geistigen Anlagen auf den bloßen Verstand reducirt, darum aber auch nur über Einzelnheiten sich für seinen Theil verständigt. Dagegen hat schon Schelling mit Recht sich erhoben, indem er in seiner „Methode des akademischen Studiums" S. XV. erklärt: „Alles Wissen, das nicht unmittelbar oder mittelbar, sich auf das Urwissen bezieht, ist ohne Realität und Bedeutung. . . . Jeder Gedanke, der nicht im Geiste der Einheit und Allheit gedacht wird, ist in sich selbst leer und verwerflich; was nicht harmonisch in dieses treibende und lebende Ganze einzugreifen vermag, ist ein todter Absatz, der nach organischen Gesetzen früher oder später ausgestoßen wird."

Diese universelle Beherrschung ist aber nicht Sache des abstrakten Begriffs, sondern Aufgabe einer Ideenphilosophie, die sich zur Höhe der Dinge aufschwingt und vom Oberen, Positiven anknüpft, nachdem die Negation ihre Impotenz längst erwiesen hat. Schelling ist es nun, oder der Philosoph der Offenbarung, den der Verf. darum hervorhebt, weil er zuerst wieder an das Gottgegebene angeknüpft, und fügen wir hinzu, den Gedanken ausgesprochen, daß man seit Carteſius bloß negativ philosophirt habe, ohne sich darüber selbst klar

zu werden, jetzt aber mit dieser gewonnenen Einsicht erst die positive Philosophie anfange. Er ist der Mann, der eben damit sich selbst als den Schlußstein der bisherigen negativen und als den Grundstein der kommenden, positiv christlichen Philosophie mit Recht betrachtet hat — wenn er gleich noch an den pantheistischen Voraussetzungen seiner Naturphilosophie hangend, wovon er auf der untersten Stufe ausgegangen, wie er selber bekannt hat, bey seinen Jahren, wo ein Jüngerer seine Stelle einnehmen sollte, nicht mehr im Stande seyn dürfte, das System einer positiven Philosophie auszubauen, und ein neues Zeitalter darin herbeyzuführen. Was man immer sagen mag: er war zu seiner Zeit der Napoleon in der Philosophie, im ganzen Sinne des Wortes; und bey der vielfachen kleinlichen Schmähung, die diesem Heros des Geistes für sein redliches Ringen und Streben nach einer immer höheren Stufe der Erkenntniß zu Theil geworden, ist es eine wohlthuende Erscheinung, einmal auch wieder eine Stimme der Anerkennung zu vernehmen. Ist es nicht gegenüber der Erbärmlichkeit, zu der das Hegelthum ausgeartet ist, indem dessen Vorkämpfer ihren Unglauben an die Unsterblichkeit des Menschen, wie zum Triumphe der Thierheit ausposaunen, eine nicht geringere Schmach, wenn viele, die Schelling vielleicht bloß von Hörensagen kennen, und nicht wissen, wie er die Vermittlung der Offenbarung zur Erkenntniß des Menschengeistes als das höchste Ziel seiner Philosophie sich gesetzt, und dem Christenthume eine ungleich höhere Stellung in und über der Weltgeschichte eingeräumt hat, als selbst viele gläubige Theologen mit ihrer sektenmäßigen Behandlung: jetzt an einzelne Blößen sich hängen, um ihn in den Staub herabzuziehen, während seine Schüler oft sich sagen mußten: Hat uns nicht das Herz gebrannt, als er mit uns redete, und uns die weltbewegenden Ideen vorführte? Wie er Mythologie und Geschichte im christlichen Geiste mit einer Großartigkeit aufzufaßen wußte, daran mochten die, deren Geist nur auf Filigranarbeit eingerichtet ist, und die nichts kernhaftes Ganzes zu faßen und wiederzugeben sich beykommen lassen, auch nicht aus einem Irrthume so leicht auf die entgegengesetzte Wahrheit aufmerksam werden, freylich wenig Gefallen haben: aber die Schuld lag an ihnen. Und wenn er jetzt auch minder produktiv geworden ist: uns Süddeutschen ziemt es am wenigsten, in den Hohn der Hegelingen einzustimmen.

Wenn man ihn im Verhältniße zu den Früheren, etwa zu Fichte betrachtet, welcher mit der „Anweisung zum seligen Leben“ schloß, und darin christlich zu seyn sich mühte; so hat kein Philosoph je so gewichtige katholische Bekenntniße abgelegt, und wir werden uns bald entschieden haben, auf wessen Seite wir treten, wenn wir bedenken, daß eben diese seine Einlenkung zur Gotteswahrheit in Mitte der verkehrten Zeitgenossen der Grund seiner jetzigen Verkennung ist, und seine zweyte oder positive Philosophie darum als erneuter Scholastizismus verschrieen wird. Ist er einst abgetreten, dann werden die construktiven und conservativen Denker ihn mit Sehnsucht zurückbegehren!

Von dieser Ueberzeugung scheint auch der Herr Verf. ausgegangen zu seyn, wenn er S. 4 sich äußert:

„Daß eine herrschende Philosophie auf einige Zeit fehlen dürfte, ist uns in der That von sehr geringem Belange, wenn darunter doch nur eine Philosophie gemeint ist, welche nichts über sich erkennen, von einer ausser und über ihr seyenden Offenbarung nichts wissen will, oder auch geradezu gegen dieselbe ankämpft. Wenn es an einer solchen negativen Philosophie gebricht, so hat, falls dafür eine positive an die Stelle tritt, die Menschheit gewiß keinen Schaden . . . . — Allein wir können uns über dieses schon von Herzen freuen, daß der Mann, der groß bleibt, seine Gegner mögen ihn wie immer herabwürdigen; der einst in seiner riesigen Kraft mit kühnstem Aufstreben ins Absolute sich versenkend, nach nichts Geringerem, als von da aus in seinem Gedankensysteme das Universum zu umfaßen und zu construiren strebte, nunmehr noch einem mehr denn fünfzigjährigen Forschen und manchem großen Irrgange da angelangt ist, faktisch zu erkennen zu geben, daß die Philosophie ihre Berichtigung, Ergänzung und Vollendung doch nur im Lichte der Offenbarung finden könne, und so auch seinerseits noch einen Stein beyzutragen sucht zum Aufbau einer wahrhaft positiven Philosophie.“

Woher soll aber nun diese kommen? Der Verf. antwortet hierauf mit einem Bedauern, daß Schelling den Kirchenvätern weniger sein Studium zugewendet, um mit ihnen vertraut zu werden, wie der

großt Leibnitz. Er redet deßfalls nicht von Anselm von Canterbury, er steigt nicht bis zu dem tiefsinnigen Skotus Erigena und zu den späteren Gründern der wahren scholastischen Philosophie herab, sondern weist beyspielsweise an dem großen Augustinus nach, welcher die Tiefe eines Plato mit der Schärfe des Aristoteles vereinte, welche Ausbeute für eine wahrhaft christliche Philosophie hier winke.

Gewiß! Augustin stand am Wendepunkt einer ganzen Zeit; er war eine jener großen Säulen, die als Meilenzeiger des Geistes an den Gränzen von Jahrhunderten gestellt sind, um die Weite des menschlichen Fortschrittes anzuzeigen. Ein Beyspiel seines philosophischen Riesengeistes führt uns der Verf. nur, wie es der Titel seiner Schrift besagt, in Augustins Seelenlehre vor. Wenn Schelling sichs wieder zum Bewußtseyn gebracht und wenigstens dunkel ausgesprochen hat, daß die absolute Philosophie nicht beym Begriff des Geistes stehen bleiben, ja am Ende nicht einmal davon ausgehen könne, da er an sich arm ist, und, müssen wir sagen, die Vernunft nicht einmal das Wort der Sprache zu ihrer ersten Bewegung findet, wenn es ihr nicht als erste Offenbarung des göttlichen Logos an die Menschheit überliefert wäre: Das hat Augustin längst mit den kurzen Worten: Crede, ut intelligas! gesagt. Aber den Ideenreichthum des Sonnen-Adlers unter den vier großen Kirchenvätern hebt der Verf. glänzend hervor, indem er ihn mit dem göttlichen Plato vergleicht. „Platons Geist, sagt er S. X, erschwang sich nicht zur Idee eines allmächtigen Wesens oder Weltschöpfers; er dachte sich Gott nur als einen Weltbildner, und das führt auf seiner Seite eine Grundverschiedenheit in der Ideenlehre mit sich.“ Wenn das gesammte Heidenthum nicht über den Emanationsglauben hinauskam, so sind ihm, dem erhabenen Schüler des Sokrates, die Ideen absolute, demiurgische Gewalten, die er, wie es scheint, ganz unabhängig neben dem höchsten Wesen bestehen ließ. Gott ist ihm keineswegs der Schöpfer des All aus dem Nichts, also daß das göttliche Ich in ewiger Freyheit das Nichtich als die Welt sich gegenübergesetzt, sondern vor ihm stehen die ewig bildenden, gestaltenden Ideen, die ihm über die Nothwendigkeit des Daseyns keine Wahl lassen. Es sind die Potenzen des bildenden Seyns, nach Schellings Terminologie, der dunkle Grund, von dem Gott in der Schöpfung sich erhebt, oder sich losringt. Augustin dagegen bestimmte die Ideen als die ewigen und unwandelbaren Gedanken Gottes von den Dingen; er verwarf nicht bloß den heidnischen Satz: aus Nichts wird Nichts! als unpassend für den Urbeginn der Dinge, sondern Gott ist ihm der schöpferische Herr der Idee, der es von Anfang in seiner Gewalt hat, die Welt im Beginne der Zeit ins Daseyn zu rufen. Es ist in der That schwer zu begreifen, wie Schelling Gott für den Herrn des Seyns erklären kann, da er doch auf der anderen Seite die Ewigkeit auf Null oder den ersten, für den Gedanken nothwendigen Ausgangspunkt reduciren muß, um das Wort darauf zu finden, warum Gott überhaupt nicht früher in den Proceß der Schöpfung sich eingelassen? Er sagt wohl auch: Gott belustigte sich vom Anfange mit dem Gedanken der zukünftigen Schöpfung, wie die göttliche Weisheit bey Salomo (Sprüchw. VIII, 22 f.) spricht: „Gott hatte mich im Anfang seiner Wege, ehe dann die Welt war. Ich war dabey, als er den Grundstein der Erde legte, und ordnete alles. Ich spielte vor ihm allezeit und hatte meine Freude zu seyn bey den Menschenkindern.“ Aber wenn Gottes Gedanken auch ihm schaffende Gedanken sind, also zwar, daß das, was Gott denkt, eben damit auch ist; wie man dieß nicht großartig genug fassen zu können meynt: so hört er ja eben damit auf, Herr seiner Ideen vor ihrer Verwirklichung zu seyn, und da ihm alles in gleicher Gegenwart vorschwebt, so müßte darum die Welt, im Principe mit Gott seyend, auf pantheistische Weise auch ewig ihr Seyn behaupten!

(Schluß folgt.)

The Life and Correspondence of Thomas Arnold etc.

(Schluß.)

Eng und innig mit dem Unterrichte war die Erziehung verbunden, derenhalber er auch darauf sah, daß die meisten Schüler theils seine, theils der Unterlehrer Hausgenossen wurden. Dem Schullehrer, pflegte er zu sagen, liegt Seelsorge nicht weniger ob als dem Pfarrgeistlichen. Wie er nur den christlichen Staat als den ächten Staat anerkannte, so auch nur die christliche Schule als die ächte Schule. Die Erziehung in seiner Anstalt hatte daher nicht bloß, wie man oft sagen hört, eine religiöse Grundlage, sondern sie war selbst religiös. Das war es was seinem Wirken, bey aller Mannigfaltigkeit und allem Wechsel in Gegenstand wie in Behandlung, die große Einheit und Stetigkeit gab. I. 107.

Der Verf. der vorliegenden Lebensbeschreibung, selbst ein Zögling Arnold's, handelt ausführlich und mit Vorliebe von dessen Religionsunterricht, der nicht in Lehrstunden allein ertheilt wurde, sondern auch durch Predigten, die A. jeden Sonntag in der Kapelle der Anstalt hielt. Diese Predigten besonders, von denen fünf Bände im Druck erschienen sind, machten und hinterließen den tiefsten Eindruck. Sie dauerten nicht über zwanzig Minuten und legten den Schülern, oft mit Beziehung auf jüngste Vorfälle, was von ihnen zu erstreben, was zu meiden sey, eindringlich ans Herz. Unermüdlich zeigte sich darin Arnold's Eifer namentlich gegen den Fehler, welchen er als einen der verderblichsten, nicht allein für die Schule sondern für das ganze Leben, bezeichnete: sclavische Unterwerfung unter die Macht einer anmaßlichen, vermeyntlich öffentlichen, Meynung. Wenn der Geist Elias mitten unter uns träte, sprach er einst in einer Predigt, und wir ihn fragten, was sollen wir thun? so würde er antworten: Fürchtet und beachtet nicht die Stimmen aus eurer Mitte, sondern fürchtet und beachtet allein Gottes Stimme. I. 116.

Aber nicht nur durch Religionsunterricht und Predigt war Arnold bemüht den religiösen Sinn zu wecken und zu pflegen; in allen seinen Lehrstunden ergab sich ihm ungesuchter Anlaß dazu. Kam er in der Geschichte auf Zeiten, wo ein großes Geschick vollbracht wurde, so wies er darin das Walten der göttlichen Vorsehung nach. Bey Stellen der Alten wo die Gräuel des Heidenthums offen lagen, machte er aufmerksam auf den reinen und reinigenden Geist des Christenthums. Sprach er noch so kurz von Uebelthaten der Mächtigen, die ihr Vermögen über die Welt mißbraucht haben, so erschütterte die Zuhörer sein unwilliger Blick und Ton. Dagegen riß es sie zur Bewunderung und Verehrung hin, wenn er ihnen an Ludwig dem heiligen das Bild eines christlichen Helden vorhielt. I. 150.

Diese Schilderung Arnold's als Pädagogen beschließt ein Zeugniß das vor kurzem ein Mann abgelegt hat, der zu seinen Gegnern im Kirchlichen und Politischen gehörte. D. Moberly, Vorsteher der großen Schule zu Wincheſter, und früher des ansehnlichsten Oxforder Collegiums, schreibt:

„Ehehin war der Ton unter den jungen Leuten, welche die Universität bezogen, namentlich denen, welche aus einer öffentlichen Schule kamen, durchgängig irreligiös; nur selten ließ sich ein religiös gesinnter sehen und wurde ausgelacht. Eine auffallende Veränderung ist aber mit unseren öffentlichen Schulen vorgegangen; und nur wer diese früher gekannt hat, kann die Größe der Veränderung ermessen. Davon hat ohne Zweifel die allgemeine Besserung unserer Zeit in religiöser Gesinnung ihren Theil; daß aber diese Besserung in unsern Schulen eingeführt worden ist, das verdankt man hauptsächlich dem lautern, ernsten Vorsatze, der Frömmigkeit, der Charakterstärke und der Macht des Einflusses D. Arnold's. Er ist der erste gewesen. Bald wurden wir auf der Universität gewahr, daß seine Zöglinge mit einem ganz andern Geiste, als dem uns sonst bekannten, nach Oxford kamen. Ich spreche nicht von Meynungen die uns nicht zusagen konnten; aber besonnen, männlich gesinnt, pflichtgetreu und fromm waren seine Zöglinge; und wir mußten an Arnold eine, seit vielen Jahren unbekannte, Wirksamkeit für das Gute in unseren Hauptschulen ehren.“ I. 186.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. May.

Nro. 102. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Metaphysische Psychologie des heiligen Augustinus.

(Schluß.)

Es ist dieß überhaupt ein schwieriger Punkt, von dem selbst Augustin nicht recht hinwegkömmt, indem er von den aus sich wirksamen, lebenschaffenden oder Lebensgedanken Gottes spricht, und nicht zur Genüge unterscheidet zwischen dem wesenhaften, d. h. dem in seinem innersten Wesen erzeugten Gedanken, welcher eben der göttliche Logos ist, den der Vater von Ewigkeit im Geiste getragen, und in dieser substanziellen Einheit und Verbindung sich als der dreypersönliche entfaltet hat und zwischen Gedanken aus Gott, d. h. die er außer seinem Wesen, nämlich aus dem Nichts denkt und in seiner Willkühr hat. Wenn Schelling, freylich noch auf seinem naturphilosophischen Standpunkte, in seinem Werke Philos. und Relig. S. 31 erklärt: „Gott als das Absolute kann nur wieder Absolutes produciren," u. S. 51 die jetzige Erscheinungswelt „eine Ruine der göttlichen oder absoluten Welt nennt": so hat er eben zwischen den absoluten und relativen Ideen in Gott, zwischen seinem nothwendigen oder substanziellen Gedanken und den zufälligen, unwesentlichen, aus denen die Welt der Dinge hervorgegangen, nicht unterschieden; und der Verf. bemerkt richtig S. XVIII: „Wir vermögen nicht einzusehen, wie das Absolute, sage das Absolute, abfallen kann; wohl aber begreifen wir die Möglichkeit eines Falles des Endlichen."

Gott beherrscht also die Potenzen, d. h. er hat alle Möglichkeiten vor sich, ohne sie nothwendig zu realisiren; er ist absolut frey, und nicht an die Wirklichkeit gebunden, und er hat auch den Menschen frey geschaffen und hat ihm das Gesetz gegeben, der Versuchung zu widerstehen und die möglichen Schranken nicht zu überschreiten. Aber indem dieser die Freyheit mißbräuchlich gegen die Lust der Wirklichkeit hingab, kam er um die angeschaffene Potenzialität und verfiel dem Banne der Natur, worin das Heidenthum als die wahre Naturreligion spielt.

So viel von den Ideen in und aus Gott, wie steht es nun aber mit den Ideen im Menschen: sind sie ihm angeboren oder nicht. Auch über diese und andere psychologische Streitfragen der Gegenwart möchte bereits der Kirchenvater uns einen tiefen Aufschluß geben. Plato glaubte an die angebornen Ideen, aber er leitete sie aus einer Metempsychose ab. Die Kirchenväter, so weit sie darüber sich erklären, huldigten demselben Glauben und dieß ist auch die einzig wahrhaft christliche Anschauung, wenn gleich jetzt die Theologen, durch die extreme Verkehrtheit der Aufklärungsphilosophie, die die Minerva aus des Menschen Gehirn entspringen ließ, auf die Seite des Gegentheils sich geworfen haben. Ohne angeborne Ideen müßte der Mensch um alles höhere Erbe aus seinem früheren paradiesischen Zustand gekommen, und sein Geist zur Tabula rasa geworden seyn, der nach der Reformationsansicht die göttliche Gnade ihre Typen aufdrückt. Seine Seele trüge keine Ahnung, keine Sehnsucht nach dem Himmlischen davon; und der Instinkt der Un-

sterblichkeit würde in seinem Leben sich nicht geltend machen.

Auch der große Denker, Augustin, hielt an den angebornen Ideen fest, widersagt aber dem Satze Plato's, sie als Erinnerungen aus einer Präexistenz der Seelen abzuleiten. Er verwirft die Lehre von der Präexistenz und Seelenwanderung geradezu als unchristlich, hatte aber zugleich Gelegenheit, seinen Zeitgenossen gegenüber sich über die Creation oder Generation der Seele zu erklären, welche beyde Theorien zur Stunde noch so steif festgehalten und gegen einander vertheidiget werden, wie damals. Hieronymus und mit ihm auch Laktantius und Optatus von Mileve vertheidigten die Präformation oder Vorausschöpfung der Seele, jeder insbesondere, bis sie nach der Zeugung in die Leiber eingingen.

Dieser Ansicht huldigten auch die Pelagianer, und stützten darauf ihre Häresie, daß auf der neugebornen Kindesseele keine Erbschuld laste, womit auch das alte Postulat eines limbus infantium hinwegfiel, obwohl viele Theologen der ersten Kirche solche Seelen kraft des Opfers des neuen Bundes zur Anschauung Gottes gelangen ließen. Aber eben wegen des Begriffes der Erbsünde und der Rechtfertigung der Menschheit durch ihren Stellvertreter Christus, mißbilligte Augustin den Creatianismus, und forderte klare Beweise dafür, während er mit unverhohlener Hinneigung zum Generatianismus sich auf den Ausspruch des Weltapostels in seinem Römerbriefe V, 12. gründete: „Wie durch einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen ist und durch die Sünde der Tod, so ist der Tod auf alle Menschen übergegangen, weil alle in ihm gesündiget haben.“ Diese Zurechnung, so wie die rückwirkende, alles aufwiegende Genugthuung durch den Menschensohn als unseren Bruder konnte er sich nicht erklären, ohne die Vergegenwärtigung, daß die menschlichen Seelen wie Licht am Lichte sich zünden, und wir alle in Adams Seele eingeschlossen, gewissermassen mitgesündiget haben. Doch verdammte er die gegentheilige Lehre nicht unbedingt; denn er erkannte zu scharf die Schwierigkeiten, woran auch die Generationstheorie litt, wenn es auf die Frage ankam: wann die Seele zu dem Körper trete, und ob sie im Tode des Embryo vor der Geburt oder im Abortus als vollkommen anzunehmen sey, u. s. w.

So hat Augustin in der Seelen- und Ideenlehre, wie durch seine gesammte Spekulation der noch im Werden begriffenen christlichen Philosophie vorgearbeitet, wie ja seine Zeitgenossen von ihm auch erzählten, er habe die Gottheit selbst im Grüblein seines Geistes zu fassen versucht. Wahre Ausbeute und eine gründliche Bereicherung wird also eine positive Philosophie, wie sie vornehmlich Günther aufgefaßt hat, aus den heiligen Vätern schöpfen können. Dieß an einem Beyspiele zu zeigen hat der Herr Verf. sich zur Aufgabe gestellt, und schon durch die Entgegensetzung von Plato und Schelling, die durch Augustin der Zeit wie dem Geiste nach im Schach gehalten werden, den richtigen Standpunkt erwählt. Er hat die Resultate in klarer Anschauung sich und anderen vergegenwärtiget; nur in der überschwenglichen Begeisterung für den Freiburger Religionsphilosophen, aus dem er einige Anregung gezogen, können wir nicht unbedingt einstimmen, sondern wenn er S. IX und XI. dessen glänzende Gelehrsamkeit anstaunenswürdig findet, ja ihn auf Eine Stufe mit Görres stellt, und seine tiefen Kenntniße bewundert, so möchten wir denselben eher breit als tief nennen: wie denn auch der Herr Verf. zuletzt sich darüber hinaussetzt, und durch Staudenmaiers Urtheil über den seligen Klee, „diesen Mann voll Feuer und Kraft, der in den Vätern der Kirche lebte und schwebte,“ sich unangenehm berührt fühlt. Uebrigens können wir dem neuaufblühenden, aber in den Wissenschaften altberühmten Orden Benedikts zu solchen Leistungen, wie die hier in Frage stehende, nur Glück wünschen, und freuen uns auf ähnliche Jahresgedächtniß-Schriften für die Zukunft.

Dr. Sepp.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

Manuscripte.

Eine Chronik von Bayern bis zum Jahre 1530. Mit illuminirten Wappen und Abbildungen. Cod. chart. in fol.

Druckwerke.

Will. Boyd, The history of literature or the progress of language, writing and letters from the earliest ages of antiquity to the present time. Vol. 1. 2. Lond. 1843.

G. Brunet, Notice sur une édition inconnue du Pantagruel et sur le texte primitif de Rabelais. Paris 1844.

S. F. W. Hoffmann, Bibliographisches Lexicon der gesammten Literatur der Griechen. 2. Aufl. Th. 1 — 3. Leipzig 1844.

Dr. G. Waitz, Ueber die Gründung des deutschen Reichs durch den Vertrag zu Verdun. Kiel 1843.

A. Warzée, Essai historique et critique sur les journaux Belges. Journaux politiques. P. 1. Gand 1844.

Sev. Fabriani, Dei beneficii praestati dagli ecclesiastici alle scienze. Imola 1836.

Congrès scientifiques de France. Session 1 — 10. Strasb. 1843.

S. Fabriani, Sopra l'imortale benefizio recato degli ecclesiastici alla letteratura conservandola nel medio evo. Imola 1837.

J. Kollar, Ueber die literarische Wechselseitigkeit zwischen den verschiedenen Stämmen und Mundarten der slawischen Nation. Leipzig 1844.

Die Universität Freiburg nach ihrem Ursprunge u. s. w. Freiburg 1844.

Dr. H. Kletke, Handbuch zur Geschichte der neuern deutschen Literatur. Bd. 1. Von Haller und Hagedorn bis Herder. Berlin 1845.

P. C. van der Meersch, Recherches sur la vie et les travaux de quelques imprimeurs belges pendant les 15 et 16 siècles. Tom. I. Gand 1844.

Encyclopaedia of literary and typographical anecdote cet. Compiled by C. H. Timperley. Lond. 1844.

A. Arnold, Wissenschaftskunde oder Encyklopädie und Methodologie der Wissenschaften. Königsb. 1844.

Heeren und Ukert, Geschichte der europäischen Staaten. W. Wachsmuth, Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter. Th. 4. und letzter. Hamburg 1844.

Précis analytique des travaux de l'académie des sciences, belles lettres et arts de Rouen pendant l'année 1842. Rouen 1843.

Bulletin de la classe physico-mathématique de l'académie impériale des sciences de Saint-Pétersbourg. Vol. I. Pétersb. 1843.

Bulletin de la société impériale des naturalistes de Moscou. Année 1843. Moscou 1843.

Annuaire historique universel ou histoire politique pour 1843. Paris 1844.

Address to the royal geographical society of London, delivered at the meeting on the 27 Mai 1844. London 1844.

Aelfric Society. N. 1 — 4. The homilies of Aelfric, with an English translation by B. Thorpe. Vol. I. p. 1 — 4. Lond. 1843 — 44. No. 5. The poetry of the Codex Vercellensis, with an English translation. By J. M. Kemble. London 1844.

Kongl. Vetenskaps-Academiens Handlingar för år 1840. Stockh. 1842.

Brantôme, Oeuvres complètes, accompagnées de remarques historiques et critiques. T. 1 — 8. Par. 1822.

J. Hutchinson, The philosophical and theological works. Vol. 1 — 12. London 1749.

Fr. Jacobs Vermischte Schriften. Reden, literarische Briefe und zerstreute Blätter. Bd. 8. und letzter. Leipzig 1844.

Giov. Bat. Niccolini, Intorno alla proprietà in fatto di lingua. Firenze 1828.

— —, Qual parte aver possa il popolo nella formazione d'una lingua. Firenze 1828.

Dr. G. Rosen, Ueber die Sprache der Lazen. Lemgo 1844.

Salomonis Ben Abrahami Parchon Aragonenis lexicon hebraicum, quod anno (m. 4921) 1161 concinnavit etc. Posonii 1844.

Dr. C. I. Corvé, Chrestomathia Rabbinica. P. I. Berol. 1844.

Dr. A. Geiger, Lehr- und Lesebuch zur Sprache der Mischnah. Abth. 1. Bresl. 1845.

St. Endlicher, Anfangsgründe der chinesischen Grammatik. Th. 1. Wien 1845.

Dr. U. W. Dieterich, Runen-Sprach-Schatz oder Wörterbuch über die ältesten Sprachdenkmale Skandinaviens. Stockholm 1844.

Charisi, Die ersten Makamen aus dem Tachkemoni oder Divan. Nach einem authent. Manuscript aus dem Jahre 1821 herausgegeben von S. J. Kämpf. Berlin 1845.

Leop. Dukes, Rabbinische Blumenlese. Leipzig 1844.

Susrutas Ayurvedas. Id est Medicinae systema a venerabili d'Hanvantare demonstratum a Susruta discipulo compositum. Nunc primum ex Sanscrito in Latinum sermonem vertit Dr. F. Kessler. Erlang. 1844.

Abel-Rémusat, Mélanges posthumes d'histoire et de la littérature orientales. Paris 1843.

Alb. Höfer, Indische Gedichte. Leipzig 1844.

Hitopadesa. Eine alte indische Fabelsammlung, aus dem Sanskrit zum erstenmal in das Deutsche übersetzt von M. Müller. Leipzig 1844.

Ibn Khallikan, Vies des hommes illustres de l'Islamisme en Arabe, publiées par le B. Mac Guckin de Slane. T. I. p. 1 — 4. Paris 1838 — 1840.

Hamzae Ispahanensis annalium libri X. Ed. Dr. J. M. Gottwaldt. Tom. I. Textus arabicus. Lips. 1844.

Jac. Gråberg da Hemsö, Ultimi progressi della geografia. Milano 1843.

Agassiz geologische Alpenreisen. Deutsch von Dr. C. Vogt. Frankf. 1844.

Th. Hallberg-Broich, Deutschland, Rußland, Caucasus, Persien. 1842 — 44. Bd. 1. 2. Stuttgart 1844.

Commentarius brevis et jucundus itineris atque peregrinationis, pietatis et religionis causa susceptae ab ill. D. Leone Bar. de Rosmital. Olomucii 1577.

Dr. Fr. Junghuhn, Topographische und naturwissenschaftliche Reisen durch Java. Magdeb. 1844.

Th. v. Wedderkop, Bilder aus dem Norden. Th. 1. 2. Oldenb. 1845.

H. Géraud, Chronique latin de Guillaume de Nangis de 1113 à 1300 avec les continuations de cette chronique de 1300 à 1368. T. 1. 2. Paris 1843.

Ch. Dodd, The peerage, baronetage, and knightage of Great Britain and Ireland, including all the titled classes. 4. year. London 1844.

Aex. Moreau de Jonnès, Aperçus statistiques sur la vie civile et l'économie domestique des Romains au commencement du 4 siècle de notre ère. Paris 1842.

Guil. Minervini, Il mito di Ercole e di Jole illustrato cogli antichi scrittori e co' monumenti memoria. Napoli 1842.

Witzschel, Die attische Tragödie, eine Festfeyer des Dionysos. Leipzig 1844.

Dr. M. W. Heffter, Die Mythologie der Griechen und Römer. Heft 1. Die Geschichte der Religion der Griechen. Brandenb. 1845.

M. Raoûl-Rochette, Choix de peintures de Pompéi, lithographiées en couleur par M. Roux et publiées avec l'explication archéologique de chaque peinture et une introduction sur l'histoire de la peinture chez les Grecs et chez les Romains. Livr. I. Paris 1844.

K. Morgenstern, Erklärungsversuch einer noch nicht bekannt gemachten Abraxas-Gemme. Dorpat 1843.

Grimelli, Osservazioni sui tessuti vestiarj. Modena 1843.

Fr. Troyon, Description des tombeaux de Bel-Air près Cheseaux sur Lausanne. Lausanne 1841.

Orellius, Inscriptiones Helvetiae. Turici 1844.

J. H. Krause, *Νεωκοροι* civitatis neocorae sive aedituae. Lips. 1844.

Ed. Gerhard, Ueber die Minervenidole Athens. Berlin 1844.

J. J. Baeyer, Ueber die Mittel der Alten, Brunnen zu graben. Berlin 1844.

Dr. J. Friedländer, Der Fund von Obrzycko, Silbermünzen aus dem 10. christl. Jahrhundert. Berl. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 25.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. May.
Nro. 103. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. März 1845.

1) Der Classensecretär meldet den am 5. März 1845 erfolgten Tod des kgl. bayerischen geheimen Rathes Ritter von Nau zu Mainz, vormals ordentlichen Mitgliedes der Classe, späteren Ehrenmitgliedes der Akademie mit dem Bemerken, daß er später einige biographische Notizen über den Verstorbenen vorlegen werde.

2) Derselbe giebt Nachricht von Mittheilungen der Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt, von der Einsendung einer Hagelkarte von Oberbayern, nebst Beschreibung durch den Hrn. Baron von Khistler, Assessor der k. Steuerkatastercommission, so wie von den bis jetzt in der Schweiz erschienenen geognostischen Karten nach einer brieflichen Mittheilung des Hrn. Professor Meisner in Basel.

3) Derselbe verliest den Auszug aus einem Briefe des Hrn. Professors Dr. Göppert zu Breslau d. d. 12. Februar.

„Im ganzen vorigen Jahre habe ich mich mit einer kritischen Zusammenstellung aller bis jetzt bekannten fossilen Pflanzen beschäftigt. Dieselbe soll, begleitet von einem nach Art des Steudel'schen Nomenclators bearbeiteten Synonymicums in Bronns Handbuch der Geschichte der Natur erscheinen, wo-selbst er eine ähnliche Bearbeitung sämmtlicher thierischen Reste liefern wird. Die Bernsteinarbeit hoffe ich Ihnen auch bald mittheilen zu können. Die Zahl sämmtlicher bis jetzt bekannter fossiler Pflanzen beträgt 1792 Arten in 61 Familien und 277 Gattungen. Brongniart zählte im J. 1828 ungefähr 500 Arten. Farn kannte ich 1836 253 Arten, jetzt schon 524. Diese Zahl vertheilt sich in den einzelnen Formationen in folgender Weise:

	Familien.	Arten.
Grauwacke (eine eigenthümliche, noch fast ganz neue, in Schlesien von mir beobachtete Flora, worüber ich in dem nächsten Hefte der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur ausführlich handle)	8	52
Kohlenkalk	3	3
Kohlenformation	18	816
Rothtodtliegendes und Kupfersandstein	4	39
Zechstein und Kupferschiefer	3	19
Bunter Sandstein	8	32
Muschelkalk	2	2
Keuper	8	52
Lias	12	75
Juraformation	9	159
Mealderthon	8	19
Grünsand	15	59
Kreide	1	3
Monte Bolca (wohl zur vorigen gehörig)	4	7
Untere Tertiärformation	10	120
Mittel tertiär Molasse, Obertertiär (einzelne Lagen noch nicht gehörig		

	Familien.	Arten.
bestimmt, daher vorläufig noch vereinigt)	48	327
Pflanzen unbekannter Formationen		11
Summa		1792

Interessant ist die Uebersicht der einzelnen Familien, die sich in den ersten Zeiten immer nur im Kreise der Kryptogamen und kryptogamischen Gefäßpflanzen bewegen und über Cicadeen nicht hinausgehen. Erst beym Grünsand beginnt größere Mannigfaltigkeit zu herrschen *).

4) Der in die Sitzung eingeladene Hr. Dr. v. Tschudi aus Glarus zeigte der Classe mehrere derjenigen Schädel, welche er in Peru gesammelt und namentlich aus den alten Gräbern enthoben hatte und deren ausführliche Beschreibung nach den drey Hauptformen der Chinchas, der Aymaras und der Huancas er in Müller's Archiv für Anatomie ꝛc. 1844, p. 98 folg. beschrieben und auf Tab. IV u. V abgebildet hat. Er bemerkte, daß seine Vergleichung der Huanca-Schädel mit demjenigen, welcher in Wien unter dem Namen des Avarenschädels von Grafeneck aufbewahrt werde, die auffallendste Aehnlichkeit zwischen beyden nachgewiesen habe.

5) Die Classe vernahm hierauf mehrere Gutachten: des Hrn. v. Kobell, über die praktische Bedeutsamkeit der in dem englischen Journal Art-Union besprochenen und durch einen Probedruck veranschaulichten Erfindung, Kupfer- und Stahlstiche nachzudrucken; — der HH. Akademiker Vogel und Schafhäutl über die Lauge des Sectionsingenieurs Feigele zur Präservirung von Hölzern unter der Erde; so wie eines andern Hrn. Referenten über die sogenannte Weltuhr von Baumbach.

---

6) Hr. Akademiker v. Kobell zeigte das von Hrn. Professor Wöhler ihm eingesendete Aluminium-Metall unter Mittheilung seines Briefes vor, und verlas hierauf drey Notizen

a) über ein neues Vorkommen von Zirkon in Tyrol.

Vor Kurzem brachte ein Tyroler mehrere ausgezeichnete Mineralien hieher, welche auf einem neuen Fundorte im Pfitschgrund an den Rothen Wänden vorgekommen sind. Es befanden sich darunter Perikline und Rutile von besonderer Schönheit, die letztern in Prismen bis zu $2\frac{1}{2}$ Zoll Länge und über $\frac{1}{2}$'' dick, zum Theil mit Zuspitzungen und in Zwillingen, und in dünnen Stücken mit schöner rother Farbe durchscheinend. Dabey war auch eine Stufe mit licht bräunlichem Sphen und einzeln aufgewachsenen farblosen Krystallen mit vorzüglich spiegelnden Flächen, welche ich näher untersuchte und als Zirkon oder Hyazinth erkannt habe.

Die Form ist gewöhnlich eine Combination von P, $\infty P\infty$ und untergeordnet 3P3. Die Scheitelkantenwinkel von P fand ich bey gut stimmenden Messungen mit dem Reflexionsgoniometer 123° 25'. Mohs giebt 123° 19' an, Breithaupt dagegen 123° 24', welche Messung wohl genauer seyn dürfte. Die Krystalle sind ziemlich deutlich nach ∞P spaltbar. Die Härte ist die des Quarzes. Das aller-

*) Es dürfte nicht uninteressant seyn, diese Tabelle zu vergleichen mit einer ähnlichen, welche Fr. Unger in seiner so eben erschienenen Synopsis plantarum fossilium, Lips. 1845 gegeben (S. 296).

Das Vorkommen fossiler Pflanzen.

Gebirgsart.	Familien.	Arten.
Uebergangsformation	6	74
Steinkohlenformation	14	590
Rother Sandstein	5	36
Kupferkalk	3	18
Bunter Sandstein	8	38
Muschelkalk	2	2
Keuper	7	68
Lias	9	95
Oolithenformation	9	101
Wealdenform	3	11
Kreideform	12	71
Focenische Tertiärform	17	151
Miocenische Tertiärform	32	355
Pliocenische Tertiärform	12	38
	139	1648

dings sehr charakteristische spec. Gewicht konnte ich wegen Mangels an Material nicht bestimmen, das chemische Verhalten läßt aber keinen Zweifel über die Natur dieser Krystalle übrig. Vor dem Löthrohr waren sie unschmelzbar und unveränderlich, mit Phosphorsalz und Soda verhielten sie sich wie Zirkon. Eine kleine Quantität wurde fein pulverisirt mit concentrirter Salzsäure behandelt. Das Pulver wurde nicht angegriffen. Es wurde dann mit kohlensauerm Natrum aufgeschlossen und die Kieselerde abgeschieden. Die Auflösung wurde mit Aetzammoniak gefällt. Der Niederschlag war in Kalilauge unauflöslich. In Salzsäure aufgelöst, bildete er beym freywilligen Verdunsten blumig büschlige Krystalle, welche in Wasser aufgelöst, mit schwefelsauerm Kali einen im Wasser unauflöslichen oder sehr wenig löslichen Niederschlag bildeten. Der Niederschlag mit Aetzammoniak war also Zirkonerdehydrat.

Dieser Zirkon kommt in einzeln aufgewachsenen Krystallen bis zu 3 und 4 Linien Größe und meistens farblos und durchsichtig vor. Das Prisma ist sehr untergeordnet und erscheint öfters nur in kleinen Abstumpfungsflächen der Randecken von P. Es sind diese Krystalle wegen ihrer Farblosigkeit, Glätte der Flächen und Schärfe der Kanten die schönsten, die ich wenigstens von Zirkon bis jetzt gesehen habe.

---

b) Ueber die Scheidung der Phosphorsäure.

Es ist bekannt, daß die Scheidung der Phosphorsäure von Talkerde, Kobaltoxyd und besonders von Nickeloxyd mit Schwierigkeit verbunden ist, welche die bisherigen Trennungs-Methoden unvollkommen machen.

Eine Bemerkung, welche ich bey der Analyse des Nickelarsenikglanzes von Lichtenberg gemacht hatte, daß nämlich der Arsenik weit vollkommner aus der salpetersauern oder salpetersalzsauern Auflösung durch Zusatz von Eisenchlorid und Fällen mit kohlensauerm Kalk oder kohlensauerm Baryt vom Nickeloxyd getrennt werde, als durch die Präcipitation mit Schwefelwasserstoffgas, veranlaßte mich auch ähnliche Versuche mit der Phosphorsäure anzustellen, welche um so wahrscheinlicher ein günstiges Resultat geben mußten, als sich bekanntlich die Phosphorsäure bey einer hinlänglichen Menge von Eisenoxyd oder Thonerde mit Aetzammoniak vollkommen ausfällen läßt. Die angestellten Versuche waren folgende.

Es wurden 25 Gran auf gewöhnliche Weise gefällter, gehörig ausgewaschener und geglühter phosphorsaurer Magnesia in Salzsäure aufgelöst und dazu eine salzsaure Auflösung von 20 Gran Eisenoxyd gemischt und dann das Eisenphosphat mit kohlensauerm Kalk gefällt. Der voluminöse Niederschlag ließ sich auf mehreren Filtern leicht filtriren. Der Kalk wurde dann mit kleesauerm Ammoniak und die Magnesia abermals mit phosphorsauerm Natrum und Ammoniak gefällt und der geglühte Niederschlag stimmte im Gewicht so gut mit der aufgelösten Menge überein, daß der Versuch vollkommen gelungen zu nennen war. Er wog nämlich 25,07 Gran. —

Es wurde ferner salpetersaures Kobaltoxyd mit phosphorsauerm Natrum gefällt. Der Niederschlag wurde in Salzsäure aufgelöst und die geeignete Menge Eisenchlorid zugesetzt und mit kohlensauerm Kalk präcipitirt. Die rosenrothe Flüßigkeit wurde zur Trockne abgedampft und die Masse ausgeglüht. Dann wurde sie mit kaustischem Kali gekocht. Die Lauge, auf die bekannten Arten untersucht, zeigte keine Spur von Phosphorsäure. Umgekehrt enthielt der mit kohlensauerm Kalk erhaltene und wohl ausgewaschene Niederschlag keine Spur von Kobalt.

Mit gleichem Resultate wurde phosphorsaures Nickeloxyd zerlegt.

Es kann also diese Methode in den angeführten Fällen mit Vortheil angewendet werden und ist bey eisenfreyen Verbindungen die Phosphorsäure auch quantitativ zu bestimmen, da man nur die Menge des zugesetzten Eisenoxyds genau zu kennen hat, um durch die Gewichtszunahme des wieder aufgelösten und mit Aetzammoniak gefällten Eisenphosphats die Menge der Phosphorsäure zu erfahren. Selbst bey eisenhaltigen Verbindungen ließe sie sich auf diese Weise bestimmen, wenn zuvor durch Schwefelwasserstoffgas das enthaltene Oxyd zu Oxydul reducirt würde. Weil aber der Niederschlag mit kohlensauerm Kalk je nach der angewendeten Quantität ziemlich voluminös wird, so ist es für den Zweck einer bloßen Trennung am vortheilhaftesten, eine phosphorsaure Verbindung, deren Basis in Kalilauge unauflöslich ist und sonst diese Scheidung zuläßt, zuerst mit Kalilauge zu behandeln und dadurch den größten Theil der Phosphorsäure zu extrahiren, dann den Rückstand mit einer kleinen Menge von Eisenchlorid aufzulösen und der Fällung mit kohlensauerm Kalk oder kohlensauerm Baryt zu unterwerfen. Aehnliches gilt auch für dergleichen arsenikſaure Verbindungen.

---

c) Ueber ein chemisches Kennzeichen für Titaneisen und Sphen.

Die Reactionen von Titaneisen vor dem Löthrohre mit Phosphorsalz, welche in manchen Fällen deutlich, sind je nach der Eisenmenge in andern zweifelhaft und eben so ist es mit dem Verhalten der Sphene.

Die Beobachtung von Fuchs, daß in der salzsauern Auflösung Titansäure durch Kochen mit metallischem Kupfer zu Titansesquioxyd reducirt werde und die Flüßigkeit dadurch eine schöne violette Farbe erhalte, schien mir ein gutes Kennzeichen für die Sphene und Titanite abzugeben, welche von Salzsäure gewöhnlich, wenigstens so weit zersetzt werden, daß die Reaction eintreten kann. Noch besser mußte aber auf diese Weise Titaneisen erkannt werden, da solches als sehr feines Pulver in Salzsäure auflöslich ist. Ich stellte darüber Versuche an und sie gelangen mit Sphen ziemlich gut auch mit Kibdelophan, dagegen zeigte sich bey anderem Titaneisen, z. B. Menakan die Reaction nicht oder nur zweydeutig. Ich versuchte daher statt des Kupfers gewalztes Zinn und erhielt bessere Resultate. Verschiedene Sphene von Tyrol, Salzburg und Arendal, sowie Titaneisen von Arendal, Menakan ꝛc. geben beym Concentriren der salzsauern mit Zinn gekochten Auflösung die violette Auflösung. Uebrigens bleibt die Präcipitation der Titansäure mit kohlensauerm Kalk aus einer Auflösung, in welcher das Eisenoxyd zuvor durch Schwefelwasserstoffgas zu Oxydul reducirt wurde, eines der besten Kennzeichen für die verschiedenen Arten von Titaneisen und man kann diese Reduction bequemer dadurch herstellen, daß man die salzsaure Auflösung mit Schwefelwasserstoff-Ammoniak fällt, sogleich wieder in Salzsäure im Kochen auflöst, allenfalls filtrirt und dann den kohlensauern Kalk zusetzt. Den Niederschlag löst man in Salzsäure auf, fällt die Titansäure mit Aetzammoniak und untersucht sie weiter mit Kupfer oder Zinn, wie angegeben.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 26.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. May.
Nro. 104. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. März 1845.

7) Hr. Akademiker Dr. Steinheil giebt der Classe Nachricht:

Ueber eine neue Methode, die geographische Länge und Breite eines Ortes ohne Rechnung und ohne Uhr durch eine Einstellung und zwey Ablesungen zu finden.

Die geographische Länge und Breite eines Ortes b. durch die bekannte Lage des Ortes a. aus Beobachtungen am Himmel zu ermitteln, führt im Allgemeinen darauf hin, den Zenithal-Abstand beyder Orte und dessen Orientirung gegen einen der Meridiane zu bestimmen, woraus dann die geographischen Längen- und Breiten-Differenzen abgeleitet werden können.

Die Voraussetzung der Kenntniß der Zeit des Ortes a. im Orte b. vereinfacht die Lösung wesentlich, weil dadurch die Bewegung der Erde eliminirt wird. Indessen gibt es meines Wissens, auch unter der Voraussetzung daß die Zeit übertragen worden sey, keine Lösung dieser Aufgabe, welche aller Rechnung enthöbe und die zu bestimmenden Elemente, Länge und Breite des Ortes b. durch unmittelbare Ablesung erkennen ließe. Eine solche Auflösung des Problemes mittels eines Instrumentes, was transportabel und leicht zu handhaben ist, habe ich nun gefunden und zögere nicht dieselbe hiemit bekannt zu geben, weil sie in vielen Fällen für Ortsbestimmungen namentlich durch Reisende, welche in astronomischen Berechnungen Schwierigkeit finden, von Nutzen werden kann.

Denken wir vorerst die Erde stillestehend und in dem Orte a auf einer Ebene ein Fernrohr nach irgend einem Sterne gerichtet und in dieser Lage befestiget. Nehmen wir an, die Ebene sey horizontal gemacht und es werde, um diese Lage zu fixiren, ein zweytes Fernrohr nach einem zweyten Sterne gerichtet und wieder fest mit der Horizontal-Ebene verbunden. Daß durch diese zwey Absehens-Linien die Lage der Ebene bestimmt sey, ist klar, weil sie um keine derselben drehen kann, ohne die andere von ihrem Sterne zu entfernen. Würden wir nun, immer unter der Voraussetzung, daß die Erde stille stehe, diese Ebene mit den beyden Fernröhren nach einem zweyten Orte b. tragen und dort, theils durch Neigen, theils durch Drehen um ihre Achse bewirken, daß die beyden Fernröhre wieder nach denselben (unendlich entfernten) Sternen zeigten, so wäre offenbar die Horizontalebene des Ortes a. parallel mit sich selbst und mit jeder auf ihr gedachten Linie nach dem Orte b. transferirt und würde folglich gegen den Horizont des Ortes b. eine gewiße Neigung angenommen haben. Wäre nun auf der Horizontalebene des zweyten Ortes die Lage des Meridians oder auch der Nord- und Südpunkt gegeben, so würde die Neigung der beyden Ebenen, gemessen in der Ebene des Meridians des zweyten Ortes, unmittelbar gleich seyn der Breiten-Differenz und die Nei-

gung dieser Ebene, gemessen im ersten Vertical des zweyten Ortes gleich seyn der Längen-Differenz beyder Orte. Offenbar hätten wir auch die Lage der Linie von Nord nach Süd von dem ersten nach dem zweyten Orte übertragen können, wenn wir die Ebene am Orte a. mit einer zweyten Ebene verbunden hätten durch zwey in ihr liegende Drehungsaxen von Norden nach Süd und von Ost nach West. Denn wären wir mit diesem Apparat nach dem zweyten Orte b. nur südlich gegangen und hätten wir die zweyte Ebene zum Horizont des Ortes b. gemacht, so würde sich die erste Ebene nur um die Achse von Ost nach West gedreht haben, also wäre auch noch Nord und Süd auf der zweyten Ebene für den zweyten Ort richtig orientirt.

Wären wir aber vom Orte a. aus nach dem Orte b. hin nur östlich oder westlich gegangen, auch wieder die zweyte Ebene zum Horizonte des Ortes b. machend, so hätte sie sich nur um die Axe von Norden nach Süd gegen die erste Ebene gedreht. Um sich dieß recht deutlich zu machen, wird es gut seyn, sich zuerst auf den Aequator der Erde versetzt zu denken. Hier ist die Axe von Nord nach Süd in der ersten Ebene zugleich parallel mit der Weltaxe. Rückt man nun auf dem Aequator westlich fort, und erhält die zweyte Ebene als Horizont, so dreht sich diese nur um die Weltaxe und ändert also in dieser Richtung, die zugleich von Nord nach Süden geht, durchaus nichts. Statt sich nun das Fortrücken vom Orte a. nach dem westlich gelegenen Orte b. auf einem Parallel-Kreise vorzustellen, gehe man von a. erst nach den Aequator durch Drehung um die Axe von Ost nach West der zweyten Fläche; jetzt aber auf dem Aequator fort bis zum Meridian von b. durch Drehung um die Achse von Nord nach Süd und nun im Meridian hinauf bis b., so ist offenbar auch in b. der Meridian orientirt. Dasselbe würde man erreicht haben, wenn man direkt von a. westlich nach b. gerückt wäre, weil die zweyte Ebene immer horizont bleibt, also um die Ost-Westaxe drehend in einem Vertical die Richtung nach dem Pole auf den Horizont projicirt. Es wäre also auch hier auf der zweyten Ebene der Nord- und Südpunkt richtig orientirt erhalten. In welcher Richtung wir daher auch gehen mögen, immer wird Nord und Süd der zweyten Ebene richtig orientirt, sobald die beyden Fernröhren die auf der ersten Ebene befestigt sind, wieder nach denselben Sternen durch ihre Ebene gerichtet werden. Die Drehung um die Axe von Nord nach Süd gibt also die Längendifferenzen, oder wenn wir die Coincidenz beyder Ebenen mit dem Orte a. mit seiner Länge selbst bezeichnen, unmittelbar die Länge des Ortes b. und ebenso die Drehung um die Axe von Ost nach West die Breitendifferenz, oder resp. die Breite selbst.

Wir wollen jetzt die Erde als drehend voraussetzen, aber vorläufig noch annehmen, daß man einen Chronometer habe, der die Stern-Zeit des Ortes a. zeigt und geht. Wären am Orte a. zur Chronometerzeit t. die beyden Sterne durch die optischen Axen der beyden Fernröhre gegangen, so würden sie, so oft der Chronometer t. zeigt, auch wieder in a. dieselbe Lage gegen den Horizont in a. haben, wohin auch unterdessen der Chronometer transferirt worden wäre. Wenn wir also an dem Orte b. die beyden Fernröhren nach den beyden Sternen durch ihre Ebene in dem Augenblicke richten, in welchem der Chronometer t. zeigt, so ist es, als wären wir ohne Zeit von a. nach b. gelangt. Dieß ist genau derselbe Fall, welchen wir unter der Voraussetzung, daß die Erde stille stehe, schon betrachtet haben, und daher gibt uns auch hier die Drehung der ersten Ebene in der zweyten zur Horizontalebene des Ortes b. gemachten, wie wir es verlangten, die geographische Länge und Breite von b.

Wir werden jetzt die beyden Fernröhren, welche wir nur der leichtern Verständniß wegen angenommen haben, ersetzen durch einen Spiegelapparat, der es möglich macht, beyde Sterne zugleich zu sehen und in Coïncidenz zu erhalten. Dieß kann auf sehr verschiedene Weise erzielt werden, je nachdem man die Gränze der zu erlangenden Genauigkeit feststellt und je nachdem man allgemeinere oder nur speziellere Anwendbarkeit des Apparates verlangt. Natürlich je beschränkter die Anforderungen sind, desto einfacher werden auch die Mittel, um ihnen zu entsprechen. Begnügt man sich mit einem mittleren Fehler von einigen wenigen Bogen Minuten, so ist kein Fernrohr nöthig, und man kann mit freyem Auge ausreichend genau einstellen. Diese Gränze wollen wir

schon deßhalb annehmen, weil Fehler derselben Ordnung aus der vernachläßigten Differenz der Refraction entspringen.

Wir wollen ferner vorerst von dem einfachsten Falle ausgehen und zwey bestimmte Sterne zu einer bestimmten Sternzeit des Ortes a. annehmen. Unter diesen Bedingungen wird der optische Apparat höchst einfach. Eine Einsicht in der Weltaxe des Ortes a. ist auf der horizontal orientirten ersten Ebene befestigt. Sie zeigt nach zwey Spiegeln, die hinter einander gestellt, gegen die Gesichtslinie so geneigt werden, daß sie die beyden Sterne in Coincidenz zeigen. Wollte man den Apparat auch anwendbar machen für andere Stern-Zeiten, so wäre es ausreichend, die Spiegel mit einer gemeinschaftlichen Drehung um die Weltaxe zu versehen; würde man aber auch verlangen, daß, was immer für zwey Sterne zu jeder Zeit auch ohne an dem Orte a. eingestellt zu haben, gewählt werden könnten, so müßte man sich natürlich auch eine größere Complication des optischen Apparates gefallen lassen. Es müßte dieser Apparat für den Ort a. gegen die erste Ebene parallaktisch aufgestellt und mit Stunden- und Declinations-Theilung versehen werden, damit wir nicht nöthig hätten, am Orte a. die Sterne wirklich einzustellen, sondern damit wir auch in b. den Apparat so richten könnten, daß er in a. zur Zeit t. die beyden Sterne gezeigt hätte. Diesen jetzt weit allgemeiner gestellten Anforderungen kann durch folgende Einrichtung entsprochen werden. Das Fernrohr werde, wie schon gesagt, auf der Horizontalebene des Ortes a. mit seiner optischen Axe nach dem Südpol gerichtet. Das Objektiv empfange je zur Hälfte Licht durch einen von zwey vor einander gestellten Spiegel, die einen Winkel von 45° mit der optischen Axe bilden. Der entferntere Spiegel sey überdieß für sich drehbar um die optische Axe. In solcher Weise wird uns das Instrument zwey Punkte des Aequators coincidirend zeigen. Sie werden in Coïncidenz und in der Mitte des Sehfeldes bleiben, wenn das Fernrohr in 24 Stunden Sternzeit um seine optische Axe sich drehte.

Wir versehen also das Rohr mit einem Kreise, der die Sternzeit gibt, und den äußern Spiegel ebenso mit einer Theilung um auf die Differenz der Rectascensionen beyder Sterne einstellen zu können. Um aber zu bewirken, daß man mit jedem Spiegel einen Stern von jeder Declination erhalten könne, sind abermals die nach dem Aequator gehenden Gesichtslinien durch Spiegel unter 45° gebrochen, deren Drehung um diese Gesichtslinien folglich den Declinationen entsprechen, also die Declinationskreise für beyde Sterne tragen. So ist bewirkt, daß man zwey Sterne, welches auch ihre Lage seyn mag, neben einander ins Gesichtsfeld bringen kann, wenn eingestellt wird auf ihre Declinationen, ihren Rectascensions-Unterschied und auf die Sternzeit des Ortes a. Diese Sterne bleiben zugleich in Coïncidenz und in der Mitte des Gesichtsfeldes durch Drehen der optischen Axe des Rohres, und dabey behält das Auge des Beobachters stets die Lage von Nord nach Süd des Ortes a.

Selbst der Gebrauch dieses durch die gestellten Anforderungen sehr complicirten Apparates wird in der Anwendung keine Schwierigkeit bieten, weil man die Länge und Breite des zu bestimmenden Ortes wenigstens auf Grade hin voraus kennt, der Ebene also schon solche Neigung gibt, daß die Sterne im Gesichtsfeld erscheinen.

Da man mittelst dieser Einrichtung jeden Stern einstellen kann, welches auch seine Rectascension und Declination sey, so könnte man auch statt des zweyten Sternes ein Gestirn wählen, was seine Stellung gegen die Fixsterne möglichst schnell ändert — also den Mond. Wäre nun für verschiedene Zeiten in dem Orte a. Rect. und Decl. des Mondes gegeben, wie man gegenwärtig ihre kleinsten Abstände (Monds-Distanzen) vorausberechnet, so würde es möglich werden, auch ohne Uhr mit diesem Instrument Länge und Breite zu finden. Denn gesetzt es wäre für die Zeit t. des Ortes a. Stern und Mondrand eingestellt, und man brächte nun am Orte b. die Sterne zur Coïncidenz mit dem Fadenkreuz, so ist es durch die drey Axenbewegungen, welche sich auf den Horizont beziehen, so lange unmöglich, auch den Mond einzustellen, bis seine Distanz vom Sterne die der Zeit t. des Ortes a. entsprechende ist, wodurch also eigentlich die Uhrzeit eliminirt wird. Diese Be-

stimmung ist jedoch noch behaftet mit Fehlern, welche aus der Parallaxe des Mondes und aus den vernachlässigten Refractions-Differenzen hervorgehn. Beyde Correctionen können durch Tafeln gegeben werden, deren Argumente die genäherten Werthe der Länge und Breite des Ortes b. bilden.

Uebrigens würde man auch zur Elimination der Zeit sich der Jupiters-Trabanten-Verfinsterungen bedienen können, wodurch die Rücksicht auf Parallaxe wegfallen würde. Dazu wäre es ausreichend, den optischen Apparat für zwey bestimmte Fixsterne anzuwenden, wenn dieser drehbar um die Stundenaxe gemacht wird. Hierbey bleibt das Instrument sehr einfach. Die Beobachtung wird aber beschränkt auf die Zeiten der Trabantenverfinsterungen.

Diese allgemeinen Andeutungen mögen vorläufig genügen, die Methode zu bezeichen. Auch behalte ich mir vor, bey anderer Gelegenheit das Instrument näher zu beschreiben, durch welches die oben erwähnten geographischen Ortsbestimmungen erhalten werden. Ich führe nur an, daß man diesem Instrumente eine Einrichtung geben kann, welche unserem Universalinstrument ähnlich ist. Ein Horizontalkreis mit drey Stellschrauben trägt auf seiner Alhidade zwey Stützen, welche der Horizontalaxe eines Höhenkreises zum Lager dienen. Die letztgenannte Axe trägt in rechtwinklichter Verbindung die Büchse bestimmt zur Aufnahme der Axe eines zweyten Kreises. An dem dem Kreise entgegengesetzten Ende ist der optische Apparat an diese Axe befestiget. Die Ablesung dieser beyden Kreise gibt unmittelbar Länge und Breite. Das Instrument gewinnt auch noch dadurch an Brauchbarkeit, daß es zugleich als Universal-Instrument benützt werden kann, wenn man auch die Axe des ersten Kreises mit einem Fernrohre verbindet. Die nähere Beschreibung wird übrigens, wie schon gesagt, mit den ersten Beobachtungen an demselben bekannt gegeben werden.

---

der in den Monaten September, October und November an die k. Akademie der Wissenschaften eingekommenen Büchergeschenke.

(Schluß.)

Vom Hrn. Dr. Eugen Huhn in Hildburghausen:

Quellen der badischen Geschichte. Heidelberg 1844. 12.

Vom Hrn. Karl Kreil, Prof. in Prag:

Magnetische und meteorologische Beobachtungen zu Prag. Vierter Jahrgang. Vom 1. Aug. 1842 — 31. Decbr. 1843. Prag 1844. 4.

Vom Hrn. P. Jansens in Brügge:

Alouden Staet van Vlaendern, vöor en gedurende het Jeenroerig Bestier, gevolgd van eene beknopte étymologische en geschiedkundige beschryving der Steden, en van een groot deel der Parochien, gelegen in het oud Graefschap van dien naem. Brugge 1841. 8.

Vom Hrn. Prof. Lassen in Bonn:

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. 6. Bandes 1. Heft. Bonn 1844. 8.

Vom Hrn. Dr. James Millingen in Florenz:

Supplement aux considérations sur la numismatique de l'ancienne Italie. Florence 1844. 8.

Vom Hrn. Moreau de Jonnès in Paris:

Statistique de la France, Paris 1844. gr. 4.

Tables schowing the number of criminal offenders in England and Wales, in the year 1843. London 1844. fol.

Vom Hrn. A. Quetelet, Secrétaire perpetuel de l'académie de Bruxelles:

Annales de l'observatoire royal de Bruxelles. Tom. III. Bruxelles 1844. gr. 4.

Vom Hrn. Baron von Reiffenberg in Brüssel:

Collection de Chroniques Belges inédites. Monuments pour servir a l'histoire des Provinces de Namur, de Hainaut et de Luxembourg. T. I. Bruxelles 1844. gr. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 27.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. May.
Nro. 105. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. März 1845.

8) Hr. Akademiker J. A. Buchner las:

Ueber den Stickstoffgehalt des braunen Biers.

Es ist bekannt, daß alle Getreidearten mehr oder weniger reich an Kleber und nahrhaft sind; man weiß ferner, daß die neuere Chemie diesen Kleber in drey oder vier Bestandtheile zerlegt hat, denn nach Dumas kann man mittelst Wasser Albumin ausziehen; und was kochender Weingeist auflöst, verhält sich zum Theil wie Casein, welches sich beym Erkalten ausscheidet; was in der wässerig geistigen Auflösung nach dem Erkalten aufgelöst bleibt, ist Gliadin, Glutin auch Pflanzenleim genannt worden; endlich was in Wasser und Alkohol unauflöslich zurückbleibt, verhält sich wie Fibrin. Mulder hat gefunden, daß diese Pflanzenstoffe hinsichtlich ihrer stöchiometrischen Constitution mit unsern Hauptnahrungsmitteln aus dem Thierreiche d. h. mit den Protein-Verbindungen, welche wir Eyweiß, Käsestoff und Faserstoff nennen, übereinstimmen. Da nun das in wässerigen und weinigten Flüßigkeiten auflösliche Glutin auch in der Gerste und dem daraus bereiteten Malze nicht zu fehlen scheint, so konnte man mit Wahrscheinlichkeit annehmen, daß sich dasselbe — wenn auch nur in kleiner Menge — im Biere nachweisen lassen müsse. Diese Annahme gewann an Wahrscheinlichkeit um so mehr, da die Erfahrung lehrt, daß Biertrinker, welche sich einer guten Körper-Constitution erfreuen und sonst nicht Mangel und Kummer leiden, in der Regel gut genährt, nicht bloß fett, sondern auch muskelstark sind.

Der Kleber- oder Glutin-Gehalt des braunen Biers wurde mir noch wahrscheinlicher, als ich vor etwa 25 Jahren zuerst beobachtete, daß das völlig klare und hefenfreye Bier mit Galläpfel-Aufguß einen Niederschlag giebt, welcher der zerstörenden Destillation unterworfen ein ammoniakalisches Produkt liefert.

Diese Thatsache konnte ich aber als keinen vollständigen Beweis eines Klebergehalts annehmen, weil ich den Versuch nicht wiederholt habe, auch weil ein Ammoniak-Salz im Bier denkbar ist. Da es indessen in Bayern als etwas Ausgemachtes und Unbezweifelbares angenommen wird, daß das braune Bier nahrhaft sey, so hatte ich in dieser Meinung befangen keine besondere Veranlassung, weitere chemische Versuche über diesen Gegenstand anzustellen, bis endlich Liebig in einem seiner chemischen Briefe *) folgende Behauptung aufstellte: „Mit mathematischer Schärfe läßt sich nachweisen,

*) Es war der sechste Brief in der Beylage No. 335 zur allgemeinen Zeitung von 1841. Seitdem hat Liebig seine „chemischen Briefe“ (Heidelberg 1844) besonders und in einer andern Ordnung herausgegeben; in dieser Schrift ist es der siebenzehnte Brief S. 225, welcher die oben angeführte Behauptung enthält.

daß Bier nicht nahrhaft ist, daß kein Bestandtheil davon fähig ist, zu Blut, zu Muskelfaser, zu irgend einem Theil eines Trägers der Lebensthätigkeit zu werden."

Obgleich diese Behauptung von keinem Beweise unterstützt war, so wurde sie doch von vielen Lesern der chemischen Briefe als Wahrheit angenommen und besonders in Bayern vielseitig besprochen. Dieß veranlaßte mich, über den Stickstoffgehalt des Biers neue und völlig überzeugende Versuche anzustellen, oder unter meiner Mitwirkung anstellen zu lassen. Dieser Arbeit unterzog sich ein junger sehr zuverlässiger Chemiker, nämlich Dr. Baron von Gorup, welcher sich seit einigen Monaten mit physiologisch-chemischen Studien im pharm. chem. Laboratorium der hiesigen Universität beschäftiget.

Wenn man braunes Bier bey gelinder Wärme verdunsten läßt, so daß die Kohlensäure und der Alkohol vollständig und das Wasser größtentheils fortgetrieben werden, bleibt das sogenannte Bier-Extract zurück, welches nach dem völligen Austrocknen, bis es in der Kälte zerreiblich ist, 5 bis 6 Procent von dem Gewichte des Märzenbiers beträgt, oder von einer bayerischen Maaß (zu 36 Unzen) 12 Drachmen bis 2 Unzen. Dieses klare, gelblich braune, bitterlich süß schmeckende Bier-Extract ist nicht mehr vollständig in Wasser löslich, vom Weingeist wird davon noch weniger aufgelöst, nämlich je nach der Stärke des Weingeistes im Durchschnitte genommen ein Viertheil von dem Gewichte des Bier-Extracts; und diese Auflösung enthält hauptsächlich den Zucker und das Hopfenbitter des Biers.

Um nun zu erfahren, ob dieser in Weingeist auflösliche Antheil des Bier-Extracts auch stickstoffhaltig sey, wurde die Auflösung desselben zur Trockne abgedampft, und der Rückstand mit Kali der trocknen Destillation unterworfen; man erhielt auch hierbey gegen Ende der Operation ein ammoniakalisches Produkt.

Die Frage, ob das Ammoniak nicht schon gebildet als ein ammoniakalisches Salz im Bier vorhanden sey, suchte man dadurch zu beantworten, daß man das Bier-Extract mit Kali längere Zeit erwärmte, es entwickelte sich dabey kein Ammoniak. Das bey der zerstörenden Destillation des Bier-Extracts erhaltene Ammoniak war also nicht Educt sondern Produkt der Operation, und der Stickstoff desselben muß in einer andern Verbindung vorhanden seyn. Da wir aber in der Gerste, oder im Malze keine andere Stickstoff-Verbindung kennen als den nahrhaften Kleber, so ist der Schluß, daß ein Theil davon im Biere aufgelöst vorhanden sey, der einfachste und wahrscheinlichste; und es folgt daraus von selbst, daß das Bier nahrhaft sey, wenn auch nur in einem geringen Grade.

Der Stickstoff-Gehalt des in Weingeist löslichen Bier-Extracts wurde übrigens auch quantitativ bestimmt nach der Methode, welche von Will und Varrentrapp als die zuverläßigste bey Elementar-Analysen organischer Körper erkannt wurde *): 782 Milligrammen Bier-Extract gaben 215 Milligrammen Platinsalmiak. Daraus ergaben sich 1,73, also mehr als $1\frac{1}{2}$ Proc. Stickstoff von dem Gewichte des im Wasserbade scharf ausgetrockneten weingeistigen Bier-Extracts. Da nun der Kleber nach Mulder nahe an 16 Procent, oder fast eben so viel Stickstoff enthält, wie das Protein aus Eyweiß- und Faserstoff des Ochsenblutes, so berechnen sich aus obigen 1,73 in 100 Gewichts-Theilen Bier-Extracts 11,09 Pflan-

*) Diese Methode, die Menge des Stickstoffs in irgend einer Verbindung zu bestimmen, besteht darin, daß man den trocknen Körper mit einem Gemenge von reinem Kalk oder Baryt und Kali oder Natron in einem geeigneten Apparate zum Glühen erhitzt und das sich bildende Ammoniak von Chlorwasserstoffsäure absorbiren läßt; hierauf die Menge desselben aus dem Gewichte des Platinsalmiakes berechnet, welcher damit gefällt wird. Diese Methode ist zuerst von Dr. C. Schafhäutl bey der Analyse unorganischer Verbindungen mit Glück versucht, und dann veröffentlicht worden in The Lond. and Edinb. phil. Mag. Jun. 1840. Daraus übersetzt im Journ. für prakt. Chemie Bd. IX. S. 409. Erst später wurde dieselbe für die Elementar-Analyse organischer Körper von Will und Varrentrapp benützt.

zen-Protein; und da man von einer bayerischen Maß braunen Biers im Durchschnitte genommen 9 Drachmen sogenanntes Malzgummi und 3 Drachmen weingeistiges Bier-Extract erhält, so müssen darin 1,8 Gran oder nahe an 2 Gran Kleber oder sogenanntes Glutin aufgelöst seyn. Dieß ist nun freylich nicht viel; aber es ist auch nicht der volle Protein-Gehalt von einer bayerischen Maß Bier, denn ich habe mich überzeugt, daß auch in dem sogenannten Malzgummi ein Antheil enthalten ist, dessen Menge noch nicht genau bestimmt wurde. Löst man nämlich das Malzgummi in Wasser, so erzeugt die Gerbesäure in der filtrirten Solution ebenfalls einen Niederschlag, und mit Kali der Destillation unterworfen, liefert das Malzgummi auch ein ammoniakalisches Produkt. Vorläufig weiß ich nur soviel, daß auch in diesem Bier-Bestandtheil der Stickstoff-Gehalt nur gering und nicht als ein Ammoniak-Salz enthalten ist, denn das Malzgummi mit Kali-Lauge erwärmt, giebt gleichfalls keine merkliche Menge Ammoniak von sich. Die Versuche sind übrigens noch nicht geschloßen, und ich hoffe die Fortsetzung derselben später mittheilen zu können.

So viel steht jedenfalls fest, daß das braune Bier einen stickstoffhaltigen Bestandtheil aufgelöst enthält und daß, weil kein Ammoniaksalz darin entdeckt werden kann, derselbe wahrscheinlich jene nahrhafte Protein-Verbindung ist, die man auflöslichen Kleber oder Glutin nennt. Noch muß ich bemerken, daß das zu den Versuchen verwendete Bier-Extract aus gut ausgegohrnem völlig klarem Märzen-Bier dargestellt wurde.

Wenn also Liebig behauptet hat, „mit mathematischer Schärfe lasse sich nachweisen, daß Bier nicht nahrhaft sey, so müssen wir diese „mathematische Schärfe“ nur als eine Hyperbel nehmen, die in einer exacten Wissenschaft, wie die Chemie seyn soll, nicht zu billigen ist.

9) Derselbe theilt nachstehende Notizen seines Sohnes des Dr. L. A. Buchner mit:

1) Ueber die Zersetzung des Jodantimons und Jodarseniks durch Wasser.

R. Brandes und H. W. Böttger haben vor einigen Jahren zu beweisen gesucht *), daß das dem Antimonoxyd und Antimonchlorid entsprechende Jodantimon, welches man durch Destillation eines in stöchiometrischen Verhältnissen gemachten Gemenges von Jod und Antimon als eine dunkelrothe, schwere Flüssigkeit erhält, die beym Erkalten zu einer krystalliniſchen, schwach metallisch glänzenden, röthlichgrauen und beym Zerreiben bräunlichroth werdenden Masse erstarrt, durch Wasser in der Art zersetzt werde, daß sich ein basisches Jodür, bestehend aus 2 Mischungsgewichten Antimon und 1 Mischungsgewicht Jod, als gelbes Pulver ausscheide, während eine saure Verbindung von nicht genau bestimmter Zusammensetzung aufgelöst werde. Sie haben in 100 Theilen des unauflöslichen gelben Pulvers gefunden:

Antimon	64,77
Jod	34,76
	99,53

und daraus die Formel Sb2 I berechnet, nach welcher aber die Verbindung in 100 Theilen bestehen müßte aus

Antimon	67,12
Jod	32,88
	100,00.

Allein diese aus der angeführten Formel berechnete Zusammensetzung stimmt mit den durch die Analyse gefundenen Zahlen durchaus nicht überein; auch wäre die von Brandes und Böttger angenommene Zersetzungsweise des Antimonjodids durch Wasser nicht jener des Antimonchlorids analog, welches bekanntlich beym Vermischen mit Wasser in Chlorwasserstoffsäure und in ein Antimonoxychlorid, das sogenannte Algarothpulver verändert wird.

*) Archiv der Pharmacie, 2. Reihe XVII, 283.

Ich bin dadurch veranlaßt worden, über diesen Gegenstand einige Versuche durch Hrn. Sandrock, einen jungen talentvollen Chemiker aus Schwerin, anstellen zu lassen.

Es hat sich hierbey ergeben, daß aus dem Antimonjodid, wenn es mit Wasser, gleichviel ob mit kaltem oder warmem, übergossen wird, ein schönes orangefarbiges Pulver entsteht, welches durch Auswaschen und Trocknen leicht rein erhalten werden kann und eine dem Algarothpulver analoge Zusammensetzung besitzt, während das Wasser eine beträchtliche Menge Jodwasserstoffsäure und außer dieser nur Spuren von Antimon auflöst, daß also die Zersetzung des Antimonjodids durch Wasser jener des Antimonchlorids ganz analog vor sich geht.

Ich würde die Methode, nach welcher die orangefarbige Verbindung analysirt worden ist, mit Stillschweigen übergehen; wenn ich dazu nicht einige neue Erfahrungen benützt hätte, deren Kenntniß bey der Analyse ähnlicher Verbindungen wünschenswerth seyn kann.

Ich habe nämlich gefunden, daß bey der Zersetzung dieser Verbindung mit Kalilauge schon bey gewöhnlicher Temperatur eine bedeutende Menge von Antimonoxyd aufgelöst und dadurch die Bestimmung der Jodmenge durch Silberauflösung ganz unsicher wird. Beym Ansäuern der alkalischen Flüssigkeit mit Salpetersäure wird zwar der größte Theil des Antimonoxyds wieder ausgefällt, allein dieses nimmt etwas Jod mit sich und bekommt dadurch eine gelbe Farbe, während anderseits etwas Antimon aufgelöst bleibt. Ohne Zweifel liegt die Ursache der von Brandes und Böttger gemachten fehlerhaften Bestimmung der Jodmenge in der Anwendung des eben erwähnten Verfahrens.

Hingegen habe ich mich überzeugt, daß die Verbindung durch wässeriges Ammoniak schon in der Kälte völlig zersetzt wird, indem alles Antimon sich als weißes Antimonoxyd ausscheidet, alles Jod hingegen als Jodwasserstoffammoniak in der Flüssigkeit bleibt. Man ist besonders sicher, eine ganz antimonfreye Flüssigkeit zu bekommen, wenn diese mit Wasser gehörig verdünnt und so lange gelinde erwärmt wird, bis das überschüssige Ammoniak sich verflüchtiget hat. Aus der filtrirten Auflösung kann dann das Jod mit aller Sicherheit auf die bekannte Art quantitativ bestimmt werden.

Zur Ausmittlung der Antimonmenge ist mit Vortheil Liebigs Erfahrung benützt worden, daß das Cyankalium manche Metalle und besonders das Antimon aus den Verbindungen leicht reducirt. Indessen darf das Antimonoxyjodid nicht unmittelbar mit Cyankalium zusammengeschmolzen werden, weil sich daraus etwas Antimon als Jodantimon verflüchtigen würde, bevor das Cyankalium schmilzt und seine reducirende Wirkung ausübt; wird aber die Verbindung vor dem Zusammenschmelzen mit Cyankalium mit ein wenig Kalilauge befeuchtet, so wird dadurch alles Antimon so fixirt, daß es dann mit dem Cyankalium bis zum Glühen erhitzt werden kann. Das metallische Antimon scheidet sich in der klar schmelzenden Masse theils in Kügelchen, theils als Pulver aus und wird durch Auswaschen mit Wasser rein erhalten. Eine gehörig andauernde schwache Glühhitze ist zum guten Gelingen der Reduction ein Haupterforderniß; im entgegengesetzten Falle könnte etwas Antimonoxyd unzersetzt bleiben und dadurch die Bestimmung des Antimons zu hoch ausfallen.

So wie nun im Algarothpulver das Verhältniß des Antimonchlorids zum Antimonoxyd ein veränderliches ist, je nach der Bereitungsart und besonders nach dem mehr oder minder längeren Auswaschen dieses Präparats, ebenso bleibt auch das Verhältniß der Bestandtheile im erwähnten jodhaltigen Antimonoxyd nicht immer ganz gleich, worauf schon eine Verschiedenheit in der Farbennuancirung deutet, indem es bey verschiedenen Bereitungen bald etwas heller bald ein wenig dunkler ausfällt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 28.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. May.
Nro. 106. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. März 1845.

9) Hr. Akademiker J. A. Buchner theilt nachstehende Notizen seines Sohnes des Dr. L. A. Buchner mit:

1) Ueber die Zersetzung des Jodantimons und Jodarseniks durch Wasser.

(Schluß.)

Aus den Zahlen, die bey den verschiedenen Analysen der hiezu immer besonders bereiteten Verbindung für Antimon und Jod erhalten worden sind, können für das Antimonoxyjodid namentlich zwey verschiedene Formeln entwickelt werden. Die eine derselben ist:

$$2\ Sb_2\ I_6 + 9\ Sb_2\ O_3,$$

nach welcher das Pulver eine Verbindung von zwey Aequivalenten Antimonjodid mit neun Aequivalenten Antimonoxyd darstellt und in 100 Theilen besteht aus:

Antimon	59,30
Jod	31,68
Sauerstoff	9,02
	100,00.

Die zweyte Formel:

$$Sb_2\ I_6 + 5\ Sb_2\ O_3 \text{ oder } 2\ Sb_2\ I_6 + 10\ Sb_2\ O_3$$

drückt eine Verbindung von zwey Aequ. Antimonjodid mit 10 Aequ. Antimonoxyd aus, welche in 100 Theilen enthält:

Antimon	60,80
Jod	29,77
Sauerstoff	9,43
	100,00.

Die erste Verbindung hat gewöhnlich eine etwas dunklere Farbe als die zweyte und entspricht dem von Johnston analysirten Algarothpulver, welches nicht mit Wasser ausgewaschen worden war; die zweyte, etwas hellere Verbindung aber stimmt mit dem von Duflos untersuchten Algarothpulver überein, welches derselbe vor der Analyse lange mit Wasser ausgewaschen hatte.

Es ist sogar möglich, daß bey der Bereitung des Antimonoxyjodids manchmal Gemenge verschiedener Verbindungen von Jodid und Oxyd erhalten werden, so viel aber ist gewiß, daß das bey der Zersetzung des Antimonjodids durch Wasser sich ausscheidende orangefarbige Pulver immer Sauerstoff in seiner Mischung enthält, und daß darin die Aequivalente des Antimons sich zur Summe der Aequivalente des Jods und Sauerstoffs wie 1 : 3 verhalten.

Das der arsenigen Säure analoge Jodarsenik erleidet durch Wasser eine ähnliche Zersetzung wie Jodantimon; es entsteht auch hier durch gleichzeitige Wasserzerlegung Jodwasserstoffsäure und ein dieser äquivalenter Theil arseniger Säure, die sich mit etwas unzerlegtem Arsenjodid verbindet, allein da diese Verbindung beym fortgesetzten Behandeln mit

Wasser sich immer mehr und mehr zersetzt und zuletzt auflöst, so ist eine genaue Analyse derselben nicht möglich.

2) Chemische Untersuchung des jodhaltigen Mineralwassers von Wildegg in der Schweiz.

Zu Wildegg im Kanton Aargau in der Schweiz ist vor einigen Jahren beym Bohren eines artesischen Brunnens im Jurakalke 345′ unter dem Spiegel der Aar eine jodhaltige Mineralquelle aufgefunden worden. Das Wasser derselben, welches einen starken bitterlichsalzigen Geschmack und ein specifisches Gewicht von 1004 besitzt, wurde bald nach dem Fassen der Quelle vom Hrn. geh. Medicinalrath Schönlein, damals Professor in Zürich, mit Erfolg im Züricher Spital medicinisch angewendet und sein Gebrauch als Heilmittel hat sich seitdem so vermehrt, daß einem Schweizerblatt zufolge schon im Jahre 1839 allein in den Kantonen Zürich und Aargau 3000 Flaschen voll davon getrunken worden sind.

Hr. Prof. Löwig in Zürich hat dieses Wasser einer vorläufigen Untersuchung unterworfen und gefunden, daß in einem Pfunde zu 16 Unzen desselben 104,9478 Gran fixer Stoffe und darunter 0,3018 Gran Jodnatrium enthalten sind. Auch in der Struveschen Brunnenanstalt zu Berlin ist das Wildegger Wasser von Dr. Bauer untersucht worden; dieser fand in 16 Unzen desselben 96,707 Gran fixer Bestandtheile, worunter 0,193 Gran Jodmagnesium.

Bey der Untersung der bekannteren jodhaltigen Mineralwasser, welche ich vor einiger Zeit besonders in der Absicht unternommen habe, um die Menge des darin enthaltenen Jods und Broms auf eine möglichst genaue Weise zu bestimmen, mußte auch das Wildegger Wasser, wovon mir einige Flaschen voll gut verschlossen zugeschickt worden sind, berücksichtiget werden. Die Analyse desselben ist unter meiner Aufsicht von Hrn. Sandrock aus Schwerin mit Genauigkeit ausgeführt worden und hat zu folgendem Resultat geführt:

In einem Pfunde zu 16 Unzen bayer. Medicinal-Gewichts sind enthalten:

Jodnatrium	0,156	Gran.
Brommagnesium	0,059	„
Chlormagnesium	9,901	„
Chlornatrium (Kochsalz)	73,646	„
Chlorkalium	0,128	„
Chlorammonium	0,097	„
Schwefelsaures Natron	2,022	„
Schwefelsaurer Kalk nebst etwas kohlsaurem Kalk	13,012	„
Kohlensaure Magnesia	0,152	„
Phosphorsaurer Kalk und phosphorsaure Magnesia	0,200	„
Thonerde und etwas Eisenoxyd	0,040	„
Kieselerde	0,292	„
	99,705	Gran.
Freye Kohlensäure	1,420	„

Vergleicht man diese Analyse mit jener des Jodwassers von Heilbrunn in Oberbayern, welche ich vor zwey Jahren der k. Akademie der Wissenschaften mitgetheilt habe, so sieht man, daß im Wildegger Wasser weniger Jod auch weniger Brom enthalten ist als im Heilbrunner Wasser, welches letztere sich ausserdem vor ersterem und anderen Jodwässern durch mehrere Eigenschaften auszeichnet, besonders durch seinen Gehalt an kohlensaurem Natron, seinen geringeren Kochsalzgehalt und durch die Abwesenheit von Chlormagnesium und schwefelsaurem Kalk, weßwegen das Heilbrunner Wasser nicht den widerlichen bitterlichsalzigen Geschmack besitzt und auch den Magen nicht so beläftiget wie andere Jodwässer, welche man dem Heilbrunner Wasser zu substituiren versucht hat.

3) Ueber die Menge des Broms in der Mutterlauge der Salzsole zu Kreuznach.

Obwohl die Salzmutterlauge der Saline zu Kreuznach schon seit Jahren zur Darstellung des

Broms im Großen benützt wird und für die Gewinnung dieses Stoffes fast das einzige Material ist, so hat man bisher doch noch nicht die Menge des darin vorhandenen Broms mit Genauigkeit ausgemittelt und mit dem Bromgehalt der Mutterlaugen anderer Salinen verglichen. Ich habe deßwegen Hrn. Leuch aus Bern veranlaßt, die Bestimmung dieser Brommenge vorzunehmen, wobey gefunden worden ist, daß dieselbe in 16 Unzen Mutterlauge von 1,370 spec. Gewicht 13,780 Gran beträgt. Ich habe vor ein paar Jahren in einer gleichen Menge der Mutterlauge aus der Rosenheimer Saline, welche ein spec. Gewicht von 1,234 zeigte, 8,046 Gran, und nachdem dieselbe durch weiteres Eindampfen und Herauskrystallisiren des noch darin befindlichen Kochsalzes und Bittersalzes bis auf ein spec. Gewicht von 1,300 gebracht war, 39,634 Gran Brom gefunden, woraus sich ergiebt, daß der Bromgehalt der Kreuznacher Soolenmutterlauge nicht so bedeutend ist, wie Mehrere geglaubt haben, und daß das Brom aus den Mutterlaugen unserer Oberbayerischen Salinen ebenso leicht und vortheilhaft wie aus jener von Kreuznach gewonnen werden kann.

Oeffentliche Sitzung am 28. März l. J.

Die Feyer des sechs und achtzigsten Stiftungstages der Akademie wurde durch einen einleitenden Vortrag des Vorstandes, des Herrn Staatsraths Frhrn. von Freyberg eröffnet. Hierauf las Hr. Prof. Zuccarini anstatt des in akademischen Geschäften abwesenden Hrn. Professors A. Wagner die von demselben verfaßte Rede: Andeutungen zur Charakteristik des organischen Lebens nach seinem Auftreten in den verschiedenen Erdperioden, welche bereits im Druck erschienen ist. Den Beschluß machte der Secretär der zweyten Classe, Hr. Conservator von Martius mit folgender

Denkrede auf Carl Friedrich von Kielmeyer, geb. am 28. Oct. 1765, gest. am 24. Sept. 1844.

In jener Zeit, als das deutsche Vaterland dem Andrange innerer und äußerer Feinde fast erlag, als die Fugen des tausendjährigen Reiches gewichen und die Nation in ihre Stämme und Bruchstücke von Stämmen auseinander gefallen war: da hielt die Masse des Volks noch zusammen durch das tiefe Gefühl gemeinsamer Abstammung, Sprache und Geschichte; für die Gebildeten aber gab es noch Ein Band, welches Alle umschlang, Ein Schiboleth, woran sie sich erkannten, und dieses segensreiche Band war die deutsche Wissenschaft. Vor Allem war es die Wissenschaft, welche von den Lehrstühlen der deutschen Universitäten im lebendigen Wort ausströmte zu einer Jugend voll Begeisterung und innerlicher Erregbarkeit, selbst unter dem Drucke äußerer Fesseln.

Wenn wir gegenwärtig, in heiterer Sicherheit und froh der Errungenschaft aus Schmerz und Noth, einen Blick zurückwerfen auf jene trübe Zeit, so glänzen uns die Namen eines Seiler, Hug, Winter, Tschirner, Schleiermacher, Fichte, Fries, Steffens, Oken, Heyne, Arndt, Voß, G. Hermann, F. A. Wolf, Gruner, Eichhorn, Gros, Thibaut, Savigny, Hugo, Göschen, Spittler, Heeren, Mannert, Schlosser, Niebuhr, Blumenbach, Hufeland, Sprengel, Reil, Autenrieth, Pfaff, Hildebrandt, Döllinger, Walther — wer nennte hier alle jene würdigen Söhne des gemeinsamen Vaterlandes? — wie wohlthätige Sterne entgegen.

Unter diesen Geistern strahlt auch Kielmeyer, ein Mann des höchsten Verdienstes. Seiner im Schooß unserer Akademie rühmend zu gedenken, mahnt uns vor Allem jenes Gefühl literarischer Gerechtigkeit, welches die Würdigkeit eines Gelehrten nicht nach der Zahl und Ausdehnung seiner Schriften, sondern nach dem Maaß seiner Wirkung auf Geist und Gang der Wissenschaft mißt. Kielmeyer hat nämlich nur äußerst Wenig durch den Druck veröffentlicht; aber er hat in der Unmittelbarkeit und Wärme eines Weisen des Alterthums vor zahlreichen Schülern gelehrt und eine Fülle von

Ideen und Kenntnissen ausgestreut. Jetzt noch erkennen dieß dankbar die Männer an, die als begeisterte Jünglinge zu seinen Füssen gesessen.

Dem Geschichtschreiber deutschen Lebens und deutscher Entwickelung bleibt es überlassen, zu zeigen, welch' hohen Einfluß der akademische Lehrstuhl in dem letzten Decennium des vorigen und in den ersten des jetzigen Jahrhunderts auf politische Gesinnung und Richtung jener Generation ausgeübt hat, die seitdem zum Männerberuf gereift und theilweise selbst schon wieder vom Schauplatze abgetreten ist. Er mag insbesondere nachweisen, welchen Schatz von reiner Gesinnung, von Liebe zur wahren und gesunden Freyheit, von Hingebung an die großen Güter des deutschen Wesens und Volkes an Wahrheit und freye Forschung jene hochherzigen, unvergeßlichen Lehrer hoben, während sie schienen in den Geistern ihrer akademischen Jugend lediglich nach tüchtiger Gelehrsamkeit und unbefangener Erkenntniß zu schürfen. Er mag nachweisen, welchen nationalen Einfluß die damalige Methode des akademischen Studiums, getragen von klassischer Bildung, durchwittert von dem Frühlingshauche einer lebendigen Nationalpoesie, auf den Charakter und die Thaten der Schüler geäußert hat.

Ich wage es nicht, mich zu solchen allgemeineren Betrachtungen zu erheben; wohl aber möchte ich versuchen, dieser hochansehnlichen Versammlung einige Züge aus dem geistigen Leben eines der edelsten, der gelehrtesten, ideenreichsten Männer jener Zeit vorzuführen. Sie werden die Liebe und Bewunderung rechtfertigen, welche zahlreiche Schüler den Manen Kielmeyers zollen, sie werden das bedeutsame Musterbild eines deutschen Hochlehrers am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts zeigen.

Zu allen Zeiten hat sich die Wissenschaft nach zwey verschiedenen Richtungen hin bewegt. Hier das Erkennen der einzelnen Thatsachen, dort die Forschung nach dem gemeinschaftlichen Grunde mehrerer, und die Vereinbarung des Mannigfaltigen unter höhere Gesichtspunkte, — hier die Versenkung in das Object, dort die Synthesis und Gliederung gewonnener Wahrheiten zu einem größeren Ganzen. Das Bedürfniß der einzelnen Geister, vorwaltend bald nach der einen bald nach der andern Seite hin thätig zu seyn, hängt mit ihrer physischen Ausstattung, mit ihrem Charakter und äußeren Lebensgange auf das Innigste zusammen. Auch das minder mächtige Talent vermag in der Einzelforschung Erfolgreiches, Wesentliches, Bleibendes zu leisten; aber die Bewältigung großer Reihen von Thatsachen, die Erforschung der Gründe, die organische Gliederung aller Hauptmomente einer Doctrin, wodurch diese im Ganzen gefördert werde — ist Sache des Genius. Das Talent orientirt die einzelne Thatsache; das Genie orientirt eine Wissenschaft zwischen den übrigen. Jenes trägt seine Lampe mit gewissenhaftem Fleiß in die Tiefe des Schachtes und zeigt uns das Erz in seiner ursprünglichen Lage und Gestalt; dieses fördert es in kühnen Würfen zum Lichte des Tages, prägt es aus und läßt es kreisen auf den bunten Bahnen der Welt.

Kielmeyer gehörte zu den Genien. Er besaß das Einzelne, und stempelte es zu einem Ganzen. Dieser Charakter von genialer Allgemeinheit war es, was seinen akademischen Vorträgen so unendlichen Reiz verlieh, was seinen Namen unter allen strebsamen Jünglingen der deutschen Universitäten ausrief, und eine Wahl der erregbarsten, fleißigsten und geistreichsten nach Tübingen in seinen Hörsaal führte.

Klares Denken, nüchternes inductives Forschen war der Gewinn, den die Zuhörer aus seinen mannichfaltigen Vorlesungen über allgemeine Physik, Chemie, Zoologie, vergleichende Anatomie, Botanik, Materia medica und Pharmazie brachten. Während er mit ängstlicher Gewissenhaftigkeit jede Veröffentlichung seiner Gedanken durch den Druck mied, entwickelte seine befruchtende Nähe in den jugendlichen Geistern die reichsten Keime.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 29.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. May.
Nro. 107. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März l. J.

Den Beschluß machte der Secretär der zweyten Classe, Hr. Conservator von Martius mit folgender

Denkrede auf Carl Friedrich von Kielmeyer, geb. am 22. Oct. 1765, gest. am 24. Sept. 1844.

(Fortsetzung.)

Ein so volles, auf so breiter Basis stehendes, aber nicht durch Druckschriften gegenständlich gewordenes, vorzüglich nur in der Spiegelung der Schüler erscheinendes Geistesleben ist nicht leicht zu schildern. Der Redner, der sich nicht zu Kielmeyers unmittelbaren Schülern rechnen kann, darf daher die Nachsicht dieser Versammlung anrufen. Gegenüber seiner Aufgabe beruhigt ihn zumal die Theilnahme eines Mitgliedes unserer Akademie, des Hrn. Obermedizinalraths G. Jäger in Stuttgart, eines langjährigen Freundes des Gefeyerten, dem er mehrere Winke und Nachweise über Kielmeyers Leben und Lehre verdankt.

Was nun jenes vorerst betrifft, so ist es in demselben Verhältniß arm an äusseren Ereignissen, an großen Wechselfällen und Eindrücken, als reich und vielseitig nach Innen. Karl Friedrich Kielmeyer ward am 22 Oct. 1765 in engen Verhältnissen gebohren. Sein Vater war herzoglich Württembergischer Forstbeamter auf einem Dorfe, Bebenhausen, nächst Tübingen. Schon frühe zeigte der Knabe große geistige Fähigkeiten, und so ward ihm das Glück zu Theil, zehn Jahre alt in die von dem geistreichen Herzog Karl gegründete Akademie, welche den Namen ihres Stifters trug, aufgenommen und dort acht Jahre lang gebildet zu werden. Er verband kindliche Erregbarkeit mit männlichem Lerneifer, und war der Liebling seiner Lehrer. (Als denjenigen, welcher auf seinen Geist den größten Einfluß geübt, verehrte er den Prof. Storr.) So geschah es, daß ihm als er selbst noch Studierender der Medizin war, im J. 1785 der Auftrag ertheilt ward, den Forst- und landwirthschaftlichen Zöglingen der Anstalt, die damals als Leibhusaren und Leibjäger unter militärischen Formen auftraten, Vorlesungen über Naturgeschichte, besonders über Botanik, zu halten, welche als Vorbereitung zur Forstwissenschaft dienen sollten. Ein Jahr später promovirte Kielmeyer in der Medizin, die er übrigens niemals praktisch ausgeübt hat. Mit der Reife eines vielseitig gebildeten jungen Arztes zog er nach Göttingen, wo er fast zwey Jahre lang dem Studium der Naturwissenschaften oblag. Wenn schon er hier Blumenbachs Vorträgen über Naturgeschichte und über vergleichende Anatomie, welche jener berühmte Lehrer vom Jahre 1785 an regelmäßig alle Jahre hielt, mit eben so viel Fleiß als Nutzen anwohnte, so hatten sie doch keinen bestimmenden Einfluß auf den Charakter seiner eigenen Vorlesungen wie er sie, über den Harz, Berlin und Sachsen in die Heimath zurückgekehrt, von 1790 an drey Jahre lang an der Karlsakademie, als Professor der Zoologie und Vorsteher des Naturalien-Cabinets, hielt. Eine organische Verbindung der

Zoologie mit der vergleichenden Anatomie und Physiologie war der leitende, und damals neue Gedanke bey diesen Vorträgen. Mannichfaltige Kenntniß des Einzelnen, weniger aus eigenen Forschungen, als aus einer umfassenden Benützung der damals noch nicht so ausgedehnten Literatur, glückliche Combinationsgabe, logische Anordnung und klar lebendige Darstellung machten sich schon in jenen Vorlesungen bemerklich. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Grundidee, welche damals den Geist Kielmeyers bewegte, „Entwickelung der organischen Typen und Kräfte auf dem Wege der Vergleichung und Induction," zu seinem wahrsten Eigenthum gehörte. Aber er stand nicht vereinzelt auf dieser Bahn. Parrot, Cuvier und Kielmeyer bildeten auf der Karls-Akademie ein wissenschaftliches Kleeblatt, und die ähnliche Geistesrichtung, welche die Freunde verband, fand in der Thätigkeit Kielmeyers am frühsten einen lebendigen Ausdruck, wie dieß zumal die von ihm schon im Jahre 1793 bekannt gemachte Abhandlung: über die Verhältniße der organischen Kräfte unter einander in der Reihe der verschiedenen Organisationen *) — nebst wenigen kleinen Arbeiten über chemische Constitutionen einiger schwäbischer und schweizerischer Mineralquellen seine einzige Druckschrift — beweist. An einem Frühlingsabend des Jahres 1786, am Tag eh' Kielmeyer aus der Anstalt schied, die Cuvier zwey Jahre später verlassen sollte, waren die drey Freunde im Garten der Akademie beysammen. Da schnitten sie die Anfangsbuchstaben ihrer Namen mit den Worten: „Amicitia juncti, sorte disjuncti" in einen Baum, — und durch das ganze Leben haben sie an dieser Jugendfreundschaft, wie an einer gleichartigen Auffassung der Wissenschaft festgehalten. Es ist bekannt, daß Cuvier in seiner großartigen Weise es sich zur theueren Pflicht gemacht, dankbar der Anregungen zu gedenken, welche er von dem geistreichen Freunde, er die stärkere, männlichere Natur von der milderen, im Wechselbunde gleichsam weiblichen, erhalten hat. Ihm, der im neunzehnten Jahre die Karlsakademie verließ und zuerst mit der Familie d'Herici zu Caen und Fecamp in der Nähe des Meers lebte, eröffnete sich in Paris alsbald die reichste concrete Forschung, — sein großes Talent als Zeichner, seine plastische imperiale Natur — die Stellung der französischen Sprache und Literatur — sein Amt an der Spitze zahlreicher thätiger Gehülfen: Alles vereinigte sich, um Cuvier die Mittel zu einer gewaltigen Reform der Zoologie und vergleichenden Anatomie an die Hand zu geben, — während sein Jugendfreund einsam und ohne jene äusseren Hülfsmittel, in engeren Kreisen blieb. Doch war dieser berufen, die Früchte jener Forschungen aus der Ferne mit zu reifen, sie mit zu genieſſen und sich durch den Anblick der Gesetze in der wunderbaren Architectonik des Thierleibes zu erquicken, die er seinerseits auf dem Wege der Induction erkannt, wenn gleich nicht mit derselben Fülle objectiver Forschung geprüft hatte. Das Bedürfniß nach solchen concreten Anschauungen war übrigens bey Kielmeyer nicht minder lebhaft. Er suchte ihm im J. 1795 auf einer Reise an die Küsten der Nordsee zu genügen, indem er sich dort vorzugsweise mit der Anatomie niedriger Seethiere beschäftigte.

Inzwischen konnte er sich nicht lange ausschließlich den zoologischen und physiologischen Studien hingeben. Im Jahre 1796 ward er als Professor ordinarius der Chemie und Medizin an die Universität Tübingen berufen, und er hatte von jener Zeit, bis er vom Lehrstuhl schied, gemeinsam die Chemie, Pharmazie, Botanik, Zoologie und vergleichende Anatomie zu vertreten. Dieß Verhältniß muß geltend gemacht werden, um einen gerechten Maßstab an die geistige Spannkraft und Thätigkeit eines Mannes zu legen, der in einer Zeit des raschesten Umschwungs fünf Doctrinen handhabte, für welche gegenwärtig fast überall fünf verschiedene Lehrer bestellt sind. Auch die schriftstellerische Thätigkeit mußte sich beschränken gegenüber einer Aufgabe von so colossaler Ausdehnung. Während wir übrigens in unserer Zeit, wo sich der socialistische Ruf: „Theilung und Organisation der Arbeit" auch auf dem Gebiete der Wissenschaft hören läßt, — vor einer so weitaussehenden Aufgabe zurücktreten, so fand ein Geist wie Kielmeyer, voll Wißbegierde und logischer Präcision, ein Charakter von so stiller Hartnäckigkeit und Ruhe, darin gerade eine Aufforderung auch in min-

*) Zweyte Auflage, Tübingen 1814; französisch im Auszuge von Oelsner, Paris 1815.

der nahe liegenden Gebieten gleichmäßig nach der Tiefe zu trachten. Es läßt sich nicht verkennen, daß er die verschiedenen Doctrinen, welche er zu bearbeiten hatte, mit gleicher Energie durchdrang. Daher die harmonische Vermittelung aller Doctrinen, welche einen so günstigen Einfluß auf seine akademische Jugend ausübte. Diese ist, entsprechend dem Charakter ihrer Lebensperiode, überhaupt geneigt, Standpuncte einzunehmen, von wo aus ihr der Ueberblick über ganze Reihen von Thatsachen die erste wissenschaftliche Befriedigung verschafft, und der Enthusiasmus, welcher Kielmeyers Schüler für ihren Lehrer begeisterte, war einerseits eben in der großartigen Universalität des Lehrers begründet.

Andrerseits aber lag ein besonderer Zauber für die guten Köpfe in seiner Methode. Diese verband den analytischen Weg der Forschung mit dem synthetischen in glücklichster Weise.

Kielmeyer faßte alle Doctrinen seines Lehrberufes als Theile der Physik. Die allgemeinen Erscheinungen der Materie, ihre Bedingungen, ihre Gesetze — in der anorganischen wie in der organischen Reihe — zu schildern, war seine Aufgabe. Er suchte diejenigen Erscheinungen, auf welche sich alle übrigen zurückführen lassen, und die selbst nicht reducibel sind. Aus der Vergleichung dieser strebte er zu Gesetzen zu gelangen. Von vorn herein war ihm das mögliche Wissen der einzige Inhalt seiner Wissenschaften. Darum galt ihm zunächst die reine Erfahrungs-Erkenntniß, in welcher er den Gegenstand als einen ausschließlich vermittelst der Sinne ihm zugekommenen, nicht als von seinem Geiste produzirten, erfaßte. Er erkannte allerdings ein Wissen a priori an „sofern wir ohne besondere Erfahrung aus allgemeinen und selbst construirten Begriffen gewisse Sätze ableiten können, die uns über die Verhältnisse der Materie belehren," — er ertheilte „diesem Wissen an und für sich einen großen Werth, zur Berichtigung vieler Begriffe —;" aber er verwies es in die Naturphilosophie. „Dieses aprioriische Wissen sollte als Einleitung der Physik stehen." — Den Inhalt des Erfahrungswissens wollte er nur bestimmt haben durch eine Analyse der besondern Gegenstände, mit Rücksicht auf die Natur unsrer Geisteskräfte.

Mit diesen Andeutungen glaube ich Kielmeyers Verhältniß zur Naturphilosophie, die damals anfieng in ihre Blüthe zu treten, zu bezeichnen. Kielmeyer war kein Naturphilosoph, aber, wie sich einer seiner geistreichen Schüler gegen mich ausdrückte, „er war ein Philosoph der Natur." Wer ihn je über höhere Fragen der Wissenschaft reden gehört, wer den weichen Klang seiner behutsamen Rede vernommen, und ihm dabey in das hellblaue, schwimmende, halbverklärte Auge, auf das feine Spiel der beredten und doch selbst im höchsten Feuer des Ausdrucks fast schüchternen Lippen gesehen, — der hat vielleicht, gleich mir, den Eindruck erhalten, hier habe Jemand gesprochen, wie es ein Weiser des Alterthums, etwa Demokrit, thun würde, könnte sich sein Schatten in die Gegenwart verlieren. Alles an diesem Manne hatte ein classisches Gepräge.

Wie sehr er jede constructive Methode zurückwies davon geben zumal seine Vorträge über allgemeine Chemie Zeugniß.

Es sey mir erlaubt, Einiges hierher Gehörige einem Hefte vom Jahre 1802 zu entnehmen, was als Beyspiel dienen mag von der streng analytischen Methode, worin er die Zuhörer ein volles Semester hindurch in Odem zu erhalten wußte.

„Die Erscheinungen der Anziehung der Stoffe im unendlich kleinsten Raum — der einzigen Art von Anziehung, die Gegenstand der Chemie seyn kann — sind stets von Veränderungen der Materie begleitet. In sofern also ist der Chemismus als die Verbindung der Materie zu neuen Körpern zu bestimmen. Diese Verbindungen aber sind in den meisten Fällen mit Trennung vorher verbundener Materien vergesellschaftet, sonach hat die Chemie auch die Trennung der Materie oder die Entfernung auf unmeßbar kleine Weiten zum Gegenstand. So kommen wir auf den Begriff von Bestandtheilen der Körper. Wenn man aber hierunter solche Theile versteht, die durch ihre bloße Wiedervereinigung die vorigen Körper herstellten aus denen sie abgetrennt waren, und solche, die selbst bey ihrer Trennung keine neuen Verbindungen erlitten hätten oder eingegangen wären, — so wissen wir eigentlich von den Bestandtheilen der Körper gar nichts, wir kennen keine, vermögen keine darzustellen, denn die Allgegenwart chemischer Anziehung bringt jeden abgetrennten Theil alsbald wieder in eine neue Verbindung und die Materien, welche in der Natur am allgemeinsten verbreitet sind, die sich also am leich-

testen insinuiren können, lassen sich nicht ausschließen." (Hier nennt Kielmeyer Wärme, Licht, Elektrizität, welche er zu den Materien rechnet). „Sonach, fährt er fort, ist Chemie nicht als die Lehre von den Bestandtheilen der Körper zu bestimmen; diese Wissenschaft trennt die Materie in neue Körper, nicht in Bestandtheile. Nur dann dürften wir Letzteres aussprechen, wenn erwiesen wäre, daß die Materie im Moment ihrer Abtrennung rein und ohne neue Verbindung geblieben. Bedingung wäre hiebey vorzüglich, daß die Schwere der Materie ein allgemeines Prädicat derselben wäre, daß folglich keine Veränderung in der Materie vorgehn könnte, ohne daß diese Schwere affizirt würde; — und ferner daß unsere Werkzeuge uns auch die kleinsten Aeusserungen der Schwere darstellten." Uebrigens, setzt er beschränkend hinzu, affizirt nicht jede Materie die Wage. Sofern aber, fährt er weiter ableitend fort, die Materien bey ihrer Verbindung unter, und ihren Trennungen von einander sich in allen ihren Beziehungen zu unsern Sinnen verändert haben, sich unter einer verwandelten Gestalt zeigen, so ließe sich sagen: Die Chemie habe zum Gegenstand die Verwandlung der Materien in einander, sie sey eine Art von Poësie. Weil sie aber nicht bloß die Anziehungserscheinung der Materien und ihre Erfolge als solche behandelt, sondern auch die Regeln, nach denen die Erscheinungen der Anziehung im kleinsten Raum und ihre Erfolge zu benutzen, so ist sie auch eine Kunst. Als Wissenschaft abstrahirt sie diese Regeln nur aus den Ereignissen bey der Anziehung, da sie das Wesen der Materie nicht erfaßt, sondern nur, was die Materie in Verbindung mit andern Materien bewirkt. Annäherungsweise kann die Chemie diese Kenntniß erreichen, wenn sie die Materien in unendlich vielen Verbindungen beobachtet; aber sie gelangt nie völlig zu diesem Ziele: es wäre immer nur ein Schauen der Materie in vielen andern."

Mit derselben analytischen Behutsamkeit geht K. von der Bestimmung des Gegenstandes der Chemie zu der ihres allgemeinen Inhaltes fort. Bey den Erscheinungen der Anziehung im kleinsten Raume (Affinität) will er zuerst die Entfernung beobachtet wissen, auf die hin sie sich im Raume ereignet, dann die Zeit, innerhalb welcher sich diese Erscheinungen vollenden, dann die Größe oder Stärke, Quantität oder Intensität der Kraft, mit der sie die Anziehungen darstellen, — die äußern Umstände und die innern (das Gewicht), die sich dabey kund geben, — die Succession dieser einzelnen Erscheinungen, die Verhältnisse der letztern gegen einander, sofern sie constant coexistiren, also Parallelismen zwischen Reihen von Erscheinungen bedingen u. s. w.

Die Imponderabilien: Licht, Wärme, Elektrizität, Magnetismus stellte K. als eine eigene Classe von chemischen Elementen auf. Frühzeitig machte er auf den polarisirenden Einfluß dieser Agentien auf die verschiedenen Zustände der Cohäsion (wie in den Krystallen), der Adhäsion und der chemischen Anziehung aufmerksam. Außerdem fragte er: ob es nicht auch eine jenen unwägbaren Agentien verwandte Geruchs-, Geschmacks-, Schall- und organisirende Materie gäbe? Alle diese Elemente dachte er sich durch die anorganische wie durch die organische Schöpfung in ewig thätigen Spannungen und polarischen Verbindungen verbreitet.

Wenn seit Oersted's und Faraday's unsterblichen Entdeckungen des Elektro- und Thermo-Magnetismus ein ganz neues Gebiet aufgeschlossen und auch die Chemie auf neue Bahnen ist geleitet worden, so darf wenigstens erwähnt werden, daß Kielmeyers forschungsreicher Geist, ohne Experiment, lediglich an der Hand der Induction, frey von hohlen Speculationen, dieselben Spuren verfolgt hat. Was er sich als Geruchs-Materie dachte, hat vielleicht durch Schönbeins merkwürdige Entdeckung des Ozons eine objective Wahrheit gefunden. Die große Entdeckung Davys über die Metallität der Alkalien und Erden hatte Kielmeyer ebenfalls, wenigstens in so weit geahnet, daß er unter Bezugnahme auf die Schwererde von den Erden überhaupt annahm, daß sie Metallkalke seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. May.

Nro. 108. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März l. J.

Den Beschluß machte der Secretär der zweyten Classe, Hr. Conservator von Martius mit folgender

Denkrede auf Carl Friedrich von Kielmeyer, geb. am 28. Oct. 1765, gest. am 24. Sept. 1844.

(Fortsetzung.)

Schon am Anfang dieses Jahrhunderts sagte er:

„Die Affinität von solchen Körpern, die in ihren sinnlichen Eigenschaften einander sehr ähnlich sind, ist im Durchschnitt schwach. Solche Materien dagegen, die in Absicht auf ihre Qualität sehr divers von einander sind, und vorzüglich solche, die sich wie + und — Elektrizität oder + und — Magnetismus zu einander verhalten, haben eine große Affinität; solche, die sich wie + und + oder — und — Elektrizität oder Magnetismus verhalten, haben geringe Verwandtschaft. Man könnte demnach das Ganze unter den Generalausdruck bringen: je ähnlicher die Materien unter einander sind, desto geringer ist im Durchschnitte ihre Affinität und umgekehrt.“ „Diese von mir ehehin gemachte Bemerkung, setzt Kielmeyer in seinem Hefte vom Jahre 1804 hinzu, ward 1807 von Davy in seiner gekrönten Schrift über Galvano-Elektrizität ebenfalls gemacht, und die entgegengesetzte Elektrizität oder die Empfänglichkeit für entgegengesetzte Elektrizitäten, die er bey fester Sauerkleesäure und festem Alkali beobachtete, scheinen sie zu bestätigen.“

Einige andere Sätze, die wir noch seinen am Anfang dieses Jahrhunderts gehaltenen Vorlesungen entnehmen, mögen zur ferneren Charakteristik des Mannes dienen.

„Außer den Erscheinungen der Schwere und des Luftdruckes giebt es noch eine Menge anderer, welche Aehnliches mit der Cohäsion haben, wie namentlich jene des Magnetismus und der Elektrizität. Es wäre möglich, daß die Erscheinungen der Cohäsion auf jene des Magnetismus zurückzuführen wären.“ —

Zur Zeit kennt man weder von der Cohäsion noch vom Magnetismus bestimmte Gesetze mit allgemeinem mathematischem Ausdruck. So lange dieß nicht der Fall und die Gesetze nicht identificirt, ist auch keine Erklärung dieser Erscheinung möglich. —

Das Wasser zeigt die Erscheinungen der Krystallisation so häufig, es insinuirt sich fast in alle andern Materien, so daß man fast verleitet wird, alle andern Krystallformen von ihm abzuleiten.

Bey dendritischen Krystallen von Metallen, die durch Niederschlagen mit andern Metallen erhalten werden, scheint sich nicht nur immer Elektrizität und Galvanismus zu entwickeln, sondern dieser Galvanismus scheint sogar die Anlagerung der Partikelchen und die Form zu bestimmen, da die Anlagerung stets an den Extremen Statt findet, wo doch das Praecipitans nicht ist.

Die Krystallisation ist auf Cohäsionsverhältnisse zurückzuführen und unter Cohäsionsgesetze zu subsumiren, eben darum aber werden sie auch auf Erscheinungen des Magnetismus und der Elektrizität reducibel seyn.

Was die Krystallisationsform betrifft, so dürfte bey Krystallen, die aus Flüssigkeiten entstehen, neben der Cohäsion der Materie als Coefficient die in der Mutterlauge vorhandene Bläschen- oder Kugelform (gleichsam eine Durchgangsform) zu berücksichtigen

seyn, und die Polarität, welche beym Uebergang dieser in die Krystallform entwickelt wird.

Die Bedingung des Zutritts der atmosphärischen Luft zur Krystallisation aus Flüssigem dürfte dahin zu suchen seyn, daß durch sie der krystallisirende Körper vor Verdampfung, also vor einer Bewegung gesichert wird, welche der Krystallisation ungünstig wäre.

Die Fähigkeit der Materien zu krystallisiren zeigt sich um so eher, je weniger sie specifisch gewichtig, je weniger sie permanent oder unzerstörlich elastisch sind.

Je dichter und je specifisch gewichtiger die Krystalle sind im Verhältniß zu ihrer Mutterlauge, um so geringer ist die Menge der bey der Krystallisation entwickelten Wärme.

Adhäsion ist eine anfangende Affinität, welche aber nie zur Vollendung kommt, oder eine ungeheuer lange Zeit zu diesem Uebergang erfordert.

Suspension ist anfangende Solution. Suspension und Solution verhalten sich, wie Adhäsion und Affinität.

Adhäsion steht in directem Verhältniß zur Affinität. Darum ist es ein großer Schritt der Chemie, die Adhäsionsgrößen kritisch zu messen.

Die Adhäsionsgrößen verhalten sich wie die Producte aus den specifischen Gewichten in die specifischen Wärmen; oder:

Die Adhäsions-Größen verhalten sich wie die Producte aus den Differenzen der specifischen Gewichte in die specifischen Wärmen.

Die letzten Sätze erinnern gewissermassen an Forschungen, welche später ein Dalton, Dulong, Petit u. A. über Wärmecapacität oder specifische Wärme der Körper angestellt haben. Bekanntlich wurde daraus das Gesetz abgeleitet, daß diese specifische Wärme in einem bestimmten Verhältniß zum chemischen Werthe der Stoffe stehe, daß sie sich nämlich umgekehrt wie ihre Atomengewichte oder Aequivalente verhalten, so daß wenn das Aequivalent eines Körpers mit dessen specifischer Wärme multiplicirt wird, man ein gleiches oder beynahe gleiches Product erhält.

Mag sich auch der Fortschritt der chemischen und physikalischen Wissenschaft mit manchen der von Kielmeyer vorgetragenen Sätzen (von denen wir hier eine Probe gegeben) gegenwärtig nicht einverstanden erklären oder sie nur unter gewissen Beschränkungen zulassen, so wird man doch anerkennen müssen, daß Kielmeyer seine chemischen Schüler nicht mit hohlen Gedankendingen, mit Speculationen und apriorischen Träumereyen anregte, sondern mit Gedanken, die durch inductive Schlüsse aus Thatsachen gewonnen worden waren. In den theoretischen Entwickelungen über Anziehung der Materie im Allgemeinen, über Cohäsion, Adhäsion und Affinität, über die Größe der Anziehungkräfte und den Maßstab für dieselben u. s. w. ward der Zuhörer mit socratischer Kunst immer tiefer zu allgemeinen Abstractionen hinabgeführt. Von Schritt zu Schritt ward ihm eine Bedingung und Beschränkung der von vorn herein angenommenen Sätze um die andere klar gemacht. Es war ein fortwährender Versuch die Wahrheit herauszuschälen, bis sie endlich nackt vorläge. So gewann der Schüler für seinen Verstand eine durchaus logische Behandlungsweise des Gegenstandes, für seinen Charakter moralische Sorgfalt in der Forschung, Achtung vor der Wahrheit. Sein Gedächtniß war nicht überfüllt mit todten Einzelnheiten, wohl aber hatte er eine Menge von Kenntnissen erworben, von Kenntnissen, die am Wege consequenter Theorie gepflückt waren, um sich auch in der Praxis fruchtbar zu erweisen. So geschah es, daß Kielmeyer viele ausgezeichnete Chemiker gebildet hat, obgleich er selbst niemals praktisch gearbeitet und am wenigsten sich als feiner Analytiker versucht hat.

Kielmeyer hatte mit der Chemie zu thun, wie er sie vor 50 Jahren aus den Händen der antiphlogistischen Schule empfangen. Seine allgemeinen Entwickelungen hielten sich vorzugsweise an Bergman und Berthollet, namentlich stellte er die Affinitätslehre des Ersteren, jedoch in eigenthümlicher Methode dar. Inzwischen waren ihm auch Richters stöchiometrische Forschungen nicht fremd, wie er denn dessen Gesetz der Neutralitäts-Reihen anführte. Zwischen diese beyden Geister, Bergman und Richter, welche Epochen der chemischen Wissenschaft bezeichnen, fällt Kielmeyers Lehrthätigkeit. Sie fällt vor die jetzige, durch Richter, Dalton, Gay-Lussac und Davy angebahnte, durch Berzelius und Liebig ausgebildete Periode. Aber wie wir bereits angedeutet haben, es dämmerte vielfach in seinem Geiste als Ahnung,

was jene hochbegabten Männer auf dem Wege des Experiments zur Gewißheit erhoben. Wenn in dem Munde eines andern Lehrers Sätze wie: „Auch das Wasser ist wie eine Erde zu betrachten, — Mineralwässer sind flüssige Erden, — das Bier (in welchem erst neuerlichst ein Mitglied unserer Akademie stickstoffige Bestandtheile nachgewiesen hat) ist flüssiges Brod, das Brod festes Bier" — wie aphoristische Ergüsse des Witzes lauten, so nahmen sie bey Kielmeyer, an den Schluß einer Reihe inductiver Sätze gestellt, einen ernsteren, wissenschaftlichen Charakter an.

Auch die Botanik behandelte er als Pflanzen-Physik. Die Schilderung der Erscheinungen ist überall verbunden mit Betrachtungen ihrer Bedingungen und Gesetze, die er aufwärts bis zu den „Lebenswirkungen oder geistigen Kräften" zu verfolgen suchte. So durchdringt der Lebenshauch der Physiologie jeden Moment der Darstellung. Auch hier stellt er den Inhalt, welcher Erfolg reiner Beobachtung ist, voraus; ihm läßt er jenen Theil der Wissenschaft folgen, wo sich „das geistige Assimilations- und Secretions-Vermögen, Witz und Scharfsinn" durch kritische Anordnung des Beobachtbaren bewährt.

Während er also dorthin Formenlehre, Lebensgeschichte (Physiologie) und Pflanzengeographie rechnet, bezeichnet er als zweyte Reihe von Richtungen: die Phytonomie oder Lehre von den Gesetzen des pflanzlichen Lebens, die Phytoteleologie oder die Lehre von innerer Zweckmäßigkeit (Oeconomia) und von äußerer (Politia vegetabilium), die Phytodynamik oder Lehre derjenigen Kräfte, welche nicht weiter reducibel den Pflanzenerscheinungen zu Grunde liegen, — die Phytognosie oder systematische Charakteristik und endlich die Doctrin von den Regeln, nach welchen einzelne Erscheinungen an den Pflanzen hervorgebracht werden können, oder die angewandte Botanik. Jene conventionelle Aufzählung todter Formen, die sogenannte Terminologie, die sich so oft zum Schaden der wahren Wissenschaft breit macht, ordnete er seinen allgemeinen Betrachtungen am Ende eines jeden Capitels unter. In Folge einer so universellen Behandlungsweise gewannen Kielmeyers botanische Vorträge einen unwiderstehlichen Reiz, ich möchte sagen, daß sie, was Methodik betrifft, noch jetzt als musterhaft erscheinen. Allerdings fehlt ihnen das theilweise in unserer Zeit gewonnene Moment einer Entwickelungsgeschichte der Elementar- und der zusammengesetzten Organe, was aber in jener Periode nach dem Stand der Mikroskopie und Chemie in die Wissenschaft aufgenommen werden konnte, hat Kielmeyer gekannt und mit analytischer Schärfe geprüft und geordnet.

Es würde zu weit führen, wollte ich hier die Einzelnheiten seiner Darstellung hervorheben. Nur über seine Ansicht von der Pflanzenmetamorphose mögen mir einige Worte erlaubt seyn.

„An der Frage, sagt Kielmeyer, welches sind die Umstände, unter welchen andere Organe in Blumen verwandelt werden, welche sind die Gesetze und Ursachen dieser Verwandlung? haben sich Linné, Wolf und Göthe versucht; doch hat keiner sie gelöst, ja sich vielleicht nicht einmal das Wesen der Frage verdeutlicht. Linné kam der Beantwortung am nächsten, Wolfs Abhandlung enthält am wenigsten Unwahrheiten, Göthe's Beantwortung giebt am meisten erfahrungsmäßige Wahrheiten, ohne die Wahrheit zu erreichen." Kielmeyer entwickelt nun kritisch die Ansichten dieser Schriftsteller und ruft dann aus: „Durch Göthe's Versuch ist eben so wenig als durch die früheren, ja fast noch weniger, die Umänderung der Blätter in die Blume als eine Sammlung von zweckmäßig einander zugebildeten und in den Gattungen constanten Organen erklärt. . . . Zwar ist eine Verschiedenheit der Blätter und der Blumentheile in Absicht auf Anastomose der Gefäße und auf die Säfte dargethan, aber die Ursache der Verschiedenheit ist nicht angegeben. . . . Diese Theorie ist also eigentlich gar keine Theorie. Die Fundamente und das Factum werden deutlicher dargestellt, aber das Problem selbst hat sich nicht verdeutlicht. Vergleichen wir die Auflösung dieser Aufgabe mit jener irgend eines Problems der Physik, z. B. des vom Regenbogen, welcher Unterschied. Hätte Newton nur bemerkt, daß die Farben des Prisma im Regenbogen recurriren, so würde das Niemand für eine Theorie angesehen haben. Erst damit gab er eine Erklärung des Phänomens, daß er zeigte, die Gesetze der

Brechung des Lichts im Prisma recitirten in denen von der Brechung des Lichts im Regentropfen und werden durch die Umstände, die gerade beym Regenbogen eigenthümlich sind, so und nicht anders bestimmt. Die Aufgabe — fährt Kielmeyer fort — ist eine geometrische, denn es handelt sich darum, wie aus bestimmten Größen andere bestimmt werden; sie ist aber auch eine physisch chemische, sofern sie die Frage enthält, wie das Quale in verschieden beschaffenen Materien in einander übergehen könne. Man muß also Beobachtungen haben über alles Meßbare in den Verhältnissen zwischen Blättern und Blüthen, wie Bestimmungen über die Beziehungen der Qualitäten in den Reihen von Organen, von deren Umwandlung man spricht. Erst dann kann von einer Lösung des Problems die Rede seyn. Wichtig genug wäre es allerdings, gerade unter so schwierigen Adspecten die Materialien für die Beantwortung einer Frage herbeyzuschaffen, welche sich an die Erklärung von der Metamorphose der Insecten, an die von den Entwicklungszuständen im Menschen und allen Thieren, endlich an die Erklärung der Genesis der verschiedenen Organisationen auf unserer Erde überhaupt aus einer einzigen prototypischen Organisation — anschlösse." So Kielmeyer.

Man sieht, wie strenge er in der Einzelforschung zu Werke geht, während er seine Blicke in phantasievoller Beziehung über die ganze Schöpfung schweifen läßt. Aber freylich war gerade diese Vervielfältigung der Geistesrichtung dem Verfolge eigener concreter Forschungen in der Natur selbst abhold. Inzwischen beweist, was seit fünfzehn Jahre auf dem Gebiete der vegetabilischen Geometrie (nach den anfänglichen Andeutungen von Bonnet, Turpin u. A.) durch Alex. Braun, Schimper, Bravais, Wydler u. A. angestrebt worden ist zur Genüge, daß Kielmeyers kritischer Tact das Punctum saliens der künftigen Wissenschaft getroffen. Eben so zeigt die gegenwärtige Richtung der Pflanzenchemie, daß unsere Zeit den Hülferuf des vorahnenden Genius erkannt. Ist auch der Versuch Clam. Marquardts, den Chemismus der Blüthen mit jenem der grünen Blätter in wissenschaftliche Verbindung zu bringen, nicht als gelungen anzuerkennen, so bereiten doch die Arbeiten Liebigs, Mulders, Schleidens, Mohls u. A. eine neue Entwickelung vor, durch welche die chemischen Vorgänge auch in der Pflanzenmetamorphose werden erleuchtet werden.

Aus dem Bisherigen läßt sich gewissermassen im Voraus der Geist bezeichnen, womit Kielmeyer die vergleichende Anatomie behandelt hat. Diese Doctrin konnte ihm nicht ohne vergleichende Zoologie bestehen, und beyde in organischer Durchdringung gestalteten sich unter seinen schöpferischen Händen zu einem reichen und lebensvollen Gebilde. „Fundament der vergleichenden Anatomie ist die Existenz einer Reihe analoger, gradativ durch Abfall von einander verschiedener Thierbildungen." In der Bestimmung dieser Stufen oder Typen folgt Kielmeyer seinem eigenen Plane. Er führt zuvörderst die alte Linneische Eintheilung des Thierreichs in sechs Classen an und bemerkt, wie an sie das Pflanzenreich als eine siebente hinantrete. Aber alsbald verläßt er diese Eintheilung und hebt in den sogenannten Würmern zehn Typen hervor: die Sepien, die Schnecken, die Muscheln, die Cirripeden, die Seeigel und Seesterne, die Borstenwürmer, die Band- und Blasenwürmer, die Polypen und Zweigwürmer und die Infusionsthierchen. (Man sieht leicht, daß hier ähnliche Eintheilungsmomente geltend gemacht werden, wie in dem Systeme seines Freundes Cuvier). Ueberall macht er sich nun zur Aufgabe, für jede Stufe das Aehnliche und Unähnliche des Baues, sowohl im Ganzen als in den einzelnen Theilen darzustellen. Er verflicht damit die physiologischen Untersuchungen über die Wirkung der Organe und die gemäß ihrer Thätigkeitsbestimmung eintretende Entwickelung. So wird ihm einer der Hauptzwecke dieser Doctrin: den Zusammenhang der Glieder in der großen Maschine des Thierreiches, die Oekonomie der Glieder wie des Ganzen klar zu machen, und endlich an der Lebensweise und den Trieben der Thiere zu erörtern.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 31.

Gelehrte Anzeigen

München. Herausgegeben von Mitgliedern 31. May.

Nro. 109. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 28. März l. J.

Den Beschluß machte der Secretär der zweyten Classe, Hr. Conservator von Martius mit folgender

Denkrede auf Carl Friedrich von Kielmeyer, geb. am 28. Oct. 1765, gest. am 24. Sept. 1844.

(Schluß.)

Daß er bey solchen Untersuchungen ebenfalls auf die großen Gesetze der organischen Wechselbeziehungen (Corrélations organiques) und der Unterordnung der Organe (Subordination des Organes) kommt, welche sein Freund Cuvier aufgefunden und in unvergleichlichen Specialuntersuchungen dargestellt und erläutert hat, ist wohl sehr natürlich, denn beyde Geister waren sich zu eng befreundet, um nicht zu gleichen Resultaten zu gelangen. Inzwischen war Cuvier schon i. J. 1795 mit jener berühmten Erstlingsarbeit hervorgetreten, worin er die weißblütigen Thiere in die sechs Classen der Mollusken, Crustaceen, Insecten, Würmer, Echinodermen und Zoophyten schied, und mit welcher der große Mann seine Reform der Zoologie begann. Sein Freund dagegen, wenn schon von gleicher Geistesrichtung getrieben, fand jene glückliche Gelegenheit nicht, sich in das Object zu vertiefen. Hieraus mag sich manche Verschiedenheit in der Ueberlieferung des gesammten Thierreiches zwischen beyden Genien erklären.

Uebrigens betrachtete Kielmeyer diese Vorträge nur wie Materialien für jene andern der allgemeinen Zoologie oder Physik der organischen Körper. Hier nahm sein Geist den Flug zu den höchsten Combinationen, indem er die Organismen nach allen ihren verschiedenen Attributionen untereinander und mit den unorganischen Körpern verglich *). Und schon in der ersten Zeit seiner akademischen Wirksamkeit hatte sich das, was er lehrte, vor Deutschland hohe Geltung erworben. Im Jahre 1806 widmete Alex. v. Humboldt seine Beobachtungen aus der Zoologie und vergleichenden Anatomie Fr. Kielmeyer, „dem großen Physiologen, als Zeichen tiefer Bewunderung und inniger Hochschätzung."

Ueberschauen wir den Gesammtinhalt dieser verschiedenen so reichen Doctrinen in der solidarischen Auffassung unseres trefflichen Collegen, so möchte man sagen, der klare nach allen Seiten hin mit gleicher Energie wirksame Geist habe von dem Anorganischen bis zum Menschen aufwärts alles Einzelne: die todte Materie unter dem Bilde des Metaschematismus, die Pflanze in ihrer Metamorphose, das Thier in seiner Metempsychose zu begreifen und aus sich selbst herauszugliedern — angestrebt.

Es war ihm ein sittliches Bedürfniß, Alles zu begeistigen. Darum legte er in der Materie die

*) Ein unvollständiger Auszug dieser Vorträge ward 1840 von Dr. Münter in Halle veröffentlicht.

dica, die er, so wie Pharmazie, ebenfalls zu lesen hatte, großen Nachdruck auf die Einwirkung psychischer Anregung, der Musik und des thierischen Magnetismus bey gewissen Krankheiten. Ich brauche aber wohl einen so kritischen und unbefangenen Geist nicht vor dem Vorwurfe zu wahren, als wäre er nicht vor den amphibolischen und trügerischen Erfolgen des thierischen Magnetismus streng auf seiner Hut gewesen. Die bekannten Ritter'schen Pendelversuche fanden nach ihm eine natürliche Erklärung in der vielleicht unwillkührlichen Einwirkung des Willens, dem davon abhängigen Spiele der Muskeln und des Pulses, dessen Einfluß bey der Art der Anstellung des Versuchs nicht füglich zu vermeiden sey. Eben so rügte er bey der Erregung des thierischen Magnetismus die Befangenheit gegenüber von weiblichen Individuen und die Gefahr, welche nicht selten für die Sittlichkeit daraus hervorgienge. So wie er ein Mann von den reinsten Sitten war, so erschien er auch in seinen Vorträgen.

Mit dieser Hinweisung auf den ethischen Charakter seiner akademischen Wirksamkeit glaube ich am Klimax ihres Verdienstes angelangt zu seyn. Für die Wissenschaft, sofern sie im Einzelnen lebt und wirkt, giebt es nur Einen Träger, der des Ruhmes würdig wäre: dieß ist der Charakter. Kielmeyer hatte diese Unterlage, würdig seinem Wissen und seinem Ideenreichthum. Wahr aus Liebe zur Wahrheit, mild aus Liebe zu den Menschen, unerschütterlich fest an seinen Ueberzeugungen haltend, konnte er den ferner Stehenden hartnäckig scheinen, während er nur Treue gegen seine Wahrheit, die hohe ewige Göttin, übte. Seine innere Zuversicht und Stärke war seltsam gepaart mit einer Schüchternheit und Unbehülflichkeit der äußern Erscheinung. Ganz anders aber war er da, wo er nur zu seyn, wo er nichts vorzustellen hatte: seinen geliebten Schülern gegenüber. Wenn er hier sich von ruhigen, scharf analysirenden Sätzen in das freye Gebiet allgemeiner Ideen erhob, so riß er seine Zuhörer wie im Zauber mit sich fort, und wie eine Tugend sogen sie die Liebe zur Wissenschaft von seinen begeisterten Lippen. Dieser ethische Einfluß, die vielseitige Anwendung, welche seine Lehren im praktischen Leben gewährten, die allgemeine Bildung, die sie vermittelten, macht Kielmeyer seinen zahlreichen Schülern unvergeßlich.

Bey einer so schönen Wirksamkeit auf die akademische Jugend ist es vielleicht nicht mit Unrecht beklagt worden, daß Kielmeyer diesem seiner Natur entsprechenden Wirkungskreise im J. 1817 entzogen und als Staatsrath und Director der öffentlichen wissenschaftlichen Sammlungen und der königlichen Privatbibliothek nach Stuttgart versetzt wurde. Königin Katharina beabsichtigte auf diese Weise auch die unmittelbare Nähe und Lehre des Mannes für sich zu gewinnen, welchen sie verehrte und dessen Verdienste auch sein Monarch durch Ertheilung des Civilverdienstordens gewürdiget hatte. Der frühzeitige Tod jener durch Geist und Adel der Gesinnung wie durch hohe Anmuth hervorragenden Fürstin bannte Kielmeyers äußere Thätigkeit in einen Kreis von Kanzleygeschäften, welche ihm in demselben Grade unerfreulich waren, als er sich einer großen Aengstlichkeit bey dieser Art von Arbeit nicht entschlagen konnte. Nur der Gedanke, daß seine Gesundheit dem Lehrerberuf nachgerade schwerlich mehr entsprochen hätte — er kam in der letzten Zeit immer heiser und abgespannt vom Katheder — mag seine Verehrer in Absicht auf diese Wendung seines äußern Schicksals beruhigen. Se. Maj. der König Wilhelm ehrte den Mann der Wissenschaft durch wiederholte Auszeichnungen; zuletzt, vor der Enthebung von seinen Hauptämtern im späten Alter, durch Ertheilung des hohen Friedrichs-Ordens.

Inzwischen behielt Kielmeyer die Fortschritte der Wissenschaft fortwährend im Auge und lebhaft beschäftigten ihn ohne Unterlaß die tiefsten und höchsten Interessen der Menschheit. Dieß bezeugen mancherley Notizen und geistvolle Bemerkungen über wissenschaftliche Punkte oder über große Fragen der Zeit, die er selbst mit zitternder Hand auf die unscheinbarsten Blättchen Papiers hinwarf. Auch eine Biographie Cuviers, die er in jener späteren Zeit niedergeschrieben, findet sich unter seinen Papieren. Von mehreren apoplektischen Anfällen getroffen endete er in den Armen seiner Gemahlin (gebornen

Gmelin) und seiner einzigen Tochter (verwittweten Freyfr. v. Breitschwerdt) am 24. Sept. 1844 leicht und schmerzlos sein edles, erfolgreiches Leben.

Man pflegt in unsern kirchlich aufgeregten Tagen bey Männern von solcher Bedeutung auch nach ihrem religiösen Bekenntniß zu fragen, indem man einer innerlichen Verpflichtung des Individuums noch eine äußere gegen die Zeitgenossen beyfügen will. Wenn ein Biograph auch die Berechtigung zu solcher Frage nicht anerkennen sollte, so mag er dennoch davon reden, damit der Wissenschaft kein Unrecht geschehe. Seltsam genug findet sich nämlich die Meinung vielfach verbreitet, als läge in den Naturwissenschaften ein dem Christenthum feindliches Element. Nicht selten wird der Argwohn geäußert: jene klare Anschauung von den Kräften der Natur und von ihrer harmonischen Zusammenwirkung, die wir auch bey Kielmeyer fanden, möge zwar allerdings auf einen Urquell, eine Urkraft hingeleitet werden, jedoch schwerlich das Verhältniß kindlicher Demuth und frommer Abhängigkeit der menschlichen Persönlichkeit von dem Schöpfer und Vater begründen, worauf uns die geheiligten Lehren der Offenbarung hinweisen. Solchen Feinden der Naturwissenschaft, die geflissentlich vergessen, wie ein Leibnitz, ein Newton, ein Linné zum Christenthume gestanden, mag es darum gesagt seyn, daß Kielmeyer, von der Wahrheit jener geoffenbarten Weisheit aufs innigste durchdrungen, über die räthselvollen Kämpfe und Widersprüche der Natur hinweg, voll Zuversicht auf den Gang einer göttlich geführten moralischen Weltordnung, voll Hoffnung ins Jenseits geblickt habe. Dieses unmittelbare, glaubige Anschauen des Gottes-Staats war sein innerstes, vorbehaltenes Eigenthum. Er spielte es nicht prunkend herüber in seine Schule, damit es nicht einem schmerzlichen Mißverständniß verfalle. Er setzte voraus, daß der Glaube das Wissen trage, und hatte ihn für sich. In seiner Wissenschaft dagegen ließ seine Methode nicht Esoterisches, nicht Exoterisches zu. Wo Alles vom Leben durchdrungen und flüssig ist, erstarrt nichts zu todten Sätzen. Ein blinder Dogmatismus in der Wissenschaft kann nicht dienen, das zu Wissende wirklich nach Innen zu erwerben, nur dazu, es auswendig zu lernen. Es ist allerdings nicht zu verkennen, daß in unserer Zeit, wo sich die Fülle des zu Wissenden wie ein unübersehbares Meer vor dem erschreckten Schüler ausbreitet, die dogmatisirende Methode sich selbst dem akademischen Lehrer in manchem Falle als nothwendig ankündigt, und hierin liegt vielleicht ein Hauptunterschied jener früheren Studienperiode von der jetzigen. Kielmeyer aber mußte damals eine dogmatisirende Behandlung seiner Doctrinen abweisen, denn sie war dem Entwickelungsgange seines eigenen Geistes durchaus fremd. „Man muß nicht überschnell reich werden wollen," sagte er. „So will ich mir denn auch Nichts von vornherein setzen, was ich mir nützlicher nach und nach erwerbe." So wie diesen Anticipationen war er auch jedem todten Formalismus entgegen. Man findet in seinen Vorträgen keine Spur von jenen unerquicklichen und unfruchtbaren Schematismen, deren sich gerade während seiner Lehrperiode so viele Anhänger der Naturphilosophie bedienten. Eben so wenig als er das „mögliche Wissen" durch speculative Sätze verfärben wollte, gestattete er jenes eitle Spiel mit Polaritäten, wo Bilder statt Gedanken auftreten und den Begriffen ein falscher Inhalt unterschoben wurde. Er mied jene constructive Methode, die die Wahrheit mit dem Schein verwechselte, Halbwahres und Unerwiesenes an die Stelle der Gewißheit setzte und einer Verwirrung von Worten und Begriffen Raum gab. Endlich: er versprach nicht mehr, als er leisten konnte. Kielmeyer war ein Philosoph und kein Sophist. Die damals herrschenden philosophischen Systeme haben keinen wesentlichen Einfluß auf ihn gehabt, und er selbst hat sich entschieden dahin ausgesprochen, daß er keine Einwirkung auf die Ausbildung der Naturphilosophie gehabt habe, die, wie er sich ausdrückte, Schelling aus den Tiefen des menschlichen Geistes schöpfte, indeß er sich unmittel-

bar an die Erscheinungen des Lebens hielt. Die ideellen Grundlagen und die Richtung seiner Forschung hat er sich selbst geschaffen, das Material der Thatsachen aber mußte er großentheils von Andern entlehnen. Seine Vorträge hatten auch von formeller Seite das Verdienst geistig anzuregen, weil er jeden Satz auf seinem analytischen Weg von verschiedenen Seiten her wandte und beleuchtete. Diese Wirkungen trafen zunächst den Verstand, während die Naturphilosophie ihre mächtigsten Hebel in der Anregung der Phantasie fand.

Die Kantische Philosophie fällt in den Anfang von Kielmeyers akademischer Thätigkeit. Sie ist nicht ohne Einwirkung auf die formelle Bildung seines Geistes geblieben, aber innerlich fühlte er sich in ganz anderer Richtung und namentlich durch Herder angezogen. Ueberhaupt aber konnte ein Geist von solcher Stärke und Elasticität seine Anregung nicht von Einer Seite her empfangen. Es war der Hauch des klassischen Alterthums wie der neu aufathmenden deutschen Literatur, was ihn durchdrang und seine wohl organisirte, reine, auch dem Schönen zugewendete Natur erwärmte. Besonders Lessing ist es, dem er selbst einen mächtigen Einfluß auf seinen Geist zuschrieb. Dagegen konnte er sich mit der romantischen Poesie, die ihm als eine der Naturphilosophie verschwisterte Zeiterscheinung galt, nicht befreunden. In der Ueberschwänglichkeit dieser poetischen Richtung vermeinte er ein undeutsches, romanisches Element zu erkennen. Nüchterne Selbstbeschränkung aber achtete er als ethische Aufgabe auch in der Kunst, deßhalb wollte er in der Poesie ein gesundes Maaß, wie im Staatsleben und in der sittlichen und politischen Entwickelung der Völker ein ruhiges, darum sicheres Fortschreiten. So erscheint uns Kielmeyer auf jedem Gebiete als ein Mann des Ebenmaaßes, des klaren Bewußtseyns und des redlichen Fortschrittes. In diesem Sinne haben wir ihn Eingangs unserer Schilderung Muster eines deutschen Hochlehrers genannt. Als solcher hat er in einer der erfolgreichsten Epochen unserer Geschichte, so viel als an ihm war, mit eingewirkt auf die Bereicherung und Veredlung des deutschen Geistes; und so kann unsere Akademie, welcher er seit ihrer Reform im Jahre 1807 als ordentliches Mitglied angehörte, seinen edlen Namen vertrauensvoll dankbarer Anerkennung der Geschichte überantworten *).

*) Kielmeyers Schriften:

Disquisitio chemica acidularum Bergensium et Göppingensium. Stuttg. 1788. 4. (Zur Erlangung der Doctorswürde.)

Chemische Untersuchung der Fürstenquelle in Immau (1804, abgedruckt in Mezlers neuesten Nachrichten von Immau, Freib. 1811).

Physisch-chemische Untersuchung des Schwefelwassers vom Stachelberg im Canton Glarus. Stuttgart 1816. 8.

Ueber die Erscheinungen der sogenannten animalischen Elektrizität in Grens Journal für Physik 1794. VIII. Bd. I. Heft (jedoch nach der pag. 321 ebendaselbst eingerückten Erklärung ohne Wissen und gegen den Willen des Verf.)

Die Rede über die Stufenleiter der org. Kräfte.

Kielmeyers Schüler waren: in der Akademie: Autenrieth, Cuvier, C. Jäger, Gärtner, Hehl, Hopfengartner, Pfaff; in Tübingen: Duvernoy, Gmelin in Heigelberg, die beyden Gmelin in Tübingen, Emmert, Hochstetter (gest. in Bern), Hochstetter in Eßlingen, Georg Jäger, Kerner, Köstlin, Rapp, Schelling, Strudel, Schübler.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 32.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Juny.
Nro. 110. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-Philologische Classe.

In der Sitzung am 5. April 1845 hielt Herr Prof. Spengel Vortrag über Aristoteles Politik; das wesentliche Ergebniß der Untersuchung als Auszug ist im Folgenden mitgetheilt.

Die Politik des Aristoteles bildet die Fortsetzung der Ethik; obschon unvollständig überliefert, sind doch alle Prämissen erhalten, um die bedeutenden Fragen mit Sicherheit zu entscheiden.

Das erste Buch lehrt, wie die Familie, οἰκία, die Grundlage des Staates, πόλις, bildet, dieser aber, wiewohl von jener ausgehend, bey aller Aehnlichkeit doch nicht bloß numerisch, sondern specifisch von ihr verschieden ist. Da das natürliche Bestreben des Menschen schon der erforderlichen Bedürfnisse wegen auf eine solche größere Verbindung geht, der Zweck des Menschen erst im Staate erreicht wird, er in diesem erst seine Vollendung findet, die αὐτάρκεια und das εὖ ζῆν, nicht bloß das ζῆν, so wird dieses selbst — so hoch steht dem Aristoteles der Zweckbegriff — als der natürliche Zustand des Menschen betrachtet, und obschon dem Entstehen nach πόλις später als οἰκία, doch dem Wesen und der Potenz nach als das erstere anerkannt.

Im zweyten Buche werden die Ansichten der Vorgänger, welche über den besten Staat geschrieben haben, dann die bedeutendsten der bestehenden Verfassungen vorgetragen; wie überall knüpft Aristoteles auch hier in der ihm eigenen kritischen Richtung seine Lehre an das von andern Gegebene; der Gedanke, daß, um selbst etwas in einer Sache zu leisten, man wissen müsse, was andere darin geleistet haben, um das Gute anzunehmen, das Falsche und Ungenügende aber zu verbessern und zu vervollständigen, ist bey ihm überall verwirklicht zum Nutzen des Lesers, der dadurch einen historischen Standpunkt gewinnt und die verschiedenen Seiten des zu behandelnden Gegenstandes kennen lernt. Daß auch er die Absicht hat, gleich jenen einen solchen vollendeten Staat zu construiren, bezeugen schon die Eingangsworte des Buches und muß um so mehr hervorgehoben werden, als man es in Abrede stellen wollte.

Erst das dritte Buch beginnt die Untersuchung über den Staat; vorausgeschickt wird die Erklärung einiger Begriffe über πόλις und πολίτης cap. 1 — 5, und dann die Frage, ob es eine oder mehrere Verfassungen und welche gebe, beantwortet. Indem Zweck und Bedeutung von πόλις entwickelt und die verschiedenen Arten, wie eine solche Gesellschaft geleitet werden kann, angegeben werden, ist das Resultat, daß jede Verfassung, welche das Wohl der Untergebenen bezweckt, gut, und jede schlecht ist, in welcher die Lenker und Leiter nur ihr eigenes Interesse verfolgen, ein Grundsatz, welchen schon vor Aristoteles Isokrates ausgesprochen hat. Da nun überall entweder einer oder mehrere oder alle herrschen, so entstehen folgende mögliche Formen, von welchen die einen die guten, die andern die schlechten Verfassungen ausdrücken:

βασιλεία — τυραννίς.
ἀριστοκρατία — ὀλιγαρχία.
πολιτεία — δημοκρατία.

Damit hat Arist. seine eigentliche Aufgabe bezeichnet; denn jede dieser Verfassungen muß einzeln, wie sie entsteht, was sie wirkt und welches ihr innerer Zustand ist, behandelt werden, und sollten die einen von diesen nur numerisch verschieden, in ihrem Wesen aber ganz gleich seyn, so muß dieses im allgemeinen ausführlich dargelegt werden. Man erwartet daher, daß er sofort mit der Erklärung der erst genannten Form, der βασιλεία, beginnen werde.

Das will auch Aristoteles, aber die eben gemachte Eintheilung fordert noch einige Erörterungen, weil manche Schwierigkeiten auftreten, welche zu lösen Sache des Philosophen ist, III, 8 — 13. Nach diesen Erläuterungen wird zum Königthum übergegangen, dem ersten, was nach obiger Eintheilung vorzunehmen war; daß damit ein besonderer Abschnitt gebildet werden soll, kann man aus den Einleitungsworten erkennen, aber man beachte wohl, alles was von der βασιλεία gesagt wird, cap. 14 — 17, nachdem er die verschiedenen Arten aufgezählt und ausgesondert hat, giebt keine andere Belehrung als die oben angekündigte, ob und welchen Staaten das Königthum zuträglich sey; und daß er auch nichts anderes wollte, lehrt der Schluß p. 1288, 30 περὶ μὲν οὖν βασιλείας τίνας ἔχει διαφοράς, καὶ πότερον οὐ συμφέρει ταῖς πόλεσιν ἢ συμφέρει, καὶ τίσι καὶ πῶς, διωρίσθω τὸν τρόπον τοῦτον.

Sollte Arist. damit die Lehre von dem Königthume für vollendet gehalten haben? Wir erfahren nichts, wie Könige regieren, ihr inneres Leben, ihre Wirkung auf das Volk verschwindet ganz. Aber da ihm die einzeln regierenden Personen nur eine Form sind, die mehr in der Vorzeit sich geltend gemacht hat, wo einzelne hoch über alle andere hervorragten, während später allmählig die Vorzüge dieser auf mehrere übergegangen sind, so ist der Unterschied von βασιλεία und ἀριστοκρατία für den innern Zustand der Regierten nur äußerlich, und die zunächst folgenden Worte cap. 18 sind es, welche, richtig verstanden, klar angeben, wie Aristoteles die Lehre von den guten Staatsverfassungen aufgefaßt und dargestellt hat. Das dritte Buch bricht mit der Angabe, daß über den besten Staat nähere Bestimmung erfolgen solle, plötzlich ab, ohne daß der Gedanke auch nur grammatisch vollendet wäre. Aristoteles hat drey Verfassungen als richtig, ὀρθαί, anerkannt, aber nicht alle drey bilden ihm die ἀρίστη πολιτεία, sondern von diesen nur jene, welche von dem ἄριστος geleitet wird, d. h. in welcher ein Einzelner oder ein ganzes Geschlecht oder auch viele an Tugend ausgezeichnet hervorragen, und die Regierenden alles πρὸς τὴν αἱρετωτάτην ζωὴν beziehen. Nun ist aus dem früher Gesagten klar, daß im besten Staate ein guter Bürger mit einem tugendhaften Manne identisch ist, beyde auf denselben Principien beruhen; folglich wird der beste Staat, gleichviel ob er von einem als βασιλεία regiert wird, oder von vielen als ἀριστοκρατία geleitet, auf dieselbe Weise errichtet werden, wie einer zum tugendhaften Manne herangebildet wird. Einen solchen vollkommenen Staat will Aristoteles jetzt geben, und was wir anfänglich nach seiner Eintheilung erwarten durften, die Durchführung jedes Einzelnen der drey guten Verfassungen, ist von ihm anders gewendet worden und in die Darstellung eines Idealstaates aufgegangen, eines solchen, wie er von allen als höchstes und letztes Ziel gewünscht und ersehnt wird, κατ' εὐχήν, aber nicht unmöglich ist. Die eigenen Worte des Philosophen weisen uns deutlich darauf hin, daß wir nicht eine Schilderung der βασιλεία und ἀριστοκρατία, sondern dafür den besten Staat überhaupt zu gewärtigen haben, und wo anders wäre diese ἀρίστη πολιτεία unterzubringen, wenn sie eine mögliche Existenz haben soll, als in der Lehre der guten Verfassungen, deren höchste Potenz sie selbst ist und welchen sie substituirt wird. Die Erwähnung der παιδεία und ἔθη beweist, daß der Staat nicht mit wenigen Worten abgemacht, sondern von Grund auf gebaut werden soll.

Diese ἀρίστη πολιτεία, wenn auch nicht vollständig, doch mehr als in ihren Anfängen und mit all den Grundlagen, welche er hier am Ende des dritten Buches verkündet, ist im VII. und VIII. Buche enthalten. Auch ist die äußere Verbindung dieser eine solche, daß sie augenscheinlich mit dem Schluße des dritten Buches ein zusammenhängendes

Ganzes bildet. Die Anknüpfung der ersten Worte des siebenten Buches: περὶ πολιτείας ἀρίστης τὸν μέλλοντα ποιήσασθαι τὴν προσήκουσαν ζήτησιν ἀνάγκη διορίσασθαι πρῶτον τίς αἱρετώτατος βίος mit den letzten des dritten Buches: ἀνάγκη δὴ τὸν μέλλοντα περὶ αὐτῆς ποιήσασθαι τὴν προσήκουσαν σκέψιν zu erklären, genüge die Bemerkung, daß das eine Blatt, oder vielleicht richtiger das letzte Blatt der einen Lage mit den Worten ἀνάγκη δὴ τὸν μέλλοντα περὶ αὐτῆς ποιήσασθαι τὴν προσήκουσαν σκέψιν endete, das folgende aber mit: διορίσασθαι πρῶτον τίς αἱρετώτατος βίος fortgefahren habe; beyde wurden aus ihrem Zusammenhange abgelöst, so daß der folgende Theil ans Ende des Werkes gestellt werde. Hier hatte jemand, wohl nicht aus eigener Einsicht, sondern aus dem Schluße des dritten Buches, um den richtigen Anknüpfungspunct zu bezeichnen, die zur Ergänzung des Satzes nothwendigen Worte περὶ πολιτείας ἀρίστης τὸν μέλλοντα ποιήσασθαι τὴν προσήκουσαν ζήτησιν ἀνάγκη beygesetzt, welche dann weil sie unentbehrlich schienen, in den Text aufgenommen worden sind. Wie dadurch die äußere Form genau hergestellt wird und nun ein Satz entsteht, so auch die Gedankenfolge. Da Aristoteles vom ersten Ursprunge an beginnen will, so können die jetzt abgerissenen Worte des dritten Buches keinen andern Gedanken enthalten, als wie schon der Ausdruck πρὸς τὴν αἱρετωτάτην ζωὴν errathen läßt, die Zurückführung auf den höchsten Lebenszweck, wie wir es im siebenten Buche finden.

Erst durch diese Anordnung, daß das siebente und achte Buch dem dritten folgen, wird der Inhalt der folgenden Bücher recht verständlich.

Der Anfang des vierten Buches lehrt, daß es nicht genüge einen Idealstaat aufgestellt zu haben, wie die Philosophen zu thun pflegen, Aufgabe der Politik sey auch in das Leben herabzusteigen und die verschiedenen bestehenden Verfassungen zu würdigen, sie zu heben und ihren Mängeln abzuhelfen. Aristoteles zählt auf, wie viel Arten von Staatsverfassungen der Politiker zu betrachten habe; außer jenem ersten absolut besten Staate noch vier andere, welche IV, 2 wieder von neuen aufgenommen, näher bestimmt und im vierten fünften und sechsten Buche aus einander gesetzt werden. Augenscheinlich also folgt daraus, daß die erste, die ἀρίστη πολιτεία bereits vollendet seyn mußte, da diese hier ganz übergangen ist, auch wird dadurch klar, warum Aristoteles unten bey der Entwicklung der bestehenden Verfassungen oft kurz verfährt; man hat das Ideal voraus und weiß von selbst, wie die Sache seyn soll.

Dadurch treten die Bücher IV. V. VI. in einen Gegensatz zu den vorausgehenden III. VII. VIII. und das ganze Werk der aristotelischen Politik theilt sich seinem Wesen nach — alles frühere sind nur Vorarbeiten dazu — nachdem III, 7 die möglichen Verfassungen nachgewiesen sind, in zwey Haupttheile, von welchen der erstere den absolut besten Staat, der nicht immer und allen erreichbar ist, aber welchen zu erreichen doch alle streben sollen, die ἀρίστη πολιτεία, in seinem ganzen Umfange und Inhalt darstellt; der letztere aber abwärts steigend die verschiedenen wirklichen und im Leben gewöhnlichen Staaten, welche zu jenem reinem sittlichen und tugendhaften Streben des besten Staates sich nicht zu erheben vermögen und darum auch im ganzen verfehlt sind, betrachtet, deren Bedürfnisse erforscht, ihre Gebrechen nachweist und wo möglich zu heilen sucht, damit auch sie in ihrer niedrigen Sphäre dem Menschen ein wenigstens erträgliches Leben zu geben im Stande seyen. Dadurch hat Aristoteles die Einseitigkeit seiner Vorgänger vermieden und Theoretisches und Praktisches innigst verbindend seine Universalität wie sonst auch hier treffend an den Tag gelegt.

Eine Inconsequenz mag es scheinen, daß Arist. seine πολιτεία zu den ὀρθαὶ rechnet, gleichwohl ihr in seinem besten Staate, den er nur in der Form der βασιλεία und ἀριστοκρατία ins Leben treten läßt, keinen Platz gönnt, sondern in die Nothstaaten verweist mit den gewöhnlichen ἀριστοκρατίαι IV, 7—9; dort erklärt er sie cap. 8 für eine μῖξις ὀλιγαρχίας καὶ δημοκρατίας, diese beyden aber sind schlecht, wie kann nun das aus beyden gemischte gut seyn? Ja sogar ist ihm dort ἀριστοκρατία im gewöhnlichen Sinne des Lebens die Mischung aus ἀρετὴ ἐλευθερία πλοῦτος, die πολιτεία aber aus ἐλευθερία und πλοῦτος, folglich selbst ohne ἀρετὴ. Er sagt dort IV, 8, er habe sie absichtlich hieher gestellt, weil sie den besten Staat nicht erreichen und

gewöhnlich mit Demokratie und Oligarchie verbunden werden. Aber warum hat er sie oben als eine ὀρθὴ πολιτεία betrachtet, wenn er sie hier unter den παρεκβάσεις darstellt? etwa seiner Dreytheilung zu lieb? Weil, was in der Wirklichkeit nicht, oder höchst selten erscheint, die Theorie nicht abhalten darf, anzunehmen. Es ist denkbar, daß in einem Staate nicht bloß einer oder ein Geschlecht, wie in der βασιλεία, oder mehrere wie in der ἀριστοκρατία, sondern alle ohne Ausnahme ihre Thätigkeit auf die Ausübung der gesammten Tugend abzielen, dann wäre es die eigentliche πολιτεία und sie würde mit der ἀρίστη πολιτεία zusammenfallen; theoretisch also darf es nicht umgangen werden, wenn auch praktisch dieses nicht erscheint, und die πολιτεία nur in der Gestalt auftritt, wie sie im vierten Buche beschrieben ist.

Daß die Bücher VII, VIII mit dem III. zu verbinden sind, haben schon im XVI. Jahrh. Scaino und Segni erkannt, mit Zustimmung eines Sepulveda, Victorius, Jos. Scaliger; Conring suchte diese Hypothese ausführlich zu begründen; dagegen wollte G. Schneider den Büchern VII und VIII ihre Stellung vindiciren; indem er sich den Zusammenhang der aristotelischen Politik nicht deutlich entwickelte, ist er in eigene Widersprüche gerathen; was er nämlich am Ende des dritten Buches ausgefallen betrachtet, die Lehre von der bestehenden Aristokratie, ist wirklich vorhanden und IV, 11 behandelt. Göttling glaubte alles sey im vollkommensten und trefflichsten Zustande, und viele glauben es ihm nach. Gleichwohl ließ sich der Franzose Barthelemy St. Hilaire durch solche fruchtlose Versuche, die zwar sehr wohl gemeint seyn mögen, aber nicht von der besten Einsicht zeugen, keineswegs abhalten, die von frühern Gelehrten empfohlene Ordnung wieder aufzunehmen; vielmehr gestützt auf Aristoteles eigene Aussage IV, 2, in welcher Folge er den letzteren Theil seines Werkes, die Betrachtung der bestehenden Verfassungen, ausführen wolle, hatte er zuerst die wichtige Bemerkung gemacht, daß die Ausführung mit jener Ankündigung im Widerspruche stehe, aber durch die Umstellung des fünften und sechsten Buches vollkommen hergestellt werde, so daß in seiner Ausgabe die Bücher der Politik, wie wir überzeugt sind, vollkommen richtig nachstehende Ordnung einnehmen I. II. III. VII. VIII. IV. VI. V. Diese letztere Entdeckung St. Hilaire's ist von Woltmann in einer besondern Abhandlung im Rhein. Museum: über die Ordnung der Bücher in der aristotelischen Politik, anerkannt, der seinerseits die gewöhnliche Stellung der Bücher VII. VIII, welche sie in allen Handschriften behaupten, in Schutz nimmt. Dadurch daß er die Politik nicht in ihre wahren Bestandtheile zerlegt, sondern andere ihr unterlegt, glaubt er den jetzigen Zustand rechtfertigen zu müssen. Ihm zerfällt sie in drey Theile, von welchem die ersten drey Bücher den eigentlich speculativen Theil des Werkes enthalten, die folgenden drey eine mehr theoretisirend praktische Richtung haben, die zwey letzten Bücher, in so fern sie den im ersten Theile gewonnenen Inhalt zu einer Form bestimmen und zu dieser Construction die Bedingungen angeben, die beyden ersten Theile des Werkes voraussetzen und sie so zu sagen, beyde umschließen. Diese Annahme und Eintheilung muß als willkürlich und nicht im Aristoteles enthalten durchaus bestritten werden, und kann es um so leichter, als sie sich nur durch falsche Erklärung einzelner Stellen zu halten sucht; wie überall muß auch hier das Verständniß des Ganzen aus dem des einzelnen hervorgehen; irrt man in diesem, so bleibt die nachtheilige Wirkung auf die Betrachtung des gesammten nicht aus; es ist vergebene Mühe, wenn Woltmann die Citationen, welche das vierte Buch enthält, im dritten nachweisen zu können glaubt, es sind die Stellen sämmtlich mißdeutet, so wie die Sitte unsers Philosophen zu citiren verkannt ist, während Stellen wie IV, 2 überzeugend darthun, daß die βελτίστη βασιλεία vorausgegangen, damit aber zugleich weil sie mit ihr als identisch zusammenfallen, von βασιλεία und ἀριστοκρατία gesprochen sey.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 33.

Gelehrte Anzeigen

München. Herausgegeben von Mitgliedern 4. Juny.
Nro. 111. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

In der Sitzung am 5. Aprtl 1845 hielt Herr Prof. Spengel Vortrag über Aristoteles Politik; das wesentliche Ergebniß der Untersuchung als Auszug ist im Folgenden mitgetheilt.

(Schluß.)

Nur eine Stelle, VII, 4 ist im Widerspruche; aber die Durchführung eines Werkes muß aus dem innern Zusammenhange als richtig und nothwendig nachgewiesen werden, nicht aber darf man sie bey Aristoteles von etwaigen Citationen abhängig machen. Ich halte diese, wie andere in unserer Politik, für eine Interpolation, zumal sich auch sonst manches dagegen vorbringen läßt. Daß die Politik nur aus den oben nachgewiesenen zwey Theilen besteht, und der Idealstaat den verschiedenen andern bestehenden Staaten von dem Verfasser vorausgestellt worden ist, lehrt der Charakter des ganzen Werkes so deutlich, daß eine einzelne widerstreitende Notiz nicht vermögend ist dieses sichere Ergebniß aufzuheben. Das richtige Verständniß des Inhaltes des dritten Buches, namentlich des Schlusses desselben hebt alle Bedenken, die man vorgebracht hat und noch vorbringen kann.

Welches die Folge des zweyten Theils der Politik, welcher die bestehenden Verfassungen enthält, ist, ergibt sich wie aus der eigenen Angabe des Aristoteles, so aus dem innern Zusammenhange und der Durchführung des Gegenstandes. Aus ersterem hat St. Hilaire die Bemerkung gemacht, daß die Ordnung des fünften und sechsten Buches umzukehren sey, und so wenig auch die französische Bearbeitung den Anforderungen der Kritik und Exegese genügen mag, diese schöne und richtige Bemerkung hat meines Wissens noch keiner der vielen frühern Leser gemacht, ein Beweis, wie man vor Betrachtung des Einzelnen nicht zum Studium des Ganzen gekommen ist. Die Richtigkeit dieser Umstellung läßt sich noch tiefer begründen, als bis jetzt geschehen ist, und diese innern Gründe sind so gewichtig, daß wir uns durch keinen noch so scheinbaren Widerspruch irre machen lassen dürfen; äußere Beweise nämlich sprechen für die hergebrachte Ordnung, und zwar nicht weniger als vier Stellen des sechsten Buches, in welchen das vorhergehende fünfte Buch angeführt wird. Diese wiederholten Citationen mögen vielleicht manchen frühern Leser, der dem von Aristot. vorgezeichneten Gange folgte, abgeschreckt haben, weiter zu forschen. Uns ist der innere Zusammenhang, der durch die Natur der Sache gefordert wird, und der deutliche Ausspruch des Verfassers selbst, in welcher Folge und Ordnung er seinen Gegenstand behandeln werde, das höchste, und da keine Vereinigung von beyden möglich ist, man sich also für das eine oder andere entscheiden muß, auch nicht das geringste dafür vorgebracht werden kann, daß Aristoteles seinem angegebenen Plane untreu geworden sey, so wird man nicht lange zweifelhaft bleiben, auf welche Seite wir uns zu wenden haben, und St. Hilaire's Annahme, daß wir hierin Interpolationen späterer Zeit zu suchen haben, hat die Zustimmung Woltmanns und Kopps erlangt.

Als sicheres Ergebniß, wie solches aus vorliegendem Zustande des Werkes von selbst einleuchtet,

sprechen wir folgendes aus. Die Bücher der aristotelischen Politik waren im Alterthum aus einander gerissen überliefert; was dem dritten folgen sollte, die Lehre vom besten Staate wurde ans Ende gebracht und der vielleicht größere Theil von diesem war ganz verloren; das fünfte, unvollständig, hatte seine Stelle dem sechsten, welchem wenigstens der Schluß fehlt, eingeräumt. In diesem Zustande hatte ein unbekannter, der den innern Zusammenhang der Bücher und den Gang der Darstellung nicht beachtete, sondern diese nun überlieferte verkehrte Ordnung für richtig hielt, die Politik emendirt und mehrere falsche Zusätze sich erlaubt; noch können wir einige ganz unpassende Citationen auf die frühern Bücher in der Ordnung, wie er sie vorgefunden, nachweisen, sind jedoch nicht im Stande diese Spuren weiter zu verfolgen. Ebenso wenig vermögen wir die Zeit zu bestimmen, in welche diese Interpolationen fallen. Die Politik so lehrreich sie ist, scheint außerordentlich wenige Leser gefunden zu haben, und außer ein paar zufällige Angaben bey den Alten kenne ich nur ein Zeugniß von größerem Belange. Der Abriß der peripatetischen Ethik bey Stobäus ist nicht von diesem, sondern von einem Anhänger der aristotelischen Philosophie und kann Jahrhunderte älter als Stobäus seyn; die Ethik ist zum Theil nach andern Quellen als uns erhalten sind, aber ihr ist p. 322—84 ein Anhang über οἰκονομικός und πολιτικός und summarisch über die πολιτική selbst beygegeben, und hier läßt sich darthun, daß ihr Verfasser nur die aristotelische Politik vor Augen hatte, und daß er diese in keiner anderen Gestalt kannte, als in welcher sie uns jetzt noch überliefert ist.

Schließlich sey noch der neueste Versuch über unser Werk berühret, daß die Eintheilung der Lehre des Aristoteles über die Staatskunst auf der Lehre der vier Ursachen, αἰτίαι, und die Ordnung dieser Eintheilung auf der Ordnung, welche dieselben in der Natur der Dinge haben, und in welcher sie in der Physik aufgezählt werden, beruhe; das erste Buch enthalte das ὑποκείμενον, die ὕλη des Staates, das zweyte dritte und vierte gebe ausführliche Kunde von den Formen der Staaten, das fünfte und sechste lehre die Ursachen der Veränderungen und Erhaltung, so wie der neuen Gründung der Staaten, das siebente und achte stelle den höchsten Zweck des Staates auf, bestimme darnach den besten Staat und lehre die Bedingungen und Mittel seiner Verwirklichung; darnach erledige sich die Frage über die Ordnung der Bücher von selbst zu Gunsten der Handschriften. — Weil die Physik in Untersuchung der Dinge nach den verschiedenen Ursachen fragt und die causa materialis, formalis, efficiens, finalis unterscheidet, soll die ganze Politik nach diesen vier Gründen geordnet und ausgeführt seyn! Aristoteles gibt überall Methode und Gang der Untersuchung an; von dieser neuen Entdeckung aber weiß er offenbar selbst nichts; es war ein höchst unglücklicher Gedanke, aus einigen Stellen der physiologischen Bücher, worin jener αἰτία Erwähnung geschieht, den kühnen Sprung auf die Politik zu wagen. Und welche Willkühr hat sich der Verfasser dieser Hypothese in der Deutung der Bücher selbst erlaubt! Betrachten wir jene vier aristotelischen Ursachen mit Beziehung auf den Staat, so ist einleuchtend die ὕλη, der Stoff, das was Aristot. VII, 4—12 angibt; εἶδος ist die πολιτεία αὐτή wie sie dort cap. 13 seqq. angegeben ist; die dritte Ursache, welche unser Philosoph ὅθεν ἡ ἀρχὴ τῆς κινήσεως nennt, ist der Mensch als ἄρχων πολιτικόν, der in der κοινωνία leben will; endlich Zweck, τέλος, ist die εὐδαιμονία selbst, das εὖ ζῆν. Man sieht, daß diese Gegenstände zwar auch auf die Politik ihre Anwendung finden, und natürlicher Weise darin vorkommen müssen; aber die Ordnung der Bücher, die Durchführung des ganzen Werkes davon abhängig zu machen, ist durch nichts begründet und völlig verkehrt. Die gerühmte Gründlichkeit der deutschen Philologie hat in Beziehung auf die aristotelische Politik nicht nur das richtige nicht geahnet, sondern sich als wenig fähig bewiesen, den von Italienern und Franzosen richtig erkannten Zusammenhang des Werkes auch nur zu würdigen und zu verstehen; leicht könnte ein fremder Hesiodus Weise mit seinem guten Rathe auf uns in Anwendung bringen.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 12. April 1845.

1) Der Hr. Classensecretär macht Anzeige von nachfolgenden Einläufen:

a) Einladung der oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Görlitz zur Theilnahme an ihrer nächsten Hauptversammlung.

b) Die Mittheilung der R. Accademia di Scienze, Lettere ed Arti zu Modena über ihre neuesten Beschlüsse von Preisvertheilungen.

c) Die Ankündigung der von der Societé R. d'agriculture et de botanique de Gand ins Leben gerufenen Annales.

d) Danksagungsschreiben des Muséum d'histoire naturelle zu Paris d. d. 15. März für die letzte Einsendung diesseitiger Schriften.

e) Vorlage des bibliographischen spanischen Journals, Bibliografia de España, im Verlage von Monier in Madrid und Monier et Schmits in Paris.

f) Ein Schreiben der Madras Litterary Society and Auxiliary of the R. Asiatic Society, d. d. 21. October 1844, welches die Absendung der jenseitigen Gesellschaftsschriften an die Akademie meldet.

g) Geschenk der Karte von Westphalen, der Akademie gemacht durch S. E. den Hrn. Baron v. Krausseneck, General der Infanterie und Chef des großen Generalstabs zu Berlin, nebst Schreiben von demselben und Hrn. Prof. Martin Ohm, d. d. 1. März.

---

2) Derselbe giebt nachfolgenden Auszug aus einem Briefe des Hrn. Quetelet d. d. Brüssel 24. Febr. 1845.

Für die mir übersendeten Beobachtungen über die Blüthezeit bin ich Ihnen zu großem Danke verpflichtet; ich werde mich jetzt unverzüglich an die Zusammenstellung der Resultate von 1844 machen. So eben erhalte ich einen Brief von Hrn. Agassiz, der mich ebenfalls zur Fortführung dieses Unternehmens ermuntert; derselbe schreibt mir, daß ein junger Gelehrter unter seinem Vorsitze, zur Erlangung des akademischen Grades, seine Dissertatio inauguralis über diesen Gegenstand zu halten gesonnen ist. Ich selber gedenke fürs Erste eine Schrift über die natürlichen Epochen der Pflanzen, ausschließlich nach den im Garten zu Brüssel angestellten Beobachtungen zu publiciren; ein zweytes später folgendes Werk wird die Resultate von andern Orten enthalten und mit den zu Brüssel gewonnenen vergleichen.

Auf die Summe der Temperaturen, deren Sie in Ihrem letzten Briefe erwähnen, habe ich allerdings Rücksicht genommen; inzwischen erscheint die, wenn ich nicht irre, von Cotte aufgestellte Mittelwärme nur annähernd; denn daraus würde folgen, daß drey Tage mit einer Temperatur von je 10° R. die nämliche Wirkung erzeugen müßten, wie zwey Tage mit einer Temperatur von je 15° oder ein einziger von 30° Wärme — was doch unmöglich stattfinden kann. Mit den von mir gewonnenen Resultaten verträgt sich nur die Hypothese, daß das Quadrat der Temperatur genommen werden müsse; darin scheint mir das wahre Gesetz der Thätigkeit der Wärme zu liegen. Ein Punkt bliebe dann noch zu erledigen, nämlich ob man vom 1. April an zählen soll, wie Cotte will, oder vom 1. Januar an, wie Andere wollen, oder irgend eine andere künstliche Periode zu Grunde legen soll.

Das Gesetz des Quadrats der Temperaturen giebt mehreren merkwürdigen Consequenzen Raum, welche sich bestätigen werden, wenn ich das Rechte gefunden. Inzwischen sind mir bedeutende Schwierigkeiten aufgestoßen. Glücklicherweise habe ich die Ehre gehabt, Hrn. v. Humboldt hier zu sehen, welcher mir Beobachtungen, die noch mangelten, mitgetheilt hat, wodurch ich meine Conjecturen wesentlich begründet sehe. Ich habe bisher noch nichts öffentlich über das Gesetz des Quadrats der Temperatur bekannt gemacht, weil ich es nicht anders als sicher begründet aussprechen möchte. Immer habe ich, wie Sie auch ganz richtig bemerken, die Beobachtungen an denselben Individuen anzustellen gesucht und überhaupt alle Umstände so gleich als möglich zu machen

gestrebt, damit keine Nebenwirkungen mit ins Spiel kommen möchten.

3) Hr. Professor Dr. Erdl berichtet über einige ausgezeichnet junge und instructive menschliche Embryonen, welche in der hiesigen anatomischen Sammlung des Staates aufbewahrt werden.

Durch Döllingers streng wissenschaftlichen Eifer und große Vorliebe für embryologische Untersuchungen, die er als die schönsten und lehrreichsten Forschungen zu preisen pflegte, ist unsere anatomische Sammlung mit ungemein werthvollen menschlichen Eyern aus sehr frühen Entwicklungsstadien bereichert worden. Seit dem Tode des großen Meisters gelang es dem Ref. theils durch gefällige Unterstützung mehrerer Hrn. Aerzte in und außer München einige sehr fühlbare Lücken in der vorhanden gewesenen Embryosammlung auszufüllen, theils für diejenigen Stadien, welche wegen zu großer Zartheit des Embryos selber, dann aber auch deßwegen, weil sie in Europa während eines Jahrhunderts kaum zweymal den Blick eines Eingeweihten beglücken, vielleicht nie in Sammlungen durch gehörig instructive Präparate repräsentirt seyn werden, sehr geeignete Substituten aufzustellen. Ref. gelang es nämlich nach einer von ihm erfundenen, in den Gelehrten Anzeigen von 1842 Bd. II. beschriebenen Methode Hühnerembryonen selbst vom ersten Tag der Bebrütung in Weingeist aufzubewahren und diese zarten Gebilde vor Veränderungen so zu schützen, daß Embryonen selbst von vier- und sechsstündiger Bebrütung, nachdem sie nun seit drey Jahren in Weingeist von 42 Graden gelegen haben, sich sogar noch für mikroskopische Studien ganz brauchbar erhielten. Diese zahlreichen Präparate von Hühnerembryonen wurden unter die menschlichen Embryonen als erläuternde Präparate eingereiht und daraus bildete sich nun eine embryologische Sammlung, welche an Vollständigkeit und Instructivität in unserm Welttheile einzig dasteht.

So sehr die Physiologen mit den leicht abortirenden menschlichen Embryonen des zweyten und dritten Schwangerschaftsmonates bekannt sind, so wenig wissen sie Zuverläßiges über den Zustand der Embryonen im ersten Monate, besonders in der ersten Hälfte desselben, anzugeben. In dieser Zeit abortiren die Eyer nur sehr selten und zwar nur durch sehr gewaltsam einwirkende Ursachen. Durch letztere aber erleiden sie selben solche Veränderungen, daß meistens kaum mehr Spuren der normalen Verhältnisse an ihnen zu finden sind.

Von menschlichen Eyern, welche so jung waren, daß noch keine Spuren eines Embryoleibes in ihnen vorhanden waren, berichten wenige Autoren. Home und Bauer (Philosophical transactions 1817 P. II) wollen ein acht Tage altes Ey gesehen haben; Velpeau (Revue médicale française et étrangère et journal de clinique de l'hôtel-dieu etc. Paris 1827. IV. p. 98) beschreibt ein acht bis zwölf Tage altes Ey. Ed. Weber (Hildebrandt's Anatomie Bd. IV.), Wharton Jones (Philosophical Transact. 1837 P. II.), Volkmann (Müllers Archiv Jahrg. 1839) theilen ähnliche Beobachtungen mit. Die Angaben der genannten Autoren weichen jedoch sehr von einander ab, auch sind manche wichtige Punkte wenig oder gar nicht erörtert, so daß kein zuverläßiges Resultat daraus entnommen werden kann, als höchstens: daß anfänglich in dem Chorion zwey an einer Stelle mit einander verwachsene Bläschen eingeschlossen liegen: Dotter- und Fruchtbläschen, in denen noch keine Spur eines Embryo zu bemerken ist. Ref. hat einmal bey einem hiesigen Arzte, das zweytemal bey Dr. L. Edlen von Patruban menschliche Eyer aus dieser nämlichen Zeit gesehen. Beyde stimmten darin überein, daß das Chorion, an dessen äußerer Oberfläche eben die Zotten in Form kleiner Papillen hervorwuchsen, zwey kleine häutige, mit durchsichtiger Flüssigkeit gefüllte Bläschen, die an einer Stelle an einander klebten, einschloß. Eine weitere mikroskopische Untersuchung dieser interessanten Gegenstände war Ref. nicht vergönnt.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 34.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Juny.
Nro. 112. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 12. April 1845.

3) Herr Professor Dr. Erdl berichtet über einige ausgezeichnet junge und instructive menschliche Embryonen, welche in der hiesigen anatomischen Sammlung des Staates aufbewahrt werden.

(Schluß.)

Von menschlichen Eyern mit sehr jungen Embryonen liegen folgende zuverläßige Beobachtungen vor. Allen Thomson (Edinb. med. and suerg. Journ. No. 140.) beschreibt einen $\frac{1}{8}$ Zoll langen menschlichen Embryo mit geradem Darmrohre und zwey sichtbaren Kiemenspalten; Joh. Müller (Handbuch der Physiologie des Menschen Bd. II. 1837. p. 718) untersuchte einen menschlichen Embryo von $2\frac{1}{2}$ Linie Länge, an welchem drey Kiemenlappen und eben so viele Kiemenspalten nebst dem schlauchförmigen Herzen und dem geraden Darmrohre entwickelt waren. Einen ähnlichen Embryo beschreibt auch Rudolph Wagner (Icones physiologicae Heft I. Tab. VIII). Auch Velpeau (Ovologie humaine) hat unstreitig Embryonen aus ähnlichen Stadien gesehen, aber sie sind für die Wissenschaft so werthvoll nicht geworden, weil Velpeau sie nicht hinreichend genau untersuchte. Noch weniger zu benutzen sind die Beobachtungen von Prévest und Dumas, von Cruikshank, De Graaf, Kühlemann u. dgl., welche alle offenbar Embryonen aus den frühesten Stadien unter den Händen hatten, aber dieselben nicht hinreichend studirten.

Im Vergleiche mit diesen bekannt gewordenen menschlichen Embryonen bewahrt unsere anatomische Sammlung Schätze, die als einzig dastehen. Diejenigen Embryonen, welche theils durch ihre Jugend, theils durch besonders lehrreiche Bildungsformen ausgezeichnet sind, erlaubt sich Ref. hier kurz zu beschreiben.

Der jüngste Embryo in sehr normal beschaffenen Eyhäuten eingeschlossen mißt mit seiner ganzen Leibeslänge nicht ganz vollständig einen Millimeter. Der Querdurchmesser seines Leibes bis zur Nabelblase ist nur den dritten Theil so groß. Man unterscheidet an ihm ziemlich deutlich den Gehirntheil, die Nackenkrümmung, das Herz als hervorragende kleine Papille, den Darmkanal, in Form eines nach außen convexen, kurzen Bogens, und den Steißtheil. Am Darmkanal sitzt das einen Millimeter lange Nabelbläschen mittelst eines sehr umfangreichen Stieles fest. Von sonstigen Organen ist wenigstens von außen gesehen, noch keine Spur vorhanden.

Der zweytkleinste Embryo mißt einen und ein drittel Millimeter der Länge nach. Vor dem vorigen zeichnet er sich dadurch aus, daß man die drey Gehirnblasen von einander sehr deutlich unterscheiden kann, daß die Vierhügelblase schon weitaus den hervorragendsten Theil des Kopfes bildet, daß das Aug schon deutlich ist und unter ihm die Wucherung der Bauchplatten, welche das Material zur Bildung des Gesichts — zunächst der Kiemen-

bögen — liefern, sich hervordrängt. Diese zerfällt aber in zwey Portionen. Die eine ist nach hinten und unten vom Auge, und scheint die Oberkieferpartie zu vertreten, die andere liegt nach unten und vorne vom Auge als Grundlage für die unter dem Oberkiefer gelegenen Gesichtstheile nebst der Zunge.

Der dritte Embryo nimmt nur in so ferne, als seine Länge zwey ein drittel Millimeter beträgt, diesen Platz ein, in Beziehung auf seine Entwicklung aber dürfte er dem vorigen voranstehen. Denn an seinem Kopftheile ist außer den Gehirnabtheilungen, von denen besonders großes Gehirn und Vierhügel sehr deutlich sind, nichts entwickelt. Die ganze Leibesform reiht sich unmittelbar an den ersten Embryo an.

Der vierte ist um ein Bedeutendes weiter ausgebildet als der zweyte. Seine Leibeslänge mißt dreyviertel Millimeter; die Gehirnblasen sind etwas verschrumpft, aber dennoch deutlich erkennbar; das Aug ist ein etwas dunkler Ring mit einem weißen Flecken in der Mitte. Unmittelbar unter ihm drängt sich die zur Bildung des Oberkiefers bestimmte Masse sehr leicht wahrnehmbar hervor und die für die unter ihm gelegenen Gesichtstheile bestimmte Wucherung der Bauchplatten zeigte Spuren von drey länglichen Einkerbungen, den künftigen Kiemenspalten. Der Nackenhöcker tritt stark hervor, so wie ihm gegenüber das Herz, welches eben in der Abgränzung der Ventrikel von den übrigen Herztheilen begriffen ist. Der Rumpf wird von dem Nackenhöcker durch eine tiefe Einkerbung getrennt, ist nach rückwärts stark convex und endet unten in einen abgerundeten, aber ganz isolirten Steißtheil. Obere und untere Extremität sprossen eben als kleine Papillen an der Seite des Rumpfes hervor. Die Nabelöffnung ist noch sehr bedeutend.

Der fünfte Embryo mißt sieben und ein drittel Millimeter. Er ist ausgezeichnet schön entwickelt und zeigt in allen Theilen völlig normale Verhältnisse. Die Großhirnblase ist bereits in eine rechte und linke Hälfte getheilt; zwischen ihr und der Vierhügelmasse treten die Sehhügel hervor. Von Gesichtstheilen zeigen sich unter dem Auge vier Kiemenlappen für Oberkiefer, Zunge, Unterkiefer und Zungenbein nebst dem Gehörbläschen. Die Kiemenlappen liegen aber noch enge aneinander, so daß sie mehr durch seichte Furchen, denn durch wirkliche Spalten von einander geschieden zu seyn scheinen. Der Rumpf gleicht völlig dem eines Hühnchens von vierten Tage der Bebrütung: die Abtheilungen der Wirbelsäule schimmern durch, die Extremitäten verlängerten sich zu rundlichen etwas flach gedrückten Scheibchen. Der obere und untere Schenkel der Darmschlinge treten unter einem spitzen Winkel sich vereinigend aus der noch weit offen stehenden Bauchhöhle hervor, um mittelst eines noch sehr breiten Verbindungsganges mit der Nabelblase zusammen zu münden; über ihm ist die Leber und das schon sehr herzförmig gestaltete Herz.

Der sechste Embryo, wohl um die Hälfte größer als der vorige, hat offenbar eine viel größere Länge, als er seiner Entwicklung nach haben sollte. An ihm sind vorzugsweise Gehörbläschen, Kiemenspalten und Extremitäten ungemein lehrreich und schön entwickelt. Die Kiemenspalten stellen winkliche Substanzlücken dar, welche die Kiemenbögen in ihren mittleren Theilen völlig von einander trennen. An den Extremitäten unterscheidet man ein tellerförmiges Plättchen und einen dasselbe mit dem Rumpfe verbindenden Stiel: ersteres als Hand und Vorderfuß, letzteres als Arm und Schenkel.

Höchst interessant wäre es, über das Alter der bereits aufgeführten Embryonen zuverlässige Nachricht zu besitzen; diese aber fehlt leider fast ganz und gar. Der letzte Embryo wurde dem Ref. als sieben Wochen alt übergeben, für die übrigen liegen gar keine Zeitangaben vor. Berücksichtiget man aber, daß ein Embryo von acht Wochen schon meistens über acht und zwanzig Millimeter lang und in allen seinen Theilen schon so weit entwickelt ist, daß die menschliche Form sich ganz deutlich ausspricht, bedenkt man, daß alle Organe und Körperregionen des beschriebenen sechsten Embryos noch viele und großartige Metamorphosen durchmachen müssen, ehe sie das Ansehen bekommen, welches sie in einem Embryo von acht Wochen besitzen, so dürfte dieser sechste Embryo kaum über drey Wochen zählen. Ueber die noch übrigen sieben Embryonen vermag Ref. in Beziehung auf ihr Alter kein Urtheil auszuspre-

chen, da es bisher überhaupt noch an Anhaltspunkten fehlt, nach denen man die Schnelligkeit oder Entwicklung menschlicher Embryonen in den ersten Stadien abschätzen könnte.

Von den übrigen jungen Embryonen bis zu den acht Wochen alten zeichnen sich mehrere durch besonders schöne Entwicklungsverhältnisse aus. Ihre Länge beträgt 11, $13\frac{1}{2}$, $19\frac{1}{2}$, $21\frac{1}{3}$, $23\frac{1}{3}$, $28\frac{1}{2}$ Millim. Die Entwicklung des Gesichtes und der Extremitäten läßt sich an ihnen stufenweise auf das klarste verfolgen, so daß man mit den zuerst angeführten Embryonen sie zusammenhaltend zu folgenden Sätzen gelangen muß. Die Gesichtstheile entstehen nicht durch Aus- oder Einstülpungen, sondern lediglich durch Hervorwachsen oder Wuchern der Uranlage, so daß z. B. von der Nase erst der Keilbeinkörper mit seinem Sinus vorhanden ist; von diesem aus wachsen Vomer, Ethmoidalknochen und untere Nasenmuscheln (freylich noch als Weichgebilde und nicht als Knochen) nach vorne, bilden so die in zwey Hälften getheilte wie zwey sehr enge Kanälchen aussehende Nasenhöhle und erst nachdem sie unter der Gehirnblase etwas hervorzutreten beginnen, entwickelt sich ein den Nasenbeinen entsprechender Theil. —

Der obere Kiemenlappen entwickelt sich unabhängig von den übrigen, hebt hinter und etwas unter dem Auge an, tritt dann stark aufgewulstet nach vorne, dann nach vorne und aufwärts an der Basis der Großhirnblase, mit dieser und den einwärts gelegenen Nasentheilen innig vereiniget, um das Oberkiefer zu bilden. Da die ursprüngliche Masse dieses Lappens mit den Theilen der Nasenhöhle ein und dieselbe Substanz darstellte und bey der weiteren Ausbildung nur die äußeren Formen sich entfalteten, der Zusammenhang aber gleich innig blieb, läßt sich die Entwicklung dieser Theile leicht als bloße Entfaltung erklären und man braucht niemals zur Einstülpungslehre seine Zuflucht zu nehmen.

Der zweyte Kiemenlappen wird zur Zunge. Er ist anfänglich deutlich an der äußeren Oberfläche des Körpers zu sehen, weil um diese Zeit noch keine Mundhöhle existirt. Entwickeln sich aber die beyden Kiefer, so überflügeln sie die im Wachsthume zurückbleibenden Zungenlappen und schließen sie in sich ein. Besonders bedeutungsvoll zeigt sich die letztere Beziehung. Das Unterkiefer, bey dessen mangelhafter Ausbildung auch die Zungenlappen mangelhaft oder gar nicht überwachsen werden. Die Entwicklung des dritten Kiemenlappens zum Unterkiefer und des vierten zum Zungenbein ist früher schon so aufgefaßt worden, wie die erwähnten Embryonen es gleichfalls deutlich zeigen.

4) Herr Akademiker Dr. Vogel liest chemische Notizen von Herrn Dr. Vogel jun.

a) Ueber die Reaction des Kaliumeisencyanür auf Baryt- und Strontiansalze.

Vermischt man eine concentrirte Chlorbaryum-Lösung mit einer ebenfalls concentrirten Lösung von Kaliumeisencyanür, so entsteht bekanntlich ein weiß grünlicher Niederschlag von Kalium- und Baryumeisencyanür. Da dieser Niederschlag in Strontiansalzen gar nicht oder doch erst bey stärkerer Concentration nach längerer Zeit entsteht, so wird das Kaliumeisencyanür als ein passendes Unterscheidungsreagens des Baryt vom Strontian angewendet, wie dieß von H. Rose schon früher angegeben wurde. Ich hatte mehrmals Gelegenheit zu beobachten, daß das Kaliumeisencyanür in seiner Empfindlichkeit als Reagens auf Baryt sich sehr veränderlich zeigte, ja sogar in einigen Fällen auch verdünnte Strontiansalzlösungen sogleich trübte. Ich untersuchte deßhalb den durch Kaliumeisencyanür in Chlorbaryumlösung entstandenen Niederschlag. Glüht man den Niederschlag für sich oder mit einem geringen Zusatz von Kohlenpulver so lange in einem Tiegel bis er beym Erkalten nicht mehr schwarz ist, und übergießt hierauf diesen geglühten Rückstand mit einigen Tropfen Salzsäure, so entwickelt sich deutlich ein Geruch nach Hydrothionsäure und ein darüber gehaltenes Bley-

papier schwärzt sich. Der Niederschlag enthält daher außer Kaliumeisencyanür noch schwefelsauren Baryt, herrührend von dem zur Darstellung des Blutlaugensalzes angewendeten Eisenvitriol und dem unreinen kohlensauren Kali. Zur quantitativen Bestimmung der Schwefelsäure in dem Kaliumeisencyanür wurde eine getrocknete und gewogene Menge dieses Salzes heftig geglüht, der geglühte Rückstand mit Salpetersäure übergossen und mit Chlorbaryum versetzt. 12,23 gramm. gaben 0,176 schwefelsauren Baryt, was 1,06 p. c. schwefelsauren Kali's entspricht. Behandelt man den in einer Chlorbaryumlösung durch Kaliumeisencyanür entstandenen Niederschlag mehrmals mit kochendem Wasser, so wird er vollständig gelöst unter Zurücklassung eines weißen Pulvers, welches sich nach der damit vorgenommen Untersuchung als schwefelsaurer Baryt verhielt.

Da es nun, wie ich mich überzeugt habe, kein im Handel vorkommendes Blutlaugensalz giebt, wenn es auch regelmäßig krystallisirt ist, welches nicht mehr oder weniger schwefelsaure Salze enthielte, so rührt die schwankende Reaction dieses Salzes auf Baryt- und Strontiansalze augenscheinlich von dieser fremden Beymengung her. Ein käufliches Kaliumeisencyanür bringt nämlich in Strontiansalzlösungen sogleich einen Niederschlag von schwefelsaurem Strontian hervor, welcher Niederschlag von dem in verdünnten Lösungen eines Barytsalzes nicht zu unterscheiden ist. Wendet man dagegen ein von schwefelsauren Salzen freyes Reagens an, so entsteht in Barytsalzen sogleich ein starker Niederschlag, während die Strontiansalze in verdünnter Lösung gar nicht, in sehr concentrirter aber erst nach einiger Zeit schwach getrübt werden. Diese Trübung verschwindet aber bey einiger Verdünnung sehr leicht, da das Doppelsalz des Strontian's in Wasser weit löslicher ist, als das des Baryt's.

Man reinigt das Kaliumeisencyanür am besten durch einen geringen Zusatz von essigsaurem Baryt. Nachdem der schwefelsaure Baryt abfiltrirt ist, raucht man die Lösung bis zur Trockne ab, und entfernt das essigsaure Kali durch öfteres Behandeln mit starkem Weingeist. Auf diese Weise habe ich ein Kaliumeisencyanür dargestellt, welches ein sicheres Reagens zur Unterscheidung von Baryt- und Strontiansalzen ist.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Durch Herrn von Reiffenberg in Brüssel:

Compte-rendu des séances de la commission royale d'histoire, ou recueil de ses bulletins. Tom. prémier. (4 Aout 1834—5 Aout 1837). Bruxelles 1844. 8.

Von der Holländischen Gesellschaft der Wissenschaften zu Haarlem:

Natuurkundige Verhandelingen. Tweende Verameling. 3. Deel. 1. Stuk. Haarlem 1844. 4.

Von dem Verein zur Beförderung des Gartenbaues in den k. Preußischen Staaten in Berlin:

Mitglieder-Verzeichniß. Berlin 1644. 4.

Von der k. Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen im Monat December 1844. Berlin 1844. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwissenschaften unter Redaction des Dr. Herberger in Kaiserslautern:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. IX. Heft VI. December. Landau 1844. 8.

Von dem Herrn W. Saegert, Direktor der k. Taubstummen-Anstalt zu Berlin:

Ueber die Heilung des Blödsinns auf intellectuellem Wege. (Nebst Einsendungs-Brief). Berlin 1845. 8.

Von der Academy of natural sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. II. Nr. 4. 5. July — Oct. 1844. Philad. 1844. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 35.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. Juny.
Nro. 113. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 12. April 1845.

4) Herr Akademiker Dr. Vogel liest chemische Notizen von Hrn. Dr. Vogel jun.

b) Ueber die Verminderung des Harnstoffs und der Harnsäure im menschlichen Harn.

Unter den Hautkrankheiten ist das sogenannte Ameisenlaufen (prurigo formicans) eine von denjenigen, über deren Natur und Veranlassung wir bisher nur wenig Aufklärung hatten. Es war mir daher sehr erwünscht, (durch die Güte des Herrn Geh. Raths von Breslau) den Urin eines an dieser Krankheit leidenden Individuums zur Untersuchung zu bekommen.

Der Urin reagirt schwach sauer, ist von heller Farbe, ohne Bodensatz, enthält aber einige Flocken von weißlicher Farbe schwebend. Diese verkohlten vor dem Löthrohr theilweise unter Hinterlassung von phosphorsauren Salzen.

10 gramm. des Urins zur Trockne abgeraucht hinterließen 0,177 festen Rückstand. Der Urin enthält daher 1,77 p. c. feste Bestandtheile. Der trockne Rückstand in einer Platinschaale stark geglüht verliert 0,412 an Gewicht. Der Urin enthält daher 1,388 p. c. feuerbeständige Bestandtheile. Diese sind nach der damit vorgenommenen qualitativen Untersuchung: Chlornatrium in sehr überwiegender Menge, schwefelsaures Kali, kohlensaures und phosphorsaures Natron, phosphorsaurer Kalk.

Zur Bestimmung des Harnstoffs wurden 180 gramm. Urin im Wasserbade bis zur Trockne abgedampft, der Rückstand mit Alkohol ausgekocht und die alkoholische Lösung bis zu $\frac{1}{3}$ ihres Volumens abgedampft. Hierauf wurde Salpetersäure zugesetzt, wodurch sich bald Krystalle von salpetersaurem Harnstoff bildeten, welche nach 24stündigem Stehen auf einem Filter gesammelt, getrocknet und gewogen wurden. Ihr Gewicht betrug 1,132 gramm., woraus sich der Gehalt an Harnstoff auf 0,33 p. c. berechnet.

Schon die qualitative Untersuchung gab zu erkennen, daß in dem Urin nur eine sehr geringe Menge Harnsäure vorhanden sey, denn der abgedampfte Urin zeigte mit Salpetersäure erwärmt nur eine sehr schwache rothe Färbung. Es wurde deßhalb zur Bestimmung der Quantität der Harnsäure eine sehr große Menge Urin verwendet. 206 gramm. wurden bis auf $\frac{1}{4}$ des ursprünglichen Volumens abgeraucht und mit einer gleichen Quantität starken Alkohols versetzt. Nach einigen Tagen wurde die dadurch gefällte Harnsäure abfiltrirt und zur weiteren Reinigung noch mehrmals ausgekocht. Das Gewicht betrug 0,112 gramm. Der Urin enthält daher 0,054 p. c. Harnsäure.

Die qualitative Bestimmung der Harnsäure nach einer anderen Methode ausgeführt gab ein mit dem ersteren Versuche sehr übereinstimmendes Resultat. Eine gewogene Menge des bis zur Trockne abge-

dampften Urins wurde nämlich mit Alkohol so lange ausgekocht, bis dieser nichts mehr davon auflöste. Was im Alkohol unlösliche ist Harnsäure mit einigen feuerbeständigen Salzen. Dieser Rückstand wurde gewogen, heftig geglüht und wieder gewogen. Der Gewichtsverlust giebt die Quantität der Harnsäure. Nach dieser Methode bestimmt ergab sich die Quantität der Harnsäure als 0,058 p. c.

Die Zusammensetzung des untersuchten Urins ist demnach folgende:

Wasser und Salmiak	98,228
Feuerbeständige Bestandtheile	1,388
Harnstoff	0,33
Harnsäure	0,054
	100,000

Vergleicht man diese Zusammenstellung mit der eines normalen Urins, so bemerkt man sogleich, daß der Gehalt an Harnstoff und Harnsäure bedeutend vermindert ist. Während der Urin eines Gesunden über $\frac{1}{2}$ p. c., nämlich 0,6 bis 0,8 p. c. Harnstoff und constant 0,1 p. c. Harnsäure enthält, sehen wir in dem untersuchten Urin diese Bestandtheile auf die Hälfte reducirt.

Man darf wohl annehmen, daß diese Veränderung des Urins mit der Natur der Krankheit (prurigo formicans) im innigen Zusammenhange steht, was sich auch daraus ergiebt, daß der später untersuchte Urin desselben Individuums, nachdem durch eine zweckmäßige Behandlung sich der Zustand bedeutend gebessert hatte, nicht mehr eine so große Abweichung in der Quantität des Harnstoffs und der Harnsäure zeigte.

Da schon früher im Blut und im Schweiß bey einigen Krankheiten Harnstoff nachgewiesen wurde, so liegt der Gedanke sehr nahe, daß die in dem Urin fehlende Menge des Harnstoffs und der Harnsäure sich unter der Haut abgelagert habe, und hier das eigenthümliche Jucken hervorbringe.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von dem Herrn Walter R. Johnson of Philadelphia:

A memoir on the scientific character and researches of the late James Smithson, Esq. Philadelphia 1844. 8.

Report of the commissioners appointed by the Secretary of the navy. To examine the several plans of floating docks submitted to the departement. 8.

Von dem Herrn Lorenzo Agostino Ghisi in Monza:

Elementi di Geo-Mineralogia. Lod. 1842. 8.

Von dem Herrn Dr. Joseph Müller, k. k. Kreisphysikus zu Prag:

Darstellung des Apotheker-Wesens in den k. k. österreichischen, k. Preußischen, k. Bayerischen, k. Württembergischen, k. Sächsischen, k. Hannoveranischen, kurfürstlich und großherzogl. Hessischen, großherzogl. Badischen und Mecklenburg., herzoglich Nassauischen und Braunschweig., fürstlich-Hohenzollerischen Staaten. Wien 1844. 8.

Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze oder statistisch-topographische Darstellung der Paschaliks Skutari, Prisrend, Ipek, Tol-Monastir, Jakova, Tirana, Kavaja, Elbassan und Okrida so wie des Gränzdistricts von Budua in Oesterreichisch-Albanien, nach eigenen Beobachtungen dargestellt. Prag, 1844. 8.

Von dem Herrn Dr. Etiez in Genova:

Observazioni ed esperienze sull'elettricita. Genova 1844. 8.

Von der Académie des sciences à Paris.

Comptes rendus hebdomadaires des séances Tom. XX. Nr. 1. 2. Janvier 1845. Paris 1845. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Historisch-kritische Einleitung in den Koran von Dr. Gustav Weil. Bielefeld 1844. XXI. 221.

Wie man sich täuschen kann! Ich habe verwichenes Jahr (1844) Hrn. Weil's „Mohammed" in diesen Blättern (No. 12 — 15) angezeigt und seitdem auch gar nicht gezweifelt, wegen der großen und gewichtigen Vorzüge, die man dem Werke sowohl als dem Urheber zuerkannte, beym gelehrten Hrn. Doctor in ausgezeichneter Gunst zu stehen. Eine Wette wäre ich sogar eingegangen, ein Wörtchen freundlicher Anerkennung, ja gewissermassen des Dankes und des nachbarlichen Entgegenkommens für die Sorgfalt, mit der man seine mühevolle Arbeit geprüft, so wie für das glänzende Zeugniß, das man ihr ausgestellt, in der nächsten Druckschrift des Hrn. W. zu lesen. Selbst beneidet habe ich den glücklichen Hrn. Verfasser wegen des Rühmens nicht weniger als wegen des Tadels, der in meiner Anzeige nur leise und in bescheidener Haltung, eigentlich nur als glücklich wirkender Schatten, dem Lobe zur Seite gieng. In den wesentlichen Dingen gepriesen und empfohlen, und nur in Nebendingen und in Zufälligkeiten kritisch beanstandet und besprochen zu werden, ist für billige Autoren überall das schönste Loos. Denn ein Buch, in welchem gar nichts auszustellen und jegliches nur zu rühmen und zu bewundern wäre, ist unseres Wissens noch nicht erschienen. Hr. W. ist anderer Meinung und nimmt dieses Maximum gelehrter Vollkommenheit für sein „Leben Mohammeds" unbedenklich in Anspruch, wie ich zu nicht geringer Ueberraschung und Enttäuschung aus der Vorrede (IV—XVI) zur eingangsbenannten Schrift ersehe.

Während Hr. W. mit gleichgültiger frostiger Miene das gespendete Lob als schuldigen Tribut entgegennimmt, erkennt er von den wenigen Ausstellungen, die man an seinem Werke machte, in großer Selbstgefälligkeit keine einzige als gerecht und begründet an. Hätte ich gewußt, daß Hr. W. so Großes beginne und sich selbst für ein so beglücktes Wesen halte, wäre ich ihm wahrhaft ausgewichen und hätte von seiner Schrift nichts gesagt. Vor Gerechten in Andacht wie in der Wissenschaft ziehen sich kluge Leute überall weislich zurück. Wollte man Hrn. W. hören, so trüge meine Anzeige „das Gepräge der Gereiztheit und Leidenschaftlichkeit in solchem Grade," daß sie sich eigentlich ohne weitere Mühe von seiner Seite durch ihr Uebermaaß selbst widerlege (IV). Ich zweifle, ob außer Hrn. W. und seinem Lobredner im Januar-Ergänzungsheft noch Jemand, wenn er seine und meine Arbeit liest, derselben Meinung ist. Dem personificirten Phlegma „Leidenschaftlichkeit" und der anerkannten Indolenz „Gereiztheit" zum Vorwurf machen, ist jedenfalls eine sonderbare und ungewöhnliche Verfahrungsart, über die alles weitere Gezänke vergeblich wäre. Nur hat Hr. W. Unrecht (Vergebung für das rauhe Wort!), wenn er mich (S. XV) in der Charakteristik seiner geehrten Person des Widerspruchs mit mir selber beschuldigt. Denn der Ausdruck „feine Malice und versteckte Ironie," von der (No. 13, S. 108 l. c.) in meiner Anzeige die Rede geht, bezieht sich nicht auf Hrn. Weil, wie er irrig und selbstgefällig glaubt, sondern auf den berühmten Bayle, mit dessen Artikel-Oekonomie die Ordnung im „Leben Mohammeds" verglichen ward. Wer hätte je Hrn. W. wegen „feiner Malice" und „schelmisch überall versteckter Ironie" verklagt?

Indessen hat Hrn. W.'s ungerechte Empfindlichkeit doch auch ihre Frucht getragen: ich habe besser nachgesehen und gefunden, daß ich in meiner Anzeige der arabisch-grammatikalischen Correctheit des Hrn. W. zu viel Vertrauen geschenkt und zu großes Lob gespendet, Hrn. v. Hammer aber in derselben Sache zu viel Unrecht zuerkannt und zu viel Irrthum aufgebürdet habe. Beydes muß ich jetzo theilweise berichtigen, muß einerseits das Lob wie anderseits den Tadel wesentlich vermindern, versteht sich aus lauter Liebe zur Gerechtigkeit. Die von Hrn. W. (V) aus meiner Anzeige hervorgehobene Stelle: „So oft Hr. Weil seinen Gegner grammatikalisch corrigirt, sey es in Vocalisirung eigener Namen,

oder in Erklärung bald einzelner Wörter, bald ganzer arabischer Phrasen, wird Hr. Weil gleichsam allzeit Recht und Hr. v. Hammer eben so oft Unrecht haben," nehme ich hiemit förmlich zurück; denn der grammatikalisch corrigirende Hr. W. hat nicht allzeit Recht, und der mit so großer Bitterkeit und Ostentation corrigirte Hr. v. H. hat nicht allzeit Unrecht. Wir wollen aber die Palinodie so höflich und so schonend als möglich stellen, um die reizbare Natur des gelehrten Heidelberger Doctors vor einem zweyten Paroxysmus zu bewahren. Liest man z. B. in blinder Zuversicht auf Hrn. W.'s Genauigkeit und Schärfe, was er über Hrn. v. H.'s angeblich ganz irrthümliche Vocalisirung des Eigennamens Emine statt Amina oder Amine (Mutter Mohammeds) schreibt, so ärgert man sich beynahe über die Nachlässigkeit des letztern und begreift nicht, wie man zwey im Original so deutlich geschiedene Formen verwechseln könne. Denn آمنه, Amine (⏑–⏑–) wird auch ein nur mäßig sorgfältiger Leser doch leicht von اَمِينَه, Emine (⏑––⏑) zu unterscheiden vermögen. Warum hat es aber Hr. v. H. nicht gethan? Ist Hr. v. H. wirklich ein so großer Ignorant, wie uns Hr. W. glauben machen will? Heißt Mohammeds Mutter wirklich in allen morgenländischen Quellenschriftstellern durchaus nur Amina und nirgends Emine, und ist die erstere, angeblich einzig wahre Form Hrn. v. H. wirklich unbekannt geblieben, oder hat Hr. v. H. nicht einmal so viel arabisch lesen gelernt, daß er zwischen آمنه und اَمِينَه irgend eine Verschiedenheit, eine Ungleichheit des Sylbenbaues gewahre? Könnte man nun redlich und gewissenhaft nachweisen, daß Hr. W. in allen genannten Punkten Unrecht hat, wie stünde es dann mit der grammatikalischen Unfehlbarkeit und boshaften Corrigirerey (man verzeihe den Ausdruck) des gelehrten Herrn am Nekarstrom? Wir bitten Hrn. W., die große und ausführliche zu Konstantinopel in einem Folianten von 663 Seiten gedruckte Lebensgeschichte Mohammeds دلايل نبوّت, delail nubuvvet, d. i. die Beweise des Prophetenthums, in die Hand zu nehmen und die Seite 201 aufzuschlagen, wo ihm folgende, Mohammeds Mutter betreffende Stelle im türkischen Original begegnen wird: ای امینه اول فرزند ارجمندی بکا کوستر ei Emine ol ferzend erdschimendi bana göster, d. i. „o Emine, jenes hochbegabte Kind zeige mir." Wir fragen Hrn. W. höflichst, ob hier Mohammeds Mutter Amine oder Emine genannt werde?

In der türkischen, unlängst zu Konstantinopel in fünf Foliobänden gedruckten Uebersetzung Thaberis heißt es (Bd. III. S. 122) von der Mutter Mohammeds امینه آکا طولشدی عبدالله انکله جماع ایلدی Emine ana dolaschdi Abdalla anunile dschema eiledi *). Eben so wird Mohammeds Mutter in der zu Bulak gedruckten Lebensgeschichte Mohammeds von Weisi (S. 24) die „Intendantin des Schatzes der Reinigkeit" امینهٔ کنج طهارت, Eminei kendsch taharet genannt, und man möchte fast glauben, diese Metonymie sey eigentlich Ursache, daß bey Persern und Türken der Name der Mutter Mohammeds bald Amine bald Emine lautet.

(Fortsetzung folgt.)

*) Aus Sittsamkeit wollen wir die Stelle nicht übersetzen, und wir weisen Hrn. Weil nur auf den ersten Eigennamen hin, der ebenfalls Emine, nicht Amine lautet.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. Juny.

Nro. 114. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Historische Einleitung in den Koran von Dr. Gustav Weil.

(Fortsetzung.)

Vielleicht hätte also Hr. W. seinen Gegner tadeln können, daß er nur die eine, und zwar die seltenere Form kenne oder doch wenigstens die andere hauptsächlich bey arabischen Schriftstellern übliche vernachlässige? Auch diese Befugniß muß man Hrn. W. absprechen! Hr. v. H. kennt beyde Formen, wie Hr. W. aus der allergrößten und allerbesten Vorarbeit zu einer Lebensgeschichte Mohammeds, aus dem mühevollen und umständlichen Hammer'schen Auszug des biographischen Werkes Ibrahims von Haleb hätte ersehen können und sollen *). . . . „Aminet, der Mutter Mohammeds“ . . ., liest man W. J. Bd. LXIX. S. 34, Zeile 2 und Zeile 5 derselben Seite: „Die Vormundschaft Abu Motallibs nach dem Tode Amina's, der Mutter Mohammeds.“ Hat Hr. W. diese beyden Stellen des H.'schen „Auszugs“ nicht gekannt, oder hat er sie gar absichtlich verschwiegen, um sein ungegründetes und nutzloses Geschrey über (angebliche) Ignoranz und falsche Vocalisirung arabischer Worte bey Hr. v. H. zu erheben? Für einen Alleswissenden wäre schon die erstere Annahme etwas schlimm, aber noch weit schlimmer wäre die zweyte, weil sie uns Hrn. W. nicht im Lichte des geraden, streng redlichen Gelehrten, sondern des Partheymannes und ehrgeizigen Prätendenten zeigte, der alles fremde Verdienst in Schatten stellen und nur das seinige geltend machen will.

Wenn nun Hr. v. H. in seinem „Auszuge,“ der dem „Gemäldesaal“ als Grundlage diente, überall, gerade wie Hr. W. in seiner tadelsüchtigen Note, Amine oder Amina (jenes die reine, dieses die Vulgär-Aussprache) schrieb, zehn Jahre später aber die Leseart Emine vorzog, so geschah es offenbar, weil in persischen und türkischen Werken durchaus der metonymische Name Emine der vorherrschende ist.

Ungefähr dieselbe Bewandtniß hat es (wenigstens für den einen Doppelconsonanten) mit der so rauh und bärenhaft angefochtenen Orthographie des Namens „Motallib“ statt „Mottalib.“ De Sacy schreibt das benannte Wort nicht anders als mit einem t, und in den türkischen Druckwerken erscheint das Verdoppelungszeichen eben so wenig als in den persischen Manuscripten, in so weit man sich in solchen Dingen ein Urtheil erlauben darf.

Hr. W. ist aber eben so scharf als tückisch und hält dem Leser das H.'sche Kabis statt Kobeis höhnisch zur Beachtung hin. Es stünde freylich schlimm, wenn Hr. v. H. das arabische أبو قبيس durchaus Abu Kabis statt Abu-Kobeis gelesen hätte. Hr. v. H. kennt aber die wahre Aussprache so gut wie Hr. W., wie aus Band XCIII. der Wiener Jahrbücher S. 72 und 73 zu entnehmen ist. In dieser großen durch drey Bände laufenden Arbeit über die Geographie Arabiens durch

*) Diese treffliche Arbeit findet man in den Wiener Jahrbüchern der Litteratur, Bd. LXVIII. 2 — 51, und Bd. LXIX. 1 — 90.

Hrn. v. H. erscheint besagter Bergname correct als Abu-Kobeis, was Hr. W. ebenfalls übersehen hat.

Nicht zufrieden verschiedene Feindseligkeiten Hrn. Weil's wider die Hammer'sche Muse in dieser Weise als ungerecht, ungeeignet, leidenschaftlich und irrthümlich abzuweisen, wage ich es — obwohl der geringere und schwächere — den gefürchteten Hrn. W. auf seinem eigenen Gebiete zu beunruhigen und anzufechten. Denn wer Andere mit solcher Bitterkeit befehdet und insbesondere mit solcher Schärfe für die Reinheit der Laute eifert wie Hr. W., soll doch vor Allem selbst in diesem Punkte ohne Fehler seyn. Wenn es Hr. W. nicht übel nähme, möchte ich ihm rathen, statt Sirat Arrasul lieber Siret er-resul zu schreiben, weil man in Aegypten, wenn ich recht gehört habe, Resul nicht Rasul, Siret nicht Sirat spricht.

Vielleicht noch etwas fehlerhafter als Rasul und Sirat schreibt Hr. W. (XIV) Cheibar statt Chaiber. Denn die erste Sylbe des arabischen Schloßnamens خيبر ist offenbar dieselbe wie die erste Sylbe des wohlbekannten Wörtchens خير Chair, und wo in aller Welt hätte ein Araber dieses Wörtchen chair je als cheir ausgesprochen? Einen Theil der Schärfe, mit welcher in Hrn. W.'s Schriften die Fehler Anderer zur Schau gestellt und gegeißelt werden, dürfte der gelehrte Herr mit gutem Gewissen für sich selbst zurückbehalten, und namentlich hätte ihn im bezeichneten Falle Schreibart und Name des im letzten indo-afghanischen Kriege so oft besprochenen Chaiber-Passes und seiner Bewohner, der wilden Chaiberi, auf die richtige Aussprache des Wortes خيبر führen sollen. Die englischen Reisenden schreiben ohne alle Variante, und zwar ganz richtig Khyberi (sprich Chaiberi), weil sie es im Lande selbst so sprechen hörten. Diese Chaiberi nähmen sich aber bald jüdischer, bald arabischer Abkunft und sind wahrscheinlich die Nachkommen der von den Moslimen vertriebenen Juden von Chaiber, wie Hr. v. H. Bd. CVII. S. 8 der Wiener Jahrbücher kräftig auseinander setzt. Aber Hr. W., scheint es, liest und bewundert nun einmal nichts und Niemand als sich selbst und hat es bereits zur glücklichen Ueberzeugung gebracht, daß in solchen Dingen bey uns überhaupt Niemand etwas weiß, der größte Ignorant und Stümper aus Allen aber Hr. v. Hammer ist. Hr. W. läßt sich in ein gefährliches Unternehmen ein und ist auf dem besten Wege, die laute und wohlverdiente Anerkennung, die ihm sein Fleiß und seine gründliche Gelehrsamkeit verschafften, durch zu leidenschaftlich arrogante Verkleinerung fremder Vorzüge wieder einzubüßen. Oder wäre Hr. W. jetzo schon durch seine wissenschaftlichen Reichthümer in solchem Grade bethört und in sich selbst verliebt, daß er sich gegen Kritik und tadelndes Urtheil des Publikums mit dem bekannten Dictum des reichen Mannes von Athen trösten möchte:

Populus me sibilat, at mihi plaudo
Ipse domi, simul ac nummos contemplor in arca!

Eine solche Verblendung und Selbstgenügsamkeit wäre um so peinlicher, je weniger Hr. W. gerade in jenem Punkte sündenfrey dasteht, in welchem er Andere aufs giftigste verfolgt und verlästert hat.

Wir haben dem Leser noch nicht gesagt, daß Hrn. W.'s hier angezeigte Schrift außer der kriegerischen, hauptsächlich gegen meine „Anzeige" gerichteten Vorrede, aus drey getrennten und von einander gewissermaßen unabhängigen Skizzen mit der Aufschrift: Mahammed, Koran, Islam besteht, — Skizzen, die wenigstens beym ersten Durchlesen das Gepräge der Ruhe, der Einfachheit, der Gründlichkeit und der kräftigen Ordnung noch deutlicher an sich tragen, als das „Leben Mohammeds," dem sie als Einleitung dienen sollen. Es liegt in der Art, wie Hr. W. die Resultate seiner Forschungen hinstellt, etwas so Bestechendes, eigene Anstrengung und kritisches Examen Entwaffnendes und Einschläferndes, daß man das Gesagte, gar zu gerne als inappellabeln Schlußact und als letztes Wort, „gleichsam" (wenn anders Hr. W. nach dieses Wort gestattet) als Schutzwehr und Entschuldigungsgrund wider alle fernern Sorgen und Mühen hinnehmen möchte. Mit diesem günstigen Eindruck hätte ich auch das Büchlein aus der Hand gelegt, wenn der geehrte Hr. Verf. meine bescheidenen Ausstellungen an seinem frühern Werke mit etwas weniger Em-

pfindlichkeit und Härte aufgenommen hätte. Nun aber muß ich meinerseits auch Hrn. W. schärfer auf die Finger sehen, als früher geschehen ist. Hrn. W.'s Ansichten über Mohammeds Prädestinationslehre und islamitisches Sectenwesen überhaupt sind vielleicht eben so wenig stichhaltig als (S. 107) die Vocalisirung seines Wortes „Mutazal" (wenn wir nicht entscheidend irren) grammatikalisch gerechtfertigt werden kann. Wohl liest man bey Sale, bey de Sacy, besonders aber in Hrn. v. H.'s vorzüglicher Arbeit über moslimische Häresien (Wien. Jahrb. der Litt. Bd. CI.) von einer Secte der „Motesile," welche der Alles verbessernde und alles Verkehrte geradstellende Hr. W. am angeführten Orte (S. 107) die „Secte der Mutazal" nennt. Wer hat nun Recht? Welche Lesart ist die wahre? Soll ich mit Hrn. v. H. „Motesile" oder mit Hrn. W. „Mutazal" sprechen? Hoffentlich erlaubt uns Hr. W. die Voraussetzung, daß es sich hier um den arabischen Terminus المعتزلة handelt und daß es dieser nämliche Terminus ist, den Hr. W. „Mutazal" vocalisirt, wir aber, auf bessere Autoritäten gestützt, mit el-Motesile oder el-Mutesile wiedergeben. Bekanntlich heißt عزل âsl*) „trennen," اعتزل **) „sich trennen, sich absondern, auf die Seite treten," wovon ein Particip معتزل mutesil, „der sich Absondernde, der von den Uebrigen auf die Seite Tretende," und endlich المعتزلة el-mutesile, die Benennung der hier besprochenen Secte islamitischer Irrlehrer abzuleiten sind. Wir berufen uns auf Freytag (III. 152), der mit Hinweisung auf Kamus über den Ursprung des Namens, ebenfalls Motesile oder Mutesile wie Hr. v. H., und nicht Mutazal wie Hr. W. vocalisirt. Im Kamus (Konstantinopolit. Ausgabe Bd. III. S. 285) wird umständlich auseinandergesetzt, wie Wasil ben Atha in der Moschee sich von Hasan-el-Basri trennte, indem er auf die Seite trat (ytisal) und deßhalb el-Motesil, d. h. der auf die Seite Tretende hieß, wonach die ihm Folgenden el-Motesile benannt wurden. Wir fragen Hrn. W. mit großer Höflichkeit, ob sein „Mutazal" nicht das Particip passiv (Ismi mefûl) ist und eigentlich einen „Abgeführten" und am Ende gar einen mit gewissen lästigen Nothwendigkeiten Behafteten bezeichnet? Jedoch will man auf den Grund hin, daß wir nicht wissen, wo Hr. W. den Secten-Terminus „Mutazal" gefunden hat, noch nicht geradezu auf Irrthum und Unwissenheit des Hrn. Verfassers schließen. Wir sind mit solchen übeln Nachreden behutsamer und bedächtiger als Hr. Weil; wir begnügen uns, die Sache als zweifelhaft hinzustellen und gelegentlich auf Belehrung zu warten, mit der ein so gewandter und streitbarer Grammatikus wie Hr. W. natürlich nicht lange zögern wird.

(Schluß folgt.)

*) nach türkischer Aussprache.

**) Das Turco-Arabische اعتزال اتمك ytisal etmek, d. i. sich losreißen, ausscheiden, gehört ohne Zweifel dieser Form an.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Dr. Fr. Liebe, Sechs Vorlesungen über Philosophie der Geschichte. Wolfenbüttel 1844.

Dr. K. J. Vietz, Das Studium der allg. Geschichte nach dem gegenwärtigen Stand der historischen Wissenschaft und Literatur. Prag 1844.

W. Vischer, Untersuchungen über die Verfassung von Athen in den letzten Jahren des peloponnesischen Krieges. Basel 1844.

F. W. Schmidt, Die Ober-Donau-Straße der Peutingerschen Tafel von Brigobanne bis Abusena. Berl. 1844.

H. Müller, Das nordische Griechenthum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europa's. Mainz 1844.

P. van Limburg Brouwer, Histoire et la civi-

lisation morale et religieuse des Grecs. P. 1. 2. Groning. 1838.

Dr. U. Hanſen, Beyträge zur Geſchichte der Völkerwanderung. Abth. 1. Oſt-Europa nach Herodot mit Ergänzungen aus Hippokrates. Dorpat 1844.

F. W. Fr. v. Wedel-Jarlsburg, Abhandlung über die ältere Scandinaviſche Geſchichte von den Cimbern und den Scandinaviſchen Gothen. Copenhagen 1781.

J. U. Booſt, Geſchichte der Reformation und Revolution von Frankreich, England und Deutſchland (von 1517 bis 1843). Bd. 1. 2. Augsb. 1843.

Memoirs of the Marquis of Pombal, with extracts from his writings and from dispatches in the state paper office never before published by J. Smith. Vol. 1. 2. Lond. 1843.

U. Loning, Das ſpaniſche Volk in ſeinen Ständen, Sitten und Gebräuchen. Hannover 1844.

J. Tanski, L'Espagne en 1843 et 1844. Lettres sur les moeurs politiques et sur la dernière révolution de ce pays. Par. 1844.

M. V. Larramendi, De la antiguedad y universalidad del Bascuenze en España. Salamanca 1728.

Dr. C. J. U. Mittermaier, Italieniſche Zuſtände. Heidelb. 1844.

Séances générales tenues en 1842 par la société française pour la conservation des monuments historiques. Caen 1842.

M. A. Moreau de Jonnès, Statistique des céréales de la France. Le blé. Sa culture, sa production, sa consommation, son commerce. Par. 1843.

M. A. Moreau de Jonnès, Population de la France comparée à celle des autres états de l'Europe. Par. 1842.

Diplomes et chartes de l'époque merovingienne, sur papyrus et vélin, conservés aux archives du royaume, publiés sous la direction de M. Letronne. Livr. I. Par. 1844.

Compte rendu des travaux des ingénieurs des Mines pendant l'années 1839—1842. T. 1—4. Paris 1840—43.

Ch. Jos. Bard, Manuel général d'archéologie sacrée Burgundo-Lyonnaise (Monuments ecclésiastiques). Lyon 1844.

Mémoires de G. J. Ouvrard, sur sa vie et ses diverses opérations financières. Vol. 1—3. Par. 1827.

A. Pascal, Correspondence inédite de l'émpereur Napoléon avec le commandant en chef de l'artillerie de la grande armée pendant les campagnes de 1809 en Autriche, 1810—1811 en Espagne et 1812 en Russie. Par. 1843.

Capefigue, François I et la renaissance 1515—1547. Vol. 1—4. Par. 1845.

J. Bresson, Des fonds publics français et étrangers et des opérations de la bourse de Paris. 8. edit. Par. 1843.

L. Vitet, Histoire de Dieppe. Par. 1844.

Al. Thomas, Une province sous Louis XIV. Situation politique et administrative de la Bourgogne de 1661 à 1715. D'après les manuscrits et les documents inédits du temps. Par. 1844.

Duc de Bassano, Souvenirs intimes de la révolution et de l'empire, recueillis et publiés par M. Charl. de Sor. Vol. 1. 2. Par. 1843.

Abbé Travers, Histoire de la ville et du comté de Nantes Vol. 1—3. Nantes 1841—43.

A. Gabourd, Histoire de Louis XIV. Par. 1844.

L. Guérin, Histoire maritime de France. 2 édit. Vol. 1. 2. Par. 1843.

M. Depping, Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France au 10. siècle. Ouvrage couronné. Par. 1844.

L. Blanc, Histoire de dix ans. 1830—1840. Vol. 5. Par. 1844.

K. v. Spruner und S. Hänle, Tabellen zur Geſchichte der deutſchen Staaten und ihrer geſchichtlichen Geographie. Lief. 1. Gotha 1845.

Die deutſchen Kaiſer. Nach den Bildern des Kaiſerſaales im Römer zu Frankfurt a. M. Mit den Lebensbeſchreibungen von U. Schott. Lief. 1. Frankfurt 1844.

J. B. Schmid, Leben und Wirken des Großherzogs Karl Friedrich von Baden. Karlsruhe 1844.

Dr. K. U. Schaab, Geſchichte des großen rheiniſchen Städtebundes, geſtiftet zu Mainz im J. 1254 durch Arnold Walpod. Bd. 1. Mainz 1843.

Niederrheiniſches Jahrbuch für Geſchichte und Kunſt von Dr. Lerſch. Bonn 1844.

(Fortſetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Juny.

Nro. 115. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Historische Einleitung in den Koran von Dr. Gustav Weil.

(Schluß.)

Wir fragen Hrn. W. noch weiter, ob er uns nicht gestatten wolle, seine Behauptungen „Mohammed habe nicht zu den Edelsten seines Stammes gehört (S. 3), Mohammed sey der Rolle eines Religionsstifters nicht gewachsen (S. 41) und nur das Werkzeug eines wirklichen Reformators gewesen, der ihm als Engel erschienen sey (S. 57),“ wenigstens etwas ungewöhnlich und sonderbar zu finden? Hr. W. hat in Sachen, wo es schwer ist etwas Neues zu bringen, entschiedenen Geschmack für Paradoxen und scheint auch vorauszusetzen, daß sich kein Mensch in Gagnier's Vie de Mahomed (S. 1 — 55) umsehen und Raths erholen könnte. Eben so eigenthümlich ist in gewisser Beziehung Hrn. W.'s Ansicht, „das Sectenwesen sey durch das Christenthum weit mehr begünstigt als durch den Islam (S. 88),“ wenn man die durch Hrn. v. H. in den Wiener Jahrbüchern (Bd. CI. S. 37) lichtvoll katalogisirten 212, sage zwey hundert zwölf islamitischen Häresien mit den der Zahl nach schwächeren Irrlehren des Christenthums zusammenstellt. War denn nicht vielmehr Wuth und Thorheit auf beyden Seiten gleich groß und gleich verderblich? Auch seinem Excursus über die islamitische Prädestinationslehre hätte der Hr. Verf. vermuthlich eine etwas verschiedene Färbung gegeben, wenn er das Ende des siebzehnten Verses der XXXIII. Sure (nach Maraccius), dann Sure III. V. 47 genauer angesehen und besser erwogen, und wenn er nebenher auch den Hauptvers (Sure LXXVI, V. 2 — 3), auf welchen Ghailan seine Lehre des freyen Willens stützte, herausgefunden hätte *). Wir wollen uns jedoch über diese schwankenden Controversen islamitischer Dogmatik mit Hrn. W. nicht lange herumzanken und ziehen es vor, darüber unsere Verwunderung auszudrücken, daß Hr. Weil, der glühende Eiferer für reinen Wortlaut und richtige Schreibung morgenländischer Namen, auch in diesem Werke noch immer „Muselmann“ und „muselmännisch“ statt „Musulman“ und „musulmanisch“ schreiben mag. Weiß denn Hr. W. nicht eben so gut wie Jedermann, daß vom arabischen „Moslim oder Muslim“ die persische Form „Musulman“ lautet, woraus ungelehrte Deutsche ihr „Muselmann“ verderbt und hergeleitet haben? Hr. W., der scharfe Orientalist und grammatische Splitterrichter, kann doch nicht glauben, die persische Sylbe man sey synonym mit dem deutschen Worte Mann! Das wäre ein doppelter Irrthum, denn einmal bedeutet das persische man in den orientalischen Völkernamen nur den Begriff der Aehnlichkeit (das an etwas Mahnende, wie Hr. v. H. lehrt); und dann ist im Worte Musulman die Endsylbe gar

*) „Wir haben dem Menschen Gehör und Gesicht verliehen, wir haben ihn auf den wahren Weg geleitet, auf dem er entweder dankbar oder undankbar.“ Der vorletzte Vers der nämlichen Sure sagt freylich wieder das Gegentheil und hebt gewissermassen die Freyheit des menschlichen Willens wieder auf: „Und sie wollen nichts als was Gott will.“

nicht einmal das persische man, sondern die persische Ableitungssylbe an, die an das arabische „Moslim“ gehängt das Wort „Musulman“ gebildet hat. Sollte aber Hr. Weil aus grammatikalischem Hochmuth und übel verstandenem Ehrenpunkt ein für allemal bey seinem „Muselmann“ und „muselmännisch“ bleiben, so mag er es auf seine eigene Verantwortlichkeit immer thun, es ist aber dann eben so viel als gäbe Jemand dem „Walischär“ der deutschen Sonntagspromenaden-Mägdlein als wahrer Lesart den Vorzug vor dem correcten Chevaurleger. — Ach! der Unsinnige! der Pedant! denkt Hr. W. vermuthlich bey dieser Stelle. Hr. Weil wäre auch vollkommen berechtigt so zu denken. Wir aber geben ihm mit seiner gütigen Erlaubniß den Pedanten in den Worten Figaro's zurück: „à pédant pédant et demi,“ weil uns Hr. W. selbst in seinem „Mohammed“ als schwer zu übertreffendes Musterbild vorangegangen ist. Wäre aber Hr. Weil zufällig ein patriotischer Feind alles Französischen und hörte er als guter Deutscher lieber einen lateinischen Spruch, so dürfte er nur in Horatius Satyren II, 3, v. 298 — 299 lesen:

Dixerit insanum qui me, totidem audiet atque
Respicere ignoto discet pendentia tergo.

Mit solchen Kleinigkeiten einen Gelehrten vom Range des Hrn. W. zu necken und heimzusuchen wäre uns gar niemals eingefallen, wenn Hr. W. nicht alle Rücksicht, die man den außerordentlichen, innerhalb wie außerhalb Europa laut anerkannten und gepriesenen Leistungen des Hrn. v. H. schuldig ist, auf die Seite gesetzt, wenn er nicht mit Verletzung alles Rechts und aller Billigkeit das gelehrte Publikum bereden wollte, der berühmte Verfasser der „Geschichte des türkischen Reiches“ hätte Credit, Sitz und Stimme im Rathe der Orientalisten gänzlich verwirkt und eingebüßt, weil er in seiner Erzählung den Abu Sofian Ibn Harith von Abu Sofian Ibn Harb nicht überall deutlich genug unterschieden und für Naaman, Nu'man geschrieben hat. Könnte sich Hr. W. vorerst mit dem Ruhme begnügen, in vielen Stücken grammatikalisch correcter als Hr. v. H. zu seyn und oft gründlich nachzuhelfen und auszubessern, wo sein Vorgänger wirklich in Irrthum befangen ist, so wären ihm alle Freunde morgenländischer Wissenschaft zu Dank verpflichtet und er hätte zugleich bewiesen, daß er nicht nur ein tüchtig geschulter, sondern auch ein verständiger und humaner Kritiker ist, der gehoben und getragen durch die Reichthümer früherer Minenherrn, im Stollen herzhaft und mit entschiedenem Talente weiter gräbt. In der Wissenschaft, namentlich in der Grammatik, wird man den „Fortschritt“ ja hoffentlich noch gestatten und Aufhellung mit Montalembert nicht für „wühlerisch,“ für „Unglauben und Pauperismus fördernd“ erklären! Wenn man von Hrn. W. in diesem Sinne auch Bedeutendes erwarten kann, so ist es doch zum „ὑπείροχον ἔμμεναι ἄλλων“ des Glaukos jetzo noch viel zu frühe. Um sich über Alle hinwegzuheben, muß man viel Größeres leisten und weiterwirkende Impulse geben als Hr. W. bisher zu leisten und zu geben vermochte. Nähme man alle neuen Ideen, die durch Hrn. v. H. über Litteratur und Geschichte des Morgenlandes nach Occident gekommen sind, plötzlich aus Sinn und Wissenschaft der Europäer weg, so entstünde gewiß eine weit größere Lücke, als wenn uns ein feindliches Loos die Entdeckungen des gelehrten Doctors in Heidelberg wieder verschüttet hätte. Wir wollen Herrn Weil nicht beleidigen, wollen ihn auch nicht in seiner „ἀριστεία“ absichtlich kränken; wir erkennen sogar seine Funde, daß „Mohammed als Knabe eine Zeitlang Schafe gehütet,“ daß er „wirklich epileptisch“ gewesen, daß er „im Gefecht bey Bedr 314 und nicht 313 Streiter“ hatte, und daß der Name „Mottalib“ bey vielen Autoren mit doppeltem t geschrieben werde, in ihrer vollen Größe und in ihrem ganzen Werthe freudig an, gäben aber (mit Verlaub zu sagen) um ein einziges Kapitel der „Geschichte des türkischen Reiches“ oder auch nur um einen Abschnitt aus „Konstantinopolis und der Bosporus“ alle diese Doctor Weil'schen Raritäten hin. Läßt man mir aber die freye Wahl, so behalte ich Beydes und danke beyden Männern für ihre Mühe und ihre Gelehrsamkeit. Wollte ich aber z. B. nähere Belehrung über die islamitischen Sekten überhaupt und über die der „Kaderije“ insbesondere, so würde ich mich nicht an Hrn. Dr. Weil, auch nicht einmal an de Sacy, der doch

viel größer ist, sondern ich würde mich an Hrn. v. Hammer wenden, der diese Materie allein fruchtbar entwickelt und geordnet hat *). Die Macht des freyen Willens, von welcher benannte Sekte der Kaderije den Namen hat, heißt aber nicht Kadr, wie noch in de Sacy's Einleitung zur Drusen-Religion (S. IX) geschrieben, sondern Kader, was bisher alle Orientalisten vermengt und verworren, Hr. v. H. aber in nachträglicher Verbesserung zuerst bleibend und dauernd ausgeschieden hat, indem er Kadr „Vorherbestimmung des Looses," Kader aber „freye Willkühr" bedeuten läßt — klare und feste Bezeichnung, die man auch in der höhern Umgangssprache zu Stambul kennt. Fethetein ile vocalisirt der Kamus (Konstantinopolit. Ausgabe II. S. 75) die vox قدر zweymal, und der Umstand, daß man statt „Kader" im Türkischen auch häufig „Kudret" im gleichen Sinne braucht, ändert an der Sache nichts, was der türkisch gelehrte Hr. W. natürlich besser wissen muß als wir **).

Wir bitten Hrn. W., diese kurzen Bemerkungen über seine neueste Schrift mit etwas mehr Geduld und Freundlichkeit aufzunehmen als die Anzeige seines „Mohammed" im verwichenen Jahre. Hr. W. möge bedenken, daß er für seinen eigenen Ruhm sowohl als für unsere Belehrung besser sorgt, wenn er nicht zu früh und mit zu kurzer Hand nach dem Lorbeer greift. Sich selbst die Krone aufsetzen durfte wohl ein Napoleon; bescheidene Bücherschreiber und Grammatici müssen demüthig und geduldig warten, bis ihnen das Publicum ungebeten und unbelästigt die Kränze windet und Anerkennung zollt.

Fallmerayer.

*) Sieh „Stammtafel der rechtgläubigen, irrgläubigen und ungläubigen Sekten des Islams," a. a. O. S. 37.

**) Die Sekte der „Kaderije" stützt die Handlungen der Diener Gottes auf ihre eigene Macht (krudetlerine isnad eder) und läugnet die Macht des göttlichen Schöpfers.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

C. W. Goettling, Thusnelda, Arminius Gemalin und ihr Sohn, in gleichzeitigen Bildnissen nachgewiesen. Eine archäologisch-historische Abhandlung. Jena 1844.

Dr. J. Bader, Egeno der Bärtige, Graf von Urach. Nach den Quellen bearbeitet. Karlsruhe 1844.

Dr. W. Bergsträsser, Die k. sächsischen Strafanstalten mit Hinsicht auf die amerikanischen Pönitentiairsysteme. Leipz. 1844.

Dr. L. Fr. Heyd, Ulrich, Herzog zu Würtemberg. Ein Beytrag zur Geschichte des deutschen Reiches im Zeitalter der Reformation. Th. 3 und letzter. Tübing. 1844.

Dr. C. Gretschel, Geschichte des sächsischen Volkes und Staates. Bd. 1. 2. Leipz. 1844.

Gl. Spányik, Historia pragmatica regni Hungariae. Pestini 1828.

W. Richter, Wanderungen in Ungarn. Berl. 1844.

K. A. Müller, Fünf Bücher vom Böhmischen Kriege in den Jahren 1618—1621 nach handschriftlichen Quellen des k. sächsischen Hauptstaatsarchivs. Bd. 1. Dresden 1841.

Ungarn und seine Zollzwischenlinie. Prag 1844.

K. A. Schimmer, Maria Theresia. Leben und Wirken. Th. 1. 2. Wien 1845.

J. C. Wocel, Grundzüge der böhmischen Alterthumskunde. Prag 1845.

J. Vaisz, Betrachtungen über Ungarns Kredit- und Grundbesitz-Verhältnisse. Preßburg 1844.

C. A. Schimmer, Kaiser Joseph. Biographie. Wien 1845.

Verhandlungen der Gesellschaft des vaterländischen Museums in Böhmen in der 10—21 Generalversammlung. Prag 1832—1843.

Repertorium der wichtigsten Gesetze über das Schulwesen in den k. Preußischen Staaten seit den Jahren 1816 — incl. 1843. Breslau 1844.

B. Menadier, Die Cyriacusfeier zu Worken oder der Sieg über den Grafen von Geldern und seine Verbündeten. Emmerich 1844.

Thiede, Chronik von Stettin. Stettin 1843.

M. J. F. Müller, Historisch-topographische Beyträge zur Kenntniß des Saar-Thales von Sure bis Wasserbillich. Trier 1844.

C. G. Kries, Ueber die Einkommensteuer in Breslau. Historische Abhandlung. Breslau 1844.

Dr. Läncher, Geschichte der Gräflichen Häuser und der Grafschaften Wernigerode, Stolberg, Roßla, Hohenstein. Eisleben 1844.

B. G. Bayerle, Die katholischen Kirchen Düsseldorfs von ihrer Entstehung bis auf die neueste Zeit. Düsseldorf 1844.

K. F. Klöden, Diplomatische Geschichte des Markgrafen Waldemar von Brandenburg vom Jahre 1295—1323. Th. 1—4. Berlin 1844—45.

Generalbericht des k. Rheinischen Medizinal-Collegii über das Jahr 1841. Referent: Dr. J. Wegeler. Koblenz 1844.

A. Schlichthörle, Die Gewerbsbefugnisse in der k. Haupt- und Residenzstadt München. Th. 1. Erlang. 1844.

Dr. von Raiser, Fundgeschichte einer uralten Grabstätte bey Nordendorf. Augsb. 1844.

F. Beck, Das Leben und Wirken Albrechts V. des Großmüthigen, Herzogs von Bayern. München 1842.

F. X. Himmelstein, Reihenfolge der Bischöfe von Würzburg. Würz. 1843.

Zeuss, Die freye Reichsstadt Speier vor ihrer Zerstörung nach urkundlichen Quellen. Speier 1843.

Fr. Ch. Arnold, Praktische Erörterungen aus dem Rechtsgebiete. Heft. 1. Erlang. 1844.

Mittheilungen der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Basel. I. Die römischen Inschriften des Kantons Basel von Dr. K. L. Roth. Basel 1843.

K. Wegelin, Neue Beyträge zur Geschichte des Appenzellerkrieges vom Jahr 1405—1408. Die Stadt St. Gallen in ihrem politischen Leben und Treiben zu Anfang des 15. Jahrhunderts. St. Gallen 1844.

Die Schlacht bey St. Jacob in den Berichten der Zeitgenossen. Basel 1844.

R. Meyer, Die Walstätte vor dem ewigen Bunde von 1291 und ihr Verhältniß zum Hause Habsburg. Basel 1844.

Lud. Ettmüller, Die beyden ältesten deutschen Jahrbücher der Stadt Zürich. Zürich 1844.

J. Braumgartner, Ergebnisse auf dem Felde der Politik. Abth. 1. Schaffhausen 1844.

C. J. Lyon, History of St. Andrews, episcopal, monastic, academic and civil; comprising the principal part of the ecclesiastical history of Scotland. Vol. 1. 2. Edinb. 1843.

Diaries and correspondence of J. Harris, first Earl of Malmesbury; containing an account of his missions to the courts of Madrid, Frederik the Great, Catherine the second and the Hague, and his special missions to Berlin, Brunswick and the french republic. Vol. 1, 2. Lond. 1844.

R. Madden, The united Irishmen, their lives and times. Vol. 1—4. Lond. 1843—44.

J. J. A. Worsaac, Dänemarks Vorzeit durch Alterthümer und Grabhügel beleuchtet. Kopenhag. 1844.

J. Bremer, Kurzgefaßte Beschreibung und Geschichte von Schleswig-Holstein. Gekrönte Preisschrift. Oldenburg 1844.

J. Ch. Todsen, Beytrag zur Beurtheilung der jetzigen Zustände der Herzogthümer Schleswig und Holstein. Kiel 1844.

Dr. U. Brockdorff, Betrachtungen über den Sprachenstreit in der schleswigschen Ständeversammlung des Jahres 1842 und dessen Folgen. Hamb. 1844.

K. Samwer, Die Staatserbfolge der Herzogthümer Schleswig-Holstein und zugehöriger Lande. Ein staatsrechtlicher Versuch. Hamb. 1844.

A. F. Gfrörer, Gustav Adolph, König von Schweden und seine Zeit 2. umgearb. Aufl. Heft 1. 2. Stuttg. 1844.

Dr. W. Binder, Peter der Große, Alexjewitsch, und seine Zeit. Reutlingen 1844.

W. Müller, Rußland und seine Völker. Th. 1. Berl. 1844.

Dr. J. Dede, Der Handel des russischen Reiches. Mitau 1844.

Dr. F. Kruse, Erster Bericht über die Hauptresultate der im J. 1843 gestifteten Centralsammlung vaterländischer Alterthümer an der Universität zu Dorpat. Dorpat 1844.

N. A. de Salvandy, Histoire du roi Jean Sobieski et de la Pologne. Par. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Juny.

Nro. 116. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

ΓΑΛΗΝΟΥ ΕΙΣΑΓΩΓΗ ΔΙΑΛΕΚΤΙΚΗ εὑρεθεῖσα κατὰ τὴν κελεύσει τοῦ ὑπουργοῦ τῆς δημοσίου παιδείας ἀφορῦ Βιλλεμαίνους πρώτην ἐπιστημονικὴν καὶ φιλολογικὴν ἀποστολὴν τοῦ M. ΜΗΝΑ ὑφ' οὗ καὶ νῦν πρῶτον διορθωθεῖσα καὶ δημοσιευθεῖσα μετὰ προθεωρίας καὶ παρεκβολῶν. Ἐν Παρισίῳ παρὰ τοῖς αὐταδέλφοις Διδότου, ἀγυιᾷ Ἰακώβου, ἀριθ. νστ. α ω μ δ'.

Herrn Minas auf Athos gehobener Schatz, die cholliambischen Fabeln des Babrius, wurde von der philologischen Welt mit Freude in Empfang genommen, namentlich haben die Deutschen mit dem in solchen Dingen ihnen eigenen Eifer diese Erscheinung bewillkommt; in Paris haben Dübner und Fix wichtige Beyträge geliefert, die gelehrten Blätter Münchens, Göttingens, Berlins haben davon berichtet, Babrius ist fast zu einem stehenden Artikel in der philologischen Litteratur geworden. In der Zwischenzeit ist in Zürch ein verbesserter Abdruck des Textes von Orelli und Baiter mit Zusätzen von H. Sauppe erschienen, und eine vor kurzem ausgegebene neue Recension von C. Lachmann, zu welcher die vorzüglichsten Philologen, Gottfr. Hermann, Haupt, Meineke, Bekker, u. a. beysteuerten, hat durch die That bewiesen, was alles geleistet werden konnte, und wie zur Zeit diese Studien in Deutschland eifriger als in irgend einem andern Lande getrieben werden.

Der günstige Erfolg der ersten Sendung bewog Villemain, Herrn Minas sogleich mit einer zweyten zu demselben Zwecke zu beauftragen, eben so hatte er früher Le Bas nach Griechenland und Asien geschickt, um die Inschriften zu sammeln, und eine Summe von mehr als zweytausend neuen griechischen Inschriften ist das Ergebniß dieser litterarischen Reise, eben so beabsichtigte er die Herausgabe eines großen thesaurus inscriptionum latinarum, u. a. Unternehmungen, welche geeignet sind, dem Cultusminster einen gefeyerten Namen für die späte Zukunft zu sichern.

Hier bietet uns H. Minas, indem er die Herausgabe des Babrius und des Philostratus περὶ γυμναστικῆς dem Helleniſten Boissonade überließ, noch vor seiner zweyten Abreise eine neue Schrift des Galenus, eine Einleitung in die Logik. Die Handschrift, aus welcher er dieses Werk des gelehrten pergamenischen Arztes abgeschrieben hat, aus dem XI. Jahrhundert war in einem Keller (wo? ist nicht angegeben, wahrscheinlich in einem Kloster auf Athos) dem Untergange nahe, die Hälfte des einen Blattes abgerissen, vieles vermodert und schwer leserlich; man wird bey der Beschreibung S. λέ unwillkürlich an Poggio in St. Gallen erinnert. Der Codex enthält den Schluß einer unbekannten Abhandlung, dann folgt Γαληνοῦ εἰσαγωγὴ διαλεκτική, deren Text in weitem Drucke 59 Seiten beträgt, hierauf Γαληνοῦ πρὸς Γαῦρον περὶ τοῦ πῶς ἐμψυχοῦται τὰ ἔμβρυα. Ferner Γαληνοῦ περὶ ὀστῶν, περὶ κατασπασμάτων, περὶ λεπτυνούσης διαίτης καὶ παχυνούσης, bisher unbekannte Abhandlungen des Galenus; ob diese allein in der Handschrift enthalten, oder noch anderes Edirtes, ist in der ganz ungenauen Darstellung nicht gesagt. Aufgefordert, von Letronne, u. a., schrieb H. M.

Vorrede (92 Seiten) und Anmerkungen (46 S.) in altgriechischer Sprache.

In der προθεωρία gibt der Herausgeber gelegentlich Notizen und Excerpte von manchem was er aufgefunden hat, und dieses ist alles wichtig, wie was über die Schrift des Galenus περὶ τῶν εὐπορίστων (ξδ' — οζ') und im folgenden aus einem andern Codex mitgetheilt wird; λγ' wird bemerkt, daß er eine Handschrift des Origines gegen Celsus, nicht acht, sondern siebzehn Bücher im Auszuge enthaltend gefunden habe u. a. Was er als seine Ansichten ausspricht, konnte leicht mit besserem verlauscht werden, wie wenn es ihm z. B. gefallen hätte, alles Neue von Galenus getreu und vollständig wieder zu geben wie er es gefunden hatte; da aber H. M. als Grieche mit großer Naivität auf eine uns Deutschen ganz unerwartete Weise über alles urtheilt, so sind wir ihm für diese Belehrung selbst zu großem Danke verpflichtet. Er ist nämlich der Ueberzeugung, daß alle Kenntniß der Rhetorik und Philosophie längst untergegangen, oder vielmehr in den Süden Europas gar nie gedrungen sey; diese Wissenschaften könnten nicht aus den Büchern geschöpft und erlernt, sondern müßten durch das lebendige Wort traditionell fortgepflanzt werden; das sey aber nur bey den Griechen bis auf H. M. gewesen, daher von ihm und andern gebornen Griechen alle Belehrung in diesen Dingen zu beginnen habe. Darum sey der Empirismus eines Baco und Loke mit all seinem Verderben eingebrochen, die, weil sie selbst aller Philosophie bar gewesen, wie hier an Beyspielen nachgewiesen wird, auch gegen diese geeifert hätten. Doch lebe er der sichern Hoffnung, daß, nachdem Guizot, früher selbst öffentlicher Lehrer, an der Spitze der Verwaltung stehe und für besseren Unterricht die Bahn gebrochen habe, Villemain aber ihm nachzueifern strebe, in Frankreich, wo alle Wissenschaften so große Fortschritte machen, auch die Rhetorik der Alten aufleben und von da aus später zu den andern Völkern Europas gelangen werde; dann würden die von Loke getäuschten und verführten, nicht länger mehr Dialectik und Philosophie für unnütz und eitel halten. Darum sey das Buch des Galenus, weil außer Aristoteles sich keine logische Schriften mehr vorfänden, so wichtig und er habe sich dessen Herausgabe und Bearbeitung selbst unterzogen. Wie würde H. M. erst den deutschen Philosophen zurecht gewiesen haben, hätte er gewußt, daß derselbe über die Spitzfindigkeiten der syllogistischen Figuren des Aristoteles geschrieben? Was er unter Rhetorik und ihrer Behandlung verstehe, hatte er schon vor acht Jahren den Franzosen in den Anmerkungen zur Uebersetzung der Bücher des Aristoteles gepredigt, aber diese so gelehrig sie auch sind, haben bis jetzt noch wenig Lust gezeigt, um diesen Preis den Ruhm eines Demosthenes in der Beredtsamkeit davon zu tragen.

Doch lassen wir Herrn M. Aussprüche über Vergangenheit und Zukunft dieser Disciplinen und wenden uns zum Inhalte der neu aufgefundenen Schrift des Galenus.

Man erwarte nicht eine Einleitung in die Logik, wie etwa Porphyrius εἰσαγωγή zum Organon des Aristot. ist, es ist vielmehr ein kurzer Abriß der Logik selbst, in welchem alles unnütze übergangen ist p. 37. 39. 58. Nach einfacher Erläuterung der nothwendigen Vorbegriffe, welche auf dem ersten halb abgerissenen Blatte standen, wie bey Euclides Definitionen, Postulate, Axiome vorausgehen, werden die kategorischen Urtheile und Prämissen κατηγορικαὶ προτάσεις und deren Form bestimmt, dann p. 9 die hypothetischen Urtheile ὑποθετικαὶ προτάσεις, von welchen die disjunctiven, und dieses scheint uns besonders merkwürdig, nur als eine Species, nicht als ein anderes Genus betrachtet werden. Der Satz ἤτοι ἡμέρα ἐστὶν ἢ νὺξ ἐστίν war den alten Philosophen, wie uns Galenus versichert, und welchen er hier setzt, eine πρότασις ὑποθετικὴ κατὰ διαίρεσιν, erst die neuern, d. h. Chrysippus und seine Schule p. 13 nannten es ein διεζευγμένον ἀξίωμα· sie hätten mehr auf die äußere Form, als den innern Gehalt gesehen, ἐν οἷς μὲν ἔχειταί τις ἀκριβεία διδασκαλίας, ἀμελῶς χρώμενοι (nicht χρωμένοις) ταῖς ὀνόμασιν· ἐν οἷς δὲ οὐδὲν διαφέρον αἱ φωναὶ σημαίνουσιν, αὐτοὶ μόνοι αἱροῦντες (statt αἱροῦνται) ἴδια σημαινόμενα. S. 17 werden die fünf Formen der Sätze τρόποι aufgezählt, welche von Chrysippus ausgehen und wiederholt bey Sextus Empir. II, 157. VIII, 223, und bey Diog. VII, 79 voll-

ständig angegeben sind, so daß H. M. alle Fehler seines Textes leicht verbessern konnte, wenn er sich näher umgesehen hätte. *) Die Lehre von den Schlüssen wird p. 20 begonnen und die drey Figuren wie Aristoteles sie aufgestellt hatte, kurz angegeben, zuerst nach den kategorischen Prämissen, dann p. 39 nach den hypothetischen, zu welchen wie oben die disjunctiven Urtheile, hier die disjunctiven Schlüsse gezogen werden, doch nimmt Galenus p. 45—57 noch eine dritte Art von Schlüssen an, die relativen: ἔστι δὲ καὶ ἄλλο τρίτον εἶδος συλλογισμῶν οὓς ἐγὼ μὲν ὀνομάζω κατὰ τὸ πρός τι γινέσθαι, βιάζονται δ' αὐτοὺς οἱ περὶ Ἀριστοτέλην τοῖς κατηγορικοῖς συναριθμεῖν· zuletzt werden noch die συλλογισμοὶ κατὰ πρόσληψιν p. 57—9, welche zu den kategorischen gehören, erwähnt und damit ist das Büchlein als das nothwendigste enthaltend geschlossen. Er verweist auf eine größere Schrift περὶ τῆς ἀποδείξεως, p. 30. 37. 49. 50. 57, περὶ τοῦ τῶν συλλογισμῶν ἀριθμοῦ 50, seinen Commentar zu den Kategorien erwähnt er p. 36 ὁ δ' ἔτι ἐπαπορῶν . . ζητείτω τὰ παραλελειμμένα ὑπὸ Ἀριστοτέλους ἐν τῇ τῶν δέκα κατηγοριῶν, ὡς ἐπιδέδεικται κατὰ (?) τῶν εἰς ἐκεῖνο τὸ βιβλίον ὑπομνημάτων. Galenus erkennt in dieser Schrift alle von Aristoteles aufgestellten Kategorien an, was gar nicht mit David p. 49 übereinstimmt, wonach er nur fünf angenommen haben soll.

(Schluß folgt.)

*) Minas macht die Bemerkung, daß nur Nikephorus Blemmidas in seiner Logik unser Werk des Galenus benutzt habe; das Buch steht mir nicht zu Gebote, um darüber zu entscheiden und ob vielleicht daraus für die Constitution des Textes etwas zu gewinnen wäre. Da aber H. M. als Beyspiel auf die τρόποι verweist, so muß erinnert werden, daß diese eben so leicht aus Diogenes oder Sextus genommen werden konnten, ohne daß Nikephorus diese Logik des Galenus zu kennen brauchte.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Leop. Ranke, Die serbische Revolution. Aus serbischen Papieren und Mittheilungen. 2. umgearb. bis auf die neueste Zeit fortgesetzte Ausgabe. Berlin 1844.

Ad. Fadot, La verité sur les affaires de la Grèce. Par. 1844.

Geschichte der griechischen Revolution. Ein Beytrag zur Geschichte Griechenlands vom Jahre 1833 bis zum Jahre 1844. Leipz. 1845.

Jac. Gräberg di Hemsö, Speechio geografico e statistico dell'impero di Marocco. Genova 1834.

Ph. d'Ormieux von Streng, Tagebuch während des Feldzugs in Afghanistan 1838—39. Stralsund 1844.

C. Ritter, Ein Blick in das Nil-Quellland. Berlin 1844.

Lebens- und Kriegsbilder aus Asien. Bd. 1—8. Aachen 1844—45.

Ch. Crist. Rafn, Supplement to the antiquitates Americanae, edited under the auspices of the royal society of northern antiquities. Copenhagen 1841.

P. N. Hamont, L'Egypte sous Méhémet Ali. Vol. 1. 2. Par. 1843.

Sherman Day, Historical collections of the state of Pennsylvania. Philadelphia 1844.

Barchou de Penhoën, L'Inde sous la domination anglaise. T. 1. 2. Par. 1844.

Th. Lewis, Origines hebraeae: the antiquities of the hebrew republik. Vol. 1 — 4. Lond. 1724.

Dr. A. Tweften, Matthias Flacius Illyricus, eine Vorlesung. Mit autobiographischen Beylagen und einer Abhandlung über Melanchthon's Verhalten zum Interim von H. Rossel. Berl. 1844.

Vita di Dante Alighieri dettata da Melchior Missirini. Ed. 4. con aggiunte edite e inedite dell' autore e col ritratto di Dante. Mailand 1844.

M. Jomard, Discours sur la vie et les travaux du Baron de Gérando. Par. 1843.

— —, Notice biographique sur Venture de Paradis. Par. 1844.

A. Arrighi, Histoire de Paul Paoli ou la dernière guerre de l'indépendance (1755—1807). Vol. 1. 2. Par. 1843.

Biographische Skizzen verstorbener bremischer Aerzte und Naturforscher. Bremen 1844.

Ed. Laboulaye, Essai sur la vie et les doctrines de Fr. Ch. de Savigny. Par. 1842.

J. J. Herzog, Johannes Calvin. Eine biographische Skizze. Basel 1843.

K. G. Helbig, Christ. Ludw. Liscow. Ein Beytrag zur Literatur- und Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Dresd. 1844.

Will. Cobbett, Life of Andrew Jackson, President of the united states of America. New-York 1834.

Della vita e delle opere di Bartolommeo Gamba, Bassanese, narrazione letta nell' accademia de' concordi suddetta dal suo presidente Fr. Caffi. Venezia 1841.

G. P. von Bülow, Rückblicke auf mein Leben. Helmstädt 1844.

J. Barrow, The life, voyages and exploits of Admiral Sir Francis Drake. Lond. 1843.

R. Churton, The life of Alexandre Nowell, Dean of St. Paul's. Oxford 1809.

Th. Campbell, Life and times of Petrarch, with notices of Boccaccio and his contemporaries. Vol. 1. 2. Lond. 1843.

W. Shakspeare, a biography by Charles Knight. Lond. 1843.

Amand Saintes, Histoire de la vie et de la philosophie de Kant. Par. 1844.

Heinrich Pestalozzi, nach seinem Gemüth, Streben und Schicksale. Aarau 1844.

J. W. Robberds, A memoir of the life and writings of the late William Taylor of Norwich. Vol. 1. 2. Lond. 1843.

Biograpraphie universelle ou dictionnaire de tous les hommes qui se sont fait remarquer etc. T. 1—8. Bruxelles 1843.

C. Fr. Gauß, Untersuchungen über Gegenstände der höheren Geodäsie. Götting. 1844.

H. Grassmann, Die Wissenschaft der extensiven Größe oder die Ausdehnungslehre. Th. 1. Die lineale Ausdehnungslehre. Leipz. 1844.

Giov. Santini, Considerazioni intorno al calcolo degli oculari per i cannocchiali astronomici. Venezia 1842.

L. Merz, Die neueren Verbesserungen am Microscope nebst den sie begleitenden Aenderungen in der Dioptrik. München 1843.

Dr. C. R. A. Wittwer, Zur Theorie magnetischer Reflexionsapparate insbesondere des Gaußischen Magnetometers. Hamb. 1844.

Dr. A. Ringleb, Lehrbuch des Steinschnitts der Mauern, Bogen, Gewölbe und Treppen. Berlin 1844.

A. Quetelet, Sur l'emploi de la Boussole dans les mines. Bruxelles 1843.

Meridian Ephemeris of the sun and planets for the year 1836. Lond. 1835.

Fr. Zantedeschi, Le leggi del magnetismo nel filo congiuntivo percorso dalla corrente voltiana. Venezia 1843.

Gius. Zamboni, Sulla durata della tensione elettrica nelle pile secche. Milano 1842.

Fr. Zantedeschi, Relazione e storico-critica sperimentale sull' elettro-magnetismo. Venezia 1840.

El. Wartmann, Expériences sur la non-caloricité propre de l'électricité. Lausanne 1842.

— —, Prémier mémoire sur divers phénomènes d'induction. Genève 1843.

S. D. Poisson, Théorie mathématique de la chaleur. Par. 1837.

C. L. von Littrow, Verzeichniß geographischer Ortsbestimmungen. Leipz. 1844.

A. Ettingshausen, Anfangsgründe der Physik. Wien 1844.

Fr. Nasse, Die Isogenesis, ein Naturgesetz. Bonn 1844.

E. Rob. D'Hurcourt, De l'eclairage du gaz. Par. 1845.

H. Lloyd, On the determination of the intensity of the earth's magnetic force in absolute measure. Dublin 1843.

C. Holtzmann, Ueber die Wärme und Elasticität der Gase und Dämpfe. Mannheim 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. Juny.

Nro. 117. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

ΓΑΛΗΝΟΥ ΕΙΣΑΓΩΓΗ ΔΙΑΛΕΚΤΙΚΗ etc.

(Schluß.)

Fragt man nach dem Werthe dieser Abhandlung, so ist er kein absoluter; denn nichts von Bedeutung, was nicht anderswoher schon bekannt wäre, ist in ihr enthalten, sie ist aber gleichwohl den Philologen und Philosophen eine willkommene Gabe, da die geschichtliche Entwicklung der Logik bey den Alten so wenig erkannt ist. H. M. macht als Beweis der Aechtheit dieser Schrift besonders geltend, daß in ihr die vierte syllogistische Figur getroffen wird, die nach Angabe der Araber von Galenus ausgeht. Er heißt p. 20 ein Urtheil, wie ἅπαν καλὸν αἱρετόν ἐστιν, genüge nicht zu einem Schluße, es müsse noch etwas dazu, z. B. πᾶν αἱρετὸν ἀγαθόν ἐστιν, wodurch der Schluß entstehe ἅπαν καλὸν [αἱρετὸν] ἀγαθόν ἐστι. Ferner p. 38 οἰκειοτάταις [leg. οἰκειότατος] οὖν ἀποδείξεσιν ἐπιστημονικαῖς ὁ τοῦ πρώτου σχήματός ἐστι πρῶτος συλλογισμὸς ἓν διττῇ λέξει λεγόμενος ὑπὸ τῶν Ἑλλήνων, ἐνίοτε μὲν [ὡς] ἀρτίως εἴπομεν

ὁ ἄνθρωπος ζῷόν ἐστι,
τὸ ζῷον οὐσία ἐστί,
πᾶς ἄνθρωπος οὐσία ἐστίν.

ἐφεξῆς δὲ δεύτερος [μὲν] ἐν τῷ πρώτῳ σχήματι. H. M. muß dieses für Beyspiele der vierten Figur halten (!), worüber er in einem ausführlichen Artikel seiner Einleitung μν — νβ sich weitläufig ausspricht. Wirklich verdienstlich und werthvoll ist aber dort nur die Bemerkung, daß in einem von ihm aufgefundenen anonymen Commentare zur Analytik nach einigen Galenus in der That als Urheber erscheint, so daß dieses nun auch aus griechischer Quelle bezeugt ist, aber jene merkwürdige Notiz besagt zugleich, daß diese Figur einem Theophrastus und Eudemus (also wohl dem Aristoteles selbst?) nicht unbekannt gewesen und diese sie zur ersten gerechnet haben: παρὰ ταῦτα μὲν οὖν ἕτερον σχῆμα γενέσθαι συλλογιστικὸν ἀδύνατον ἔδοξε τῷ τε Ἀριστοτέλει καὶ τοῖς περὶ αὐτόν. ἀδύνατον γὰρ καὶ ἄλλην τινὰ σχέσιν παρὰ τὰς εἰρημένας ἐν τρισὶν ὅροις τὸν μέσον ὅρον πρὸς τοὺς δύο συντάχθῆναι τοὺς ἄκρους. Θεόφραστος δὲ καὶ Εὔδημος καί τινας ἑτέρας συζυγίας παρὰ τὰς ἐκτεθείσας τῷ Ἀριστοτέλει προστιθέασι τῷ πρώτῳ σχήματι, ἃς καὶ τέταρτον ἀποτελεῖν σχῆμα τῶν νεωτέρων φήθησάν τινες ὡς πρὸς πατέρα τὴν δόξαν (?) τὸν Γαληνὸν ἀναφέροντες: das dort gegebene Beyspiel besteht aus denselben Prämissen, welche Galenus oben angeführt hat:

πᾶς ἄνθρωπος ζῷόν,
πᾶν ζῷόν ἐστιν οὐσία,
τις ἄρα οὐσία ἐστὶν ἄνθρωπος.

Hier ist ein Schluß in der sogenannten vierten Figur, Galenus aber hat nur die beyden Prämissen der ersten Figur umgestellt. Mit weit mehr Recht also könnte man das Gegentheil schließen von dem was H. M. zu beweisen glaubte. Hat Galenus die vierte Figur erfunden und von den beyden ausgesondert, so muß er in seiner Schrift etwas darüber sagen, was nicht geschieht; folglich scheint nicht Galenus

der Verfasser zu seyn. Aber gewiß hat Galenus keine besondere Figur bilden wollen, wir verweisen über diesen Punct auf Trendelenburgs Logische Untersuchungen und dessen Anmerkungen zu den Elem. logic. Aristot. p. 95.

Der Text ist sehr corrumpirt und fast kein Satz ohne einige Fehler; namentlich sind viele Lücken dadurch entstanden, daß wie in logischen Schriften nicht anders seyn kann, dieselben Sätze oft in ähnlicher Form wiederkehren, und durch Gleichklang das dazwischen liegende ausgefallen ist. P. 5 werden kategorische Sätze nach den Kategorien sowohl positiv als negativ angegeben, und doch fehlt oft das positive, oft das negative Beyspiel, z. B. ὁ ἥλιος οὐκ ἔστι ποδιαῖος, wo der positive Satz ὁ ἥλιός ἐστι ποδιαῖος vorausgegangen, aber der Gleichheit der Worte wegen ausgefallen ist. H. M. hat den lückenhaften Anfang ziemlich wahrscheinlich ergänzt, sonst aber für die Herstellung des Textes, man darf gerade zu sagen, nichts geleistet; aus seiner Anordnung möchte man billig zweifeln, ob er auch nur die Sachen verstanden, und die Fehler bemerkt habe. Coraes hätte hier nichts oder wenig übrig gelassen, bey Hrn. M. treffen wir sogar Accentfehler, was bey einem Griechen unglaublich scheint, p. 19 der Peripatetiker Βοηθὸς heißt Βόηθος, 31 κλεψύδρων im Genitiv. P. 44 lesen wir Ἀλκιβιάδει im Dativ, p. 55 ταὐτὴν für τὴν αὐτὴν und dergl. Viele seiner Aenderungen sind unrichtig, p. 9 λέγειν δὲ εἶναι ἢ ὑπάρχειν οὐδὲν διαφέρει παρὰ τοῖς ἄλλοις ἐν ὃν ἅπασι, τοῖς τε νῦν καὶ τοῖς παλαιοῖς, ὥσπερ οὐδὲ τὸ ὑφεστηκέναι· παρὰ τοῖς νῦν γὰρ καὶ τοῦτο κατὰ τῆς αὐτῆς ἐννοίας λέγεται. Statt ἐν ὃν hat die Handschrift ἵνα, aber was sollen die Worte wie M. sie gegeben, aussagen? er hat nicht gesehen, daß geschrieben werden mußte παρὰ ταῖς Ἕλλησιν ἅπασι. Daß diese erwähnt werden, ist auffallend, kommt aber öfter vor, gleich nachher πολλάκις μέντοι καὶ τὴν ἔννοιαν νόησιν ὀνομάζουσιν οἱ Ἕλληνες, ebenso p. 12 32, 33, 52. Ob das öfter bey Galenus sich findet, weiß ich nicht, man könnte es selbst mit Schein gegen die Aechtheit der Schrift geltend machen. Aber so sorglos hat H. M. dieses Büchlein gelesen, daß selbst in der Figurenlehre augenfällige Irrthümer unbemerkt geblieben sind; so ist jetzt nach dem Texte p. 24 der Schlußsatz des ersten Modus der zweyten Figur allgemein bejahend, statt verneinend, ἀλλ' ἔχει καθόλου καταφατικὸν περαίνοντα, es muß natürlich ἀποφατικὸν heißen. Eben so steht auf der vorhergehenden Seite ἀποδεικτικοὶ statt ἀναποδεικτοῦ, und Zeile 5 von unten sind nach αἱρητικῆς die Worte καὶ ἐπὶ μέρους καταφατικῆς ausgefallen; ein ganzer Satz ist bald nachher p. 25, 14 nach κατηγορεῖται ausgefallen und aus p. 28 zu ergänzen: τινος τοῦ τρίτου τὸ πρῶτον, εἰλήφθω οὐ μὴ κατηγορεῖται. 26, 4 nach καταφατικῶν fehlen die Worte ἐπὶ μέρους καταφατικὸν (ἔχει συμπέρασμα), und so an gar vielen Stellen, welche sicher zu ergänzen bey einem dogmatischen Werke wie vorliegendes ist, wenn man anders einige Kenntniß der Sache besitzt, keine Schwierigkeit hat. Aber man erwarte nicht, daß auch da wo der erste Blick das richtige geben konnte, und mußte, dasselbe erkannt worden wäre z. B. p. 52, τὸν γὰρ ὄντα ἢ καὶ γεγονότα, ὡς ἔχει καὶ γίγονεν ἑρμηνευόντων, πάντες Ἕλληνες ἑρμηνεύειν φάσκουσιν, ὥσπερ γε καὶ ψεύδεσθαι τὸν τὰ μὴ ὄντα εἶναι λέγοντα καὶ τὰ ὄντα μὴ εἶναι. Mag auch ἢ καὶ und ἔχει statt καὶ und ἐστι dem die Concinnität weniger beachtenden Autor zur Last fallen, das unverständliche ἑρμηνευόντων wird jeder in ἑρμηνεύοντα von selbst ändern, eben so das nächste ἑρμηνεύειν welches falsch ist, mit ἀληθεύειν vertauschen. Darum darf sich niemand wundern, wenn er p. 55 von Platons Republik ἐν τῷ περὶ τῆς Δικασπόλου λόγῳ findet für δικαίας πόλεως, oder ἰδιοπραγίᾳ statt δικαιοπραγίᾳ, wenn kein Unterschied von ἀπόφασις und ἀπόφανσις, und ähnlichem, wenn überhaupt keine Syntax, keine Grammatik beachtet ist. H. Minas hat durch die Auffindung neuer Schätze natürlich bleibendere Verdienste um die alte griechische Litteratur anzusprechen, als etwa eine sorgfältige Reinigung dieser, und eine ins einzelne gehende Verarbeitung verleihen kann, und wir erklären uns diese Sorglosigkeit großentheils aus der Eile, mit welcher er sich zu seiner zweyten Reise vorbereitete; ist er in Auffindung neuer Schriften so glücklich, als er in der Behandlung dieses Galenischen Büchleins un-

glücklich gewesen ist, so haben wir vieles und vortreffliches zu erwarten, und dieses ist es was wir ihm von Herzen wünschen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Arsberättelse om technologiens framsteg till kongl. Vetenskaps-Academien afgifven den 31. Mars 1841, af G. E. Pasch. Stockolm 1843.

Dr. H. Wackenroder, Chemische Tabellen zur Analyse der unorganischen und organischen Verbindungen. Th. 1. 2. Jena 1843.

C. F. Schönbein, Ueber die Erzeugung des Ozons auf chemischem Wege. Basel 1844.

Dr. Fr. Köhler, Die Chemie in technischer Beziehung. 4. umgearb. Ausg. Berl. 1842.

Chr. Fr. Schönbein, Ueber die Häufigkeit der Berührungswirkungen auf dem Gebiete der Chemie. Basel 1843.

Dr. H. K. Geubel, Die physiologische Chemie der Pflanzen mit Rücksicht auf Agrikultur. Frankfurt 1845.

Ch. Morren, Notions élémentaires des sciences naturelles et physiques, applicables aux usages de la vie. Bruxelles 1843.

M. Martens, Recherches sur les causes de la mort naturelle. Bruxelles 1842.

J. A. Hein, Versuch zur Darlegung des gegenwärtigen Standes der Wissenschaft in Bezug auf die Lehre von der Urzeugung. Halle 1844.

Fr. Fieber, Entomologische Monographien. Leipz. 1844.

Ch. Waterton, Essays on natural history, chiefly ornithology. First Series. Lond. 1844.

M. Kessler, Osteologie des Vogelfüße. Leipz. 1843.

J. Gould, The Birds of Australia. Part 12—17. Lond. 1843—44.

Dr. C. H. Schultz, Die Entdeckung der wahren Pflanzennahrung. Mit Aussicht zu einer Agrikulturphysiologie. Berl. 1844.

Dr. Ed. Löschner, Das vegetabilische Leben und die chemische Affinität in ihren gegenseitigen Beziehungen dargestellt. Leipz. 1844.

Th. W. Engelmann, Genera plantarum oder die Pflanzen-Gattungen der in den russischen Ostseeprovinzen Esth-Liv- und Kurland wildwachsenden Pflanzen. Mitau 1844.

Alph. de Candolle, Anleitung zum Studium der Botanik. Neu bearb. von Dr. v. Bunge. 2. Aufl. Berl. 1844.

H. B. Fielding, Sertum plantarum or rare and undescribed plants. P. 1—3. Lond. 1844.

C. H. Schultz, Ueber die Tunicaten. Neustadt 1844.

Dr. C. Fr. Gärtner, Beyträge zur Kenntniß der Befruchtung der vollkommeneren Gewächse. Theil 1. Stuttg. 1844.

F. Parlatore, Sulle impronte de Vegetabili fossili di M. Mossi e di M. Bamboli nella Maremma Toscana. Firenze 1848.

Dr. C. E. Meinicke, Ueber den Gebirgsbau der Insel Java. Preußen 1844.

M. Martens, Note sur la passivité des métaux. Bruxelles 1842.

Dr. J. C. Hofer, Beyträge zur Charakteristik des Granits. Prag 1840.

Atti verbali della sezione di geologia, mineralogia e geografia. Padova 1843.

L. Agassiz, Monographie des poissons fossiles du vieux grès rouge ou système dévonien (old red sandstone) des îles britanniques et de Russie. Livr. 1. avec Atlas. Soleure 1844.

Dr. C. J. Römer, Das rheinische Uebergangsgebirge. Eine paläontologisch-geognostische Darstellung. Hannover 1844.

Dr. R. A. Philippi, Beyträge zur Kenntniß der Tertiärversteinerungen des nordwestlichen Deutschlands. Kassel 1843.

J. Morris, A catalogue of british fossils, with references to their geological distribution and to the localities in which they have been formed. Lond. 1843.

W. Haidinger, Handbuch der bestimmenden Mineralogie. Lief. 1. Wien 1845.

K. H. Rau, Geschichte des Pfluges. Heidelb. 1845.

Liebich, Die Reformation des Waldbaues im Interesse des Ackerbaues, der Industrie und des Handels. Th. 1. Prag 1844.

W. Hirschfeld, Die Ernährung und das Wachsthum der Pflanzen. Kiel 1844.

J. D. von Braunschweig, Rußlands Weinbau. Ein staatswirthschaftlicher Versuch. Riga 1844.

— —, Der Flachsbau Rußlands. Riga 1843.

C. J. A. Mathieu de Dombasle, Landwirthschafts-Kalender. Nach der 7. verm. Aufl. aus dem Franz. übers. von Dr. J. C. Medicus. Th. 1. 2. Karlsruhe 1844.

Rich. Glaff, Wie weit geht die Berechtigung und Verpflichtung des Staats in Beaufsichtigung der Benutzung und Bewirthschaftung der Privatholzgrundstücke. Preisschrift. Leipz. 1844.

J. Lud. von Uslar, Die Bodenvergiftung durch die Wurzel-Ausscheidungen der Pflanzen als vorzüglichster Grund für die Pflanzen-Wechsel-Wirthschaft. Altona 1844.

M. Ch. Combes, Traité de l'exploitation des mines. T. 1. 2. Avec Atlas. Par. 1844.

Dr. Al. Wehrle, Lehrbuch der Probier- und Hüttenkunde. Bd. 1. 2. Wien 1844.

Dr. C. J. B. Karsten, Ueber den Ursprung des Berg-Regals in Deutschland. Reimer 1844.

Die Handelsverhältnisse zwischen den Niederlanden und dem Zollverein, aus statistischen Quellen. Amsterd. 1844.

Dr. G. W. Albers, Die Wechselordnung der freyen Hansestadt Bremen. Bremen 1844.

M. Fouqué, Histoire raisonnée du commerce de Marseille, appliquée aux développements des prospérités modernes. Vol. 1. 2. Par. 1843.

M. Culloch, A dictionary practical, theoretical and historical of commerce and commercial navigation. Lond. 1844.

J. C. Prichard, The natural history of Man. Lond. 1843.

H. Winder, A critical and chronological history of the rise, progress, declension and revial of knowledge, chiefly religious. Vol. 1. 2. Lond. 1756.

W. Müller, Geschichte und System der altdeutschen Religion. Götting. 1844.

H. M. Kottinger, Die höheren Volksschulen nach ihrer Organisation und Lehrmethode nebst einer Sammlung der Gesetze über die höheren Volksschulen der Schweiz und statistischen Notizen über dieselben. Schaffhausen 1844.

Ed. Schmalz, Traité sur l'art de saisir par la vue les mots parlés. Par. 1844.

Henr. de Riancey, Histoire critique et législative de l'instruction publique et de la liberté de l'enseignement en France. T. 1. 2. Par. 1844.

H. Ritter, Ueber unsere Kenntniß der arabischen Philosophie und besonders über die Philosophie der orthodoxen arabischen Dogmatiker. Götting. 1844.

G. Justi, Der Unterschied der Persönlichkeit und der Subjectivität. Frankf. 1844.

Vinc. Gioberti, Lettres sur les doctrines philosophiques et politiques de M. de Lammennais. Bruxell. 1843.

W. Danzel, Ueber die Aesthetik der Hegel'schen Philosophie. Hamb. 1844.

Wilh. Bronn, Kalobiotik oder die Kunst schön zu leben. Wissenschaftlich aufgefaßt. Leipz. 1844.

Rich. Burthogge, An essay upon reason and the nature of spirits. Lond. 1694.

Dr. Bern. Jullien, Histoire de la poésie française à l'époque impériale. Vol. 1. 2. Par. 1844.

Fr. H. von der Hagen, Ueber die ältesten Darstellungen der Faustsage. Berl. 1844.

Flore und Blanceflor, altfranzösischer Roman nach der Uhlandischen Abschrift der Pariser Handschrift Nr. 6987 herausg. von Im. Bekker. Berl. 1844.

Dr. K. Simrock, Die Legende von den Heiligen drey Königen. Frankf. 1844.

Dr. C. Aug. Hornig, Glossarium zu den Gedichten Walthers von der Vogelweide. Nebst einem Reimverzeichniß. Quedlinb. 1844.

Ludw. Ettmüller, Deutsche Stammkönige nach Geschichte und Sage. Zürich 1844.

Reinhart der Fuchs, aus dem Mittelniederländischen zum ersten Mal ins Hochdeutsche übers. von Dr. A. F. H. Geyder. Breslau 1844.

H. Kurz, Handbuch der deutschen Prosa von G. Gottsched bis auf die neueste Zeit. Abth. 1. Gottsched bis Kant. Zürich 1845.

W. Jordan, Litthauische Volkslieder und Sagen. Berl. 1844.

M. Didron, Iconographie chrétienne. Histoire de Dieu. Par. 1843.

Brevi cenni di Gius. Cecchini Pacchierotti sullo stato attuale della arte belle in Italia ed oltr' Alpe mercè intorno la protesa influenza e fraternità de' pittori Tedeschi sulla scuola di Giotto. Padova 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juny.

Nro. 118. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Traité de Physique considerée dans ses rapports avec la Chimie et les sciences naturelles, par M. Becquerel, de l'Académie des sciences de l'institut, professeur — administrateur au Muséum d'histoire naturelle etc. T. I. 1842. T. II. 1844. Paris, librairie de Firmin Didot.

Die Nothwendigkeit einer innigen Verbindung der Physik mit der Chemie wurde schon in den ersten Decennien dieses Jahrhunderts von deutschen Physikern eingesehen; sie hoben zuerst die bis dahin bestehende Isolirung und strenge Abscheidung beyder Wissenschaften auf, aus deren Vereinigung und gegenseitiger Hülfeleistung für jede derselben fruchtbringender Vortheil erwachsen mußte, wie dieß schon in dem von Professor Buff in Gießen 1832 erschienenen Werke: „Grundzüge des chemischen Theils der Naturkunde“ klar dargestellt ist. Auch in Frankreich hat nunmehr dieser Gedanke Eingang gefunden; man ist aber nicht bey der Verbindung der beyden Doctrinen stehen geblieben, sondern hat es versucht, die Physik in allen ihren Berührungen zu den Naturwissenschaften überhaupt aufzufassen.

Bey der Errichtung des Muséum d'histoire naturelle im botanischen Garten zu Paris im Jahre 1793 wurde eine große Anzahl von Lehrstühlen mit Ausnahme eines Lehrstuhls der Physik creirt, dessen Errichtung unterblieb, weil diese Wissenschaft zu jener Zeit in Frankreich nur wenig gepflegt und ausgebildet war, d. h. auf eine weniger philosophische Art, wie dieß früher von Lavoisier, Laplace und Coulomb geschehen. Seit einigen Jahren ist diese Lücke ausgefüllt und Becquerel war der erste, welcher als Lehrer der Physik mit Anwendung auf Naturwissenschaften an diese Anstalt berufen wurde.

Da der Verf. es, seitdem ihm dieser Lehrstuhl übertragen worden, zu seinem beharrlichen und unermüdeten Studium gemacht hat, Chemie und Physik in die innigste Verbindung mit den Naturwissenschaften zu setzen, so fand er sich endlich veranlaßt, seine vieljährigen Beobachtungen und Erfahrungen in einem Werke von zwey Bänden zusammenzufassen. Der erste Band beginnt mit einer geschichtlichen Einleitung zur Physik.

Im ersten Kapitel der geschichtlichen Einleitung werden allgemeine Betrachtungen über die Leitung des Studiums der angewandten Physik dargestellt. Die Vorlesungen über Physik waren in den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts in Frankreich sehr elementarisch, sie haben sich aber durch die von Biot und Gay-Lussac eingeschlagene philosophische und sinnreiche Methode, ohne welche das Studium dieser Wissenschaft nicht ersprießlich seyn kann, sehr verändert und auf eine würdige Weise emporgeschwungen. Der große Luxus der Instrumente, deren man sich gewöhnlich bey den Demonstrationen bediente, kann auch wohl als ein Hinderniß betrachtet werden, daß die Physik nicht so populär und für Jedermann zugänglich wurde, wie dieß mit der Chemie der Fall war und noch ist, obgleich die wichtigsten Entdeckungen in der Physik ohne kostspielige Instrumente und fast ohne allen Aufwand gemacht worden sind. Um z. B. die Dichtigkeit eines

Körpers kennen zu lernen, bedurfte Archimedes weiter nichts, als den Körper abwechselnd in der Luft und im Wasser zu wägen, und das Gewicht in der Luft mit dem im Wasser zu vergleichen. Galilei entdeckte in seinem 18. Lebensjahre den Isochronismus der Schwingungen des Pendels, indem er die periodische und regelmäßige Bewegung einer am Gewölbe der Kirche von Pisa hängenden Lampe beobachtete. Volta stellte das wundervollste Instrument, welches die physikalischen und chemischen Kabinete besitzen, dadurch her, daß er Platten von Silber, Zink und feuchten Tuchstücken in Form einer Säule aufrichtete ꝛc.

Die Physik im Allgemeinen umfaßt Alles, was die äußern Eigenschaften der Körper betrifft, so wie das Studium der Naturphänomene und die Gesetze, nach welchen dieselben eingeleitet werden. Die unorganischen Körper sind den physischen Kräften und Affinitäten unterworfen, wozu sich bey den Vegetabilien die Lebenskraft und bey den Thieren die intellectuelle Kraft gesellt.

Zweytes Kapitel. Allgemeine Physik in ihren Berührungen mit andern Wissenschaften und mit der Civilisation bis zum 15. Jahrhundert. Zu keiner Zeit haben die materiellen Interessen größere Forderungen an die Wissenschaften gemacht, als jetzt; es scheint, daß jede mit Mühe und Arbeit errungene Thatsache keine andere Bestimmung zu erwarten habe, als den Künsten und der Industrie Dienste zu leisten. Die Wissenschaften haben im Einverständniß mit Moral, Literatur und Kunst zu den Fortschritten der Civilisation mächtig beygetragen. Obgleich die Aegypter einige Thatsachen aus der allgemeinen Physik kannten, so existirte diese Wissenschaft bey ihnen eigentlich doch nicht, denn sie waren nicht darauf bedacht, alle zerstreuten Kenntnisse zu sammeln und sie in einer methodischen Ordnung zusammenzustellen; sie hatten nur schwankende Begriffe oder vielmehr poetische und philosophische Ideen über die Ursachen der Erscheinungen. Bey den Griechen war es Thales, welcher einige Kenntnisse aus Aegypten nach Griechenland brachte. Er schrieb der Erde eine sphärische Gestalt zu und wußte, daß der Mond sein Licht von der Sonne empfängt. Nachdem er eine öffentliche Schule zu Milet errichtet, wo Geometrie und Astronomie gelehrt wurde, hatten die Philosophen zwischen der experimentalen Methode und der a priori zu wählen. Unglücklicherweise wurde die letztere meistens vorgezogen und sie herrschte Jahrtausende in der Wissenschaft, die Entwicklung der Civilisation bedeutend verzögernd. Pythagoras hingegen war mehr für die Richtung der experimentalen Methode und gab dadurch zu nicht unwichtigen Entdeckungen Veranlassung. Seine Anhänger verbreiteten die Ansicht, daß die Erde sich drehe und Pythagoras selbst machte interessante Versuche über die Vibration der Körper. Die Theorie der Atome wurde zuerst von Leucipp und Democrit bearbeitet. Nach ihnen trat Plato auf, dessen physikalische Arbeiten indessen nicht mit seinen großen philosophischen Leistungen zu vergleichen sind. Aehnliches muß von Aristoteles gesagt werden, welchem die Physik nur geringe Fortschritte zu verdanken hat. Jedoch rührt von ihm die Entwicklung der Meteorologie her und die Vereinigung des Studiums der Mathematik mit dem der Physik, eine Vereinigung, deren Nothwendigkeit er zuerst einsah. Von den Griechen sagt Davy mit Recht, daß sie instinktmäßig das Gefühl für alles Große, Schöne und Glänzende hatten, und wenn ihre Philosophen in Irrthümer verfielen, dieß nicht aus Mangel an Geist geschah, sondern nur weil sie durch Zufall von der richtigen Bahn abwichen. Obgleich Archimedes einer der ersten Mathematiker und Mechaniker des Alterthums war, so kann man doch im Allgemeinen behaupten, daß die Physik als Wissenschaft bey den Griechen keinen Boden gefunden und dieß läßt sich auch von den Römern sagen, die mehr mit Eroberungen, als mit wissenschaftlichen Forschungen beschäftigt waren. Erst nach der Eroberung von Syrakus fiengen die Römer an, Geschmack an den Künsten zu bekommen, nachdem nämlich Marcellus die Statuen und Vasen von Syrakus nach Rom zur Ausschmückung der Tempel hatte bringen lassen. Nach einer Angabe Cicero's wurde die Geometrie nur wenig in Rom getrieben und die Astronomie, welche mit Magie verbunden war, beschränkte sich darauf, die Finsternisse im Voraus anzukündigen. Lucretius in seinem Werke „De natura rerum" giebt einige Notizen über mehrere Gegenstände der Physik und beschreibt unter andern mit großer Genauigkeit die Wirkungen des Donners.

In dem Werke Senecas kommen Betrachtungen über das prismatische Farbenbild und über die Abnahme der Wärme in den höhern Regionen der Atmosphäre vor. Plinius giebt einige Andeutungen über die Entwicklung der Electricität durch Reiben, Plutarch, Appius, Vossius und andere sprechen von electrischen Fischen. Die Astronomie wurde gänzlich von der Astrologie verdrängt und selbst einige Kaiser nahmen an den Irrthümern der Astrologen thätigen Antheil.

Von den Arabern wurden wohl verschiedene Entdeckungen in der Chemie gemacht, aber die Physik hatte sich nur eines geringen Zuwachses von Fortschritten bey ihnen zu erfreuen.

Das 15. und 16. Jahrhundert waren reich an Entdeckungen in der Physik. Die Astronomie befreyte sich jetzt von den Fesseln der Aristotelischen Doctrinen; Copernicus, das System des Pythagoras wieder aufnehmend, bestätigte dessen Ansicht, daß die Erde sich drehe, Tycho-Brahe studirte den Lauf der Planeten und Kometen, Galilei wendete das Teleskop an, entdeckte das Gesetz der Schwere und entwarf die Grundlagen zur Experimentalphysik; Franz Baco endlich stellte alle bis dahin erworbenen Kenntnisse zusammen und bezeichnete den künftigen Generationen die zu betretende Bahn, um zu neuen Wahrheiten zu gelangen.

Drittes Kapitel. Fortschritte der allgemeinen Physik seit dem 16. Jahrhundert bis Newton. — Der in Frankreich weit verbreitete und tief eingewurzelte Peripathetismus wurde von Gassendi, welcher am Ende des 16. Jahrhunderts lebte, so viel als möglich durch Zweifel und Paradoxen bekämpft; es ist nur zu bedauern, daß dieser am Collège de France lehrende Philosoph sich nicht mit Experimenten abgab. Jedoch muß man es ihm Dank wissen, daß er die bisher betretene Bahn als unrichtig bezeichnete und dagegen den Ansichten eines Copernicus, Galilei, Kepler, deren Einwirkung auf die Entwickelung der Wissenschaften und die Schicksale der Welt überhaupt eine so mächtige wurde, kräftig Eingang verschaffte. Copernicus 1473 zu Thorn geboren hatte sich lange mit dem Studium des Plutarch und Pythagoras beschäftigt und stellte endlich sein neues Weltsystem auf. Die scandalöse Aufnahme, welche diesem Werke zu Theil wurde, erlebte er nicht mehr. Im Jahre 1515 verurtheilte die Inquisition das Copernicanische System als falsch und ketzerisch. Geleitet durch Archimedische Grundsätze erhob sich Galilei für das angefeindete neue System und machte bald darauf die Erfindung der hydrostatischen Waage. Vermittelst des von ihm erfundenen Teleskopes entdeckte er die Sonnenflecken und die Berge im Monde. Durch so wichtige, seinem wenig aufgeklärten Zeitalter weit vorgreifende Entdeckungen zog er indessen bald die Verfolgung der Geistlichkeit auf sich. Er wurde nach Rom berufen, um sich gegen die Beschuldigung, das Copernicanische System unterstützt zu haben, zu vertheidigen und ihm wurde untersagt, seine Meinung über die Bewegung der Erde öffentlich zu äußern. Endlich in seinem 69. Jahre wurde er zu lebenslänglicher Gefängnißstrafe in Florenz verurtheilt und angehalten, während 3 Jahren wöchentlich einmal die 7 Bußpsalmen herzusagen. Er starb, nachdem er in einem Alter von 74 Jahren seine Tafeln über die Jupiterstrabanten vollendet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Selbstständigkeit und Abhängigkeit des sympathischen Nervensystems durch anatomische Beobachtugen bewiesen von A. Kölliker. Zürich, im Verlage von Meyer und Zeller 1845. S. 40. 4.

In dieser als akademisches Programm erschienenen Schrift nimmt der in der Phhsiologie bereits rühmlichst bekannte Autor eine Streitfeage auf, welche schon oft und vielfach der Gegenstand interessanter gelehrter Forschungen gewesen ist. Beleuchtung nicht bloß der anatomischen Verhältnisse des sympathischen Nerven, sondern auch der Stellung desselben im gesammten Nervensysteme und der ihm eigenthümlichen Functionen ist die Aufgabe, welche sich der Verf. hiebey gestellt hat: und sind auch seine mit scharfsinniger Kritik und genauer Sorgfalt hierüber angestellten Untersuchungen und Forschungen nicht im Stande, den ganzen so dunkeln Gegenstand aufzuhellen, so sind dadurch doch gewiß mehrere wichtige Fragen

zur Entscheidung gebracht und zwar auf eine Weise, welche weder blindes Verfolgen vorgefaßter Meinungen, noch hartnäckige persönliche Controverse, sondern nur aufrichtiges Interesse für die gute Sache der Wissenschaft hinreichend erkennen läßt.

Betrachten wir zuerst den größern Theil vorliegender Schrift, welcher die anatomischen Verhältnisse des sympathischen Nervensystemes behandelt und zunächst als eine Kritik der von Remak, Valentin, Bidder und Volkmann auf diesem Gebiete gelieferten Arbeiten angesehen werden muß, welche Kritik bescheiden geführt und auf zahlreiche eigene mit mühevoller Sorgfalt angestellte Untersuchungen gestützt ist; so finden wir darin als entschieden ausgemacht, daß der sympathische Nerve anatomisch betrachtet zwar sehr verschiedenartige Elemente (Bindegewebe, Remak'sche Fasern, Nervenfasern und Ganglienkugeln) enthalte, allein durchaus keine eigenthümlichen, welche ihn als einen durch seinen histologischen Charakter von andern spezifisch verschiedenen Nerven zu betrachten gestatteten. Aber nicht bloß keine besondern ihm allein angehörigen Elemente besitzt derselbe, sondern auch seine Zusammensetzung, ja selbst die Mannigfaltigkeit seiner elementaren Mischung sind nicht im Stande, ihm eine Eigenthümlichkeit zu verschaffen, wodurch man ihn von andern Nerven unterscheiden könnte. Nur so viel muß Verf. anerkennen, daß bey ihm diese Mischung unter allen Nerven am stärksten hervortritt und ihren höchsten Grad erreicht — und hierin, so wie in der unbestreitbaren Thatsache, daß die Fasern der Rückenmarks- und Gehirn-Nerven vorwiegend aus Rückenmark und Gehirn, die des sympathischen Nerven vorwiegend aus Ganglien (G. sympathica et spinalia) abstammen, ist der Unterschied und anatomische Charakter der beyden Nervensysteme zu suchen.

Diesen Grundsätzen entspricht natürlich das Votum, welches Verf. über die Stellung des sympathischen Nervensystems abgiebt, und weder die Ansicht der Aelteren und Valentin's, welche den symp. Nerven für einen einfachen Cerebrospinal-Nerven halten, noch die Meinung Richat's, Reil's und neuerer Zeit Bidder-Volkmann's theilend, welche seine Selbstständigkeit proclamiren — geht Verf. weit besser den leichteren Mittelweg und glaubt, daß der symp. Nerve zum Theil selbstständig, zum Theil von anderen Organen des Nervensystems abhängig sey. Selbstständig nämlich ist derselbe durch seine Ganglien und die in denselben von einem Theil der Ganglienkugeln entspringenden feinen Nervenfasern, welche letztere Verf. als unzweifelhaftes Ergebniß seiner langen und nicht mühelosen auf den Gegenstand speciell gerichteten Forschungen hinstellt: unselbstständig aber auf der einen Seite durch die feinen Fasern, welche die Ganglien der Rückenmarks- und Gehirn-Nerven ihm zusenden, auf der andern Seite durch die von Rückenmark und Gehirn zu ihm gehenden feinen und groben Nervenfasern — Thatsachen, welche durch zahlreiche und zuverläßige Untersuchungen von Bidder-Volkmann, Helmholtz, Fr. Will und ganz besonders von dem als genauen Forscher bekannten Hannover so wie vom Verf. selbst unumstößlich gemacht worden sind.

Schließlich versucht es der Verf., Aufklärung zu geben über die Verrichtungen des sympathischen Nervensystemes und nachdem er zu diesem Zwecke auf eine eben nicht sehr stichhaltige Weise die Ansichten in Abrede gestellt, daß der sympathische Nerve der Ernährung vorstehe, daß er Sitz der Leidenschaften und des thierischen Magnetismus sey: bemüht er sich nachzuweisen, daß genannter Nerve nur die unbewußten Sensationen in dem größten Theile der Eingeweide und die unwillkührlichen Bewegungen derselben vermittele, und dadurch wohl allerdings auf die negativen Vorgänge einwirke, nicht aber denselben wirklich vorstehe. Dabey betrachtet er die Ganglien desselben als Central-Organe, als Sitz und Quelle von einfachen und reflectirten Bewegungen und die von ihnen ausgehenden Nerven als sensible und motorische, als Gründe, die ihn bewegen, den Ganglien eine solche Rolle zuzutheilen, einerseits die Analogie anführend (z. B. die von Volkmann entdeckten motorischen Centra für die Lymphherzen der Frösche), anderseits darauf bezügliche Untersuchungen und beweisende Thatsachen, wie dieselben namentlich von Bidder durch Volkmann in Müllers Archiv 1844 mitgetheilt worden sind. Aus beyden geht nun auch die unbestrittene Thatsache hervor: 1) daß der sympathische Nerve in sich das Princip eines bedeutenden Theiles seiner Thätigkeit besitzt, und 2) daß dasselbe nicht in seinen Nervenfasern, die sich einfach als motorische und sensible Fasern wie andere ergaben, sondern in seiner freyen Substanz, in seinen Ganglien liegt.

Dieses sind in kurzen Umrissen die neuen und wichtigen Resultate, welche des Verf. Fleiß und Scharfsinn erzielt haben; möchte seine, wenn gleich nur kurze doch in vielen Punkten höchst schätzenswerthe Arbeit Aufforderung für Viele werden, ähnlichen Forschungen sich zu widmen, damit die Menge bis jetzt noch unsicherer und hypothetischer Lehrsätze, sowohl in Anatomie als Physiologie des Nervensystems, entweder alsbald ihre Bestätigung oder auch ihre Verwerfung erführen!

A. M.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Juny.

Nro. 119. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Traité de Physique considerée dans ses rapports avec la Chimie et les sciences naturelles, par M. Becquerel.

(Fortsetzung.)

Kepler lebte zu der nämlichen Zeit als Galilei und ist ebenfalls der Entdecker wichtiger Gesetze. Er fand, daß die Intensität des Lichtes im Quadrate der Entfernung abnimmt, d. h. daß die Erleuchtung dem Quadrate der Entfernung von dem leuchtenden Punkte umgekehrt proportional ist.

Descartes, geboren 1756, fieng an, die Algebra auf die Geometrie anzuwenden; er ist zugleich als der Gründer der analytischen Mechanik zu betrachten. Durch seine Entdeckungen, welche als Basis zur Dioptrik dienten, wurde Newton und Bernouilli die zu betretende Bahn angewiesen.

Huyghens, geboren im Haag 1629, beschäftigte sich mit der Construction großer Gläser, entdeckte mit einem von ihm verfertigten Objectiv einen der Trabanten des Saturns und untersuchte das System dieses Planeten. Auch gab er in seinem Traité de la lumiére die mathematische Theorie der doppelten Refraction des Bergkrystalls.

Wenn nun Huyghens nebst Descartes und Galilei mit vollem Rechte als die Gründer der Physik betrachtet werden können, so gebührt doch Newton der Ruhm, alle damals bekannten Thatsachen systematisch geordnet und außerdem die Physik mit den bewundernswürdigsten Entdeckungen bereichert zu haben. Dieser große Mann wurde 1642, im Todesjahre Galilei's, geboren. Er entdeckte die Abnahme der Attraction der Sonne und Erde im Quadrate der Entfernung, eine Thatsache, welche er auf die Schnelligkeit der Bewegung des Mondes anwendete, worauf eine seiner wichtigsten Entdeckungen, die der Zusammensetzung des Lichtes, folgte. Schon in seinem 24. Lebensjahre wurden die vorzüglichsten Theile der Physik Gegenstand seiner Forschungen und jede derselben zeugt von seiner Genialität. Man erkennt leicht die großen Schwierigkeiten, welche Newton zu bekämpfen hatte, um seine neuen Ansichten über das Licht geltend zu machen. Ermüdet von den vielen gegen seine Theorie gerichteten Einwendungen schrieb er an Leibnitz, daß er entschlossen sey, sich nicht mehr der Oeffentlichkeit auszusetzen und klagt sich der Unvorsichtigkeit an, für einen eitlen Schein seine Ruhe aufgeopfert zu haben.

Viertes Kapitel. Geschichte der Electricität. Bis zum Anfang des 17. Jahrhunderts war von der Electricität fast nichts bekannt, als die anziehende Kraft des geriebenen Bernsteins, so wie einiger anderer Substanzen und verschiedene dabey vorkommende Lichterscheinungen, denen man aber noch nicht einen electrischen Ursprung zuschrieb. Otto Gerike, der Erfinder der Luftpumpe, construirte 1670 die erste Electrisirmaschine aus einer Kugel von Schwefel, an welcher durch Reiben eine Lichterscheinung wahrgenommen wurde. Newton fand, daß die electrische Anziehung auch durch Glas statt finde und vermuthete, daß das Hervorbringen der Electricität das Resultat eines ätherischen Principes sey, welches durch die Vibration der Theilchen im ge-

riebenen Körper entstehe. Grey zeigte 1727, daß die Electricität von den Metallen auf große Entfernungen geleitet werde, daß hingegen Glas und Harze derselben nur einen sehr unvollkommenen Durchgang gestatten. Dieser Theil der Physik erhielt 1733 einen sehr großen Impuls durch Dufay; er zeigte, daß zwey electrische Principe existiren, deren Vereinigung das natürliche Fluidum bildet. Die eine dieser Electricitäten bezeichnete er mit dem Namen Glaselectricität, die andere nannte er Harzelectricität und fand, daß die Electricitäten der nämlichen Art sich abstossen, die beyden entgegengesetzten sich aber anziehen. Die Electrisirmaschinen erhielten nun bald große Verbesserungen, indem die Schwefelcylinder durch Glaskugeln und reibende Kissen ersetzt wurden. Cuneus von Leyden oder Muschenbroch (man weiß nicht genau welcher von beyden) entdeckte die Leydener Flasche, deren Wirkung allgemeines Erstaunen erregte. Schon zu jener Zeit erkannte man die Aehnlichkeit zwischen der electrischen Commotion und dem Blitz, da beyde im Stande sind, Thiere zu tödten, Pflanzen zu zerstören, Körper zu zerschmettern, Harze und Weingeist zu entzünden ꝛc. Franklin in Amerika und Dalibart in Frankreich bestätigten im Sommer 1752 durch directe Versuche diese Analogie zwischen electrischer Entladung und Blitz, und ersterer entdeckte außerdem die Anziehung der Electricität durch Metallspitzen, worauf er die Errichtung von Gewitterableitern gründete. Wilke, Depinus und Lemonnier trugen viel zur Ausbildung dieser Lehre bey, besonders letzterer durch seine Beobachtung, daß in der Luft auch ohne Gewitter fast immer positive Electricität vorhanden sey; von den beyden ersteren wurde das Freywerden der Electricität durch Wärme im Turmalin nachgewiesen.

Im Jahre 1764 beginnen die Untersuchungen über den Einfluß der Electricität als chemische Kraft. Franklin beobachtete, daß das Eisen durch electrische Entladungen glühend wurde. Beccaria wendete die electrischen Entladungen zur Schmelzung von Glas und Borax an, Metalloxyde zu reduciren und das Schwefelquecksilber zu zersetzen; auch wurde das Wasser durch den electrischen Funken zersetzt, nur hatte man unterlassen, die Natur der sich dabey entwickelnden Gasarten näher zu untersuchen. Volta hatte 1797 den glücklichen Gedanken, ein Gemeng von Sauerstoffgas und Wasserstoffgas in einem verschlossenen Cylinder (seinem Eudiometer) durch den electrischen Funken anzuzünden. Coulomb entdeckte zu derselben Zeit vermittelst seiner Drehwaage die Gesetze der electrischen Repulsionen und Attractionen.

Durch so viele neue Thatsachen wurde die Bedeutung des electrischen Fluidums in der Natur bezeichnet, obgleich dessen Wichtigkeit wegen der mannichfachen Täuschungen, wozu es Veranlassung gab und in unsern Tagen noch giebt, sehr übertrieben wurde. Die physiologischen Wirkungen des electrischen Fluidums hatten bisher die Aufmerksamkeit der Physiker nur wenig auf sich gezogen, bis Galvani 1790 durch einen glücklichen Zufall zu der folgenreichen Entdeckung gelangte, daß an einem eben getödteten Frosch krampfhafte Zusammenziehungen geschahen, wenn dessen Schenkelmuskeln mit einem metallischen Beschlag umgeben und die Lumbalnerven mit einem andern Metall in Berührung gebracht werden. Diese Erscheinung schrieb Galvani der Existenz einer den Thieren eigenthümlichen Electricität zu, welche vermittelst des metallischen Bogens aus den Muskeln zu den Nerven übergehe. Volta theilte diese Ansicht nicht, sondern glaubte, daß die Electricität durch Berührung der beyden Metalle vermittelst der in den Muskeln und Nerven enthaltenen Feuchtigkeit entwickelt werde. Bald darauf entdeckte Volta die seinen Namen führende Säule, den bewundernswürdigsten Apparat vielleicht, welcher je hervorgebracht worden ist. Durch die Versuche von Nichelson, Carlisle, vorzüglich aber durch die Arbeiten von Berzelius wurde bald dargethan, daß bey Anwendung der Voltaischen Säule der Sauerstoff und die Säuren zum positiven Pol, Wasserstoff hingegen und die Basen zu dem negativen Pol geleitet werden. Als Volta 1801 nach Paris kam, um der Akademie der Wissenschaften die Theorie seiner neuen Säule vorzulegen, machte Napoleon, damals erster Consul, welcher der Versammlung beywohnte, den Antrag, dem Entdecker der Säule eine goldene Medaille zu verleihen, was auch genehmigt wurde. Davy ließ hierauf 1806 eine große Voltaische Säule von mehreren hundert Plattenpaaren auf Kali und Natron einwirken, wodurch die Zer-

setzung dieser beyden Substanzen bewirkt wurde, indem nämlich am negativen Pol kleine metallische Kügelchen, das Kalium und Natrium zum Vorschein kamen.

Nach dieser wichtigen Entdeckung entstand in der Fortbildung der Kenntniß des electrischen Agens gewissermassen ein Stillstand, bis 1820 Oerstedt beobachtete, daß eine Magnetnadel in die Nähe eines die Pole der Voltaischen Säule vereinigenden Platindrahtes gebracht, in eigenthümliche Schwingungen gerathe; mit diesem Versuche war die Entdeckung des Electromagnatismus gemacht. Wir unterlassen die specielle Aufführung der zahlreichen hierauf angestellten Versuche, um Oerstedt's Entdeckung zu bestätigen und näher zu beleuchten. Den vorzüglichsten Antheil an der Erforschung des Electromagnetismus haben Ampére, Arago, Schweigger, Poggendorf, Mayer, de la Rive, Biot, Savary ꝛc. Die thermoelectrischen Erscheinungen wurden 1822 von Seebeck wahrgenommen. Bald nachdem Oerstedt gezeigt hatte, daß durch Electricität magnetische Erscheinungen hervorgerufen werden können, entdeckte Faraday (1831) die Magneto-Electricität, indem nämlich umgekehrt durch das Freywerden des Magnetismus eine electrische Strömung entsteht. Diese Erzeugung der Electricität nannte Faraday auch Electricität durch Induction.

Der Verf. wendet sich nun zu den praktischen Anwendungen der Electricität, unter welchen die electrochemische Behandlung der silber-, kupfer- und bleyhaltigen Erze, die Galvanoplastik, die Vergoldung und die Telegraphie abgehandelt werden. Was die erste Art der Anwendung betrifft, so behauptet der Verf. Vorrichtungen getroffen zu haben, mittelst welcher leicht 1000 Kilogramme Silbererz reducirt werden können. Diese Erfindung, welche indessen in ihrer Ausführung noch mit nicht unbedeutenden Schwierigkeiten verknüpft zu seyn scheint, verdient jedenfalls die größte Berücksichtigung. Die Galvanoplastik ist nichts anderes, als aufgelöste Metalle durch die Electricität als unauflöslich abzuscheiden. Offenbar ist Jakobi der erste, welcher diese Anwendung der Electricität ins Leben eingeführt hat, wie dieß aus einem Schreiben an Faraday hervorgeht zu einer Zeit, da noch nichts über diesen Gegenstand veröffentlicht war. Die erste Idee der galvanischen Vergoldung ging von de la Rive aus, dieselbe wurde aber von Elkington und Ruolz, die alkalische doppelt cyanhaltige Goldauflösungen anwendeten, erst in die Praxis eingeführt. Die Telegraphie endlich hat bis jetzt noch nicht die gewünschte technische Anwendung gefunden. Wheatstone hatte die ersten Versuche angestellt, Worte und Sätze auf Entfernungen von etwa 20 Meilen auf diese Art mitzutheilen; nach ihm beschäftigten sich Gauß und Weber mit der Telegraphie, welche aber, da die Leitung vermittelst der Eisenbahnschienen mißglückte, fast noch keine Anwendung gefunden hat.

Fünftes Kapitel. Magnetismus. Wenn ein gewundener mit Seide umgebener Metalldraht dem electrischen Strome ausgesetzt wird, so erlangt er die Eigenschaft des natürlichen Magnetes, Eisen auf nähere Entfernung anzuziehen. Eine Stange gehärteten Stahles ist fähig durch Reiben mit einem der Pole eines natürlichen Magnetes magnetisch zu werden. Knight, Duhamel, Mitchell und Oepinus verbesserten die angegebene Methode des Magnetisirens, indem sie zeigten, daß durch Reiben mit schon magnetischen Stahlstangen derselbe Zweck ebenfalls erreicht werden könne. Die Beobachtungen über Erdmagnetismus haben in unsern Tagen durch Gauß, Hansteen und Kupfer große Fortschritte gemacht. Die Abweichungen, Inclinationen ꝛc. der Magnetnadel werden jetzt nach dem Wunsche von Humboldt in allen Ländern mit großer Sorgfalt beobachtet, und wir sind zu der Hoffnung berechtigt, auf diesem Wege dereinst mehr Aufklärung über die Ursachen dieser Veränderungen zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Pacchierotti, Qualche oggetto artistico ed archeologico in casa Pacchierotti. Padova 1842.

E. O. Fromberg, Handbuch der Glasmalerei. Quedlinb. 1844.

M. Luigi Montecuccoli, Storia della pittura in Ispagna dal suo risorgimento fino ai giorni nostri. Modena 1841.

Dr. List, Die Theorie vom Fabrikstaate und ihre geschichtlichen und statistischen Stützen. Berlin 1844.

Bibliothek politischer Reden aus dem 18. und 19. Jahrhundert. Bd. 1—5. Berlin 1844.

A. C. P. Callisen, Medicinisches Schriftsteller-Lexikon. Bd. 33 und letzter. Altona 1845.

Encyklopädie der medizinischen Wissenschaften. Methodisch bearbeitet von einem Vereine von Aerzten unter der Redaktion des Dr. A. Moser. Abth. 1. Anatomie. Leipz. 1844.

Dr. J. B. Wilbrand, Ueber das Leben und seine Erscheinung. Mainz 1844.

Dr. G. Münter, Geschichtlicher Aufschluß einer wichtigen anatomisch-physiologischen Entdeckung, welche wesentlichen Einfluß hat auf die Physiologie des Menschen. Halle 1844.

Dr. G. Ed. Hirschfeld, Umrisse der Phrenologie. Bremen 1844.

Dr. E. Grube, Ueber die Bildung des thierischen Körpers aus dem Ey. Königsb. 1844.

Dr. J. W. Arnold, Ueber die Verrichtung der Wurzeln der Rückenmarksnerven. Heidelb. 1844.

Dr. O. Kohlrausch, Physiologie und Chemie in ihrer gegenseitigen Stellung beleuchtet durch eine Kritik von Liebigs Thierchemie. Götting. 1844.

Dr. G. Zimmermann, Zur Analysis und Synthesis der pseudoplastischen Prozesse. Berl. 1844.

Dr. A. Mühry, Ueber die historische Unwandelbarkeit der Natur und der Krankheiten. Hannover 1844.

J. Hastings, Die Lungenschwindsucht mit Erfolg geheilt durch Naphtha. A. d. Engl. übers. von Dr. J. H. Hansen. Hamb. 1844.

J. M. Boudin, Versuch einer medizinischen Geographie. Deutsch von Dr. A. Drey. Erlang. 1844.

G. Andral, Medizinische Klinik. Bd. 3. Krankheiten der Brust. Th. 1. Quedlinburg 1844.

Dr. Ch. Fr. Heusinger, Recherches de pathologie comparée. Cah. 1. Cassel 1844.

Fr. A. Ott, Armamentarium chirurgicum selectum. Monach. 1845.

J. Fr. X. Schoeman, Commentatio de lithotomia Celsiana critico-chirurgica. Jenae 1841.

Dr. W. F. Hahn, Die äußerlichen Heilmittel. Stuttg. 1842.

Dr. Jg. Rud. Bischoff, Ueber Vergiftungen. Wien 1844.

Dr. C. A. Wild, Die Pharmacie als Wissenschaft. Frankf. 1844.

G. J. Popp, Beschreibungen mehrerer Irrenanstalten Deutschlands, Belgiens, Englands, Schottlands und Frankreichs. Erlang. 1844.

Dr. J. Müller, Das Apothekerwesen in den k. k. österreichischen, k. preußischen, k. bayerischen . . . Staaten u. s. w. Wien 1844.

Dr. Fr. A. Günther, Der homöopathische Thierarzt. Th. 1. Sondershaus. 1844.

M. Troplong, De l'influence du christianisme sur le droit civil des Romains. Par. 1843.

Dr. G. W. Wetzell, Der römische Vindicationsprozeß. Leipz. 1844.

Dr. C. Christiansen, Zur Lehre von der naturalis obligatio und condictio indebiti. Kiel 1844.

Sammlung der auf das Forst-Jagd- und Fischereiwesen in Kurhessen Bezug habenden Landesordnungen vom J. 1648—1842. Herausgegeben von F. W. Gunkel. Lief. 1—4. Cassel 1844.

Th. E. Körner, Das unbewegliche Eigenthum nach preußischem Rechte. Berlin 1843.

Ch. L. Stock, Grundzüge der Verfassung des Gesellenwesens der deutschen Handwerker in alter und neuer Zeit. Ein Beytrag zur Sittengeschichte. Magdeb. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Juny.

Nro. 120. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Traité de Physique considerée dans ses rapports avec la Chimie et les sciences naturelles, par M. Becquerel.

(Fortsetzung.)

Sechstes Kapitel. Optik. Der Verf. theilt hier die verschiedenen Meinungen von Grimaldi, Descartes, Bradley, Malebranche, Huyghens, Young, Newton ꝛc. über den Ursprung des Lichtes mit. Die Verbreitung des Lichtes war bis Descartes noch nicht richtig erkannt, indem dieser Gelehrte auf seine Beobachtungen der Mondfinsternisse sich stützend, die Verbreitung des Lichtes für einen plötzlichen Uebergang hielt. Da das Licht des Mondes, um die Erde zu erreichen, weniger als eine Minute braucht, so war ihm natürlich die Schnelligkeit der Lichtbewegung entgangen. Erst Roemer berechnete aus der Beobachtung der Finsterniß des ersten Jupitertrabanten, daß das Licht den Weg von der Sonne zur Erde in 7 Minuten durchlaufe.

Die Photometrie oder das Messen der Intensität des Lichtes ist der bis jetzt noch am wenigsten vorgeschrittene Theil der Optik. Es sind wohl Vorrichtungen angegeben, um die Intensitäten zweyer Lichter von der nämlichen Farbe annähernd zu vergleichen, welche aber bey Lichtern von verschiedener Farbe nicht zu gebrauchen sind. Die besten Photometer sind von Bouguer, Rumford, Leslie, Arago und Wollaston.

Auf die Reflexion des Lichtes oder Katoptrik hatte schon Euklid aufmerksam gemacht; später beschäftigten sich Alhazen und Vitellius mit diesem Gegenstande, der in neuerer Zeit von Pacquet, Fabri, Gregory, Barrow und Smith gründlich studirt wurde. Die Reflexion wird seit dem Anfange dieses Jahrhunderts zur genauen Messung der Krystallwinkel benützt. Die von Malus und Wollaston erfundenen Reflexions-Goniometer sind von Mitscherlich wesentlich verbessert worden.

Die einfache Brechung des Lichtes (Dioptrik) oder die Abweichung des Strahles von seiner Richtung, wenn er aus einem dünnern in einen dichteren sehr durchsichtigen Körper geht, hat die Physiker zu allen Zeiten sehr beschäftigt. Als Newton die Körper in Beziehung zu ihrer brechenden Kraft untersuchte, fand er, daß der Diamant und das Wasser den Oelen, welche ein brennendes Princip enthalten, an die Seite zu stellen sey, woraus er den Schluß zog, daß im Diamant so wie im Wasser ein brennbarer Körper zugegen seyn müsse, eine Hypothese, welche später durch Versuche zur Thatsache erhoben wurde. Biot und Arago fanden, daß das Wasserstoffgas in seiner Strahlenbrechungsfähigkeit alle übrigen Körper übertreffe, bey welcher Gelegenheit sie beobachteten, daß die brechenden Kräfte eines Gases mit seiner Dichtigkeit proportional sind. Die Luftspiegelung oder Kümmung, eine mit der Refraction zusammenhängende Erscheinung, welche so häufig in Aegypten auf weiten Ebenen und auf dem Meere wahrgenommen wird, wurde zu jener Zeit ebenfalls Gegenstand der Untersuchung.

Roger Baco ist, wie man sicher weiß, einer der ersten, welcher von den Eigenschaften der Gläser mit sphärischen Oberflächen einige Kenntniß hatte. Der Verf. giebt hierauf ein sehr anschauliches Bild

von der allmähligen Entwicklung der Optik bis zu den großen Entdeckungen Frauenhofers. Bey der Abhandlung der speciellen Eigenschaften der einzelnen Strahlen erwähnt der Verf., daß nach seinen eigenen Beobachtungen der Indigostrahl bis über den violetten hinaus der geeignetste ist, dem Schwefel-Calcium Phosphorescenz zu ertheilen. Diesem folgt eine genaue und äußerst klare Beschreibung der doppelten Strahlenbrechung der Polarisation des Lichtes, nach Malus und Brewster, in welcher Beziehung wir auf das Werk selbst verweisen müssen.

Siebentes Kapitel. Wärme. Der Verf. bespricht die verschiedenen Meinungen über die Ursache der Wärme von Aristoteles an bis auf unsere Zeit, in welcher die Emissions- und Undulationstheorie allein noch herrschend sind. Nach ersterer betrachtet man die Wärme als eine unwägbare in allen Körpern verbreitete Flüssigkeit, welche, wenn sie in Freyheit gesetzt ist, von einem Körper zum anderen übergehen kann. Ueber die Ursache der von der Sonne uns zukommenden Wärme wissen wir bis jetzt nichts Bestimmtes, denn electrische Strömungen um den Kern der Sonne anzunehmen, ist eine nicht haltbare Hypothese. Die Erwärmung nimmt bekanntlich zu, je tiefer man in die Erde dringt, was einem glühenden Zustand der Erde im Centro zugeschrieben wird. Poison theilt zwar diese Meinung nicht, aber aus vielen geologischen Thatsachen läßt sich auf ein früher im Innern der Erde bestandenes Feuer schließen. Dieß ist auch Fouriers Ansicht. Als Mitursachen der Wärme sind jedenfalls auch die mechanischen und chemischen Actionen, so wie die electrischen Entladungen zu betrachten. Die Verbreitung der Wärme durch Ausstrahlen und durch Berührung ist der Gegenstand zahlreicher Untersuchungen gewesen, welche zu wichtigen Entdeckungen geführt haben. Ebenso wie das Licht ist auch die ausstrahlende Wärme den Gesetzen der Reflexion, Refraction und Polarisation unterworfen. Die Schnelligkeit der strahlenden Wärme, welche sehr groß seyn muß, konnte bis jetzt noch nicht mit Bestimmtheit angegeben werden. Nach Prevost strahlt jeder Körper ohne Unterbrechung Wärme nach allen Richtungen aus und absorbirt dagegen die von anderen Körpern ausgestrahlte Wärme, bis daß eine Gleichheit der Temperatur unter den Körpern hergestellt ist.

Der Verf. behandelt hierauf die Gesetze der Erwärmung und Abkühlung, ferner die Ausdehnung der Körper, bey welcher Gelegenheit er eine sehr zweckmäßige Beschreibung der Thermometer giebt, dann die Lehre von der specifischen Wärme, von den Dämpfen und der Hygrometrie. Das Kapitel schließt mit der Auseinandersetzung der Phänomene, welche durch die Veränderung des Aggregationszustandes hervorgebracht werden.

Achtes und neuntes Kapitel. Von der Gravitation und Capillarität. Der Verf. giebt die Theorie des Pendels und beschreibt mit großer Genauigkeit die Erscheinungen der Capillarität.

Zehntes Kapitel. Akustik. Dieser Theil der Physik, welcher sich früher nur mit den Tönen und den durch das Gehör wahrnehmbaren Vibrationen beschäftigte, hat in neuerer Zeit eine große Ausdehnung erhalten, da die aus den molecularen Eigenschaften der Körper hervorgehenden Vibrationen, unabhängig von dem Gefühl, welches sie auf das Gehör hervorbringen, mit in Betrachtung gezogen wurden. Der Verf. beschreibt die von Chladni, Cagniard, Latour, Bocquillon, Savart u. a. erfundenen Instrumente zur Bestimmung der Anzahl von Schwingungen der hohen und tiefen Töne. Die Intensität des Tones wird durch die Dichtigkeit der Luft modificirt, was Humboldt zuerst durch seine vergleichende Beobachtungen der Töne bey Nacht und bey Tag bewiesen hat. Wenn tönende Wellen von einem Medium in ein anderes übergehen, so erleiden sie eine theilweise oder gänzliche Reflexion, woraus das Echo entsteht. Es finden hier dieselben Gesetze wie bey der Reflexion des Lichtes statt. Zur Erzeugung des Echo ist es nicht nothwendig, daß die reflectirende Fläche hart oder polirt sey, denn auf dem Meere, durch Wolken wird zuweilen ein Echo erzeugt, ja selbst durch eine wolkenfreye heitere Luft, wenn nämlich nicht alle Theile derselben gleichförmig erwärmt sind. Der Verf. geht nun zur Theorie der Blasinstrumente über; hieran reihen sich die Vibrationen der festen Körper, wie z. B. der Saiten, der Glocken ꝛc.

Alles bisher Gesagte, was einen großen Theil des vorliegenden ersten Bandes ausmacht, ist gewissermassen als der geschichtliche Theil der Physik zu betrachten. Es folgt nun in drey Büchern mitgetheilt 1) die Structur der Körper, 2) die Electricität, 3) die Wärme. Da es der Raum dieser Blätter uns nicht gestattet, in eine specielle Behandlung dieser drey Gegenstände einzugehen, so beschränken wir uns auf eine allgemeine Mittheilung.

Nachdem der Verf. die atomistische Zusammensetzung der unorganischen Körper abgehandelt hat, geht er zur Structur derselben über. Wir sehen die Körper in einem amorphen Zustand oder in einer polyedrischen Form, letztere entstehend durch den langsamen Uebergang eines Körpers aus dem elastisch- oder tropfbarflüssigen in den festen Zustand. Romé de l'Isle hatte zuerst damals unbekannte Krystalle mit Rücksicht auf Winkel-Messungen beschrieben. Hauy ist indeß als Gründer der Krystallographie zu betrachten, obwohl seine Principien der Stammformen nicht ganz die Allgemeinheit besitzen, welche er ihnen zuzuschreiben geneigt war. Wir übergehen die hier folgende Beschreibung der Goniometer von Adamann, Wollaston, Mitscherlich und Babinet. Mitscherlich machte zuerst auf eine Abweichung vom Hauy'schen Gesetze aufmerksam, daß nämlich ein Körper zwey verschiedenen Krystallsystemen angehören kann (Dimorphismus).

Bey Betrachtung der Structur und Constitution der organisch vegetabilischen Stoffe macht der Verf. auf die mehr oder weniger vollkommene Symmetrie der Blätter, Blüthen ꝛc. unter sich und zum Stamme aufmerksam. Jeder dieser Theile muß aber wieder zergliedert und in seine Elemente zerlegt werden, um die specielle Symmetrie seiner Structur zu erkennen. Es folgt nun die Organisation und Structur animalischer Substanzen, wobey der Verf. das Knochengewebe, Muskeln, Nerven, Auge, Ohr, Blutkügelchen ꝛc. beschreibt.

Das zweyte Buch enthält den rein wissenschaftlichen und praktischen Theil der Electricitätslehre. Da die Electricität abwechselnd als Wärme, Licht und Affinität auftritt, so betrachtet sie der Verf. als ein Universalprincip. Es werden hier die allgemeinen und physischen Eigenschaften der dynamischen Electricität beschrieben, ferner die Electroscope, Electrometer, der Multiplicator, Galvanometer. Ein Stück Korkholz mit einem Stück Kautschouk einem starken Drucke ausgesetzt entwickelt in dem Korke positive, im Kautschouk negative Electricität, was auch mit krystallisirtem Gyps, Flußspath und Schwerspath der Fall ist, wenn man sie vermittelst einer Scheibe von Korkholz drückt. Die Entwicklung der Electricität durch chemische Reactionen, welche lange Zeit einen Gegenstand des Streites ausmachte, ist jetzt ganz außer Zweifel gesetzt. Wenn man z. B. den Kupferdraht eines Multiplicators mit seinen beyden Enden abwechselnd in Salpetersäure taucht, so nimmt man bald durch die Einwirkung auf die Magnetnadel einen electrischen Strom wahr. Bey der Reaction der Säure auf ein Metall nimmt die Säure positive und das Metall negative Electricität an. Die nämlichen Erscheinungen finden statt, wenn Säuren mit Alkalien in Berührung gebracht werden, wobey die Säure positive, das Alkali negative Electricität entwickelt. Armstrong hat in dem Strom der Dämpfe aus dem Dampfkessel eine bedeutende Entwicklung von positiver Electricität wahrgenommen, während der Kessel selbst die negative Electricität zurückbehielt. Der Wasserdampf war so stark electrisch, daß eine Leydener Flasche damit geladen werden konnte. Die Versuche Armstrong's wurden von Pattinson zum Theil bestätigt und weiter ausgedehnt. Uebrigens hat Faraday dargethan, was der Verf. nicht erwähnt, daß der Wasserdampf nur dann Electricität entwickelt, wenn er mit Wasser vermengt ist, und daß die Electricität durch das Reiben der Wasserkügelchen gegen die Wände des Cylinders erzeugt wird. Den Schluß dieser Abtheilung macht die Beschreibung der durch chemische Wirkung des Sonnenlichtes, durch Capillarität und Magnete hervorgebrachten Electricität.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Bopp, Hessische Beyträge für Rechtskunde. Th. 1. Darmstadt 1843.

Dr. A. v. Daniels, Handbuch der für die K. Preußischen Rheinprovinzen verkündigten Gesetze, Verordnungen und Regierungsbeschlüße aus der Zeit der Fremdherrschaft. Bd. 8. Schluß. Köln 1845.

Will. Wills, An essay on the rationale of circumstantial evidence. Lond. 1838.

M. Philipps, A treatise on the law of evidence. Vol. 1. 2. Lond. 1843.

Anleitung zur Führung von Untersuchungen in Streitsachen. Mit Formularien. (Von Dr. C. Pfyffer). Zürich 1843.

W. H. Puchta, Inquisitionsprozeß mit Rücksicht auf eine zeitgemäße Reform des deutschen Strafverfahrens. Erlang. 1844.

v. Kamptz, Zusammenstellung der drey Entwürfe des Preußischen Strafgesetzbuches. Berl. 1844.

J. C. Kohler, Die staatsrechtlichen Verhältnisse des mittelbar gewordenen vormals reichsständischen Adels in Deutschland. Sulz. 1844.

E. M. Arndt, Die rheinischen ritterbürtigen Autonomen. Leipz. 1844.

Dr. N. A. Westphalen, Geschichte der Hauptgrundgesetze der Hamburgischen Verfassung. Bd. 1. 2. Hamb. 1844.

Dr. W. Weick, Die öffentlichen Zustände Badens seit der Regierung des Großherzogs Leopold. Freiburg 1844.

K. Stängel, Das deutsche Postwesen in geschichtlicher und rechtlicher Beziehung von seinem Ursprunge bis auf die neueste Zeit. Stuttg. 1844.

Dr. Fr. Liebe, Der Grundadel und die neuen Verfassungen. Braunschweig 1844.

Dr. J. A. J. Thesmar, Die Staatsanwaltschaft, ihr Werth im Civil- und Criminalrechte. Bonn 1844.

L. Stempf, Das Gantverfahren und Gantrecht nach badischen Gesetzen und Verordnungen. Freib. 1844.

Dr. A. Fr. Pelt, Theologische Encyklopädie als System im Zusammenhange mit der Geschichte der theologischen Wissenschaft und ihrer einzelnen Zweige. Hamburg 1844.

Dr. K. Hase, Theologisch-akademische Lehrschriften. Bd. 1. 2. Leipz. 1844.

Dr. Fr. Jos. Schwarz, Neue Untersuchungen über das Verwandtschafts-Verhältniß der synoptischen Evangelien mit bes. Berücksichtigung der Hypothese vom schöpferischen Urevangelisten. Gekrönte Preisschrift. Tübingen 1844.

Codex Ephraemi Syri Rescriptus, sive fragmenta novi testamenti e codice graeco Parisiensi celeber. quinti ut videtur post Christum seculi, eruit atque edidit C. Tischendorf. Leipzig 1843.

J. N. Sepp, Das Leben Christi. Th. 1. 2. Regensb. 1843.

Dr. J. B. Lange, Das Leben Jesu nach den Evangelien dargestellt. B. 1. 2. Heidelb. 1844.

B. de Reiffenberg, Légende de Barlaam et de Josaphat. Bruxelles 1842.

J. Hamberger, Die hohe Bedeutung der altjüdischen Tradition. Sulzb. 1844.

Dr. A. L. G. Krehl, Der Brief an die Römer. Leipz. 1845.

Will. Whiston, An essay on the revelation of St. John. Lond. 1744.

R. Tanchumi Hierosolymitani commentarium arabicum ad librorum Samuelis et regum locos graviores e codice unico Oxoniensi (Pocok 314) secundum Schnurreri apographum edidit Th. Haarbruecker. Lips. 1844.

Dr. H. Owen, The modes of quotation used by the evangelical writers explained and vindicated. Lond. 1789.

Aug. Petersen, Die Idee der christlichen Kirche. Zur wissenschaftlichen Beantwortung der Lebensfrage unserer Zeit. Bd. 1. 2. Leipz. 1842.

Joh. J. Cramer, Theologia Israelis. Francof. 1705.

N. Clark, A complet body of divinity, consonant to the doctrine of the church of England. Vol. 1. 2. Lond. 1718.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Juny.

Nro. 121. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Traité de Physique considerée dans ses rapports avec la Chimie et les sciences naturelles, par M. Becquerel.

(Schluß.)

Im dritten und letzten Buche dieses ersten Bandes nimmt der Verf. die Lehre von der Wärme in ihren speciellen Theilen vor und betrachtet 1) ihre Entwicklung durch mechanische Operationen, 2) beym Durchgang der Electricität durch die Körper, 3) bey der chemischen Thätigkeit, 4) in der Action der einfachen Massentheile. Die Entwicklung der Wärme durch mechanische Kraft findet beym Druck, Stoß und durch Reiben statt. Feste und liquide Körper entwickeln durch den Druck nur wenig Wärme; diese Entwicklung ist aber um so größer bey den Gasarten, wozu das pneumatische Feuerzeug einen Beleg giebt. Die Menge der durch das Reiben entwickelten Wärme ist dagegen bisweilen so beträchtlich, daß brennbare Körper dadurch entzündet werden können; beym Reiben von zwey Stücken Eis unter dem Gefrierpunkt entwickelt sich so viel Wärme, daß das Schmelzen des Eises dadurch bewirkt wird. Ebenso wie durch Wärme Electricität erzeugt wird, wie z. B. in einigen krystallisirten Mineralien, so entsteht umgekehrt beym Durchgang der Electricität durch die Körper eine Wärmeentwicklung, wobey sich ein dem Phosphor ähnlicher Geruch verbreitet. Hierher gehört das Schmelzen der Metalldrähte und die Erwärmung der Luft beym Durchschlagen des electrischen Funkens.

Die Entwicklung der Wärme durch chemische Action ist eine durch viele Versuche außer Zweifel gesetzte Thatsache. Der Verf. giebt an, daß die Menge der Wärme, welche frey wird, wenn sich Säuren mit Basen verbinden, nur von der Basis, aber nicht von der Säure herrührt, denn man hat wahrgenommen, daß die nämliche Basis, wenn sie sich mit einem Aequivalent verschiedener Säuren verbindet, immer die nämliche Quantität Wärme entwickelt, während verschiedene Basen, wenn sie sich mit der nämlichen Säure verbinden, verschiedene Mengen von Wärme entwickeln. Es entsteht nicht die geringste Temperaturveränderung, wenn ein neutrales Salz in ein saures umgewandelt wird, d. h. wenn sich ein neutrales Salz noch mit einem oder mehreren Aequivalenten der nämlichen im Salze schon enthaltenen Säure verbindet. Dagegen ist der Uebergang eines neutralen Salzes in ein basisches stets von Wärmeentwicklung begleitet.

Der Verf. schließt den ersten Band mit den interessanten Entdeckungen Pouillet's über die Wärmeentwicklung bey Benetzung fester Körper. Um die dabey freywerdende Wärme wahrzunehmen, welche nach der Natur der Substanz sich von $\frac{1}{5}$ bis 10 Graden des Cent.-Thermometers erheben kann, ist es nothwendig, daß die zu benetzenden Körper ganz trocken und in gepulvertem Zustande sich befinden. Die Flüssigkeiten, welche Pouillet zur Benetzung anwendete, waren destillirtes Wasser, Oel, Weingeist und Essigäther. Bey Benetzung unorganischer gepulverter Körper als Glas, Eisen, Kupfer, Wismuth, Spiesglanz, Metalloxyde, Erden ꝛc. erhebt sich das Thermometer kaum um einen halben Grad, nur bey Benetzung des Thons steigt die Tempera-

tur um 1 Grad. Die organischen Substanzen hingegen bringen bey der Absorption der Flüssigkeiten einen viel höheren Grad von Wärme hervor. Wenn ein sehr trockenes in Stücke zerschnittenes organisches Gewebe z. B. Wolle, Seide, Schwamm, Haare, Häute ꝛc. ins Wasser getaucht werden, so steigt das Thermometer sehr bemerkbar, bey Haaren um 2° und bey Wolle um 3°. Durch Benetzen des gut getrockneten Süßholzpulvers und der trocknen Stärke entwickelt sich eine solche Menge Wärme, daß das Thermometer um 10° steigt.

Der zweyte und letzte Band (1844) dieses Werkes beginnt mit der Fortsetzung des im vorigen Bande abgebrochenen dritten Buches. Der Verf. geht hier sehr in die Einzelnheiten der im ersten Bande schon berührten allgemeinen Eigenschaften des Wärmestoffes ein. Die specifische Wärme der festen, flüssigen und gasartigen Körper wird mit großer Genauigkeit angegeben. Von Interesse sind hier die zum Theil ganz neuen Mittheilungen des Verf. über die Unterschiede der Temperatur des arteriellen und venösen Blutes, über die Temperatur der Insecten mit Rücksicht auf Respiration und Blutcirculation, über die Temperatur der kaltblütigen Thiere und die Ursachen der thierischen Wärme.

Im vierten Buche werden die verschiedenen Arten des Lichtes, nämlich das der Sonne, der Flammen ꝛc. und die Intensität desselben abgehandelt. Fraunhofer, welcher das Spectrum des electrischen Lichtes untersuchte, fand es sehr verschieden von dem der Sonne. Im electrischen Spectrum sind sehr helle Linien wahrzunehmen, von besonderer Helligkeit und glänzend im grünen Farbenbilde.

Der Phosphorescenz wendet der Verf. besondere Aufmerksamkeit zu, und betrachtet dieselbe in ihrer Entstehung beym Spalten, Reiben und Stoßen der Mineralien; ferner ihr Hervortreten bey der Krystallisation und beym Erwärmen, so wie das Phosphoresciren einiger Insekten und des Meeres.

Im fünften Buche behandelt der Verf. außer anderen Gegenständen die Endosmose und Exosmose, eine Erscheinung, welche zu vielen und gründlichen Untersuchungen in der neueren Zeit Veranlassung gegeben hat. Zur theoretischen Erklärung dieser Erscheinung hatte man früher stets die Capillarität gebraucht. Nach Dutrochet's Versuchen kann das Ueberströmen nur mit heterogenen Flüssigkeiten statt finden. Poisson und Magnus schreiben das Uebertreten der sauren und alkalischen Flüssigkeiten durch poröse Wände nicht allein der Capillarität sondern hauptsächlich der Affinität zu. Nach der Ansicht von Dutrochet hat außerdem die electrische Strömung an der Erscheinung der Endosmose und Exosmose großen Antheil. Das Aufsteigen der Säfte in den Pflanzen steht ebenfalls mit der Endosmose in Zusammenhang; Dutrochet ist der Meynung, daß das im Boden enthaltene Wasser vermittelst der Endosmose in die mit einer dichteren Flüssigkeit gefüllten Zellen geleitet wird, wodurch die letztere in dem Stamme in die Höhe getrieben wird.

Hierauf behandelt der Verf. die Electrochemie und gibt die Beschreibung der dahin gehörenden Apparate und deren Anwendung. Nach der Mittheilung der von Faraday vorgeschlagenen electrochemischen Nomenclatur folgt die Beschreibung der electrochemischen Eigenschaften der einfachen und zusammengesetzten Körper. Die nicht metallischen Körper werden als einfache und zusammengesetzte Metalloide betrachtet. Als zusammengesetzte Metalloide werden bezeichnet der Kohlenwasserstoff, die Verbindungen des Wasserstoffs mit Phosphor und Schwefel, der Kohle mit Stickstoff ꝛc. Nach den Säuren, welche zum Theil sehr kurz aber mit großer Deutlichkeit abgehandelt werden, geht der Verf. zu den Metallen und deren Verbindungen über. Er theilt sie in drey Klassen ein. Die erste Klasse umfaßt die electropositiven, deren Oxyde die Alkalien und Erden bilden, als Kalium, Natrium, Baryum, Strontium, Calcium ꝛc. Die zweyte Klasse enthält die electronegativen Metalle, welche mit Sauerstoff vorzugsweise Säuren bilden, als Tellur, Arsen, Chrom, Vanadium, Antimon, Titan ꝛc. Die dritte Klasse endlich bilden diejenigen electropositiven Metalle, welche vorzüglich die Stelle des electropositiven Elements in den Salzen spielen, als Platin, Gold, Silber, Quecksilber, Kupfer, Bley ꝛc.

Nachdem die Metalle in ihrem reducirten Zustande beschrieben sind, werden ihre Verbindungen mit Sauerstoff, Schwefel und Chlor näher untersucht. Der Verf. erwähnt von den Oxyden, Sul-

siden und Chloriden nur die wichtigsten und fast immer nur hinsichtlich ihres electrochemischen Verhaltens.

Ein Kapitel ist den Einwirkungen des electrischen Stromes auf organische Substanzen gewidmet. Vermittelst eines energischen electrischen Stromes werden Blätter zersetzt, wie dieß Davy durch seine Versuche an einem Lorbeerblatt bewiesen hat. In einer Opium-Auflösung wird das Morphium am negativen Pol, die Meconsäure aber am positiven Pole abgeschieden. Aus dieser Darstellung des Morphium's ohne Alkali und Säure geht hervor, daß dieser Körper schon völlig gebildet im Opium vorkömmt. Im absoluten Alkohol (Aetherhydrat) wird durch Electricität das Wasser desselben zersetzt und der dadurch frey gewordene Aether wird nun durch seinen eigenthümlichen Geruch bemerkbar.

Der Verf. schließt diesen zweyten und letzten Band seines Werkes mit der Anwendung der Electricität in der Therapie und Pathologie. Die Anwendung der Electricität als Heilmittel hat im Allgemeinen den Hoffnungen der Aerzte nicht entsprochen, obgleich die Resultate in einigen Fällen, dem Scheine nach, günstig waren. Es ist indessen doch wahrscheinlich, daß das electrische Fluidum, sey es nun als physische oder chemische Kraft unter gewissen Umständen einen heilsamen Einfluß ausübt. Vermittelst der Electricität kann man in das Innere des Körpers ein chemisches Agens leiten, welches im kranken Organe Wirkungen hervorzubringen im Stande ist. Als Beleg dafür erwähnen wir des von Dr. Palaprat angestellten Versuches. Nachdem derselbe die beyden Arme einer Frau so viel als möglich getrocknet hatte, legte er auf den einen Arm eine mit Jodkalium benetzte Compresse, welche er mit Platinblech bedeckte und dieses mit dem negativen Pole einer aus 30 Scheiben bestehenden Säule in Communication setzte; auf den anderen Arm legte er eine mit Stärkeauflösung benetzte Compresse und bedeckte sie ebenfalls mit Platinblech, welches er mit dem positiven Pole der Säule in Verbindung brachte. Nach kurzer Zeit färbte sich die Stärke blau, ein Beweis, daß das Jod von einem Pol zum andern durch den Körper hindurch gedrungen war. Es ist augenscheinlich, daß man durch die Behandlung in dieser Art zu günstigen Resultaten gelangen kann. Bey Paralysien hat man die Electricität zwar schon oft aber ohne großen Erfolg angewendet. Günstiger waren die von Magendie bey Augenkrankheiten angestellten Versuche.

Bey mehreren neu bearbeiteten in diesem Werke vorkommenden Gegenständen der Physik haben wir mit Bedauern bemerkt, daß der Verf., so sorgfältig er die in Frankreich und England veröffentlichten Abhandlungen benützte, die Arbeiten deutscher Physiker doch nicht selten ignorirt hat. Dieß ist wohl der bekannten Vernachlässigung unserer Literatur in Frankreich zuzuschreiben. Das vorliegende Werk, ein Resultat des angestrengtesten Fleißes, gibt übrigens unverkennbares Zeugniß von dem großen Talente des Verfs., dessen Bemühungen, die Physik in allen ihren Berührungspunkten zur Chemie und den übrigen Naturwissenschaften darzustellen, besonders dankenswerth sind.

A. Vogel sen.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Chr. Socin, Das Abendmahl nebst verwandten Lehren nach Schriftgrundzügen ausgeführt für jede Konfession. Basel 1842.

Libri symbolici ecclesiae orientalis collegit etc. Er. J. Kimmel. Jena 1843.

Sentencia de la real mesa censoria contra la pastoral manuscrita con fecha de 8. de Nov. que el Obispo de Coimbra Don Miguel de la Anunciacion esparcio clandestinamente entre los Parrocos de su Diocesis. Madr. 1769.

Dr. N. Möller, Johannes Scotus Erigena und seine Irrthümer. Mainz 1844.

Dr. H. E. F. Guerike, Die rechte Union. Leipzig 1844.

Berkeley, Alciphron: or the minute philosopher. Lond. 1707.

W. Weston, An enquiry into the rejection of the christian miracles by the heathens. Cambridge 1746.

Die Religion der Zukunft. Bonn 1844.

Organon des Christenthums in seinem dreyfachen Verhalten zur Philosophie, Dogmatik und Kirche. Stuttg. 1845.

M. Libri, Lettres sur le clergé et sur la liberté d'enseignement. Par. 1844.

K. Rosenkranz, Kritik der Principien der Straußischen Glaubenslehre. Leipz. 1845.

Ed. Kellet, Miscellanies of divinitie, divided into three books. Cambridge 1633.

Fr. Gerlach, Die römisch-katholische Kirche in ihrer Annäherung an die evangelische Kirche. Breslau 1844.

Dr. A. Ebrard, Die Idee der Gottmenschlichkeit des Christenthums. Zürich 1844.

Uebersichtliche Darstellung der wichtigsten Bekehrungen zur katholischen Kirche, welche unter den Protestanten und andern Religionsangehörigen seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts stattgefunden haben. Th. 1. 2. Schaffhausen 1844.

Dr. J. B. Baltzer, Theologische Briefe. 2. Serie. Breslau 1845.

Dr. Fr. Kunstmann, Die lateinischen Pönitentialbücher der Angelsachsen. Mainz 1844.

R. Price, A review of the principal questions and difficulties in Morals. Lond. 1769.

J. v. Hammer-Purgstall, Zeitwarte des Gebets in sieben Tageszeiten. Arab. und deutsch. Wien 1844.

A. Horneck, The crucified Jesus. Lond. 1719.

P. Schelling, Die zehn Gebote in ältester Gestalt. Berl. 1844.

T. Dwight, Theology explained and defended in a series of sermons. Vol. I—VI. Lond. 1836.

Dr. Frz. Ant. Staudenmaier, Der Geist des Christenthums. Th. 1. 2. Mainz 1838.

Fr. X. Steck, Die Liturgie der katholischen Armenier. Tübing. 1845.

Evangelia Slavice quibus olim in Regum Francorum oleo sacro inungendorum solemnibus uti solebat ecclesia Remensis vulgo texte du Sacre ad exemplaris similitudinem descripsit et edidit Silvestre. Livr. 1. 2. Lut. Paris. 1843.

J. H. A. Ebrard, Versuch einer Liturgik vom Standpunkte der reformirten Kirche. Frankf. 1844.

Gabr. Avedichian, Traité de Liturgie Armenienne, traduit en français par J. B. E. Pascal. Petit-Montrouge 1844.

Henr. J. Todd, Observations upon the metrical version of the psalms, made by Sternhold, Hopkins and others. Lond. 1822.

J. B. E. Pascal, Origines et raison de la liturgie catholique en forme de dictionnaire. Petit-Montrouge 1844.

Dr. Th. Kliefoth, Theorie des Kultus der evangelischen Kirche. Parchim 1844.

J. Dan. Rupp, An original history of the religious denominations at present existing in the united states: containing authentic accounts of their rise, progress, statistics and doctrines, written expressly for the work by eminent theological Professors. Philadelphia 1844.

Dr. A. J. Binterim, Suffraganei Colonienses extraordinarii sive de sacrae coloniensis ecclesiae proepiscopis vulgo: Weihbischöfen, syntagma historicum. Moguntiae 1843.

Rob. Baird, Religion in the united states of America. Lond. 1844.

R. P. Dupuy, Récolet, L'estat de l'église du Perigord depuis le christianisme. Annoté par M. l'abbé Audierne, et produit d'après l'édition primitive par le procédé litho-typographique. T. 1. 2. Perigueux 1843.

J. B. S. Carwithen, A view of the brahminical religion Lond. 1840.

Emil. de Bonnechose, Les reformateurs avant la réforme XV. siècle Jean Hus et le concile de Constance. Vol. 1. 2. Par. 1845.

J. Williams, The ecclesiastical antiquities of the Cymry, or the ancient british church, its history, doctrine and rites. Lond. 1844.

Geographisch-historische Kirchenstatistik der katholischen Schweiz. Heft. 1. Schaffhaus. 1844.

R. P. de Ravignan, De l'éxistence et de l'institut des Jésuites. Par. 1844.

J. J. Weitbrecht, Die protestantischen Missionen in Indien mit bes. Rücksicht auf Bengalen. Heidelb. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Juny.

Nro. 122. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt. Stuttgart und Tübingen 1845.

Göthes scherzhaftem Ausspruche (in den Aphorismen über Naturwissenschaft), daß uns Deutschen die besondre Kunst verliehen sey, die Wissenschaften unzugänglich zu machen, lassen sich wohl nur wenige so glänzende Ausnahmen entgegensetzen, als die ist, welche Al. v. Humboldt in seinem literarischen Wirken uns darbietet. Ein deutscher Schriftsteller, dessen Werke großentheils, gleich seit ihrem ersten Erscheinen ein Gemeingut der gebildetsten Nationen von Europa geworden sind, bey Lesern von den verschiedensten Ständen und geistigen Richtungen die lebendigste Theilnahme gefunden und einen höchst bedeutungsvollen Einfluß geübt haben auf die Gestaltung der gesammten neueren Naturforschung! In geradem Widerspruch mit dem scherzhaften Vorwurf unsres großen Dichters liegt eben darin der ganz eigenthümliche Reiz und Vorzug der Schriften Alexander von Humboldts, daß ihnen die Gabe inwohnet, die Wissenschaft auch auf ihren steilsten Höhen und in ihren weitesten Umkreisen zugänglich zu machen für jeden Leser von empfänglichem Gemüth.

Einigen Seelen ist jene weltbürgerliche Richtung des Antriebes zum Wissen, welche überall, in allen Reichen des Erkennbaren ihr Wanderzelt aufzuschlagen und sich zu befreunden strebt, von ihrer Geburt an eingepflanzt; der innre Antrieb zum Forschen zieht sie hinab in die Tiefen, treibt sie hinan auf die Höhen, führt sie über Meer und Länder; dort wie da gehet ihr Streben darauf hin: „den Geist der Natur zu ergreifen, der unter der Decke der Erscheinungen verborgen liegt; — die Einheit in der Vielheit zu erleben“ (Kosmos C. 3.). Ein solcher weltbürgerlicher Beruf für das Gebiet des gesammten sinnlich Erkennbaren war in Alexander von Humboldt gelegt. Sein lebenskräftiger Geist umspann von frühester Jugend an mit den Fäden der innren Anschauungen die Höhen und die Tiefen der irdischen Sichtbarkeit, knüpfte das schon gesichertere Erkennen des einen Weltgebietes an das noch ungesicherte eines andren an. Als er, nach vollendeten Universitätsstudien, an der Hand unsres unvergeßlichen Werner in Freiberg die Tiefe der Erzgruben durchforschte, da brachte er in seiner Flora Fribergensis subterranea ein neues Licht aus der Erkenntniß der oberirdischen Natur in das Dunkel der Höhlen und Schächte hinab und was ihm hier über das Gefüge der Erdveste klar geworden, das diente ihm bald nachher auf den Höhen der südamerikanischen Gebirge als Grundlage für das weitere Forschen; als er in Begleitung des schon gereifteren Weltbürgers, Georg Forster die Länder am Niederrhein durchreiste, da ward ihm das Bild des Verkehres der Völker, des ergänzenden Verhältnisses der Gaben und Kräfte der verschiedenen Länder, das ihm Büsch in der Handelsschule zu Hamburg gegeben, zu einer wirklichen, lebendigen Anschauung. Die Bestimmung seines Lebens war ihm jetzt deutlich geworden; vergeblich suchte ihn das deutsche Vaterland durch das ehrenvolle Amt eines Oberbergmeisters in Baireuth zu halten; ein andres, größeres Vaterland, dessen Gränzen so weit reichen als Sonne und Mond die

Erde beſcheinen, hatte ſtärkere Anſprüche an ihn, er mußte dem Rufe folgen: nicht bloß in einem kleinen deutſchen Bergrevier, ſondern in ganzen Welttheilen der Erde ein Meiſter der Kunde der Berge, Länder und Meere, ein Rechnungsführer über die Gaben der verſchiedenen Klimate und ihrer Verwendung im großen Haushalt der Natur zu werden.

Was A. v. Humboldt als Reiſender, als Beſchreiber der Natur, als Schriftſteller und durch mündliche Belehrung gewirkt und gethan hat, das bedarf, als uns Allen bekannt, keiner weitren Erwähnung. Der kühne Seemann Capitän Beechey konnte ſich rühmen, in Zeit von drey Jahren Strecken der Erdoberfläche durchreist zu haben, welche zuſammen 18200 geographiſche Meilen ausmachten; ein Raum, welcher den dritten Theil des Abſtandes der Mondbahn von der Erde weit übertrifft. Aber dieſe Reiſen waren, in einer minder beſchwerenden Weiſe zu Waſſer, mitten im bequemen, wohl verſorgten Wohnhauſe eines Schiffes gemacht worden, während Al. v. Humboldt noch als 60jähriger Mann auf der Reiſe durch Sibirien, die er in Begleitung von Ehrenberg und G. Roſe (1829) machte, binnen Jahresfriſt einen Raum von 2142 Meilen unter allen jenen Beſchwerden zurücklegte, welchen der Wandrer in den unwegſamen, meiſt unbewohnten Gebirgsgegenden und Steppen eines ſolchen Landes ausgeſetzt iſt.

Wir wenden uns nun zu der dießmaligen Aufgabe einer kurzen Inhaltsanzeige des in ſeinem erſten Theile hier vor uns liegenden Werkes.

Ein unternehmender Seemann und Schiffsbeſitzer in Hamburg hat vor einiger Zeit eine öffentliche Einladung zur Theilnahme an einer Reiſe um die Erde an alle mit den nöthigen äußren Mitteln verſehene Schauluſtige ergehen laſſen, denen er, in vielleicht nicht viel mehr denn Jahresfriſt, alle die geprieſenſten Herrlichkeiten der Küſtenländer und Inſeln der verſchiedenen Erdtheile zu zeigen verſpricht. Was dort den äußren Sinnen, anlockend genug, geboten wird, das gewährt v. Humboldts Kosmos in geiſtiger Weiſe. Der Verfaſſer nimmt uns mit ſich auf eine Bahn des Forſchens, welche durch alle Gebiete der Sichtbarkeit ihren rieſenhaften Lauf vollführt und er, als ein erfahrner Kenner des Weges, weiß unſren Geiſt überall da feſtzuhalten und vor ſolche Momente der innren Anſchauungen hinzuſtellen, wo das Wiſſenswürdigſte zu finden, das großartig Erhabenſte für das Gemüth zu empfangen und die reichſten Fundgruben jener Erkenntnißkeime anzutreffen ſind, welche der tiefer ſinnende Verſtand ſo gern weiter und höher zu entwickeln ſtrebt.

Das Wort Kosmos, wie Mundus in ſeiner Ableitung von der Sanskritwurzel mand, läßt uns in ſeiner urſprünglichen Bedeutung die Weltordnung der Sichtbarkeit als das Urbild alles Schmuckes, aller Herrlichkeit, alles Glanzes betrachten und im Sanskrit hat das Wort loka (von lok, leuchten und ſehen) die zweyfache Bedeutung von Welt und von Licht. Eine Betrachtung der Sinnenwelt muß deßhalb ihren Ausgang von den Quellen des Lichtes und alles Sichtbarwerdens, von der Sternenwelt nehmen. Der erſte Punkt der Anſchauung, bey welchem uns der Verfaſſer des Kosmos feſthält, ſind die neuerdings von John Herſchel in einer genaueren, teleſkopiſchen Weiſe durchforſchten Magellhaniſchen Lichtnebelwolken, die ſich in der Nähe des ſternleeren Südpoles der Himmelskugel finden. Die ganze auf Erden ſichtbare Sternenwelt hat keinen zweyten Gegenſtand von ſolch außerordentlicher Beſchaffenheit aufzuweiſen. Für was ſollen wir jene Lichtgebilde halten, deren Geſtalt der genannte Beobachter „eine ſehr auffallende und unbegreifliche“ (räthſelhafte) nennt. Sie heben ſich auf dem glänzenden Hintergrund eines geſtaltloſen Lichtnebels, eines Chaos des Sternenſtoffes hervor, welchen J. Herſchel als Sternengeſtäube (star - dust) bezeichnet, ſtehen zwiſchen ſolchen kugelförmigen oder unregelmäßig geſtalteten Sternhaufen und Nebelſternen, welche zu den ſchon bekannten, öfter vorkommenden Formen der Aſtralwelten gehören. Und jener, über unermeßbar große Räume ausgebreitete feuerflüßige Lichtäther, wie unterſcheidet er ſich von dem nicht leuchtenden, unbeſchreiblich zarten, dennoch aber nicht körperloſen Weſen, das den Himmelsraum ausfüllt, in welchem die Sonne mit ihren Planeten, und nach Keppelers Ausdruck, unzählbar wie die Fiſche im Meere, die Schaaren der Cometen ſich bewegen? Denn eben an den Verzögerungen des Laufes dieſer ſeltſamen „Fiſche“ im Ozean des Weltalls, an ihren

zuweilen wie von einem Sturmwind seitwärts und rückwärts hinweggetriebenen Strahlenbüscheln, hat man seit der Beobachtung mit unsren vollkommneren Instrumenten, in neuester Zeit das Daseyn eines ätherisch leiblichen Stoffes in dem früher für leer gehaltenen Weltraum auf eine unwidersprechbare Weise dargethan.

Ein zweyter, von dem erstgenannten nicht weit abgelegener Punkt des Aufmerkens, vor welchen der Verfasser des Kosmos seine Leser hinstellt, ist eine Lichterscheinung des Himmels, die sich den Reisenden in den Tropenländern fast in jeder Nacht zu bewundern giebt: das Zodiakallicht. Die neue Ansicht, daß dieses nicht ein äußerster Theil der Sonnenatmosphäre, sondern ein um diesen Centralkörper rotirender Ring von geringer Dicke, dabey aber von großer Breite, bestehend aus einem ätherisch leuchtenden, feuerflüßigen Wesen sey, hat einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich. Die Stelle dieses ätherischen Lichtringes, der in der Ebene des Sonnenäquators liegend dem Auge der Erdbewohner in pyramidaler Form erscheint, fällt zwischen die Bahnen der Venus und des Mars, über die Erdbahn hinaus, die er gleich einer goldnen Umzäunung umfasset. Von dem Einfluß dieser solarisch leuchtenden, ätherischen Ringmauer, auf die sich die Bewohner unsres Planeten fast etwas zu gute thun könnten, auf die Naturverhältnisse der Erde und ihrer Atmosphäre ist noch nichts Sichres bekannt. Nicht unmöglich erscheint es jedoch, daß der Kreislauf jener Aethermasse um die Sonne, in der Nähe der Erdbahn, mit dem Kreislauf andrer sonderbarer körperlicher Wesen, um denselben allgewaltigen Centralkörper unsres Planetensystemes in einiger Beziehung stehe. Wie man nach Keppler die Cometen im großen Meere des Aethers mit den Fischen vergleicht, so kann man die sogenannten Sternschnuppen und Meteorsteine des nächtlichen Himmels wie ein ähnliches Gewimmel mitten im Ozean des Himmelsraumes betrachten, als in unsren Meeren die kleinen, öfters kaum mit bloßem Auge erkennbaren Lebendigen aus der Ordnung der Strahlenthiere dieß sind.

Still stehen kann nirgends etwas in der Welt der leiblich gewordenen Dinge; befände sich im Weltraume des Planetensystemes, in einem Abstande von mehreren Millionen Meilen ein vereinzelter Körper, von der Natur und Größe eines unsrer Feldsteine, er würde alsbald jenem polarisirenden Einfluße unterliegen, den die Sonne auf alle Körper von planetarischer Natur ausübt, und welcher denselben einen Umlauf in den elliptischen Bahnen und die Umdrehung um die eigne Axe, so wie den Cometenschweifen, nach Bessels Beobachtung, ein rotirend wirbelndes Bewegen mittheilt.

Man darf, in Folge der neueren Forschungen, auch die eben genannten Meteore, diese Staubgebilde im Vergleich zu den mächtigen Körpern der Planeten und Monde, als die Theilchen, gleichsam als einzelne Tropfen der Ströme von Weltenmasse betrachten, welche ebenso wie die Erde und andre Weltkörper ihres Systemes, in dem Flußbette ihrer Bahnen, den Umlauf um die Sonne machen. Auf dem jährlichen Wege seiner Bahn muß unser Planet mehrere Male durch diese kleineren oder größeren Flüsse der Weltenstaubmasse hindurchsetzen oder wenigstens, an ihrem Rande vorübergehend, in sie eintauchen, und bey dieser Gelegenheit benetzt allerdings mancher Tropfen seinen Fuß, manches der Staubkörner fällt auf die ungeheuren Räume seiner Meere, oder auf seine Festländer herab. Es vergeht freylich keine einzige heitre Nacht, in welcher man nicht einzelne sogenannte Sternschnuppen oder fallende Sterne (im Mittel 8 für jede Stunde, von einem bestimmten Standpunkte aus) beobachtete, denn so wie kein Theil des Meeres gefunden wird, da nicht wenigstens vereinzelte kleine Scheibenquallen oder verwandtes Gewürme sich antreffen ließe, so kann auch das große Weltenschiff, auf dessen Verdeck wir sitzen, kaum einen Punkt seines Ozeans durchschneiden, an welchem nicht einzelne, dem Wirbel des allgemeinen Bewegens folgende Weltenstäubchen bis zum Sichtbarwerden an seiner Nähe vorüberzögen, oder selbst an seine Planken anschlügen.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

J. K. Seidemann, Karl von Miltitz. Eine chronologische Untersuchung zur besseren Verständigung der Quellen. Dresden 1844.

Dr. Ed. Scherer, De l'état actuel de l'église réformée en France. Par. 1844.

C. W. Isenberg, Abessinien und die evangelische Mission. Erlebnisse in Aegypten, auf und an dem rothen Meere, dem Meerbusen von Aden und bes. in Abessinien. Bd. 1. 2. Bonn 1844.

Marc Wilks, Précis de l'histoire de l'église d'Ecosse suivi de détails sur la formation de l'église libre et sa séparation de l'état en 1843. Paris 1844.

J. K. Seidemann, Urkunden und Erläuterungen zur Reformationsgeschichte durch bisher unbekannte Urkunden. Dresden 1844.

B. W. Mathias, An inquiry into the doctrines of the reformation of the united church of England and Ireland. P. 1. 2. Dublin 1814.

J. Morison, The Protestant Reformation in all countries, including sketches of the state and prospects of the reformed churches. London 1843.

F. Z. Collombet, Histoire de Saint Jérome, père de l'église au IX siècle, sa vie, ses écrits et ses doctrines. T. 1. 2. Par. 1844.

M. Letronne, Examen critique de la découverte du prétendu coeur de Saint Louis, faite à la Saint-Chapelle le 15. Mai 1843. Par. 1844.

Roisselet de Sauclières, Histoire chronologique et dogmatique des Conciles de la chrétienté, depuis le concile de Jérusalem, tenu par les apôtres l'an 50 jusqu' au dernier concile tenu de nos jours. T. I. Par. 1844.

Dr. H. Reuterdahl, Statuta synodalia veteris ecclesiae Sveogothicae. Lundae 1841.

H. Wasserschleben, Beyträge zur Geschichte der falschen Dekretalen. Breslau 1844.

Th. Will. Marshall, Notes on the Episcopal Polity of the holy catholic church. Lond. 1844.

Barth. Haureau, Histoire littéraire du Maine. Vol. I. Par. 1843.

Dr. G. T. A. Krüger, Andeutungen zur Parallelgrammatik, besonders der deutschen, lateinischen und griechischen Sprache. Braunschweig 1843.

Dr. M. Brancaccinis, De jure doctoratus libri IV. Romae 1689.

N. C. L. Abrahams, Description des manuscrits français du moyen âge de la bibliothèque roy. de Copenhague, précédée d'une notice historique sur cette bibliothèque. Copenhague 1844.

de Bonald, Oeuvres complètes. Vol. 1—16. Par. 1840—43.

Fénélon, Oeuvres. Edition dirigée par les directeurs au Seminaire de S. Sulpice. Vol. 1—4. Par. 1843.

Oeuvres de Barnave, mises en ordre et précédées d'une notice historique sur Barnave par M. Bérenger (de la Drôme) pair de France. Vol. 1—4. Par. 1844.

Giov. Galvani, Lezioni accademiche. T. 1. 2. Modena 1840.

Pathologiae sermonis graeci prolegomena scripsit Chr. Aug. Lobeck. Lips. 1843.

Fr. Boettcher, Collectanea hebraica. Dresd. 1844.

Kurroglou, Specimens of the popular poetry of Persia. Translat. by Al. Chodzko. London 1842.

Inayah, a commentary on the Hidayah: a work on Mohummudan law. Edited by Moonshee Ramdhun Sen. Vol. II. Calcutta 1831. 4.

Ramayana, poema indiano di Valmici, per Gasp. Gorresio. T. 1. 2. Par. 1844.

O. Fr. Tullberg, Gregorii Bar hebraei in Psalmos Scholiorum specimen etc. Stocholm 1842.

Histoire d'Aroudj et de Khair-Ed-Din; fondateurs de la régence d'Alger, chronique arabe du XIV siècle, publiée sur un manuscrit de la bibliothèque royale par A. Rang et Fr. Denis. Vol. 1. 2. Par. 1837.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Juny.

Nro. 123. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt.

(Fortsetzung.)

Dennoch bemerkt man, daß jenes leuchtende Gewimmel zu gewissen Zeiten des Jahres in ganz besonders auffallender Menge, in Strömen von meist paralleler Richtung zurückkehrt. Gleich den Heuschreckenschwärmen unzählbar an Summe der Einzelnen, nach dem Ausdruck arabischer Schriftsteller, oder wie Schneeflocken, nach dem Vergleich, den die Beobachter nördlicherer Gegenden brauchten, zusammengedrängt, sahe man die Sternschnuppen, namentlich in der einen Hauptperiode ihrer Strömung, die in unsren Tagen um die Zeit des 12. oder 13. Novembers fällt, nach einer gemeinsamen Richtung hin durch den Himmel ziehen. Wenn der um die Sonne bahnende Strom dieser Meteormassen in seinem Verlaufe jenen Ellipsen vergleichbar wäre, in denen die andren Weltkörper unsres Systemes um die Sonne sich bewegen, dann würde die Zeit, in welcher der entgegengesetzte Durchschnittspunkt in die Nähe der Erdbahn träfe, auf die für die Witterung kritischen Tage des 12. und 13. Mai (Pancratius und Servatius) treffen. Augenfällig, fast in demselben Maaße als der vorhin erwähnte Hauptstrom der Meteore des Weltenraumes, sind auch die schaarenweisen Züge der Sternschnuppen in den Tagen vom 9. bis 14. August, zuweilen auch vom 22. bis 25. April, vom 17. bis 26. Juli, und außer dem schon erwähnten Novemberstrom noch ein andrer seltenerer, gegen Ende des gleichen Monates und einer vom 6. bis 12. December beobachtet worden.

Das, was aus jenen vorüberziehenden Schwärmen zuweilen durch die planetarische Anziehung in seinem Laufe gehemmt an unsrer Erde strandet, kann entweder bloß aus dem von Arago erwähnten höhenrauchartigen, eisen- und nickelhaltigen Meteorstaube, oder auch aus compacteren Massen bestehen, die als Meteorsteine aus manchen Feuerkugeln zur Erde fallen. Sie hatten in ihrer oft Tausende von Fußen betragenden Hülle, die gleich einer Wolke oder einem Feuerballe meist mit donnerndem Getöse der Erdoberfläche sich nahete, nur einen verhältnißmäßig sehr kleinen Kern gebildet, denn die größesten, in neuerer Zeit mit Sicherheit gekannten Aerolithen messen in ihrer längsten Ausdehnung kaum über 7 Fuß. Oefters besteht der niederfallende feste Stoff auch nur aus vielen vereinzelten, trümmerartigen Stücken. Ueberhaupt tragen fast alle Meteorsteine den Charakter eines Fragmentes an sich, sehr oft haben sie eine prismatische oder verschobene Pyramidenform, mit breiten, etwas gebogenen Flächen und abgerundeten Kanten — den Ausdruck einer ihre Gestaltung und kosmische Wirksamkeit bedingenden Polarisation. Ob diese Gestaltung erst da aus dem Element des Meteorstaubes beginne, wo die chemisch electrischen Erscheinungen im Inneren der Feueuerkugel uns wahrnehmbar werden: in der Region unsrer Atmosphäre, wo das zur Entzündung nöthige Sauerstoffgas sich findet oder ob nicht vielmehr der kleine planetarische Kern schon längst in einer jenseitigen Region gebildet war, dieß kann zwar als noch unentschieden betrachtet werden, doch ist das gewiß, daß das flammende Licht jener Meteore nicht von dem Sauerstoffgas unsrer Atmosphäre abhängig seyn könne, denn es wird in Entfernungen von unsrer

Erde bemerkt, in denen unser Luftkreis als nicht mehr vorhanden betrachtet werden muß. Deßhalb gewinnt schon hierdurch Poissons Annahme von einem electrischen Wirkungskreise — von einer gleichsam electrischen Atmosphäre — des Planeten, weit um die gewöhnliche Atmosphäre her und jenseits derselben verbreitet, einige Wahrscheinlichkeit. An den Strömungen der Sternschnuppen, die im November und im August beobachtet wurden, hat man deutlich erkannt, daß sie aus einer Gegend des Weltraums herkamen (jene von dem Sternbild des Löwens, diese des Stieres), nach welchem gerade zu jener Zeit die Bahnbewegung der Erde ihre Richtung nimmt; die Bewegung solcher Meteore war deßhalb vollkommen rückläufig von Ost nach West. Die Geschwindigkeit dieses Bewegens kam öfters der gleich, welche ein um die Sonne kreisender Körper in dem Abstand der Erde, nach dem Gesetz der Gravitation haben muß: der mittleren Geschwindigkeit der Erde selber; zuweilen aber, vielleicht in Folge der Anziehung unsres Planeten, überstieg sie diesen mittleren Werth. Aus einem der öfter vorkommenden Hauptbestandtheile der Meteorsteine, aus dem nickelhaltigen Eisen, hatten schon Khalifen und mongolische Fürsten sich Schwerter schmieden lassen. Dergleichen Massen von nickelhaltigem gediegenem Eisen hat man hin und wieder selbst in bedeutenden Tiefen und in solchen Erdlagern aufgefunden, deren Absatz in frühere Bildungsperioden unsres Planeten fällt, so im Gebirge Magura, bey Slanicz in den westlichen Karpathen (nach Erman und Haidinger) und in Nordasien, im Goldseifenwerk von Petropawlowsk, ein Zeichen, daß der Fall der Meteorsteine nicht ausschließend nur der jetzigen Erdzeit angehört.

Obgleich die Fälle, in denen durch Meteorsteine Häuser entzündet, Menschen getödtet wurden, zu den sehr seltenen gehören, haben sich dennoch, auch in neuerer Zeit, einzelne derselben zugetragen. So wurde am 13. Nov. 1836 bey Belley im Departement l'Ain durch einen herabfallenden Meteorstein eine Scheune entzündet, am 4. Sept. 1511 zu Crema ein Frate, im Jahre 1650 zu Mailand ein Mönch, 1674 wurden auf einem schwedischen Schiffe zwey Matrosen durch Meteorsteine erschlagen. Die Substanz der Kometenkörper ist von so ganz eigenthümlicher Beschaffenheit, daß sie an dem Lichtstrahl der Sterne, welcher durch sie hindurch blickt, keine Brechung hervorbringt, was selbst durch unsre durchsichtigsten Gasarten geschehen würde. Vielleicht daß dieses Räthsel in der Annahme seine Lösung finden könnte: daß die Körper der Cometen aus einem Gehäufe von solchem Meteorstaub und kleinen von einander gesonderten, durch ihre electrischen Wirkungskreise verbundenen wie getrennten Massentheilchen gebildet sind, dergleichen in den Sternschnuppen und Leuchtkugeln gefunden werden. Wenn ein solches riesenhaftes Gewölk von meteorischem Gestäube, dergleichen die Kometen sind, bey dem Zusammentreffen mit unsrer Erde auf diese sich entlüde, dann möchte das Hindurchgehen durch einen solchen Feuergeschoßregen für den Planeten und die Welt seiner Lebendigen, abgesehen von den vermuthlichen Zersetzungen, die sich in der Atmosphäre zutragen könnten, gefährlicher seyn als König Ganglers Gang durch die wie Schneeflocken dicht herabfallenden bloßen Schwerter der spielenden Götterhelden.

Von der Betrachtung des räumlich Fernen wendet sich der Verf. des Kosmos zu dem näheren Gebiet der irdischen Natur selber; von den Erscheinungen der Höhen zu dem, was man von der Tiefe weiß. Durch unmittelbares Hinabgraben hatte man vormals in dem jetzt unfahrbaren Eselsschacht bey Kuttenberg in Böhmen eine absolute Tiefe von 3545 Fuß, am Rörerbühl bey Kitzbühl in Tyrol von 2916 Fuß erreicht, am Harz, in der Grube Samson treibt man in der Tiefe von 2062 Fuß Bergbau und jene Feuerbrunnen (Hoo-tsing), welche man in China abteuft, um sich die brennbare Luft als Feuerungsmaterial für die Salzsiedereyen zu verschaffen, gehen bis 1800, 2000, ja bis 3000 Fuß hinab. Wenn aber auch der Fuß des Menschen und sein beobachtender Blick unmittelbar nur durch diese unbedeutende Dicke der obersten Erdrinde hinabdringen können, so hat sich dagegen unsre Kenntniß der Erdrinde auf anderm Wege ungleich mehr erweitern lassen. Namentlich ist dieß durch die genaue Beobachtung jener muldenförmig sich hinabsenkenden und in gewisser Entfernung sich wieder erhebenden Steinkohlenflötze geschehen, deren regelmäßigen Beugungen man durch

Berechnung folgen kann. So beträgt, nach Dechens Angabe, die Tiefe der Steinkohlenmulde am Mont St. Gilles bey Lüttich 3650 (unter dem Meeresspiegel 3250), die der Steinkohlenmulde bey Mons 5400 Fuß, ja das unterste Kohlenflötz, das man in der Gegend von Duttweiler kennt, senkt sich, nach dem Ergebniß wiederholter Aufnahmen bey Bettingen, nordöstlich von Saarlouis bis 19406 und 20656 Fuß unter den Meeresspiegel hinab. Die Kunde, welche der Mensch von der Oberfläche seines Planeten hat, umfasset deßhalb von der Höhe der Himalayagebirgsgipfel bis zu der eben erwähnten tiefsten Tiefe der Duttweiler Steinkohlenmulde einen Raum von 45000 Fuß, d. i. $\frac{1}{435}$ des Erdhalbmessers.

Obgleich Al. v. Humboldt der Ansicht beypflichtet, daß die Wärme des Erdinnren, welche von oben hinab im Mittel bey je 92 Fuß Tiefe um einen Grad steigt, in früheren Zeiten der Erdbildung einem merklichen Verlust durch Ausstrahlung unterworfen gewesen sey, zeigt er dennoch, daß diese Verminderung der mittleren Temperatur unsres Planetenkörpers (die sogenannte Säcularabnahme) für die spätere, historische Zeit bis zum Unmerklichen herabgesunken sey. Die wechselseitige Mittheilung der Temperatur der Erde an den Weltraum und der Temperatur von diesem an jene, hat in der Erdrinde sich zu einem feststehenden Mittelgrade ausgeglichen. Dieß bezeugen die genauen Berechnungen der Astronomen. Denn die Umdrehungsgeschwindigkeit der Erde hängt von ihrem Volumen ab, in demselben Verhältniß, in welchem in der durch Strahlung allmählig erkaltenden Masse die Rotationsaxe kürzer würde, müßte die Umdrehungsgeschwindigkeit vermehrt, die Tageslänge verkürzt werden. Nun ergiebt sich aber aus der Vergleichung der secularen Ungleichheiten in den Bewegungen des Mondes mit den in älteren Zeiten beobachteten Finsternissen, daß seit Hipparchs Zeiten die Länge des Tages gewiß nicht um den hundertsten Theil einer Secunde abgenommen habe; daraus läßt sich berechnen, daß auch die mittlere Erdwärme seit 2000 Jahren sich nicht um den 170. Theil eines Grades des hunderttheiligen Thermometers vermindert haben könne. Eben so wenig kann in dieser Zeit auch eine Veränderung in der Vertheilung der Dichtigkeitsverhältnisse im Innren des Erdkörpers statt gefunden haben, denn auch diese würde nicht ohne Einfluß auf die Rotationsbewegung seyn. Die Eruptionsphänomene der Vulkane müssen deßhalb nur einen sehr kleinen, auf die äußerste Oberfläche beschränkten Spielraum der Veränderungen haben.

Tiefer und weiter denn alle andren Mittel der Beobachtung führt uns die Wahrnehmung der electrischen und magnetischen Erscheinungen in die Kunde des Erdinnren so wie unsrer Atmosphäre ein. Der Verfasser des Kosmos war nicht wenig überrascht, als er an den waldigen Ufern des Orinoko Knaben der Indianer, deren Stamm auf der tiefsten Stufe der Verwilderung steht, ein Spiel treiben sahe, das eine unmittelbare Erfahrung von den Wirkungen der Electricität voraussetzte. Sie rieben die trocknen, glatten und glänzenden Saamen eines rankenden Hülsengewächses (wahrscheinlich einer Negretia) so lange, bis sie Fasern von Baumwolle und Bambusrohr electrisch anzogen. Leichter als die Electricität, deren Erscheinungen vielen Zeitaltern und Völkern der Erde ins Auge fallen mußten, war der Magnetismus einer weiter gehenden Anwendung zur Förderung der Erdkunde fähig. Dadurch, daß die Chinesen die Benutzung des Magnetes zur genauen Orientirung nach den Weltgegenden schon in sehr frühen Zeiten kannten, haben ihre geographischen Bestimmungen eine Sicherheit erlangt, an welche bey den Griechen und Römern, denen sogar die wahre Richtung der Apenninen und Pyrenäen unbekannt blieb, gar nicht zu denken war. Aber obgleich die Benutzung des Kompasses für Seefahrten und Reisen durch große Wüsten, wie dieselbe als ein uraltes Vorrecht der Chinesen erscheint, kein unbedeutender Gewinn für das bürgerliche Leben und das wissenschaftliche Forschen war, so verhielt sich dennoch diese Anwendung des Magnetismus zu derjenigen, welche unser Zeitalter zu machen gelernt hat, in ihren ganzen Folgen noch lange nicht so wie die Anwendung mechanischer Kräfte bey Einrichtung einer Sanduhr zu der bey Fertigung eines vollendet guten Chronometers.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

O. Jahn, Archäologische Aufsätze. Greifswald 1845.

G. Labus, Epigrafe istriana. Milano 4833.

Luig. Canina, Gli edifizi di Roma antica e sua campagna cogniti par alcune reliquie. Disp. 1—4. Roma 1849.

Interpretatio Obeliscorum Urbis, per Al. Mar. Ungarellium, sodalem Barnabitam. Romae 1842.

Spicilegio numismatico o sia osservazioni sopra le monete antiche di città popoli e ré. Modena 1838.

Carlo Troya, Della condizione de' romani vinti dá Longobardi. Milano 1844.

Juan Salgado de Araujo, Ley regia de Portugal. Madr. 1627.

Fr. Velasco de Gouvea, Justa acclamaçao do seren. rey de Portugal Dom João o IV. Lisboa 1644.

L. Lopez, Tropheos y antiguedades de la imperial ciudad de Zaragoza. Barcelona 1639.

Memorie sul bonificamento delle maremme Toscane. Firenze 1838.

J. B. Leclerc et J. Gaveau, Archéologie celto-Romaine de l'arrondissement de Chatillon-sur-Seine (Côte-d'or.) P. 1. 2. Par. 1843.

Statistique de la France, publiée par le ministre de l'agriculture et du commerce. Agriculture T. I—IV. Par. 1840—1842.

Polignac, Etudes historiques, politiques et morales de la société Européenne vers le milieu du 19 siècle. Par. 1845.

Annuaire des cinq départements de l'ancienne Normandie, publié par l'association Normande. 9. année. Caen 1843.

M. de Genoude, Histoire de France. Vol. 1. 2. Par. 1844.

P. Marchegay, Archives d'Anjou, recueil de documents et mémoires inédits sur cette province. Angers 1843.

Mémoires du Cardinal de Rez. Edition collationnée sur les manuscrits authentiques de la bibliothèque royale. Par. 1844.

Ar. Guilbert, Histoire des villes de France avec une introduction générale pour chaque province. Livr. 1—60. Par. 1844.

Prince de Joinville, Notes sur l'état des forces navales de la France. Par. 1844.

Correspondence de Henri d'Escobleau de Sourdis, archevêque de Bordeaux . . . accompagnée d'un texte historique, des notes et d'une introduction par E. Sue. 3 Vol. Par. 1839—1841.

C. Paganel, Histoire de Joseph II, Empereur d'Allemagne. Par. 1843.

W. Dönniges, Ueber den Heerbann unter Carl dem Großen u. s. w. Bamberg 1844.

Aug. Fr. von Harthausen, Ueber den Ursprung und die Grundlagen der Verfassung in den ehemals slavischen Ländern Deutschlands. Berl. 1842.

Ch. Keferstein, Ueber die Halloren als eine wahrscheinlich keltische Colonie. Halle 1843.

Dr. J. G. L. Kosegarten, Nachricht von der Wiederauffindung der durch Th. Kantzow eigenhändig geschriebenen hochdeutschen Abfassung seiner Pommerschen Chronik. Greifswald 1842.

J. W. Holle, Die Fürstengrüfte der Hohenzollern zu Kulmbach, Baireuth und Himmelkron. Baireuth 1845.

Beyträge zur Geschichte Basels, herausg. von der historischen Gesellschaft zu Basel. Bd. 1. 2. Basel 1843.

Discussion de la loi des droits différentiels du 21. Juillet 1844. Bruxell. 1844.

Jules de Saint Genois, Histoire des Avoueries en Belgique. Mémoire couronnée. Bruxell. 1837.

H. S. Smith, The Parliaments of England from the K. George I to the present time. Vol. I. Lond. 1844.

Diaries and Correspondence of J. Harris, first Earl of Malmesbury. Vol. 3. 4. London 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Juny.

Nro. 124. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt.

(Fortsetzung.)

Man hat gelernt an den veränderlichen Stellungen der Magnetnadel, eben so wie an den Schwankungen des Barometers zwischen den Wendekreisen die Stunde des Tages zu erkennen. Nach den Zuckungen zweyer kleiner Magnetnadeln, auch wenn sie tief in unterirdischen Räumen aufgehangen sind, kann man die Entfernungen ermessen, welche sie beyde von einander trennt, kann daraus abnehmen, wie weit Kasan östlich von Göttingen oder von den Ufern der Seine liege. Wenn in manchen Gegenden der Erde der Seefahrer seit vielen Tagen in Nebel gehüllt, ohne Sonne und Stern, ohne alle Mittel der Zeitbestimmung sich fände, kann er aus den Neigungsveränderungen der Nadel mit Sicherheit erkennen, ob er sich nördlich oder südlich von einem Hafen befinde, in den er einlaufen will. Namentlich gilt dieß für die Schifffahrt an den von Nord nach Süd laufenden Küsten von Chili und Peru, welche einen Theil des Jahres hindurch in Nebel gehüllt sind und wo bey der heftigen Meeresströmung von Süd nach Nord ein großer Zeitverlust für den Schiffer entstehen kann, wenn er zu weit nördlich gesteuert war.

Der tellurische Magnetismus, dessen Wirksamkeit einer ununterbrochen periodischen Veränderlichkeit unterworfen ist, wird entweder der ganzen, ungleich erwärmten Erdmasse selbst, oder jenen galvanischen Strömen zugeschrieben, die wir als „Electricität in Bewegung“ d. i. als eine solche betrachten, die in einem beständigen, in sich selber zurückkehrenden Kreislaufe begriffen ist. Wollten wir, einer ältern Ansicht folgend, die Erde als einen wirklichen Magnet betrachten, dann wären wir nach Gauß scharfsinniger Bemerkung genöthigt, in jedem Theil der Erde, der $\frac{1}{8}$ Cubikmeter oder $3\frac{7}{10}$ Cubikfuß groß wäre, wenigstens eine eben so starke Magnetisirung anzunehmen, als ein Magnetstab vom Gewicht eines Pfundes enthält. Wenn auch Eisen, Nickel und (vielleicht) Kobalt die einzigen irdischen Substanzen sind, welche dauernd magnetisch werden und die Polarität sich erhalten, so gehet dennoch aus den Beobachtungen von Arago und Faraday hervor, daß wahrscheinlich alle tellurischen Stoffe in vorübergehender Weise sich magnetisch verhalten können.

Die Kraft, mit welcher überhaupt der Erdmagnetismus auf andre magnetische Körper wirkt, erkennbar an der größeren oder geringeren Zahl der Schwingungen, welche eine senkrecht aufgehangene Nadel im magnetischen Meridian während einer bestimmten Zeit macht, zeigt sich auf ihrer höchsten Stufe gegen den magnetischen Südpol hin, da wo das Victoria-Land sich vom Cap Crozier gegen den 11600 Fuß hohen Vulcan Erebus hin als schmaler Streifen ausdehnt. Im Vergleich mit jener Zone, die von der Insel St. Helena nach der brasilianischen Küste verläuft, und auf welcher sich der Erdmagnetismus am schwächsten zeigt, ist in der erstgenannten Nachbargegend des magnetischen Südpoles die Kraft desselben dreymal stärker. Hierin verhält sich der magnetische Nordpol ganz anders; in seiner

Nachbarschaft (in Melvilles Insel) ist die Intensität der Wirksamkeit nur $\frac{4}{5}$ so groß als in der Nähe des Südpoles, während dieselbe bey New-York in den vereinigten Staaten sich bis fast auf $\frac{9}{10}$ steigert. Vielleicht daß auch dieses erst seit wenigen Jahrzehnten in Beachtung gezogene Verhältniß einem Wechsel in der Zeit unterliegt, wie das Verhältniß der Abweichung der Magnetnadel, das nur an wenig Punkten, wie z. B. Spitzbergen und dem westlichen Theile der Antillen in hundert Jahren gar keine oder wenigstens keine bemerkbare Veränderung erlitten hat, während eine solche in andern Gegenden, besonders an der Meeresoberfläche und über kleinen Inseln, öfters schon nach wenig Jahren ins Auge fällt.

Der tellurische Magnetismus (als electromagnetische Naturerscheinung) stehet gleichzeitig in naher Beziehung zu dem Polarlichte wie zu der innren und äußren Wärme des Planeten, dessen Magnetpole als Kältepole zu betrachten sind. Als Vorboten des Nordlichtes bemerkt man die Unregelmäßigkeiten im stündlichen Gange der Magnetnadel, aus denen sich auf eine Störung des Gleichgewichtes in der Vertheilung des Erdmagnetismus schließen läßet. Wenn diese Störung einen hohen Grad erreicht, dann wird das Gleichgewicht der Vertheilung durch eine von Lichtentwicklung begleitete Entladung wieder hergestellt. Das Nordlicht selber ist dann nicht als Ursache jener Störung anzusehen, sondern dasselbe ist ebenso wie die Schwingungen der Magnetnadel eine Folge derselben. Das farbige Polarlicht ist als Vorgang einer Entladung und Ausgleichung der polaren Spannungen das Ende eines magnetischen Ungewitters, wie der Blitz als Ausgleichungsphänomen der electrischen Spannungen, als Lösung eines electrischen Ungewitters erscheint. Das electrische Ungewitter ist gewöhnlich auf einen kleinen Raum eingeschränkt, außerhalb welchem der Zustand der Luftelectricität ungeändert bleibt. Dagegen giebt das magnetische Ungewitter seine für die Bewohner der Erde harmlosere Wirkung auf den Gang der Nadel über große Theile der Continente kund, fern von dem Orte, wo die Lichtentwicklung sichtbar wird. Wie übrigens die Spannungen der Luftelectricität in vielen Fällen unmerklich, ohne Blitz sich ausgleichen können, so ist dieß auch bey den magnetischen Spannungen, deren Ausgleichung nicht immer von der Erscheinung des Polarlichtes begleitet seyn mag.

Das Polarlicht gelangt dann zu seiner vollkommensten Gestaltung, schießt dann seine lebhaftesten Strahlen, deren Schwingungen Löwenörn sogar am Tage, bey hellem Sonnenschein noch wahrnahm, wenn in der hohen Luftregion Massen der feinen Cirruswölkchen (sogenannte Schäfchen) schwebten, von so dünner Beschaffenheit ihrer Lagenschicht, daß ihre Gegenwart nur durch die Entstehung eines Hofes um den Mond erkannt werden konnte. Zuvor ordneten sich diese zarten Wolkengebilde in sichtbarer vortretender Form schon am Tage auf eine ähnliche Weise als die Strahlen des Nordlichtes und bewirkten dann bereits ebenso wie dieses eine Beunruhigung der Magnetnadel. Nach einem großen nächtlichen Nordlichte erkannte man früh am Morgen dieselben an einander gereihten Wolkenstreifen, welche wenige Stunden vorher stark leuchtend gewesen waren. Hierdurch giebt sich deutlich der Einfluß des tellurischen Magnetismus auf den Dunstkreis zur Verdichtung der Wasserdämpfe zu erkennen.

Südlichter sind von scharfsinnigen Beobachtern (wie Dalton) zuweilen sogar in England, Nordlichter auf der südlichen Halbkugel bis zum 45° der Breite wahrgenommen worden. Manchmal ist das magnetische Gleichgewicht an beyden Polen zu gleicher Zeit gestört. Die Beobachter, an so weit von einander entfernten Orten stehend, sahen nicht nur die eine öfters nur bis zur Höhe von mehreren tausend Fußen, bey stärkster Steigerung bis zu einer oder etlichen Meilen emporsteigende Lichterscheinung, welche der Nachbar der magnetischen Pole in ihrem höchsten Glanz erblickte, sondern so, wie bey weit verbreiteten Regengüssen in jeder Gegend ein andrer eigenthümlicher Regenbogen gesehen wird, so sieht der Bewohner von England, eben so wie der der schottländischen Inseln sein eignes Nordlicht, weil ein großer Theil der Erde gleichzeitig das ausströmende Lichtphänomen erzeugt. Darum weiß man viele Nächte, in denen man in England und in Pennsylvanien, in Peking und Rom gleichzeitig ein Nordlicht beobachtet hat. Es giebt übrigens besondre

Nordlichtstriche, Längenzonen, in denen sich das Polarlicht vorzüglich prachtvoll und glänzend zeigt, eben so wie solche Gegenden (namentlich Island, Grönland), wo dasselbe zu gewissen Jahreszeiten in jeder Nacht gesehen wird. In Italien ist das Sichtbarwerden des Nordlichtes eine große Seltenheit; auf der westlichen Halbkugel, in der Breite von Philadelphia etwas sehr Gemeines. Der Bericht einiger Beobachter der früheren Zeiten über ein krachendes Getöse, das sich (vergleichbar nach seinem geringen Maaße dem Donner, der gewöhnlich den Blitz der electrischen Ungewitter begleitet) bey starken Nordlichtern sollte haben vernehmen lassen, ist durch die zahlreichen Beobachtungen der neueren Zeit sehr zweifelhaft geworden und scheint dadurch veranlaßt worden zu seyn, daß die gleichzeitig eingetretene plötzliche Erkaltung des Luftkreises ein plötzliches Zusammenziehen so wie theilweises Bersten des Eises und der Schneekruste bewirkte. Auch sehr starke Nordlichter zeigen keinen bewegenden Einfluß auf das Electrometer, sondern nur auf die Magnetnadel, deren eines Ende von dem Polarlicht in den Stunden einer und derselben Nacht bald angezogen, bald abgestoßen wird.

Der Anfang der Lichtentwicklung des Polarlichtes, dieser Erscheinung eines beständigen, wenn auch nicht immer sichtbaren Kreislaufes der Electricität findet zwar, wie dieß ihr Name sagt, am häufigsten in der Nähe der Pole statt, doch ist dieß nicht immer der Fall. Wenn man das Phänomen unter seiner allgemeinsten Form als ein Erdenlicht betrachtet, das unsrem Planeten nicht aus der Sonne, sondern als selbstständig bewohnend zukommt, dann erinnert dasselbe an das eigenthümliche Licht, das zuweilen von der nächtlichen Seite der Venus ausstrahlt. Ein Selberleuchten ist auch bey uns an den trocknen Nebeln in den Jahren 1783 und 1831 in manchen mondlosen Nächten beobachtet worden, ähnlich der von Rozier und Beccaria beschriebenen ruhigen Lichtentwicklung in großen Wolken und nach Aragos Bemerkung vielleicht selbst jenem schwachem, diffusem Lichte, das zuweilen in tief bewölkten, mond- und sternlosen Herbst- und Winternächten ohne Schnee unsre Schritte leitet.

Während die magnetischen Ungewitter, wie man das Polarlicht und die ihnen verwandten Erscheinungen nennen könnte, unter all unsren Sinnen zunächst nur den des Gesichtes anregen, giebt es electromagnetische Erscheinungen andrer Art, von denen, außer dem Ohre, keiner unsrer andren Sinne etwas erfährt. Dahin gehört das „unterirdische Gebrüll und Donnern," das man zuweilen an Stellen der Erdoberfläche, in deren Nähe kein Vulkan ist, ohne alle begleitenden Spuren einer Erschütterung oder eines Erdbebens, ohne Lichterscheinung und riechbaren Dunst wahrgenommen hat. So in der reichen berühmten Bergstadt Guanaruato im mexicanischen Hochlande, welche fern von allen thätigen Vulkanen ihres Erdtheiles liegt. Am 9. Januar 1784 um Mitternacht wurden die Bewohner der Stadt durch ein Getöse erweckt, das dem langsam rollenden Donner und einzelnen stärkeren Donnerschlägen eines Gewitters glich. Der Himmel war dabey klar und sternenhell, nirgends eine Wolke zu sehen. Das furchtbare Getöse, nachdem es, wie starke Gewitter, eine Zeit lang gedauert hatte, nahm allmählig an Stärke ab; es verzog sich. Aber bald kam es wieder, mit erneuter Stärke seines Gebrülles. Am Tage erkannte man, daß der Donner nicht von oben, sondern von unten, aus der Tiefe herkam. Es war eigentlich nur ein kleiner Raum, aus dem das Getöse hervorbrach, wenige Meilen davon, in einer basaltreichen Landstrecke, vernahm man nichts davon. Aber dennoch blieb es furchtbar genug, denn nach kurzen Pausen kam es immer, zuweilen (wie zwischen dem 18. und 16. Januar) in einer furchtbar gesteigerten Heftigkeit wieder und dauerte so über einen ganzen Monat fort. Selbst seine örtliche Beschränkung erschien nur noch als ein Grund mehr zu der schrecklichsten Aufregung der Einwohner, obgleich weder an der Oberfläche der Erde, noch in den 1500 Fuß tiefen Gruben die leiseste Erschütterung, nirgends ein schwefelicher Dampf, keine Veränderung an dem Lauf der Quellen, keine Beunruhigung des Luftkreises zu bemerken war.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

C. Wellbeloved, Eburacum or York under the Romans. Lond. 1842.

Letters of Horace Walpole, Earl of Oxford, to Sir Horace Mann, his brit. majesty's resident at the court of Florence from 1760 to 1785. Now first published from the original Mss. Vol. 1—4. Lond. 1844.

N. Harris Nicolas, The Dispatches and Letters of Vice-Admiral Lord Viscount Nelson. Vol. I. 1777 to 1794. Lond. 1844.

James Logan, The Clans of Scotland. Part 1—9. Lond. 1843.

Dr. A. L. J. Michelsen, Archiv für Staats- und Kirchengeschichte der Herzogthümer Schleswig, Holstein, Lauenburg und der angränzenden Länder und Städte. Bd. 1—4. Altona 1833—1840.

Jucherau de St. Denys, Histoire de l'empire Ottoman depuis 1792 jusqu'en 1844. T. 1—4. Par. 1844.

Don Juan de Persia, Relaciones. Vallad. 1604.

James Mill's history of British India by Wilson. Vol. VII. Lond. 1845.

Al. Young, Chronicle of the Pilgrim Fathers of the Colony of Plymouth from 1602 to 1625. Boston 1841.

Nezib et Beyrout. Souvenirs d'Orient de 1833 à 1841, par M. le baron d'Armagnac. Paris 1844.

Elliot Bingham, Der Krieg mit China. Von L. Petri. Th. 1. 2. Braunschweig 1843.

Clement Hodgkinson, Australia from Port Macquarie to Mareton Bay; with descriptions of the natives, their manners and customs etc. Lond. 1845.

Dr. W. Griffon, Beyträge zur Charakteristik der vereinigten Staaten von Nordamerika. Hamburg 1844.

D. A. G. de Barcia, Historiadores Primitivos de las Indias Occidentales que juntò, traduxo en parte y sacò a luz, illustrados con eruditas Notas y copiosas indices. 3 Vol. Madr. 1749.

Simon Somnický, Filozofský Ziwot. s. l. 1595.

K. Hoeck, Arnold Hermann Ludwig Heeren. Götting. 1843.

O. Jahn, Winckelmann. Greifswald 1844.

K. Fr. Lebderhose, Züge aus den Leben J. J. Mosers. Heidelberg 1843.

Mémoires de Brumauld de Beauregard, Evêque d'Orleans, précédées de sa vie. Vol. 1. 2. Poitiers 1842.

M. Audin, Histoire de la vie, des ouvrages et des doctrines de Calvin. Vol. 1. 2. Par. 1843.

E. A. Wildenhahn, Paul Gerhardt. Th. 1. 2. Leipz. 1844.

K. A. Varnhagen von Ense, Leben des Feldmarschalls Jakob Keith. Berl. 1844.

Dr. Wilh. Dorow, Aufzeichnungen, Aktenstücke und Briefe. Th. 1. 2. Leipz. 1845.

Fr. Hurter, Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben. Bd. 1. Schaffhausen 1845.

Correspondance mathématique et physique de quelques célebres géometres du 18. siècle, par P. H. Fuss. Vol. 1. 2. Pétersb. 1842.

Dr. Ch. Gudermann, Theorie der Modular-Functionen und der Modular Integrale. Berl. 1844.

Dr. Ant. Vallas, Beytrag zur Auflösung der höheren Gleichungen. Wien 1843.

M. Ch. Combes, Recherches théoriques et expérimentales sur les roues à réaction ou à Tuyaux. Par. 1843.

Luigi Canina, Ricerche sull' architettura più propria dei tempj Christiani e applicazione della medesima ad una idea di sostituzione della chiesa cattedrale di S. Giovanni in Torino. Roma 1843.

D. Ramée, Le moyen âge monumental et archéologique. Monumens les plus remarquables de l'Europe depuis le 6. jusqu' au 16. siècle, avec un resumé théorique et des notices spéciales, formant ensemble l'histoire de l'architecture au Moyen-age. Livr. 1—48. Par. 1843.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Juny.

Nro. 125. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Kosmos. Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt.

(Fortsetzung.)

Für die meisten war auf die Länge ein solcher bey Tage wie bey Nacht fortwährender Zustand der Sorge und Angst, ein solches immer von neuem in die Ohren dröhnendes Brüllen unerträglich; vergeblich war es, daß die städtische Behörde für die Flucht bey Reicheren eine Geldbusse von 1000 Piastern, bey Aermeren eine zweymonatliche Gefängnißstrafe androhte, und zugleich den Ausspruch that, daß sie (die Obrigkeit) in ihrer Weisheit es schon zur rechten Zeit erkennen und verkünden werde, wenn wirkliche Gefahr vorhanden sey. Vergeblich war es, daß man der Stadtmiliz den Befehl gab, die Flüchtigen zurückzuholen. Mit Freuden ergriffen die Soldaten diese Gelegenheit; sie flohen den Andren nach aus der Stadt, welche fast ganz menschenleer, mit ihren vielen damals in ihr aufgehäuft liegenden Massen von Silberbarren den Räubern jetzt geöffnet stund. Endlich entschloß sich eine Schaar der Muthigeren zur Rückkehr und zum Kampf mit der Räuberbande, die sich indeß der Schätze bemächtigt hatte; allmählig folgten diesen Siegern auch die andren Bewohner und nachdem endlich im Februar in der unterirdischen Region die Stille wieder eingetreten war, hat man seit jener Zeit bis auf unsre Tage niemals wieder ein ähnliches Gebrüll und Donnern aus der Tiefe vernommen, so wie man auch vor jener Zeit niemals etwas Aehnliches gehört oder durch den Bericht der früheren Bewohner erfahren hat.

In dem eben erwähnten Falle hatte das electromagnetische Gewitter der Unterwelt mit seinen Schrecknissen nur das Ohr und hiedurch die Phantasie der nachbarlich wohnenden Menschen erfüllt; in andren Fällen waren seine Ausfälle nur auf das Gefühl der auf der Oberwelt lebenden Wesen gerichtet, ohne daß hierbey die andren Sinne irgend etwas Ungewöhnliches wahrnahmen. So bey jenen Erderschütterungen, welche in Gegenden, die in weiter Ferne von allen Vulkanen liegen, Monate lang fast zu jeder Stunde gefühlt wurden, wie am östlichen Abfalle der Alpenkette des Mont Cenis bey Fenestrelles und Pignerol, seit April 1808, in den vereinigten Staaten von Nordamerika zwischen Neu Madrid und Little Prairie (nördlich von Cincinnati) im December 1811 wie den ganzen Winter 1812. In der ersterwähnten Gegend (in der piemontesischen Grafschaft Pignerol) blieben Wassergläser, die man bis oben angefüllt hatte, stundenlang in ununterbrochener Bewegung und Erhebung. Vielleicht daß ohne Aufhören irgend ein Punkt der Erdoberfläche gefunden wird, wo dergleichen Oscillationen in mehr oder minder merklichem Grade statt finden. Die Beschaffenheit der Gebirgsarten scheint hierbey von keinem wesentlichen Einfluß zu seyn, Granit und Glimmerschiefer, Trachyt und Mandelstein, Sandstein und Flötzkalk nehmen auf gleiche Weise an der Erschütterung Theil und selbst in den lockersten Alluvialschichten von Holland, um Middelburg und Vließingen sind am 23. Febr. 1828 Erdstöße empfunden worden. Es ist nicht die chemische Natur der Bestandtheile, sondern die mechanische Structur der Gebirgsarten, welche die Fortpflanzung der Bewegung (die Erschütterungswelle) modificirt. Wo

diese längs einer Küste, oder an dem Fuß und in der Richtung einer Gebirgskette regelmäßig fortläuft, da bemerkt man zuweilen, und dieß seit Jahrhunderten, eine Unterbrechung an gewissen Punkten. Dort scheint sich der Weg der Undulation in einer größeren Tiefe fortzusetzen, während an der Oberfläche gar Nichts von ihr empfunden wird. Sehr sinnreich ist der Vergleich der Peruaner, wenn sie diese niemals von Erderschütterungen berührten Strecken des Landes als Brücken bezeichnen. Einen ähnlichen bald nur an der Tiefe, bald bloß an der Oberfläche der Erdrinde hingehenden Verlauf der Erderschütterungen hat man auch anderwärts, wo diese Ereignisse nur selten vorkommen, bemerkt. So fühlte man einstmals zu Anfang dieses Jahrhunderts in den tiefen Silberbergwerken zu Marienberg im sächsischen Erzgebirge so starke Erdstöße, daß die Bergleute erschrocken alle ausfuhren, während man oben an der Oberfläche auch nicht die mindeste Erschütterung bemerkt hatte. Umgekehrt hatten im Nov. 1823 die in den Gruben von Fahlun und Persberg arbeitenden Bergleute unten in ihrer Tiefe gar Nichts von den heftigen Erschütterungen wahrgenommen, durch welche oben, über Tage, alle Bewohner der Gegend in großen Schrecken versetzt worden waren.

Allerdings folgen die Erderschütterungen häufig der Richtung der Gebirgsketten, zuweilen aber durchschneiden sie auch jene Richtung fast unter einem rechten Winkel. So durchbrechen sie in Südamerika gleichzeitig die Küstenkette von Venezuela und die Sierra Parime; die Erdstöße in Indien am 22. Jan. 1832 pflanzten sich vom Fuß des Himalaya quer durch die Kette des Hindu-Ku, bis Badakschan, bis zum oberen Orus, ja bis Bokhara fort. Schon manchmal hat man die Bemerkung gemacht, daß die Erschütterungskreise in Folge eines einzigen sehr heftigen Erdbebens sich weiter ausgedehnt hatten. Seit der Zerstörung von Cumana am 14. Decbr. 1797 empfindet man auf der aus Glimmerschieferfelsen bestehenden Halbinsel Maniquarez, welche den Kalkhügeln der Festung gegenüber liegt, jeden Erdstoß der südlichen Küste, was früher niemals der Fall war. Bey den fast ununterbrochenen Schwingungen des Bodens in den Flußthälern des Mississippi, des Arkansaw und des Ohio in den Jahren 1811 bis 1813 war das Fortschreiten der Bewegung von Süden nach Norden sehr merklich. Es scheint, als würden in solchen Fällen unterirdische Hindernisse allmählig überwunden, und wenn das geschehen ist, dann pflanzt sich die Wellenbewegung auf dem einmal geöffneten Wege bey jeder andren Gelegenheit fort. Doch erleidet auch anderwärts die Richtung, welche die Erdbeben nehmen, aus unbekannten Ursachen auf Jahrhunderte lang eine große Veränderung. Die heftigen Erdbeben, welche vom 6. bis zum 14. Jahrhundert mehrmalen die Nachbargegenden der schweizerischen, tiroler, kärnthner und steyerischen Alpenketten verheerten, haben sich später niemals mehr in solcher Stärke wiederholt.

In Erdstrichen, wo dergleichen Erscheinungen fast zu den alltäglichen gehören, gewöhnt sich der Mensch an ihre Schrecknisse, wie bey uns an die Erscheinungen der Stürme und Gewitter. In einigen Küstengegenden von Peru, denen der Regen fast fremd ist, kennt man weder den Hagel, noch den Donner und Blitz unsrer Gewitter; statt des Donners vernimmt man aber dort sehr häufig das Getöse der Tiefe, das die Erderschütterungen begleitet. Man weiß es, daß etwa nur zwey- bis dreymal in einem Jahrhundert diese Erschütterungen zu gefahrbringenden, allgemeiner verheerenden Erdbeben werden, darum achtet man selbst in Lima auf gewöhnliche Erderschütterungen, welche hie und da ein Haus umstürzen, eine Ortschaft beschädigen, eine Baumpflanzung zerstören, nicht mehr als bey uns auf einen jetzt hier, dann dort auftreffenden Hagelschauer, oder auf ein Gewitter.

Die bisher erwähnten electromagnetischen Erscheinungen der irdischen Natur stehen ohnfehlbar in einem sehr wesentlichen Zusammenhange mit den Temperaturverhältnissen der Oberfläche so wie des Innren der Erde. Nur von den klimatologischen Verhältnissen der Erdoberfläche wissen wir etwas Genaueres. Allerdings hängen diese im Ganzen von dem Stand und dem Einfluß der Sonne ab, und da, wo dieser Einfluß, wie unter dem Aequator und zwischen den Wendekreisen, ja zum Theil auch noch eine Strecke über diese hinaus, ein vorwaltend mächtiger ist, zeigt sich die mittlere Temperatur des Jahres in allen unter diesen Himmelsstrichen liegen-

den Ländern der Erde übereinstimmend. Anders dagegen ist dieß in jenen Erdgegenden, welche weiter von dem Aequator entfernt liegen und in denen andre Umstände fast eben so mächtig als der hier schwächere Einfluß der Sonne auf die Beschaffenheit des Klimas einwirken. So liegt San Augustin in Florida mit Cairo unter gleicher Breite und die mittlere Temperatur des Jahres ist an beyden Orten dieselbe. New-York hat die Breite von Neapel, aber die mittlere Jahrestemperatur ist in Neapel um fast 4 Grad C. höher als in New-York. Bordeaux hat eine um 7°, 7, Gothenburg in Schweden eine um 11½ Grade höhere Temperatur, die erstere Stadt im Vergleich mit Halifax, die andre mit Nain in Labrador, so daß hier die Temperaturunterschiede zum großen Nachtheil der Länder der westlichen Halbkugel zunehmen, je weiter wir von dem Aequator hinan gegen den Polarkreis gehen.

Ursachen, welche unabhängig von der Lage einer Gegend nach Graden der Breite ihre mittlere Temperatur erhöhen, sind in der gemäßigten Zone die Nähe einer Westküste; die in Halbinseln zerschnittene Gestaltung eines Continents; seine tief eintretenden Busen und Binnenmeere; die Stellung eines Theiles des Landes entweder zu einem eisfreyen Meere, das sich über den Polarkreis hinaus erstreckt, oder zu einer Masse continentalen Landes von beträchtlicher Ausdehnung, welches zwischen denselben Meridianen unter dem Aequator oder wenigstens in einem Theile der tropischen Zone liegt. Zu diesen die Temperatur erhöhenden Ursachen kommt noch das Vorherrschen von Süd- und Westwinden an der westlichen Gränze eines Continents in der gemäßigten nördlichen Zone; Gebirgsketten, die gegen Winde aus kälteren Gegenden als Schutzmauer dienen, die Seltenheit von Sümpfen, welche lange mit Eis belegt bleiben, der Mangel an Wäldern in einem trocknen Sandboden, eine vorherrschend heitere Witterung während der Sommermonate, die Nähe eines Meeresstromes von höherer Temperatur als die gewöhnliche des angränzenden Gewässers ist.

Ursachen, welche die Temperatur unabhängig von dem Stande der Sonne erniedrigen, sind außer der höheren Lage über dem Meeresspiegel, ohne daß dabey bedeutende Hochebenen auftreten: die Nähe einer Ostküste in hohen und mitteleren Breiten; die massenartigere fest umschlossene Gestaltung eines Continents, ohne Küstenkrümmung und Busen; die weite Ausdehnung der Feste nach den Polen hin bis zu der Region des ewigen Eises, ohne daß ein im Winter offen bleibendes Meer dazwischen liegt. Hierzu kommt noch eine solche Position, wobey die warmen Winde, die aus den Aequatorialgegenden kommen, nicht über fortlaufendes Land, sondern über Meere herstreichen, eine Lage der Gebirgsketten, die das Zuströmen jener warmen Winde hemmt, ausgedehnte Waldungen, die durch ihren Schatten, durch verstärkte Verdunstung und Ausstrahlung den Boden abkühlen; in höheren Breitegraden Sümpfe, auf denen die Eisdecke lange lastet, ein neblicher Sommerhimmel, der die Wirkung der Sonnenstrahlen in der warmen Jahreszeit schwächt, ein heitrer Winterhimmel, der die Ausstrahlung der Erdwärme verstärkt. Eine örtliche Ursache von gleicher Wirkung ist auch die Nachbarschaft hoher, isolirt stehender Gebirgsgipfel, von denen kalte Luftströme herabsinken.

Als Gegenwirkung gegen die beständigen Ostwinde der Wendekreise treten in beyden gemäßigten Zonen die West- oder Westsüdwestwinde auf, welche, wenn sie über das Meer herkommen, dessen Gewässer keiner so tiefen Erkaltung fähig ist als das Land, eine Milderung der Winter bewirken. Darum hat selbst Amerika an seiner Westküste, auch in hohen Graden der Breite eine größere Jahreswärme als an der Ostküste; zu Nain in Labrador ist dieselbe 3½° unter, zu Neu-Archangelk im russischen Amerika 6° über dem Gefrierpunkt; ein Unterschied von fast 10 Graden.

Der Winter in seiner größeren Strenge ist es hauptsächlich, der die Länder, welche fern von einer Küste abliegen, die ihre herrschenden Winde über das Meer empfängt, in hohen Breitegraden meist zu ihrem Nachtheile auszeichnet. Im Innren des asiatischen Hochlandes haben Tobolsk, Barnaul am Obi und Irkutsk ähnliche Sommer, ja während desselben oft heißere Tage als Berlin, Münster und das Cherbourg der Normandie, aber diesen Sommern folgen Winter, in denen wenigstens einen Monat lang die mittlere Temperatur auf — 18 bis 20° stehen

bleibt, so wie im Sommer an denselben Orten der Thermometerstand zuweilen wochenlang auf + 30 bis 31° sich hält. Die größere Strenge des Winters in ihrem Wechsel mit dem warmen Sommer ist übrigens in der gemäßigten Zone dem Gedeihen der Vegetation und dem Wohlbefinden aller lebenden Bewohner keineswegs hinderlich, sondern eher förderlich. Der Verf. des Kosmos erzählt, daß er in keinem Erdtheile, selbst nicht auf den canarischen Inseln oder in Spanien und im südlichen Frankreich herrlicheres Obst, namentlich schönere Weintrauben gesehen und genossen habe als zu Astrachan, nahe an den Ufern des caspischen Meeres. Dennoch ist die mittlere Temperatur des ganzen Jahres dort nur 9°, weil im Winter der Thermometerstand zuweilen — 25 bis selbst — 30° herabsinkt, im Sommer dagegen ebenso wie um Bordeaux den mittleren Stand von + 21° Graden inne hält. Irland, Guernsey und Jersey, die Halbinsel Bretagne, die Küsten der Normandie und des südlichen Englands gleichen in der Milde ihrer Winter Oberitalien, dagegen gewährt der nebelverschleyerte Himmel ihrem Sommer eine so niedrige Temperatur wie die eines canadensischen Sommers ist. Allerdings vegetirt, in Folge hiervon, in Nordost von Irland (54° 56′ Br.) unter Einer Breite mit Königsberg in Preußen die Myrthe üppig wie in Portugal, dagegen kann dort der Weinstock nie seine Früchte vollkommen reifen. Denn obgleich die mittlere Temperatur des Jahres, eben wegen der Milde des Winters z. B. in Dublin dieselbe ist wie um Ofen und Pesth ($9\frac{1}{2}$°), so ist dennoch die Wärme des Sommers kaum 16°, in Ungarn 21°; hier im weinreichen Lande vegetirt die Myrthe nicht im Freyen, denn die mittlere Temperatur sinkt auf — 2°, 4 herab, während dieselbe in Dublin auf + 4°, 3, mithin noch um 2° höher als in Mailand, Padua und der ganzen Lombardey steht, wo die mittlere Jahreswärme 12° beträgt. Auf den Orkneys-Inseln, keinen halben Grad südlicher als Stockholm, ist der Winter wärmer als in Paris und selbst auf den Färöer-Inseln, in 62° Breite gefrieren unter dem begünstigenden Einfluß der Westwinde und der Meeresnähe die Binnenwässer nie. An der lieblichen Küste von Devonshire, wo der Hafenplatz Salcombe als das Montpellier des Nordens gepriesen wird, hat man Agave americana im Freyen blühen, Orangenbäume an Spalieren gezogen nur durch leichte Matten geschützt den Winter ausdauern sehen.

Wenn übrigens da, wo die Myrthen wild wachsen und die Erde sich im Winter niemals bleibend in Schnee einhüllt, die Temperatur des Sommers und Herbstes nur oder kaum noch hinreichend ist, um Aepfel zur vollen Reife zu bringen, wenn der Weinbau, um guten trinkbaren Wein zu gewinnen, die Inseln und fast alle Küsten (selbst die westlichen) der mittleren temperirten Zone flieht, so liegt der Grund davon keineswegs allein in der geringen Sommerwärme des Littorals, die unsre im Schatten stehenden Thermometer anzeigen, sondern vielmehr in dem Unterschied zwischen dem Einfluß des directen und zerstreuten Lichtes, bey heiterem oder durch Nebel verschleyertem Himmel. Ein Unterschied, dessen Bedeutung wir auch an andren Erscheinungen, namentlich an der leichteren oder schwereren Entzündung eines Gemisches von Chlor und Wasserstoffgas erkennen lernen.

Wie das mildere, das ganze Jahr hindurch nur geringerem Wechsel unterworfene Küstenklima der Halbinsel Bretagne zum wieder kälteren und sonnenheißeren Klima der übrigen, compacten Ländermasse von Frankreich, so verhält sich gewissermassen Europa zum großen Festlande von Asien, dessen westliche Halbinsel es bildet. Europa verdankt sein milderes Klima vor allem der Nachbarschaft von Afrika, das durch seine weite Ausdehnung den aufsteigenden Luftstrom begünstigend, einen festen, wärmestrahlenden Boden der Tropenregion darbietet, während südlich von Asien die Aequatorialgegend vorherrschend nur oceanisch ist. Außer diesem wirkt auf die Milderung des europäischen Klimas seine Meeresnähe, an der westlichen Küste des alten Festlandes und im Norden seine Angränzung an ein eisfreyes Meer, so wie das Ergießen des wärmenden Golfstromes in die nördlichen Meere.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Juny.

Nro. 126. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Kosmos: Entwurf einer physischen Weltbeschreibung von Alexander von Humboldt.

(Schluß.)

Wenn man in unsrem Welttheile unter denselben Parallelkreisen von der atlantischen Küste, von Frankreich aus durch Deutschland, Polen und Rußland gegen die Uralkette, mithin von West nach Osten schreitet, dann sieht man die mittleren Temperaturen fortwährend sinken und die Ursache dieses Erkältungsphänomens ist lediglich nur in der immer minder gegliederten, compacteren, an Breite zunehmenden Form des Continents, in der Entfernung des kälteminderndn Meeres so wie in dem minder günstigen Einfluß der Westwinde zu suchen. Denn jenseits des Urals werden diese Westwinde schon zu erkältenden Landwinden, wenn sie über weite, mit Eis und Schnee bedeckte Länderstrecken wehen.

Im mittleren Europa, zwischen den Parallelen vom 38° bis 71° findet man die Abnahme der mittleren Temperatur sehr übereinstimmend für jeden Grad der Breite ½ Grad C., während diese Abnahme bey jeder weitren senkrechten Erhöhung von etwa 500 Fuß über dem Meeresspiegel auf einen ganzen Grad sich beläuft. Die mittlere Jahrestemperatur des 7668 Fuß hoch unter dem 45° 50′ Br. gelegenen St. Bernhards Klosters entspräche sonach jener, die sich in der Ebene unter 75° 50′ findet. Den mildernden Einfluß, den übrigens die Nachbarschaft einer Hochebene, deren Boden die Wärme der Sonne kräftig auffasset und zurückstrahlet, auf das Klima selbst der bedeutendsten Gebirgshöhen hat, läßt sich fast nirgends auf Erden in so augenfälliger Weise erkennen als an den Abhängen des Himalaya. Am dem südlichen, der sich schnell und steil nach den Niederungen absenkt, liegt die Schneegränze 12180 Fuß, dagegen am nördlichen, bey einem Unterschied von freylich nur ¼ Grad Br. 15600 Fuß hoch. Aber dieser nördliche Abhang fällt nicht gähe, wie der südliche, nach der Niederung ab, sondern gränzt, allmähliger verlaufend, an das Hochland von Tübet, dessen mittlere Erhebung über dem Meeresniveau nahe an 11000 Fuß geschätzt wird.

Das, was vorhin über den Einfluß milder Winter auf das Fortgedeihen auch solcher Pflanzenformen im Freyen (der Myrthe und des neuseeländischen Flachses in Irland) gesagt wurde, welche für gewöhnlich in Ländern von ungleich höherer, mittlerer Temperatur ihren Standort haben, scheint uns einen Aufschluß geben zu können über eine Erscheinung, die sich bey der näheren Betrachtung der vorweltlichen Flora der Steinkohlenflötze uns darbietet. Dieselbe Uebereinstimmung der Geschlechter (wenn auch nicht Arten) zeigt sich in höchst einförmiger Verbreitung in allen Pflanzenresten der Steinkohlenlager der ganzen damaligen Erdoberfläche: in Neu-Holland, Canada, Grönland und Melvilles Insel.

In unsrer jetzigen klimatischen Vertheilung der Gewächse erscheinen die zapfentragenden Waldbäume von den Palmen der Tropenzone so weit getrennt, so fern von einander abliegend, daß man sich dieselben kaum als in einer und derselben Gegend nachbarlich zusammengesellt denken kann. Selbst der Verf. des Kosmos war aufs höchste überrascht, als

er von der Küste nach den Hochthälern von Mexico ansteigend einst einen ganzen Tag, in einer Höhe von 3800 Fuß über dem Meeresspiegel durch einen Wald von Nadelholz (Pinus occidentalis) ritt, zwischen dessen Bäumen hin und wieder ein Stamm der Fächerpalme (Corypha dulcis) aufstieg, in dessen Blätterschopf vielfarbige Papageyen sich wiegten. Ihrem innren Baue nach sind übrigens die zapfentragenden Bäume von den Palmen keineswegs durch eine weite Kluft getrennt. Namentlich nähert sich die Familie der Sagopalmen (Cycadeen) dem äußeren Ansehen nach zwar den eigentlichen Palmen, im Baue der Blüthen und Saamen dagegen stimmt sie wesentlich mit den zapfentragenden Bäumen überein. Dennoch, wie schon erwähnt, sind beyde Formen bey all ihrer innren Verwandschaft rücksichtlich ihrer jetzigen klimatischen Verbreitung weit auseinander gestreut, während wir sie, Palmen und Zapfenbäume, in der Steinkohlenflora der Vorwelt landsmannschaftlich vereint finden. Manche unsrer jetzigen günstig gelegenen Küstenländer kennen den Einfluß der Winterkälte nur in einem überaus milden, geringen Grade. Den Inselgruppen und Küstenländern der vormaligen Weltzeiten scheint dieser Einfluß ganz fremd geblieben zu seyn. Und wie noch jetzt, im schwachen Nachbild jener alten Erdperioden Irland, das smaragdgrüne, wegen des ungemein üppigen Pflanzenwuchses seiner Wiesen, Auen und Wälder gepriesen wird, so gebührt dieser Preis in noch viel höherem Maaße dem Pflanzenboden der uralten Vorzeit. Denn während in dem Saarbrücker Kohlengebirge 120 Kohlenflötze von mehr denn einem oder mehreren Fuß Mächtigkeit über einander liegen, während es Kohlenflötze von 30 ja von mehr denn 50 Fuß Mächtigkeit giebt, würde in der jetzigen Waldregion unsrer temperirten Zone die Kohle, die in den Waldbäumen eines gewissen Flächenraumes enthalten ist, diesen Raum in Zeit von 100 Jahren im Durchschnitt nur mit einer Schicht von wenig mehr als eines halben Fußes (7 Zollen) Dicke bedecken.

Giebt doch überhaupt das Klima, der kräftigere oder schwächere Einfluß des Lichtes und der Wärme, die uns aus der Sonne kommen, nicht überall einen sicheren Maaßstab ab für den Grad der Wirksamkeit der bildenden, erzeugenden und erhaltenden Naturkräfte. Nicht nur in dem nächtlichen Dunkel der Höhlen und Schächte, da wo die mittlere Temperatur des Jahres herrscht, sondern selbst in der winterlichen Polarnacht, an der Oberfläche ihres niemals thauenden Eises, auf welches der Frost in seiner ganzen furchtbaren Macht einwirken kann, regt sich die Kraft der organischen Gestaltung und thierischen Bewegung. Dieß beweisen namentlich jene Beobachtungen einer unendlich reichen Thierwelt im Kleinen, zu denen die antarktische Reise des Capitän Roß den Stoff und die Veranlassung gegeben hat. Selbst in dem Rückstande des geschmolzenen, in rundlichen Stücken umher schwimmenden Eises, unter einer Breite von 78° 10′ wurden über fünfzig Arten kieselschaaliger Polygastren, und selbst Coscinodisken noch mit ihren grünen Ovarien aufgefunden, ein sicherer Beweis, daß diese Thiere mitten in der furchtbaren Polarkälte wirklich lebend und in beständiger Forterhaltung und Wiedererzeugung ihrer Art vorhanden sind. In dem Golf des mächtigen, südpolarischen Vulkanes Erebus wurden mit dem Senkbley aus einer Tiefe von 1242 bis 1620 Fuß 68 kieselschaalige Polygastren und Phytolitarien, unter ihnen aber nur eine einzige kalkschaalige Polythalamia heraufgezogen. Aber selbst an diesen Elementarformen des Thierreiches zeigt sich ein Einfluß der Oertlichkeiten, in deren Mitte sie hervortreten, auf die äußere Form, auf das polarische Auseinandergehen in Artverschiedenheiten. Allerdings sind einige jener Polygastren, welche mit Pinguin-Excrementen und Sand vermischt von den Cockburn Inseln gebracht wurden, über die ganze Erde verbreitet, andre Arten sind beyden Polen gemeinsam, doch erkannte man in den öfters sehr zierlich gebildeten Formen aus dem Eismeere des Südens zum großen Theil eigenthümliche, neue Arten an.

Was das überall im Gewässer, vor Allem des Meeres, in unbegränzbarer Zahl und Menge ergossene Thierreich, wenn man sich die belebten Stäubchen der mikroskopischen Thiere zu einem Ganzen vereint denkt, an Massenhaftigkeit darstellt, das wird außen auf dem Lande, im Reiche der Luft und des unmittelbaren Einflusses der Sonne, durch das Pflanzenreich aufgewogen. Das Thierreich in seinen größeren Formen, ohne die zahllosen Schwärme seiner

kleinsten, würde keinen Vergleich mit der Pflanzenwelt unsrer Continente und Inseln aushalten. Denn was mag vielleicht die ganze Summe der großen Cetaceen und Pachydermen seyn gegen das Volumen dichtgedrängter, riesenmäßiger Baumstämme von 8 bis 12 Fuß Durchmesser in dem einzigen Waldraum, welchen die Tropenzone von Südamerika zwischen dem Orinoco, dem Amazonenfluße und dem Rio de Madeira füllt. Dagegen muß man freylich das überwiegende Raumverhältniß in Erwägung ziehen, in welchem das Gewässer der Erde, dem allerdings auch vegetabilische Bildungen nicht fremd sind, das aber dennoch vor allem dem ungeheueren Gewimmel des Thierreiches der Kleinen zur Wohnstätte dient, zu dem Lande steht. Und daß für jene kleinste Thierwelt nicht nur das Gewässer, sondern bey der außerordentlichen Ausdauer der Lebenskraft in ihren längst vertrockneten Körpern selbst die Luft zu einer Bergungsstätte dienen könne, das beweist die genaue mikroskopische Betrachtung jenes Staubregens, welcher namentlich in der Nähe der capverdischen Inseln und bis in 380 Seemeilen Entfernung von der afrikanischen Küste die Luft in einer den Seefahrern oft sehr auffallenden Weise trübt. In diesem nebelartigen herabfallenden Staube hat man Reste von 18 Arten kieselhaltiger Polygastren entdeckt, welche durch die Wasserdämpfe aus der Wohnstätte des Gewässers emporgetragen worden sind. Von dergleichen Elementarthieren kann man sagen, daß sie wie die Pflanzen nur im Ey wandern. Denn auch von den Saamen der Pflanzen sind viele mit eignen Organen zum Behuf weiter Luftreisen versehen. Dagegen erweitern die vollkommneren Thiere nach Willkühr ihren Verbreitungsbezirk von dem Aequator nach den Polen, vorzüglich nach solchen Richtungen hin, wo selbst auf strenge Winterkälte ein heißer Sommer folgt. So streift der ostindische Königstiger jeden Sommer im nördlichen Asien bis zu Breitegraden, welche denen von Berlin und Hamburg entsprechen.

Vor allen andern lebendigen Wesen unsrer irdischen Sichtbarkeit genießt der Mensch das Vorrecht und die Mittel, sich nach allen Richtungen, durch alle Zonen und Klimate auf der Oberfläche seines Planeten auszubreiten. Abhängig, wenn gleich in minderem Grade als Pflanzen und Thiere von dem Boden und den meteorologischen Einflüßen, dabey aber durch Geistesthätigkeit so wie durch eine wunderbare allen Klimaten sich aneignende Biegsamkeit des Organismus über das Gedränge jener äußeren Einflüße emporgehoben nimmt das Geschlecht des Menschen wesentlich Theil an dem ganzen Erdenleben.

Auch der Verfasser des Kosmos wie alle tiefer gründenden Naturforscher unsrer Zeit spricht sich entschieden gegen die vage Annahme von verschiedenen Menschenstämmen und *für die Einheit des Menschengeschlechtes* aus. Nicht minder als in den Ergebnissen der neueren und neuesten Forschungen über die vielen Mittelstufen der Hautfarbe, des Schädelbaues, so wie andrer charakteristischer Merkmale der sogenannten Menschenracen gründet sich das Anerkennen einer solchen Einheit auf die Gemeinschaft der Sprachen und die Unwandelbarkeit in einer ursprünglichen Richtung des Geistes wie des Gemüthes. Uebrigens bringt der Verf. bey dieser Gelegenheit aus einer noch ungedruckten Arbeit seines Bruders, des Wilh. v. Humboldt über die Verschiedenheit der Sprachen und Völker die Frage in Anregung, ob die Menschheit als ein in mehrere Individuen gegliederter Gesammtorganismus oder der Mensch als einzelner Organismus der uranfängliche Ausgang unsres Geschlechtes gewesen sey? Die weite Verbreitung einer Lehre, auf welche die letztere Ansicht sich gründet, bey den verschiedensten Völkern der Erde behält hierin einen gleichen Werth, wir mögen sie aus einer Urerinnerung herleiten oder aus einer im Innren der menschlichen Vorstellungsweise gemeinsam liegenden Nöthigung den Anfang unsres Geschlechtes in solcher Weise sich zu denken. Uebrigens sieht man nicht wie durch die entgegengesetzte Ansicht die Schwierigkeiten, auf welche der Verstand hier stößt, wenn er doch einmal sich genöthigt sieht, den gewöhnlichen Weg seiner Combination des gegenwärtig Vorhandenen und mit der Erfahrung Erfaßbaren zu verlassen, vermindert oder gar gehoben werden sollen.

Mit der Behauptung der Einheit des Menschengeschlechtes zugleich ist auch die unerfreuliche Annahme von höheren und niederen Menschenracen

beseitigt und ausgeschlossen. Allerdings giebt es höher gebildete, vielleicht auch bildsamere, durch geistige Cultur veredeltere, aber keine edleren Volksstämme. Wenn, sagt W. v. Humboldt in seinem Werk über die Kawisprache, wir eine Idee bezeichnen wollen, die durch die ganze Geschichte hindurch in immer mehr erweiterter Haltung sichtbar ist und aufs kräftigste für die allmählige Vervollkommnung des ganzen Menschengeschlechtes spricht, so ist es die Idee der Menschlichkeit:

„Das Bestreben, die Gränzen, welche Vorurtheile und einseitige Ansichten aller Art feindselig zwischen die Menschen gestellt, aufzuheben und die gesammte Menschheit als Einen großen nahe verbrüderten Stamm, als ein zur Erreichung eines Zweckes der freyen Entwicklung innerlicher Kraft bestehendes Ganzes zu behandeln. Es ist dieß das letzte, äußerste Ziel der Geselligkeit, und zugleich die durch seine Natur selbst in ihn gelegte Richtung des Menschen auf unbestimmte Erweiterung seines Daseyns. Er sieht den Boden, so weit er sich ausdehnt, den Himmel, so weit ihn entdeckbar, er von Gestirnen umflammt wird, als innerlich sein, als ihm zur Betrachtung und Wirksamkeit gegeben an. Schon das Kind sehnt sich über die Hügel, über die Seen hinaus, welche seine enge Heimath umschließen; es sehnt sich dann wieder pflanzenartig zurück: denn es ist das Rührende und Schöne im Menschen, daß Sehnsucht nach Erwünschtem und nach Verlorenem ihn immer bewahrt, ausschließlich an dem Augenblicke zu haften. So fest gewurzelt in der innersten Natur des Menschen, und zugleich geboten durch seine höchsten Bestrebungen, wird jene wohlwollend menschliche Verbindung des ganzen Geschlechtes zu einer der großen leitenden Ideen in der Geschichte der Menschheit.“

Mit diesen Worten seines Bruders schließt der Verf. des Kosmos den ersten Theil seines reichhaltigen Werkes, von dessen Fortsetzung wir den Lesern dieser Anzeigen zu seiner Zeit einen weitren Bericht zu erstatten gedenken.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

J. M. Guggenberger, Neues Transportsystem. Abth. 1. Gratz 1845.

Mich. Chevalier, Histoire et description des voies de communication aux états-unis et des travaux d'art qui en dépendent. T. 1. 2. avec Atlas in fol. Par. 1841.

Gius. Bianchi, Atti del R. osservatorio astronomico di Modena. T. I. Modena 1834.

Dr. St. Marianini, Memorie di fisica sperimentale. Anno 1—4. Modena 1841.

Die Systeme der magnetischen Curven der Isogonen und der Isodynamen u. s. w. von J. C. Herger. Heft 1. Leipz. 1844.

Observations on days of unusual magnetic disturbance made at the british colonial magnetic observatories. Part I. 1840—1841. Lond. 1843.

Atti della quarta riunione degli scienziati Italiani tenuta in Padova nel Sept. 1842. Padova 1843.

Giov. de Brignoli di Brunnhoff, Saggio di storia naturale degli stati Estensi. T. I. Modena 1840.

Fr. Körte, Chemische Blätter, zusammengestellt behufs seiner Vorlesungen über den anorganischen Theil der Agriculturchemie. Berl. 1845.

Ehrenberg, Beyträge zur Kenntniß des kleinsten Lebens im Aegäischen Meere, am Euphrat und auf den Bermuda Inseln. Leipz. 1844.

— —, Vorläufige Nachricht über das kleinste Leben im Weltmeer, am Südpol und den Meerestiefen. Leipz. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Juny.

Nro. 127. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

History of Rome, by Thomas Arnold D. D. head master of Rugby School etc. Vol. II. 1840. Vol. III. 1843. London. XI und 676 S. XIII und 498 S. gr. 8.

Von dem zweyten Bande dieses Werkes (dessen erster in unsern Blättern Bd. VII. S. 210 angezeigt worden ist) sagt der Verf. in der Vorrede:

Alle, die mit Niebuhr's drittem Theile bekannt sind, werden mir gern glauben, daß die Ausarbeitung des gegenwärtigen Bandes ein höchst ermüdendes Geschäft gewesen ist. . . . Auch für meinen ersten Band war Niebuhr's Werk die Grundlage, und mehr als das; indessen durfte ich hoffen, seine Arbeit durch die meinige zugänglicher zu machen und wenigstens durch die Einkleidung einen Vorzug zu erringen. Aber in seinem dritten Bande ist er nicht weniger beredt als weise, und mir ebenso überlegen in der Kraft der Darstellung als in der Tiefe der Untersuchung. Gleichwohl mußte ich diesen Band als einen unumgänglichen Theil meines Unternehmens liefern. Ich machte es so gut als ich vermochte, konnte mich aber des Bewußtseyns von dem großen Unterschiede zwischen der Leistung Niebuhr's und der meinigen nie entledigen.

Diese Anerkennung der Ueberlegenheit seines Vorgängers, die auch in mehreren Stellen von Arnold's Briefen gleich stark ausgesprochen ist, hinderte ihn jedoch nicht, seine eigene Ansicht zu haben und mitzutheilen. Man vergleiche mit Niebuhr III. 491 folgende Bemerkung über das Wirken des hortensischen und des mänischen Gesetzes.

War nun gleich die höchste gesetzgebende Gewalt auf die Versammlung der Tribus übergegangen, und waren gleich die Wahlen allem unmittelbaren Einflusse der Aristokratie entrückt, so fehlte dennoch sehr viel, daß die Verfassung nunmehr eine Demokratie geworden wäre. Uns freylich, die wir gewohnt sind, jedes Jahr mehr als fünfhundert neue Gesetze ausgehen zu lassen und alltägliche Vorkommenheiten durch Parlamentsschlüsse geordnet zu sehen, muß eine das Recht der Gesetzgebung selbständig ausübende Volksversammlung als Inhaberin der unumschränkten Gewalt erscheinen. Indessen kann uns die ältere Geschichte Englands lehren, unsere jetzigen Vorstellungen nicht auf andere Zeiten überzutragen. Selbst in den Tagen der Tudor und Stuart war die gesetzgebende Gewalt in Vergleichung mit der vollziehenden und richterlichen nicht erheblich. So gab nun zwar das hortensische Gesetz dem römischen Volke die Macht, jedes Begehren durchzusetzen, wozu es durch die Sorge für sein Wohl getrieben war; alle Schranken vor dem starken Ausdruck des gemeinen Willens, die zuletzt doch nur erbittern nicht abhalten, waren nun gebrochen. Aber im gewöhnlichen Zustande war der gemeine Wille ruhend und ließ sich durch den Senat und die Obrigkeiten vertreten. Sogar die Ausübung des Besteuerungsrechtes überließ es ihnen, und mit Ausnahme weniger oder verhältnißmäßig unbedeutender Fälle, selbst die ganze richterliche Gewalt. Die ordentliche Staatsverwaltung blieb ganz in den Händen des Senates, und seine Beschlüsse über alle besondern Vorkommenheiten hatten ohne Zweifel, gleich den Psephismaten der atheniſchen Volksversammlung, Gesetzeskraft.

Nach Theophilus war es ein in das hortensische Gesetz aufgenommenes Zugeständniß des Volks an die Aristokratie, daß die Beschlüsse des Senats verbindend für das Volk seyn sollten, wie die Beschlüsse des Volks für den Senat. Jedenfalls ist gewiß, daß der Senat eigene, hohe, unabhängige Gewalten behielt, so unumschränkt als die, welche von der Versammlung der Tribus geübt wurden. Hundert und fünfzig Jahre lang bewahrte die eine wie die

andere Körperschaft ein gesundes, kraftvolles Leben in ihr selbst ohne in die Zuständigkeit der andern überzugreifen. Durch wechselseitige gute Gesinnung und Stimmung, so wie durch den beständig Maß gebenden Einfluß der Tribunen, vermöge ihrer Befugniß, gegen Beschlüsse sowohl des Senates als des Volkes einzusprechen, wurde jede bedenkliche Reibung verhütet und in die römische Verfassung jene eigenthümliche Mischung des aristokratischen und des demokratischen Elements gebracht, welche Polybius darin erkannte und so höchlich bewunderte. Und so scheint für die Weisheit des hortensischen Gesetzes der Erfolg auf das entschiedenste zu zeugen. Wir können dieses Gesetz nicht als schädlich oder umkehrend ansehen, wenn wir erwägen, daß es den inneren Zwistigkeiten der Römer auf anderthalbhundert Jahre ein Ende machte, und daß während dieses Zeitraumes alle einzelne Bestandtheile der Verfassung in Thätigkeit waren; daß die lange Ruhe nicht durch den Untergang des einen der streitenden Theile, sondern durch vollkommene Einigung derselben bewirkt wurde. S. 383 fg.

Der dritte Band, nach dem frühen, weithin beklagten Hintritte des Verfs., von seinem Freunde Julius Hare herausgegeben, beginnt mit dem zweyten punischen Kriege, und bricht ab ohne diesen zu Ende zu bringen. Hier hatte der Verf. nicht mehr Niebuhr, der nicht bis auf diese Zeit gelangt ist, aber Livius zum Vorgänger. Kommt er diesem, wie zu erwarten war, als Darsteller bey weitem nicht gleich, wie z. B. bey ihm das bewundernswerthe Cap. Liv. XXVII. 45 einschrumpft, so übertrifft er ihn als Betrachter; ist seine Rede minder anmuthig, so ist sie desto lehrreicher. Zum Belege mag eine Stelle über Hannibal, III. 63, dienen.

> Zweymal in der Geschichte kommt es vor, daß ein Mann von der höchsten Geisteskraft gegen die Macht einer großen Nation ankämpfte, und beydemale behielt den Sieg die Nation. Siebzehn Jahre stritt Hannibal mit Rom, sechzehn Jahre Napoleon mit England; jener fand sein Ziel bey Zama, dieser bey Waterloo.
>
> Wahr ist, was Polybius sagt, daß Hannibal durch eifriges Mitwirken Carthago's unterstützt war; und vermuthlich hat dort die Parthey, die seiner Richtung entgegen stand, so viel nicht vermocht als die römischen Schriftsteller annehmen. Aber der warme Antheil seiner Vaterstadt an dem Kampfe war selbst, wie Polybius an einem andern Orte bemerkt, das Werk seiner Familie. Niemals sonst haben große Männer sich so als die Lebensgeister einer Nation erwiesen, wie für Carthago in ungefähr fünfzig Jahren nach einander Hamilcar, Hasdrubal und Hannibal. Nicht also bloß wegen unserer Unbekanntschaft mit Carthago's innerem Zustande hat Hannibal einen alles überragenden Platz in unseren Vorstellungen von dem zweyten punischen Kriege; er war wirklich dessen bewegende und leitende Macht; was in seiner Heimath geschah, war nur ein Licht, das von dem seinen ausgieng. Daher drängt sich hier die Geschichte in eine Persönlichkeit zusammen; wir sehen in dem großen Sturme, der von Nord und Süd, von West und Ost auf Italien einbrach, nichts als Hannibal . . . .
>
> Wird von Hannibal Carthago ganz verdunkelt, so überwiegt auf der andern Seite Rom's Entschlossenheit, Weisheit und Kraft alles Verdienst der Einzelnen, des Fabius, des Marcellus, des Claudius Nero, selbst eines Scipio. Der Senat, welcher dem, von ihm gehaßten, Consul Varro, nach dessen unheilvoller Niederlage, seinen Dank dafür bezeigte, daß er an dem Staate nicht verzweifelt; der sich nicht herabließ, die zwölf Colonieen, die ihre gewohnten Leistungen zum Kriege verweigerten, zu bitten, zu tadeln oder zu bedrohen, dieser Senat ist größerer Ehre werth als der Sieger bey Zama. Das sollten wir um so mehr beachten, weil wir geneigt sind, eine persönliche Größe mehr als eine nationale zu bewundern, und darum, daß kein einzelner Römer die Vergleichung mit Hannibal besteht, unzufrieden mit dem Erfolge des Kampfes zu seyn, als wäre der Sieg dem minder würdigen geblieben. Im Gegentheile hat sich die Weisheit der göttlichen Weltregierung wohl nie deutlicher gezeigt als in dem Ausgange des Streites zwischen Rom und Carthago. Es war offenbar ein Glück für die Menschheit, daß Hannibal unterlag; hätte er obgesiegt, so wäre die Welt in ihrem Fortschreiten aufgehalten gewesen. Denn auf die Dauer können große Männer nur als Bildner großer Nationen wirken; und das vermag kein Einzelner, auch ein Hannibal nicht, während eines Menschenalters. Ist aber ein Volk nur auf eine Zeit durch den Geist eines großen Mannes befeuert worden, so ist es, sobald dieser abtritt, einem todten Körper ähnlich, dem eine zauberische Gewalt augenblicklich Leben eingehaucht hat; kalt und steif wie zuvor, sobald der Zauber aufhört. Wer den Ausfall der Schlacht bey Zama bedauert, sollte die Zeit in Erwägung ziehen, wo Hannibal nach dem Laufe der Natur nicht mehr unter den Lebenden seyn konnte, und sich fragen, ob die allein stehende phönicische Stadt Carthago dazu geschickt gewesen wäre, daß sie die Bildung Griechen-

lands aufgenommen und bewahrt, daß sie durch ihre Gesetze und Einrichtungen Barbaren aller Stämme und Zungen in ein fest geordnetes Reich vereinigt und sie vorbereitet hätte, einst nach der Auflösung dieses Reiches freye Glieder des christlichen Gemeinwesens zu werden.

Noch kenntlicher macht vielleicht den Geist des Werkes folgendes Bruchstück aus den Vorarbeiten des Verfs. zu der Fortsetzung.

Waren die Sitten Roms um die Zeit des zweyten punischen Krieges so rein als die Schriftsteller anzunehmen pflegen, die ein ackerbauendes Volk für sittlich gesunder halten als ein Handel und Gewerbe treibendes? Allerdings lag zu jener Zeit viel Edles in dem römischen Charakter; ohne Grund aber würde man diesen Vorzug auf denjenigen beziehen, den der Ackerbau vor dem Gewerbe hatte. Das römische Volk stand noch in der Jugend seines Daseyns; jugendliche Frische war in den Gemüthern. Noch hatten sie die Gefühle der Bewunderung und Verehrung nicht verloren; Gefühle, deren Untergang die tiefste Erniedrigung der menschlichen Natur ist. Ehrfurcht gegen die Götter, gegen die Gesetze, gegen die Alten, gegen das Urtheil der Weisen und Guten wirkte stark in dem römischen Gemüthe; ihr entgegen vermochte Eigendünkel und Eigensucht noch nichts. Geschah ein Frevel, so war nicht selbstsüchtige Bosheit die Ursache; was auch ein Römer verbrechen mochte, sein Götze war nicht jener schändlichste, das Schwelgen in eigener Lust und Hoffart. Er mochte treulos und grausam gegen Fremde seyn, weil er dieß für gut hielt, um das Ansehen Roms vor Demüthigungen zu bewahren; der Patricier mochte gegen die Gemeinen hochmüthig und hart seyn, weil er damit die Vorrechte seines Standes zu wahren meynte; aber diese Vorrechte selbst waren in seinen Augen das geheiligte Erbe, das ihm die Geister der Vorfahren geboten, ungeschmälert seinen Nachkommen zu überliefern. Es gab also damals in Rom, gleichwie in andern schon mehr verdorbenen Staaten, Ungerechtigkeit und Gewaltthätigkeit, und gegen Fremde Grausamkeit und Wortbruch; dabey war aber noch Hingebung an ein höheres, gemeinsames Interesse; und wo dessen Forderungen mit Wahrheit und Recht zusammenstimmten, da erschien Tugend in der erhabensten Gestalt: entschlossenste Enthaltsamkeit, Gehorsam bis zum Tode, unerschütterlicher Muth, Selbstaufopferung im Dienste der Pflicht.

Bey diesem Stande des Volkslebens werden die häuslichen Verhältnisse rein und treu gehalten; denn darüber ist Gesetz und öffentliche Meinung übereinstimmend; nur Verdorbenheit von Einzelnen führt zur Verletzung dieser einfachen Pflichten. Daher finden wir die Ehe selten durch Ehebruch oder Scheidung getrennt, und den Gehorsam der Kinder gegen die Eltern sowohl durch das Gesetz als durch die allgemeine Denkungsart gewahrt. Allerdings geben die Gesetze über die väterliche Gewalt dem Vater ein unbeschränktes Recht und entweihen gewissermassen eines der heiligsten Bande, indem sie es dem zwischen Herrn und Knecht gleichstellen. Indessen ist die Elternliebe so stark, daß Kinder nicht leicht in Gefahr kommen, von dem Vater grausam behandelt zu werden; und diese natürliche Liebe macht den großen Unterschied zwischen der Regierung des Hauses und des Staates; dort ist das mehr zu fürchtende Uebel Ungehorsam, hier Bedrückung.

Aber ungeachtet solcher Vorzüge der älteren Zeit dürfen wir uns nicht vorstellen, daß die Sitten Roms sich der Reinheit angenähert haben, welche das Christenthum fordert. Als wäre es auf einen Vergleich mit Leidenschaften, die nicht auszurotten waren, abgesehen gewesen, duldete die öffentliche Meinung gewisse Ausbrüche der Unsittlichkeit, um andere desto kräftiger niederzuhalten .... Es scheint, die alten Freystaaten befanden zweckmäßig, die Leidenschaften in besonderen Fällen gewähren zu lassen, damit sie da austobten und sich nicht auf das übrige Leben wärfen. So erging sich bey den Athenern die Comödie in den gröbsten Zoten, während die Tragödie in ihrer Reinheit auf das sorgfältigste bewahrt wurde. Wie bey den Römern die Sklaven ihre freyen Tage in den Saturnalien genossen, so ließen die Floralia, Liberalia und andere religiöse Festlichkeiten die niedrigsten Neigungen unserer Natur los, und es wurden da Gräuel getrieben und von dem Staate gutgeheißen, die wir mit der Strenge der römischen Zucht in den übrigen Verhältnissen ganz unvereinbar finden müßten, wenn nicht anzunehmen wäre, daß man solche Duldung in der Absicht geübt habe, Lüsten, die sich nicht ganz unterdrücken ließen, einen gemessenen Spielraum anzuweisen. III. 466.

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Fortsetzung.)

Dr. Ed. Eichwald, Fauna Caspio-Caucasia. Petropoli 1841.

Alf. Malherbe, Faune-ornithologie de la Sicile. Metz 1843.

Rich. Owen, Description of the skeleton of an extinct gigantic Sloth, Mylodon robustus, Owen etc. London 1842.

Gr. Karelin et J. Kirilow, Enumeratio plantarum in desertis Sangoriae orientalis et in jugo summarum alpium Alatau anno 1841 collectarum. Moscau 1842.

L. F. von Heufler, Die Ursachen des Pflanzenreichthums in Tyrol. Innsbruck 1842.

Dr. H. W. Pabst, Der landwirthschaftliche Pflanzenbau. Darmstadt 1842.

Rapports du jury et documents de l'exposition de l'industrie Belge en 1841. Brux. 1842.

L. von Kossuth, Ungarns Anschluß an den deutschen Zollverband. Leipzig 1842.

Dr. H. S. Lindemann, Die Lehre vom Menschen oder die Anthropologie. Abth. 1. 2. Zürich 1844.

E. Burnouf, Introduction à l'histoire de Buddhisme indien. T. I. Paris 1844.

Leibnitz's Animadversiones ad Cartesii principia philosophiae aus einer noch ungedruckten Handschrift mitgetheilt von Dr. G. E. Guhrauer. Bonn 1844.

J. H. Deinhardt, Beyträge zur religiösen Erkenntniß. Hamburg 1844.

Dr. C. H. Weisse, Die Idee der Gottheit. Dresden 1844.

Opere di Lorenzo de Medici detto il Magnifico. Vol. 1 — 4. Firenze 1825.

La chevalerie Ogier de Danemarche par Raimbert de Paris. Vol. 1. 2. Paris 1842.

Osservazioni sulla poesia de Trovatori e sulle principali maniere e forme di essa confrontate brevemente. Modena 1839.

K. A. Hahn, Das alte Passional. Frankf. 1845.

Hartmann von der Aue, Iwein, von Benecke und Lachmann. Berlin 1843.

G. Marchi, Monumenti delle arti cristiane primitivi nella metropoli del cristianismo disegnati ed illustrati. Distribuz. 1 — 7. Roma 1844.

Dr. Fr. Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte. Stuttg. 1842.

Galerie de Florence gravée sur cuivre et publiée par une société d'amateurs, sous la direction de L. Bartolini, J. Bezzuoli et S. Jesi, avec un texte en français par Alex. Dumas. Livr. 1. 2. Florence 1841.

Dr. Fr. Kugler, Vorlesung über die Systeme des Kirchenbaues. Berlin 1843.

Fr. von Kausler und J. E. Woerl, Die Kriege von 1792 — 1815 in Europa und Aegypten. Karlsruhe 1842.

Dr. P. S. Denis de Comercy, Etudes chimiques, physiologiques et médicales, faites de 1835 à 1840, sur les matières Albumineuses. Commercy 1842.

Bernh. C. Brühl, Zur Kenntniß des Wirbelthier-Skelettes. Abth. 1. Wien 1845.

Dr. E. F. Gurlt, Handbuch der vergleichenden Anatomie der Haus = Säugethiere. Band 1. 2. Berlin 1844.

Dr. Gust. von Gaal, Die Krankheiten des Ohres und deren Behandlung. Wien 1844.

Dr. Ulr. Krause, Das Empyem und seine Heilung auf medizinischem und operativem Wege. Danzig 1843.

L. Günzburg, Percussion und Auscultation des Herzens im gesunden und kranken Zustande. Wien 1844.

Jos. Lalic Heilmethode gegen die Hundswuth (Hydrophobie) bey Menschen und Thieren. Wien 1844.

C. D. Leichsenring, Die physikalische Exploration der Brusthöhle. Leipzig 1843.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. Juny.

Nro. 128. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

History of the house of Commons from the Convention Parliament of 1688 — 9 to the passing of the Reform bill in 1832. By W. Ch. Townsend Esqu. A. M. Recorder of Macclesfield. London 1843. 44. Zwey Bände. gr. 8.

Man findet in diesem gut geschriebenen Buche theils weniger, theils mehr als der Titel erwarten läßt. Weniger, weil der Verf. die jüngste Zeit vor 1832 mit unverhältnißmäßiger Kürze behandelt; mehr, weil er über die Epoche, die er zum Anfangspuncte nimmt, manchmal sehr weit zurückgeht, und weil er Lebensnachrichten von einzelnen Mitgliedern des Unterhauses, zum Theil, wie von Somers und Harley, sehr ausführlich eingeflochten hat. Der Stoff ist in den dreyzehn Capiteln, worein sich der erste, und den vierzehn, in welche sich der zweyte Band theilt, weniger nach der Zeitfolge als sachweise geordnet.

Der erste Band handelt größtentheils von dem Vorsitzenden, dem Sprecher, wie er schon frühe genannt wurde, und von den merkwürdigsten Männern, welche dieses Amt bekleidet haben. Die Obliegenheit desselben beschrieb ein Sprecher unter Carl I. so: „Ew. Majestät Haus der Gemeinen hat eines seiner Glieder dazu erwählt, der Mund, in der That der Diener aller übrigen zu seyn, das Steuerruder wachsam und klug in allen ihren wichtigen Verhandlungen und Berathungen zu führen, treu und fleißig die ächte Meynung einer zahlreichen Versammlung aufzufassen, diese rechtzeitig vorzutragen und in schickliche Fragen zum Behufe der Abstimmung zu bringen, und so das Haus und seine Beschlüsse, Erklärungen und Gesuche über alle dringende Vorkommenheiten mit Wahrheit, mit Recht, mit Leben, mit Glanz und mit voller Gewärtigkeit gegen Ew. Majestät vorzustellen.“ Der Sprecher ist jederzeit von dem Hause selbst aus seiner Mitte gewählt worden, bis auf Carl II. aber auf den Vorschlag eines von dem Könige damit beauftragten Mitgliedes. Sein erstes Geschäft war, im Namen des Hauses um eine Bestätigung seiner Freyheiten anzusuchen. Bey dieser Gelegenheit verweigerte Carl II. die Anerkennung des erwählten Sprechers, worauf das Haus zu einer andern Wahl schritt. Seitdem wird jene Anerkennung als erforderlich zur Gültigkeit der Wahl betrachtet. Der Sprecher wird auf die ganze Dauer eines Parlaments gewählt; indessen sind Fälle vorgekommen, wo er auf Verlangen des Hauses abtrat. Ehemals bezog er Diäten, fünf Pf. St. des Tages; jetzt ist sein Gehalt auf 5000 Pf. St. jährlich gesetzt, und daneben hat er noch verschiedene Amtsnutzungen. Nicht Gesetz, aber Gewohnheit macht es dem Sprecher zur Pflicht, falls er zur Zeit seiner Erwählung ein mit Gehalt verbundenes Staats- oder Hofamt bekleidet, dieses alsbald niederzulegen. Den Rang hat er nächst den Mitgliedern des Oberhauses; daher gilt er als der erste Gentleman von Großbritannien.

In dem zweyten und den folgenden Capiteln ist eine Reihe Sprecher aufgeführt; eine zweyte in den drey letzten des ersten Bandes. Das siebente

Capitel handelt von ehemaligen, jetzt abgekommenen Vorrechten der Unterhausglieder. Diese hatten von früher Zeit her Anspruch auf Taggelder, die nicht aus der Staatskasse, sondern von ihren Wählern bezahlt werden mußten und, obwohl mäßig, diesen doch so schwer fielen, daß die Ausübung des Wahlrechts oft abgelehnt oder auch die Verzichtleistung des Erwählten auf Taggelder gegen eine kleine Erkenntlichkeit bedungen wurde; wie z. B. 1463 der Abgeordnete von Dunwich ein Faß Häringe dafür annahm. Gegen das Ende des 17. Jahrhunderts wurde dieser Anspruch aufgegeben. Ungefähr zu gleicher Zeit kamen zwey Vorrechte aus der Uebung, die bis dahin von manchen Volksvertretern zu großer Beschwerung ihrer Mitbürger waren mißbraucht worden: das eine, daß kein Diener eines Mitgliedes des Unterhauses während eines Parlaments wegen einer Civilklage verhaftet werden konnte; das andere, daß gegen ein Parlamentsglied eben so lange keine Civilklage noch Vollstreckung eines Erkenntnisses Statt fand.

Dem hochwichtigen Recht der Redefreyheit ist das achte Capitel gewidmet. Schon unter Heinrich IV. war festgesetzt worden, daß kein Mitglied des Parlaments wegen irgend einer Aeußerung oder Behauptung in demselben vor Gericht und zur Strafe gezogen werden könne. Seit der Regierung Heinrichs VIII. wurde unter den Freyheiten, um deren Gewährung der angehende Sprecher ansuchte, auch diese erwähnt. Die Herrscher aus dem Hause Tudor wußten aber die Ausübung derselben oft durch Einschüchterung zu zügeln. Ja, Elisabeth ließ auf jenes Ansuchen einmal erwiedern: „Redefreyheit ist bewilligt, aber ihr müßt wissen, was für eine Berechtigung ihr daran habt; nicht daß jeder aussprreche, was ihn gelüstet oder ihm in den Kopf kommt, sondern, daß er Ja oder Nein sage.“ Unter Jacob I. und Carl I. geschah es mehrmals, daß Parlamentsglieder wegen ungebührlicher Aeußerungen auf königlichen Befehl in Haft genommen wurden und das Unterhaus sich darüber als eine Verletzung seiner Freyheiten beschwerte. Noch empfindlicher als jene Könige bewies sich das republicanische Unterhaus, indem es jede der Mehrheit mißfällige Aeußerung rügte, oft bestrafte. Nach der Wiedereinsetzung des Hauses Stuart behauptete das Parlament nicht ohne Widerspruch, daß ihm allein die Beurtheilung eines Mißbrauches der Redefreyheit in seiner Versammlung zustehe. Dieß wurde endlich durch die Bill der Rechte unter Wilhelm III. für immer festgestellt. Hergebracht ist seitdem, daß eine Rüge nur Statt finden kann, wenn die anstößig befundenen Worte auf der Stelle niedergeschrieben worden sind.

Die im neunten Capitel abgehandelten Rechte der Freyheit von Haft in bürgerlichen Rechtssachen und der Postfreyheit haben ihre ehemalige Bedeutsamkeit durch die jüngsten Veränderungen in der Gesetzgebung, Schuldklagen betreffend, und im Postwesen, verloren.

Das zehnte Capitel giebt besonders anziehende Nachrichten von dem Verhalten und Wirken der Rechtsgelehrten, namentlich der Anwälte, im Unterhause. Einmal, unter Heinrich IV., wurden sie von der Wählbarkeit ausgeschlossen. Dieses, nur mit Landeigenthümern und Gewerbetreibenden besetzte, Unterhaus wurde parliamentum indoctorum genannt und brachte nichts Gedeihliches zu Stande. Später fand nie mehr eine Ausschließung Statt, aber lange Zeit betrachtete die Regierung den Einfluß von Rechtsgelehrten auf die Verhandlungen als schädlich. „Es ist ärgerlich, schrieb der herrische Strafford an Laud, daß die Langröcke ihre Nasen über die Blumen der Krone strecken und daran so lange schnüffeln und blasen, bis ihnen Schönheit und Geruch vergeht.“ Nach dem Sturze Jacob's II. hingegen glaubte Lord Halifax, der großen Antheil daran gehabt, die Wähler warnen zu müssen, „Rechtsgelehrte in das Unterhaus zu wählen, die fast alle beschränkten Geistes und durch die Richtung ihrer Studien getrieben seyen, dem Könige und seinen Vorrechten anzuhangen.

(Schluß folgt.)

Die beyden ältesten deutschen Jahrbücher der Stadt Zürich. Jahrbuch eines Ungenannten von den ersten Anfängen der Stadt bis zum Jahre 1336, nebst Fortsetzung eines Andern bis 1446, und Jahrbuch des Ritters und Schultheißen von Zürich Herrn Eberhard Müllers von 1336 bis 1364 nebst Fortsetzung eines Andern bis 1386. Im Auftrage der antiquarischen Gesellschaft herausgegeben von Ludwig Ettmüller. Zürich 1844. 64 S. 4.

Dieser Abdruck einer Zürcher Handschrift des XV. Jahrhunderts, der eine der „Mittheilungen" der dortigen antiquarischen Gesellschaft (zweyten Bandes) ausmacht und auch für sich ausgegeben wird, verdient Beachtung als Beytrag zu den bisher noch nicht in großer Zahl aufgefundenen Probestücken von Anwendung der vaterländischen Sprache zu längern geschichtlichen Aufzeichnungen. „Man findet geschriben in latin vil Kroniken". . ., aber zu tütsche ist lützel solicher bücher" bemerkt bereits 1366 der Verfasser der ältesten deutschen sowohl allgemeinen als insonderheit elsäßischen und straßburgischen Chronik Jacob von Königshofen.

Aus dem Inhalt der erstgenannten der hier gegebenen beyden Chroniken, deren Verfasser am Eingang bemerkt, er habe, was Zürich bis auf die Zeit des Kaisers Julius betreffe, zu Rom im Jahre 1286 in einer lateinischen Chronik dieses Kaisers gelesen, im Jahre 1339 aber, also 53 Jahre später, daraus von latin zu tiutsch geschrieben, ist für die frühere Historie dieser Stadt nicht eben viel zu lernen. Eine Hauptpartie besteht in der Legende der dortigen Martyrer Felix, Exsuperantius und Regula, die, wie zur Heidenzeit „drei Abgött (zwen Man und eine Frau, Jovis, Mercurius und Diana)" in dieser von Kaiser Julius Duorum regum genannten Stadt gefeyert worden, später als drey große „Hailgen, auch zwen Man nnd eine Frau," an deren Stelle getreten seyen.

Von Dietrich von Bern, „von dem die puren singent, wie er mit dem wurme hab gestriten und mit den helden gefochten, heißt es, daz ist ain gedenk diu niwan durch kurzwil erdaucht ist. Der selbe Dietrich von Bern was ûz Ungerlant und was Dietmars sun, ain baschart . . . . . Man sprach im darumb Dietrich von Bern, wan er wonet vast zuo Bern in Lamparten und hate sin wesen da selbes. Er was ain kezer an dem glouben und hâte des künges tochter von Frankrîch zuo der ê, si hiez Andolfa. Man list von im, daz er ain hübisch wol getan manlich man waere: aber daz er sölichen fortail hete an groezi oder an sterki, als man von im singet und sait, daz ist niut.

Nach mancherley Erzählungen von Rudolf von Habsburg, wird gesagt: er tet so vil strît und redlicher tât daz man ain aigen buoch von ihm gemachet haut. König Ludwig IV. „ain ketzer und uncristner man", der sich bey Hagenau dem verabredeten Kampfe heimlich entzogen, und später, nur weil er durch Luitpolt dazu gedrängt, den gefangenen Friedrich entlassen habe, wird, wie bey Jacob von Königshofen, ja noch weniger glimpflich behandelt. Ueberhaupt stimmt wie in dieser ersten so auch in der andern Chronik Vieles zum Theil wörtlich mit der Darstellung, so weit sie bey Königshofen reicht, überein. Gleichwohl hält sich letztere näher an das, was Zürich insonderheit betrifft.

Doch, da der Herausgeber in seinem Vorworte selber auf eine Kritik des Inhalts nicht eingeht, und sich damit begnügt nach Rechtfertigung der Art, wie er die wilde Orthographie seiner Vorlage, ohne den Wörtern und Formen zu nahe treten zu wollen, geregelt, einige Stellen, in denen nicht sehr gewöhnliche Ausdrücke vorkommen, kurz zu erläutern, so können auch wir uns nur noch zu ein paar Bemerkungen über diese Erläuterungen versucht finden.

Da zwaiten si (und tauten wachsen den glauben) „da vereinigten sie sich" vielleicht verschrieben statt zweiten (zweigten, pfropften.) — unvermausgot scheint zu stehen für unvermaulgot, wie

gegen, von welchem die vier folgenden Capitel handeln, ist von dem Unterhause noch bis in die neueste Zeit ausgeübt worden. Das Oberhaus, vor welches, als das oberste Gericht des Landes, die Klage gebracht wird, hat sich nie geweigert sie anzunehmen, in den meisten Fällen aber die Beklagten frey gesprochen oder doch gelinder, als die Klage forderte, gestraft.

In den drey übrigen Capiteln wird die Zusammensetzung und der Geschäftsgang des Unterhauses beschrieben. Schon unter Eduard I. hatte es gegen 300 Mitglieder, nämlich 74 Ritter und 200 Stadt- oder Marktbürger. Eine Zeit lang nahm diese Zahl wieder ab, da manche Wählerschaften der Verbindlichkeit, Abgeordnete zu stellen, auf ihr Gesuch enthoben wurden; z. B. die Stadt Colchester unter Richard II. auf fünf Jahre, zur Vergütung dafür daß sie ihre Mauern hergestellt hatte. Als man das Wahlrecht mehr schätzen und die Kosten weniger scheuen lernte, bewarben sich um dieses Recht Landschaften und Marktflecken, denen es noch nicht zustand. Die Könige ertheilten es bis auf Carl II., der diese Befugniß fallen ließ. Durch die Einung von Schottland und Irland wurde die Zahl der Mitglieder auf 658 gesteigert. Wenigstens 40 müssen gegenwärtig seyn, wenn eine Berathung Statt finden soll. Es sind mancherley Mittel versucht worden, die Mitglieder zur Anwesenheit zu nöthigen, aber meist umsonst. Die ältesten Parlamente dauerten nur acht bis vierzehn Tage; ein Monat erregte schon Murren. Nach und nach verlängerten sich die Sessionen auf zwey bis drey Vierteljahre. Der Beginn der Sitzung ist seit geraumer Zeit nach Mittag; ehedem reichten fünf bis sechs Stunden zu, wenn bedeutende Sachen zur Sprache kamen; jetzt wird oft die doppelte Zeit gesessen. Die Verhandlung über die erste Einführung der Eigenthumsteuer dauerte acht Wochen, von vier Uhr Abends bis zwey Uhr Morgens täglich. Der Ausschüsse, welche auf die Berathung vorzuberathen haben, waren manchmal 25 zu gleicher Zeit. Sonnabends und Sonntags ist keine Sitzung des Hauses. Die Ursache der großen Ausdehnung der Berathungen ist theils die Wichtigkeit der Sachen (da z. B. die ganze Einnahme und Ausgabe des Staates alljährlich festgestellt werden muß), theils ihre Menge (da die meisten Geschäfte, die auf dem festen Lande den Regierungsbehörden obliegen, vor das Parlament kommen), theils endlich die Redseligkeit vieler Abgeordneten.

Sonst pflegten nur wenige zu sprechen; jetzt wird angenommen, daß ungefähr die Hälfte sich zuweilen hören lasse. Großentheils geschieht es nur aus Rücksicht auf die Wähler, die es übel nehmen, wenn ihre Abgeordneten nie auftreten. Ein wirksamerer Damm gegen die Redefluth, als das Recht, welches der Sprecher hat aber selten gebraucht, Abkürzung der Rede zu begehren, ist einestheils das Verbot, auf welchem streng bestanden wird, Geschriebenes vorzutragen und sitzend zu sprechen, anderntheils die Scheu vor Zeichen der Ungeduld und des Spottes, womit das Haus nicht sparsam ist, und wodurch schon manche begabte Leute, z. B. der berühmte Gibbon, abgehalten wurden, eine Rede zu wagen. Doch ist es vorgekommen, daß einer so lange sprach, bis das Haus beynahe leer wurde. Die Regel, daß keiner zweymal spreche, wird großentheils durch die Ausnahme entkräftet, welche ein zweytes Sprechen wegen nöthig befundener Berichtigung gestattet.

Ehedem geschah es nicht selten, daß sehr junge Leute, ja Knaben in das Unterhaus gewählt wurden. Waller, der Dichter, sprach da mit Beyfall, noch nicht siebzehn Jahre alt. Unter Wilhelm III. ward festgesetzt, daß jede Wahl ungültig seyn sollte, deren Erkohrner nicht das ein und zwanzigste Jahr zurückgelegt hätte. Dabey ist es geblieben, jedoch hat man es nicht so streng genommen, daß nicht Einige, wie For, schon vor der Volljährigkeit eintraten. Alsbald nach derselben Erreichung sind die meisten, die sich als Redner hervorgethan haben, Pitt Vater und Sohn, Sheridan, Canning, Peel, in das Unterhaus gekommen, und Burke hat es immer bedauert, daß er dazu erst sechs und dreyßig Jahre alt gelangen konnte.

Nachweisung von Vermögen oder Einkommen war ehemals nicht erforderlich, um wählbar zu seyn. Erst unter der Königin Anna wurde der Besitz eines jährlichen Einkommens von 300 Pf. St. für einen städtischen, und von 600 Pf. für einen land-

schaftlichen Abgeordneten zur Bedingung gemacht, diese jedoch nicht auf Söhne von Mitgliedern des Oberhauses, noch auf die Erwählten der zwey Universitäten, auch nicht auf die Abgeordneten aus Schottland erstreckt. Zuvor waren manchmal unbemittelte und wenig angesehene Leute, unter Jacob II., sagt man, sogar Hausbediente in das Unterhaus geschoben worden. Die Beschränkung der Erwählbarkeit auf Personen selbstständiger Stellung wird sogar von einem Demagogen, Horne Tooke, zweckmäßig befunden. Wird nicht, sagt er, Vermögen, Ansehen und Gewicht des Parlaments durch das Vermögen, Ansehen und Gewicht der einzelnen Mitglieder begründet, so kann seine eingebildete Würde nicht von Dauer seyn.

Die Nachrichten von den Parlamenten vor Carl I. sind lückenhaft und großentheils dürftig. Man sah es ungern, wenn Mitglieder Aufzeichnungen machten. Als die Zeitungsschreiber anfingen, Bruchstücke der Verhandlungen zu liefern, faßte das Unterhaus strenge Beschlüsse gegen die Veröffentlichung, und mancher Buchdrucker mußte knieend Abbitte thun. Erst seit 1771 ließ diese Strenge nach. Die Berichterstatter für die Zeitungen durften sich nun auf der Gallerie des Hauses sehen lassen, und der Druck ihrer Mittheilungen wurde nicht mehr beanstandet. Aus Verfolgten wurden sie sogar Verfolger. Als Wyndham in einem Anfalle übler Laune von den Leuten auf der Gallerie als von einem Gesindel gesprochen hatte, kamen die Zeitungsschreiber und ihre Gehülfen überein, seine Reden nicht mehr aufzunehmen, und straften ihn damit empfindlich. Die alte Ordnung, wornach außer den Mitgliedern des Hauses Niemand bey den Verhandlungen anwesend seyn soll, ist zwar nicht aufgehoben, obgleich darauf mehrmals angetragen wurde; sie wird aber nicht mehr streng gehandhabt. Nur das weibliche Geschlecht ist ausgeschlossen, seitdem einmal, zu Burke's Zeiten, als der Sprecher befohlen hatte, die Männer auf der Gallerie zu entfernen, die weiblichen Anwesenden nicht nur geblieben, sondern deren noch mehr eingedrungen waren, und der Aufforderung abzutreten so lange und so laut widerstanden hatten, daß das Haus dadurch zwey Stunden lang gestört war.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Erstes Quartal. Januar — März.

(Schluß.)

Collecção chronologica dos assentos das casas da supplicação e do civel. Coimbra 1786.

Gasp. Escalono Aguero, Gazophilacium regium Perubicum. Madr. 1775.

Cortes celebradas en los reynados de D. Sancho IV. y de D. Fernando IV. Publicanlas con algunas observaciones los doctores D. Ignacio Jordan de Asso y del Rio y D. Miguel de Manuel y Rodriguez. Madr. 1775.

Manoel Borges Carneiro, Resumo chronologico das leis mais uteis no foro e uso da vida civil publicadas até o presente año de 1818. T. 1 — 3. Lisboa 1818 — 20.

— — —, Mappa chronologico das leis e mais disposições de direito Portuguez publicadas desde 1603 até 1817. Lisboa 1816.

Dr. C. R. Köstlin, Neue Revision der Grundbegriffe des Criminalrechts. Tübingen 1845.

H. Oppenheim, System des Völkerrechts. Frankfurt 1844.

M. G. Massé, Le droit commercial dans ses rapports avec le droit des gens et le droit civil. T. 1 — 3. Paris 1844.

Cl. Th. Perthes, Das deutsche Staatsleben vor der Revolution. Hamburg 1845.

A. G. v. Meyer, Corpus constitutionum Germaniae. Lief. 1. Frankf. 1845.

Kamptz, Prüfung der landständischen Rechte der bürgerlichen Gutsbesitzer in Meklenburg. Lief. 1 — 3. Berlin 1844.

Dr. J. Fr. Böhmer, Die Reichsgesetze von 900 bis 1400. Frankf. 1832.

O. Kuhn, Das Wesen der deutschen Administrativ-Justiz. Dresden 1843.

gegen, von welchem die vier folgenden Capitel handeln, ist von dem Unterhause noch bis in die neueste Zeit ausgeübt worden. Das Oberhaus, vor welches, als das oberste Gericht des Landes, die Klage gebracht wird, hat sich nie geweigert sie anzunehmen, in den meisten Fällen aber die Beklagten frey gesprochen oder doch gelinder, als die Klage forderte, gestraft.

In den drey übrigen Capiteln wird die Zusammensetzung und der Geschäftsgang des Unterhauses beschrieben. Schon unter Eduard I. hatte es gegen 300 Mitglieder, nämlich 74 Ritter und 200 Stadt- oder Marktbürger. Eine Zeit lang nahm diese Zahl wieder ab, da manche Wählerschaften der Verbindlichkeit, Abgeordnete zu stellen, auf ihr Gesuch enthoben wurden; z. B. die Stadt Colchester unter Richard II. auf fünf Jahre, zur Vergütung dafür daß sie ihre Mauern hergestellt hatte. Als man das Wahlrecht mehr schätzen und die Kosten weniger scheuen lernte, bewarben sich um dieses Recht Landschaften und Marktflecken, denen es noch nicht zustand. Die Könige ertheilten es bis auf Carl II., der diese Befugniß fallen ließ. Durch die Einung von Schottland und Irland wurde die Zahl der Mitglieder auf 658 gesteigert. Wenigstens 40 müssen gegenwärtig seyn, wenn eine Berathung Statt finden soll. Es sind mancherley Mittel versucht worden, die Mitglieder zur Anwesenheit zu nöthigen, aber meist umsonst. Die ältesten Parlamente dauerten nur acht bis vierzehn Tage; ein Monat erregte schon Murren. Nach und nach verlängerten sich die Sessionen auf zwey bis drey Vierteljahre. Der Beginn der Sitzung ist seit geraumer Zeit nach Mittag; ehedem reichten fünf bis sechs Stunden zu, wenn bedeutende Sachen zur Sprache kamen; jetzt wird oft die doppelte Zeit gesessen. Die Verhandlung über die erste Einführung der Eigenthumsteuer dauerte acht Wochen, von vier Uhr Abends bis zwey Uhr Morgens täglich. Der Ausschüsse, welche auf die Berathung vorzuberathen haben, waren manchmal 25 zu gleicher Zeit. Sonnabends und Sonntags ist keine Sitzung des Hauses. Die Ursache der großen Ausdehnung der Berathungen ist theils die Wichtigkeit der Sachen (da z. B. die ganze Einnahme und Ausgabe des Staates alljährlich festgestellt werden muß), theils ihre Menge (da die meisten Geschäfte, die auf dem festen Lande den Regierungsbehörden obliegen, vor das Parlament kommen), theils endlich die Redseligkeit vieler Abgeordneten.

Sonst pflegten nur wenige zu sprechen; jetzt wird angenommen, daß ungefähr die Hälfte sich zuweilen hören lasse. Großentheils geschieht es nur aus Rücksicht auf die Wähler, die es übel nehmen, wenn ihre Abgeordneten nie auftreten. Ein wirksamerer Damm gegen die Redefluth, als das Recht, welches der Sprecher hat aber selten gebraucht, Abkürzung der Rede zu begehren, ist einestheils das Verbot, auf welchem streng bestanden wird, Geschriebenes vorzutragen und sitzend zu sprechen, anderntheils die Scheu vor Zeichen der Ungeduld und des Spottes, womit das Haus nicht sparsam ist, und wodurch schon manche begabte Leute, z. B. der berühmte Gibbon, abgehalten wurden, eine Rede zu wagen. Doch ist es vorgekommen, daß einer so lange sprach, bis das Haus beynahe leer wurde. Die Regel, daß keiner zweymal spreche, wird großentheils durch die Ausnahme entkräftet, welche ein zweytes Sprechen wegen nöthig befundener Berichtigung gestattet.

Ehedem geschah es nicht selten, daß sehr junge Leute, ja Knaben in das Unterhaus gewählt wurden. Waller, der Dichter, sprach da mit Beyfall, noch nicht siebzehn Jahre alt. Unter Wilhelm III. ward festgesetzt, daß jede Wahl ungültig seyn sollte, deren Erkohrner nicht das ein und zwanzigste Jahr zurückgelegt hätte. Dabey ist es geblieben, jedoch hat man es nicht so streng genommen, daß nicht Einige, wie Fox, schon vor der Volljährigkeit eintraten. Alsbald nach derselben Erreichung sind die meisten, die sich als Redner hervorgethan haben, Pitt Vater und Sohn, Sheridan, Canning, Peel, in das Unterhaus gekommen, und Burke hat es immer bedauert, daß er dazu erst sechs und dreyßig Jahre alt gelangen konnte.

Nachweisung von Vermögen oder Einkommen war ehemals nicht erforderlich, um wählbar zu seyn. Erst unter der Königin Anna wurde der Besitz eines jährlichen Einkommens von 300 Pf. St. für einen städtischen, und von 600 Pf. für einen land-

Gelehrte Anzeigen.

Herausgegeben

von Mitgliedern der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.

Einundzwanzigster Band.

München,
gedruckt in der k. Central-Schulbuchdruckerey.

Gelehrte Anzeigen.

July bis December.

1845.

München,

im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. July.

Nro. 130. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel's Leben beschrieben durch Karl Rosenkranz. Supplement zu Hegel's Werken. Mit Hegel's Bildniß, gestochen von K. Barth. Berlin 1844.

Georg Wilhelm Friedrich Hegel ist geboren zu Stuttgart, den 27. August 1770. Sein Vater Georg Ludwig Hegel war herzoglicher Rentkammersecretär, später Expeditionsrath zu Stuttgart.

Hegel besuchte von seinem fünften Jahre an die lateinische Schule, und vom siebenten bis achtzehnten Jahre das Gymnasium seiner Vaterstadt. Daß er in seinem zwölften Lebensjahre die Wolfischen Definitionen von der idea clara erlernt und im vierzehnten die sämmtlichen Figuren und Regeln der Schlüsse inne gehabt habe, sagt Hegel selbst in einem amtlichen Schreiben an das preußische Unterrichtsministerium. (Vergl. Hegel's W. XVII. S. 364.) Im fünfzehnten Jahre sammelte er „Definitionen," unter denen sich Bestimmungen über den Begriff des Staates aus Cicero und über den Begriff der Veränderung aus Mendelsohns Phädon finden; die Logik ist definirt als ein „Inbegriff von Regeln des Denkens — abstrahirt aus der Geschichte der Menschheit." Ferner finden sich unter Hegel's Papieren aus jener Zeit nicht nur zu den Psalmen, zu Cicero's Briefen, zu Theokrit, Euripides und insbesondere zu Sophokles sorgfältige Vorbereitungen, sondern es sind auch aus jener ersten Jugendzeit Uebersetzungen von Epiktet's Encheiridion und Longin's Buch über das Erhabene vorhanden und Präparationen zu der Ethik des Aristoteles. Neben diesen Studien las er Lessing und Shakespeare, Klopstok und Wieland, Ramler, deutsche Literaturzeitungen, besonders auch Garve, Ferguson, Rousseau. Alles, was er las und studirte, pflegte er zu excerpiren. Und diese Gewohnheit hat er sein ganzes Leben hindurch beybehalten; wie er als Jüngling Cicero, Plato und Aristoteles, Locke, Hume und Kant excerpirte, so machte er in späteren Jahren weitläufige Auszüge, nicht nur aus solchen Schriften, in denen er Belehrung suchte wie in Creuzer's Symbolik, sondern auch aus solchen, die er bestritt, wie Schleiermacher's Glaubenslehre und Haller's Restauration der Staatswissenschaften, ja aus deutschen Literaturzeitungen, aus englischen und französischen Journalen.

Der Theologie gewidmet bezog Hegel schon im Jahre 1788 die Universität Tübingen. Die meisten Collegien des theologischen Cursus hörte er bey Storr, Exegese bey Schnurrer, Metaphysik und natürliche Theologie bey Flatt. Doch scheint er während seines Aufenthaltes in Tübingen mehr durch Privatstudien, als durch Benützung öffentlicher Vorträge sich fortgebildet zu haben; namentlich ist in seinen Tagebüchern angemerkt, daß er im Jahre 1789 das Studium Kant's mit dem Studium der Vernunftkritik begonnen.

Die Biographie stellt gerade in diesem Zeitraum mehr die äußeren Verhältnisse, als das innere Leben des Jünglings dar. Unter den Ereignissen seines Jugendlebens ist vor allem Hegel's Freundschaft mit Schelling und Hölderlin denkwürdig. Der Geist jener Jugendfreundschaft ist aus jeder Reliquie

jener Zeit zu erkennen: der mächtige Bildungstrieb, der zu jener Zeit in der Menschheit erwachte, hatte auch diese Jünglinge ergriffen, mit frohen Hoffnungen erfüllt und zu kühnen Thaten begeistert. „Lust und Liebe sind die Fittige zu großen Thaten," war der Wahlspruch Hölderlin's, mit dem Hegel Platon, Jacobi und Hippel las und über das ἓν καὶ πᾶν philosophirte. An Schelling schrieb Hegel in einem späteren Briefe vom 4. Februar 1795: „Vernunft und Freyheit bleibe unsre Losung und unser Vereinigungspunkt die unsichtbare Kirche."

Nach der Biographie schrieb Hegel bey Gelegenheit seiner Promotion zum Magister der Philosophie eine Dissertation: „De limite officiorum humanorum, seposita animorum immortalitate. Sectio prior. 4to. 28 pag." und pro candidatura examinis consistorialis 1793 eine kirchengeschichtliche Abhandlung De ecclesiae Wirtembergicae renascentis calamitatibus. Hr. Prof. J. H. Fichte hat in dem neuesten Heft der Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie urkundlich nachgewiesen, daß diese Angaben auf einem Irrthum beruhen, indem er zeigt, daß die erste dieser Abhandlungen von Prof. Bök, die andere vom Kanzler Le Bret ist. Beyde Dissertationen hat Hegel nach der damals in Tübingen herrschenden Sitte nicht geschrieben, sondern nur vertheidigt.

Nach Vollendung der akademischen Studien war Hegel drey Jahre lang Hauslehrer in der Schweiz, im Hause Steiger's von Stschugg in Bern, und später drey Jahre lang Erzieher der Kinder des Kaufmanns Gogel in Frankfurt, wo er mit Hölderlin, Sinclair und andern Freunden zusammentraf. Dieser Zeitraum von sechs Jahren ist für Hegel's innere Entwickelung von entscheidender Wichtigkeit; wir sehen ihn in der ersten Hälfte seine Studien selbstständig fortsetzen, in Frankfurt aber begann er die Resultate seiner Studien innerlich zu sammeln, über seinen geistigen Beruf sich selbst klar zu werden, sein System zu gestalten.

Der Verfasser giebt auf S. 45 fg. u. S. 490 fg. Nachweisungen über Hegel's Studien während seines Aufenthaltes in Bern. Dámals, sagt der Verfasser, „emancipirte Hegel sich völlig von der todten Theologie Tübingens, der Kampf war gewaltig und reflectirt sich auch in der Ungleichheit des Styles seines damaligen Schriftthums. Zuweilen, besonders in exegetischen Versuchen wird er bis zur Trivialität verständig und verständlich, dann wieder, wo es dogmatische Begriffe gilt, wird er dunkel, mystisch." Aus dem Jahre 1795 ist von Hegel's Hand ein Leben Jesu vorhanden, in welchem, wie der Biograph sagt, „Christus als ein reiner, hoher, göttlicher Mensch dargestellt ist, dessen Kampf dem Siege der Tugend über das Laster, der Wahrheit über die Lüge, dem Triumph der Freyheit und Liebe über die Knechtschaft und Feindschaft gilt." Das der Biographie beygegebene Urkundenbuch enthält Fragmente über die Geschichte der Juden, über das Schicksal und seine Versöhnung, über die Liebe und die Scham, über den Gottes- und Menschensohn, über die Wunder, die Taufe, das Abendmahl. Am tiefsten durchdrang ihn in dieser Zeit die Idee der Liebe, aber gemäß seiner geistigen und sittlichen Eigenthümlichkeit faßt er diese Idee nicht sowohl in ihrer metaphysisch-ethischen Bedeutung, als in ihrem dialektischen Wesen. Gleichzeitig mit diesen theologischen Studien setzte er seine geschichtlichen Studien fort, den meisten Fleiß Thucydides widmend und Gibbon und Montesquieu. Das Urkundenbuch enthält eine Reihe historischer Aphorismen, über den Geist der Orientalen, über die Gesetzgebung Lycurg's, über Schiller's dreyßigjährigen Krieg u. s. f.

Auch in Frankfurt setzte Hegel dieselben Studien fort; aber die eigentliche Frucht dieser Periode war die Grundlage seines Systems, das er unter den mannichfachen Studien seiner Jugend in stiller Tiefe in sich ausgebildet hatte. Die Biographie giebt aus einem Manuscript von 120 Bogen auf S. 102 fg. eine Uebersicht von dieser ersten und ursprünglichen Gestalt des Hegel'schen Systems.

Nachdem wir den äußeren Bildungsgang Hegel's bis zu dem Zeitpunkt geistiger Reife und Selbstständigkeit verfolgt, fragen wir, was aus diesem Jüngling geworden, was seines Geistes Beruf und die That seines Lebens war. Um unsere von der Auffassung des Hrn. Rosenkranz abweichende

Ueberzeugung von der wissenschaftlichen und geschichtlichen Bedeutung Hegel's zu begründen, haben wir zuerst den allgemeinen Standpunkt zu bezeichnen, auf den Hegel durch Schelling gehoben wurde, und sodann die besondere Sphäre, in der er eigenthümlich und selbstständig ist, nach ihrem Werthe und ihrer Stellung zu würdigen *).

Die selbstständige That, das eigenthümliche Werk, das Hegel vollbracht, war die Auffassung und Darstellung der Logik aus dem Gesichtspunkte der Naturphilosophie. Zu erkennen, daß dieser Lebensthat des Denkers geistige und sittliche Eigenthümlichkeit vollkommen entsprach, ist das Interesse, welches die Betrachtung seines Lebens gewährt. Kein anderer hätte, was er gethan, zu thun vermocht, aber das, was er geleistet, ist nicht geeignet, die höchsten Bedürfnisse des denkenden und sittlichen Geistes zu befriedigen.

Die Naturphilosophie war der lebendige Mittelpunkt all der Richtungen, die im Gegensatz einerseits gegen die theoretischen Resultate der kritischen Philosophie und andrerseits gegen die ausschließliche Empirie des Materialismus in der ursprünglichen Einheit und Zusammengehörigkeit des Geistes und der Natur, des menschlichen Bewußtseyns und der objectiven Welt ihr gemeinschaftliches Ziel suchen. Die Natur erschien dem menschlichen Geiste wieder belebt, beseelt, begeistet, sie schien gleichen Wesens mit dem Geiste selbst zu seyn. Der Gedanke hörte somit auf, nur eine subjective Bedeutung zu haben: in den Objecten selbst wurde ihr inneres Leben, ihre innere Vernünftigkeit erkannt.

Dieser tiefe und fruchtbare Gedanke von der innern Zweckmäßigkeit und der organischen Lebendigkeit der Natur, die Voraussetzung einer innerlich wirkenden, selbstständigen Bildungskraft in der Natur und in der Geschichte ist das wesentliche Verdienst der Naturphilosophie, und unermeßlich sind die Wirkungen dieses Axioms auf alle Wissenschaften und die Methode ihrer Behandlung. Indessen, wenn dieser Gedanke, anstatt in seiner relativen Bedeutung anerkannt zu werden, zum höchsten Principe gemacht wird, hebt er in dieser falschen Stellung den wahren und gehaltvollen Begriff des Geistes auf und führt zu verderblichen Consequenzen.

Die Einheit von Denken und Seyn, die Indifferenz der Subjectivität und Objectivität, die Identität der Idealität und Realität — alle diese Principien der Naturphilosophie sind nur Abstractionen, abstracte Synthesen abstracter Gegensätze, formelle und unfruchtbare Principien. Das wahrhaft universelle, das wahrhaft höchste Princip der Metaphysik ist nicht nur ein Gegensätze ausgleichendes und Widersprüche versöhnendes, sondern ein geistig und sittlich gehaltvolles Wesen, der Geist der Güte, Wahrheit und Heiligkeit. Der Geist aber ist nur in seiner specifischen Bestimmtheit als Geist erkannt; er ist nicht eine formale Einheit, sondern eine gehaltvolle Einheit, Einigung, Einigkeit; er ist nicht Einheit nur abstracter, sondern Einheit bestimmter Verhältnisse, Einheit lebendiger Kräfte, sittlicher Tugend und geistiger Vollkommenheiten, — er ist Einheit der Freyheit und der Liebe, der Wahrheit und des Friedens. Das einzig wahrhaftige, zuverlässige, fruchtbare Princip der Metaphysik und zugleich der Lebensquell der Natur und des persönlichen Geistes ist die Idee selbstständiger, göttlicher Genugsamkeit.

Da diese Identitätsphilosophie auf abstracten, metaphysischen Principien beruhend, den gehaltvollen Begriff des Geistes nicht in sich schloß, war sie nicht fähig, eine Wissenschaft des sittlichen Geistes aus sich zu erzeugen. Das Kunstwerk, als ein geistiges Naturerzeugniß, in dem alle endlichen Gegensätze wie im organischen Leben der Natur sich

*) Da der Raum dieser Blätter eine ausführliche Polemik nicht gestattet, verweist Referent zur Ergänzung auf seine früheren Darstellungen, und zwar für die metaphysischen und logischen Principien auf die „Idee der Freyheit" S. 141 fg. und auf eine Abhandlung über „die Idee der Wahrheit als wissenschaftliches Princip" in Fichte's Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie (Bd. X. Heft 2. S. 226 fg.), und in Beziehung auf die ethischen Principien, auf seine „Ethik" (Betrachtungen über den Begriff des sittlichen Geistes und über das Wesen der Tugend S. 182 fg.), endlich auf eine Abhandlung über den „Begriff der sittlichen Gemeinschaft" in Fichte's Zeitschrift für Ph. u. sp. Th. (Bd. XIII. Heft 1. S. 69 fg.).

lösen, wurde von ihr für die höchste Offenbarung und Befriedigung des Geistes gehalten. Auch Kant hatte den Begriff der innern Zweckmässigkeit im lebendigen Organismus und im Kunstwerke erkannt und die Fruchtbarkeit dieses Principes eingesehen, aber er blieb nicht bey diesem Naturprincipe stehen, sondern erkannte das Gesetz der freyen Sittlichkeit als ein höheres, erhabeneres Princip an: Kant's „subjectiver Idealismus" war die Wirkung einer sittlich strengen und hochherzigen Gesinnung, die auf der innern Anschauung, wenn auch nicht des höchsten, nicht des vollkommenen, so doch eines erhabenen sittlichen Ideales ruhte.

Die Abhängigkeit seines eigenen Systemes von diesem Natursysteme, welches das Product von Schelling's jugendlicher Begeisterung war, hat Hegel durch sein ganzes Leben mit freyem Urtheil und freudiger Liebe anerkannt. Schon im Jahre 1795 schreibt er aus Bern an Schelling:

„Zu einem gründlichen Studium deiner Schrift hatte ich nicht Zeit. Nur so weit als ich die Hauptideen aufgefaßt habe, sehe ich darin eine Vollendung der Wissenschaft, die uns die fruchtbarsten Resultate geben wird. Ich sehe darin die Arbeit eines Kopfes, auf dessen Freundschaft ich stolz seyn kann, der zu der wichtigen Revolution im Ideensysteme von ganz Deutschland seinen großen Beytrag liefern wird."

Und in gleichem Sinne bezeichnet er in seinen Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie die durch Schelling's Naturphilosophie vollzogene Versöhnung endlicher Gegensätze in der Idee des Absoluten als den Abschluß der Wissenschaft und das Resultat der Weltgeschichte bis zu unsrer Zeit.

Steht indessen Hegel nach seinen allgemeinen Principien ganz auf dem Standpunkt der Naturphilosophie, so hat er doch auf diesem Boden eine, seiner productiven Kraft entsprechende, selbstständige Stellung eingenommen. Aus der Fülle der im Identitätsprincipe eingeschlossenen und verborgenen Principien und Probleme ergriff Hegel, um jene Einheit über sich selbst zu verständigen und vor sich selbst zu rechtfertigen, um ein Princip der Bewegung, des Fortschritts, der Entwicklung zu gewinnen, den Begriff einer mit sich selbst vermittelnden Formthätigkeit, den Begriff der Subjectivität, den Begriff des Begriffs als das höchste Problem, als das selbstständige Princip der Wissenschaft, als das Gesetz der Methode. Die Vernünftigkeit der objectiven Welt suchte er dadurch zu beweisen, daß er im Object selbst die innere Bewegung, den immanenten Fortschritt, die logische Entwicklung des Selbstbewußtseyns nachwies: das Absolute ist ihm also nicht mehr die Indifferenz von Subject und Object, sondern die über das Object übergreifende, sich mit sich selbst vermittelnde Subjectivität.

Zuerst in der Vorrede zur Phänomenologie des Geistes sagt er:

„Es kommt nach meiner Einsicht Alles darauf an, das Wahre nicht als Substanz, sondern eben so sehr als Subject aufzufassen und auszudrücken. — — — Die lebendige Substanz ist das Seyn, welches in Wahrheit Subject, oder was dasselbe heißt, welches in Wahrheit wirklich ist, nur in so ferne sie die Bewegung des sich selbst Setzens oder die Vermittlung des Sichanderswerdens mit sich selbst ist. — Nur diese sich selbst wieder herstellende Gleichheit oder die Reflexion im Anderseyn mit sich selbst, — nicht eine ursprüngliche Einheit als solche oder unmittelbare Einheit als solche, ist das Wahre."

Mit besonderer Beziehung auf das Verhältniß seines Systems zur Naturphilosophie sagt er in den Vorlesungen über Geschichte der Philosophie:

„Die Wahrheit der Natur, die Natur an sich ist intellectuelle Welt. Diesen concreten Inhalt hat Schelling aufgefaßt. Der Mangel ist, daß diese Idee überhaupt und dann die Bestimmungen dieser Idee die Totalität dieser Bestimmungen nicht als durch den Begriff in sich nothwendig gezeigt und entwickelt sind. Es fehlt dieser Form die Entwicklung, die das Logische ist, und die Nothwendigkeit des Fortganges. Die Idee ist Wahrheit und alles Wahre ist die Idee."

(Fortsetzung folgt.)

Ueberzeugung von der wissenschaftlichen und geschichtlichen Bedeutung Hegel's zu begründen, haben wir zuerst den allgemeinen Standpunkt zu bezeichnen, auf den Hegel durch Schelling gehoben wurde, und sodann die besondere Sphäre, in der er eigenthümlich und selbstständig ist, nach ihrem Werthe und ihrer Stellung zu würdigen *).

Die selbstständige That, das eigenthümliche Werk, das Hegel vollbracht, war die Auffassung und Darstellung der Logik aus dem Gesichtspunkte der Naturphilosophie. Zu erkennen, daß dieser Lebensthat des Denkers geistige und sittliche Eigenthümlichkeit vollkommen entsprach, ist das Interesse, welches die Betrachtung seines Lebens gewährt. Kein anderer hätte, was er gethan, zu thun vermocht, aber das, was er geleistet, ist nicht geeignet, die höchsten Bedürfnisse des denkenden und sittlichen Geistes zu befriedigen.

Die Naturphilosophie war der lebendige Mittelpunkt all der Richtungen, die im Gegensatz einerseits gegen die theoretischen Resultate der kritischen Philosophie und andrerseits gegen die ausschließliche Empirie des Materialismus in der ursprünglichen Einheit und Zusammengehörigkeit des Geistes und der Natur, des menschlichen Bewußtseyns und der objectiven Welt ihr gemeinschaftliches Ziel suchen. Die Natur erschien dem menschlichen Geiste wieder belebt, beseelt, begeistet, sie schien gleichen Wesens mit dem Geiste selbst zu seyn. Der Gedanke hörte somit auf, nur eine subjective Bedeutung zu haben: in den Objecten selbst wurde ihr inneres Leben, ihre innere Vernünftigkeit erkannt.

Dieser tiefe und fruchtbare Gedanke von der innern Zweckmäßigkeit und der organischen Lebendigkeit der Natur, die Voraussetzung einer innerlich wirkenden, selbstständigen Bildungskraft in der Natur und in der Geschichte ist das wesentliche Verdienst der Naturphilosophie, und unermeßlich sind die Wirkungen dieses Axioms auf alle Wissenschaften und die Methode ihrer Behandlung. Indessen, wenn dieser Gedanke, anstatt in seiner relativen Bedeutung anerkannt zu werden, zum höchsten Principe gemacht wird, hebt er in dieser falschen Stellung den wahren und gehaltvollen Begriff des Geistes auf und führt zu verderblichen Consequenzen.

Die Einheit von Denken und Seyn, die Indifferenz der Subjectivität und Objectivität, die Identität der Idealität und Realität — alle diese Principien der Naturphilosophie sind nur Abstractionen, abstracte Synthesen abstracter Gegensätze, formelle und unfruchtbare Principien. Das wahrhaft universelle, das wahrhaft höchste Princip der Metaphysik ist nicht nur ein Gegensätze ausgleichendes und Widersprüche versöhnendes, sondern ein geistig und sittlich gehaltvolles Wesen, der Geist der Güte, Wahrheit und Heiligkeit. Der Geist aber ist nur in seiner specifischen Bestimmtheit als Geist erkannt; er ist nicht eine formale Einheit, sondern eine gehaltvolle Einheit, Einigung, Einigkeit; er ist nicht Einheit nur abstracter, sondern Einheit bestimmter Verhältnisse, Einheit lebendiger Kräfte, sittlicher Tugend und geistiger Vollkommenheiten, — er ist Einheit der Freyheit und der Liebe, der Wahrheit und des Friedens. Das einzig wahrhaftige, zuverlässige, fruchtbare Princip der Metaphysik und zugleich der Lebensquell der Natur und des persönlichen Geistes ist die Idee selbstständiger, göttlicher Genugsamkeit.

Da diese Identitätsphilosophie auf abstracten, metaphysischen Principien beruhend, den gehaltvollen Begriff des Geistes nicht in sich schloß, war sie nicht fähig, eine Wissenschaft des sittlichen Geistes aus sich zu erzeugen. Das Kunstwerk, als ein geistiges Naturerzeugniß, in dem alle endlichen Gegensätze wie im organischen Leben der Natur sich

*) Da der Raum dieser Blätter eine ausführliche Polemik nicht gestattet, verweist Referent zur Ergänzung auf seine früheren Darstellungen, und zwar für die metaphysischen und logischen Principien auf die „Idee der Freyheit" S. 141 fg. und auf eine Abhandlung über „die Idee der Wahrheit als wissenschaftliches Princip" in Fichte's Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie (Bd. X. Heft 2. S. 226 fg.), und in Beziehung auf die ethischen Principien, auf seine „Ethik" (Betrachtungen über den Begriff des sittlichen Geistes und über das Wesen der Tugend S. 182 fg.), endlich auf eine Abhandlung über den „Begriff der sittlichen Gemeinschaft" in Fichte's Zeitschrift für Ph. u. sp. Th. (Bd. XIII. Heft 1. S. 69 fg.).

ist selbst das Substantielle und es ist nicht Schuld des Gegenstandes der Logik, wenn sie gehaltlos seyn soll, sondern allein der Art, wie derselbe gefaßt wird. Als Wissenschaft ist die Wahrheit das reine sich entwickelnde Selbstbewußtseyn und hat die Gestalt des Selbsts, daß das Anundfürsichseyende gewußter Begriff, der Begriff als solcher aber das Anundfürsichseyende ist."

Also nicht der Geist ist nach Hegel das an und für sich selbstständige, sondern der objectiv logische Begriff soll dieses selbstständige Princip ~~seyn~~. Er sagt:

„Die reine Wissenschaft enthält den Gedanken, in so ferne er eben so sehr die Sache an sich selbst ist, oder die Sache an sich selbst, in so ferne sie eben so sehr der reine Gedanke ist."

„Der Begriff der Wissenschaft ist, daß die Wahrheit das reine Selbstbewußtseyn sey und die Gestalt des Selbstes habe, daß das an sich Seyende der Begriff, und der Begriff das an sich Seyende ist. Dieses objective Denken ist der Inhalt der reinen Wissenschaft."

„Das System der Logik ist das System der reinen Vernunft, das Reich des reinen Gedankens, dieses Reich ist die Wahrheit selbst, wie sie ohne Hülle an und für sich selbst ist:" — — „die Darstellung Gottes, wie er vor der Erschaffung der Natur und eines endlichen Geistes ist."

Dieß ist der Grundirrthum des Hegel'schen Systems, die Verselbstständigung dieser Abstraction, die Verselbstständigung des objectiven Gedankens. Das Princip der Logik, der Gedanke, ist nicht in dieser Abstraction ein wahres und fruchtbares Princip, sondern der Gedanke ist ein solches Princip nur als eine Verhältnißform des genugsamen Geistes, als ein Act des selbstständigen Geistes der Vollkommenheit. Hegel gewann für die Logik den Begriff des objectiven Gedankens, der objectiven Vernunft: wir bedürfen einer andern Logik, als der Hegel'schen, wir bedürfen für die Logik einen höheren Wahrheitsbegriff, ein erhabeneres Princip, die Idee des göttlichen Gedankens.

Viele haben geglaubt, jenen Grundirrthum der Hegel'schen Philosophie durch den Begriff von der Persönlichkeit des Geistes vollkommen überwinden zu können, indem sie daran erinnerten, daß zu denken, zu wollen, sich zu vermitteln, sich mit sich selbst zusammenzuschließen nur der persönliche Geist vermöge. Indessen, um den lebendigen, gehaltvollen und wahren Wahrheitsbegriff zu gewinnen, dazu genügt es nicht, den Begriff der Subjectivität durch den Begriff der Persönlichkeit zu ergänzen, sondern es kommt für den Begriff der Wahrheit auf den gehaltvollen Begriff des Geistes, auf den metaphysischen und ethischen Gehalt des Wesens an, dessen Act der Gedanke ist. Wahrheit ist Act des Geistes, aber nicht nur des persönlichen, sondern Act des Geistes voll heiliger Liebe und Güte, Act des vollkommenen Geistes: Wahrheit ist die göttliche Heiligkeit und Seligkeit als ihrer selbst bewußte, als sich selbst bezeugende, — die Thathandlung, die Selbstbezeugung der göttlichen Vollkommenheit. Für Hegel, weil er den logischen Begriff zum selbstständigen Principe macht, sind Liebe und Friede, Unschuld und Seligkeit nur „die Hülle," die für ihn dieses „Reich der Wahrheit" verhüllet, wir denken den Gedanken als den Ausdruck uneigennütziger Weisheit, als das Bewußtseyn der heiligen Liebe, als die Selbstbezeugung der Vollkommenheit. Dieser göttliche Gedanke ist der Logik Princip.

Die Energie, ja die productive Kraft, mit der Hegel jenes einseitige Princip ergriff und demselben Allgemeingültigkeit zu vindiciren strebte, erhob ihn über die Beschränktheit, die ein solches Princip in nicht primitiven Geistern wirken muß. Mit Recht sagt der Biograph S. 101:

„Wir sehen Hegel gar nicht, wie man nach manchen Schilderungen seiner Philosophie erwarten sollte, in seiner Jünglingsperiode mit einem dürren, logischen Schematismus sich beschäftigen und dessen Kategorien den äußerlich aufgegriffenen Reichthum des Universums mechanisch einordnen, sondern wir sehen einen gemüthvollen Menschen, der in ungeheurem Wissensdrang sich mit einer gewissen Gleichmäßigkeit um Alles kümmert, dem aber besonders die Geschichte als das Werk des Geistes und die Religion als die universellste Form der Vorstellung, welche sich der geschichtlich erscheinende Geist von seinem Wesen macht, durch das Herz gehen."

Hegel's sittlich geistige Eigenthümlichkeit, die

seinem System den ausschließlich logischen Charakter gab, war nicht Dürftigkeit und Trockenheit, sondern ein innerlicher, mächtiger, productiver, durch die Identitätsphilosophie entzündeter Enthusiasmus für die logische Abstraction, der Geist und Natur, Geschichte und Religion mit seiner Flamme ergriff. Eine solche eigenthümliche Begeisterung für die formelle Wahrheit hat schon Jacobi als logischen Enthusiasmus charakterisirt.

Belegstellen für diese eigenthümliche Richtung auf die formelle Wahrheit, welche der Erkenntnißtrieb in Hegel nahm, sind in allen seinen Schriften; am deutlichsten drückt sich dieser Sinn am Schlusse der Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie aus S. W. Bd. XV, S. 689 u. 690:

„Es ist eine neue Epoche in der Welt entsprungen. Es scheint, daß es dem Weltgeiste jetzt gelungen ist, alles fremde gegenständliche Wesen sich abzuthun, und endlich sich als absoluten Geist zu erfassen, und was ihm gegenständlich wird, aus sich zu erzeugen und es mit Ruhe dagegen in seiner Gewalt zu behalten. Der Kampf des endlichen Selbstbewußtseyns mit dem absoluten Selbstbewußtseyn, das jenem außer ihm erschien, hört auf. Das endliche Selbstbewußtseyn hat aufgehört, endliches zu seyn, und dadurch andererseits das absolute Selbstbewußtseyn die Wirklichkeit erhalten, der es vorher entbehrte. Es ist die ganze bisherige Weltgeschichte überhaupt und die Geschichte der Philosophie insbesondere, welche nur diesen Kampf darstellt, und da an ihrem Ziele zu seyn scheint, wo dieß absolute Selbstbewußtseyn, dessen Vorstellung sie hat, aufgehört hat, ein Fremdes zu seyn, wo also der Geist als Geist wirklich ist. Denn er ist dieß nur, indem er sich selbst als absoluten Geist weiß; und dieß weiß er in der Wissenschaft."

Indem ein solcher logischer Enthusiasmus den menschlichen Gedanken durch die falsche Stellung, die er ihm einräumt, der wahrhaften Realität und der reellen Wahrheit beraubt, ist es ihm unmöglich, den ethischen Geist in die Wissenschaften einzuführen, den wahren Werth der sittlichen Persönlichkeit anzuerkennen, für die erhabene Würde der Tugend, für die sittlichen und religiösen Endzwecke der Geschichte zu begeistern.

Die wahre Wissenschaft des sittlichen Geistes umfaßt nicht nur die Darstellung der objectiven Sittlichkeit, sondern auch die Wissenschaft von der sittlichen Persönlichkeit und die metaphysischen Voraussetzungen für diese beyden Theile der Ethik, die Lehre vom Wesen Gottes, die Idee der göttlichen Heiligkeit. Indem Hegel weder diese metaphysische Grundlage für die subjective und objective Ethik suchte, noch den Begriff der Tugend als sittlicher Persönlichkeit und das System der Tugenden in ihrer Selbstständigkeit erkannte und darstellte, hat seine Darstellung der objectiven Ethik den sittlichen Geist der höheren persönlichen Freyheit und Selbstständigkeit beraubt. Denn auch in dieser Sphäre des sittlichen Geistes hielt Hegel die organische Einheit, die doch bloß ein Naturprincip und ganz unfähig ist, den Begriff geistiger und sittlicher, auf freyer Liebe beruhender Gemeinschaft auszudrücken, für die höchste Form der objectiv sittlichen Verhältnisse. Von diesem Naturprincip ausgehend hat er auch für die Geschichte nur die organische Consequenz postulirt und so den Gegensatz zwischen dem, was ist und seyn soll, beseitigend, nur eine scheinbare Versöhnung der sittlichen Vernunft mit der geschichtlichen Wirklichkeit zu Stande gebracht.

Dieser ausschließlich objectiven Richtung Hegel's gegenüber muß aller Nachdruck auf das Ideal der sittlichen Persönlichkeit gelegt, das Bild des Weisen dargestellt, es müssen gegenüber dieser Richtung die Gränzen bezeichnet werden, innerhalb welcher die Persönlichkeit die unbedingte Pflicht hat, einer bestimmten Gemeinschaft anzugehören, die Wahrheit muß als höchster Zweck der Gemeinschaft anerkannt werden. Sittliche Gemeinschaften sind Vereinigungen persönlicher Wesen in Freyheit und Liebe zur Hervorbringung der sittlichen Welt. Die sittliche Welt ist die Darstellung und Verwirklichung der sittlichen Wahrheit, die persönliche Gemeinschaft der Weisen

ist selbst das Substantielle und es ist nicht Schuld des Gegenstandes der Logik, wenn sie gehaltlos seyn soll, sondern allein der Art, wie derselbe gefaßt wird. Als Wissenschaft ist die Wahrheit das reine sich entwickelnde Selbstbewußtseyn und hat die Gestalt des Selbsts, daß das Anundfürsichseyende gewußter Begriff, der Begriff als solcher aber das Anundfürsichseyende ist."

Also nicht der Geist ist nach Hegel das an und für sich selbstständige, sondern der objectiv logische Begriff soll dieses selbstständige Princip seyn. Er sagt:

„Die reine Wissenschaft enthält den Gedanken, in so ferne er eben so sehr die Sache an sich selbst ist, oder die Sache an sich selbst, in so ferne sie eben so sehr der reine Gedanke ist."

„Der Begriff der Wissenschaft ist, daß die Wahrheit das reine Selbstbewußtseyn sey und die Gestalt des Selbstes habe, daß das an sich Seyende der Begriff, und der Begriff das an sich Seyende ist. Dieses objective Denken ist der Inhalt der reinen Wissenschaft."

„Das System der Logik ist das System der reinen Vernunft, das Reich des reinen Gedankens, dieses Reich ist die Wahrheit selbst, wie sie ohne Hülle an und für sich selbst ist:" — — „die Darstellung Gottes, wie er vor der Erschaffung der Natur und eines endlichen Geistes ist."

Dieß ist der Grundirrthum des Hegel'schen Systems, die Verselbstständigung dieser Abstraction, die Verselbstständigung des objectiven Gedankens. Das Princip der Logik, der Gedanke, ist nicht in dieser Abstraction ein wahres und fruchtbares Princip, sondern der Gedanke ist ein solches Princip nur als eine Verhältnißform des genugsamen Geistes, als ein Act des selbstständigen Geistes der Vollkommenheit. Hegel gewann für die Logik den Begriff des objectiven Gedankens, der objectiven Vernunft: wir bedürfen einer andern Logik, als der Hegel'schen, wir bedürfen für die Logik einen höheren Wahrheitsbegriff, ein erhabeneres Princip, die Idee des göttlichen Gedankens.

Viele haben geglaubt, jenen Grundirrthum der Hegel'schen Philosophie durch den Begriff von der Persönlichkeit des Geistes vollkommen überwinden zu können, indem sie daran erinnerten, daß zu denken, zu wollen, sich zu vermitteln, sich mit sich selbst zusammenzuschließen nur der persönliche Geist vermöge. Indessen, um den lebendigen, gehaltvollen und wahren Wahrheitsbegriff zu gewinnen, dazu genügt es nicht, den Begriff der Subjectivität durch den Begriff der Persönlichkeit zu ergänzen, sondern es kommt für den Begriff der Wahrheit auf den gehaltvollen Begriff des Geistes, auf den metaphysischen und ethischen Gehalt des Wesens an, dessen Act der Gedanke ist. Wahrheit ist Act des Geistes, aber nicht nur des persönlichen, sondern Act des Geistes voll heiliger Liebe und Güte, Act des vollkommenen Geistes: Wahrheit ist die göttliche Heiligkeit und Seligkeit als ihrer selbst bewußte, als sich selbst bezeugende, — die Thathandlung, die Selbstbezeugung der göttlichen Vollkommenheit. Für Hegel, weil er den logischen Begriff zum selbstständigen Principe macht, sind Liebe und Friede, Unschuld und Seligkeit nur „die Hülle," die für ihn dieses „Reich der Wahrheit" verhüllet, wir denken den Gedanken als den Ausdruck uneigennütziger Weisheit, als das Bewußtseyn der heiligen Liebe, als die Selbstbezeugung der Vollkommenheit. Dieser göttliche Gedanke ist der Logik Princip.

Die Energie, ja die productive Kraft, mit der Hegel jenes einseitige Princip ergriff und demselben Allgemeingültigkeit zu vindiciren strebte, erhob ihn über die Beschränktheit, die ein solches Princip in nicht primitiven Geistern wirken muß. Mit Recht sagt der Biograph S. 101:

„Wir sehen Hegel gar nicht, wie man nach manchen Schilderungen seiner Philosophie erwarten sollte, in seiner Jünglingsperiode mit einem dürren, logischen Schematismus sich beschäftigen und dessen Kategorien den äußerlich aufgegriffenen Reichthum des Universums mechanisch einordnen, sondern wir sehen einen gemüthvollen Menschen, der in ungeheurem Wissensdrang sich mit einer gewissen Gleichmäßigkeit um Alles kümmert, dem aber besonders die Geschichte als das Werk des Geistes und die Religion als die universellste Form der Vorstellung, welche sich der geschichtlich erscheinende Geist von seinem Wesen macht, durch das Herz gehen."

Hegel's sittlich geistige Eigenthümlichkeit, die

seinem System den ausschließlich logischen Charakter gab, war nicht Dürftigkeit und Trockenheit, sondern ein innerlicher, mächtiger, productiver, durch die Identitätsphilosophie entzündeter Enthusiasmus für die logische Abstraction, der Geist und Natur, Geschichte und Religion mit seiner Flamme ergriff. Eine solche eigenthümliche Begeisterung für die formelle Wahrheit hat schon Jacobi als logischen Enthusiasmus charakterisirt.

Belegstellen für diese eigenthümliche Richtung auf die formelle Wahrheit, welche der Erkenntnißtrieb in Hegel nahm, sind in allen seinen Schriften; am deutlichsten drückt sich dieser Sinn am Schlusse der Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie aus S. W. Bd. XV, S. 689 u. 690:

„Es ist eine neue Epoche in der Welt entsprungen. Es scheint, daß es dem Weltgeiste jetzt gelungen ist, alles fremde gegenständliche Wesen sich abzuthun, und endlich sich als absoluten Geist zu erfassen, und was ihm gegenständlich wird, aus sich zu erzeugen und es mit Ruhe dagegen in seiner Gewalt zu behalten. Der Kampf des endlichen Selbstbewußtseyns mit dem absoluten Selbstbewußtseyn, das jenem außer ihm erschien, hört auf. Das endliche Selbstbewußtseyn hat aufgehört, endliches zu seyn, und dadurch andererseits das absolute Selbstbewußtseyn die Wirklichkeit erhalten, der es vorher entbehrte. Es ist die ganze bisherige Weltgeschichte überhaupt und die Geschichte der Philosophie insbesondere, welche nur diesen Kampf darstellt, und da an ihrem Ziele zu seyn scheint, wo dieß absolute Selbstbewußtseyn, dessen Vorstellung sie hat, aufgehört hat, ein Fremdes zu seyn, wo also der Geist als Geist wirklich ist. Denn er ist dieß nur, indem er sich selbst als absoluten Geist weiß; und dieß weiß er in der Wissenschaft."

Indem ein solcher logischer Enthusiasmus den menschlichen Gedanken durch die falsche Stellung, die er ihm einräumt, der wahrhaften Realität und der reellen Wahrheit beraubt, ist es ihm unmöglich, den ethischen Geist in die Wissenschaften einzuführen, den wahren Werth der sittlichen Persönlichkeit anzuerkennen, für die erhabene Würde der Tugend, für die sittlichen und religiösen Endzwecke der Geschichte zu begeistern.

Die wahre Wissenschaft des sittlichen Geistes umfaßt nicht nur die Darstellung der objectiven Sittlichkeit, sondern auch die Wissenschaft von der sittlichen Persönlichkeit und die metaphysischen Voraussetzungen für diese beyden Theile der Ethik, die Lehre vom Wesen Gottes, die Idee der göttlichen Heiligkeit. Indem Hegel weder diese metaphysische Grundlage für die subjective und objective Ethik suchte, noch den Begriff der Tugend als sittlicher Persönlichkeit und das System der Tugenden in ihrer Selbstständigkeit erkannte und darstellte, hat seine Darstellung der objectiven Ethik den sittlichen Geist der höheren persönlichen Freyheit und Selbstständigkeit beraubt. Denn auch in dieser Sphäre des sittlichen Geistes hielt Hegel die organische Einheit, die doch bloß ein Naturprincip und ganz unfähig ist, den Begriff geistiger und sittlicher, auf freyer Liebe beruhender Gemeinschaft auszudrücken, für die höchste Form der objectiv sittlichen Verhältnisse. Von diesem Naturprincip ausgehend hat er auch für die Geschichte nur die organische Consequenz postulirt und so den Gegensatz zwischen dem, was ist und seyn soll, beseitigend, nur eine scheinbare Versöhnung der sittlichen Vernunft mit der geschichtlichen Wirklichkeit zu Stande gebracht.

Dieser ausschließlich objectiven Richtung Hegel's gegenüber muß aller Nachdruck auf das Ideal der sittlichen Persönlichkeit gelegt, das Bild des Weisen dargestellt, es müssen gegenüber dieser Richtung die Gränzen bezeichnet werden, innerhalb welcher die Persönlichkeit die unbedingte Pflicht hat, einer bestimmten Gemeinschaft anzugehören, die Wahrheit muß als höchster Zweck der Gemeinschaft anerkannt werden. Sittliche Gemeinschaften sind Vereinigungen persönlicher Wesen in Freyheit und Liebe zur Hervorbringung der sittlichen Welt. Die sittliche Welt ist die Darstellung und Verwirklichung der sittlichen Wahrheit, die persönliche Gemeinschaft der Weisen

war, während umgekehrt die Astronomen, welche ungeachtet dieser Erfahrung zwischen Mars und Jupiter einen Planeten suchten, der aprioristischen Nothwendigkeit folgten. Außer den öffentlichen Vorlesungen beschäftigte ihn gemeinschaftlich mit Schelling im Jahre 1802 und 1803 die Herausgabe des kritischen Journals für Philosophie. Schelling nannte Hegel einen „kategorischen Menschen, der die vielen Umstände mit der Philosophie nicht leiden kann."

Auf die Masse der Studirenden, sagt Rosenkranz, habe Hegel keinen Einfluß gehabt, „er war nur als eine seltsame Obscurität bekannt, und wer einmal bey einem jüngeren Docenten es versuchen wollte, ging lieber zu Fries. Desto fester hielt ein kleiner Kreis von Anhängern und Bewunderern, dessen Enthusiasmus sich vorzüglich in den letzten Jahren von Hegel's Jenenser Aufenthalt außerordentlich steigerte."

Die reifste Frucht seines Aufenthaltes in Jena ist die Phänomenologie des Geistes, die im Jahre 1807 erschien. In diesem Buche hatte er zuerst sein eigenthümliches Talent für wissenschaftliche Methode dargelegt. Indessen ist der Werth dieser Methode nur ein relativer, nur in der Angemessenheit der Methode für das Princip seiner Philosophie begründeter; so wenig die absolute Idee im Sinne Hegel's die Fülle der göttlichen Wahrheit umfaßt, eben so wenig ist die Methode der absoluten Negativität im Stande, die Selbstentfaltung des gehaltvollen Geistes, den Geist in seiner Unendlichkeit darzustellen.

Obgleich Hegel im Jahre 1805 eine außerordentliche Professur zu Theil wurde, war er doch durch manchfach drängende Verhältnisse gezwungen, Jena zu verlassen. Er zog nach Bamberg, um die Redaction einer politischen Zeitung zu übernehmen. Hier blieb er vom Jahre 1807 bis 1808, bis ihm von seinem Freund Niethammer, der auch in Jena in allen Angelegenheiten sein treuer Berather gewesen war, das Rectorat am Gymnasium zu Nürnberg angeboten wurde. Ueber den Geist, in welchem Hegel dieses Amt bekleidete, hat der Biograph nur dürftige Mittheilungen gemacht, indem er sich vorzugsweise auf Hegel's Schulreden, die Schrift des Gymnasialdirectors Kapp in Ham und die Recension dieser Schrift durch L. v. J. in den Münchner Gelehrten-Anzeigen beruf. Hegel ertheilte nach der damals in Bayern herrschenden Einrichtung in den vier obersten Cursen des Gymnasiums philosophischen Unterricht. Der Biograph theilt das Normativ der obersten Schulbehörden mit, welches demselben maßgebend zu Grunde lag. So betrachtete Hegel diese Stellung als Rector des Gymnasiums nicht sowohl als eine Hemmung, sondern vielmehr als eine Förderung seines innern philosophischen Berufes, und sagte wiederholt bey officiellen Veranlassungen, daß die Nothwendigkeit, seinem Vortrage die größtmöglichste Verständlichkeit zu geben, ihn wesentlich gefördert habe.

In Nürnberg erschien das wahre Werk seines Lebens „die Wissenschaft der Logik 1812—1816." Dieses Werk erregt durch die Kraft der Abstraction, welche ungetrübt durch andere Bestandtheile sich erhält und durch den strengen Ernst der wissenschaftlichen Form unsere Bewunderung und unser Erstaunen. Aber wir bedürfen einer anderen Logik, als dieser Logik der Naturphilosophie, wir bedürfen einer Logik, deren Princip der gehaltvolle und productive Gedanke, deren Problem die gehaltvolle Wahrheit ist, d. i. die Wahrheit als Thathandlung des Geistes der Vollkommenheit.

Hegel war hier in Nürnberg nicht nur durch seine Wissenschaft, er war auch durch Freundschaft und Liebe beglückt. Im Jahre 1811 vermählte er sich mit Maria v. Tucher, der er bis zum Ende seines Lebens in inniger Eintracht verbunden war. Die Briefe des Bräutigams an die Braut sind voll Innigkeit und sittlicher Würde. Viele mag diese glühende Leidenschaft des ernsten Mannes überraschen. — Auch lebte Hegel in freundschaftlichem Umgang mit Paulus und Seebeck, mit Schweigger, Schubert, Kanne und mit Pfaff, der damals noch nicht Professor in Erlangen war, wie der Verf. sagt, sondern in Nürnberg lebte. Pfaff bestritt zuerst Hegel's Aeußerung über Newton und bekämpfte Hegel's Logik in humoristischen Briefen, die er in folgender Art begann: „Philosopho mathematicus infestissimus Salutem." Oder: „Philosopho novi mundi intelligibilis inventori mathematicus in-

capax sciendique cupidissimum Salutem plurimam.“ Zugleich unterhielt Hegel einen lebhaften und fruchtbaren wissenschaftlichen Verkehr mit seinen Freunden Sinclair, Windischmann, Thaden, Berger und van Ghert.

Die Sehnsucht nach einer akademischen Wirksamkeit war in Hegel sehr hoch gestiegen, als er zu gleicher Zeit einen Ruf nach Heidelberg, nach Berlin und nach Erlangen erhielt. Er folgte im Jahre 1816 dem Ruf nach Heidelberg, wo ihn seine alten Freunde Schelver, Thibaut und Paulus erwarteten, wo Creuzer und Daub ihn freudig begrüßten.

Auch in Heidelberg, wie früher in Jena, fand Hegel nur wenige Zuhörer. „Obwohl er Viele unwiderstehlich anzog, gingen doch die Meisten nach Jugendweise scheu um ihn herum.“ Er widmete aber seinen Vorlesungen den größten und ausdauerndsten Fleiß, und die Frucht dieser Vorbereitung für die öffentlichen Vorträge war die erste Ausgabe der „Encyclopädie der philosophischen Wissenschaften,“ von der der Biograph mit Recht sagt, daß sie durch den schöpferischen Hauch der ersten Production eine charaktervolle Eigenthümlichkeit habe. In den Heidelberger Jahrbüchern erschien unter andern Aufsätzen auch seine Abhandlung über die Verhandlungen der Landstände des Königreichs Würtemberg.

Schon im Jahre 1818 verließ Hegel diesen schönen Aufenthalt, einem Rufe nach Berlin folgend. Er war der Ueberzeugung, daß Berlin für die Philosophie eine geeignetere Sphäre seyn werde, als Heidelberg mit seinen reizenden romantischen Umgebungen.

„Die heiterste Zuversicht durchdrang ihn. Alle Briefe, welche er in dieser Beziehung während des Sommers 1818 an seine im Bad zu Schwalbach befindliche Frau schrieb, sind von der größten Vorliebe für Berlin durchdrungen. Alles legt er zum Besten aus. In die Eigenheiten Berlins findet er sich schnell hinein. Alles stellt ihn zufrieden und die kühnsten Hoffnungen für seine Wirksamkeit breiten sich mit behaglichem Lächeln aus.“

Auch gewann er in Berlin allmählig sehr ausgebreitete und tiefgreifende Wirksamkeit als akademischer Lehrer. Solger schrieb an Tieck den 26. April 1818:

„Meine Collegia sind nun auch wieder im Gange, der Zuhörer aber wieder nur wenige. Ich bin begierig, was Hegel's Gegenwart für eine Wirkung machen wird. Gewiß glauben Viele, daß mir seine Anstellung unangenehm sey, und doch habe ich ihn zuerst vorgeschlagen und kann versichern, daß, wenn ich etwas von ihm erwarte, es nur eine größere Belebung des Sinns für Philosophie, also etwas Gutes ist. Als ich noch neben Fichte stand, hatte ich zehnmal so viel Zuhörer als jetzt. Ich verehre Hegel sehr, und stimme in vielen Stücken höchst auffallend mit ihm überein.“

Und am 22. Nov. 1818:

„Ich war begierig, was der gute Hegel hier für einen Eindruck machen würde. Es spricht Niemand von ihm, denn er ist still und fleißig. Es dürfte nur der dümmste Nachbeter hergekommen seyn, dergleichen sie gar gerne einen hätten, so würde großer Lärm geschlagen und die Studirenden zu Heil und Rettung ihrer Seelen in seine Collegia gewiesen werden.“

Aber schon im October 1820 schrieb Göthe an Hegel:

„Mit Freuden höre ich von manchem Orte her, daß Ihre Bemühung, junge Männer nachzubilden, die besten Früchte bringt, und es thut freylich Noth, daß in dieser wunderlichen Zeit irgendwo aus einem Mittelpunkt eine Lehre sich verbreite, woraus theoretisch und poetisch ein Leben zu fördern sey.“

Hegels Vorträge zeichneten sich besonders durch die productive Kraft aus; er erzeugte den Gedanken im Moment des Vortrags. Für die Beförderung des philosophischen Studiums in Berlin war im dritten Decennium unsers Jahrhunderts die gleichzeitige und gegenseitig sich ergänzende Wirksamkeit Hegel's und Schleiermacher's von entschiedener Bedeutung. Während beyde Männer ihren Zuhörern durch ihre Vorträge einen großen und der Wissenschaft würdigen Maaßstab für das Studium der Wissenschaften überhaupt und insbesondere der Philosophie gaben, wirkten sie doch in entgegengesetztem, sich gegenseitig ergänzendem Sinne, indem Hegel den Sinn für strenge wissenschaftliche Form und jenen logischen Enthusiasmus erweckte, der seine Zuhörer fähig machen sollte, ihre ganze Persönlichkeit der Wissenschaft zu opfern, Schleiermacher aber seine Schüler anregte, ihre geistige und sittliche Eigenthümlichkeit durch die Wissenschaft auszubilden. Indessen um einen Lehrer, wie Fichte war, zu ersetzen, hätten

war, während umgekehrt die Astronomen, welche ungeachtet dieser Erfahrung zwischen Mars und Jupiter einen Planeten suchten, der aprioristischen Nothwendigkeit folgten. Außer den öffentlichen Vorlesungen beschäftigte ihn gemeinschaftlich mit Schelling im Jahre 1802 und 1803 die Herausgabe des kritischen Journals für Philosophie. Schelling nannte Hegel einen „kategorischen Menschen, der die vielen Umstände mit der Philosophie nicht leiden kann."

Auf die Masse der Studirenden, sagt Rosenkranz, habe Hegel keinen Einfluß gehabt, „er war nur als eine seltsame Obscurität bekannt, und wer einmal bey einem jüngeren Docenten es versuchen wollte, ging lieber zu Fries. Desto fester hielt ein kleiner Kreis von Anhängern und Bewunderern, dessen Enthusiasmus sich vorzüglich in den letzten Jahren von Hegel's Jenenser Aufenthalt außerordentlich steigerte."

Die reifste Frucht seines Aufenthaltes in Jena ist die Phänomenologie des Geistes, die im Jahre 1807 erschien. In diesem Buche hatte er zuerst sein eigenthümliches Talent für wissenschaftliche Methode dargelegt. Indessen ist der Werth dieser Methode nur ein relativer, nur in der Angemessenheit der Methode für das Princip seiner Philosophie begründeter; so wenig die absolute Idee im Sinne Hegel's die Fülle der göttlichen Wahrheit umfaßt, eben so wenig ist die Methode der absoluten Negativität im Stande, die Selbstentfaltung des gehaltvollen Geistes, den Geist in seiner Unendlichkeit darzustellen.

Obgleich Hegel im Jahre 1805 eine außerordentliche Professur zu Theil wurde, war er doch durch manchfach drängende Verhältnisse gezwungen, Jena zu verlassen. Er zog nach Bamberg, um die Redaction einer politischen Zeitung zu übernehmen. Hier blieb er vom Jahre 1807 bis 1808, bis ihm von seinem Freund Niethammer, der auch in Jena in allen Angelegenheiten sein treuer Berather gewesen war, das Rectorat am Gymnasium zu Nürnberg angeboten wurde. Ueber den Geist, in welchem Hegel dieses Amt bekleidete, hat der Biograph nur dürftige Mittheilungen gemacht, indem er sich vorzugsweise auf Hegel's Schulreden, die Schrift des Gymnasialdirectors Kapp in Ham und die Recension dieser Schrift durch L. v. J. in den Münchner Gelehrten-Anzeigen berief. Hegel ertheilte nach der damals in Bayern herrschenden Einrichtung in den vier obersten Cursen des Gymnasiums philosophischen Unterricht. Der Biograph theilt das Normativ der obersten Schulbehörden mit, welches denselben maßgebend zu Grunde lag. So betrachtete Hegel diese Stellung als Rector des Gymnasiums nicht sowohl als eine Hemmung, sondern vielmehr als eine Förderung seines innern philosophischen Berufes, und sagte wiederholt bey officiellen Veranlassungen, daß die Nothwendigkeit, seinem Vortrage die größtmöglichste Verständlichkeit zu geben, ihn wesentlich gefördert habe.

In Nürnberg erschien das wahre Werk seines Lebens „die Wissenschaft der Logik 1812—1816." Dieses Werk erregt durch die Kraft der Abstraction, welche ungetrübt durch andere Bestandtheile sich erhält und durch den strengen Ernst der wissenschaftlichen Form unsere Bewunderung und unser Erstaunen. Aber wir bedürfen einer anderen Logik, als dieser Logik der Naturphilosophie, wir bedürfen einer Logik, deren Princip der gehaltvolle und productive Gedanke, deren Problem die gehaltvolle Wahrheit ist, d. i. die Wahrheit als Thathandlung des Geistes der Vollkommenheit.

Hegel war hier in Nürnberg nicht nur durch seine Wissenschaft, er war auch durch Freundschaft und Liebe beglückt. Im Jahre 1811 vermählte er sich mit Maria v. Tucher, der er bis zum Ende seines Lebens in inniger Eintracht verbunden war. Die Briefe des Bräutigams an die Braut sind voll Innigkeit und sittlicher Würde. Viele mag diese glühende Leidenschaft des ernsten Mannes überraschen. — Auch lebte Hegel in freundschaftlichem Umgang mit Paulus und Seebeck, mit Schweigger, Schubert, Kanne und mit Pfaff, der damals noch nicht Professor in Erlangen war, wie der Verf. sagt, sondern in Nürnberg lebte. Pfaff bestritt zuerst Hegel's Aeußerung über Newton und bekämpfte Hegel's Logik in humoristischen Briefen, die er in folgender Art begann: „Philosopho mathematicus infestissimus Salutem." Oder: „Philosopho novi mundi intelligibilis inventori mathematicus in-

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. July.

Nro. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Chronik des edeln en Ramon Muntaner, herausgegeben von Dr. Karl Lanz. Stuttgart, auf Kosten des literarischen Vereins, 1844. XXXVI und 550 Seiten. 8.

Diese Chronik zeichnet sich, abgesehen von ihrem Inhalt, in der ursprünglichen Gestalt, in der sie hier erscheint, durch eine Eigenheit aus, die wenige Bücher von gleichem Werthe mit ihr gemein haben werden. Sie ist in einer Schriftsprache geschrieben, die nach der Hand zum fast nur mehr mündlichen Volksdialekt herabgekommen ist. Als Gegenstück aus dem Bereich der germanischen Sprachen könnte höchstens irgend eine bessere unter den alten niederdeutsch verfaßten Chroniken aufgestellt werden, wobey man aber finden dürfte, daß jenes Niederdeutsche von dem herrschend gewordenen Hochdeutschen nicht so weit absteht als Muntaner's (⏑⏑⏓) Catalanisches von dem eben so herrschenden Castillischen. Ref. (um einen Augenblick aus der in der Bücherwelt als Bescheidenheitsformel geltenden wir, wenn auch nicht ganz in das anmaßend vortretende ich, zu fallen) kann sichs nicht versagen, zu bemerken, wie er sich gefreut, Laute und Worte, die er in jüngern Tagen oft und viel zu hören im Falle gewesen, nach vierzig Jahren als alte, obschon fast vergessene Bekannte schwarz auf weiß in dem neuen bequemen Buche wiederzufinden. So selten ist, und nicht bloß bey uns, ein catalanisches Druckwerk, zumal ein solches, das nicht unter die alten unhandsamen Folianten gehörte.

Die schon im J. 1325 geschriebene Chronik ist, so viel bekannt, erst im zweyten Jahrhundert der Buchdruckerkunst und zwar öfter nacheinander zum Drucke gekommen. Diese Ausgaben aber, man kennt eine von 1558 und eine von 1562, sind dermalen große Seltenheiten geworden.

Sehr wohl benutzt, aber nur gelegenheitlich neben Pachymerius als Quelle angegeben von Fr. de Moncada (Espedicion de los Catalanes y Aragoneses contra Turcos y Griegos. Barcelon 1623, Madrid 1805, deutsch durch Spazier 1828) hat sie nicht wie das Werk des letzteren das Glück gehabt in Spanien selbst neuerdings abgedruckt zu werden, entweder weil ihrem Inhalt irgend eine mächtige Ungunst entgegenwirkte oder aber noch wahrscheinlicher, weil sie eben in der Mundart geschrieben ist. Den nahe liegenden Gedanken, sie in eine der geläufigern Sprachen zu übertragen, hatte schon 1596 M. Montade gehabt, dessen castillische Arbeit (Barcelona 1596) aber mehr Umschreibung als Uebersetzung seyn soll. Dieser Gedanke ist erst neuester Zeit (1824) durch J. A. Buchon wieder aufgenommen worden, der in seiner Collection des chroniques nationales Françaises diese Chronik französisch und mit Anmerkungen geliefert hat. Ihm folgte ein Deutscher, Prof. Dr. K. Fr. W. Lanz in Gießen, dessen Uebersetzung (Leipzig 1842 — 3) in zwey Bänden erschienen ist. Fast gleichzeitig mit dieser deutschen Uebertragung ist von F. Moisé, dem Verf. der Storia de' domini stranieri in Italia eine italienische ans Licht gefördert worden in einem Buche, das unter dem Titel Due cronache Catalane nach Muntaner's Chronik auch die des Bernard d'Esclot enthält.

Bey der Spärlichkeit vorhandener Hülfsmittel hatte den schwersten Theil der Arbeit zu bestehen, wer sich der erste an sie gewagt. Kein Wunder, daß der deutsche Uebersetzer, der die Gelegenheit wahrnahm, sich mit einem gebornen Catalanen zu berathen, an dem Werke Buchon's manches auszustellen fand. Indessen hat dieser selbst, nach fernern Studien, die er deßhalb persönlich in Catalonien gemacht, eine verbesserte Ausgabe geliefert, die wir übrigens nur in so weit kennen, als sie der Italiener, der seinerseits ebenfalls von Catalanen unterstützt war, vor Augen gehabt haben muß. Das Verdienst aber, das Original selbst jedem Freunde solcher Seltenheiten zugänglich gemacht zu haben, gebührt dem genannten unsern Landsmann und dem literarischen Verein zu Stuttgart. Und es ist ein Verdienst; denn wenn auch ein größeres Publicum und selbst der einzelne Historiker, dem es eben nur um die Thatsachen als solche zu thun ist, durch diese Uebertragungen befriedigt seyn kann, so wird doch das Original selbst, falls auch nicht größere Sicherheit, was die Facta betrifft, einen nicht gering anzuschlagenden Vortheil mehr, nämlich den gewähren, das, was sich nicht mit übertragen läßt, das Alterthümliche, Naive, um nicht zu sagen Gemüthliche in der Sprache des ehrenfesten alten Degens mit genießen zu lassen.

Der Titel, welcher den Ausgaben des Originals, augenscheinlich nicht der Urschrift des Verfassers selbst vorangesetzt ist, lautet: Chrónica o descripció dels fets e hazányes del inclyt rey don Jaume primer rey d'Aragó, de Mallórques e de Valencia, compte de Barcelona e de Muntpesller e de molts de sos descendents feta per lo magnifich en Ramon Muntanér, lo qual servi axi al dit inclyt rey don Jaume com a sos fills e descendents e s' trobá present a les coses contengudes en la present historia.

Was M. gewollt, spricht er selber am besten gleich im ersten Capitel aus, wo er, der Sechziger, sich in einem Traumgesichte sagen läßt: Erheb dich, Muntaner, und mache ein Buch von den Wundern, die Gott gewirkt hat in so manchem Streit (32 Schlachten), woran du Theil gehabt. Verliehen hat der Herr dir so langes Leben und Wohlergehen, erstlich weil du oft und vielmal, da du zu befehlen hattest zu Wasser und zu Lande, weniger Uebles hast gethan als wohl in deiner Macht gestanden, zum andern weil du Vielen und Mächtigen, die in deine Hand gerathen, Böses nicht mit Bösem sondern mit Gutem vergolten, drittens weil Gott will, daß du Kunde gebest von all diesen Abenteuern und Wundergeschichten; denn heute ist kein andrer mehr im Leben, der davon sagen könnte mit Wahrheit so wie du.

Wenn er nun seine Erzählung damit beginnt, wie in seinem Vaterhause zu Peralada, einer Stadt Cataloniens, im J. 1274 König Jacob (Jaume), ein Absteigquartier genommen, bemerkt er ausdrücklich, dergleichen erzähle er, damit jederman wisse, daß er als neunjähriger Knabe diesen König selbst gesehen, wie er denn nur von solchen Dingen reden wolle, die zu seiner Zeit geschehen sind.

Dieß ist indessen nicht so zu nehmen, daß es ihn hätte hindern sollen, bis auf 9 Monate vor dieses selbstgesehenen Königs Jacob Geburtsstunde, nämlich auf ein von ihm sogenanntes Wunder zurückzugreifen, bey welchem moralischer Ehebruch, wohlgemeinter Betrug und kirchliche Frömmigkeit auf seltsame Weise zusammenwirken, eine Geschichte, die einer der Novellen des Boccaccio (III. 9.) auffallend ähnlich ist. Was er weiter aus der Zeit von 1207 bis zu der, wo er selber beobachten oder mithandeln konnte, nämlich aus der Peter's II. † 1213, des genannten Jacob † 1276, Peter's III. † 1285, sodann der Söhne des letztern mit allerley aus dem Leben gegriffenen Einzelheiten vorbringt, kann etwa unter Ausnahme dessen, was jener König Jacob selbst in eine Art Chronik seiner Zeit (gedruckt Barcelona 1557) niedergelegt hatte, nur der mehr oder minder treue an seinen persönlichen Ansichten gebrochene Wiederhall mündlicher Erzählungen und Berichte Anderer seyn, und so mag dieß Buch in seinen ersten zwey Dritteln immerhin als das, was man in jenen Zeiten eine Chronik nannte, genommen werden, in welcher das für uns nicht am wenigsten anziehende eben jene Ansichten des Zeitgenossen sind. Ihr Inhalt ist der leider gewöhnliche aller sogenannten Geschichte. Selbstsucht, Uebermuth, Raub und Brand und Mord, in großem Maßstab und

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. July.

Nro. 133. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Chronik des edeln en Ramon Muntaner, herausgegeben von Dr. Karl Lanz. Stuttgart, auf Kosten des literarischen Vereins, 1844. XXXVI und 550 Seiten. 8.

Diese Chronik zeichnet sich, abgesehen von ihrem Inhalt, in der ursprünglichen Gestalt, in der sie hier erscheint, durch eine Eigenheit aus, die wenige Bücher von gleichem Werthe mit ihr gemein haben werden. Sie ist in einer Schriftsprache geschrieben, die nach der Hand zum fast nur mehr mündlichen Volksdialekt herabgekommen ist. Als Gegenstück aus dem Bereich der germanischen Sprachen könnte höchstens irgend eine bessere unter den alten niederdeutsch verfaßten Chroniken aufgestellt werden, wobey man aber finden dürfte, daß jenes Niederdeutsche von dem herrschend gewordenen Hochdeutschen nicht so weit absteht als Muntaner's (⏑⏑⏓) Catalanisches von dem eben so herrschenden Castillischen. Ref. (um einen Augenblick aus der in der Bücherwelt als Bescheidenheitsformel geltenden wir, wenn auch nicht ganz in das anmaßend vortretende ich, zu fallen) kann sichs nicht versagen, zu bemerken, wie er sich gefreut, Laute und Worte, die er in jüngern Tagen oft und viel zu hören im Falle gewesen, nach vierzig Jahren als alte, obschon fast vergessene Bekannte schwarz auf weiß in dem neuen bequemen Buche wiederzufinden. So selten ist, und nicht bloß bey uns, ein catalanisches Druckwerk, zumal ein solches, das nicht unter die alten unhandsamen Folianten gehörte.

Die schon im J. 1325 geschriebene Chronik ist, so viel bekannt, erst im zweyten Jahrhundert der Buchdruckerkunst und zwar öfter nacheinander zum Drucke gekommen. Diese Ausgaben aber, man kennt eine von 1558 und eine von 1562, sind dermalen große Seltenheiten geworden.

Sehr wohl benutzt, aber nur gelegenheitlich neben Pachymerius als Quelle angegeben von Fr. de Moncada (Espedicion de los Catalanes y Aragoneses contra Turcos y Griegos. Barcelon 1623, Madrid 1805, deutsch durch Spazier 1828) hat sie nicht wie das Werk des letzteren das Glück gehabt in Spanien selbst neuerdings abgedruckt zu werden, entweder weil ihrem Inhalt irgend eine mächtige Ungunst entgegenwirkte oder aber noch wahrscheinlicher, weil sie eben in der Mundart geschrieben ist. Den nahe liegenden Gedanken, sie in eine der geläufigern Sprachen zu übertragen, hatte schon 1596 M. Montade gehabt, dessen castillische Arbeit (Barcelona 1596) aber mehr Umschreibung als Uebersetzung seyn soll. Dieser Gedanke ist erst neuester Zeit (1824) durch J. A. Buchon wieder aufgenommen worden, der in seiner Collection des chroniques nationales Françaises diese Chronik französisch und mit Anmerkungen geliefert hat. Ihm folgte ein Deutscher, Prof. Dr. K. Fr. W. Lanz in Gießen, dessen Uebersetzung (Leipzig 1842 — 3) in zwey Bänden erschienen ist. Fast gleichzeitig mit dieser deutschen Uebertragung ist von F. Moisé, dem Verf. der Storia de' domini stranieri in Italia eine italienische ans Licht gefördert worden in einem Buche, das unter dem Titel Due cronache Catalane nach Muntaner's Chronik auch die des Bernard d'Esclot enthält.

Bey der Spärlichkeit vorhandener Hülfsmittel hatte den schwersten Theil der Arbeit zu bestehen, wer sich der erste an sie gewagt. Kein Wunder, daß der deutsche Uebersetzer, der die Gelegenheit wahrnahm, sich mit einem gebornen Catalanen zu berathen, an dem Werke Buchon's manches auszustellen fand. Indessen hat dieser selbst, nach fernern Studien, die er deßhalb persönlich in Catalonien gemacht, eine verbesserte Ausgabe geliefert, die wir übrigens nur in so weit kennen, als sie der Italiener, der seinerseits ebenfalls von Catalanen unterstützt war, vor Augen gehabt haben muß. Das Verdienst aber, das Original selbst jedem Freunde solcher Seltenheiten zugänglich gemacht zu haben, gebührt dem genannten unsern Landsmann und dem literarischen Verein zu Stuttgart. Und es ist ein Verdienst; denn wenn auch ein größeres Publicum und selbst der einzelne Historiker, dem es eben nur um die Thatsachen als solche zu thun ist, durch diese Uebertragungen befriedigt seyn kann, so wird doch das Original selbst, falls auch nicht größere Sicherheit, was die Facta betrifft, einen nicht gering anzuschlagenden Vortheil mehr, nämlich den gewähren, das, was sich nicht mit übertragen läßt, das Alterthümliche, Naive, um nicht zu sagen Gemüthliche in der Sprache des ehrenfesten alten Degens mit genießen zu lassen.

Der Titel, welcher den Ausgaben des Originals, augenscheinlich nicht der Urschrift des Verfassers selbst vorangesetzt ist, lautet: Chrónica o descripció dels fets e hazányes del inclyt rey don Jaume primer rey d'Aragó, de Mallórques e de Valencia, compte de Barcelona e de Muntpesller e de molts de sos descendents feta per lo magnifich en Ramon Muntaner, lo qual servi axi al dit inclyt rey don Jaume com a sos fills e descendents e s' trobá present a les coses contengudes en la present historia.

Was M. gewollt, spricht er selber am besten gleich im ersten Capitel aus, wo er, der Sechziger, sich in einem Traumgesichte sagen läßt: Erheb dich, Muntaner, und mache ein Buch von den Wundern, die Gott gewirkt hat in so manchem Streit (32 Schlachten), woran du Theil gehabt. Verliehen hat der Herr dir so langes Leben und Wohlergehen, erstlich weil du oft und vielmal, da du zu befehlen hattest zu Wasser und zu Lande, weniger Uebles hast gethan als wohl in deiner Macht gestanden, zum andern weil du Vielen und Mächtigen, die in deine Hand gerathen, Böses nicht mit Bösem sondern mit Gutem vergolten, drittens weil Gott will, daß du Kunde gebest von all diesen Abenteuern und Wundergeschichten; denn heute ist kein andrer mehr im Leben, der davon sagen könnte mit Wahrheit so wie du.

Wenn er nun seine Erzählung damit beginnt, wie in seinem Vaterhause zu Peralada, einer Stadt Cataloniens, im J. 1274 König Jacob (Jaume), ein Absteigquartier genommen, bemerkt er ausdrücklich, dergleichen erzähle er, damit jederman wisse, daß er als neunjähriger Knabe diesen König selbst gesehen, wie er denn nur von solchen Dingen reden wolle, die zu seiner Zeit geschehen sind.

Dieß ist indessen nicht so zu nehmen, daß es ihn hätte hindern sollen, bis auf 9 Monate vor dieses selbstgesehenen Königs Jacob Geburtsstunde, nämlich auf ein von ihm sogenanntes Wunder zurückzugreifen, bey welchem moralischer Ehebruch, wohlgemeinter Betrug und kirchliche Frömmigkeit auf seltsame Weise zusammenwirken, eine Geschichte, die einer der Novellen des Boccaccio (III. 9.) auffallend ähnlich ist. Was er weiter aus der Zeit von 1207 bis zu der, wo er selber beobachten oder mithandeln konnte, nämlich aus der Peter's II. † 1213, des genannten Jacob † 1276, Peter's III. † 1285, sodann der Söhne des letztern mit allerley aus dem Leben gegriffenen Einzelheiten vorbringt, kann etwa unter Ausnahme dessen, was jener König Jacob selbst in eine Art Chronik seiner Zeit (gedruckt Barcelona 1557) niedergelegt hatte, nur der mehr oder minder treue an seinen persönlichen Ansichten gebrochene Wiederhall mündlicher Erzählungen und Berichte Anderer seyn, und so mag dieß Buch in seinen ersten zwey Dritteln immerhin als das, was man in jenen Zeiten eine Chronik nannte, genommen werden, in welcher das für uns nicht am wenigsten anziehende eben jene Ansichten des Zeitgenossen sind. Ihr Inhalt ist der leider gewöhnliche aller sogenannten Geschichte. Selbstsucht, Uebermuth, Raub und Brand und Mord, in großem Maßstab und

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. July.

Nro. 134. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Chronik des edeln en Ramon Muntaner, herausgegeben von Dr. Karl Lanz.

(Fortsetzung.)

Gieng und genügte ihm das vaterländische Romance für das Latein der damals doch in enge Kreise gebannten Buchgelehrten (ein Spruch, durch den er sich cap. LXXVIII über Schritte des Pabstes beruhigt: sententia pastoris justa vel injusta tenenda est, ist wohl das einzige Latein, das bey ihm vorkommt), so hatte er dagegen, vielleicht schon in der Jugend, wozu in Valencia wohl gute Gelegenheit war, das Arabische (Sarrahinesch cap. CCLI) sich angeeignet. Daß dieser Umstand ihm auch das ganz besondere Vertrauen des türkischen Hülfsvolks verdiente, das sich (cap. CCXXVIII — CCXXXIII) in Romanien an die catalanische Companya angeschlossen, ist denkbar. So dämmert schon aus jener mittelalterlichen Nacht hie und da ein Zug ächter Humanität, und wenn sich auch ein Halbjahrtausend später nur erst auf einzelnen Höhen ein entschiedener Morgen verkündigt, so ist dieß immer eine tröstende Bürgschaft, daß für ganze kommende Geschlechter auch der Tag nicht ausbleiben werde.

Hat Muntaner bis cap. CXCIV, ohngefähr zum J. 1300, mehr die Geschichte seiner Herren, der Könige von Aragon erzählt, so kommt er endlich im letzten Drittel des Buches auf das, was zwar auch zur Ehre Aragons, aber unter einem Führer, der kein Hochgeborner, nicht einmal ein Aragonese oder Catalane, sondern der Sohn eines Deutschen, eines in der Schlacht Conradin's gegen Carl von Anjou gefallenen Falkenmeisters (falconer) Friedrichs II. war, er Muntaner selber mitgemacht und was ihn, wie er am Ende von cap. CXCIII gesteht, hauptsächlich mit zum Schreiben bewogen hat. Seine Chronik erhebt sich zu dem, was wir Erinnerungen an selbst Gesehenes und Gethanes, Memoiren nennen.

Besser als mit seinen eigenen frühern Geschicken macht er uns sofort bekannt mit den allerdings merkwürdigen dieses seines neuen Helden, des Templers Frare Roger de Flor, neben welchem er, ein bereits gereifter Mann, in Sicilien als dessen Generalprocurator auftritt. Er nimmt vom J. 1303 an als eine Hauptperson Theil an den Thaten und Geschicken einer Schaar Catalanen und Aragonesen (5000 zu Fuß, 1500 zu Pferd), die von Sicilien aus unter Roger dem von den Türken hart bedrängten Kaiser Andronikus nach Kleinasien zu Hülfe gezogen. Als nach vielen siegreichen Schlachten Roger im Jahre 1305 von desjenigen, für den er sie geschlagen, ruhmneidigen Sohne Michael ermordet, ein zweyter Führer, Berenguer von Entenza, von den Genuesen gefangen war und die nach Romanien zurückgekehrte Hülfsschar (la gran Campanya) auf eigene Faust zu leben und sich wie gegen Türken auch gegen Griechen und Genuesen zu wehren hatte, war es Muntaner, der einige Jahre lang bis zur Ankunft des Infanten Ferdinand von Majorca, von Gallipolli aus das Regiment führte so gut es angieng über eine Truppe, die durch den ehrgeizigen Zwist einiger Führer unbotmäßig genug geworden und zu ihrem Unterhalt auf die Plünderung der

Länder angewiesen war, die sie von der Boca d'Aner (dem Hellespont) bis nach dem Herzogthum Athen verheerend durchzog. Im J. 1308 ist Muntaner für seine Person mit Aufträgen des Infanten wieder in Sicilien zurück, holt in Valencia die ihm schon vor sieben Jahren angetraute jugendliche Braut und verläßt, nachdem er noch das schwierige Amt eines Statthalters des Königs Friedrich von Sicilien auf der maurischen Insel Gerba bey Tripolis versehen, um das J. 1315 das öffentliche, und wahrscheinlich im J. 1336 dieses irdische Leben.

Ob Anderes, was er in demselben überhaupt gethan, nachhaltige und welche Wirkungen es gehabt, wissen wir, obwohl gerne zugebend, daß auch der kleinste Schritt nicht ohne seinen Grund und seine Folge sey, keineswegs zu ermessen. Aber durch diese kunstlosen Aufzeichnungen, die wir heute, nach fünfhundert Jahren sich gleichsam wieder verjüngen sehen, wirkt er andauernd fort. Er hält uns ein Bild jener Zeit vor, in welcher wir uns, nicht ohne einigen Trost, daß seither dennoch so manches besser geworden, spiegeln mögen, ein Bild, das uns überdem durch sich selbst das geistige eigenthümliche Medium zur Anschauung bringt, in welchem die Hauptpersonen, die es darstellt, sich bewegt haben, die alte catalanische Sprache. Diese, der südlichste über Roussilon, Catalonien, Valencia und die Balearen auslaufende Zweig des großen Astes romanischer Sprache, der sich nordwärts über Languedoc und die Provence erstreckt, ja gewissermaßen durch das Delphinat bis an den Genfersee und an die Marken Deutschlands fortzieht, verdient in der geschichtlichen Auffassung des romanischen Sprachstammes überhaupt eine größere Rücksicht, als ihr bisher überhaupt im Allgemeinen zu Theil geworden ist. Je älter nun ein Denkmal derselben und je lohnender es durch eigenen Gehalt ist, um so willkommener muß es jedem seyn, der auch ohne Sprachforscher überhaupt heißen zu wollen, auf die Ursprünge der herrschend und weit über ihre Grenzen hinaus wichtig gewordenen romanischen Idiome, Spanisch, Französisch, Italienisch, hie und da wenn auch nur einen neugierigen Blick werfen mag. Wer weiß z. B. aus seiner Geographie nicht von Languedoc, und vielleicht auch, daß der Name des Landes (bey Muntaner noch la Llengua d'och) von der Sprache der Bewohner hergenommen ist, welche oc sage für oui oder oui (ja). — Bey Muntaner findet er dieses oc noch ganz in seiner ursprünglichen Gestalt als lateinisches hoc: z. B. cap. CCLXIX frägt dieser eine hohe Frau: madona, es aci lloctenent del senyor rey? Sie antwortet: senyor, hoch, vè'l vos aci. Eine andre gibt auf seine Frage: madona, vos creets, que aquest sia l'infant en Jacme? die Antwort: senyor, hoch. Und von mehreren eben so befragten Personen heißt es: e tuyt respongueren que hoch (und alle antworteten: ja). So zeigt sich ein nicht minder ursprüngliches hanc, hanch (noch) elliptisch für ad hanc horam, wodurch die viel gebrauchten, und wie so manches andre heutige Wort, aus sich selber sich nicht mehr erklärenden ancora, encore, anche u. dgl. befriedigendes Licht erhalten. Zu dem hoc und hanc fehlt denn auch ein hic (hier) nicht. Ein seltsames Wörtchen ist in dieser ältern catalanischen, wie in der provenzalen Sprache überhaupt das en, vor Vocalen n, das sich wie das spanische und zum Theil auch italienische don, portug. dom männlichen, und das na, welches sich wie doña weiblichen Taufnamen von Personen eines gewissen Ranges vorgesetzt findet. Es für ein noch mehr verkürztes dominus, domnus, domina, domna anzusehen, wäre der nächste Gedanke, wie sich denn zu ganz ähnlicher Anwendung auch im ältern Deutschen herre in her und er, vrouwe in ver abgekürzt findet. Ob sich aber das radicale Anfangs-d so ohne weiters hätte können in den Wind schlagen lassen? Dazu mochte der Umstand führen, daß das ganze Wort seiner Natur nach allmählich zum bloßen tonlosen Vorschlag werden mußte, über welchen der Sprechende so leicht als möglich hinweg glitt *). Regelmäßig vorgesetzt findet sich dieses catalanische en den Namen von Gliedern des aragonischen und der mit ihm nächstverwandten Fürstenhäuser. Andere Fürstenspersonen, selbst Könige und Kaiser werden ohne das Wörtlein vorgeführt, z. B.

*) Das vollständige don braucht M., so viel wir wissen, nur einmal und zwar von „Alexandre," jenem gefeierten der Vorzeit. Mit dona, madona thut er weniger spröde.

lo emperador Fraderich, lo rey Corali (Conradin), lo rey Maufré (Manfred, Meginfrid), lo rey Falip de França, Lluis de França, lo rey Cárles, lo princep Loys de Burgunya. Wenn indessen dennoch ein n' Andoart (Eduard) d' Anglaterra, ein Mosenyer en Falip de Saboya, selbst Maurenhäupter n' Alef und en Bugron vorkommen, so scheint dieß nur eine Ausnahme von der Regel zu seyn. Wie weit unter den Vasallen und Dienern des aragonischen Hauses das en damals herabgereicht habe, läßt sich wohl aus dem ermessen, was in Hinsicht des don bey den übrigen Spaniern früher Sitte gewesen *). Hienach scheint das en vor Ramon gleich auf dem Titel unsers Buches so wie in einigen Capitelüberschriften mit diesen Ueberschriften selbst bloß auf Rechnung der Herausgeber zu setzen, da sich der Verfasser, der nicht einmal Ritter (cavaller) war, im Texte schlechthin Ramon und seinen Bruder Joan Muntaner nennt. Wenn er sich indessen einmal, cap. CCLI, von seinem König en Muntaner anreden läßt, so ist dieß, wie gegen die jetzige, sicher auch gegen die frühere Sitte, die das en oder don vor Person- oder Tauf-, nicht aber vor Familien-Namen gesetzt haben wird. Indessen kommt cap. XLVIII auch ein en Cortada, CCLXVI ein en Not (falls nicht aus en Ot, Otto entstanden) vor, auch wird in Muntaners Geburtsort, cap. CCXXIV, eine Frau nach ihrem Gewerbe na mercadera, eine andere, cap. CXXV, kaum vornehmere na Palomera genannt. Vrgl. bey Raynouard Choix I. 131—2: en Oc e no, na Fin amors, na Ses merce. Andere wie es scheint gewissen persönlichen Verhältnissen zukommende Ehrenprädicate sind Ser, Micer, Mosenyer. Der berühmte Arzt und Philosoph seiner Zeit Arnold von Vilanova heißt cap. CXLIII, mestre A.

Wir sehen ihn, den in der Literatur viel genannten hier einmal als praktischen Heilkünstler auftreten, der nebst andern aus Barcelona dem auf dem Wege erkrankten König en Pere (Don Pedro) zu Hülfe gerufen wird. E faéren li, heißt es dann, pendre al mati l'aygua e guardáren la. Ueber den Sinn, in welchem hier Wasser zu nehmen ist, hat sich einer der Uebersetzer, vielleicht durch hydropathische Gedanken, bedeutend irre führen lassen.

Wie de en in d'en, den, so findet sich a en in an zusammengezogen und geschrieben, und durch en ('n) vor Vocalen entstehen Namen, die unkenntlich genug aussehen wie z. B. die männlichen Nanfos (don Alfonso), Nandoart, Nantoni, Nugnet *), die weiblichen Nagnes, Naliconor u. dgl.

Zu diesen seltsamen orthographischen Gestalten von Personennamen gehören denn auch vocalisch anhebende Ländernamen in dem Falle, wo ihnen de voransteht, und auf diese zufällige Zuthat nach der alten Schreibweise die Ehre des großen Anfangsbuchstaben übertragen wird, wie in Dalamanya, Dampurias, Danglaterra, Danjou, Darago, Despanya, Disrael.

Wir meinen, daß der Herausgeber, wie er sich sicher den Dank seiner Leser, Leser des XIX. Jahrhunderts, verdient hätte, wohl berechtigt gewesen wäre, in dergleichen Dingen der Orthographie des XVI. und früherer Jahrhunderte ein wenig nachzuhelfen, was geschehen konnte, ohne irgend einem Buchstaben seines Textes zu nahe zu treten. Die Manier, alle Enclitica mit den Wörtern, an die sie sich in der Aussprache anlehnen, auch für das

*) Bey diesem en erinnert sich Ref. einer noch wohl erhaltenen, unter Trajan durch Lucius Lucinius Sura errichteten zwischen Vendrell und Altafulla jetzt im freyen Felde stehenden Triumphpforte, unter welcher die von Barcelona nach Tarragona führende Straße hinzieht. Man nennt sie insgemein das Portal de Bara. Er hält es für wahrscheinlich, daß auch die ohne Zweifel später entstandene Ortschaft Torre-den-bara (geschrieben meist Torredembarra) ihren auffallenden Namen von eben diesem wohl mit einem Thurme zu vergleichenden Denkmal empfangen habe und somit nichts anders besage als eben auch Torre d'en Bara, wer immer dieser Bara gewesen seyn möge.

*) Käme das en oder n' auch vor andern Namen der Kämpen in der Roncesvalle-schlacht vor, so könnte man in dem räthselhaften Naaman dux Baioariae bey Turpin, dux Names im Ogier de Danemarche, duc Naymes de Bavière in les enfances Vivien und in andern ursprünglich französischen Denkmälern das N für eine ähnliche provenzale Zuthat halten und etwa auf einen Aymo oder Haymo zurückrathen.

Auge, als ob ſie förmliche Beſtandtheile derſelben wären, zu verbinden, dieſe an die Zeit, wo man in der ſchriftlichen Darſtellung noch nicht einmal die Wörter als ſolche von einander zu trennen wußte, erinnernde, wie im Italieniſchen, Caſtiliſchen, auch im heutigen Catalaniſchen längſt veraltete Manier wirft dem neuern an ſo was nicht mehr gewöhnten Leſer bey jedem Schritt Steine des Anſtoßes in den Weg, die durch das leichte und unſchädliche Mittel eines ſogenannten Apoſtraphs vollkommen beſeitigt wären, ein Mittel, das ſich ſogar ſchon in ziemlich alten catalaniſchen Drucken z. A. in dem der Obres de Mossen Ausias March Barcelona 1543 angewendet findet. Ein anderes die Treue des Abdrucks eben ſo wenig gefährdendes Mittel, in einer ſonſt ſo ſelten vorkommenden Lectüre dem Leſer hülfreich zu begegnen, ſtand in dem Zeichen für die Betonung, dem Acutus, wie und wo er wirklich in neuern catalaniſchen Drucken gebraucht wird, zu Gebot. Wie unumgänglich ſolche Bezeichnung für gewiſſe Zeitformen des romaniſchen Verbs überhaupt ſey, braucht nicht geſagt zu werden, eben ſo wenig, daß die bloße Betonung zwiſchen manchen ſonſt ganz gleich ausſehenden Wörtern einen gewaltigen Unterſchied begründe, z. B. zwiſchen basto und bastó, bordo und bordó, garbo und garbó. Bey vielen führt der accentuirte Schlußvocal den Leſer ſogleich auf eine abgeworfene mit n oder d beginnende Sylbe und ſo auf die vollſtändigere lateiniſche, italieniſche oder caſtiliſche Form, z. B. in capitá, catalá, valenciá, degá, mundá, mercé; bocí, camí, molí; cani, divi, llati; acció, dominació, Aragó, botó, canó, falcó, feló; algú, dejú — während er, wo dieſe Hülfe fehlt, oft genug ohne Noth ſtutzig wird.

In einer minder weltläufigen Sprache, in der ſich der Leſer ſo vieles aus nahe liegenden bekanntern deuten kann und muß, iſt vollkommenes Vertrauen auf die Genauigkeit des gedruckt Vorliegenden um ſo nöthiger, als ſonſt manche auffallende Wortform leicht für bloßen Druckfehler, z. B. cama für gamba, conort für confort, cos für cors, debades für debalde, espasa für espada, pendre für prendre, pus für plus, reebre für recebre angeſehen werden kann, während allerdings manches Seltſame z. B. fareza, infanitat, marce, sanador ſtatt feresa, infinitat, mercé, senador bloß auf Rechnung des Autors kommt, der da niederſchrieb, wie er, wenn auch fehlerhaft, eben ſelber ſprach. Dieß kann, wenigſtens zum Theil, auch in Rückſicht ſeiner Eigennamen der Fall ſeyn, unter denen er uns einen Corrál (Conrado), Corrali (Conradino), Falip, Fraderich, Paliógolo (Palaeologus), Orte Contastina (Constantina), Macina (Messina), Länder Brus (Abruzzo), Manorqua (Minorca), Pola (Apulia) zum Beſten gibt. (Deutſchland kennt er unter dem Namen Alamanya, der Deutſche aber heißt ihm nicht Alamá, ſondern Tudesch. Die Italiener ſtellt er als Llatins den Spaniern und zunächſt ſeinen Catalanen und Aragoneſen entgegen). So iſt denn auch in der That, wie wir aus Vergleichung mit der Ausgabe von 1562 erſehen, dieſer Abdruck mit großer Sorgfalt überwacht. Verſehen wie S. 70 Munpessler f. Munpesller, 90 ed f. de, 104 caperma f. caperna, 106 sabuba f. sabuda, 115 ocar f. tocar, 119 altrar f. altra, ſind nicht des Erwähnens werth. Selbſt augenſcheinliche Fehler des Originals ſind feſtgehalten wie cap. XXXIV los les hosts. Gleich zu Anfang des zweyten Capitels hat ein den alten Ausgaben allzutreu nachgebildetes Persi ſtatt per si (durch ſich) den Ueberſetzer ſelbſt zu einem abenteuerlichen Recurs auf einen römiſchen Kaiſer Persi verführt. Erheblicher iſt allerdings ein auf S. 104 cap. XLII vorkommender Verſtoß, der dem Herausgeber zur Laſt fällt, da er ſtatt çarro (d. h. çarró, sarró, caſtilliſch zurron, Anhängeſack) geleſen hat carro, und demgemäß die Stelle, wo von einer Art damaliger, etwa den heutigen Miquelets vergleichbaren leichten Truppe, den Almugávers geſagt iſt: aquests anáren cascú ab son çarró acóstes . . . cascú portava lo pà en son çarró (dieſe giengen jeder mit ſeinem Sack auf dem Rücken . . . jeder trug ſein Brod in ſeinem Sack) in ſeiner Verdeutſchung alſo gibt: die hatten all ihre Karren bey ſich . . . jeder führte ſein Brod im Karren mit ſich.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. July.

Nro. 135. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Diaries and Correspondence of James Harris, first Earl of Malmesbury, containing an Account of his missions etc. Edited by his Grandson, the third Earl. London 1844. 4 Bände in gr. 8.

Erster Artikel.

Der erste Band dieser Sammlung, durch welche der Herausgeber seinem Großvater ein schönes Denkmal gesetzt und die Literatur der neueren Geschichte ansehnlich bereichert hat, enthält Briefe und Berichte aus Madrid, Berlin, Warschau und Petersburg. An ersteren Ort kam der Verf. noch sehr jung als Gesandtschaftssecretär; an den zweyten, den er, so wie den dritten, zuvor schon als Reisender besucht hatte, 1772 als Gesandter; in derselben Eigenschaft war er 1777 — 1783 zu Petersburg. So reich diese Berichte an scharfen und feinen Beobachtungen sind, geben sie doch eigentlich Neues nicht; Bekanntes wird durch sie bestätigt und angefrischt. Etwas zu stark ist jedoch wohl der Ausdruck, wo der Verf. von den Schwächen Friedrichs des Großen und von der Unsittlichkeit spricht, die er zu Berlin herrschend gefunden. Die Unbefangenheit, die er sonst überall beweist, mag hier unter den widrigen Eindrücken gelitten haben, die er theils von der heftigen Abneigung des Königs gegen England, seitdem W. Pitt aus dessen Kabinet getreten war, theils von der Untermischung des deutschen Wesens mit französischem empfing. Solche Schilderungen sind nicht unwahr an sich, aber mangelhaft, weil nur gewisse Züge in helles Licht, dagegen mehr andere zurück treten, deren Gesammtheit, gleichmäßig beleuchtet, die ersteren weit überragen würde. Hätten die Schwächen Friedrichs so viel bedeutet, so würde er als Regent und Feldherr so viel nicht geleistet haben; und wäre Berlin 1772 so versunken gewesen, so hätte es 1813 nicht so erstehen können.

Den größten Theil des zweyten Bandes nehmen Briefe und Berichte des Verf. aus Holland ein, wohin er als Gesandter zu Ende 1784 mit dem Auftrage gegangen war, den überwiegenden Einfluß, welchen Frankreich dort erlangt hatte, zu bekämpfen. Aus der Vollziehung dieses schwierigen Auftrages wurde sein Meisterstück. Frankreich unterstützte mit Geld und Waffen die rührige Parthey, die den Erbstatthalter, dessen Amtsführung allerdings nicht tadellos war, ganz beseitigen oder doch zu einem bloßen Diener der General-Staaten, wie sie ihn bereits nannte (S. 247), herabsetzen wollte, und bey welcher bereits von Majestät des Volkes (Seite 219) die Rede war. Der Erbstatthalter, dessen Umgebung Harris leblosen Thon, leer von dem geringsten Funken prometheischen Feuers nennt (S. 109), hatte zu kräftigem Widerstande nicht den Muth, obgleich auf seiner Seite die Mehrheit des Volkes, freylich aber nicht verbündet und gerüstet wie die Gegner, stand (S. 93). Alle Bemühungen seiner Gemahlin, Hülfe von ihrem Oheim, dem König von Preußen, zu erhalten, scheiterten an der Abneigung des alten Monarchen gegen Schritte, die ihn mit Frankreich verunreinigen konnten. Der

englischen Regierung lag zwar viel daran, daß das befreundete Haus Oranien in seinen Würden blieb und die Niederlande nicht in französische Botmäßigkeit geriethen; aber einen Krieg wollte sie dafür jetzt nicht wagen. Insbesondere hielt Pitt darauf, daß alles vermieden wurde, was den Friedensstand bedrohte, in welchem England eben von den Leiden des americanischen Krieges sich erholte. Der brittische Gesandte war also auf Zusehen und Zusprechen beschränkt; ausdrücklich angewiesen, aller Zusage sich zu enthalten. Er trat als theilnehmender Zuschauer auf.

„Ein wenig Höflichkeit thut hier, wie ich finde, gute Wirkung, es ist vielleicht eine Waare, die sie nicht gewohnt sind bey einem englischen Minister anzutreffen" (S. 94).

Bald aber mußte er seine Theilnahme, als zu lebhaft für die Landesart, noch mäßigen.

„Ich muß mich hüten vorzutreten, weil ich sogleich würde allein gelassen werden. Soll ich je etwas ausrichten können, so muß zuvor die Meynung recht fest geworden seyn, ich sey nicht nur ein theilnahmloser, sondern ein unaufmerksamer und träger Zuschauer bey dem, was vorgeht" (S. 110).

Indessen war er unter der Hand geschäftig, den Abschluß eines Bündnisses zwischen Frankreich und den Niederlanden zu verhindern, indem er in den Provinzen eine Mehrheit gegen denselben aufzubringen suchte, wozu er sich besonders eines geschickten Mannes, des sardinischen Consuls Triquetti bediente.

„Seeland und Geldern mit Holland entzweyt, wird ein großer Schritt zu der Verwirrung seyn, aus welcher allein wieder Ordnung hervorgehen kann. Gelingt es hiernächst, von Amsterdam die übrigen Städte Hollands zu trennen, so wird es bald gut gehen" (S. 134).

Dabey war aber seine Geduld auf eine schwere Probe gestellt.

„Drey Viertel von den Leuten lassen mich wissen, daß sie der Sache des Erbstatthalters anhangen, fügen aber eine Reihe Gründe bey, die es für sie allzu bedenklich machen, öffentlich dafür aufzutreten. Täglich werde ich mehr in der Ueberzeugung bestärkt, daß der Handel engherzig macht und daß ein Volk, das nichts als Handel treibt, zuletzt verächtlich, kraftlos und elend werden muß" (S. 166).

Gleichwohl brachte er es so weit, daß er beynahe sicher war, von den sieben Provinzen würden vier den Vertrag mit Frankreich verwerfen. Die Schwäche des Erbstatthalters, der den Widerspruch nicht gut hieß, welchen die ihm ergebenen Stände einlegen gewollt, vereitelte den wohl entworfenen Plan. Das Bündniß wurde geschlossen. Der Vollziehung desselben Hindernisse zu bereiten, war das Einzige, was nun dem brittischen Gesandten übrig blieb. Dazu half ihm besonders der verborgene Widerwille, mit welchem sehr viele beygestimmt hatten, und den er zwar unterhalten, aber zu heftigem Ausbrechen nicht reizen durfte.

„Ich könnte durch einen ausgestreckten Finger Aufstand und bürgerlichen Krieg erregen; es ist mir aber durchaus zuwider, meine Freunde in Gefahren zu stürzen, die ich nicht mit ihnen zu theilen und worin ich ihnen keine sichere Hülfe zu versprechen hätte. Andererseits ist zu bedenken, daß, wenn ich mich ganz ruhig verhalte, das Feuer verlöschen und die ganze Sache unwiderbringlich verloren seyn wird. Die Mitte zwischen offener Aufmunterung und gänzlicher Theilnahmslosigkeit zu halten, ist also das mir obliegende Verfahren; das ist aber der Haltung eines Seiltänzers so ähnlich, daß ich beynahe verzweifle, die Aufgabe gut und geschickt zu lösen, nicht rechts oder links zu fallen" (S. 259).

In dieser schwierigen Stellung kam ihm der Aufwand wohl zu Statten, den er auf eine reiche Tafel zu machen im Stande war.

„Gastlichkeit ist hier das Leben und die Seele einer Parthey, und mit einem geschickten Koch wird so viel, wo nicht noch mehr, erreicht als mit einem geschickten Secretär" (S. 266).

Indessen wuchs der Uebermuth der sogenannten Patrioten, als sie des Beystandes von Frankreich gewiß zu seyn glaubten, so daß ihre Gegner auf Wege denken mußten, sich der Unterdrückung, die ihnen drohte, zu erwehren.

„Wäre ich nicht bekannt mit dem furchtsamen, unschlüssigen Wesen der Leute, mit denen ich zu thun habe, so müßte ich bald alle Hoffnung aufgeben, irgend etwas Bedeutendes mit so schwachen Werkzeugen auszurichten. Ich rechne aber darauf, daß, je näher die Gefahr rückt, ihre Furchtsamkeit abnehmen werde. Halten sie jetzt an sich, damit ihnen nicht die Fenster eingeworfen werden, so wird es ihnen an Muth nicht

fahlen, will man ihnen das Haus über dem Kopfe zusammenbrechen“ (S. 269).

Nun gelang es ihm, unter der Hand eine Association zur Aufrechthaltung der Verfassung zu stiften und Versammlungen der Mitglieder an mehreren Orten zu veranlassen, die bald zahlreicher waren als der Patrioten. Selbst in Amsterdam, dem Hauptsitze dieser Parthey, wußte er viel versprechende Verbindungen zu knüpfen. Endlich war die Mehrheit der Stimmen in den Generalstaaten, vier gegen drey, gewonnen. Plötzlich sah er sich mit seinen Bemühungen abermals zurückgeworfen. Das Einverständniß zu Amsterdam mißrieth durch die Uneinigkeit der Anhänger des Erbstatthalters, indem die eifrigsten darunter selbst die Nachgiebigkeiten verwarfen, zu denen er sich, auf das Begehren der übrigen, verstanden hatte. In den Generalstaaten erlangten die Gegner, verstärkt durch Eindringlinge aus der Provinz Utrecht, wieder die Oberhand.

Harris war aber nicht außer Fassung zu bringen. Auf seinen Antrieb machte der Staatsrath Vorstellungen gegen die jüngsten Beschlüsse der Generalstaaten als verfassungswidrig wegen der unberechtigten Theilnehmer. Die Folge war, daß diese ausgewiesen wurden und die Wohlgesinnten wieder die Mehrheit bekamen. Zu einem entschiedenen Vorschreiten konnte er sie jedoch nicht bewegen. Er klagt einmal (S. 329), daß während er Tag und Nacht arbeite, keiner von seinen guten Freunden unter den Hochmögenden sich zumuthe, das Bett eine Stunde früher zu verlassen und an die Geschäfte zu gehen. Um ihre Parthey anzufeuern, reiste im Juni 1787 die Gemahlin des Erbstatthalters, mit Vollmacht desselben, nach dem Haag, wurde aber unterwegs durch ein holländisches Freycorps verhaftet und erst nach mehreren Tagen entlassen, worauf sie zu ihrem Gemahl nach Nimwegen zurückkehrte. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der bisher die von seiner Schwester begehrte Unterstützung beharrlich verweigert hatte, nahm die ihr widerfahrene Beleidigung hoch auf und forderte von der Provinz Holland, deren Behörden sie zur Last fiel, ausbündige Genugthuung. Als diese abgelehnt wurde, ließ er im September ein Heer unter dem Herzog Carl von Braunschweig in die Niederlande einrücken, jedoch erst nachdem er von England die Zusicherung erhalten hatte, dieses würde die Franzosen zur See befehden, wenn sie in Holland den Preußen sich entgegenstellten. Solche Zusicherung hatte Harris durch seine Berichte ausgewirkt, in denen er einestheils die Dringlichkeit des Einschreitens, anderntheils die Unwahrscheinlichkeit eines gewaffneten Entgegentretens von Seiten des übel gerüsteten Frankreichs nachwies. Die Staaten von Holland, unter allen die feindseligsten gegen den Erbstatthalter, riefen nun die Franzosen zu Hülfe, erlangten aber nur die Zusendung von Geld und von wenig Mannschaft, die sich in ihren nun sehr verstärkten Freycorps verlor. Da diese die Stadt Haag bedrohten, deren Bürgerschaft, im Gegensatze zu Amsterdam, dem Hause Oranien ergeben war, that Harris, anstatt zu fliehen wie ihm angerathen war, einen entscheidenden Schritt; er bewog die Mehrheit der Generalstaaten, das Haag in Vertheidigungsstand setzen zu lassen und trug dazu selbst mit Geldmitteln bey. Was von dem Freycorps dagestanden hatte, zog ab oder zerstreute sich; ja die Zurückgebliebenen brachten ihre Fahne vor das Haus des brittischen Gesandten und zerrissen sie unter seinen Fenstern. Viele angesehene Leute, die sich als Gegner des Erbstatthalters hervorgethan, ergriffen aus Furcht vor der Erbitterung des Volkes die Flucht; Mehrere darunter hatten zuvor gegen Harris ihre Reue erklärt und ihre Habe unter seinen Schutz gestellt. Zwey Tage darauf zog der Erbstatthalter durch eine jauchzende Menge in dem Haag ein.

„Die Zurufe und Segenswünsche, die mich begleiten, wo ich auf den Straßen erscheine, übermannen mich; obgleich zu Thränen nicht geneigt, konnte ich die Augen nicht trocken behalten, da ich den Prinzen an der Treppe empfing“ (S. 380).

Rasch wurde nun, ganz nach dem Rathe des brittischen Gesandten, die alte Ordnung wieder hergestellt, Hollands Gesuch um französische Hülfe zurückgenommen, und Amsterdam, das allein sich sträubte, durch den Herzog von Braunschweig zur Unterwerfung gezwungen. Harris war, seinem Gutachten zuwider, angewiesen, zu der größten Nachsicht und Milde zu rathen, die nun auch in einer Weise geübt

wurde, wovon er nachtheilige Wirkungen voraussah. Entlassung ohne Strafe oder Rüge traf die Angestellten, welche sich an dem Erbstatthalter vergangen hatten; jedoch nicht Alle.

„Diese Mäßigung und Nachsicht bringt so wenig die beabsichtigte Wirkung hervor, daß sie vielmehr von den Patrioten als ein Merkmal der Unstetigkeit und Unschlüssigkeit der Regierung betrachtet wird, und sie in der Hoffnung, die Oberhand wieder einmal zu gewinnen, bestärkt" (S. 404).

(Schluß folgt.)

Chronik des edeln en Ramon Munſaner, herausgegeben von Dr. Karl Lanz.

(Schluß.)

Während nach den Italienern, Engländern, Deutschen auch die Franzosen angefangen haben, ihren Volksmundarten einige gelehrte Aufmerksamkeit zu schenken, hat, wie es scheint, diese Art Forschung jenseits der Pyrenäen noch wenig Anklang gefunden. Immerhin ist noch das meiste für den fraglichen catalanisch-valencianischen Dialekt geschehen, der freylich in früherer Zeit sich dem castilliſchen selbst zuversichtlich hatte an die Seite stellen dürfen. Ob seit 1805, wo der hiezu vereinten Esteve, Belvitges und Juglá, das ältere wie das heutige Idiom berücksichtigendes Diccionario catalan-castellano-latino (Barcelona in Fol.) erschienen, noch viel Erhebliches gethan worden ist, wissen wir nicht. Das Baskische, das, von allen bekannten Sprachen radical verschieden, aus einer längst entschwundenen europäischen Zeit geisterhaft noch in die jetzige hereinragt, und eben deßwegen häufiger bearbeitet worden ist, bey Seite gelassen, haben in den verschiedenen Provinzen, von denen man im Allgemeinen sagt, daß sie castilliſch sprechen, diesfalls Verschiedenheiten genug statt, die man so viele eigene Dialekte nennen kann.

Einem derselben, dem galiciſchen ist es in Folge politischer Trennung beschieden gewesen, theilweise sich zur portugieſiſchen Hof- und Bücherſprache zu verfeinern. Nach einer Notiz, die Duran vor seinem Romancero (Madrid 1832) mittheilt, ist in Asturien, dieser großen von den Mauren unеroberten, so vieles Alte bewahrenden Bergfeste von einer Sammlung ihres eigenthümlichen Sprachschatzes, einem Diccionario Bable vorerst denn doch wenigstens die Rede.

Gelehrte Catalanen sind bemüht, die Aehnlichkeit der provenzalen Sprache mit der ihrigen aus dem Einfluß ihrer Grafen von Barcelona, die auch Herren der Provence geworden, abzuleiten, die Franzosen dagegen, wenn sie anders nicht so weit gehen zu behaupten, den Catalanen sey ihr Idiom überhaupt aus dem südlichen Frankreich zugekommen, dessen Bewohner diesen weiland Gocia genannten Theil von Spanien über die Mauren erobert und neu bevölkert hätten, bestehen, wie es scheint, mit mehr Recht darauf, daß wenigstens die Ausbildung dieses Idioms, sein Gebrauch in der Poeſie, dem Gay Saber, von der Provence ausgegangen sey. So ist denn auch von den meisten Forschern, die außer Spanien sich mit romaniſchen Sprachen bisher befaßt haben, von Raynouard, Diez, Bruce-Whyte, A. Fuchs u. A. das Catalaniſche nur als eine Abart des Provenzalen, und wenig ausführlich behandelt worden. Das gegenwärtige Buch (noch andre werthvolle, darunter auch poetiſche Denkmäler liegen ungedruckt) kann zu Ergiebigerem ermuntern. Und, wie auch Raynouard (grammaire comparée pag. XXXIX) sagt, le catalan mérite un rang honorable dans l'opinion des savants qui étudient le mécanisme des langues et les formes qui les caractérisent.

fehlen, will man ihnen das Haus über dem Kopfe zusammenbrechen“ (S. 269).

Nun gelang es ihm, unter der Hand eine Association zur Aufrechthaltung der Verfassung zu stiften und Versammlungen der Mitglieder an mehreren Orten zu veranlassen, die bald zahlreicher waren als der Patrioten. Selbst in Amsterdam, dem Hauptsitze dieser Parthey, wußte er viel versprechende Verbindungen zu knüpfen. Endlich war die Mehrheit der Stimmen in den Generalstaaten, vier gegen drey, gewonnen. Plötzlich sah er sich mit seinen Bemühungen abermals zurückgeworfen. Das Einverständniß zu Amsterdam mißrieth durch die Uneinigkeit der Anhänger des Erbstatthalters, indem die eifrigsten darunter selbst die Nachgiebigkeiten verwarfen, zu denen er sich, auf das Begehren der übrigen, verstanden hatte. In den Generalstaaten erlangten die Gegner, verstärkt durch Eindringlinge aus der Provinz Utrecht, wieder die Oberhand.

Harris war aber nicht außer Fassung zu bringen. Auf seinen Antrieb machte der Staatsrath Vorstellungen gegen die jüngsten Beschlüsse der Generalstaaten als verfassungswidrig wegen der unberechtigten Theilnehmer. Die Folge war, daß diese ausgewiesen wurden und die Wohlgesinnten wieder die Mehrheit bekamen. Zu einem entschiedenen Vorschreiten konnte er sie jedoch nicht bewegen. Er klagt einmal (S. 329), daß während er Tag und Nacht arbeite, keiner von seinen guten Freunden unter den Hochmögenden sich zumuthe, das Bett eine Stunde früher zu verlassen und an die Geschäfte zu gehen. Um ihre Parthey anzufeuern, reiste im Juni 1787 die Gemahlin des Erbstatthalters, mit Vollmacht desselben, nach dem Haag, wurde aber unterwegs durch ein holländisches Freycorps verhaftet und erst nach mehreren Tagen entlassen, worauf sie zu ihrem Gemahl nach Nimwegen zurückkehrte. König Friedrich Wilhelm III. von Preußen, der bisher die von seiner Schwester begehrte Unterstützung beharrlich verweigert hatte, nahm die ihr widerfahrene Beleidigung hoch auf und forderte von der Provinz Holland, deren Behörden sie zur Last fiel, ausbündige Genugthuung. Als diese abgelehnt wurde, ließ er im September ein Heer unter dem Herzog Carl von Braunschweig in die Niederlande einrücken, jedoch erst nachdem er von England die Zusicherung erhalten hatte, dieses würde die Franzosen zur See befehden, wenn sie in Holland den Preußen sich entgegenstellten. Solche Zusicherung hatte Harris durch seine Berichte ausgewirkt, in denen er einestheils die Dringlichkeit des Einschreitens, anderntheils die Unwahrscheinlichkeit eines gewaffneten Entgegentretens von Seiten des übel gerüsteten Frankreichs nachwies. Die Staaten von Holland, unter allen die feindseligsten gegen den Erbstatthalter, riefen nun die Franzosen zu Hülfe, erlangten aber nur die Zusendung von Geld und von wenig Mannschaft, die sich in ihren nun sehr verstärkten Freycorps verlor. Da diese die Stadt Haag bedrohten, deren Bürgerschaft, im Gegensatze zu Amsterdam, dem Hause Oranien ergeben war, that Harris, anstatt zu fliehen wie ihm angerathen war, einen entscheidenden Schritt; er bewog die Mehrheit der Generalstaaten, das Haag in Vertheidigungsstand setzen zu lassen und trug dazu selbst mit Geldmitteln bey. Was von dem Freycorps dagestanden hatte, zog ab oder zerstreute sich; ja die Zurückgebliebenen brachten ihre Fahne vor das Haus des brittischen Gesandten und zerrissen sie unter seinen Fenstern. Viele angesehene Leute, die sich als Gegner des Erbstatthalters hervorgethan, ergriffen aus Furcht vor der Erbitterung des Volkes die Flucht; Mehrere darunter hatten zuvor gegen Harris ihre Reue erklärt und ihre Habe unter seinen Schutz gestellt. Zwey Tage darauf zog der Erbstatthalter durch eine jauchzende Menge in dem Haag ein.

„Die Zurufe und Segenswünsche, die mich begleiten, wo ich auf den Straßen erscheine, übermannen mich; obgleich zu Thränen nicht geneigt, konnte ich die Augen nicht trocken behalten, da ich den Prinzen an der Treppe empfing“ (S. 380).

Rasch wurde nun, ganz nach dem Rathe des brittischen Gesandten, die alte Ordnung wieder hergestellt, Hollands Gesuch um französische Hülfe zurückgenommen, und Amsterdam, das allein sich sträubte, durch den Herzog von Braunschweig zur Unterwerfung gezwungen. Harris war, seinem Gutachten zuwider, angewiesen, zu der größten Nachsicht und Milde zu rathen, die nun auch in einer Weise geübt

ein treues Abbild des Thucydides ist, so hat er allerdings höchstens einen Kuryoralstil geschrieben, und wenn hierin der Geist der fremden, griechischen Sprache weht, so ist schwer zu begreifen, wie das Studium der griechischen Prosaiker wohlthätig auf die Bildung des Stils einwirken kann. Dieser Anfang ist gewiß alles andere eher als ein [illegible].

(Schluß folgt.)

Diaries and Correspondence of James Harris, first Earl of Malmesbury, containing an Account of his Missions etc.

(Schluß.)

Der alte Freundschaftsvertrag mit den vereinigten Niederlanden sollte nun wieder erneuert werden, stieß aber auf eine große Schwierigkeit. England wollte Negapatnam in Ostindien, eine Eroberung aus dem jüngsten Kriege, nicht zurückgeben; Niederland hielt seinen Besitz in Asien gefährdet, wenn es jenes Gebiets entbehrte. Vergeblich wies Harris Englands Recht auf dasselbe nach; das niederländische Ministerium erklärte sich davon überzeugt, aber dabey unfähig, den Ständen diese Ueberzeugung beyzubringen. Der Gesandte machte nun seine Vorgesetzten auf die Gefahr aufmerksam, durch beharrliche Verweigerung eines so heftigen Begehrens die Niederlande von neuem England zu entfremden und den kaum gebrochenen Einfluß Frankreichs wieder hergestellt zu sehen; er führte ihnen zu Gemüth, jedem verständigen Verfahren in der Politik müsse was da sey, nicht was da seyn sollte, zum Grunde liegen (S. 415). Mit dieser Vorstellung, die nur selten Eingang findet, aber selten auch so ernstlich und mit so richtiger Anwendung gemacht wird, war er so glücklich durchzudringen; England gab nach und der Vertrag wurde zu allgemeiner Zufriedenheit geschlossen. Harris erhielt eine neue Beglaubigung als außerordentlicher Botschafter bey den vereinigten Niederlanden, aber schon nach einigen Monaten die, wegen angegriffener Gesundheit von ihm nachgesuchte, Abrufung, nachdem er noch den vorläufigen Entwurf eines Schutzbündnisses zwischen England, Preußen und Holland sehr geschickt zu Stand gebracht hatte, auf welchen bald darauf zu Berlin der förmliche Abschluß folgte. Nach England zurückgekehrt, wurde er mit dem Titel: Lord Malmesbury, in den Adel erhoben. Nun erschien aus der Feder seines Gesandtschaftssekretärs George Ellis (S. 67) An Introduction to the history of the dutch republic for the last ten years, welche Spittler in der Staatengeschichte für das beste Buch über die Geschichte der niederländischen Unruhen erklärt, aber irrig dem Lord Malmesbury selbst zuschreibt. Eine französische Uebersetzung desselben ist von der Hand des Grafen von Provence (nachher Ludwig XVIII.).

Den zweyten Band beschließen Auszüge aus den Tagebüchern des Lords von 1790 bis 1793, hauptsächlich dadurch bemerkenswerth, daß man hier den Zwiespalt unter den Whigs, zu denen sich der Verf. hielt, in seinem Entstehen und Verlaufe, besonders aber das beynahe unerschütterliche Ansehen des Hauptes der Parthey, Carl Fox, vielleicht besser, als sonst irgendwo, kennen lernt. Endlich trennte sich von diesem, gleich anderen freysinnigen, jedoch der französischen Revolution abgeneigten Männern, auch Lord Malmesbury.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. July.

Nro. 137. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Thucydides Geschichte des Peloponnesischen Krieges.

(Schluß.)

Doch auf den Anfang eines Werks wird von einem fleißigen Schriftsteller bisweilen so viel Mühe verwendet, er wird so oft aus- und umgearbeitet, daß er eben deßhalb häufig mißglückt. Ref. schlägt beliebig auf und stößt überall auf Stellen, in welchen dem Geist der deutschen Sprache ohne alle Noth und wie absichtlich entgegen gesprochen wird: I, 93 S. 80. Und auch jetzt noch ist der Bau zu sehen, daß er in aller Eile geschah. I, 134 S. 114. Aber man erzählt, als er im Begriff gestanden auf seinem Wege fest genommen zu werden, habe er, als er das Gesicht eines der Ephoren, wie er auf ihn zukam, sah, erkannt, zu welchem Zwecke er komme. Und I, 145 S. 128. Die Athenaier aber beschlossen in der Meinung, daß er ihnen das Beste rathe, was er verlangte. Welcher Leser oder Hörer wird auf den ersten Blick erkennen, daß der letzte Satz das Object des Hauptverbums ist? Hätte Hr. K. übersetzt: die Athenaier, überzeugt, daß ... rathe, beschlossen, was er verlangte, so würde er unserem Gefühl nach auf eine erlaubte Weise habe durchfühlen lassen, daß es eine Uebersetzung sey. Kein stilistischer Naturalist wird leicht diese Structur anwenden, aber er wird sie, wo er ihr begegnet, weder unklar noch undeutlich nennen, und bedauern, daß sie nicht gewöhnlich genug ist. Im folgenden Satz hat der Herr Uebersetzer wahrscheinlich mit vollem Bewußtseyn und um das Fremdartige durchschimmern zu lassen, eine dem Deutschen fremde Structur nachgebildet; II, 92

> Jene aber hielten wegen der vorgegangenen Fehler und der gegenwärtigen Unordnung zwar eine kurze Zeitlang Stand, dann aber wandten sie sich zur Flucht nach Panormus.

Allein auch diese Nachbildung scheint uns verfehlt. Im Griechischen οἱ δὲ διὰ τὰ ὑπάρχοντα ἁμαρτήματα καὶ τὴν παροῦσαν ἀταξίαν ὀλίγον μὲν χρόνον ὑπέμειναν, ἔπειτα δὲ ἐτράποντο, ist durch einen Gebrauch, von welchem Hr. K. zu II, 74 N. 37 und II, 40 N. 15 selbst sehr richtig handelt, der Anfang und das Ende des Satzes durch ein διὰ μέσου unterbrochen, so daß scheinbar die ἁμαρτήματα als Grund von ὑπέμειναν angeführt sind, während sie durchaus bloß als Grund von ἐτράποντο gedacht werden sollen. Das logische Gesetz der Syntaxis forderte eigentlich das Particip ὀλίγον χρόνον ὑπομείναντες; dessen Auflösung in einen coordinirten Satz macht den Eindruck einer freyen und ohne ängstliche Consequenz sich bewegenden Rede, und der Ort, welchen ὑπέμειναν nach der griechischen Wortstellung einnimmt, nämlich hinter ἁμαρτήματα, berechtigte den Schriftsteller zu dieser Freyheit; dasselbe wäre allenfalls auch dem Uebersetzer erlaubt gewesen, wenn er das Perfectum hätte anwenden dürfen: Jene haben wegen der vorgefallenen Fehler zwar ... Stand gehalten, dann aber sich zur Flucht ge-

wandt. Da er jedoch nothwendig das Verbum des διὰ μέσου gesetzten Satzes hielten voranstellen mußte, so entsteht ein Widersinn.

Ref. will nur noch einige Beyspiele geben, in denen dem deutschen Sprachgebrauch kühner, als der originellste Prosaist sich erlauben würde, Trotz geboten ist. I, 93. Sie bauten auf seinen Rath die Dicke der Mauer. Und I, 70. Zugleich halten wir uns wenn irgend einen andern für berechtigt, statt wenn irgend jemand. Das griechische εἴπερ τινες καὶ ἄλλοι enthält ein offenbares Idiom. Darf dieses übergetragen werden?

Die alten Rhetoriker nennen den Stil des Thucydides bekanntlich ὑψηλόν. Soll dieser Charakter im Deutschen ausgedrückt werden, so muß sich der Uebersetzer vor zwey Fehlern besonders hüten, erstens vor Anklängen der leichten Conversationssprache, nnd zweytens vor allem was an den schwerfälligen Curialstil erinnert. In die Conversationssprache sinkt unser Uebersetzer nirgend herab; wir meinen, er gebraucht nirgend Modeworte und Modephrasen, mit denen sich unsere Conversation auf je fünf oder zehn Jahre schmückt und die dann, wenn sie ausgedient haben, desto altmodischer lauten, z. B. ins Leben treten, ein Ereigniß freudig begrüßen, unangenehm berührt werden ꝛc. Durch dergleichen müßte, wie Hr. K. sicher fühlte, das Werk seinen antiken Charaktet ganz verlieren. Darum hat er dergleichen mit vollem Recht verschmäht, gemieden. Aber der Geschäftsstil mit seinen stehenden Formen und seinen Licenzen sollte nicht weniger fern gehalten seyn. Und doch hat uns daran erinnert S. 56. „in größerer Unkenntniß in Betreff der äußeren Angelegenheiten“ vergl. S. 154. 182 und bald darauf „von denen dieses (Polidäa) ein für die Küste von Thrake sehr günstig gelegener Platz ist.“ Die Griechen, und Thucydides nicht am wenigsten, schieben freylich auch oft eine ganze Reihe von Begriffen zwischen den Artikel und sein Substantiv ein; aber duo si faciunt idem, non est idem. Kein Grieche hat das schwerfällig gefunden oder persifflirt; bey uns hat sich gerade der Curialstil dieser Redeweise bemächtigt, und wer in einem edeln gehobenen Stil schreiben will, muß sich vor allem hüten, was der berühmten Einschachtelung ähnelt: da die den das acht und fünfzigste Lebens- und dreyßigste Dienstjahr erreicht habenden O. A. R. v. Sch. befallene Augenkrankheit das Ansehen gewinnen will, daß ꝛc. Wenn auch hie und da die technische Schreibart der Philosophie dieser Form nicht entbehren zu können glaubt, so verzichtet sie eben dadurch zu Gunsten ihrer nächsten Zwecke auf die Lebendigkeit der Darstellung, was der Historiker niemals will und darf.

Wenn sich Hr. K. in dem Vorwort bestimmt ausgesprochen hätte, daß seine Uebersetzung bloß eine gelehrte Arbeit seyn solle, ohne Anspruch, als ein Werk der schönen Literatur zu gelten, so würde Ref. einen anderen Maaßstab angelegt haben; so aber muß jede Uebersetzung so lange als ein Kunstwerk angesehen werden, als der Verfasser nicht ausdrücklich sich hiegegen verwahrt. Denn in der Erklärung, daß man für Leser übersetze, denen das Original selbst zugänglich sey, kann Ref. eine solche Verzichtleistung nicht ausgesprochen finden. Vergleicht nun Ref. diese neue Uebersetzung in ästhetischer Hinsicht mit ihrer Vorgängerin, von Osiander Stuttgart 1827, — die von Hrn. K. in der Vorrede angeführten Uebersetzungen von Klein und Müller sind dem Ref. unbekannt geblieben — so kann er keinen Fortschritt erkennen. Zwar ist diese dem Ref. gleichfalls nicht ganz zu Danke gearbeitet, weil sie von der körnigen und oft eckigen Form des Originals gar zu wenig übrig läßt und eine allzu fließende, breite, fast gewöhnliche Sprache substituirt; indeß ist sie durchaus lesbar, so wie die von Heilmann für das Jahr 1754 vortrefflich war. Ob die des Hrn. K. dieß auch sey, ob sie nicht vielmehr bloß auf das Lob einer wörtlichen Uebersetzung, der wir nur den Rang einer Paraphrase zugestehen können, Anspruch zu machen scheine, möge der Leser aus einer zusammen hangenden Probe selbst entnehmen. Wir wählen dazu den Anfang der schon oft übersetzten Leichenrede, II, 35, welcher ohne übermäßige Schwierigkeiten zu enthalten, doch geeignet ist, den Geist und Stil des Thucydides zu repräsentiren:

Die meisten derer, die hier schon gesprochen haben, preisen den, der dem Brauche diese Rede hinzugefügt, da es schön sey, daß sie über die, die als in den Kriegen Gefallene bestattet werden, gesprochen werde. Mir dagegen schien es, es würde hinreichend seyn, wenn bey Männern, die sich durch die That tüchtig bewiesen haben, auch ihre Ehren durch die That verkündigt würden, wie ihr es auch jetzt in Betreff dieser von Staatswegen veranstalteten Bestattung seht, und nicht in einem Manne vieler Heldentugend aufs Spiel gesetzt, daß sie ihm, mag er nun gut oder schlechter gesprochen haben, (ganz mißverstanden!) geglaubt wird. Denn schwierig ist es, mit dem rechten Maaße zu sprechen bey einem Gegenstande, bey dem kaum auch nur der Glaube an die Wahrheit des Gesagten begründet wird. Denn der durch eigner Augen Zeugniß unterrichtete und wohlwollende Hörer glaubt wohl leicht, es werde etwas im Vergleich mit dem, was er wünscht und weiß, geringer dargestellt, und der Unkundige, es werde manches sogar übertrieben, aus Neid, wenn er vielleicht etwas über seine eigne Natur hinaus hört. Denn bis dahin sind die Lobsprüche, wenn sie über andre ausgesprochen werden, erträglich, so weit jeder auch selbst geschickt zu seyn meint, etwas von dem, was er hörte, zu vollbringen; was aber von ihnen darüber hinausgeht, beneidet man und mißtraut ihm dann auch. Da es sich jedoch den Altvordern so bewährt erwiesen, daß dieß schön sey, so muß auch ich, dem Brauche folgend, versuchen, den Wunsch und die Meinung eines jeden von euch so weit als möglich zu treffen.

Ref. erlaubt sich, dieser Uebersetzung einen eigenen Versuch gegenüber zu stellen, der einerseits gedrängt und lieber hart oder eckig als allzu fließend, andererseits aber auch nicht undeutsch noch unnatürlich seyn soll.

Die meisten Redner, die schon an dieser Stätte gesprochen, rühmen den Stifter der Sitte, mit der Feyer eine Rede zu verbinden, weil den Männern, die in Folge des Krieges bestattet werden, eine solche Rede gebühre. Mir dagegen schien es genügend, Männern, die thätlich sich als Helden bewährt, gleichfalls thätlich Ehre zu erweisen — wie ihr dieß bey dieser Bestattung, die das Vaterland veranstaltet, jetzt geschehen seht — und nicht Gefahr zu laufen, daß je nach der guten oder minder guten Rede Eines Mannes der Werth vieler Männer Anerkennung finde oder nicht. Denn das rechte Maaß zu treffen ist schwer, und auch so wird der Wahrheit nur mit Mühe Glauben verschafft. Nämlich der einsichtsvolle und freundlich gesinnte Zuhörer kann leicht zu wenig gesagt finden gegen das, was er wünscht und weiß; und dem Unkundigen scheint manches übertrieben, aus Neid, wenn er etwas hört, was für sein Wesen zu hoch ist. Denn Lobreden auf andere vermag der Mensch nur so weit zu ertragen, als er sich fähig glaubt das zu thun, wovon er hört; was darüber hinausreicht, betrachtet er mit Neid und versagt ihm gar den Glauben. Da jedoch unsere Ahnen dieß so für recht erkannt, so muß auch ich dem Gesetze folgend dem möglichst zu genügen suchen, was ein jeder wünscht und glaubt.

Die zweyte Frage, wie weit Hr. K. den Text seines Originals verstanden habe, kann Ref. weit mehr zu seinen Gunsten beantworten. Einzelne Versehen und Ungenauigkeiten muß man einem Uebersetzer weit leichter zu gut halten als einem Interpreten. Denn es ist nicht möglich, bey der Ausfeilung abermals jedes Wort mit jedem Wort zu vergleichen, und indem man sich dabey von dem Geist der ganzen Stelle beherrschen läßt, entfernt man sich allmählich von der Genauigkeit im Einzelnen. Zu den offenbar mißverstandenen Stellen muß Ref. folgende rechnen: I, 75 S. 65

> verdienen wir also . . . . den Hellenen nicht so gar verhaßt zu seyn?

Hr. K. hat ἆρ' ἄξιοί ἐσμεν positiv gefaßt und so einen dem Zusammenhang e diametro widersprechenden Gedanken gewonnen. Wenn er sich nicht erinnerte, daß ἄρα auch nonne bedeutet, mithin ἆρ' ἄξιοί ἐσμεν . . μὴ ἐπιφθόνως διακεῖσθαι eine doppelte Negation enthält, so hätte er des Ge-

wandt. Da er jedoch nothwendig das Verbum des διὰ μέσου gesetzten Satzes hielten voranstellen mußte, so entsteht ein Widersinn.

Ref. will nur noch einige Beyspiele geben, in denen dem deutschen Sprachgebrauch kühner, als der originellste Prosaist sich erlauben würde, Trotz geboten ist. I, 93. Sie bauten auf seinen Rath die Dicke der Mauer. Und I, 70. Zugleich halten wir uns wenn irgend einen andern für berechtigt, statt wenn irgend jemand. Das griechische εἴπερ τινες καὶ ἄλλοι enthält ein offenbares Idiom. Darf dieses übergetragen werden?

Die alten Rhetoriker nennen den Stil des Thucydides bekanntlich ὑψηλόν. Soll dieser Charakter im Deutschen ausgedrückt werden, so muß sich der Uebersetzer vor zwey Fehlern besonders hüten, erstens vor Anklängen der leichten Conversationssprache, nnd zweytens vor allem was an den schwerfälligen Curialstil erinnert. In die Conversationssprache sinkt unser Uebersetzer nirgend herab; wir meinen, er gebraucht nirgend Modeworte und Modephrasen, mit denen sich unsere Conversation auf je fünf oder zehn Jahre schmückt und die dann, wenn sie ausgedient haben, desto altmodischer lauten, z. B. ins Leben treten, ein Ereigniß freudig begrüßen, unangenehm berührt werden ꝛc. Durch dergleichen müßte, wie Hr. K. sicher fühlte, das Werk seinen antiken Charaktet ganz verlieren. Darum hat er dergleichen mit vollem Recht verschmäht, gemieden. Aber der Geschäftsstil mit seinen stehenden Formen und seinen Licenzen sollte nicht weniger fern gehalten seyn. Und doch hat uns daran erinnert S. 56. „in größerer Unkenntniß in Betreff der äußeren Angelegenheiten“ vergl. S. 154. 182 und bald darauf „von denen dieses (Polidäa) ein für die Küste von Thrake sehr günstig gelegener Platz ist.“ Die Griechen, und Thucydides nicht am wenigsten, schieben freylich auch oft eine ganze Reihe von Begriffen zwischen den Artikel und sein Substantiv ein; aber duo si faciunt idem, non est idem. Kein Grieche hat das schwerfällig gefunden oder persiflirt; bey uns hat sich gerade der Curialstil dieser Redeweise bemächtigt, und wer in einem edeln gehobenen Stil schreiben will, muß sich vor allem hüten, was der berühmten Einschachtelung ähnelt: da die den das acht und fünfzigste Lebens- und dreyßigste Dienstjahr erreicht habenden O. A. R. v. Sch. befallene Augenkrankheit das Ansehen gewinnen will, daß ꝛc. Wenn auch hie und da die technische Schreibart der Philosophie dieser Form nicht entbehren zu können glaubt, so verzichtet sie eben dadurch zu Gunsten ihrer nächsten Zwecke auf die Lebendigkeit der Darstellung, was der Historiker niemals will und darf.

Wenn sich Hr. K. in dem Vorwort bestimmt ausgesprochen hätte, daß seine Uebersetzung bloß eine gelehrte Arbeit seyn solle, ohne Anspruch, als ein Werk der schönen Literatur zu gelten, so würde Ref. einen anderen Maaßstab angelegt haben; so aber muß jede Uebersetzung so lange als ein Kunstwerk angesehen werden, als der Verfasser nicht ausdrücklich sich hiegegen verwahrt. Denn in der Erklärung, daß man für Leser übersetze, denen das Original selbst zugänglich sey, kann Ref. eine solche Verzichtleistung nicht ausgesprochen finden. Vergleicht nun Ref. diese neue Uebersetzung in ästhetischer Hinsicht mit ihrer Vorgängerin, von Osiander Stuttgart 1827, — die von Hrn. K. in der Vorrede angeführten Uebersetzungen von Klein und Müller sind dem Ref. unbekannt geblieben — so kann er keinen Fortschritt erkennen. Zwar ist diese dem Ref. gleichfalls nicht ganz zu Danke gearbeitet, weil sie von der körnigen und oft eckigen Form des Originals gar zu wenig übrig läßt und eine allzu fließende, breite, fast gewöhnliche Sprache substituirt; indeß ist sie durchaus lesbar, so wie die von Heilmann für das Jahr 1754 vortrefflich war. Ob die des Hrn. K. dieß auch sey, ob sie nicht vielmehr bloß auf das Lob einer wörtlichen Uebersetzung, der wir nur den Rang einer Paraphrase zugestehen können, Anspruch zu machen scheine, möge der Leser aus einer zusammen hangenden Probe selbst entnehmen. Wir wählen dazu den Anfang der schon oft übersetzten Leichenrede, II, 35, welcher ohne übermäßige Schwierigkeiten zu enthalten, doch geeignet ist, den Geist und Stil des Thucydides zu repräsentiren:

Die meisten derer, die hier schon gesprochen haben, preisen den, der dem Brauche diese Rede hinzugefügt, da es schön sey, daß sie über die, die als in den Kriegen Gefallene bestattet werden, gesprochen werde. Mir dagegen schien es, es würde hinreichend seyn, wenn bey Männern, die sich durch die That tüchtig bewiesen haben, auch ihre Ehren durch die That verkündigt würden, wie ihr es auch jetzt in Betreff dieser von Staatswegen veranstalteten Bestattung seht, und nicht in einem Manne vieler Heldentugend aufs Spiel gesetzt, daß sie ihm, mag er nun gut oder schlechter gesprochen haben, (ganz mißverstanden!) geglaubt wird. Denn schwierig ist es, mit dem rechten Maaße zu sprechen bey einem Gegenstande, bey dem kaum auch nur der Glaube an die Wahrheit des Gesagten begründet wird. Denn der durch eigner Augen Zeugniß unterrichtete und wohlwollende Hörer glaubt wohl leicht, es werde etwas im Vergleich mit dem, was er wünscht und weiß, geringer dargestellt, und der Unkundige, es werde manches sogar übertrieben, aus Neid, wenn er vielleicht etwas über seine eigne Natur hinaus hört. Denn bis dahin sind die Lobsprüche, wenn sie über andre ausgesprochen werden, erträglich, so weit jeder auch selbst geschickt zu seyn meint, etwas von dem, was er hörte, zu vollbringen; was aber von ihnen darüber hinausgeht, beneidet man und mißtraut ihm dann auch. Da es sich jedoch den Altvordern so bewährt erwiesen, daß dieß schön sey, so muß auch ich, dem Brauche folgend, versuchen, den Wunsch und die Meinung eines jeden von euch so weit als möglich zu treffen.

Ref. erlaubt sich, dieser Uebersetzung einen eigenen Versuch gegenüber zu stellen, der einerseits gedrängt und lieber hart oder eckig als allzu fließend, andererseits aber auch nicht undeutsch noch unnatürlich seyn soll.

Die meisten Redner, die schon an dieser Stätte gesprochen, rühmen den Stifter der Sitte, mit der Feyer eine Rede zu verbinden, weil den Männern, die in Folge des Krieges bestattet werden, eine solche Rede gebühre. Mir dagegen schien es genügend, Männern, die thätlich sich als Helden bewährt, gleichfalls thätlich Ehre zu erweisen — wie ihr dieß bey dieser Bestattung, die das Vaterland veranstaltet, jetzt geschehen seht — und nicht Gefahr zu laufen, daß je nach der guten oder minder guten Rede Eines Mannes der Werth vieler Männer Anerkennung finde oder nicht. Denn das rechte Maaß zu treffen ist schwer, und auch so wird der Wahrheit nur mit Mühe Glauben verschafft. Nämlich der einsichtsvolle und freundlich gesinnte Zuhörer kann leicht zu wenig gesagt finden gegen das, was er wünscht und weiß; und dem Unkundigen scheint manches übertrieben, aus Neid, wenn er etwas hört, was für sein Wesen zu hoch ist. Denn Lobreden auf andere vermag der Mensch nur so weit zu ertragen, als er sich fähig glaubt das zu thun, wovon er hört; was darüber hinausreicht, betrachtet er mit Neid und versagt ihm gar den Glauben. Da jedoch unsere Ahnen dieß so für recht erkannt, so muß auch ich dem Gesetze folgend dem möglichst zu genügen suchen, was ein jeder wünscht und glaubt.

Die zweyte Frage, wie weit Hr. K. den Text seines Originals verstanden habe, kann Ref. weit mehr zu seinen Gunsten beantworten. Einzelne Versehen und Ungenauigkeiten muß man einem Uebersetzer weit leichter zu gut halten als einem Interpreten. Denn es ist nicht möglich, bey der Ausfeilung abermals jedes Wort mit jedem Wort zu vergleichen, und indem man sich dabey von dem Geist der ganzen Stelle beherrschen läßt, entfernt man sich allmählich von der Genauigkeit im Einzelnen. Zu den offenbar mißverstandenen Stellen muß Ref. folgende rechnen: I, 75 S. 65

verdienen wir also . . . . den Hellenen nicht so gar verhaßt zu seyn?

Hr. K. hat ἆρ᾽ ἄξιοί ἐσμεν positiv gefaßt und so einen dem Zusammenhang e diametro widersprechenden Gedanken gewonnen. Wenn er sich nicht erinnerte, daß ἆρα auch nonne bedeutet, mithin ἆρ᾽ ἄξιοί ἐσμεν . . μὴ ἐπιφθόνως διακεῖσθαι eine doppelte Negation enthält, so hätte er des Ge-

dankens wegen nothwendig das μὴ ſtreichen müſſen. Auch II, 65 iſt ein bekanntes Idiom verkannt, wenn οὐ τοσοῦτον ἁμάρτημα ἦν πρὸς οὓς ἐπήεσαν, überſetzt wird „der nicht ſowohl ein Irrthum in der Meinung über die war, gegen die man zog.“

Als Philológen von Fach zeigt ſich Hr. K. auch durch kritiſche und exegetiſche Noten. Darunter ſind nicht wenige, welche das richtigere Verſtändniß des Textes trotz der vorhandenen umfaſſenden Commentare fördern z. B. I, 6 S. 9. zu μετρίᾳ ἐσθῆτι „Nicht einer einfachen ſchlichten Kleidung, ſondern einer maaßhaltenden zwiſchen der harten rauhen Tracht jener älteſten Zeit, als noch das ganze Volk in Waffen gieng und der weichlichen, die zuerſt die Athenaier aufnahmen.“ Wie dieſe Bemerkung einen richtigen Tact beweiſt, ſo zeugt die Vertheidigung von Mehlhorns Erklärung zu I, 17 S. 18 οἱ γὰρ ἐν Σικελίᾳ ἐπὶ πλεῖστον ἐχώρησαν δυνάμεως von Beleſenheit und Methode.

Manche dieſer Noten dienen nicht eben die Ueberſetzung zu rechtfertigen, und ſind in ſofern an dieſem Ort entbehrlich, aber als gelegentliche Beyträge zur ſprachlichen Verſtändniß des Urtextes doch mit Dank anzunehmen, wie zu I, 125 ἐπειδὴ ἀφ' ἁπάντων ἤκουσαν γνώμην die Bemerkung, daß wenn ein Subſtantiv ſich mit einem Verbum ſo eng verbinde, daß beyde nur einen Begriff ausmachen, der Artikel vor dem Subſtantiv fehle. Daſſelbe gilt von Anmerk. 58 zu I, 102 über den Aoriſt δεινὸν ποιησάμενοι. Dagegen hätte Ref. an mancher andern Stelle gern eine Rechtfertigung oder Erläuterung des Ueberſetzungstextes gewünſcht; wie zu II, 48, S. 169.

> Es ſage nun von ihr (der Peſt) ein jeder nach ſeiner Anſicht, Arzt wie Laie, woher es wahrſcheinlich war, daß ſie entſtanden und führe die Urſachen an, die er für geeignet dazu hält, ſo großer Veränderung Kraft zu der Umgeſtaltung gehabt zu haben.

Die griechiſchen Worte ſind freylich dunkel genug καὶ τὰς αἰτίας ἃς τινας νομίζει τοσαύτης μεταβολῆς ἱκανὰς εἶναι δύναμιν ἐς τὸ μεταστῆσαι σχεῖν.

Die Erklärung von ἀρετῇ in II, 40 S. 161 durch „tüchtige unwandelbare Geſinnung gegen Freunde“ kann Ref. nicht unterſchreiben, ſo ausführlich Hr. K. ihre Zweckmäßigkeit aus dem Zuſammenhang zu begründen ſucht. Es paßt hieher nur der Begriff des Edelmuths, der ſich nicht in einer Pflichterfüllung (wie jene unwandelbare Geſinnung) zeigt, ſondern in einer Verpflichtung anderer durch freywillige Wohlthaten. Ob ἀρετῇ dieſer Bedeutung fähig ſey, mag Thucydides ſelbſt I, 37 und IV, 19 bezeugen, und ſelbſt Homer Odyss. XIV, 402. Ref. möchte behaupten, daß der Begriff einer bloßen Pflichterfüllung den Wörtern ἀρετῇ und virtus ganz fremd iſt.

Bisher iſt nur der erſte Theil der Ueberſetzung erſchienen. Es ſoll uns nicht wundern, wenn die Schuld davon an dem Publicum liegt. Die deutſchgebildeten Leſer werden nicht glauben, daß das Buch für ſie geſchrieben ſey, wie auch die Vorrede andeutet, und den philologiſchen Werth der Ueberſetzung nicht zu ſchätzen wiſſen; die griechiſchgelehrten werden bedauern, daß ſie um der wenigen, wenn auch noch ſo ſchätzbaren Noten willen den ihnen entbehrlichen deutſchen Text mitkaufen ſollen.

L. D.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern. 11. July.

Nro. 138. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Chrónica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador. Nueva edicion con una introduccion histórico-literaria por D. V. A. Huber catedrático de literatura moderna en la universidad de Berlin. Marburg 1844. CXVIII u. 355 S. gr. 8.

Eröffnet mit einem Worte, wodurch Kaiser Karl V. den Cid unter seine Voreltern rechnet, wird diese neue Ausgabe der Chronik vom Cid, deren erste im J. 1512 auf Veranlassung des Infanten und nachmaligen deutschen Kaisers Ferdinand I. zu Burgos durch einen Deutschen aus Basel gedruckt worden ist, einem Enkel jenes Ferdinand, Sr. Majestät „Don Fernando I.," Kaiser von Oesterreich dedicirt. Auch die historisch-kritische Einleitung geht von dem Verhältnisse der Deutschen zu den Spaniern aus. Schon vor Jahrhunderten habe bey beyden Nationen als gegenseitiges Sprichwort gegolten: Wir sind Brüder; und wahrscheinlich seyen es gewisse Züge von Häuslichkeit, von ehelicher Liebe und Treue, durch welche die Geschichte des Cid und seiner Ximene vorzugsweise das deutsche Gemüth und so sehr angesprochen habe, daß sich außer den Landsleuten des Helden keine andre Nation so vielfältig mit ihm beschäftigt habe als die deutsche, möge auch sein Name zuerst durch ein Drama des Franzosen Corneille diesseits der Pyrenäen verbreitet worden seyn.

Seit Herder, freylich ein Mann, dessen Beyspiel allein schon mächtig wirken mußte, mit seiner wohl berechneten Auswahl aus dem Liederbuch (Romancero) des Cid vorangegangen, ist dieses Liederbuch vollständig zweymal, 1836 von Duttenhofer, 1842 von Regis, übersetzt erschienen. Selbst das spanische Original ist in Deutschland zweymal, 1826 durch Julius, 1840 durch A. Keller, herausgegeben.

Außer diesen Liedern war eine Historie des Cid von Johannes Müller der Herder'schen Ausgabe beygefügt worden und eine neuere von 1829 wird unserm Herausgeber verdankt. Diese ist auf eine früher unbekannte im J. 1792 durch Risco herausgegebene lateinische Historia Roderici Didaci Campidocti gegründet, welche der Herausg. nicht so sehr lange nach dem Tode des Helden und wenigstens vor dem J. 1238 verfaßt glaubt und als verlässigen Halt für desselben wahre durch abenteuerliche Zuthat noch ungetrübte Geschichte geltend zu machen bemüht ist.

Nachdem sich unser Herausgeber einmal auf solche Art des burgalesischen Heros angenommen, lag es nahe genug, als eines der schriftlichen Hauptdenkmäler, die sich auf denselben beziehen, auch diese Chronica, die seit 1593 nicht wieder gedruckt, also ungemein selten geworden ist, neuerdings ins Leben einzuführen. Daß er dabey, wenigstens eben so sehr als ein deutsches, ein spanisches Publicum im Auge gehabt, zeigt sich aus der Einleitung, die von dem Deutschen spanisch geschrieben ist. Aber die Scheu, dabey manche kaum vermeidliche Blöße zu geben, konnte er sich in der ausdrücklich erwähnten Hoffnung auf die schon früher erprobte Nachsicht des Volkes, dem er auf solche Weise huldigt

und in der Betrachtung wegsetzen, daß dadurch auch seine eigenen Zuthaten allen denjenigen, denen es auf die Hauptsache ankommt, welcher Zunge sie sonst angehören mögen, genießbar seyn würden. Dieser Hauptsache aber, dem Texte der Chronik, die eine und andere („alguna que otra") kritische Bemerkung über Fragen, die sich aus dem Gegenstande von selber aufwerfen, voranzuschicken, sey fast eben so sehr Pflicht als Recht des Herausgebers; denn habe einmal etwas die Theilnahme, ~~die Liebe~~ von uns Deutschen angesprochen, alsbald stelle sich dazu die Untersuchung, die Kritik, die Begierde zu Wissen ein.

Obschon es hier zunächst um Sagenhaftes, Poetisches zu thun sey, findet der Herausg. dennoch nöthig, abermals von einem historischen Kerne, der all diesem zu Grunde liegt, von der eigentlichen Geschichte des Cid auszugehen. Der deutsche Kritiker kommt dabey in den Fall, nicht bloß deutsche und französische, sondern eine ziemliche Reihe spanischer Historiker, die doch sonst, wenigstens im Bereiche gewisser Fragen, sich einer zu freyen Untersuchung nicht leicht schuldig machen, als zweifelsüchtige Hyperkritiker abzufertigen.

So wird gegen die Behauptung, daß manche Abenteuer des Cid erst nach den Zeiten des Rodericus Toletanus und des Lucas Tudensis von den Jongleurs erfunden worden, die Stelle eines in Sandovals Geschichte Alonsos VII. abgedruckten Gedichtes von 1147 beygebracht, wo es von Rodericus mio Cid heiße:

> de quo cantatur quod ab hostibus haud superatus,
> qui domuit Mauros, comites domuit quoque nostros,

und woraus erhelle, daß der Held schon gleich nach seinem im J. 1099 erfolgten Ende ein Gegenstand des Volksgesanges, der Cantares müsse geworden seyn.

Besprochen wird nun des Breitern die Form dieser Cantares oder Romances, nach welcher sie nämlich in rein volksmäßige und in künstliche der Singer von Metier, der Juglares oder Jongleurs zu unterscheiden seyen, eine Besprechung, die zwar dem spanischen Leser sehr müßig vorkommen werde, aber dem deutschen gegenüber, der das, was von Meistern wie J. Grimm, F. Wolf u. A. in dieser Hinsicht aufgestellt worden, im Auge habe, und dem es daran liege, die ältesten Productionen dieser Art von spätern gehörig zu unterscheiden, nicht wohl zu umgehen sey. Wir unsrerseits, mit der nicht wägenden sondern fast bloß zählenden Metrik der romanischen Poesie überhaupt nicht sonderlich befreundet, müssen uns in dieser Hinsicht unter die „lectores harto superficiales" rechnen und etwa einem Alcalà-Galiano überlassen, mit diesem andern „erudito Aleman" ins Reine zu kommen.

Unter den dermal bekannten Romanzen vom Cid wird nur einer, der 173. in Deppings zweyter Ausgabe, der volle Charakter der Alterthümlichkeit zuerkannt, gleichwohl aber die Möglichkeit angenommen, daß andere, die jetzt verschollen sind, die Grundlage gebildet haben zu dem durch Sanchez (Coleccion de poesias castellanas anteriores al seglo XV.) im J. 1799 bekannt gewordenen, leider zu Anfang verstümmelten Poema del Cid, dem ältesten poetischen Denkmal castillischer Sprache, das demnach auf dieselbe Weise, wie wahrscheinlich unsere Nibelungen, aus frühern einzelnen Liedern zusammengefügt wäre.

Ein näherer Zusammenhang zwischen diesem Poema und der lateinischen Historia R. D. C. sey nicht zu erkennen. Aber ein um so größerer zeigt sich zwischen der besondern Chronik vom Cid und der Chronica general, welche, einer der ersten Versuche in castillischer Prosa, von Alphons dem Weisen († 1284) oder doch in seinem Namen verfaßt und seit 1541 durch Ocampo gedruckt vorhanden ist. Der sogenannte vierte Theil dieser Chr. general stimmt in seinem letzten Drittel mit der Chr. del Cid so sehr überein, daß man, wenn man nicht die eine wie die andere aus irgend einem ältern lateinischen Werke übersetzt glauben will, die besondre erst nach der Hand entweder aus der allgemeinen abgelöst, oder aber umgekehrt an diese hinzugefügt annehmen muß. Für letzteres spricht der Umstand, daß die besondere in dem Benedictinerkloster San Pedro de Cardeña, mit welchem ihr Held sowohl lebend als todt in so naher Beziehung steht, ge-

schrieben zu seyn scheint. Wenn der Portugiese Gomes Eannes de Azurara in seiner Chronik von 1453 von einer chronica dos feitos do Cide Ruy Diaz spricht, so ist wohl keine andre als die vorliegende gemeint, von welcher Herder, Southey und Santarem, die eine solche Chronik überhaupt in Abrede stellen, keine Notiz hatten.

Unter den Quellen, aus denen der Verfasser derselben geschöpft, setzt der Herausgeber für das, was das eigentlich historische betrifft, obenan die lateinische Historia; anderes weniger historisches sey aus dem Poema entnommen. Bey manchem, was weder in der Historia noch im Poema vorkommt, namentlich über das von den Mauren an den Cid verlorne Valencia, beruft sie sich selber auf einen Araber (Moro) Abenalfange oder Aben-alfarar. Ein solcher wird von den Kritikern für eine bloße Fiction des Chronisten erklärt, der sich in Abenteuerlichkeiten gefalle. Der Herausg. hingegen sucht zu zeigen, daß diese Partie, wenn auch aus einer zweyten, dritten Hand gar wohl der historischen Darstellung irgend eines valencianischen Mauren entnommen seyn könne. Der geringste Antheil an der Chronik wird derjenigen Quelle zugeschrieben, aus welcher sie mancher Leser zumeist geflossen betrachten wird, nämlich den Cidromanzen, wie wir sie aus den Sammlungen oder Romanceros kennen. Der Herausg., wie bereits gesagt, unterscheidet ursprüngliche nach der Hand verschollene streng von der Masse der erst später entstandenen, die in diesen Romanceros enthalten sind. Selbst von jenen müsse der Chronist nur wenig Gebrauch gemacht haben, da er mehr als einmal mit Geringschätzung von dem spricht, was vom Volk in seiner Sprache (en romance) gesungen werde, und da er sich nur an das halte, was in der Sprache der Gebildeten, das heißt in der lateinischen, etwa in einer ihm vorliegenden Historia, auf die er sich fast bey jedem Capitel beruft, aufgezeichnet finde. Daß indessen von jenen ursprünglichen Romanzen, ungeachtet des „Modernismus“ der spanischen Literaten, dennoch manche im Munde des Volkes, das noch in der Riego-Hymne „hijos del Cid!“ angeredet werden durfte, noch fortlebe, wagt der Herausgeber zu hoffen, da sich sogar in Namen von Oertlichkeiten Hinweisung auf den Cid erhalten hat. Die Sammlungen aber, die vom J. 1551 ab unter den Benennungen Romancero, Cancionero hauptsächlich Romanzen vom Cid ausbieten, erklärt der Herausg. für Anhäufungen der ungleichartigsten Dinge, von denen viele zum Cid keine andre Beziehung haben, als seinen willkührlich eingemengten Namen.

Es sind eigentlich drey Classen, in die er diese sämmtlichen Romanzen vertheilt. Erstens wahrhaft alte, ganz das Gepräge naturwüchsiger Volksart tragende, die im zwölften, dreyzehnten, höchstens noch vierzehnten Jahrhundert entstanden sind, und deren er, ein Werk über spanische Volkspoesie vorbereitend, nur 37 zusammengefunden hat, die mit ihren Anfängen angegeben werden und unter welchen auch die vorkommt, die weiter oben (S. XXXIII) als die einzige vollgültig alte bezeichnet worden. Zweytens solche, durch welche irgend ein Capitel der besondern Chronik vom Cid oder der allgemeinen, in der Absicht eine gute Lehre damit in Verbindung zu bringen, im Auszug gegeben wird. Der Herausg. zählt deren 60 auf, die aus dem Romancero des Sepulveda (1551) genommen sind. Drittens endlich solche, in denen jene alten Gebilde von Hof- und andern Dichtern und Dichterlingen des siebzehnten und folgenden Jahrhunderts, wenn vielleicht auch auf feinere, künstlichere Weise nachgeahmt sind.

Der Herausg. schließt diese einleitenden Untersuchungen über den Ursprung und die Eigenheiten der Cidmonumente, welche anerkanntermaßen der alten und volksmäßigen Literatur angehören, mit dem Wunsche, daß seine Arbeit beytragen möge, zwischen der Nation, der er sich anzugehören rühme, und jener, die aus vielen theils allgemeinen theils besondern Gründen den zweyten Rang einnehme in seiner Achtung und Liebe, die alten zu sehr verkannten Verhältnisse gegenseitiger Freundschaft und Hochachtung wieder zu eröffnen. Wir unsrerseits fügen den Wunsch bey, daß die Literatoren der belobten Nation diese Belehrungen nicht als ein aufdringliches Eingreifen in das, wozu vor allen ge-

rade sie Beruf und Mittel haben, sondern als eine Huldigung hinnehmen, die vom universellen Deutschen ihrer er ältern Literatur nicht weniger als der der Britten, der Griechen und Römer dargebracht wird, indem wir in die Seele unsrer Urenkel geloben, daß sie spanische, vorab von Spaniern in Spanien geschriebene und gedruckte deutsche Abhandlungen über die Nibelungen eben auch nicht anders betrachten werden.

Was der Herausg. über den kritischen Apparat zu seiner Ausgabe und die dabey befolgten Grundsätze zu sagen hat, läßt er der Einleitung in einem besondern mit kleinerer Schrift gedruckten Appendix S. LXXXV — CXLVIII folgen. Bey Aufzählung der bisherigen Ausgaben der Cidchronik vernehmen wir, daß zu dieser neuesten nicht die erste von 1512, und nicht die zweyte von 1552, sondern die in der Dresdner Bibliothek vorhandene dritte von 1593 benutzt worden ist. Was das Wiedergeben des Textes in Bezug auf Orthographie, Interpunction u. dgl. betrifft, so glaubt der Herausg. die rechte Mitte gehalten zu haben zwischen den Einen, die ein Original ganz genau, selbst mit allen Schreib- und Druckfehlern wiederholt, und Andern, die es ohne Rücksicht auf die charakteristischen Eigenheiten der Zeit, der es angehört, völlig modernisirt haben wollen. Neben dem alterthümlichen f statt h (fablar, fallar, figo u. dgl.) bleibt also dem Texte seine Ximena, sein quatro u. s. f., während die Einleitung nach der neuen wohl akademischen, aber nicht sonderlich historischen Mode Gimena, cuatro u. dgl. aufführt. Erschwert wurde dem Herausg. sein Geschäft hauptsächlich durch die Fehlerhaftigkeit des ihm vorliegenden Druckes besonders in eigenen Namen. Hier mußten häufig die frühern und gleichzeitigen Quellen, die Chronica general, das Poema del Cid und die Historia Roderici C. zu Rathe gezogen werden. Noch bessere Dienste hätten dabey ohne Zweifel die Handschriften selbst geleistet, die, wie der Herausg. S. XLIX bemerkt, von der Cidchronik zu Paris und zu Madrid noch vorhanden sind. Auch Verganza wäre nicht ohne Nutzen beyzuziehen gewesen. Dieser, ein Benedictiner des genannten Klosters Cardeña, behandelt in seinen Antiguedades 1719. I. p. 188 — 564 so ziemlich dieselben Fragen, und nicht weniger polemisch gegen die Zweifler, zu Gunsten des Helden im Eingange zu dessen wirklicher Geschichte, die er mit einer Stammtafel schließt, woraus zu erweisen, daß es kein europäisches Fürstengeschlecht gibt, daß sich nicht einiges Blutes aus den Adern des castilischen Ruy Diaz de Bivar rühmen könnte. Hiezu ist von ihm nicht die gedruckte, sondern die in jenem Kloster handschriftlich liegende Cidchronik benutzt worden, von welcher er sagt, daß sie ziemlich alt, jedoch wenigstens ein Jahrhundert nach dem Cid verfaßt und in einigen Dingen von der gedruckten verschieden sey. Auch von einer Handschrift in portugiesischer Sprache, vielleicht der obigen durch Azurara angedeuteten, hatte Verganza Kunde. So mag für einen nicht weniger kritischen, vermuthlich spanischen Herausgeber nach dem unsrigen, der selber die Meinung ausspricht, daß seine Arbeit nicht die letzte bleiben werde, noch immer etwas zu thun seyn.

Auch uns steht nicht die erste Ausgabe dieser Chronik, doch aber die zweyte zu Gebot. Sie hat bereits als Zugaben die Genealogie des Cid und den Artikel Del fundamiento de la casa (nämlich des Klosters Cardeña), noch nicht aber die in der dritten Ausgabe nun folgende Translacion del f. y. b. c. el Cid Ruyduz de Bivar. Zu Anfang nennt sie sich: Cronica . . . agora nueuamente corregida y emendada. Wir haben sie, was zwar etwas „pesado y prolijo“ war, mit gegenwärtiger wenigstens, was die vom Herausgeber p. XCI beanstandeten und zum Theil veränderten Stellen betrifft, verglichen und folgende Varianten gefunden.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. July.

Nro. 139. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1. Cicero's Rede für T. Annius Milo mit Einleitung und Commentar von D. Eduard Osenbrüggen. Hamburg, Perthes-Besser und Mauke 1841. XVI und 157 Seiten. 8.
2. Cicero's Rede für Sextus Roscius aus Ameria. Mit Einleitung und Commentar von Ed. Osenbrüggen, Dr. der Philosophie und der Rechte, kaiserl. russ. Hofrath und ordentl. Professor der Rechtswissenschaft zu Dorpat. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. 1844. X u. 168 S. 8.
3. Specimen commentarii de M. Tulli Ciceronis pro P. Sestio oratione, auctore Carolo Halmio. Spirae MDCCCXLII. Typis J. F. Kranzbuehleri. VI u. 20 S. 4.
4. M. Tulli Ciceronis oratio pro P. Sulla. Superiorum interpretum commentariis suisque adnotationibus explanavit Carolus Halm. Lipsiae, MDCCCXLV. Sumptus fecit C. F. Koehler. XII und 180 S. 8.

   Auch unter dem Titel:

   M. Tulli Ciceronis orationes. Sup. interpr. comm. etc. Vol. I. Pars I.

Die Vereinigung der angeführten Werke in einer Anzeige ist gewiß dadurch hinlänglich gerechtfertigt, daß alle einen gemeinsamen Zweck verfolgen, nämlich den einer genauen, dem jetzigen Standpunkte der Philologie entsprechenden Erklärung der Reden Cicero's, wenn auch auf etwas verschiedenem Wege, indem jeder der beyden Herausgeber von einem andern Punkte ausging, keiner aber sich einseitig an die gewählte Richtung hielt, so daß die Erklärungsweise des Einen manchfach in die des Andern übergreift, und von Beyden nichts der Erklärung Bedürftiges absichtlich unerörtert gelassen wurde. Die Ausstellungen, welche von beyden Seiten her an den bisherigen Commentaren gemacht werden, sind zu wohl begründet, als daß ein auf Abhülfe derselben berechnetes Unternehmen nicht an sich schon auf allgemeinen Beyfall rechnen dürfte; die Ausführung entspricht aber in dem bis jetzt Vorliegenden den durch die Namen der beyden Herausgeber erregten Erwartungen in der Weise, daß man zugestehen muß, die Sache hätte nicht leicht in bessere Hände kommen können.

Herr Osenbrüggen glaubte den Philologen dieses Jahrhunderts nur mit wenigen Ausnahmen den Vorwurf machen zu müssen, daß sie sich mehr als recht vom Gebiete der Geschichte und der Alterthümer des römischen Rechtes fern hielten, dessen Bearbeitung sie den Juristen allein überließen, während doch das Studium der römischen Rechtsgeschichte nicht nur für das Verständniß der römischen Classiker unumgänglich nothwendig, sondern auch ein Haupterforderniß zur Erkenntniß des römischen Lebens wäre; er nahm sich daher vor, einzelne Reden des Cicero vorzüglich von dieser Seite her zu erklären,

ohne jedoch die sprachliche Erklärung von sich abzuweisen, die er nur deßhalb etwas in den Hintergrund treten ließ, weil er annehmen zu dürfen glaubte, daß jeder Lehrer in dieser Beziehung mit den nöthigen Mitteln ausgerüstet seyn würde. Uebrigens bestimmte er seine Ausgaben nicht bloß für Lehrer und Gelehrte, sondern auch für Schüler, auf die er vorzüglich durch eingestreutre Fragen anregend einzuwirken suchte.

Herr Halm ging dagegen von der Bemerkung aus, daß die Commentare der früheren Erklärer in der neueren Zeit allzusehr vernachläßigt wurden, so daß manche gute Bemerkung derselben ganz in Vergessenheit käme, manche von Neueren wie ihr Eigenthum wieder vorgebracht würde, und er hielt es daher für zweckmäßig, diese Grundlage der neuern Commentare auf eine übersichtliche Weise zusammen zu stellen, zugleich aber auch die wichtigen Bemerkungen der neueren Erklärer, wie die in den Werken der verschiedensten Art zerstreuten Notizen, die sich der Einzelne nur mit der größten Mühe verschaffen könnte, damit so zu verbinden, daß er namentlich bey den fortlaufenden Commentaren sich keinen Eingriff in fremdes Eigenthum zu Schulden kommen ließe, sondern die in denselben ausgesprochenen Ansichten nur im Allgemeinen, oder so weit es zur Erörterung im Zusammenhange nöthig schien, mittheilte, überall aber sein eigenes Urtheil dabey in die Wagschale legte, das aber, was ihm außerdem einer Besprechung werth schiene, in eigenen Bemerkungen behandelte. Dabey hatte er ursprünglich (s. N. 3) vor, seinen Commentar so einzurichten, daß er ihn an keine besondere Textesrecension anschlöße, sondern nur durch das jedesmalige Lemma andeutete, welcher er folgen zu müssen glaubte; er ging aber später auf den Wunsch des Verlegers, gewiß mit Recht, davon ab, und schickte (in N. 4) seinem Commentare den nach seinen Ansichten abgeänderten Text der Rede voraus.

Bey dem Plane des Hrn. Osenbrüggen fällt auf den ersten Blick das Vorhaben, die Bearbeitung der Reden Cicero's für Lehrer und Schüler zugleich einzurichten auf; doch hat es nach dem Urtheile des Referenten keineswegs die übeln Folgen gehabt, welche bey einer derartigen Vereinigung von verschiedenen Zwecken selten ausbleiben; was zunächst seinen Grund schon darin hat, daß dasjenige, was hier als Hauptsache erscheint, die Erklärung von juristischem Standpunkte aus, dem Lehrer großentheils eben so fremd ist, als dem Schüler, und es also nur darauf ankommt, das Vorzutragende so einzurichten, daß es weder für den Lehrer zu trivial, noch für den Schüler unverständlich ist. Beydes ist hier glücklich vermieden; alle Erörterungen sind kurz und bündig gefaßt, bey allen ist eine interessante Seite hervorgewendet, und doch stehen sie durchaus mit dem vorliegenden Falle in einer ungesuchten Verbindung, und wirken auf das eine Ziel hin, die Verhältnisse, welche der Rede zu Grunde liegen, möglichst allseitig klar zu machen: andrerseits sind sie in einer höchst einfachen, von unerklärten Kunstausdrücken durchaus freyen Sprache dargelegt und namentlich durch die Einleitungen so gut vorbereitet, daß auch derjenige, welcher wenig oder keine Kenntnisse von den römischen Rechtsverhältnissen mitbringt, denselben leicht folgen kann, und wenn er sich dieses gewissenhaft angelegen seyn läßt, eine Einsicht in das römische Gerichtswesen erhält, wie sie auf anderem Wege nicht leicht erzielt wird. Anderes, was für den Schüler bey der Vorbereitung zu wissen nöthig ist, findet sich jedoch keineswegs vernachlässiget. Die eingestreuten Fragen sind meistens sehr zweckmäßig, doch mitunter fast etwas zu schwierig.

Herr Halm hat mit großem Fleiße und seltener Vollständigkeit Alles zusammen getragen, was auch in wenig zugänglichen Büchern für die von ihm behandelten Reden zu finden war. Doch erscheint das Gesammelte keineswegs als rudis indigestaque moles; die Bemerkungen der Aelteren sind vielmehr auf das sorgfältigste gesichtet, mitunter nur im Auszuge gegeben, und wo es nöthig schien, mit berichtigenden Zusätzen versehen; die Ansichten der Neueren werden in zusammenhängenden Bemerkungen besprochen, so daß man das Wesentliche derselben erfährt, ohne daß irgend fremde Rechte gekränkt werden, und zwar in einer solchen Zusammenstellung, daß sich nicht selten ein neues Resultat ergiebt, wie überhaupt die Leistungen des Herausgebers nicht etwa nur in angehängten kleinen Bemerkungen bestehen, sondern, auch abgesehen von dem Verdienste

des Ordners, einen Hauptbestandtheil des Commentars in sachlicher und sprachlicher Beziehung ausmachen, wobey besonders hervorzuheben ist, daß er, von einem zuverlässigen Gewährsmann, Hrn. Prof. Rein, unterstützt, auch den römischen Rechtsalterthümern seine Aufmerksamkeit zugewendet hat.

Nachdem wir hiemit den Zweck dieser Ausgaben und die Art und Weise, wie derselbe im Allgemeinen erreicht worden ist, besprochen haben, wenden wir uns nun zu den einzelnen.

Nr. 1. u. 2. In den Ausgaben des Herrn Osenbrüggen sind nach dem darüber bereits Mitgetheilten die Einleitungen natürlich von besonderer Bedeutung, in welchen die gesammten Verhältnisse der Zeit, in welche die in den beyden Reden besprochenen Rechtsfälle fielen, so wie die bey diesen besonders hervortretenden Umstände und einzelne Fragen über das römische Recht und Gerichtswesen besprochen werden. Die Handlung, welche dem Processe des Milo zum Grunde liegt, wird hier zuerst als eine Scene aus dem großen Trauerspiele hingestellt, in welchem wir den römischen Freystaat als Opfer fallen sehen, und nachgewiesen, welche Stelle die Kämpfe des Clodius und Milo mit ihren bewaffneten Schaaren in demselben einnahmen, und wie gerade zur Zeit der Ermordung des Claudius in Folge der Wahlcomitien die Verwickelungen am größten waren. Die Ermordung selbst, sammt den Vorfällen nach derselben, wird nach Asconius erzählt, und was in dessen Bericht unklar ist, genauer erörtert, wie namentlich die Dauer des Processes, welche (S. 32) auf fünf Tage bestimmt wird, und das Gesetz des Pompejus, nach welchem diese Gerichtsverhandlung Statt fand; was auf eine genaue Auseinandersetzung der Form des römischen Criminalprocesses und der dabey geltenden Bestimmungen hinführt. Zum Schlusse wird über den Ausgang des Processes und die noch außerdem gegen Milo anhängig gemachten Klagen, die in seiner Abwesenheit abgeurtheilt wurden, und über die weiteren Schicksale des Milo berichtet.

Bey der Einleitung zu der Rede für Sextus Roscius aus Ameria geht Hr. O. von einer sehr passenden Vergleichung der Sullanischen Proscription mit der Schreckensperiode der französischen Revolution aus, und zeigt, wie furchtbar Sulla's Rache an der Gegenpartey war, und wie diese vielfältig von seinen Anhängern zur Erreichung ihrer habsüchtigen Zwecke benützt wurde, was namentlich in dem vorliegenden Falle geschah, wo man den Namen des Vaters S. Roscius erst nach dem Schlusse der Proscriptionslisten in diese eintragen ließ, um sich wegen der Ermordung desselben und der Plünderung seines Vermögens Straflosigkeit zu verschaffen, und dann erst, als der Sohn des Ermordeten, den man aus den Gütern des Vaters vertrieben hatte, bey einer Freundin desselben in Rom Schutz fand, den Plan ersann, diesen, um sich desselben zu entledigen, des Vatermordes anzuklagen.

(Fortsetzung folgt.)

Chrónica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador.

(Schluß.)

Cap. XXXI. e eran della siempre consejados. — XXXIII. fincaron en si en acomienda e en sus hermanos. — XLIX. e nos vayamos para vuestro hermano. — LX. merca bien el home pobre con el torpe. — LXXXI. contreo de alta villa . . . e a pulla e a Calabria e ancapania. — XCV. cuevas de don Gaza e passaron al rio de carracion e fueron a posar entre Farça e cetrua . . . Alfayna. — CII. a un rio que es sobre Montereal. — CIIII. ribera de rio Manrra . . . pinal de Tobal . . . alocael. — CVII. des Herausg. jucgastes für juzgastes bedenklich. — CVIII. Monçon e huerta e onda e a bueñar. — CIX. Conde de Cardona . . . balsadron . . . Tiegio e Segé . . . vinose para Tamariz. — CX. tenia preso . . . a un hermano de adefir. — CXII. Morriella . . . Remon de Olivas . . . Gostios Gonçalez Calvet de Sobarve. — CXIII. e Gaña e B. e Pampliga con todas sus alfozes. — CXXI. ca-

baños en la Sagra . . . Almozil. — CXXIV. aquel Ricardo non cumplio . . . monte propinco. — CXXVIII. a Monsayn e a Sant Pedro e a Sant Bilardo, . . de Lugundo a don Berdin. — CXXIX. al emperador descomulgado del papa con el emperador Lotario. — CXXXV. que lo havian para cevada. — CXLIX. wirklich trascreyeron. — CLI. fasta la motta. — CLIII. a cercar a Merida. — CLIV. la montaña del Monte. — CLVII. Dieſes ganze Capitel vom Siege des Cid über den Conde Don Remon Berengel von Barcelona und ſeine Franzoſen iſt in Ausdrücken und Wendungen, Auslaſſungen und Zuſätzen, die die dritte Ausgabe bietet, auffallend und nicht zu ſeinem Vortheile von der frühern Faſſung verſchieden. So heißt es nach dieſer: prisieron a Giralte el Romano con una ferida que le dieron en la cara . . . . Los mas honrrados que fueron presos eran estos: Deus de Bermolt de Tamaris. Tamaris. Giralte Aleman. Remon Ramiro. Ricari Guillen. Der Gefangenen überhaupt waren bien mil, in der dritten Ausg. bien cinco mil. — CLIX. y davan de mas cada mil mrîs (maravedis) e Alfange ciento que dizen don cahoc los de Valencia (von Obispo keine Rede; don etwa wie in don gratuit zu nehmen). — CLXIII. immer Abeniaf. Xacar que era alcayde de Algezira. — CLXV. de la reyna cubayda que fue muger del rey Araxidiex que fue aufa de Nalda. — CLXVI. cavalleros e moros . . . albueruolas (alborozos?). — CLXXVII. Ziemlich verſchieden in Faſſung und Bedeutung, fängt an: Des pues desto mando el Cid a Abeniaf que le diesse una huerta que era cerca de Valencia que era de Albenalhazys para deportarse y algunos dias en compaña de la suya e tenie la otra su compaña en un logar que dizen Retis. . . . immer Almoravides ſtatt Alarabes. Aus dieſem einen Capitel der zweyten Ausgabe macht die dritte deren zwey, nämlich ihr 177. und 178., und ſelbſt der erſte Satz ihres 179. gehört noch zu demſelben. Die zweyte Ausgabe zählt deßwegen und weil ſie aus Verſehen zweyen Capiteln dieſelbe Nummer 205 giebt, drey Capitel weniger als die dritte, nämlich 294. — CLXXVIII. (179) y llego otro mandadero como era la hueste de los Almoravides en Algezira de Xacar. — CLXXIX. (181) en las casas. estavan las casas wohl richtig. — CLXXXV. (187) comian los canes e las gentes e los mures. — CLXXXVIII. (190) una torre en alcudia de Tudela. — CCXIV. (217) arborxules. — CCLXXVIII. (281) pellotes.

Weitere Beygaben bilden, um das Verſtändniß deſſen, was in der Einleitung geſagt iſt, zu erleichtern, Stücke aus den namhaft gemachten Quellen, nämlich der Historia Roderici Didaci, aus dem Poema del Cid, aus der Chronica general, deren Abweichungen von der Cidchronik noch beſonders durch eine Reihe von (38) Stellen anſchaulich gemacht wird, endlich die oben als die ihrer Form nach alterthümlichſte angegebene Romanze: Tres cortes armara el rey.

Daß der Herausg. beſtrebt war ſich nichts entgehen zu laſſen, was ſich auf die ältere Literatur ſeines ſpaniſchen Helden bezieht, zeigen die zum Theil erſt während des Druckes erhaltenen Notizen von früher unbekannten Romanzen, die durch F. Wolf in Wien, durch Deins und Haſe in Paris ſind aufgefunden worden.

Auch die äußere Ausſtattung iſt eine ſolche, wie ſie einem Buche ziemt, das ſich nicht allein deutſchen, ſondern auch andern zumal ſpaniſchen Leſern zu empfehlen und letztern zu zeigen hat, wie weit diejenigen, die ihnen ſchon im XV. Jahrhundert die meiſten ihrer Bücher gedruckt haben, ſeitdem in der Kunſt gekommen ſind.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. July.

Nro. 140. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1. Cicero's Rede für T. Annius Milo.
2. Cicero's Rede für Sextus Roscius aus Ameria.
3. Specimen commentarii de M. Tulli Ciceronis pro P. Sestio oratione.
4. M. Tullii Ciceronis oratio pro P. Sulla.

(Fortsetzung.)

Dieses führt auf eine weitere Erörterung über die Proscription und das bey dem Verkaufe der Güter der Proscribirten eintretende Verfahren, wobey sectio und sector wohl richtig, als von secare abgeleitet, auf das Zerschlagen, den Einzelverkauf der Güter der Proscribirten durch den Käufer, der sie im Ganzen an sich gebracht hat, bezogen und in der bekannten Stelle c. 9. §. 24., gegen die frühere Ansicht des Hrn. D., die Interpunction bonorum emptio flagitiosa, possessio u. s. w. durch einleuchtende Gründe geltend gemacht wird. Ferner werden die bey dem vorliegenden Rechtsfalle bestehenden Verhältnisse näher erwogen, namentlich wie die Anklage auf Vatermord vor die Quaestio inter sicarios kommen konnte, welche als der Gerichtshof für die unrechtmäßige Tödtung im Allgemeinen dargestellt wird, vor welchen der Vatermord, paricidium nach der damals allgemein angenommenen Bedeutung, als eine Unterart von jener gehörte, für welche nach alter Observanz die poena culei galt. Diese findet auch eine genauere Betrachtung, so wie das ganze bey diesem Processe angewendete Gerichtsverfahren, wobey zur Sprache kommen: 1) die Richter, sammt dem präsidirenden iudex quaestionis, 2) die Localität des Gerichtes, wo als Gegensatz von subsellia (S. 33) nicht sowohl allein altum tribunal, sondern wenigstens nach Martial altum tribunal et curulis, oder vielmehr nach Cicero (Verr. II, 38, 94, u. IV, 40, 86) de sella ac tribunali, oder de sella ac loco superiore angegeben seyn sollte, da die subsellia doch offenbar einen Gegensatz zur sella bilden, wie es auch bey dem Pseudo-Asconius zur Divin. in Caecil. §. 48. heißt: qui non in sellis curulibus nec in tribunalibus, sed in subselliis considebant. 3) Das Auftreten der Redner als Ankläger und Vertheidiger. Hier wird bemerkt, daß Cicero seine Rede vor dem Zeugenverhör hielt, und daß es zwar nicht seine erste Rede vor Gericht überhaupt, aber doch in einer causa publica war, was in so ferne von Wichtigkeit sey, als der Muth des Redners dadurch in glänzenderem Lichte erschien, sofern Chrysogonus, ein Freygelassener des Sulla bey dem Vereine der Mörder und Räuber, gegen den er aufzutreten hatte, eine Hauptrolle spielte. Als für den Eindruck, den die Rede auf den Leser macht, günstig wird endlich der Umstand hervorgehoben, daß Cicero hier eine gerechte Sache verfocht, wie sonst nie. Daß er als gerichtlicher Redner zu viel und zu lange declamirt, wird dabey nicht in Abrede gestellt, und zuletzt noch nach Anleitung des Redners selbst auf die heiteren Partieen aufmerksaam gemacht, welche er eingeflochten hat, unter denen das beißende Wortspiel (c. 35. §. 100.) Habeo etiam dicere, quem contra morem maiorum minorem annis LX de ponte in Tiberim deiecerit hervorgehoben, und durch eine ausführliche Deduction auf die alte Sage, daß die

Römer in älteſter Zeit Greiſe in die Tiber ſtürzten, zurückgeführt wird.

Wir beſchränken uns auf dieſe Relation der beyden Einleitungen, da das, was wir etwa gegen dieſelben einzuwenden hätten, ſich nur auf Nebendinge bezieht.

Der Text der Rede pro Milone beruht auf dem Klotziſchen, der jedoch nach dem Erfurter Codex und andern hier und da abgeändert iſt; in der Rede p. Sext. Roscio Amerino aber hat ſich Hr. O. Orelli und Madvig zu Führern gewählt. In den meiſten Fällen kann ſich Ref. mit dem hier Aufgenommenen einverſtanden erklären. Wir wollen im Folgenden nur Einiges aus der zuletzt erſchienenen Ausgabe hervorhebeu, um es in Verbindung mit den dazu gehörigen Bemerkungen zu beſprechen, nachdem wir nur im Allgemeinen noch angegeben haben, daß dieſe außer den Rechtsalterthümern, in Betreff deren vielfach auf die Einleitungen verwieſen werden konnte, auch die Privatalterthümer, und wo ſich, wie in der Rede pro Milone §. 13. u. §. 85. Gelegenheit dazu ergab, auch die religiöſen berühren, auf die Schönheiten ſowohl des Inhaltes als der Form aufmerkſam machen, und in letzterer Beziehung geeignete Stellen der Rhetoren, namentlich Quintilians, beybringen, auch einzelne Ausdrücke durch Beyſpiele erklären, und hier und da ſtiliſtiſche Winke ertheilen, nur in einzelnen Fällen aber, meiſtens ohne Angabe der Handſchriften *), abweichende Lesarten mittheilen.

Bey der Erklärung der Worte: sese hoc incolumi arbitratur huius innocentis patrimonium tam amplum et copiosum posse obtinere, damnato et eiecto sperat se posse, quod adeptus est per scelus, id per luxuriam effundere atque consumere (p. Sex. Rosc. 2. §. 6.) hat ſich Hr. O. nur durch die von ihm ſelbſt mit Recht getadelte Bemerkung des Gronoviſchen Scholiaſten*) auf den Gedanken bringen laſſen, zuvörderſt bey eiecto an das Exil zu denken, ſo daß er erſt nach Beſeitigung dieſer Anſicht darauf kommt, den Ausdruck allgemeiner zu faſſen und für: aus dem Wege räumen „beſeitigen“ zu nehmen; womit zwar der Sinn im Allgemeinen getroffen zu ſeyn ſcheint, doch ohne daß das Wort eiecto gehörig erklärt iſt. Am einfachſten iſt es wohl, an das vorausgehende patrimonium dabey zu denken, und es, ähnlich wie Hr. O. will, in prägnantem Sinne zu nehmen, „durch die Verurtheilung ein für allemal daraus vertrieben.“

Wenn Hr. O. c. 5. §. 11. nach der Vermuthung eines Freundes ſchreibt: omnes hanc quaestionem, te praetore manifestis maleficiis quotidianoque sanguine severissimam sperant futuram, ſo iſt abgeſehen davon, daß ut acria et severa iudicia fiant ganz kurz vorhergeht, dieß doch gar zu weit von den angegebenen Lesarten der Handſchriften dimissm (demissius dimissius demissus) entfernt, und das Wort iſt ein zu bekanntes in den Sinn des Ganzen zu leicht ſich fügendes, als daß ſich eine Verderbniß denken ließe, wie ſie hier Statt gefunden haben ſoll. Näher läge offenbar durissimam, wogegen ſich nur einwenden läßt, daß durus in der Regel nur im ſchlimmen Sinne gebraucht wird, ſo namentlich vom Richter Cic. de fin. II, 19, 62; Caes. B. C. III, 20, 4. Doch wenn man betrachtet, daß es ein Synonymum von inexorabilis iſt, mit dem es verbunden erſcheint Ter. Phorm. III, 2, 12. und Gell. I, 13, 7., und daß es bey Gellius XIV, 4, 3. heißt, Chryſippus habe aus der Art, wie man die Gerechtigkeit abzubilden pflege, unter anderem Folgendes abgeleitet: iudicem oportere esse contra improbos

*) Eine Undeutlichkeit findet ſich in dieſer Beziehung in den Noten zu der Rede p. S. Rosc. Am. S. 126, wo die Worte „die vulgata Mamercos beruht auf ſehr unſicherer handſchriftlicher Autorität (cod. Janoctii?).“ Erſt S. 142 erfährt der Leſer, daß es wirklich einen Donatus Janoctius gab, und daß alſo dort nur bezweifelt wird, ob ſeine Angabe wirklich auf handſchriftlicher Autorität beruhe.

*) Bey den Worten des Scholiaſten iſt ein ſtarker Druckfehler: tu hic eat in exsilium für ut dicat in exilium, wie Orelli hat. Die andern Druckfehler, die wir aus beyden Ausgaben noch anführen könnten, ſind alle der Art, daß ſie der Leſer ſelbſt leicht verbeſſern kann.

nocentesque immisericordem atque inexorabilem, so ließe es sich hier doch vielleicht rechtfertigen, wo die Rede offenbar davon ist, daß die Zeitverhältnisse eine unerbittliche Strenge wünschenswerth machten.

Der Anstand, den Orelli in den Worten: cum proscriberentur homines atque ex omni regione caperentur ii, qui adversarii fuisse putabantur, erat ille Romae frequens etc. (c. 6. §. 17.) gegen caperentur erhoben hat, daß die Proscribirten doch nicht, wie Feinde, gefangen wurden, und namentlich ex omni regione nicht dazu paßt, ist wohl durch die Bemerkung des Hrn. O.: „dieses Verbum kann um so weniger auffallen, da adversarii in der Nähe steht. Wie Feinde wurden von den Sullanern die Anhänger der Gegenpartey ergriffen, Roscius ging frey umher," nicht beseitiget; doch möchte statt raperentur, was Orelli vorschlägt, dem Folgenden: in foro et in ore omnium quotidie versabatur gegenüber, eher ein Wort wie conquirerentur erwartet werden, das in ähnlicher Bedeutung öfters vorkommt, wie Verr. Act. IV, 19. Conquiri Diodorum tota provincia iubet. Liv. XXXI, 11. magnam partem perfugorum palam Carthagini obversari dici, quos comprehendi conquirique debere — Sueton. Vitell. 10. centum atque viginti . . . conquiri et supplicio affici imperavit. — Vellei. II, 22, 4. Q. Catulus cum ad mortem conquireretur etc. Wen cqrerentur (mit einem Strich über c und einem unten durch q) für conquirerentur geschrieben war, so konnte dieses auch leicht in caperentur verändert werden.

Gegen die c. 24. §. 66. aufgenommene Conjectur des Victorius si qua macula concepta est, non modo elui non potest, läßt sich im Ganzen nichts einwenden, doch könnte die Lesart der Handschriften modo levi (leni, leniri, lavi) wohl auch

o

aus mdeleri d. ist modo deleri entstanden seyn, was sich mit (de imp. Pomp. c. 3. §. 7.) delenda vobis est illa macula belegen ließe. Wenn die c. 26. §. 72. aufgenommene Lesart: ita iactantur fluctibus, ut nunquam alluantur so erklärt wird: „Obgleich von den Fluthen geworfen, werden sie nicht von den Fluthen berührt oder angespült; es gilt also das Paradoxon von ihnen: „mare deest fluctuantibus," so könnte man dadurch gerade veranlaßt werden, der anderen abluantur den Vorzug zu geben, da doch wohl hier, wie im Vorausgehenden: ut ducere animam de caelo non queant, eine Wohlthat bezeichnet werden soll, die der Mensch von dem Meere zu erwarten hat, die nach den Worten: quo cetera, quae violata sunt, expiari putantur, eben in dem entsündigenden Abwaschen besteht. Allein es ist darum alluantur keineswegs zu verwerfen, aber nur so zu erklären, „sie werden nie von den Fluthen bespült, es wird ihnen also auch die entsündigende Kraft, welche das Meerwasser hat, nie zu Theil, so fern sie nicht davon berührt werden."

Das allerdings schwierige interim in den Worten: Interim mihi videris, Eruci, una mercede duas res assequi velle, nos indicio perfundere, accusare autem eos ipsos a quibus mercedem accepisti, ist mit Bezug auf Hand im Tursell. II, p. 427 etwas zu unbestimmt also erklärt: „Man kann es in der Grundbedeutung eodem tempore nehmen, denn obgleich Cicero den Erucius verspottend, auch hätte sagen können: „in verkappter Weise, nach einem versteckten Plan scheinst du mir zweyerley erreichen zu wollen," so ist dieß doch keine eigene Bedeutung von interim, sondern liegt eben nur im Gedankengange. In einer solchen Bedeutung würde interim auch wohl nicht die erste Stelle im Satze einnehmen, während velle, wozu es so bezogen werden muß, am Schlusse steht. Sollte nicht eben die Stellung darauf führen, daß interim mit mihi videris zusammen zu fassen sey, wie es Forcellini genommen zu haben scheint, der es erklärt: dum ista dicis? In diesem Falle ließe es sich aber auch erklären: „vorläufig," d. i. bis du mir einen bessern Aufschluß gibst. Auf velle bezogen, nach der von Hrn. O. angenommenen Weise, würde es bedeuten: „gelegentlich, unter der Hand."

Der Wechsel der Modi in der Stelle: Tennitas hominis eius modi est, ut dissimulari non queat, atque eo magis eluceat, quo magis ob-

cultatur (c. 81. §. 86.) ist allerdings etwas auffallend; doch ist Ref. nicht gleicher Ansicht mit Hrn. O., wenn er schreibt: „Sehr richtig scheint Heumann's Emendation elucet.“ Es werden nämlich so offenbar zwey Satzglieder, die einander ganz parallel sind, auseinander gerissen, und wenn Cicero so hätte schreiben wollen, so hätte er wohl die Stellung gewählt: et quo magis occultatur, eo magis elucet. Der Indicativ occultatur hat aber darin seinen Grund, daß der Redner sich hier auf den factischen Stand der Dinge beruft, so daß im Griechischen auch für ut elucet ὥστε mit Indicativ stehen würde.

(Fortsetzung folgt.)

Des Quintus Horatius Flaccus sämmtliche lyrische Dichtungen. Im Versmaaße der Urschrift übersetzt und mit kurzen Erläuterungen versehen von Dr. Carl Hoffmann, Professor am kgl. Gymnasium zu Dillingen. Dillingen bey Joseph Friedrich 1845.

Das Bestreben des Hrn. Prof. Hoffmann war bey der Abfassung dieser Uebersetzung darauf gerichtet, den Vorzug der Genauigkeit in Form und Inhalt mit jenem der Deutschheit und Lesbarkeit zu verbinden. Er war bemüht, den Sinn des Originals so wieder zu geben, wie er sich mit Beziehung der besten Handschriften herausstellt, ohne auf die durch Conjectur hervorgerufenen Aenderungen zu achten, und dabey die Klarheit, Einfachheit und Würde des römischen Ausdruckes in entsprechender, den Genius der deutschen Sprache jedoch nicht verletzender Weise wiederzugeben; bey den lyrischen Versmaaßen aber die von Horaz eingeführte Weise streng einzuhalten. Er hatte dabey an dem als Uebersetzer der Horazischen Episteln rühmlichst bekannten Hrn. Professor und Hofbibliothekar Merkel, dem auch diese Uebersetzung gewidmet ist, einen guten Rathgeber und Unterstützer.

Im Allgemeinen läßt sich wohl sagen, daß sein Bestreben von einem glücklichen Erfolge begleitet war, was Ref. gern zugesteht, wenn auch die hier gewählte Erklärung einzelner Stellen häufig nicht mit seiner Ansicht zusammentrifft. Mitunter ist zwar der deutsche Ausdruck dem lateinischen nicht so nahe, als man wünschte, oder auch etwas hart, wie wenn es in der ersten Ode des ersten Buches heißt: das von glühendem Rand umflogene Ziel, wo evitata besser mit umbogen gegeben wäre; oder in der 3. Ode vacuum aera übersetzt wird: „Luft einöden,“ in der 7. Ode patiens Lacedaemon: „das gehärtete Sparta,“ in der 24. Ode: nudaque veritas, „und nie verhüllt Wahrheit,“ in der 38. Ode dedecet: „unziert;“ in der 20. Ode des zweyten Buches: Iam iam residunt cruribus asperae pelles: „Schon schwindet mir, schon schrumpft mir die Hüfte ein.“ Eben daselbst kann die Stellung „der die Furcht verbirgt vor Marserkriegsvolk“ leicht Undeutlichkeit hervorrufen. Eine nicht unbedeutende Zahl von Gedichten ist aber recht gut übersetzt. Wir wählen als Beyspiel des Raumes wegen die kurze 20. Ode des ersten Buches.

An Mäcenas.

Trinken wirst bey mir du aus kleinen Bechern
Wein Sabinums nur, den ich selbst gelegt und
Wohl verpicht im (in?) griechischen Krug, Geliebter
Ritter Mäcenas.
Als des Volkes Beyfall dich begrüßte im Schauspiel,
Daß von Tibris Strand und dem Vaticaner
Berg zumal dein Lob in des Echo heiterm
Tone zurückscholl.
Dein Getränk mag Cäcuber, mag das edle
Blut von Cales seyn: die Falerner-Rebe
Kennet nicht mein Krug, noch den Wein, der kränzet
Farinä's Hügel.

Die Anmerkungen, welche die Bestimmung haben, dem des Originals unkundigen Leser das Verständniß zu erleichtern, sind im Ganzen zweckmäßig, doch möchte von einem solchen Leser noch öfters eine Auskunft vermißt werden, wie bey den geographischen Namen in der 21. Ode des ersten Buches und an andern Orten.

L. v. J.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. July.

Nro. 141. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1. Cicero's Rede für T. Annius Milo.
2. Cicero's Rede für Sextus Roscius aus Ameria.
3. Specimen commentarii de M. Tulli Ciceronis pro P. Sestio oratione.
4. M. Tulli Ciceronis oratio pro P. Sulla.

(Fortsetzung.)

Uebrigens finden sich auch recht gute kritische Bemerkungen, wie zu c. 9. §. 26. deinde aliquanto lentius, nihil agere atque deludere, wo diese Lesart gegen die Aenderung Buchners deinde aliquantulum, tam nihil agere vertheidigt wird. Wenn hier ja etwas zu ändern wäre, würde Ref. vorschlagen: deinde aliquanto insolentius nihil agere atque deludere, wobey ein Abirren von aliquanto auf inso- anzunehmen wäre; zu c. 38. §. 110, wo H. D. vermuthet: aliqua fraude et mora, und zu der Lücke c. 44. §. 132. Doch wir wollen uns nicht länger bey Dingen aufhalten, die für die eigentliche Aufgabe der Bearbeitungen der beyden Reden nur von untergeordneter Bedeutung sind, und vielmehr die Erklärung wiederholen, daß diese auf eine Weise gelöst ist, daß Ref. keine Einwendung von einiger Bedeutung dagegen zu machen vermag.

Die äußere Ausstattung beyder Ausgaben ist, wenn auch in Druck und Format verschieden, doch gleich gut zu nennen. Zu bedauern ist es, daß der zweyten Ausgabe nicht, wie der ersten ein Register beygegeben ist. Daß in beyden die Entwerfung einer Disposition der Rede den Schülern überlassen ist, kann Ref. nur billigen. Die erste ist „dem Herrn Professor Johann Caspar von Orelli in Zürich," die zweyte „Carl Morgenstern dem Philologen, zur Feyer seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums" gewidmet. Nicht uninteressant ist die am Schlusse der Vorrede zu der zweyten Ausgabe sich findende Erklärung: „Ich habe (in Dorpat) eine amtliche Thätigkeit gefunden, wie sie ein akademischer Lehrer wünschen muß, und mir steht bey meiner Wirksamkeit die Ueberzeugung zur Seite, daß ich unter einer Regierung lebe, und solche hohe Obern zu Vorgesetzten habe, unter deren Schutz und Fürsorge die Wissenschaften gedeihen und mächtigen Fortschritt nehmen." Wir fügen unsrerseits nur den Wunsch hinzu, daß es Herrn Osenbrüggen auch in seiner jetzigen, solchen Arbeiten freylich fern stehenden, Stellung nicht an Lust und Muße fehlen möge, seine bereits mit so schönen Erfolgen gekrönten Bemühungen für eine gründliche und allseitige Erklärung der Ciceronischen Reden fortzusetzen.

Ueber den Plan des Hrn. Prof. Halm, die Reden Cicero's mit einem die wichtigen Bemerkungen aller früheren Bearbeiter in sich aufnehmenden Commentare herauszugeben, und die Ausführung desselben, so weit sie in den beyden hier zu besprechenden Schriften vorliegt, haben wir uns im Allgemeinen oben schon hinlänglich ausgesprochen; wir werden uns daher hier mehr an das Einzelne, und namentlich an dasjenige halten, worin wir mit dem geehrten Hrn. Verfasser nicht einverstanden sind.

Nr. 3. Die fünf und zwanzigjährige Jubelfeyer des Hrn. Hofraths und Lycealdirectors Jäger

in seiner Eigenschaft als Rector des Gymnasiums zu Speyer gab Hrn. Prof. Halm Gelegenheit, den eben erwähnten Plan zuerst zu veröffentlichen und eine Probe der Ausführung desselben an den 9 ersten Capiteln der Rede pro Sestio zu geben. Er benützte dabey 30 theils ziemlich seltene Bücher und Abhandlungen, deren Verzeichniß den Bemerkungen vorgedruckt ist.

Wenn wir die Stellen durchgehen wollen, in denen wir nicht gleicher Ansicht mit Hrn. Halm sind, haben wir zuerst eine zu besprechen, welche zu umfassend ist, als daß wir die Textesworte ganz aufnehmen könnten. Es handelt sich nämlich um die Satzfügung am Schlusse des ersten Capitels, wo die ältere Lesart ist: Ego autem iudices, quia qua voce . . . utendum putabam, ea nunc uti cogor in eorum periculis depellendis: iis potissimum vox haec serviat etc., aber Klotz und Orelli in seiner dritten Ausgabe quia ausgelassen und nach depellendis ein Punctum gesetzt haben. Hr. Halm wendet dagegen ein, der Satz Iis potissimum und s. w. stände so zu abgerissen da, und schlägt daher für das schlecht beglaubigte quia vor, quoniam zu schreiben, was schon Madvig als richtiger bezeichnet hatte. Allein es ist dieß offenbar nur ein Behelf, welcher wegfällt, wenn man ohne denselben auskommen kann. Es fragt sich aber, ob sich nicht durch eine andere Satzeintheilung helfen ließe? Wie wäre es, wenn man vor ego autem ein Colon setzte, und es noch von dem vorausgehenden nihil minus ferendum est, quod abhängen ließe, und den folgenden Satz: Iis potissimum vox haec serviat, etc. mit dem ersten Satze des folgenden Capitels, et quamquam a Q. Hortensio . . causa est P. Sesti perorata, . . tamen aggrediar ad dicendum etc. zusammen faßte? Eine gewisse Härte bliebe allerdings noch darin, daß der Satz Iis potissimum etc. durch keine Partikel an das vorhergehende angereiht ist; doch wird sie dadurch bedeutend gemildert, daß er so den Anfang einer größern Periode macht, vor welcher der Redner eher eine Pause im Sprechen eintreten lassen konnte.

Die nach Abramus zum Beleg dafür, daß Cicero gewöhnlich die Schlußrede übernahm, angeführte Stelle, Macr. Sat. III, 13 (in den neueren Ausgaben II, 9), wäre besser weggeblieben, denn es steht in derselben bloß, daß Hortensius den Cicero bat, mit ihm zu tauschen, weil er auf sein Landgut gehen wollte. — Die Anführung der Stelle, Curtius III. §. 12., zu §. 4., scheint auch nicht recht begründet zu seyn; soll sie sich auf non magis quam beziehen, so müßte das Lemma vollständiger seyn. — Bloße Verweisungen auf andere Ausgaben, wie zu §. 5. „v. Garat. et Osenbr. ad or. p. Mil. 3, 7.“ entsprechen dem Zwecke eines solchen Commentars nicht recht; man erwartet eine kurze Angabe des Inhaltes der bezeichneten Bemerkungen, die sich sonst auch gewöhnlich findet.

Eine beyfallswürdige Conjectur findet sich c. 7. §. 15. Furebat (für Fuerat) ille annus iam in rep., wenn schon nicht zu läugnen ist, daß hier die Metapher härter ist, als in den angeführten Stellen illius anni furor und furit in rep. Tusius. Gegen die Fassung der schwierigen Stelle c. 8. §. 19. ut illo supercilio annus ille niti tamquam videretur, ist in ähnlicher Weise einzuwenden, daß die als Beleg für den Gebrauch von tamquam angeführte Stelle Lael. 1, 4. ut tamquam a praesentibus coram haberi sermo videretur, in so fern nicht ganz paßt, als dort nicht tamquam wie hier hinter, sondern vor den Worten steht, in welchen das Bild oder die Vergleichung enthalten ist; und daß gerade diese Stellung des tamquam sich schwer möchte rechtfertigen lassen.

Durch einen Druckfehler, S. 5 Dianam für Dinaeam, wird die jungfräuliche Göttin zur Schwiegermutter gemacht. Im Uebrigen ist das Programm sehr gut gedruckt.

(Fortsetzung folgt.)

Emendationes Taciti scr. D. Ludovicus Doederlein Graec. et Lat. Litt. P. P. O. et Sem. Philol. Dir. Soc. Litt. Monac. Sodalis. Erlangae, typis Joann. Paul. Adolph. Jungii. MDCCCXLIV. 4.

Dieses zum Prorectoratswechsel von 1844/45 von Hrn. Prof. Dr. Döderlein geschriebene Programm enthält in kurzer Form Verbesserungsvorschläge zu einer Anzahl tacitei̇scher Stellen, welche dem dritten, vierten und fünften Buch der Historien und dem Dialog über die Redner entnommen sind; da Hr. Prof. D. mit einer Recension des Tacitus beschäftigt ist, so ist man wohl berechtigt, solch' gelegentlich ausgegebene Bemerkungen als Proben der in Aussicht stehenden Bearbeitung anzusehen; vielleicht auch stillschweigend aufgefordert, die eine oder andre Stelle näher zu betrachten, die vorgelegte Erklärung zu prüfen und so entweder durch Zustimmung oder auch Widerspruch zur Förderung des nicht leichten Werkes etwas weniges beizutragen. Ist diese Voraussetzung nicht unwahrscheinlich, so wird es nicht unstatthaft erscheinen, wenn wir auch in diesen Blättern die Vorschläge des als scharfen Denkers und gelehrten Forschers gepriesenen Philologen zur Kenntnißnahme bringen.

Hist. III, 2. nisi quis retinet, idem suasor auctorque consilii ero. Diese Zusammenstellung sonst synonymer Wörter als conträr entgegengesetzte Begriffe mißfällt dem Verf.; eher würde er suasor consilii auctorque, scil. ipsius operis, ertragen; da nun aber cons. nothwendig auch zu auctor bezogen werden müsse, so schreibt er: suasor actorque c. ero; Tacitus habe hiermit das gewöhnliche auctor actorque (wie Cic. Sext. 28, 61. Corn. Nep. Att. 3) umgehen wollen. Uns dünkt diese Aenderung unnöthig, ja gewagt; unnöthig, weil sich neben dem suasor consilii auch ein auctor c. denken läßt; jener gibt den Rath, dieser die Mittel den Rath auszuführen, wie schon Ernesti anzudeuten scheint, wenn er sagt: i. e. quae iam suasi, facere aggrediar — und wie die folgenden Worte des ungestümen Redners (Antonius Primus) beweisen: vos, quibus fortuna in integro est, legiones continete: mihi expeditae cohortes sufficient; iam reseratam Italiam, impulsas Vitelli res audietis. Gewagt scheint die Aenderung, weil actor consilii durch actor rerum (bey Cic.) nicht schlechthin gerechtfertigt ist; actor consilii wäre wohl eher der: qui consilium peregit, nicht: qui consilium peracturus est, und dieß verlangt hier der Sinn, dieß gibt der Schriftsteller ganz bezeichnend mit auctor. Nebenbey ist auch nicht zu übersehen, daß in der Stelle des Nepos in den Handschr. hunc — actorem auctoremque habuit steht, auct. actoremque (so citirt Herr Prof. D.) eine Emendation ist, deren Nothwendigkeit schwer zu beweisen seyn dürfte.

Hist. III, 64 (nach der gewöhnl. Eintheilung 65) corrigirt der Verf. aus fidem praeiuvisse — fidem prave iuvisse, jedenfalls sehr scharfsinnig.

Hist. IV, 12. schreibt der Verf. erant et domi delectatus eques — integris turmis Rhenum perrumpere; jenes nach den Mss. und als eine dem Tacitus familiäre Ausdrucksweise, dieses als Conjectur, da sonst der Infinitiv perrumpere von nichts abhängig erscheine. Allerdings kann man sich mit den früheren Erklärungsversuchen, die eine Ellipse annehmen, suetus, doctus perrumpere nicht mehr beruhigen; ob aber deßwegen das untadelhafte und durch die verglichene Stelle Agric. 18 geschützte delectus sofort verdrängt werden darf, ist eine Frage, die ich wenigstens mit einem veto beantworte. Zuvörderst kommt durch diese Conjectur eine Antithese in den Zusammenhang der ganzen Stelle, welche fast als gesucht erscheint; denn offenbar beschreibt hier Tacitus ganz einfach den Gebrauch der Bataver oder vielmehr die Gewandtheit derselben, mit Roß und Waffen rasch und sicher große Wasserflächen zu durchschwimmen; diese Fertigkeit konnte natürlich nur ein Theil (eques delectus) und durch anhaltende Uebung (praecipuo nandi studio) sich aneignen, daß sie dieß zu ihrer Ergötzung gethan, braucht wenigstens hier nicht besonders erwähnt zu werden; an einen Rückblick also auf Agric. 18 ist hier nicht zu denken, selbst wenn es nicht die Vertheidigung einer bloßen Conjectur gälte. Ferner mißfällt mir an der vorgeschlagenen Aenderung eine gewisse Härte der Verbindung, eine der vorgelegten Interpretation widersprechende Stellung der Worte; nicht ohne Grund ist erant an den Anfang des Satzes gesetzt, um es gleich in seiner gewichtigeren Bedeutung aufzufassen. Wenn wir daher die Worte als unverdorben annehmen wollen, so bleibt wohl kein andrer Ausweg, als die Analogie der griechischen Sprache, welche gestattet, daß manchmal bey Consecutiv- und Finalsätzen, zumal wenn ihren Inhalt ein einfacher Verbalausdruck ausmacht, der bloße Infinitiv zu diesem Zwecke ausreicht; vgl. Rost Schulgramm. d. griech. Spr. §. 186, 5. Wenn man will, kann man dabey den Infinitiv grammatisch von praecipuo — studio abhängen lassen, so daß etwa folgende Erklärung am Orte wäre: hoc vult dicere Tacitus: erat etiam domi eques delectus praecipue nandi artis

studiosus, ita ut cum armis equisque integrae turmae Rhenum traiicerent.

Hist. IV, 18. wird aus dem Medic. vel pulsus pudorem aufgenommen und zwar als Genit. des Substantives in passiver Bedeutung; als ähnliche Substantivformen werden diversus Ann. XIII, 9, repetitus XIV, 61 beybehalten; Hist. IV, 22 armatorum Romanorum tuebantur vertheidigt, da die milites Romani den negotiatoribus und lixis entgegenständen, ib. c. 28 Romanorum nomen als griechischer Accusativ, wie bey Soph. Phil. 605. ὄνομα δ' ὠνομάσθη Ἕλλησι und bey Tacitus selbst Germ. 6. gerechtfertigt.

Hist. IV, 60 versetzt Hr. Prof. D. also: neque ante preces admissae, quam in verbo Galliarum iurarent, pacti praedam castrorum. Tum dat custodes qui etc., während die bezeichneten Worte in den Mss. nach tum stehen, wo freylich pacti nicht mehr paßt, weßhalb die Edd. pactus substituirten. Geht aber nicht aus dem Zusammenhang hervor, daß jeder Unterhandlung unbedingt das iurare in verba Galliarum vorausgehen mußte? stehen somit nicht jene Worte ganz an ihrem Platz? und ist hier die Emendation pactus oder wenn man will pactis nicht scheinbarer als die Umsetzung?

Hist. V, 1. vermuthet der Verf. aus der Lesart des Medic. superiori una, daß Tac. geschrieben habe: atque ipse ut superior in una re crederetur h. e. ut (Titus) una tantum in re, in virtutis comparatione, superior caeteris crederetur, fortuna autem par; etsi ad imperatorium iam tunc fastigium elatus. Wenn Tacitus dieß hätte sagen wollen, hätte er gewiß sich bestimmter ausgedrückt, so aber läßt sich unter superior in una re noch andres denken, als gerade die Superiorität in der männlichen Tüchtigkeit. Vorderhand beruhige ich mich mit der Conjectur des Lipsius.

Dial. 1. sucht der V. seine schon früher vorgeschlagene Umstellung: cum singuli diversas sed probabiles causas afferrent, vel easdem zu wahren. ib. 5. wird statt des Urfinus Vorschlag qua accinctus, qui ea acc. für annehmbarer und gefälliger gehalten, c. 6. iam vero qui togatorum comitatus et egressus erklärt mit: iam vero quum toga ornati forum petunt, multo etiam magis honorantur quam donec tunicati domi assident.

In der schwierigen Stelle des 7. Cap. schreibt Hr. D. tum mihi videor — habere, quod si non in natali oboritur, nec codicillis datur nec cum gratia venit; der Sinn ist gut, die Emendation aber immer kühn.

c. 12. liest der Vf. neminem causidicum, c. 13. quandoque mihi fatalis et meus dies veniat; c. 15. atque aliis credo audacius; c. 25. nimmt derselbe die Lesart des Farnesianus sive alio quo nomine appellet wieder auf, appellet als absolut gesetzt wie appellato. c. 27. gleichfalls auf den Farnes. gestützt: non sum, inquit, offensus Apri mei disceptatione, nam nec vos offendi decebit; nec stehe für ne quidem. c. 25. wird non exigitis defensorem geschrieben und diese letzte Periode des Cap. mit dem Anfang des folgenden als eng zusammenhängend angenommen, weßhalb die bisherige Capiteleintheilung zu tadeln sey. c. 29. wird nach dem Farnes. satis operae insumere gelesen *), der Infinitiv stehe wie Agr. 34 u. Germ. 7 statt des Verb. finit. und bezeichne eine Gewohnheit, zugleich aber das 30. Cap. mit den Worten: hic in autoribus — insumere sed expetuntur begonnen; c. 31 aus demselben Codex plus fidem (cll. Cicer. Orat. 23, 76) und ebenda die Vulgata plerumque autem restituirt, da plurimas Opposition zu causae bilde. Unmittelbar vor diesem Satze billigt Hr. Prof. D. die Conjectur: cum qui quasdam artes haurire, omnes libare debet, vermuthet jedoch, daß in dem corrupten liberaliter nicht bloß der erste; sondern auch der zweyte Theil (liter) zu verwenden sey und schiebt deßhalb literasque nach artes ein. Sollte das gut ausgedachte Supplement nicht an seiner Stelle eintreten können, libare literas?

C. 32. ändert der Verf. also: quod adeo negligitur ab horum temporum disertis, ut in actionibus eorum usus quotidiani sermonis, foeda quoque ac pudenda vitia deprehendantur, statt vis quoque quot. sermonis; cll. Quintil. VIII, 6. 21. Endlich c. 40. schreibt derselbe sine obsequio, non sine servitute. —

Daß Hr. Prof. D. diese Verbesserungen nur als Versuche genommen haben will, glauben wir aus dem entnehmen zu dürfen, was er jüngst in diesen Blättern (1845. Nr. 51) über „die neuere Periode der philologischen Wortkritik" geäußert, „in der wohl hundert Verbesserungsversuche (die offenbar schlechten ungerechnet) gemacht würden, ehe einer davon als wirkliche Verbesserung angesehen wird."

Th.

*) vgl. jetzt auch Gel. Anz. 1845. Nr. 50. S. 407.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. July.

Nro. 142. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1. Cicero's Rede für T. Annius Milo.
2. Cicero's Rede für Sextus Roscius aus Ameria.
3. Specimen commentarii de M. Tulli Ciceronis pro P. Sestio oratione.
4. M. Tullii Ciceronis oratio pro P. Sulla.

(Fortsetzung.)

Nr. 4. Die Ausgabe der Rede pro Sulla ist Hrn. Prof. Spengel gewidmet. Hier wird in der Vorrede zuerst der in Nr. 3. entworfene Plan nochmals dargelegt, und dann bemerkt, daß der Hr. Verf. sich durch die Beyhülfe des Hrn. Dr. Prantl die Vergleichung von 2 Münchner Handschriften und die von Victorius seinen Exemplaren der 1499 zu Bologna erschienenen Ausgabe beygeschriebenen Varianten verschafft habe, die er aber, da alle den schlechteren Handschriften zuzuzählen seyen, an den Schluß der Ausgabe verwies, während er unter den Text nur kurze kritische Anmerkungen setzte, in denen er die bedeutendsten Abweichungen dieser, wie anderer Handschriften und Ausgaben verzeichnete. Vor dem Texte steht ein argumentum und eine dispositio orationis; den Schluß des Ganzen macht ein zweckmäßiger index rerum et verborum.

Was die einzelnen Bemerkungen betrifft, so hat Hr. Halm nach unsrer Ansicht die Worte cum communi ambitionis invidia c. 1. §. 1. ganz richtig so erklärt: „Est igitur communis ambitionis invidia ea, qua omnes candidati vel optimi premuntur.“ Wenn Stein, dessen Ansicht mit den Worten eingeführt wird: „sane videri Tullium, cum ambitionem diceret, leniore vocabulo pro ambitu usum esse: ambitionem enim actionem abeundi (?) significare, ambitum semper in crimine poni,“ sich hierin nicht mit ihm vereinigen konnte, so kommt es daher, daß er in dem Worte invidia nur den Begriff der Gehässigkeit einer Sache sah, nicht den der Mißstimmung, welche durch eine Sache, wie hier in Folge der Eifer- oder Parteysucht, gegen jemanden hervorgerufen wird, was H. Halm durch invidia iniusta nicht ganz richtig ausgedrückt hat, wie auch seine Worte: „Si quem enim homines honorem quendam petentem vident, illico suspicari incipiunt illum in petitione malis artibus uti velle, et si quid tale candidatis crimini datur, facile aures praebent,“ der gegentheiligen Ansicht gewissermaßen zu viel einräumen.

Wenn daselbst H. Halm sich über die Worte in ceteris malis in folgender Weise ausspricht: „loquitur Cicero, si quid video, de malis publicis, quippe qui iam tum invidiae tempestatem sibi irruentem animo prospexerit, so kann zwar in Berücksichtigung einiger Stellen dieser Rede (wie §. 27.) eine solche Stimmung des Redners nicht abgeläugnet werden; sie scheint aber nicht hierher zu gehören, wo das vorausgehende quamquam ex huius incommodis magnam animo molestiam capio, eine specielle Beziehung auf die Verhältnisse seines Clienten fordert, wie wir etwa sagen: „bey allem Uebel,“ oder: „so leid es mir sonst thut, daß daß es so mit ihm steht.“ Vgl. c. 26. §. 74.

propter summa studia amicorum, quae tamen ei sola in malis restiterunt.

Zu den Worten praeter alios . . . cum ceteris (c. 3. §. 10.) ist bloß Stuerenb. ad or. p. Arch. ed. II. p. 42. citirt. Ref. findet nach dem Obigen solche bloße Verweisungen auf gewisse Ausgaben anderer Werke mit dem Zwecke dieses Commentars nicht recht vereinbar; übrigens ist er auch mit dieser ganzen Auseinandersetzung des Gebrauches von ceteri und alii bey Stürenburg, die unten zu §. 87. noch einmal citirt ist, nach dem in diesen Blättern früher darüber Ausgesprochenen, nicht einverstanden; jedoch ist unsre Stelle, nebst der de imp. Pomp. 10, 28, gerade richtig erklärt, indem sie Hr. Stürenburg selbst mit seiner Ansicht von den andern nicht in Einklang bringen konnte.

Um in den Worten qui consul insidias rei publicae consilio investigasset, veritate aperuisset, magnitudine animi vindicasset (c. 5. §. 14.) den Ablativ veritate zu erklären, nimmt H. Halm zu der Annahme einer Construction ἐκ παραλλήλου seine Zuflucht; allein dieß ist nicht nöthig, wenn man nur veritas richtig faßt. Es ist dieß aber subjectiv zu fassen, für Wahrhaftigkeit, Wahrheitsliebe; ähnlich wie p. Quinct. 2, 10. cum in tuam, C. Aquili, fidem, veritatem, misericordiam P. Quinctius confugerit, womit sich die Definition von veritas vergleichen läßt, die sich de invent. 53, 162 findet: veritas, per quam immutata ea quae sunt aut ante fuerunt aut futura sunt dicuntur.

Zur Erklärung des passiven Conjunctivs: Ac si ceteris patriciis me et vos peregrinos videri oporteret, a Torquato tamen hoc vitium sileretur (c. 8, §. 25) hat H. Halm mehrere Beyspiele angeführt, unter denen sich einige finden, welche offenbar nicht hierher gehören, und zwar gerade das erste und das letzte: ad Herenn. IV, 24, 34. Nam quid me facere convenit? . . an dimicarem? . . . sederem in castris? und Verr. II, 23, 57. Quid debuit praetor facere? . . . non in eum, qui accepisset, animadverteret? Die Frage läßt nämlich hier nicht einen passiven Sinn zu, sondern nur einen dubitativen oder deliberativen. Diese Fälle sind auch in Madvig's Grammatik geschieden; §. 352. Anm. 4. spricht er von dem passiven, §. 351. von dem dubitativen Conjunctiv, für welchen er anführt: Cic. Verr. I, 16. Quid faceret aliud? Uebrigens hat er nicht diesen Namen dafür gebraucht, sondern sagt nur: „Wenn nach dem, was geschehen soll, so gefragt wird, daß bezeichnet wird, es werde etwas nicht geschehen, so steht der Conjunctiv.“ Weiter ließe sich dafür noch anführen: Verr. IV. 40, 86. Omnes id fore putabant, ut miser atque innocens virgis caederetur: fefellit hic homines opinio. Virgis iste caederet sine causa socium populi Romani atque amicum? Aus diesem Conjunctiv erklärt H. Halm zu c. 20. §. 57. mit Recht die dort vorkommenden Fälle, wo auf ein Präsens ein Imperfectum im Conjunctiv folgt.

Höchst undeutlich sind in der Bemerkung zu der Tmesis ante non ponere (c. 8. §. 25.) die Worte: „Quae autem Frotscher de suo addidit, . . . illa quidem non tmesis, sed ad anastrophae figuram, quam in h. l. etiam Hand in Tursell. I. p. 366. falso statuit, pertinent.“ Wer dieses liest, wird sich nach demjenigen umsehen, der außer Hand dieses angenommen habe. Schlägt man aber die Stelle nach, so ergibt sich, daß es heißen sollte: quam Hand . . . . etiam in h. l. statuit. Hand hat nämlich außer den wirklich dahin gehörenden Beyspielen auch diese Stelle als Beyspiel der Anastrophe in ponere ante angeführt.

In der Bemerkung zu den Worten si ea tibi regia videntur (c. 10. §. 29.) kämpft H. Halm mit einer selbstgeschaffenen Schwierigkeit, welche er auf folgende Weise zu lösen sucht: „Hoc loco statuendum est pronomen ea ita ad superiora relatum esse, ut sequentia quod . . . coniungunt quasi ἐν ἐπεξηγήσει addita videantur;“ es ist nämlich dieses ea offenbar nicht das selbstständige Pronomen im Neutrum, sondern es bezieht sich auf das vorhergehende praesidiis, und diese Worte sind ganz einfach zu übersetzen: „und wenn er (mein Anhang) dir wie der eines Königes vorkommt, weil“ ꝛc.; es liegt darin offenbar eine Anspielung auf die Redensart in praesidiis alicuius esse, welche Beneke zu Cic. p. Lig. 9, 28 mit inter auxilia esse, συμπολεμεῖν erklärt.

Zu der Stelle: Qui cum suppressa voce de scelere P. Lentuli, de audacia coniuratorum omnium dixisset, tantum modo ut vos, qui ea probatis, audire possetis etc. wird eine Bemerkung Heinrichs ohne allen Zusatz angeführt, in welcher es heißt, tantum modo sey getrennt zu schreiben, und tantum sey das Adjectivum τοσοῦτον, und das vorausgehende Verbum sey dazu zu ergänzen. Wenn man durch die Trennung die intensivere Bedeutung von tantum hervorheben will, so ist dagegen wohl nichts einzuwenden; aber für ein Adjectivum kann tantum nun und nimmermehr erklärt werden; es bleibt Adverbium, heißt aber nicht einfach nur, sondern nur so sehr, nur in so weit, oder in dem vorliegenden Falle nur so laut, denn es steht dem adverbialen suppressa voce parallel. Die Beschränkung liegt im Lateinischen und Griechischen bekanntlich öfters in dem demonstrativen Pronomen oder Correlativum selbst, zu welchem im Deutschen nur hinzugesetzt wird. So ist es auch in den beyden in dieser Bemerkung angeführten Beyspielen der Fall, wie auch in tantum dico c. 7. §. 22. u. c. 20. §. 62., und in de his tantum mihi dicendum putavi, quod satis esset etc. c. 29. §. 82. nebst den dazu angeführten Beyspielen, wo übrigens allerdings, wie H. Halm zur zweyten Stelle bemerkt, tantum nicht, wie hier, Adverbium, sondern Nomen ist, welcher Ausdruck richtig statt Adjectivum dort gewählt ist. Wenn in unsrer Stelle noch modo dabey steht, so bedeutet es nicht nur, sondern enthält einen weiteren modalen Zusatz, wie unser eben, gerade, „eben nur so laut, gerade nur so laut."

Die Bedeutung des Wortes adumbrare ist zu c. 18. §. 52. gut entwickelt. Zur Begründung dieser Bedeutung hätte aber noch außer der von Gräve angeführten Quintilianischen Stelle eine des Plinius beygebracht werden können: (N. H. XXXV, 3. s. 5.) omnes (affirmant picturam repertam) umbra hominis lineis circumducta.

(Fortsetzung folgt.)

Babrii fabellae iambicae CXXIII a Minoide Mena in monte Atho nuper repertae. Ex recensione J. Fr. Boissonadii passim reficta cum brevi adnotatione critica ediderunt J. C. Orellius et J. G. Baiterus. Turici, 1845. 8. VIII u. 107 S.

Viro venerabili philologo primario Friderico Jacobs annos octoginta cum omnium laude, eruditorum admiratione feliciter transactos gratulatur Fridericus Dübner, Ph. D. Insunt animadversiones criticae de Babrii μυθιάμβοις Parisiis, 1844. 8. 70 S.

Seitdem die Boissonade'sche Ausgabe des Babrius in diesen Blättern von Prof. Spengel besprochen wurde, kamen erst H. Dübner's Animadversiones criticae auch in den Buchhandel, und erschien vorgenannte kleinere Ausgabe in Zürich von den HH. Orelli und Baiter. Die wirklich große Theilnahme des philologischen Publikums an diesen neu gefundenen Fabeln zeigte sich bald vielfältig in den Beurtheilungen der Pariser Ausgabe, die von verschiedenen Seiten kund wurden, und zuletzt noch gab Th. Bergk im Marburger Lections-Kataloge des jetzigen Sommer-Semesters Verbesserungsversuche zu einzelnen Stellen. Wir wollen hier nur die Züricher Ausgabe und Hrn. Dübner's Animadversiones in nähere Betrachtung ziehen.

Die HH. Orelli und Baiter hatten die Absicht, eine dem Preise nach wohlfeile und daher dem Schüler und Lehrer leicht zugängliche Ausgabe dieses neuen litterarischen Fundes zu veranstalten, in gleicher Behandlung und äußerer Ausstattung, wie die kleinen Ausgaben von Plato und den attischen Rednern; und wenn dieselben sich schon dadurch den Dank aller jener unserer Philologen verdienten, deren Mittel sich nicht bis zur Anschaffung der Pariser Ausgabe emporschwingen können, so haben sie außerdem, wie es sich natürlich nur erwarten ließ, auch eine philologisch verdienstliche Arbeit vollbracht, indem sie nicht etwa bloß den Boissonade'schen Text mit seinen Vorzügen oder Mängeln abdrucken ließen, sondern überall das Geschäft des Kritikers übten. Im Ganzen haben sich die HH. Herausgeber an den Grundsatz gehalten, in dem Texte die Handschrift selbst zu geben und die nöthigen Verbesserungen erst in der angehängten

adnotatio critica anzudeuten, welche Jedem den zwar bisher nur kleinen apparatus criticus liefert; nur zuweilen ist statt einer sinnlosen Lesearт der Handschrift im Texte gleich eine evident scheinende Emendation gesetzt oder orthographisches berichtigt worden. Auch H. Sauppe entzog diesem kleinen Unternehmen nicht die Schärfe seiskritischen Geistes, über welche nur noch ein Wort hinzuzufügen überflüßig wäre. Besondere Aufmerksamkeit schenkte H. Baiter der Gleichmäßigkeit in der Schreibung der jonischen Dialekt-Formen, so weit sich bey Einer Handschrift ein Princip bemerken läßt. Die Emendationen der HH. Herausgeber sind meistens ebenso nöthig als trefflich. In einem Epilogus sind noch die Varianten aus der während des Druckes erschienenen kleineren Pariser Ausgabe beygegeben.

H. Dübner's Animadversiones criticae enthalten außer der eigentlich kritischen Behandlung einzelner Stellen noch vorausgeschickte Bemerkuugen über die verschiedenen Recensionen der jetzt in dieser Form erhaltenen Fabeln, über den Namen des Dichters und über dessen metrische Kunst. Der Name wird auch von H. D. als der eines Römers (Valerius Babrius) festgehalten, womit wir nicht einverstanden sind und also auch die daraus gezogenen Folgerungen nicht billigen können; aus allen jenen Formen und Verbindungen, die sich in diesen Fabeln so wie im späteren Griechischen überhaupt finden, folgt wenigstens noch nichts für eine römische Abkunft des Verfassers, im Gegentheile die im Ganzen wenigstens durchgehende Einfachheit und Abrundung zeigt griechische Denkweise. Das Uebrige faßt Hr. D. selbst in fünf Punkte zusammen (S. 29): 1) Babrius de μυθιάμβων arte diligenter meditabatur et eadem argumenta bis terque tractabat, usque dum ad maximam simplicitatem, sed argutam et elegantem, non siccam, perveniret; 2) codex S. Laurae ex postremis recensionibus unam, fortasse ipsam ultimam manum poetae continet; 3) archetypum huius codicis tractaverunt interpolatores, qui non pauca mutaverunt, versus nonnullos inseruerunt, epimythia multa fabularum artem perdentia choliambis saepe malis et dictione non Babriana conceperunt; 4) choliambus Babrii non tam Graecorum, quam Romanorum poetarum normam sequitur, veluti Martialis, una parte liberior Catulliano, ut post Catullum floruisse poetam appareat; 5) vehementer suspecta sunt, quae in his choliambis deprehenduntur communes technicorum regulas violantia. Wir bemerken nur, daß bey der Annahme von verschiedenen Recensionen die Ansicht H. D.'s auffallend ist, es seyen alle jene drey Abstufungen von Babrius selbst herzuleiten, und er habe immer mehr das Episodische ausgestossen und die Fabeln zusammengezogen, was ein wenigstens für die römische Zeit, in die der Dichter doch gehören soll, einzig dastehendes Beyspiel in der Litteratur wäre; auch kömmt H. D. dabey eben dadurch wieder mit sich in Widerspruch, daß er in einigen Fabeln eine noch größere Anzahl ungehöriger Zusätze erkennt. Was die Metrik betrifft, so möchte es von vornherein mißlich seyn, bey einem Werke von doch nur geringem Umfange, das noch dazu in einer bloßen Abschrift Eines Codex vorliegt, feste Grundsätze aufstellen zu wollen; mit dem Spondäus im fünften Fuße z. B. erging es H. D. sonderbar; er sagt, es seyen nur drey sichere Beyspiele davon in den 123 Fabeln, dabey aber werden die übrigen vorkommenden Spondäen nach einem, wie es scheint, in der doctrina metrica einheimischen Divide et impera hinauscorrigirt. Die Strenge im Baue des Choliambus, die den Dichter zu einem Römer stempeln soll, ist theils erst durch H. D. hineingebracht, theils konnte Babrius gerade für diese bereits ein Muster vorfinden in den Alexandrinern und besonders in Kallimachos. Die Verbesserungsversuche H. D.'s an den einzelnen Stellen sind großentheils gelungen, und überhaupt wurde seit dem ersten Erscheinen dieses Babrius zu manchen Corruptelen von mehreren Seiten die gleiche richtige Emendation vorgeschlagen, durch welche Uebereinstimmung für die Wahrscheinlichkeit derselben noch ein Gewicht mehr in die Wagschaale fällt. Uebrigens ist H. D. in der ganzen Schrift höchst anspruchslos und entschuldigt sich häufig mit der Kürze der Zeit, in welcher er dieses spicilegium post messem zusammenstellen mußte; und wahrlich Boissonade hatte ihm mehr als ein bloßes spicilegium übrig gelassen.

Wir wenden uns nun zur Betrachtung einzelner Stellen, woselbst meistens die Züricher Ausgabe und H. Dübner's Schrift zugleich zu besprechen sind.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. July.

Nro. 143. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

1. Cicero's Rede für T. Annius Milo.
2. Cicero's Rede für Sextus Roscius aus Ameria.
3. Specimen commentarii de M. Tulli Ciceronis pro P. Sestio oratione.
4. M. Tulli Ciceronis oratio pro P. Sulla.

(Fortsetzung.)

Bey der Erklärung der Stelle: illam sibi officiosam provinciam depoposcit, ut cum prima luce consulem salutatum veniret, intromissus meo more et iure amicitiae me in meo lectulo trucidaret (c. 18. §. 57.) vertheidigt Hr. Halm die Ansicht, daß cum prima luce zusammenzufassen und cum als Präposition zu betrachten sey, und will zur Aufhebung des Asyndeton, welches so entsteht, vor intromissus ein et einschalten. Ref. glaubt sich aber für die andere Ansicht erklären zu müssen, nach welcher cum Conjunction ist. Betrachten wir zuerst die von Hrn. Halm zur Unterstützung seiner Ansicht angeführte Stelle Appian's (B. C. II, 3.), so steht dort zwar allerdings ἐσδεχθέντας τε, allein es geht nichts voraus, was dem consulem salutatum veniret entspräche, sondern ἐψεδρεύσα ταῖς Κικέρωνος θύραις, worauf dieses τε nothwendig folgen mußte. Auch gehen im Uebrigen die beyden Stellen auseinander, indem nach Appian nicht C. Cornelius und L. Vargunteius, sondern Lentulus und Cethegus den Cicero nicht im Bette, sondern im Gehen ermorden wollten; es ist also klar, daß jenes in ganz andrer Umgebung stehende ἐσδεχθέντας τε für unsre Stelle nicht bindend seyn kann. Die eigentliche Argumentation des Hrn. Halm ist aber folgende: „Ac mihi quoque (cum) praepositio videtur cum propter imperf. veniret, tum propter sententiam. Si enim legimus: quum prima luce veniret, eam sibi depoposcerat provinciam Cornelius, ut, quum solito sibi more prima luce Ciceronem salutatum veniret, eum trucidaret, quasi iste homo Ciceronem salutare consuesset, idque prima luce consuesset.“ Das Argument beruht auf einem Postulat, das in Cicero's Worten nicht begründet ist, nämlich daß er gewöhnlich hingekommen seyn müßte (solito sibi more). Wo steht dieß? Und warum setzt Hr. Halm für consulem, das nach der von ihm vertretenen Ansicht sonderbar genug dem auf ganz gleicher Stufe stehenden me voraus geht, ohne Weiteres Ciceronem? Ist es endlich nicht auffallend, daß gesagt wird: depoposcerat sibi provinciam, ut salutatum veniret, nicht iret? Wenn venire stehen soll, muß jederzeit die Scene, so zu sagen, an den Ort verlegt seyn, wohin man kommt. So heißt es bey Gellius XVI, 5. und Macrob. Saturn. VI, 8, wo von der Bedeutung des Wortes vestibulum die Rede ist: In eo loco, qui dominum eius domus salutatum venerant, priusquam admitterentur, consistebant; bey Cic. p. Rosc. Am. 20, 56. Quod si luce quoque canes latrent, cum deos salutatum aliqui venerint; dagegen, wenn bey Plautus Bacch. II, 3, 112 gefragt wird: Ubi nunc est ergo meus Mnesilochus filius, so muß die Antwort lauten: Deos atque amicos iit salutatum ad forum. So kann es auch an den von Hrn.

Halm hier angeführten Stellen (de Off. III, 31. §. 112. und ad Att. IV, 3, 4.) wohl heißen: et cum prima luce Pomponii domum venisse dicitur, und: Milo media nocte cum magna manu in campum venit. Dagegen heißt es an der letztern Stelle von dem (an einem andern Orte gefaßten) Entschlusse des Clodius, in campum ire non ausus est; und ebenso würde es hier von der an einem andern Orte gehaltenen Berathung nur heißen können: depoposcit sibi provinciam ut consulem salutatum iret. Ganz in der Ordnung ist aber venire, wenn sich cum salutatum veniret an das Folgende anschließt, was nach unsrer Ansicht der Fall ist, und zwar so, daß es nicht unmittelbar auf trucidaret, sondern zunächst auf intromissus bezogen wird. Es liegt nämlich in den Worten cum prima luce consulem salutatum veniret nichts andres, als die Angabe des Grundes, auf welchen hin Cornelius bey Cicero ohne Anstand vorgelassen zu werden glaubte, wo man eigentlich erwarten sollte: „wenn er sagte, er käme, um dem Consul den Morgengruß zu bringen," oder auch: „da sich annehmen ließe, er käme" ꝛc., wofür hier steht: „da er käme," in der von Hrn. Halm in einer Bemerkung zu c. 14. §. 40. für Sätze mit ut anerkannten Weise. Wenn man es so faßt, liegt in diesem Satze gerade das Gegentheil von dem, was Hr. Halm darin findet, nicht, daß Cornelius gewöhnlich Morgens zu Cicero kam, sondern daß er sich nur denen beygesellte, die ihm seines Amtes wegen in einzelnen Fällen diese Ehre erzeigten. So ist ferner consulem vollkommen gerechtfertigt, und auch das Imperfectum kann Niemand beanstanden. Endlich können wir für unsre Ansicht noch eine in jeder Hinsicht zu der unsrigen passende Stelle anführen, nämlich: Sallust. Cat. c. 28. Igitur perterritis ac dubitantibus ceteris C. Cornelius, eques Romanus, operam suam pollicitus, et cum eo L. Vargunteius senator constituere ea nocte paulo post cum armatis hominibus, sicuti salutatum introire ad Ciceronem ac de improviso domi suae imparatum confodere.

Die sehr schwierige Stelle c. 19. §. 54 und 55. hat eine sehr ausführliche Besprechung gefunden, doch ist sie dadurch noch nicht in's Reine gekommen, wie schon das Kreuz im Texte vor Praefuit vero andeutet. Was als Worte der Ankläger betrachtet werden soll, ist mit Anführungszeichen versehen, was der Deutlichkeit wegen nur zu loben ist. Uebrigens giebt die hiebei gewählte Abtheilung, die mit der Klotzischen der Hauptsache nach übereinstimmt, dem Ref. zu mehreren Bedenken Anlaß. Es heißt vom Anfange: Quid ergo indicat aut quid affert aut ipse Cornelius aut vos, qui ab eo haec mandata defertis? „Gladiatores emptos esse Fausti simulatione ad caedem ac tumultum." Ita prorsus; interpositi sunt gladiatores, quos testamento patris videmus deberi. „Arrepta est familia, quae si esset praetermissa, posset alia familia Fausti munus praebere." Utinam quidem haec ipsa non modo iniquorum invidiae, sed aequorum exspectationi satis facere posset! „Properatum vehementer, cum longe tempus muneris abesset." Quasi vero tempus dandi muneris non valde appropinquaret. Hier muß es auffallen, daß die Rede der Ankläger zuerst in indirekter, dann in direkter Rede gegeben ist. Dieser Anstand wird gehoben, wenn man annimmt, Cicero gebe zuerst mit seinen eigenen Worten: Gladiatores emptos esse . . . tumultum die Vorwürfe der Gegner an; und dann lasse er sie selbst reden, indem er vorausschicke: Ita prorsus, sc. dixerunt. „Das sind ihre eigenen Worte." Das Folgende wäre dann einzutheilen: „Interpositi sunt gladiatores." Quos testamento patres videmus deberi. „Arrepta est familia." Quae si esset praetermissa, posset alia familia Fausti munus praebere? Utinam quidem haec ipsa . . . satis facere posset. Mit dieser Eintheilung ließe sich vergleichen: Verr. IV. 44, 144. Atque etiam hoc me docent, eiusmodi fecisse (se) senatus consultum laudationis, ut omnes intelligere possent non laudationem, sed potius irrisionem esse illam . . . Etenim scriptum esse ita: „Quod virgis neminem cecidisset." A quo cognostis nobilissimos homines atque innocentissimos securi esse percussos. „Quod vigilanter provinciam administrasset." Cuius omnes vigilias in stupris constat esse consumptas; cuius modi, constat. Die oben gegebene Erklärung von ita prorsus ist sicherlich einfacher, als die des Hrn. Halm „Ei vortrefflich!" Die Entgegnungen durch

Relativsätze haben einen Beleg in der angeführten Stelle. Die Worte Quae si esset praetermissa u. s. w. ließen sich wohl auch als Worte der Gegner fassen. Dann sind sie aber äußerst matt, während auf ihre Worte: „Man kaufte in aller Eile eine Anzahl Sklaven," die Entgegnung: „Hätte man denn die Gelegenheit, einem dringenden Bedürfnisse abzuhelfen, vorübergehen lassen sollen?" ganz gut paßt. Auch spricht nach unserer Eintheilung die Concinnität dafür. — Wenn hierauf: „Nec opinante Fausto . . . familia est comparata" als Worte der Ankläger, At litterae sunt Fausti . . . tota res gesta est als Worte Cicero's betrachtet werden, so ist dagegen nichts einzuwenden.

(Schluß folgt.)

Babrii fabulae iambicae CXXIII a Minoide Mena in monte Atho nuper repertae.

Viro venerabili philologo primario Friderico Jacobs annos octoginta cum omnium laude, eruditorum admiratione feliciter transactos gratulatur Fridericus Dübner.

(Fortsetzung.)

Wenn zu Prooem. I. v. 2. H. Ot. sagt: ut rem nimis notam, de qua nihil fere novi dicere poterat, argenteam praeteriit poeta: nam post secundum iam versiculum sequentem excidisse parum probabile est —, so scheint doch das τρίτη δ' ἀπ' αὐτῶν dagegen zu sprechen, denn verbindet man grammatisch diese Worte und bezieht αὐτῶν auf ἀνθρώπων, so müssen zwischen dem goldenen und ehernen Zeitalter zwey Menschenalter liegen, während das πέμπτη zeigt, daß Babrius im Ganzen nur fünf annimmt, und eben dieses πέμπτη, welches ganz absolut („fünftens") gesetzt ist, zeigt, daß Babrius aufzählt, und also kein Menschen-Alter überspringen konnte; auch das μετ' ἦν paßt nur zu einer ununterbrochenen Reihenfolge. V. 19 verfielen Spengel, Sauppe und Bergk unabhängig von einander auf die gleiche Verbesserung, statt πόντιος ἰχθύς zu lesen πόντος, Schneidewin (Gött. Gel. Anz. 1845. Nr. 1—3) will πομπός gleichbedeutend mit πομπίλος, welches verglichen mit φύλλα und πέτρα zu viel Andeutung enthält; wenn aber Bergk den folgenden Vers streichen will, so scheint, wenn auch in demselben plötzlich von lebendigen Wesen die Rede ist, dieß doch ebenso wenig nöthig, als wenn H. D. γεωργόν für γεωργούς lesen will. V. 17 sqq:

ὧν νῦν ἕκαστον ἂν θείης ἐμῇ μνήμῃ,
μελισταγές σοι νῷ τὸ κηρίον θήσω,
πικρῶν λάμβων σκληρὰ κῶλα θηλάσαι

ist wohl sicher, daß das Asyndeton, das durch Boiss.'s Conjectur ὡς sich ergiebt, kaum statthaft ist; Schneidewin schreibt ὧν νῦν ἕκαστον ἵνα θέῃς ἐνὶ μνήμῃ, welches der Handschrift am nächsten kömmt und den Spondäus im vierten Fuße vermeidet, H. D. ἵνα τιθῇς ἐν τῇ μνήμῃ, wobei τιθῇς sich weiter von der Handschrift entfernt, und ein aus zwey einsylbigen Wörtern bestehender Spondäus im fünften Fuße erscheint, der nicht bloß ganz gegen H. D's. eigene Ansicht ist, sondern sich auch überhaupt in den 123 Fabeln nirgends findet; eben dieses gilt auch gegen den einen Vorschlag Sauppe's ὧν νῦν ἕκαστον ὄφρα θῇς ἐν τῇ μνήμῃ, der andere ὄφρα θείης ἐν μνήμῃ könnte eher annehmbar seyn, wenn man das ἂν des Codex als Glosse erklärt. Was θηλάσαι betrifft, so möchte gegen dessen Sinn Nichts einzuwenden seyn, indem es heißt: „ich werde dir einen honigträufelnden Kuchen vorsetzen, daß du dann so das, was an den Jamben rauhes ist, angenehm einsaugen kannst;" so daß die Versuche von H. D. ἀρηδύνας, Fix μαλθάξας, Schneid. συνθλάσσας oder θηλύνας theils unnöthig wären, theils auch sind sie zu gewaltsam; dem Metrum aber, welches allerdings entgegensteht, möchte weder durch θηλᾶσαι noch durch θηλάσσαι auf eine richtige Weise abgeholfen seyn; vielleicht ist bloß der Aorist in das Präsens zu ändern und θηλάζειν zu schreiben.

Fab. 1, v. 3 geben die HH. Herausgg. durchaus richtig statt des handschriftlichen φυγῆς Boiss.'s Verbesserung φυγή, wogegen Schn.'s Einwand, als müsse ἦν dann einmal verbum substantivum das anderemal copula seyn, unrichtig ist, indem es ja auch zu φόβον δρόμος πλήρης bloß verb. substant. ist: „es war ein von Furcht erfülltes Laufen." Ebenso richtig sind die Worte μείνον μὴ σπεῦδε dem Bogenschützen vindicirt, was auch von H. D. geschehen ist. Des Letztern Conjectur v. 16 τιτρώσκων für γιγνώσκω ist durchaus verfehlt; unnöthig ist auch die Aenderung, die K. Fr. Hermann (Jahrb. f. wissensch. Krit. 1844. Nr. 101—104) vorschlägt: ἔσται für ἐστί, so wie oben v. 3 δρυμὸς für δρόμος. — Fab. 2, v. 2 schreiben die HH. Herausgg. mit Boiss. ἐπεζήτει für ἐζήτει, was die Handschrift hat; Schn. will ἀνεζήτει, das einfachste aber scheint K. Fr. Herm.'s ἐζήτησε. V. 3 μὴ τῶν παρόντων τήνδ' ἔκλεψεν ἀγροίκων sagt Boiss. forsan μή τις παρόντων, H. Ot. μή τις παριόντων, wos gegen vielleicht das ἡρπεζ' ἕκαστος spricht; τις dürfte jedenfalls für τῶν anzunehmen seyn; H. D., der μὴ τῶν παρόντων τις ὑπέκλεψεν ἀγροίκων will, wirft dadurch τήνδε hinaus, das schwer vermißt wird. V. 15 scheint H. Baiter's Verbesserung ὅς τῶν ἑαυτοῦ φῶρας für ὅς

τοῦ ἑαυτοῦ φ. durchaus nöthig und der Vermuthung Sauppe's ὃς τοὺς ἑαυτοῦ φ. noch vorzuziehen. — Fab. 3, v. 2 führen die Herausgg. bei dem sicher unhaltbaren χρῄζων Ἐπὶ σηκὸν ἄγειν Θ' bloß Boiss.'s Vorschlag χρῄζων Ἄγειν ἐκαλεῖθ' an, ohne selbst eine Verbesserung zu versuchen; H. D. will χίρνης Ἐπανεκαλεῖθ' nach der Paraphrase ἀνεκαλεῖτο πρὸς μάνδραν, aber diese Aenderung ist zu gewaltsam und gerade das χρῄζων gewiß zu halten; das einfachste ist auch hier Herm.'s: χρῄζων σηκὸν τ'ἄγειν, wo nur das aus dem vorigen Verse müßig wiederholte ἐπί ausgestoßen und τε an seinen ursprünglichen Platz gesetzt wird. — Fab. 5, v. 4 ἐκρύπτετ' οἴκου γωνίην ὑπ' αἰσχύνης, Boiss. faß sich nur durch den entstehenden Hiatus gehindert, γωνίῃ für γωνίην aufzunehmen; daher Schn. γωνίῃ καταισχυνθείς, Herm. γωνίην ὑπ' αἰσχυνθείς, auch durch γωνίῃ πρὸς αἰσχύνης wäre, wie die Herausgg. bemerken, dem Hiatus abgeholfen; (aus dem ἐν τινι γωνίᾳ bey Koraes p. 343 folgt Nichts für Beybehaltung des Dativs); höchst einfach aber und für den Sinn vortrefflich ist H. Sauppe's Vermuthung: ἐκρύπτετ' εἴς που γωνίην ὑπ' αἰσχύνης. — Fab. 6 will H. D. v. 2 λεπτῷ τε καλάμῳ τὸν γλυκὺν βίον ζώων (τε fehlt im Codex) auswerfen, ohne genügenden Grund, wie es scheint, denn ποτὲ ist durch diesen Vers nicht weiter zurückgedrängt als ohne denselben, indem eben das ξύων und ζώων vermittelst jenes durch den Vers gebotenen τε zu Einem Gedanken verbunden sind; auch an γλυκὺν möchten wir keinen Anstoß nehmen, da es durch den hinzugefügten Artikel mehr ein stehendes Epitheton wird. Statt ζώων vermuthet H. Or. ζητῶν, doch scheint vor diesem noch σώζων, das H. Baiter sowie Herm. will, den Vorzug zu haben, da in der Handschrift die ganz gleiche Verwechslung auch 103, 17 (ζώοις für σώζοιο) vorkömmt. — Fab. 9, v. 13 hätte vielleicht Boiss.'s Aenderung τοῦ κερτομεῖν für τὸ κερτομεῖν nicht aufgenommen werden sollen. — Fab. 11, v. 2 schreibt H. Or. αἰκίῃ für αἰτίῃ, was auch Spengel und Dübner schon vermutheten; ebenso nöthig ist v. 5 die Aenderung H. Or.'s von βαλόντος in λαβόντος. — Fab. 12, v. 1 ἐξεπωτήθη μακράν, wo die Handschrift μακρὰν ἐξεπωτήθη hat, ist es wohl besser, mit Knoche und H. Baiter zu lesen μακρὸν ἐξεπωτήθη. V. 7 schreiben die Herausgg. φιλτάτῃ ζώοις mit H. Boiss., H. Or. will φιλτ. ζωῇ, Schn. φιλτ. ζώων nach 103, 13; die Lesart der Handschrift aber φιλτάτῃ ζώεις ist durchaus zu halten und, wie Spengel und Dübner thuen, als Frage zu erklären: „Liebste, lebst du?" V. 15 scheinen die Herausgg. keinen Anstoß zu nehmen an νυκτὸς ἐννυχος στίβη, das doch schwerlich haltbar ist; H. D. will πλαγκτὸν ἐννυχος στίβῃ, zu gewaltsam, Schn. νυκτὸς ἐν μυχοῖς στίβη, das beste aber ist Herm.'s Vermuthung ψυκτὸς ἐννυχοι στίβη. V. 26 sq. werden nach Boiss. gegeben:

λύπη δ', ὅταν [πάλαι] τις εὐσθενῶν ὀφθῇ
τούτοις ταπεινὸς αὖθις οἷς συνοικήσῃ

(πάλαι fehlt im Codex, der auch ὧν statt οἷς hat), nur daß H. Sauppe das ungrammatische in συνοικήσῃ wegschafft durch Aenderung in συνοικήσει; das einzig richtige ist unstreitbar, was Spengel und auch H. D. wollen:

λύπη δ' ὅταν τις οἵσιν εὐσθενῶν ὤφθη
τούτοις ταπεινὸς αὖθις ὢν συνοικήσῃ.

Unnöthig will dabey noch Herm. λύπῃ in λυπεῖ verwandeln. — Fab. 22, v. 13 ἀεὶ γὰρ εὖγε τιλλόμενος ἐγυμνοῦτο ist das εὖγε Vermuthung Boiss.'s für das handschriftliche ἐν γε, welches aber nicht zu ändern scheint, da es in der Fabel selbst völlig begründet ist; dasselbe gilt von dem nämlichen Worte im letzten Verse, der übrigens, wie H. Baiter bemerkt, ein späterer Zusatz und aus v. 13 gemacht ist. — Fab. 23, v. 5 lassen die Herausgg. λάβοιτο ungerügt stehen, während die Verbesserung λάβοι γε durchaus nöthig ist, welche Spengel sowie Dübner vorschlagen, indem darin die offenbarste Beziehung auf das folgende εἰ φύγοι γε ist. V. 8 vermuthet Baiter (wie Speng.) βοῦν statt βοῦς, welches ebenso nothwendig in den Text aufzunehmen war. — Fab. 26, v. 5 scheint die kleine Aenderung in der Interpunktion, die H. Sauppe vorschlägt, nöthig zu seyn, da dabey die Bedeutung von ἐπίσχον mehr auf eine für die ganze Erzählung passende Weise bewahrt wird. — Fab. 29, v. 2 fehlt zu der gewaltsamen Aenderung H. D.'s von ἐσπίρην τάλας πᾶσαν in ἐστράφη πανατλήτως der Grund, da ζευχθεὶς und στενάξας durch καὶ δὴ in den gehörigen Causalnexus verbunden sind und das gemeinschaftliche Verbum zu beyden εἶπεν ist; auch Herm.'s Conjectur ζευχθεὶς δ' und βαδὺ στενάξας ist darum unnöthig. V. 5 schreibt Boiss. λίαν statt λίην, wodurch freilich dem Metrum schlecht abgeholfen ist; entweder ist mit H. Bait. 'δῆτ' oder vielleicht noch besser mit H. Sauppe δὴν (nach Il. ε, 412) zu lesen. — Fab. 30, v. 7 vermuthet H. Bait., daß in dem εἶδεν, welches durch eine schlimme anaphora v. 9 wiederkehren würde, ein Adverbium liege, und wahrscheinlich ist mit Herm. εἶτ' zu schreiben. Uebrigens fehlt das Ende dieser Fabel, obwohl Herm. keinen Grund zu dieser Annahme sieht. — Fab. 31. H. D. nimmt in der Fabel ziemlich willkührlich eine doppelte Recension an, sowie seine Umstellung von v. 12 nach v. 15 nicht zu billigen scheint, da er dabey doch zu keiner genügenden Anordnung gelangt, sondern eine Lücke annehmen muß; der Construction wird wohl abgeholfen durch Herm.'s αὖτις, aber erstens ist von keinem nochmaligen Herausfordern die Rede und zweytens scheint τις unentbehrlich, vielleicht ist εἴς τις zu lesen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. July.

Nro. 144. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1. Cicero's Rede für T. Annius Milo.
2. Cicero's Rede für Sextus Roscius aus Ameria.
3. Specimen commentarii de M. Tulli Ciceronis pro P. Sestio oratione.
4. M. Tulli Ciceronis oratio pro P. Sulla.

(Schluß.)

Desto mehr Anstände giebt es aber im Folgenden: „At praefuit familiae," Cornelius. Jam si in paranda familia suspicio est nulla, quod praefuit nihil ad rem pertinet. „Sed tamen munere servili obtulit se ad ferramenta prospicienda." † Praefuit vero numquam,: eaque res per Bellum, Fausti libertum, omni tempore administrata est. Für's Erste stimmt: „At praefuit familiae," Cornelius, zwar mit der von J. E. Huth aufgestellten Ansicht, daß inquit zu ergänzen sei, aber nicht mit dem von Hr. Halm in den Bemerkungen S. 120 f. Ausgesprochenen überein, daß inquit nicht so ergänzt werden könne, sondern entweder ait eingesetzt oder Cornelius ausgelassen werden müßte. Beyde aber nehmen an, unter Cornelius sey der Mitankläger zu verstehen, und in diesen Worten eine Entgegnung auf Cicero's Worte: At litterae sunt Fausti u. s. w. zu suchen. Wie kommt aber eine solche Entgegnung mitten unter die Anführung des früher von den Gegnern Ausgesprochenen? Nach unserer Ansicht schließen sich diese Worte unmittelbar an die vorigen der Ankläger: Nec opinante Fausto . . . familia est comparata an, in dem Sinne, Faustus wußte gar nichts davon, aber Cornelius war der Anführer der Schaar, daß Cicero den Angeklagten stets P. Sulla nennt, hindert nicht, daß die Ankläger ihn Cornelius nennen konnten, und die Gegenüberstellung von Faustus und Cornelius, läßt sich, wenn gleich jener auch ein Cornelier war, wohl dadurch rechtfertigen, daß er immer Faustus Sulla, nicht Cornelius, genannt wird. Alles Uebrige ist aber als Rede Cicero's in eigener Person zu betrachten, in dem Sinne: „Wenn jener Verdacht beseitigt ist, so brauchte ich mich eigentlich auf diese Rede gar nicht mehr einzulassen, ich will aber doch bemerken (sed tamen), daß er wohl sich dazu bereitwillig habe finden lassen, für die Ausrüstung der Sclavenschaar zu sorgen, aber nie der Anführer derselben gewesen sey. Dieß sey der freygelassene Bellus gewesen." Die Partikeln stehen so ganz in ihrer eigentlichen Bedeutung. Ueber iam sed tamen vergleiche man: Cic. ad Fam. v. 2, 26. addam et illud etiam, quod iam ego curare non debui, sed tamen fieri non moleste tuli. In vero liegt der Gegensatz mit dem Ausdrucke des Unwillens: „Ihr Anführer war er aber wahrhaftig nicht." Eine Aenderung wird freilich so nöthig, nämlich daß man statt munere servili, was schon Orelli für verdorben erkannt hat, schreibt manui servili, vgl. Hor. Epod. 4, v. 19. contra latrones atque servilem manum. Alle Annahmen von Umstellungen oder Lücken fallen aber ohne Weiters weg.

In Betreff der beyden Stellen des Demosthenes, welche in einer Bemerkung zu c. 20 §. 59 angeführt werden, um zu beweisen, daß die Redner öf-

ters ihre Ansichten wechseln, sind insoferne nicht gut gewählt, als es in der einen Ol. I. §. 23 heißt: διόπερ πολλάκις δοκεῖ τὸ φυλάξαι τἀγαθὰ τοῦ κτήσασθαι χαλεπώτερον εἶναι, „es scheint oft schwerer zu seyn die rechten Maßregeln zu ergreifen (dieß liegt im Aorist) um das Seinige zu behaupten," in der andern (Ol. II. §. 26) aber: πολὺ γὰρ ῥᾷον ἔχοντας φυλάττειν ἢ κτήσασθαι πάντα πέφυκεν, „es ist wirklich leichter, das, was man inne hat, zu bewahren." Vgl. Wömel zu der letzteren Stelle.

In den Worten, cum commoda colonorum a fortunis Pompeianorum ei publicae fortuna disiunxerit (c. 21 §. 62) wird rei publicae fortuna erklärt, „ein höheres Staatsinteresse." Beyde Begriffe kommen wohl oft nahe zusammen, sind aber doch von Grund aus verschieden. Wo von einem Staatsinteresse die Rede ist, handelt es sich um menschliche Berechnungen, nach denen das Kleinere dem Größeren weichen muß; in rei publicae fortuna liegt aber der Gedanke, daß das Walten der Götter die Verhältnisse zu Gunsten des Römischen Staates leitet, und daß, was daraus hervorgeht, den handelnden Menschen nicht zugerechnet werden kann, es bezeichnet also eher die über dem Staate waltende höhere Hand. In derselben Bemerkung wird eine Anzahl von Stellen angeführt, in welchen Cicero dasselbe Wort im Singular und Plural in verschiedener Bedeutung gesetzt hat. Es läßt sich diesen noch hinzufügen: Cic. Verr. IV. 54, 121 putavit si urbis ornamenta, domum suam non contulisset, domum suam ornamento urbi futuram.

Im Allgemeinen hat Ref., so weit ihm die benützten Werke zu Gebote stehen, die von Hrn. Halm getroffene Auswahl durchaus sehr passend gefunden, und überhaupt nirgends eine nöthige Erklärung vermißt. Ziemlich kurz ist das argumentum orationis; doch enthält es das Wesentliche. Gegen die dispositio kann nicht der pädagogische Grund geltend gemacht werden, den H. Osenbrüggen für die Weglassung derselben in seinen Ausgaben anführt, nämlich, daß man die Entwerfung derselben den Schülern selbst überlassen müsse, da für diese, wenn schon H. Halm auch ihre Bedürfnisse zu berücksichtigen sich vorgenommen hat, ein solcher Commentar offenbar viel zu ausführlich ist. In Betreff der Form wünschte Ref. nur, daß die einzelnen Bemerkungen Anderer durch einen etwas größeren Zwischenraum von einander getrennt würden, damit man bei längeren Bemerkungen leichter sehen könnte, wem das Einzelne angehört. Der Grundsatz, die deutschen Namen im Nominativ unverändert zu lassen, in den übrigen Casus aber mit lateinischer Endung zu versehen, ist an sich nicht zu tadeln, in der Befolgung desselben nimmt sich aber neben Orellii und Ernestii der Nominativ Orelli und Ernesti etwas sonderbar aus; namentlich stört der Nominativ Ernesti, wenn, wie es mehrmals vorkommt, in den vorausgehenden Noten Anderer im Nominativ Ernestus sich findet, wovon jenes auf den ersten Blick der Genitiv zu seyn scheint. Die äußere Ausstattung ist sehr gut. Außer den wenigen am Schlusse angeführten Druckfehlern hat Ref. nur einen einiger Maßen bedeutenden gefunden, nämlich S. 143 in der Stelle der Rede p. Mur. 36, 76, profundas epulas statt profusas.

Alle Reden Cicero's in gleicher Weise zu bearbeiten ist einem Einzelnen wohl kaum vergönnt; doch läßt uns die rüstige Thätigkeit des Hrn. Halm und seine Versicherung, daß er außer dieser bereits drey andere vollendet habe, hoffen, daß dieses Unternehmen nicht so bald, als das ähnliche C. Benecke's, in's Stocken gerathen werde, wenn nicht äußere Umstände hindernd darauf einwirken. Daß dieß nicht der Fall seyn möge, daß namentlich der Verleger durch eine recht allgemeine Theilnahme ermuthigt, und der Verfasser durch eine ungetrübte Gesundheit und in jeder Hinsicht günstige Verhältnisse in der Fortsetzung des rühmlich begonnenen Werkes unterstützt werden möge, ist gewiß der gemeinsame Wunsch aller Freunde des großen Römischen Redners.

L. v. Jan.

Babrii fabellae iambicae CXXIII a Minoide Mena in monte Atho nuper repertae.

Viro venerabili philologo primario Friderico Jacobs annos octoginta cum omnium laude, eruditorum admiratione feliciter transactos gratulatur Fridericus Dübner.

(Schluß.)

'Αχρεῖα v. 14, das die Herausgg. mit Stillschweigen übergehen, kann wie H. D. richtig bemerkt, hier nicht gesagt werden, wenn auch wirklich die Anstalten der Mäuse den Zweck nicht erreichten; es ist daher entweder mit H. D. ἀκραίοις oder mit Herm. ἀκραῖα zu lesen. V. 20 wird wohl am besten durch H. Sauppe's μόνοι δ' ἐάλων αὐτόθεν hergestellt. — Fab. 32, v. 4 hat der Codex ἤς τις οὐκ ἔχων ἤρα, Boiss. schon vermuthet ἤς τίς οὐκ ἔχων ἤρα („quam quis non ardebat"), wobey jedoch ἔχων müßig steht, daher Herm. ἤς τίς οὐκ ἔχειν ἤρα will; denselben Sinn sucht H. Or. zu erreichen durch ἤς τίς οὐχ ἑκὼν ἤρα und H. Sauppe will ἤς τις οὐκ ἐρῶν ἤρα, welches letztere jedoch wieder jenes zweydeutige τις hereinbringt und auch einigen Zweifel wegen des Modus erregt; das richtige scheint uns Herm. getroffen zu haben. Völlig mit Recht nehmen die Herausgg. v. 9 H. Baiters Conjectur γάμος für γάμον in den Text auf — Fab. 36, v. 1 setzen die Herausgg. nach H. Sauppe's Vermuthung (die auch Schn. aufstellt) λεπτός τις ὢν für λεπτός τε ὤν, welchen Hiatus Boiss. stehen ließ; leichter ist die von Spengel vorgeschlagene Verbesserung λεπτός τ' ἐών, welche Form des Participes sich aber sonst bey Babrius nicht findet. — Fab. 39 steht am Schluße in der Handschrift λείπει; H. Sauppe glaubt, zwischen dem zweyten und dritten Verse sey die Lücke; es ist jedoch keine längere Erzählung für die Lehre nöthig, welche hier auch eigenthümlich mit ὡς εἴ τις angeknüpft wird, und nicht ohne Absicht enthalten bey so kurzer Form die Erzählung und die Moral gleichviel Verse. — Fab. 41 hielt Boiss. für unvollständig, während H. Bait. mit Recht sagt equidem nihil desidero; derselbe sucht auch den Fehler in τόνδε, auf welchen schon Spengel aufmerksam macht, zu verbessern durch τόν γε, das richtige aber scheint uns τόν σε, das auch Herm. vorschlägt. — Fab. 43 ist die Ausfüllung der Lücke v. 11, wie H. Sauppe dieß thut, nämlich bloß durch den Artikel τήν die zweckmäßigste. — Fab. 45, v. 8 hat die Handschrift τὰς δὲ ἰδίας, Schn. will τὰς δ' αὖτ' ἰδίας, Herm. τὰς δ' ἄρ' ἰδίας, das einfachste ist auch hier, was nach H. Sauppe die Herausgg. in den Text aufnahmen, τὰς δέ γ' ἰδίας; statt des sinnlosen γελάσας v. 12, das Boiss. durch ἀγλαστος ersetzte, schreibt H. Bait. γελαστός, auf das auch Schn. und Herm. kamen. — Fab. 47, v. 8 giebt der Codex οἱ δοῦ γὰρ ἠδύναντο, Boiss. ὁ δ' (οὐ γὰρ ἠδύν.), die Herausgg. nach H. Sauppe richtig οἱ δ' οὐκ ἄρ' ἠδύναντο. — Fab. 50, v. 6 schreibt H. Bait. ὦμνυ statt des handschriftlichen ὄμνυ, besser ist wohl, was Spengel vermuthet ὦμσ'; nothwendig ist die Conjectur H. Or.'s und H. D.'s εἰστήκειν für εἰστήκει; daß Ὅρκος als Nomen proprium genommen wird, ist zu billigen, ἀθεφεύξῃ in 'πεύξῃ zu ändern, scheint nicht nöthig. Den letzten Vers dieser Fabel sucht H. Sauppe so herzustellen: οὐδ' ἄν τις Λαθὼν ἐπιορκῶν προσδοκῷ δίκην φεύγειν, einfacher in der Diktion und Construction aber ist, was Herm. vorschlägt: οὐδ', ἄν τις Λαθεῖν ἐπιορκῶν προσδοκᾷ δίκην φεύγει. — Fab. 52, v. 8 ist H. D.'s ὥσπερ αὐτὸς εἰ κάμνοι unstreitig das richtige, nicht aber H. Sauppe's ὡς ἄν εἴ γ' αὐτὸς κάμνοι. — Fab. 54, v. 2 bezeichnen die Herausgg. das παραπλώσας nur für verdorben, ohne selbst eine Verbesserung anzugeben; H. D.'s ἀμνίον παραπλώσας paßt gar nicht, jedenfalls aber scheint uns der Fehler nicht in παραπλ. allein zu liegen; vielleicht ist zu lesen ἃ γ' ἐνόει παρακρούσας. V. 3 ist H. Sauppe's ταῦτ' als auf die Opfer hinweisend dem αὖτ' vorzuziehen. — Fab. 57, v. 11 scheint H. Sauppe's Emendation des sinnlosen καίπερ ὄντας ἀνθρώπους in καὶ περᾶν τινας ἀνθρώπους vortrefflich. An v. 4. ist Nichts zu ändern und Bergk's Vermuthung σχίδην ἀμείβων καὶ μέρος τῶν ῥώπων ist außerdem zu gekünstelt. — Fab. 59, v. 12 hat die Handschrift ὡς ἄν βλέποιτο τὸν πέλας τί βουλεύει, H. D. will ὡς ἄν βλέποιτ' ἐς τὸν πέλας τ. β., Schn. nimmt βλέποιτο als Passiv und läßt τὸν πέλας von βουλεύειν abhängen, Herm. ὡς ἄν βλέποιτο τῷ πέλας τ. β., was soviel heiße als ὡς ἄν βλέπ. ὑπὸ τοῦ πέλας, die Herausgg. schreiben nach H. Baiters Conjectur ὡς ἄν βλέποι τις τὸν πέλας τ. β., was sich allerdings empfiehlt, aber das einfachste ist doch Spengels ὡς ἄν βλέποι τὸ τοῦ πέλας τ. β. — Fab. 70, v. 2 giebt H. Or. für ἐν ἑκάστῳ das einzig richtige ἐσχάτῳ, worauf auch H. D. verfiel. V. 3 Ὕβριν δὲ γῆμας ἦν Ἄρης κατειλήφει, hier will H. D. κατειλήχει, wo καταλαγχάνω ähnlich wie κατακτείνω seyn soll, aber dieses selbst zugegeben, so wäre die ganze Notiz höchst müßig, und mit Ares ist überhaupt hier nicht viel anzufangen. H. Bait. vermuthet χαρεὶς für Ἄρης, welches gut zu passen scheint; eine andere auf dem Itacismus beruhende Emendation schlägt Herm. vor ἦν ἀρῆκαν οἱ λοιποί, doch möchte sie zu kühn seyn. Fab. 72, v. 1 schreiben die Herausgg. οὐρανίοισι κορφυρῇ κήρυξ, wodurch der Sinn völlig hergestellt wird; sehr gekünstelt ist auch hier Bergk's οὐρανοῦ γίφυρα καὶ κήρυξ. Weniger aber können wir bei v. 4, der in der

Handschrift lautet: καὶ πάντα θεῖον ἴσχειν ἵμερον ζώων, mit H. Sauppe übereinstimmen, welcher ἀθλων statt θεῖον will; es wird dadurch nicht nur die Construction verschroben, sondern auch ζώων will nicht passen, da nur von Vögeln die Rede ist. Daß in ζώων der Fehler sey, sah richtig H. D., und seine Verbesserung καὶ πάντα (sc. πτηνὰ) θείων ἴσχειν ἵμερον δώρων genügt völlig. V. 20 ist παιδῶν (als partic. von παιδόω), welches H. Or. für παίζων setzen will, sicher das dieser Stelle passendste Wort; wenn aber die Herausgg. v. 21 εὔθηρος für das sinnlose ἔφηβος des Codex schreiben, so könnte man an der Verbindung εὔθηροι ὀρνίων Anstoß nehmen; das beste an dieser Stelle scheint uns bisher noch Boiss.'s ἐφιδρος, denn was Schneid.'s δὶ φῆλος betrifft, so kann dieses Prädikat dem Habicht wohl nicht beygelegt werden. — Fab. 73, v. 1 verfiel H. Bait. auf dieselbe Emendation wie Schn., nämlich ἀρχὴν für ἄλλην zu lesen, und unbedenklich ist dieses in den Text aufzunehmen; H. D.'s ἄλλοτ' und dann ἔχει für εἶχε genügt dem Sinne nicht. — Fab. 82, v. 5, wo die Handschrift ὁ πάντων βασιλεύων θηρίων giebt, möchte bey der Herstellung der Herausgg. ὁ πάντων βασιλεύων λεὼν θηρῶν der Spondäus im vierten Fuße Bedenken erregen; H. D. will das durch βασιλεύων glossirte herstellen, indem er schreibt ὁ πάντων θηρίων αἰσυμνήτης, einfacher ist in gleichem Sinne Herm.'s ὁ πάντων θηρίων τυραννεύων. — Fab. 85, v. 5 hält H. D. mit Unrecht für späteren Zusatz; auch H. Sauppe's Conjectur κάνεδρεύσει ist nicht nöthig, wenn man ἐνεδρεύσει für den Dativ nimmt, denn die Bildung dieses Substantives ist durch die Analogie völlig geschützt, wenn es auch sonst nicht vorkömmt. — Fab. 91, v. 4 ist H. Baiter's τὸν ταῦρον ἐμβὰς das einzig richtige für das unmetrische τὸν ταῦρον ἐμβάντα der Handschrift, bey H. D.'s Versuch hingegen, ἐμβάντα ταῦρον zu schreiben, stört die Auslassung des Artikels völlig den Sinn. — Fab. 95, v. 12 setzt H. Bait. ἴκυσε statt des handschriftlichen ἔσκυσε (wofür Boiss. ἔσαινε) mit Recht trotz der Auktorität des Hesychius, die für σκύζω von H. D. und Herm. geltend gemacht wird, denn ein wenn auch stilles Knurren des Fuchses ist doch keine Freundschaftsbezeugung, wohl aber paßt für die übertriebene Zuthunlichkeit das κυνεῖν. — Fab. 102, v. 3 hätte nach H. Bait.'s Vorschlag ἄρα aus dem Texte weggelassen werden sollen, da es offenbar nur zur Ergänzung des Verses eingesetzt wurde, nachdem πρᾷος in πρὸς verschrieben war. V. 7 ist richtig, was Bergk vermuthet, τὰ ζῷα πάντα δ' ὡς ὑπίσχον εὐθύνας (indem dann vor τὰ ζῷα interpungirt wird) für τὰ ζῷα πάντα.ὡς δ' ὑπίσχον εὐθύνας. — Fab. 103, v. 17 hätte für das barbarische ζώοιο unbedingt H. Sauppe's Emendation σῶζοιο in den Text aufgenommen werden sollen; auf dieselbe verfielen auch Spengel und Dübner. — Fab. 106, v. 1 scheint es nicht nöthig, mit H. Sauppe ἄριστον in ἀρίστων zu ändern, wohl aber ist mit Recht in v. 12 τε für δὲ gesetzt; auch die Umstellung von v. 18 und 19, die außer H. Bait. auch Bergk vorschlägt, hätte gleich im Texte vorgenommen werden können, denn sie ist durchaus nöthig, wenn man nicht v. 19 als späteren Zusatz erklären will, der durch die Worte des Löwen δαιτὸς ψαῦσον veranlaßt wurde, aber wegen des σιγῶσαν (v. 17), welches schon das trotzige Benehmen ausdrückt, nicht nöthig ist; ein solcher Zusatz konnte dann leicht an der unrechten Stelle eingefügt werden. — Fab. 107, v. 5 geben die Herausgg. richtig nach H. Bait. θηρῶντι für θηρῶν δὲ, was auch H. D. vorschlägt. V. 7 kömmt für das sinnlose ἀμέσσων die Aushülfe H. Sauppe's, ἀνάσσων zu schreiben, dem Codex wohl am nächsten, doch würden wir H. D.'s Vorschlag vorziehen: μυὸς δὲ δεῖπνον οὐδ' ἀκρῶν ἐκιφαύσει χειλῶν ἀμέμπτως, indem dieß vortrefflich den Gegensatz zum vorhergehenden πρίκει enthält; für Bergk's ἀμυσχρῶς wünschten wir Belegstellen. V. 10 würde H. Sauppe's καὶ δὴ φιλαγρευταῖς für καὶ φιλαγρ: einen Anapäst in den zweyten Fuß bringen; das einfachste scheint uns, was auch H. D. vorschlägt, εἶτα φιλαγρευταῖς. Aus demselben Grunde verwerfen wir v. 12, der in der Handschrift lautet: κἀντεῦθεν ἀπεγνώκει ὁ θὴρ τὴν σωτηρίαν, H. Sauppe's Versuch κἀντεῦθεν ἀπεγνώκει γε τὴν σωτηρίαν, das einfachste ist, ὁ θὴρ auszuwerfen und mit Herm. zu schreiben κἀνταῦθα τὴν σωτηρίην ἀπεγνώκει. — Prooem. II. hat die Handschrift v. 5 εἶπε καὶ Λίβυς, τινὸς λόγου Λιβύσσης, woraus Boiss. machte εἶπε καὶ Λιβυστῖνος λόχῳ Λιβύσσης, H. D. hingegen εἶπε καὶ Λιβυστῖνος Γόνῳ Λιβύσσης, beydes wohl ungenügend; H. Baiters Vermuthung, die die Herausgg. in den Text aufnahmen εἶπε καὶ Λίβυς θινὸς λόχῳ Λιβύσσης, dürfte mehr auf das Lob scharfsinniger Erfindung, als auf allgemeinen Beyfall Anspruch machen. Schon Spengel machte auf Theo Progymn. aufmerksam, wo der libysche Fabeldichter Κύβισσος genannt wird, und in Bezug auf diese Stelle versuchten gleichzeitig Schn. und Bergk (Zeitschr. f. d. Alterthumswiss. 1845 p. 160) jene Verse so herzustellen: εἶπε καὶ Λιβυστίνοις λόγους Κύβισσος (Bergk Κυβίσσης); die Libystiner aber sind ein Volk in Kolchis, welcher Einwand höchstens umgangen werden könnte, wenn man annähme, Babrius habe hier die Form λιβυστῖνος gleich bedeutend mit λιβυστικὸς gebraucht; vielleicht ist zu lesen: εἶπε καὶ Λίβυς κλεινὸς λόγους Κύβισσος. Für πυρώσας v. 15 versuchten die Herausgg. keine Emendation, H. D. will πτερώσας, welches ebensowenig zum Bilde paßt; vielleicht ist mit Bezug auf Prooem. I. 18 zu lesen κηρώσας. — Fab. 108, v. 16 ist statt πλήρη das richtige hergestellt durch πλήθη, auf welches so wie H. Bait. auch Herm. verfiel.

Dr. Prantl.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. July.

Nro. 145. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Euripides restitutus — sive scriptorum Euripidis ingeniique censura, quam faciens fabulas quae exstant explanavit examinavitque, earum quae interierunt reliquias composuit atque interpretatus est, omnes quo quaeque ordine natae esse videntur disposuit et vitam scriptoris enarravit J. A. Hartungus. Hamburgi, sumptibus Friderici Perthes. Vol. prius. 1843. X u. 552 S. Vol. alterum. 1844. IV. u. 582 S.

Erster Artikel.

Es war vorauszusehen, daß die durch A. W. Schlegels populär gewordene Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur in Umlauf gesetzte Beurtheilung des Euripides über kurz oder lang eine Reaction hervorrufen mußte. Euripides war hier einer strengen, ja herben Kritik unterworfen worden; die schonungslose Polemik, mit welcher Aristophanes den Dichter bey seinen Lebzeiten verfolgt hatte, fand die unbedingteste Anerkennung und Lobpreisung. Allein so geschickt auch der geistreiche Kritiker die schon zahlreich gesponnenen Fäden des Tadels zusammenzuziehen und durch die aus einer umfassenden Kenntniß der Bühnen alter und neuer Zeit gewonnenen Resultate zu verstärken wußte: so viel war nicht zu verkennen, daß eine gerechte allseitige Würdigung des Dichters damit nicht gegeben sey; daß dieser noch einen Werth besitze, der, wie er den unermüdlichen Verspottungen und Verfolgungen der alten Komödie nicht unterlegen war, auch einer großentheils darauf gebauten Kritik nicht unterliegen konnte; den zu erkennen und nachzuweisen, da er dem innersten Leben der hellenischen Geschichte und Geistesentwicklung angehört, recht eigentlich als eine Aufgabe der Philologie zu betrachten war. Bereits Göthe unternahm eine Ehrenrettung des Dichters in mehrfachen Aeußerungen und kleineren Aufsätzen, vorzugsweise veranlaßt durch neu aufgefundene und herausgegebene Fragmente, die ihn zu Versuchen einer poetischen Reproduction anregten und nur zu bedauern geben, daß dieselben zu keiner vollendeten Abgeschlossenheit gediehen sind. Jedenfalls aber sind jene Aeußerungen beachtenswerth für Dramaturgie überhaupt und insbesondere für die Würdigung des antiken Drama's gegenüber dem modernen. Waren dagegen von philologischer Seite noch mehrere Stimmen laut geworden, die sich im Sinne der Schlegel'schen Kritik aussprachen, so traten außer einigen kleineren nicht unverdienstlichen Arbeiten, die sich mit Erörterung gewisser specieller Fragen beschäftigten, in letzten Jahren beynahe gleichzeitig zwey Leistungen hervor, die sich jene oben bezeichnete Aufgabe in umfassendstem Sinne zum Ziele gesetzt hatten. Es sind dieß Bernhardy's Aufsatz über Euripides, welcher in der Encyclopädie von Ersch und Gruber seine Stelle gefunden hat, u. Hartungs umfängliches Werk, dem unsere Anzeige zunächst gewidmet ist. Der Verf. löst damit ein vorlängst in seiner Ausgabe der Iphigenia in Aulis gegebenes Versprechen, in etwas veränderter Weise, worüber sich die Vorrede p. IX nicht ganz klar ausspricht. Ueber den Inhalt gibt die oben verzeichnete doppelte Aufschrift ausführlichen und genügenden Bericht, und

könnte man etwa rücksichtlich des ersten mit römischer Kürze und Kraft abgefaßten Titels über die Meinung der vieldeutigen restitutio in Zweifel seyn, so bürgen außer der sonst bekannten Gesinnung des Verf. sowohl ausdrückliche Andeutungen als auch die ganze Tendenz des Werkes dafür, daß dieselbe nicht bloß von der versuchten Wiederherstellung der verloren gegangenen Stücke, sondern auch und namentlich in dem Sinne einer restitutio in regnum zu verstehen sey, durch welche dem Dichter der mit Unrecht entzogene Platz unter seinen Kunstgenossen wieder gesichert werden sollte.

Doch liegt uns vor Allem ob, über die Einrichtung des Werkes Bericht zu erstatten. Der Verf. hat sämmtliche, erhaltene und verloren gegangene Stücke des Euripides in Didaskalieen zusammengestellt und nach der Zeitfolge mit vorausgesetztem Olympiaden-Jahre geordnet. Es war dabey nicht die Absicht, der Conjectur eine weiter gehende Kraft als ihr gebührt beyzumessen und sie die Stelle historisch gegebener Anhaltspunkte für die Chronologie, die nur für wenige Stücke vorhanden sind, einnehmen zu lassen. S. darüber des Verf. offenherzige Erklärung Vol. I. p. 59. In der Tendenz und dem Charakter des ganzen Werkes ist vielmehr die Nothwendigkeit eines anderen als bloß formalen Anordnungsprincips vollkommen begründet. Den zwanzig Didaskalieen, in die auf solche Weise die 78 Titel Euripideischer Dramen vertheilt werden, sind in der Form leitender Artikel eben so viele Abhandlungen vorausgeschickt, in denen sich die Untersuchung über die wichtigsten Fragen der Euripideischen Kritik verbreitet. Das Ganze wird beschlossen durch eine Abhandlung unter dem Titel: De gloria Euripidis superstite.

Wenn wir nun nicht anstehen, uns sofort über den Eindruck auszusprechen, den die Lesung des Werkes auf uns hervorgebracht hat, so mag dieß durch den Charakter der ganzen Schrift, der als ein vorherrschend rhetorischer zu bezeichnen ist, gerechtfertigt erscheinen. Wie derselbe auf's Innigste mit der oben erwähnten Tendenz zusammenhängt, so ist er zugleich sowohl die Quelle sowohl großer Vorzüge als auch nicht zu übersehender Fehler. Zu ersteren rechnen wir außer dem überall bewährten Scharfsinne und der phantasiereichen Combination vornehmlich die schwungvolle und fließende Darstellung, wodurch die Lectüre nicht bloß belehrend, sondern auch anregend und genußvoll gemacht wird. Auf der andern Seite dagegen steht ein Uebermaaß leidenschaftlicher Heftigkeit und Ungerechtigkeit, von der nichts verschont wird, was irgend wie, schuldig oder unschuldig, zur Verkleinerung des Dichters beygetragen hat. Es ist der Grundsatz des ἀνταδικεῖν, Unrecht mit Unrecht zu vergelten, zu dem sich der Verf. sowohl mit ausdrücklichen Worten in der Vorrede bekennt, als auch reichliche Belege in seinem Werke gibt. Wenn wir diesen Standpunkt als einen der Wissenschaft ungeziemenden bezeichnen, so sind wir dabey nicht im Geringsten gemeint, jene Wärme der Begeisterung zu tadeln, die sich auch wohl einmal über das Maaß der Gerechtigkeit hinausreißen läßt. In dieser Hinsicht wollen wir es dem Verf. noch nicht einmal so sehr verargen, wenn er im Gefühle des Ingrimms über die erlittenen Verfolgungen seines Helden den Stimmführer der Opposition im Alterthume, Aristophanes, nicht eben glimpflich behandelt, obwohl auch hier die Pflicht wahrheitsliebender Forschung vielfach verläugnet wird; wenn er ferner namentlich den Chor moderner Frösche, wie er die Widersacher des Euripides zu bezeichnen beliebt, mit kräftigen Scheltworten und gelegentlich auch wohl einem Steinwurfe in die trübe Lache ihres Vorurtheils zum Schweigen bringen zu müssen glaubt. Allein was soll man zu dem Bestreben sagen, Alles, was je mit Recht oder Unrecht gegen E. vorgebracht worden, was nach Hrn. H.'s Ueberzeugung, Unverstand und böser Wille gegen diesen Dichter gesündigt hat, die Kunstgenossen desselben, Aeschylus und Sophokles, entgelten zu lassen? also mit bewußtem Hohne sie herabzusetzen? Kann dieses noch als der Standpunkt der Alterthumsforschung betrachtet werden, oder ist es nicht vielmehr die verwerflichste Art advokatischer Parteynahme? Belege für diese Behauptung anzuführen, ist um so weniger nöthig, als der Verf. mit der ungenirtesten Offenheit dieses Spiel treibt und darin nicht selten an die Naivetät gewisser antiker Charaktere, die wir aus Platons Dialogen kennen, erinnert. Sonst mag man Beyspiels halber nur den siebzehnten Abschnitt: De aequalis Euripidis überschrieben, nachlesen, wo man den concen-

trirten Ausdruck dieser kritischen Methode antreffen wird, besonders in den Bemerkungen am Schlusse der Abhandlung über die Elektra. Für die Wirkung der Schrift entsteht dadurch der mißliche Umstand, daß der Verf. sich in offenbaren Nachtheil gegen seine Gegner versetzt, deren tadelnde Kritik, selbst wo sie den richtigen Weg verfehlt, doch in so fern sie ehrlich und ernst gemeint ist, auch zu einer ernsten Widerlegung Veranlassung gibt, wodurch für die Sache der Wissenschaft immer etwas gewonnen wird, während die selbst ohne die subjective Wahrheit der Ueberzeugung geführte Entgegnung, sofern sie sich namentlich in eine ironische Anklage des Aeschylus und Sophokles verkleidet, keinen weiteren Anspruch zu machen berechtigt ist, als einfach ad acta gelegt zu werden. Daß eine solche Rhetorik es auch nicht verschmähen wird, ihre Stütze in einer sophistischen Beweisführung zu suchen, versteht sich von selbst und wird im Verlauf auch noch aus einigen Beyspielen hervorgehen. Diese Fehler und Mängel, welche den Werth des Werkes bedeutend verdunkeln, bedauern wir um so lebhafter, als uns außerdem schon die Unternehmung eines solchen verdienstlich erscheint, verdienstlicher selbst als ähnliche Werke über Aeschylus und Sophokles. Denn wenn es auch in unsern Tagen nicht mehr gerade als eine Sache des Muthes betrachtet werden kann, der Herrschaft der Schlegel'schen Kritik entgegenzutreten, so macht doch der große Einfluß, den dieselbe auf Zeitgenossen und Nachlebende geübt, eine wiederholte Prüfung dringend nothwendig, besonders in solchen Punkten, wo ihr Urtheil beynahe zu dem Ansehen eines Dogma gelangt ist. Deßhalb erscheint es allerdings im höchsten Grade wünschenswerth, daß zu einer unparteyischen Würdigung des E. alle Momente für und gegen von Neuem geprüft und die Untersuchung überhaupt von einem höheren und umfassenderen Standpunkte geführt werde, wobey man getrost annehmen darf, daß gegenüber der schon erfahrenen Herabsetzung der Dichter nur gewinnen kann. Auch fehlt es nicht an Versuchen, die einen erfreulichen Anfang zur Lösung dieser Aufgabe gemacht haben Wir rechnen dahin Schölls „Beyträge zur Kenntniß der tragischen Poesie der Griechen," vorzüglich den Theil, der von der troischen Didaskalia des Euripides handelt; denn wenn auch die Combinationen des Verf. sich bisweilen verirren mögen, so bewährt sich doch überall die ächt philologische Gesinnung, der es um die Erkenntniß des Alterthums, um die Erforschung seines Geistes, nicht um eine rednerische laudatio und vituperatio zu thun ist. Auch Bernhardy's oben erwähnter Aufsatz ist hier zu nennen, der, wenn er aus der synkretistischen Form, die dem polygraphischen Verfasser eigenthümlich ist, herausgearbeitet wäre, jedenfalls die vollständigste und kenntnißreichste Darstellung, welche diesem Gegenstande bis jetzt zu Theil geworden ist, enthielte. Möchte doch Hr. Hartung diesem Wege treu geblieben seyn, und wenn er seiner Liebe zu Euripides ein bleibendes Denkmal stiften wollte, es vorgezogen haben, sein vieljähriges Studium dieses Dichters darin fruchtbar zu erweisen, daß er die Leistungen seiner Vorgänger und Mitstrebenden übertroffen oder vollendet hätte, statt sich absichtlich gegen die Wahrheit zu verblenden und dadurch seinem Werke den Charakter einer Parteyschrift zu geben, gegen welche schon von vornherein das Präjudiz der Unzuverläßigkeit und rednerischen Uebertreibung besteht. Sollte sich dabey der Verf. der Autorität Göthe's zu sehr hingegeben haben, so war zu bedenken, daß für eine philologische Untersuchung dessen Aeußerungen durchaus nicht maaßgebend seyn können. Göthe spricht als Dichter, den mit anerkennendem Beyfalle aufnimmt, was der griechische Dichter gegenüber der modernen Poesie Großes und Auszeichnendes besitzt, ohne sich um dessen Fehler oder eine Vergleichung mit seinen Kunstgenossen zu bekümmern. Hatte ja doch selbst Schlegel sich eine ähnliche Aufgabe in der Vergleichung der Phädra des Racine und des Euripides gesetzt! Und auch Lessing nimmt in seiner Dramaturgie wesentlich diesen Standpunkt ein und seine Aussprüche müssen deßhalb auch mit Rücksicht darauf beurtheilt werden. Denn daß Hr. H. unrecht thut, ihn zu den unbedingten Verehrern des E. zu rechnen, darüber lassen die Bemerkungen Lessings zu dem Ion des Euripides in dem philologischen Nachlasse keinen Zweifel, so wie verschiedene Aeußerungen in dem Leben des Sophokles zur Genüge beweisen, daß er den Euripides nicht etwa höher hielt als diesen.

Ueberblicken wir nun den reichen Inhalt des Werkes, so bedauern wir, in Berücksichtigung der nothwendigen Gränzen unserer Anzeige gleich im Voraus auf eine vollständige Darlegung desselben verzichten und uns mit der Hervorhebung einzelner, für die Absicht der ganzen Schrift bedeutungsvoller Momente begnügen zu müssen, ohne auch diesen eine erschöpfende Besprechung widmen zu können.

In dem ersten Abschnitte, De primis Euripidis fabulis betitelt, zu welchen Hr. H. den Rhesus und den verloren gegangenen Hippolytus rechnet, wird das Geburtsjahr des Euripides, für welches man bisher nach erhaltenen Zeugnissen Ol. 75, 1. anzunehmen pflegte, der Autorität der parischen Marmorchronik zufolge um 5 Jahre hinaufgerückt und auf Ol. 73, $\frac{3}{4}$ gesetzt. Ref. ist nicht gesonnen, gegen die diplomatische Begründung dieser Annahme Einwendungen zu machen, da er sich doch nur auf die Autorität stimmberechtigter Forscher auf diesem Gebiete berufen könnte, von denen bekanntlich nicht nur gegen das chronologische System jener Urkunde überhaupt, sondern auch gegen die Zuverlässigkeit einzelner Daten gewichtige Gründe geltend gemacht worden sind. Läßt sich doch auch anderseits nicht verhehlen, daß die Einstimmigkeit der entgegenstehenden Zeugnisse darum etwas an Kraft verliert, weil sie möglicher Weise unter dem Einfluße jener, einer artigen Erfindung nur zu gleich fehenden Erzählung, welche den Geburtstag des E. mit der Schlacht bei Salamis in Verbindung bringt, entstanden seyn könnte. So mag denn Autorität gegen Autorität stehen und die Entscheidung so lange zurückgehalten werden, bis sich Zeugnisse oder Combinationen von unzweifelhafterer Sicherheit für die eine oder andere Seite ergeben. Auch würde Referent diese Frage lieber ganz übergangen haben, wenn nicht hinter dem historisch-chronologischen Interesse des Verfassers noch andere Absichten hervorblickten, die wenigstens zu unstatthaften Consequenzen ausgesponnen werden. Wir meinen damit nicht die Verwahrung, welche der Verfasser gegen jene Vorstellung einlegt, als wäre E. Kunstjünger und Nachfolger des Sophokles, da er vielmehr mit diesem als seinem Kunstgenossen nur den Aeschylus als gemeinsamen Vorgänger anzuerkennen habe. Diese Ansicht scheint uns selbst richtiger als die etwa vorhandene gegentheilige. Denn obwohl auch nach der angenommenen Berechnung immer noch eine Altersdifferenz von mehr als 10 Jahre bleibt und auch nicht vorauszusetzen ist, daß die Erfindungen und Fortschritte, durch welche Sophokles wahrscheinlich bereits in seinen frühesten Dramen über seinen Meister hinausging, für E. verloren waren, so erscheint doch jener Unterschied, selbst wenn die historische Combination des Verf. über die Zeit der Aufführung des Rhesus, nach welcher das erste Auftreten beyder Dichter — des Euripides unter fremdem Namen — nur etwa drei Jahre auseinander gerückt würde, nicht über jeden Zweifel erhaben seyn sollte, verglichen mit dem langen Zeitraume, in welchem sie auf der tragischen Laufbahn neben einander hergingen, als verhältnißmäßig gering und mag die Annahme rechtfertigen, daß die Selbstständigkeit des E. auf dem Gebiete der Kunstausübung nicht bloß jene Punkte betrifft, worin beyde Dichter von einander abweichen und verschiedene Richtungen verfolgen, sondern auch in dem, was sie als gemeinsames Eigenthum von ihrem Vorgänger unterscheidet, und in einer gegenseitigen Wechselwirkung sich bewährt haben.

Keine Anwendung dagegen findet jene Bemerkung auf die Beurtheilung der Verschiedenheit, welche in der Kunstrichtung beider Dichter hervortritt. Hier erscheint Euripides durchaus jünger und sogar durch einen größeren Abstand von Sophokles getrennt als dieser von Aeschylus, womit auch Hr. H. (vgl. Vol. I. p. 317) im Wesentlichen übereinstimmt; so daß man mit etwas modificirter Anwendung der Worte, welcher sich Aristoteles in Bezug auf Anaxagoras bedient, das Verhältniß beyder Dichter so ausdrücken könnte: Euripides, obgleich ein Zeitgenosse des Sophokles, ist doch τοῖς ἔργοις ὕστερος.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. July.

Nro. 146. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Euripides restitutus — sive scriptorum Euripidis ingeniique censura etc.

(Schluß.)

Wie aber durch die angenommene Chronologie Euripides nach der einen Seite hin dem Sophokles näher gerückt wird, in demselben Maße wird der Abstand von einem jüngeren Zeitgenossen, Sokrates, erweitert. Natürlich ist Hr. H. im unzweifelhaftesten Rechte, wenn er nach dem Vorgange Barnesius jene kritiklose Ueberlieferung, welche den Euripides zu einem Schüler des Sokrates machen will, verwirft. Auch das verdient nur die vollkommenste Beystimmung, daß den Erzählungen von einer direkten Betheiligung des Sokrates bey den Dichtungen des Euripides, die sichtlich genug ihren Ursprung in der Komödie, einer keineswegs reinen Quelle, haben, keinerley Autorität beigemessen wird, obwohl für diesen letzteren Punkt die chronologische Instanz nicht mehr von Belang ist. Dieß wäre nur dann der Fall, wenn die Altersdifferenz so groß erschiene, daß die Unmöglichkeit einer derartigen Einwirkung sich herausstellte, was aber offenbar nicht behauptet werden kann. Denn will man als ein Zeugniß der bereits in Blüthe stehenden Wirksamkeit des Sokrates die erste Aufführung der Wolken, welche in das zweyte Jahr der 89. Olympiade, also das fünfundvierzigste Lebensjahr des Sokrates fällt, annehmen und dazu noch etwa fünf bis zehn Jahre rückwärts rechnen, um den ungefähren Anfang der Lehrthätigkeit desselben zu bezeichnen, so würde, Hr. H.'s Anordnung zu Grunde gelegt, immer noch der größere Theil der Dramen des Euripides, von den erhaltenen beynahe alle und namentlich solche, welche die schönsten philosophischen Stellen enthalten, nach diesem Zeitpunkte fallen. Wollte man also die aus inneren Gründen unstatthafte Beyhilfe zu einer Einwirkung, wie sie zwischen Freunden wohl denkbar ist, ermäßigen, so ließe sich von Seiten der Chronologie kein begründeter Widerspruch erheben. Allein es wäre doch immer nur eine leere Möglichkeit, die darum alles Gewichtes entbehrte, weil die Gedanken, in denen man Anklänge an Lehren und Aussprüche des Sokrates vermuthen könnte, ein Gemeingut der Philosophie überhaupt sind und von Euripides aus seinen philosophischen Studien auch ohne Sokrates gewonnen werden konnten. Jede sorgfältigere Betrachtung und Vergleichung wird vielmehr zu dem Ergebniß führen, daß die Reflexion und das philosophische Räsonnement, das sich durch alle Dramen des Euripides hindurchzieht, in einem Bewußtseyn wurzelt, mit welchem die Philosophie des Sokrates nicht mehr gemein hat als mit den Lehren des Anaxagoras und der Sophisten. Indessen begnügt sich Hr. H. nicht mit einer solchen Widerlegung, sondern, um seinem Liebling jedes Lob und Verdienst zuzuwenden, befolgt er den auch sonst beliebten Grundsatz, ein Extrem durch das andere zu bekämpfen. Denn als solches muß es doch wohl gelten, wenn er den Euripides nahezu als den eigentlichen Urheber der Sokratischen Philosophie bezeichnet und deutlich genug zu verstehen gibt, daß Sokrates und Aristippus und Diogenes und wer nicht noch ihre Weisheit aus den Tragödien des E. geschöpft haben. Und weil diese Behauptung denn doch vielleicht nicht Jedem einleuchten könnte, so

nimmt Hr. H. darauf Bedacht, ihr eine Stütze zu leihen, wenn man anders eine solche z. B. in folgender Argumentation erkennen will: „Praeterea natura ipsa ferebat, prius fictarum personarum exemplaribus praecepta philosophorum demonstrari, quam in vitam veritatemque conferri, moribus ad illa conformatis.“ Vol. I. p. 131. Uns scheint, wenn nicht eine völlige Verkehrung so doch möglichste Verdrehung und Verstellung des wahren Verhältnisses darin zu liegen, die um so auffallender erscheint, da sie in directem Widerspruche steht zu anderwärts ausgesprochenen Ansichten des Verfassers, so daß er es dem Leser nicht übel nehmen darf, wenn er bei solchen Gelegenheiten an das, was Sokrates im Platonischen Gastmahle von der Sitte der Lobredner sagt, erinnert wird. An anderen Stellen nämlich, wo Hr. H. die Charakterzeichnung des Euripides der des Sophokles entgegenstellt, findet er den großen Vorzug ersterer gerade darin, daß E. seinen Personen die Züge der Gegenwart leiht und die mythischen Heroen mit der Denk- und Sinnesweise seiner Zeit ausstattet. Und sicher hätte E. nimmermehr jene Personen und Charaktere dargestellt, in denen Hr. H. die Vorbilder der cynischen Philosophie erkennen will, hätte er sie nicht in der Wirklichkeit vorgefunden; hätten nicht jene Männer gelebt, die als Heroen sittlich-geistiger Freyheit des Menschen jene Hoheit der Gesinnung bewährten, die, über alle äußerlichen Zufälligkeiten erhaben, mit Recht von den Menschen bewundert wird und auch wohl geeignet ist, das Gemüth eines Dichters zu nachbildender Darstellung zu begeistern. Und daß gerade der griechischen Philosophie solche Charaktere eigen, dieß bezeugt die Geschichte, und auch in der Natur der Sache ist es begründet, im geraden Gegentheile zu der oben angeführten Behauptung des Verf., daß eine solche mit origineller Kraft des Geistes und Gemüthes erfaßte Idee eher in die Wirklichkeit der Gesinnung als in die fictiöse Existenz erdichteter Personen einzutreten strebt. Dabei lassen wir vorerst die Frage ganz unberührt, wie weit dem Dichter die poetische Nachbildung gelungen ist, oder in wiefern vielleicht durch die mythische Umkleidung und die Composition der Fabel, worin nach dem vorherrschenden Typus des antiken Drama's das eigentliche Geschäft des Dichters besteht, die dargestellten Charaktere selbst an idealer Wahrheit eingebüßt haben. Wenigstens nimmt der Verf. etwas leichten Kaufes die despicientia rerum humanarum bei Telephus, dessen von Aristophanes nicht ganz mit Unrecht verspottete Worte:

δεῖ γάρ με δόξαι πτωχὸν εἶναι τὴμερον,
εἶναι μὲν ὅσπερ εἰμί, φαίνεσθαι δὲ μή —

sich übel in dem Munde eines Diogenes ausnehmen würden. Ueberhaupt, wem an einer wahren Würdigung des Euripides gelegen ist, der sollte für ihn von dem Ruhme eines Philosophen ganz abstrahiren; der philosophus scenicus, in der That eine contradictio in adjecto, kann höchstens als ein ὀξύμωρον gelten, dessen Sinn ganz von dem richtigen Verständnisse bedingt ist. Im Alterthume waren und hießen φιλόσοφοι nur diejenigen, die sich ganz und ausschließlich der Erforschung und Erkenntniß der Wahrheit widmeten und darein den ganzen Zweck ihres Lebens setzten. Philosophische Studien zu irgend einem andern Zwecke unternommen und verwendet machten nicht den Philosophen und E. kann daher ebensowenig als Perikles, mit dem er mit Recht in vielen Stücken verglichen wird, ein φιλόσοφος genannt werden, wohl aber ein σόφος in dem Sinne von doctus, wie das Wort vorzugsweise den Sophisten und Dichtern zukommt. Euripides war ein Dichter und ganz ein Dichter; aber ein Dichter, der in einer Zeit lebte, die neben den politischen Bewegungen und Erschütterungen von den mannigfachsten philosophischen und sophistischen Bestrebungen erfüllt war. Daß E. der Dichter seiner Zeit wurde, dazu befähigte ihn außer dee Sensibilität seines Gemüthes, in dem sich die Wirklichkeit widerspiegelnd bewegte, seine vielseitige Bildung, die sich an jenen geistigen Bestrebungen hinlänglich betheiligt hatte, um seiner Produktionsgabe die Motive der tragischen Conceptionen zu bieten, mit denen er die Erscheinungen des Lebens zu umfassen und poetisch zu gestalten suchte. Darnach sind denn auch die zahlreichen Aussprüche und Erörterungen zu beurtheilen, die der Philosophie und namentlich der Physik des Anaxagoras entlehnt sind; die herrlichen Stellen, für sich betrachtet oft von hinreißender Wirkung und dem Freunde der Weisheit alles Andere ersetzend, die aber doch mehr neben anderen entgegengesetzten Elemen-

ten hergehen, als daß sie das Ganze zu durchdringen und zu beherrschen vermöchten. Dieses Verhältniß hat der Verf. wohl gefühlt und zum Theil auch geltend gemacht, wo er Gelegenheit nimmt, den Dichter gegen unbegründete Vorwürfe und schiefe Auffassungen zu vertheidigen; namentlich enthalten der zwölfte und dreyzehnte Abschnitt, ersterer: Euripidis fabulis vitae norma Graecorum immutata est, und letzterer: De natura poeseos überschrieben, manche klare Anschauungen und Auseinandersetzungen, die mit zu den schätzbarsten Partieen des ganzen Werkes gehören. Allein sie sind doch auch wieder so verwebt mit paradoxen, ja baroken Sätzen und Vorstellungen, daß die Wahrheit nur eben auftaucht aus den umgebenden Vorurtheilen, die den Beweis liefern, daß des Verf. Interesse an der Philosophie sich nicht weiter erstreckt, als sofern sie in den Dichtungen des E. zum Vorschein kommt und darum auch keinen Falls zu einer richtigen Würdigung derselben in ihrem Verhältnisse zu andern Bestrebungen und Erscheinungen des Lebens ausreicht; daher es denn auch neben den herrlichsten Lobsprüchen nicht an solchen Ausdrücken und Redensarten fehlt, die sich ganz gut in dem Munde der gewöhnlichen Ankläger ausnehmen würden. Was nun insbesondere das Verhältniß des Euripides zu Sokrates betrifft, der nach Hrn. H.'s Vorstellung seine Bächlein aus den Quellen der Euripideischen Poesie hergeleitet haben soll, so mag man Alles was von ihrem Umgange und der Vorliebe des Sokrates für die Dramen des E. erzählt wird, zusammennehmen, und zu der von Hrn. H. angeführten Ueberlieferung, daß E. dem S. die Schrift des Heraklitus mitgetheilt habe, noch die ganz willkührliche Vermuthung hinzufügen, daß auch der Jemand, welcher nach dem Platonischen Phädon dem Sokrates eine Schrift des Anaxagoras vorgelesen haben soll, kein anderer als E. gewesen; was ergiebt sich weiter daraus, als im höchsten Falle, daß Sokrates an den Weisheitssprüchen und Reflexionen in den Tragödien des E. ein ähnliches Wohlgefallen finden mochte, wie an den Vorträgen des Prodikus und anderer Sophisten? Und nach diesem Maaßstabe müssen auch manche Aeußerungen Platons bemessen werden, über deren Meinung der Zusammenhang keinen Zweifel läßt und den Consequenzen, die der Verf. zu Gunsten des Dichters darauf gründet, den Boden entzieht.

Ueber die Philosophie des Euripides sind zu mehreren älteren Schriften und Abhandlungen, unter denen die betreffenden Capitel in Valkenärs Diatribe jedenfalls eine vorzügliche Stelle einnehmen, in neuerer Zeit noch einige Arbeiten hinzugekommen, wie z. B. das Programm von Hasse: Euripidis tragici poëtae philosophia quae et qualis fuerit, das wir bedauern, nicht zu Gesicht bekommen zu haben und nur aus einer Anzeige im rheinisch-westphälischen Museum ersehen, daß der Verf. dem E. wirklich den Anspruch eines Philosophen vindicirt. Hr. H. urtheilt von dieser Schrift (Vol. I. p. 5): — „qui (Hasse) etsi poetae et philosophi officium parum distinxit, tamen quae disseruit utilissima sunt et cognitu dignissima." Hr. H. hat dieser Untersuchung außer dem schon erwähnten zwölften Abschnitte (Vol. II. p. 1 — 22) und anderen zerstreuten Bemerkungen hauptsächlich die vier Abschnitte: III. — VI. gewidmet, woran sich VII. De vita Euripidis civili anschließt, wo Hr. H. Gelegenheit nimmt, die Erzählungen von dem niedrigen Stande der Aeltern des Dichters zu berichtigen. Die folgenden vier Abschnitte des ersten Bandes und der größere Theil des zweyten Bandes betrifft vorzugsweise die Vergleichung des Euripides mit Aeschylus und Sophokles oder auch einzelne specielle Fragen, die für die ästhetische Würdigung des Dichters von besonderer Bedeutung sind. Diesem Theile des Werkes werden wir, um die durch zufällige Umstände schon verspätete Anzeige nicht noch weiter hinauszuschieben, einen zweyten Artikel widmen und damit einige andere dahin einschlagende Schriften verbinden, wie z. B. die neu erschienene Sammlung der Fragmente des Euripides von Wagner.

Schließlich erwähnen wir noch, daß Hr. H. sein Werk der Universität Erlangen zu ihrer Säcularfeyer gewidmet hat.

Cron.

Geschichte der Pfarrey St. Martin zu Bamberg und sämmtlicher milden Stiftungen der Stadt. Mit 3 Abbildungen und 114 Urkunden. Von Dr. Nikolaus Haas, Pfarrer bey St. Martin und erzbischöfl. geistl. Rathe, korresp. Mitglied d. k. Akad. d. W. zu München, Deput. zur II. Kammer der Stände. Bamberg 1845. Verlag von Fr. Züberlin. 8.

Ein Blick auf die neueren und neuesten Leistungen im Gebiete der Specialgeschichten Deutschlands läßt uns mit großem Vergnügen wahrnehmen, wie eine nicht unbeträchtliche Anzahl von gelehrten und sachkundigen Männern mit rastlosem Eifer und guten Theils auch mit den für solche Arbeiten erforderlichen Eigenschaften und Anlagen ausgerüstet vorzugsweise die Bebauung dieses Feldes sich zur Aufgabe gemacht hat. Solche Bestrebungen unsrer Zeit, einzelne Städte, Städtchen, Pfarr- und Kirchdörfer, ja einzelne Anstalten in denselben mit der Leuchte der Geschichte und zwar durch das Aufsuchen und Gewinnen bisher unbekannter oder weniger gekannter Documente aufzuhellen, verdienen die volle Anerkennung aller Vaterlandsfreunde.

Indem wir vorliegende Schrift des der gelehrten Welt seit Langem rühmlichst bekannten Hrn. Verfassers, — wir erinnern an seine Geschichte des Slavenlandes, Grabhügel bey Scheßlitz, Elisabethenspital u. a. m. — zur Anzeige bringen, finden wir uns einigermassen in Verlegenheit wegen der Art und Weise, wie wir unsern Bericht über ein so gehaltvolles, seinem dargebotenen Stoffe nach überreiches Werk einzurichten haben; denn wir können den Lesern dieser Blätter von vorn herein die Versicherung ertheilen, daß seit dem Erscheinen von Ussermann's Episc. Bamb., 1802, 4. keine Arbeit über Bambergs Geschichte erschienen ist, die sich in Bezug auf Fülle der Mittheilungen mit der vorliegenden irgend in Vergleich bringen ließe. Wohl haben seit mehr denn 40 Jahren verschiedene hiesige Gelehrte die Geschichte ihrer Vaterstadt aufzuhellen sich bemüht, aber im rastlosen Aufsuchen von Quellen der mannichfachsten Art, in der scharfsinnigen Verwendung derselben, in den geistreichen und überraschenden Folgerungen, die er aus ihnen zu gewinnen weiß, ist Hr. H. von Keinem übertroffen. Befremden wird es die Leser, daß so eben von einer Geschichte von Bamberg gesprochen wurde, da doch der Titel nur die Geschichte der Pfarrey von St. Martin in Bamberg zu liefern verspricht. Allein der Umstand, daß die von Hrn. H. sogenannte Altstadt Bamberg zur Martinspfarrey gehörte, erklärt sofort das oben Gesagte; ja! auf die Geschichte des ganzen Bamberger Landes wirft diese Pfarrgeschichte ein dem Forscher erfreuliches Licht. Mit Recht sagt daher Hr. H., Vorrede S. IV, V: an sie (die Martinspfarrey) „knüpfet sich die ganze Geschichte der alten, der heutigen mittleren Stadt Bamberg. An die Geschichte dieser Pfarrey, — ob dem Verfasser die Ausführung dieses Gedankens gelungen ist, weiß er nicht — knüpfet sich eine Darstellung des Lebens des Mittelalters, des Kampfes zwischen Inful und Bürgerthum, zwischen Gewohnheiten und allgemeinen Gesetzen ꝛc. Zur Durchführung dieses Gedankens ist aber unumgänglich nothwendig, nach Möglichkeit auch der Stiftungen Erwähnung zu thun. Nebst dem, daß die Urkunden über sie, wenn auch noch viele zu entdecken sind, und andere vielleicht aus Unverstand zurückgehalten werden, den Geist des Christenthums bewahren, daß der Glaube ohne die Werke todt ist, daß er durch die Liebe wirket, — sind sie die reichste, zuverläßigste, anziehendste Quelle deutscher Specialgeschichte. Wo anders als hier findet man insbesondere das Andenken an verfallene Burgen, an ausgestorbene Geschlechter, an dahin gegangene Menschenfreunde und Wohlthäter der Nachkommen, an verdiente Städtevorstände, verdiente landesfürstliche Diener ꝛc. so lichtvoll erhalten? Wir zweifeln nicht, daß durch dergleichen Zusammenstellungen, vorzüglich die älteste Kirchengeschichte des Frankenlandes, auch des fleißigen Mannes Aemilian Ussermann geschichtliche Darstellung des Bisthums Bamberg in Manchem bereichert und ergänzt werden wird." —

Wer also im Vorliegenden eine bloße Pfarrgeschichte erwartet, wird sich, freylich auf's angenehmste, in seiner Erwartung getäuscht finden. Die Frage: „was kann denn doch die Geschichte einer Stadtpfarrey sonderlich Interessantes bieten?" ist mithin durch obige Andeutungen des Hrn. Verf. genügend erledigt; denn in den unscheinenden und wenig sagenden Titel hüllt sich, wie gesagt, nahezu die ganze Geschichte der Stadt Bamberg und auch jene des nach der Hauptstadt genannten Landes erhält willkommene Aufklärung.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. July.

Nro. 147. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

The history of Oregon and California, and the other territories on the north-west coast of North-America, accompanied by a geographical view and map of those countries, and a number of documents as proofs and illustrations of the history. By Robert Greenhow, Translator and librarian to the Department of State to the United States. London 1844.

Die ausgedehnten wenigbevölkerten spanischen Besitzungen in Amerika, welche kaum durch die Marine der ganzen Welt hätten überwacht werden können, wurden seit der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts von einer großen Menge Schmuggler und Freybeuter besucht, welche hier allen erdenklichen Unfug verübten. Die vorzüglichsten Seehelden zur Zeit der Königin Elisabeth, und namentlich der erste Erdumsegler, welcher so glücklich war in die Heimath zurückzukehren, Sir Francis Drake, haben sich in dieser Schule des Raubens und Mordens gebildet, die von ihnen freylich in einem viel mildern Lichte betrachtet wurde. Der Kundige weiß, auf welchem lockern wankenden Boden die völkerrechtlichen Begriffe, in Betreff des rechtmäßigen Besitzes der fernen Eroberungen und Colonien damals standen und zum Theil heutigen Tages noch stehen. Sie hingen innig mit den verschiedenen religiösen Bekenntnissen der Staaten und Völker zusammen und mußten also, da ihr Ausgangspunkt ein ganz verschiedener war, auch zu einem entgegengesetzten Resultate führen. Während man in Portugal und Spanien in einer päpstlichen Schenkung einen hinlänglichen Rechtstitel sah, wenn die Macht dieser Staaten ausgereicht hätte, ganze Erdtheile in Besitz zu nehmen, erklärte die Königin Elisabeth dem spanischen Gesandten (Cambd. 1580), daß eine solche Schenkung sie nicht binde, ihren Unterthanen den Verkehr mit Ländern zu verbieten, wo die Spanier bloß hie und da gelandet oder auch einigen Flüssen und Plätzen neue Namen beygelegt haben. Schnell nach einander werden uns nun, von der Zeit an, durch englische Abentheurer und Entdeckungsreisen viele Länder der neuen Welt, namentlich des Nordens, aufgeschlossen. Hudson gab der schon früher von Martin Frobisher (1567) entdeckten Straße und Bucht seinen Namen, und bereits nach dem Verlaufe von sechzig Jahren bewilligte Karl II. (1696) einer Gesellschaft von Unternehmern, welche erklärte aus England nach der Hudsonsbucht Handel zu treiben, einen Freybrief, daß sie das ausschließende Recht haben sollte, hier und in der Umgegend Handel mit Pelzwaaren, Mineralien und andern Kaufgütern zu treiben; denn ihre Mitglieder, heißt es in dieser Urkunde, unternähmen Reisen auf eigene Kosten, um durch die nordwestlichen Gegenden Amerikas einen neuen Weg nach der Südsee zu entdecken, woraus in Zukunft dem Staate großer Vortheil erwachsen könnte. Noch war aber kein Jahrhundert verflossen, so erscheint ein neues Volk von einer ganz andern Seite, von Asien her, als Nebenbuhler der Engländer auch in diesen, wie in so vielen andern Gegenden der Erde.

Es segelten nämlich die Russen von Kamtschatka und den Aleuten nach dem festen Lande des

nördlichen Amerikas und wurden hier gar bald, wie gesagt, die Nachbarn der Britten, und zwar sehr unbequeme Nachbarsleute. Die Mannschaft eines zu der Expedition des Bering gehörigen Schiffes hatte von der Insel, welche später nach dem Namen des berühmten Seefahrers genannt wurde, eine große Anzahl Pelze von schwarzen Füchsen und Seeottern nach Kamtschatka gebracht. Sie legte auf diese mit leichter Mühe erhaltene Waare keinen großen Werth und erstaunte nur über die bedeutenden Preise, welche in Kamtschatka bezahlt wurden. Die Matrosen kehrten alsbald (1760) auf schwächlichen Fahrzeugen nach den Inseln zurück, um neue Pelze zu holen und neuen Gewinn zu ernten. Ihnen folgten andere Abentheurer, welche bestimmte Marktplätze anordneten, wohin die Eingebornen die Häute und Pelze brachten, und sie gegen Kleinigkeiten vertauschten. Von Kamtschatka aus gingen die Rauhwaaren nach Sibirien, wo sie großentheils in Kiachta an die Chinesen guten Absatz fanden. Ein Pelz galt gewöhnlich in Kiachta dreimal mehr als in Ochotzk; überdieß fand man dort noch kostbare Gegenstände zum Eintausch: Thee, Tabak, Seide, Baumwolle und andere brauchbare Waaren. Nur ein kleiner Theil kam nach Moskau und Petersburg, von wo aus er weiter nach dem Westen verführt wurde. Selbst die Pelze der Hudsonsbucht-Gesellschaft nahmen diesen Weg; auch sie wurden nach Rußland gesandt, und gelangten erst auf diesem Umwege über Kiachta nach Peking und allen Ländern des chinesischen Reiches.

Die russische Regierung hatte viele Jahre lang keine genaue Kunde von den Entdeckungen und dem gewinnreichen Handel ihrer Unterthanen in diesen nördlichen Gegenden der Erde. Erst vor wenigen Jahrzehnten ward ihre Aufmerksamkeit auch nach diesen entfernten Besitzungen und ihrem Verkehr gerichtet. Es entstand (1798) die vereinigte russisch-amerikanische Compagnie; im Sitka-Meerbusen ward ein kleines Fort gleichen Namens gegründet (1799), später Neu-Archangelsk*) genannt, um von hier aus frische Straſſen des Handels und der staatlichen Uebermacht zu eröffnen. Auch ein Verkehr zur See mit China wurde beabsichtigt, welcher aber an der alten Satzung des Mittelreiches, wonach keinem Volke der Erde an zwey verschiedenen Gränzorten des Landes Handel zu treiben gestattet wird, scheiterte. Die Fahrt des Grafen Moriz Benjowsky an der Spitze flüchtiger gefangener Polen (1770), welche von Kamtschatka nach Kanton mit einer Fracht Pelze segelten, ist ein zufälliges Ereigniß, das ohne Vorwissen der russischen Regierung stattgefunden hatte. Nicht so die Unternehmung der Erdumsegler Krusenstern und Lysanskoy.

Unter dem Vorwande einer wissenschaftlichen Entdeckungsreise wurde, im Beginne unseres Jahrhunderts, eine Expedition nach dem südlichen Asien ausgerüstet, welche weitaussehende politische und commercielle Plane verfolgte. Krusenstern und Lysanskoy sollten eine Gesandtschaft nach Japan bringen und einen russischen Seehandel in den südlichen Häfen des chinesischen Reiches eröffnen. Die beyden Officiere reichten in herkömmlicher Weise (1806) eine Bittschrift bey dem Zollamte in Kanton ein und baten, daß ihnen hier, gleichwie den Engländern und Amerikanern, der Kauf und Verkauf gestattet werde. Das Zollamt hatte vorläufig, auf eigene Verantwortung, dem Gesuche Folge gegeben, berichtete aber deßhalb an den Hof nach Peking. Die Schiffe waren bereits abgesegelt, als ein scharf mißbilligendes kaiserliches Edict eintraf, folgenden wesentlichen Inhalts: „Wir haben aus eurem Bericht ersehen, daß zwey russische Schiffe in Kuangtong, mit Geld und Pelzwaaren versehen, eingelaufen sind, und gebeten haben einen Handel zu eröffnen, was ihnen auch alsbald gestattet wurde. Dieß ist ein sehr nachlässiges voreiliges Verfahren; der Zolldirector und der Statthalter von Kuangtong und Kuangsi hätten wissen sollen, daß der Verkehr mit Fremden bestimmten Anweisungen unterliegt, die niemals überschritten werden dürfen. Es ist wahr, alle auswärtigen Völker haben die Erlaubniß nach Macao und Kuangtong zu kommen, um hier ihren Handel zu treiben. Die Russen sind aber niemals nach dieser Kreishauptstadt gekommen, — dieß ist ein neues unerhörtes Ereigniß, welches sorgfältige Beachtung er-

*) Wrangell, in den Beiträgen zur Kenntniß des russischen Reiches von Bär und Helmersen (St. Petersburg 1839). I. 9. Neu-Archangelsk liegt 57° 2' 50" n. Br. und 224° 42' östl. L. v. Greenwich.

heischt. Wie haben diese Russen, welche früher bloß nach Kiachta gingen, um dort ihre Waaren zu vertauschen, alle die unbekannten Meere durchschiffen und mitten durch die zahlreichen gefährlichen Klippen und Sandbänke der Südküsten unseres Reiches nach Kuangtong segeln können? Man forsche nach, ob diese Russen, auf dem Wege von ihrem Lande nach China, nicht durch andere Königreiche kommen und wie diese Reiche heißen; man suche in Erfahrung zu bringen, ob sie nicht von einigen Staaten die nöthigen Anweisungen, in Betreff des Weges nach den Gestadelandschaften unseres Reiches erhalten haben; man bestrebe sich herauszubringen, ob diese russischen Kaufleute auf ihre eigene Rechnung die Geschäfte betrieben oder ob sie auf Befehl ihres Königs hieher gekommen sind. In jedem Falle aber soll von jetzt an den Schiffen keiner Nation gestattet werden in Kuangtong Handel zu treiben, deren Name sich noch nicht in den Listen des Zollamtes vorfindet. Kommen künftig solche Schiffe dahin, so mögen sie hier verbleiben, bis unsere Willensmeinung eingeholt wurde."

Man hat seit dieser Zeit von Petersburg aus keinen Versuch gemacht, einen Seehandel mit China zu eröffnen; der angeführte Erlaß mag wohl die russische Regierung von solch einer gefährlichen Unternehmung abgehalten haben. Es war zu befürchten, daß die verdachtsüchtige chinesische Regierung selbst den Verkehr zu Kiachta oder Maimatschin untersagen oder ihn wenigstens neuen Beschränkungen unterwerfen würde. Auch hatte der Czar, wie man mit Bestimmtheit weiß, früher ausdrücklich befohlen, Alles zu vermeiden, wodurch der Hof zu Peking aufgereizt werden könnte. Die Verhältnisse haben sich aber in den letzten Jahren bedeutend geändert. Der Glanz der chinesischen Majestet schwindet immer mehr, und der Gebieter Rußlands, ohne sich um die Satzungen seines alten Nachbars zu kümmern, gestattet jetzt durch einen eigenen Ukas seiner amerikanischen Compagnie nach allen neueröffneten Häfen des Mittelreiches, nach Kuangtong, Hiamen (Amoy), Futschéu, Ningpo und Schanghai Handelsexpeditionen auszurüsten, um die Verluste, welche durch den Frieden zu Nanking den russischen Handel in Mittelasien getroffen haben, vermittelst dieser Verbindungen im Osten und Süden des Erdtheiles zu ersetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Pfarrey St. Martin zu Bamberg und sämmtlicher milden Stiftungen der Stadt.

(Fortsetzung.)

In seiner Stellung als Inspector des hiesigen Schullehrerseminars durchsuchte der eifrige Hr. Verf. die damals in heilloser Unordnung befindlichen städtischen Urkunden und verschaffte sich den Zugang zu den Documenten der Stiftungen und zum Bamberger Filialarchiv; ebenso thätig forschte er als Pfarrer zu Scheßlitz und bey St. Martin nach Urkunden-Materiale, als Landtagsabgeordneter aber benutzte er die Schätze des Reichsarchivs und der Staatsbibliothek: daher nun rührt die Staunen erregende Masse von Diplomen nicht nur in dem beygegebenen, aus 114 Urkunden vom J. 889 — 1767 bestehenden Codex diplomaticus (der so manche dem Forscher bereits bekannte Urkunde, jedoch mit verbessertem Texte, aber auch sehr viele bisher ungedruckte und ungekannte Urkunden vorführt); sondern auch der Text des Werkes selbst enthält eine bedeutende Anzahl von Diplomen theils auszugsweise, theils wortgetreu in demselben aufgenommen, so daß, mit geringen Ausnahmen, jede Anstalt, jede Oertlichkeit durch diese und die beygefügten Urkunden stattlich documentirt dem Leser sich darstellt. Wir wiederholen daher mit allem Fuge unsere frühere Behauptung: daß wir seit Ussermann solch' urkundlichen Reichthum für die Bambergische Geschichte nicht mehr erhalten haben!

Das ganze Werk umfaßt mit Einschluß des Codex diplomaticus und der Inhaltsanzeige 822 S. und zerfällt in 2 große Abtheilungen, von denen die erste in 5 Hauptstücken die Geschichte der Pfarrey behandelt: 1) die Pfarrey in ihrer ursprünglichen Gestaltung, 2) deren geregelten Fortbestand, 3) Eingehörungen der Pfarrey: a) Kapellen, b) geistliche Nebenpfründen, c) geistliche Körperschaften im Bezirk von St. Martin von der Gründung des Stifts St. Gangolph, von der Existenz der Templer bis auf die Einführung der Jesuiten, Kapuziner und der englischen Fräulein herab, d) fromme Körperschaften der Laien, e) das Clerikal-Seminar. 4) Aeußere und zufälligere Ereignisse. Die zweyte Abthei-

lung gibt die Geschichte der Stiftungen in drey Hauptstücken, wovon die größeren: erstes Hauptstück A) das Katharinenspital mit seinen Anfängen und seinen Erwerbungen: a) in der Stadt, an Häusern und Hofstätten, an Aeckern, Wiesen und Triebrechten, an Zinsen und Ewiggeldern, b) außerhalb der Stadt, die Stiftungen zu Spenden oder sonstigen Zwecken. Beschreibung der Baulichkeiten des Katharinenspitals, des Haushaltes in demselben und Verlegung auf den Michelsberg. B) Elisabethenspital im Sand, Entstehung, Begüterung, die Kapelle, Notizen aus dem Haushalt dieses Spitals und dessen Vereinigung mit dem Katharinenspital 1738.

Zweytes Hauptstück: die kleineren Stiftungen, wie der Frauensiechhof, die Pestinanstalt (Leprosen-, Franzosenhaus, letzteres urkundlich schon 1497, 14. December mit seinen Pflegern vorkommend), das Martha-Seelhaus, Pilgrimhaus, St. Antonien-Siechhof auf dem Kaulberg, das vom h. Otto gegründete Aegydienspital, die 5 Schwesterhäuser, das Seel- oder Waisenhaus ꝛc., die Gottfried v. Aschhausische und Freyberg-Scholter'sche Stiftung ꝛc. bis herab auf das vom unsterblichen Franz Ludwig gegründete allgemeine Krankenhaus und das v. Aufseß'sche Studenten-Seminar.

Das dritte Hauptstück enthält die neueste Zeit: die Errichtung des Jesuiteneollegium und den Bau der schönen Jesuitenkirche, in welche die Pfarrey St. Martin am 25. September 1803 herüberversetzt worden ist, denn die alte, quer über den heutigen Marxplatz gelegene Pfarrkirche wurde abgebrochen. Aus der Taufmatrikel seit 1582 theilt Hr. H. die Listen der Gebornen bis 1842 mit; von den Verstorbenen fängt die geregelte Aufzeichnung erst mit 1681 an und geht bis 1841, die Einschreibungen der Getrauten beginnen noch vor dem Schwedenkrieg mit 1613 und endigen mit dem 30. November 1840. An diese Mittheilungen schließt sich die Reihenfolge der Pfarrer und Pfarrverweser bey St. Martin (der erste Ditricus plebanus Sancti Martini 1276, 27. März) mit sehr anziehenden biographischen und andern Notizen an. Aufgezählt sind alsdann die Kapläne, Fruhmesser und sonstige Nebenpriester, endlich die Gotteshauspfleger von 1352 — 1843, die Schullehrer, Organisten, Chorrectoren, Thürmer, Paskalen bis auf die Neuzeit. Den Schluß machen die oben schon erwähnten 114 Urkunden sammt der Inhaltsanzeige. —

Uebersehen wir nochmals den eben in der Kürze dargelegten Inhalt, so dringt sich uns vordersamst über die Anordnung des Stoffes eine Bemerkung auf: die ältesten Zustände Bambergs und der Umgegend werden im ersten Hauptstück von §. 1 — 5. incl. geschildert; §. 6. sind einzelne Nachklänge des Gesagten in der spätern Zeit vorgetragen. Im vierten Hauptstück jedoch ist wieder von der ältesten Bevölkerung (von den Slawen) die Rede; eben so sind Albrecht Pfisters Verdienste zweymal aufgeführt u. a. m. Dieser Einrede können wir einfach damit begegnen, daß Wiederholungen in einem solchen Werke unvermeidlich, daß sie immer durch den Gegenstand selbst bedingt wurden, und daß endlich derjenige, welcher mit dem Stoffe am meisten vertraut ist, am besten wissen müsse, wie er ihn zum Behufe seiner Darstellung zu bearbeiten habe. Gewiß, hat Hr. H. seine triftigen Gründe, mit dem überreichen Stoffe so zu verfahren, wie er es im vorliegenden Werke gethan!

Unter den fünf Hauptstücken der ersten Abtheilung haben uns vornämlich das vierte und fünfte Hauptstück angesprochen. Fehlt es auch bey den übrigen Hauptstücken dieser ersten und auch der zweyten Abtheilung nicht an interessanten Darstellungen, die uns einen tiefen Blick in das innere Leben unsrer Stadt, deren Verfassung und jener der geistlichen und weltlichen Corporationen ꝛc. thun lassen; so ist doch unserm Ermessen nach in den vorerwähnten Hauptstücken IV. u. V. der eigentliche Glanzpunkt der innern Stadtgeschichte, und, die Geschichte des Katharinenspitals in der zweyten Abtheilung mit hinzugenommen, auch der der Darstellung des Hrn. Verf. zu suchen.

Was die älteste Bevölkerung der Stadt Bamberg und in derselben die angeblich älteste Kirche St. Martin angeht, so wagen wir gegen das vom Hrn. H. Gesagte einige Zweifel vorzutragen. Als die älteste, in den von Erpesfurt über Halazstat auf Foracheim etc., Reganesburg ziehenden Handelszug eingreifende Bevölkerung der Stadt und Umgegend nimmt Hr. H. die slawische an. Das mag wohl für die Umgegend gelten, denn urkundlich war hier die regio Slavorum und hier wohnten theilweise die Moin- und Radanz-Winiden der karolingischen Diplome; allein am Sitze des Markgrafen, der die Winiden im Osten zu beobachten und zu bekämpfen, und die längst unterworfenen in seiner Nähe im Gehorsam zu erhalten hatte, war gewiß der Kern der Bevölkerung eine fränkische, überhaupt eine deutsche, wie dieß schon durch das Wesen und die Bestimmung jeder solchen Befestigung geboten war.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. July.

Nro. 148. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

The history of Oregon and California, and the other territories on the north-west coast of North-America.

(Fortsetzung.)

Nicht bloß die Russen, sondern auch die Engländer entdeckten durch einen Zufall die unmittelbare Strasse des gewinnreichen Pelzhandels mit dem östlichen Asien. Cook hatte, nicht ohne eigene Schuld, auf Hawaii seinen Tod gefunden und die brittischen Schiffe segelten (1779) zurück nach dem Peter- und Paulshafen und von hier nach Kanton. Die Matrosen erhielten für die Pelze, welche sie im Norden um eine Kleinigkeit eingetauscht hatten, auf diesem großen chinesischen Markt solche bedeutende Summen, daß sie gleichsam von einer Wuth ergriffen wurden, nach den nördlichen Küsten, wo sie solche Mühsal erduldet hatten, zurückzukehren, um dort neue Rauhwaaren zu holen und damit ihr Glück zu machen. Es kostete viele Mühe sie zu bewegen, auf geradem Wege nach England zurückzufahren, wo sie allenthalben von ihrem Glücke erzählten und von den Gewinnsten, welche man in Kanton vermittelst Pelzwaaren machen könne (Greenhow 158). Unternehmende Handelsleute und Schiffscapitäne suchten alsbald diese neue Entdeckung zu ihrem Vortheile auszubeuten. Mehrere Kauffahrer segelten unmittelbar von Macao, wo beständige Agenten zurückgelassen wurden, nach den nördlichen Küsten Asiens und Amerika's, namentlich nach Nutka oder König Georgs-Sund, tauschten dort für alte Kleider die kostbarsten Pelze ein und erwarben auf diese Weise in kurzer Zeit sehr große Reichthümer. Neben den Pelzen ward jetzt bereits, aus den Gegenden nördlich von Nutka, die kostbare Wurzel Schinseng nach China verführt, welche hier nicht minder vortrefflich gedeiht als auf der östlichen Seite der neuen Welt. Dieser unmittelbare Handel von Amerika nach China begann, so viel wir wissen, im Jahre 1785 und bewirkte alsbald eine vollkommene Veränderung in dem Preise dieser Handelsartikel. Die Rauhwaaren der Hudsonsbucht-Gesellschaft gingen jetzt nicht mehr über Rußland nach Peking, sondern wurden von Nordamerika unmittelbar nach Kanton versendet (John Mears, Voyages. London 1791. II. 287. 314. Greenhow 165). Pelze waren ehemals, und sind zum Theile noch, die vorzüglichste und gesuchteste Kleidung der Bewohner in den nördlichen Kreisen des chinesischen Reiches. Man verlangt hier die seltensten und feinsten Gattungen und zahlte noch vor einigen Jahrzehnten einen Anzug mit 500 — 1000 Dollars (Mears a. a. O. 315). Die Preise dieser Waare sind später freylich, seitdem der Markt überführt wurde und andere wohlfeilere Kleidungsstoffe an deren Stelle traten, bedeutend gesunken; doch wurden immer noch an diesem Artikel verhältnißmäßig viel größere Gewinnste gemacht, als an allen andern Stoffen auf dem Markte zu Kanton. Nicht lange dauerte es jedoch, so wurden die Engländer, wie man gleich zeigen wird, in diesem gewinnreichen Handelszweig von ihren Landsleuten, die sich in Amerika zu einem selbstständigen Staate erhoben hatten, überflügelt. Ja, es erhob sich selbst ein neuer Mitwerber im Zwischenhandel mit Amerika und dem östlichen Asien, in der Person eines halbbarbarischen Herrschers der Hawaii-Inseln.

Kaum scheint ein anderes Land auf Erden hiezu so trefflich gelegen, als diese herrliche Inselgruppe. Sie ist beynahe gleichweit entfernt von Mittelamerika, Mexico, Californien und der Nordwestküste der neuen Welt auf der einen, dann von den russischen Besitzungen, von Japan, China und den Philippinischen Inseln auf der andern Seite. Kame oder Tamehameha I.*), welcher sich in der Weise des Merowingers Chlodowig vom Fürsten einer einzigen Insel zur Herrschaft über die ganze Gruppe erhob, hatte Einsicht genug, diese vermittelnde Lage seines Vaterlandes zu benutzen und einen Handel mit China zu beginnen. Kamehameha, d. h. der einzige Eine — ein Titel, welchen seine Nachfolger ebenfalls annahmen — wollte auf dem Grunde der angestammten Religion und Sitte die europäische Civilisation in seinem Fürstenthume anpflanzen; er ließ Fahrzeuge bauen und sandte (1816) unter Führung von brittischen Seeleuten und eines einheimischen Factors eine Ladung Sandelholz und anderer Waaren nach Kanton. Die Engländer erstaunten; sie sahen die neue rivalisirende hawaiische Flage nicht gerne in den chinesischen Gewässern, und absichtlich mochte man es so gewendet haben, daß das Unternehmen nicht bloß keinen Gewinn abwarf, sondern dem Häuptling noch dreytausend Dollars Kosten verursachte (Jarves, History of the Sandwich Islands 187)*). Unter den Nachfolgern des für einen Halbbarbaren sehr einsichtsvollen Mannes — Kamehameha starb 1819 — entstanden aber mancherley religiöse und politische Wirren auf Hawaii, so daß man keine Zeit hatte, an ähnliche Plane zu denken. Der alte Naturcultus ward gestürzt und das Christenthum in der Weise der Methodisten, nicht ohne Blutvergießen, zur Landesreligion erhoben. Die Missionare errangen mittelbar die Herrschaft auf diesen lieblichen fruchtbaren Inseln; sie waren jetzt mehr darauf bedacht, Kirchen zu bauen und Schulen anzulegen, dann die jesuitischen und andere römisch-katholische Sendboten entfernt zu halten, als neue Handelsverbindungen anzuknüpfen oder auch nur die früher begonnenen zu erhalten. Die Hawaii sind aber, wie gesagt, vermöge ihrer Lage dazu bestimmt, in Zukunft bey den neuen großartigen Veränderungen, welche jetzt in diesen Gegenden der Erde vorbereitet werden, eine bedeutende Rolle zu spielen. Ihre Wichtigkeit ward sogar auch schon von dem großen Colonialvolke Asiens, den Chinesen, erkannt. Diese haben hier seit mehreren Jahren eine Niederlassung gegründet, welche sich, wie gewöhnlich, durch Fleiß und Rührigkeit auszeichnet. Ohne Zweifel werden die Sandwichsinseln, sobald ein Seekrieg sich entspinnt, von dieser oder jener Weltmacht, höchst wahrscheinlich von England, besetzt und behauptet werden. Dann erst können sie ihrer Bestimmung entgegengehen und zu einem Mittelpunkte des Handels und der Schiffahrt im stillen Ocean erhoben werden (Greenhow 179)*).

Ein Erzeugniß des Mittelreiches, erst im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts in Masse nach dem Westen der Erde verführt, war bekanntlich die zufällige Veranlassung — der Grund lag viel tiefer — von dem Ausbruche ernstlicher Zwistigkeiten und des nachfolgenden Krieges zwischen Großbrittanien und seinen amerikanischen Colonien. Der Verbrauch des Thees hatte hier, wie in allen Ländern des sächsischen Stammes, in den letzten Jahrzehnten bedeutend zugenommen; man suchte sich, gleich nach der Anerkennung des nordamerikanischen Staatenbundes von Seiten des Mutterlandes, auch in dieser Beziehung wie des Handels überhaupt zur Unabhängigkeit zu erheben. Einige Kaufleute zu Boston bildeten (1787) eine Gesellschaft, zu dem Entzwecke,

*) In den verschiedenen Dialekten Hawaii's werden k, t und l gewöhnlich verwechselt; daher die Fremden bald Kabu bald Tabu, bald Kameh bald Tamehameha schreiben.

*) Greenhow sagt (269) ausdrücklich, daß die Engländer, denen sich der Häuptling anvertraute, ihn betrogen.

*) Die Bevölkerung der Hawaii-Gruppe, in einem Umfange von 6500 engl. Quadratmeilen, belief sich Ende des Jahres 1842 auf 100,000 Seelen, wovon tausend Fremde und ungefähr tausend Mischlinge waren. So nach Jahlungen und Berechnungen bey Jarves. Die Hauptstadt ist Honolulu auf der Insel Oahu, wo seit mehreren Jahren von den Missionaren eine Zeitung herausgegeben wird, die den Titel führt: Hawaiischer Zuschauer.

den Pelzwaarenhandel am Nutka-Sund, wovon sie schon früher unter englischer Flagge Antheil genommen hatten, mit dem chinesischen Handel zu verbinden, und dieß glückte in hohem Grade. (Greenhow 179). Die Schiffe stachen mit einigen Kleinigkeiten von geringem Werthe, mit Hemden, Messern und kupfernen Gefäßen in die See, lasen einige Robbenfelle in dem südlichen stillen Ocean auf, suchten auf den Gallipogas Schildkröten und erhielten zu Valparaiso einige Dollars für europäische Waaren. In Nutka und den umliegenden Gegenden tauschten sie während des Sommers Pelze ein, welche im Winter nach den Sandwichsinseln zum Trocknen gebracht wurden. Um endlich, nach einem Verweilen von zwey bis drey Jahren die Ladung voll zu machen, nahmen sie aus den Wäldern der Inseln Oahu und Hawaii Sandelholz und fuhren damit unmittelbar nach China, wo sie für ihre Waaren und ihr Geld Thee, Seidenzeuge, Nanking und Porcellan eintauschten, Waaren, die sie in der Heimath mit großem Gewinnste losschlugen. Einzelne Kauffahrer haben, mit wenigen hundert Thalern ausgerüstet, in kurzer Zeit große Reichthümer erworben. Denn die Nordamerikaner zeigten sich gleich Anfangs, in Betriebsamkeit und Seekunde, würdig ihrer Väter und hatten selbst Manches vor den Engländern voraus, welche durch die Besonderrechte der Südsee-Gesellschaft und der ostindischen Compagnie in ihren Unternehmungen vielfache Hemmnisse zu bekämpfen hatten.

Schon einige Jahre früher hatte bereits der unmittelbare Handel zwischen dem neuen Staate und China begonnen. Das erste Schiff, die Kaiserin genannt, welches im Februar 1784 von New-York absegelte, gelangte im August nach China. Die Amerikaner machten wegen der schlechten Qualität ihrer Waaren keine guten Geschäfte und auch in den nächstfolgenden Jahren blieb der Handel unbedeutend *). Bald stieg aber die Ausfuhr des Thees unter amerikanischer Flagge sehr bedeutend, und zwar in demselben Grade, als die Einfuhr der Pelzereyen in Kanton von Seiten der Amerikaner. Den Britten standen, wie gesagt, die Vorrechte der ostindischen Gesellschaft entgegen, welcher der englisch-chinesische Handel ausschließend überlassen war; sie waren deßhalb nicht im Stande mit den Amerikanern zu wetteifern, und die Russen wurden in den Höfen des chinesischen Reiches nicht zugelassen. Der unmittelbare Handel zwischen den Nordwestküsten der neuen Welt und China blieb also geraume Zeit beynahe ausschließend in den Händen der Amerikaner (Greenhow 266).

(Fortsetzung folgt.)

*) Samuel Shaw, der Supercargo der Kaiserin, war der erste Consul der Vereinigten Staaten zu Kanton. Es befinden sich von ihm mehrere Denkschriften über den chinesischen Handel in den Archiven zu Washington. Greenhow 179.

Geschichte der Pfarrey St. Martin zu Bamberg und sämmtlicher milden Stiftungen der Stadt.

(Fortsetzung.)

Seine Krieger, seine Diener, dann diejenigen, denen er die Ansiedlung an seinem Amtssitze oder in dessen nächster Nähe gestattete, waren sämmtlich deutschen Stammes; sobald in den Urkunden Namen, seyen es Orts- oder Eigennamen, vorkommen, sind es rein deutsche, wie Nendilin's Uraha, Ezzelenchirichen (Dronke traditt. Fuld. p. 22 No. 131, als Ausnahme Scheheslize, aber daneben Kunigeshouen, ebendas. p. 18, No. 37.), und selbst der Name unsrer Stadt wird aus der deutschen, schwerlich aus der slawischen Sprache zu schöpfen seyn. Doch bringt Hr. H. S. 4 und 5 in der Note für unsere Behauptung Beweise bey. Mit der allmähligen Entstehung der heutigen Stadt Bamberg mag es aber unsrer Ansicht nach folgende Bewandtniß gehabt haben.

a) Das castrum Babenbergk der Jahre 902, 906, 966, 973 lag auf dem heutigen Domberge. Von der noch im 18. Jahrhunderte sogenannten „hohen Warte" und von den übrigen Thürmen der markgräflichen Feste aus überschaute man das vorliegende Land gegen Osten und die westlichen Hänge der montana contra Boëmiam (Dronke, p. 18 No. 37). Von da überschaute, aber beherrschte man auch den Fluß mit seinen Wörthen, welche die Regnitz, vom Orte Bug (Buch 1457, 28. Januar) nördlich fließend und in zwey Hauptarme getheilt bildete (Mühlenwörth, Zinkenwörth, Geierswörth, Abtswörth, auch der heutige Mittelpunkt unsrer Stadt war

selbst ein solcher Wörth). So weit die Geschichte zurückgeht, war der Hauptlauf des Flusses mit diesen beyden Armen immer so *). Wo desselben in andrer Richtung gedacht wird, sind es meistens Herzuleitungen aus dem Hauptstrome zum Behuf der Reinigung der Stadt oder der Füllung der Stadtgräben, jedenfalls sind es gegen die zwey Hauptarme gehalten unbedeutende Bäche. Der westliche an den Bergen der Stephanitersflur vorbeyströmende Arm bildete die Gränze zwischen dem Volkfeld, dessen vorzüglichster Ort Babenberg, und dem Radenzgau, so daß die gleich zu erwähnende mittlere Stadt und die Teuerstadt im letztern Gaue sich befanden. Denn laut Urkunde von 973 lag die civitas papinberc (auch Nendilin vraha) in comitatu berahtoldi comitis volcveld. Lag nun die Martinskirche und das, wie Hr. H. S. 18 sagt, seit 973 einzige Bamberg im Radenzgau, so kann es nicht wohl das Papinberc der eben angeführten Urkunde seyn, weil dies ausdrücklich im volcveld gelegen war. „Alles, was gegenseits der Regnitz war," sagt Hr. H. a. a. O., „wurde zwey, drey und mehr Jahrhunderte später erst gegründet." Somit wäre Adalberts Babenberg, gegen St. Martin und die mittlere Stadt gehalten, eine Neapolis gewesen, zwischen den beyden Rednitzarmen dagegen die wahre Altstadt gelegen. Daraus wird klar, weßhalb Hr. H. den Dom, die obere Pfarre ꝛc. nicht zur Stadt zählt. Allein dieß scheint uns gegen den klaren Laut der Urkunde.

b) Am östlichen Hang des Domberges und Kaulberges gegen den Strom zu, aber auch gegen Süden hin, zog sich die Altstadt Babenberg. Heißt es in der Urkunde von 1157: „molendinum in capite pontis versus civitatem (Bbg.)," welche Mühle die vor einigen Jahren abgebrochene sogenannte Fischmühle, bekanntlich am rechten Ufer des linken Rednitzarmes, gewesen ist, so geht aus dieser Stelle hervor, 1) daß die Mühle außerhalb der Stadt lag, 2) daß die Stadt, gegen welche zu sie gelegen war, ihr westlich und nicht östlich zu suchen seyn wird. Mithin schloß sich im J. 1157 die Stadt Bamberg (die wir mit größerem Rechte die Altstadt heißen dürfen, als Hr. H. den Stadtbezirk vom schwarzen Rad bis gegen die alte Martinskirche hin) an die östlichen Hänge des Dom- und Kaulberges und erstreckte sich von da bis an das linke Ufer des linken Rednitzarmes. An diesem linken Ufer finden wir 1182, 11. August sub civitate babenbergensi quattuor molendina, welcher Ausdruck anzeigt, daß die Stadt Bamberg höher, d. i. an den genannten Hägen gelegen gewesen sey, als die unmittelbar am Wasser befindlichen 4 Mühlen; daß sie aber noch zur Stadt gehörten, ist außer Zweifel, das Gegentheil würde die Urkunde gesagt haben. Die Hauptkirche für die noch im Volkfeld gelegene Stadt (die Domkirche war einer andern Bestimmung gewidmet) war die Marienkirche auf dem Kaulberge (obere Pfarrkirche), schon 1150 urkundlich genannt. Hr. H. hat das Diplom aus dem Reichsarchiv zuerst mitgetheilt, so wie jenes vom Jahre 1183, in welchem bereits Arnoldus sancte Marie plebanus erscheint und damit Schellenberger's Angabe des ersten Vorkommens der Oberpfarre auf dankenswerthe Weise berichtigt. Der St. Martinskirche dagegen geschieht erst 115 Jahre später Erwähnung und zwar das Hospitale Sancti Martini extra muros Babenbergenses. 6 — 7 Jahre später, 1271, 5. Nov. kommt eine curia parochialis S. Martini, und erst 1276, 27. März unter Zeugen der erste plebanus von St. Martin vor.

c) Die mittlere Stadt, anfänglich am rechten Ufer des linken Rednitzarmes, ist als eine Erweiterung der Altstadt (s. lit. b) zu betrachten; das geht schon aus dem Umstande hervor, daß die obere Pfarre hier an diesen Uferbezirken in der sogenannten obern und untern Schifferey ihre Seelsorgerrechte ausübte. Auch blieb bey der Zunahme der eigentlichen Bürger in der Altstadt, welche deren Ausbreitung nöthig machte, kaum eine andere Oertlichkeit hiefür übrig, als das rechte Ufer der Rednitz, überhaupt der Raum zwischen dem linken und rechten Rednitzarm; — denn die Bewohner der Immunitäten, St. Gangolph ausgenommen, dehnten sich der Stephansberg südlich, der Kaulberg südwestlich, der Jakobsberg und Michelsberg westlich, und letzterer gegen Norden und Nordosten, also zumeist auf den Höhen aus, die sie cultivirten. Der hier auf dem rechten Ufer des linken Rednitzarmes sich bildende Theil der Stadt war von geringem Umfang; er ging vom schwarzen Rade gegen das Bäcker Daig'sche Hinterhaus nach dem Langgaßthore, von da gegen die Häfnerhäuschen, das Katharinenspital mit St. Martin östlich und außerhalb der Mauern lassend; zum Burgerhof und an den Abtswörth, der zu Michelsberg gehörte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Den Lauf des westlichen Armes unter den Höhen des Stephansberges haben wir schon 1835 gegen das bey Pfeufer abgedruckte Manuscript aus dem 16. Jahrhundert urkundlich nachgewiesen.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. July.

Nro. 149. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

The history of Oregon and California, and the other territories on the north-west coast of North-America.

(Fortsetzung.)

Die spanische Regierung betrachtete alle diese Bewegungen der Britten, Russen und Amerikaner im stillen Ocean als eine Beeinträchtigung ihrer hergebrachten Rechte. Es besage ja, erklärte man zu Madrid, ein königlicher Befehl vom J. 1692 ausdrücklich: Kein fremdes Schiff dürfe um das Cap Horn oder durch die Strasse von Magelhaens segeln; keine andere Nation als die Spanier dürfe innerhalb der Gewässer der Südsee Besitzungen erwerben (Greenhow 184). In Folge dieser Ansprüche der katholischen Majestät wurden einige brittische Schiffe, die auf den Pelzhandel an den nordwestlichen Küsten Amerikas ausgingen, von den Spaniern weggenommen. Die ernstlichen Zwistigkeiten, welche hierüber zwischen den beyden Staaten entstanden, sind durch den Nutka-Vertrag beygelegt worden. Spanien muß seine Ansprüche auf die ausschließende Herrschaft im stillen Ocean fahren lassen; den Engländern wird gestattet, nach Belieben in diesen Gewässern zu segeln und Fischerey zu treiben. Sie können sowohl im Binnenlande als auf den Küsten, welche von den Spaniern noch nicht besetzt sind, Niederlassungen gründen und mit den Eingebornen Handel treiben. Alle Gebäude und Ländereyen der Nordwestküste Amerikas, welche Spanien gewaltsamer Weise den Unterthanen Großbrittaniens abgenommen hatte, werden zurückgegeben, wofür sich der letztere Staat verpflichtet Sorge zu tragen, daß die englischen Schiffe keinen unerlaubten Handel mit den spanischen Besitzungen in Amerika unterhalten *). Es ist dieß der erste Vertrag civilisirter Völker über die Länder des nordwestlichen Amerika, die sich innerhalb des zweyundvierzigsten und neunundvierzigsten Grades der Breite und westlich der Felsengebirge bis zum stillen Ocean erstrecken, und deßhalb von besonderer Wichtigkeit. Hierauf vorzüglich gründet England sein Recht zum Besitze des sogenannten Oregongebietes, gemeinschaftlich mit den Vereinigten Staaten. Dieser Vertrag, wird hinzugefügt, sey die einzige wahre völkerrechtliche Grundlage, auf welchem die verschiedenen Ansprüche beruhen und geschlichtet werden können. Die Rechte der Spanier auf frühere Entdeckung und Besitznahme dieser Länder wären hiemit erloschen, und Nordamerika hätte durch den Florida-Vertrag (1819) mit Spanien keine andern Ansprüche als höchstens die des gemeinschaftlichen Besitzes mit England erwerben können. Diesen Behauptungen Großbrittaniens, welche, wie es scheint, auf vollkommen rechtlichem Grunde beruhen, wird von Nordamerika entschieden widersprochen. Der Nutka-Vertrag sey bloß ein vorübergehendes Uebereinkommen zwischen Spanien und England gewesen, welches auf die andern Nationen gar keinen Bezug habe; diese hätten, nachher wie vorher, in allen nicht besetzten Gegenden des Nordwestens Niederlassungen gründen und das umliegende Land als

*) Der Nutka-Vertrag ward im Escurial unterzeichnet, am 28. October 1790. Er befindet sich unter den Beylagen zu dem Werke Greenhow's, 466.

ihr Eigenthum ansprechen können. Ueberdieß wäre der Nutka-Vertrag durch den bald folgenden Kampf zwischen England und Spanien (1796) erloschen, indem ja unter civilisirten Nationen der Grundsatz: der Krieg hebe alle frühern Verträge auf, seit Jahrhunderten allgemeine Geltung erlangt habe.

Der oben besprochene Pelzhandel mit China und den europäischen Ländern verleiht aber diesen nordwestlichen Gegenden der neuen Welt ihren vorzüglichsten Werth. Herr Astor, ein kundiger reicher Kaufmann zu New-York, faßte den großartigen Plan, den ganzen Pelzhandel auf Erden ausschließend in seinen Bereich zu ziehen und in der Weise mittelbar auch über einen großen Theil des chinesischen Handels zu gebieten. Johann Jakob Astor, in der Nähe Heidelbergs geboren, muß den vielen Deutschen beygezählt werden, welchen die beschränkenden Verhältnisse des Vaterlandes zu wenig Spielraum für ihre Fähigkeiten und Unternehmungen gewähren und die deßhalb in die Fremde wandern. Bald nach der Gründung des Freystaates war Astor nach Amerika gegangen und hatte sich hier durch Einsicht, Beharrlichkeit und unwandelbar redliches Wesen ein großes Vermögen erworben. Um seinen umfassenden Plan zu verwirklichen, gründete der Kaufherr (1810) die Pelzgesellschaft des stillen Oceans, welche aber in Wahrheit bloß aus ihm bestand, und einer Anzahl seiner Factoren und Untergebenen. Unfern der Mündung des Columbia — ein Fluß, der höchst wahrscheinlich früher Oregon*) hieß und später dem ganzen umliegenden Gebiete den Namen gab — wurde ein Fort angelegt, welches zur Ehre des Unternehmers Astoria genannt wurde und nicht ohne politische Bedeutung geblieben ist. Astor schloß nun auch mit der russisch-amerikanischen Gesellschaft (1813) einen Vertrag, nach welchem die neue Genossenschaft oder er allein das ausschließende Recht erlangte, die nordwestlichen amerikanischen Besitzungen der Russen mit allerley Waaren und Lebensbedürfnissen zu versehen. Anstatt der Zahlung wurden Pelze zu bestimmten Preisen angenommen. Auch sollte es den Russen gestattet seyn, für eigene Rechnung in den Schiffen Astors und seiner Genossen die Rauhwaaren, welche sie in ihren Besitzungen gewinnen, nach Kanton zu senden *).

Die Russen erhalten die Rauhwaaren von ihren Hörigen, den Aleuten, welche so hart behandelt werden, daß ganze Dörfer aussterben (Wrangell a. a. O. S. 28, 32). Die ganze Bevölkerung der Aleutengruppe beträgt jetzt kaum 15,000 Seelen. Sehr viele Pelze erhalten die Russen überdieß von den Rennthier-reichen Tschuktschen, die hinter den Gebirgszügen jenseits des Anadyrthales, in den furchtbaren nördlichsten Landstrichen der Erde ihre Freyheit erretteten. Ihre südlicher hausenden Stammgenossen, die Korjäken, sind die Sklaven des Czars geworden. Diese mit ihren Rennthieren nomadisirenden Tschuktschen, denen die ansässigen, zu den Eskimo gehörigen Stämme als Knechte dienen müssen, haben sich eben wegen ihrer Selbständigkeit und Unabhängigkeit bey den benachbarten Stämmen ein großes Ansehen erworben, das sie zu ihrem eigenen Vortheile zu benutzen wissen. Sie sind die Vermittler des Handels zwischen den Völkern des nördlichsten Asiens und Amerikas. Sie bringen die Felle des an Pelzthieren so reichen waldigen Amerikas und die Wallroßzähne von den im Polarmeere zerstreut liegenden Inseln den russischen Kaufleuten in Amadyrsk und Kolymsk, wogegen sie von diesen im Tauschhandel Tabak, Eisen und verschie-

*) Der Name Oregon oder der Fluß des Westens wird zuerst erwähnt durch Capitän Carver aus Connecticut in Amerika, welcher im Jahre 1766 die Länder der jetzigen Territorien Wisconsin und Jowa untersuchte. Carver starb im Elende zu London 1780. Seine Reisen sind, um dem armen Mann einigen Unterhalt zu verschaffen, unter dem Titel: Travels throughout the interior parts of North-America in 1766—68, by Jonathan Carver, London 1778 zusammengestellt worden. Die Mündung des Oregon oder Columbia hat der Spanier Heceta im Jahre 1775 entdeckt. Greenhow 120.

*) Astoria, or Anecdotes of an Enterprise beyond the Rocky Mountains. By Washington Irving. Philadelphia 1836. Greenhow, dem ich folge, benutzte noch andere, von Irving nicht gekannte Mittheilungen Astors, die sich in dem Archiv der Vereinigten Staaten befinden.

dene Putzwaaren erhalten. Mit diesen Gegenständen, dann mit warmen Kleidungen aus Rennthierfellen versehen, ziehen sie zu den Bewohnern der Inseln und des nahen, nur durch eine schmale Meerenge von ihnen getrennten Festlandes Amerika. Die letztern kannten sie von Alters her durch Kriegszüge, an deren Stelle jetzt friedlicher Verkehr getreten ist. Die Folgen dieses eigenthümlichen, wenig bekannten Verkehrs bleiben nicht auf die engen Gränzen der Beringsstrasse beschränkt, sondern sie erstrecken sich weiter gegen Norden bis an das Eiscap, und gegen Süden herab bis an die Bristolbucht (Wrangell a. a. O. S. 60).

Astor's Unternehmungen waren nicht von dem Erfolge begleitet, welchen man sich davon versprochen hatte. Seine Agenten wichen zu ihrem Unglücke und zum großen Nachtheile des Kaufherrn von den Verhaltungsbefehlen ab, die ihnen gegeben waren, und trugen so viel dazu bey, daß das ganze großartige Unternehmen, gleich vom Anfange an, keinen rechten Fortgang nahm. Hiezu kam noch der Krieg zwischen Großbrittanien und den Vereinigten Staaten. Astoria ward unter solchen mißlichen Umständen von den Geschäftsführern des deutschen Kaufmannes zu Neu-York voreiligerweise der brittischen Nordwestgesellschaft von Montreal, welche seit dem Jahre 1787 beynahe unbedingt über die großen Seen und endlosen Wälder der Canadas herrschte, und die natürlich vom Anfange an der amerikanischen Pelzgesellschaft feindlich entgegen getreten war, überlassen (1813). Die Niederlassung am Columbiafluß ist zwar vermöge des Genter Vertrags (1818) Herrn Astor zurückgegeben worden; er hatte auch jetzt seine frühern Plane wieder aufnehmen wollen, aber unter der Bedingung, daß ihm der Congreß hiezu den nothwendigen Beystand und Schutz gewähre. Dieß ist nicht geschehen, wodurch dann die Engländer freye Hand behielten, längs des Columbia und allenthalben westlich des Felsengebirges nicht bloß Niederlassungen zu gründen, welche den vortheilhaften Pelzhandel betrieben, sondern auch Land urbar machten und verschiedene Gewerbe einrichteten.

(Schluß folgt.)

Geschichte der Pfarrey St. Martin zu Bamberg und sämmtlicher milden Stiftungen der Stadt.

(Fortsetzung.)

Eine fernere Erweiterung gegen das linke Ufer des rechten Rednitzarmes muß um die Mitte des 14. Jahrhunderts statt gefunden haben, denn noch 1340, 20. Nov. ist die ecclesia parochialis S. Martini extra muros ciuitatis gelegen, welcher Ausdruck in der darauf folgenden Zeit nicht weiter angewendet wird (Hr. H. behauptet S. 371, die Sonderung der Pfarrkirche und des Spitals von der Stadt sey 1339, 28. September aufgehoben worden), so daß demnach St. Martin und das Katharinenspital in der angegebenen Zeit innerhalb der Stadt sich befanden. Auch reichte die Seelsorge des Pfarrers von St. Martin in einen Theil des östlichen oder rechten Rednitzarmes hinüber, wohin eine hölzerne Brücke, die Sesbrücke, 1372, 25. März, führte.

d) Während die mittlere Stadt auf die eben angedeutete Art sich bildete und erweiterte, hatten in einer Zeit, die der Bisthumsgründung um Vieles vorgegangen seyn mochte, am rechten Ufer des östlichen Armes der Rednitz Ansiedlungen statt gefunden, welche die in dieser Gegend dicht am Ufer hinziehende große, aus Karls Capitulare vom J. 805 bekannte Heer- und Handelsstraße, und noch mehr der ganz nahe Hautsmor (mit seinen Jägern, Holzhauern, Zeidelwärtern und, für gerodetes Land, mit seinen Gärtnern) begünstigen mochte. Mit der Gründung des Stiftes St. Gangolph gewann die Teuerstadt (bis zum Tränkgäßchen so genannt) an Ausdehnung. Der Steinweg und die Siechengasse mit ihren Krankenhäusern waren weitere Vergrößerungen, oder sie entstanden auch um die vereinzelt stehenden, der Pflege der Kranken und Pilgrime gewidmeten Gebäude.

Auf solche Weise mögen die Haupttheile der heutigen Stadt Bamberg entstanden und weiter ausgebildet worden seyn, nämlich 1) das castrum mit der zu seinen Füßen liegenden Altstadt am linken Rednitzufer im Volkfeld, 2) die Teuerstadt (ein Theil der heutigen Königsstraße), in ihrer ersten Anlage älter als 3) die mittlere Stadt, beyde im Radenzgau.

Nach dem eben Gesagten kann Ref. die St. Martinskirche als die älteste der ganzen Stadt Bamberg füglich nicht gelten lassen, man müßte denn annehmen, sie sey aus der Karolingischen Zeit her vereinzelt und

lange hin außerhalb der Mauern der Stadt (1340) gelegen. Jedenfalls ist es dann auffallend, wie Hr. H. dieselbe ziemlich in Mitte der Stadt gelegen annehmen kann, „man möge nun den ältesten oder den späteren Umfang derselben betrachten.“ — Die Isolirung der Pfarrkirche von den Wohnungen der Parochianen mag in den Ortsgeschichten nicht ohne Beyspiel dastehen, zumal wo die Oertlichkeit eine solche erheischte. Und wirklich verweist uns Hr. H. auf die Kirche von Scheßlitz, welche bekanntlich außerhalb der Mauern des Städtchens bestand und noch besteht. Allein die Kirche scheint uns älter als das Städtchen zu seyn (doch lag in Scheßlitz eine Kapelle ad B. Virg. Mariam); überdieß sind wir über die früheste Geschichte von Scheßlitz nicht in dem Grade aufgeklärt, um uns aus derselben die Thatsache der Absonderung der Kirche vom Orte klar machen zu können. Bey der Stadt Wirzburg, bey Eichstätt, anderer Städte in unseren Landen zu geschweigen, tritt jedesmal die Hauptkirche als derjenige Punkt hervor, um welchen her die werdende Stadt errichtet wurde. Sicher müßte dieß auch mit Bamberg der Fall gewesen seyn, wäre die St. Martinskirche die ursprüngliche und älteste Kirche der Stadt gewesen. Wir dagegen suchen die älteste Stadt — dem Einfluß der zwischen den beyden Rednitzarmen unvermeidlichen Ueberschwemmungen entrückt, die das St. Katharinenspital um's Jahr 1294 von Grund aus zerstörten (wobey die Martinskirche ohne Beschädigungen schwerlich weggekommen seyn dürfte) — auf und an den Höhen des Dom- und Kaulberges; dahin weisen uns die Urkunden, die uns für das frühere Daseyn der St. Martinskirche nicht geboten werden können. Zur Vertheidigung und Stütze seiner Behauptung hebt Hr. H. mit vielem Scharfsinn die Tradition hervor. „Aus uralter Zeit,“ sagt er, „bis in's 19. Jahrhundert war Sitte, daß am Tage des hl. Martin mehrere Kirchen der Umgegend, z. B. Hallstadt, in dessen Kirche wallten, sie spät noch als erste Volkskirche zu Bamberg ehrten.“ Vorzüglich ist es des aus Weismain gebürtigen Weihbischofes Friedr. Förner's Aeußerung im Schreiben an den Pfarrer von Hallstadt dd. 29. Oct. 1623, auf welche Hr. H. ganz besonderes Gewicht legt, die dahin lautet: „sinthemalen gewisse Nachrichtung vorhanden, daß dieses Gotteshaus die erste Kirche in diesen Landen war neunhundert Jahr zur Zeit, da der christliche Glaub in dieser Revier erstlich durch den hl. Bischof Martyrer Kilianum geprediget, dem hl. Martino zu Ehren eingeweiht worden.“ — — „Derowegen an des hl. Martini Festtag all uff etliche Meil Weg entlegenen Pfarreyen mit ihren pastoribus — — — — anhero nach Bamberg zu wallfahrten — — pflegen“ — — —; „alle herum gelegene Pfarrherrn sollen zu dieser uralten christlichen Andacht ihre Pfarrkinder alles Fleißes ermahnen.“ — Herzlich gerne würden wir dem frommen Manne mit seinen 900 Jahren, die immer noch nicht die Zeit S. Kilians, sondern jene des h. Bonifacius erreichen, völligen Glauben schenken, wüßten wir, daß die „gewisse Nachrichtung“ eine Urkunde oder sonst eine glaubwürdige Verzeichnung gewesen, die er vor Augen gehabt, sollte sie auch aus dem 12. oder 14. und 15. Jahrhundert herstammen. Allein wir fürchten in dieser gewissen Nachrichtung nur die, wie wir zugeben müssen, freylich alte Tradition vor uns zu haben, welche die S. Martinskirche in ein möglichst hohes Alter (Hr. H. setzt S. 12 ihre Vollendung in das Todesjahr des Bischofes Wolfgar, 831) hinaufrückt. Den Angaben der Tradition kann man nach den Regeln der historischen Kritik nur dann beypflichten, wenn solche durch Monumente und Documente im weitesten Sinn des Wortes unterstützt werden. Bey Betrachtung der Abbildung der Martinskirche wird sich schwerlich Jemand getrauen, aus deren Baustyl auf das Karolingische oder postkarolingische Zeitalter zu schließen. Zugegeben, in Karolinger Zeit sey hier die Martinskirche erbaut worden, so war sie doch schwerlich aus so solidem Materiale. Ist ja sogar St. Burchards Salvatorshaus zu Wirzburg eine hölzerne Kathedrale gewesen! Wollte man hierorts eine Kirche bauen, so ist es wohl anzunehmen, dieselbe sey bey der Nähe des Holzes aus dem Hautsmor eben auch von Holz gewesen. Wäre der Tradition unbedingter Glaube beyzumessen, so müßten wir an die Stelle der Martinskirche zuvor einen Heidentempel setzen, der bey Bekehrung des Volkes zum Christenthum dem hl. Martin geweiht worden sey; denn so berichtet die Sage im Munde des Volkes.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. July.

Nro. 150. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft; nach seinen Denkmalen dargestellt von Dr. Wilhelm Abeken, Sekretär des archäologischen Instituts zu Rom, ordentlichem, der Akademie Ercolanese und Pontaniana zu Neapel und a. italienischer Akademien correspondirendem Mitglied. Mit eilf Tafeln. Stuttgart und Tübingen, 1843. XVIII und 446 S. gr. 8.

Es ist gewiß ein dankenswerther Umstand, daß, während Griechenland eine lange Zeit hindurch die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher fast ausschließlich in Anspruch nahm, in den letzten Decennien auch das alte Italien Gegenstand fleißiger Forschungen geworden ist. Die kritische Fackel, mit welcher Niebuhr das Dunkel seiner Völkergeschichte zu erhellen suchte, hat viele andere Gelehrte zu neuen Untersuchungen angeregt. Was unter diesen Müller in seinen Etruskern für die Kenntniß Altitaliens überhaupt geleistet, was Klenze, Lepsius, Grotefend, Ambrosch und Andere zur Aufhellung der Geschichte und Geographie, zur Kenntniß der Sprache und Mythologie der altitalischen Volksstämme beygetragen haben, verdient den reichsten Dank der Alterthumsforscher. Auch für die italische Kunstgeschichte wurde außerordentlich viel Material durch neue Entdeckungen und Untersuchungen zusammen getragen; allein es fehlte lange an einer streng wissenschaftlichen Verarbeitung desselben. Von dem Zeitpunkte an, wo Italien gewissermassen als eine Fortsetzung von Griechenland erscheint, ist es allerdings oft genug betrachtet worden, nicht aber in der frühern Zeit, wo neben der empor blühenden griechischen Kunst eine italische, freylich unter dem Einfluß der griechischen, erwächst, wenigstens nicht mit jener kritischen Umsicht, wie sie die jetzige Forschung verlangt. Hr. Abeken hat sich demnach dadurch ein großes Verdienst erworben, daß er sich dieser eben so nothwendigen als schwierigen Aufgabe unterzog, und dieselbe auf eine so befriedigende Weise durchführte.

Er hatte in dieser Beziehung drey Punkte besonders zu berücksichtigen, zuvörderst die historische Entwicklung der Kunst bey den einzelnen Völkern, in welcher neben den Bedingungen äußerlicher Gestaltung vornämlich der Styl zu betrachten ist, sodann die Classen der Arbeiten selbst, in welchen sich die Völker thätig zeigten, endlich die für die Bestimmung der Classen vorzüglich charakteristischen und deßhalb bemerkenswerthen Monumente. Da aber in den beyden Hauptformen der Kunst, der Architektur und der bildenden nebst zeichnenden Kunst, selbst wieder etwas Bestimmendes für die historische Entwicklung liegt, da beyde in ungleichem Verhältniß zu der Volksgeschichte stehen, d. h. die Volksgeschichte lebendiger in der einen als in der andern hervortritt, so ist es das Zweckmäßigste, den Classenbegriff vorauszustellen, und eine jede nach ihrem besondern historischen Charakter abzuhandeln. Von den Monumenten und dem Technischen ward demnach so viel, als zum Nachweise der Entwicklung des Styls gehört, in die historische Darstellung mit hineingekommen, die specielle Aufführung der Monumente aber und die nähere Beleuchtung des Technischen hat der Hr. Verf., um den historischen Faden

nicht zu zerreißen, in einen besondern Anhang verwiesen.

Da die Geschichte der bildenden und zeichnenden Künste nicht allein zu der Nationalität des Volkes, sondern mehr als die Architektur zu den Einflüssen von Außen, der geographischen Stellung und politischen Entwicklung in enger Verbindung steht, so war es nöthig, die Individualitäten der einzelnen Völker näher zu betrachten, die Geschichte ihres Wachsthums mit dem Vorrathe der überlieferten Monumente zu vergleichen, und von dem Standpunkte dieser Vergleichung aus der Gesammtgeschichte des Landes entgegen zu arbeiten, da es wohl keinem Zweifel unterliegt, daß Geschichte, Geographie und Geologie des Landes bey kunstgeschichtlichen Untersuchungen berücksichtigt werden müssen, wenn diese zu sichern und überzeugenden Resultaten führen sollen. Die Volksindividualitäten, welche hier zur Sprache kommen, sind die der Etrusker, Umbrer, Latiner, Sabiner, Campaner, Samniter und Apulier. Bey der Verschiedenheit der Ansichten, welche über die Verwandtschaft, Verzweigung und die Abstammung dieser Völkerschaften herrschen, war es nothwendig, daß der Verf. dieselben einer strengen Prüfung unterwarf, und wo er mit den bisherigen Ansichten sich nicht einverstanden erklären konnte, seine eigene fest begründete. Es läßt sich durchaus nicht verkennen, daß er durch ein sorgfältiges Studium der alten Quellen und durch Betrachtung der Monumente die Aufhellung der ältern Geschichte Italiens bedeutend förderte, so wie er auf der andern Seite durch Betrachtung derselben Monumente auch für die Technik der alten Kunst eine so große Ausbeute gewann, daß seine Arbeit zu den herrlichsten Leistungen gehört, welche in der letztern Zeit über alte Geschichte und Kunst erschienen, und ihm stets ein ehrenvolles Andenken sichern wird. Sie ist die Frucht eines mehr als fünfjährigen Aufenthaltes in Italien, wo er auf Reisen in die nächste latinische Umgegend Roms, in Etrurien, in Campanien, in das mittlere Gebirgsland den Schauplatz seiner Forschungen, wie von der geographischen Seite, so nach den erhaltenen Denkmälern der Baukunst kennen zu lernen suchte. Vielfache Aufschlüsse gewährten die reichen Sammlungen, welche ihm zu Gebote standen, so wie seine persönliche Stellung als Secretär des archäologischen Instituts seine Forschungen und Studien vorzüglich begünstigte und förderte.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wollen wir die historischen Resultate, welche die Einleitung enthält, in der er (S. 1 — 120) das älteste mittlere Italien chorographisch und historisch darstellt, näher ins Auge fassen. Auf eine Betrachtung des Haupttheiles, welcher sich (S. 121 — 352) mit den Denkmalen des ältesten Italiens beschäftigt, und des Anhanges, welcher (S. 353 — 427) eine Uebersicht der in Italien geübten Künste in ihrer Technik und ihren Leistungen enthält, können wir hier nicht eingehen, weil wir hier die Gränzen einer Anzeige zu weit überschreiten würden.

Italien zerfällt (S. 3) wesentlich in drey Theile, welche der gewöhnliche Sprachgebrauch unter dem Namen Oberitalien, Mittelitalien und Unteritalien begreift, drey Hauptmassen, deren Gränzen nicht sowohl durch natürliche Scheidungen von Fluß und Gebirg, als durch den Charakter, welchen das Land als Halbinsel trägt, gezogen werden. Gegen Norden mit dem Continent zusammenhängend, ladet es die nördlichen Stämme ein, vom Gebirge herabzusteigen und von der wärmeren und fruchtbaren Ebene Besitz zu nehmen. Ebenso wie das obere Land die nördlichen Stämme, so lockt das untere nebst Sicilien die überfüllten, nur durch geringe Entfernung des Meeres getrennten hellenischen Gaue zu Ansiedlungen. Von Norden und Süden Einwanderungen ausgesetzt, trug die Halbinsel eigentlich nur in ihren mittleren Landschaften den Namen Italia propria. Hier begegnen uns die Aboriginer. Sie lebten nach Dionysius (I, 9) mauerlos und fleckenweise auf den Gebirgen in langer Fehde mit den Sikelern, bis Pelasger und einige Hellenen sich mit ihnen verbinden, und um Kotylia in der Gegend, welche Velia genannt wird, feste Sitze empfangen, wornach nun Städte gebaut und gemeinsame Fehden geführt werden, zuerst gegen das schon früher von den Pelasgern angegriffene Ombrikerland, dann gegen die Sikeler, die theils ihre Städte den Aboriginern und Pelasgern zur Wohnung hingeben, theils werden neue gebaut. Mit den Ombrikern und Sikelern

hat auch das alte Bergvolk der Aurunker die Angriffe der Pelasger auszustehen, welche einen schönen Theil der campanischen Ebene besetzen, und Larissa nebst andern Städten erbauen. Aber damit enden nach der Sage ihre ruhmreichen Thaten, und Elend treibt sie nach Griechenland zurück; nur einige wenige Reste bleiben mit den Aboriginern am Tiberfluß und gründen Rom.

So lautet die griechische Erzählung, welche sich darauf reducirt, daß die Aboriginer sich mit den Hellenen verbunden haben, die Umbrer und Sikeler aber Barbaren seyen. Der Hr. Verf. erkannte sehr wohl, daß wir dieselbe nicht ohne weitere Prüfung als historische Wahrheit hinnehmen dürfen. Zuvörderst erinnert er, daß die Tradition die Sikeler keineswegs als Barbaren bezeichnet, schon deßhalb nicht, weil der tyrrhenische Name in Italien mit dem sikelischen fest verwachsen ist und von den Griechen wiederum auf's innigste mit dem pelasgischen verbunden wird. In dem ganzen Lande zwischen Tiber und Liris, an der campanischen Küste und weiter das Land hinab, wo der sikelische Name trotz seiner eigentlichen Uebersiedlung auf die trinakrische Insel in deutlichen Spuren fortlebt, sind Tyrrhener. Der Name der Sikaner, welche (Virgil. Aen. VII, 795) in des Turnus Mannschaft erscheinen, und vermuthlich in der Nähe Tiburs zu suchen sind, von dem ein Theil Sikelion hieß (Dionys. I, 16), ist mit dem der Sikeler durchaus gleich bedeutend. Ueber Tivoli, in dem Gebirg gegen Subiaco hin, liegt Siciliano, ein Name, welcher auch sonst noch als Ortsname im mittleren Italien vorkommt. Bey Dionysius steht ferner (I. 19) der Name der Sikeler in Verbindung mit dem alten saturnischen Namen der Halbinsel, Σικελῶν Σατορνία αἶα, was um so größere Beachtung verdient, als der saturnische Name wieder eng an den tyrrhenisch-pelasgischen geknüpft ist, und in Rom, welches eine tyrrhenische Stadt heißt, Sikeler im alten Septimontium (S. 49 Not. 1) wohnen. Es frägt sich zunächst, in welchem Verhältnisse die Tyrrhener zu den Pelasgern standen. Der Herr Verf. sah sehr wohl ein (S. 6), daß es verkehrt sey, unter jedem Namen sich ein verschiedenes Volk zu denken. Nach unserer Vermuthung wurden beyde Namen einem und demselben Volke an verschiedenen Orten beygelegt, und während der eine dasselbe als Bewohner flacher, für den Ackerbau geeigneter Ebenen bezeichnet, stellt es der andere als Erbauer und Bewohner fester Burgen und Orte dar, so daß Hr. A. das tyrrhenische und pelasgische Element in Italien mit Recht für ein und dasselbe erklärt. Wie in der Ebene des Po, so erscheint der Name „Pelasger" auf der ganzen westlichen Küste des Landes und im höchsten Gebirg, wo Cortona die Hauptstadt der Tyrrhener ist. Nun frägt es sich, ob diese Pelasger und Tyrrhener aus Griechenland einwanderten, oder ob Italien ihre Heimath ist. Der Herr Verf. meint (S. 7), daß die alte Erzählung auf jeden Fall außer den tyrrhenischen Pelasgern noch eine italische Urbevölkerung erwähnt habe, welche die umbrische heißt und in dem ganzen Lande von einem Meere zum andern herrschend war. Diese wurde nach seiner Ansicht theilweise von den Tyrrhenern verschlungen, wie die Aboriginer oder Casker im untern Lande von den Sikelern, die mit den Tyrrhenern nahe verwandt sind, oder vielmehr von den Lateinern, welche, ursprünglich sikelischen Stammes, das aus der Mischung hervorgegangene Volk sind. Ohne diese eigenthümliche Vereinigung würde nach seinem Dafürhalten hier so gut, wie dort, vielleicht der tyrrhenische Name herrschend geworden seyn. Es scheint ihm unerläßlich, den tyrrhenischen Namen sich in enger Verbindung mit dem umbrischen zu denken, so daß die Umbrer theilweise in der Art zu Tyrrhenern werden, daß wir in ihnen beyden und besonders in ihrer Vereinigung das urgriechische Element ausgesprochen finden, welches die Alten pelasgisch hießen.

Hierin können wir dem Verf. nicht beystimmen. Was zuvörderst die Aboriginer betrifft, so kann man sich, wie uns scheint, unter diesem Namen kein besonderes Volk denken, sondern derselbe bezeichnet überhaupt Ureinwohner oder Autochthonen. Erst die spätere Zeit, welche diese seine natürliche Bedeutung nicht beachtete, gerieth, als sie das Verschwinden desselben zu erklären suchte, auf die Vermuthung, daß die Aboriginer verdrängt oder von andern Völkerschaften unterworfen worden seyen, und sich unter diesen verloren hätten. Sodann können wir die Umbrer für kein von den tyrrhenischen Pelasgern

verschiedenes Volk halten; vielmehr glauben wir, daß wie in Griechenland neben diesem Namen, der in verschiedenen Gegenden erscheint, noch viele andere vorkommen, welche auf einzelne Provinzen beschränkt sind und Völker bezeichnen, welche ihrer Abkunft nach von den Pelasgern nicht verschieden waren, so auch in Italien neben dem Namen der Sikeler oder Pelasger noch andere specielle Bezeichnungen vorkommen konnten, welche sich auf einzelne Gebiete beschränkten, ohne daß wir uns deßhalb unter diesem Namen Völker denken dürfen, welche ihrer Abkunft nach von den Sikelern oder Pelasgern verschieden waren.

(Fortsetzung folgt.)

The history of Oregon and California, and the other territories on the northwest coast of North-America.

(Schluß.)

Nach dem Genter Vertrag blieb das Oregongebiet zehn Jahre lang im gemeinschaftlichen Besitz der beyden Staaten, — ein Uebereinkommen, welches 1827 auf unbestimmte Zeit ausgedehnt wurde; jedoch bloß unter der Bedingung, daß jeder Staat nach Belieben zu jeder Zeit die Freyheit behielte, diesen Austrag wieder aufzuheben. Nur müsse er dieß ein Jahr vorher anzeigen. Dem gemäß ward das Uebereinkommen im vorigen Jahre (1844) von Nordamerika gekündigt. Ueberdieß war (1824) mit den Russen, sowohl von Seiten der vereinigten Staaten als von Großbrittanien, ein Vertrag eingegangen worden, wonach die Gränzlinie der Besitzungen des Czars in 54° 40′ der Breite angesetzt wurde. Auch über freyen Verkehr der Bürger und Unterthanen der beyden Staaten innerhalb der russischen Besitzungen hatte man damals auf zehn Jahre besondere Anordnungen getroffen. Nach dem Ablaufe dieses Zeitraumes wollte Rußland weder den Schiffen der Vereinigten Staaten noch denen der Engländer irgend einen weitern Handel oder auch nur irgend einen Zutritt innerhalb seiner amerikanischen

Territorien gestatten. Auf die ernstlichen Vorstellungen Großbrittaniens wurde später der Hudsonsbucht-Gesellschaft, welche durch diese Vorkehrungen Rußlands großen Schaden erlitten hatte, vom 1. Juni 1840 an gerechnet, auf zehn Jahre ein ausschließlicher Verkehr mit den russischen Besitzungen in Nordamerika gewährt. Sie muß jedoch für diese Gunst der russisch-amerikanischen Gesellschaft eine jährliche Abgabe von zweytausend Seeotterfellen entrichten. Gegen die Schiffe der Vereinigten Staaten ward aber die Verordnung des Ausschlusses unbedingt aufrecht erhalten (Gr. 362 folg.). Die Gesellschaft der Hudsonsbucht, welche früher bereits (1821) durch einen Parlamentsbeschluß die Mitglieder des nordwestlichen Vereins mit sich vereinigt hatte, genoß also jetzt einen beynahe ausschließenden Einfluß in allen Binnenländern westlich des Felsengebirges und längs der Gestadelandschaften, von den Gränzen Californiens bis hoch hinauf im Norden. Ihre Hauptniederlassung ist das Fort Vancover auf dem linken Ufer des Columbia, vierzehn deutsche Meilen oberhalb der Mündung des Flusses (Gr. 324).

Dieser gedrängte Auszug aus dem umfassenden gründlichen Werke des Herrn Greenhow wird hinreichen, den deutschen Leser sowohl über die verwickelte Streitfrage in Betreff des Oregongebietes, wie über die bis vor kurzem ungeahnte Wichtigkeit der nordwestlichen Länder des amerikanischen Continentes aufzuklären. Die außerordentliche geistige und industrielle Bewegung unserer Zeit zieht jetzt die Aufmerksamkeit der großen, zum Theil übervölkerten Culturstaaten der Erde auf Länder und Eilande, welche früher bloß das Interesse der erd- und völkerkundlichen Forscher vom Fache erregten.

Neumann.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. July.

Nro. 151. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Mittelitalien vor den Zeiten der römischen Herrschaft; nach seinen Denkmalen dargestellt von Dr. Wilhelm Abeken.

(Fortsetzung.)

Der Umstand, daß der Name der Umbrer, welcher früher eine so große Ausdehnung hatte, später auf einen engen Raum eingeschränkt war, kann als kein Gegenbeweis angeführt werden, da bekannt ist, daß, wie im Westen die Etrusker, so vom Norden her die Gallier sie ihrer schönsten Ländereyen beraubten, während sie im Süden durch samnitische Völkerschaften die größte Beschränkung erlitten. Es ist nun zu erörtern, wie wir uns die Verwandtschaft der Pelasger und Sikeler zu erklären haben. Wir vermuthen, daß der allgemeine Name der italischen Bevölkerung jener der Sikeler war, und daß dieser ursprünglich in den meisten Provinzen neben den speciellen Bezeichnungen der Bewohner derselben erschien, daß er aber später, als die Griechen mit den italischen Völkerschaften in nähere Berührung kamen, und sich mit der römischen Geschichte beschäftigten, verdrängt und jener der Pelasger oder Tyrrhener an seine Stelle gesetzt wurde, so daß er nun allmählig aus der Geschichte verschwand, und die Ansicht sich verbreitete, die Sikeler seyen vertrieben worden. Die Griechen scheinen durch die Aehnlichkeit, welche die Sikeler mit den Pelasgern hatten, bestimmt worden zu seyn, dieselben mit diesem Namen zu belegen. Was aber die Verwandtschaft der Sikeler mit den Pelasgern, den Stammvätern der Hellenen, anbelangt, so scheint uns dieselbe durch Epirus vermittelt zu seyn. Es ist bekannt, daß die Bewohner von Epirus mit den Thraciern und Pelasgern gleicher Abkunft waren, und daß sich in diesem Lande eine Menge troischer Sagen und Namen vorfindet. Diese Erscheinung ist nicht auffallend, wenn man berücksichtigt, daß die Einwohner von Troja, die Teukrer, mit den Thraciern, wie diese hinwiederum mit den Epiroten verwandt waren, und daß im trojanischen Gebiete neben den Teukrern Pelasger erwähnt werden, wie in Attika neben den pelasgischen Kranäern Thracier unter Eumolpus erscheinen. Beyde Namen, jener der Thracier so wie der Pelasger, bezeichnen nicht verschiedene Völker, sondern beziehen sich nach C. O. Müller's höchst wahrscheinlicher Vermuthung nur auf die Verschiedenheit der Wohnsitze, indem die Bewohner von Höhen häufig mit dem Namen Thracier bezeichnet werden, während die der Flachländer Pelasger heißen. Die Illyrier, welche zu den Thraciern gehörten, weßhalb der Repräsentant derselben, Illyrios, ein Sohn des Thrax genannt wird (Steph. Byz. s. v. *Ἰλλυρίος*), und mit den Pelasgern gleichen Ursprunges waren, bildeten die Kette, welche die Bewohner von Griechenland mit jenen von Italien verband. Aus dieser Verwandtschaft der italischen Völker mit den Ureinwohnern von Griechenland, Thracien, Epirus und Illyrien erklärt es sich, warum sich in den Sprachen derselben so viele griechische Elemente finden, daß wir sie, besonders die lateinische, für Schwestern der griechischen erklären müssen. Wir dürfen hier nicht unerwähnt lassen, daß manche Gelehrte den griechischen Charakter der lateinischen Sprache verkennen, und ein ungriechisches Element in ihr zu entdecken glauben, welches sie aus dem Oskischen zu erklären suchen. Hr. A. verwirft, wie uns dünkt,

mit Grund diese Ansicht (S. 8), und beruft sich auf die Resultate der neuesten Forschungen, welche die Verwandtschaft der oskischen Sprache mit der griechischen fast über allen Zweifel erheben. Das, was uns im Lateinischen als ungriechisch erscheint, hat, wie der Verf. richtig bemerkt, entweder ebenfalls im Griechischen seinen Grund, oder tritt, wenn nicht in diesem, doch in andern Zweigen des indogermanischen Sprachstammes hervor. Aug. Wilhelm Schlegel hat bereits vor vielen Jahren in den Heidelberger Jahrbüchern (1816 S. 850) ausgesprochen, daß sich im Lateinischen keine Vermischung verschiedener Sprachen nachweisen lasse. Das Fremde, welches das Lateinische zu enthalten scheint, entstand aus dem natürlichen Gang einer durch verschiedene Verhältnisse bedingten individuellen Entwicklung, und es ist irrig, wenn man glaubt (S. 9), daß nur ein seinem Wesen nach ganz fremder Stamm, wenn er auf einen andren stößt, in demselben Veränderungen hervorbringe. Zudem beruht die Aehnlichkeit des Lateinischen mit dem Griechischen nicht bloß auf Wortwurzeln, sondern, worauf es hauptsächlich ankommt, auf Beugungen, auf der Gleichartigkeit der Bildungsgesetze, auf der ganzen Behandlung und gleichsam Structur der Rede. So mannigfache Einflüße auch die Zeit, die Mischung der Völker und die zunehmende Bildung auf die äußere Gestaltung der italischen Sprachen, besonders der lateinischen, äußerten, so wurde doch das Wesen und die wahre Grundlage derselben nicht in der Art verändert, daß man ihre Verwandtschaft mit der griechischen in Abrede stellen könnte.

Die Verwandtschaft der Sikeler und der einzelnen Völkerschaften, in welche sie zerfielen, mit den Pelasgern und den ältesten Bewohnern von Epirus und Illyrien zeigt sich besonders in vielen Sagen und Ortsnamen von Unteritalien. Die Choner, die Bewohner der Stadt Chone und des benachbarten Gebietes, waren offenbar Brüder der Chaoner, welche an den cerauniſchen Gebirgen wohnten und einst ganz Epirus inne hatten. Denn das Wort Choner ist eben so aus Chaoner zusammengezogen, wie Joner aus Jaoner. Es ist möglich, daß diese Choner über das jonische Meer nach Italien kamen; indeß konnten sie auch, wie die übrigen Bewohner Italiens, durch die illyrischen Völkerschaften mit ihren Verwandten zusammenhängen. Waren aber die Choner mit den Bewohnern von Epirus verwandt, woran wir nicht zweifeln, so erklären sich viele räthselhafte Sagen. Es ist bekannt, daß man die Oenotrer und Peucetier, welche mit den Chonern, die nördlich an sie gränzten, gleicher Abkunft waren, aus Arkadien, diesem alten Sitze der Pelasger, ableitete, in so ferne die Pelasger daselbst mit den Einwohnern von Unteritalien verwandt waren und deßhalb mit ihnen Vieles gemein hatten, was sich die Alten stets durch die Annahme zu erklären suchten, daß das eine Volk aus Colonisten des andern erwachsen sey. Dieselbe Erscheinung sehen wir in der troischen Geschichte. Weil die Teukrer mit den Pelasgern auf Creta verwandt waren, so betrachtete man diese Insel als die Heimath des Teukros, des Repräsentanten derselben, und ließ den Dardanos bald aus Etrurien, bald von der Insel Samothrake, bald aus Arkadien nach Troja wandern, aus keinem andern Grunde, als deßhalb, weil bey der Verwandtschaft der Bewohner der genannten Gegenden sein Andenken an dem einen Orte wie an dem andern sich erhielt, indem er als Gott oder Stammheros allen gemeinsam war.

Die Verwandtschaft der Sikeler, d. h. der einzelnen Völkerschaften Italiens, welche man mit diesem allgemeinen Namen bezeichnete, mit den Einwohnern von Griechenland, Thessalien und Epirus gab nach unserer Ansicht auch die Veranlassung zu den sich vielfach widersprechenden Sagen von den Wanderungen der Pelasger aus Griechenland oder Thessalien nach Italien oder umgekehrt aus Italien nach Griechenland.

Waren die Lateiner Abkömmlinge der Sikeler oder Sikaner, diese aber Verwandte der Pelasger, so läßt sich sehr leicht erklären, wie die Sagen von den Wanderungen des Herkules nach Italien, von der Niederlassung des Evander auf dem palatinischen Berge und von der Ankunft des Aeneas und seiner Gefährten in Italien entstehen, wie in so vielen Städten dieses Landes schon in der Urzeit eine so große Anzahl griechischer Heroennamen einheimisch seyn konnte. Hat der Umstand, daß

Dardanos oder Kadmos und ähnliche Götter oder Heroen an so vielen und verschiedenen Orten auftreten, zunächst in der Verwandtschaft der Bewohner derselben seinen Grund, so läßt sich sehr leicht einsehen, wie sich der Name des Evander eben so gut auf dem Palatium, wie in Arkadien erhalten konnte, ohne daß man an arkadische Colonisten, die sich in Italien angesiedelt hätten, zu denken braucht. Auf der andern Seite kann es auch nicht auffallen, daß der Name des Aeneas in Italien so gefeyert ist, wenn man sich an die vielen troischen Namen, welche in Epirus vorkommen, erinnert, und beachtet, daß diese Erscheinung einzig in der Verwandtschaft der Einwohner ihren Grund hat. Wie nun die Sage den Dardanos wegen der Verwandtschaft der tyrrhenischen Pelasger in Etrurien mit den Teukrern aus Etrurien nach Troja wandern läßt, so zieht aus demselben Grunde Aeneas nach Lycophron, dessen Angabe nach der Vermuthung des Hrn. Verf. (S. 49 Not. 3) wahrscheinlich aus Timäus geflossen ist, von Palene und Almonien geradezu in das tyrrhenische Land, und kommt erst von hier nach Latium. Die Bedeutung, welche er in Rom hatte, wird uns nicht auffallend erscheinen, wenn wir berücksichtigen, daß (Dionys. I, 73) die Burg des Gottes Janus am Tiber auch Aenea hieß. Durch diese Angabe kommt Aeneas mit dem italischen Sonnengotte in eben so nahe Berührung, wie bey den Griechen mit Apollo. Diese seine ursprüngliche göttliche Natur wird nicht bloß durch seine Abstammung von Aphrodite, sondern auch durch die Thatsache verbürgt, daß er in Italien als Jupiter Indiges verehrt wurde. Die Namen solcher Heroen, welche ursprünglich Götter waren oder aus Prädicaten einzelner Götter entstanden, finden wir an den meisten Orten, wo verwandte Völker sassen, wenn diese auch noch so weit von einander getrennt waren. Die spätere Zeit, welche sich nicht erklären konnte, wie der Name des Aeneas, der durch die Burg Aenea und andere Verhältnisse im Andenken erhalten wurde, nach Etrurien und Latium gelangte, hat auch hier, wie in allen ähnlichen Fällen, zur Annahme einer Wanderung ihre Zuflucht genommen, und sobald dieß geschah, war es gewiß sehr natürlich, daß man die Lateiner als Abkömmlinge trojanischer Colonisten betrachtete, welche man unter Aeneas Anführung nach Italien fliehen ließ. Wir können deßhalb der Ansicht C. O. Müller's, daß die Aeneasssage erst durch Griechen von Cumä nach Rom verpflanzt wurde, nicht beytreten.

Nach dieser nothwendigen Digression wollen wir noch einige Vermuthungen über das Verhältniß, in welchem die übrigen Völkerschaften Italiens zu den Sikelern standen, äußern. Die Osker, auch Aurunker und Ausoner genannt, gehörten, wie die Umbrer und Lateiner, zu den Sikelern oder Pelasgern, von denen sie sich bloß durch diese speciellen Namen unterschieden. Wenn auch die Bedeutung des Wortes Ausoner dunkel ist, so weist der Name Opiker oder Osker desto deutlicher auf die Beschaffenheit des von ihnen bewohnten Landes, nämlich auf den Reichthum des Bodens hin. Der Name Osker oder Opiker hat demnach bloß eine locale Bedeutung, die Namen Aurunker und Ausoner aber sind nur verschiedene Formen eines und desselben Wortes. Hr. A. glaubt, daß die Ausoner, wenn man sie für das nimmt, was sie eigentlich waren, Aurunker, von den Oskern verschieden waren, und daß die Opiker und Ausoner oder Aurunker hier in demselben Verhältniß zu einander standen, in welchem in Latium die Tyrrhener und Casker zu einander erscheinen, und die erstern die letztern verdrängten. Diese Vermuthung beruht aber auf der irrigen Ansicht, daß die Tyrrhener und Casker oder Sikeler, was die Casker waren, verschiedene Völker gewesen seyen, was nicht der Fall war. Erst die spätere Zeit dachte sich unter jedem Namen ein besonderes Volk, und sobald dieses geschah, mußte sich freylich die Ansicht geltend machen, daß, weil sich viele dieser Namen verloren, und in jeder Provinz nur einer derselben herrschend blieb, die ersten Einwohner derselben verdrängt oder unterworfen worden seyen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der Pfarrey St. Martin zu Bamberg und sämmtlicher milden Stiftungen der Stadt.

(Fortsetzung.)

Die Existenz der Templer in unserer Stadt, von der das Volk gleichfalls zu berichten weiß, und selbst deren Häuser zur Stunde noch bezeichnet, sind lange und beharrlich von hiesigen Forschern auf den Grund des Mangels an authentischen Notizen über sie zurückgewiesen worden; allein das Franziskaner-Nekrolog im Besitze des Herrn Professors M. J. v. Reider dahier enthält eine Verzeichnung, nicht jünger als das 15. Jahrhundert, welche wir unten mittheilen*). Trotz der in derselben vorkommenden chronologischen Verstöße ist uns durch sie mit Beachtung der Tradition der Bestand dieses Ordens in Bamberg so gut, wie außer allen Zweifel gestellt. Wir wünschen gar sehr nach dem hier gegebenen Beyspiele, daß auch über das Alter und die Gründung der St. Martinskirche eine ähnliche Verzeichnung aufgefunden würde, wodurch die Volkssage über sie beträchtlich an Bedeutung gewinnen würde und sich zur historischen Gewißheit steigern ließe. Leider können wir aber in Förner's Aeußerung nur die, wie gesagt, im Volke lebendige Sage, und nicht mehr, beachten, und gestehen offen, daß Förner über jene frühesten Zustände auch nichts Besseres (wenn nur soviel!), als wir jetzt kennen, gewußt habe! („Prima parrochialis ecclesia est St. Martini, quae quasi ordinarie habet pro parrocho Suffraganeum.“ Deßhalb, weil der Pfarrer (seit 1472 und 1497) ein Weihbischof war, ist St. Martinspfarre hier zuerst genannt, natürlich war sie aus diesem Grunde reliquis omnibus parrochis... pro norma posita, so in der Urkunde Nr. 281 vom Jahre 1691 bey Ussermann Ep. Bamberg. Cod. Probat. p. 263, 264, und dahin erklärt sich die Proedrie der Martinspfarre, aber nicht wegen ihres hohen Alters.)

Wir haben unsere Ansicht, gegenüber jener des gelehrten Hrn. Verfassers, dargelegt: sie gründet sich theils auf Urkunden, theils auf die Betrachtung der Localität der Stadt und Umgegend; wo wir geirrt, nehmen wir willig Belehrung an; denn uns gilt der Satz: „prima historiae lex veritas!“ und unbedenklich widerrufen wir unsre Asserte, wenn uns deren Haltlosigkeit dargethan wird!

Wir lassen nun einige wenige Bemerkungen über die §§. des IV. und V. Hauptstückes folgen:

Für einen Druckfehler halten wir, was S. 236 steht: „als älteste Zunftordnung ist zur Zeit zu betrachten jene der Deck-, Staucher- und Leineweber vom Jahre 1511 auf Pergament.“ Denn S. 259 wird erzählt, daß im Jahre 1451—52 die Becken Buß zahlten wegen der Schweine, die sie frey laufen ließen und S. 409 ist der Pfisterknechte (Bäckergesellen) zum Jahre 1373 mit ihrer Stiftung eines ledigen Bettes und einer Pfründe für einen kranken Mitbruder gedacht. Beydes deutet in jener Zeit schon auf eine bereits länger bestehende Zunft der Bäcker hin. Die reichste Quelle, zwar nicht über das Zustandekommen der Zünfte, wohl aber über ihre Einrichtungen und Gliederungen, über das gesammte gewerbliche Leben und Treiben, z. B. über den höchst schwunghaften Betrieb der Bamberger Tuchmacherey („Schawgarten, zinckenwerder kemle“) finden wir in jenen beyden Folianten des hiesigen städtischen Archiv's, von denen der eine „Handwerksordnungen von 1490“ — der andere ist später zusammengeschrieben — überschrieben ist, welches Jahr 1490 aber nicht zu dem Glauben verleiten darf, als seyen im besagten Buche nur Handwerksordnungen von diesem Jahre verzeichnet, wir haben hier vielmehr die Ordnung der Pfragner vom Jahre 1419 und 1436, der Kürsner von 1421, der Fleischhacker von 1424, der Tuchscherer-Gesetze von 1410, 1420 und 1453, der Kandelgißer von 1448. Noch vor dem Jahre 1480 machten Schreiner und Huter, Hafner und Seiler eine Zunft aus.

(Fortsetzung folgt.)

*) „Anno dmni MCCCXI. tempore Clementis papae quinti annullatus et cassatus est ordo templariorum qui ante nos in isto loco nostro fuerunt.“ — Wer diese nos waren, erklärt eine andere Stelle des Nekrologs: „De introductione fontis anno M.CCC.LXIII. introductus est fons in domum fratrum minorum in Babenberg temporibus Bertholdi(?!) ejusdem loci episcopi.“ — Bekanntlich wurde der Templerorden auf dem Concil. Viennense am 3. April 1312 durch die Bulle „ad providam Christi vicarii“ aufgehoben. 1353—1363, 22. Oct. regierte Bischof Leupold III. von Bebenburg, dem Friedrich II. von Truhendingen von 1363—1366, 19. May folgte. Berthold von Leiningen regierte dagegen von 1258—1285.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. July.

Nro. 152. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft; nach seinen Denkmalen dargestellt von Dr. Wilhelm Abeken.

(Fortsetzung.)

Welch' einen Stoß den Ausonern die griechischen Colonien und die Etrusker später beybrachten, ist bekannt, so wie auch, daß sie durch die Niederlagen, welche sie durch die kriegerischen Horden der Sammiter erlitten, völlig in Ohnmacht sanken, und daß zur Zeit der Römer die aus diesem Stamme erhaltenen Völkerschaften auf den Raum zwischen den Fluß Vulturnus und zwischen Latium beschränkt waren. Wie die Umbrer und Osker, gehörten auch die Sabiner zu dem großen Stamme, welchen wir mit dem Namen Sikeler bezeichnen. C. O. Müller glaubte, daß das Lateinische durch die Sabiner von seinem griechischen Charakter verlor, indem er (Etrusker I. S. 40) eine wesentliche Verschiedenheit zwischen den Sabinern und Oskern annahm. Mit seinem Takte schließt sich Hr. A. an Klenze an, welcher zeigte, daß sich eine Verschiedenheit zwischen dem Sabinischen und Oskischen auf der einen Seite, und dem Sabinischen und Lateinischen auf der andern nicht recht erweisen lasse. Das Sabinische stellt sich nur als eine besondere Gestaltung des großen Sprachstammes dar, welchen wir lateinisch und oskisch heißen. Die lateinische und oskische Sprache enthalten aber sichere Spuren innerer organischer Verwandtschaft.

Zu demselben Stamme, zu welchem wir die Sabiner rechnen, gehörten auch die mit ihnen verwandten Samniter. Wenn man berücksichtigt, daß samnium bey den Samnitern einen Speer bezeichnete, und demnach ihr Name dieselbe Bedeutung hatte, wie der Name Germanen, also bloß auf ihren kriegerischen Charakter sich bezog, so wird man sie für keinen von den genannten Völkern verschiedenen Stamm ansehen. Bey dieser Gelegenheit erinnern wir, daß bey den Illyriern ein Wurfspieß Sabinum oder Sibinum hieß. Durch diesen Umstand gewinnt unsere Ansicht von der Verwandtschaft der ältesten Bewohner Italiens mit den Illyriern und Epiroten eine neue Bekräftigung. Dasselbe gilt von den Picentinern, deren Verwandtschaft mit den Sabinern sich eben so wenig bezweifeln läßt, als jene mit den Illyriern, und wir zweifeln nicht, daß auch die Marser, Peligner, Vestiner und Marruciner mit ihnen verwandt waren.

Wir haben bisher die Etrusker absichtlich nicht berührt, weil die Vermuthungen über die Abstammung dieses Volkes so getheilt sind, daß sich noch an keine Vereinigung der einander entgegengesetzten Meinungen denken läßt. Wir können die verschiedenen Ansichten, welche in der neuesten Zeit über sie und ihr Verhältniß zu den übrigen Ureinwohnern Italiens aufgestellt wurden, nicht näher erörtern, sondern müssen uns darauf beschränken, bloß jene von C. O. Müller und Lepsius anzuführen. Müller hielt sich an die Erzählung des Herodot, nach welchem die Etrusker aus Lydien stammen, und modificirt dieselbe bloß dahin, daß nicht eigentliche Lydier, sondern tyrrhenische Pelasger an der Küste gemeint seyen. Hr. A. bemerkt hierzu (S. 19), daß, wie sich die Sache auch verhalte, es gewiß

bleibe, daß Etrurien in seiner ganzen Bildung und Entwicklung etwas nicht bloß von den obern, sondern auch von den südlichen Theilen der Halbinsel Abweichendes hat, und daß, wenn es auch gelingt, von einem großen Theile dessen, was in Kunst und Bildung als fremdartig dasteht, die Wege, auf denen es einfloß, in einem weit verzweigten Handel zu finden, doch dieser Handel selbst eine frühe Richtung auf Herrschaft des Meeres voraussetze, welche den Berichten von tyrrhenisch-pelasgischen Meerfahrten, den Zeugnissen ihrer Ansiedlung an den Küsten des Mittelmeeres, auf's beste entgegenkommt.

Mit großer Entschiedenheit tritt Hr. A. der Meinung von Lepsius entgegen, welcher in seiner Schrift über die tyrrhenischen Pelasger in Etrurien die Ansicht aufstellte, daß das fremde Element, welches die Etrusker charakterisirt, durchaus nur in dem Verhältniß des Pelasgischen zu dem unterworfenen Umbrischen zu suchen sey, daß das Pelasgische, welches eigentlich herrschend geworden, mit der Zeit von dem unterlegenen, nicht ausgerotteten Umbrischen zerstört, gleichsam unterhöhlt worden sey, und daß diese Reaction der alten Geschlechter gegen die Eroberer erst eigentlich das Etruskische gebildet habe.

So sehr wir mit dem Hrn. Verf. darin einverstanden sind, daß sich weder die Ansicht Müller's, noch viel weniger jene von Lepsius zur überzeugenden Gewißheit erheben lasse, so wenig können wir diejenige billigen, welche er selber aufstellt. Er bemerkt (S. 21), daß es auch schon allein in Bezug auf die bis in die spätesten Zeiten von Norden nach Süden herabfluthenden, vor allem die Thäler des Gebirges entlang sich bewegenden Züge nördlicher Bergvölker sehr wahrscheinlich sey, daß dieses ein seit alter Zeit eingeleiteter Canal war, oder daß Etrurien auf diesem und keinem andern Wege das in's Land einbrechende fremde Element erhielt. Diese Meinung, von Niebuhr zuerst entschieden ausgesprochen und in der neuesten Zeit von Steub kräftig vertheidigt, wird nach seiner Ueberzeugung auch die herrschende bleiben. Er stützt sich besonders auf den Namen, mit welchem die Eroberer sich selber nannten, Ῥασέναι. Denn daß dieses mit dem rhätischen Namen zusammenhänge, daß die Rasner, wie nach Hrn. Abekens Meinung der ungräcisirte Name lauten mochte, und die bey der gallischen Eroberung Oberitaliens in ihre alten Sitze zurückfliehenden Rhäter dasselbe Volk seyen, scheint ihm mehr als eine Hypothese.

„Denkt man sich, führt er (S. 21 fg.) fort, diese herabziehenden Gebirgsvölker vielleicht auch in Folge anderer Stöße von oben in langen und fortdauernden Zügen herabrückend und als das namentlich in Tarquinii einfließende, durch Eroberung herrschend werdende fremde Element, so tritt freylich das Bedenken ein, welches Müllern und Andern Grund geworden ist, sich eine Ausbreitung des tuskischen Namens vom westlichen Meere her zu denken, das Bedenken nämlich, daß das erobernde Volk gerade nicht im Norden, der Gegend der Einwanderung, sondern vielmehr in der Ebene zu Glanz und Herrschaft gelangt ist. Allein man erwäge die Sache vom richtigen Standpunkt. Herrschaft des erobernden Volkes wird, und zwar besonders in antiken Staaten, da am raschesten erwachsen, wo das weiteste Substrat von Reichthum und Bildung im weitesten Sinne durch die Bewältigten gegeben ist. Jene gehen auf den neu gegründeten Staat über, werden sein Mark und Blut, während politische Formen, auch die Religion, so weit sie Cultus ist, von den Eroberern vorgeschrieben werden. Letzteres Verhältniß sieht man bey dem maurisch gebildeten Sicilien unter normannischer Herrschaft, nirgends anschaulicher aber und durch seine Analogie belehrender, als bey den Vandalen, welche, in Italien herabziehend, sich alle Vortheils der Unterworfenen aneignen, und, obwohl selbst ursprünglich dem Handel fremd, mit den Schiffen und Stapelplätzen der Unterworfenen eine Thalassokratie begründen, die der Etruskischen in wesentlichen Punkten sehr ähnlich ist. Auch, um ein Beyspiel aus dem alten Italien selbst zu erwähnen, in den von sabellischen Stämmen besetzten Ländern sind Kunst und Bildung auf die Eroberer übergegangen, in Lucanien, besonders aber in dem, obwohl den alten sabinischen Sitzen ferner gelegenen Bruttium, weil hier die reichen Handelsstädte (das beweisen die Münzen) ein breiteres Substrat der Bildung boten. Deßhalb scheint es mir gar kein Beweis für Lepsius' Behauptung einer bloßen Occupation von Seite der Pelasger, daß „Sitte und Kunst bey den Etruskern so großen Einfluß gewannen, was, setzt er hinzu, bey der Annahme eines ganz fremden, ungebildeten, erobernden Volksstammes völlig wunderbar erscheinen müßte.“ Im Gegentheil, was die ältesten Tyrrhener waren, das wurden nun auch die mit ihnen gemischten Eroberer. Das gemischte Volk sind die den Alten durch ihre eigenthümliche Bildung vor andern Völkern ausgezeichneten Etrusker. Wie sie selber

politische Formen und Religionsbegriffe herzubringen, so dient jenes vorgefundene Element der Bildung beyden als Hebel der Politik, weil Reichthum und Glanz (man denke an die Künstler im Dienste des Königs) das Königthum hob; der Religion, weil man die Mittel besaß, eam arte colendi, Liv. V, 1."

Obschon diese Ansichten beym ersten Anblick sehr viel Wahrscheinlichkeit zu haben scheinen, so dürften sie sich doch schwerlich zu historischer Gewißheit erheben lassen. Allerdings verfällt man sehr leicht auf die Vermuthung, daß Etrusker und Pelasger zwey verschiedene Völker waren, von denen das erstere das letztere unterwarf und in strenge Abhängigkeit versetzte. Allein die Vergleichung der verschiedenen Sagen, welche sich über die Urgeschichte von Kleinasien, Griechenland und Italien erhalten haben, führt zu einer, wie uns dünkt, richtigern Ansicht. Zuvörderst können wir, wenn Hrn. Abekens Vermuthung gegründet ist, nicht einsehen, wie die Sage von einer Einwanderung der Pelasger aus Lydien oder Thessalien entstand. Wir sind weit entfernt, dieselbe im buchstäblichen Sinne aufzufassen, aber eben so wenig können wir sie für eine alles Grundes entbehrende Dichtung erklären. Wir glauben, daß diese Sage, so wie jene von der Wanderung des Dardanus aus Etrurien nach Troja und des Aeneas aus diesem Lande nach Etrurien, auf die Verwandtschaft der Tyrrhener in Lydien, der Teukrer in Troja und der Pelasger in Thessalien und Griechenland mit den Tyrrhenern in Etrurien sich beziehe. Sodann kann man aus dem Umstande, daß verschiedene Namen in einer und derselben Provinz neben einander erscheinen, noch keineswegs mit Grund schließen, daß dieselben verschiedene Völker bezeichnen, die einander unterjochten oder verdrängten. Wie wir in andern Gegenden Italiens neben der allgemeinen Bezeichnung „Sikeler oder Pelasger" noch andere specielle Namen antreffen, so tritt uns auch in Etrurien neben dem allgemeinen, auch anderwärts erscheinenden Namen der Tyrrhener oder Pelasger eine specielle Bezeichnung dieses Theiles der Sikeler, nämlich der Name Etrusker oder Tusker entgegen. Wenn einzelne Städte mit doppelten Namen angeführt werden, wie dieß bey Cäre, das auch Agylla heißt, der Fall ist, so darf dieß als kein neuer Beweis zur Bekräftigung der Annahme, daß die Stadt verschiedene Einwohner hatte, angeführt werden. Wir erinnern, um die Grundlosigkeit einer solchen Behauptung darzuthun, an die vielen Namen, welche griechische Inseln und Städte hatten, eine Erscheinung, die sich aus den religiösen Verhältnissen der Urzeit erklärt, und verweisen hier nur noch auf Korinth, welches auch Heliopolis oder Sonnenstadt hieß.

Wären die Etrusker oder Tusker aus den rhätischen Gebirgen in die Ebenen herabgestiegen, so ließe sich die Bildung, welche sie hatten, und ihre Verwandtschaft mit den ältesten Einwohnern von Epirus, Thracien, Griechenland und Kleinasien schwerlich erklären. Wenn die Alten erzählen, daß die Rhätier mit den Etruskern gleichen Stammes waren, und diese sich selbst Rasener nannten, so ist damit noch keineswegs erwiesen, daß die Etrusker aus Rhätien eingewandert seyen. Viel wahrscheinlicher ist es, daß in der Epoche, wo die Gallier Italien überschwemmten, Tusker, von jenen vedrängt, die Alpen eingenommen und ihren Namen Rasener in die rhätischen Gebirge verpflanzt haben. Auch läßt sich die große Barbarey, welche den Rhätiern in dem Zeitalter des Augustus eigen war, und die den Sitten derselben sogar in spätern Zeiten noch vorgeworfen wurde, sehr leicht aus der Entartung begreifen, welche die Größe des eingebrochenen Landunglückes, der Mangel an Hülfsmitteln zur Erhaltung der Cultur und die Rauhigkeit des Bodens und Himmels bewirkt haben konnten; nicht so leicht dürfte sich aber darthun lassen, wie es gekommen seyn möchte, daß in Zeiten, die beynahe das Andenken aller Geschichte übersteigen, ein kenntnißreiches und gebildetes Volk, wie die Etrusker waren, aus jenen entsetzlichen Wildnissen habe hervorgehen können. Betrachten wir die Etrusker als das, was sie waren, als Verwandte der alten Epiroten, Thracier und Griechen, so lassen sich alle ihre Verhältnisse vollkommen begreifen.

(Schluß folgt.)

Geschichte der Pfarrey St. Martin zu Bamberg und sämmtlicher milden Stiftungen der Stadt.

(Fortsetzung.)

Diese in den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts hinaufreichenden Handwerke oder Zünfte mit ihren „Ordnungen“ und „Gesetzen“ bestanden jedoch hierorts mindestens um ein volles Jahrhundert früher, wie das Stadtbuch, beginnend im October 1366, klar ausweist. (M. sehe Zöpfl, das alte Bamberger Recht. Heidelberg 1839. 8. Urkundenbuch. S. 144—146, 161—164). Da sind Fleischhacker, Loderer, pfister, schuster nnd gerber, smide, keßler und swertfegin, Sneider, vischer, mülner, winschröter, weinruffer, Steinmetzen, Zimmerleute und Dekker, Maurer, klaiber, füller, mortermacher u. s. w.

Die Fertigung der Mahlschlösser, welche die Nürnberger erst 1546 ihrem Mitbürger Hanns Ehemann zuschreiben, vindicirt Hr. H. laut Stadtrechnung vom Jahre 1443 den Bambergern. Mit besonderer Theilnahme hat Referent im §. 29. die Notizen über den Bau der steinernen Brücke, der hohen oder obern Brücke, die der damalige Stadtbaumeister Conrad Scheßlitzer aufgeführt, überhaupt der übrigen Brücken in Bamberg gelesen. Das Bestehen der Schiffbrücke haben wir schon oben zum Jahre 1372, 25. May angeführt („biz an daz wasser. daz durch di Sesbrükken flewsset,“ heißt es in der Original-Urkunde im städtischen Archiv.) — Die Verhandlungen der Bamberger Landstände (Fürst, Domkapitel, Adel und Bürgerschaft hielten nach Hrn. H. im Jahre 1529 den ersten förmlichen Landtag) sind zur Zeit des Stadtkämmerers Rienecker nach dem Regierungssitze Bayreuth gebracht worden, daselbst sie aber wieder aufzufinden, dürfte schwerlich Jemanden gelingen.

Auch im hiesigen städtischen Archive befinden sich einige auf das heimliche Gericht in Westphalen bezügliche Urkunden, 1454, 2. Nov. sprechen der Vrygreue Johann Gardenwech und seine Beisitzer die Bevollmächtigten der Stadt Bamberg, Heinrich Schulkheiß und Heinrich Freetz, von der Klage des Hanns wernt lange frey. 1476, 9. April, Schiedbrief des Bischof's Philipps von Bamberg zwischen Burgermeister von Bamberg und Friedrich Francken, den die Stadt Bamberg in Rechten vor den Freyenstule des Heinrichen Sundt Freygreffen zum Volkmersen und vor dem Kapitel zu Arnssberg zu vertreten gehabt. Vor einigen Wochen erst hat sich in der städtischen Registratur eine Copie von 30 Schreiben, aus den Jahren 1465 im Sommer, bis zum 28. May 1467 vorgefunden, welche Briefe sämmtlich zum Gegenstande haben, die Gefangenlegung und Hinrichtung des freyen Schopffen Michel Heyder und die Genugthuung, die sein Sohn Hans Heyder und des Hingerichteten Wittwe von Burgermeister und Rath zu Bamberg fordern, die mehrmaligen Vorladungen der Bamberger vor den freyen Stuhl zu Freyenhagen unter der Linden, die tristigen Entschuldigungen des Bamberger Schultheissen Wilhelm Hawger und der wissenden Räthe des Fürstbischof's (Max von Rotenhan, Anthoni Stieber, Hanns Truchsess, später Albrecht von Giech Ritter, und Contz von Aufses der alten) und der Freyschopffen des Rats und der Stat Bamberg (Heinrich Glock vntterschultheis, Jobst Melber, Hans Zigler, Jobst Swab des Rats, Hans Stahel und Hanns Fortsch Stattschopffen, Mathes molgast. hanns Schesslitzer. Ott Kun, Fritz vinster, Fritz sunder, Hanns Sachs und Fritz Steff, alle Burger zu Bamberg echt recht freyschopffen der heyligen heymlichen Acht), des Fürstbischof's kräftige Verwendung für seine Burger und dessen Appellation an den Kaiser und sein Gericht, endlich die kaiserliche Aufforderung an Hans Heyder, vor diesem höchsten Gerichte in Person oder durch einen Anwalt am anberaumten Rechtstag sich zu stellen. — Noch im Jahre 1494, 24. September erkundigte und insinuirte der Notar Georg Mülhanns dem Hannsen Volmar genannt von Twern, Freygreff zum Freyenhagen die Appellation der Burgermeister der Stadt Bamberg, welche sie gegen die Vorladung des Freygreffen wegen Sebastian, Heinrich, Jorgen, Hannsen und Peter dy Fortzschen an den römischen Kg. Maximilian oder seiner Majestät Kammergericht ergriffen haben. Wir glaubten dieß um so eher hier anführen zu sollen, weil Documente über das heimliche Gericht in Westphalen nicht sehr häufig bey uns getroffen werden.

Von großem Interesse ist „die kirchliche Excommunication und das Interdict.“ Die nicht unerhebliche Zahl von Urkunden, die auf dieses Ereigniß Bezug haben, und die sich noch vor einigen 20 Jahren auf der städtischen Registratur befand, ist bis auf wenige Ueberreste verschwunden. Hrn. H. gebührt auch hier wieder das große Verdienst, diese Urkunden zur rechten Zeit benutzt und der Hauptsache nach hier veröffentlicht zu haben. Uebrigens sah Ref. noch vor 14 Jahren im hiesigen Filial-Archiv eine ganze Schublade voll Urkunden über diesen Betreff.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. August.

Nro. 153. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft; nach seinen Denkmalen dargestellt von Dr. Wilhelm Abeken.

(Fortsetzung.)

Was zunächst den priesterlichen Charakter ihrer Verfassung anbelangt, so dürfen wir nur an die alten Priestergeschlechter in Griechenland erinnern, von denen wir statt vieler bloß die Eumolpiden anführen. Diese Priestergeschlechter hatten in der Urzeit vor der Vereinigung der einzelnen Gemeinden zu größern zugleich die höchste weltliche Gewalt und selbst später, als sich Königreiche von größerem Umfange unter dem Einflusse verschiedener Umstände gebildet hatten, waren die Könige noch Oberpriester, wie dieß besonders die Geschichte der Spartaner zeigt. Daß aber nicht bloß die Könige der Tusker oder Etrusker diesen priesterlichen Charakter hatten, sondern auch die Oberhäupter der Lateiner, welche nach unserer Ueberzeugung mit den Tuskern gleicher Abkunft und Söhne der Sikeler waren, zeigen noch viele Angaben der spätern Schriftsteller. Wir wollen uns hier nicht auf die priesterliche Bedeutung der höchsten römischen Magistrate berufen, weil man diese aus dem Einflusse etruskischer Elemente ableiten könnte, sondern nur an den Dictator von Lanuvium erinnern, welcher, wie aus Ciceros Rede für den Milo bekannt ist, zugleich auch Flamen oder höchster Priester der Hauptgöttin dieser Stadt, der Juno, war.

Die drückende Abhängigkeit, in welcher das Volk in Etrurien lebte, läßt sich auch sehr wohl erklären, ohne daß man zur Annahme einer Unterjochung der ersten Bewohner des Landes durch ein fremdes Volk seine Zuflucht zu nehmen braucht. Die Untersuchungen der neuern Zeit haben die Ansicht ziemlich fest begründet, daß die Heloten nicht erst durch die Spartaner in die strenge Knechtschaft versetzt wurden, in welcher sie in der spätern Periode erscheinen, und selbst in der Geschichte Athens schimmert in der Zeit, wo Drakon als Gesetzgeber auftrat, der Druck noch deutlich durch, unter welchem die gemeinen Leute lebten. Nach den Homerischen Gesängen war der Einfluß des Volkes, welches bey Versammlungen einen Vorschlag nur genehmigen oder verwerfen konnte, höchst unbedeutend, und wenn wir lesen, daß die Männer aus demselben weder im Kriege, noch im Rathe der Fürsten von einiger Bedeutung waren, so dürften wir kaum bezweifeln, daß die Abhängigkeit des eigentlichen Volkes auch in Griechenland in der Urzeit, freylich nicht an allen Orten in gleichem Grade, viel bedeutender war, als sie gewöhnlich angenommen wird. Zudem darf man nicht übersehen, daß die Macht der Etrusker durch Eroberung sich sehr vergrößerte, und daß die von ihnen außerhalb ihrer ursprünglichen Heimath unterjochten Völkerschaften, wenn diese auch ursprünglich mit ihnen verwandt waren, nach dem Kriegsrechte der Alten nicht milder behandelt wurden, als die Penesten in Thessalien nach der Eroberung dieses Landes durch die Thessalier. Die strenge Abhängigkeit, in welche die Bewohner der nun unterworfenen Bezirke geriethen, und die Vergrößerung und Ausdehnung, welche die Macht des Adels dadurch erlangte, mußte auch die Abhängigkeit, in welcher das Etrus-

kische Volk bereits stand, vielfach vergrößern. Daß die Etrusker deßhalb, weil sie verwandte Völker angriffen, und unterjochten, nicht für ein von diesen verschiedenes Volk angesehen werden können, beweist die Urgeschichte Griechenlands und Kleinasiens, wo die Aeolier und Jonier die ihnen verwandten Karier und Leleger nicht schonender behandelten, als ein Feind den andern zu behandeln pflegt, so wie die Geschichte der germanischen Völkerschaften. Die Seeherrschaft der Etrusker und die mit Handel verbundene Seeräuberey, welche sie in der frühesten Zeit vor andern Völkerschaften Italiens auszeichnet, war zum Theil durch ihre Lage, zum Theil durch ihren Charakter bedingt, so daß sie nach unserer Ansicht keineswegs als ein schlagender Beweis für die Verschiedenheit ihrer Abstammung angeführt werden kann. Die Karer, welche nach allen Zeugnissen mit den Lelegern so nahe verwandt waren, wie diese mit den Aeoliern und Pelasgern, ferner die Bewohner Creta's, welche Pelasger waren, unternahmen schon in den frühesten Zeiten Seefahrten, und die Karer trieben auch Seeräuberey. Unter den Germanen können wir in dieser Beziehung die Normänner erwähnen, welche durch die Lage ihrer Wohnsitze nicht minder zu Seefahrten und zur Seeräuberey eingeladen wurden, als die Etrusker, während ihre Brüder, welche im innern Deutschland saßen, dieselbe nicht kannten. Daß diese Seeräuberey später in Seehandel überging, erklärt sich aus den Fortschritten, welche sie in der Cultur machten. Ging ja auch das berühmteste Handelsvolk der alten Welt, die Phönicier, ebenfalls erst allmählich vom Seeraub zum friedlichen Verkehr mit andern Nationen über.

Auch die Sitten und die Sprache der Etrusker mußten durch die Verschiedenheit ihrer örtlichen Verhältnisse, ihrer Lebensweise und Beschäftigung ein verschiedenes Gepräge erhalten; besonders mußte die Sprache im Fortgange der Zeit sich so eigenthümlich entwickeln, daß sie sich von der lateinischen bedeutend unterschied und den Römern der spätern Zeit eben so unverständlich war, wie einem Deutschen, welchem wissenschaftliche Studien fehlen, die Sprache der Dänen oder Schweden. Wie in Griechenland die barbarisch lautende Sprache der Karier und die jener Zweige der Pelasger, welche von den heimathlichen Sitzen entfernt, unter andern Völkern lebten, sich auf verschiedene Weise entwickelte, so mußte auch die der Etrusker bey der Verschiedenheit ihrer Lage, Verhältnisse, Lebensweise und Beschäftigung einen höchst eigenthümlichen Charakter erhalten; allein daraus dürfen wir noch auf keine radicale Verschiedenheit in ihren Wurzeln schließen. Zu dieser Annahme berechtigt nach unserer Ansicht auch der Umstand nicht, daß es bis jetzt noch nicht gelang, den Schlüssel zu ihrem Verständnisse aufzufinden. Vielleicht führen einmal zufällige Umstände zu diesem Ziele, nachdem bereits ein viel versprechender Anfang gemacht ist.

Vorzüglich scheinen uns die religiösen Verhältnisse der Etrusker für ihre Verwandtschaft mit den Pelasgern in Epirus, Thessalien und Griechenland, so wie mit den Thraciern zu sprechen. Die vielen Gebräuche und das Schaugepränge bey den Mysterien der Griechen haben mit dem großen Ceremoniel des etruskischen Cultus eine große Aehnlichkeit. Die Kenntniß, welche die Etrusker in der Mantik besaßen, so wie der Werth, welchen sie auf dieselbe legten, erinnern an die Sehergabe des Helenus und der Cassandra, deren Namen in Epirus fast eben so verbreitet und einheimisch waren, wie im trojanischen Gebiete, und an die hohe Bedeutung, welche die Griechen schon in der Urzeit der Mantik beylegten, so wie an die tiefe Einsicht, welche Melampus, Tiresias und andere in derselben besaßen. Zauberey und Beschwörungen, welche bey den Etruskern so häufig erwähnt werden, finden wir auch in Griechenland, besonders in Thessalien und Korinth, wo Medea, die größte Zauberin, eine so bedeutende Rolle spielt. Beschwörungen und Zauberkünste wurden hier sogar zur Heilung von Wunden angewendet, und selbst politische Gährungen suchte man durch Sühnungen und religiöse Gebräuche zu dämpfen, wie die Sagen von Epimenides von Creta und ähnliche beweisen. Selbst der finstere Aberglaube der Etrusker dürfte, verglichen mit ähnlichen Erscheinungen, welchen wir in Epirus begegnen, zur Bekräftigung unserer Vermuthung über die Ver-

wandtschaft der Gründer mit den Bewohnern dieses Landes beytragen, so wie ihre Ansichten von der Unterwelt. Wir verweisen in dieser Beziehung auf den Acheron, den acherusischen See und ähnliche Namen, welche in Epirus vorkommen und deutlich genug an den Cultus der chthonischen Götter und den düstern Charakter desselben erinnern.

Wenn wir das Resultat der bisherigen Erörterungen zusammenfassen, so besteht dasselbe in Kürze darin, daß die Bewohner Italiens, die Ligurer, welche celtischer Abkunft waren, und die Gallier, welche später eindrangen, ausgenommen, demselben Volksstamme angehörten, von welchem jene von Epirus, Thracien, Griechenland und Kleinasien ihren Ursprung hatten. Sie führten aber in den einzelnen Gegenden verschiedene Namen, welche sich bald über einen größeren, bald über einen kleineren Landstrich ausdehnten, je nachdem die Zweige, welche dieselben trugen, ihre Herrschaft zu erweitern vermochten, oder von andern zurückgedrängt wurden. Der allgemeine Name, welchen dieselben hatten, war jener der Sikeler, die als Autochthonen auch Aboriginer heißen, und von den Griechen Pelasger und Tyrrhener genannt werden, wegen der Aehnlichkeit, welche sie vermöge ihrer Abstammung mit diesen hatten.

(Schluß folgt.)

Geschichte der Pfarrey St. Martin zu Bamberg und sämmtlicher milden Stiftungen der Stadt.

(Schluß.)

Die Gewaltthaten der gegen Bischof, Kapitel und Klerus ergrimmten Bürger Bambergs trieben den Bischof aus der Stadt; sie selbst setzten sich deshalb in kriegerische Verfassung. Daß der Bischof im Jahre 1433 bey der Durchfahrt am Rathhaus auf der obern Brücke in das Gesicht verwundet worden wäre, stellt ein vor uns liegendes Manuscript aus dem städtischen Archiv geradezu in Abrede; es führt die Aufschrift: „Refutatio der, Einem Magistrat dahir in Bamberg angebürd- und beschichtigten Gewalt Thätigkeit, so dieselbe an dem Bischoff Antonio anno 1433 unter dem Rathhaus verübt solle haben.“ 6 Blätter in Folio, spätestens aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts.

S. 299—337 theilt Hr. H. den Bericht der M. Anna Junius über den Aufenthalt der Schweden in Bamberg mit. Wir bitten, mit dieser sehr anziehenden Schilderung der Nonne des Klosters zum hl. Grab jene aus den literis annuis der Jesuiten in den gel. Anz. 1844 zusammenzuhalten und über die Schlacht bey Bamberg, in welcher Tilly den Schweden Horn besiegte, dessen Relation an seinen König zu lesen. Alle drey Aussagen ergänzen und berichtigen sich wechselseitig. Die Zahl der im Bauernkriege zerstörten Schlösser und Klöster beträgt nach der im hiesigen Filial-Archiv aufbewahrten gleichzeitigen Verzeichnung 131 Sitze und 6 Klöster.

Die zweyte Abtheilung gibt, wie schon gesagt, die Geschichte der Stiftungen. Auch hierzu nur wenige Bemerkungen. Zu S. 366 und 410 theilen wir eine auch kürzlich von uns aufgefundene und Hrn. H. nicht bekannte Urkunde über das Katharinenspital vom Jahre 1376, Juli, hier unten mit und fügen ihr eine noch ältere, stark beschädigte vom J. 1285 bey, deren Inhalt uns in der Ungewißheit läßt, welcher von den Stiftungen, deren Anfänge, Dotirung, Erwerbungen und Schicksale der gelehrte Hr. Verf. mit so großer Gründlichkeit und Sachkenntniß schildert, sie angehören möchte; wir legen sie deßhalb Hrn. H. zu gefälliger Entscheidung vor *). — Eine Stiftung, freylich von minderem Be-

*) Nro. I. 1376. Juli.

Nos heinricus dei gracia decanus Ecclesie Bambergens. Recognoscimus publice presencium inspectoribus vniuersis. Qualiter constitutus coram nobis in figura iudi‖cii discretus vir Johannes Kraft de Mospach, vicarius altaris Sanctorum, Thome apostoli. et Anne matris Marie virginis in ecclesia Sti. Stephani ‖ Bambergens. Recognouit publice et expresse, pro se, et suis in dicta vicaria successoribus, quod ipse propria in persona de octo libris hallensium. Quatuor ‖ pullis carnispriuialibus, ab Hermanno Nuenburger. Item de decem solidis hallensium de domo Nycolai Lyse retro Sctm. Martinum per ipsum vica ‖ rium, et suos successores perpetue recipiendis, et per olim Conradum Schaw conparatis, in die Sti. Marcellini Episcopi, que est quarta dies post Egidii ‖ in anniuersario

lange, haben wir im vorliegenden Werke nicht finden können. In einer Urkunde des städtischen Archivs vom

---

iam dicti Conradi Schaw infirmis hominibus, in hospitali Ste. Katharine prope Stm. Martinum, Bamberge degentibus || triginta. Solidos halsensium, cuilibet infirmorum porcionem suam, ob remedium anime dicti Conradi Schaw ad manus dando, sine diminucione qualibet || dabit et assignabit, In cuius rei testimonium, Sigillum nostrum, presentibus duximus appendendum, Actum et Datum. Anno domini Millesimo tricentesimo sep || tuagesimo sexto in crastino beate Marie Magdalene.

(Sigillum Heinrici Decani deest.)

Nro. II. 1285.

Dyonisius Dej gracia . . . rensis Ecclesie Episcopus. Dilectis in Christo Magistre et conuentuj Leprosarum in Babenberc || Salutem et sinceram in Christo caritatem. Cupientes Ecclesiam vestram et locum congruis honoribus a Christi || fidelibus frequentari et . . . pro hoc donis spiritualibus reddamus populum diuine gracie apciorem; de omnipotentis || Dei misericordia, et beatorum petri et pauli meritis et auctoritate confisi, omnibus vere penitentibus, et confessis, qui in anniuersario || dedicacionis Ecclesie vestre, et altarium, et precipuis festis. Saluatoris, videlicet Nativitatis, Resurectionis, pentecosten || nec non infestis quatuor beate virginis, patroni *beati Johannis Baptiste*, et beatorum petri et pauli, Beatj Franciscj, et Antonij, || ad ipsam Ecclesiam et locum causa deuocionis, deuote et humiliter accesserint, et eis manum adjutricem porrexerint; || elemosinis cottidianis, diuine propiciacionis graciam petiturj, quadraginta dies de injuncta sibi penitentia et annum || venialium misericorditer relaxamus presentibus perpetuo valituris, jta tamen si diocesanus sue assensum dederit || voluntatis. Datum (Nur)ẽberc. Anno. o o o dominj. M. CC. LXXXV. feria secunda post Judica.

An blauen und rothen Fäden hängt das stark beschädigte und unkenntliche Sigill des Bischofs Dyonisius. Auf der Rückseite steht: Fr. C. de Onoldspach.

28. August 1508 ist eine Stiftung erwähnt, „denen armen leuten, so ye zu zeitten zu Bamberg im Loch auff dem tod gefangen ligen, zu gut," gemacht von den Testamentariern Bangrazen Braun's seligen, nämlich Michell Koslinger, vorher zu vorcheim, hanns Braun, des Fürsten von Bambergs Cammermeister und Wolff Fürst, Burger zu Bamberg ꝛc.

Zeigen uns die Menge der milden Stiftungen der Stadt den frommen, ächt christlichen und menschenfreundlichen Sinn unsrer Vorfahren im schönsten Lichte, so gibt die Neuzeit uns den erfreulichsten Beweis, daß in den heutigen Bewohnern Bambergs dieser Geist ihrer Altvordern nicht erstorben ist, sondern zur Linderung des menschlichen Elends höchst thätig sich erzeigt.

Um jedoch unsere Anzeige nicht über Gebühr zu erweitern, schließen wir dieselbe mit dem Urtheile, daß Hr. H. in diesem Buche um die Stadt- und Bisthums-Geschichte in hohem Grade sich verdient gemacht, weßhalb ihm der wärmste Dank für seine Bemühungen und Opfer gebührt. Mit Freude gestehen wir ihm, wie er uns durch seine Geschichte ausnehmende Belehrung gewährt habe. Gar Vieles hat der gelehrte Hr. Verf. völlig neu zu Tage gefördert, Bekanntes berichtigt oder unter dem wahren Gesichtspunkt dem Leser hingestellt; es ist ihm gelungen, dem Wohlthätigkeitssinne und der Humanität der früheren Bewohner Bambergs ein schönes Denkmal zu errichten; damit aber hat er sich selbst ein monumentum aere perennius gesetzt. Hinsichtlich desjenigen, was wir in unserm Berichte nach unsrer vom Hrn. H. abweichenden Ansicht gegeben, oder was wir an einzelnen Theilen seines Werkes auszustellen hatten, rufen wir ihm das Bekannte und hier durchaus Passende: „ubi plurima nitent, levissima offendimur macula" zu!

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. August.

Nro. 154. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Geschichte des Mittelalters. Ein Lehrbuch für akademische Vorlesungen und die höhern Classen gelehrter Schulen. Von Dr. J. Möller, Professor der Geschichte an der katholischen Universität Löwen in Belgien. Erster Band. Die zwey ersten Perioden bis auf Gregor VII. Mainz, Verlag von Kirchheim, Schott u. Thielmann. 1844. XXII. 492 S.

Es ist zwar nicht die Weise der gelehrten Anzeigen, Lehrbücher und ähnliche für Schulen bestimmte Werke ihrem Inhalte nach vorzulegen, aber dennoch glauben wir mit der vorliegenden Geschichte des Mittelalters eine Ausnahme machen zu dürfen. Nicht nur weil sie, so viel es bey einem so umfassenden Inhalte möglich ist, auf Quellenstudium beruht und möglichst selbstständig dasteht, sondern auch weil die ganze Haltung des Buches sich so vortheilhaft vor anderen auszeichnet, daß wir es einer besonderen Empfehlung würdig erachten. Andererseits giebt uns gerade dieses Anlaß, die etwaigen Mängel, im Interesse der historischen Wahrheit und der in der Vorrede enthaltenen Aufforderung des Verfassers gemäß ungescheut zu rügen. Hiebey sey es uns aber auch erlaubt, offen zu bekennen, daß wir die meisten dieser Mängel viel weniger für individuelle, der Rechnung des Hrn. Möllers zugehörige halten, als vielmehr sie der allgemein herrschenden Methode, die Geschichte des Mittelalters zu behandeln, zuschreiben. Wenn Rez. haben die Kühnheit hat, gegen die bisher übliche Behandlungsweise in die Schranken zu treten, fühlt er sich hiezu nicht bloß durch eine siebenjährige Erfahrung, durch vielfaches Vergleichen und Prüfen ermächtigt, sondern auch durch innere und äußere Gründe berufen, gegen einen Schlendrian zu protestiren, der lange genug in den Compendien die Herrschaft behauptete.

Der Beginn der Geschichte des Mittelalters wird wesentlich durch die Grenzen der Geschichte des Alterthums und den Anfang der Geschichte der neueren Zeit bedingt. Wo aber jene aufhört, diese anfängt, darf nicht dem willkührlichen Ermessen des Einzelnen und damit dem Zufalle überlassen bleiben, sondern muß sich aus inneren Gründen ergeben. Die meisten Historiker glauben durch ihre Vorgänger der Mühe, hierüber neue Forschungen anzustellen, längst enthoben zu seyn, und fahren ruhig fort, vom Jahre 476 bis 1517 die Geschichte des Mittelalters zu begreifen, d. h. der Umsturz des längst morschen weströmischen Schattenreiches und der Eintritt der Glaubensspaltung in Deutschland sollen für die gesammte übrige Welt das Signal zum Beginne neuer Aeren gegeben haben. Da wird denn das Mittelalter definirt als die christliche Aera, was von selbst den Gedanken in sich schließt, vor und nachher habe es keine christliche Periode gegeben; andere glauben selbst einen recht kühnen Gedanken ausgesprochen zu haben, wenn sie darunter die Zeit der geistigen Knechtschaft begreifen, im Gegensatze zu der Geistesfreyheit des Alterthums und der modernen Periode. Aber einem mehr als tausendjährigen Abschnitte der Weltgeschichte, in welchem die Zerstörer des Alterthums, Germanen und Araber

auf den Höhepunkt ihrer Civilisation gebracht wurden, in welchem in Wissenschaft und Kunst so Großes geleistet, in socialer Beziehung eine Freyheit errungen und erhalten wurde, gegen welche der Absolutismus späterer Zeiten kläglich absticht; den Zeiten eines Beda und Carl des Großen, der Hohenstaufen und des Dante kein anderes Kriterium abgewinnen zu können, als das der Knechtschaft des menschlichen Geistes, setzt unserem Ermessen nach eine andere viel traurigere und unabwendbare Knechtschaft voraus, die der geistigen Beschränktheit, gegen welche bekanntermassen selbst nicht einmal das Kraut von Anticyra Heilung zu bringen vermag. Auf gleicher Stufe der Lächerlichkeit steht der Versuch, das Mittelalter bis zur Erfindung des Pulvers und, aus den gewöhnlich angegebenen Gründen, bis zu den großen transatlantischen Entdeckungen zu führen. Wer ein auch nur halbweg selbstständiges Urtheil über geschichtliche Dinge besitzt, kann mit Bestimmtheit sagen, daß derjenige nie das Pulver erfunden hätte, welcher demselben eine Kraft zuschreibt, gegen die der Dampf unsrer Tage zur Null herabsinkt. Was aber die großen Entdeckungen betrifft, so haben sie allerdings später einen unermeßlichen Einfluß ausgeübt, aber merkwürdig ist von diesem in den Büchern am wenigsten zu lesen, welche sich so sehr beeilen, das Mittelalter damit zu schließen. Auch Möller hat sich den Verlegenheiten nicht entziehen können, welche nothwendig aus der falschen Begränzung des Mittelalters hervorgingen. Ihm ist „die Geschichte des Mittelalters die Geschichte des katholischen Abendlandes, welches sich unter der geistigen Leitung der Kirche und ihrer Häupter, der Päpste, in der Einheit des Glaubens zu einem ihm eigenthümlichen Leben entwickelt.“ Consequent wird dann das Mittelalter mit dem Jahre geschlossen, in welchem durch die große Glaubensspaltung das Abendland erst in zwey, hierauf in drey einander feindlich entgegen stehende Heerlager getrennt wurde. Dieser Ansicht zufolge gäbe es also nicht nur für den Orient kein Mittelalter, sondern auch nicht einmal für diejenigen Staaten, welche sich von dem inneren oder äußeren Mittelpunkte der kirchlichen Einheit getrennt haben. Ich begnüge mich vorerst gegen diese Darstellungsweise das Eine geltend zu machen, daß sie einerseits zu sehr local, andererseits mehr kirchenhistorisch als universalhistorisch sey. So unläugbar aber auch der Einfluß, ja zeitweise auch die innige Durchdringung des Kirchlichen und Politischen im Mittelalter gewesen ist, so sind doch die Epochen der Universalgeschichte und Kirchengeschichte nicht immer dieselben, ja manchmal selbst strenge geschieden. Gewiß würde man es dem Kirchenhistoriker mit Recht verargen, wollte er nicht mit der Geburt des Heilandes eine neue Epoche anfangen; der Universalhistoriker aber wird dem Christenthume die gebührende Stellung einräumen, wenn er dann dasselbe als eine Epoche begründend hervorhebt, wo es wirklich in seiner äußeren Erscheinung bereits alle Lebenskräfte zu sammeln und gegen die frühere Zeit eine neue zu begründen vermochte. Dieß ist aber einer der schlagendsten Gründe, warum die Geschichte des Mittelalters nicht mit dem Jahre 476 begonnen werden darf, sondern mit der Begründung einer rein christlichen Hauptstadt des römischen, d. h. civilisirten Erdkreises begonnen werden muß, d. h. mit dem Jahre 330. Allein giebt es denn überhaupt ein Mittelalter, und ist dieser Begriff nicht willkührlich erfunden, vielleicht im Dienste einer modernen Ansicht, in deren Interesse es lag, so dunkle Farben als möglich auf vorausgegangene Zeiten zu häufen, um das Talglicht ihres kärglichen Geistes desto heller leuchten zu lassen? Daß derartige Bestrebungen statt fanden und noch statt finden, weiß Jedermann, welcher auch nur einen Blick in ein Leipziger Literaturblatt oder ein anderes jener norddeutschen Journale warf, die wohl nur deßhalb am hellen Mittage wie toll Licht, Licht schreyen, weil es ihrer inneren Leuchte ergangen ist, wie der der thörichten Jungfrauen im Evangelium.

Es liegt das Schreiben eines in der Geschichte tüchtig bewanderten Mannes vor mir, welcher der Geschichte des Mittelalters auch mehr eine künstliche Deutung als einen natürlichen Verlauf unterzustellen bereit ist, und ich glaube, indem ich seine Worte mittheile, die wissenschaftliche Ueberzeugung nicht bloß Eines Mannes auszusprechen. Er schreibt: „Ich kann einen Gedanken nicht bergen, der Ihnen vielleicht wie eine kleine historische Heterodoxie vorkommen wird. Ich fasse nämlich das, was man Mittelalter heißt, allerdings etwas local auf, als In-

begriff den Zustände des christlich-germanischen Abendlandes und seiner Anderen, in dem gegebenen, nach Ansichten etwas zu erweiternden oder verengenden Zeitraum. Allgemein, welthistorisch, ökumenisch, wenn Sie wollen, statuire ich kein Mittelalter, sondern nur zwey Geschichtshälften, eine vorchristliche und eine christliche. Der Name und Begriff des Mittelalters scheint mir überhaupt der Erfindung einer Zeit angehörig, deren Hauptmeinung eigentlich doch gewesen ist, zwischen die beyden Lichter des klassischen Alterthums und der modernen Aufklärung eine dunkle Partie hineinzustellen, und dieses nicht bloß des Effectes wegen. Ich weiß nun recht wohl, wie sich dieser dunkel gemeinte Begriff in der Folge, in selbst im Sprachgebrauche, recht lieblich, auch farbig erhellt hat, aber eben doch nur, wie mir scheint, in seiner lokalen Beziehung. Allgemein gesprochen ist mir dieses Mittelalter doch nur eine Phase der neuen oder christlichen Geschichte. Es ist darum schwer, nach vorne oder hinten abzuschließen und eben so schwer wird auch ein ökumenisches Mittelalter vorzutragen seyn, wenn man nicht, wie Rühs ganz ethnographisch, von Volk zu Volk die Erde umgehen will, womit doch für die Erkenntniß des Ganzen wenig gethan ist."

Offenbar werden alle diese Bedenken und Einwürfe am besten gelöst, wenn in einer Geschichte des Mittelalters gezeigt wird, daß sie sich nicht nur auf dem Wege der Thatsache und Geschichte lösen lassen, sondern auch allein dadurch das Mittelalter aus der bisherigen einseitigen Auffassung herausgerissen und in die gebührende Stellung gebracht werden könne. Daß die Weltgeschichte in den alten und in den neuen Bund zerfällt, wird nur der läugnen, welcher in subjectiver Ansicht befangen und auf nicht begründete Voraussetzungen gestützt, darin abgethane Worte findet, während er sich selbst in die Classe der heimathlosen Geister stellt, die ruhelos im Dunst der Negation sich verzehren. Von allen Ereignissen, bey dem Uebergange aus dem Alterthume in die neuere Zeit, hat keines auf den Occident und den Orient tiefer, nachhaltiger eingewirkt, und ist keines so ganz aus den Bedürfnissen des Christenthums hervorgegangen, als die Gründung des christlichen Roms, Constantinopels. Der Umsturz des weströmischen Reiches im Jahre 476, Möllers und fast aller andern Historiker Anfangspunkt des Mittelalters, kommt an innerer Bedeutung dieser Thatsache nicht im Entferntesten gleich, zumal da jeder tiefer Blickende die Schuld, oder das Verdienst, das längst verfaulte abendländische Römerreich, welches ohnehin nur noch in Italien vorhanden war, vollends umgestürzt zu haben nicht Odoaker, sondern dem Vandalenkönige Geiserich zuschreiben wird. Ein abendländisches Reich war ferner auch erst möglich geworden, seit der Sitz der Regierung von Rom nach Constantinopel verlegt worden war; durch Constantinopel wurde immer noch eine gewisse Einheit in der civilisirten Welt erhalten und man wird kaum eine einflußreiche Thatsache in jener Uebergangszeit finden, deren causa movens nicht nach Constantinopel wiese. Selbst die Völkerwanderung, welche zu so großen Umwälzungen Anlaß gab, ist nicht geeignet, einen Abschnitt in der Weltgeschichte zu begründen, da immer das gerechte Bedenken übrig bleibt, solle der Einbruch der Hunnen, der Gothenkrieg des Valens, der Einbruch des Alarich oder gar erst der wilde Sturm Attila's als Anfang dieser Periode angenommen werden. Da aber anderseits die Völkerwanderung von so ausnehmender Wichtigkeit für die Geschichte des Mittelalters war, diese wahrhaft eröffnete, so gewinnt man, wenn die von uns angegebene Epochenabtheilung angenommen wird, die Möglichkeit, einerseits das römische Element, d. h. die Bildung der alten Welt, an deren Spitze das Christenthum, und anderseits die Völkerwanderung und die aus ihr hervorgegangenen neuen Staaten, zwey Dinge, die sich gegenseitig bedingen und ergänzen, als den Anfangspunkt des Mittelalters; eine Eintheilung, die eben so sehr dem natürlichen Verlaufe entspricht, als sie eine künstlerische — ich sage nicht künstliche, Darstellung gestattet. Ist die Geschichte des Mittelalters nur eine willkührliche Erfindung, eine künstliche Eintheilung der allgemeinen Geschichte, die keinen wesentlichen und distincten Inhalt hat, so ist mein gelehrter Freund in vollem Rechte, wenn er nur zwey Zeitalter in der Geschichte statuirt. Auch ich bin der Meinung, daß am Ende aller Tage nur zwey große Zeiten, das alten und

des neuen Bundes in ihrer Vollendung darstellen werden. Allein so weit wir bereits in der letzten dieser großen Hälften gekommen sind, vermögen wir schon mit aller Schärfe der Wissenschaft ein Zeitalter von 1200 Jahren gegen vorwärts wie gegen rückwärts abzusondern, das vielleicht dereinst in dem großen Drama der christlichen Aera nur als der erste Act erscheinen wird, welches aber von der späteren Periode, der Gegenwart, so strenge geschieden ist, als es nur immer seyn kann, wenn die Richtung einer Zeit darauf hinausgeht, dasjenige wieder zu vernichten, was eine frühere Periode geschaffen hat.

(Schluß folgt.)

Mittelitalien vor den Zeiten der römischen Herrschaft; nach seinen Denkmalen dargestellt von Dr. Wilhelm Abeken.

(Schluß.)

Da aber den einzelnen Völkerschaften neben ihrer speciellen Bezeichnung häufig auch der allgemeine Name der gesammten Bevölkerung beygelegt wurde, so mußte besonders später, als die Griechen sich mit der römischen Geschichte beschäftigten, zumal da viele Namen von Göttern und Heroen an Epirus, Griechenland und Kleinasien erinnerten, große Verwirrung entstehen, indem diese bey der ihnen eigenthümlichen Lebhaftigkeit und Eitelkeit, so wie bey der verkehrten Ansicht, welche sie von der weiten Verbreitung dieser Namen hatten, und bey ihrem festen Glauben, daß jeder Name ein besonderes Volk bezeichne, nicht bloß zu der Annahme sich verleiten ließen, daß die Bewohner Italiens aus Griechenland oder Thessalien erst später einwanderten, sondern auch, da so viele Namen später verschwanden, auf die Vermuthung verfielen, daß die Völker, welche sie führten, im Laufe der Zeit verdrängt oder unterjocht worden seyen. Auf diese Weise wurde die Verwirrung so groß, daß man bey dem ersten Anblick der über die ältesten Einwohner von Italien erhaltenen Angaben an einer Lösung oder Ausgleichung derselben verzweifeln möchte.

Trotz aller Verwandtschaft aber mußten die einzelnen Zweige der italischen Bevölkerung bey der Verschiedenheit der örtlichen und klimatischen Verhältnisse, der Beschäftigung und Lebensweise sich eben so eigenthümlich entwickeln, wie die verschiedenen Stämme und Zweige der Hellenen, und wir bedenkt, wie groß zur Zeit vor den Perserkriegen die Verschiedenheit zwischen den Spartanern und Joniern war, wie sehr sich gegenwärtig die Skandinavier oder die Holländer von den Deutschen des eigentlichen Mutterlandes unterscheiden, der wird sich leicht erklären, daß auch in Italien sich im Laufe der Jahrhunderte die Bewohner der einzelnen Provinzen höchst eigenthümlich entwickeln mußten; er wird finden, daß der Unterschied zwischen den Römern und Etruskern kaum größer war, als jener zwischen den Spartanern und Joniern. Noch weniger aber kann es befremden, daß die politischen Verhältnisse der italischen Völkerschaften und ihre Sprache trotz ihrer Verwandtschaft mit den Griechen sich auf eine eigenthümliche Weise ausbilden mußten, wenn man die Verschiedenheit, welche gegenwärtig in dieser Beziehung zwischen den Deutschen und Skandinaviern Statt findet, beachtet; man wird es sehr begreiflich finden, daß die Griechen früher durch ihre Colonien in Unteritalien, später aber nach der Eroberung ihres Landes durch die Römer durch ihren Aufenthalt in Italien, so wie durch den der Römer in Griechenland eben so bildend auf diese einwirken konnten, wie die Jonier und Aeolier in Kleinasien auf die mit ihnen verwandten Leleger und Karer.

Uschold.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. August.

Nro. 155. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Geschichte des Mittelalters ꝛc.

(Schluß.)

Daß aber mit Konstantin dem Großen wirklich eine neue Epoche in der Weltgeschichte begann, wird Niemand läugnen können, welcher erstens die regenerirende und überhaupt aufbauende Kraft des Christenthums bedenkt, welches jetzt erst von den Verfolgungen befreyt, ungehindert sich als Lebensprincip gelten machen konnte. Was aber hätte alle Kraft der Germanen genützt, wenn es ihnen gelungen wäre, an die Stelle des von ihnen besiegten und zertrümmerten Römerreiches nur ihre Barbarey zu setzen? Es lag wesentlich im Interesse der Menschheit, daß das Römerreich, welches Jahrhunderte hindurch allein die Weltgeschichte ausmachte und allein einer Weltgeschichte werth war, noch sich so lange erhielt, bis auch die Germanen von der Kraft dieses neuen Lebensprincipes durchdrungen waren und nun ein neues deutschrömisches Reich an die Stelle des alten setzen konnten. Für's zweyte darf nicht übersehen werden, daß Konstantins politische Einrichtungen eben so sehr, wie die Gewissensfreyheit, welche er ertheilte, eine gänzlich neue Epoche herbeyführten. Ihm ist es zu verdanken, daß es im Osten von Europa noch 1100 Jahre ein Reich gab, welches trotz aller geistigen Verknöcherung und Erstarrung, allem Formel- und Schreiberwesen dennoch eine große und seitdem nicht mehr auszufüllende Lücke in einer eigenthümlichen Großartigkeit erfüllte. Konstantin steht in der Mitte von zwey und zwanzig Jahrhunderten der römischen Geschichte und er ist es gewesen, durch den es kam, daß die erste und die zweyte Hälfte dieser großen Zeit einen gänzlich verschiedenen Stempel tragen. Mit ihm schließt sich die eine Hälfte, eröffnet sich die andere und da die Welt bereits eine römische geworden war, steht er somit auch an dem Scheidepunkte der alten und neuen Weltgeschichte. Wie wird dann aber wohl der Begriff der Geschichte des Mittelalters zu fassen seyn?

Die Geschichte des Mittelalters ist die Geschichte der Begründung, Ausbildung und des Verfalles einer respublica christiana, welche durch die großen Kriege des fünfzehnten Jahrhunderts, die mit der Eroberung von Constantinopel durch die Osmanen beginnen, durch die Entdeckungen neuer Erdtheile in politischer Beziehung und durch die Glaubensspaltung in religiöser Beziehung aufgelöst wurde. Ohne ihre Mitte und ihr Lebensprincip in Constantinopel zu finden, wird die Geschichte des Mittelalters ihrem Anfange und ihrem Ende nach an Neurom geheftet; ihr Lebensprincip, ihre geistige Einheit und den Impuls zu gemeinsamen Unternehmungen zieht sie aus Altrom, das durch das Christenthum seine Palingenesie feyert, und indem es dasselbe den Germanen mittheilt, und fortwährend die äußere und innere Gestaltung desselben bey ihnen überwacht und leitet, für alle Völker gleich unentbehrlich wird. Aber das zutiefst im Geiste des Christenthums liegende Princip der Scheidung des geistlichen und weltlichen Elementes, worauf alle christliche Cultur beruht, macht für die Erziehung der Völker in der Zucht des christlichen Glaubens jene weltliche Gestaltung nothwendig, die ihnen aus der Römerzeit überkam, das Kaiserthum. Erst wird mit dem Kaiserthum nach seiner Umgestaltung durch Constantin und Theodosius versucht, ob mit

demselben der neue und großartige Bau eines christlichen Staatensystemes aufgeführt werden könne und das Zeitalter Justinians, der durch die Bezwingung der Vandalen und Ostgothen die Hauptländer des Westens mit dem Osten wieder vereinigte, läßt auch für einen Augenblick einer solchen Hoffnung Gehör schenken. Bald aber zeigt sich diese Hoffnung als eitel und soll nicht eine Universaltyranney alle bereits gelegten Keime des Bessern zerstören, so muß die Kirche, der in weltlicher und geistlicher Beziehung der Orient bereits aufgekündigt hatte, einen weltlichen Beschützer im Abendlande haben, müssen die Fürsten ein Haupt bekommen, dessen Größe nicht bloß eine irdische, sondern zu höherem Endzwecke geheiligte ist.

H. Möller hat die Wichtigkeit der Wiederherstellung des weströmischen Kaiserthums trefflich gewürdigt. Allein wenn er seinen ersten Zeitraum bis zu dieser Epoche (800) ausdehnt, so können wir ihm dennoch nicht beystimmen und hierin nur eine natürliche Folge des fehlerhaften Ausgangspunktes (d. J. 476) gewahren. So gewiß die Völkerwanderung und Constantins Epoche nicht mehr zur alten Welt, sondern einer Zeit angehören, welche mit dem Alterthum in Zwiespalt trat, so gewiß ist die Wiederherstellung des Kaiserthums durch P. Leo III. nicht der Anfang, sondern der Höhepunkt eines der großen Abschnitte der Geschichte des Mittelalters. Dieser Abschnitt beginnt aber bereits mit der Constituirung des neuen karolingischen Königthums der Franken, welches bekanntlich per auctoritatem Romani Pontificis begründet wurde. So lange die Eintheilung mit dem Jahr 800 gewählt wird, wird dem irrigen Gedanken, das deutsche Kaiserthum sey nur eine künstliche Schöpfung gewesen, Vorschub geleistet, während doch Jahrhunderte daran gearbeitet haben und man könnte es geradezu ganz gleichgültig nennen, daß P. Leo III. Karln d. Gr. krönte. Die Sache lag so tief in dem Wesen und der ganzen Entwicklung des Mittelalters, daß es mit einer Art von innerer Nothwendigkeit so kommen mußte. Und war denn nicht auch von der Errichtung des karolingischen Königthums bis zur Krönung Karls des Gr. nur Ein Schritt? Viel näher aber als das letztere Ereigniß steht, um einen neuen Abschnitt zu beginnen, das J. 752, da mit diesem im Occidente das bezeichnete Ereigniß statt fand, welches die Wiederherstellung des Kaiserthums zur Folge hatte, und im Oriente beynahe gleichzeitig (750) die Erhebung der Abassiden erfolgte, welche die ganze Politik des Morgen- und Abendlandes veränderte. Wenn wir jedoch oben das Jahr 330 als den Anfang des Mittelalters statuirten, so ist es nicht unsere Meinung, den ersten Zeitraum bis zum J. 752 zu führen. Sondern derselbe hat seine natürliche Abgränzung mit dem J. 568 als dem Ende der Völkerwanderung durch das Eindringen der Longobarden, dieser Hefe von Völkern in Italien, welche P. Gregor der Große in der bekannten Aeußerung über die Longobarden so richtig bezeichnete. Damit war die Grundlegung der neuen Staaten vollendet und zugleich hatte sich in dieser Periode das altrömische (weltliche) Element als unfähig erwiesen, die Bildung dieser Staaten zu einem gedeihlichen Ende zu bringen. Mit P. Gregor dem Großen für das Abendland und Muhammed für das Morgenland beginnt der zweyte Zeitraum, den die Königskrönung Pipins, als Herbeyführung einer innern Einheit unter den verschiedenen christlichen Staaten, und der Sturz der Ommajaden, als Beginn der Auflösung der von Mohammed begründeten Einheit, schließen. Auf diesen folgt mit dem J. 752 der dritte Zeitraum, über dessen Ende wir mit dem Verfasser nur wenig differiren. Denn wenn derselbe den mit dem J. 800 begonnenen Zeitraum mit dem J. 1073 abschließt, so stecken wir als dessen Gränze das J. 1056/7, das Todesjahr Heinrichs III., P. Victors II., und im Oriente des K. Konstantin Monomachus, des Vorgängers der Komnenendynastie. Die Regierung Heinrichs IV. macht in dem Kaiserreiche einen neuen Abschnitt und die Ereignisse, welche dieselbe herbeyführte, gestalten sich zu einem großen und unzertrennbaren Ganzen, das vom J. 1056 bis zum J. 1122 dem Wormserconcordate reicht und den ersten Abschnitt der großen Kämpfe zwischen dem sacerdotium et regnum erfüllen, die einen eigenen Zeitraum in der Geschichte ausmachen. Wenn Möller diesen letztern (seinen dritten, unsern vierten) Zeitraum mit dem J. 1303, dem Tode des P. Bonifacius VIII., schließt, so beweist dieß den historischen Takt, welcher den Verfasser bey der ganzen Abfas-

fang dieses Buches leitete und den wir trotz aller Verschiedenheit im Einzelnen öffentlich anzuerkennen uns gedrungen fühlen. Wir entheben uns aber des Vergnügens uns hierüber weitläufiger auszusprechen, da der vorliegende erste Band nur bis zum J. 1073 reicht und also auch erst das Erscheinen des zweyten Bandes abgewartet werden muß, um über die Durchführung ein Urtheil fällen zu können.

Man kann nicht anders sagen, die Geschichte des Mittelalters richtig aufzufassen, setzt größere Eigenschaften voraus, als die Darstellung der drey letzten Jahrhunderte, deren Begebenheiten unsere Denkungsart zu erzeugen halfen und auf die wir uns gewöhnt haben wie auf ein abgeschlossenes Ganzes niederzublicken, dessen Ende wir selbst sind. Allein die Geschichte des Mittelalters ist ein Buch mit sieben Siegeln und der Zauberschlag, der uns die Pforten der neueren Geschichte eröffnet, verhallt machtlos an den Felsenthoren, die zum Heiligthume jener älteren Zeiten führen. Das Ignoriren derselben hat so wenig genützt, als der bekannte Phrasenkram, mit welchem man alles Pfaffentrug und Hinterlist zuzuschreiben sich bemühte, was doch die edelsten Keime, die theuersten Früchte eines Volkslebens in sich schloß, welches längst unter der arbiträren Richtung der neueren Zeit verschwunden ist und mit Recht ist daher jene geistlose und doch so lange in Deutschland vorherrschende Anschauungsweise erst unlängst wieder der beißenden Satyre preisgegeben worden. Allein auch die geistreiche Manier, welche sich an ihrer Stelle zur Herrschaft zu erschwingen sucht und der Wahrheit gewiß eben so nahe kommt, als der Pedantismus der älteren und der neueren Annalistenschule ihr ferne steht, genügt nicht um Erscheinungen zu erklären, an welchen man rücksichtslos vorüber gehen zu dürfen glaubt, die aber den Kern und die Seele der großen Männer jener Tage bildeten. Es ist vergeblich, Jemanden, der hiefür keinen Sinn hat, jene Freyheit und Unabhängkeit begreiflich zu machen, welche einer edleren Natur z. B. die Uebernahme von Gelübden gaben, durch die sie sich von der Welt losriß und einem himmlischen Dienste hingab. Sieht der eine darin nur eine geistige Sklaverey, erkennt der Andere darin einen Act von Herrschsucht, so sind die Unterschiede von Schwärmerey, Fanatismus, Ambition und dergl. dann so fein gezogen, daß dem Wesen nach doch immer dieselbe Gestaltung zum Vorschein kömmt, nämlich statt des Porträts eine Carricatur, ein nach willkührlicher Vorstellungsweise zusammengetragenes Bild. Wem das Kreuz ein Aergerniß oder eine Thorheit ist, der wird auch unmöglich an den Kreuzzügen irgend einen Gefallen finden und er hat wirklich bereits das Unmögliche geleistet, wenn er, selbst von dem Kreuze kein weiteres Heil erwartend, ihnen doch noch eine historische Bedeutung einräumt, d. h. die Möglichkeit zugiebt, daß unter gewissen Verhältnissen gewisse Personen sich für gewisse Dinge enthusiasmiren, welche doch eigentlich keines Enthusiasmus werth seyen. Wer unter den christlichen Confessionen nur Durchgangsepochen, Verpuppungen und Häutungen erblickt, denen in großer Unparteylichkeit vielleicht ein historischer Werth beygemessen wird, die aber nach der Lehre von den drey Ringen alle zusammen gleich viel oder gleich wenig zu bedeuten haben, wird nach logischer Consequenz den Standpunkt wählen, den wir als den bequemsten bezeichnen möchten, welcher an der Erscheinung, der Aeußerlichkeit stehen bleibt, somit also auch die Dinge schildern, wie sie sich seinem Geiste präsentiren, abgesehen davon, ob die äußern Erscheinungen die Wirkungen zufälliger Umstände oder der in ihnen liegenden Ursachen sind, diesen entsprechen und also auch zu einem Urtheile über diese befähigen oder nicht. Die Frage ist daher offen die, ob der universalhistorische Standpunkt dadurch erreicht wird, daß man sich, um über die Ereignisse zu stehen, außer ihnen stellt, oder ob man denselben nicht vielmehr erst dadurch gewinnt, daß man es wagt, ihre Kräfte mit den seinigen zu messen, sie auf sich einwirken läßt und somit hinter sie zu kommen sucht? Die mindeste Gerechtigkeit, welche man sowohl einzelnen als ganzen Völkern zu erweisen schuldig ist, erfordert, daß man ihnen nicht die Motive unterbreitet, welche etwa auf uns einen Eindruck ausüben können, sondern daß man sich möglichst in ihren Ideenkreis versetze und somit ein Theilnehmer ihrer Leiden und Freuden geworden in die Gründe ihrer Handlungen einzudringen vermöge. Ein Volk verantwortlich zu machen, daß es die Aufgabe nicht erfüllte, die ihm, sey es nach einem politischen oder philosophischen Systeme, ein

geistreicher Schriftsteller unterschiebt, die aber weder in seinen Ideen noch in seinen Kräften lag, oder ihm Beweggründe anzudichten, welche seiner ganzen Natur fremd sind, ist eine gleich große wissenschaftliche Sünde. Diejenigen aber, welche sich so leichten Schwungs über die Ereignisse stellen und ohne je durch noch so schreyende Thatsachen von den Vorspiegelungen einer lebhaften Phantasie abgebracht werden zu können, die Vergangenheit nach den ephemeren Ansichten abwägen, die sie sich von der Zukunft machen, mögen Acht geben, ob sie nicht einem wissenschaftlichen Principe huldigen, welches das Gegenstück zu der bekannten politischen Phrase abgiebt: la loi doit être athée. Bekanntlich hat eine nicht unbedeutende Partey geistreicher Männer von einer atheistischen Gesetzgebung die Lösung aller Fragen über das Verhältniß zwischen Kirche und Staat erwartet. Die Proben, welche wir seit dem Jahre 1789 und insbesondere im ärndtereichen Jahre 1793 erlebten, haben jedoch in Betreff des erwarteten Glückes vieles zu wünschen übrig gelassen. Auf die Wissenschaft angewendet lautet aber dasselbe Princip etwa wie der Wunsch eines sonst sehr wackeren Mannes, der dem Verfasser dieser Zeilen einmal zu verstehen gab, eine unparteyische Geschichte der Jesuiten erwarte er sich nur von einem Juden verfaßt. Die Götter haben seitdem diesem Flehen huldvoll zugelächelt und den Wunsch des Biedermannes zu erfüllen ist Sugenheim Geschichtschreiber geworden.

Gehörte zu einem Historiker, besonders des Mittelalters, nur so viel, sich ein beliebiges Thema vorzusetzen, die Quellen zu studiren und dann ohne weitere Erregung der Seele zu schreiben anzufangen; wäre Geschichtschreibung nur eine gewöhnliche Verstandesoperation, wo die Seele leer ausginge, dann freylich hinge die schwerste aller Künste von einem Talente ab, welches sich selbst sehr häufig unter den Menschen vorfindet. Wie aber ächtes historisches Studium einem Fatum gleich zu wirken vermag *) und denjenigen, welcher sich ihm hingiebt, zu ganz anderen Resultaten bringt, als er sich selbst anfänglich vorstellte, hat nicht nur jeder Einzelne hundertfältig an sich erfahren können, sondern haben wir auch in jüngster Zeit an einem der bedeutendsten Historiker Deutschlands erlebt, während die Heimath desselben Mannes zugleich eine der lächerlichsten Verirrungen aufweist, in die mit allem Geistesreichthum ein anderer Forscher aus Mangel an solider Basis gerieth.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu Möllers Buche zurück, so muß noch erwähnt werden, wie sich in ihm so Vieles vorfindet, was von einem tüchtigen Blicke in die Bedürfnisse des Lernenden Kunde giebt. Dazu rechnen wir Dinge, die Andern vielleicht von geringerer Bedeutung erscheinen, die wir uns aber zur Anwendung genau notirten, um, da wir selbst uns mit dem Plane beschäftigen, mit der Zeit ein Lehrbuch der Geschichte des Mittelalters herauszugeben, davon auch für uns Gebrauch zu machen. Jedes Capitel ist in §§, jeder § in Unterabtheilungen getheilt, die Jahreszahlen stehen am Rande, die größeren und kleineren Abtheilungen haben kleine Uebersichten. Voran steht nicht nur die Literatur, sondern auch die Reihe von Königen, Kaisern, Päpsten u. dgl. Was hiebey noch zu wünschen wäre, ist eine kurze Kritik einzelner Bücher, wie dieses Spittler in seinem Entwurfe einer europäischen Kirchengeschichte mit Manchen gethan hat. Warum nicht mit allen, ist eben so klar, als warum es nach ihm unterlassen wurde, und zwar hiebey ganz abgesehen von der Spittler eigenthümlichen Präcision des Urtheiles und der wirklichen Kenntniß der Quellen, die bey so Vielen sich nur auf die Büchertitel und Citaten erstreckt, die von Hand zu Hand zu wandern pflegen. Ob der Verfasser einzelne Abschnitte wie z. B. über Skandinavien bey einer zweyten Auflage eben so weitläufig behandeln würde, als es bey der ersten geschah, lassen wir dahin gestellt. Jedenfalls aber sind seinem Buche viele Leser zu wünschen und ist ihm eine zweyte Auflage in Bälde zu versprechen.

Höfler.

*) volentem ducunt, nolentem trahunt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. August.

Nro. 156. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde, herausgegeben von Dr. K. C. von Leonhard und Dr. H. G. Bronn, Professoren an der Universität zu Heidelberg. Jahrgang 1844. Stuttgart. Schweizerbart'sche Verlagshandlung. 1844.

Das seit 15 Jahren erscheinende Jahrbuch liefert auch in dem vorliegenden Bande interessante Abhandlungen und Notizen über die Fragen des Tages. Neben mehr oder weniger ausführlichen Beobachtungen und Ergebnissen der Erfahrung finden sich mancherley Speculationen und Theorien über Gletscherbildung, Felsschliffe, erratische Blöcke u. dgl., deren Untersuchungen an der Reihe sind, wie es früher die Hebungen waren. Dabey dauern die Discussionen über Plutonismus und Neptunismus fort und werden wieder aufgenommen, seitdem Fuchs mit neuen und gediegenen Betrachtungen die Anregung dazu gegeben hat, wodurch auch das übliche nachbetende Geschwätz jüngerer Geologen einigermassen gehemmt worden ist, weil man begierig auf die Aeußerungen der Meister und Autoritäten wartet und diese mit dem Anfang auch wieder gegenseitig auf einander zu warten scheinen. Jedenfalls ist ohne chemische und physikalische Kenntnisse nicht mehr so mitzustreiten, wie vormals, und in's Blaue hinein philosophiren, wie es sonst bequem und doch einigermassen anerkannt war, genügt nicht mehr. Wir wollen hier Einiges von den mitgetheilten Artikeln über Gang-Bildung anführen und damit ein Beyspiel geben, wie die widersprechendsten Ansichten fortwährend in geologicis auftauchen und verfochten werden.

Das Zusammenvorkommen verschiedener Mineralien von sehr ungleicher Schmelzbarkeit und die Art, wie Krystalle der leichtflüßigern sich in die Masse der strengflüßigern eingedrückt haben, dieses für die Theorie der Entstehungsweise sehr wichtige Verhältniß ist mit der gehörigen Schärfe zuerst von Fuchs aufgefaßt und dann von Scheerer geltend gemacht worden. Die Quarzbildung, gleichsam der Schlüssel zur Lösung der weitern Fragen, war der nächste Gegenstand der Berücksichtigung. Fuchs sagt: wäre der Granit, dessen wesentliche Gemengtheile bekanntlich Quarz, Feldspath und Glimmer sind, geschmolzen gewesen, so hätte zuerst der Quarz krystallisiren müssen, welcher niedergesunken wäre, und erst nachher hätten Feldspath- und Glimmer-Krystalle entstehen können, gemäß der sehr verschiedenen Schmelzbarkeit und Erstarrbarkeit dieser drey Körper. Wie hätten sie aber unter diesen Umständen so miteinander verwachsen können, wie wir sie antreffen und wie sie auch noch mit andern Mineralien verbunden vorkommen, welche theils noch strengflüßiger als Quarz, wie Corund und Zirkon, theils auch leichtflüßiger als Feldspath und Glimmer sind, wie Granat, Hornblende, Lepidolith, Turmalin ꝛc.? — In einer ähnlichen Weise äußert sich Scheerer und da seine Abhandlung über den Norit, worin diese Verhältnisse zuletzt besprochen werden, noch nicht allgemein bekannt ist, so mag das Betreffende hier kurz angegeben werden. Auf den Granitgängen der Insel Hitteröe ist das Gestein theilweise von der größten

Grobkörnigkeit. Der Feldspath bildet cubikfußgroße Massen, während sich der Quarz, in noch bedeutenderen Partieen und oft gewaltige Glimmertafeln einschließend, überall dazwischendrängt, und jeden vom Feldspath und Glimmer freygelassenen Raum auf das Genaueste ausfüllt. Die größern Feldspathmassen zeigen sich an fast allen Stellen, wo sie mit Quarz in Berührung treten, von Krystallflächen begränzt und zuweilen glückt es fast ringsum ausgebildete Feldspathkrystalle vom Quarz umgeben zu sehen. Zuweilen bilden Quarz und Feldspath einen sogenannten Schriftgranit von vorzüglicher Schönheit. In diesem Falle bemerkt man häufig, daß der Quarz in rhombischen Prismen von der Form des Feldspaths, also gewissermassen in Afterkrystallen erscheint, welche Form ihm offenbar vom Feldspath während des Krystallisationsaktes vorgeschrieben worden ist. Es ergiebt sich daraus, daß der Quarz in den Granitgängen von Hitterö unmöglich früher krystallisirt seyn könne als der Feldspath, sondern daß letzterer seine Form schon großentheils angenommen hatte, als ersterer noch gestaltlos war. Diese im Bau des Schriftgranits mit großer Schärfe ausgesprochene Thatsache widerspricht vollkommen der Annahme, daß Quarz, Feldspath und Glimmer einst ein rein feuerflüßiges Gemenge bildeten, aus welchem sich durch langsame Erkaltung die einzelnen Mineralien ausschieden, da es klar ist, daß der weit schwerer als Feldspath schmelzende Quarz in solchem Falle stets zuerst krystallisirt seyn müßte. Aber schon das bloße Auftreten des Quarzes ist hinreichend, eine solche Annahme zu widerlegen, da in wahrhaft vulkanischen Gesteinen bisher nirgends eine Spur von ausgeschiedenem Quarz gefunden wurde. — Nicht weniger instructiv, als die gegenseitige Anordnung von Feldspath, Quarz und Glimmer ist die Gruppirung der accessorischen Mineralien innerhalb der grobkörnigen Granitmasse. Als durchgreifende Regel gilt es hier, daß Orthit und Gadolinit entweder von strahlig krystallinischem Quarz umgeben sind, dessen Strahlen eine annähernd senkrechte Richtung auf die Contouren des eingeschlossenen Minerals haben oder daß sie in Feldspath eingewachsen vorkommen, dessen Hauptblätterdurchgang eine ähnliche Stellung wie jene Strahlen besitzt. — Diese Gruppirung führt zu ganz ähnlichen Schlüßen, wie sie aus der Anordnung des Quarzes und Feldspaths in den Granitgängen gezogen wurden. Die Strukturverhältnisse dieser Mineralien in der Berührung mit Orthit, Malakon und Ytterspath sind vollkommmen analog der krystallinischen Anordnung einer Salzmasse, welche rings um einen festen Körper angeschossen ist. Es liegt also der Schluß sehr nahe, daß das eingeschlossene Mineral stets älter, d. h. früher krystallisirt seyn müsse, als die umgebende auf beschriebene Art strahlig angeordnete Masse. Mit ziemlicher Sicherheit läßt sich daher folgern, daß die Krystallisation mehrerer der hier in Rede stehenden Mineralien etwa in folgender Ordnung vor sich gegangen sey, wenn mit dem zuerst krystallisirten Mineral angefangen wird: 1) Orthit und wahrscheinlich fast gleichzeitig Gadolinit, 2) Malakon und Ytterspath, 3) Polykras und Feldspath, 4) Quarz. Wäre es wahr, daß sich alle diese Mineralien einst in einem rein feurig flüßigen Zustande befunden hätten, aus welchem sie durch allmählige Erkaltung in ihre jetzige feste Form übergingen, so müßten dieselben, nach ihrer Schmelzbarkeit geordnet, eine mit der eben angeführten vollkommen gleiche Reihe bilden, indem dasjenige Mineral natürlicherweise zuerst krystallisirt seyn müßte, welches am schwierigsten schmelzbar ist. Führen wir aber diese Anordnung wirklich aus, so ergiebt sich, wenn wir hiebey vom schwer schmelzbarsten Mineral anfangen, etwa folgende Reihe: 1) Quarz, 2) Malakon, Polykras und Ytterspath, 3) Gadolinit, 4) Feldspath und 5) Orthit. Vergleichen wir jetzt beyde Reihen mit einander, so zeigt sich schon auf den ersten Blick, daß zwischen denselben auch nicht die geringste Analogie stattfindet, ja daß die eine fast die umgekehrte andere ist. Die auf vulkanistischen Principien basirte Annahme, daß sich die granitischen Gangmassen mit ihren accessorischen Einschlüßen einst in einem rein feurigflüßigen Zustande befunden haben sollen, wird also durch unabweisbare Beobachtungs-Resultate auf das Vollständigste widerlegt.

Zu dieser Schilderung ist bis jetzt eine Thatsache noch nicht benutzt worden, welche in gleicher Weise, wie die eben gedachten Beobachtungen, kräftig gegen die Annahme der Vulkanisten sprechen dürfte; es ist dieß die pyrognomische Eigenschaft

einiger der erwähnten Mineralien. Auf keine ungezwungene Art läßt sich nämlich begreifen, warum, wenn Gadolinit, Polykras und Malakon einst feuerflüßig waren, diese Mineralien nicht in dem bereits verglimmten, in Säuern unlöslichen Zustand angetroffen werden. —

In einer Abhandlung über die Entstehung der Quarz- und Erzgänge, welche das Jahrbuch mittheilt, vertheidigt Bischof ähnliche Ansichten, aber nur in Betreff der Quarzgänge, nicht der Bildung von Granit und ähnlichen Gesteinen. Die Quarzgänge in allen geschichteten Formationen, sagt er, wie in der Grauwacke, im Thonschiefer, Hornblendeschiefer ꝛc. können unmöglich auf feuerflüßigem Wege gebildet worden seyn. Wollte man auch annehmen, die Natur habe es vermocht, den in unserem stärksten Ofenfeuer für sich allein unschmelzbaren Quarz zum Schmelzen zu bringen, so hätte doch gewiß eine so ungemein heiße Masse, wie geschmolzene Kieselerde, das Nebengestein bis zu einer, je nach der Mächtigkeit der Quarzgänge, größern oder geringern Entfernung zum Fluße bringen müssen. Es würden sich Silikate gebildet haben, die bey weitem schmelzbarer als die Quarzgangmasse gewesen wären. Diese Silikate (Feldspath, Glimmer u. s. w.) wozu das Nebengestein die Basen (Thonerde, Kali, Natron, Eisenoxydul u. s. w.) geliefert hätte, müßten aber nicht nur zwischen der Gangmasse und dem Nebengestein und sogar nach weit in letztes hinein, sondern auch in der quarzigen Gangmasse selbst gefunden werden; denn die durch flüßige Kieselerde geschmolzenen Gemengtheile des Nebengesteins würden in das Innere der Gangmasse gedrungen seyn und Silikate gebildet haben. Man denke sich nun, daß z. B. geschmolzenes Silber in eine Form von Bley gegossen würde, welche so dick wäre, daß nicht die ganze Masse des Bleys, sondern nur eine gewisse Menge in den Umgebungen des eingegossenen Silbers zum Schmelzen käme, so würde man nach der Erstarrung des geschmolzenen Metalls keinen Kern von reinem Silber, sondern ein Gemisch von Silber und Bley finden. Nun ist aber der Unterschied zwischen der Schmelzbarkeit der Kieselerde und des Nebengesteins, z. B. des Thonschiefers gewiß noch größer, als der zwischen dem Silber und dem Bley und die Verwandtschaft der Kieselsäure zu den Basen des Nebengesteins oder die Neigung der letzten mit dem ersten Silicate zu bilden, ist gewiß nicht geringer als die Verwandtschaft des Silbers zum Bley. Es ist daher gewiß als eine Nothwendigkeit zu betrachten, daß wenn jemals geschmolzene Kieselerde in eine Gangspalte von Thonschiefer eingedrungen wäre, nach ihrer langsamen Erkaltung und Erstarrung kein reiner Quarzgang, sondern eine krystallinische Gangmasse, etwa eine granitische sich gebildet hätte, sofern zum Nebengestein die zur Entstehung des Granits nöthigen Basen geliefert worden wären. Man könnte also, wenn überhaupt zu denken wäre, daß jemals eine reine geschmolzene Kieselerde aus der Tiefe hätte aufsteigen können, wohl umgekehrt schließen, daß ein Granitgang in einem Gesteine, etwa Thonschiefer, dadurch entstanden wäre; aber nicht, daß ein Quarzgang auf solche Weise sich hätte bilden können.

Zu diesen Unmöglichkeiten, äußert sich der Verf. weiter, das Aufsteigen geschmolzener Kieselerde in einer Gangspalte sich zu denken, kommt noch, daß die Quarzgänge sehr häufig ganz dünne $\frac{1}{2}$ Zoll und noch weniger mächtige Adern bilden. Wäre daher allenfalls zu begreifen, daß eine, einen oder mehrere Fuß mächtige geschmolze Quarzmasse in einer Spalte hätte aufsteigen können, ohne auf dem langen Wege, den sie aus unbekannten Tiefen hätte zurücklegen müssen, zu erstarren, so würde es völlig unbegreiflich bleiben, wie eine kaum $\frac{1}{2}$ Zoll starke Quarzmasse durch das kalte Nebengestein hätte dringen können, ohne sofort zu erstarren. Dieses würde eben so unmöglich gewesen seyn, als wen man versuchen wollte, durch Eingießen geschmolzenen Eisens in einen Kanal von mehreren hundert Fuß Länge und etwa $\frac{1}{2}$ Zoll Dicke eine Eisenschiene zu bilden.

(Fortsetzung folgt.)

Beschreibung von Ochsenfurt. Herausgegeben von Johann Baptist Kestler, Pfarrcuratus und königl. Districtsschulinspector zu Rottenbauer. Würzburg, 1845, gr. 8. Vorrede IV. Text 318 S.

Der Hr. Verfasser vorstehender Schrift, Hr. K., durch gediegene Abhandlungen im Archiv von Unterfranken und Aschaffenburg schon früher rühmlich bekannt, spricht sich über seine Aufgabe, die er auf eine eben so umsichtige als gründliche Weise gelöst, in der kurzen Vorrede dahin aus: „von mehr oder minder wichtigen Orten in Franken als Ochsenfurt, sind bereits geschichtliche Beschreibungen vorhanden, von dieser Stadt aber noch keine; und doch war sie der Hauptort im Gebiete des einst so hoch gestellten und einflußreichen Domkapitels zu Würzburg. Diese Lücke nun in den Ortsbeschreibungen theils auszufüllen, theils den Bewohnern meiner Vaterstadt ein Buch in die Hand zu geben, aus welchem sie sich die nöthige Kenntniß der Heimath, welche nur gar zu häufig vermißt wird, verschaffen zu können, war mein Bestreben." — Bey Anlage seiner Beschreibung nahm er sich jene des Hrn. Dr. K. G. Scharold's „Würzburg und seine Umgebungen, Würzburg 1836," weil sie ihm die geordnetste schien, zum Muster und berücksichtigte bey der Darstellung mehr die Vergangenheit, als die Gegenwart, welche ohnehin bekannt genug ist.

Das Ganze ist in sechs Abschnitte getheilt. Gleich im ersten folgt auf „Alter, Name und Wappen" der Stadt der „Geschichtsabriß," ein historischer Ueberblick, der mit Recht hier als allgemeine Geschichte von Ochsenfurt vorangestellt wird, denn das Detail der Geschichten der einzelnen Anstalten, Gebäude ꝛc. liefern die §§. der übrigen Abschnitte in großer Ausführlichkeit und Sorgfalt auf den Grund von Urkunden und andern authentischen Documenten.

Bereits im Jahre 725 wird in Othlon's vita S. Bonifacii bey Pertz II, 345 Ochsnofurt erwähnt, wohin der Apostel der Deutschen die Tecla bestimmte, die jedoch nach kurzem Aufenthalte nach Kitzingen übersiedelte (Pertz II, 371). Ein Jahrhundert nach der ersten Nennung Ochsenfurts, im Jahre 825, erbaute Gozbald, K. Ludwigs Kanzler, hier eine Kirche, und im Beginn des 10. Jahrhunderts vergabte der Graf Ezzilo (Dronke, traditt. Fuld. p. 22 nro. 131) seine Güter zu Ohsenfurt und Frichenhusen an Fulda. Richtig bemerkt Hr. K., daß bis zum 14. Jahrhundert die Quellen zu einer vollständigen Geschichte der Stadt sehr spärlich fließen. Die Jahre 1130, 1165 sind durch Vermächtnisse Edler sowohl als Dienstmänner an das Domkapitel zu Wirzburg bezeichnet. Aber auch andere Stifter und Klöster, wie St. Gumbert zu Onoldspach, Stift Haug, St. Burkard zu Wirzburg, Münchsberg zu Bamberg u. a. hatten im 12. Jahrhunderte hierorts Besitzungen. Sagt daher die fränkische Chronik: „Ochsenfurt sey ein Mensalgut des Wirzburger Bischofs gewesen," so kann dieß nur dahin verstanden werden, daß er die Oberherrschaft über die Stadt und einen großen Theil der Einkünfte davon gehabt habe. Besonders reich begütert waren damals dahier die Ritter von Seinsheim und Hohenlohe; überhaupt war der Ort unter viele kleine und große Herrn getheilt. Das Seinsheimische Besitzthum gedieh durch Kauf, Tausch oder Schenkung an das Domkapitel zu Wirzburg, welches vor allen übrigen Herrn den Kreis seiner Besitzungen und seines Einflusses daselbst zu erweitern wußte. Schon 1216 bezog es die dortigen bischöflichen Einkünfte, die B. Otto an dasselbe verpfändet hatte und erhielt endlich 1295 durch Kauf um die Summe von 4300 Pf. Heller von B. Mangold dessen Antheil an Ochsenfurt mit der Centgerichtsbarkeit und damit die Herrschaft über die Stadt, welche dem Kapitel bis auf die Zeit der Säcularisation verblieben ist. — Mit dem Heer des unglücklichen Conradin von Schwaben war auch ein junger Mann aus Ochsenfurt, ein Schmiedgeselle Namens Stock, über die Alpen auf das unheilvolle Schlachtfeld von Taglacozzo oder Scarcola (1268, 23. August) gezogen und nach dem Verluste der Schlacht von dem freylich zu spät sich wieder sammelnden deutschen Kriegsvolke zum Heerführer oder König (?) gewählt worden. Er soll dem Conradin gleich gesehen haben; den Rest des Heeres führte er glücklich durch Italien nach Deutschland zurück. 8 Monate hatte er, obwohl gegen seinen Willen, diese Würde ausgeübt; da verließ er seine Krieger und kehrte in seine Vaterstadt zu seinem vorigen Handwerk zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 7. August.

Nro. 157. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde ꝛc.

(Fortsetzung.)

Der Verf. sucht nun zu erweisen, daß die Quarzgänge sich auf nassem Wege gebildet haben und die Kieselerde aus wäßriger Auflösung abgesetzt worden sey. Die Ursachen zur Präcipitation können mancherley gewesen seyn und gewiß hat ein chemischer Austausch, wo eine in Wasser aufgelöste Substanz durch eine andere verdrängt und gefällt wird, dabey wesentlichen Antheil gehabt. In ähnlicher Weise sucht er die Möglichkeit einer wäßrigen Auflösung aller in den Erzgängen vorkommenden Gangmassen darzuthun, und sagt darüber unter Andern: daß in dem Umstande, wenn die Bley-, Kupfer-, Silbererze u. s. w. bedeutende Quantitäten wäßriger Flüßigkeiten zur Auflösung erfordert haben sollten, keine Schwierigkeit gesucht werden könne, wird man wohl gerne einräumen; denn bey Untersuchungen über Vorgänge in unserer Erde kommt es bloß darauf an zu zeigen, ob Wirkungen stattfinden oder nicht. Finden sie auch nur im minutiösesten Grade statt, so können wir doch die großartigsten Erfolge daraus ableiten, da es in der Geologie nicht an Zeit fehlt. So liefern z. B. die Karlsbader Quellen, ohngeachtet ihres sehr geringen Gehaltes an Flußspath ($\frac{1}{312500}$) doch jährlich die nicht unbedeutende Menge von 247 (?) Zentnern. —

Im Gegensatz zu den hier aufgeführten Ansichten giebt Fournet eine Theorie von Quarzgängen und ähnlichen Bildungen, welche unter den mancherley geologischen Curiosität, die bereits da gewesen sind, gewiß nicht den letzten Platz einnimmt. Er beginnt sehr einfach und natürlich mit der Frage, wie es zu erklären sey, daß in einem Gange Eisenkies dem Quarz seine Formen habe eindrücken können, wie überhaupt dieser von leichtflüßigeren Mineralien Eindrücke empfangen konnte, obwohl man beobachte, daß er auch ihnen dergleichen verursacht habe. Nun sollte man glauben, daß ihm die Feuer-Theorie um solcher Beobachtungen willen zweifelhaft werden müsse und daß er eine andere aufsuchen werde, welche die Erscheinungen erklärt. Keineswegs; die plutonische Bildung muß stattgefunden haben und es muß bey der plutonischen Bildung die Sache ihre Erklärung finden. Es geschieht auf folgende Weise: die ganze Frage dreht sich, sagt der Verf., um die Fähigkeit der Kieselerde, ihrer Strengflüßigkeit ohngeachtet noch in einem Zustande der Weichheit zu verharren, während andere Substanzen bereits ihre Krystallform annehmen, wenn sich ihr nicht leere Räume zur Ausbildung von Krystallen darbieten. Indessen diese Anomalie hat ihre Analogien in dem Wasser, welches nach Fahrenheit, Blagden und Gaylussac unter Umständen bis zu 12° unter dem Schmelzpunkt nicht gefriert, in dem Schwefel, welcher nach Bellani und Faraday wochenlang in einer Temperatur von 94° C. unter seinem Schmelzpunkte nicht erstarrt, in dem Phosphor, der bis zu 13° unter dem Schmelzpunkte flüßig bleibt, in einer Menge von Salzauflösungen, welche weit unter demjenigen Wärmegrade noch flüßig bleiben, bey welchem sie gesättigt worden sind.

In diesen Fällen der Uebersättigung oder Ueberschmelzung können Substanzen auch dem Einflusse fremder Körper oder Krystalle widerstehen, während sie öfters plötzlich krystallisiren, wenn man ihnen einen Krystall von gleicher Art darbietet, dessen Moleküle, indem sie sich durch ihre Flächen größter Attraction denen der Flüßigkeit darbieten, diesen genügen sich in gleicher Richtung aneinander zu reihen. Diese Hypothese, heißt es, ist keiner Widerlegung fähig und erklärt alle Thatsachen auf's Einfachste; man begreift jetzt, wie nach der Injection der Gangspalten die krystallisirbarsten Substanzen eines Magma's sich zuerst gestalten und ihre Kanten und Ecken dem noch weichen Teige ihrer Umgebung eindrücken, und wie dieser, wenn er nachher auch seinerseits krystallisirt, auch auf die Form jener noch etwas plastisch gebliebenen Krystalle zurückwirken kann. —

Der Verf. macht wahrlich starke Prätensionen an die (freylich gänzlich unbekannte) Eigenschaft des geschmolzenen Quarzes, Abkühlung zu vertragen, ohne zu erstarren, wenn er auf diese Weise die leichtflüßigen Granate, Eisenkiese u. dgl. vor ihm ihm krystallisiren läßt, und wenn man bedenkt, daß der so häufig mit ihm verwachsene Lithionglimmer in dünnen Blättern schon an einem gewöhnlichen Wachslicht schmilzt, der Quarz aber im stärksten Essenfeuer nicht zum Flusse gebracht werden kann, so weiß man gar nicht mehr, was man zu solchen Ansichten sagen soll *).

In einem andern Aufsatze erklärt Fournet das Vorkommen von Granat in Quarz, die Granitbildung ꝛc. auf eine andere Weise. Es ist nämlich beobachtet worden, daß sich gewisse Hydrate bey einer gewissen Temperatur durch bloße Krystallisation zerlegen können und der Verf. zieht sogleich den Schluß, die Krystallisationskraft vermöge eben so gut die Verbindung durch Ausschluß des Wassers zu zerlegen, wie die Expansivkraft des Wärmestoffs. Er geht aber noch weiter und meint, daß unter ähnlichem Einflusse um so mehr gewisse Silicate ihre Kieselerde verlieren könnten. Dieß beweisen, sagt er, deutlich auch die Geoden von Traversella, worin man herrliche Eisenoxydul- und Quarzkrystalle in der Art verbunden sieht, daß ohne allen Zweifel Alles gleichzeitig in feurigem Flusse gewesen seyn muß, — und wenn dieß im Widerspruche mit der täglichen Erfahrung unserer Eisenwerke zu stehen scheint, wo sich die Kieselerde mit magnetischem Eisenoxyd zu Silicaten verbindet, so ist es hier die Schnelligkeit des Erkaltens, welche den beyden Stoffen nicht auseinanderzutreten gestattet, wie im Kohleneisen die Kohle bey schneller Abkühlung verborgen gedeckt bleibt, während sie bey langsamer sich als Graphit ausscheidet.

Der Verfasser hat wohl nicht daran gedacht, daß man viel leichter gerade das Gegentheil von dem, was er annehmen will, als durch die Krystallisation hervorgebracht nachweisen kann, wenn man sich überhaupt mit dergleichen Speculationen befassen will, denn daß eine Menge von Salzen mit Aufnahme von Wasser krystallisiren, ist bekannt genug; man könnte also nach seinem Sinne sagen, die Krystallisation bedinge die Hydratbildung. Wie kommt es ferner, daß die Verbindung von Kieselerde und Eisenoxydul in den Schlacken so häufig deutlich krystallisirt ist? — Da haben wir ja die verlangte Krystallisation, deren Kraft die Kieselerde ausscheiden, und Quarz und sogenannte Eisenoxydulkrystalle bilden soll, und sie thut es eben doch nicht. — Es ist nicht der Mühe werth, dergleichen durchaus einseitige Betrachtungen länger zu besprechen, das Gesagte wird genügen, sie zu charakterisiren.

Von den größern geognostischen Aufsätzen sind zu erwähnen: Bemerkungen über die geognostischen Verhältnisse der südlichen Hälfte des Königsgrätzer Kreises in Böhmen mit besonderer Berücksichtigung der Kreideformation von H. Reuß; über die fossilen Knochen aus dem Tertiär-Gebilde des Cerro de San Isidro bey Madrid von H. v. Meyer; über Ichthyosauren in den Lias-Schiefern von Boll von H. G. Bronn; geognostische Erinnerungen an Marienbad von E. K. v. Warnsdorff; geognostische Beschreibung des Salzlagers von Wieliczka von

*) Vergl. auch Schafhäutl: die neuesten geologischen Hypothesen ꝛc. in Nro. 72 dieser Blätter.

Zeuschner; geognostische Reisen in Modena im Jahre 1843 von Russegger. Von größern mineralogischen Aufsätzen ist bemerkenswerth: Versuch einer reihenförmigen Zusammenstellung der Mineral-Species von C. Fr. Naumann.

Der als ausgezeichneter Krystallograph bekannte Verfasser giebt in der Einleitung eine kritische Analyse des relativen Werthes der mineralogischen Kennzeichen für den Zweck, ein System darauf zu gründen. In Beziehungen auf die morphologischen Eigenschaften ergiebt sich, daß es die formlose Masse oder besser die Masse ohne Berücksichtigung der Form sey, welche eigentlich und zunächst den Gegenstand einer jeden übersichtlichen Zusammenstellung der Mineral-Species bilden kann und muß. Wir haben, sagt er, demzufolge von den morphologischen und morphologisch-physischen Eigenschaften gänzlich zu abstrahiren und gewinnen damit zugleich den großen Vortheil, daß sich alle Varietäten einer Species, die frey auskrystallisirten ebenso, wie die krystallinisch zusammengesetzten, das isolirte ringsum ausgebildete Individuum ebenso, wie die derben und dichten Aggregate, einer ganz gleichen Berücksichtigung zu erfreuen haben werden. —

Wenn aber die anorganische Masse, ohne Berücksichtigung der Form, als das eigentliche Hauptaugenmerk bey der systematischen Zusammenstellung der Mineralspecies zu betrachten ist, und wenn demnach die morphologischen und die mit ihnen unmittelbar verknüpften physischen Eigenschaften nur in einzelnen Fällen ein accessorisches und, so zu sagen, überzähliges Gewicht in die Wagschaale werfen können, so versteht es sich von selbst, daß bey der Abwägung der physiographischen Aehnlichkeit nur noch gewisse physische Eigenschaften und die durch die chemische Constitution repräsentirten chemischen Eigenschaften eine Berücksichtigung zulassen werden. —

Als von Bedeutsamkeit stellt sich nun metallischer und nichtmetallischer Habitus heraus, Gefärbtseyn und Nichtgefärbtseyn und was in Beziehung auf Glanz und Pellucidität mit dem Habitus zusammenhängt u. s. f. Die chemischen Eigenschaften aber, insbesondere die chemische Constitution der Mineral-Species müssen bey einer Classification, welche wesentlich die formlose Masse zum Gegenstande hat, eine außerordentlich wichtige Rolle spielen. Sie repräsentiren ja die Materie selbst, dieses allen morphologischen und physischen Erscheinungen zu Grunde liegende Substrat, welches in der chemischen Constitutionsformel seinen Ausdruck findet. Es war immer meine Ueberzeugung, sagt der Verf., daß die Mineralogie sich ihrer schönsten und interessantesten Seite beraubt, daß sie sich selbst ein testimonium paupertatis aufdrängt, welches sie verschmähen sollte, wenn sie, mit gänzlicher Verkennung ihrer eigenthümlichen Stellung als eines Zweiges der Naturgeschichte und verblendet durch das Trugbild einer vermeintlichen höhern Selbstständigkeit, dem alt-oryktognostischen Vorurtheil fröhnen will, sich nur mit den sogenannten äußern Kennzeichen zu behelfen, als ob nicht alle Eigenschaften in der Natur der Mineralien begründet wären, sondern einige gleichsam wie Kleider oder Behänge zur Aussenseite, andere zum innern Wesen desselben gehörten: — damit ist Ref. vollkommen einverstanden. —

Indem der Verf. nun überall den Begriff der Aehnlichkeit als Grundprincip durchzuführen sucht, ergiebt sich ihm eine chemisch und physisch charakterisirte Reihung, in welcher man gleichwohl die wünschenswerthe Consequenz und ein gewisses Gleichgewicht vermißt, dessen Mangel so vielen andern Systemen ebenfalls zum Vorwurf gemacht wird. Ein Ueberblick wird dieses klar machen. Die erste Klasse begreift das Wasser und Eis, als so ganz eigenthümliche Körper des Mineralreichs, wie der Verf. sagt, daß sie nothwendig von allen übrigen Mineralien abgesondert und in eine für sich bestehende Klasse gestellt werden müssen. Es mag angehen; man könnte aber ebenso gut auch das Quecksilber in eine eigene Klasse stellen.

(Schluß folgt.)

Beschreibung von Ochsenfurt. Herausgegeben von Johann Baptist Kestler.

(Fortsetzung.)

Den Anfall des Ritters Luitpold, Küchenmeister von Nordenberg, der sich mit Edlen aus Bayern, Franken und Schwaben verbündet hatte, schlug die Stadt am 15. Julius 1338 mit Glück und Tapferkeit zurück und feyerte zum Andenken an diesen ihren Sieg eine jährliche Procession. — Als eine unter der Gewalt des Domkapitels stehende Stadt mußte sie an den Zwistigkeiten zwischen Bischof und Kapitel wohl Theil nehmen; wie im Jahre 1435, in welchem der Domdechant von Mosbach nach sehr unruhigen Auftritten der Stadt sich bemächtigte, welche wiederzubekommen der Bischof mit starker Macht sich rüstete und sie sogar, wiewohl fruchtlos, beschießt, ihre Weinberge verheert, die Zufuhr auf dem Main sperrt und ihr auf alle Weise schadet. Dafür erobern bey einem Ausfalle die Ochsenfurter eine der bischöflichen Kanonen. Erst 1436 söhnte Markgraf Friedrich von Brandenburg Bischof und Kapitel mit einander aus. Mit dem neuen Bischof Sigmund, einem Herzog von Sachsen, überwarf sich, weil er übel hansete, das Kapitel gleichfalls; es kam zur Fehde. Der Markgraf Albrecht (Achilles) von Brandenburg, des Bischofs Bundesgenosse, beabsichtigte, von Kitzingen in der Nacht des Barbara-Tages 1440 (4. December) heranziehend, Ochsenfurt durch Ueberrumpelung zu gewinnen. Auf einer großen Leiter, die die Markgräflichen auf den zugefrornen Wassergraben gestellt, erstiegen sie beym Schlößlein die Stadtmauer, 48 waren bereits im Zwinger; da brach Leiter und Eis unter der Last der Hinanklimmenden, so daß diese weder rückwärts noch in die Stadt konnten. Der Thürmer gewahrt sie jetzt, bläst Lärm und die herbeyeilenden Bürger nehmen die Feinde wiewohl nach der heftigsten Gegenwehr in der großen Stube des Schlößleins gefangen. Die Bäcker vorzüglich zeichneten sich bey dieser Waffenthat aus. Vergeblich waren des Markgrafen Anstrengungen, bald am obern, bald am untern Thor den Seinigen zu Hilfe in die Stadt zu brechen. Die Bürger fielen jetzt selbst heraus, nöthigten ihn zur Flucht und erbeuteten sein „pannher, vnd eine Trummeten, darzu etwan vil guter Banzer, plechharnisch, vil guter armpruſten anders gezewgs.“ Das auf diesen mißglückten Anfall des Achill gedichtete Spottlied beginnt:

„Ei! wär doch der Markgraf daheim geblieben,
Und hätt' seine Schwein in die Eichel getrieben!“

Zum Andenken an die Befreyung aus dieser Gefahr hielten sie gleichfalls wieder alljährlich eine feyerliche Procession am Barbaratage.

Wiederholte Verpfändungen z. B. an den deutschen Orden, an die Herzoge von Sachsen, an den Kurfürsten Diether von Maiz mußte die Stadt über sich ergehen lassen. Unter Rudolph von Scherenberg wüthete in der Stadt und Umgegend die mala franzosa (wobey uns das Jahr 1494 zu früh angesetzt zu seyn scheint, wenn anders dieß furchtbare Uebel durch jene Deutsche, die den Kriegszug Karls VIII. von Frankreich gegen Neapel mitmachten, in unser Vaterland gebracht worden ist. Da Karl VIII. erst im October 1495 die Gränzen seines Reiches betrat, so dürfte vor dem Herbst 1495 die Krankheit kaum auf deutschem Boden sich gezeigt haben). — Die schönsten und festesten Bauten der Stadt fallen in den Zeitraum von 1400 — 1500. Thätigen Antheil nahm Ochsenfurt, verleitet durch Schultheiß, Burgermeister und Rath, dann durch böswillige Bürger, die nicht viel zu verlieren hatten, am Bauernkrieg (wie die Mehrzahl der kleinern Städte in allen jenen Ländern, in denen dieser Krieg gewüthet). Am 24. April 1525 kam von Aub her auf Einladung der Stadtbehörde der Bauernhaufe, nahm 500 Fuder Wein in den Stiftskellern und das aufgespeicherte Getreide; Jacob Köhl von Eibelstadt ward zum Hauptmann des auf 5000 Mann angewachsenen Heeres erwählt und eine aus 50 Artikeln bestehende Ordnung errichtet, wie man das Evangelium handhaben soll. Nach ausgeführten Raubzügen in die Umgegend, die sich bis Geroldshofen und Zabelstein erstreckten, und nach Ausplünderung und Zerstörung des Klosters Tückelhausen, zogen sie zum Hauptheer der Bauern bey Heidingsfeld. Die Niederlage desselben erschreckte die Bürger der Stadt Ochsenfurt gar sehr. Bischof Conrad strafte bey seiner Rundreise durch sein Land dieselben mit 2000 fl. und Ablieferung ihrer Waffen, auch mußten sie ihrem Herrn auf's Neue huldigen. Doch wurde Niemand hingerichtet, denn die Schuldigen wie z. B. Peter Maitzel hatten sich geflüchtet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. August.

Nro. 158. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefaktenkunde ꝛc.

(Schluß.)

Die Klasse II. begreift die Hydrolyte, in Wasser auflösliche nichtmetallische Verbindungen, III. die Chalkohydrolyte, in Wasser auflösliche Metallsalze, IV. die Chalkohaloide, in Wasser unauflösliche Metallsalze und V. die Lithohaloide, in Wasser unauflösliche nichtmetallische Verbindungen, mit Ausnahme aller Silicate, Aluminate, titansaurer und tantalsaurer Verbindungen. In Beziehung auf die Nomenklatur ist es gewiß nicht angemessen, einem Hydrolyt ein Haloid entgegenzusetzen, wenn damit die Eigenschaft der Auflöslichkeit oder Unauflöslichkeit in Wasser berücksichtigt werden soll. Man ersieht, daß das Hauptkennzeichen dieser vier Klassen eine Reaction oder die Eigenschaft der Auflöslichkeit und Unauflöslichkeit im Wasser ist. Die folgenden Klassen der Geolithe, Amphoterolithe und Chalkolithe haben zum Hauptkennzeichen, daß sie Silicate und Aluminate sind, hier liegt also das electronegative Princip der Klassification zum Grunde, und in der IX. Klasse, welche die Metalloxyde begreift, ist das electropositive Princip bestimmend, nämlich die metallische Basis, obwohl die arsenichte Säure nicht dabey, sondern in der III. Klasse aufgeführt ist. Dann kommt die X. Klasse mit den gediegenen Metallen und einigen ihrer Verbindungen. Die XI. XII. und XIII. Klasse umfaßt die Galenoide (Glanze), Pyritoide (Kiese) und Cinnabarite (Blenden) mit den bekannten Unterscheidungen, wonach eine Schwefelverbindung, je nachdem sie grau oder gelb, metallglänzend oder nicht metallglänzend ist, in drey verschiedene Klassen gehören kann, während der Schwefel selbst eine eigene Klasse XIV. bildet. Die XV. Klasse begreift den Diamant, Graphit, Anthrazit nebst Schwarzkohle und Braunkohle und die XVI. die sogenannten Asphaltide, Harze und organische Verbindungen. Die Steinkohlen hätten füglich in diese letzte Klasse gestellt werden können.

Man ersieht bey diesem und ähnlichen Versuchen, daß der Habitus zu viel berücksichtigt wird. Man will sich nicht recht mit dem Gedanken befreunden, daß das geistige Auge die Species beschauen und ordnen muß, wenn ein wissenschaftliches harmonisches System entstehen soll Man macht es theilweise immer noch wie ein Laie, der Mineralien ordnen will und alle rothen, alle gelben, alle grauen u. s. w. zusammenlegt. Wer die arsenichte Säure mit dem wissenschaftlichen Auge betrachtet, der wird sie gewiß eher in die Nähe des Antimonoxyds stellen, als mit dem Eisen- und Zinkvitriol in eine Klasse bringen. Zudem ist der sogenannte Habitus immer etwas Schwankendes und dem Chemiker hat ein Mineral oft einen ganz andern Habitus als dem Nicht-Chemiker und umgekehrt. Es giebt farblose Krystalle von Hyazinth und Apophyllit, welche dem Habitus nach (wenn nämlich wie bey der vorliegenden Klassification von einer genauern Formbestimmung abstrahirt wird) ebenso gut zum weißen Ar-

fenik gestellt werden können, als dieser zum Kupfervitriol u. s. w. Wiewohl daher einige Klassen und Ordnungen des neuen Systems gute Zusammenstellungen geben, so kann Ref. mit dem Ganzen nicht einverstanden seyn. —

Von den Notizen über einzelne Mineralspecies ist manches Mitgetheilte bemerkenswerth, wir wollen nur Einiges andeuten.

Der Pennin von Zermatt in Wallis, welcher zuerst von Schweizer analysirt wurde, ist neuerdings von Marignac und Des Cloizeaux untersucht worden. Sie geben als Stammform ein Rhomboeder von 63° 15′ (Shtlktw.) und 116° 45′ an. Die Krystalle sind dichroitisch, nämlich parallel der Axe smaragdgrün, rechtwinklich darauf braun oder hyazinthroth. Ihre Analysen zeigen, daß dieser Pennin zu der von mir bestimmten Species Ripidolith gehört. Dasselbe gilt von dem sogenannten hexagonalen Chlorit derselben Beobachter, vom Ala-Thal in Piemont, welcher den hyazinthrothen Thonkalkgranat begleitet und von einem dergleichen aus der Gegend von Slatoust im Ural. Auch dieses Mineral ist nichts weiter als Ripidolith, welcher demnach ziemlich verbreitet ist. Die Analysen gaben:

	I.	II.	III.	IV.	V.
Kieselerde	33,36	33,40	33,95	30,01	30,27
Thonerde	13,24	13,41	13,46	19,11	19,89
Eisenoxyd	5,93	5,73	6,12	4,81	4,42
Talkerde	34,21	34,57	33,71	33,15	33,18
Wasser	12,80	12,74	12,52	12,52	12,54
Chromoxyd	0,20	0,15	0,24	—	—
	99,74	100,00	100,00	99,60	100,25

I. u. II. aus dem Zermatt-Thale, III. aus dem Binnen-Thale bey Wallis, IV. aus dem Ala-Thale und V. von Slatoust im Ural. —

Dieselben Chemiker haben eine großblättrige Var. von Talk aus dem Chamounithale analysirt und gefunden:

Kieselerde	62,58	„	62,41
Talkerde	35,40	„	35,40
Eisenoxyd	1,98	„	2,06
Wasser	0,04	„	0,04
	100,00	„	100,00

Dieses würde annähernd $\dot{M}g^4\ \ddot{S}i^3$ geben.

Der Melilith ist von Damour und Descloizeaux neuerdings untersucht und als übereinstimmend mit dem Humboldtilith befunden worden. Die Anal. des Melilith a. und die des Humboldtilith b. gaben:

	a.		b.
Kieselerde	39,27	„	40,69
Kalkerde	32,47	„	31,81
Talkerde	6,44	„	5,75
Kali	1,46	„	0,36
Natron	1,95	„	4,43
Eisenoxyd	10,17	„	4,43
Thonerde	6,42	„	10,88
	98,18		98,35

Die Analyse des Humboldtiliths stimmt genau mit der überein, welche ich bereits 1832 publicirt habe. Die Krystallisation betreffend, haben die Vers. von Melilith keinen einzigen Krystall mit Entrandungen oder Enteckungen beobachtet, einen unmeßbaren in der Sammlung von Medici-Spada ausgenommen. Ich habe die Comb. der beyden quadrat. Prismen mit dem Winkel von 135° beobachtet, doch auch nur einmal an einem annähernd meßbaren Krystall. Nach Descloizeaux stimmt Boppe's Sommervillit mit dem Humboldtilith überein. —

Der Pyrochlor von Miask, welchen Wöhler zuerst analysirt und worin derselbe später 5 Proc. Thorerde gefunden hat, ist neuerdings von Hermann analysirt worden, welcher keinen Thorerdegehalt angiebt. Das Resultat der Analyse war:

Tantalsäure	62,25
Titansäure	2,23
Zirkonerde	5,57
Ceroxyd	3,32
Lanthanoxyd	2,00
Yttererde, Manganoxyd	0,70
Eisenoxyd	5,68
Kalkerde	13,54
Kalium, Natrium, Lithium	3,72
Fluor	3,23
Wasser	0,50
Wolframsäure	Spur
	102,74.

Delesse hat den Dipyr untersucht, ein seltenes Mineral, welches man früher als zum Wernerit gehörig angesehen hat. Die Var. ist von Gave und Libarens in den Pyrenäen. Die Analyse gab:

Kieselerde	55,5
Thonerde	24,8
Kalkerde	9,6
Natron	9,4
Kali	0,7
	100,0

Es läßt sich danach keine mit dem Wernerit oder Mejonit übereinstimmende Formel entwerfen, so daß das Mineral eine eigenthümliche Species zu seyn scheint.

Ueber Petrefaktenkunde sind zahlreiche Aufsätze und Correspondenzartikel enthalten und man muß dankbar anerkennen, daß es die Redaction sich angelegen seyn läßt, auf alles Bemerkenswerthe aufmerksam zu machen.

v. Kobell.

Beschreibung von Ochsenfurt. Herausgegeben von Johann Baptist Kestler.

(Fortsetzung.)

Die Kosten des markgräflichen Kriegs beliefen sich auf 14,467 fl. — Am 4. Februar 1595 traf Fürstbischof Julius der Religionsveränderung wegen auch hierorts ein; denn seit der Theilnahme am Bauernkrieg hatten sich viele aus der Bürgerschaft zur neuen Lehre gehalten, so zwar, daß bis zu Ende des 16. Jahrhunderts fast Niemand mehr katholisch seyn wollte. Der Bischof ermahnte die vom alten Glauben Abgefallenen zur Rückkehr und bestärkte die Getreuen in ihrer Anhänglichkeit an denselben.

Die Drangsale des 30jährigen Krieges hat Ochsenfurt gleich allen Städten des Wirzburger Landes erduldet; die Garnisonen, auf der Stadt Unkosten lebend, greifen schon mit dem Beginn des Jahres 1618 Platz. Der große Schwedenkönig Gustav Adolph traf dort den 2. November 1631 ein und verblieb bis zum 13. November; noch zeigt man das Zimmer, welches er bewohnte. Von den Erpressungen, die die Stadt erlitt, kann man sich einen Begriff machen, wenn man erfährt, daß dielbe in nicht vollen 6 Monaten den ihr zugefügten Schaden auf 74,176 fl. 8 kr. berechnete. Fortan ward Ochsenfurt als Paßstadt erklärt, war also immer mit einer Garnison versehen. Am 1. September 1633 huldigte sie dem Herzoge Ernst von Weimar an seines Bruders Bernard Statt; doch machte die Nördlinger Schlacht diesem Regimente ein Ende. Bald sind es Freunde, bald Feinde, die mit ihren Forderungen den Bewohnern lästig fallen. Endlich, am 11. Nov. 1648 verkündeten drey Salven „aus allen Doppelhacken, Musqueten, andern Rohren, und auch mit Stücken" den lang ersehnten Frieden; mit einer Procession in der Kirche, einem Hochamt und Te Deum drückte die erfreute Bürgerschaft ferner noch ihren Dank gegen Gott aus. Ein abermaliges feyerliches Dankfest wurde beym gänzlichen Abzug der Schweden aus dem Lande gehalten und eine jährliche Procession in die Wolfgangskapelle an Mariä Geburt, 8. Sept., gelobt.

Im Kriege Ludwig XIV. mit dem Kaiser und Reich 1673 drang Turenne in der Nacht vom 12. auf den 13. September bis nach Ochsenfurt vor, welches schon seit dem 9. September im gehörigen Vertheidigungsstand sich befand (2000 Mann unter Obrist Avila). Auf dem Diemersberge lagerte Turenne und noch 100 Jahre später

waren die von ihm dort aufgeworfenen Verschanzungen zu sehen. Ramsay (histoire du Vicomte de Turenne, Amsterd. et Leipz. 1749. Bd. II. p. 243 — 246) erzählt die kriegerischen Vorfälle zwischen Montecuculi und Turenne etwas verschieden von Hrn. K. Nach Ersterem wäre Montecuculi, dem Turenne den Zug Mainabwärts gegen den Rhein verwehren wollte, dadurch, daß der Bischof von Wirzburg wider sein den Franzosen gegebenes Wort, dem kaiserlichen Feldherrn seine Hauptstadt mit der Passage über den Main überlieferte, aus einer eben nicht sehr angenehmen Lage gezogen worden. Turenne blieb 15 Tage in seiner Stellung bey Tückelhausen. Auch bemerken wir, daß Turenne nur einmal, 1673 nämlich, in der Nähe von Ochsenfurt sich befunden habe. Er verlor bekanntlich sein Leben auf einer Anhöhe bey Sasbach am 26. Julius 1675 durch eine Kanonenkugel (Ramsay, II. 363, 364).

Im J. 1803 endigte des Domkapitels Herrschaft, die an Kurbayern überging.

Aus dem §. 3. „Alte Sitten und Gebräuche," die sich bis zu Anfang des 19. Jahrhunderts erhalten haben, heben wir, abgesehen vom Neujahranwünschen und Anblasen, so wie den vermummten Zügen oder dem Narrenlaufen der Stadtjugend u. a. m., die Wolfgangskirchweih, jetzt das Bratwurstfest genannt, heraus. Am dritten Pfingsttage brachten die Bauern des Gaues ihre Pferde zur Wolfgangskapelle, ritten mit diesen dreymal um dieselbe und erhielten über sie von dem unter der Hauptthüre mit dem Aspersorium stehenden Priester den Segen, damit sie in diesem Jahre vor Krankheiten und Unglück bewahrt bleiben möchten. Auch nach Abschaffung dieser Sitte machten doch die Bauersleute heimlich und noch vor Tagesanbruch ihren Umritt um das Kirchlein.

In den Nächten nach Weihnachten durften, laut Magistrats-Erlaubniß vom 29. December 1610, Schulmeister, Cantor und Schuladstanten (d. i. Chorknaben für Diskant- und Altstimmen) vor den Häusern der Stadt religiöse Lieder singen, wofür sie von den Leuten Geldgeschenke erhielten, die einen Theil der Lehrerbesoldung ausmachten. Nach gehaltenem Umzug theilten sie das in einer Büchse Gesammelte in drey Theile für den Schulmeister, Cantor und Schuladstanten. Man nannte dieß Herumziehen das Sternsingen, dessen Name aber 1684 in Neujahrsingen umgewandelt ward und welche Sitte bis zu Anfang dieses Jahrhunderts dauerte. Ein weiteres Curiosum in der Ochsenfurter Sittengeschichte ist der sogenannte Kauz oder Willkomm. Zur Zeit der Weinlese traf aus Wirzburg ein Herr aus dem Domkapitel ein, um die Einsammlung des Weinzehenten fürs Domstift zu beaufsichtigen; da er mit Gefolge kam und auch aus der Nachbarschaft viel Adel sich einfand, so ging es zu solcher Zeit gar lustig in der Stadt her; den Freuden der Tafel wurde vorzüglich gehuldigt, jeder neue Gast hatte zum Willkomm ein während der Tafel die Runde machendes sonderbares Trinkgefäß, eine Eule oder einen Kauz von Silber vorstellend und nahezu drey Maß Weines haltend, bis auf den Grund auszuleeren. Im J. 1611 nun machte der damalige Herbstherr Conrad Ludwig von Zobel die Verordnung, daß „zu sonderer ehrlicher gedächtniß aller derjenigen Herrn, so den Willkomm oder Kautzen auf der domcapitulisch Kellerey allhie austrinken" ihr Name in ein eigenes Buch sollte eingetragen werden. Das Buch hieß fortan das Kauzenbuch, befindet sich jetzt auf der Bibliothek des hist. Vereins zu Wirzburg und bestand aus zwey Theilen; zwey Jahre darauf sollte Jeder, der den Käuzen ausgetrunken, seinen Namen selbst in dieß Büchlein schreiben. 1711 feyerte der Kauz sein Jubiläum, bey welchem er neu geputzt und vergoldet von 21 Gästen geleert wurde.

Zum zweyten Abschnitt, mit §. 4. beginnend, müssen wir über den Gau, in welchem Ochsenfurt lag, bemerken, das es nicht der Gotzfeldgau, sondern der Badanachgau gewesen ist.

„Umfang und Befestigung der Stadt" sind Gegenstand des §. 9. Die Stadt mit ihren Mauern und Zwingern umfaßt eine Fläche von etwa 26 Tagwerken und bildet ein längliches Viereck. Die Vermuthung, als habe sie sich in ältern Zeiten auf das rechte Mainufer bis auf Kleinochsenfurt erstreckt, ist ohne allen geschichtlichen Grund. Die Befestigungen mögen mit dem 12. Jahrhundert begonnen haben; gegen das Ende des 14. und 15. Jahrhunderts geschah das Meiste nicht allein für Ausbesserung der alten, sondern auch für Aufführung neuer Befestigungswerke, vorzüglich der Zwinger und Thürme. Schon 1390, wie aus der Umgeltsrechnung dieses Jahres ersichtlich, geschieht der Auslagen für Zwingerwölbung, 1397 des Clingenthurms (seit 1515 Schnellerthurm, seit 1619 Geigenthurm), desgleichen 1397 des Taubenthurms Erwähnung.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. August.

Nro. 159. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1. Traité élémentaire de Paléontologie ou histoire naturelle des animaux fossiles considérés dans leurs rapports zoologiques et géologiques par F. J. Pictet. Genève 1844. Tome I. 368 S. 8. mit 18 Tafeln.
2. A History of British Fossil Mammalia and Birds. By Richard Owen. With numerous illustrative engravings. London. 1844—45. Bis jetzt 8 Hefte. 8.
3. Synopsis Plantarum fossilium autore Fr. Unger. Lips. 1845. 330 S. klein 8.

Nachdem so viele Specialarbeiten in der Paläontologie erschienen sind, ist es an der Zeit, daß deren Resultate in allgemeineren Werken zusammengefaßt und übersichtlich dargelegt werden. Für die zoologische Abtheilung beabsichtigt ein solches Pictet, während es Unger für die botanische, freylich nach anderem Maaßstabe, bereits durchgeführt hat; einen minder allgemeinen Gegenstand hat sich Owen an den urweltlichen Säugthieren und Vögeln Großbritanniens und Irlands erwählt.

Pictet beabsichtigt zunächst Studirenden und Andern, die bereits hinlängliche Kenntnisse von Zoologie und Zootomie besitzen, ein Lehrbuch der Paläontologie in die Hand zu geben, durch welches sie leicht und sicher in die letztere eingeführt werden, und es ist ihm nachzurühmen, daß er diesen Zweck vollständig erreicht hat. Zuerst befaßt er sich mit allgemeinen Betrachtungen über Paläontologie und zwar nach folgenden 6 Kapiteln: 1) Uebersicht über die Geschichte der Paläontologie; 2) Definition des Wortes fossil, Zweck und Gränzen der Paläontologie; Art und Weise, wie die fossilen Ueberreste abgelagert sind und ihre verschiedene äußerliche Beschaffenheit; 4) Klassification der Gebirgsarten; 5) Vertheilung der fossilen Thiere in den verschiedenen Gebirgsarten und Reihenfolge der Thiere auf der Erdoberfläche; 6) zoologische Principien der Klassification und Bestimmung der urweltlichen Thiere. Auf diese allgemeine Einleitung geht Pictet zur speciellen Betrachtung der einzelnen Klassen über, von welchen in diesem ersten Bande die Säugthiere und Vögel abgehandelt werden. Ausführlich schildert er immer die Gattungen; kürzer faßt er sich bey den Arten, doch ist bey jeder ein oder der andere Schriftsteller angeführt, bey dem man sich weitere Auskunft einholen kann. Diese Arbeit zeugt von großer Sachkenntniß und besonnener Kritik, und ist in klarer Darstellung abgefaßt. Beygegeben sind 18 Tafeln, die in Umrissen die Hauptmerkmale der meisten wichtigen ausgestorbenen Gattungen bildlich darlegen.

Owen's Arbeit befaßt sich in größter Ausführlichkeit mit den urweltlichen Ueberresten aus den beyden Klassen der warmblütigen Wirbelthiere, wie selbige bisher auf den brittischen Inseln gefunden worden sind. Ein reiches Material ist ihm hiebey zu Gebot gestanden, da ihm die öffentlichen wie die Privatsammlungen zu diesem Zwecke zur Disposition gestellt wurden, und somit erlangen wir ein Meisterwerk, das selbst zu den bereits seit längerer Zeit

bekannten urweltlichen Arten aus beyden Klassen wichtige Beyträge zu ihrer genauern Kenntniß beyfügt und überhaupt alle, so weit sie England angehen, einer strengen kritischen Prüfung unterwirft. Eine Menge der vortrefflichsten Holzschnitte dienen zur Erläuterung des Textes und tragen nicht wenig zum Werthe der klassischen Arbeit bey. Bis jetzt sind von ihr 8 Hefte erschienen, deren letztes in der Beschreibung des Pferdes abbricht.

Ehe wir zu Unger's Werke übergehen, sey es uns gestattet, Einiges aus Pictet's und Owen's Arbeiten zur näheren Ansicht hervorzuheben und mit unsern Bemerkungen zu begleiten.

Sehr ausführlich beschreibt Owen die bisher in England gefundenen Ueberreste von Affen, die in zwey isolirten Backenzähnen, wovon der eine noch mit einem Stückchen Unterkiefer in Verbindung war, bestehen und in einer Sandschicht des zur Eocen-Periode gerechneten London Clay enthalten waren. Wie Owen nachweist, kommen diese Zähne am nächsten mit denen der Makakos überein, und er bezeichnet deßhalb das Thier, dem sie angehörten, mit dem Namen Macacus eocaenus. Alsdann bespricht er die in andern Ländern und Welttheilen gefundenen fossilen Ueberreste von Affen, wobey es ihm aber wie Pictet vollständig unbekannt geblieben ist, daß Referent eines der merkwürdigsten derartigen Fragmente aus Griechenland schon im Jahre 1839 in unsern gelehrten Anzeigen und in Wiegmann's Archiv für Naturgeschichte beschrieben, so wie ein Jahr nachher in unsern akademischen Abhandlungen auch abgebildet hat. Es war demnach Gelegenheit genug gegeben, mit dieser interessanten Entdeckung bekannt zu werden, wenn anders Engländer wie Franzosen nicht allzu leicht über die deutsche Literatur sich hinwegsetzten.

Unter den Ueberresten von Chiropteren hat Owen keine andern als solche gefunden, die auf noch in England lebende Arten zurückgeführt werden können und deren antediluvianischer Ursprung daher zweifelhaft bleibt. Unsicher bleibt er auch hinsichtlich der Deutung zweyer kleiner Backenzähne, welche gemeinschaftlich mit denen des erwähnten Affen zusammengefunden wurden und die er fragweise einem insektenfressenden Handflügler zuschreibt.

Von Insektenfressern hat Owen keine andern Ueberreste als solche gesehen, die mit den Skeleten der lebenden Arten übereinstimmen. Nur von Ostend an der Küste von Norfolk ist in einer Süßwasserablagerung von dunklem Thone und grünlichem Sande, zugleich mit den Trümmern eines untergegangenen Waldes und Ueberresten von Mammuth, Hirschen und dem Rehbocke, das Fragment eines Unterkiefers mit seinen Backenzähnen vorgekommen, der eine ausgestorbene, mit dem Maulwurf und Desman verwandte Art anzeigt, welche Owen mit dem Namen Palaeospalax magnus bezeichnet.

Einen umfassenden Artikel hat Owen den beyden Gattungen Amphitherium (Thylacotherium) und Phascolotherium gewidmet und wichtige Zusätze seiner früher in den Transact. of the Geolog. Society erschienenen Abhandlung beygefügt. Bekanntlich wird seit geraumer Zeit ein heftiger Streit darüber geführt, ob diese beyden Gattungen, von denen bisher lediglich Unterkiefer gefunden wurden, den Beutelthieren und den Säugthieren überhaupt, oder den Reptilien angehören. Ersteres behauptete Owen und Valenciennes; Letzteres Blainville und neuerdings auch Grant.

Hinsichtlich des Amphitherium war Owen, nach Vorlage von 2 Unterkiefern, früherhin zu dem Resultate gelangt, daß es einer ächten, warmblütigen Säugthierart, und zwar der höhern oder mit Nägeln versehenen Abtheilung der Mammalien zuständig, angehöre, zugleich mit der Wahrscheinlichkeit des Marsupial-Charakters einer solchen Gattung. Diese Wahrscheinlichkeit, wie sie von Owen früherhin ausgesprochen und durch die Aehnlichkeit mit Myrmecobius unterstützt wurde, hat sich jedoch, wie er selbst zugesteht, vermindert durch die neuere Entdeckung eines dritten Unterkiefers, der weit vollständiger als die beyden andern ist. Derselbe enthält 6 fünfspitzige und 6 einspitzige Backenzähne; die letzteren mit einem oder zwey kleinen accessorischen Dorsalhöckern; außerdem die Lücke für einen kleinen Eckzahn und 3 kleine Vorderzähne, so daß also jederseits im Unterkiefer 16 Zähne vorkommen. Der convere Gelenkkopf, der breite und hohe Kronenfortsatz, die verschiedenartige und doppelwurzige Einpflanzung der Zähne bestätigen den früher schon gezogenen Schluß

von dem Vorkommen eines kleinen insektenfressenden Säugthiers in der Dolith-Formation. Von besonderem Interesse war es, sich der Beschaffenheit des Winkelfortsatzes an diesem Unterkiefer zu versichern, der an den andern Exemplaren abgebrochen war, so daß man nicht wissen konnte, ob die für alle Beutelthiere charakteristische Einwärtsbeugung desselben auch hier sich einstelle. Bey Bloßlegung dieses Fortsatzes ergab es sich, daß obschon der untere Rand desselben so eingebogen ist, um die Außenfläche convex zu machen, doch der Grad der Einbiegung geringer ist als bey jedem bekannten Beutelthiere und nicht die des Maulwurfs oder Igels überschreitet. „Wenn die Anzeige eines eingebogenen Winkels," setzt Owen hinzu, „zu fest für einen Beutelthier-Charakter genommen worden ist, so mögen wir dadurch gewarnt werden, das entgegengesetzte Extrem zu vermeiden, nämlich zu absprechend zu schließen, daß ein Säugthier mit so eigenthümlichem Zahnbaue, wie das Amphitherium, nicht die mehr wesentlichen Beziehungen der Beutelthier-Organisation mit der geringsten Entwicklung des den lebenden Arten eigenthümlichen Charakters, welcher in dem Winkelfortsatze gegeben ist, vereinigt haben könne." Trotz dieser Erklärung hält es Owen jetzt für gerathener, die beyden Arten von Amphitherium, nämlich das A. Prevostii und A. Broderipii, nicht mehr wie früher den Beutelthieren, sondern den Insektivoren anzureihen, weßhalb er auch den Gattungsnamen Thylacotherium aufgiebt und den von Blainville gegebenen, Amphitherium, in Anwendung bringt.

Um so sicherer reiht er dagegen das Phascolotherium Bucklandii bey den Beutelthieren ein, und zwar bey seiner Abtheilung Entomophaga. Was dagegen das von Charlesworth als Didelphys Colchesteri bestimmte kleine Fragment aus dem Eocen-Sande, in einem Unterkieferstück mit einem doppelwurzigen Lückenzahne und den Alveolen zweyer andern bestehend, anbelangt, so erklärt Owen, daß zwar „der Schluß auf ein Beutelthier der wahrscheinlichste ist, daß aber keine ausreichende Evidenz zur Nachweisung dieser Annahme und viel weniger der Familie oder Gattung gegeben ist."

Ueber die Arten der Höhlenbären haben sich sowohl Owen als Prevost sehr entschieden gegen Blainville ausgesprochen. Letzterer in ein Zerrbild von Naturphilosophie verrannt und überdieß von widerlichem Neide gegen Cuvier erfüllt, mit dessen Leistungen die seinigen gleichwohl sich nicht messen können, bestrebt sich die sichern Differenzen zwischen den Arten und Gattungen schwebend zu machen, besonders dann, wenn Cuviers tiefer Scharfblick solche zuerst mit Evidenz nachgewiesen hat. In seiner Ostéographie, von der Stannius *) mit Recht sagt, daß sie „mehr durch die Zeichnungen als durch den Text großartig" ist, bemüht Blainville unter andern sich, den Nachweis liefern zu wollen, daß die 3 urweltlichen Arten von Höhlenbären, nämlich der Ursus spelaeus, arctoideus und priscus nicht ausgestorbene Arten seyen, wie es Cuvier behauptet und mit ihm alle Zoologen angenommen haben, sondern daß diese sämmtlich in unserm braunen Landbären fortleben, der durch andere atmosphärische und sonst noch alterirte Lebensverhältnisse von seinem früheren Urbild abweichend geworden sey.

(Fortsetzung folgt.)

Beschreibung von Ochsenfurt. Herausgegeben von Johann Baptist Kestler.

(Fortsetzung.)

Ueberhaupt unterscheidet Hr. K. in Rücksicht auf die Befestigung der Stadt drey Zeitabschnitte, 1) die bloße Umgebung mit Mauern seit der Erhebung zu einer Stadt, 2) die veränderte stärkere Befestigung seit dem Aufkommen der Feuerwaffe und 3) die Fortificationen aus der Zeit des 30jährigen Krieges und nach derselben. Mit gerechtem Unwillen gedenkt Hr. K., daß man beym Einreißen der Stadt- und Zwinger-Mauern in neuern Zeiten auch die Steine mit Inschriften (Baumeister und Jahrzahlen enthaltend) rücksichtslos zerschlagen oder anderwärts verbraucht habe.

Von den vier Theilen oder Vierteln der Stadt ist das sogenannte Bocksviertel, vor dem 16. Jahrhunderte Vchsen (Ochsen) Viertel geheißen, — wohl als die erste Ansiedlung zu betrachten, mithin der älteste

*) Müller's Archiv 1842. S. 395.

Theil der Stadt. Schon im 14. Jahrhundert finden sich Spuren in der domkapitelischen Kellereyrechnung, daß die Strassen gepflastert wurden.

Der Weinbau muß bald nach Einführung des Christenthums im 8. Jahrhundert betrieben worden seyn, Ochsenfurt war ja ein Tafelgut der Wirzburger Bischöfe. Auf Anbau und Erhaltung der edlen Rebe verwendete man in früheren Zeiten allen Fleiß, weniger auf den eigentlichen Ackerbau; wurde doch noch im J. 1600 Gefängnißstrafe auf Aushauen eines Weinberges zum Zwecke der Umwandlung in einen Acker gesetzt, und ein paar Jahre früher, 1598, erklärte der Rath dem Domkapitel, es seyen dahier 20 Ackerbauern, von denen jeder 45 Morgen Artfeld besitze; deren wären nicht nur genug, sondern man sollte hinfüro noch eine geringere Anzahl zulassen. Die regelrechte Behandlung des Weinstocks und die gute Instandhaltung der Weinberge (Wingerten), der Arbeitslohn ꝛc. standen unter des Rathes Aufsicht, ebenso das Ausschenken des selbst erzeugten Weines. Die Obstbaumzucht war von jeher Gegenstand sorgfältiger Berücksichtigung und böswillige Verderber der Reben und Obstbäume wurden das erstemal mit Ruthen gestrichen, das zweytemal mit Handabhauen und Landesverweisung, das drittemal an Leib und Leben gestraft.

Die ganze Markung der Stadt war in ältern Zeiten mit einem Graben, — die Landwehr — umgeben, von welchem jedoch nur wenige Spuren übrig sind. Die Eintheilung der Markungsgränze ward sorgfältig überwacht, der Umgang um dieselbe zur Besichtigung der Gränzsteine war immer eine Festlichkeit, wo Jung und Alt, die Stadtobrigkeit an der Spitze, auszog, mit Stöcken, Säbeln und Schießgewehren bewaffnet, theils zur Wehr gegen die die Gränze anfechtenden nachbarlichen Gemeinden, theils um die Marksteine mit Freudenschüssen zu begrüßen. Noch im 16. Jahrhunderte fand dieser Umgang alle zwey Jahre um Ostern statt. Behielten Schulkinder oder andere jüngere Leute beym Vorübergehen vor einem Marksteine respectwidrig die Mütze auf, so hoben junge Bürger die sich also Versehlenden in die Höhe und stauchten sie auf demselben mit solcher Gewalt nieder, daß ihnen eine Weile das Sitzen verging. Damit wollte man dem jungen Nachwuchse der Bürgerschaft Lokalkenntniß der Marksteine einprägen (anderwärts geschah das vermittelst tüchtiger Ohrfeigen).

Anziehend ist, was im dritten Abschnitt §. 14. „Bevölkerung und Religion" über das Eindringen der neuen Lehre seit 1525 vorgetragen wird. Luthers Werke wurden auf Befehl des Domkapitels in Beschlag genommen; aber das zeigte sich bald als ungenügend, weil der tägliche Verkehr mit der Nachbarschaft, die Wochenmärkte u. a. m. doch wieder solche Bücher einbrachte und der damalige Stadtschreiber sich ein besonderes Geschäft daraus machte, Luthers Lehre durch Absetzung von Traktätlein in den Familien zu verbreiten. Durfte man doch selbst der Rechtglaubigkeit der hiesigen Geistlichen nicht mehr trauen, ja, es gab sogar Geistliche, die, wie man es eben begehrte, bald katholischen, bald lutherischen Gottesdienst hielten! — Das Domkapitel verhängte zwar gegen die, welche lutherisch geworden, die Stadt- und Landesverweisung, allein mit so wenigem Nachdruck, daß im J. 1581 der Rath schon größtentheils aus Mitgliedern der neuen Lehre bestand und auch der Stadtschultheiß sich zu ihr bekannte. Bischof Julius tadelte seines Kapitels nachsichtiges Benehmen und jetzt erst zeigte man mehr Ernst. Ein Domherr mit Gehilfen begann in Ochsenfurt die Reformation, d. h. die Rückkehr zur katholischen Kirche mit „Bescheidenheit" zu betreiben und erwirkte, daß nur noch 14 Personen in ihrem Abfalle beharrten. Endlich berief das Domkapitel die Jesuiten nach Ochsenfurt, die, im Vereine mit dem Barfüsser P. Martin, den größten Eifer entwickelten, so daß schon 1591 wieder der ganze Rath für die katholische Religion gewonnen war und den Vertreter und Beschützer derselben machte. Die meiste Schwierigkeit verursachte der deutsche Schulmeister, der denn auch endlich auswanderte. Die letzten Reste der lutherischen Lehre zu vertilgen, begab sich Bischof Julius im Februar 1595 selbst dahin. Nur die Ehefrau des Bürgers Mathias Wunderer, die sich nicht des Bischofs Ermahnungen fügen wollte, erhielt Befehl, die Stadt zu verlassen. Demungeachtet zog erst 1603 der Schulmeister Sebast. Kurz, nachdem er das Domkapitel mit Hoffnungen seiner noch zu erfolgenden Bekehrung hingehalten, aus der Stadt fort. Allein 1633 während der weimarischen Zwischenregierung hatte selbst ein Superintendent in der Stadt seinen Sitz. Niederlassungen von Protestanten aus benachbarten Orten verbot das wieder zur Herrschaft gelangte Domkapitel, und hielt dieß Verbot bis zum J. 1803 aufrecht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. August.

Nro. 160. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1. Traité élémentaire de Paléontologie ou histoire naturelle des animaux fossiles.
2. A History of British Fossil Mammalia and Birds.
3. Synopsis plantarum fossilium autore Fr. Unger.

(Fortsetzung.)

Gegen diese seltsame Behauptung hat zuerst Referent sich erklärt und in einer ausführlichen Abhandlung die völlige Unzulänglichkeit der Argumentation von Blainville nachgewiesen. Es hat ihn daher nicht wenig interessirt zu erfahren, wie Prevost und Owen über diesen Punkt sich äußern und er hat mit Befriedigung gefunden, daß beyde Zoologen, von denen nur der erstere mit des Referenten Arbeit bekannt geworden ist, sich mit ihm hierüber gleichförmig aussprechen.

Prevost äußert sich hierüber folgendermassen.

„Blainville meint, daß alle Höhlenbären nur Varietäten einer und derselben Art seyen, welche den Stamm des braunen Bären ausmacht. Dieser gelehrte Anatom schreibt dem Einflusse eines freyen Lebens und unter günstigen Verhältnissen die gigantische Größe des Höhlenbären zu. Er glaubt, daß das Geschlecht, die Kühnheit des Charakters und die Intensität der Respiration in einer frischeren Luft die Differenzen in der Schädelform erklärlich machen könnten, insbesondere die großen Stirnbuckel und die Entwicklung der Leisten, welche die Schädel der Höhlenbären so merkwürdig machen. Er meint, daß diese Merkmale in unserer Zeit sich verwischt haben, wo die Bären schwächer und kleinmüthiger geworden sind, und glaubt übrigens, daß man sich zu sehr darauf beschränkt habe, den Skeletbau an Individuen, die in Gefangenschaft lebten und bey denen daher die Degeneration noch markirter sey, kennen zu lernen. — Ich bekenne mich im Allgemeinen zu dem größten Respect vor den Meinungen des Hrn. v. Blainville, aber das Studium der Thatsachen verhindert mich, ohne Reservation seine Art zu sehen anzunehmen. Unser Museum besitzt sehr schöne Schädel vom Ursus spelaeus und von mehreren im wilden Zustande erlegten braunen Bären unserer Alpen. Ihre Vergleichung giebt so viel stärkere Proportionen bey dem ersteren und so große Differenzen zwischen beyden in der Form des Stirnbeins und der Sagittal- und Occipitalleisten zu erkennen, daß es mir unmöglich scheint ihre Identität einzuräumen. Es scheint mir, daß diese Arten weit mehr differiren, als dieß der Fall zwischen dem braunen Bären, dem Grieselbären und dem schwarzen amerikanischen Bären ist, deren specifische Verschiedenheiten Niemand bestreitet. Ich glaube daher hier, zum wenigsten bis zu einer weiteren Belehrung, die Existenz des Höhlenbären als einer eigenen Art annehmen zu müssen."

Weit ausführlicher als dieß Prevost in einem Lehrbuche möglich ist, bespricht Owen, seinem Endzwecke gemäß, die angeregte Frage, und giebt überhaupt nach den in England gefundenen Exemplaren mehrere treffliche Bemerkungen, auf die wir uns hier näher einlassen wollen.

Der braune Bär ist seit langer Zeit in England ausgerottet worden; man findet jedoch in den neuesten Formationen daselbst von ihm Ueberreste, welche, wie Owen bemerkt, kaum als fossil betrachtet werden dürfen und welche, wenn auch nicht vollkommen

identisch, doch wenigstens nur als Varietät der Art, die noch in vielen Gegenden des europäischen Continents vorkommt, angesehen werden dürfen. Von diesen Ueberresten ist der vollständigste ein Bärenschädel, der in Manea Fen, Cambridgeshire, fünf Fuß unter der Oberfläche, entdeckt wurde und dessen Größe wenig der des Ursus spelaeus nachgiebt.

Bey Vergleichung dieses Fen-Bären mit einem gleich großen Ursus spelaeus findet Owen im Zahnbau der Oberkinnlade als Differenzen, daß 1) der Zwischenraum zwischen dem Eckzahn und dritten Backenzahn (von hinten nach vorn gezählt) bey jenem weit kürzer ist; 2) dieser Zwischenraum bey ihm mit 2 kleinen einwurzeligen Lückenzähnen besetzt, und 3) die Krone des vorletzten Backenzahnes breiter ist im Verhältniß zu ihrer Länge oder ihrem vorn-hinteren Durchmesser, auch der letzte Backenzahn ein schmäleres hinteres Ende hat. — Im Vergleich mit dem Ursus priscus (dem kleineren Höhlenbären, der die beyden ersten Lückenzähne behält) bezeichnet Owen als Differenzen, daß diese Lückenzähne beym Fen-Bären in Contact bleiben, was von dem engeren Zwischenraume zwischen dem Eckzahn und dem dritten Lückenzahne herrührt, welcher Zwischenraum beym U. priscus verhältnißmäßig so weit als beym U. spelaeus ist, so daß bey jenem der erste Lückenzahn vom zweyten durch einen großen Theil dieses Raumes getrennt ist.

Am Unterkiefer findet Owen zwischen dem Fen-Bären und Ursus spelaeus folgende Unterschiede. 1) Der letzte Lückenzahn (oder der vierte Zahn von hinten nach vorn gezählt) ist einfacher, denn während er beym Höhlenbären zwey deutliche Höcker und eine von der Basis des Haupthöckers abgehende Leiste hat, zeigt der Fen-Bär, gleichwie der braune, schwarze und Eisbär, nur den einen Hauptkegel. 2) Der Zwischenraum zwischen diesem Backenzahne und dem Eckzahne ist beym Fen-Bären kürzer. 3) Dieser Zwischenraum enthält bey letzterem die Alveolen von 2 kleinen Lückenzähnen, während beym Höhlenbären, außer in höchst seltenen Ausnahmen, keine Spur davon vorkommt. — Vom U. priscus, der den ersten Lückenzahn behält, unterscheidet sich der Fen-Bär: 1) daß er auch den zweyten besitzt, der in einem jüngern Exemplare des U. priscus fehlt; 2) durch die geringere Weite des Zwischenraums zwischen Eckzahn und drittem Lückenzahn, und noch bedeutender 3) durch die Form des Zahns, welcher beym U. priscus eine zweyte Spitze an der innern Seite und etwas hinter der erstern zeigt, welche Spitze beym Fen-Bären ganz fehlt; 4) der Ast des Kiefers ist höher und der Abhang der Symphysis ist allmähliger.

In all den Eigenthümlichkeiten, durch welche der Fen-Bär von den beyden ausgestorbenen Arten des Höhlenbären sich unterscheidet, kommt er mit dem lebenden U. arctos überein. Der Grieselbär schließt sich an den U. spelaeus an und weicht vom braunen Bären ab durch die Abwesenheit der beyden ersten Lückenzähne und die zusammengesetztere Krone des dritten Lückenzahns.

Hinsichtlich der von Owen angegebenen Differenzen im Zahnbau zwischen den beyden Arten des Höhlenbären und dem braunen Bären stimmt Referent bey und bemerkt nur noch nach Vergleichung des hiesigen Schädels vom U. priscus, daß bey diesem der letzte Lückenzahn des Unterkiefers auf der rechten Seite ganz so, wie Owen angiebt, beschaffen ist, während dem gleichnamigen Zahne der andern Seite die innere Spitze fehlt, so daß er nur den einen Hauptkegel zeigt. Im Oberkiefer sind die Fächer für 2 Lückenzähne, und auf der einen Seite des Unterkiefers sogar die Fächer für 3 solcher Zähne sichtlich.

Nach Erörterung der Differenzen im Zahnbau wendet sich Owen denen des Schädels und des übrigen Skeletes zu. Zuvörderst handelt er vom Ursus priscus, der seltensten unter den urweltlichen Bärenarten, von dem nur in München, Bonn, Berlin und London Schädel existiren. Der letzterwähnte, der jetzt im brittischen Museum aufbewahrt ist, stammt aus Gailenreuth und war ehemals im Besitz Sömmering's, dessen schöne Sammlung leider nach England wanderte. Von diesem Schädel des U. priscus bemerkt Owen, daß obschon er, nach Abnutzung der Backenzähne, einem alten Individuum angehört hatte, dieses doch kleiner gewesen seyn müsse als der Fen-Bär oder der große europäische schwarze Bär. Die Contur des Schädels ist minder erhöht als beym braunen Bären und die abgeplattete Stirne verläuft

sich in die Nase mit einer weniger merklichen Concavität als am Schädel des Fen-Bären. Der Kronenfortsatz des Unterkiefers ist weit breiter und höher und der Raum zwischen dem vorvorletzten Backenzahn und dem Eckzahne ist länger. Nach diesen Merkmalen schließt Owen, daß zwey Unterkiefer-Fragmente, das eine aus der Kent's Höhle bey Torquay Devon, das andere aus der Oreston Höhle bey Plymouth, vom U. priscus herrühren mögen, und dieser also auch als antediluvianischer Bewohner Englands aufzuführen sey. Referent hat hinsichtlich der Schädelform zu bemerken, daß in dieser Beziehung der Schädel des brittischen Museums ganz mit dem des hiesigen übereinkommt, so wie auch mit den beyden in Berlin, von denen er die Notiz sich aufgezeichnet hat: mit 3 und 2 Lückenzähnen; Stirne sehr breit, allmählig abfallend, flach, ohne Stirnhöcker.

Nachdem Owen noch die im Skelet bestehenden Unterschiede des U. spelaeus vom U. arctos auseinandergesetzt hat, geht er zu einer Kritik der Blainville'schen Hypothese von der Degeneration des ersteren in den letzteren über und bezeichnet sie als „ein freywilliges Verzichten auf das werthvollste Instrument, in weiteren Versuchen die höhern und allgemeinern Probleme in der Zoologie zu lösen."

„Beobachtungen haben hinlänglich den Umfang der Modificationen bestimmt, welche der Schädel einer fleischfressenden Art nach Alter, Geschlecht, dem freyen oder beschränkten Gebrauch ihrer destructiven Waffen erleiden kann, und es ist hinreichend bekannt, daß die relative Größe der Intermuskular-Leisten, die relative Stärke der Jochbögen und die Proportionen der Eckzähne zu den andern Zähnen innerhalb gewisser Gränzen variiren kann. Beym Ursus spelaeus aber haben wir zu stehen für die größere relative Gestalt und Zusammensetzung gewisser Backenzähne; für ein zeitiges Verschwinden gewisser Zähne und ihrer Fächer, ohne eine vorherrschende Entwicklung der benachbarten Eckzähne dafür in Anspruch nehmen zu können, für schmälere Jochbeine, mit längeren und höheren Scheitelleisten; für große Stirnhöhlen, die dem Schädel eine hervorstehende Gestalt verleihen. Hr. de Blainville hat versucht, die letzterwähnte Modification mit der Voraussetzung zu erklären, daß die urweltlichen Bären in Folge des Athmens einer frischeren, trockneren und kräftigenderen Atmosphäre ihre Stirnhöhlen mehr entwickelt hätten, als ihre minder glücklichen und entarteten Nachkömmlinge. Wir dürfen jedoch fragen, ob der plattköpfige Ursus ferox eine minder freye Wohnstätte hat, oder eine feuchtere und unreinere Atmosphäre auf den Rocky-Mountains in dem fernen Westen Nordamerikas einathmet als der Höhlenbär der alten deutschen und brittischen Wälder, und wir dürfen mehr als zweifeln, daß die von dem noch plattköpfigeren Eisbären eingeathmete kalte und aufregende Seeluft in Erweiterung der Höhlen längs des Athemganges sich minder wirksam als die dumpfe Luft der Grüfte, in welcher die alten Höhlenbären weilten, erweisen sollte."

(Fortsetzung folgt.)

Beschreibung von Ochsenfurt. Herausgegeben von Johann Baptist Kestler.

(Schluß.)

Merkwürdig bleibt die Indolenz des Domkapitels sowohl als der städtischen Behörde in Bezug auf Hebung des Handels und der Schifffahrt. Für die belebteste Strasse von Wirzburg nach Ochsenfurt geschah von der Stadt gar nichts und noch im J. 1750 mußte das Domkapitel derselben eine Strafe von 10 Reichsthalern ansetzen, um wenigstens die Löcher mit Steinen und Schutt auszufüllen. Wohl sah man es gern, als 1772 von Ansbach her bis zur Ochsenfurter Markung die Strasse gemacht wurde. und gab willig von der Markung 8 — 10 Ruthen her, um für diese Strasse eine gerade Linie zu gewinnen; aber an Verbesserung der eigenen Strasse und Wege rührte man keine Hand bis auf die neueste Zeit!

Des Biertrinkens im Wein producirenden Ochsenfurt wird schon frühzeitig, 1387, gedacht, es war aber eingeführtes. Anfangs wollte man es gar nicht als Getränke dulden. Erst seit 1793 trat eine Brauerey ins Leben. Jetzt aber wird mehr Bier als Wein consumirt.

Von Ochenfurter Künstlern nennen wir hier die Maler Christoph Fessel † 1805, 25. October, die Gebrüder Völk, als Baumeister Hanns Baur, der den Lorenzerchor zu Nürnberg in Verein mit Poritzer ꝛc. gebaut.

Die Veste, das jetzige Landgerichtsgebäude, war im J. 1334 das domkapitelische Palatium. Die Pfarrkirche möchte, obwohl eine ältere auf ihrem Platz gestanden, aus dem Ende des 12. oder Anfang des 13. Jahrhunderts seyn. Die Michelskapelle ist von Hanns

Bauer 1440 fg. erbaut; sie hat eine Crypta, in der die Gebeine der Verstorbenen aufbewahrt werden. Die Wolfgangskapelle außerhalb der Stadt auf einem Berge ist 1463 zu erbauen angefangen worden. Das alte Rathhaus war schon 1393 mit einem Vrley oder Orle (Uhr) versehen; dagegen ist das neue Rathhaus aus den Jahren 1487 — 88. Die Mainbrücke bestand bereits 1254 und zwar von Holz, wie aus den Rechnungen von 1397 ersichtlich ist; mit der steinernen begann man erst 1512.

Dem Stadtgerichte stand der Schultheiß mit seinen aus der ganzen Bürgerschaft genommenen Schöppen vor. Die Verhandlungen dieses Gerichts wurden in ein eigenes Buch — das Stadtbuch — eingetragen, es beginnt mit 1401 und der Eingang dieses interessanten Documentes ist von Hrn. K. mitgetheilt. Das ehemalige Hochgericht bestand aus einer vom Domkapitel, — der Herrschaft der Stadt — alljährlich einmal im December oder Januar nach Ochsenfurt gesandten Deputation eines oder zweyer Domherren, um Einsicht von der Stadtverwaltung zu nehmen und die Angelegenheiten der Gemeinde zu ordnen. Schultheiß, Burgermeister und Rath hatten dem Gerichte beyzuwohnen. Der Hochrichter verfuhr nach der vom Domkapitel erhaltenen Instruction. Uebrigens war die Abhaltung dieses Gerichts mit vielen Unkosten für die Stadtgemeinde verbunden; es blieb gleichwohl bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts in Wirksamkeit. — Der Stadtmagistrat theilte sich in einen innern und äußern Rath; zwar sollte dieser letztere auf Befehl des Domkapitels als überflüßig abgeschafft werden, allein dieser Befehl kam nicht zur Ausführung, indem sich die Bürger auf ihr altes Herkommen beriefen. Zum J. 1601 geschieht zum erstenmale und wieder 1656 eines Stadtphysikus Erwähnung.

Eine Art von Stadt-Advokaten, „Fürsprecher" genannt, welche mit den Gewohnheiten, Satzungen der Gemeinde und mit dem Landrechte wohl vertraut waren, wurden vom Rathe gewählt und zum Theile auch besoldet, um das Gericht und die Ehre desselben zu fördern, die Partheyen und Sachen, die sie übernommen oder die man ihnen übertragen, nach dem Rechte mit allem Ernst und nach bestem Wissen pünktlich zu vertreten. Es waren deren zwey, zuweilen auch vier.

Der Pfarrsprengel von Ochsenfurt (der Pfarrer war für die Regel Dekan des Landkapitels Ochsenfurt) war vor der Reformation von beträchtlichem Umfange und zählte 48 Pfarreyen, 42 Vicarien ꝛc.; aber nach der Reformation und durch eine spätere Theilung verblieben demselben nur noch 12 Pfarreyen, 1 Curatie, 3 Beneficien und 3 Kaplaneyen. Ausführlich und aus Documenten geschöpft sind vom Hrn. K. die Geschichten der 10 Vicarien erzählt. Aus der Rubrik: „Kirchengesang und Musik" entnehmen wir, daß das Volk neben seinen deutschen religiösen Liedern auch welche gesungen, in denen deutsche mit lateinischen Versen gemischt waren. So beginnt ein Lobgesang auf Christi Geburt (1567):

„In dulci jubilo
Nu singet vnd seit fro,
vnsers hertzen wonne
leit in praesepio,
vnd leuchtet als die Sonne
matris in gremio
Alpha es et o, Alpha es et o." etc.

Musikalische Aemter wurden schon 1532 gehalten. Bey der Charfreytags-Procession wurde das Leiden und der Tod Jesus bildlich von lebenden Personen dargestellt. Die Fischerzunft trug den Wallfisch des Jonas, in dessen offen stehendem Rachen ein versteckter Schuladstant die Klaglieder des Propheten sang.

Eine Schule, meint Hr. K., sey schon der Begründung der Pfarrey gleichzeitig gewesen. Bis zum 15. Jahrhundert war nur Ein Schulmeister in der Stadt, der, da Ochsenfurter Gelehrte (Bär, Düngersheim) den Grund zu ihren Studien in ihrer Vaterstadt gelegt hatten, auch des Lateins kundig gewesen seyn wird. 1532 war der lateinische Lehrer der Hauptlehrer neben dem deutschen Schullehrer und erhielt gegen Ende des 16. Jahrhunderts den Titel: Praeceptor, später Rector. Im 16. und 17. Jahrhunderte waren die Präceptoren großentheils ungesittete und unverträgliche Individuen, meist verdorbene Studenten. Die deutsche Schule versah zu Anfang des 17. Jahrhunderts einstweilen ein Schuster Kilian Pauli. — S. 267 — 279 ist ein für Bibliographen sehr beachtenswerthes Verzeichniß der auf dem Rathhause befindlichen Ganzhorn'schen Büchersammlung. Unter den Gelehrten der Stadt ist der Leipziger Universitätsprofessor, Hieronymus Düngersheim als „einer der ersten, lehrfesten, altchristlichen Gottesgelehrten, die es mit Dr. Luther aufnahmen" besonders herausgehoben.

Hr. K. hat nach unserm Dafürhalten seine Aufgabe auf eine wahrhaft musterhafte Weise gelöset. Zu wünschen wäre, daß mehrere seiner Herrn Collegen einem solchen Vorbilde folgen möchten!

Dr. G. Th. Ruhardt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. August.

Nro. 161. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1. Traité élémentaire de Paléontologie ou histoire naturelle des animaux fossiles.
2. A History of British Fossil Mammalia and Birds.
3. Synopsis Plantarum fossilium autore Fr. Unger.

(Schluß.)

So weisen alle besonnenen Zoologen, wie es Ref. vorausgesagt hatte, die seltsame Hypothese Blainville's ab, und beharren auf der sichern Basis, die eine lange Erfahrung als Fundament ihrer Wissenschaft dargethan hat. Man sieht bey Blainville mit Bedauern, daß das unglückliche Ergebniß seiner frühern Arbeit über die fossilen Fische, in welcher fast alle Arten falsch bestimmt sind, ihn weder vorsichtiger gemacht noch zur genauern Einsicht in das Wesen des Art-Begriffes verholfen hat.

In etlichen englischen Höhlen sind außer frischen Ueberresten des Dachses auch solche gefunden worden, die unter denen ausgestorbener Säugthiere vorkamen und ganz deren fossile Beschaffenheit hatten, ja ein Schädel soll sogar aus der Miocen-Formation von Suffolk herstammen. Alle diese Stücke findet Owen in vollkommener Uebereinstimmung mit unserm lebenden Dachse. Auch die aus englischen Knochenhöhlen von ihm verglichenen Schädel vom Iltiß und großen Wiesel, so wie der im Marschboden von Cambridgeshire gefundene Schädel des Fischotters haben ihm keine Verschiedenheit von den lebenden Arten ergeben, so daß für Referenten immerhin noch der Zweifel bestehen bleibt, ob sie wirklich gleichen Alters mit dem Höhlenbären sind.

Den Höhlenwolf anbelangend kommt Owen zu dem nämlichen Resultate wie seine Vorgänger, daß er der derselben Art wie unser lebender Wolf angehört. Wegen der Knochen vom Fuchse bleiben die vorhin angeregten Zweifel.

Die Hyaena spelaea ist bekanntlich in den englischen Höhlen sehr häufig und kommt nicht selten in Gemeinschaft mit dem Bären, dem Wolfe, Nashorn, Flußpferd und Mammuth vor. Owen hat nur diese eine Art unterscheiden können.

Von der Felis spelaea sind in England nur wenige Fragmente bisher gefunden worden; das ansehnlichste ist ein Oberkiefer-Fragment mit einem Schneidezahn, Eckzahn und den ersten beyden großen Backenzähnen. Um die Verwandtschaft dieser Art, die Cuvier einen Löwen oder Tiger nennt, genauer bemessen zu können, macht Owen auf ein bisher übersehenes Merkmal aufmerksam, durch welches die Schädel des lebenden Tigers und Löwen leicht unterschieden werden können. „Es besteht beym Löwen in der Rückwärtsverlängerung der Nasenfortsätze des Oberkieferbeins bis zu derselben Querlinie, welche von dem hintern Ende der Nasenbeine erreicht wird, während sich beym Tiger die Nasenfortsätze des Oberkieferbeins der von den hintern Enden der Nasenbeine erreichten Querlinie nie näher als bis auf $\frac{1}{3}$ Zoll Entfernung annähern, bisweilen selbst $\frac{2}{3}$ Zoll dahinter zurückbleiben; zugleich endigen sie bey diesem mit einem stumpfen oder abgestutzten Ende,

während sie beym Löwen zugespitzt sind. Es ist sehr zu wünschen, daß dieser Charakter, wo möglich, an den Continental-Exemplaren von Schädeln der Felis spelaea bestimmt werden möchte. Wenn die Nasenfortsätze des Oberkieferbeins nicht so weit rückwärts sich erstrecken als die Nasenbeine, so darf man schließen, daß diese Art kein Löwe war; da jedoch die kürzern Fortsätze des Oberkieferbeins beym Jaguar und Leoparden ebenso wie beym Tiger vorhanden sind, so muß die Annäherung der fossilen Art an die gestreiften oder gefleckten Arten der Katzengattung von andern Merkmalen abhängen."

Referent ist im Stande, die von Owen provocirte Entscheidung zu geben. Die Kreis-Naturalien-Sammlung in Bayreuth besitzt einen vollständigen Schädel der Felis spelaea aus der Gailenreuther Höhle, von dem sich ein Gypsabguß in der hiesigen Sammlung befindet. Aus der Besichtigung von diesem wie des Originales kann Referent angeben, daß bey Felis spelaea die Nasenfortsätze des Oberkieferbeins nach rückwärts weiter reichen als die Nasenbeine. Hiemit ist also gleich Tiger, Leopard und Jaguar, auch abgesehen von der weit geringern Größe der beyden letztern, ausgeschlossen und eine größere Annäherung an den Löwen vorhanden, von dem aber die schon von Goldfuß und Cuvier erörterten Differenzen unterscheiden. Noch hat Referent von diesem Schädel bemerklich zu machen, daß er nicht bloß die beyden großen Backenzähne, sondern auch die Zahnfächer für den ersten kleinen Lückenzahn und den hintern Höckerzahn aufzuweisen hat.

Außer der Felis spelaea sind noch von 2 andern Katzenarten Ueberreste in England gefunden worden. Ein einzelner hinterster Backenzahn des Unterkiefers aus dem Red Crag von Newbourn kommt in Größe und Form mit dem gleichnamigen des Leoparden überein; Owen begründet darauf provisorisch die Felis pardoides. Zwey Kieferfragmente, das eine aus der Ziegelerde von Essex, das andere aus der Kent's-Höhle, sind nicht zu unterscheiden von analogen Theilen der Wildkatze.

Eine neue und sehr interessante Entdeckung ist das Vorkommen der Gattung Machairodus unter den urweltlichen Thieren Englands. Nach den zuerst aus Italien bekannt gewordenen seltsamen schneidenden Eckzähnen wurde dieses Thier bald als Ursus, bald als Felis cultridens aufgeführt, bis Bravard's Entdeckung eines Schädels (Felis megantereon) die Aehnlichkeit mit den Katzen außer Zweifel setzte, unter denen Machairodus als eine Untergattung aufzunehmen ist, was Owen auch durch Vergleichung der von Falconer und Cautley in den Tertiärablagerungen der Sewalik-Berge entdeckten Ueberreste dieses Thieres nachwies. Die in der Kent-Höhle aufgefundenen Zähne, worunter einer der Eckzähne längs der äußern Krümmung 6" lang und an der Basis der Krone 1" 2‴ breit ist, geben eine eigenthümliche Art zu erkennen, die Owen als Machairodus latidens bezeichnet. Außer dieser Species giebt es also in Europa noch 2 andere, den Machairodus (Ursus. s. Felis) cultridens und die Felis megantereon, welche viel kleiner als jene ist.

Die in England gefundenen Ueberreste von Nagern kommen mit den gleichnamigen Stücken von unserem Biber, Arvicola amphibius, agrestis und pratensis, ferner mit Mus, so wie mit dem gemeinen Hasen und Kaninchen dermassen überein, daß sie von letzteren nicht unterschieden werden können. Dagegen gehören die Ueberreste von Trogontherium Cuvieri Fisch. entschieden einer ausgestorbenen Gattung an, die sich vom Biber schon gleich dadurch unterscheidet, daß der erste Backenzahn des Unterkiefers um ein Drittel größer als der folgende ist, und der zweyte und dritte nur zwey Schmelzfalten aufzuweisen haben. Die Fragmente von Lagomys spelaeus sind deßhalb merkwürdig, weil diese Gattung bisher aus England nicht bekannt war.

Einen sehr werthvollen ausführlichen Artikel hat Owen dem Mammuth (Elephas primigenius) gewidmet, dessen Zähne und Knochen in großer Menge in England vorkommen. Mit Cuvier erkennt er an, daß Mammuth und indischer Elephant 2 verschiedene Species sind, dagegen verwirft er die Zersplitterung des ersteren in mehrere Arten, wie solche von Fischer, Nesti und Croizet unterschieden wurden. Owen erklärt sich mit Entschiedenheit nur für eine einzige Art. Von der Größe derselben läßt sich urtheilen, wenn man erfährt, daß der Oberarm-

knochen eines Mammuths 4′ 5″, dagegen der am Skelet eines großen indischen Elephanten nur 2′ 11″ lang ist.

Ueber die geographische Verbreitung des Mammuths äußert sich Owen folgendermassen. „Die Ueberreste des Mammuth kommen auf dem Continent, wie in England, in den oberflächlichen Ablagerungen von Sand, Grus und Lehm vor, die über alle Theile Europas verstreut sind, und sie werden in noch größerer Menge in den nämlichen Gebilden in Asien gefunden, zumal in höhern Breiten, wo der Boden, der ihre Lagerstätte ausmacht, beständig gefroren ist. Mammuths-Ueberreste sind in großer Anzahl im gefrornen Schlamm an der Ostseite der Beringsstrasse, in der Eschscholtzbay, im russischen Amerika unter 66° n. Breite gefunden worden, und man hat sie, wenn auch in geringerer Menge, südwärts bis in die Staaten von Ohio, Kentucky, Missuri und Südkarolina angetroffen. Dagegen sind bisher keine authentischen Ueberreste von Elephas primigenius in tropischen Breiten oder in irgend einem Theile der südlichen Hemisphäre entdeckt worden (die in Indien aufgefundenen fossilen Elephanten-Ueberbleibsel gehören einer dem Elephas indicus näher verwandten Art an). Es scheint daher, daß der urweltliche Elephant früher über die ganze nördliche Hemisphäre vom 40 — 60 und möglicherweise bis zum 70° Breite sich verbreitet hat.

Mit der gewöhnlichen Annahme, daß eine gewaltsame Katastrophe, in deren Folge die Temperatur sich erniedrigte, die Ausrottung der Mammuths herbeyführte, zeigt sich Owen nicht einverstanden. Er meint, daß auch unter den jetzigen Umständen Elephanten, die mit gehörigem Pelze bekleidet sind, noch in Sibirien leben könnten, da so weit die Waldung oder das Gestrüppe reicht, sie ihre Hauptnahrung, die in Baumzweigen besteht, finden würden und hierdurch unabhängig vom Wechsel der Jahreszeiten wären. So gut als noch jetzt Rennthiere und Bisamochsen in der Polarregion aushalten können, eben so gut hätten dieß unter gleichen klimatischen Verhältnissen die Mammuths vermocht. Ihre Ausrottung findet Owen nicht von äußern Ursachen bedingt, sondern er hält es für räthlicher mit Brocchi die Möglichkeit einzuräumen, „daß Arten gleich Individuen die Ursache ihres Todes in ihrer eignen Constitution, unabhängig von äußern Weltveränderungen, an sich getragen hätten und daß der Termin ihrer Existenz oder die Periode der Erschöpfung der Zeugungskraft, vom Beginn jeder Art an festgesetzt worden sey.“ Eine Meinung, die unserem Bedünken nach an der Erfahrung keine sonderlichen Stützen finden dürfte.

Eben so gründlich und umfassend als der Artikel über den Mammuth ist der über Mastodon angustidens von Owen gearbeitet. Hinsichtlich der vielen Arten, die neuerdings aus den Mastodons errichtet wurden, trägt er auf große Reduction an. Den Tetracaulodon von Godman sieht Owen für den unreifen Zustand beyder Geschlechter des Mastodon giganteus an und meint, daß bey den Männchen zum wenigsten einer, und zwar gewöhnlich der rechte, von den beyden untern Stoßzähnen beybehalten würde, während beym Weibchen beyde verloren gingen, sobald es sich dem Zustande der Reife nähere. Auf diese untern Stoßzähne und einige Abänderungen in den Backenzähnen, welche Owen bloß als individuelle Varietäten ansieht, hat gleichwohl vor Kurzem Grant nicht bloß die Beybehaltung der Gattung Tetracaulodon zu stützen versucht, sondern auch sechs Arten ihr zugewiesen. Eine ähnliche Geschlechtsverschiedenheit wie bey Mastodon giganteus scheint nach Owen auch bey unserm M. angustidens angenommen werden zu dürfen, nur mit der Differenz, daß bey letzterem das Männchen die beyden untern Stoßzähne behält. Mastodon longirostris und arvernensis stellt er mit M. angustidens zusammen.

In England kommen Mastodon und Mammuths nicht auf denselben Lagerstätten vor, wie dieß in Nordamerika der Fall ist. Eine Art Mastodon, nahe verwandt mit dem M. angustidens durch die Form der Backenzähne, findet sich in Gesellschaft von M. elephantoides und einer ächten Elephanten-Species in den Tertiärablagerungen der vorhimalayischen Berge. Eine andere Art von Mastodon, ebenfalls mit dem M. angustidens nahe verwandt, wenn wir nach der Form eines Backenzahns schließen dürfen,

hat ihre Ueberreste in den Knochenhöhlen und nachtertiären oder neuer tertiären Bildungen von Australien zurückgelassen. Nach der Conformität der Backenzähne betrachtet Cuvier ein Mastodon, dessen Ueberreste in Peru entdeckt wurden, für specifisch einerley mit dem europäischen Mastodon angustidens. Keine Säugthiergattung ist daher so weit über den Erdboden verbreitet gewesen als das Mastodon. Von den Tropen hat es sich sowohl südals nordwärts in die gemäßigte Zone ausgedehnt und in Nordamerika wurden seine Ueberreste an der Westküste bis zum 66° Breite wahrgenommen. Die Metropolis aber des M. giganteus in den vereinigten Staaten liegt gleich der des M. angustidens in Europa in gemäßigten Breiten, und wir haben keinen Beweis, daß irgend eine Art dazu eingerichtet war, gleich dem Mammuth der Strenge eines arktischen Winters zu trotzen.

Nach wenigen Fragmenten von Unterkiefern mit Backenzähnen errichtet Owen die Gattung oder Untergattung Coryphodon, die durch nahe Verwandtschaft mit Lophiodon als ein Glied der tapirartigen Pachydermen sich zu erkennen giebt und eine distinkte Untergattung anzeigt, charakterisirt durch Mangel an Parallelismus der zwey Hauptquerleisten und der rudimentären Beschaffenheit des hintern Ansatzes am letzten Backenzahn des Unterkiefers. Uebrigens kommen in England auch Ueberreste vom eigentlichen Lophiodon vor, so wie auch von 4 Arten Palaeotherium.

Die auf den brittischen Inseln aufgefundenen Ueberreste vom Nashorn haben Owen Veranlassung zu ausführlichen Erörterungen der beyden Arten, Rhinoceros tichorhinus und leptorhinus gegeben. Der letzteren Art weist er feste Charaktere an und zeigt, daß Rhinoceros Kirchbergense und Merckii ihr angehören.

Mit dieser Gattung schließt sich das Verzeichniß der urweltlichen Pachydermen Englands und zugleich das achte Heft von Owen, das nur noch auf einem Blatt den Anfang der Schilderung der fossilen Ueberreste der Einhufer enthält. Pictet's Arbeit ist bereits weiter vorgeschritten, indem sie die beyden Klassen der Säugthiere und Vögel umfaßt.

Am Schlusse noch einige Worte über Unger's Synopsis plantarum fossilium. Der Verfasser derselben hat die ungeheure Arbeit unternommen, aus der reichen und in vielerley Werken niedergelegten botanischen Literatur ein systematisches Verzeichniß der fossilen Pflanzenarten zusammen zu stellen und hiemit einem dringlichen Bedürfnisse der Paläontologen entgegen zu kommen; eine um so verdienstlichere Arbeit, als sie von einem unserer gründlichsten Botaniker angefertigt ist und deßhalb des vollsten Vertrauens sich erfreuen darf. Von den Ordnungen und Gattungen hat der Verf. die Charaktere angegeben; bey den Arten dagegen bloß die Synonyme, so wie, was eine Hauptsache ist, die Fundorte und das geognostische Vorkommen angeführt. Als Anhang folgt eine Aufzählung der fossilen Pflanzen nach den geognostischen Formationen; zuletzt ein vollständiges alphabetisches Register, das leider jetzt so häufig andern Werken fehlt und gleichwohl den Gebrauch eines Buches wesentlich fördert. Wir wünschen, daß der Verfasser dieser ausgezeichneten Synopsis ihr recht bald eine Species plantarum fossilium mit ausführlicher Beschreibung der Arten folgen lassen möchte.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. August.

Nro. 162. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Untersuchungen über die freyen Walliser oder Walser in Graubünden und Vorarlberg, von Joseph Bergmann. Wien 1844. 108 S. 8.

Diese aus den Wiener Jahrbüchern der Literatur Bd. CV — CVIII. besonders abgedruckte Monographie sucht in geographischer, statistischer, historischer, ethno- und dialektographischer Hinsicht Licht zu verbreiten über die Bewohner einiger zerstreuten Berggemeinden im Osten des jungen Rheines, die sich durch die Benennung Walser von den Umwohnenden unterscheiden oder doch früher unterschieden haben. Es finden sich deren ganz hinten (davós) im Hochthale des bey Tusis in den Hinterrhein mündenden sogenannten Landwassers im Canton Graubünden, Davoser, andere nach Norden hin in den vorarlbergischen Hochthälern, aus welchen einerseits Iller und Lech, andrerseits Zuflüsse des Rheins entspringen. Sie erscheinen überall, auch da, wo sie noch jetzt, wie in Davos, mehr oder minder von Romanen umgeben sind, als Deutsche, finden sich in Documenten früherer Zeit vor jenen durch einen höheren Grad persönlicher Freyheit oder Berechtigung ausgezeichnet, und werden in den bis jetzt bekannten ältesten Urkunden, die man auf sie beziehen zu können glaubt, alienigeni, a servitute liberi, Walisenses *) genannt.

Die Meinung, daß sie vom obern Rhone- (Rhodan- oder Rodden-) thal, der Vallis Poenina aus in diese Gegenden gekommen und natürlich ihren heimathlichen Namen Walliser (⊥⏑⏑, denn so, nicht ⏑⊥⏑ betont ganz richtig jeder Schweizer, „Walliſſer Seduni“ schreibt Frisius) mitgenommen, liegt nahe genug und wird denn auch vom Verf. nach Kräften hervorgehoben. Allein zu der Aehnlichkeit der Namen Walser und Walliser, zu der Verehrung eines heiligen Theodulus Bischofs zu Sitten durch diese wie durch jene, zu dem Zusammentreffen in einigen Eigenheiten der Mundart fehlt immer noch ein auf geschichtliche Daten gegründeter ganz zufriedenstellender Beweis, da auch der Hauptgewährsmann Joh. Ulr. von Salis-Seewis (nachgelassene Schriften I. 30. II. 13, 37 und 106 — 108, wo, wie es leider scheint, die wichtigen Noten zum Texte noch ungedruckt sind) nichts beybringt, was als solcher gelten könnte, und da er sich darauf einläßt, die Benennung Walser lediglich als die eines gewisse persönliche oder dingliche Rechte genießenden jedenfalls deutsch sprechenden Ansiedlers

---

*) „Filii mulierum Monasterio in Mayls pertinentium, licet ab alienigenis seu Walisensibus vel aliis a servitute liberis matrimonialiter procreati, Monasterio pertinent“ J. v. Arx Geschichten des Kantons St. Gallen S. 322 aus dem liber aureus des Klosters Pfefers sec. XII. In einem Document aus den J. 1355 u. 1408, das unser Verf. S. 68 — 69 citirt, werden, als seßhaft theils im Walgau theils in Montafun, Silbrer (Knappen im Silberbergwerk) und Walliſer aufgeführt.

zu nehmen, ohne Frage, ob dieser eben aus Wallis oder woher überhaupt er gekommen sey. Um diese an verschiedenen zum Theil weit von einander entlegenen Orten namhaft gemachten Walser in eine Art Nationalität zusammenfassen zu können, müßte ohne Zweifel gezeigt werden, daß sie wirklich durch die Art zu wohnen, sich zu nähren, zu kleiden, vor allem durch die Sprache eben so auffallend einander ähnlich als von andern umwohnenden Deutschen verschieden seyen. Dieß dürfte indessen nicht so leicht seyn, da einige derselben, die im Bezirke Mittelberg (S. 9), in dieser Hinsicht sogar den Allgäuern zugerechnet werden. Aber auch in so ferne sie sich der Mehrzahl nach im Bereich des oberrheinischen (alemannischen) Dialektes halten, wären vereinzelte Besonderheiten immer ein ziemlich unsicherer Grund für entferntere Beziehungen; in Gebirgsländern hat fast jeder Thalboden Besonderheiten der Art und umgekehrt wieder hat manche dieser Besonderheiten ein weiteres Feld als der örtliche Beobachter jedesmal zu überschauen im Fall ist. So z. B. ist das als bezeichnend hervorgehobene s an ein, mein, dein, sein vor dem neutrischen Substantiv (e's Chind, mi's, di's, si's Chind) nicht bloß in Oberwallis, sondern in einem großen Theile der westlichen Schweiz überhaupt zu Hause. Das anscheinende sch der Romanen statt s hat sich den Deutschen überall, wo sie in deren Nähe wohnen, mehr oder minder mitgetheilt. Und, sollte auch der nähere Walgau schon früh verdeutscht worden seyn, gar so weit vom romanischen Bündner, der z. B. das ältere deutsche Sumber, das er in der Bedeutung Trommel angenommen, wie schumber ausspricht, ist auch der vorarlbergische Walser nicht entfernt.

So viel indessen ist ermittelt, daß bey diesen Walsern, die sich, nach S. 85, als solchen noch jetzt die früher romanischen Bewohner des Walgaus, das sich von Gözis über Feldkirch gegen Montafon erstreckt, als Wallen entgegensetzen, an Walh den bekannten alten Ausdruck für einen Nichtdeutschen besonders wälscher Zunge durchaus nicht gedacht werden darf. Eben so wenig kann bezweifelt werden, daß sie, wenn sie anders spätere Einwanderer als es ihre übrigen deutschen Landsleute vor dem Arlberg und in Bünden, ja in der jetzigen Schweiz überhaupt sind, von letzterer aus hieher gekommen seyen. Sind doch die Deutschen des obern Wallis selbst nur eine über die Berge in romanisches Gebiet vorgeschobene Colonie und gar wohl können einzelne Spitzen nach Süden und Osten über den Monterosa und die Furca zunächst und gerade von hier aus weiter getrieben worden seyn.

Auf solche Weise behält die Ansicht des Verf., die neuerlich auch von A. Schott, L. Steub u. A. ausgesprochen ist, immerhin den Vortheil der Wahrscheinlichkeit für sich, und wenn sie sich auch nicht gänzlich bewähren sollte, so verlieren die vorliegenden durch dieselbe veranlaßten Untersuchungen dadurch nicht das Geringste von ihrem Werthe als willkommener Beytrag zur genauern Erkundung dieser interessanten Grenzmarken germanischer und romanischer Zunge.

Es werden besprochen nach den freyen Walsern in Graubünden die vorarlbergischen theils im Allgemeinen, wobey eine aus dem Wiener Haus- und Staatsarchiv urkundlich beleuchtete Geschichte der Herrschaft Blumeneck eingeflochten und auf Erklärung undeutscher sowohl als deutscher Ortsnamen eingegangen ist, theils im Besondern die zu Sonntag und St. Gerold (im obern oder großen Walserthale), die in Laterns, Damüls, Tannberg, Schröcken, die zu Mittelberg (im untern ans bayerische Algäu stoßenden oder kleinen Walserthale), die ehemaligen in Montafon und im Silberthal, endlich die verschollenen zu Galtür in Tirol. Verdeutlicht wird alles durch eine dem Obersten von Hauslab zu verdankende treffliche Specialkarte des fraglichen ethnographischen Schauplatzes, so weit er zu Vorarlberg gehört, auf welcher die verschiedenen Walsergruppen sowohl von dem weiland romanischen Walgau, als von dem romanischen Rheingau und Bregenzerwald einerseits und dem schwäbischen Illergau andrerseits durch Farben unterschieden sind.

Dazu kommen Bemerkungen über den physischen und moralischen Charakter der Walser in Graubünden und Vorarlberg, Volkszahl (an die 7000 Seelen), Beschäftigung, Kleidertracht, Wohnung.

Auch erbliche Familiennamen sind auf solchen Scheidepunkten mitunter nicht ohne historische Bedeutung. Endlich folgen noch schätzbare Angaben über die Mundart oder Mundarten der Walser, nebst einem kleinen Idioticon und einem artigen Geschichtchen *), das in achtzehn hier mehr oder minder einschlägige Dialekte übersetzt, zur Vergleichung als Probe derselben beygegeben ist. Unter diesen Dialekten ist, außer einem der eigentlichen schweizerischen Walliser, einem der deutschen am Monterosa, und dem Davoser, auch der der vicentinischen Slegher (die hier als Holzschläger gedeutet werden).

(Schluß folgt.)

Geschichte der Urwelt, mit besonderer Berücksichtigung der Menschenrassen und des mosaischen Schöpfungsberichtes. Von Dr. Andreas Wagner. Leipzig 1845. 578 S. 8.

Die Geschichte der Urwelt ist ein Gegenstand, der in neuerer Zeit mehr als je die Aufmerksamkeit auf sich gezogen und daher viele Bearbeiter gefunden hat. Auch der Verfasser dieses Buches, der sichs gestattet in einer kurzen Selbstanzeige dasselbe unsern Lesern zur nähern Kenntniß zu bringen, hat sich seit vielen Jahren mit diesem Gegenstande befaßt und theilt jetzt die Resultate seiner Untersuchungen, von denen er einzelne schon früherhin, meist in diesen Blättern und den Bayerischen Annalen publicirte, in ausführlicher Erörterung mit.

Der Verfasser bringt sein Buch in vier Abschnitte mit folgenden Aufschriften: 1) Geschichte der Erdbildung (Geologie), 2) das Thier- und Pflanzenreich der Urwelt, 3) das Menschengeschlecht der Urwelt, und 4) Vergleichung der Ergebnisse der Wissenschaft hinsichtlich des urweltlichen Zustandes der Erde und ihrer Bewohner mit den Traditionen der Völker und insbesondere mit dem mosaischen Schöpfungsberichte.

Im ersten Abschnitte stellt sich der Verfasser in entschiedene Opposition mit der herrschenden Ansicht von der Erdbildung, wie er sich hierüber gleich in der Vorrede unumwunden in folgenden Worten ausspricht.

„So außerordentlich sicher die Majorität der Evidenz ihrer Feuer- und Hebungs-Theorie ist, so allgemein auch der Beyfall, den sie vor dem großen Publikum gefunden, so kann sie doch eine strenge kritische Prüfung nicht aushalten, ja eine solche kann, wie ich glaube sattsam erwiesen zu haben, darthun, daß jene Theorie ein vor dem Forum der Wissenschaft anerkennbares Fundament noch gar nicht begründet hat. Statt die Bildungsgesetze der Erde aus veränderlichen chemischen und physikalischen Gesetzen abzuleiten, hat die moderne Geologie diese hintan gesetzt und dafür der Phantasie einen Spielraum eröffnet, dem am wenigsten in der Wissenschaft eine Stelle anzuweisen ist. Ich will hiermit nicht sagen, daß die Chemie bereits im Stande ist, alle ihr aus diesem Gebiete zuständigen Probleme zu lösen, noch weniger möchte ich behaupten, daß man nichts weiter als Chemiker zu seyn brauche, um die geologischen Aufgaben zu absolviren, aber dieß behaupte ich, und dieß muß auch zum Axiom in der Geologie (wohl zu unterscheiden von Geognosie) werden, wenn sie anders eine wissenschaftliche Geltung ansprechen will, daß geologische Ansichten und Theorien nicht nur nicht im Wider-

*) Es ist betitelt: Der neue Herrgott und vom Verf. irgendwo im Volke gehört. Bey aller Einfalt birgt es tiefen Sinn. Wir theilen es hier mit in der Mundart von Nüziders.

A mol sei vor ama Darf a großes Krüz am Weg g'standa, wo d' Lüt im Vorbeigoh allemol a Vatrunserle betet hond; aber frili, wie's halt kunnt, noch und noch hot der Rega dassel Krüz ganz usgwäscht und d' Sunna luter Sprüng und Spält dri' gmacht. Jetzt druf lot der Heer us ama Stuck Holz a neus und hübschers macha; d' Bura sind aber nümmameh a so stoh bliba um wie gwöhnli a Vatrunser z beta. Das ist dem Heer nämma gspässig fürko, drum frogt er a mol en: warum sie nümma wie früher dört bim sella neua, hübscha Meserherget beta? Aber der guet Bur will halt lang net ussa mit der Sproch: Jo, se't er zlescht und kraßt i de Hoora: Jo, mer hond halt de neua noch as en Birabom 'kennt.

spruche mit bewährten chemischen Erfahrungen und Gesetzen stehen dürfen, sondern daß zu ihrer Begründung der Chemie die Hauptstimme zukommt. Die Geognosie, deren Aufgabe die Erforschung des Thatbestandes ist, kann die Chemie ganz außer Augen lassen; die Geologie dagegen, welche die Bildungsgesetze der Erde zu entwickeln hat, muß in ihr die Hauptstütze finden."

„Stellt man diese Anforderung an den gegenwärtigen Stand der Geologie, so wird man sich bald überzeugen, wie wenig noch die Chemie in ihr zur Geltung gekommen ist, welch großes Uebergewicht dagegen die mit ihr im völligsten Widerspruche stehenden Hypothesen behaupten. Wir sind allerdings über Hauptprobleme noch ohne evidente Aufschlüsse, werden vielleicht auch diese zum Theil niemals erlangen, und müssen deßhalb in solchen Fällen die Mängel unserer Erkenntniß durch Hypothesen ergänzen; diese müssen jedoch von einer Art seyn, daß sie sich nicht im Gegensatze mit den Erfahrungen anderer Wissenschaften befinden und sind ohnedieß sogleich außer Acht zu lassen, sobald Letzteres nachgewiesen wird. So wie es aber gegenwärtig mit der dominirenden geologischen Schule bestellt ist, herrscht in ihr ein Terrorismus, der auch dann noch die von den Stimmführern in Umlauf gebrachten Hypothesen nicht aufzugeben wagt, selbst wenn ihr Widerspruch mit dem Thatbestande und chemischen Gesetzen zur Genüge erwiesen worden ist. Ein merkwürdiges Beyspiel der Art giebt die im Schwange gehende Hypothese von der Dolomitbildung. Kein Wunder, daß bey einem solchen Stande der Dinge Chemiker, wie Liebig, von der Geologie nur mit der größten Mißachtung sprechen. Ich, der ich durch meinen amtlichen, wie durch den mir zunächst liegenden schriftstellerischen Beruf als Zoolog völlig außer dem Bereiche der herrschenden geologischen Schule stehe und daher die Gunst ihrer Machthaber nicht zu suchen, ihre Ungunst nicht zu fürchten habe, gleichwohl seit drey Decennien mit Geognosie und Geologie so vertraut geworden bin, daß ich mich zu einem Urtheil über sie für nicht ganz unberechtigt ansehen darf, habe unbefangen und ohne Nebenrücksichten eine Prüfung der herrschenden geologischen Theorien vornehmen und die dadurch erlangten Resultate unbesorgt um die Art ihrer Aufnahme vorlegen können. Meine Hauptabsicht ist es hierbey gewesen, nicht sowohl eine eigenthümliche Theorie zu begründen, sondern vielmehr den Nachweis zu liefern, daß die vulkanistischen Ansichten von der Erdbildung im Widerspruche mit den geognostischen Thatsachen und den chemischen Erfahrungen stehen, daher einer wissenschaftlichen Berechtigung ganz und gar entbehren."

Im zweyten Abschnitte giebt der Verfasser eine kurze Uebersicht über die charakteristischen Thiere und Pflanzen der Urwelt, mit einer ausführlichen Darlegung ihrer von der jetzigen organischen Welt sehr verschiedenen Lebens- und Verbreitungsverhältnisse.

Der dritte Abschnitt befaßt sich mit der Schilderung der allgemeinen Verhältnisse des Menschengeschlechts der Urwelt, woran eine weitläufige Darstellung der Rassen und ihrer wesentlichen Merkmale geknüpft ist. Der Verfasser weist nach, daß die Rassen nicht auf verschiedene Urstämme, sondern auf einen gemeinsamen Urstamm zurückzuführen sind, daher auch von verschiedenen Arten im Menschengeschlechte gar nicht die Rede seyn kann. Die specifische Einheit desselben kann die Naturforschung mit aller Evidenz erweisen, seitdem es ihr gelungen ist, den Begriff der Art auf ein sicheres Naturgesetz zurück zu führen.

Im vierten Abschnitte nimmt der Verfasser eine Vergleichung der auf naturhistorischem Wege gefundenen Resultate hinsichtlich des Zustandes der Erde und ihrer Bewohner mit den Angaben der Völker-Traditionen und insbesondere mit dem mosaischen Schöpfungsberichte vor. Wenn Vischer in seiner, nur durch ihre Frechheit bemerkenswerthen Inauguralrede behauptet, und hierin allerdings in Uebereinstimmung mit vielen Zeitgenossen sich befindet: „die Naturwissenschaft kann als Geologie keinen Schritt gehen, ohne von den Erzählungen des ersten Buchs Mosis abzuweichen," so weist dagegen vorliegendes Werk nach, daß zwischen dem mosaischen Berichte und den Ergebnissen der naturwissenschaftlichen Forschung die vollkommenste Concordanz stattfindet, und daß der Widerspruch nur aus der Verkennung oder Verdrehung der naturhistorischen Thatsachen hervorgegangen ist.

A. Wagner.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. August.

Nro. 163. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Travels in the track of the ten thousand Greeks; being a geographical and descriptive account of the expedition of Cyrus and of the retreat of the ten thousand Greeks, as related by Xenophon. By William F. Ainsworth, F. G. S., F. R. G. S., surgeon to the late Euphrates expedition; author of Assyria, Babylonia and Chaldea; Travels in Asia Minor, etc. London: John W. Parker, West Strand. M.DCCC.XLIV.

Immer galt die Expedition des jüngern Cyrus gegen seinen Bruder Artaxerxes oder vielmehr die Rückkehr der ihn begleitenden zehntausend Griechen nach dem unglücklichen Ausgang der Schlacht bey Cunaxa als ein fast unvergleichliches Strategem, wenigstens unter den großen Kriegsereignissen, die uns aus dem Alterthum berichtet werden. Aber auch in den an Großthaten und wunderbaren Zufällen reichen Feldzügen der neueren Zeit ist wohl keiner, welcher mit dem Rückzug Xenophons zusammengestellt werden könnte; freylich sind oftmals zehnmal stärkere Heeresmassen in eine ähnliche oder noch schrecklichere Lage gekommen, wie die Griechen auf den schneeigen Hochebenen Armeniens, aber sie hat auch ein furchtbareres Geschick erreicht und vernichtet. Moreaus Rückzug im Jahre 1796 (ungef. 19. Sept. bis 19. Oct.) von der Donau durch den Schwarzwald und das Höllenthal bey Neustadt an der Wuttach bis ins Rheinthal gilt als ein Meisterstück; allein welcher Unterschied der Entfernung und der Umstände! Wenn irgend eine Reihe von Tagen des Kampfes und der Noth aus diesen Napoleonischen Zeiten, denkwürdig durch Ueberwindung der furchtbarsten Hindernisse, welche Ort und Feind entgegenwerfen, hier angezogen werden soll, so sind es jene des Septembers und Octobers 1799, in denen sich Suwarow und seine Truppen den Ruhm erworben haben, welcher Hannibal zu Theil ward, als er der erste nach Herkules ein Heer über die Alpen geführt hatte. Traun! wer jene sechzehn Tage von der Schlachtstätte der Teufelsbrücke an bis zum Rückzug von Glarus ins Rheinthal mit durchgestritten hat, würde auch die 215 Märsche jener zehntausend sammt ihrem Elend ertragen haben. Immerhin bleibt es ein durch Glück und Ausdauer merkwürdiger Zug, dessen Veranlassung, Zwischenfälle und Ausgang uns noch dazu in einem trefflichen militärischen Memoire historisch und geographisch genau aufgezeichnet sind.

Nicht leicht aber gibt es etwas mißlicheres, als ohne Anschauung, höchstens durch theilweis gute Charten unterstützt, die topographischen Notizen in derartigen alten Schriftstellern zu fixiren oder wenigstens annäherungsweise zu bestimmen; bleibt ja selbst im glücklichsten Fall bey eigener Prüfung gar mancher Punkt, den der Sturm der Zeiten verwischt hat, ein Gegenstand müßigen Suchens. Deßhalb verdienen jene Reisende, welche sich die Auffindung alter Städte und Orte, ihre Beschreibung und Vergleichung mit gegenwärtigen Wohnplätzen zum besondern Zweck ihrer Wanderungen gesetzt haben, besonderen Dank; so ist es namentlich der westliche Theil Asiens, welcher mehr und mehr mit den Ueber-

resten seiner großen Vorzeit in gediegenen Werken und Bildern uns sichtbar gemacht wird; daß hiebey ein nicht geringer Theil der Ehre den Söhnen Britannias zufällt, darf uns nicht wundern, wenn wir unsere knappen Verhältnisse mit den großartigen Subsidien zusammenhalten, welche jenen allein aus den reichen Quellen ihrer wissenschaftlichen Societäten zufließen.

So hat denn auch der Zug des Cyrus und der Rückzug Xenophons seine Nachfolger und Forscher gefunden — namentlich an James Rennell (Illustrations of the history of the expedition of Cyrus etc. London 1816) — nie aber in solcher Stetigkeit und Sicherheit, als es dem obengenannten 'illustrator of the anabasis' möglich geworden ist. Hr. Ainsworth hatte nämlich, wie er selbst sagt, von ganz besondern Vortheilen unterstützt, das Glück, die wichtigsten Theile der berühmten Route zu bereisen, von der Ebene von Caystrus und den Thoren Ciliciens durch Syrien bis an den Euphrat und an das Schlachtfeld von Cunaxa, dann rückwärts auf der Linie des noch berühmteren Rückzugs über die Ebene von Babylonien und Medien bis Mes-Pylä und von da durch die Pässe des Tigris und Kurdistans bis zu den kalten Hochländern Armeniens. Ferner besuchte er von Trapezunt westwärts an verschiedenen Punkten die Küste Kleinasiens mit vorzüglicher Rücksicht auf die Angaben Xenophons. Wo er aber selbst nicht gewesen, sowohl hier als am Anfang des Zuges, glaubt er auf die Nachforschungen W. J. Hamiltons, Pocockes, Arundels u. A. gestützt die Lücken sicher ausfüllen zu können. Und in der That, obwohl der Autor die verschiedenen Gegenden zu verschiedenen Zeiten besucht hat, Nordsyrien und den Euphrat von 1835 — 1837, den Tigris, Larissa und Mes-Pylä 1839, Bithynien, Paphlagonien und Pontus im Herbste 1839, Mesopotamien im Winter 1840, den obern Tigris im Sommer, die Pässe Kurdistans und Hoch-Armeniens im Herbst desselben Jahres; die ganze Schilderung und Beschreibung ist so klar und zusammenhängend, daß man nur selten zu einem Zweifel sich geneigt sieht, wenn er nicht selbst denselben erregt. Die wichtigsten Resultate des sorgfältigen Reisenden, der nie das Original aus den Händen gelegt hat, hier zusammenzufassen, dürfte aus mehrfachen Gründen statthaft erscheinen, vielleicht auch anziehend, wenn Ref. anders der Kunst solcher Darstellung sich rühmen könnte.

Der Autor hat nach der gewöhnlichen Eintheilung der Anabasis sein Werk gleichfalls in sieben Bücher abgetheilt und zwar ganz nach den daselbst eingehaltenen Epochen; überhaupt ist das erste Buch fast wörtlich wiedergegeben und es möchte manches für entbehrlich scheinen, wenn wir nicht annehmen, es sey das Buch auch für solche geschrieben, welche den griechischen Text bey Seite liegen lassen. So ist am Anfang die einfache Darstellung des Verhältnisses zwischen Artaxerres und Cyrus und die Art der Rüstung des letztern ganz nach Xenophon wiederholt; richtig scheint hiebey die Bemerkung, daß wie Cyrus damals den Tissaphernes aus seinem Besitz mit Zustimmung des königlichen Hofes habe verdrängen können, so noch jetzt die hohe Pforte den Streit zweyer Paschas ohne Einschreiten ertrage, so lange der Sieger den treffenden Tribut nach Stambul schickt. Den Fluß Castolus (Anab. I, 1, 2; 9, 7.) ist der Autor geneigt, mit andern Interpreten für den Paktolus zu halten, theils wegen der Nähe von Sardes, an dessen Westseite derselbe beym Tempel der Cybele vorbeyfließt, theils weil ein Ort dieses Namens in Lydien nur auf ein älteres Zeugniß sich bauen läßt, während der goldführende Paktolus mit der großen Ebene, die er durchfließt, von hoher geographischer Bedeutung sey.

Von Sardes, dessen stehende Bevölkerung heutzutage ein einziger griechischer Mühlbesitzer ausmacht, zog Cyrus durch Lydien und zwar um den Tmolus zu umgehen, durch das Thal von Coganus bey 'Allâh Shér (Philadelphia) und 'Aïneh Göl vorüber; — letzteres scheint dem Autor Kallatebus zu seyn, welches Xerres auf seinem Marsch berührte, vorzüglich, weil jenes Thal zwischen den genannten Orten noch heute durch Fruchtbarkeit und Reichthum an Getreide sich auszeichnet, wie schon Herodot erzählt (VII, 31: ἄνδρες δημιεργοὶ μέλι ἐκ μυρίκης τε καὶ πυροῦ ποιεῦσι) — und setzte dann bey Tripolis (Kâsh Yemiji) über den Mäander; der Weg von 'Aïneh Göl bis Tripolis ist von Neueren bis jetzt

unbetreten; von letzterer Stadt sind noch Trümmer der Mauern, ein großes Gebäude, für ein Gymnasium gehalten, ein Theater, und in einem östlichen Hohlweg Sarkophage und Grabhöhlen sichtbar. Von hier ging der Weg durch Phrygien nach Colossä, dessen Ruinen am Zusammenfluß dreyer Flüsse, des Lykus (Tshorúk-sú), des 'Ak-sú (weißes Wasser) und des Chonos liegen; daß so wenig von dieser früher so bedeutenden Stadt übrig geblieben ist, erklärt Arundel dadurch, daß das neuere Chonä aus jenen Resten sich das Material geholt habe. Von Colossä wandte sich Cyrus — wahrscheinlich nördlich vom See Chardák, denselben Weg, den früher Xerxes machte — nach Celänä, an den Flüssen Marsyas und Mäander, die aus einer Quelle entspringen sollen; die Reisenden setzen diesen Platz dem türkischen Dombaï ováh gleich, einer von Bergen umgränzten Ebene, aus deren Kalksteinfelsen mehrere Quellen hervorfließen; charakteristisch erscheint hiebey noch der Name, den Arundel dort fand: Sú-Báshi 'head of the waters'. Der rasche, lärmende Lauf des Marsyas oder sein musikalischer Fall mag, meint der Autor, dem Mythos des bekannten Wettstreites Ursprung gegeben haben. Von Celänä, das, wie es scheint, durch Erdbeben aller Spuren des Daseyns beraubt worden ist, richtete Cyrus den Marsch nicht östlich, sondern nördlich über Peltä *), — womit nach den gegebenen Distanzen (40 Ml. von Celä nä) die Ebene von Báklan-Ováh zusammenfällt, welche Hamilton von Ishákli aus besuchte und die er so mit monumentalen Resten besät sah, daß er zur Untersuchung ein volles Monat gebraucht haben würde, — nach Keramon Agora, an der Gränze Mysiens. Die Lage dieses Platzes läßt sich nicht einmal annäherungsweise angeben; ebendeßhalb aber auch die Ebene von Caystrus nur von Ikonium aus rückwärts berechnen; diese Berechnung führt auf die Ebene von Súrmeneh, welche noch jetzt den alten Namen rechtfertige (der Autor nennt es a high and arid upland and which is rather traversed than watered by an insignificant tributary to the Ebér Göl), Hamilton fand in der Umgegend reiche Ueberreste einer ansehnlichen Stadt, welche als Durchgangspunkt mehrerer bedeutender Heerstraßen von großer Wichtigkeit war und von Cyrus, wie der Autor glaubt, keineswegs umgangen werden durfte (for the purpose of increasing his numbers and probably putting the richer towns to contribution). Von hier, am Eingangspunkt von Phrygia Paroreius, berührte Cyrus zunächst Thymbrium (am Fuße des Sultán-Tágh, das heutige Ishákli) an der großen Straße nach Kóniyah, die Wasserscheide der beyden großen Seen Ebér Göl und 'Akshéhr Göl. In den Gärten und Häusern der Stadt sieht man alte Schäfte und Säulencapitäler, Architrave u. dergl. zu den Bauten verwendet. Fast in der Mitte der Stadt ist eine ruinöse Moschee, im sarazenischen Styl, aus dem 14. Jahrhundert; im Hofe ist eine muhamedanische Kanzel (miktib), deren Arbeit der Reisende zu den schönsten Werken sarazenischer Kunst rechnet, die er im Osten gesehen. In der untern Stadt ist noch eine geheiligte Quelle, ob die bey Xenophon erwähnte Quelle des Midas? Auf dem weitern Weg rühmt unser Autor besonders 'Akshéhr, „die weiße Stadt," worin manche das alte Philomelium sehen, ein Lieblingsaufenthalt der Sultane von Ikonium.

Fünf Meilen östlich ist Kárá U'yúk, 'the black mound', was Rennell für Thymbrium hielt; hierauf gelangt man durch wohl bebaute und mit Dörfern geschmückte Ebenen zur kleinen Stadt 'Arkút Khán, wo in den Häusern und sonst Reste alter Zeit sichtbar sind, weßhalb es das Tyriäum bey Xenophon seyn könnte, zumal die Rechnung der Entfernungen nicht entgegen ist. In drey Tagen erreichte Cyrus sodann Ikonium; von den drey Städtchen, welche auf dieser Straße liegen, ist Kádun Khán für den Alterthumsforscher das reichhaltigste; auch Ládik hat viele Zeichen früherer Größe. Auf einem der südlichen Hügel ist ein berühmter Fels der „Mäd-

*) Die gelegentlich eines Wettkampfes hier (Anab. I, 2, 10) als Preise erwähnten στλεγγίδες, welche der Autor zuletzt sogar als „goblets" zu nehmen geneigt ist, werden als χρυσαῖ und nach dem, was, nach Böckh, zuletzt Meineke Fragm. Com. Graec. II. 2. 1043 vorgebracht hat, nicht mehr als seltsam erscheinen.

chenstein“ Kiz Kayá si *), mit figürlicher (?) Bedeutung des Worts, wie es auch bey Brücken und Castellen häufig im Orient gebraucht werde. Von Ikonium, das zwar noch herrliche Bauten aus früher Zeit — namentlich die Sherif Altún oder die Injemi minaréh jami („die mit den Minarets bis zu den Sternen reichende Moschee“) hat, jetzt aber nach des Verf. Worten is indeed the most fallen of all the great cities of Asia Minor, brach Cyrus über Tyana (Dana), jetzt Kiz Hisár 'Girls' Castle', wo alles mit Resten der Vorzeit bedeckt ist, durch die Cilicischen Pforten, der Türken Gölek Bágház, ein Paß, heutzutage noch von großartiger und wilder Natur, aber minder leicht zu passiren, indem herabgefallene Felsstücke den Fortgang hemmen. Ein aus Genueser Zeit stammendes, nun verfallenes, Castell beherrscht denselben.

Sobald man den Taurus im Rücken hat, beginnt die reiche Ebene Ciliciens und man kommt, indem man noch Spuren des alten Strassendammes und Gräbergrotten in den Felsen bemerkt, nach Tarsus; eine Inschrift copirte der Autor auf diesem Weg, ohne sie jedoch mitzutheilen. Noch jetzt blühen die Thäler des Cydnus, Sarus und Pyramus in schönster Pracht, nur die obern Theile sind der Cultur entbehrend mit Rasen bewachsen; hie und da steigt zwischen Stechdorn, Kaperstaude und mimosa agrestis ein Johannisbrodbaum auf und gibt diesen Gegenden einen eigenthümlichen Charakter. Um Tarsus ist die größte Cultur und Fruchtbarkeit; zu den einheimischen Datteln hat man das Zuckerrohr aus Aegypten gesellt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Eigentlich Kiz Kayasi zu schreiben, wie mir Herr Prof. Fallmerayer gütig bemerkte.

Untersuchungen über die freyen Walliser oder Walser in Graubünden und Vorarlberg.

(Schluß.)

In der Anmerkung zu dieser letzten Probe, die wir für minder hieher passend und auch für weniger gelungen halten möchten, ist der Verf. im Zweifel über einige Ausdrücke. Lant aber bedeutet wie das italienische paese eine Ortschaft, ein Dorf; „worset an wart“, (vorschet an vart) heißt: frägt einmal.

Es ist bey solchen Zusammenstellungen von Mundartterten, der Umstand, daß sie so selten alle von Einem Hörer aufgefaßt, von Einer Feder oder doch nach Einerley Buchstabirung niedergeschrieben seyn können, da um so mehr zu beklagen, wo es innerhalb eines vorherrschenden Gesammtdialektes, wie hier des oberrheinischen, auf feinere und die feinsten Unterschiede in Laut und Formen ankommen muß. Recht passend schließt diese Untersuchungen ein junger Walser aus Nüziders, Fr. Vonbun, der auch die Sagen und Märchen seiner Landsleute zu sammeln vorhat, mit einem Stück in Versen, das uns durch Sinn und Laut gleich sehr an Hebel erinnert und betitelt ist: des Walsers Heimkehr *).

*) Das darin vorkommende fôren halten wir, abweichend von der beygefügten Anmerkung, für das ältere, auch links Rheines in Appenzell und St. Gallen noch lebende fâren (eines Dinges, ein Absehen darauf haben — mi Bueba foren mi d. h. fâren mîn, lauern auf mich). Hinsichtlich der Redensart de Chlosa störa können wir mit stören eine Bedeutung bitten durchaus nicht vereinbaren; wir möchten eher an das schweizerische auch bey Hebel vorkommende steuern (steuren, stüüre, d. h. beschereu) denken und stäuba in der von T. Tobler auch als appenzellisch angeführten Redensart de Chlausa stäuba (das bey Vätern und Müttern bedeute Neujahrs- eigentlich St. Niclaus-Geschenke einkaufen) gleichwohl für einen Druckfehler halten für stäura.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. August.

Nro. 164. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Travels in the track of the ten thousand Greeks etc.

(Fortsetzung.)

Nach Ueberschreitung des Pharus (Sarus, Seïhún) bey Adanah und des Pyramus (Jeihún) nahe an seiner Mündung, nicht bey Mopsuestia, weil sonst die nach Issus gegebene Distanz sehr viel abweichen würde, marschirte Cyrus südlich vom Jebel-en Nur („Berg des Lichts") durch die Ebene von 'Ayás, passirte die Amanischen Pforten, jetzt Temir Kapú (Eisenpforte) und Kárá Kapú (schwarze Pforte) und kam um den Golf von Iskanderun, an dessen Spitze die Ruinen von Nicopolis und Castabala liegen, nach Issus, von hier in einem Marsch an die Pforten Ciliciens und Syriens, welche damals von zwey Castellen vertheidigt waren, zwischen denen der Kersos, jetzt Merkez-sú, hindurchfloß, und nachdem er diese ungehindert passirt, nach Myriandrus, am Golf von Iskanderun oder Alexandria, das später Alexander wegen seiner trefflichen Lage anlegte. Hiedurch scheint jener Hafen verfallen zu seyn und der Autor konnte trotz genauer Untersuchung den Platz desselben nicht mehr bestimmt herausfinden. In vier Tagen gelangte Cyrus an den Chalus, dessen von den Syriern verehrte Fische dem Verf. Gelegenheit geben zu erwähnen, wie noch jetzt, besonders bey U'rfah (Edessa) eine ähnliche Superstition statt hat, indem die Fische eines Teiches, welcher Birket el Ibrahim el Khálil, Teich des geliebten Abraham heißt, von den dortigen Eingebornen heilig gehalten werden. Chalus ist der Châlib oder Koweïk von Aleppo, dessen Hauptnebenfluß den bezeichnenden Namen Balóklú-sú, Fischbach, hat. Wenn Xenophon auf dem fernern Marsch ein Flusses Daradax, in dessen Nähe ein Palast und Park des Belesys gewesen, gedenkt, so glaubt der Verf. die Spuren von letzteren im jetzigen Ba'lis zu finden, den Daradar aber für den daselbst noch sichtbaren und zu gewissen Jahreszeiten vollen Canal des Euphrats halten zu dürfen, wozu auch die von Xenophon gegebene Breite von 100 Fuß paßt. Merkwürdig ist, daß hier noch jetzt der Tummelplatz wilder Thiere ist; Schakale und Füchse weilen in den Ruinen und Capitain Lynch sah einen Löwen. Auffallend bleibt übrigens jedem Leser das Stillschweigen Xenophons über den Euphrat, den er doch hier sehen und an dessen Uferländern die Armee offenbar fortmarschiren mußte bis nach Thapsacus, ungefähr das neue Suriyeh, wo noch jetzt der Euphrat wegen seiner Seichtigkeit eine treffliche Furt darbietet (die Furt der 'Anezeh oder Beduinen genannt); hier weicht der Verfasser von den früheren, namentlich Rennell und D'Anville bedeutend ab, welche, ohne die von Xenophon gegebenen Entfernungen genau zu nehmen, Thapsacus weiter unten beym jetzigen Städtchen Deïr setzten.

Der glückliche Uebergang über den Euphrat wird von Xenophon als gute Vorbedeutung für den Sieg des Cyrus genommen, da der hier früher nach den Aussagen der Thapsacener nicht überschreitbare Fluß sich sichtlich dem künftigen Herrscher gefügt habe; dieß thue, meint der Autor, Xenophon in a style partaking more of the courtier than of the historian, allein der allgemeine Ausdruck: ἐδόκει

δὴ θεῖον εἶναι wird den Athener von diesem Vorwurf rein halten. Den Weg bis an den Araxes (Khábúr), die dortige Bodenbeschaffenheit, so wie die Physiognomie der Landschaft jenseits des Araxes bey den scenitischen Arabern findet der Verf. vollkommen richtig gezeichnet, nur der Ausdruck Xenophons ἡ γῆ πεδίον ἅπαν ὅμαλον ὥσπερ θάλαττα (Anab. I, 5, 1.) scheint ihm eine Licenz, da das Land über dem Khábúr doch Wellenlinien beschreibe (the country although very level and monotonous still undulates considerably). Die wilden Esel in der Wüste sind jetzt seltener, auch fand unser Reisende die ὠτίδες (bustards, eine Trappenart) nicht so leicht zu jagen, wie der Athener, dem er übrigens als Jagdfreund unter solchen Umständen großes Lob spendet (it manifests — a remarkable spirit and a love of the excitement of the chase, such as is not frequently met with in modern warriors in the same countries). Den hierauf erwähnten Masca gibt der Verfasser bestimmt für einen Canal, der, wie damals die Stadt Corsote, so jetzt jene nackte Niederung umfließe. Nur die benachbarten Gypshügel zeigen noch Reste von Gebäuden; die Lage entspricht dem jetzigen Jrzah; die im Fluß liegenden Felsblöcke, 'Is-Geriyá von den Arabern genannt, hält der Verf. für Reste einer Brücke, welche die von Palästina und Damaskus hieher führende Strasse mit dem andern Ufer verband. Auf dem Marsche von 14 Tagen bis Pylä fand der Reisende noch eben jene unwirthliche Gegend, welche dem Heere so fühlbaren Schaden verursachte. Pylä setzt derselbe vierzehn statt acht Meilen nordwärts von Felújah — allerdings bey vierzehn Märschen eine unbedeutende Differenz, zumal wenn man nimmt, daß unser Reisende meist zu Wasser, Xenophon auf dem beschwerlichen Landweg seine Rechnung machte. Vier Meilen unter Pylä endete der südwestliche Auslauf des Medischen Walls, jetzt Khalú oder Sidd Nimrúd, die Gränze der Ebene und des Hügellandes. Wenn Xenophon (I, 5, 5) erzählt, er habe auf diesem Wege die Einwohner zum Theile mit dem Bruche von Mühlsteinen beschäftigt gefunden, die sie nach Babylon führten, so bestätigt sich auch hier die bis ins Kleinste gehende Genauigkeit des Schriftstellers; denn südlich von 'Anáh und nahe bey Haddisa fand unser Reisende zwischen dem Mergel, Gyps und Kalkgestein sandige Kieselfelsen mit Eisenstein wechselnd, der zu jenem Behuf ganz paßt. Auch ist, wie ich aus der Charte von Westpersien und Mesopotamien von Ritter und O'Etzel herausg. bemerke, besonders unterhalb 'Anáh der Fluß annoch häufig zu diesem Betriebe benützt.

Die Lage der Stadt Charmande am andern Ufer des Euphrat ist wegen fehlender Angabe der Distanz nur hypothetisch sicher; Rennell identificirt es mit Hit; Ruinen sind keine da, auch wenig Hirsebau, dagegen blühen Dattelbäume, deren Früchte damals Wein spendeten, noch frey in der Nähe, ohne jedoch jetzt besonders zu gerathen. Daß aber Xenophon die berühmten bituminösen Quellen in der Nähe unerwähnt gelassen haben würde, kann der Autor nicht glauben. Cyrus gelangte endlich nach glücklicher Passage eines künstlichen Engweges zwischen einem fünf Klafter breiten Graben und dem Euphrat hindurch — dieß gestattete Artaxerres, um den Cyrus allzu sicher und sorglos zu machen, wie Fraser richtig bemerkt — auf das für ihn so verhängnißvolle Gefilde von Cunaxa. Jenen Durchgangspunkt setzt unser Autor bey Nahr Melik (royal canal) und entschuldigt Xenophons einzelnstehende Nachricht, daß die vier Canäle jener Gegend vom Tigris ausgehen und in den Euphrat münden, mit dem geringen Unterschied des Niveaus beyder Ströme, wo bey geringer Abbeugung der Diagonale zumal in gewissen Jahreszeiten das Wasser leicht entgegengesetzt fließen könne.

Nach ausführlicher Schilderung der Schlacht von Cunaxa und ihres für den Cyrus verderblichen, für die siegreichen Hellenen mißlichen Ausgangs, ganz nach dem Original, geleitet uns der Verf. im zweyten Buch auf den Rückweg der Hellenen. Auch hier können wir das Historische bey Seite lassen und folgen sogleich der ziehenden Heldenschaar. Diese kamen zuerst in babylonische Dörfer, setzten mit Hülfe gefällter Palmenstämme *) über die, wie sie vermutheten, absichtlich gefüllten Canäle, passirten

*) Xenophon (II, 3, 15. 16) erzählt von besonderer Schönheit dieser Palmen, deren Früchte auch zu Wein und Essigbereitung benützt wurden; auch aßen die Griechen das Mark dieser Bäume, was

dann abermals reiche Ortschaften und Canäle und gelangten durch die Medische Mauer an den Tigris, 15 Stadien von der damals volkreichen Stadt Sitace, ohngefähr das jetzige 'Akbará, am alten Flußbett (Shát Eldhá). Schwierig und unsicher bleibt die Bestimmung des Flusses Physkus und der Stadt Opis, welche Xenophon hierauf erwähnt; einige setzen diese an die Mündung des jetzigen 'A'dhem, andere halten den Physkus für den Kátúr oder Nahr-wán Canal, so daß Opis nahe an den Ruinen von Eski Baghdád zu liegen käme; dahin setzt es unser Autor auf der Charte. Die folgenden zehn Tagemärsche durch das wüste Medien läßt Xenophon ziemlich rasch vorbeygehen; als bedeutendere Stadt am rechten Ufer des Tigris wird Cänä genannt, vielleicht jetzt Sénn; die Dörfer der Paryśatis treffen ohngefähr auf Tel Kunús und Tel Geloos. Nur ist bey dieser Annahme auffallend, daß Xenophon den Zusammenfluß des Zabatus und Tigris bey Sénn nicht erwähnt haben sollte. Am Zabatus (Zab 'Ala) mußten bekanntlich die Hellenen die Treulosigkeit des Tissaphernes auf schmähliche und höchst traurige Weise erfahren; ihr einziges Glück war einen Xenophon in ihrer Mitte zu haben. Von diesem ermuntert und geführt setzten sie ungefähr bey Kélék Gópár über den Zabatus und kamen unter beständigem ungleichen Kampf Abends in Dörfer, wo sie einen Tag zur Herstellung von Reiterey, aus den Bagagepferden, und von Schleuderern rasteten, die ihnen sofart die besten Dienste leisteten. Glücklich passirten sie am folgenden Tag die Schluchten des Bumadus (Khazir oder Gomár sú), schlugen die Perser, die sie unterhalb erwarteten, mit großem Verlust und kamen dann unangefochten nach Larissa am Tigris, einer schon damals öden Stadt, wo die sogenannten Ruinen von Nimrud liegen; auch die von Xenophon beschriebene πυραμὶς λιθίνη will unser Reisende noch erkannt haben. Von den alten Ziegelsteinmauern zeugen noch reichliche Bruchstücke von glasirten Ziegeln und andern Töpferarbeiten Das 18 Meilen aufwärts liegende Castell Med-Pylä entspricht dem jetzt von Turkomannen bewohnten Yárúm-jah, Mósul gegenüber; das, was Xenophon noch sah, waren bedeutende Reste Ninevehs. Merkwürdig ist, daß der Autor den gewöhnlichen Baustein in Mósul reich an Fossilien, zumal an Muscheln fand, wie Xenophon von einem λίθος ἔστρος κογχυλιότης des Mauerkranzes spricht. Den nächsten Tag kamen die Griechen in kornreiche Dörfer, jetzt Tel Keïf (pleasure mount), und nach dem Autor ist dieser offene Landstrich annoch eine der ergiebigsten Kornkammern Assyriens; ihn durchzogen die Griechen unter fortwährenden Angriffen, überstiegen eine dreyfache vom Feinde wohl vertheidigte Hügelreihe — die „weißen Hügel" der Araber (Jebel 'Ahyádh) und der Kurden (Chá Spi), — deren Mühseligkeit der Reisende zweymal erfahren hat, und gelangten am westlichen Auslauf des letzten Berges an das damit zusammenhängende Flachland, wo ein Palast inmitten wohlhabender Dörfer lag — alles noch ganz ähnlich im jetzigen Zákhú. Nach dreytägigem Aufenthalt zur Herstellung der Verwundeten zogen sie durch die Ebene, faßten aber im ersten Dorf Posto gegen den rastlos folgenden Tissaphernes, und setzten erst in der Nacht den Weg fort — bis zum chaldäischen Dorf Tel Kóbbin, nach unseres Autors Berechnung; — dadurch gewannen die Griechen einen Vorsprung und auf drey Tage ruhigen Marsch, erkämpften den Uebergang über einen Hügel in die Ebene von Jezíreh ibn 'Omar (jenseits des Tigris). Hier eingeschlossen einerseits von hohen Bergen, andrerseits von dem tiefen, am gegenseitigen Ufer vom Feinde besetzten Tigris, den auf Schläuchen zu passiren, wie ein Rhodier rieth, ein kühnes Wagniß gewesen wäre, zogen die Griechen etwas rückwärts, wie der Autor annimmt, in das Thal des Már Yuhannah, wo jetzt eine isolirte chaldäische Gemeinde mit einem von Rom unabhängigen Bischofe ihre Sitze hat, und beschlossen über das Gebirg (nach Kurdistan) zu den Karduchen, einem freyen, kriegerischen Volk, den Marsch fortzusetzen.

(Schluß folgt.)

ihnen, wie der Wein, wohl mundete, aber viel Kopfweh verursachte. Das Essen des Markes bemerkte der Reisende nirgends, wohl aber fabrizirt man noch Spiritus aus den Datteln.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny

Manuscripte.

Handschriftliche Sammlungen des herzoglich zweybrückischen Directors der Canzley der Grafschaft Rappoltstein zu Rappoltsweiler C. H. Radius, großentheils die Geschichte dieses ehemals pfalzzweybrückischen Landestheiles im Elsaß betreffend. 21 Bände.

S. Bernardi, Sermones de tempore, de Sanctis et de diversis. Codex membranaceus.

S. Gregorii Papae, Homiliae in Ezechielem. Codex membranaceus in 4.

Neuburger Landtags-Handlungen de anno 1522 usque 1682, mit dem Kölner Spruch von 1505. Codex chartaceus in fol.

Druckwerke.

Fr. Rossi, Cenni storici e descrittivi intorno all' J. R. Biblioteca di Brera. Milano 1841.

J. M. Quérard, Les auteurs deguisés de la littérature française au 19. siècle. Essai bibliographique pour servir de supplément aux recherches de A. A. Barbier sur les ouvrages pseudonymes. Paris 1845.

Ag. Salvioni, Del modo di ordinare una pubblica biblioteca. Bergamo 1843.

Seb. Ciampi, Bibliografia critica delle antiche reciproche corrispondenze, politiche, ecclesiastiche . . . dell' Italia colla Russia. T. 1 — 3. Firenze 1834 — 1842.

Alb. Höpstein, Praktische Vorschule für den deutschen Buchhandel. Leipzig 1842.

Catalogue des accroissements de la bibliothèque royale en livres imprimés, en cartes, estampes et manuscrits. P. 1 — 5. Bruxell. 1844.

C. L. Kayser, De Pinacotheca quadam neapolitana. Heidelb. 1844.

Dr. Ferd. Schweins, Perfecta solutio problematis de principio virtualis celeritatis. Heidelb. 1843.

M. Ch. Morren, Mémoires pour servir aux éloges biographiques des savants de la Belgique et à l'histoire des sciences dans ce pays. Bruxell. 1843.

Fragmenta libri VII geographicorum Strabonis Palatino-Vaticana novis curis emendata et illustrata. Tubing. 1844.

Ig. Cantù, L'Italia scientifica contemporanea; Notizie sugli Italiani ascritti ai cinque primi congressi, attinte alle fonte più autentiche. Mailand 1844.

Das Römische Studienwesen nach den Statuten Leo's XII. Schaffhausen 1844.

Fragmenta libri VII. Geographicorum Strabonis. Primus edidit G. Kramer. Berol. 1843.

Rapport de M. Thiers sur l'instruction secondaire. Paris 1844.

Dr. Wilh. Wackernagel, Die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur. Basel 1833.

Dr. K. D. Haßler, Die Buchdruckergeschichte Ulms. Ulm 1840.

E. M. Pretot, Annuaire de la typographie Parisienne. I. année 1844. Paris 1844.

Relazioni delle memorie lette nell' I. R. accademia di scienze lettere ed arti in Padova negli anni 1840 — 1841. Padova 1842.

Reports of the council and auditors of the zoological society of London, read at the annual general meeting, April 29, 1843. London 1843.

Relazione delle adunanze della reale accademia di scienze, lettere ed arti di Modena, negli anni accademici 1840 — 43. Modena 1843.

H. C. Oersted, Oversigt over det kgl. danske videnskabernes Selskabs forhandlinger og dets Medlemmers arbeider i aaret 1843. Kiobenh. 1844.

Memoirs of the Amerian Academy of arts and sciences. Vol. 1—4. New Series. Vol. 1. Cambridge 1833.

The Publications of the Surtee's Society: Sanctuarium Dunelmense et Sanctuarium Beverlacense. London 1837.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. August.

Nro. 165. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Travels in the track of the ten thousand Greeks etc.

(Schluß.)

Von diesem Thal aus also, nicht vom Tigristhal, woher der Aufgang unmöglich ist, erstiegen die Griechen die ersten Hügel (600 — 700 Fuß hoch) und fanden auf einem von Felsen und Schluchten wunderbar durchzogenen Terrain zahlreiche Wohnungen der Karduchen; unser Reisende traf hier die nämlichen Verhältnisse und gibt eine malerische Schilderung von diesem Platz, von den grotesken Felsbildungen, den zwischen konischen Hügeln erbauten oder aus den Steinen gehauenen Häusern und den sie umgebenden Obstgärten und Fruchtfeldern. Heutzutage heißt der Platz Fénik und alte Mauerreste bestimmen unsern Autor das alte Phoenica hier zu suchen. Auf engen und gefahrvollen Pfaden zogen nun die Griechen nicht ohne manchen Verlust, wie der Autor meint, durch das Sejtenthal von Záwiyah über die Höhen von Findnik und kamen in den Engpaß von Chelék; diesen zu passiren war unmöglich, indem die Barbaren ungeheure Felsblöcke (ὁλοιτρόχους ἁμαξιαίους) herabrollten, welche an den gegenüberstehenden senkrechten Wänden zerschellten und so überallhin verderbliche Geschosse warfen. Man mußte also den Paß umgehen, und sich über die Berge den Weg erklimmen; die Mühseligkeiten und Drangsale dieser Tage setzt Xenophon selbst höher an, als alle bisher ausgestandene Noth.

Sehr erwünscht wäre es, bey solchem Stillen durch eine topographische Karte sich genauere Bilder der Gegend sich schaffen zu können; denn die beygefügte Karte reicht wegen ihres kleinen Maßstabes nicht aus. Nach sieben Tagen beständigen Kampfes kamen die Griechen in das Thal des Centrites, der Bohtán Chai, in dessen Dörfern sie, wie Xenophon sagt, wieder ruhig schliefen (ηὐλίσθησαν μάλα ἡδέως — ἡδέως ἐκοιμήθησαν). Der Uebergang über den Centrites, den Gränzfluß der Kurden und Armenier, welchen der Reisende östlich von Se'rt setzt, kostete abermals gegen die Armenier und Chaldäer, die bis heute hier zwey Dörfer bewohnen, Milán und Batán, harten Kampf, während die Karduchen dem Heere vom Rücken noch zusetzten; nachdem dasselbe sodann fünfzehn Meilen durch verwüstete Strecken marschirt war, kam es zu einem großen Ort mit einem Palast, etwa Se'rt oder westlicher Kharzen-sú. Von hier, glaubt der Autor, stiegen die Griechen gerade gegen den 'Ali Tágh, dem Niphates der Alten, nordwärts über die Quellen der Nebenflüsse des Tigris in das Thal des Teleboas (Kárá-sú) hinab und von da nordöstlich über das Tafelland Armeniens (bey Músh, Pérak oder Lis, nördlich vom Názuk See) an den östlichen Arm des Euphrat, den Murád-sú, den sie etwa bey Melazghird überschritten. Die Kälte und der Schneefall, wodurch die Griechen auf jenem Hochland so empfindlich litten, erfuhr auch unser Reisende, welcher in der Ebene von Músh am Anfang August stets am Feuer sich wärmen mußte und im September auf dem Weg nach Erz-Rúm alle Nacht scharfen Frost hatte, während Mittags die Sonne noch ziemlich mächtig war. Die zunächst folgenden Angaben des Reisenden sind problematisch, da er selbst Armenien mehr in westlicher Richtung durchwanderte,

in der Meinung, auch die Griechen hätten diesen Weg genommen; aber später sich vom Gegentheile überzeugte. Vom Euphrat zogen die Griechen vier Tage über Schneefelder und kamen dann in armenische Dörfer, welche etwa dem jetzigen Khanús Kal'eh si entsprechen. Der Schnee lag nicht weniger als Klafter tief und nicht nur von den Lastthieren blieben viele am Platze, sondern auch vom Troß und 40 der Soldaten; andere verloren das Augenlicht, andere ihre Zehen; viele saßen erstarrt oder vom Heißhunger gefesselt (βουλιμιῶντες) im Schnee. Zu all diesem Elend folgten die Feinde auf dem Fuße nach, um das Lastvieh zu rauben und die Nachzügler zu tödten. Hier zeigte Xenophon, der den Nachtrab führte, seine Größe als Feldherr und als Mensch in vollem Maße. Die Beschreibung der armenischen Dörfer, wie sie uns der Athener gibt, paßt noch ganz auf ihre jetzige Verfassung; auch jetzt sind die Wohnungen an hohen Plätzen halb unter der Erde, mit kleiner Oeffnung zum Eingang; man benützt den Sommer, um Vorrath für den Winter zu sammeln. Gerstenwein jedoch, welcher den Griechen so sehr behagte, fand dieser Reisende nirgends mehr im Gebrauch. Nach achttägiger Rast brach man mit einem Führer auf; dieser aber entwich am dritten Tage und so mußten dieselben noch sieben Tage umherirren, bis sie an den Phasis ('Arás) gelangten, und zwar, wie der Autor annimmt, noch unterhalb der Einmündung des 'Arpá Chaï, nördlich vom Ararat. Hiebey kommt mir nur dieß sonderbar vor, daß Xenophon von diesen zehn Märschen über gewiß schwierige Strecken des Hochlandes zwischen dem Musád-sú und 'Arás gar nichts Einzelnes anführt. Jenseits des Phasis erstürmten *) sie den Uebergang nach Georgien über den Kapán Tágh; wo ihnen unter andern die Taocher entgegenstanden — hievon scheint dieser District des Landes Taochit **) genannt zu werden — und gelangten nach fünf Märschen an einen festen Platz, dessen Besatzung sich mit Weib und Kind von den Felsen stürzte, als es den Griechen gelungen war, dieselben zu ersteigen. Ob dieß das russische Fort Tzalka, westlich von Tiflis, sey, kann dem Namen nach wohl kaum versichert werden. Um die Distanzen des Xenophon auszufüllen, müssen die Griechen von der erwähnten Festung rückwärts im Lande der Chalybäer — der tapfersten und kühnsten Völkerschaft auf dem ganzen Marsche, welche die größte Lust daran hatten, ihren Feinden die Köpfe abzuschneiden — sieben Tage marschiren, den untern Harpasus ('Arpa-Chaï) überschreiten, um von da über scythische Dörfer an den Ursprung des Kárs über den Soghanli-Tágh nach Gymnias (Erz-Rúm) zu gelangen.

Von Erz-Rúm erstiegen sie in fünf Tagen das heilige Gebirg Teches, den Kóp-Tágh, von wo sie zuerst die See erblickten — eine Scene, welche Xenophon so natürlich und rührend geschildert hat — durchzogen in drey Tagen das Gebiet der Makronier, wobey sie den Apharus, Tschórúk-sú, den Gränzfluß dieses Volkes und der Scythen, zu passiren hatten, und bahnten sich dann über die von den Kolchiern besetzten Berge, den Kárá Kapán oder Kóhát Tágh, den Weg in die kolchischen Dörfer, von wo sie nach zwey Tagen den Pontus bey Trapezunt erreichten. Die eigenthümliche Wirkung des kolchischen Honigs auf die Griechen (Anab. IV, 8, 20) ist noch jetzt nicht unbekannt, und man unterscheidet eine süsse und bittere Art, von denen die letztere eine leichte Intoxication verursacht. Tournefort schrieb dieß dem Genuß der Chamaerhodendron pontica maxima zu; allein dieselbe Eigenschaft findet sich in andern Strichen Kleinasiens, wo die Bienen jene Blüthe nicht saugen können; deßhalb meint unser Reisende, auch das Nerium oleander (rose laurel) trage diese Eigenthümlichkeit in sich.

Am Schlusse des vierten Buches erwähnt der Autor eine Entdeckung Thomsons, als ob sich am Euxinus noch ein zweytes Trapezunt — Eski Tarábazún, alt Trapezunt, gefunden hätte; wenn dieß östlich gelegen war, so wäre noch ein anderer Weg der Griechen denkbar, so daß sie nach dem Uebergang über den Harpasus bis Kárs vorgedrungen,

*) Daß hier viele Feinde getödtet worden sind (great numbers being slain) ist gegen die beglaubigte Lesart (Anab. IV, 6, 20) καὶ ἐπέβαινον μὲν οἱ πολλοὶ αὐτῶν,

**) Taók soll „Woge" bedeuten, also „Bewohner der Küste," weil sie auf den Bergen hausen.

dann aber zurückgekehrt und an jenem Flusse aufwärts bis zum russischen Fort Gumri (= Gymnias) und von da gerade nach Alt-Trapezunt im District von Lazistán gekommen wären. Allein diese Route hat offenbar, zugegeben, daß ein solches altes Trapezunt existirt hat*), viel mehr gegen, als für sich; warum sind die Griechen bey Kárs wieder umgekehrt? und wieder über den Harpasus zurück? Das hätte Xenophon sicherlich erwähnt. Ferner, wie kommt man in diesem Fall mit den geographischen Entfernungen aus? Auch sehe ich nicht ein, wenigstens nach der neuesten Karte von Kiepert, wie der Teches zwischen die Quellen des Arpá-chaï und Tchórúk-sú gesetzt werden kann. Jedenfalls müssen hier noch neue Untersuchungen abgewartet werden. Ueberhaupt, verfolgt man den Weg, welchen die Griechen zurücklegten, um vom östlichen Euphrat nach Gymnias zu kommen oder, um einen sichern Punkt zu nehmen, nach Trapezunt, so möchte man fast glauben, es habe sie ein böser Dämon auf diese Kreuz- und Querzüge geleitet; denn wenn sie, wie wahrscheinlich ist, von Khanus aus nordwärts zogen, und also über ein Joch des Tcherkma-Tágh oder Ak-Thágh in das Quellgebiet des Araxis gelangt waren, sollte man meinen, sie hätten anders wohin die Richtung nehmen können, als etwa nach Hasan-Kal'eh, und wie nahe waren sie da an Gymnias? Statt dessen sehen wir sie noch vier Wochen die mühseligsten Märsche machen. Nur die große Mangelhaftigkeit in der Kenntniß der Länder und absichtliche Mißleitung läßt dieß als möglich erscheinen; welche Hindernisse aber mag auch jenes Gebirgsland einem Heere von Fremdlingen entgegengeworfen haben?

Mit der Ankunft der Hellenen in der sinopeischen Colonialstadt waren die eigentlichen Gefahren überwunden, mit ihr endet auch die militärische Wichtigkeit des großartigen und kühnen Zuges. Diesen als solchen zu verfolgen, war meine Absicht; deßhalb wird es gestattet seyn, die beyden letzten Bücher, deren Inhalt großentheils aus Xenophon entlehnt ist, obwohl sie noch manche interessante Notizen enthalten, zu übergehen. Auch sind uns gerade diese Gegenden am Eurinus und der Propontis großentheils von einer bekannten Hand jüngst erst meisterhaft gezeichnet worden.

G. Thomas.

*) Nach Hrn. Prof. Fallmerayers gefälliger Mittheilung ist dieß nur eine Fiction der Türken, welche diesen Namen auf Petra, einen Hauptwaffenplatz Justinian I. gegen Iran übertrugen. Dieß lag allerdings in Lazistán.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

The Priory of Finchale. The Charters of Endowment, inventories and account rolls of the Priory of Finchale in the county of Durham. London 1837.

Catalogues of the library of Durham cathedral. London 1838.

Miscellanea biographica. Oswinus, rex Northumbriae. Euthberthus, episcopus Lindisfarnensis. Eata, episcopus Hagustaldensis. Lond. 1838.

Historiae Dunelmensis scriptores tres, Gaufridus de Coldingham, Robertus de Graystanes et Will. de Chambre. London 1839.

Rituale ecclesiae Dunelmensis. London 1840.

Chronicle of the war between the English and the Scots in 1173 and 1174 by Jordan Fantosme. London 1840.

The correspondence, inventories, account rolls and law proceedings of the Priory of Coldingham. London 1841.

Liber vitae ecclesiae Dunelmensis. Lond. 1841.

Ed. Gerhard, Notice sur l'institut de correspondence archéologique. Rome 1840.

M. P. H. Fuss, Coup d'oeil historique sur le dernier quart-de-siècle de l'existence de l'académie impériale des sciences de Saint Pétersbourg. St. Pétersb. 1843.

Arberättelse om botaniska arbeten och upptäckter för år 1838 af J. E. Wikström. Stockholm 1842.

Actes de la société Helvétique des sciences naturelles. Réunie à Lausanne 1843. Lausanne 1843.

Fr. G. Dragomani, Rapports delle corrispondenze dell' J. E. R. accademia della valle Tiberina Toscana dell' anno 1841 — 42. Lucca 1843.

Rok 1845 pod wzgledem oswiaty, przemyslu i wypadków Czasowych. Poznan 1844.

Neues Repertorium für theologische Literatur und kirchliche Statistik. Redigirt von Dr. Bruns. Jahrg. 1845.

Benv. Cellini, Opere. Firenze 1843.

Ang. Mai, Spicilegium Romanum. Volum. 9. 10. Schluß. Romae 1843 — 44.

K. Rosenkranz, Reden und Abhandlungen zur Literatur und Philosophie. Neue Folge. Berlin 1844.

F. C. v. Moser, Doktor Leidemit. Fragmente aus seiner Reise durch die Welt. Frankfurt 1843.

Yrizar y Moya, De l'eusquere et de ses erderes ou de la langue basque et de ses dérivés. T. 1 — 3. Paris 1844.

Fort. Cavazzoni Pederzini, Dialoghi filosofici con altre prose minori. Modena 1842.

W. F. Edwards, Recherches sur les langues celtiques. Paris 1844.

C. W. Bock, Analysis verbi. Berl. 1845.

Chaldeae seu aethiopicae linguae institutiones. Romae 1630.

Predari, Origine e progresso dello studio delle lingue orientali in Italia. Memoria. Milano 1842.

J. Gläser, Grammatik der hebräischen Sprache. Regensburg 1844.

M. Hertz, Sinnius Capito. Eine Abhandlung zur Geschichte der römischen Grammatik. Berlin 1844.

Ant. Morri, Vocabulario romagnolo-italiano. Fasc. 5 — 17. Schluß. Faenza 1840.

J. Ch. Marty-Laveaux, Dictionnaire raisonné des difficultés grammaticales et littéraires de la langue française. Livr. 1 — 21. Paris 1844.

C. Lachmann, Specimina linguae Francicae. Berol. 1825.

F. A. Suellaert, Taelcongres en Vlaemsh feest, gehouden te Gent den 23 en 24 Octob. 1841. Gent. 1842.

A. Seiler, Grammatik der sorbenwendischen Sprache nach dem Budissiner Dialekte. Budissin 1843.

M. Bloch, Vollst. Wörterbuch der ungarischen und deutschen Sprache. Bd. 1. 2. Pesth 1843 — 44.

M. A. Castrén, Elementa grammatices Syrjaenae. Berl. 1844.

J. N. Konečny, Vollständiges Wörterbuch der čechoslavischen und deutschen Sprache. Wien 1845.

Edélestand Duméril, Essai sur l'origine des runes. Paris 1844.

Polybius ex recognitione Bekkeri. T. 1. 2. Berl. 1844.

Babrii fabulae jambicae CXXIII jussu summi educationis publicae administratoris Abeli Villemain... nunc primum editae J. F. Boissonnade litt. gr. pr. recensuit, latine convertit, annotavit. Paris 1844.

Demosthenis opera recensuit graece et latine cum indicibus ed. Dr. J. Th. Voemelius. Paris 1843.

Will. F. Ainsworth, Travels in the track of the ten thousand Greeks. Lond. 1844.

Theocritus. Codicum manuscriptorum ope recensuit et emendavit Christ. Wordsworth. Cantabrigiae 1844.

Hippocratis liber de victus ratione in morbis acutis, ed. F. Z. Ermerins. Leyden 1841.

Gasp. Ruyz Montiano, Espejo de bienechores y agradezidos. Barcelona 1606.

Mos. Maimonides, Repetitio legis sive Manus fortis. T. 1 — 4. Amstel. 5462 — 1701.

Dr. G. Weil, Biblische Legenden der Muselmänner. Frankf. 1845.

— — Historisch-kritische Einleitung in den Koran. Bielefeld 1844.

O. Fr. Tullberg, Gregorii Bar Hebraei in Jesaiam scholia e codicibus mss. Syriacis musei Britanici Londinensis et bibliothecae Bodleianae Oxoniensis. Stockh. 1843.

H. Brockhaus, Prabodha Chandrodaya. System der Vedânta-Philosophie in dramatischer Form entwickelt von Krischna Micra. Mit den Scholien des Râmâ Dâsa. Leipzig 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 36.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. August.

Nro. 166. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 14. Juni 1845.

1) Herr Akademiker Steinheil las über parallaktische Aufstellung von Teleskopspiegeln mittelst eines Heliostaten neuer Construction.

Die Theorie der katoptrischen Teleskope lehrt, daß wenn man über ein gegebenes Gesichtsfeld in allen Punkten möglichst kleine Breitenabweichungen im Bilde erlangen will, dieß cet. parib. nur durch Vergrößerung der Brennweiten im Verhältniß zur Oeffnung zu erreichen sey. Innerhalb bestimmter Gränzen wird für diesen Fall die Wirkung eines sphärischen Spiegels gleich der des paraboliſch gekrümmten. Da nun die sphärische Gestalt die einzige ist, welche sich im hohen Grade genau herstellen läßt, so wäre auch von Seite der technischen Ausführung dieser Construction der Vorzug zu geben. Allein bis jetzt ist das wesentliche Hinderniß entgegen, daß mit der Brennweite des Spiegels die Dimensionen des Instrumentes wachsen und bey der jetzigen Einrichtung bald die Gränze der Ausführbarkeit erreichen. Denn es ist nicht wohl vorauszusehen, daß es gelingen werde, Röhren von mehr als 30 Fuß Länge mit hinreichender Festigkeit parallaktisch zu montiren und schon bey diesen Dimensionen erfordert gute Ausführung ungemein große Geldmittel.

Ich habe mir daher eine parallaktische Aufstellung ausgedacht, welche frey ist von obigen Schwierigkeiten. Sie führt zwar auf andere; aber diese sind löslicher Natur. Ich bedarf zweyer Spiegel von gleicher Oeffnung in gleicher Vollkommenheit ausgeführt. Der eine muß sphärisch seyn mit einer etwa hundertmal größeren Brennweite als Oeffnung, der andere muß plan seyn. Mehrfach wirklich ausgeführte Spiegel wenigstens vorläufig bis zu 6 Pariser Zoll Oeffnung beurkunden factisch, daß hierin die erforderliche Genauigkeit zu erlangen sey.

Ich verlange nun, daß der Hohlspiegel eine unveränderliche feste Lage erhalte und das Bild irgend eines Sternes an einer unveränderlichen Stelle im Raume, ungeachtet der täglichen Bewegung der Sterne, entwerfe.

Man sieht leicht, daß dieß durch den Planspiegel bewirkt werden könne, wenn dieser bey ungeänderter Lage seines Mittelpunktes diejenigen Neigungen annimmt und verfolgt, welche die erste Bedingung fordert, d. h. wenn er die von irgend einem Sterne kommenden parallelen Lichtstrahlen stets mit der Axe des Hohlspiegels parallel diesem zusendet.

Würde man die opt. Axe des Hohlspiegels parallel zur Weltaxe machen, so wäre nur nöthig, den Planspiegel um die Weltaxe drehen zu lassen, wobey er für die verschiedenen Declinationen andere Neigungen gegen die Weltaxe erhalten würde. Allein theils die Aufstellung des Hohlspiegels an Gebäuden, welche ausreichende Höhe haben, theils der Umstand, daß südliche Declinationen eine größere Neigung des Planspiegels gegen die Weltaxe als 45° verlangen

würden, läßt diese Anordnung als ungenügend erkennen. Ich stelle daher die Bedingung, daß der Planspiegel nie größere Neigungen als 45° annehmen darf, dennoch alle Sterne zeigen soll und zwar in horizontaler Richtung, weil für diese die Schwierigkeit der Aufstellung ganz hinweg fällt. Bey dieser Einrichtung könnte der Hohlspiegel in dem Einen Gebäude, der Planspiegel und das Okular daneben in dem Andern aufgestellt werden. Ein Fernrohr wäre nicht mehr nöthig. Das Instrument bestünde bloß in einer Vorrichtung, welche dem Planspiegel die erforderlichen Neigungen und Bewegungen gibt. Dabey bliebe die Gesichtslinie des Beobachters stets horizontal nach demselben Punkte gerichtet. Es wäre also zugleich die größte Bequemlichkeit für den Beobachter erzielt und alle kolossale Maschinen, alle eigenen Gebäude wären überflüßig geworden.

Die erste Bedingung fordert, daß die opt. Axe des Hohlspiegels von Ost nach West gehe. Der Hohlspiegel selbst steht in Ost oder West, je nachdem er die östliche oder die westliche Hälfte der Himmelskugel zeigen soll. Der Planspiegel muß dann eine heliostatenähnliche Aufstellung erhalten, um durch eine Fugal = Uhr dem Fortrücken des Gestirns zu folgen.

Aber hierin lag bis jetzt die größte Schwierigkeit. Denn keine der jetzt üblichen Constructionen des Heliostaten gestattet jeden Stern einzustellen; keine ist ausreichend fest, um Spiegel von erheblicher Größe zu bewegen. Die Construktion von Biot und Scravesand ist überdieß höchst complicirt, die von Gambey äußerst kostspielig. Beyde fordern eine Stangenschiebung. Die Fraunhofersche Construction verlangt gar 2 Spiegel. Es war daher nöthig, eine hinreichend feste Construction aufzufinden, welche gestattet, jeden Stern, welches auch seine Declination sey, constant nach jedem Azimuth und jeder Höhe zu reflectiren.

Eine solche Construction habe ich nun gefunden und lege sie der Classe in vorläufiger Ausführung vor. Zur Verständniß des Ganzen werden einige Worte ausreichen.

Denken wir uns durch den Stern und durch den Punkt an der Himmelskugel, nach welchem das Sternlicht reflectirt werden soll, einen größten Kreis gelegt, so verlangt unser Problem, daß die verlängerte Normalaxe des Spiegels diesen größten Kreis zwischen den benannten zwey Punkten halbire, welches auch (durch die tägliche Bewegung der Sterne) der Abstand dieser zwey Punkte werde.

Wir wollen nun den Metallspiegel auf der Rückseite mit einer metallenen Halbkugel versehen, so repräsentirt die durch den Mittelpunkt der Spiegelfläche und den Mittelpunkt der Halbkugelfläche gelegte gerade Linie die Normale des Spiegels, welche stets im größten Kreise den Abstand des Sterns vom Reflexionspunkt halbiren soll. Lassen wir nun auf der Halbkungel am Spiegel 6 sphärische Bogen einen sphärischen Storchschnabel auf dieser Halbkugel in Form eines gothischen ℵ bilden. Befestigen wir den Mittelpunkt dieses Storchschnabels durch eine Axe auf dem Mittelpunkt der sphärischen Fläche, so ist klar, daß die beyden Endaxen des Storchschnabels, in welche Verschiebung man ihn auch bringe, stets in gleichem sphärischen Abstande vom Mittelpunkte des Storchschnabels bleiben. Befestigen wir nun die Eine dieser Endaxen an einem Arme, der nach jedem Azimuth und in jede Höhe gestellt werden kann, so geht die Verlängerung dieser Axe durch den Mittelpunkt des Spiegels nach demjenigen Himmelspunkte, nach welchem das Licht reflectirt werden soll, sobald die andere Endaxe verlängert nach dem zu reflectirenden Sterne führt. Wir befestigen sie daher ebenfalls an einem zweyten Arme, der sich an einer Stundenaxe in der Weltaxe drehen läßt und der je nach der Declination gegen die Weltaxe verstellbar ist, durch Drehung aber auf dem Stern erhalten wird. Es geht also die eine Endaxe des Storchschnabels verlängert immer nach dem Sterne, die andere Endaxe immer nach dem Punkte, der das reflektirte Licht erhält, weil die Mittelaxe des Storchschnabels verlängert die Normale des Spiegels bildet und den Winkel = Abstand im größten Kreise stets halbirt. So ist die Aufgabe gelöset, sobald man die Stundenaxe des einen Armes durch eine Schraube ohne Ende mittels Fugal-Uhr der täglichen Bewegung folgen läßt. Da nun alle Bewegung durch Axendrehung erzielt ist und die sphärische Hinterfläche des Spiegels stets aufliegt auf den sphärischen Bogen des Storchschnabels, diese aber wieder ihrerseits

in die sphärische Träger der Richtpunkte passen, so ist keine Durchbiegung möglich. Der Apparat geht, wie schon das vorläufige Model zeigt, höchst gleichförmig und sicher, er ist dabey in möglichst kleinen Raum gedrängt und die Ausführung ist leicht, weil alle Theile des Apparates gedreht sind. So wird er dem oben bezeichneten Zwecke zur parallakt. Aufstellung des Teleskopspiegels von großer Brennweite vollkommen entsprechen und auch für andere Zwecke, als Heliostat, die jetzt gebräuchlichen viel complicirteren und kostspieligeren zu ersetzen im Stande seyn. —

Möge dieser neue sphärische Heliostat eine günstige Aufnahme bey den Physikern finden.

Außerdem kamen zur Vorlage:

2) Mehrere briefliche Mittheilungen wie von der Geological Society of London, von der Canzleybibliothek in Baireuth, von Hrn. Alph. De Candolle in Genf, welcher der Akademie das Porträt seines verstorbenen Vaters übersendet, von Hrn. Dr. Guyon in Algier, welcher die Absendung von Naturalien für die k. Akademie meldet, vom k. Hrn. geh. Kabinetsrath v. Hoppenstedt, welcher der Akademie die Fortsetzung der geographischen Charten von Hannover überschickt, von Hrn. Chev. Papeians de Morchoven, Präsidenten der Soc. R. d'Agriculture et de Botanique in Gent in Angelegenhrit des Tauschverkehrs.

3) Desgleichen Briefe von Gelehrten, welche die von ihnen eingeschickten Schriften begleiten, als

Fraas, Synopsis Florae classicae.
Flourens, Eloge historique d'Aubert du Petit Thouars.
D. Kosciakiewiez, mehrere medizinische Schriften.

4) Einladung zu der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Breslau, und der ungarischen Aerzte zu Klausenburg.

5) Auf hohes Ministerialrescript d. d. 2. May, welches gutachtlichen Bericht über den Gebrauch des arsenikfauren Kupfers zum Färben des Papiers verlangte, ward von dem Berichterstatter Hrn. Vogel Vortrag gehalten und ein Beschluß der Classe gefaßt.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 16. Juli 1845.

1) Hr. Akademiker v. Kobell las:

1. Ueber den Broncit von Ujardlersoak in Grönland.

Unter den von Gieseke gesammelten grönländischen Mineralien des akademischen Kabinets finden sich Bruchstücke großer Geschiebe, welche als Antophyllit bezeichnet sind. Sie bilden auf dem Bruche langstrahlig-blättrige Massen, besitzen eine bräunliche in's Graue sich ziehende Farbe und einen Glanz, der sich zum metallähnlichen Perlmutterglanz neigt. Untersucht man kleine Spaltungsstücke, so findet man, daß die deutlichern Blätterdurchgänge dem Prisma des Augits entsprechen und Winkel von 93° bilden. Die weniger deutlichen aber haben die Lage der orthodiagonalen und klinodiagonalen Fläche, wovon die erstere beym Diallage und Broncit vorzugsweise bemerkt wird. Die Strengflüßigkeit des Minerals, welches sich nur in den feinsten Spitzen ein wenig rundet, bezeichnet es als zu den kalkfreyen Diallagen gehörig oder als einen eigentlichen Broncit.

Die Analyse, nach bekannten Methoden ausgeführt, ergab:

			Sauerstoffgehalt.
Kieselerde	58,00	„	30,13
Thonerde	1,33	„	0,62
Eisenoxydul	10,14	„	2,30
Manganoxydul	1,00	„	0,22
Talkerde	29,66	„	11,47
	100,13		

Dieser Broncit stimmt demnach in seiner Mischung sehr nahe überein mit dem aus dem Ulten-

thale in Tyrol, welcher nach den Analysen von Köhler 1. und von Regnault 2. enthält:

	1.		2.
Kieselerde	56,813	„	55,84
Thonerde	2,068	„	1,09
Eisenoxydul	8,464	„	10,78
Manganoxydul	0,616	„	—
Talkerde	29,677	„	30,37
Kalkerde	2,195	„	—
Wasser	0,217	„	1,80
	100,050		99,88

Die Formel ist $\left.\begin{matrix} Mg \\ f \end{matrix}\right\} Si^2$

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von dem landwirthschaftlichen Vereine in Bayern in München:

Centralblatt. Januar u. Februar 1845. Jahrgang XXXV. München 1845. 8.

Durch Herrn Baron von Reiffenberg in Brüssel:

Des voies navigables en Belgique. — Considérations historiques suivies de propositions diverses ayant pour objet l'amélioration et l'extension de la navigation. Ouvrage rédigé par ordre du département de travaux publics. Bruxelles 1843. fol.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Basel:

Bericht über die Verhandlungen von August 1842 bis Juli 1844. VI. Basel 1844. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen. Januar 1845. Berlin 1845. 8.

Von der Société impériale des naturalistes de Moscou:

Bulletin. Année 1844. No. III. Moscou 1844. 8.

Von den Herren van der Hoeven und de Vriese in Leiden:

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en physiologie. Elfde Deel. 3. en 4. Stuck. Leiden 1844. 8.

Von dem Herrn Jomard, membre de l'institut roy. de France à Paris:

Rapport au nom de la commission du prix annuel pour la découverte la plus importante en géographie en 1841. (Extrait du bulletin de la société de géographie.) 8.

Von dem Herrn Dr. Carl Friedrich Naumann, Professor der Mineralogie an der Universität zu Leipzig:

Ueber den Quincunx als Grundgesetz der Blattstellung vieler Pflanzen. Dresden und Leipzig 1845. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Boulogne:

Novi commentarii Academiae scientiarum instituti Bononiensis. Tom. 3 — 6 incl. 1839 — 1844. Bononiae gr. 4.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen in den Monaten Februar und März 1845. Berlin 1845. 8.

Von dem Hrn. M. Flourens, Secrétaire perpétuel de l'Institut royal de France à Paris:

Eloge historique D'Aubert-Aubert Du Petit-Thouars. Paris 1845. 8.

Durch Se. Durchlaucht den Herrn Fürsten von Metternich in Wien:

Jahrbücher der Literatur. 105 — 108. Bd. Januar — December 1844. Wien 1844. 8.

Von der Academy of natural sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. II. Nov. and Dec. 1844. No. 6. Philadelphia. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 37.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. August.

Nro. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 16. July 1845.

1) Hr. Akademiker v. Kobell las:

b) Analyse eines sinterartigen Minerals vom Vesuv.

Dieses Mineral bildet kugliche und eyerförmige Massen von erdiger Formation. Es hat eine blaß gelbliche und gelblich weiße Farbe. Vor dem Löthrohre verhält es sich wie Kalksinter, giebt aber im Kolben viel Wasser.

Mit Säuren braust es wie Kreide und löst sich ohne Rückstand oder nur wenig Kieselsand zurüchlassend auf. Die Auflösung reagirt auf Kalkerde und Talkerde, sie giebt keine Reaction auf Chlor, Schwefelsäure, Fluor, Phosphorsäure ꝛc.

Bey der Analyse wurde die Kohlensäure durch den Gewichtsverlust einer gewogenen Menge beym Eintragen in einen tarirten Kolben mit Salzsäure unter den gehörigen Cautelen bestimmt. Durch Erhitzen das Wasser zu entfernen, bis eine kalte Glasplatte über den Tiegel gehalten, nicht mehr anläuft, geht nicht an, ohne daß gleichzeitig etwas Kohlensäure ausgetrieben wird. Der Kalk wurde durch kleesaures Ammoniak, die Talkerde durch phosphorsaures Natrum und Ammoniak präcipitirt.

Die Analyse gab:

			Sauerstoff.
Kohlensäure	33,10	„	23,37
Kalkerde	25,22	„	7,06
Talkerde	24,28	„	9,39
Wasser	17,40	„	15,46
	100,00		

Bey einem zweyten Versuche wurde etwas mehr Kohlensäure erhalten, doch nicht genug, um mit den Basen die gewöhnlichen neutralen Carbonate zu bilden. Man könnte das Mineral als eine Verbindung eines solchen Kalkcarbonats mit einem basischen Magnesiacarbonat betrachten, wahrscheinlicher ist aber, daß ein Theil der Magnesia als Hydrat enthalten ist. Eine zuverläßige Deutung der Mischung erdiger Mineralien hat zwar immer Schwierigkeiten, ich will indessen doch auf eine interessante Aehnlichkeit dieser Mischung mit der des Hydromagnesits aufmerksam machen, welcher mit der Magnesia alba übereinkommend die Formel $\dot{Mg}\,\dot{H}^4 + 3\,\dot{Mg}\,\ddot{C}$ hat. Das Mineral vom Vesuv läßt sich nämlich als eine solche Verbindung ansehen, wobey ein Theil der Talkerde durch Kalkerde vertreten wird, und aus diesem Gesichtspunkte ergiebt sich ganz ungezwungen die Formel

$$\left.\begin{matrix}\dot{Mg}\,\dot{H}^4 + 3\,\dot{Ca} \\ \dot{Mg}\end{matrix}\right\}\ddot{C}$$

Auch im physischen Habitus gleichen sich beyde Mineralien. Ich habe dieses Mineral schon vor zehn Jahren von einem Mineralienhändler in Her-

würden, läßt diese Anordnung als ungenügend erkennen. Ich stelle daher die Bedingung, daß der Planspiegel nie größere Neigungen als 45° annehmen darf, dennoch alle Sterne zeigen soll und zwar in horizontaler Richtung, weil für diese die Schwierigkeit der Aufstellung ganz hinweg fällt. Bey dieser Einrichtung könnte der Hohlspiegel in dem Einen Gebäude, der Planspiegel und das Okular daneben in dem Andern aufgestellt werden. Ein Fernrohr wäre nicht mehr nöthig. Das Instrument bestünde bloß in einer Vorrichtung, welche dem Planspiegel die erforderlichen Neigungen und Bewegungen gibt. Dabey bliebe die Gesichtslinie des Beobachters stets horizontal nach demselben Punkte gerichtet. Es wäre also zugleich die größte Bequemlichkeit für den Beobachter erzielt und alle kolossale Maschinen, alle eigenen Gebäude wären überflüßig geworden.

Die erste Bedingung fordert, daß die opt. Axe des Hohlspiegels von Ost nach West gehe. Der Hohlspiegel selbst steht in Ost oder West, je nachdem er die östliche oder die westliche Hälfte der Himmelskugel zeigen soll. Der Planspiegel muß dann eine heliostatenähnliche Aufstellung erhalten, um durch eine Fugal = Uhr dem Fortrücken des Gestirns zu folgen.

Aber hierin lag bis jetzt die größte Schwierigkeit. Denn keine der jetzt üblichen Constructionen des Heliostaten gestattet jeden Stern einzustellen; keine ist ausreichend fest, um Spiegel von erheblicher Größe zu bewegen. Die Construktion von Biot und Scravesand ist überdieß höchst complicirt, die von Gambey äußerst kostspielig. Beyde fordern eine Stangenschiebung. Die Fraunhofersche Construction verlangt gar 2 Spiegel. Es war daher nöthig, eine hinreichend feste Construction aufzufinden, welche gestattet, jeden Stern, welches auch seine Declination sey, constant nach jedem Azimuth und jeder Höhe zu reflectiren.

Eine solche Construction habe ich nun gefunden und lege sie der Classe in vorläufiger Ausführung vor. Zur Verständniß des Ganzen werden einige Worte ausreichen.

Denken wir uns durch den Stern und durch den Punkt an der Himmelskugel, nach welchem das Sternlicht reflectirt werden soll, einen größten Kreis gelegt, so verlangt unser Problem, daß die verlängerte Normalaxe des Spiegels diesen größten Kreis zwischen den benannten zwey Punkten halbire, welches auch (durch die tägliche Bewegung der Sterne) der Abstand dieser zwey Punkte werde.

Wir wollen nun den Metallspiegel auf der Rückseite mit einer metallenen Halbkugel versehen, so repräsentirt die durch den Mittelpunkt der Spiegelfläche und den Mittelpunkt der Halbkugelfläche gelegte gerade Linie die Normale des Spiegels, welche stets im größten Kreise den Abstand des Sterns vom Reflexionspunkt halbiren soll. Lassen wir nun auf der Halbkugel am Spiegel 6 sphärische Bogen einen sphärischen Storchschnabel auf dieser Halbkugel in Form eines gothischen ⚷ bilden. Befestigen wir den Mittelpunkt dieses Storchschnabels durch eine Axe auf dem Mittelpunkt der sphärischen Fläche, so ist klar, daß die beyden Endaxen des Storchschnabels, in welche Verschiebung man ihn auch bringe, stets in gleichem sphärischen Abstande vom Mittelpunkte des Storchschnabels bleiben. Befestigen wir nun die Eine dieser Endaxen an einem Arme, der nach jedem Azimuth und in jede Höhe gestellt werden kann, so geht die Verlängerung dieser Axe durch den Mittelpunkt des Spiegels nach demjenigen Himmelspunkte, nach welchem das Licht reflectirt werden soll, sobald die andere Endaxe verlängert nach dem zu reflectirenden Sterne führt. Wir befestigen sie daher ebenfalls an einem zweyten Arme, der sich an einer Stundenaxe in der Weltaxe drehen läßt und der je nach der Declination gegen die Weltaxe verstellbar ist, durch Drehung aber auf dem Stern erhalten wird. Es geht also die eine Endaxe des Storchschnabels verlängert immer nach dem Sterne, die andere Endaxe immer nach dem Punkte, der das reflektirte Licht erhält, weil die Mittelaxe des Storchschnabels verlängert die Normale des Spiegels bildet und den Winkel = Abstand im größten Kreise stets halbirt. So ist die Aufgabe gelöset, sobald man die Stundenaxe des einen Armes durch eine Schraube ohne Ende mittels Fugal-Uhr der täglichen Bewegung folgen läßt. Da nun alle Bewegung durch Axendrehung erzielt ist und die sphärische Hinterfläche des Spiegels stets aufliegt auf den sphärischen Bogen des Storchschnabels, diese aber wieder ihrerseits

in die sphärische Träger der Richtpunkte passen, so ist keine Durchbiegung möglich. Der Apparat geht, wie schon das vorläufige Model zeigt, höchst gleichförmig und sicher, er ist dabey in möglichst kleinen Raum gedrängt und die Ausführung ist leicht, weil alle Theile des Apparates gedreht sind. So wird er dem oben bezeichneten Zwecke zur parallakt. Aufstellung des Teleskopspiegels von großer Brennweite vollkommen entsprechen und auch für andere Zwecke, als Heliostat, die jetzt gebräuchlichen viel complicirteren und kostspieligeren zu ersetzen im Stande seyn. —

Möge dieser neue sphärische Heliostat eine günstige Aufnahme bey den Physikern finden.

Außerdem kamen zur Vorlage:

2) Mehrere briefliche Mittheilungen wie von der Geological Society of London, von der Canzleybibliothek in Baireuth, von Hrn. Alph. De Candolle in Genf, welcher der Akademie das Porträt seines verstorbenen Vaters übersendet, von Hrn. Dr. Guyon in Algier, welcher die Absendung von Naturalien für die k. Akademie meldet, vom k. Hrn. geh. Kabinetsrath v. Hoppenstedt, welcher der Akademie die Fortsetzung der geographischen Charten von Hannover überschickt, von Hrn. Chev. Papeians de Morchoven, Präsidenten der Soc. R. d'Agriculture et de Botanique in Gent in Angelegenhrit des Tauschverkehrs.

3) Desgleichen Briefe von Gelehrten, welche die von ihnen eingeschickten Schriften begleiten, als

Fraas, Synopsis Florae classicae.
Flourens, Eloge historique d'Aubert du Petit Thouars.
D. Kosciakiewiez, mehrere medizinische Schriften.

4) Einladung zu der Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Breslau, und der ungarischen Aerzte zu Klausenburg.

5) Auf hohes Ministerialrescript d. d. 2. May, welches gutachtlichen Bericht über den Gebrauch des arsenikfauren Kupfers zum Färben des Papiers verlangte, ward von dem Berichterstatter Hrn. Vogel Vortrag gehalten und ein Beschluß der Classe gefaßt.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 16. Juli 1845.

1) Hr. Akademiker v. Kobell las:

1. Ueber den Broncit von Ujardlersoak in Grönland.

Unter den von Gieseke gesammelten grönländischen Mineralien des akademischen Kabinets finden sich Bruchstücke großer Geschiebe, welche als Antophyllit bezeichnet sind. Sie bilden auf dem Bruche langstrahlig-blättrige Massen, besitzen eine bräunliche in's Graue sich ziehende Farbe und einen Glanz, der sich zum metallähnlichen Perlmutterglanz neigt. Untersucht man kleine Spaltungsstücke, so findet man, daß die deutlichern Blätterdurchgänge dem Prisma des Augits entsprechen und Winkel von 93° bilden. Die weniger deutlichen aber haben die Lage der orthodiagonalen und klinodiagonalen Fläche, wovon die erstere beym Diallage und Broncit vorzugsweise bemerkt wird. Die Strengflüßigkeit des Minerals, welches sich nur in den feinsten Spitzen ein wenig rundet, bezeichnet es als zu den kalkfreyen Diallagen gehörig oder als einen eigentlichen Broncit.

Die Analyse, nach bekannten Methoden ausgeführt, ergab:

			Sauerstoffgehalt.
Kieselerde	58,00	„	30,13
Thonerde	1,33	„	0,62
Eisenoxydul	10,14	„	2,30
Manganoxydul	1,00	„	0,22
Talkerde	29,66	„	11,47
	100,13		

Dieser Broncit stimmt demnach in seiner Mischung sehr nahe überein mit dem aus dem Ulten-

thale in Tyrol, welcher nach den Analysen von Köhler 1. und von Regnault 2. enthält:

	1.		2.
Kieselerde	56,813	„	55,84
Thonerde	2,068	„	1,09
Eisenoxydul	8,464	„	10,78
Manganoxydul	0,616	„	—
Talkerde	29,677	„	30,37
Kalkerde	2,195	„	—
Wasser	0,217	„	1,80
	100,050		99,88

Die Formel ist $\left.\begin{matrix} Mg \\ f \end{matrix}\right\} Si^2$

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von dem landwirthschaftlichen Vereine in Bayern in München:

Centralblatt. Januar u. Februar 1845. Jahrgang XXXV. München 1845. 8.

Durch Herrn Baron von Reiffenberg in Brüssel:

Des voies navigables en Belgique. — Considérations historiques suivies de propositions diverses ayant pour objet l'amélioration et l'extension de la navigation. Ouvrage rédigé par ordre du département de travaux publics. Bruxelles 1843. fol.

Von der naturforschenden Gesellschaft in Basel:

Bericht über die Verhandlungen von August 1842 bis Juli 1844. VI. Basel 1844. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen. Januar 1845. Berlin 1845. 8.

Von der Société impériale des naturalistes de Moscou:

Bulletin. Année 1844. No. III. Moscou 1844. 8.

Von den Herren van der Hoeven und de Vriese in Leiden:

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en physiologie. Elfde Deel. 3. en 4. Stuck. Leiden 1844. 8.

Von dem Herrn Jomard, membre de l'institut roy. de France à Paris:

Rapport au nom de la commission du prix annuel pour la découverte la plus importante en géographie en 1841. (Extrait du bulletin de la société de géographie.) 8.

Von dem Herrn Dr. Carl Friedrich Naumann, Professor der Mineralogie an der Universität zu Leipzig:

Ueber den Quincunx als Grundgesetz der Blattstellung vieler Pflanzen. Dresden und Leipzig 1845. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Boulogne:

Novi commentarii Academiae scientiarum instituti Bononiensis. Tom. 3 — 6 incl. 1839 — 1844. Bononiae gr. 4.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen in den Monaten Februar und März 1845. Berlin 1845. 8.

Von dem Hrn. M. Flourens, Secrétaire perpétuel de l'Institut royal de France à Paris:

Eloge historique D'Aubert-Aubert Du Petit-Thouars. Paris 1845. 8.

Durch Se. Durchlaucht den Herrn Fürsten von Metternich in Wien:

Jahrbücher der Literatur. 105 — 108. Bd. Januar — December 1844. Wien 1844. 8.

Von der Academy of natural sciences of Philadelphia:

Proceedings. Vol. II. Nov. and Dec. 1844. No. 6. Philadelphia. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 37.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. August.

Nro. 167. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 16. July 1845.

1) Hr. Akademiker v. Kobell las:

b) Analyse eines sinterartigen Minerals vom Vesuv.

Dieses Mineral bildet kugliche und eyerförmige Massen von erdiger Formation. Es hat eine blaß gelbliche und gelblich weiße Farbe. Vor dem Löthrohre verhält es sich wie Kalksinter, giebt aber im Kolben viel Wasser.

Mit Säuren braust es wie Kreide und löst sich ohne Rückstand oder nur wenig Kieselsand zurüchlassend auf. Die Auflösung reagirt auf Kalkerde und Talkerde, sie giebt keine Reaction auf Chlor, Schwefelsäure, Fluor, Phosphorsäure ꝛc.

Bey der Analyse wurde die Kohlensäure durch den Gewichtsverlust einer gewogenen Menge beym Eintragen in einen tarirten Kolben mit Salzsäure unter den gehörigen Cautelen bestimmt. Durch Erhitzen das Wasser zu entfernen, bis eine kalte Glasplatte über den Tiegel gehalten, nicht mehr anläuft, geht nicht an, ohne daß gleichzeitig etwas Kohlensäure ausgetrieben wird. Der Kalk wurde durch kleesaures Ammoniak, die Talkerde durch phosphorsaures Natrum und Ammoniak präcipitirt.

Die Analyse gab:

			Sauerstoff.
Kohlensäure	33,10	„	23,37
Kalkerde	25,22	„	7,06
Talkerde	24,28	„	9,39
Wasser	17,40	„	15,46
	100,00		

Bey einem zweyten Versuche wurde etwas mehr Kohlensäure erhalten, doch nicht genug, um mit den Basen die gewöhnlichen neutralen Carbonate zu bilden. Man könnte das Mineral als eine Verbindung eines solchen Kalkcarbonats mit einem basischen Magnesiacarbonat betrachten, wahrscheinlicher ist aber, daß ein Theil der Magnesia als Hydrat enthalten ist. Eine zuverläßige Deutung der Mischung erdiger Mineralien hat zwar immer Schwierigkeiten, ich will indessen doch auf eine interessante Aehnlichkeit dieser Mischung mit der des Hydromagnesits aufmerksam machen, welcher mit der Magnesia alba übereinkommend die Formel $\dot{Mg}\,\dot{H}^4 + 3\,\dot{Mg}\,\ddot{C}$ hat. Das Mineral vom Vesuv läßt sich nämlich als eine solche Verbindung ansehen, wobey ein Theil der Talkerde durch Kalkerde vertreten wird, und aus diesem Gesichtspunkte ergiebt sich ganz ungezwungen die Formel

$$\left.\begin{matrix}\dot{Mg}\,\dot{H}^4 + 3\,\dot{Ca} \\ \dot{Mg}\end{matrix}\right\}\ddot{C}$$

Auch im physischen Habitus gleichen sich beyde Mineralien. Ich habe dieses Mineral schon vor zehn Jahren von einem Mineralienhändler in Her-

kulanum gekauft und kenne die Verhältnisse des Vorkommens nicht näher. Die analysirten Kugeln fassen auf einer erdigen, mit krystallinischem Kalkstein gemengtem Masse derselben Art.

---

c) Ueber die Scheidung der Borsäure von der Phosphorsäure und Flußsäure und über die Einwirkung der letzteren auf Silicate.

Ich habe die Versuche über die Scheidung der Phosphorsäure fortgesetzt und unter andern auch borsaure und flußsaure Verbindungen mit einem Zusatz von Eisenchlorid der Präcipitation durch kohlensauern Kalk unterworfen, um zu sehen, ob die Phosphorsäure auf diese Weise von den genannten Säuern zu trennen sey und wie sich diese selbst dabey verhalten.

Es wurde zunächst eine Auflösung von Borax mit Eisenchlorid versetzt und mit kohlensauerm Kalk gefällt. Nachdem der Niederschlag gut ausgewaschen war, wurde er mit Schwefelsäure und Weingeist behandelt, zeigte aber keine Spur eines Gehaltes von Borsäure, welche sämmtlich aufgelöst geblieben war. Ebenso wurde eine Auflösung von Flußspath in Salzsäure mit Eisenchlorid gemischt und mit kohlensauerm Kalk gefällt. Das Filtrat wurde zur Trockne abgedampft, in einem Platintiegel mit Schwefelsäure zersetzt und der Tiegel mit einer Glasplatte bedeckt erwärmt. Es zeigte sich keine Spur von Flußsäure. Der Niederschlag von Eisenoxyd, auf dieselbe Weise behandelt, zeigte aber die Reaction sehr deutlich, so daß also das Fluor unter diesen Verhältnissen gefällt wird.

Es wurde nun eine Auflösung von phosphorsauerm Natrum und Borax mit Eisenchlorid versetzt und mit kohlensauerm Kalk gefällt. Auch hier enthielt der Niederschlag keine Spur von Borsäure. Eine Auflösung von Flußspath in Salzsäure mit Borax und Eisenchlorid versetzt und mit kohlensauerm Kalk gefällt, ergab ebenfalls, daß die Borsäure aufgelöst geblieben, die Flußsäure aber vollkommen gefällt worden war. Da man auch statt des kohlensauern Kalks kohlensauern Baryt anwenden kann, so wird diese Methode in vielen Fällen zur Trennung der betreffenden Säuern brauchbar seyn. Was den Zusatz von Eisenchlorid betrifft, so habe ich bey Phosphaten gefunden, daß bey einer weißen Farbe des Niederschlags nicht alle Phosphorsäure gefällt, also zu wenig Eisenchlorid zugesetzt worden war. In diesem Falle muß man neuerdings Eisenchlorid und kohlensauern Kalk zusetzen, bis die Farbe des Niederschlags roth wird, wo dann die Phosphorsäure vollkommen gefällt wird.

Bey dieser Gelegenheit muß ich auch auf das Verhalten der Flußsäure gegen verschiedene Silicate und gegen die Kieselerde aufmerksam machen. Ich bediene mich häufig zum Bedecken der Filtrirtrichter statt der Glasplatten der Blätter von zweyarigem russischem Glimmer, wie solcher in großen Tafeln von Patka in Prag zu beziehen ist. Bey einer Probe auf Flußsäure fiel mir ein, den Platintiegel statt mit einer Glasplatte mit einem solchen Glimmerblatt zu bedecken, welches, da es vollkommen klar und rein war, meiner Meinung nach die Reaction der Flußsäure ebenso gut oder noch besser zeigen mußte, als Glas, wo mir dabey noch ein Vortheil schien, daß man den Tiegel in freyem Feuer erhitzen dürfe, ohne ein Springen der Platte befürchten zu müssen. Die Fluorverbindung im Tiegel brachte aber auf dem Glimmer nicht die mindeste Reaction hervor, während sie sich von demselben Präparat auf Glas sehr deutlich zeigte. Dieses veranlaßte einige Versuche, wobey die Flußsäure aus Flußspath in der Wärme wie gewöhnlich mit Schwefelsäure entwickelt und der Platintiegel mit den betreffenden Silicaten bedeckt wurde. Nach 3 — 5 Minuten, während welcher Zeit Glas sehr stark angegriffen wird, wurden die Platten abgenommen, abgewaschen und untersucht. Ein- und zweyariger Glimmer wurden unter Umständen, unter welchen Glas stark corrodirt wurde, nicht im geringsten angegriffen. Geschliffene Platten von Granat und Pyrop in Serpentin wurden auch nicht merklich ange-

griffen, während bey letzterem der Serpentin deutlich corrodirt wurde. Dagegen wurden Orthoklas, wie Labrador merklich angegriffen, besonders interessant war das Verhalten von Chalcedon, Achat und Quarz. Es zeigte sich dabey evident, wie es Fuchs auf anderem Wege, nämlich durch Behandlung mit Kalilauge erfahren hatte, daß die amorphe Kieselerde weit stärker angegriffen werde, als die krystallisirte. An einigen geschliffenen Chalcedonplatten kamen Zeichnungen zum Vorschein, die man vorher nicht bemerken konnte und die durchlaufenden Streifen des krystallisirten Quarzes zeigten sich immer, oft deutlich fühlbar, erhoben, während die Stellen von amorpher Kieselerde vertieft geätzt waren. Mit einer geeigneten Presse ließen sich Abdrücke von einer solchen Platte machen. Verschiedene Varietäten von geschliffenem Opal, Heliotrop, Karniol, Feuerstein, Holzstein, ägyptischem und anderm Jaspis wurden sämmtlich zum Theil stark, immer aber bedeutend mehr angegriffen, als Platten von Bergkrystall und Amethyst.

Die von Fuchs aufgestellte Ansicht über diese Mineralien, welche von den Mineralogen bisher noch zu wenig beachtet wurde, daß sie nämlich, den Bergkrystall, Amethyst ꝛc. ausgenommen, theils aus amorpher Kieselerde bestehen, theils Gemenge von amorpher und krystallinischer seyen, findet darin eine neue Bestätigung und man erkennt überall, daß die Krystallisationskraft gleichsam zum Schutze des Individuums der Einwirkung äußerer chemischer Action entgegen tritt, während der Mangel an Krystallisation eine solche begünstigt und die Entstehung neuer Verbindungen erleichtert. Ich habe mich hierüber bereits vor zwanzig Jahren geäußert, wo ich die Ursache anzugeben suchte, warum die Granaten nach dem Schmelzen gelatiniren, während sie vorher nur wenig angegriffen werden. Ohne deßhalb den Verdiensten von Fuchs in dieser Angelegenheit im geringsten nahe treten zu wollen, führe ich die betreffende Stelle der in Kastners Archiv Bd. V. abgedruckten Abhandlung an. Sie heißt wörtlich: „der Grund hievon (von der Gallertbildung nach dem Schmelzen) scheint darin zu liegen, daß durch das Schmelzen die Attractionskraft der verschiedenen Salze der Mischung und ihrer Bestandtheile zu einander mit der Aufhebung des krystallinischen Zustandes zugleich aufgehoben werde.“ Diese Aufhebung, welche natürlich nicht durch Pulverisiren hervorgebracht werden kann, ist eben der durch viele Belege festgestellte Amorphismus von Fuchs.

---

d) Ueber das Auffinden und Erkennen des Schwefelgehalts einer Verbindung und die Unterscheidung von Sulphureten und Sulphaten.

Man hat bekanntlich eine sehr sichere und einfache Methode, in Sulphureten und Sulphaten den Schwefelgehalt nachzuweisen, indem man vor dem Löthrohre die Probe mit Soda auf Kohle schmilzt und dadurch Hepar erhält, welche mit Wasser befeuchtet auf Silber leicht erkannt wird; man weiß aber dabey nicht, ob man es mit einem Sulphuret oder Sulphat zu thun hat. Bey vielen Sulphureten entscheidet zwar die Entwicklung der schwefligten Säure beym Erhitzen in einer offenen Glasröhre, bey Verbindungen aber, wie z. B. Hauyn, Helvin ꝛc., welche nur eine sehr geringe Menge von Sulphuret enthalten, ist ein Erkennen auf diese Weise nicht möglich. Nach einigen Versuchen, die ich hierüber angestellt habe, dürfte folgendes Verfahren dem Zwecke entsprechen, welches, so naheliegend und einfach es auch ist, gleichwohl bisher nicht angewendet wurde. Um ein Sulphuret oder eine dergleichen enthaltende Verbindung von einem Sulphat oder einer sulphathaltigen Mischuug zu unterscheiden, kocht man die fein geriebene Probe mit Kalilauge in einer Porcellanschaale ein und erhitzt bis zum anfangenden Schmelzen des Kali's, oder man schmilzt geradezu die Probe mit Kalihydrat im Platinlöffel vor dem Löthrohre. Die Masse wird dann mit wenig Wasser aufgelöst und filtrirt. In das Filtrat stellt man eine blanke Silberspatel und im Falle ein Sulphuret in der Probe vorhanden zeigt sich oft sogleich, manch-

mal erſt nach einigen Stunden die hepatiſche Reaction. Bey ſehr kleinen Mengen kann man den Platinlöffel mit dem Fluſſe in ein Gläschen mit etwas Waſſer ſtellen und die Silberſpatel dazu. Das auf dieſe Weiſe anlaufende Silber wird durch Reiben mit Leder und gebranntem Kalk leicht wieder blank gemacht. Es verſteht ſich, daß Sulphate bey dieſer Behandlung keine Reaction auf das Silber hervorbringen, ich konnte aber die Reaction deutlich am Hauzü von Albano, am Helvin, am Laſurſtein und künſtlichen Ultramarin und natürlich um ſo mehr an den Kieſen und Blenden wahrnehmen.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematiſch-phyſikaliſchen Claſſe vorgelegten Einſendungen an Druckſchriften.

(Fortſetzung.)

Von dem Hrn. Med. Dr. Fraas in Freiſing:

Synopsis plantarum florae classicae oder: Ueberſichtliche Darſtellung der in den klaſſiſchen Schriften der Griechen und Römer vorkommenden Pflanzen, nach autoptiſcher Unterſuchung im Florengebiete entworfen und nach Synonymen geordnet. München 1845. 8.

Von der Société de Physique et d'histoire naturelle de Genève:

Mémoires. Tom. IX. I. Partie. Genève 1841. 4.

Durch Herrn Moreau de Jonnés in Paris:

Rapport sur les questions coloniales adressé A. M. le Duc de Broglie, Président de la commission coloniale, par M. Jules Lechevalier. (Documents et pièces justificatives. Tom. I.) Paris 1844. gr. fol.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hébdomadaires des séances. T. XX. No. 3 — 15. Janvier — Avril 1845. Paris 1845. 4.

Von der pharmaceutiſchen Geſellſchaft in Kaiſerslautern:

Jahrbuch für praktiſche Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. X. Heft II. III. IV. Februar — April. Landau 1845. 8.

Durch das niederländiſche Miniſterium:

Catalogus plantarum in horto botanico Bogoriensi cultarum alter; auctore Justo Carolo Hasskarl. Bataviae 1844. 8.

Von dem Herrn Dr. Kósciakiewicz in Rive de Guzer (Loire):

Mémoire pratique sur les accouchements artificiels. Lyon 1845. 8.

Mémoire pratique sur l'angine tonsillaire. Paris, Lyon 1844. 8.

Mémoire pratique sur les affections typhoïdes. Par. Lyon 1841. 8.

Durch Herrn Baron v. Reiffenberg in Brüſſel:

Chemin de fer. (Compte-rendu des opérations de l'exercice 1844.) Bruxelles 1845. fol.

Von dem Hrn. Karl Kreil, Adjunct der der k. k. Sternwarte zu Prag:

Magnetiſche und meteorologiſche Beobachtungen zu Prag. Fünfter Jahrgang. Vom 1. Jänner bis 31. Decbr. 1844. Prag 1845. 4.

Von dem Herrn P. J. van Beneden, professeur de Zoologie et d'Anatomie comparée à l'université catholique de Louvain:

Recherches sur l'anatomie, la physiologie et l'embryogénie des bryozoaires qui habitent la côte d'Ostende. Bruxelles 1845. 4.

Von der ſchleſiſchen Geſellſchaft für vaterländiſche Cultur in Breslau:

Ueberſicht der Arbeiten und Veränderungen v. J. 1825 bis 1842. Breslau 1845. 4.

Vom Herrn Jomard, membre de l'institut de France à Paris:

Notice sur la vie et les ouvrages de G. L. Bertollet. Annecy 1844. 8.

Appendice. Progrès de la collection géographique de la bibliothèque royale en 1844. (Extrait du bulletin de la société de géographie.) Paris. 8.

Vom Herrn Antonio Colla, Profeſſor an der Univerſität zu Parma:

Cenni sopra le quattro comete telescopiche apparse nel principio del anno 1845. Parma 1845. 8.

(Fortſetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 38.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. August.
Nro. 168. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 16. July 1845.

1) Hr. Akademiker v. Kobell las:

e) Ueber den einaxigen Glimmer von Bodenmais.

Es findet sich am Silberberg bey Bodenmais ein schwarzer, in dünnen Blättern bouteillengrüner Glimmer, welcher sich optisch einaxig verhält. Auch das Kennzeichen, daß er von kochender Schwefelsäure zersetzt wird, bezeichnet ihn als einaxigen Glimmer, da nach meinen Erfahrungen der zweyaxige nicht zersetzt wird. Das spec. G., nach dem Auspumpen der Luft bestimmt, ist 2,70.

Die Analyse wurde auf nachstehende Weise ausgeführt.

30 Gran wurden mit kaustischem Kali aufgeschlossen und die Masse mit Wasser ausgelaugt, a. die Lauge wurde mit Zusatz von Salmiak und kohlensauerm Ammoniak eingedampft. Der geringe Niederschlag wurde mit dem in Wasser unlöslichen Rückstande a. vereinigt. Die Lauge wurde hierauf mit Salzsäure angesäuert, aufgekocht und dann in einer Flasche nach Zusatz von Aetzammoniak und salzsauerm Kalk verschlossen. Es bildete sich ein sehr geringer Niederschlag, welcher mit Schwefelsäure in einer Glasröhre keine merkliche Spur von Flußsäure gab, sondern aus einer Spur von Kieselerde bestand.

Der Rückstand a. löste sich in Salzsäure vollkommen auf. Die Auflösung wurde abgedampft und die Kieselerde bestimmt. Die saure Flüßigkeit, nach Abscheidung der Kieselerde, wurde mit Aetzammoniak gefällt und filtrirt b. Das Filtrat gab mit kleesauerm Ammoniak keine Trübung, mit phosphorsauerm Natrum und Ammoniak aber ein starkes Präcipitat.

Der Niederschlag b. wurde in Salzsäure aufgelöst und mit kohlensauerm Baryt gefällt und filtrirt c. Der aufgelöste Baryt wurde mit Schwefelsäure entfernt und dann noch mit phosphorsauerm Natrum und Ammoniak ein merklicher Niederschlag von Talkerde erhalten. Nach der Fällung der Talkerde gab hydrothionsaures Ammoniak kein Präcipitat.

Aus dem Niederschlag c. wurde die Thonerde mit Kalilauge extrahirt und bestimmt, das Eisenoxyd aber in Schwefelsäure aufgelöst und mit Aetzammoniak gefällt. Es enthielt eine Spur von Kieselerde. Da der Glimmer beym Aufschließen mit Kali Manganreaction zeigte, so untersuchte ich die phosphorsaure Talkerde darauf, indem ich die Methode der Fällung der Phosphorsäure mit Hilfe von Eisenchlorid und kohlensauerm Kalk anwendete. Die phosphorsaure Talkerde wurde also in Salzsäure aufgelöst und Eisenchlorid zugesetzt, bis der Niederschlag mit kohlensauerm Kalk röthlich gefärbt war, welches als ein Zeichen gilt, daß hinlänglich viel Eisenoxyd vorhanden, um die Phosphorsäure vollkommen zu fäl-

len. Das Filtrat gab mit Schwefelwasserstoff-Ammoniak ein geringes Präcipitat, welches in Salzsäure aufgelöst und mit Chlorkalk gefällt vor dem Löthrohr deutliche Manganreaction zeigte. Ich bin überzeugt, daß bey vielen Analysen bittererdehaltiger Mineralien Fehler in Bestimmung eines etwa vorhandenen Mangangehalts gemacht wurden, weil man die dargestellte phosphorsaure Bittererde nicht weiter darauf untersucht hat.

Zur Bestimmung des Alkali's wurden 40 Gran mit concentrirter Schwefelsäure im Platintiegel mit mehrmaliger Erneuerung der Säure eingedampft. Die trockne Masse wurde mit Wasser behandelt und filtrirt, a. das Filtrat wurde mit Aetzammoniak versetzt und filtrirt. Der Rückstand a. wurde mit Salzsäure gekocht und ausgewaschen, dann die bleibenden Blättchen mit Kalilauge von der anhängenden Kieselerde befreyt und so der unzersetzte Glimmer geschieden und bestimmt. Das Filtrat von a. wurde mit salzsauerm Baryt versetzt und filtrirt, dann kohlensaures Ammoniak zugesetzt und abgedampft. Die Salzmasse wurde geglüht, dann mit Kalkwasser behandelt und filtrirt. Der Kalk wurde mit kleesauerm Ammoniak gefällt, filtrirt, das Filtrat abgedampft und geglüht. Der Rückstand wurde mit Salzsäure befeuchtet und abermals geglüht. Das Salz zeigte vor dem Löthrohr Spuren von Chlornatrium, erwies sich aber sonst als Chlorkalium. 45 Gran dieses Glimmers verloren bey scharfem Glühen 0,2; die Blätter hatten dabey Glanz und Durchsichtigkeit unverändert behalten.

Das Resultat der Analyse war:

Kieselerde	40,86
Thonerde	15,13
Eisenoxyd	13,00
Talkerde	22,00
Kali	8,83
Wasser	0,44
Spur von Manganoxyd	
	100,26

Diese Analyse führt zu der für den einaxigen Glimmer gewöhnlichen Formel $\dot{R}^3\,\bar{S}i + \dot{R}\,\bar{S}i$.

Der Glimmer kommt in Begleitung von Thoneisengranat und weißem oder farblosem Cordierit vor.

Außerdem wurden vorgelegt:

2) Ein Brief des Herrn Etatsraths Kupfer in St. Petersburg, womit derselbe seine Sendung von physikalischen Schriften an die Akademie begleitet (s. unten Verzeichniß der eingegangenen Schriften).

3) Ein Schreiben der K. böhmischen Gesellschaft zu Prag.

4) Die vorläufige Anzeige über neue galvanische Batterien von Sr. Kais. Hoheit Maximilian Herzog von Leuchtenberg.

Historische Classe.

In der Sitzung am 21. Juni hielt Hr. Prof. Dr. Höfler folgenden Vortrag über einige von ihm benutzte historische Handschriften.

Ich wage es, die Aufmerksamkeit der verehrl. Classe für mehrere Punkte von Wichtigkeit in Anspruch zu nehmen.

Erstens erlaube ich mir derselben eine Abhandlung des Hrn. Dr. Kunstmann, über die letzten Lebenstage des portugiesischen Infanten Heinrich des Seefahrers, gest. 1460, zur Aufnahme in unser akademisches Bülletin vorzulegen und derselben die Notiz hinzuzufügen, daß Hr. Dr. Kunstmann versprochen hat, regelmäßig Referate über die neueste portugiesische Literatur der Redaction der gelehrten Anzeigen zu übermachen.

Zweytens kann ich nicht umhin, theils einige Resultate eines kleinen Abstechers nach Eichstätt und Regensburg zu erwähnen, theils ein Paar Notizen über

zu Papst Gregor X. und dessen ausgezeichnetes Verdienst, Deutschland diesen König verschafft zu haben, dienen konnte, so umsichtig und klar auseinandersetzt, daß ich den Mangel an Muße in dieser Beziehung nicht im Mindesten zu bereuen habe. Ich füge nur noch hinzu, da der die Relation begleitende, gleichfalls bisher unbekannte Brief XVII. cal. Jan. zum Datum hat und sich wegen unverschuldeter Zögerung entschuldigt, dürfte dem bischöflichen Berichte nicht sowohl d. J. 1274, welches Palacky demselben anwies, als Ende 1273 als das richtige Datum zugewiesen werden.

Die nähere Einsicht der bey ihrem Erscheinen (1780) so großes Aufsehen machenden memoria catolica des P. Borgo, welcher Le Bret in seinem Magazine einen längern Artikel widmete, und die ich zum ersten Male während meines Aufenthaltes in Eichstätt näher anzusehen Gelegenheit und Muße fand, ward Ursache, bey meiner Zurückkunft ein meines Wissens bisher unbenütztes italienisches Manuscript der k. Hof- und Staatsbibliothek dahier zu durchgehen, auf welches, als zur Erlangung eines richtigen und unparteyischen Standpunktes über eine der wichtigsten politischen Fragen des vorigen Jahrhunderts überaus dienlich, ich die Aufmerksamkeit der verehrl. Klasse noch hinzulenken mir die Freyheit nehme. Es ist dieses eine 47 Seiten starke Lettera del Vescovo N. in Francia al Card. N. in Roma. Tradotta dal Francese. Auf der letzten Seite mit dem Datum a' di 24. Marzo 1775. Amsterdam. 1776. Con licenza de Superiori (?!). — Offenbar weist das Letztere darauf hin, daß diese Relation in Briefform für den Druck bestimmt war; allein ob sie wirklich gedruckt worden sey, vermag ich bis jetzt weder entschieden zu behaupten, noch zu läugnen, glaube aber mich eher zu der Annahme hinneigen zu dürfen, daß es nicht geschehen sey.

Ungeachtet über die Aufhebung des Jesuitenordens kein Mangel an Schriften statt findet und diese wichtige Angelegenheit früh und spät genug Federn beschäftigte, so möchten doch, so lange Cordaras handschriftlicher Bericht verurtheilt ist, sich vom Archivstaube zu nähren, wenige in Bezug auf unumwundene Darstellung der Lage der Kirche mit diesem Ms. verglichen werden können und ich erlaube mir, alle diejenigen, welche der Name Ganganelli und das, was mit demselben in Verbindung steht, interessirt, auf diesen Brief aufmerksam zu machen, der die Folgen seiner bedeutendsten Maßregel auf das Anschaulichste darstellt. In wenigen Punkten der Geschichte stehen sich die Ansichten so schroff entgegen als in diesem, und leider ist es dahin gekommen, daß man vielfach meint, wenn man die Literatur der einen Seite kenne, sey es nicht mehr nothwendig, auch die der andern zu berücksichtigen. Da ist es denn ein wirklicher Gewinn der Geschichte, daß Fragen, welche man als verschollen anzusehen sich gewöhnte und von denen man dafür hielt, sie seyen für immer abgethan, von Zeit zu Zeit in etwas veränderter Gestalt wieder auftauchen und dadurch Umsichtige zwingen, sich den Grund früherer und ähnlicher Bewegungen zu vergegenwärtigen, die abgethanen Erörterungen nochmal aufzufrischen und den natürlichen Zusammenhang solcher Fragen mit der Gegenwart zu untersuchen. Die furchtbare Katastrophe, welche Rom unter Pius VI. und Pius VII. betroffen hat, erscheint aber der erwähnten Relation zufolge in einem ähnlichen Lichte, wie etwa der Ausbruch der Glaubensspaltung und der sacco di Roma im Jahre 1527 mit der Nichtbeobachtung der Rathschläge in Verbindung stehen, welche die der verehrl. Classe durch einen anderen Vortrag bekannte Relation des Card. Aegidius von Viterbo i. J. 1522 als dringende und unabweisbare Nothwendigkeit darlegte. Fürchtete ich nicht mit Recht,

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen in den Monaten April und May 1845. Berlin 1845. 8.

Von dem Herrn Professor A. De la Rive in Genf:

Notice sur la vie et les ouvrages de A. P. De Candolle. Genève 1845. 8.

Von der Société de physique et d'histoire naturelle de Genève:

Memoires. Tom. X. 2. partie. Genève 1844. 4.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in Bayern in München:

Centralblatt, März und April 1845. München 1845. 8.

Von dem Herrn Ambrosio Fusinieri in Vicenza:

Annali delle scienze del regno Lombardo-Veneto. Tom. I. II. 1845. Confutazione del Dott. Ambrogio Fusinieri di pretese esperienze recenti per sostenere la ipotesi di Wells sulla causa della rugiada. Vicenza 1845. 4.

Von der königl. Societät der Wissenschaften in Göttingen:

Göttingische gelehrte Anzeigen. Erster und zweyter Bd. auf das Jahr 1844. Göttingen 1844. 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwissenschaften in Kaiserslautern:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. X. Heft V. Mai. Landau 1845. 8.

Von dem Herrn Staatsrath Ritter Kupfer in St. Petersburg:

Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingénieurs des mines de Russie ou recueil d'observations magnétiques et météorologiques. Par Kupfer. Année 1841. No. I. II. St. Pétersbourg 1843. gr. 4. 3

Travaux de la commission pour fixer les mesures et les poids de l'Empire de Russie. Redigé par Kupfer. Tome premier et second. St. Pétersbourg 1841. gr. 4.

Meteorologische Beobachtungen aus dem Lehrbezirke der kaiserlich russischen Universität Kasan. Von Prof. Dr. Ernst Knorr. Heft. I. 1835 — 1836. Kasan 1841. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus hébdomadaires des séances. Tome XX. No. 16 — 20. Avril — Mai 1845. Paris 1845. 4.

Von den Herren van der Hoeven und de Vriese, Prof. in Leiden:

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en physiologie. Twaalfde Deel. 1. Stuk. Leiden 1845.

Von der Royal Society of London:

Philosophical Transactions. For the year 1844. Part II. London 1844. 4.

Proceedings. No. 59. 1843 — 44. London 1844. 8.

Von der Royal Society of Edinburgh:

Transactions. Vol. XV. Edinburgh 1844. 4.

Proceedings. No. 23. 24. 1844. Edinburgh 1844. 8.

Durch den Präsidenten des brittischen Gouvernements:

Observations made at the magnetical and meteorological observatory at Toronto in Canada. Printed by order of her Majesty's governement, under the superintendence of Lieut.-Colonel Edward Sabine. Vol. I. 1840, 1841, 1842. London 1845. gr. 4.

Von der böhmischen Gesellschaft der Wissenschaften in Prag:

Abhandlungen. Fünfter Folge dritter Band. Von den Jahren 1843 — 1844. Prag 1845. gr. 4.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 39.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. August.
Nro. 169. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

In der Sitzung am 21. Juni hielt Hr. Prof. Dr. Höfler folgenden Vortrag über einige von ihm benutzte historische Handschriften.

(Schluß.)

Es ist dieß eine: Christlich und katholische Information. Wie sich im Brauch des hochw. Sakramentes des Altars unter beyderley Gestalt bede Priester und Laien halten sollten. kl. 8. 1564. Bekanntlich berührt dieses Buch den Angelpunkt des Streites zwischen H. Albrecht V. und seinen Ständen, den erst das Concil von Trient definitiv entschied, und dessen historische Wichtigkeit mit Zuziehung früher unbekannter Aktenstücke bereits im Jahre 1841 von mir in einem längeren Aufsatze (Herzog Albrecht V. im Kampfe gegen die Glaubensspaltung in Bayern. Besnard's Repertorium für katholisches Leben, Wirken und Wissen. Nr. 38. ꝛc.) besprochen wurde.

Der Gewogenheit desselben trefflichen Forschers verdanke ich auch den Besitz einer für die Reformationsgeschichte in Bayern werthvollen Handschrift: Annales majores. Chronica majora τοῦ ἀδέλφου Κιλιανοῦ Λεῖβ τοῦ προτέρου τοῦ οἴκου τῶν κανονικῶν ἐν Ῥεβδόρφ (sic.) Annales fratris Kiliani Leib prioris fratrum Regularium in Rebdorff. Das Geschichtsbuch reicht vom J. 1502 — 1549 und zeichnet sich ebenso durch gesundes Urtheil als durch interessante Angaben aus, insbesondere nachdem es einmal die Zeit der Glaubensspaltung erreicht und die Schilderung von dem Fortgange und der Ausbreitung derselben sich zur Aufgabe stellte. Bis zum J. 1523 incl. ist es in Aretins Beyträgen bekannt gemacht worden; die letzten 26 Jahre aber entbehrten bisher der Veröffentlichung. Erst im vorigen Jahre hat der ungenannte Verfasser einer biographischen Skizze über die Charitas Pirkheimer in den historisch politischen Blättern aufmerksam gemacht, wie wünschenswerth es wäre, auch das Uebrige der die Zustände jener Zeit so lebhaft schildernden Chronik herauszugeben. Ich bin ermächtigt dieses zu thun und bemerke, daß der noch übrige Theil an Ausdehnung wie an Inhalt den bekannt gemachten bey Weitem übertrifft.

Nicht ohne Interesse für die religiösen Zustände vor der Glaubensspaltung ist ferner ein handschriftlicher libellus supplex quem P. Petrus Georgius Schwarz theol. lector, ord. Praed., cum esset Eystadii Prior, Wilhelmo Episcopo Eystettensi obtulit. Synodum postea hic Episcopus dioecesanam et generalem visitationem instituit atque hoc modo a pestibus hisce suam purgavit ecclesiam. Die Handschrift enthält eine treue und beredte Schilderung des Handels, welchen einzelne Individuen mit Vorzeigung von Reliquien und Verkündung eines zweifelhaften Ablasses in der Eichstätter Diöcese trieben. Tetzels eifriger Ordensbruder zeigt die dringende Nothwendigkeit, diesem Unfuge mit allem Nachdrucke zu steuern, und auf die

strenge Beobachtung der kirchlichen Canonen gegen solche Mißbräuche zu bringen. Der libellus supplex ist somit ein schlagendes Zeugniß von dem gerechten Unwillen, welchen der Mißbrauch von der Lehre vom Ablaß im Schooße der Kirche selbst und zwar in dem Momente hervorrief, wo sich Ununterrichtete gewöhnlich eine Billigung jedes derartigen Excesses vorstellen. Auch dieses Manuscript ist durch die Güte des hohw. Hrn. Popp in meine Hände übergegangen.

Mit diesen flüchtigen Bemerkungen wage ich es noch einige andere zu verbinden. Der dringende Wunsch des gründlichen und umsichtigen Herausgebers der Regesta Imperii, welchen derselbe in diesem, leider durch Geschäftsdrang noch nicht in den gelehrten Anzeigen besprochenen herrlichen Werke ausdrückte, den Bericht des Bischofs Bruno von Olmütz an Papst Gregor X. über die Zustände Deutschlands bey der Thronbesteigung Rudolfs von Habsburg, endlich einmal ganz veröffentlicht zu sehen, veranlaßte mich, einige literarische Verbindungen zu benützen, um dem Wunsche meines Freundes nachzukommen. Der glückliche Umstand, daß Hr. Dr. Floß aus Bonn, welcher recht gründliche Forschungen im Gebiete der Kirchengeschichte angestellt hat, im verflossenen Winter mit Unterstützung der kgl. preußischen Regierung eine wissenschaftliche Reise nach Rom machte, setzte mich in den Stand, mein Vorhaben auszuführen. Ich konnte von meinen eigenen Studien her, mit großer Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß der Bericht sich in den Raynaldi für seine annales ecclesiastici zur Verfügung gestellten Urkunden zum J. 1273 finden müsse, bezeichnete deshalb meinem erwähnten Freunde den Codex wie die Bibliothek, wo diese niedergelegt sind, und wies ihn an die freundliche Güte des hochw. Hrn. Augustin Theiner von der Congregation des hl. Philippus Neri, durch welchen ich auch in den Stand gesetzt wurde, die interessante Relation der historischen Classe zum Behufe der Aufnahme in die Denkschriften vorzulegen. Indem ich bey diesem Anlasse Hrn. Dr. Floß und Hrn. Dr. Theiner meinen Dank für ihre Bemühungen auszudrücken mich verpflichtet fühle, erwähne ich, daß dem Berichte ein ungedruckter Brief des Bischofs Bruno vorangeht. Dann folgen die einzelnen Theile genau in derselben Ordnung auf einander, wie sie Raynaldi, jedoch den Bericht mit andern Nachrichten unterwebend mittheilte, bis dieser auf einmal (annales eccles. 1273 n. 17.) mitten im Satze abbricht. Die lange Ausführung deutscher Zustände, die nun kömmt, ist durchwegs neu und bildet die Ergänzung zu den beyden Fragmenten, welche die bezeichnete Nummer der Annales aus dem natürlichen Zusammenhange herausgerissen neben einander stellte. Der Schluß des Berichtes ist genau derselbe, welchen Raynaldi von n. 17. an mittheilte. Die verehrl. Mitglieder der Classe werden sich bey Durchlesung des Berichtes überzeugen, daß derselbe jenes Lob eines insigne documentum verdient, welches Raynaldi ihm spendet, und der nun erfüllte Wunsch unseres Böhmers ihn nach 200 Jahren endlich einmal gedruckt zu sehen, ein nur zu gerechter gewesen ist. Zugleich aber muß ich schmerzlich bedauern, bei meinen in diesem Semester noch vermehrten Berufsgeschäften, deren Andrang mir schon bei meinem Friedrich II. nur gestattet, in Zwischenräumen von 14 Tagen, 6 Wochen und mehreren Monaten mich der Forschung und historischen Composition hinzugeben, nicht in den Stand gesetzt zu seyn, selbst und sey es auch nur durch einen größeren Commentar jenen Gebrauch von dem werthvollen Documente zu machen, den dasselbe verdient. Ich kann jedoch mich dessen um so leichter entheben, als Hr. Dr. Kopp in seinem neuesten überaus gründlichen Werke*), welches durch dessen Güte kaum der Presse entkommen, jetzt vor mir liegt, zwar nur den theilweisen Abdruck Raynaldi's benutzte, aber was zur Erläuterung der Zeit, zur Darstellung des Verhältnisses König Rudolfs

*) Der Geschichten von der Wiederherstellung und dem Verfalle des römischen Reiches erstes und zweites Buch. König Rudolf und seine Zeit. Erste Abtheilung. Die allgemeinen Zustände des römischen Reiches. Von J. E. Kopp. Auch unter dem Titel: Geschichte der eidgenössischen Bünde. Mit Urkunden ꝛc. Leipzig. Weidmann'sche Buchhandlung 1845. 926 S. 8.

zu Papst Gregor X. und dessen ausgezeichnetes Verdienst, Deutschland diesen König verschafft zu haben, dienen konnte, so umsichtig und klar auseinandersetzt, daß ich den Mangel an Muße in dieser Beziehung nicht im Mindesten zu bereuen habe. Ich füge nur noch hinzu, da der die Relation begleitende, gleichfalls bisher unbekannte Brief XVII. cal. Jan. zum Datum hat und sich wegen unverschuldeter Zögerung entschuldigt, dürfte dem bischöflichen Berichte nicht sowohl d. J. 1274, welches Palacky demselben anwies, als Ende 1273 als das richtige Datum zugewiesen werden.

Die nähere Einsicht der bey ihrem Erscheinen (1780) so großes Aufsehen machenden memoria catolica des P. Borgo, welcher Le Bret in seinem Magazine einen längern Artikel widmete, und die ich zum ersten Male während meines Aufenthaltes in Eichstätt näher anzusehen Gelegenheit und Muße fand, ward Ursache, bey meiner Zurückkunft ein meines Wissens bisher unbenütztes italienisches Manuscript der k. Hof- und Staatsbibliothek dahier zu durchgehen, auf welches, als zur Erlangung eines richtigen und unparteyischen Standpunktes über eine der wichtigsten politischen Fragen des vorigen Jahrhunderts überaus dienlich, ich die Aufmerksamkeit der verehrl. Klasse noch hinzulenken mir die Freyheit nehme. Es ist dieses eine 47 Seiten starke Lettera del Vescovo N. in Francia al Card. N. in Roma. Tradotta dal Francese. Auf der letzten Seite mit dem Datum a' di 24. Marzo 1775. Amsterdam. 1776. Con licenza de Superiori(?!). — Offenbar weist das Letztere darauf hin, daß diese Relation in Briefform für den Druck bestimmt war; allein ob sie wirklich gedruckt worden sey, vermag ich bis jetzt weder entschieden zu behaupten, noch zu läugnen, glaube aber mich eher zu der Annahme hinneigen zu dürfen, daß es nicht geschehen sey.

Ungeachtet über die Aufhebung des Jesuitenordens kein Mangel an Schriften statt findet und diese wichtige Angelegenheit früh und spät genug Federn beschäftigte, so möchten doch, so lange Cordaras handschriftlicher Bericht verurtheilt ist, sich vom Archivstaube zu nähren, wenige in Bezug auf unumwundene Darstellung der Lage der Kirche mit diesem Ms. verglichen werden können und ich erlaube mir, alle diejenigen, welche der Name Ganganelli und das, was mit demselben in Verbindung steht, interessirt, auf diesen Brief aufmerksam zu machen, der die Folgen seiner bedeutendsten Maßregel auf das Anschaulichste darstellt. In wenigen Punkten der Geschichte stehen sich die Ansichten so schroff entgegen als in diesem, und leider ist es dahin gekommen, daß man vielfach meint, wenn man die Literatur der einen Seite kenne, sey es nicht mehr nothwendig, auch die der andern zu berücksichtigen. Da ist es denn ein wirklicher Gewinn der Geschichte, daß Fragen, welche man als verschollen anzusehen sich gewöhnte und von denen man dafür hielt, sie seyen für immer abgethan, von Zeit zu Zeit in etwas veränderter Gestalt wieder auftauchen und dadurch Umsichtige zwingen, sich den Grund früherer und ähnlicher Bewegungen zu vergegenwärtigen, die abgethanen Erörterungen nochmal aufzufrischen und den natürlichen Zusammenhang solcher Fragen mit der Gegenwart zu untersuchen. Die furchtbare Katastrophe, welche Rom unter Pius VI. und Pius VII. betroffen hat, erscheint aber der erwähnten Relation zufolge in einem ähnlichen Lichte, wie etwa der Ausbruch der Glaubensspaltung und der sacco di Roma im Jahre 1527 mit der Nichtbeobachtung der Rathschläge in Verbindung stehen, welche die der verehrl. Classe durch einen anderen Vortrag bekannte Relation des Card. Aegidius von Viterbo i. J. 1522 als dringende und unabweisbare Nothwendigkeit darlegte. Fürchtete ich nicht mit Recht,

die Geduld der Anwesenden zu ermüden, so würde ich in einem kurzen Auszuge den allgemeinen Verfall aller Bildungsanstalten, Missionen u. zu schildern suchen, welcher durch die Aufhebung der Gesellschaft Jesu hervorgerufen, von der Partey der Neuerer in Rom selbst begünstigt, im J. 1775 bereits im vollsten Zuge begriffen war und durch die Relation auf das Unumwundenste enthüllt wird. Es wird nicht viele Personen geben, welche sich einen klaren Begriff von der Wichtigkeit und dem Umfange der Veränderungen zu machen vermögen, welche die ohne alles gerichtliche Verfahren erfolgte Sentenz Ganganelli's oder vielmehr der ihn zum Aeußersten treibenden Höfe in Bezug auf Unterricht, Erziehung und Sitte in Rom selbst hervorgebracht haben. Noch ist jedoch die Zeit nicht gekommen, wo man über diese Dinge frey und offen von dem rein historischen Standpunkt aus sprechen kann, ohne sich der wenn auch noch so ungegründeten Vermuthung auszusetzen, man nähre dadurch politische Zwecke, verfolge ein anderes Ziel als das, welches man sich zum Aushängeschild genommen habe. Wer jedoch sich durch ähnliche Nebengedanken nicht von besonnener Forschung abhalten lassen will, wird in der bezeichneten Relation nicht nur jene Resultate der Kritik bestärkt finden, welche die Wenigen bekannten lettres à Mr. Carraccioli gegen diesen elenden Biographen Ganganelli's und dessen Helden selbst übten, sondern auch solche Aufschlüsse daraus ziehen können, daß der paradoxe Satz, die durch die Jacobiner und Napoleon herbeygeführte Katastrophe unter den beyden nächsten Nachfolgern Clemens XIV. sey zugleich Züchtigung, wie einzige Bedingung einer neuen Wiedererhebung gewesen, als wohl begründetes Resultat historischer Forschung erscheint.

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe im Monate Juni 1845 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Vereine für hessische Geschichte und Landeskunde in Kassel:

Zeitschrift Bd. IV. Heft 1. u. 2. Kassel 1845. 8.

Von der Sinsheimer Gesellschaft zur Erforschung der vaterländischen Denkmale der Vorzeit in Sinsheim:

Zehnter Jahresbericht von Karl Wilhelmi. Sinsheim 1844. 8.

Von dem Herrn Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue du droit français et étranger. T. II. livr. 4. 5. Avril, Mai. Paris 1845. 8.

Von der Société de l'histoire de France à Paris:

Bulletin. No. 1. Janvier — Février 1845. Paris 1845. 8.

Von der Schleswig-Holstein-Lauenburgischen Gesellschaft für vaterländische Geschichte in Kiel:

Nordalbingische Studien. Neues Archiv. Ersten Bandes zweytes Heft. Kiel 1844. 8.

Von der Société française pour la conservation et la description des monuments nationaux à Caen:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. Dirigé par M. de Caumont. Volume 11. No. 3. Caen et Paris 1845.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. August.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Geschichte der Chemie. Von Dr. Herrmann Kopp, außerordentlichen Professor der Physik und Chemie an der Universität Gießen. Zweyter Theil. Mit dem Bildnisse Berzelius'. Braunschweig, Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn. In gr. 8. 426 Seiten. 1844.

Nach dem Plane des Verf. erscheint diese Geschichte der Chemie in 4 Bänden; über den ersten im Jahre 1843 erschienenen haben wir bereits in Nro. 241. dieser Blätter Bericht erstattet. Der zweyte vorliegende Band, welchem der dritte und vierte nächstens folgen werden, umfaßt vorzüglich die Geschichte der Hülfswissenschaften und der theoretischen Lehren dieser Wissenschaft.

Nachdem der Verf. über Begriff und Studium der Chemie einige Erläuterungen mitgetheilt hat, geht er zur Geschichte einzelner Zweige und namentlich der analytischen Chemie über. Die analytische Chemie entwickelte sich aus einer Menge isolirter, oft zufällig gefundener, in ihrer eigentlichen Bedeutung früher stets verkannter Erfahrungen; erst spät nimmt sie im Ganzen eine wissenschaftliche Form an, wenn auch einzelne Theile derselben, wie z. B. die metallurgische Probirkunst, schon verhältnißmäßig früh einen höheren Grad der Ausbildung erlangten. Der Verf. betrachtet hier zuerst die analytischen Operationen auf trockenem Wege und dann die auf nassem Wege. Was die analytischen Operationen auf trockenem Wege betrifft, so bilden die metallurgischen Scheidungsmethoden dazu den Anfang. Sie bezwecken die Darstellung der edlen Metalle und namentlich des Goldes und Silbers, eine Operation, welche mit dem Namen Cupellation bezeichnet wurde. Diese Operation wird zuerst erwähnt von Agarthides und Knidos zwey Jahrhunderte vor Christus. Die Probirkunst mit dem Löthrohr wurde erst im 18. Jahrhundert in die Chemie eingeführt und zwar in Schweden von Rinmann und Schwab.

Die analytischen Operationen auf nassem Wege hatten vorzüglich zum Zweck, die Anwesenheit einiger Körper in Flüssigkeiten zu erkennen und zwar mit Hülfe von Reagentien, eine Untersuchungsmethode, welche zuerst bey Analysen der Mineralwasser und bey Auflösungen fester Körper überhaupt in Anwendung gebracht wurde. Paracelsus war der erste, welcher sich der Galläpfeltinktur bediente, um in den Mineralwässern das Eisen zu entdecken. Die Kenntniß der Reagentien und ihrer richtigen Anwendung wurde befördert durch die Arbeiten eines Libavius, van Helmont, Glauber, Tachenius, Boyle, Fr. Hoffmann, Marggraf, Bergmann ꝛc.

Diesen vorläufigen Untersuchungen folgte die quantitative Analyse, da man erst später die Gewichtsverhältnisse der aufgefundenen Bestandtheile berücksichtigte. Die quantitative Analyse machte allmählig Fortschritte durch Cavendish, Bergmann, Wenzel, Kirwan, Lavoisier und erreichte endlich einen hohen Grad von Vollkommenheit durch Klaproth, Vauquelin, Proust, Rose ꝛc.

Der Verf. entwickelt hierauf die Geschichte der mineralogischen, pharmaceutischen und angewandten Chemie. Bey der Geschichte der mineralogischen Chemie bezeichnet er die verschiedenen Eintheilungen der

Mineralien nach Avicenna, Agricola und Becher, dann die Entwicklung der krystallographischen Mineralogie nach dem System von Linné, die Zurückführung der Krystallformen auf Grundgestalten nach Bergmann, Romé de l'Isle und Hauy. Diesem letzteren gebührt vorzüglich das Verdienst, die Entstehung der verschiedenen Formen eines Körpers und ihre Zurückführung auf Eine Grundgestalt zu einem der wichtigsten Principien in der Mineralogie erhoben zu haben. Kein anderer vor Hauy hat diese Idee mit so viel Eigenthümlichkeit aufgefaßt und mit so viel Ausdauer durchgeführt. Der Verf. berührt hier auch Cronstedt's System der Mineralien. Die Kenntnisse der chemischen Zusammensetzung der Mineralien waren indessen damals noch zu unvollkommen, als daß ein solches System mit Schärfe sich hätte durchführen lassen.

Es folgen nun die Systeme der Mineralien nach Bergmann, Hauy und Werner. Berzelius war der erste, welcher 1814 ein rein chemisches System der Mineralien aufstellte. Nach diesem System waren die Mineralien nur nach ihren elektropositiven Bestandtheilen geordnet. Indem Berzelius diese Bestandtheile in der Ordnung aufzählte, wie sie in der elektrochemischen Reihe stehen, schien eine vollkommen folgerechte und nirgends zweifelhafte Classification durchgeführt zu seyn. Viele Mineralogen wünschten aber den äußeren Kennzeichen mehr Beachtung geschenkt zu sehen, als dieß hier möglich war, wo nur die Zusammensetzung und weiter nichts ins Auge gefaßt wurde. Hausmann erklärte dieses System für unzulässig; jedenfalls aber blieb die von Berzelius aufgestellte Ansicht in so fern nicht ohne Einfluß, da die Vertreter des Werner'schen Systems danach einzelne Theile ihrer Classificationen modificirten, ohne jedoch die ganz chemische Grundlage von Berzelius als naturgemäß anzuerkennen. Nach der Entdeckung des Isomorphismus änderte Berzelius sein chemisches Mineralsystem dahin ab, daß er nunmehr die Mineralien nach ihren elektronegativen Elementen ordnete, weil sich für dieses seltener eine Substitution durch isomorphe Substanzen zeigte. Dieß System hatte vor dem früheren noch außerdem den Vorzug, daß sich nach ihm die Mineralien mehr in Gruppen zertheilten, bey denen auch die äußeren Kennzeichen Aehnlichkeit zeigen; dessenungeachtet trugen viele Mineralogen Bedenken, es anzunehmen, da es ihnen unmöglich schien, sich bey einer selbstständig mineralogischen Betrachtung der Fossilien von der Beachtung der äußeren Eigenschaften im Princip ganz loszusagen. Auf die genaue Kenntniß der äußeren Eigenschaften der Mineralien gründete Mohs sein rein naturhistorisches System. Boubant, L. Gmelin und Naumann versuchten es, gemischte Systeme aufzustellen.

Bey der Entwicklung der pharmaceutischen Chemie berücksichtigt der Verf. den Zustand der Pharmacie bey den Alten, dann während des Zeitalters der Alchemie, der medicinischen Chemie und der phlogistischen Theorie. Den Fortschritten der reinen Chemie verdankt die Pharmacie die wesentlichste Grundlage ihres heutigen Wissens und umgekehrt findet die Chemie bey den Vertretern der Pharmacie vorzugsweise Beachtung und Pflege. Erst in dem Zeitalter der phlogistischen Theorie wurde eine Verschmelzung der pharmaceutischen Chemie mit der wissenschaftlichen Chemie herbeygeführt. Die ersten Chemiker dieses Zeitalters, Klaproth und Vauquelin, gingen aus der Schule der Pharmacie hervor. Pharmaceutisch chemische Lehrbücher erschienen um diese Zeit von Göttling, Hermbstädt, Trommsdorf, Westrumb und Buchholz. Die Pharmacie hat sich mit der Chemie so eng verschmolzen, daß der Standpunkt der ersteren in einem Lande nicht mit Unrecht als der Maaßstab der Verbreitung rein chemischer Kenntnisse betrachtet wird, daß jeder Fortschritt der Pharmacie zugleich als ein Fortschritt der rein wissenschaftlichen Chemie gilt, daß jeder Versuch zur Hebung der Pharmacie zugleich die Beförderung der chemischen Wissenschaft in sich schließt.

In der Geschichte der angewandten Chemie gibt der Verf. einen kurzen Ueberblick von der Ausbildung der Metallurgie, Färbekunst, Töpferkunst, Glasbereitung, der fabrikmäßigen Gewinnung chemischer Präparate, von der Kenntniß der auf Gährung beruhenden Processe, von der Agriculturchemie ꝛc. und geht hiebey zurück zur Entwicklung der angewandten Chemie während des Zeitalters der Alchemie, der phlogistischen Theorie und des Zeitalters der quantitativen Untersuchungen. Was die Metallurgie be-

angenommen. Die ersten Versuche die Elemente zu bestimmen, sind von Geber, Albertus Magnus, Raymundus Lullius, Basilius Valentinus, Paracelsus und van Helmont. Den oben angeführten Elementen wurden durch Geber und Andern noch Schwefel, Quecksilber und Salz hinzugefügt. Eine neuere Begründung der Elemente entstand durch Boyle, Kunkel, Becher, Lemery, Stahl und Boerhave. Die Versuche von Boyle zeigten, daß alle Körper, welche durch die Chemie nicht weiter zu zerlegen seyen, als Elemente betrachtet werden müssen, eine Ansicht, welche im Prinzip bis auf den heutigen Tag anerkannt wird. Nach Lavoisier's Ansicht müssen Körper als einfache oder chemische Elemente angesehen werden, deren weitere Zerlegung unwahrscheinlich ist. Dahin gehören: Lichtstoff, Wärmestoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, dann Schwefel, Kohle, Phosphor, die Alkalien, Erden und Metalle.

Die von Winterl aufgestellten Ansichten über die Elemente sind von der Art, daß wir sie leicht mit Stillschweigen übergehen können.

Die Lehre von der Verwandtschaft gewann Selbstständigkeit erst von der Zeit an, als die Chemie wissenschaftlich behandelt zu werden anfing, wurde dann aber auch bald als eine der wichtigsten betrachtet und von Boerhave mit dem Ausdruck Affinität bezeichnet.

Da die ganze Chemie auf Verwandtschaftserscheinungen beruht, so mußten natürlich gleich mit den ersten chemischen Operationen Vorgänge bekannt werden, welchen die verschiedene Größe der Verwandtschaft verschiedener Stoffe zu einem dritten zu Grunde lag und man fand bald, daß ein Körper nicht gleiche Neigung habe, sich mit jedem andern beliebigen zu verbinden. Ueber die Ursache der Verwandtschaftserscheinungen wurden verschiedene Theorien aufgestellt, namentlich von Boyle, Becher, Lemery, Stahl, Newton, Boerhave und Buffon. Diesen folgten die Theorien von Kirwan und Bergmann, Berthollet's Lehre und die dynamischen Ansichten.

Die Entdeckung der bestimmten Verbindungsverhältnisse und der multiplen Proportionen führten indeß wieder zur Annahme der Corpuscular-theorie, nach welcher alle Verbindungen durch Juxtaposition der kleinsten Theilchen der Bestandtheile entstehen, indem die Erklärung der meisten Erscheinungen sich nach dieser Theorie sehr genügend und fast ausschließlich ergiebt. Die Wichtigkeit dieser Gesetze veranlaßte seit 1808 fast alle Chemiker ihnen ihre Untersuchungen zuzuwenden, um ihre Richtigkeit zu erweisen. Von diesem Zeitpunkte an hat man sich weniger mit der Erforschung der Ursache der Affinität, als mit der Bestimmung ihrer Wirkungen beschäftigt, namentlich mit der Aufsuchung der Gesetze, nach welchen sich die Gewichtsmengen der Bestandtheile mit einander vereinigen.

Der Verf. beschließt diesen 2. Band seines Werkes mit den elektrochemischen Verwandtschaftstheorien, den stöchiometrischen Gesetzen nebst der Geschichte der chemischen Namenklatur und Zeichenlehre, welche Gegenstände sämmtlich mit großer Umsicht und Genauigkeit abgehandelt werden.

A. Vogel sen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

M. Rosseuw Saint-Hilaire, Histoire d'Espagne depuis les premiers temps historiques jusqu'à la mort de Ferdinand VII. Vol. 1. 2. Paris 1844.

Camill. Porzio, L'istoria d'Italia nell' anno 1547 e la descrizione del regno di Napoli. Per la prima volta pubblicate colle memorie intorno la vita del Porzio scritte da Aug. Gervasi. Napoli 1839.

Vinc. de Conti, Notizie storiche della città di Casale del Monferrato. Vol. 1—11. Casale 1838 — 1842.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny

(Fortsetzung.)

F. Neve, Introduction à l'histoire générale des littératures orientales. Louvain 1844.

Ritter, Geographisch-statistisches Lexicon. 3. Aufl. Lief. 1. Leipzig 1845.

Wouter Schouten, Oost-Indische voyagie. Amsterd. 1676.

J. N. de Boudyck-Bastiaanse, Voyages faites dans les Moluques, à la nouvelle Guinée et a Célèbes. Paris 1845.

J. Rifaud de Marseille, Voyage en Egypte, en Nubie et lieux circonvoisins, depuis 1805 jusqu'en 1828. Livr. 1 — 36. Paris 1841.

Die heutigen Syrier oder gesellige und politische Zustände der Eingebornen in Damaskus, Aleppo und im Drusengebirg. Stuttg. 1845.

Istrien und Dalmatien. Briefe und Erinnerungen von Heinr. Stieglitz. Stuttg. 1845.

Aus Mehemed Ali's Reich. Th. 3. Nubien und Sudan. Stuttg. 1845.

J. C. Fulchiron, Voyage dans l'Italie méridionale. Vol. 1 — 4. Paris 1844.

Lindner, Wanderungen durch die interessantesten Gegenden des sächsischen Obererzgebirges. Liefer. 1. Annaberg 1844.

Leop. von Orlich, Reise in Ostindien in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter. Leipzig 1845.

W. H. Sleeman, Rambles and Recollections of an Indian Official. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

Baron Clement Aug. de Bode, Travels in Luristan and Arabistan being a tour through the South Western Persia in the years 1840 and 1841. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

Rogeri de Wendover chronica, sive Flores historiarum, nunc primum edidit Henr. O. Coxe. T. 1 — 4. Lond. 1841 — 42.

Aug. Wahlen, Histoire, costumes, décorations de tous les ordres de chevalerie et marques d'honneur. Livr. 1 — 16. Bruxelles 1844.

L. J. F. Janssen, Beschreibung eines römischen Ziegels mit zweyfachem lateinischen Alphabet, ausgegraben in der Nähe von Nymegen. Leyden 1842.

Die elginischen Marmorbilder. Aus dem Engl. übers. und mit Anmerkungen. Mit einem Atlas von 62 Blättern. Darmstadt 1820.

Select Papyri in the hieratic character from the collections of the British Museum. Part. III. Plates 99 — 169. Lond. 1844.

C. Jacq. Gråberg de Hemsö, Nouvelles recherches sur l'inscription en lettres sacrées du monument de Rosette. Florence 1830.

L. Ross, Inscriptiones graecae ineditae. Fasc. 1—3. Berol. 1845.

E. Gerhard, Text zu E. Gerhards antiken Bildwerken. Lief. 1 — 3. Stuttg. 1844.

M. Letronne, Explication d'une inscription grecque trouvée dans l'interieur d'une statue antique de bronze. Paris 1843.

Cel. Cavedoni, Indicazione dei principali monumenti antichi del reale Museo Estense del Cartajo. Modena 1842.

F. C. Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts und des 19. bis zum Sturz des französischen Kaiserreichs. Bd. 5. Bis April 1797. Heidelb. 1844.

Tull. Dandolo, Roma e l'impero sino a Marco Aurelio. Milano 1843.

Fr. D. Gerlach, C. Lucilius und die römische Satura. Ein Beytrag zur römischen Literaturgeschichte. Basel 1844.

J. A. Vaillant, La Romaine ou histoire etc. de la langue d'or, Ardialiens, Vallaques et Moldaves, résumés sous le nom de Romans. Vol. 1 — 3. Paris 1845.

H. L. B. Wolff, Die Donau, ihre Anwohner, Ufer, Städte ꝛc. Lief. 3 — 23. Schluß. Leipzig 1844.

Juan de Mariana, Historia general de España, ilustrada en esta nueva impresion de tablas cronologicas, notas y observaciones criticas. Vol. 1 — 9. Valencia 1783 — 1796.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. Herausgegeben von Mitgliedern 27. August.

Nro. 171. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Geschichte der Chemie. Von Dr. Herrmann Kopp.

(Schluß.)

Die Ansichten der Alchemisten über den Stein der Weisen, obgleich sehr verschieden, bestehen doch im Allgemeinen darin, ihn als eine Substanz zu betrachten, welche mit schmelzenden unedlen Metallen in Berührung gebracht, diese augenblicklich in Gold verwandelt. Man nannte den Stein der Weisen auch wohl das große Elixir, das große Magisterium, rothe Tinktur, Carbunculus ꝛc.

Obgleich ursprünglich sich vorzüglich nur Geistliche als Verehrer und Beförderer der Alchemie hervorthaten, so wurde in späteren Zeiten die Neigung zu derselben doch allgemeiner; in allen Ständen wurden der Alchemie Huldigungen gebracht. Alphons X., König von Castilien, befand sich unter der Zahl der Alchemisten. Im 14. Jahrhundert hatte das alchemistische Streben in allen Classen um sich gegriffen und die damit stets verbundenen Betrügereien wurden so zahlreich, daß die geistliche und weltliche Macht zur Unterdrückung derselben Edikte erließ, die indeß nur wenig Erfolg hatten, da andererseits die Alchemie bei den Herrschern Schutz und Aufmunterung fand.

Im 15. Jahrhundert stieg die Zahl der Alchemisten immer noch; zu den Geistlichen gesellten sich Aerzte und Liebhaber der Wissenschaft. Die regierenden Häupter begünstigten die hermetische Kunst, mehrere Fürsten laborirten selbst und Markgraf Johann von Brandenburg, welcher 1440 die Regierung der Burggrafschaft Nürnberg antrat, führt in der Geschichte seines Hauses den Beynamen des Alchemisten.

Bis zu Anfang des 17. Jahrhunderts arbeiteten die Alchemisten meist einsam, voll Mißtrauens, sich jeder öffentlichen und mündlichen Mittheilung enthaltend: alsdann bildeten sich aber Gesellschaften mit dem Zwecke, gemeinschaftlich an dem Stein der Weisen zu arbeiten. Es entstand die Gesellschaft der Rosenkreuzer, Fraternitas roseae crucis, deren Treiben, obgleich sie ihre Entstehung der Satyre eines würtembergischen Geistlichen Andreä verdankt, sich bis über die Mitte des 18. Jahrhunderts erstreckt. Als eine Fraktion des Rosenkreuzerbundes entstand die alchemistische Gesellschaft in Nürnberg, an welcher viele Geistliche und Aerzte Theil nahmen. Der berühmteste Theilnehmer dieser Gesellschaft war der Philosoph Leibnitz, welcher seine Stellung als Sekretär des Vereins indeß bald wieder aufgab. Die hermetische Gesellschaft, so wie die der Buccinatoren hatte ebenfalls alchemistische Tendenzen.

Das erste und allgemeinste Verbot der Alchemie, dessen Wirkung sich auf die ganze Christenheit erstrecken sollte, gieng von dem päpstlichen Stuhle aus. In der Bulle: „Spondent quas exhibent etc.“ verdammt 1317 Papst Johann XXII. alle und jede alchemistische Bestrebung. Die Wirkung dieser Bulle war aber nur von kurzer Dauer, wozu wohl vorzüglich beytrug, daß Papst Johann selbst später in den Ruf eines Alchemisten kam. Auch

die von Karl V. in Frankreich und Heinrich IV. in England erlassenen Gesetze gegen jede Beschäftigung mit Alchemie fruchteten nichts, weil dieselbe nicht nur an den Rechtsgelehrten, sondern auch an hohen Potentaten eine Stütze fand.

Wir übergehen hier die verschiedenen Vorschriften zur Aufsuchung und Darstellung des Steines der Weisen und der Materia prima aus den Metallen, dem Vitriol, dem Salz, der Luft, der Erde, den vegetabilischen und thierischen Stoffen, so wie die Idee der Palingenesie oder Wiedererweckung der Pflanzen aus ihrer Asche nebst anderen absurden mystischen Bestrebungen und folgen dem Verf. in seiner Entwickelung des allmähligen Verfalles der Alchemie.

Thomas Erastus war einer der ersten, welcher die Alchemie ernstlich zu bekämpfen suchte. Vorzüglich griff er die alchemistischen Meinungen über den Gehalt der Metalle an Schwefel und Quecksilber als Grundstoffe nachdrücklich an und suchte zu zeigen, daß die Möglichkeit der Metallverwandlung theoretisch nicht erwiesen werden kann. Daß sie auch nicht historisch erwiesen, glaubte er mit der Enthüllung vieler Betrügereien, welche von den Alchemisten verübt worden waren, hinreichend zu beweisen; auch theilte er die Kunstgriffe mit, deren sich die Hermetiker jener Zeit gewöhnlich bedienten, um Gold unedlen Metallen unterzuschieben. Stahl, der Begründer der phlogistischen Theorie, obgleich er sich in seiner Jugend eifrig mit Alchemie beschäftigt hatte, verläugnete dieselbe im höheren Alter und erklärte sich gegen die thörichten Hoffnungen und Einbildungen der Goldmacherey. Am kräftigsten aber und auf eine entschiedene Weise wurde die Alchemie durch Lavoisier und seine antiphlogistische Theorie bekämpft. Die Hermetiker wurden nun seltener und wer sich noch mit Alchemie beschäftigte, that es vor dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts an nicht mehr öffentlich. Die letzte Anstrengung, welche gemacht wurde, um für die Alchemie noch einige Theilnahme zu erwecken, war die Errichtung der hermetischen Gesellschaft 1796. Die Liebhaber der Alchemie wurden von der durch Dr. Kortüm in Bochum (Verfasser der Jobsiade) und Dr. Bähr ens in Dortmund errichteten hermetischen Gesellschaft im Reichsanzeiger eingeladen, derselben mitzutheilen, nach welchen Verfahrungsweisen sie bisher gearbeitet hätten und zu welchen Resultaten sie gelangt seyen, worauf ihnen dann die geeigneten Belehrungen zu Theil werden sollten. An Einläufen aus allen Ständen fehlte es nicht, indem die Einsender die sichere Hoffnung hegten, von der Gesellschaft die gewünschte Unterweisung zu erhalten. Ihre Hoffnung war jedoch vergebens. Obgleich die Anhänger der hermetischen Gesellschaft nur unter die Materialisten zu klassificiren sind, so hat das 19. Jahrhundert doch noch Proben mystischer Chemie aufzuweisen. Hierher gehört ganz besonders Eckartshausen's Werk: „Die Wolke über dem Heiligthum oder Etwas, wovon sich die stolze Philosophie unseres Jahrhunderts nichts träumen läßt.“ Eckartshausen drückt sich in seinem Werk folgendermaßen aus: „In unserem Blute befindet sich eine zähe Materie, Gluten genannt, die mit der Animalität nähere Verwandtschaft, als mit dem Geiste hat; dieses Gluten ist der Sündenstoff, die Materie der Sünde. Diese Materie kann durch sinnliche Reize verschieden modificirt werden und nach Art der Modification unterscheiden sich im Menschen die Neigungen zur Sünde. In ihrer höchsten Ausdehnung bewirkt sie Hochmuth, Stolz; in ihrem höchsten Attraktionszustande Geiz, Egoismus; in ihrem Repulsionszustande Wuth, Zorn ꝛc.“ Es ist nun endlich dahin gekommen, daß die Alchemie für Europa keine Bedeutung mehr hat.

Der Verf. entwickelt nun die Geschichte der Affinitätslehre und verwandter Gegenstände. Die Affinitätslehre nimmt unter den theoretischen Lehren der Chemie unstreitig die erste Stelle ein. Sie faßt alles in sich, was durch zahlreiche einzelne Beobachtungen an allgemeinen Resultaten für die Chemie gewonnen worden ist. Die chemische Kenntniß jedes einzelnen Körpers ist nur das Wissen, in welcher Weise er den allgemeinen Gesetzen der Affinitätslehre folgt. Die ältesten Ansichten über Elemente sind die von Thales, Anaximenes, Heraklit, Anaximander und den Scholastikern. Vor ihnen wurden 5 Elemente, Aether, Feuer, Wasser, Luft und Erde

angenommen. Die ersten Versuche die Elemente zu bestimmen, sind von Geber, Albertus Magnus, Raymundus Lullius, Basilius Valentinus, Paracelsus und von Helmont. Den oben angeführten Elementen wurden durch Geber und Andern noch Schwefel, Quecksilber und Salz hinzugefügt. Eine neuere Begründung der Elemente entstand durch Boyle, Kunkel, Becher, Lemery, Stahl und Boerhave. Die Versuche von Boyle zeigten, daß alle Körper, welche durch die Chemie nicht weiter zu zerlegen seyen, als Elemente betrachtet werden müssen, eine Ansicht, welche im Prinzip bis auf den heutigen Tag anerkannt wird. Nach Lavoisier's Ansicht müssen Körper als einfache oder chemische Elemente angesehen werden, deren weitere Zerlegung unwahrscheinlich ist. Dahin gehören: Lichtstoff, Wärmestoff, Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff, dann Schwefel, Kohle, Phosphor, die Alkalien, Erden und Metalle.

Die von Winterl aufgestellten Ansichten über die Elemente sind von der Art, daß wir sie leicht mit Stillschweigen übergehen können.

Die Lehre von der Verwandtschaft gewann Selbstständigkeit erst von der Zeit an, als die Chemie wissenschaftlich behandelt zu werden anfing, wurde dann aber auch bald als eine der wichtigsten betrachtet und von Boerhave mit dem Ausdruck Affinität bezeichnet.

Da die ganze Chemie auf Verwandtschaftserscheinungen beruht, so mußten natürlich gleich mit den ersten chemischen Operationen Vorgänge bekannt werden, welchen die verschiedene Größe der Verwandtschaft verschiedener Stoffe zu einem dritten zu Grunde lag und man fand bald, daß ein Körper nicht gleiche Neigung habe, sich mit jedem andern beliebigen zu verbinden. Ueber die Ursache der Verwandtschaftserscheinungen wurden verschiedene Theorien aufgestellt, namentlich von Boyle, Becher, Lemery, Stahl, Newton, Boerhave und Buffon. Diesen folgten die Theorien von Kirwan und Bergmann, Berthollet's Lehre und die dynamischen Ansichten.

Die Entdeckung der bestimmten Verbindungsverhältnisse und der multiplen Proportionen führten indeß wieder zur Annahme der Corpuscular-Theorie, nach welcher alle Verbindungen durch Juxtaposition der kleinsten Theilchen der Bestandtheile entstehen, indem die Erklärung der meisten Erscheinungen sich nach dieser Theorie sehr genügend und fast ausschließlich ergiebt. Die Wichtigkeit dieser Gesetze veranlaßte seit 1808 fast alle Chemiker ihnen ihre Untersuchungen zuzuwenden, um ihre Richtigkeit zu erweisen. Von diesem Zeitpunkte an hat man sich weniger mit der Erforschung der Ursache der Affinität, als mit der Bestimmung ihrer Wirkungen beschäftigt, namentlich mit der Aufsuchung der Gesetze, nach welchen sich die Gewichtsmengen der Bestandtheile mit einander vereinigen.

Der Verf. beschließt diesen 2. Band seines Werkes mit den elektrochemischen Verwandtschaftstheorien, den stöchiometrischen Gesetzen nebst der Geschichte der chemischen Namenklatur und Zeichenlehre, welche Gegenstände sämmtlich mit großer Umsicht und Genauigkeit abgehandelt werden.

A. Vogel sen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

M. Rosseuw Saint-Hilaire, Histoire d'Espagne depuis les premiers temps historiques jusqu'à la mort de Ferdinand VII. Vol. 1. 2. Paris 1844.

Camill. Porzio, L'istoria d'Italia nell' anno 1547 e la descrizione del regno di Napoli. Per la prima volta pubblicate colle memorie intorno la vita del Porzio scritte da Aug. Gervasi. Napoli 1839.

Vinc. de Conti, Notizie storiche della città di Casale del Monferrato. Vol. 1—11. Casale 1838 — 1842.

Em. Repetti, Dizionario geografico-fisico-storico della Toscana. Vol. 1 — 5. Firenze 1833 — 1844.

J. E. Wernicke, Italien im Verhältniß zur Natur und der Geschichte des Menschen. Thorn 1843.

Pietro Bravo, Delle storie Bresciane. Vol. 1 — 5. Brescia 1839 — 43.

C. Bolta, Storia dei popoli italiani dall' epoca della loro grandezza ai tempi de' Romani fino al 1814. Milano 1844.

Ant. de Herrera, Informacion en hecho y relacion de lo que passó en Milan, en las competencias entre las juridicciones eclesiastica y seglar, desde el anno de 1595 hasta el de 1598. s. l. et a.

Pitre Chevalier, La Bretagne ancienne et moderne avec des chants populaires inédits. Paris 1844.

Arm. Lefebure, Histoire des cabinets de l'Europe pendant le consulat et l'empire, écrite avec les documents réunis aux archives des affaires étrangères 1800 — 1815. Tom. 1. 2. Paris 1844.

Alfr. Legoyt, La France statistique d'après les documents officiels les plus récents. Paris 1843.

Victor Fouqué, Histoire de Châlons-Sur-Saône. Paris 1844.

Ant. Flobert, Histoire des ducs d'Orléans de la maison de Bourbon 1608 — 1830. Vol. I. Paris 1845.

L. Dussieux, Géographie historique de la France, ou histoire de la formation du territoire français. Paris 1843.

A. Delalande, Histoire des guerres de religion dans la Manche. Paris 1844.

Chronique ou Dialogue entre Johannes Lud et Chrétien, sécretaires de Réné II., Duc de Lorraine, sur la defaite de Charles-le-Téméraire devant Nancy, V. Janv. 1477. Publiée pour la première fois par J. Cayon. Paris 1844.

Arnould et Alboige du Pujol, Histoire de la bastille depuis sa fondation (1374) jusqu'à sa destruction 1789. Vol. 1 — 8. Paris 1844.

Statistique de la France. Administration publique. T. 1. 2. Paris 1843 — 44.

Ar. Marquiset, Statistique historique de l'arrondissement de Dôle. Vol. 1. 2. Paris 1843.

Charl. Marchal, La famille d'Orléans, depuis son origine jusqu'à nos jours. Paris 1845.

Boudent-Godelinière, Essai historique et statistique sur l'Avranchin. Tom. 1. 2. Avranches 1844.

Dr. Louis Batissier, Éléments d'archéologie nationale, précédés d'une histoire de l'art monumental chez les anciens. Paris 1843.

M. Mary-Lafon, Histoire politique, religieuse et littéraire du midi de la France. Vol. 3. 4. Schluß. Paris 1845.

L. v. Ledebur, Nord-Thüringen und die Hermunduren oder Thüringer, Berlin 1842.

F. Pfister, Der Krieg von Morea in den Jahren 1687 und 1688. Cassel 1845.

Dr. L. Haeusser, Geschichte der rheinischen Pfalz nach ihren politischen, kirchlichen und litterarischen Verhältnissen. Bd. I. II. Heidelberg 1845.

Fr. Char, Geschichte des Herzogthums Cleve, seit der ersten historischen Kenntniß bis auf unsere Zeit. Leipzig 1845.

Dr. Fr. W. Unger, Geschichte der deutschen Landstände. Th. 1. 2. vom Schluße des großen Interregnums bis zum ewigen Landfrieden. Hannover 1844.

J. S. Seibertz, Landes- und Rechtsgeschichte des Herzogthums Westfalen. Abtheil. 1. Diplomatische Familiengeschichte der alten Grafen von Westfalen zu Werl und Arnsberg. Arnsberg 1845.

G. H. Pertz, Monumenta Germaniae historica inde ab anno Christi 500 usque ad annum 1500. T. VIII. Scriptorum T. VI. Hannoverae 1844.

Fr. J. Mone, Urgeschichte des Badischen Landes bis zu Ende des 17. Jahrhunderts. Bd. II. 1. 2. Karlsruhe 1845.

K. Ad. Menzel, Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesakte. Bd. 11. Die Zeit Friedrichs II. und Maria Theresia's. Breslau 1844.

W. Lüders, Meklenburgische Zustände. Heft 1. Der Bürgerkrieg in der Ritterschaft. Leipzig 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. August.

Nro. 173. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

I. Om formen af Nordboerners af A. Retzius.

II. On the Crania of the Laplanders and Finlanders.

III. Vergleichung eines von Herrn Obrist Hofmann mitgebrachten Karagassen-Schädels mit dem von Herrn Dr. Ruprecht mitgebrachten Samojeden-Schädel.

IV. Nilsson's Beytrag zur Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes.

(Fortsetzung.)

Retzius erklärt sich gegen die Meinung, daß Finnen und Lappen zu demselben Volksstamme gehören, indem die Schädelbildung wie der Nationalcharakter dagegen spreche. So weit die Sage reicht, haben die Lappen den Norden bewohnt. Tacitus nennt sie Fenni, wie sie noch heute von den Normännern Finnen genannt werden. Procopius bezeichnet sie als Σκριθίφινοι (schwed. Skridfinnar); bey den Russen heißen sie Lopari, wie bei uns Lappen. So weit die Geschichte reicht, sind sie immer unkriegerisch und andern Nationen weichend gewesen. Nilsson hat in seinem klassischen Werke (Skandinaviska Nordens Urinvånare) dargethan, daß die Lappen auch das südliche Schweden und, wie Rask meint, selbst Dänemark bewohnt haben, daß sie vormals größeres Ansehen gehabt, auch nicht überall ans Rennthier gebunden, sondern Jäger und Fischer waren. Die Schädel der Urbewohner, welche Nilsson und Eschricht beschrieben haben und vom ersteren für lappischen Ursprungs erklärt wurden, haben größere Warzenfortsätze und das Hinterhaupt nicht so sehr abschüssig wie die vorhin beschriebenen Schädel, was Retzius auf die Verschiedenheit der Lebensweise, des Klimas u. s. w. bringen will.

Daß die Zusammenstellung der Lappen mit der mongolischen Rasse verfehlt ist, zeigt Retzius durch Vergleichung mit dem Schädel eines Kalmuken und zweyer Grönländer, von denen letztere die von mir und Morton angegebenen charakteristischen Merkmale besitzen.

Auf diese Schilderung von Retzius will ich nun gleich die von Prichard über die Schädelbildung der Lappen und Finnen folgen lassen und hieran anreihen, was Baer über denselben Gegenstand beybringt. Vergleichende Bemerkungen sollen gelegentlich beygegeben werden.

Prichard hatte zur Ansicht 2 finnische und 2 lappische Schädel; ihre ächte Herkunft ist jedoch durch keine Zeugnisse verbürgt. Wie er sagt, fällt an diesen Schädeln zunächst die größere Gesichtsbreite auf, als sie gewöhnlich an den Europäern wahrgenommen wird. Die allgemeine Aehnlichkeit zwischen den finnischen und lappischen Schädeln ist so groß, wie zwischen 4 Normalschädeln einer und derselben europäischen Nation, und ihre Contur nähert sich allerdings entschieden der, welche Blumenbach die mongolische Schädelform nennt, indem der Kopf, nach der Bemerkung eines Augenzeugen, in der Gestalt einem Hängedache ähnlich ist. Bey einer genaueren Untersuchung bemerkt man jedoch Differenzen zwischen

selben großen Sprachenstamme gehören, sondern daß sich diesem auch die magyarischen und tatarischen Idiome und selbst noch die mongolisch-tunguſischen anschließen. Die Sprachenverwandtschaft hat demnach in diesem Falle einen weit größeren Umfang als solchen die leibliche Affinität gewährt, indem Völker kaukasischer Rasse, wie Finnen, Magyaren und die türkischen Tataren, durch die Sprache zu einer großen Gruppe mit den Kalmuken und Tunguſen, also mit Völkern mongolischer Rasse, verbunden sind. Es fragt sich nun, ob wie hier im Südosten der finnisch-tatarische Stamm aus seiner Rassenbegrenzung heraustretend, sich an den mongolischen Stamm anschließt, auf seiner nordwestlichen Grenze, wo er mit den Lappen zusammen stößt, nicht ein ähnliches Verhältniß stattfindet, indem die Letzteren von Blumenbach ebenfalls zur mongolischen Rasse gerechnet werden, während freylich Andere sie noch der kaukasischen zugezählt wissen wollen. Die Untersuchung ächter Schädel von Finnen und Lappen muß hierüber die sicherste Auskunft gewähren, und diese Aufgabe haben sich in den angezeigten Arbeiten Retzius und Prichard, ersterer mit einem sehr reichlichen, letzterer mit einem weit spärlicheren Materiale gestellt. Denselben Gegenstand bespricht auch gelegentlich E. v. Baer in der angeführten Abhandlung, und somit haben wir denn Hoffnung, daß mit Zuziehung der bereits vorliegenden Angaben die angeregte Frage zu einer definitiven Entscheidung gebracht werden kann.

Retzius hat der Aufgabe eine größere Ausdehnung gegeben, indem er überhaupt die ihm zur Disposition stehenden Schädel der Nordbewohner miteinander verglich, nämlich die der Schweden, Slaven, Finnen, Lappen, Grönländer und nebenbey auch der Kalmuken. Seine Ergebnisse sind folgende.

Die Hirnschale ist bey den Schweden oval; die größte Länge um $\frac{1}{4}$ größer als die größte Breite. Der Hinterhauptshöcker stark hervorstehend; das Knochengerüst des Gesichts, von oben angesehen, wenig über den Umriß der Hirnschale vorspringend. Der Zahnfortsatz des Oberkiefers ist hoch, das Antlitz lang, die Wangengrube meist ziemlich tief. Daß diese Formen sich im Verlaufe der Zeiten nicht geändert haben, kann man aus den Schädeln ersehen, welche aus alten schwedischen Gräbern ausgegraben wurden. Ein Gipsschädel von Alexander O'Connor, angeblich dem letzten Könige von Irland, mit einem alten schwedischen Schädel verglichen, zeigt, daß beyde eine so ähnliche Form haben, daß schwerlich eine Verschiedenheit zwischen ihnen zu entdecken seyn möchte.

Von Slaven-Schädeln hatte Retzius zur Vergleichung den eines Böhmen, eines Polen und zweyer Russen. Die Hirnschale zeigt, von oben gesehen, eine kürzere oder hinten abgestutzt-gerundete Eyform, deren größte Länge um nicht voll $\frac{1}{8}$ die größte Breite übersteigt. Die Scheitelfläche ist breit und wenig gewölbt; das Hinterhaupt verlängert sich nicht in einen hinterwärts verschmälerten Höcker, sondern läuft mehr lothrecht abschüssig zu den größern halbkreisförmigen Linien hinab. Die Scheitelbeinhöcker sitzen am Anfange des Hinterhauptes. Die Angesichtsknochen zeigen sich, von oben angesehen, wenig über den Umfang des Schädels vorragend und gleichen denen der Schweden, doch sind die Wangengruben flach. Nach Untersuchung dieser 4 Schädel und vieler lebender Personen folgert der Vers., daß beim slavischen Volksstamme die Gesichtsbildung wenig von der allgemeinen europäischen verschieden ist, wogegen die Hirnschale derselben durch ihre Kürze und Annäherung an die viereckige oder kugelrunde Form sich ganz und gar von der langen ovalen Form unterscheidet, welche Prichard für die indo-atlantischen Völker annimmt und bei den Schweden so gut erhalten ist.

In einem Nachtrage zu seiner Abhandlung fügt Retzius (a. a. O. S. 129) bey, daß seine Angaben durch van der Hoeven an einem polnischen und 12 russischen Schädeln völlig bestätigt wurden. Ref. kann noch hinzusetzen, daß der in der hiesigen Sammlung aufbewahrte Polenschädel ebenfalls der Beschreibung von Retzius vollkommen entspricht und durch seine kurze Gestalt sehr auffällt; überdieß hat Ref. noch zu erinnern, daß auch an 3 angeblichen Russenschädeln unserer Sammlung, über deren Herkunft freylich die nöthigen Ausweise fehlen, der eine der von Retzius gegebenen Charakteristik sich sehr annähert.

Bey den Finnen, von denen Retzius 6 Schädel vor sich hatte, zeigt die Hirnschale einen keilartig-eyförmigen Umriß, dessen Längsdurchmesser um etwa $\frac{1}{7}$ größer ist, als die größte Breite. Vorn ist dieser Umriß abgestutzt, die Schläfenseiten sind flach, die stark vorragenden Scheitelhöcker bilden einen Winkel beym Uebergang in das Hinterhaupt, dessen Wölbung größer als bey den Slaven ist; ein hervorstehender Hinterhauptshöcker kommt nicht vor. Längs der Pfeilnath findet sich an 5 Exemplaren eine Erhöhung. Von der Seite angesehen ist die Stirne gerundet gewölbt; die ebenmäßige kugelrunde Wölbung des Hinterhaupts zeigt sich in dieser Ansicht am meisten charakteristisch. Die Profillinie des Antlitzes ist fast senkrecht, die Wangengruben seicht. Mit Hueck's Nachrichten von dem Schädel der Esthen verglichen, findet zwar Retzius in der Beschreibung erhebliche Verschiedenheiten, dagegen meint er, daß in den Zeichnungen das Profil sehr gut mit dem der finnischen Schädel übereinstimme. — Als Hauptzüge der Letzteren glaubt er im Allgemeinen folgende annehmen zu können: der Schädel ist kurz, im Umfange keilartig-eyförmig, mit großen, hinten hochliegenden Scheitelbeinhöckern. Er unterscheidet sich von dem Schädel der Slaven durch ein schmäleres, mehr kugelrund gewölbtes Hinterhaupt, wie auch durch gerade und flache Schläfen und eine längs der Pfeilnaht verlaufende Erhöhung des Scheitels. Von dem der Lappen unterscheidet er sich durch stärkeren Knochenbau, größere Augenbraun-Wülste, starke Warzenfortsätze, ein längeres Gesichtsprofil, kugelrundes Hinterhaupt, weiter nach hinten liegende Scheitelbeinhöcker und die hinterwärts verlaufende Sagittalerhöhung.

Ueber die Herkunft der Finnen hat neuerdings Keyser in Christiania Licht verbreitet. Ihm zufolge hat das gegenwärtige Finnland seinen Namen von dem Volke erhalten, welches vor den Finnen das Land inne hatte, nämlich von den Lappen, die in den ältesten Zeiten, wie noch jetzt in Norwegen, Finnen genannt wurden. Die Finnen dagegen, welche, wie die ihnen stammverwandten Esthen, von den Russen mit dem Namen der Tschuden bezeichnet werden, sind die Abkömmlinge der Scythen, die noch gegen den Schluß des fünften Jahrhunderts das herrschende Volk an der nördlichen Seite des schwarzen Meeres waren, von diesem Zeitpunkt an zersplittert, ferner durch Germanen und Slaven nach Norden, theils gegen die Gegenden an den Ural, theils gegen die Länder an der östlichen Seite des bottnischen Meerbusens und der Ostsee gedrängt wurden.

Der Schädel der Lappen, von denen Retzius 16 Exemplare verglich, zeigt von oben gesehen einen Umriß, welcher sich derselben kurzen Eyform wie der der Finnen nähert, aber der unterste Theil des Hinterhaupts ist etwas herausstehend und verlängert die Figur, und die Schläfengegend ist gewölbter. Das Antlitz ist wenig über den vertikalen Umkreis des Schädels vorspringend. Der Längsdurchmesser ist fast um $\frac{1}{8}$ größer als die größte Breite. Das Hinterhaupt springt meist in einen seitlich etwas zusammengedrückten Höcker vor; an der Pfeilnath findet sich meist eine Erhöhung, die jedoch nicht wie bey den Finnen hinterwärts geht, sondern von der Mitte des Scheitels beginnend vorwärts läuft und mitunter selbst auf dem obern Theil des Stirnbeins sich fortsetzt. Das Profil des Hinterhaupts ist dem der Schweden, Slaven und Finnen unähnlich; bey den Schweden ist es langabschüssig und schmal, bey den Slaven jähabschüssig, breit und flach, bey den Finnen kugelrund und gewölbt, bey den Lappen ist es schroff nach hinten abschüssig gegen das Conceptaculum cerebelli herab, dort am meisten vorstehend und einen schwachen Höcker bildend. Die Schuppentheile der Schläfenbeine sind klein und gewölbt. Die Jochbeine sind klein und wie die Jochbögen wenig herausstehend, dagegen der Jochfortsatz des Oberkiefers groß, unten nur wenig oder gar nicht ausgeschnitten, daher die Highmorshöhlen seitwärts ausgedehnt werden und die Wangengruben die Tiefe verlieren. Der Alveolarfortsatz ist niedrig. — Aus vorstehender Beschreibung ist ersichtlich, daß der Lappenschädel zu derselben Abtheilung wie der der Slaven und Finnen gehört, sich aber dadurch unterscheidet, daß er kleiner und dünner ist, die Warzenfortsätze kleiner, das Hinterhaupt nach hinten abschüssiger, nebst einem kurzen Hinterhaupts-

höcker, ferner die Stirnbeinhöcker weiter nach vorn liegend sind. Außerdem weicht er vom finnischen Schädel durch convexe, nicht flache Schläfen ab.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

Bericht über das Bestehen und Wirken der Geschicht- und Alterthumforschenden Gesellschaft des Osterlandes während den Jahren 1838 — 1842, erstattet von Dr. C. Back. Altenburg 1843.

Dr. C. B. A. Fickler, Geschichte der Häuser Fürstenberg, Geroldseck und von der Leyen. Karlsruhe 1844.

A. Lang, Oesterreichs Militär-, Bau- und Bequartierungswesen. Bd. 1. 2. Wien 1844.

J. J. Staffler, Tirol und Vorarlberg, statistisch-topographisch. Th. II. Bd. 2., enthaltend den Kreis Pusterthal und am Eisak. Innsbruck 1844.

Dr. A. von Muchar, Geschichte des Herzogthums Steiermark. Bd. 1. Die Urzeit und Römerepoche bis auf das Jahr 492 nach Christus enthaltend. Grätz 1844.

E. E. von Bardeleben, Ein Blick auf die einstige Stellung der Oberpräsidenten Auerswald und Schön in Königsberg in Preußen. Stuttgart 1844.

J. W. Löbell, Die Bedeutung der preußischen Könige für die Staats- und Volksentwicklung. Berlin 1844.

Dr. L. Ziert, Ueber Bayerns landwirthschaftliche Zustände. Abth. 1. München 1844.

H. A. Pistorius, Frau Argula von Grumbach geb. von Stauffen und ihr Kampf mit der Universität zu Ingolstadt. Magdeburg 1845.

Jos. Bergmann, Untersuchungen über die freyen Walliser oder Walser in Graubünden und Vorarlberg. Wien 1844.

F. Stettler, Das Bundesstaatsrecht der schweizerischen Eidgenossenschaft vor dem Jahre 1798. Bern 1844.

Subsidia ad illustrandam veterum et recentiorem Belgii topographiam ex decreto collegii historici regii Belgii edidit J. F. H. de Ram. Bruxelles 1844.

Discussions du Congrès national de Belgique 1830 — 1831, mises en ordre et publiées par le chevalier E. Huyttens, greffier de la chambre des Représentants. Vol. 1 — 5. Brux. 1844.

P. de Decker, Etudes historiques et critiques sur les monts-de-piété en Belgique. Bruxelles 1844.

Statistique de la Belgique. Population. Relevé décennal. — 1831 à 1840. Mouvement de l'état civil de 1840. Bruxelles 1842.

— Tableau général du commerce avec les pays étrangers pendant l'année 1841. Bruxelles 1842.

Statistique territoriale du royaume de Belgique, basée sur les résultats des opérations cadastrales exécutées jusqu'à la fin de 1834, publiées par les soins de M. le baron d'Huart, Ministre des finances. I. publication. Bruxelles 1839.

W. C. Townsend, History of the house of Commons, from the Convention Parliament of 1688 — 89 to the passing of the Reform Bill in 1832. Vol. II. Lond. 1841.

Regesta diplomatica historiae Danicae. Index chronologicus diplomatum et literarum, historiam Danicam inde ab antiq. temporibus usque ad annum 1660 illustrantium, quae in libris hact. editis vulgata sunt. T. I. p. 1. ab anno 822 ad annum 1397. Hafniae 1844.

B. Constant Dirckinck-Holmfeld, Essai historique sur la question de la succession du royaume de Danemark et analyse de droit quant aux duchés de Slesvig es de Holstein. Copenhag. 1844.

Die Livländischen Landesprivilegien und deren Confirmationen. Leipzig 1841.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. August.

Nro. 173. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

I. Om formen af Nordboerners af A. Retzius.

II. On the Crania of the Laplanders and Finlanders.

III. Vergleichung eines von Herrn Obrist Hofmann mitgebrachten Karagassen-Schädels mit dem von Herrn Dr. Ruprecht mitgebrachten Samojeden-Schädel.

IV. Nilsson's Beytrag zur Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes.

(Fortsetzung.)

Retzius erklärt sich gegen die Meinung, daß Finnen und Lappen zu demselben Volksstamme gehören, indem die Schädelbildung wie der Nationalcharakter dagegen spreche. So weit die Sage reicht, haben die Lappen den Norden bewohnt. Tacitus nennt sie Fenni, wie sie noch heute von den Normännern Finnen genannt werden. Procopius bezeichnet sie als Σκριθίφινοι (schwed. Skridfinnar); bey den Russen heißen sie Lopari, wie bei uns Lappen. So weit die Geschichte reicht, sind sie immer unkriegerisch und andern Nationen weichend gewesen. Nilsson hat in seinem klassischen Werke (Skandinaviska Nordens Urinvånare) dargethan, daß die Lappen auch das südliche Schweden und, wie Rask meint, selbst Dänemark bewohnt haben, daß sie vormals größeres Ansehen gehabt, auch nicht überall ans Rennthier gebunden, sondern Jäger und Fischer waren. Die Schädel der Urbewohner, welche Nilsson und Eschricht beschrieben haben und vom ersteren für lappischen Ursprungs erklärt wurden, haben größere Warzenfortsätze und das Hinterhaupt nicht so sehr abschüssig wie die vorhin beschriebenen Schädel, was Retzius auf die Verschiedenheit der Lebensweise, des Klimas u. s. w. bringen will.

Daß die Zusammenstellung der Lappen mit der mongolischen Rasse verfehlt ist, zeigt Retzius durch Vergleichung mit dem Schädel eines Kalmuken und zweyer Grönländer, von denen letztere die von mir und Morton angegebenen charakteristischen Merkmale besitzen.

Auf diese Schilderung von Retzius will ich nun gleich die von Prichard über die Schädelbildung der Lappen und Finnen folgen lassen und hieran anreihen, was Baer über denselben Gegenstand beybringt. Vergleichende Bemerkungen sollen gelegentlich beygegeben werden.

Prichard hatte zur Ansicht 2 finnische und 2 lappische Schädel; ihre ächte Herkunft ist jedoch durch keine Zeugnisse verbürgt. Wie er sagt, fällt an diesen Schädeln zunächst die größere Gesichtsbreite auf, als sie gewöhnlich an den Europäern wahrgenommen wird. Die allgemeine Aehnlichkeit zwischen den finnischen und lappischen Schädeln ist so groß, wie zwischen 4 Normalschädeln einer und derselben europäischen Nation, und ihre Contur nähert sich allerdings entschieden der, welche Blumenbach die mongolische Schädelform nennt, indem der Kopf, nach der Bemerkung eines Augenzeugen, in der Gestalt einen Hängedache ähnlich ist. Bey einer genaueren Untersuchung bemerkt man jedoch Differenzen zwischen

weiß nehmen darf, daß beyde Völker einem Grundstamme angehören. Meiner Meinung nach, sind demnach die Finnen bey der kaukasischen Rasse zu belassen, die Lappen aber der mongolischen zuzuweisen.

Wie schon erwähnt, hat sich Baer, nach Vergleichung lebender Individuen, entschieden gegen die Vereinigung der Lappen mit den Samojeden erklärt, welche letztere allerdings der mongolischen Rasse angehören. Die Samojeden haben, außer dem schwarzen schlichten Haare, der dunklen Farbe der Augen und der gelblichen Haut, das breite abgeflachte Gesicht der Mongolen und vor allen Dingen das Auge des mongolischen Stammes, bey dem der Augapfel tiefer liegt, das obere Augenlied, wie ein herabgelassener Vorhang, ohne Einfaltung, herabsteigt und die Augenspalte eng ist. Die Karagassen, ein kleiner Stamm zwischen den Flüssen Uda und Kan südwärts des 55° n. Br. wohnend, sieht Baer für einen Zweig des Samojeden-Volks an, indem ihre Schädel sich gleichen, obwohl der des Samojeden etwas mehr in die Länge gezogen ist, doch bey weitem noch nicht so, wie bey den Eskimos.

Gehen wir nun über zu Nilsson's Abhandlung, so führt uns diese in die ältesten Zeiten Skandinaviens zurück. Man findet daselbst nämlich häufig Steingeräthschaften aus der Vorzeit, und zum Theil an Stellen, an denen sie Jahrtausende hindurch unverrückt gelegen haben müssen; so z. B. selbst unter Torflagern, auf welche sich große Gries- und Steinfirsten aus uralter Zeit abgesetzt haben. Betrachtet man diese Geräthschaften näher, so erkennt man den Meisel, Hohlmeisel, die Art und Breitart, den breiten Hohlmeisel, die Lanze, den Pfeil, das Messer u. m.; aber alle nur von Stein, höchstens noch von Knochen, Hirschgeweihen und andern harten Stoffen, nichts von Eisen, die Pfeile zum Theil mit Feuersteinspitzen. Solche Steingeräthschaften sind noch jetzt bey wilden Völkern in Gebrauch, aber auch nur bey ihnen, denn sobald der Wilde den Gebrauch der Metalle kennen lernt, wirft er seine steinernen Werkzeuge weg.

Fragt man nach der Lebensart dieser Wilden, so kann uns die ganze Sammlung der von ihnen benützten und nachgelassenen Werkzeuge hierüber sichere Auskunft ertheilen. Sie haben nämlich sowohl mit Pfeil und Bogen, als auch mit Lanzen und der Harpune gejagt. Nebenbey haben sie aber auch Fischerey betrieben, theils mit dem Angelhaken und dem Senkel, theils mit der Fischgabel. Dieß setzt Boote voraus, die wahrscheinlich nur aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestanden, wie man ein solches in England in der Tiefe eines Torfmoores gefunden hat. Solche aus einem Eichenbaume ausgehöhlte Boote werden noch hie und da in Schweden gebraucht, und, wie Ref. hinzusetzt, sieht man solche auch noch an unsern bayerischen Seen in Benützung, wo sie Einbäume genannt werden.

Es hat den Anschein, als ob dieser erste Volksstamm in Skandinavien weit verbreitet gewesen sey, denn Steingeräthschaften findet man in allen Landschaften, von Schonen bis nach Norland und auch in Norwegen. Daß sie in Dänemark und Schonen weit zahlreicher sind als im übrigen Schweden, kann theils daher kommen, daß die erst genannten Gegenden am dichtesten bewohnt waren, und theils daher, daß die alten Steinwerkzeuge in den übrigen Landschaften aus schlechteren Steinarten gemacht waren, welche der Einwirkung der Zeit nicht so gut widerstanden als der Feuerstein. Indeß findet man sie doch, wie gesagt, in allen Ländern. Als Thiere, die mit diesen Waffen gejagt wurden, hat Nilsson das Wildschwein, den Hirsch, das Rennthier, Elenn und Auerochsen ermittelt.

Aber die Wilden in Skandinavien müssen auch Häuser gehabt haben, in welchen sie sich wenigstens des Winters über aufhalten konnten. Man trifft nämlich Ruinen von steinernen Gebäuden genau von der Construction, wie die jetzt bey den Grönländern und überhaupt bey den Eskimos gebräuchlichen, öfters auch von den nämlichen Dimensionen in der Länge, Breite und Höhe und allemal mit dem engen Eingange nach der Sonnenseite gerichtet. Diese Steingebäude der Vorzeit sind aber zweyerley Art. Sie bestehen nämlich theils aus groben Seitensteinen und über diesen liegen eine oder mehrere grobe Steinplatten, theils aus weniger groben Seitensteinen und über diesen liegen niemals Steinplatten, sondern sie sind offen. In beyden Arten kommen immer Steingeräthschaften, und stets solche, niemals Metall,

	Schweden.	Slaven.	Finnen.	Lappen.
Länge des Schädels von der Glabella bis zur größten Convexität des Hinterhaupts.	0,190 Meter	0,170	0,178	min. 0,155 max. 0,180 med. 0,170
Breite zwischen der größten Convexität der Jochbögen.	1,130—0,135	1,145	0,128—0,146	min. 0,125 max. 0,138 med. 0,130

Aus diesen Angaben von Retzius ersieht man indeß doch, daß bey geringerer Schädellänge der Finnen und Lappen als der Schweden, der Breitendurchmesser des Gesichts zwischen den Jochbögen bey jenen erheblicher als bey diesen werden kann, wenn gleich in diesem Charakter eine ziemliche Schwankung liegt, was sowohl die Maaße der Finnen- als der Lappenschädel ergeben. Noch bemerke ich, daß an den beyden Esthen-Schädeln, die sich in unserer Sammlung befinden, die Breite zwischen den Jochfortsätzen des Oberkieferbeins ebenfalls größer als bey den polnischen, wie bey dem russischen Schädel und die Wangengrube flacher ist. Diese Gesichtsbreite ist noch ansehnlicher bey dem Schädel, der unter dem Namen des Finnen in unserer Sammlung aufbewahrt wird, der aber seiner kugeligen Form wegen, zumal auch wegen seiner converen Schläfen, weit eher einem ächten Lappen angehört haben mag. Während in den beyden Esthen-Schädeln der kaukasische Typus vorwaltend ist, ist in diesem Finnen- oder Lappenschädel die Annäherung an den mongolischen Typus sehr auffallend, obschon er von der länger gestreckten Eskimos-Form noch immer sehr abweichend sich zeigt.

Schließen wir hieran gleich das an, was E. v. Baer in seiner citirten Abhandlung S. 181 über die physische Verwandtschaft der Lappen und Finnen beybringt. Er erklärt sich nachdrücklich gegen die Zusammenstellung der Lappen mit den Samojeden, während er dagegen die ersteren in Annäherung zu den Finnen bringt. Lappen hat er an mehreren Punkten des russischen Lapplands bis an die norwegische Grenze, dann aber auch in Finnmarken gesehen. Sie tragen, wie er erklärt, sämmtlich das Gepräge des finnischen Charakters, keineswegs des mongolischen. Die finnischen Völker aber, obwohl ganz merklich von den westeuropäischen verschieden, rechnet E. v. Baer unzweifelhaft zum kaukasischen oder indoeuropäischen Stamme und Cuvier's Zusammenstellung der finnischen und türkischen Völker zu einem Hauptaste dieses Stammes sieht er für richtig an, da die Ostfinnen ganz allmählig in die türkischen Völker übergehen. „Alle finnischen Völker nun haben allerdings stark nach der Seite vorspringende Backenknochen, wenn wir sie mit den westeuropäischen vergleichen und sie sind daran so kenntlich, daß man in Gegenden, wo sie mit andern Völkern untermischt, aber nicht in der Abstammung gemischt vorkommen, leicht die Individuen finnischen Stammes herausfinden wird. Auch sind ihre Augenlieder-Spalten wohl gewöhnlich enger als in den westeuropäischen Völkern; wenigstens hebt sich das obere Augenlied nicht mehr so weit auf als meistens bey den Germanen. Aber damit ist noch lange keine Aehnlichkeit mit den Mongolen gegeben. Das obere Augenlied hängt nicht wie ein Vorhang herab und das Gesicht ist nicht flach, sondern Nase und Kieferrand treten stark vor. Das seitliche Vortreten der Wangenbeine, verbunden mit dem Vortreten der Kiefer, erzeugt einen scharfen Wechsel von Licht und Schatten, wodurch das Gesicht der finnischen Völker sich nicht nur von den meisten westeuropäischen, sondern auch von den unvermischten Slaven auffallend unterscheidet. Auch scheint der Uebergang von der vordern Fläche der Wange in die seitliche mehr winklig und wenigst gerundet als in der letztern.“ So erschien es dem Verf. wenigstens bey denjenigen Westfinnen, die er selbst gesehen, nämlich bey Esthen, Karelen, Finnen, Lappen. So mag auch, meint er, die Wangenbil-

dung bey den Ostfinnen seyn, wenn man sich auf die Abbildungen verlassen darf.

Indem sich Baer von diesen allgemeinen Bemerkungen zu den Lappen wendet, so gesteht er, daß die ersten Lappen, welche er an der Südküste und Nordostküste des eigentlichen russischen Lapplands oder der Halbinsel Kola traf, zwar den allgemeinen finnischen Charakter in der Gesichtsbildung zeigten, aber wenig von den Karelen verschieden zu seyn schienen. Mitunter sah man wohl kleine Gestalten mit ganz schwarzem Haar, dunklen Augen und etwas engen Augenliederspalten, aber nur mitunter, und oft mußte er fragen: sind diese Leute Lappen? Besonders schienen ihm die Weiber, bey denen in allen finnischen Stämmen der Uebergang der vordern Fläche der Wangenbeine in die seitliche mehr gerundet ist, und die oft hellblaue Augen mit hellem Haar hatten, wenig Charakteristisches zu haben. In Esthland würde er sie für Esthinnen gehalten haben. Jüngere Lappinnen dieser Gegenden sind zuweilen ganz hübsch und nicht besonders klein! Dazu kommt, daß auch die Tracht in diesen Gegenden für beyde Geschlechter viel Karelisches oder Russisches hat. Fellkleider sieht man nirgends. Erst jenseits Kola, in der Motowsker Bucht, wo er auch zuerst Lappen in Fellkleidern, aber noch nicht ganz allgemein sah, schien ihm die Aehnlichkeit mit Karelen oder Esthen zurückzutreten. Das Haar war meist dunkel, der Wuchs kleiner, der Oberkiefer kürzer, wodurch die Wangen mehr vorzuspringen schienen, aber immer trat die Nase gut hervor und war zum Theil selbst dünn; einmal sogar sah er eine Adlernase. In Finnmarken endlich war die Fellkleidung allgemein und die Gesichtsbildung von der karelischen auffallend verschieden. Der Oberkiefer war noch kürzer, wenigstens schienen die Backenknochen noch mehr hervorzutreten. Aeltere Weiber erschienen abschreckend häßlich und bestätigten die Schilderungen der früheren Reisenden. Den Schädel eines alten Weibes, an welchem diese Verhältnisse sehr stark ausgeprägt sind, hat Blumenbach auf Tab. 43 abgebildet und man kann kaum zweifeln, daß er nach diesem oder ähnlichen Lappenschädeln die finnischen Völker in den mongolischen Stamm versetzt hat. Aber andere finnische Völker weichen von diesem Typus merklich ab und man würde sehr Unrecht thun, meint Baer, die Lappen als den unmittelbaren Ausdruck des Typischen in den finnischen Völkern zu betrachten. Was die starke Abweichung der östlich von Kola wohnenden von den westlichen anbetrifft, so spricht er mit Bestimmtheit die Erklärung aus, daß man sie keineswegs auf Rechnung des Klimas, sondern unbedenklich der Beymischung karelischen Blutes bringen müsse, wie denn auch die Russen, welche die ganze Westküste des weißen Meeres besetzt halten, eine sehr starke Beymischung karelischen Blutes haben. Karelen waren es vorzüglich, welche von Osten her die Lappen zurück drängten und, wie jetzt Sprache und Gesichtsbildung vermuthen lassen, zum Theil mit letzteren sich vermischten und ihre Sprache annahmen, zum Theil auch mit den Russen sich amalgamirten. Nur an sehr wenigen Orten, wie in Kereti, erhielten sich die Karelen unvermischt, so daß sie noch jetzt sich Karelen nennen.

Die vorstehenden Angaben dürften als ausreichend erfunden werden, um die Frage über die leiblichen Verwandtschaftsverhältnisse der Lappen und Finnen zur Entscheidung zu bringen. Es liegt allerdings eine ursprüngliche Verschiedenheit in der körperlichen Bildung beyder Völker, die nicht bloß in der Schädelform, sondern ebenfalls, und vielleicht selbst in höherem Grade, in dem äußeren Habitus sich ausspricht.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. August.

Nro. 174. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

I. Om formen af Nordboerners af A. Retzius.

II. On the Crania of the Lapplanders and Finlanders.

III. Vergleichung eines von Herrn Obrist Hofmann mitgebrachten Karagassen-Schädels mit dem von Herrn Dr. Ruprecht mitgebrachten Samojeden-Schädel.

IV. Nilsson's Beytrag zur Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechtes.

(Schluß.)

So weit wir ächte Schädel unvermischter oder doch nur wenig vermischter Lappen vorliegend haben, wozu ich die 4 Schädel in der Blumenbach'schen Sammlung und den einen in der unserigen rechne, so haben wir eine Mittelform zwischen kaukasischer und mongolischer Rasse vor uns, die zwar von den ausgebildetsten Formen dieses Typus, der Eskimos- und kalmuckischen Form, sehr verschieden ist, gleichwohl durch die Verbreiterung und Verflachung des Gesichtstheils einen entschiedenen Zug der mongolischen Rasse annimmt. Sie steht in nahem Anschluß an die finnische Schädelform, die jedoch durch mindere Erweiterung des Gesichtstheils und geringere Verflachung der Schläfengegend von dem mongolischen Typus sich eben so entfernt, als durch das gegentheilige Verhalten die lappische sich diesem anschließt. In der ächten finnischen Schädelform, wie sie insbesondere auch den unvermischten Esthen zukommt, ist der kaukasische Typus entschieden der vorwaltende. Die seit einer Reihe von Jahrhunderten stattgehabte Vermischung der Lappen und Finnen miteinander erklärt hinreichend die Vermischung ihrer ursprünglichen Charaktere in der Schädelform, so daß sowohl Retzius, als Blumenbach und Prichard Recht haben in Bezug auf die verschiedene Stellung, welche sie beyden Rassen anweisen. Auf den Gränzen ist die primitive Differenz mehr oder minder verwischt, während sie mit der Entfernung von diesen nach Nordwest und Südost immer mehr sich herausstellt.

Dasselbe Resultat ergiebt sich in Bezug auf den äußern Habitus, wie dieß insbesondere E. von Baer's genaue Beobachtungen erweisen. Linné hatte ganz richtig die Differenzen zwischen den ursprünglichen Lappen und Finnen aufgefaßt, wenn er sagt: Fennones corpore toroso, capillis flavidis prolixis, oculorum iridibus fuscis. Lappones corpore parvo, capillis nigris brevibus rectis; oculorum iridibus nigrescentibus. Nimmt man noch hinzu, daß bey ächten Lappen die Haut gelb, der Bart spärlich, die Augen meist schief, die Nase klein und platt ist, so werden wir nicht zweifeln dürfen, daß eine solche Beschaffenheit des äußern Habitus nicht auf die kaukasische, sondern auf die mongolische Rasse hinweist, die hier in Europa ihren nördlichsten Ausläufer findet. Durch die Vermischung mit den Finnen hat sich aber bey den Mischlingen die äußere Beschaffenheit ebenso verändert wie die Schädelform und sind hieraus die Mittelschläge entstanden, die man mit demselben Rechte den Lappen wie den Finnen zurechnen, keineswegs aber als Be-

weis nehmen darf, daß beyde Völker einem Grundstamme angehören. Meiner Meinung nach, sind demnach die Finnen bey der kaukasischen Rasse zu belassen, die Lappen aber der mongolischen zuzuweisen.

Wie schon erwähnt, hat sich Baer, nach Vergleichung lebender Individuen, entschieden gegen die Vereinigung der Lappen mit den Samojeden erklärt, welche letztere allerdings der mongolischen Rasse angehören. Die Samojeden haben, außer dem schwarzen schlichten Haare, der dunklen Farbe der Augen und der gelblichen Haut, das breite abgeflachte Gesicht der Mongolen und vor allen Dingen das Auge des mongolischen Stammes, bey dem der Augapfel tiefer liegt, das obere Augenlied, wie ein herabgelassener Vorhang, ohne Einfaltung, herabsteigt und die Augenspalte eng ist. Die Karagassen, ein kleiner Stamm zwischen den Flüssen Uda und Kan südwärts des 55° n. Br. wohnend, sieht Baer für einen Zweig des Samojeden-Volks an, indem ihre Schädel sich gleichen, obwohl der des Samojeden etwas mehr in die Länge gezogen ist, doch bey weitem noch nicht so, wie bey den Eskimos.

Gehen wir nun über zu Nilsson's Abhandlung, so führt uns diese in die ältesten Zeiten Skandinaviens zurück. Man findet daselbst nämlich häufig Steingeräthschaften aus der Vorzeit, und zum Theil an Stellen, an denen sie Jahrtausende hindurch unverrückt gelegen haben müssen; so z. B. selbst unter Torflaggern, auf welche sich große Gries- und Steinfirsten aus uralter Zeit abgesetzt haben. Betrachtet man diese Geräthschaften näher, so erkennt man den Meisel, Hohlmeisel, die Axt und Breitaxt, den breiten Hohlmeisel, die Lanze, den Pfeil, das Messer u. m.; aber alle nur von Stein, höchstens noch von Knochen, Hirschgeweihen und andern harten Stoffen, nichts von Eisen, die Pfeile zum Theil mit Feuersteinspitzen. Solche Steingeräthschaften sind noch jetzt bey wilden Völkern in Gebrauch, aber auch nur bey ihnen, denn sobald der Wilde den Gebrauch der Metalle kennen lernt, wirft er seine steinernen Werkzeuge weg.

Fragt man nach der Lebensart dieser Wilden, so kann uns die ganze Sammlung der von ihnen benützten und nachgelassenen Werkzeuge hierüber sichere Auskunft ertheilen. Sie haben nämlich sowohl mit Pfeil und Bogen, als auch mit Lanzen und der Harpune gejagt. Nebenbey haben sie aber auch Fischerey betrieben, theils mit dem Angelhaken und dem Senkel, theils mit der Fischgabel. Dieß setzt Boote voraus, die wahrscheinlich nur aus einem ausgehöhlten Baumstamme bestanden, wie man ein solches in England in der Tiefe eines Torfmoores gefunden hat. Solche aus einem Eichenbaume ausgehöhlte Boote werden noch hie und da in Schweden gebraucht, und, wie Ref. hinzusetzt, sieht man solche auch noch an unsern bayerischen Seen in Benützung, wo sie Einbäume genannt werden.

Es hat den Anschein, als ob dieser erste Volksstamm in Skandinavien weit verbreitet gewesen sey, denn Steingeräthschaften findet man in allen Landschaften, von Schonen bis nach Norland und auch in Norwegen. Daß sie in Dänemark und Schonen weit zahlreicher sind als im übrigen Schweden, kann theils daher kommen, daß die erst genannten Gegenden am dichtesten bewohnt waren, und theils daher, daß die alten Steinwerkzeuge in den übrigen Landschaften aus schlechteren Steinarten gemacht waren, welche der Einwirkung der Zeit nicht so gut widerstanden als der Feuerstein. Indeß findet man sie doch, wie gesagt, in allen Ländern. Als Thiere, die mit diesen Waffen gejagt wurden, hat Nilsson das Wildschwein, den Hirsch, das Rennthier, Elenn und Auerochsen ermittelt.

Aber die Wilden in Skandinavien müssen auch Häuser gehabt haben, in welchen sie sich wenigstens des Winters über aufhalten konnten. Man trifft nämlich Ruinen von steinernen Gebäuden genau von der Construction, wie die jetzt bey den Grönländern und überhaupt bey den Eskimos gebräuchlichen, öfters auch von den nämlichen Dimensionen in der Länge, Breite und Höhe und allemal mit dem engen Eingange nach der Sonnenseite gerichtet. Diese Steingebäude der Vorzeit sind aber zweyerley Art. Sie bestehen nämlich theils aus groben Seitensteinen und über diesen liegen eine oder mehrere grobe Steinplatten, theils aus weniger groben Seitensteinen und über diesen liegen niemals Steinplatten, sondern sie sind offen. In beyden Arten kommen immer Steingeräthschaften, und stets solche, niemals Metall,

vor; sie haben also beyde den ältesten Bewohnern des Landes angehört, aber in den mit Steinplatten gedeckten finden sich immer menschliche Gerippe, in den letztern nie. Die ersteren sind daher Begräbnißhäuser, die letzteren Wohnhäuser gewesen. In den letztgenannten trifft man Hausgeräth, Thongefäße, Feuersteinmesser, Aexte, Nadelschleifsteine und Putzsachen; Kohlen und Asche zeigen die Feuerstelle an. Solche Häuser, gruppenweise vereinigt, findet man nicht bloß in Schweden, Dänemark und Nordamerika, sondern auch in Deutschland, wo man sie Hünengräber nennt.

Da man in diesen Häusern keine Ueberreste von Hausthieren, mit Ausnahme des Hundes, auch keine Ackergeräthe antrifft, so folgt hieraus, daß die bezeichneten Ureinwohner den Ackerbau nicht betrieben. Von Schriftzeichen ist so wenig als von irgend einer Art religiösen Cultus etwas wahrgenommen worden. Die Schädel, welche sich in den Gräbern dieser Wilden finden, zeigen offenbar, daß sie nicht demselben Menschenstamme, welcher jetzt das Land bewohnt, angehörten. So viele Nilsson derselben gesehen, waren sie mehr rund als oval, mit kurzem, fast wie abgehauenem Hinterhaupt, denen der Lappen gleichend.

Zunächst nach dem ersten rohesten Volksstamme ist im südlichen Schweden ein anderer, weit höher gebildeter aufgetreten. Man hat geglaubt, daß dieser Stamm aus Cimbern bestanden habe, welche man als einen Zweig der weit verbreiteten Celten betrachtet. Es findet sich kein Uebergang von dem erstern zu diesem Stamme; die Schädel des letztern gleichen mehr den schwedischen mit vorstehendem Hinterhaupt, erscheinen aber länglicher. Die Waffen und Geräthschaften dieses Volkes sind immer und nur aus Erz; Stein brauchten sie zu denselben nicht, und Eisen hatten sie erwiesen nicht. Zu den Waffen des frühern Volksstammes kommen jetzt noch Degen, Schild und andere. Die Leichen wurden in ganz anderer Weise begraben. Während bey dem ältern Stamme es Grabgemächer gab, in welche eine Menge Leichen gebracht wurden, so findet man bey späteren entweder jede Leiche mit einem länglichen Vierecke großer Steinplatten oder kleinerer Rollsteine umgeben, oder die Leiche wurde auch verbrannt und die Asche wie die Knochentrümmer gesammelt und in eine Urne, oder in eine Höhle in Schutt ohne Urne gelegt. Das Ganze wurde mit einem großen Erdhügel bedeckt. Dieser Stamm hatte Zierrathen von Erz und Gold; er besaß Pferde und Rinder und betrieb den Ackerbau. Mit den ersten Ureinwohnern hatte er blutige Kämpfe zu bestehen; man traf einen solchen cimbrischen Schädel von einem in ihm feststeckenden Wurfpfeile, vom Zacken eines Elenngeweihs gemacht, also von einer Waffe der ersteren, durchbohrt.

Es ist bemerkenswerth, daß dieser zweyte Volksstamm, der auf einer weit höhern Bildungsstufe stand als der erste, doch der Geschichte durchaus unbekannt geblieben ist. Weder sie, noch selbst die Sagen erwähnen eines Volkes in Schweden, das Waffen von Kupfer geführt hätte. Alle Waffen, deren Erwähnung geschieht, sind mit solchen Beysätzen bezeichnet, daß man deutlich sieht, sie seyen von Eisen gewesen. Dabey legen die alten Sagen ihren Kriegern lange Schlachtschwerter, Helme, Harnische und große Schilder bey. Solche Waffen gehören aber nicht dem Volksstamme an, von welchem hier die Rede ist. Ein kurzer Degen und ein kleiner runder Parirschild waren seine ganze Rüstung. So haben wir hier denn zwey sehr verschiedene Völker dargestellt, welche beyde, besonders das erstere, in Skandinavien weit umher verbreitet waren und dort lange wohnten, obgleich nicht das Mindeste von ihnen in der Geschichte aufgezeichnet ist. Ihre hinterlassenen Ueberreste geben uns jedoch von ihrem Daseyn und der Art und Weise ihrer Cultur unzweifelhafte Aufschlüsse.

Am Schlusse dieser Anzeigen sey es mir gestattet, nochmals auf die erst angeführte Abhandlung von Retzius zurückzukommen, um sein Eintheilungsprincip der Rassen zu besprechen. Er berücksichtigt am Schädel zunächst die Form der Hirnschale, ob nämlich diese in die Länge gestreckt und verschmälert oder kurz und breit ist. Darnach theilt er die Rassen in Gentes dolichocephalae und brachycephalae. Je nachdem die Kiefer vorstehend sind oder nicht, bringt er jede dieser Hauptabtheilungen in 2 Unterabtheilungen: orthognathae und prognathae. Nach diesem Princip vertheilt er die ihm bekannten Stämme folgendermassen:

I. Gentes dolichocephalae.

a) Orthognathae: Gallier, Celten, Britten, Schotten, Germanen, Skandinavier.

b) Prognathae: Grönländer, mehrere nord- und südamerikanische Stämme (als Karaiben, Botokuden u. m.), Neger, Neuholländer.

II. Gentes brachycephalae.

a) Orthognathae: Slaven, Finnen und andere tschudische Völkerschaften, Afghanen, Perser, Türken, Lappen, Jakuten u. m.

b) Prognathae: Tataren, Kalmucken, Mongolen, Malayen, mehrere nord- und südamerikanische Volksstämme (als Inkas und Charruas u. m.) Papu.

Diese Eintheilung hat, wie jede künstliche, den Fehler, daß sie ein einzelnes Merkmal ausschließlich berücksichtigend, Formen, die in diesem different, außerdem in den übrigen mit einander mehr oder weniger übeinstimmend sind, weit auseinander bringt, wie z. B. Slaven, Finnen und Türken von den Germanen weiter als Neger und Grönländer abstehen, während dagegen die im Uebrigen so heterogenen Typen der beyden letzteren in eine Abtheilung zu stehen kommen. Blumenbachs Eintheilung, die alle Merkmale, insbesondere auch die wichtigen vom Gesichtstheile hergenommenen, berücksichtigt, ist eben deßhalb naturgemäßer. Ueberdieß hat Blumenbach bey seiner Rasseneintheilung nicht bloß die Schädelform in Betracht gezogen, sondern auch die ganze äußere Beschaffenheit und deßhalb natürlichen Verwandtschaften ihr volles Recht angedeihen lassen. Die Schädel mag man immerhin, wie es Retzius gethan, abtheilen; die Gentes aber sind nicht bloß nach diesem einzelnen Theile — der noch dazu von ihm nicht in seiner ganzen Totalität erfaßt wird — sondern nach der Summe ihrer Merkmale zu ordnen. Immerhin aber bleibt es ein Hauptverdienst von Retzius, daß er ein Merkmal in der Schädelform besser als bisher hervorgehoben und den Nachweis geliefert hat, daß selbiges zur Charakteristik der Volksstämme von großer Bedeutung ist.

A. Wagner.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

Eug. Robert, Lettere sulla Russia, seguite d'alcune considerazioni geologiche sulle rivoluzioni del globo. Milano 1842.

Generalbericht an S. Majestät den Kaiser von Rußland über das Ministerium des öffentl. Unterrichts für das Jahr 1843. Petersb. 1844.

Jo. Lelewel, Antiquités de Pologne, de Lithuanie et de Slavonie. Paris 1842.

L. Kralikowski, Mémoire historique et politique sur l'état actuel de la ville libre de Cracovie. Paris 1840.

Chauvin-Beillard, De l'empire Ottoman, de ses nations et de sa dynastie. 1841 — 1845. I. partie. — Islam. Paris 1844.

L. de Bystrzonowski, Sur la Serbie, dans ses rapports Européens avec la question d'Orient. Paris 1845.

Denkschrift über den untern Lauf des Oxus zum Karabugas-Haff des kaspischen Meeres u. s. w. Ein Sendschreiben an Alex. von Humboldt von C. Zimmermann. Berlin 1845.

J. G. Jackson, An account of the empire of Marocco and the districts of Suse and Tafilelt. Lond. 1814.

Ch. Christ. Rafn, Supplement to the antiquitates Americanae edited under the auspices of the royal society of Northern antiquaries. Copenhag. 1841.

Gesammelte Aktenstücke des Vereins zum Schutze deutscher Einwanderer in Texas. Mainz 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. September.

Nro. 175. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Das nordische Griechenthum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas. Von Hermann Müller. Mainz 1844. XV, 520.

Hr. Müller ist grausam! Hr. Müller ist Wühler und Revolutionär im vollen Sinne des Wortes — freylich nicht in der Politik, aber doch in der Wissenschaft und Kunde des Alterthums, was für Ruhe und feste Resultate liebende Leute nicht weniger unbequem und lästig ist. Oder wie soll man den Mann nennen, der in der Unruhe seines eigenen Gemüths einen der wesentlichsten Zweige des europäischen Wissens in den Grundlagen erschüttern, und alles über Alterthum und klassische Vergangenheit bis jetzo im Occident zu Glauben und Recht Bestehende mit einem Schlage vernichten will? Nach der gemeinen Vorstellung ist ja der Anfang der menschlichen Dinge, der Gesittung, der Kunst, der Weisheit und der Geschichte im Orient zu suchen und haben insbesondere die Landschaften zu beyden Seiten des Archipelagus und des Mitelmeeres, von den Ausläufern des Kaukasus und des Hochlandes Armenien bis zu den Säulen des Herkules, als Schauplatz der heiligen Urkunde sowohl als der lieblichen Mythenwelt der griechischen Dichter, des Homeros und Hesiodos gegolten. Nach Hrn. Müller wäre nun das Alles falsch und alle Geschichte der gebildetsten Völker Europas völliger Irrthum! Irrthum, wer die Deutschen für Germanen hält! Irrthum, wer das Paradies im Morgenland und den Ausgang der Japhetiden, der aus diluvianischem Strafgericht wiedergebornen Völker, mit Görres in Armenien sucht! Irrthum, kläglicher Irrthum, wenn der früheste, urgeschichtliche, klassische Glanz bisher auf das zaubervolle Hellas und auf die milden Tinten ewigreiner Lüfte der warmen Zone fiel! Selbst Indien und Iran verlieren den Preis; und der Ruhm, Wiege der Menschheit, Ursitz und Vaterhaus der edelsten Bildung, der höchsten Heiligthümer, alles geistigen und religiösen Wissens, aller Künste und Fertigkeiten, aller politischen Größe, namentlich alles Hellenenthums zu seyn, gebührt dem nordwestlichen Europa, den brittischen Inseln, der Meerenge von Calais, dem Petersberge bey Mastricht, dem Maasstrom und dem kleinen Eckerflüßchen, in welchem Hr. Müller den Cocytus der griechischen Hades-Mythe fand. Hier — in den Landschaften zu beyden Seiten der Meerenge, des sogenannten nordischen Sundes — „ist das Herz der Erde und der Mittelpunkt, auf den sich alle Kunde und alles Wissen der alten Welt bezieht.“ Das ist eine ganz neue Lehre und, wie es Hr. M. selbst gesteht, ein „kühner Umschwung der ältesten Geschichte der Menschheit.“ Hr. M. fühlt die ganze Wichtigkeit und Tragweite seiner neuen Ansicht und hat sich nebenher das Umwälzerische und Gefährliche des Unternehmens nicht verhehlt. Hr. M. verfolgt aber ein höheres Ziel und erschrickt nicht im Mindesten vor den Wirkungen der Brandfackel, die er mitten unter die abendländischen Literaten schleudert. Denn muß er auch, „geleitet durch sein inneres Licht,“ in der europäischen Alterthumswissenschaft überall nichts als Unzulänglichkeit, Mißgriff und Verwirrung erblicken, so tröstet ihn über den Ruin weltlicher Gelehrsamkeit der Gedanke, „daß doch

„Hesperiden zugleich, jenseits der Okeanos-strömung.“

Nun aber „strömt“ es in der Meerenge zwischen der britischen und belgischen Küste aus der Nordsee in die Atlantis hinein, ergo ist hier die Oceansströmung, ergo sind hier die „Enden des Oceans,“ die „Furt,“ der „Sund,“ ergo wohnten die „Hesperiden“ der belgischen Küste gegenüber, ergo ist διαβὰς πόρον Ὠκεανοῖο nicht mit „Fahren durch die Enge“ zu übersetzen, sondern mit „Herakles fuhr durch den Sund des Okeanos,“ d. i. fuhr aus Britannien auf die belgische Küste herüber, — Schlüsse, die gewiß Niemend zu bestreiten wagt. Und wenn nun — fährt Hr. M. im Argumente fort — dieser πόρος Ὠκεανοῖο, dieser „Okeans-Sund“ offenbar nur auf den Aermelkanal, auf den Pas de Calais, auf die strömende Meerenge zwischen Britannien und Gallien gedeutet werden könne und müsse, so sey hiemit auch Grundlage und Ausgangspunkt für die gesammte Mythenlehre des griechischen Alterthums gefunden und festgesetzt. Die Unterwelt des Homeros mit Allem was ihr anhaftet, wäre in Folge obiger Definitionen auf der belgischen Küste; das Gebiet der Hesperiden dagegen, der Gorgonen und des Königs Geryon jenseits des okeanischen Sundes auf den britischen Inseln zu suchen.

Nach Hrn. M's. genialer Deutung hatten Sonne, Tag, Nacht, Erde, Meer, Tartarus und Himmel, ja sämmtliche Götter von Hellas in Britannien und Belgien ihre Wurzel, ihren Anfang und Sitz, ihre Heimath und ihr Ende. Nicht genug, Hr. M. liefert auch die Titanenschlacht in Belgicum und weist mit derselben Gründlichkeit der heiligen Himmelsstiege, dem Fluß Eridanus, dem Elysium, dem Electrum und Phaëthons Sonnenwagen, den Phäaken und Cyclopen, dem Aeolus und der Circe Sitz und Heimath ebenfalls am Pas de Calais und in Belgien nach. Sogar die Mysterien von Eleusis seyen aus Belgien nach Hellas gekommen; denn Eumolpus, ihr Begründer in Attika, sey ein Thraker, d. i. ein Nordländer, ergo ein Belgier gewesen, was natürlich nicht anzufechten ist.

Wenn es Hr. M. doch nur mit diesen originellen Ansichten und ohne Zweifel höchst erfolgreicher und die Phantasie der Zeitgenossen lange nährenden Entdeckungen bewenden ließe! Aber nein! Hr. M. ist unerbittlich und beweist in sinnreichem Argument, daß man die „geschwärzten Indier“ der Mythe, d. i. die Aethiopen ebenfalls in Belgien suchen müsse. Auf der Schale der Rhamnusischen Nemesis waren ja Aethiopen eingegraben; der Vater dieser Nemesis aber hieß Okeanos, also — argumentirt Hr. M. — war des Okeanos Sitz im Lande der Aethiopen, Okeanos aber, wie oben gezeigt, ist der britische Sund, ergo wohnten auch die Aethiopen am britischen Sund (S. 62).

Komme man Hrn. M. nicht mit der Einwendung, daß die Aethiopen schwarze Hautfarbe und krauses Wollhaar, Nothomb und Thorbecke aber mit den Leydener Studenten weiße Hautfarbe mit lichtem, fließendem Kopfhaar haben und folglich keine Aethiopen seyen. Die Meinung, daß die Aethiopen schwarze Leute waren, erklärt Hr. M. geradeweg für einen „sprachlichen Mißgriff,“ weil Αἰθίοψ als Beywort nur wie Αἰθόψ zu nehmen sey (das ι wie in ἠριδανός, καλλιγενής); αἰθόψ aber heiße nicht bloß verbrannt, es heiße auch feurig, glänzend, und folglich bedeute Αἰθόψ eigentlich nicht einen Schwarzen, sondern einen „Verehrer des Lichtgottes,“ zu welcher Auslegung van Bommel als lebender Commentar dienen könnte.

Da aber von den Aethiopen der Odyssee bekanntlich der eine Theil im äußersten Westen (natürlich in Belgien), der andere dagegen am äußersten Ostrande der Erde saß, so bringt Hr. M. auch die wichtige Frage zur Entscheidung, bey welcher der beyden Abtheilungen die Homerischen Götter bisweilen einzukehren und zu essen pflegten. Weil die Aethiopen, — so argumentirt Hr. M. — im Osten wie im Westen waren, die Götter der Odyssee aber nicht auf beyden Seiten Besuche machen und tafeln konnten, so ist anzunehmen, daß sie zu den Aethiopen des britischen Sundes kamen und auch die große Zauberin Dido zwar in Libyen geboren, aber am „britischen Sunde“ zu Priesterthum und Hexenkunst gebildet worden sey. Denn wo Götter sitz und Ursprung, dort sey auch Sitz des obersten Pontifex und der heiligen Scienz, folglich auch der

Rigordus seine Nachricht über die trojanische Pariserstedlung habe, erklärt Hr. M. nicht bloß für nutzlos und unzulässig, er tarirt sie in seinem Restaurationseifer sogar als rationalistisch-sträfliche Neugierde und Geistesunzufriedenheit, der man sich mit Kraft entgegenstemmen müsse. Dem ewigen Gefrage Wie, Woher, Warum will Hr. M. ein für allemal, wie Narvaez dem Madrider Constitutions- und La Granja-Gerede, ein Ende machen. Denn die lauterste Quelle der Wahrheit ist nach Hrn. M. die „Ueberlieferung“ (die Tradition) des Mittelalters, und eben weil im Mittelalter der Glaube noch stärker, die Ueberlieferung heiliger war (S. 139), habe man die Spuren der Wahrheit im Mittelalter nie gänzlich verkommen lassen, wie in unserer Zeit. „Offenbar stütze sich obige Nachricht des Rigordus auf eine dieser uralten und heiligen Ueberlieferungen, die im dreyzehnten Jahrhundert noch lebendig gewesen und erst durch maaßlosen Progreß der neuesten Wissenschaft erbleicht und erloschen sey.“ Dieser Satz hat uns auf den Kern, oder eigentlich auf das Wort hingeführt, auf welches Hr. M. seine Restauration der historischen Wissenschaft im Allgemeinen und der Alterthumskunde insbesondere gründet — auf alte Sagen und mündliche Ueberlieferung der dunkelsten Periode europäischen Völkerlebens. Hr. M. nimmt das Daseyn uralter, vom Paradies ausgehender, die ganze Menschheit umfassender Traditionen an, die in einem bis heute unentwirrbaren Unsinn auf unsere Zeiten herabgekommen sind und jetzt erst durch ihn, d. i. durch Hrn. Hermann Müller in Würzburg, ihre volle Deutung und genaue Lösung finden mußten. Nicht neue Erkenntnißquellen soll Hr. M. entdecken; weder Sanskrit, noch Pali, noch Kawi, noch chinesisch soll er lernen, um das neue Licht aufzustecken; ja nicht einmal des Pentateuchs bedarf es und Ewald's mystischer Deutung des hebräischen A B C. Hr. M. braucht nur etwas keltisch und sehr viel griechisch zu wissen, weil das dunkle Räthsel der Urwelt nur aus dem keltisch-nordischen Sagenkreis und dem hinter diesem in Firsternweite hervorblickenden Griechenmythus zu erklären ist.

Ein „großes nördliches Griechenthum,“ das in seinem über alle bekannte Geschichte hinausfallenden, höchsten, urgeschichtlichen, klassischen Glanze Nordeuropa umfaßte und auf den britischen Inseln sein Centrum hatte, ist der neue, fruchtbare, geniale Gedanke unseres historischen Restaurators. Nahe an 3000 Jahre vor Christus — Hr. M. berechnet es ziemlich genau — blühte dieses britanische Central-Urgriechenthum, dessen kleinste Ausströmung und matteste Copie das spätere (von den Deutschen mit Recht enthusiastisch gelichte) Hellas sey, als mächtiges Culturreich in voller Pracht und sandte seine Pflanzvölker, seine Sprache, seine Gesittung und religiöse Weltanschauung nicht etwa bloß auf den nahen Continent, nach Gallien, Italien und den Donauländern; es sandte sie nach Libyen, nach Aegypten, nach Scythien und ganz Hochasien, nach Persien, Medien und Indien, wie Hr. M. etymologisch und zum Theil sogar documentalisch mit großer Schärfe für jedes der genannten Länder und Völker namentlich zu beweisen nicht unterläßt. Etymologie griechischer Wörter ist der Hebel, mit dem Hr. M. die alte Welt aus den Angeln wirft! Oder dürfte sich etwa Jemand freventlich widersetzen, wenn Hr. M. den Namen „des großen Indusstromes, des Volkes der Indier und des Gottes Indus“ zwar etwas verschämt, aber doch gläubig und muthvoll von dem kleinen niederdeutschen, zwischen Köln und Mastricht in die Meer fallenden Indaflüßchen herleitet? (S. 452). Und wenn nun vollends die „Blätter für lit. Unterhaltung“ (1833, No. 62) von einer 2000 Jahre alten Brahminenhandschrift in Benares reden, in welcher die Insel Britannien als „gelobtes Land“ beschrieben, Themse, Isis und andere Flüsse Englands aber mit ähnlichen Namen bezeichnet und Stonehenge als großer Hindutempel geschildert wird (S. 246), so mag ohne nähere Prüfung dieser Benares-Handschrift, wie ohne Mißtrauen auf Hrn. M.'s etymologischen Genius, Britannien von nun an als Wiege und Ausgangspunkt der größten Völker des Erdbodens, als Mittelpunkt des weltumfassenden Urgriechenlands, als platonische Atlantis, selbst als Heimath und Ursprung aller Götter und Menschen, als Paradies und Tartarus gelten.

Haben auch Griechen und griechisches Wesen, besonders in der neuesten Zeit, vielen deutschen Ge-

vollkommen auf die heutigen Niederlande und auf die friesische Küste passe, und der Canal von Calais eigentlich die „Höllenmauer“ des Dichters sey (S. 109).

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Anzeige aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

Gius. Zamboni, Sull' elettromotore perpetuo istruzione teorico-pratica. Verona 1833.

J. Adhémar, Die Revolutionen des Meeres. A. d. Franz. übers.

Dr. A. Wagner, Geschichte der Urwelt, mit besond. Berücksichtigung der Menschenrassen und des Mosaischen Schöpfungsberichts. Abth. 1. Leipz. 1844.

Atti della quinta unione degli scienziati Italiani tenuta in Lucca nel Sept. 1843. Lucca 1844.

M. H. de Blainville, Histoire des sciences de l'organisation et de leurs progrès comme base de la philosophie. Rédigée par F. L. M. Maupied. T. 1—3. Par. 1845.

Dr. H. Schinz, Systematisches Verzeichniß aller bis jetzt bekannten Säugethiere der Synopsis Mammalium nach dem Cuvier'schen System. Bd. I. Solothurn 1844.

J. Fr. Naumann's Naturgeschichte der Vögel. Th. 12. Schluß des Werkes. Leipz. 1844.

Rich. Owen, On the teeth of a species of the Genus Labyrinthodon (Mastodon saurus of Jaeger) common the german Keuper formation and the Lower Sandstone of Warwick and Leamington. Lond. 1841.

Dr. J. G. Will, Horae Tergestinae oder Beschreibung und Anatomie der im Herbste 1843 bey Triest beobachteten Akalephen. Leipz. 1844.

Dr. M. J. Schleiden, Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik. 2. Aufl. Th. 1. Leipz. 1845.

Dr. L. Rabenhorst, Deutschlands Kryptogamen-Flora oder Handbuch u. s. w. Bd. 1. Pilze. Bd. 1. Abth. 1. Lichenen. Leipz. 1844.

Alf. Malherbe, Description d'une nouvelle espèce du genre pic, de l'Algérie. Metz 1842.

Fil. Parlatore, Lezioni di Botanica comparata. Firenze 1843.

J. de Brignoli a Brunnhoff, Horti botanici R. archigymnasii Mutinensis historia. Mutinae 1842.

Dr. A. E. Reuß, Die Versteinerungen der böhmischen Kreideformation. Abth. 1. Stuttg. 1845.

A. Keiserling, Notiz über den alten rothen Sandstein an der Ischora. St. Petersb. 1844.

Dr. S. Kutorga, Bemerkungen über die Kupfersandsteinbildung am westlichen Abhange des Ural. Petersb. 1844.

P. Partsch, Die Mineralien-Sammlung im k. k. Hof-Mineralien-Kabinette zu Wien. 1843.

P. Partsch, Die terminologische oder Kennzeichen-Sammlung im k. k. Hof-Mineralienkabinette zu Wien. Wien 1844.

Ehrenberg, Ueber drey Lager von Gebirgsmassen aus Infusorien als Meeres-Absatz in Nordamerika und deren Vergleichung mit den organischen Kreidegebilden in Europa und Afrika. Leipz. 1844.

F. de Castelneau, Essai sur le système silurien de l'Amérique septentrionale. Par. 1843.

W. Löbe, Geschichte der Landwirthschaft im Altenburgischen Osterlande. Leipz. 1845.

J. Manuel de Arellano, El cazador instruido y arte de cazar con escopeta y perros. Barcelona s. a.

Fr. A. Schmidt, Chronologisch-systematische Sammlung der Berggesetze der österreichischen Monarchie. Abth. I. Königreich Böhmen, Markgrafschaft Mähren und Herzogthum Schlesien. Bd. 1—13. (vom J. 1248—1832). Wien 1832—34. Abth. II. Königreiche: Ungarn, Croatien, Dalmatien, Slavonien und das Großfürstenthum Siebenbürgen. Bd. 1—25. (vom J. 1053—1834). Wien 1834—38.

Code de commerce pour les états de S. M. le roi de Sardaigne. Turin 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Das nordische Griechenland und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas.

(Fortsetzung.)

Wundert sich auf diese geographische Entdeckung hin noch ein deutscher Leser über das Dämonische und wahrhaft Tartarus-athmende in Styl und Urtheil des Heidelberger Schlosser, der im großen Drama des achtzehnten Jahrhunderts bekanntlich nur zwei Classen Bühnenhelden — Schufte oder Imbecille — sieht? Der Mann ist ein Friese, und folglich ein Sohn der Unterwelt und der grauenvollen Müllerischen Hades-Nacht.

Die Höllenmauer — so denkt man sich — hatte sicherlich auch ihr Thor, von dem bey Dante und auch im neuen Testamente geredet wird. Dieses Höllenthor, diesen Eingang in den Hades hat Hr. M. im alten Wasserzug unweit Vlissingen, im sogenannten Hellegat erkannt, weil „Helle" doch eigentlich an Hölle mahnt, gate aber im Englischen heute noch das Thor bedeutet.

Kein Commentarienschreiber hat übrigens mit solcher Sicherheit, wie Hr. M., die Straße der Jasonsgefährten und des Odysseus in die Unterwelt nachgewiesen. Von Gesoriacum (Boulogne sur mer), wo der Held von Ithaka auf den Rath der Circe gelandet haben soll, ging er in die Hauptstadt der Kimmerier, d. i. nach Tongern, dem Hermioneia der Argonauten, die zuerst von Kolchis in die Ostsee, und nach vielen Abenteuren, ohne daß man eigentlich die Möglichkeit recht einsehen kann, in das kleine aus den Ardennen hervorbrechende Jeckerflüßchen, und auf diesem endlich in die Maas und nach Tongern gelangten, wo der Eingang des Hades war.

Aber warum soll gerade das Lüttichsche Tongern der Hades seyn? Hr. M. thut diese Frage absichtlich, um das Schlagende seiner Syllogismen recht hervorzuheben und anschaulich zu machen. Nach dem Mythos der Griechen empfing Perseus, der Fabelheld, den „bergenden Helm" vom Hades; Perseus aber, sagt Hr. M., deutet auf die Perser; König der Perser aber war Tungrus; Tongrus aber baute, nach Hariger, die Stadt Tongern; ergo muß Tongern das alte Hades seyn. — Man sieht wohl, Hr. M. hat sich in seinen alterthümlichen Forschungen durchaus den kritischen Leibarzt Rigordus aus dem dreyzehnten Jahrhundert zum Muster genommen.

Als Hauptargument jedoch, daß die Unterwelt des griechischen Mythos an der niederländischen Maas gewesen sey, gilt Hrn. M. der Carnaval, die Fasnacht, der Fasching, dessen mittelalterliche Prachtfeyer sich zum Theil bis auf den heutigen Tag an den Maasufern erhalten habe. Die niederländischen Faschingsumzüge von Aachen nach Mastricht seyen Ueberbleibsel der alten sueviſchen Hertha- oder Isisfeyer, die aus Britannien nach Rügen kam und als Urbild des Umzuges von Eleusis zu betrachten ist. Denn „Fase" erklärt Hr. M. (S. 339 ff.) als Uebersetzung des Wortes Nundina, d. i. Lundina, d. i. London, d. i. Fruchterzeugerin, Parens, Mutter. Fasching aber, d. i. Fasegang, bedeute den Umzug der Fasegöttin,

„Hesperiden zugleich, jenseits der Okeanosströmung.“

Nun aber „strömt“ es in der Meerenge zwischen der britischen und belgischen Küste aus der Nordsee in die Atlantis hinein, ergo ist hier die Oceansströmung, ergo sind hier die „Enden des Oceans,“ die „Furt,“ der „Sund,“ ergo wohnten die „Hesperiden“ der belgischen Küste gegenüber, ergo ist διαβὰς πόρον Ὠκεανοῖο nicht mit „Fahren durch die Enge“ zu übersetzen, sondern mit „Herakles fuhr durch den Sund des Okeanos,“ d. i. fuhr aus Britannien auf die belgische Küste herüber, — Schlüsse, die gewiß Niemand zu bestreiten wagt. Und wenn nun — fährt Hr. M. im Argumente fort — dieser πόρος Ὠκεανοῖο, dieser „Okeans-Sund“ offenbar nur auf den Aermelkanal, auf den Pas de Calais, auf die strömende Meerenge zwischen Britannien und Gallien gedeutet werden könne und müsse, so sey hiemit auch Grundlage und Ausgangspunkt für die gesammte Mythenlehre des griechischen Alterthums gefunden und festgesetzt. Die Unterwelt des Homeros mit Allem was ihr anhaftet, wäre in Folge obiger Definitionen auf der belgischen Küste; das Gebiet der Hesperiden dagegen, der Gorgonen und des Königs Geryon jenseits des okeanischen Sundes auf den britischen Inseln zu suchen.

Nach Hrn. M's. genialer Deutung hatten Sonne, Tag, Nacht, Erde, Meer, Tartarus und Himmel, ja sämmtliche Götter von Hellas in Britannien und Belgien ihre Wurzel, ihren Anfang und Sitz, ihre Heimath und ihr Ende. Nicht genug, Hr. M. liefert auch die Titanenschlacht in Belgicum und weist mit derselben Gründlichkeit der heiligen Himmelsstiege, dem Fluß Eridanus, dem Elysium, dem Electrum und Phaëthons Sonnenwagen, den Phäaken und Cyclopen, dem Aeolus und der Circe Sitz und Heimath ebenfalls am Pas de Calais und in Belgien nach. Sogar die Mysterien von Eleusis seyen aus Belgien nach Hellas gekommen; denn Eumolpus, ihr Begründer in Attika, sey ein Thraker, d. i. ein Nordländer, ergo ein Belgier gewesen, was natürlich nicht anzufechten ist.

Wenn es Hr. M. doch nur mit diesen originellen Ansichten und ohne Zweifel höchst erfolgreichen und die Phantasie der Zeitgenossen lange nährenden Entdeckungen bewenden ließe! Aber nein! Hr. M. ist unerbittlich und beweist in sinnreichem Argument, daß man die „geschwärzten Indier“ der Mythe, d. i. die Aethiopen ebenfalls in Belgien suchen müsse. Auf der Schale der Rhamnusischen Nemesis waren ja Aethiopen eingegraben; der Vater dieser Nemesis aber hies Okeanos, also — argumentirt Hr. M. — war des Okeanos Sitz im Lande der Aethiopen, Okeanos aber, wie oben gezeigt, ist der britische Sund, ergo wohnten auch die Aethiopen am britischen Sund (S. 62).

Komme man Hrn. M. nicht mit der Einwendung, daß die Aethiopen schwarze Hautfarbe und krauses Wollhaar, Nothomb und Thorbecke aber mit den Leydener Studenten weiße Hautfarbe mit lichtem, fließendem Kopfhaar haben und folglich keine Aethiopen seyen. Die Meinung, daß die Aethiopen schwarze Leute waren, erklärt Hr. M. geradeweg für einen „sprachlichen Mißgriff,“ weil Αἰθίοψ als Beywort nur wie Αἰθόψ zu nehmen sey (das ι wie in ἠριδανός, καλλιγενής); αἰθόψ aber heiße nicht bloß verbrannt, es heiße auch feurig, glänzend, und folglich bedeute Αἰθιόψ eigentlich nicht einen Schwarzen, sondern einen „Verehrer des Lichtgottes,“ zu welcher Auslegung van Bommel als lebender Commentar dienen könnte.

Da aber von den Aethiopen der Odyssee bekanntlich der eine Theil im äußersten Westen (natürlich in Belgien), der andere dagegen am äußersten Ostrande der Erde saß, so bringt Hr. M. auch die wichtige Frage zur Entscheidung, bey welcher der beyden Abtheilungen die Homerischen Götter bisweilen einzukehren und zu essen pflegten. Weil die Aethiopen, — so argumentirt Hr. M. — im Osten wie im Westen waren, die Götter der Odyssee aber nicht auf beyden Seiten Besuche machen und tafeln konnten, so ist anzunehmen, daß sie zu den Aethiopen des britischen Sundes kamen und auch die große Zauberin Dido zwar in Libyen geboren, aber am „britischen Sunde“ zu Priesterthum und Hexenkunst gebildet worden sey. Denn wo Göttersitz und Ursprung, dort sey auch Sitz des obersten Pontifex und der heiligen Scienz, folglich auch der

Poesie und Sternkunde; ergo war auch Atlas mit seinen Himmelssäulen am mehrgedachten Sund.

Bey aller Schärfe der Argumente scheint der Verfasser doch an unbedingtem Beyfall der Leser noch zu zweifeln. Hie und da könnte ja ein Vorwitziger fragen, warum aus allen Meerengen, Strömungen, Enden und Sunden des Oceans das „πόρος“ und „πείρατα“ des griechischen Mythos gerade auf die Engfurt von Dover und Calais zu beziehen und nicht lieber von der Meerenge Gibraltar zu verstehen sey, jenseits welcher man nach den Begriffen des Alterthums die „glückseligen Inseln“ zu suchen habe. Wider die Gefahr dieses Einwurfes schützt sich Hr. M. durch den Strom Eridanus, dessen Mündungen, der Mythe gemäß, die „Enden des Okeanos“ berührten. Nun aber ist nach Hrn. M. Eridanus der Rheinstrom, und folglich muß der Meerstreif zwischen der britischen und belgischen Küste der mythische Ocean und das der Eridanus-Mündung gegenüber gelegene Britannien die dem classischen Alterthume heiligste Stätte der Erde seyn.

Schafarik hat zwar seine Gründe den Eridanus auf der Ostseite des baltischen Meeres (Düna, Ruda ꝛc.) zu suchen. Was will aber Hr. Schafarik gegen Hermann Müller? Hr. M. entlehnt seine Argumente vom Himmel, an welchem sich das Sternbild „Strom Eridanos“ sichtbar vom Südpol zum Nordpol wendet. Aus dieser Richtung des Sternbildes zieht Hr. M. den Schluß, daß Eridanus den Rhein bedeute, weil sich der Rhein in seinem Laufe ebenfalls von Süden nach Norden wende. Zwar fließe auch der Nil in derselben Richtung, könne aber doch nicht Eridanus seyn, „weil der mythische Strom im Westen seyn müsse.“ Wir bitten den critischen Leser, bey dieser Stelle ja nicht an das „petitio principii“ der alten Logiker zu denken!

Gegen Beweisgründe von solcher Stärke wird man hoffentlich keine erhebliche Einwendung zu Stande bringen. Auch ist Hr. M. auf die Einheit des mythischen Eridanos und des Rheinstromes besonders erpicht und gibt nebenher auch die wahre Erklärung des Wortes „Rhenus.“ Rhenus sey offenbar das griechische Ῥῆν und bedeutet „Schaf,“ „Widder,“ daher rheno, „Schafhaut“ und Tracht der überrheinischen Germanen. Zugleich sieht aber auch Hr. M. im Rhenus, d. i. Eridanus, wieder den Lichtgott, den göttlichen Widder, den Ammon oder Amun mit dem Widderkopf, weil Schaf im Griechischen auch ἀμνός heißt, was natürlich mit dem ägyptischen Amun dasselbe sey und dem Rhenus seinen dichterischen Beynamen bicornis gewonnen habe.

Nach dieser kurzen Analyse der fünf ersten, ungemein reichhaltigen Abschnitte braucht man dem Leser nicht erst zu wiederholen, daß Hr. M. mit der größten Hartnäckigkeit auf dem Satze besteht, die Meerenge von Calais sey im Sinne der Alten das Ende der Welt gewesen und die keltischen, durch römische und alexandrinische Compendienschreiber verschieden gestalteten Eigennamen auf der gallischen Nordküste seyen insgesammt Anspielungen auf diese alte Weltendsidee und durchweg aus dem Urgriechischen zu erklären, welches dreitausend Jahre vor Christus im heutigen Gallien, Nordgermanien und Belgien gesprochen worden sey. Das Gesoriacum (Boulogne sur mer) des Plinius und Ptolemäos ist Hrn. M. schlechtweg Γῆς ὅριον, Erdende, finis terrae. Dasselbe bedeutet ihm Gesoriam, die spätere lateinische Benennung der flandrischen Stadt Gent. Nicht weniger behende sieht Hr. M. im alten Gistellae unweit Ostende einfach das griechische Γῆς τέλος, und im Gesocribáte bey Brest ein Γῆς ὀκρίβας, d. i. eine Weltbühne, eine Weltkanzel, einen Weltkutschenbock. Den größten Reichthum etymologischer Künste verschwendet Hr. M., um herauszubringen, daß Calais (Caletum) eigentlich die griechische Nebenform Κλείτον sey und mit „Weltriegel“ übersetzt werden müsse (S. 97 ff.) Daß Caledi im Kelto-Kymrischen „Meerenge“ bedeute, weiß Hr. M. so gut wie Jedermann. Allein diese einfache Lösung darf ihm nicht genügen, weil er im Nordwesten Europas überall nur Urgriechisches sieht und sich von der fixen Idee eines vor 5000 Jahren blühenden britannisch-griechischen Paradieses nicht trennen kann. Nach sorglich gläubiger Prüfung und Vergleichung der mythologischen Texte des Hesiodus mit Lage und Gestalt der deutschen Nordseeländer hat Hr. M. gefunden, daß die Beschreibung des Kartarus

vollkommen auf die heutigen Niederlande und auf die friesische Küste passe, und der Canal von Calais eigentlich die „Höllenmauer“ des Dichters sey (S. 109).

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

Gius. Zamboni, Sull' elettromotore perpetuo istruzione teorico-pratica. Verona 1833.

J. Adhémar, Die Revolutionen des Meeres. A. d. Franz. übers.

Dr. A. Wagner, Geschichte der Urwelt, mit besond. Berücksichtigung der Menschenrassen und des Mosaischen Schöpfungsberichtes. Abth. 1. Leipz. 1844.

Atti della quinta unione degli scienziati Italiani tenuta in Lucca nel Sept. 1843. Lucca 1844.

M. H. de Blainville, Histoire des sciences de l'organisation et de leurs progrès comme base de la philosophie. Rédigée par F. L. M. Maupied. T. 1—3. Par. 1845.

Dr. H. Schinz, Systematisches Verzeichniß aller bis jetzt bekannten Säugethiere der Synopsis Mammalium nach dem Cuvier'schen System. Bd. I. Solothurn 1844.

J. Fr. Naumann's Naturgeschichte der Vögel. Th. 12. Schluß des Werkes. Leipz. 1844.

Rich. Owen, On the teeth of a species of the Genus Labyrinthodon (Mastodon saurus of Jaeger) common the german Keuper formation and the Lower Sandstone of Warwick and Leamington. Lond. 1841.

Dr. J. G. Will, Horae Tergestinae oder Beschreibung und Anatomie der im Herbste 1843 bey Triest beobachteten Akalephen. Leipz. 1844.

Dr. M. J. Schleiden, Grundzüge der wissenschaftlichen Botanik. 2. Aufl. Th. 1. Leipz. 1845.

Dr. L. Rabenhorst, Deutschlands Kryptogamen-Flora, oder Handbuch u. s. w. Bd. 1. Pilze. Bd. 2. Abth. 1. Lichenen. Leipz. 1844.

Alf. Malherbe, Description d'une nouvelle espèce du genre pic, de l'Algérie. Metz 1842.

Fil. Parlatore, Lezioni di Botanica comparata. Firenze 1843.

J. de Brignoli a Brunnhoff, Horti botanici R. archigymnasii Mutinensis historia. Mutinae 1842.

Dr. A. E. Reuß, Die Versteinerungen der böhmischen Kreideformation. Abth. 1. Stuttg. 1845.

A. Reisetting, Notiz über den alten rothen Sandstein an der Ischora. St. Petersb. 1844.

Dr. S. Kutorga, Bemerkungen über die Kupfersandsteinbildung am westlichen Abhange des Urals. Petersb. 1844.

P. Partsch, Die Mineralien-Sammlung im k. k. Hof-Mineralien-Kabinette zu Wien. 1843.

P. Partsch, Die terminologische oder Kennzeichen-Sammlung im k. k. Hof-Mineralienkabinette zu Wien. Wien 1844.

Ehrenberg, Ueber drey Lager von Gebirgsmassen aus Infusorien als Meeres-Absatz in Nordamerika und deren Vergleichung mit den organischen Kreidegebilden in Europa und Afrika. Leipz. 1844.

F. de Castelneau, Essai sur le système silurien de l'Amérique septentrionale. Par. 1843.

W. Löbe, Geschichte der Landwirthschaft im Altenburgischen Osterlande. Leipz. 1845.

J. Manuel de Arellano, El cazador instruido y arte de cazar con escopeta y perros. Barcelona s. a.

Fr. A. Schmidt, Chronologisch-systematische Sammlung der Berggesetze der österreichischen Monarchie. Abth. I. Königreich Böhmen, Markgrafschaft Mähren und Herzogthum Schlesien. Bd. 1—13. (vom J. 1048—1832). Wien 1832—34. Abth. II. Königreiche: Ungarn, Kroatien, Dalmatien, Slavonien und das Großfürstenthum Siebenbürgen. Bd. 1—25. (vom J. 1053—1834). Wien 1834—38.

Code de commerce pour les états de S. M. le roi de Sardaigne. Turin 1842.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. September.

Nro. 177. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Das nordische Griechenland und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas.

(Fortsetzung.)

Wundert sich auf diese geographische Entdeckung hin noch ein deutscher Leser über das Dämonische und wahrhaft Tartarus-athmende in Styl und Urtheil des Heidelberger Schlosser, der im großen Drama des achtzehnten Jahrhunderts bekanntlich nur zwei Classen Bühnenhelden — Schufte oder Imbecille — sieht? Der Mann ist ein Friese, und folglich ein Sohn der Unterwelt und der grauenvollen Müllerischen Hades-Nacht.

Die Höllenmauer — so denkt man sich — hatte sicherlich auch ihr Thor, von dem bey Dante und auch im neuen Testamente geredet wird. Dieses Höllenthor, diesen Eingang in den Hades hat Hr. M. im alten Wasserzug unweit Vlissingen, im sogenannten Helleg at erkannt, weil „Helle" doch eigentlich an Hölle mahnt, gate aber im Englischen heute noch das Thor bedeutet.

Kein Commentarienschreiber hat übrigens mit solcher Sicherheit, wie Hr. M., die Straße der Jasonsgefährten und des Odysseus in die Unterwelt nachgewiesen. Von Gesoriacum (Boulogne sur mer), wo der Held von Ithaka auf den Rath der Circe gelandet haben soll, ging er in die Hauptstadt der Kimmerier, d. i. nach Tongern, dem Hermioneia der Argonauten, die zuerst von Kolchis in die Ostsee, und nach vielen Abenteuern, ohne daß man eigentlich die Möglichkeit recht einsehen kann, in das kleine aus den Ardennen hervorbrechende Jeckerflüßchen, und auf diesem endlich in die Maas und nach Tongern gelangten, wo der Eingang des Hades war.

Aber warum soll gerade das Lüttichsche Tongern der Hades seyn? Hr. M. thut diese Frage absichtlich, um das Schlagende seiner Syllogismen recht hervorzuheben und anschaulich zu machen. Nach dem Mythos der Griechen empfing Perseus, der Fabelheld, den „bergenden Helm" vom Hades; Perseus aber, sagt Hr. M., deutet auf die Perser; König der Perser aber war Tungrus; Tongrus aber baute, nach Hariger, die Stadt Tongern; ergo muß Tongern das alte Hades seyn. — Man sieht wohl, Hr. M. hat sich in seinen alterthümlichen Forschungen durchaus den kritischen Leibarzt Rigordus aus dem dreyzehnten Jahrhundert zum Muster genommen.

Als Hauptargument jedoch, daß die Unterwelt des griechischen Mythos an der niederländischen Maas gewesen sey, gilt Hrn. M. der Carnaval, die Fasnacht, der Fasching, dessen mittelalterliche Prachtfeyer sich zum Theil bis auf den heutigen Tag an den Maasufern erhalten habe. Die niederländischen Faschingsumzüge von Aachen nach Mastricht seyen Ueberbleibsel der alten suevischen Hertha- oder Isisfeyer, die aus Britannien nach Rügen kam und als Urbild des Umzuges von Elensis zu betrachten ist. Denn „Fase" erklärt Hr. M. (S. 339 ff.) als Uebersetzung des Wortes Nundina, d. i. Lundina, d. i. London, d. i. Fruchterzeugerin, Parens, Mutter. Fasching aber, d. i. Fasegang, bedeute den Umzug der Fasegöttin,

d. i. der Göttin-Mutter, der Isis, der Demeter, die ihre Tochter Persephone im Hades sucht. Aus dem Umstande, daß die auf dem Indaflüßchen nach Aachen (sic) herabgleitende niederdeutsche Faschingsbarke erst zu Mastricht Rüstzeug und Segel erhielt, folgert Hr. M. mit richtigem Blicke, daß die suchende Isisgöttin (Demeter) bey Mastricht gelandet sey, wo Pluto und Persephone, d. i. der Hades seine Stelle hatte. Alle Namen jener Landschaft tragen, wenn man Hrn. M. hört, einen hadesmäßigen, griechisch-mythischen Zuschnitt. Jülich, Juliacum, Julo deute auf Demeter, die den Beynamen Ἰουλώ trug. Inda laute fast wie Isis, Jecker aber, lateinisch Jacarus, französisch Jaar, griechisch Ἰάκχαρος, verrathe ebenso gewiß den Ἴακχος, d. i. Bacchus als der Flußname Mosa auf das dorische Μῶσα, die „Muse" führe. Bacchos führte ja die Musen und deßwegen fällt auch der Jacarus bey Mastricht in die Mosa, die ihrerseits sicherlich der Acheron der Argonauten ist. Denn Acheron, der Höllenfluß, rinnt nach dem alten Dichter in die zähe Hadespfütze; die Maas streicht aber unterhalb Mastricht ebenfalls in Moorgründe, Peel genannt; Peel aber ist offenbar das griechische πηλός, d. i. Schlamm, Pfütze; ergo ist die Maas der Acheron. Ebenso unwiderleglich zeigt Hr. M., daß das kleine Jeckerflüßchen (franz. Jaar, lat. Jacarus) der Cocytus sey. Cocytus fließt in den Acheron und bedeutet „Geheul," der Jacarus (i. e. Ἴακχος mit einer kleinen Wendung) fließt in die Maas und besagt soviel als „Freudengeschrey." Nun aber sind Freudengeschrey und Geheul, nach Hrn. M., im Grunde eins und dasselbe; ergo ist auch das Jeckerflüßchen soviel als der mythische Cocytus. Nur die Odyssee, welche von drei Höllenflüssen redet, macht unserm Hades-Topographen noch Verdruß. Dagegen erkennt Hr. M. im „weißen Fels," in dessen Nähe Jecker und Maas zusammenrinnen, unfehlbar Homers „Felsen (πέτρη)" am Confluens der beyden Höllenflüsse. Von diesem πέτρη oder πέτρος, wie es nach Hrn. M. auch heißen könnte, des Homerus komme wahrscheinlich auf traditionellem Wege der heutige Name „Petersberg," der die Citadelle von Mastricht trägt und in seinem Innern eine weite Unterwelt umschließt und von vielen tausend Gängen labyrinthisch durchflochten ist. — Da wären wir also im Herzpunkt der alten Fabelwelt, auf dem Petersberg bey Mastricht, wohin Herakles, Jason und Odysseus zu Schiffe kamen und der Cerberus seine Höhle hatte. Denn Hr. M., der Alles erklärt, ist auch um den dreyköpfigen Höllenhund nicht verlegen. Cerberus ist ihm der nordisch-griechisch-druidische Höhlenhüter des Petersberges. Der kleine Vorraum mit einer Hütte in der Felsenspalte am Thor zum unterirdischen Labyrinth des Petersberges war nach Hrn. M's. Dafürhalten vielleicht der Sitz des geistlichen Hüters, d. i. des Cerberus. Denn bey den Kelten bedeute „Hund" den Druiden.

Die Idee, daß der griechische Mythos und der Anfang aller Dinge auf die Landschaften um die Rheinmündungen und auf das gegenüber liegende Britannien zu beziehen sey und sich nur in Folge „sprachlicher Mißgriffe" als abgeblaßte und halbvergessene Ueberlieferung im spätern Hellas eingesiedelt habe, folglich die occidentalische Welt im ungeheueren Irrthum gefangen liege, hat sich im Gemüthe des gelehrten Verf.'s dermaßen festgesetzt, daß er für seine Thesis Argumente auch an solchen Orten findet, wo sie außer Hrn. M. Niemand vermuthet hätte. Oder wem von uns wäre es eingefallen, in der Benennung des bayerischen Altmühlflusses einen der stärkern Belege für das „nordische Urgriechenthum" zu erkennen! „Altmühl," sagt Hr. M., sey eigentlich Alkmena; Alkmena aber war Enkelin des Perseus und Mutter des Herakles, ergo gehören der ganze Fabelkreis des Herakles, seine labores auf der Oberwelt und im Hades den Rheinlandschaften und natürlich dem Petersberge bey Mastricht und den britischen Inseln an, in deren nächsten Nachbarschaft die bayerische Alkmena fließe.

Im Abschnitt VI. zeigt Hr. M. Spuren heraklischer Kämpfe an der Themsemündung und beweist zugleich, daß der (nach Aristophanes vierköpfige) Geryones im Norfolk wohnte; Skythen, Gelonen und Agathyrsen aber, die dem gelehrten Schafarik bekanntlich so viele Sorge machen, geradezu nordische Hellenen und Bewohner Britanniens waren (S. 121). Besonders gründlich aber wird in demselben Abschnitt dargethan, daß auf der britischen Kreideküstenwand bey Dover Standpunkt und Säu-

len des himmeltragenden Atlas zu suchen seyen. „Atlas“ heiße ja Felswand; die britische Küste aber ist eine Wand; die Wand des Atlas war aber am Ende der Welt; der Sund von Calais ist das Ende der Welt, ergo ist die britische Küste des Atlas „Säulenwand und Himmelsstütze.“

Abschnitt VII. handelt ausschließlich vom „nordischen Hercules,“ der natürlich urgriechisch redete und auf seinen Irrfahrten aus Britannien durch Gallien in die Südländer überall Spuren und Denkmäler seiner Heerzüge und Abenteuer hinterlassen hat. Hieher rechnet Hr. M. die gallische Stadt Alesia und die Landschaft Elsaß, welche beyde Namen aus Ἄλησις, d. i. Irre, Wanderung zu erklären seyen. S. 142 leitet Hr. M. sogar den noch nicht erklärten Völkernamen der Kelten, Κέλται, Κελτική frohen Muthes vom griechischen Aoriste ἔκελσαν, „sie landeten“ her. Denn Hr. M. denkt, die Urgriechen, aus Britannien ausziehend landeten (ἔκελσαν) zuerst auf der gallischen Küste und benannten das Land nach diesem Act Κελτική; was natürlich ganz plausibel ist*). Ebenso gläubig-lichtvoll ist die etymologische Deutung des Wortes „Tartarus“ (S. 138): es sey im Grunde nur eine Reduplication des Appellativs Τάρρος, τάρσος (das Weidengeflecht), von dem Hr. M. auch die Form τάρος annimmt und daraus τάρταρος, wie μάρμαρος von μαρ bildet. Und da τάρρος Geflecht, Verzäunung bedeutet, schließt es natürlich auch den Begriff „Riegel,“ „Höllenthor,“ „Hellegat,“ ja „Hölle“ selbst in sich und muß folglich auf den britischen Sund bezogen werden, weil daselbst, wie oben bewiesen, die Hölle des Mythos war.

Wer vom alten Keltenlande redet, muß natürlicher Weise auch etwas über die Druiden sagen. Hr. M. bekennt redlich, daß „Druide“ aus dem kymrischen derwen, die Eiche, derwydd = der Druide (im Bas-breton heißt dero die „Eiche“ und dru, Plural drued, der „Druide“) klar und verständig abzuleiten sey. Hr. M. führt es aber doch auf das griechische δρύς (die Eiche) zurück und erklärt sogar „Barde“ (der Druidendichter, der Sänger) aus dem griechischen φαρδ, φραδ, φραδής, d. i. Sapiens, und dieses von φράζω, ich denke, kenne, urtheile, rede. „Druide und Barde seyen zwar keltisch, aber nicht so wurzelhaft wie griechisch,“ für welches Hr. M. einen so feinen Tact verräth. Aber sehe man nur, wie Hr. M. von seinem „wurzelhaften Griechisch“ durch einen gewandten Syllogismus auf der Stelle Nutzen zieht. Nach Cäsars Angabe ward das Druidenthum in Britannien erfunden und von dort nach Gallien gebracht. Nun aber ist „Druide“ ein griechisches Wort, wie Hr. M. so eben bewiesen und angenommen hat. Ergo — so schließt Hr. M. wider Jedermanns Erwarten — ergo wohnten in der Urzeit Griechen in Britannien, was die große, neue, fixe Idee unseres Verf's. ist.

Diese ungemischten griechischen Stämme auf britischem Gebiete waren, nach Hrn. M., der Herd jener nordischen Bildung, aus welcher während der Continentalbarbarey des fünften, sechsten, siebenten und achten Jahrhunderts die Lehrer, Bekehrer und Erleuchter Galliens und Germaniens hervorgegangen sind. Ja, aus diesen „letzten nordischen Griechen“ sey die erste christliche Kirche Irlands entstanden, indem die dorisch-griechischen Druiden christliche Mönche wurden.

Abschnitt IX. handelt insbesondere von den Iren und von den merkwürdigen, heute noch bestehenden irischen Säulenthürmen, Grab- und Steinhügeln, die Hr. M. im Gegensatze mit der ungläubigen Kritik der Gegenwart, unter Bezugnahme auf Kohl und Moore, dem höchsten Alterthume, d. i. einem vorhistorischen Culturvolke, natürlich einem urgriechischen vindicirt. Nicht die Dänen, wie die Historiker irrig annehmen, sondern die Danaaen, d. i. die Danaer sind die Säulenerbauer und die Stein- und Grabhügelerrichter in Irland. Nach Hrn. M. wäre O'Connell

*) In einer spätern Stelle jedoch läßt Hr. M. den Namen „Kelten“ aus Caletum (Sund, Meerenge von Calais) erwachsen, weil nach Angabe des Etymologicum magnum Κίλτω, die Tochter des Brittanus, bey Calais den Sohn Κίλτος, d. i. die Kelten gebar. Deßwegen sey Kelte und Britte identisch, und der eine wie der andere am britischen Sunde entstanden (S. 209).

wirklich milesischer Grieche, wie es schon sein Name υἱὸς κονέλλου, d. i. „Sohn des bärtigen Hirsches“ (S. 185) (von κόννος, Bart, Haarbüschel, auch noch Anderes nach Riemer, und ἔλλος, der junge Hirsch) deutlich genug verkünde.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

Fr. Ph. Krapf, Handbuch zur Zoll- und Staats-Monopols-Ordnung. Bd. 12. Innsbruck 1844.

Statistische Uebersichten über Waaren-Verkehr und Zoll-Ertrag in deutschem Zollvereine für das Jahr 1843. Berl. 1845.

J. J. von Littrow, Vergleichung der vorzüglichsten Maaße, Gewichte und Münzen mit dem im öster. Kayserstaate gebräuchlichen. 2. Aufl. Wien 1844.

Heinr. Wichart, Methaphysische Anthropologie vom physiologischen Standpunkte und ihr Verhältniß zu den Geheimnissen des Glaubens. Th. 1. 2. Münster 1844.

Dr. G. H. v. Schubert, die Krankheiten und Störungen der menschlichen Seele. Ein Nachtrag zu des Verfassers Geschichte der Seele. Stuttgart 1845.

Dr. K. Schwenk, Mythologie der asiatischen Völker, der Aegypter, Griechen, Römer, Germanen und Slaven. Th. 2. Mythologie der Römer. Frankf. 1845.

C. Frantz, Versuch über die Verfassung der Familie. Ein Mittel gegen den Pauperismus. Berl. 1844.

Vict. Schoelcher, Abolition de l'esclavage; examen critique du préjugé contre la couleur des Africains et des sang-mêlés. Par. 1840.

Dr. H. C. W. Sigwart, Geschichte der Philosophie vom allg. wissenschaftlichen und geschichtlichen Standpunkt. Bd. 2. Vom 16. Jahrhundert bis Kant. Stuttg. 1844. Bd. 3. (bis auf die Gegenwart. Schluß.) 1845.

E. Reinhold, Geschichte der Philosophie nach den Hauptmomenten ihrer Entwickelung. 3. verm. Aufl. Bd. 1. Jena. 1845.

Lor. Martini, Storia della filosofia. Serie. 1. 2. Milano 1840.

Fr. Jul. Stahl, Rechts- und Staatslehre auf der Grundlage christlicher Weltanschauung. Abth. 1. enthaltend die allg. Lehren und das Privatrecht. Heidelb. 1845.

Maur. Sabbatini, Della verità e delle legge dissertazioni. Modena 1843.

C. P. de Lasteyrie, Des droits naturels de tout individu vivant en société. Par. 1844.

Ger. de Molina Lama y Guzman, Vivir contra la fortuna escuelas politicas de Seneca, por hazer rostro a los trabajos y estar consolados entre las miserias del tiempo. Murcia 1652.

Gius. Picci, I luoghi piu osturi e controversi della divina commedia di Dante dichiarati da lui stesso, con tre appendici. Brescia 1843.

Aug. de Salazar y Torres, Cythara de Apolo, loas y commedias diferentes. Madrid 1681.

Cosme Gomez de Texada, Leon prodigioso. P. 1. 2. Alcala 1673.

O. L. B. Wolff, La France poétique. Leipz. 1843.

Charles Morren. Fleurs éphémères. Bruxelles 1843.

M. E. v. Lichtenberg, Aether und Dunstkreis. Weimar 1845.

Der Winsbeke und die Winsbekin. Mit Anmerkungen vom Moritz Haupt. Leipz. 1844.

Göthe's ältestes Liederbuch. Herausg. von L. Tieck. Berl. 1844.

Der ungenähte Rock oder König Orendel, wie er den grauen Rock gen Trier brachte. Gedicht des 12. Jahrhunderts übers. v. K. Simrock. Stuttg. 1845.

C. v. Brunners, Epos und Lyra. Dichtungen. Leipz. 1844.

Jah Kollar, Wyklad čili přjměty a wyswětliwky ku Sláwy Dceře. W Pesti 1832.

A. Marlinski, Gesammelte Schriften. A. d. Russischen von Löbenstein. Bd. 1. Leipz. 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. September.

Nro. 178. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Das nordische Griechenthum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas.

(Fortsetzung.)

Aus der Aehnlichkeit der in neuerer Zeit in Iran und Indien aufgefundenen Feuertempel mit den irischen Säulenthürmen folgert Hr. M., daß die irischen das Original, die orientalischen aber die von Irland urzeitlich ausgegangenen Copien, wie die Grabhügel um Troja, Sardes und Clusium bloße Nachbildungen irischer Muster seyen.

Hr. M. findet, daß sogar die gegenwärtigen Insassen Grün-Erins, obgleich nicht mehr die reinen Urbewohner des Landes, mit ihrem Tanz-, Frohn- und Dichtersinn weit bessere Repräsentanten von Alt-Hellas seyen, als die Neu-Griechen selbst (S. 193).

Besonders lehrreich und genial schien uns der X. Abschnitt, der von den „Griechen" Großbritanniens erzählt und vorerst eine geographische Dreyheit des britischen Namens (1. Kleinbritannien an der Sundküste des gallischen Continents, 2. die britischen Inseln oder Großbritannien; 3. Brutium, d. i. Bretanien (an der Meerenge von Sicilien) beurkundet. Das Wort „Britannien" selbst sey wieder rein griechisch und von *βρέμω*, tosen, rauschen herzuleiten. Im Wassercanal zwischen der britischen und gallischen Küste „rauscht und tost" es, wenn die Winde wehen, ergo wurden die Küstenländer von den griechischen Urbewohnern „Britannien" genannt. Aus *βρέμω* wird *βρέτος*, aus *βρέτος* aber fretum, Bretum, Brutium, Britannia.

„Albion" dagegen, der Urname Britanniens, sey schlechthin das lateinische albus; albus aber sey das griechische *ἀλφ*, welches seinerseits als eines und dasselbe mit *ἀλβ* (weiß, glücklich) zu gelten hat. Oder werden nicht die Alpen im Griechischen *Ἄλπια* und *Ὄλβια* genannt? Ebenso hat *Ἄλπιος* und *Ὄλβιος* denselben Sinn. Daher bedeute nun das *Ὀλβίων νῆσος* der Alten eigentlich nicht die „Insel der Glücklichen," sondern die Insel Albion, d. i. Britannien. Deßwegen dürfe man auch die beyden alten Sprüche: *βάλλ' ἐς Ὀλβίαν* und *βάλλ' ἐς κόρακας* nicht mit „Geh' in's Paradies" und mit »Geh' zum Henker" (Rabenstein), sondern das eine mit „Geh' nach Albion," das andere aber mit „Geh' zum britischen Sund," d. i. in den Tartarus, übersetzen, weil in Britannien das Paradies, am Sund aber das Höllenthor, Hellegat gewesen ist. Das Wort *κόραξ* bedeute im Griechischen außer „Rabe" auch „Haken," Thürriegel," i. e. Weltriegel, Meerenge von Calais, wo nach einer Stelle des Artemidorus eine Gegend „die beyden Raben" hieß.

Auf diese Kraftleistung hin wird der Leser auch nicht mehr erschrecken, wenn Hr. M. Athen, das im Althellenischen wie „Asana" gelautet haben soll, aus dem kymrischen „Asain," d. i. der „Höhenplatz" (Acropolis) erklärt, und die Völkerschaft der Brigantes in Irland und Britannien für die Urväter der thrakischen Briger und folglich auch der asiatischen Phrygier hält, von welchen Homeros die berühmten Stutenrohrchen der Odyssee als britische,

nach Asien verschlagene Traditionen den spätern Griechen gebracht. In demselben Abschnitt werden mit gleicher Laune auch Bacchus, Silen und sein Esel und sogar Midas Eselohren in's urgriechische Britannien versetzt.

Müßten wir nicht fürchten, den Leser zu ermüden oder durch Anhäufung von Unwiderleglichkeiten obiger Gattung etwas Ueberflüßiges zu thun, würden wir noch erzählen, wie sinnreich Hr. M. den Phäaken, den Sirenen, der Scylla und Charybdis sammt den Eilanden Lemnos, Euböa und Ithaka der Ulyssesfahrten ihre Stelle in den britischen Inseln und um sie anweist und den Zeitgenossen zu verstehen gibt, wasmaßen diese Namen nur in secundärer Uebertragung aus Britannien in das spätere Hellas und nach Graecia Magna gekommen seyen.

Nur in einem Punkte ist Hr. M. mit sich selbst noch im Streite: ob nämlich unter dem „mächtigen Hu," der nach britischer Druidensage das große, stolze, kunstreiche, in lange Gewänder gehüllte, griechisch redende, durch Flotten und Heere Europa schon damals erschreckende Urvolk der Kymren aus Taprobana nach Großbritannien führte, der große Lichtgott Apollo, oder Zeus und Herakles zu verstehen sey (S. 203). Jedoch neigt sich Hr. M., in Rücksicht auf Grimm's Abhandlung über Phöl, und nach scharfer Prüfung der kymrischen Ueberlieferungen und der Verse des großen Druiden Taliesin (aus dem sechsten Jahrhundert n. Chr.) offenbar auf die Seite des Strahlengottes Apollo, hauptsächlich aus dem Grunde, „weil bey den Iren heute noch die Sonne Tiotan, Tethin (Titan) heißt, Titan aber soviel als Eridanos, Granus, Teutorix, Bel und Belinus ist." Man muß gestehen, daß dieser Grund ungemein klar, einfach und überzeugend ist!

Im Abschnitt XI., der die „Griechen" Galliens und Italiens bespricht, findet Hr. M. zuerst, daß Rhodos, Rhodanos und Eridanos Synonyma seyen und denselben Gegenstand bezeichnen. Dann weist Hr. M. nach, daß sich der Stadt-, Fluß- und Volksname Rhodos, Rhodier und Rhodanos auf altgallo-germanischem Boden auffallend oft wiederhole und, außer der Ortschaft Rhodos (Rosas) an den Pyrenäen und dem bekannten Rhodanosstrom bey den Allobrogen, auch ein Nebenfluß der Seine, der Mosel, der Weichsel und der Themse Rhodanos heiße, ja, daß ein Rhodanos in Belgien fließe und sich überall Rhodier als Bewohner der nördlichen Länder zeigen.

Hr. M. fühlt Erbarmen mit den unwissenden Commentatoren und Gelehrten der Neuzeit, die von den Visionen des großen Druiden Taliesin nichts wissen und bey allen diesen Namen an die griechische Insel Rhodus denken. Alle diese Rhodier, Rhodos und Rhodanos seyen von Albion ausgegangen und aus Britannien auf den Continent gekommen. Die jüngste und letzte dieser urbritischen Rhodos-Emanationen sey das heutige Rhodos der Sporaden im Archipelagos.

In gleichem Schwunge mit den Völkerschaften Galliens werden in demselben Abschnitt XI. auch die britisch-griechischen Origines der italienischen Dauni, Samnites, Umbri, Latini und Tyrrheni d. i. Etrusci zur Schau gestellt. Der Beweis dieser letzten Thesis ist einer der lichtvollsten und schlagendsten des ganzen Werkes, wie der billige Leser sogleich ersehen soll.

Gleichwie die griechischen Appellativa θύρσος und κόρυθος, sagt Hr. M., beynahe gleichbedeutend sind, ebenso können auch die Namen der italischen Tyrrhener und der bey Ptolemäus genannten Korythaner Britanniens dasselbe Volk bezeichnen. Aus dieser entfernten Schattenähnlichkeit schließt Hr. M. mit Recht, daß die Tyrrhener ursprünglich Briten sind. Die irische Form von Korythe, argumentirt Hr. M. weiter, ist Cruithne; Cruithne aber sind die Picti, i. e. die Etrusci colorati des Plinius und die Agathyrsi des Herodotos (im heutigen Siebenbürgen), die ebenfalls Hetrurier sind, weil sie Virgilius „picti Agathyrsi" nennt und die Cruithne im Keltischen Agathyrsen heißen.

Vielleicht geräth aber doch Hr. M. in einige Verlegenheit, wenn man ihm aus Stephanus Byzant. den Einwurf macht, daß seine Cruithne-Agathyrsen von den Hellenen auch Trausi genannt wurden? Mit nichten, Hr. M. hat für alle Ein-

reden seine Antwort voraus bereit: dieses „Trusi“ ist ihm nur eine Versetzung von Tyrsi, Tyrseni i. e. Trusia, i. e. Etrusci, i. e. Etrurier (S. 289).

Aber die Latini? Wie kommen etwa diese aus Britannien? Die Latini waren bekanntlich Nachkommen des Saturnus, Saturnus aber ist dasselbe wie *Κρόνος*, *Κρόνας* aber deutet auf das kronische Meer, das kronische Meer aber ist bey Hrn. M. die Nordsee (Schafarik weist freylich nach, daß die Ostsee, das baltische Meer, diesen Namen hätte); ergo sind die Latini Abkömmlinge der Nordseeischen Briten.

Mit diesem einfachen Sorites nicht zufrieden, will Hr. M. seine Thesis über allen Bereich gelehrter Controverse erheben, will sie für immer als sichere Errungenschaft deutsch-restaurirter Wissenschaft angesehen haben und argumentirt wie folgt: Latinus war Neffe des Picus, picus aber ist = pictus (die Pikten); picus ist aber auch = großer Lichtgott Zeus, des Saturnus Sohn; picus ist auch Gemahl der Circe, picus ist auch ein Greif, d. i. ein Hyperboräer; picus aber stirbt auf Kreta; dieses Kreta aber ist Britannien, weil Kreta das „Kreidige“ heißt und auf der britischen Küste Kreidefelsen sind: ergo ist Picus in Britannien gestorben; ergo sind die Latini Italiens ursprünglich aus den britischen Inseln ausgezogen und folglich wahre Britten.

Wenn nun Hr. M. auf diese Argumente hin auch Samothrace und Troja für britisch-hesperische Stiftungen erklärt und auch die ganze Aeneassage dem Norden vindicirt, weil Britannien in Urzeiten „Groß-Troja“ geheißen habe, London aber das eigentliche Troja gewesen sey, so wird und muß sich gemeiner deutscher Verstand willig und ohne Murren, wie die beängstigte Königin im Drama, vor solcher Weisheit gefangen geben.

Auf die Frage, wie man wissen könne, daß die in der Literatur so viel gerühmte Stadt Troja eigentlich London sey, antwortet Hr. M. mit großem Ernst (S. 203): „man habe in Britannien während des Mittelalters unter Troja allzeit London verstanden, und es sey dieses geheime Können und Wissen ohne Zweifel ein Erbtheil der Druiden. Von diesen Druiden haben es die britischen Mönche gehört und ihrerseits die Kunde nach Frankreich herübergebracht, wo sich dann der königliche Leibarzt Rigordus (J. 1210) derselben bemächtigt und die druidisch-mönchisch-britische Sage von Erbauung der Stadt Paris durch 28,000 trojanische Emigranten zu historischer Gewißheit erhoben und zu beglaubigter Erkenntnißquelle gestempelt hat.“

Seht ihr, sagt Hr. M., im Verzeichniß der britischen Volksstämme nennt uns Ptolemäos auch die Parisi; Parisi und Parisii sind aber offenbar dasselbe, wie *πάραλοι* und *παράλιοι*; ergo sind auch die britischen Parisi und die gallischen Parisii ein und dasselbe Volk. Das Wort „Parisii“ selbst erklärt Hr. M. mit Ungezwungenheit aus den griechischen Redetheilen *παρὰ* und *Ἴσις*. Und weil nun „Isis“ ein Hauptarm der britischen Themse ist, so bedeute Parisii nichts anders als „Neben-Isier,“ d. i. „Anwohner des Isis,“ wie im Griechischen *Παρασώπιοι* die Anwohner des Flusses Asopos sind.

Die Flüßchen Isis und Tama vereint (vermählt) geben die britische Themse, d. i. Tamisos, Tamise. In Namen und Verschmelzung dieser beyden Wässer erkennt Hr. M. ebenfalls ein geheimnißvolles Walten der Gottheit, eine ausgleichende Gerechtigkeit, zu welcher die britische und gallische Geschichte bekanntlich so schöne Belege liefert. Isis sey das griechische *ἴσος*, *ἴση*, die gleichende, ausgleichende, wägende Gottheit. Und wie *ἴσος* im Grunde so viel als visus ist und von video (divideo), ich theile, scheide (unterscheide) kommt, so müsse auch Tama von *τάμνω*, *τέμνω*, „theile, scheide“ abzuleiten seyn. Diesen ausgleichenden, richtenden, gerechten Isisgott erkennt Hr. M. im alten Noricum (ad pontem Isidis), im Oise und Isère des heutigen Galliens, in der Isar des heutigen Bayerlandes, in der Eisach von Tirol und sogar in der Weser, d. i. Wisara, d. i. Isara, d. i. Isis Niederdeutschlands. Selbst „Ister“ (*Ἴστρος*) sey im Grunde nur von *ἴστωρ*, wie *ἴσος* von *ἴσημι* herzuleiten und führe auf *Ἴσις*, die richtende Gottheit zurück.

Aber warum heißt der Ister auch Danubius? Antwort (S. 296): „Weil in der griechischen Mythologie der männliche Isis der Gemahl der Demeter

eine Stadt Irlands beschränken wird. Jedoch würde die Behauptung, daß auch der Erzvater Abraham ein Irländer und ein Mitglied des Druidenordens war, weil er nach Josephus' Zeugniß seinen Altar im Haine Mamre unter der Eiche Ogyges errichtet hatte, doch manchem Leser wenn auch nicht gewagt, doch wenigstens sonderbar und unerwartet scheinen. Die Eiche, sagt Hr. M., heißt auf griechisch δρῦς; δρῦς aber ist — wie früher gezeigt — Wurzel für Druide, und Ogygia war in ältester Zeit das mystische Irland; ergo hat es auch mit Abrahams Druidenthum seine Richtigkeit (S. 444).

Nur ein Hermann Müller'sches Anglo-Hyperboräer-Argument möchten wir seiner absonderlichen Schärfe wegen dem Leser zum Schlusse noch empfehlen. Stephanos Byzant. redet bekanntlich von einem hyperboräischen Volksstamme, der seinen Namen Καραμβύκαι vom Heimathsflusse Καραμβύκα trug. Nun, wo ist dieser Karambykafluß des Stephanos Byzantios zu suchen? Karambyka, sagt Hr. M., ist der männliche Isisstrom in Südbritanien, der sich mit der Tama vermählt und die Themse erzeugt; Καράμβυξ und Καράμβυκος heiße aber Hirschkäfer, Mistbewohner, d. i. Osiriskäfer, nach welchem auf ägyptischen Denkmalen die weibliche Isis, wie die britische Tama ihrerseits, Verlangen trägt. Für Καράμβυξ steht im Griechischen auch Κανθός, und Κανθός bedeutet auch den „Esel;" nun aber opferten die Hyperboräer Esel und ist Κανθός dem Laute nach offenbar das Cantium der Briten zwischen Sund und Themse; Ergo wohnten die eselopfernden griechischredenden Hyperboräer des Alterthums zwischen Sund und Themse im Süden Großbritaniens (S. 446).

Hr. Müller, wie es in ähnlichen Fällen allzeit zu geschehen pflegt, entzündet sich an seinen eigenen Worten wie die Leute im Mayhofe zu Aruouville.

Hr. M. geräth besonders durch das hyperboräisch-kantische Esel-Argument auf einen Grad dithyrambischer Begeisterung, die ihn nicht blos in Dodona, Delphi, Rom und Athen, sondern auch in Numidien, Libyen und Mauritanien, in Baktrien und Indien, ja in der ganzen indo-europäischen Welt, und sogar in Platon's großer Atlantis keltisch-irisch-hyperboräisch-griechische Pflanzungen sehen läßt.

Freylich möchte es „auf dieser steilen Höhe verwegener Forschung" selbst Hrn. M. schwindeln; allein glücklicher als Phaethon erlangt er noch zu rechter Zeit und „wunderbar" den kräftigen Schutz des heiligen Hieronymus. Denn Hr. M. findet, daß St. Hieronymus im Commentar zur Genesis die Japhetiden deutlich als Völker griechischer Sprache bezeichnet und ihre Wohnsitze vom Euphrat bis Cadix und zu dem „britischen Ocean reichen läßt.

Nur in Einem Punkte, fürchten wir, versagt St. Hieronymus dem kühnen Britomanen seinen „wunderbaren" Schutz. Nach der Auslegung des genannten Kirchenvaters war das Paradies mit den vier Strömen östlich von Palästina um den Euphrat und Tigris. Hr. M. aber in verliebter Eifersucht für sein „nordisches Griechenthum," nicht zufrieden die gesammte Urgeschichte und Mythenlehre des klassischen Alterthums mit den Aepfeln der Hesperiden und dem Elysium in die Landschaften um den „britischen Sund" zu verlegen, möchte auch noch den Schauplatz der heiligen Urkunde, die Erschaffung des Menschen, den Lustgarten Eden, das Gebirge Ararat und die Arche Noe's für die Meerenge von Calais und die britischen Inseln gewinnen. Aus dem Umstande jedoch, daß in griechischen Schriften der Rhein manchmal ohne Beysatz eines besondern Namens schlechthin „Πάταμος" heißt, zieht Hr. M. zum Ruhme Deutschlands den patriotischen Schluß, „der deutsche Rhein könne wohl der Strom der Ströme, der Strom des mosaischen Paradieses seyn, an dessen Rande er sich in vier Arme theilt, d. h. sich in vier Mündungen in den Ocean ergießt. Vom Rheine sagt ja Cäsar, daß er in „vielen Mündungen" (multis capitibus) in den Ocean fließe. Freylich käme in solcher Weise das Paradies bis in die Gegend um Köln und Düsseldorf herauf. Um es aber auch mit unsern westlichen Nachbarn nicht zu verderben, hat Hr. M. nichts entgegen, wenn Jemand mit Valesius den französischen Seinefluß für den Gihon des Paradieses hält.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. September.

Nro. 170. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Spicilegium Romanum. Romae. Typis collegii Urbani. 1839 — 44. Voll. X. gr. 8. Preis 70 fl.

Diese ungemein reichhaltige Sammlung Römischer Anecdota, welche wir dem rastlosen Forscherfleiße des um die Bereicherung der klassischen, kirchlichen und historischen Litteratur durch so viele der herrlichsten Entdeckungen hochverdienten Angelo Mai verdanken, reiht sich würdig an ihre älteren Schwestern, und ist ein sprechender Beweis, welche unermeßlichen literarischen Schätze noch in den weiten Räumen der Vaticanischen Bibliothek verborgen liegen, vielleicht vergebens auf einen Erlöser harrend.

Was zunächst den historischen Theil des in den ersten acht Bänden zu Tage Geförderten anlangt, so ist darüber in diesen gelehrten Anzeigen schon im vorigen Jahrgange Nr. 15. und 16. von einem andern Referenten berichtet worden. Demnach möge es uns vergönnt seyn, über die Ausbeute, welche die Freunde der klassischen und der patristischen Litteratur erwarten dürfen, etwas weiter auszuholen, und damit zugleich die Anzeige der zwey letzten Bände, welche uns vor Kurzem erst zu Gesicht gekommen, zu verbinden.

Den ersten, welcher nichts auf klassische und patristische Litteratur Bezügliches enthält, übergehend, wenden wir uns zu dem zweyten. Diesen eröffnete der berühmte Herausgeber mit Politz in wo B metrischer Lateinischer Uebersetzung des zweyten, dritten, vierten und fünften Gesangs der Ilias. Angelo Politzino, der geistvolle und einflußreiche Gelehrte seiner Zeit, gleichbewandert in Griechischer und Lateinischer Sprache, und ausgezeichnet als Latinist und Dichter, war, wie wir aus seinen Miscell. cap. C. pag. penult. ersehen, einer der größten Bewunderer des Homer.

Die Zeit der Ausarbeitung dieser Uebersetzung, welche Politzians's hohem Gönner, Lorenzo von Medici dem Fürstlichen, gewidmet ist, fällt in das 18. Jahr des Verfassers.

Die bewunderungswürdige Virtuosität in der Handhabung des Lateinischen Styls und die Lebensfrische, die sich durchgehends in diesem köstlichen Erzeugnisse offenbart, läßt Angelo's Geist mit nichten verkennen.

Der Herausgeber war so glücklich, was den zweyten und dritten Gesang betrifft, das Dedicationsexemplar dieser Uebertragung in dem Vatic. Codex 3298., welcher elegant auf Pergament geschrieben, in rothem Leder gebunden, vorn mit dem vergoldeten und gemalten Wappen des Mediceischen Hauses geziert und mit den Verbesserungen des Verfassers versehen ist, aufzufinden.

Diese Handschrift hatte Fulv. Ursini aus der Bibliothek des verstorbenen Politziano erhalten und bald darauf an die päbstliche abgegeben. Später ward ihr das Schicksal, nach Paris wandern zu müssen, woher sie wieder zurückkehrte.

Den Grund, weßhalb der Verf. den ersten Gesang nicht übersetzte, findet man in folgenden Versen aus der dem zweyten Gesange an Lorenzo von Medici vorgesetzten Dedication angegeben, wo es heißt:

Sed quia Romuleo cantavit pectine primum
Smyrnaei vatis sublimi carmine librum
Carolus *), Aonâ celeberrimus incola fontis,
Proximus en nostro qui contigit ore sonandus,
Te petit, ac pavido scandit tua limina passu.

Den vierten und fünften Gesang enthält die Vatic. Papierhandschrift 3617., welche ganz von Poliziano's Hand geschrieben, aber noch nicht von kalligraphischer auf reines Pergament übertragen, noch auch dem hohen Gönner überreicht wurde, wie es scheint. Daher keine Dedicationen vor diesen Büchern. Doch hat das vierte unter dem Titel den Beysatz: Ad magnanimum virum Laurentium Medicem Petri filium, und das fünfte blos: Ad Laurentium Medicem. Daß Lorenzo der Fürstliche von seinem Lieblinge eine solche Lateinische Uebersetzung des Homer gewünscht habe, erhellt aus dem Zusatze am Ende des fünften Buches, wo es heißt: Finis quinti libri Homericae Iliados ab Angelo Politiano in Latinum conversi, Laurentio Medice Petri filio duce et auctore ingenui laboris; denn Poliziano galt für den größten Kenner des Homer und für den trefflichsten Lateinischen Dichter damaliger Zeit. „Nutris domi," schreibt Marsigl. Ficino (Epist. Lib. I. Ep. 17.) an Lorenzo von Medici, „Homericum illum adolescentem, Angelum Politianum, qui Graecam Homeri personam Latinis coloribus exprimat. Exprimit iam, atque, id quod mirum est, in tam tenera aetate ita exprimit, ut nisi quis Graecum fuisse Homerum noverit, dubitaturus sit, uter naturalis, et uter pictus Homerus. Delectare iis pictoribus, Medices, ut coepisti; nam ceteri pictores parietes ad tempus ornant, hi vero in aevum habitatores illustrant." Sehr treffend sagt Heeren (Geschichte des Studiums der klassischen Litteratur. Bd. II. S. 249 f.) von dem Choragoten der Musen im Zeitalter Lorenzo's von Medici: „Seine Lieblinge und seine Vertrauten blieben die alten Dichter; die Römischen fast noch mehr, als die Griechischen, deren Sprache er sich mehr, als einer seiner Zeitgenossen zu eigen zu machen wußte. Schon als Jüngling machte er in der Lateinischen Poesie solche Fortschritte, daß seine späteren Gedichte seine früheren nicht mehr übertreffen konnten. Die Celebrität, die man damals durch die glückliche Ausbildung dieses Talents für Lateinische Poesie erhalten konnte, war ebenso groß, als ein berühmter Nationaldichter sie in einem andern Zeitalter erhielt; und gab noch zugleich ein größeres Ansehen, weil der Ruhm einer ausgezeichneten Gelehrsamkeit sich von selbst daran schloß. Dieß erfuhr auch in vollem Maaße Politian. Er galt bald für den ersten Römischen Dichter seiner Zeit; und besonders war es auch dieses Talent, welches in dem Mediceischen Hause ihn so beliebt machte. Er wurde bald gänzlich in dieses Haus aufgenommen, da Laurentius, der den Freund in ihm verehrte, ihn auch zum Erzieher seiner Söhne bestimmte, die er als die künftige Stütze seines Hauses betrachtete."

Der zweyte Theil dieses Bandes enthält: 1. Den noch ungedruckten Commentar des Kosmas von Jerusalem zu den Gedichten des Gregorius von Nazianzus mit der Aufschrift: *Συναγωγὴ καὶ ἐξήγησις ὧν ἐμνήσθη ἱσοριῶν ὁ θεῖος Γρηγόριος ἐν τοῖς ἐμμέτρως αὐτῷ εἰρημένοις ἔκ τε τῆς θεοπνεύσου γραφῆς καὶ τῶν ἔξωθεν* (l. ἐξωθεν) *ποιητῶν καὶ συγγραφέων Κοσμᾶ Ἱεροσολυμίτου πόνημα Φιλογρηγορίου*, S. 1—306. Kosmas, der Adoptivbruder, Jugendgenosse und Mitschüler des heil. Johannes von Damascus, theilte sein Werk, wie man aus dem Vorberichte zu demselben ersieht, in drey Theile. Der erste umfaßt die heilige und die Profangeschichte; der zweyte die Naturlehre; die dritte sollte grammatische Bemerkungen und Erläuterungen u. dgl. enthalten. In der Vatic. Handschrift aber fehlt der letzte. Bemerkenswerth ist, daß sie einige neue Fragmente des Gregorius von Nazianzus bietet. Die Ordnung der Gedichte aber, in welcher sie der Cod. giebt, ist sehr verschieden von der in unsern Ausgaben befolgten. Den Werth der Handschrift schlägt der Herausgeber sehr hoch an. Sie ist auf Pergament, nicht selten sehr fehlerhaft ge-

*) Carlo Marsuppini, bekannter unter dem Namen Carlo Aretino, gehörte auch zu Lorenzo's Günstlingen. Man besitzt von ihm noch eine sehr geschätzte metrische Lateinische Uebersetzung der Batrachomyomachie.

schrieben, und reicht etwa in das zwölfte Jahrhundert hinauf. Durch Vermächtniß des Cardinals und Bibliothekars Ant. Caraffa ward sie dem Vaticanischen Büchterschatze einverleibt. Sie ist vielleicht die einzige, in welcher uns dieser Commentar des Kosmas erhalten wurde. Schade, daß durch die Länge der Zeit ein Quaternio und einige Duernionen verloren gegangen sind.

Daran schließen sich ἄλλαι ἱστορίαι in 32 Abschnitten, mythologische und historische Erläuterungen zu Gregorius Reden enthaltend, S. 307—318 und der oben erwähnte physiologische Theil des Commentars des Kosmas (S. 318—360) nebst einem Kapitelinder (S. 361—373).

2. Auf Kosmas läßt der Herausgeber S. 374—387 zwey kleine Commentare des Nonnus folgen, von welchen der erste den Titel führt: *Τοῦ ἁββᾶ Νόννου συναγωγὴ καὶ ἐξήγησις τῶν Ἑλληνικῶν ἱστοριῶν ὧν ἐμνήσθη ὁ πάνσοφος καὶ ἐν ἁγίοις μέγας Γρηγόριος ὁ θεόλογος εἰς τὸν ἐπιτάφιον τοῦ ἐν ἁγίοις πατρὸς ἡμῶν καὶ μεγάλου Βασιλείου*, der andere: *Τοῦ αὐτοῦ μονάχου Νόννου ἐξήγησις τῶν Ἑλληνικῶν ἱστοριῶν ὧν ἐμνήσθη ὁ πάνσοφος καὶ θεῖος Γρηγόριος ἐν τῷ εἰς τὰ ἅγια φῶτα λόγῳ*, überschrieben ist, obgleich man hätte erwarten sollen, daß dem Nonnus, welchen Kosmas wacker ausplünderte, der Vorzug vor diesem wäre eingeräumt worden. Noch befremdender aber ist es, daß bei Nonnus fast alles weggelassen wurde, was Kosmas aus ihm wörtlich abgeschrieben, ohne daß man bemerkt findet, was weggeschnitten wurde. Nach dem Ermessen des Referenten hätte Nonnus, aus dem auch Eudokia in ihrem Violetum schöpfte, als Quellenschriftsteller unverstümmelt gegeben werden sollen. Was indeß den ersten Commentar betrifft, so ist er kein Inedituum; denn er wurde schon im Jahre 1817 in Fr. Creuzers Meletemata. e disciplina antiquitatis P. I. p. 57—97 aus zwey Münchner Handschriften 131. und 163. von unserm zu früh verewigten Franz Xaver Werfer mit vortrefflichen Anmerkungen herausgegeben. Der zweyte Commentar besteht im Spicilegium nur aus 13 Kapiteln, in der vollständigeren Münchner Handschrift 131. hingegen aus 26 (eigentlich 25, weil das sechzehnte durch Nachlässigkeit des Abschreibers ausgefallen ist; in der zweyten Nr. 163 haben sich nur drey erhalten. S. 388—391 lesen wir vier noch inedirte Aufsätze des Choricius (nicht Libanius S. Bd. V. Vorrede S. XXVIII.) aus einem Vatic. Codex, welcher lauter Schriften des Libanius enthält. Daran reiht sich S. 392—400 des Johannes Philoponus Proœmium zu seinem Commentar zur Arithmetik des Nikomachos. Sehr zu wünschen aber wäre gewesen, daß es dem gelehrten Herausgeber hätte gefallen mögen, auch den Commentar des Alexandrinischen Grammatikers abdrucken zu lassen und die Handschrift, deren er sich bediente, anzugeben.

In einer achtundzwanzig Seiten zählenden Beylage zu diesem Bande, welche mit neuer Bogen- und Seitennummerirung beginnt und die Aufschrift führt: De fragmentis historicis Tusculanis, theilt er uns sehr interessante Nachrichten über die fast aus lauter Palimpsesten bestehenden Handschriften des Klosters der Basilianer oder der Grotta ferrata zu Frascati mit. In einem dieser Codices rescripti nämlich fand er unter einem unbedeutenden Homerischen Bruchstücke, welches dem Ende des vierzehnten Jahrhunderts angehört, für die Byzantische Kirchen- und Staatsgeschichte sehr schätzbare Ueberreste aus einem verloren gegangenen Geschichtswerke.

(Fortsetzung folgt.)

Das nordische Griechenthum und die urgeschichtliche Bedeutung des nordwestlichen Europas.

(Schluß.)

Nach Allem, was wir über Hrn. M.'s Ideengang bereits gesagt und angedeutet haben, wird uns der kritische Leser die nähere Beweisführung, daß „hyperboräisch" mit „übersundisch," d. i. mit britanisch zu übersetzen und das Ur-Delphi, Ur-Athen, Ur-Rom, Ur-Dodona und folglich das Urland der hellenischen Race bey Kent zu suchen sey, gerne erlassen; ja, der Leser wird es auch noch ganz natürlich finden, wenn (S. 424) Pythagoras als Oberdruide Apollo's und das italienische Crotona als

eine Stadt Irlands bestanden wird. Jedoch wollte die Behauptung, daß auch der Erzvater Abraham ein Irländer und ein Mitglied des Druidenordens war, weil er nach Josephus' Zeugniß seinen Altar im Haine Mamre unter der Eiche Ogyges errichtet hatte, doch manchem Leser wenn auch nicht gewagt, doch wenigstens sonderbar und unerwartet scheinen. Die Eiche, sagt Hr. M., heißt auf griechisch δρῦς; δρῦς aber ist — wie früher gezeigt — Wurzel für Druide, und Ogygia war in ältester Zeit das mystische Irland; ergo hat es auch mit Abrahams Druidenthum seine Richtigkeit (S. 444).

Nur ein Hermann Müller'sches Anglo-Hyperboräer-Argument möchten wir seiner absonderlichen Schärfe wegen dem Leser zum Schlusse noch empfehlen. Stephanos Byzant. redet bekanntlich von einem hyperboräischen Volksstamme, der seinen Namen Καραμβύκαι vom Heimathsflusse Καραμβύκα trug. Nun, wo ist dieser Karambykafluß des Stephanos Byzantios zu suchen? Karambyka, sagt Hr. M., ist der männliche Isisstrom in Südbritanien, der sich mit der Tama vermählt und die Themse erzeugt; Καράμβυξ und Καράμβυκος heiße aber Hirschkäfer, Mistbewohner, d. i. Osiriskäfer, nach welchem auf ägyptischen Denkmalen die weibliche Isis, wie die britische Tama ihrerseits, Verlangen trägt. Für Καράμβυξ steht im Griechischen auch Κανθός, und Κανθός bedeutet auch den „Esel;" nun aber opferten die Hyperboräer Esel und ist Κανθός dem Laute nach offenbar das Cantium der Briten zwischen Sund und Themse; Ergo wohnten die eselopfernden griechischredenden Hyperboräer des Alterthums zwischen Sund und Themse im Süden Großbritaniens (S. 446).

Hr. Müller, wie es in ähnlichen Fällen allzeit zu geschehen pflegt, entzündet sich an seinen eigenen Worten wie die Leute im Mayrhofe zu Aruouville.

Hr. M. geräth besonders durch das hyperboräisch-kantische Esel-Argument auf einen Grad dithyrambischer Begeisterung, die ihn nicht blos in Dodona, Delphi, Rom und Athen, sondern auch in Numidien, Libyen und Mauritanien, in Baktrien und Indien, ja in der ganzen indo-europäischen Welt, und sogar in Platon's großer Atlantis baktrisch-indisch-hyperboräisch-griechische Pflanzungen sehen läßt.

Freylich möchte es „auf dieser steilen Höhe verwegener Forschung" selbst Hrn. M. schwindeln; allein glücklicher als Phaethon erlangt er noch zu rechter Zeit und „wunderbar" den kräftigen Schutz des heiligen Hieronymus. Denn Hr. M. findet, daß St. Hieronymus im Commentar zur Genesis die Japhetiden deutlich als Völker griechischer Sprache bezeichnet und ihre Wohnsitze vom Euphrat bis Cadix und zu dem „britischen Ocean reichen läßt.

Nur in Einem Punkte, fürchten wir, versagt St. Hieronymus dem kühnen Britomanen seinen „wunderbaren" Schutz. Nach der Auslegung des genannten Kirchenvaters war das Paradies mit den vier Strömen östlich von Palästina um den Euphrat und Tigris. Hr. M. aber in verliebter Eifersucht für sein „nordisches Griechenthum," nicht zufrieden die gesammte Urgeschichte und Mythenlehre des klassischen Alterthums mit den Aepfeln der Hesperiden und dem Elysium in die Landschaften um den „britischen Sund" zu verlegen, möchte auch noch den Schauplatz der heiligen Urkunde, die Erschaffung des Menschen, den Lustgarten Eden, das Gebirge Ararat und die Arche Noe's für die Meerenge von Calais und die britischen Inseln gewinnen. Aus dem Umstande jedoch, daß in griechischen Schriften der Rhein manchmal ohne Beysatz eines besondern Namens schlechthin „Πόταμος" heißt, zieht Hr. M. zum Ruhme Deutschlands den patriotischen Schluß, „der deutsche Rhein könne wohl der Strom der Ströme, der Strom des mosaischen Paradieses seyn, an dessen Rande er sich in vier Arme theilt, d. h. sich in vier Mündungen in den Ocean ergießt. Vom Rheine sagt ja Cäsar, daß er in „vielen Mündungen" (multis capitibus) in den Ocean fließe. Freylich käme in solcher Weise das Paradies bis in die Gegend um Köln und Düsseldorf herauf. Um es aber auch mit unsern westlichen Nachbarn nicht zu verderben, hat Hr. M. nichts entgegen, wenn Jemand mit Valesius den französischen Steinfluß für den Gihon des Paradieses hält.

Fallmerayer.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. September.

Nro. 180. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Spicilegium Romanum. Romae. Typis collegii Urbani. 1839 — 44.

(Fortsetzung.)

Die Schrift ist, wie man aus dem Fac-simile ersieht, alt, groß und schön, und läßt vermuthen, daß sie, wenn nicht in die Zeit des Kaisers Justinians I. fällt, doch kaum um ein Jahrhundert jünger seyn dürfte. Das erste Fragment handelt von dem Feldzuge Julians gegen die Perser; in dem zweyten werden Begebenheiten aus der Regierungsperiode des Arkadius und seines Sohnes Theodosius; in dem dritten spätere Ereignisse aus der Zeit des Letztern erzählt; das vierte enthält Nachrichten aus der letzten Zeit der Herrschaft Justinians des Großen. Der Herausgeber vermuthete, daß Theodorus Lector oder Zacharias Scholasticus der Verfasser dieser Bruchstücke seyn möchte; doch hält es schwer, Gewisses zu ermitteln. Noch verdient bemerkt zu werden, daß eine Lateinische Uebersetzung und werthvolle Anmerkungen beygefügt sind.

Der dritte Band bietet uns den Panegyricus des heil. Sophronius auf die heil. Märtyrer Cyrus und Johannes (S. 1—96), und die Wundergeschichte dieser zwei Heiligen von dem nämlichen Verfasser (S. 97—670). Dieses Werkes erwähnt Sophronius selbst in der Protheoria, in dem Panegyricus, in dem letzten Wunder und überdieß in dem Epigramme, welches er über sein eigenes Leben geschrieben, S. 95; ferner der Arzt Seneca in dem S. 96 abgedruckten Tetrastichon. Großes Ansehen verschaffte ihm der Umstand, daß die Väter der zweyten Nicaenischen Synode und Johannes der Damascener aus demselben ihre Zeugnisse für die Verehrung der heil. Bilder nahmen. Schon der Rath Bonifacius hatte die zwölf ersten Wunder und der Bibliothekar Anastasius die übrigen in das Lateinische übertragen. Erwähnung verdient auch Petrus Parthenopensis, welcher, im eilften Jahrhundert lebend, das erste und letzte Wunder sehr gefällig übersetzte. Den Griechischen Text lieferte Cardinal Mai aus der Vat. Pergamenthandschrift 1607, welche einst dem Kloster der Grotta ferrata gehörte, und von welcher er in dem Vorberichte S. VII. bemerkt: pretiosum sane κειμήλιον, in quo unice Sophronianum hoc monumentum superesse credo. Sie wurde ehedem von den Bollandisten benutzt, wie aus einer Anmerkung derselben zum 11. März hervorzugehen scheint. Unter den Lateinischen Handschriften der Vaticanischen Bibliothek fand sich in Nr. 5410. die oben erwähnte alte Lateinische Uebersetzung, welcher auch die Bollandisten gedenken und von welcher sie eine Probe gaben, ohne daß sie auf die Vermuthung kamen, daß Anastasius sie verfaßt habe, in der Abschrift aus einem älteren Codex, welche Fr. Penia im Jubeljahre 1600 besorgte. Auch sah der Herausgeber noch eine andere, aber nachlässiger gemachte, in der Vallicellischen Bibliothek. Das Autographum soll in dem Archive der Chorherren an der Kirche S. Maria in Via lata aufbewahrt seyn; doch waren alle Nachforschungen, welche er dort darüber angestellt, vergeblich. Ungeachtet aber die Uebersetzung ihn keineswegs befriedigte, so konnte er sich doch, aus Achtung für das hohe Alter der

selben, nicht entschließen, daran Aenderungen vorzunehmen oder sie wegzulassen, und eine neue nach den Anforderungen des Geschmackes unserer Zeit auszuarbeiten.

Das Werk des Sophronius gehört zwar der historischen Gattung an; dessen ungeachtet aber ist es für die Dogmatik, für die Geschichte der Häresieen und auch für die Litteraturgeschichte nicht ohne Interesse. In einer Zugabe zur Vorrede S. XVI. ff. findet man einen kleinen Aufsatz des Sophronius mit der Ueberschrift περὶ ἐξαγγελιῶν (d. i. de peccatorum confessione), worin den Beichtvätern gründliches Studium der Moral und der Bußcanonen empfohlen wird, zum ersten Male aus einem Vat. Codex herausgegeben und mit einem gelehrten Vorberichte begleitet.

S. 673 — 693 erhalten wir S. Petri Episcopi Alexandrini et Martyris Acta sincera Anastasio bibliothecario interprete, wovon der Schluß fehlt, aus dem Vat. Codex 602. zum ersten Male abgedruckt. Kürzere Acta erwähnt Surius zum 26. Nov. Andere sind die von Combefis in den lectis Triumphis Martyrum S. 189 ff. Griechisch und Lateinisch herausgegebenen, wie in dem Monitum S. 671 f. bemerkt wird.

Hierauf folgt S. 694 ff. eine kleine Anzahl inedirter Fragmente theologischen Inhalts zuvörderst aus einem von den Jacobiten des Orients hochgeschätzten Buche, fides patrum genannt, in welchem Stellen meistens aus Griechischen, in das Arabische übersetzten Auctoren, so wohl orthodoxen, als häretischen, von denen man glaubte, daß sie den Grundsätzen der Monophysiten huldigen, zusammengetragen sind. Dieß ist nämlich die Vatic. Handschrift 101., welche ein Bruchstück aus Gregorius dem Thaumaturgen, und andere aus andern Vätern enthält, die von den Maroniten Matthäus Sciuhan und Franz Mehaseb in das Lateinische übersetzt worden. „In quo Thaumaturgi fragmento," bemerkt der Herausgeber S. 695, „si qua sunt obscura vel ambigua, ipse apprime codicis auctor Arabs in causa credendus est. — Profecto hic est perpetuus Monophysitarum mos in laudandis pro se patrum orthodoxorum auctoritatibus, ut, cum hi de unico Christo, unicoque individuo, hypostasive contra Nestorium vel eius διόφυσιτας loquuntur, ilico id praedicti haeretici de una Christi natura velint intelligi. In cunctis istorum libris nihil hoc errore vel fraude sollemnius est."

I. Das erwähnte Bruchstück des Thaumaturgen (S. 696 — 699) ist aus seiner Predigt de Trinitate. II. Erhalten wir zwey Fragmente des Alexandrinischen Erzbischofs Alexander (S. 699 —700). III. Ein anderes aus der Schrift des Pabstes Sylvester: Altercatio cum Judaeis de servatore nostro Jesu Christo etc. (S. 701). IV. Ein Fragment aus dem Tractate Felix I., Bischofs von Rom, de incarnatione ac fide (S. 702). V. Ein etwas größeres aus des Pabstes Innocenz I. ungedruckter epistola ad Severianum Gabalorum Episcopum (S. 703 f.). VI. Zwey aus Hierotheus, dem Apostelschüler und Bischof von Athen (S. 704—706). VII. Aus Archaeus, welcher nach der Apostelzeit Bischof zu Leptitana in Afrika war (S. 707). VIII. Aus Euprasius, Bischof von Armenien, zwey kleine Bruchstücke (S. 707. f.). IX. Aus der Syrischen Handschrift der Vaticana Nr. 103. zwey Fragmente einer Homilie des Timotheus, Erzbischofs von Alexandrien. Zu bemerken ist, daß ein nicht unbedeutender Theil dieser Homilie, welcher sich bey Kosmas Indikopleustes Lib. X. pag. 332 unter den von ihm gesammelten auctoritates patrum in der Ursprache erhalten hat, in der Mitte des aus dem Syrischen in das Lateinische übersetzten Bruchstückes eingefügt wurde (S. 708—710). X. Aus dem Arabischen Codex 101. a) ein bedeutendes Fragment des Alexandrinischen Erzbischofs Theodosius, des Urhebers der neuen, nach ihm benannten, Secte der Theodosianer oder Corrupticolae, welches aus seiner epistola ad Severum Antiochiae patriarcham genommen ist (S. 711 — 712). b) Des nämlichen epistola de exilio ad Christianum Alexandriae populum (S. 713 — 717). c) Homilia dicta ab eodem Theodosio, qua confitetur Trinitatis sanctae aequalitatem contra suorum temporum perfidos (S. 717 — 721). XI. Bey weitem am zahlreichsten sind in dem Arabischen Codex die Schriften des Antiochenischen Severus, der Stütze der Monophysiten, so daß sie nur theil-

weise excerpirt werden konnten. Ein größeres und nicht unwichtiges Bruchstück wird S. 722—728. aus der epistola synodica desselben an den Alexandrinischen Erzbischof Theodosius gegeben, worauf ein Excerpt aus dessen epistola synodica an den Alexandrinischen Erzbischof Johannes (S. 728) folgt, dem sich die von ihm an den Kaiser gehaltene Rede (S. 729 f.) anschließt. Das bedeutendste ist die recta fides, welche er an den Kaiser Anastasius und das gesammte Volk verfaßte, zur Zeit, als der orthodoxe Macedonius II. von Constantinopel durch die Häretiker von seinem Bischofssitze verdrängt ward (S. 731 ff.). XII. Den Schluß bildet eine Notitia epistolae theologicae Johannis Philoponi ad Justinianum imperatorem ex codice Syriaco (S. 739 f.). „Inter eos," sagt der Herausgeber, „qui virus monophysiticum toto pectore combiberunt, Johannes Philoponus fuit, Alexandrinus philosophus nobilis, labore litterario, unde agnomen traxit, multisque editis libris clarissimus."

Der vierte Band, welcher fast ganz patristischen Inhalts ist, hat einen sehr weitläufigen Vorbericht. Darin sind enthalten: 1) Editoris Praefatio. 2) Praefatio altera, welche den Petr. Matranga, einen Griechen aus Sililien, d. Z. Prorector des Athanasianischen Gymnasiums der Griechen zu Rom, dem die Bearbeitung der in diesem Bande vorkommenden Ἀνακρεόντεια des Sophronius übertragen war, zum Verfasser hat, mit vorausgehender Dedication an den Cardinal-Priester Angelo Mai. 3) Index Codicis Barberini der Ἀνακρεόντια des Sophronius. 4) Ad Praefationem (näml. des Petr. Matranga) et Odas S. Sophronii Emendationes. 5) Editoris Monitum über die in den Vorbericht aufgenommenen Inedita, so wie über die Hauptwerke, welche dieser Miscellaneenband umfaßt.

Die dem Monitum angefügten Inedita sind: 1. Σεραπίωνος ἐπισκόπου ἐπιστολὴ πρὸς μονάζοντας (S. XLV.—LXVII.) aus dem Vat. Cod. 439. Griechisch und Lateinisch. Der Verf. scheint der nämliche Serapion zu seyn, dessen Palladius in der Hist. Laus. C. 76. erwähnt. 2. Ἰωάννου Χρυσοστόμου ἀρχιεπισκόπου Κωνσαντινουπολ. ὁμιλία ῥηθεῖσα εἰς τὴν ἁγίαν Πεντηκοστήν (S. LXVIII.—LXXVI.). Diese Homilie kommt in Montfaucons Ausgabe nicht vor und ist des Chrysostomus nicht unwürdig, obgleich sich der Styl derselben vielleicht mehr der Magerkeit des Proklus nähert, wie Cardinal Mai S. XLII. bemerkt. Der Herausgeber fügte ihr ebenfalls eine Lateinische Uebersetzung bey. 3. Πρόκλου ἀρχιεπ. Κωνσαντινοπ. εἰς τὴν ἀνάληψιν τοῦ κυρίου ἡμῶν (S. LXXVII.—LXXXIII.). 4. Τοῦ αὐτοῦ Πρόκλου ἀρχιεπ. Κωνσαντινοπ. λόγος εἰς τὴν ὀκτωήμερον περιτομὴν τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ (S. LXXXIV—LXXXVII.). Beyde in der Ursprache und mit einer Lateinischen Uebersetzung. 5. Eiusdem Procli Archiep. Constantinop. Sermo de dogmate incarnationis, dictus in sabbato ante quadragesimam (LXXXVIII.—XCII.). 6. Eiusdem Sermo de nativitate Domini (S. XCII. f.) 7. Eiusdem de S. Clemente martyre (S. XCIV. ff.). Alle drey aus dem Syrischen übersetzt. 8. Διαδόχου ἐπισκόπου Φωτικῆς τῆς Ἠπείρου εἰς τὴν ἀνάληψιν τοῦ κυρίου ἡμῶν Ἰησοῦ Χριστοῦ λόγος.

Hierauf beginnt mit neuer Bogen- und Seitenbezeichnung 1. Σωφρονίου ἀρχιεπ. Ἱεροσολ. ἐγκώμιον εἰς τὸν ἅγιον Ἰωάννην τὸν πρόδρομον (S. 1—30.), aus neunzehn Kapiteln bestehend. Es folgen 2. Σωφρονίου πατριάρχου Ἱεροσολ. λόγος περιέχων τὴν ἐκκλησιαστικὴν ἅπασαν ἱστορίαν ἀφήγησιν πάντων τῶν ἐν τῇ θείᾳ ἱερουργίᾳ τελούντων (S. 31—48) in einundzwanzig Kapiteln. Das Ende fehlt. 3. Τοῦ ἁγίου Σωφρονίου ἀρχιεπ. Ἱεροσολ. Ἀνακρεόντεια (S. 49—125), im Ganzen zweyundzwanzig Gedichte; doch hat Nr. XIV. nur die Aufschrift und den Anfangsvers. Nr. XV. blos die Aufschrift. Bey Nr. XVI. fehlt der Anfang. Bey Nr. XIX. sind drey Verse nach dem sechsundzwanzigsten ausgefallen. Auch in Nr. XX. V. 14 ist eine Lücke. Die Ausgabe besorgte, wie schon oben gemeldet wurde, Petr. Matranga aus dem mit vieler Mühe aufgefundenen Barberinischen Pergamentcodex, welcher ungefähr dem dreyzehnten Jahrhundert angehören mag und sehr schön

Klosters Monte Cassino, lebte um das Jahr 960. Seinen Bischofssitz geben jedoch die Urkunden seines Klosters nicht an. Der mit Langobardischen Charakteren geschriebene und mit wunderschönen Malereyen verzierte Vatic. Cod. 1202, aus welchem dieser Sermon abgedruckt ist, stammt von Cassino. 6. Alberici Diaconi Prologus ad vitam et obitum S. Scholasticae virginis et Homilia in natali S. Scholasticae," aus dem nämlichen Codex zum ersten Male herausgegeben (S. 129—143). Albericus, ebenfalls Benedictiner des Klosters Monte Cassino und mit dem Römischen Purpur bekleidet, starb im Jahre 1088. 7. Leonis clerici Romani prologus ad vitam S. Johannis Chrysostomi mit der clausula Leonini operis (S. 155—157.), aus einem Cod. der Königin Christine von Schweden. Leo lebte im eilften Jahrhundert. 8. Cassiodorii (sic constanter) Supplementum (S. 157—160) zu B. I. Kap. 16. der Institutiones div. litter. Cassiodorii und zu Kap. 23. aus einem trefflichen, mit Langobardischen Charakteren geschriebenen Vatic. Cod. des zwölften Jahrhunderts. An einer andern Stelle hat der genannte Cod.: Inveni item de Pythonissa eiusdem praefati viri (d. i. S. Augustini) duos sermones habitos ad populum in basilica.

Der zweyte Theil umfaßt Griechische Litteratur, und zwar klassische und patristische. Wir erhalten hier 1. *Στεφάνου φιλοσόφου ἐξήγησις εἰς τὸ προγνωστικὸν τοῦ Ἱπποκράτους* (S. 1—160). Aber bloß die ersten zwey Abtheilungen, welche bis zur p. 43. v. 31. des ersten Bandes der Foësischen Ausgabe des Hippokrates reichen. Denn die dritte fehlt im Vat. Cod. 2154, welcher überdieß die falsche Aufschrift *Δαμασκίου φιλοσόφου* hat. Doch ist der treffliche Commentar des Stephanus für uns keine neue Erscheinung; denn wir besitzen ihn schon lange vollständig in der schätzbaren Ausgabe Griechischer Commentatoren des Hippokrates, die der ächt klassisch gebildete Königsberger Arzt Dr. Friedrich Reinhold Dietz unter dem Titel: Apollonii Citiensis, Stephani, Palladii, Theophili, Meletii, Damascii, Ioannis, aliorum Scholia in Hippocratem et Galenum e Codicibus MSS. Vindobonens. Monacens. Florentin. Mediolanens. Escorialens. etc. primum Graece edidit Frid. Reinhold Dietz. Regiomonti Prussorum. Tom. I—II. 1834. 8. veranstaltet hatte. Dessen ungeachtet müssen wir diese Gabe des unermüdeten Cardinals Mai als eine sehr willkommene dankbar annehmen, weil er uns zuerst den Vat. Cod. zugänglich gemacht und der philologischen Kritik Gelegenheit zu neuen Untersuchungen gegeben hat. 2. *Τοῦ ἁγιωτάτου μητροπολίτου Θεσσαλονίκης κυροῦ Εὐσταθίου προοίμιον εἰς τὸν ἐξηγηθησόμενον ἰαμβικὸν κανόνα, οὗ προοιμίου πρὸς τῷ τέλει πεῖται καὶ ἡ κατ' ἐκεῖνον ἀπρόσκλισις* (S. 161—383.). Der gelehrte Commentar des berühmten Auslegers des Homers zu dem Pfingst-Hymnus des Johannes Damascenus erscheint hier zum ersten Male nach dem Cod. Vat. bombyc. 1409. abgedruckt. 3. Kurze Proben a) aus Johannis Monachi Zonarae Expositio Damasceni paschalium canonum seu canticorum (S. 384—389). b) Theodori Prodromi Expositio dominicalium item canonum sive canticorum (S. 390—396). c) Aus dem Vat. Ottob. 324., in welchem mehrere in politischen Versen geschriebene Gedichte des nämlichen Verf. vorkommen, S. 396. nur die Titel. d) Aus Nicetae Dalybrorum Episcopi Expositio carminum magni Gregorii theologi (S. 397 — 401.) nur der Anfang. e) Bruchstücke aus *μητροπολίτου Θεσσαλονίκης κυροῦ Εὐσταθίου λόγος προεισόδιος τῆς ἁγίας μεγάλης τεσσαρακοστῆς* (S. 402—405.), so wie aus dessen *ἐπισκέψις βίου μοναχικοῦ ἐπὶ διορθώσει τῆ περὶ αὐτούς*. S. 405—409. Daran reihen sich (S. 410—448.) Declamationen und Schilderungen des Sophisten Choricius aus dem Vat. Cod. 1898. Ferner (449—461) eine Oratio funebris in adolescentem discipulum et familiarem, „quem Furiae torvo dederant spectacula Marti" (hie und da lückenhaft), S. 461. ein Fragment eines Panegyricus und S. 462. noch einige Bruchstücke von dem nämlichen Verfasser. Den Schluß machen (S. 464.) drey Fragmente des Dion Cassius aus einer bisher unbenützten Vat. Handschrift.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. September.

Nro. 181. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Spicilegium Romanum. Romae. Typis collegii Urbani. 1839 — 44.

(Fortsetzung.)

Schon Leo Allatius hatte eine Ausgabe dieser Lieder und anderer heiliger Sänger versprochen. Als Probe gab er in seiner Abhandlung de Simeonibus die vierte Ode. Hr. Matranga lieferte nicht bloß den Text, sondern fügte S. 585 ff. auch kritische und erklärende Anmerkungen und S. 621 ff. eine Lateinische Uebersetzung bey. Sehr gründlich und lehrreich ist seine Vorrede, der wir schon oben gedachten. 4. *Τοῦ αὐτοῦ ἁγίου Σωφρονίου τριῴδιον* (S. 126 — 225) aus einem alten und sehr schön geschriebenen, von den bisher herausgegebenen ganz abweichenden, Vat. Cod., optimi generis et prorsus orthodoxi, setzt der Herausgeber bey. In der Handschrift kommen mehrere Melodien vor, Antonius der Mönch, ein gewisser Clemens, Johannes der Mönch (d. i. der Damascener), Joseph Despota, Sergius, Sophronius und Theodorus Studita. Card. Mai aber wählte nur die mit Sophronius Namen bezeichneten aus. 5. *Βίος καὶ πολίτεια καὶ μαρτύριον καὶ μερικὴ τῶν θαυμάτων διήγησις τῶν ἁγίων ἐνδόξων ἀναργύρων Κύρου καὶ Ἰωάννου* (S. 230 — 241.). 6. *Ἄλλη πολίτεια ἀκριβὴς τῶν ἁγίων μαρτύρων Κύρου καὶ Ἰωάννου* (S. 242 — 248.). Diese zwey Schriften stehen in dem nämlichen Vat. Codex 1605, welcher die im vorigen Bande abgedruckte Lebens- und Wundergeschichte der heil. Märtyrer Cyrus und Johannes enthält, und sind dort diesem Werke vorausgeschickt. Der Verfasser von einer derselben, wenn nicht von beyden, ist der nämliche Sophronius. Bey der zweyten fehlt der Anfang; in beyden aber werden die kleinen auf die nämlichen Märtyrer von dem heil. Cyrillus verfaßten Reden, welche in dem Codex zwischen beyde Geschichten eingefügt sind und von unserm Herausgeber als Anhang S. 248—252. zuerst bekannt gemacht wurden, erwähnt. Alles dieß findet man in dem genannten Codex; in einer Lateinischen Handschrift der Vaticana Nr. 5410. aber ist die erste Geschichte nicht enthalten, weil sie zu Anfang mangelhaft und nicht aus der oben angeführten genommen ist, wie aus der verschiedenen Ordnung der Materien und dem Umfang erhellt. Die zweyte kommt dort allerdings vor; doch fehlt der Anfang. Beygefügt sind Cyrillus Reden. 6. Historia acephala SS. MM. Cyri et Johannis. Interprete Anastasio bibliothecario (S. 253—263.). Diese Uebersetzung, welche von vorn herein mangelhaft ist, rührt, wie man aus dem am Ende angebrachten Zusatz, in welchem der Name genannt wird, offenbar von dem Bibliothekar Anastasius her, so wie die darauf folgende Lateinische Uebersetzung Cyrillischer Reden (S. 263—266.). 7. SS. Cyri et Johannis Passio auctore Petro Parthenopensi mit einem voranstehenden Monitum des Herausgebers (S. 267 — 280). Daran reihen sich mehrere Fragmente von Legenden mit Prologen von dem nämlichen Verfasser (S. 281—300.). 8. Claudii Taurinensis praefatio in catenam ad Matthaeum, aus einem sehr alten in die Zeit des Verfassers (Claudius lebte um das Jahr 815), wie es

scheint, hinaufreichenden Codex (S. 301—305.) 9. Domni Paulini Sermo ad populum in quadragesima. 10. Item homilia legenda de inicio quadragesimae. 11. Breviarium de sancto evangelio homilia legenda ad populum. Diese drey Homilien (S. 309—316.) sind aus einem dem siebenten oder achten Jahrhundert angehörenden Sessorianischen Codex des Cistercienzer Klosters S. Croce di Gerusalemme zu Rom genommen. Der Verfasser derselben dürfte, wie Card. Mai vermuthet, Paulinus Biterensis seyn. 12. Venerabilis Petri Damiani Sermo ad sacerdotes, zum ersten Male bekannt gemacht, und zwar aus einem Sessorianischen Cod. des zwölften Jahrhunderts (S. 316—322.). 13. Vita S. Nicolai Episcopi (Myrensis) et Confessoris auctore Johanne Diacono (S. 324—339.) aus einer alten Vat. Handschrift abgedruckt. Johannes Diaconus lebte circa 903. 14. *Ὑπόμνημα ἤγουν ἐξήγησις τοῦ ἁγίου καὶ ἐνδόξου μεγαλομάρτυρος καὶ θαυματουργοῦ Ἀρτεμίου συλλεγὲν ἀπό τῆς ἐκκλησιαστικῆς ἱστορίας Φιλοστοργίου καὶ ἄλλων τινῶν παρὰ Ἰωάννου μονάχου* (S. 340—397). „In Photianis Philostorgii," sagt der Herausgeber in einer Anmerkung S. 340, „quae sola supersunt, excerptis nihil de Artemio dicitur. Nos igitur hanc nobilem Philostorgianae historiae partem deperditam ope codicis Vaticani recuperamus." Daß der eigentliche Verfasser dieses Werkchens der heil. Johannes Damascenus (in Handschriften gewöhnlich Johannes der Mönch genannt) ist, glaubte schon Allatius, welcher eine Ausgabe desselben beabsichtigte, wie aus seinen in der Vallicellischen Bibliothek aufbewahrten Papieren und aus seinen Symmictt. p. 452 Nr. XLVII. erhellt. Der nämlichen Ansicht ist Labbé in dem prospect. opp. Damasc. 15. Ex thesauro orthodoxae fidei Nicetae Choniatae Excerpta (S. 399—498). Die fünf ersten Bücher dieses Werkes, welches Nicetas, im zwölften und dreyzehnten Jahrhundert blühend, nach der Einnahme Konstantinopels durch die Lateiner in der Verbannung schrieb, gab Pet. Morell bloß Lateinisch. „Decrevi itaque," sagt unser Herausgeber S. 298., „notabiliora saltem excerpta ex Vaticanis codicibus Graece excitare, capto initio a Morellianae editionis fine, nimirum a sexto libro, qui, ut cognoscimus ex Montfauconii summariis, in Macedonii praesertim haeresi versabatur." Die vorliegende Auswahl umfaßt neun Kapitel. I. Ueber Macedonius und seine Häresie. II. Ueber Nestorius. III. Ueber Eutyches und andere Monophysiten. IV. Ueber die fünfte Synode. V. Ueber die Häresie der Aphthartodoketen. VI. Ueber die sechste Synode. VII. Ueber die Häresieen der Armenier. VIII. Ueber die Secte der Agarener. IX. Ueber die Häresie der Lizicianer. 16. *Θεοδώρου Μοψουεσίας ἐπισκόπου ἐξ ἑρμηνείας τῆς Παύλου πρὸς Ῥωμαίους ἐπιστολῆς τὰ εὑρεθέντα* (S. 499—573.). Ein nicht unbedeutender Theil aus Theodorus Commentar zu dem Römerbrief, der aus der vorzüglichsten der in der Vaticanischen Bibliothek befindlichen Catenen genommen wurde. Auch die Münchner Hof- und Staatsbibliothek besitzt eine sehr schätzbare Handschrift einer solchen Catena zu dem Römerbriefe, welche dem zwölften Jahrhundert angehört; aber nicht vollständig ist, da sie mit Kap. VII. V. 7. beginnt. 17. Ferrandi complementum operis de septem regulis innocentiae (ad Reginum Comitem) hactenus ineditum (S. 575—577), aus einer Handschrift der Ambrosianischen Bibliothek in Mailand. Ferrandus lebte um das Jahr 540. Unser Herausgeber bemerkt S. 574: Et quidem Chifletius iamdudum dixerat hoc Ferrandi opus valde perturbatum ac deformatum mendis se comperisse; quo nunc minus miremur partem eius deperditam in Ambrosiano codice repertam videri. Illud tamen me nonnihil suspensum tenet, quod de rege, non de duce vel comite in hoc complemento semper sermo est."

Sehr abstechend gegen den bisherigen Inhalt dieses Bandes ist die S. 578—581 aus *Ἀσκληπιοδότου φιλοσόφου τέχνη ταντική* mitgetheilte Probe, welche bloß die zwey ersten Kapitel dieser Schrift enthält. Card. Mai bediente sich des Apographums, welches sich einst Leo Allatius von dem Mediceischen Codex (s. Bandini Catalog. Codicum MSS. Graecc. bibliothecae Mediceo-Laurent. T. II. p. 229) gemacht hatte. Da dieses Werkchen des Asklepiodotus von sehr geringem Umfang ist, indem es nur aus zwölf Ka-

piteln besteht, so hätte Ref. gewünscht, daß es vollständig hätte gegeben werden mögen. Sodann folgen noch S. 582—584. Sententiae militares, welche der Abschrift des Allatius angehängt sind und den Titel führen: *Τὰ εἰς ὕστερον ἐκβληθέντα ἀπὸ ἄλλων βιβλίων γνωμικά.* In der Anmerkung, welche der Herausgeber S. 582 unter dem Texte angefügt hat, heißt es: „Hae sententiae in MS. Mediceo subiunguntur incerto auctori, qui de re militari et orationibus militaribus scripsit. Asclepiodotus autem proxime in eodem codice sequitur.“ Auffallend ist in diesen Gnomen S. 584 folgende Stelle: *Δεῖ τὸν στρατηγὸν τοῖς ἐναντίοις ἐπιβουλεύειν δι' ὅπλων μᾶλλον, ἀλλὰ καὶ διὰ σιτίων καὶ ὕδατος, τὰ μὲν ἄτοπα ποιοῦντα, τὰ δὲ τοῖς θανασίμοις φαρμάσσοντα.*

Am Ende S. 643 f. werden uns noch *Σωφρονίου μοναχοῦ ἰατροσοφιστοῦ* (*Ἀναιρεόντεια*) *εἰς τὸν Ἰωσὴφ* (den Sohn Jacobs) mitgetheilt.

Des fünften Bandes erster Theil gehört ganz der Patristik an. Voran steht Apponii in Canticum Canticorum Explanatio, wovon wir aber nur das siebente, achte und die Hälfte des neunten Buches erhalten. Die sechs ersten gab bekanntlich schon Joh. Faber zu Freiburg 1538, aber aus einem sehr fehlerhaften Codex, heraus; und aus dieser Ausgabe gingen sie in die Patrum bibliotheca Lugd. Tom. XIV. über. Vollständig erschien dieses aus zwölf Büchern bestehende Werk, welches als ein Muster trefflicher Auslegungsweise gerühmt wird, zu Rom im J. 1843 im Quartformate mit einem Facsimile aus dem Sessorianischen Cod. durch die Bemühungen zweyer Cistercienser des Klosters S. Croce di Gerusalemme, Girolamo Bottino und Giuſ. Martini, mit einem sehr gelehrten und gründlichen Vorberichte. Diese Ausgabe weicht, wie Ref. durch Vergleichung des siebenten Buches mit der Mai'schen sich überzeugte, hie und da von der letzteren bedeutend ab. Auffallend aber ist, daß Bottini und Martini der Mai'schen Bearbeitung, ungeachtet der vorliegende Band des Spicilegiums schon zwey Jahre früher gedruckt wurde, in ihrer Vorrede mit keiner Sylbe erwähnen, was vermuthlich daraus zu erklären ist, daß die bis dahin gedruckten Bände des Spicilegiums noch nicht ausgegeben waren, und Card. Mai den Sessorianischen Codex wohl gesehen, aber nicht benutzt, sondern aus dem Ambrosianischen (D. 37. part. sup.) geschöpft hatte, von dem er in der Vorrede S. VII. bemerkt: quem ego ipsemet Mediolani prae manibus habui, und ganz unten: Quum ego tam boni auctoris partem non modicam apud me exscriptam haberem, nempe libros septimum atque octavum, dimidiumque nonum, nolui plures in annos premere, daturus reliquos deinceps libros, cum occasio otiumque fuerit.“ Ferner S. 1. in der Anmerk.: „Atqui ego sex alios eiusdem Apponii ineditos libros — — olim deprehenderam in codice Mediolanensi Ambrosiano D. 37. p. sup. et nuper etiam in Romano bibliothecae Sessorianae codice observati fuerunt; quem reliquum vetustissimi auctoris laborem, ne is diutius cum blattis dimicet, nunc ego, partim saltem, in hoc meo volumine divulgare constitui.“ Uebrigens muß Ref. bemerken, daß es ihn sehr befremdete, daß der Herausgeber, nachdem er in der Vorrede S. V. f. evident bewiesen hatte, daß Apponius in der Mitte des sechsten Jahrhunderts fast gleichzeitig mit Pabst Vigilius unter der Regierung Justinians I. lebte, ihn S. 1. in der Anmerkung auf einmal, ohne irgend einen Grund anzugeben, in das siebente Jahrhundert herabsetzt.

Auf Apponius folgen sodann mehrere kleinere patristische Schriften von verschiedenen Verfassern. 1. Fausti Episcopi Sermones de Pentecoste (S. 85—88.), de S. Trinitate (S. 89—92.) und de Spiritu sancto (S. 93—96.) aus Vat. Codd. 2. Faustini Episcopi Sermo in Epiphania Domini (S. 98—100.). 3. Cyrilli beatissimi Episcopi Alexandriae urbis ad totius Aegypti regionem epistola paschalis Arnobio interprete (S. 101—118). Diese epistola paschalis, von Arnobius dem Jüngern übersetzt, ist eine Ergänzung zu dessen altercatio cum Serapione. 4. Cyrilli Alexandrini Sermo de parabola vineae (S. 119—122), zum ersten Male aus dem nämlichen Codex Griechisch herausgegeben, dessen sich Achilles Statius bey seiner Lateinischen Uebersetzung, welche im Jahre 1578 zu Rom gedruckt wurde, bedient hatte. 5. Laurentii Episcopi Sermo in vigiliis S. Patris Benedicti (S. 123—128). Laurentius, Benedictiner des

Klosters Monte Cosino, lebte um das Jahr 950. Seinen Bischofssitz geben jedoch die Urkunden seines Klosters nicht an. Der mit Langobardischen Charakteren geschriebene und mit wunderschönen Malereyen verzierte Vatic. Cod. 1202, aus welchem dieser Sermon abgedruckt ist, stammt von Casino. 6. Alberici Diaconi Prologus ad vitam et obitum S. Scholasticae virginis et Homilia in natali S. Scholasticae," aus dem nämlichen Codex zum ersten Male herausgegeben (S. 129—143). Albericus, ebenfalls Benedictiner des Klosters Monte Casino und mit dem Römischen Purpur bekleidet, starb im Jahre 1088. 7. Leonis clerici Romani prologus ad vitam S. Johannis Chrysostomi mit der clausula Leonini operis (S. 155—157.), aus einem Cod. der Königin Christine von Schweden. Leo lebte im eilften Jahrhundert. 8. Cassiodorii (sic constanter) Supplementum (S. 157—160) zu B. I. Kap. 16. der Institutiones div. litter. Cassiodorii und zu Kap. 23. aus einem trefflichen, mit Langobardischen Charakteren geschriebenen Vatic. Cod. des zwölften Jahrhunderts. An einer andern Stelle hat der genannte Cod.: Inveni item de Pythonissa eiusdem praefati viri (d. i. S. Augustini) duos sermones habitos ad populum in basilica.

Der zweyte Theil umfaßt Griechische Litteratur, und zwar klassische und patristische. Wir erhalten hier 1. *Στεφάνου φιλοσόφου ἐξήγησις εἰς τὸ προγνωστικὸν τοῦ Ἱπποκράτους* (S. 1—160). Aber bloß die ersten zwey Abtheilungen, welche bis zur p. 43. v. 31. des ersten Bandes der Foësischen Ausgabe des Hippokrates reichen. Denn die dritte fehlt im Vat. Cod. 2154, welcher überdieß die falsche Aufschrift *Δαμασκίου φιλοσόφου* hat. Doch ist der treffliche Commentar des Stephanus für uns keine neue Erscheinung; denn wir besitzen ihn schon lange vollständig in der schätzbaren Ausgabe Griechischer Commentatoren des Hippokrates, die der ächt klassisch gebildete Königsberger Arzt Dr. Friedrich Reinhold Dietz unter dem Titel: Apollonii Citiensis, Stephani, Palladii, Theophili, Meletii, Damascii, Joannis, aliorum Scholia in Hippocratem et Galenum e Codicibus MSS. Vindobonens. Monacens. Florentin. Mediolanens. Escorialens. etc. primum Graece edidit Frid. Reinhold Dietz. Regiomontii Prussorum. Tom. I—II. 1834. 8. veranstaltet hatte. Dessen ungeachtet müssen wir diese Gabe des unermüdeten Cardinals Mai als eine sehr willkommene dankbar annehmen, weil er uns zuerst den Vat. Cod. zugänglich gemacht und der philologischen Kritik Gelegenheit zu neuen Untersuchungen gegeben hat. 2. *Τοῦ ἁγιωτάτου μητροπολίτου Θεσσαλονίκης κυροῦ Εὐσταθίου προοίμιον εἰς τὸν ἐγγηθησόμενον ἰαμβικὸν κανόνα, οὗ προοιμίου πρὸς τῷ τέλει πεῖραι καὶ ἡ κατ' ἐκεῖνον ἀκρόστιχις* (S. 161—383.). Der gelehrte Commentar des berühmten Auslegers des Homers zu dem Pfingst-Hymnus des Johannes Damascenus erscheint hier zum ersten Male nach dem Cod. Vat. bombyc. 1409. abgedruckt. 3. Kurze Proben a) aus Johannis Monachi Zonarae Expositio Damasceni paschalium canonum seu canticorum (S. 384—389). b) Theodori Prodromi Expositio dominicalium item canonum sive canticorum (S. 390—396). c) Aus dem Vat. Ottob. 324., in welchem mehrere in politischen Versen geschriebene Gedichte des nämlichen Verf. vorkommen, S. 396. nur die Titel. d) Aus Nicetae Dalybrorum Episcopi Expositio carminum magni Gregorii theologi (S. 397 — 401.) nur der Anfang. e) Bruchstücke aus *μητροπολίτου Θεσσαλονίκης κυροῦ Εὐσταθίου λόγος προεισόδιος τῆς ἁγίας μεγάλης τεσσαρακοστῆς* (S. 402—405.), so wie aus dessen *ἐπισκέψις βίου μοναχικοῦ ἐπὶ διορθώσει τῆ περὶ αὐτούς*. S. 405—409. Daran reihen sich (S. 410—448.) Declamationen und Schilderungen des Sophisten Choricius aus dem Vat. Cod. 1898. Ferner (449—461) eine Oratio funebris in adolescentem discipulum et familiarem, „quem Furiae torvo dederant spectacula Marti" (hie und da lückenhaft), S. 461. ein Fragment eines Panegyricus und S. 462. noch einige Bruchstücke von dem nämlichen Verfasser. Den Schluß machen (S. 464.) drey Fragmente des Dion Cassius aus einer bisher unbenützten Vat. Handschrift.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. September.

Nro. 182. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Spicilegium Romanum. Romae. Typis collegii Urbani. 1839 — 44.

(Fortsetzung.)

Noch müssen wir einer kurzen Probe von dem Commentare des Theophilus Protospatharius, des Lehrers des oben erwähnten Arztes Stephanus, zu Hippokrates Aphorismen, welche am Ende der Vorrede S. XXIX. f. aus einem sehr schön geschriebenen, vielleicht in das zehnte Jahrhundert hinaufreichenden Vat. Cod. abgedruckt wurde, gedenken, ungeachtet uns dieses Bruchstück der gelehrte Dietz, welcher durch einen allzufrühen Tod den Wissenschaften und der leidenden Menschheit entrissen ward, in den oben angeführten Scholien Griechischer Aerzte zu Hippokrates und Galenus Bd. II. S. 245. ff. aus dem Wiener Cod. medic. XLIX. membr. Saec. XIV. weit vollständiger gegeben hat.

Wir gehen nun zu dem sechsten Bande über. Mehrere schätzbare patristische Fragmente, welche bisher ganz unbekannt waren, sind in die ziemlich weitläufige Vorrede eingeflochten: a) aus Gregorii II. Pap. Oratio de cultu imaginum (in concilio III. Stephani habita) in Albini Scholaris Collectaneis L. I. fol. 6. (Cod. Ottob. 3057. in orbe fortasse unic.); b) aus Johannis metropolitae Ephesi oratio contra schismaticos (Cod. Vat. Ottob. 213.); c) aus Methodius; d) folgen Testimonia pro dogmate de Spiritus S. processione a Filio et de Rom. ecclesiae primatu; e) Fragmente aus Athanasii epistola ad Aegypti et Syriae episcopos und aus des H. Cyrillus von Alexandria verloren gegangenem Commentare zu Ezechiel, um nur der bedeutendsten zu erwähnen. — Der Herausgeber richtete hier sein Augenmerk zuvörderst auf die Geschichte der Päbste, Kirchenrecht und Liturgie.

S. 1—270. erhalten wir Bernardi Guidonis Catalogus Pontificum Romanorum cum inserta temporum historia von Petrus I. bis auf Gregor II. Das Verzeichniß der von Bernhard bey der Bearbeitung dieser Biographieen der Päbste benutzten Schriftsteller, so wie das der in denselben vorkommenden Päbste, nebst der Epistel an Johann II. und dem Prolog zu seinem Werke finden sich am Ende der Vorrede. Bernhard verknüpfte zugleich mit dem Leben der Päbste die politische Geschichte. Da nun sein Werk sehr anwuchs, so veranstaltete er in der Folge einen Auszug aus demselben, der durch Theodorich von Niem mit den bey Eccard vorkommenden Lebensbeschreibungen von Nicolaus IV. bis zu Urban V. vermehrt wurde. Der Herausgeber des vorliegenden Werkes hielt sich an den Auszug. Ueber die Behandlung seines Schriftstellers möge man ihn in der Vorrede S. IX. f. selbst vernehmen. S. 181—198. sind die Fasti Karolini, vom Jahre 708—800 gehend, aus einem sehr alten Corbeier Cod. eingereiht; ferner S. 228—239. der genuinus et priscus ordo Romanus ad coronandum imperatorem aus dem berühmten Cincischen Cod., welcher dem Hause Colonna gehörte, und, während Ang. Mai Vorstand der Vaticana war, zur letzteren gelangte. Daran schließt sich die Formel des von dem Kaiser Friedrich II.

dem Papst Honorius Kraft einer Urkunde im J. 1219 geleisteten Eides, welchen jener im J. 1221 durch eine andere Urkunde bekräftigte. Beyde sind aus der nämlichen Handschrift genommen.

Angehängt an den Catalogus ist eine Notitia Cardinalium S. R. E., welche Bernhard vornehmlich aus Richard von Clugny geschöpft und seinen Lebensbeschreibungen der Päbste vorgesetzt hatte. S. 273. ff. folgt historiae Pontificiae Fragmentum aus dem vierten Buche der ungedruckten Collectio canonica Bonizo's, Bischofs von Sutri, und aus den noch nicht edirten Collectaneen des Albinus Scholaris, welcher in dem letzten Theile seines Werks aus Bonizo's unbekanntem Buche de vita Christiana die Nachrichten über die übrigen Päbste bis auf Urban II., mit welchem Bonizo schloß, ausschrieb. S. 282. ff. finden sich Vitae aliquot Pontificum, welche Lorenzo Zacagni, weiland Vorsteher der Vaticana, aus verschiedenen Handschriften dieser Bibliothek gesammelt; aber, von dem Tode ereilt, nicht bekannt machen konnte, von Benedict IX. bis zu Callistus II. Eine schätzbare Zugabe zu dem Leben des P. Innozenz III., wodurch das 145. Kapitel der öfter gedruckten Gesta desselben trefflich ergänzt wird, erhalten wir S. 300—312. aus einer alten Handschrift des päbstlichen Archivs.

Nach diesen Lebensbeschreibungen der Päbste sollte gemäß dem Plane des Herausgebers das jus Pontificium folgen. Doch wollte er vor der Hand nur Proben oder Summarien von einigen ungedruckten Canonensammlungen mittheilen, bis ihm Zeit und Umstände verstatten würden, Ausführlicheres zu liefern.

Die erste Stelle unter den hier aufgeführten Canonisten räumte er dem h. Anselmus von Lucca ein, weil er als Zeitgenosse und Freund Gregors VII., welcher in dieser Ausgabe der Biographieen der Päbste der Zeit nach der letzte ist, an diesen sich zunächst anschließt, und auch auf dessen Anrathen sein Werk in dreyzehn Büchern verfaßte, welches unter dem früher über diesen Gegenstand Erschienenen für das reichhaltigste, gelehrteste, berühmteste und zugleich nützlichste gehalten wird. Schon mehrere angesehene Gelehrte versprachen, es durch den Druck bekannt zu machen; doch hielt sie theils die Größe desselben, theils andere zufällige Umstände von ihrem Vorhaben ab. So kam es, daß Anselmus noch immer im Staube der Bibliotheken verborgen liegt. Die Vaticana bewahrt wenigstens sieben Handschriften des Anselmus, worunter zwey sehr alte und fast in seine Zeit hinaufreichende sich befinden. Doch fehlt in diesen das eilfte Buch de poenitentia, welches sich in einer jüngeren erhalten hat. Card. Mai giebt vor der Hand S. 316—393. nur die Kapitelüberschriften der dreyzehn Bücher, worauf S. 394. f. die von dem Verfasser angeführten Schriftsteller und Werke aufgezählt werden.

Weiter hinaufreichend, als Anselmus von Lucca, ist die aus neun Büchern bestehende alte Canonensammlung, von welcher S. 397—472. außer dem Vorberichte, wie bey Anselmus, nur die Kapitelüberschriften und das Verzeichniß der angeführten Auctoren und anonymen Werke angegeben sind. Sie findet sich in dem zu Anfang des zehnten Jahrhunderts mit Longobardischen Charakteren geschriebenen Vat. Pergamentcodex 1349.

Hierauf folgen S. 477—561. Innocentii III. Papae Sermones XII., welche nach dem Antritte des Pontificats von ihm gehalten worden, aus dem Vat. Pergamentcodex 700., der bald nach des Verfassers Tode geschrieben wurde, mit Ausnahme der Rede ad claustrales, welche aus dem Cod. Ottob. Vat. 132. genommen ist, abgedruckt. Von der sechsten Rede wurde der noch nie edirte Theil (nämlich der Anfang) gegeben; denn der größere ist schon in der Venediger Ausgabe der Werke des Innocenz vom J. 1578 Bd. I. S. 125. enthalten. Zum ersten Male erscheint hier (S. 562—578.) sein Dialogus inter Deum et peccatorem aus dem Pfälzisch-Vat. Cod. 368. Aus dem vorhergehenden Innocentianischen ist der Sermo Magistri Romani Cardinalis de poenitentia (oder de confessione) S. 579—582. Der Cardinalpriester Romanus lebte nämlich, wie die Fasti bey Cardella bezeugen, unter Pabst Paschal II. zu Anfang des zwölften Jahrhunderts.

Eine reiche Quelle für Liturgie ist der Liber mitralis oder Tractatus de officiis ecclesiasticis des Sicardus, Bischofs von Cremona, eines Zeitgenossen des Pabstes Innocenz III. Irrig hielt Muratori im siebenten Bande der Scriptt. rerum Italicc. den Mitralis für eine Chronik desselben Verfassers. Von diesem aus neun Büchern bestehenden Werke, wovon jedes Buch mit einer eigenen Vorrede versehen ist, werden S. 583—586. nur die Titel oder Kapitelüberschriften eines jeden gegeben und S. 587 — 598. einige Excerpte, welche auf heilige Gebäude oder auf kirchliche Philologie Bezug haben, beygefügt. Unter den zwey Handschriften, welche die Vaticana von diesem Werke besitzt, stammt die älteste aus des Verf. Zeit; die andere ist um ein Jahrhundert jünger und am Ende mank.

Sodann folgen einige Bruchstücke: 1. über die Päbste aus einem Griechischen Chronikon (S. 599—602), nämlich von Formosus bis zu dem aufgedrungenen Johannes, dem Nachfolger Johannes des Zehnten. Dieses Fragment findet sich in zwey Handschriften der Vat. Bibliothek, in der Ottob. 77. Bl. 23. und in der Vat. 1455. Bl. 23. (wovon eine neue Abschrift im Vat. Cod. 7143. Bl. 330. enthalten ist), ohne Lateinische Uebersetzung, weil Bernhard Guidonis die Stelle eines Interpreten vertreten kann. Aus welchem Chronikon aber dieses Bruchstück genommen sey, konnte der Herausgeber nicht ermitteln. 2. Historiae ecclesiasticae Fragmentum aus einem Mailänder Cod. (M. 88. b.) aus welchem Graf Carlo Castiglioni dem Herausgeber die Kapitelüberschriften des dritten Buches und den Text des ersten, zweyten und achten Kapitels desselben mittheilte, mit beygefügter Lateinischer Uebersetzung (S. 603—610).

Zuletzt erhalten wir noch etliche Excerpte aus der Gnomensammlung des Mönchs Georgidius unter dem Titel: *Γνῶμαι συλλεγεῖσαι ὑπὸ κυροῦ μοναζοντος τοῦ Γεωργιδίου.* Der Herausgeber bemerkt in dem Vorberichte S. 611. f.: „Georgidii opus haud dabimus integrum (quod nemo utiliter faciet, quia plurima extant) modica immo fragmenta quasi gustus et specimenis ergo exhibebimus.“ Ganz anderer Ansicht ist jedoch der französische Gelehrte Boissonade, welcher, was dem Card. Mai entgieng, bereits im J. 1829. in dem ersten Bande seiner Anecdota Graeca. S. 1—108. das *γνωμολόγιον* des Georgidius oder Georgides aus dem Pariser Cod. 1166. herausgab, und sich in seinem Praeloquium S. IX. darüber so äußert: „Erit quoque ex eius textus varietate unde proficiant eruditi editores, quibus Bibliorum et patrum et profanorum auctorum orationem ad criticum lectionum examen exigere studium et labor est.“ Die Schriftsteller, welchen die von unserm Herausgeber aus Georgidius Gnomenlese ausgehobenen Bruchstücke angehören, sind Gennadius, Georgius (Pisides), Dionysius, Irenaeus, Theopemptus, Theophilus, Johannes der Syrer, Lindus, Methodius, Menander, Polanus (vielmehr Polyaenus, wie bey Bandini (Catalog. Codd. MSS. Gr. biblioth. Mediceo-Laurent. T. I. p. 254. gelesen wird), Prokopius der Sophist, Polychronius, Severianus, Photius und Heliodorus. Daß, wie es die Natur der Handschriften solcher Sammlungen mit sich bringt, von denen oft die eine Mehreres und Ausführlicheres, als die andere enthält, wie z. B. die Venediger im Vergleich mit der Pariser (s. Boissonade's Praeloq. S. VIII.), Vieles von dem, was uns hier geboten wird, auch bey Boissonade vorkommt, Manches hingegen fehlt, anderer Abweichungen in den Aufschriften und im Texte nicht zu erwähnen, läßt sich leicht erwarten. Doch müssen wir, was die dem Menander zugeschriebenen zwölf Verse, welche noch nie, wie der Herausgeber glaubt, edirt seyn sollen, anlangt, bemerken, daß die zwey ersten dem Sirach XIII. 20. f., wie schon Boissonade a. a. O. S. 16. erinnerte, angehören, und nur der vierte, siebente und die folgenden weder bey Menander in Meineke's Ausgabe, noch auch bey Boissonade sich finden.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny

(Fortsetzung.)

P. Flourens. Anatomie générale de la peau et des membranes muqueuses. Par. 1843.

Th. v. Sömmerring, Vom Bau des menschlichen Körpers. Bd. 1. Sömmerrings Leben und Verkehr mit seinen Zeitgenossen. Von Rud. Wagner. Abth. 1. 2. Leipz. 1844.

P. G. Grimelli, Articolo neurologico sperimentale intorno alla funzione sensoria e motrice dei nervi intercostali. Modena 1842.

Dr. M. J. Weber, Vollständiges Handbuch der Anatomie des menschlichen Körpers. Zergliederungskunde und Kunst. Bd. 3. Schluß. Leipz. 1845.

Dr. W. Gruber, Anatomie eines Monstrum Bicorporeum eigenthümlicher Art (Thoraco-Gastro-Didymus). Prag 1844.

Dr. E. H. Fuchs, Lehrbuch der speciellen Nosologie und Therapie. Bd. 1. Lief. 1. 2. Götting. 1845.

Schönlein, Klinische Vorträge in dem Charité-Krankenhause. Herausg. v. Dr. L. Güterbock. Heft 2. 3. Schluß. Berl. 1844.

Dr. A. G. van Onsenoort, Handbuch der Krankheiten und Gebrechen des Auges. A. d. Holländ. von Dr. Neuhauser. Bd. I. 1. Crefeld 1844.

Dr. L. Stromeyer, Handbuch der Chirurgie. Bd. I. Lief. 1. Freyburg 1844.

Dr. W. Büchler, Die vorzüglichsten chirurgischen Operationen mit besonderer Berücksichtigung der v. Wattmann'schen Schule. Wien 1845.

E. Heerlein, Ueber den Zustand der Pharmazie in Oesterreich. Hannover 1844.

Dr. Lor. Granetti, Cenni sulle terme d'Acqui. Torino 1841.

B. Bertini, Idrologia minerale etc., negli stati di S. M. il re di Sardegna. Torino 1843.

Dr. M. Viszanik, Die Irrenheil- und Pflegeanstalten Deutschlands, Frankreichs, sammt der Cretinen Anstalt auf dem Abendberge in der Schweiz. Wien 1845.

P. G. Grimelli, Lettere chimico-mediche. Modena 1842.

Dr. C. Fr. F. Sintenis, das praktische gemeine Civilrecht. Bd. 1. Die allgem. Lehren und das Sachenrecht. Leipzig 1844.

W. Th. Richter, Repertorium zur Gesetzgebung des Königreiches Sachsen. 2. Aufl. Lief. 1—5. Leipzig 1844.

Dr. Ant. Heidmann, die österreichischen Civilgerichts-Ordnungen in ihren Parallelstellen dargestellt. Wien 1842.

C. Seruzier, Précis historique sur les codes français. Par. 1845.

Th. Ravinet, Code des ponts et chaussées et des mines. Vol. 1—6. Par. 1829—36.

Manuel Borges Carneiro, Direito civil de Portugal contendo tres livros I. das pessoas. II. das cousas. III. das obrigaçoës e acçoës. T. 1—3. Lisboa. 1821.

M. v. Wolffeldt, Mittheilungen aus dem Strafrecht und dem Strafprozeß in Livland, Esthland und Kurland. Th. 1. Dorpat 1844.

Mich. Belli, De feudis commentarius. Romae 1792.

Dr. Heiberg, Das Princip der Nichtintervention in seiner Beziehung auf die äußere und innere Organisation des Staats. Leipz. 1842.

Dr. K. Th. Pütter, das praktische europäische Fremdenrecht. Leipz. 1845.

F. W. B. Fr. von dem Knesebeck, Die allgem. Stände und die Provinziallandschaften des Königreiches Hannover. Hannover 1843.

Dr. E. H. Th. Laspeyres, Die Rechte des eingebornen Meklenburgischen Adels. Halle 1844.

A. W. Hefftter, Die gegenwärtige Lage des Reichsgräflich Oldenburg-Bentinkschen Rechtsstreites. Berl. 1840.

H. Simon, Die Preußischen Richter und die Gesetze vom 29. März 1844. Leipz. 1845.

Dr. M. Luther's Tischreden oder Colloquia. Nach Aurifaber's erster Ausgabe herausg. von Dr. K. E. Förstemann. Abth. 1. Leipz. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Spicilegium Romanum. Romae. Typis collegii Urbani. 1839 — 44.

(Schluß.)

Den Schluß dieses Bandes macht das höchst schätzbare novum Latinitatis Glossarium, aus einigen der von dem gelehrten Herausgeber veranstalteten Ausgaben und aus einigen Handschriften gesammelt, mit genauer Angabe der einzelnen Quellen, aus welchen es geschöpft ist. Da der um die Lateinische Lexikographie hochverdiente Giuseppe Furlanetti die von Angelo Mai herausgegebenen Werke alter Lateinischer Schriftsteller sehr vortheilhaft benutzt hatte, so entschloß sich der Verf. des Spicilegiums, mit Weglassung desjenigen, was jener für seine Zwecke ausgelesen hatte, aus seinen Ausgaben und einigen Handschriften eine neue Glossensammlung, welche einen Zeitraum von tausend Jahren umfassen sollte, zu veranstalten, so viel es ihm bey einmaligem und beschleunigtem Lesen jener Werke und bey der Vergleichung mit Forcellini's Lateinischem Sprachschatz und du Cange's Glossarium möglich war. „Quo in opere," fügt er bey, „si quando me infirmus oculus aut mentis evagatio decepit, vel pondus operis oppressit, benignitate doctorum hominum recreandus sum, qui genus id laboris molestiarumque quam sit grave, et quam erroribus prope necessariis obnoxium, noverunt. Neque vero censeo petove, ut haec gregatim indiscriminatimque vocabula futuris lexicis inserantur; sed ea tantummodo eruditis, ac praecipue exquisiti iudicii viro Furlanetto, consideranda ac pro libito institutoque suo aestimanda vel utenda exhibeo." Zugleich verspricht er, ein ebensolches novum Graecitatis Glossarium dereinst zu liefern.

Den zehnten Band eröffnet die für die Concilienlitteratur höchst wichtige σύνοδος ἐκκλησίας Ἑλληνικῆς περὶ τοῦ δόγματος „Σὺ ὁ προσφέρων καὶ προσφερόμενος καὶ προσδεχόμενος" λαληθέντος ἐπὶ τοῦ βασιλέως κυροῦ Μανουὴλ Κομνηνοῦ (S. 16—93.). Diese Synode fällt in die Regierungszeit des Kaisers Manuel Komnenus (1156.). Vorausgeht (S. 1—15.) der Dialog des Soterichus mit Philo über seine (des ersteren) falsche Lehre. Beyde Schriften sind aus der Panoplia inedita des Niketas Choniates entnommen. Der Codex ist auf Baumwollenpapier geschrieben und alt; die Buchstaben aber sind hie und da durch die Länge der Zeit erloschen. Einen Theil dieser Synode gab schon vor mehreren Jahren der gelehrte Professor Tafel in Tübingen aus einem Pariser Codex mit einem vorläufigen Commentar in einem akademischen Programme heraus. Der Dialog ist zwar daselbst ganz; die Theile der Synode aber sind unvollständig und nicht ohne Unterbrechungen. Auch fehlen die Unterschriften der Bischöfe. Daher müssen wir dem verdienstvollen Herausgeber zu großem Danke verpflichtet seyn, daß er diese in unsern Conciliensammlungen noch fehlende Synode nunmehr vollständig, mit beygefügter Lateinischer Uebersetzung, aus der Vatic. Handschrift zu Tage gefördert hat.

Hierauf folgen nun einige patristische Schriften: 1. Κωνσταντίνου διακόνου καὶ χαρτοφύλακος

τῆς ἁγιωτάτης ἐκκλησίας Κωνσαντινουπόλεως ἐγκώμιον εἰς πάντας τοὺς ἁγίους ἐνδόξους καὶ πανευφήμους μάρτυρας τοὺς ὑπὲρ Χριστοῦ τοῦ Θεοῦ ἡμῶν κατὰ τὴν οἰκουμένην ἀθλήσαντας. Griechisch und Lateinisch. S. 94—168. Groſſes Gewicht giebt dieſer Lobrede auf die Märtyrer, daß ein Bruchſtück aus derſelben in der zweyten Nicaeniſchen Synode (im J. 787.), in welcher es ſich um die Aufrechthaltung der Verehrung der heiligen Bilder handelte, vorgeleſen wurde. Daß der unbekannte Verfaſſer ein oder vielleicht zwey Jahrhunderte früher gelebt haben müſſe, wird, wie der Herausgeber S. 120. bemerkt, dadurch glaubwürdig, daß eine im achten Jahrhunderte gehaltene Generalſynode ſich auf ſeine Auctorität berief. Die Ausgabe wurde nach einem alten Codex, welcher ungefähr dem zehnten Jahrhundert angehören dürfte und ſehr ſchön geſchrieben iſt, beſorgt. Da er aber am Ende Schaden gelitten, ſo wurde das Fehlende aus einem um etwa zweyhundert Jahre jüngeren ergänzt. 2. Aus einer Syriſchen Handſchrift theils ganz, theils auszugsweiſe in das Lateiniſche übergetragen iſt Severi patriarchae Antiocheni liber ad Julianum episcopum Halicarnassensem, quo demonstrat, quid sacri libri ipsorumque inspirati interpretes doctores ecclesiae docuerint sentiendum esse ac praedicandum circa incorruptibilitatem sacratissimi corporis summi dei et servatoris nostri Jesu Christi (S. 169—201.). Die Excerpte beſtehen aus inedirten Stellen alter Väter, beſonders des Cyrillus. 3. Severi Antiocheni et Juliani Halic. Graeca Fragmenta (S. 202—211.), aus einem ſehr alten Codex einer Catena Graecorum Patrum ad Jobi librum entnommen. Dieſe Catena wurde zwar Griechiſch und Lateiniſch von Junius im J. 1637. zu London und von Comitolus bloß Lateiniſch zu Venedig 1587. herausgegeben. Der Vat. Codex aber enthält eine nicht unbedeutende Anzahl noch ungedruckter Fragmente. Demnach erachtete es der Herausgeber nicht für unpaſſend, ihnen hier eine Stelle einzuräumen. Vorausgehen noch einige Berichtigungen der ſehr fehlerhaften Lateiniſchen Ausgabe des Comitolus. 4. Severi archiepiscopi Antiocheni Homilia de sancta Dei matre semperque virgine Maria, aus dem Syriſchen überſetzt (S. 212—220.). 5. Severiani episcopi Homilia de pythonibus et maleficis (S. 222. f.). 6. Dionysii Telmarensis Fragmentum aus einer Syriſchen Chronik über die Taufe der Juden unter der Regierung des Kaiſers Phokas im J. Chr. 617. (S. 224.).

Ausgezeichnet durch Schönheit des Styls und höchſt intereſſant für die Zeit- und Gelehrtengeſchichte des fünfzehnten Jahrhunderts ſind Poggii Florentini epistolae selectae (S. 225—371.). Die vier erſten ſind an den großen Pabſt Nicolaus V., der ſechſte an Kaiſer Friedrich III., der ſiebente, achte und neunte an König Alphons von Aragonien, andere an andere Fürſten, an Cardinäle Biſchöfe, Staatsmänner und Gelehrte gerichtet.

Daran knüpfte der Herausgeber eine kurze Notiz über eine von dem jüngſten Sohne Poggio's, Giovanni Francesco, verfaßte und dem Pabſte Leo X. gewidmete Schrift de veri pastoris munere, welche in einem ſehr ſchön geſchriebenen und prachtvoll verzierten Pergamentcodex der Vatic. Bibliothek enthalten iſt*).

*) In der S. 372. aus dem Kapitel de liberalitate mitgetheilten Probe ermahnt der Verfaſſer, welcher bey dem Pabſte ſehr in Gunſt ſtand und ein Hofamt bekleidete, ſeinen Gönner auf eine nicht ſehr zarte Weiſe zur Freygebigkeit gegen Gelehrte und Schriftſteller. „Te vero, sanctissime Pater," ruft er ihm zu, „cum doctissimus optimusque sis, decet doctorum et bonorum causam tueri. Non deessent, S. Pater, mihi crede, Ciceropes, non Marones, non Sallustii, non Livii complures, si Maecenates, si Augusti, si Hadriani nunc forent, qui litteratorum ingenia foverent, quique digna illis praemia largirentur. Utile fuit tunc (ut ait Satyricus) pallere et toto vinum nescire Decembri. At nunc quid, quaeso, est pro labore praemii? quis virtutum fructus? quae utilitas? Si offertur liber, laudatur quidem, sed nihil datur, operaque simul et impensa perit. Fuere olim principes quidam tum laici tum religiosi, ut Alphonsus rex Aragonum, Franciscus Sfortia dux Insubriae, Federicus Urbinas, Cosmus Petrus et Laurentius progenitores tui, Martinus V., Eugenius IV., Nicolaus V., Pius II. P. M., doctos foventes adeo, ut non modo Romae

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. September.

Nro. 184. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Spicilegium Romanum. Romae. Typis collegii Urbani. 1839 — 44.

(Schluß.)

Den Schluß dieses Bandes macht das höchst schätzbare novum Latinitatis Glossarium, aus einigen der von dem gelehrten Herausgeber veranstalteten Ausgaben und aus einigen Handschriften gesammelt, mit genauer Angabe der einzelnen Quellen, aus welchen es geschöpft ist. Da der um die Lateinische Lexikographie hochverdiente Giuseppe Furlanetti die von Angelo Mai herausgegebenen Werke alter Lateinischer Schriftsteller sehr vortheilhaft benutzt hatte, so entschloß sich der Verf. des Spicilegiums, mit Weglassung desjenigen, was jener für seine Zwecke ausgelesen hatte, aus seinen Ausgaben und einigen Handschriften eine neue Glossensammlung, welche einen Zeitraum von tausend Jahren umfassen sollte, zu veranstalten, so viel es ihm bey einmaligem und beschleunigtem Lesen jener Werke und bey der Vergleichung mit Forcellini's Lateinischem Sprachschatz und du Cange's Glossarium möglich war. „Quo in opere," fügt er bey, „si quando me infirmus oculus aut mentis evagatio decepit, vel pondus operis oppressit, benignitate doctorum hominum recreandus sum, qui genus id laboris molestiarumque quam sit grave, et quam erroribus prope necessariis obnoxium, noverunt. Neque vero censeo petove, ut haec gregatim indiscriminatimque vocabula futuris lexicis inserantur; sed ea tantummodo eruditis, ac praecipue exquisiti iudicii viro Furlanetto, consideranda ac pro libito institutoque suo aestimanda vel utenda exhibeo." Zugleich verspricht er, ein ebensolches novum Graecitatis Glossarium dereinst zu liefern.

Den zehnten Band eröffnet die für die Concilienlitteratur höchst wichtige σύνοδος ἐκκλησίας Ἑλληνικῆς περὶ τοῦ δόγματος „Σὺ ὁ προσφέρων καὶ προσφερόμενος καὶ προσδεχόμενος" λαληθέντος ἐπὶ τοῦ βασιλέως κυροῦ Μανουὴλ Κομνηνοῦ (S. 16—93.). Diese Synode fällt in die Regierungszeit des Kaisers Manuel Komnenus (1156.). Vorausgeht (S. 1—15.) der Dialog des Soterichus mit Philo über seine (des ersteren) falsche Lehre. Beyde Schriften sind aus der Panoplia inedita des Niketas Chaniates entnommen. Der Codex ist auf Baumwollenpapier geschrieben und alt; die Buchstaben aber sind hie und da durch die Länge der Zeit erloschen. Einen Theil dieser Synode gab schon vor mehreren Jahren der gelehrte Professor Tafel in Tübingen aus einem Pariser Codex mit einem vorläufigen Commentar in einem akademischen Programme heraus. Der Dialog ist zwar daselbst ganz; die Theile der Synode aber sind unvollständig und nicht ohne Unterbrechungen. Auch fehlen die Unterschriften der Bischöfe. Daher müssen wir dem verdienstvollen Herausgeber zu großem Danke verpflichtet seyn, daß er diese in unsern Conciliensammlungen noch fehlende Synode nunmehr vollständig, mit beygefügter Lateinischer Uebersetzung, aus der Vatic. Handschrift zu Tage gefördert hat.

Hierauf folgen nun einige patristische Schriften: 1. Κωνσταντίνου διακόνου καὶ χαρτοφύλακος

τῆς ἁγιωτάτης ἐκκλησίας Κωνσαντινουπόλεως ἐγκώμιον εἰς πάντας τοὺς ἁγίους ἐνδόξους καὶ πανευφήμους μάρτυρας τοὺς ὑπὲρ Χριστοῦ τοῦ Θεοῦ ἡμῶν κατὰ τὴν οἰκουμένην ἀθλήσαντας. Griechisch und Lateinisch. S. 94—168. Grosses Gewicht giebt dieser Lobrede auf die Märtyrer, daß ein Bruchstück aus derselben in der zweyten Nicaenischen Synode (im J. 787.), in welcher es sich um die Aufrechthaltung der Verehrung der heiligen Bilder handelte, vorgelesen wurde. Daß der unbekannte Verfasser ein oder vielleicht zwey Jahrhunderte früher gelebt haben müsse, wird, wie der Herausgeber S. 120. bemerkt, dadurch glaubwürdig, daß eine im achten Jahrhunderte gehaltene Generalsynode sich auf seine Auctorität berief. Die Ausgabe wurde nach einem alten Codex, welcher ungefähr dem zehnten Jahrhundert angehören dürfte und sehr schön geschrieben ist, besorgt. Da er aber am Ende Schaden gelitten, so wurde das Fehlende aus einem um etwa zweyhundert Jahre jüngeren ergänzt. 2. Aus einer Syrischen Handschrift theils ganz, theils auszugsweise in das Lateinische übergetragen ist Severi patriarchae Antiocheni liber ad Julianum episcopum Halicarnassensem, quo demonstrat, quid sacri libri ipsorumque inspirati interpretes doctores ecclesiae docuerint sentiendum esse ac praedicandum circa incorruptibilitatem sacratissimi corporis summi dei et servatoris nostri Jesu Christi (S. 169—201.). Die Excerpte bestehen aus inedirten Stellen alter Väter, besonders des Cyrillus. 3. Severi Antiocheni et Juliani Halic. Graeca Fragmenta (S. 202—211.), aus einem sehr alten Codex einer Catena Graecorum Patrum ad Jobi librum entnommen. Diese Catena wurde zwar Griechisch und Lateinisch von Junius im J. 1637. zu London und von Comitolus bloß Lateinisch zu Venedig 1587. herausgegeben. Der Vat. Codex aber enthält eine nicht unbedeutende Anzahl noch ungedruckter Fragmente. Demnach erachtete es der Herausgeber nicht für unpassend, ihnen hier eine Stelle einzuräumen. Vorausgehen noch einige Berichtigungen der sehr fehlerhaften Lateinischen Ausgabe des Comitolus. 4. Severi archiepiscopi Antiocheni Homilia de sancta Dei matre semperque virgine Maria, aus dem Syrischen übersetzt (S. 212—220.). 5. Severiani episcopi Homilia de pythonibus et maleficis (S. 222. f.). 6. Dionysii Telmarensis Fragmentum aus einer Syrischen Chronik über die Taufe der Juden unter der Regierung des Kaisers Phokas im J. Chr. 617. (S. 224.).

Ausgezeichnet durch Schönheit des Styls und höchst interessant für die Zeit- und Gelehrtengeschichte des fünfzehnten Jahrhunderts sind Poggii Florentini epistolae selectae (S. 225—371.). Die vier ersten sind an den großen Pabst Nicolaus V., der sechste an Kaiser Friedrich III., der siebente, achte und neunte an König Alphons von Aragonien, andere an andere Fürsten, an Cardinäle Bischöfe, Staatsmänner und Gelehrte gerichtet.

Daran knüpfte der Herausgeber eine kurze Notiz über eine von dem jüngsten Sohne Poggio's, Giovanni Francesco, verfaßte und dem Pabste Leo X. gewidmete Schrift de veri pastoris munere, welche in einem sehr schön geschriebenen und prachtvoll verzierten Pergamentcodex der Vatic. Bibliothek enthalten ist *).

*) In der S. 372. aus dem Kapitel de liberalitate mitgetheilten Probe ermahnt der Verfasser, welcher bey dem Pabste sehr in Gunst stand und ein Hofamt bekleidete, seinen Gönner auf eine nicht sehr zarte Weise zur Freygebigkeit gegen Gelehrte und Schriftsteller. „Te vero, sanctissime Pater," ruft er ihm zu, „cum doctissimus optimusque sis, decet doctorum et bonorum causam tueri. Non deessent, S. Pater, mihi crede, Ciceroues, non Marones, non Sallustii, non Livii complures, si Maeconates, si Augusti, si Hadriani nunc forent, qui litteratorum ingenia foverent, quique digna illis praemia largirentur. Utile fuit tunc (ut ait Satyricus) pallere et toto vinum nescire Decembri. At nunc quid, quaeso, est pro labore praemii? quis virtutum fructus? quae utilitas? Si offertur liber, laudatur quidem, sed nihil datur, operaque simul et impensa perit. Fuere olim principes quidam tum laici tum religiosi, ut Alphonsus rex Aragonum, Franciscus Sfortia dux Insubriae, Federicus Urbinas, Cosmus Petrus et Laurentius progenitores tui, Martinus V., Eugenius IV., Nicolaus V., Pius II. P. M., doctos foventes adeo, ut non modo Romae

Zum ersten Male vollständig aus einer Peruginer Handschrift erhalten wir S. 374 — 384. Poggii Florentini (senioris) Oratio in funere Cardinalis Juliani de Caesarinis Romani Legati contra Teucros*) et in ea expeditione diem functi. „Est enim haec oratio," sagt Card. Mai in seinem Monitum S. 373, „plane digna quae divulgetur, non tam propter laudantis eloquentiam, ceteroqui non ignobilem, quam ob laudati merita, cui pares tunc in ecclesia pauci exstiterunt."

Das in der Sommersbergischen Sammlung der Scriptores rerum Silesiacarum befindliche Verzeichniß Breslauischer Bischöfe reicht bekanntlich nur bis zu dem siebenunddreyßigsten Bischof, Balth. Promnitz. Nach dem Episcopologium Vratislaviense aber, welches handschriftlich in der Vat. Bibliothek sich findet, folgten auf Promnitz: Caspar von Logau, Martin Gerstmann, Andreas Jerinus, Bonaventura Hahn, Paul Albert, Johannes Sitsch (oder Johann VI. dieses Namens), Carl I. Erzherzog von Oesterreich. Die Namen der sechs ersten, mit biographischen Skizzen begleitet, werden S. 385—392. aus der Römischen Handschrift mitgetheilt; von dem letztern aber steht in dem Codex blos der Name.

Die zweyte, aus 462. Seiten bestehende, Abtheilung dieses Bandes enthält lauter patristische Inedita. Zuvörderst werden uns drey Werke des Leontius, des ersten Theologen seiner Zeit, die man bisher nur aus der Lateinischen Uebersetzung des Fr. Turrianus in H. Canisius Lectt. antiqq. ex ed. Basnag. T. I. p. 535. seqq. kannte, das erste Mal in der Ursprache geboten, nämlich: 1. Dessen drey Bücher gegen die Nestorianer und Eutychianer (S. 1 — 94). 2. Der Dialog gegen die Aphthartodoketen (S. 95—127.) 3. Die Schrift gegen die Betrügereyen der Apollinaristen (S. 128—151.). Card. Mai war so glücklich den Griechischen Text dieser Tractate in einer alten, vollständigen und sehr seltenen Handschrift, welche einst dem Cardinal Salviati, dann der Familie Colonna gehörte und zur Zeit, wo er der Vat. Bibliothek vorstand, durch Kauf in die letztere kam, aufzufinden. Er glaubte nun nicht säumen zu dürfen, diesen Schatz der gelehrten Welt mitzutheilen, dessen Verlust, wenn etwa der Vat. Codex durch Zufall zu Grunde ginge, nicht leicht wieder ersetzt werden könnte. Daran schließen sich S. Nicephori archiepiscopi Constantinopolit. Opuscula adversus Iconomachos (S. 152—156.) und de differentia imaginis Christi et crucis (S. 157—160.), die man bis jetzt ebenfalls nur in der Lateinischen Uebersetzung des Turrianus in Canis. Lectt. antiqq. T. II. P. II. p. 4. sqq. hatte. Der Herausgeber fand sie in der nämlichen Handschrift, welche den Tractat des Germanus über die Synoden und das Syntagma des Photius enthält.

Reichhaltig und für die Kirchen- und politische Geschichte des Orients sehr wichtig sind Nicolai I. Archiepisc. Constantinop. Epistolae CLXIII. (S. 161—440.). Nikolaus I., mit dem Beynamen der Mystiker, wurde unter der Regierung des Kaisers Leo des Weisen im J. 895., vier Jahre nach dem Tode des Photius, auf den erzbischöflichen Stuhl erhoben und neun oder eilf Jahre später von dem nämlichen Leo, weil er in dessen vierte Ehe nicht willigte, von seinem Bischofssitze vertrieben, zu dem er im J. 911 unter Alexander, dem Bruder des verstorbenen Leo, wieder gelangte und den er bis zum Jahre 925 einnahm, in welchem er mit Tod abging. Ueber seine Briefsammlung handelt der Herausgeber in der Vorrede S. VI.—XXVII. sehr ausführlich. Eine Lateinische Uebersetzung, welche sehr zu wünschen gewesen wäre, beyzufügen, erlaubten ihm weder seine vielen Geschäfte, noch der beschränkte Raum, weil

---

incolas, sed qui longinquius morabantur fama celebres, largissime munerarent, prout exigebant illorum merita atque virtutes: nemoque qui librum aliquem aut noviter compositum, aut e Graeca in Latinam linguam traductum iis obtulisset, indonatus ullo modo recedebat. Illi viri praestantissimi exstitere, hi sanctissimi et veri pastores fuere, utriqne etiam doctorum litteris illustrati. Hos tibi imitandos propone, hos aemulare, beatissime Pater etc.

*) Teucri statt Turci gebraucht Poggio auch im sechsten Briefe an Kaiser Friedrich und im neunten an König Alphons von Aragonien.

jedoch unterscheiden sich deren Vertreter wieder durch die Art und Weise von einander, in der sie der Dialektik jenes Systemes zur Begründung und Entwickelung ihrer eigenen Lehre sich bedienen.

Man begreift, von welchem Werthe eine sorgfältige, bis in's innerste Detail gehende Analyse und Prüfung des Hegel'schen Systemes namentlich für denjenigen seyn müsse, der einmal überzeugt ist, nur durch ein solch' vorsichtiges Abtragen des ganzen Gebäudes bis auf seine untersten Fundamente, über Riß und Plan desselben und sein eigentliches Gefüge, kurz über das ganze Geheimniß seiner Construktion zur klaren Einsicht gelangen, und damit sich gleichfalls die Kunst und Meisterschaft erwerben zu können, einen ähnlichen Bau, nur in einer den Forderungen der Wissenschaft und des Lebens entsprechenderen Weise zur Ausführung zu bringen.

Ob und wem dieß Letztere gelingen wird, kann natürlich einfach nur die That zeigen. Bis jetzt sehen wir freylich die stolze Veste jenes kühnen Bauherrn, von der so Mancher erwartete, daß sie allen Stürmen der Zukunft Trotz bieten werde, großentheils noch in Trümmern liegen, und bis eine neue erstanden, wäre auch ihr Grundstein bereits von einer andern Meisterhand gelegt, werden wir uns wohl noch lange damit begnügen müssen, nur erst wieder die nöthigen Bausteine zu ihr zusammen zu tragen. Das erstere aber, die genaue Einsicht in das allerdings bewunderungswürdige Gefüge eines in der Geschichte der Philosophie so bedeutsamen Systemes, wie das Hegel'sche, kann und muß allerdings von großem Belange für die ganze Philosophie und ihre Fortentwicklung in der Gegenwart seyn. Und darum

der Philosophie nach neuen umfassenderen Grundlagen ankomme, hat auch alle jüngeren, wahrhaft productiven philosophischen Köpfe ergriffen, die, wenn sie auch, wie es recht ist und wie die philosophische Stetigkeit es erfordert, an Hegel's Prinzip anknüpfen, es doch nur zu einem Elemente weiterer Combinationen mit andern machen. Eine der großen Aufgaben der Philosophie aber von seinem Standpunkte aus wirklich und letztlich entschieden zu glauben, dieß kann nur noch einem von Vorurtheil geblendeten oder statarisch gewordenen Schüler einfallen."

heißen wir auch die vorliegende Schrift als eine eben so zeitgemäße, als lehrreiche uns verdienstliche willkommen, und können nicht umhin, ihre ganze Anlage als eine treffliche und wohlgewählte zu bezeichnen. In keinem Falle hätte der Verfasser seiner Encyklopädie, die er später nachfolgen zu lassen beabsichtigt, einen besseren und angemesseneren Vorläufer geben können, als diesen kritischen.

Doch fassen wir sein Werk selbst jetzt näher in's Auge. Der Verf. wendet sich in dem Vorworte zur Rechtfertigung seines Versuches zunächst an die zwey Hauptparteyen, welche in ihrer Ansicht über das Hegel'sche System so decidirt und fertig seyen, daß sie nicht wohl begreifen, wozu es noch einer ausführlicheren Charakteristik und Prüfung desselben bedürfe. Denn auf der einen Seite seyen noch immer mehrere der begabtesten und gebildetsten Männer der Zeit von der absoluten, ewigen Wahrheit der Prinzipien und Hauptmomente des Hegel'schen Systems zu sehr überzeugt, oder glauben es vielmehr zu seyn, um irgend einen Versuch, es zu prüfen und, so weit es sich im Prozesse seiner wissenschaftlichen Krisis nicht bewähren sollte, durch seine Widerlegung die Philosophie umzugestalten, als sachgemäß und wissenschaftlich anzuerkennen. Und doch sind eben diejenigen Nachfolger Hegel's, welche wirklich fortschreiten, nicht etwa in unbedeutenden Modificationen oder in accidentellen Bestimmungen, sondern in den das ganze System consequenterweise umgestaltenden Grundprinzipien der absoluten Persönlichkeit Gottes und der wahrhaften ewigen Persönlichkeit des Menschen über Hegel's idealistischen Pantheismus hinausgegangen. Dagegen halte die entgegengesetzte Partie eine allseitige wissenschaftliche Prüfung des Hegel'schen Systems, welches auch immer ihre Ergebnisse seyn mögen, aus dem entgegengesetzten Grunde für überflüssig, weil sie ihm alle Wahrheit absprechе, daher ihr die negativste und mithin resultatloseste Beurtheilung die willkommenste sey. Allein die Apotheose einer- und die Verwerfung Hegel's andererseits, entgegnet hierauf der Verf., beweise nur, wie wenig noch das System, dessen mächtige, weitgreifende Wirkung selbst seine erklärtesten Gegner nicht leugnen können, wahrhaft philosophisch geprüft und durch eine tiefere und

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. September.

Nro. 185. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Speculative Charakteristik und Kritik des Hegel'schen Systems und Begründung der Umgestaltung der Philosophie zur objectiven Vernunftwissenschaft, mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte der Philosophie, von Dr. Karl Phil. Fischer, ord. Prof. d. Philos. an d. Universität Erlangen. Erlangen, C. Heyder. 1845. (XXII. und 592. S.).

Wohl Wenige möchten zu einem Unternehmen, wie das in obigem Titel angekündigte, einen entschiedeneren Beruf haben, als der Verfasser, der durch sein speculatives Talent, sein gründliches Studium und seine umfassende, genaue Kenntniß des Hegel'schen Systems, wie nicht minder durch den unermüdlichen Eifer, mit dem er dasselbe schon zu wiederholten Malen nach seinen verschiedenen Seiten hin, einer kritischen Beleuchtung unterworfen, sich längst auf das rühmlichste bekannt gemacht hat. Derselbe ist ein ebenso aufrichtiger Bewunderer und Verehrer des Gründers jenes Systemes, als zugleich sein unumwundner und beharrlicher, ja hartnäckiger Gegner, eine Eigenthümlichkeit, die übrigens gerade seiner Kritik ein besonderes Interesse und Gewicht verleiht, und deren scheinbare Paradoxie hinwegfällt, wenn man weiß, welche Bedeutung der Verf. dem Hegel'schen Systeme, zwar nicht als solchem, d. h. in seinen Resultaten, die er vielmehr durchaus verwirft, aber als einem nothwendigen Entwicklungsmomente in der Geschichte der Philosophie überhaupt, und insbesondere dem hierdurch gewonnenen methodologischen Standpunkte zuschreibt. Es ist dieß im Wesentlichen dieselbe Ansicht, die auch von dem jüngern Fichte*) und Weiße getheilt wird;

*) So erst kürzlich wieder in dessen „Zeitschrift für Philosophie und speculative Theologie," woselbst (XIII. Bd. 2. H.) in der Abhandlung „die Radicalen in der Speculation," in der ein wohlverdientes Gericht über dieselben gehalten wird, es unter Anderem heißt: „Ueberhaupt wollen Manche noch immer nicht gewahren, daß ein völlig neuer Wendepunkt der Philosophie bereits eingetreten ist. In der Hegel'schen Lehre ist nicht der Anfang einer neuen, sondern der Abschluß einer alten Epoche enthalten. Dieß Abgelaufenseyn derselben kündigt sich auch im Bewußtseyn der Zeit unwiderstehlich an. Hegel's methodologisches Prinzip, wie die Hauptresultate seiner Philosophie haben gewirkt, was sie sollten und konnten: er hat durch die Kühnheit seines Universalisirens, durch den — wie man sein Einzelnes auch beurtheile — immerhin bedeutenden und Epoche machenden Entwurf einer philosophischen Encyklopädie den Umfang und die Mannigfaltigkeit der philosophischen Aufgaben auf einmal überblicken lassen. Der Begriff der immanenten Methode ferner, in seinem wahren Sinne gefaßt, leitet zur wichtigen Einsicht, daß jedes Problem, jedes Erkenntnißgebiet ebenso im allgemeinen Zusammenhange des Universum, wie dennoch zugleich aus seinem eigenen Begriff und der in ihm liegenden methodischen Voraussetzungen zu behandeln sey. Daß dieser bedeutende methodische Fortschritt zu einer neuen erschöpfenden Methodenlehre, gleichfalls einer der vielen von Hegel unerledigt gelassenen Aufgaben der Zukunft, zu verarbeiten sey, leuchtet ein. Dieß Bewußtseyn, daß es jetzt auf eine instauratio magna, auf eine völlige Umbildung

kommen, und er hatte seinerseits J. 9. ebenfalls âtarça vermuthet; nicht minder richtig sind die Bemerkungen (S. 46 ff.) über haća, welches Präposition ist und „von, weg, aus“ bedeutet. Ref. hat diese Erklärung schon vor geraumer Zeit durch die Vergleichung mit Lat. sequi, secus (secus littus) Gr. ἑκάς sich zu begründen gesucht und dabey auch an Gr. ἐξ, ἐκ, Lat. ex gedacht, obwohl hier das Wegfallen der Aspiration entgegensteht. Daß haćâ in unsern Inschriften und namentlich H. 16. nichts anders bedeuten könne, ist gewiß; es regiert den Ablativ — und da Z. 11. ânijanâ recht wohl ein Ablativ fem. seyn kann, so wird Jeder zugeben, daß wofern sich durch diese Weise der Construktion (haća ânijanâ wie unter haćâ drugâ) ein passender Sinn ergiebt, sie andern vorzuziehen wäre. Allein leider fehlen uns zur Sinnbestimmung die beyden wichtigsten Elemente: die Bedeutung von ânijanâ und die des Verbums tarçatija (tarçati); das wir nach H's. richtiger Bemerkung nicht als componirt mit dem vorhergehenden nija betrachten dürfen, da nach diesem der Worttheiler steht; sonach sind wir auch über den Sinn von nija im Ungewissen, welches ebenso sich nur noch K. 22. an einer Stelle findet, die wegen ihrer eignen Schwierigkeit gar keinen Aufschluß geben kann. Soviel scheint gewiß: tarçati ist Verbum, wie âtarça J. 9. praet. plur. tert. pers. neben âbara, wie J. 21. nach mâ, wenn dort richtig tarçam und nicht wie Lassen will darçam ergänzt wird. Auch dürfte sich aus der Vergleichung des Textes J. 9. mit dem etwas erweiterten N. R. 19, 20. ergeben, daß die Wurzel tarç in der Bedeutung mit âwaqunwa ungefähr parallel stehen muß, da an letztgenannter Stelle âwaqunwa so neben âbara steht, wie J. 9. âtarça. — Soweit glauben wir mit Besonnenheit in der Analyse des Textes gehen zu können. Hrn. H. aber hat hier die Nemesis für seine kritische Schärfe gegen Lassen ereilt; denn während Letzterer sich durch Vater Herodotus aus dem Gebiet nüchterner Sprachforschung auf das der combinatorischen Imagination in das προάστειον zu Susa oder Persepolis, wo des Darius Pferd wieherte, versetzen ließ und dadurch dem Kritiker Schwächen bot, die dieser schadenfroh ausgebeutet hat, wird Hr. H. plötzlich bey Z. 11. der Inschrift H. noch viel phantastischer, und giebt allen den Gewinn, den ihm seine richtigen Bemerkungen über Z. 8., über haćâ, über âtarça J. 9. boten, mit einem Male auf, um haćâ ânijanâ nija tarçatija mit: „von Anijana bis Tarsatja, d. h. ganz Persien“ zu übersetzen. Diese höchst abentheuerliche Erklärung setzt eine Reihe von Unwahrscheinlichkeiten oder Unmöglichkeiten voraus; vor Allem einen Ort Anijana, der nicht existirt, während ânijanâ ganz und gar die Gestalt eines Appellativums hat. Ferner soll nija, was doch jedenfalls dem Sskr. ni entsprechen, und von dem gesondertes Vorkommen mit einem Casus nachgewiesen werden müßte, die Bedeutung von: bis, hinab haben, was auch zu beweisen wäre. Dann sind die offenbaren Verbalformen tarçatî, âtarça, tarçam aufgegeben und nur mit den gewagtesten Erklärungen ein Name tarçatija combinirt, während man gar nicht einsieht, warum tarça damit wechseln soll. Um aber überall die Uebersetzung von Anijana bis Tarsatja festhalten zu können, muß J. 21. mâ, die offenbare Prohibitivpartikel des Sanskr. und Zend, eine Präposition werden, die wiederum bis heißen soll und J. 9. bekommen wir noch eine Präposition â, die allerdings bis heißen kann, während haćâm nun plötzlich ἐκ heißen soll. Drey verschiedene Präpositionen in der nämlichen Phrase und in der nämlichen Bedeutung auf diesen Inschriften, die so unermüdlich dieselben Worte wiederholen, ist höchst unwahrscheinlich; den Beweis aber für die Bedeutung von nija und mâ wird Hr. H. nicht führen können. — Nach diesen Beyspielen von Irregeführtwerden durch einmal vorgefaßte Meinung werden wir wohl am Besten thun, uns mit der eben gegebenen allgemeinen Bestimmung über haćâ ânijanâ und der Wurzel tarç zu begnügen und weitere Aufschlüsse von der großen noch unbekannten Inschrift zu erwarten. Unerwähnt darf es jedoch nicht bleiben, daß Hr. H. S. 56 ff. mit Recht die von Lassen hingeworfene Bemerkung aufgreift, daß ij und uw auch î und û seyn könnten — hierdurch werden viele Formen weit faßlicher, und man begreift wie neben utâ, haćâ mit verlängertem Endvocal auch âhî u. s. w. steht. — Den Untersuchungen über die Dentalen, die Hr. H. S. 62 verheißt, sehen wir erwartungsvoll entgegen und wollen bis dahin unser Urtheil

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. September.

Nro. 186. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Speculative Charakteristik und Kritik des Hegel'schen Systems und Begründung der Umgestaltung der Philosophie zur objectiven Vernunftwissenschaft, mit besonderer Rücksicht auf die Geschichte der Philosophie, von Dr. Karl Phil. Fischer, ord. Prof. d. Philos. an d. Universität Erlangen.

(Fortsetzung.)

Auf das Vorwort folgt die Inhaltsübersicht, und hieran schließt sich die Einleitung in das Ganze, welches zerfällt in: I. Geschichte der Philosophie. II. Die Phänomenologie des Geistes. III. Die Wissenschaft der Logik. IV. Die Naturphilosophie. V. Die Philosophie des Geistes. Die Unterabtheilungen dieses letzten Abschnittes sind: 1) die Philosophie des subjectiven Geistes (die Anthropologie und Phänomenologie und Psychologie); 2) die Philosophie des objectiven Geistes (die Philosophie des Rechts und die der Geschichte; und 3) die Philosophie des absoluten Geistes (die Aesthetik oder die Philosophie der Kunst und die Philosophie der Religion).

Daß der Verf. mit seiner Kritik Hegel's sich zuvörderst an dessen Geschichte der Philosophie gewendet, können wir nur billigen; denn das kritische Geschäft wird dadurch von selbst zugleich zu einem genetisch erklärenden, wodurch gar Manches erst in das wahre und volle Licht tritt. Mit Recht bemerkt der Verf., daß, sofern Hegel in seiner Geschichte der Philosophie, welche er als die stufenweise Entwicklung seines eigenen Systems faßt, im populärsten und gewissermaßen selbst naivsten Vortrage die Hauptmomente seiner Philosophie darstelle und erörtere, sich dieselbe vortrefflich zu dem Zwecke eigne, den Leser auf eine einfache, jedem Unbefangenen unzweydeutige Weise vorläufig zu verständigen, in welchem Sinne er die sein System charakterisirenden Prinzipien: der Identität des Denkens und Seyns oder des produktiven, „das Seyn bestimmenden" Denkens, der absoluten Negativität und ihrer Grundform: des Widerspruches als wesentlichen, schlechthin nothwendigen „Quells oder Pulses und Gesetzes alles natürlichen und geistigen Lebens," des Diesseits als alleiniger Wirklichkeit und endlich des absoluten, alle Individuen (als der absoluten Idee unangemessene und eben dadurch widersprechende Momente ihrer Verwirklichung) ebensosehr negirenden wie setzenden Weltgeistes, verstanden und geltend gemacht habe. Die Kritik dieses Werkes werde nicht nur darthun, wie subjectiv Hegel die Geschichte der Philosophie und die Nothwendigkeit seines Systems als ihrer Wahrheit zu construiren und zu beweisen suche, sondern wesentlich ihre objective Entwicklung und ihr wahrhaftes Resultat zu erweisen haben, um die Umgestaltung der Philosophie zur objectiven Vernunftswissenschaft ebensowohl geschichtsphilosophisch, wie immanent, d. h. durch die Idee der Philosophie, zu begründen.

Da es der Raum nicht verstattet, auf die Kritik, welcher der Verf. die einzelnen Abtheilungen der Hegel'schen Geschichte der Philosophie unterwirft, in's Specielle hier einzugehen, so sey uns wenigstens verstattet, auf eine ihrer beachtenswerthesten Partien aufmerksam zu machen, auf jene

nämlich, wo der Parteylichkeit Erwähnung geschieht, mit der Hegel namentlich Schelling und andere gleichzeitig lebende Forscher in seiner Geschichte behandelt hat. Allerdings ist „die absolut subjective Tendenz Hegel's der Grund, warum er, obwohl er Schelling's Versuche, einerseits den Spinozismus zu idealisiren, andererseits Fichte's subjectiven Idealismus zu objectiviren und zum absoluten Idealismus zu vollenden, in einer jedoch sehr unvollständigen abstracten und formellen Charakteristik wiedergiebt, seine objectiven Forschungen übergeht und seine eigentlichen Verdienste verkennt. Mochte er, bemerkt der Verf., es immerhin als eines der Verdienste Schelling's, den Begriff und die Form des Begriffs in die Natur eingeführt zu haben, anerkennen, so habe er doch weder des Letztern speculative Deduction des magnetischen, elektrischen und chemischen Prozesses, durch die er die Dimensionen der Materie bestimmt, noch seine tiefsinnigen Erklärungen des Lichtes und der Wärme, noch seine vielseitig entwickelten und vermittelten Untersuchungen über das Leben des Organismus, das Verhältniß seiner Systeme zu einander und zur Außenwelt, so wie über die Bedeutung des Gehirns und der Sinne, noch endlich seine Construction der Stufenordnung der Naturwesen wissenschaftlich gewürdigt. Noch weniger habe er Schelling's genialen Entwurf einer Philosophie der Kunst und ihrer Bildungsgeschichte durch ihre Hauptepochen mit Beziehung auf die Rede über das Verhältniß der bildenden Kunst zur Natur gewürdigt, eine Rede, die, weil sie die reinste Manifestation des Genius und seiner ästhetischen Anschauung sey, ganze Bände über Aesthetik aufwiege, und die von Ebendemselben in mehreren Schriften und Abhandlungen entwickelten Ideen über Religion, Poesie nnd Staat; so wie er auch seine Construction der Hauptepochen der Weltgeschichte mit der Bemerkung ignorire, derselbe sey zwar Urheber der Naturphilosophie geworden, sey aber an die Darstellung der andern Seite, der Philosophie des Geistes, nicht gekommen.

Diese Verkennung von Schelling's Verdiensten war, wie der Verf. mit vollem Grunde hervorhebt, besonders auffallend in Hegel's Urtheil über desselben Untersuchungen über die Freyheit, von denen er zwar großmüthigerweise gestehe, sie seyen „tief spekulativer Art," aber deren Inhalt unter dem Vorwand, die Geschichte der Philosophie könne sich nicht mit Einzelnem befassen, mit keinem Worte berühre. Denn allerdings bezeichnen diese 1809 erschienenen Untersuchungen eben den Anfang derjenigen Periode von Schelling's Philosophie, in welcher ihm mit dem tiefer erkannten Prinzip der Freyheit und Persönlichkeit eine neue Welt entstand, die sich darin entwickelt. Je mehr Hegel, meint der Verf., ahnen mochte, daß diese das Prinzip des Theismus zwar nicht ausführenden, aber doch anticipirenden Untersuchungen die Keime eines neuen objectiven Systems enthielten, desto weniger mochte er sich auf die Würdigung eines Prinzips einlassen, das an sich selbst so tief und so wahr sey, daß es von einem Forscher, wie Schelling, in welchem alle Kenner einen philosophischen Genius erster Größe verehren, nur ausgesprochen werden dürfe, um auf wahrheitsliebende Gemüther und Geister eine durch keine Reaction aufzuhebende Wirkung zu äußern.

Vollkommen ist auch zuzugeben, daß „mit Hegel's Parteylichkeit gegen Schelling die Art und Weise in Zusammenhange steht, mit welcher er über die Denker der Gegenwart, welche in näherer oder entfernterer Beziehung zu Schelling stehen, urtheilt oder vielmehr abspricht." In dieser Beziehung erscheint es dem Verf. mit Recht vor allem als eine Parteylichkeit, daß er nur einen Friedrich Schlegel und Novalis, aber jedenfalls höchst einseitig bespricht, einen Baader, Solger, Steffens, Krause, Oken, Schubert u. A. aber völlig ignorirt, oder höchstens so weit sich auf sie einläßt, um seine Indignation über die „Phantasterei" und Unmethode, in welche die Schelling'sche Schule allerdings ausartete, auszusprechen, und endlich, nach einem zur zweyten Ausgabe hinzugefügten Zusatz, über Schleiermacher in einer Weise urtheilt, die es bedauern läßt, daß er ihn nicht gleichfalls völlig ignorirte. Habe er aber, fährt der Verf. in dieser Rüge fort, in der Vorrede zur ersten Ausgabe der Encyklopädie selbst nicht umhin gekonnt, jener Schule einen gesunden Kern zuzugestehen, so sey die Erwartung um so billiger, daß er in der Geschichte der Philosophie außer

Kant, Fichte und Schelling noch andere Philosophen und zwar vor allen einen Geist wie Herder*), den Begründer der Philosophie der Geschichte und den Vorgänger der speculativen Philosophie der neuern Zeit überhaupt, gewürdigt, und nicht über alle andere Denker seiner Zeit so zu sagen in Bausch und Bogen abgesprochen hätte. Dieses Verfahren müsse um so mehr befremden, da die erwähnten Forscher, wenn sie auch Hegel'n an speculativ-dialektischer Meisterschaft nicht gleich gekommen, ihn vielleicht zum Theil nicht nur an Tiefe und Innigkeit der Conception, sondern selbst an Genialität des Producirens und Darstellens übertreffen möchten. Habe er doch im kritischen Journal einen Schleiermacher als Vorgänger der speculativen Philosophie unserer Zeit bezeichnet, und der ebenfalls mit ihm gleichzeitige Krause habe ein methodisch begründetes und durchgebildetes System dargestellt, daß jedenfalls Achtung und Anerkennung verdiene. Baader'n habe Hegel, zu seiner Ehre sey es gesagt, in der Vorrede zur zweyten Ausgabe der Encyklopädie große Lobsprüche ertheilt. Oken habe durch den wissenschaftlichen Kern, der seiner Naturphilosophie zu Gruhde liege, in der Physiologie überhaupt und namentlich in der durch das Prinzip der genetischen Entwicklung begründeten Naturgeschichte des Thierreichs und in der durch physiologische Prinzipien bestimmten Systematisirung desselben in der Naturwissenschaft Epoche gemacht, was einem Denker nicht gelungen sey, welchem die Natur nichts als die verkümmerte Realisirung seiner logischen Idee sey. Steffens beweise jedenfalls in der Geologie tiefere Einsichten, als Hegel, und habe nicht nur in der Anthropologie die Idee der Persönlichkeit in der genialsten Weise erkannt, sondern auch sein Werk: „die gegenwärtige Zeit und wie sie geworden," sey unvergleichlich gehaltvoller und ideenreicher, als Hegel's Philosophie der Geschichte, in welcher eben so sehr eine wissenschaftliche Entwicklung ihrer Idee, wie große, wahrhaft weltgeschichtliche Resultate vermißt werden. Und wenn Hegel den Staat als die vollkommene Wirklichkeit des objectiven Geistes betrachtet habe, und wie die höchste theoretische Bestimmung des Individuums in die Läuterung seines Bewußtseyns zum reinen abstracten Denken, so seine höchste praktische Bestimmung, die wahrhafte, eigentliche Sittlichkeit in die Erfüllung „dessen, was im Staate ausgesprochen und vorgezeichnet ist," setze, so dürfe es eben nicht befremden, daß seinen ästhetischen und religions-philosophischen Werken jene Weihe fehle, durch die ein Solger zum philosophischen Priester der Kunst, ein Schleiermacher zum Begründer einer neuen Epoche des christlichen Lebens und Bewußtseyns geworden sey. Selbst Herbart habe als Vollender der Reflexionsphilosophie nicht verdient ignorirt zu werden.

Diese Urtheile des Verf. dienen zugleich zur näheren Bezeichnung seines eigenen Standpunktes und seines Verhältnisses zu den erwähnten verschiedenartigen Richtungen, weßhalb wir auch dabey länger verweilten. Kürzer können wir uns über die noch folgenden Abschnitte fassen, indem wir der übersichtlichen Darstellung folgen, welche der Verf. in der Einleitung von ihnen gibt.

Habe Hegel selbst, heißt es daselbst, die Phänomenologie nach seinem ursprünglichen Plane ebensowohl als Propädeutik seiner Logik und seines ganzen Systems, wie als Wissenschaft der Bildungsgeschichte des Weltgeistes bestimmt, so sey eine ausführliche Prüfung dieses Werkes um so nothwendiger, als er sich nicht nur in der Vorrede und Einleitung zu seiner Logik auf die Dialektik derselben als Muster der immanenten wissenschaftlichen Methode berufe, sondern auch in der Lehre vom subjectiven Geiste den Hauptheil derselben wiederhole, und in der von ihm selbst herausgegebenen Rechtsphilosophie sich auf die Grundbestimmungen und Hauptsphären derselben beziehe und darauf verweise. In der That zeige sich das eigenthümliche Prinzip und die eigenthümliche Methode der Hegel'schen Dialektik in keinem Werke eclatanter, als in der Phänomenologie, welche ebensowohl die Genialität von Hegel's Conception und die Virtuosität seiner

*) Ein treffliches Wort der Erinnerung an Herder (Erlangen, 1844) hat der Verf. erst jüngst, bey Gelegenheit der hundertjährigen Gedächtnißfeyer desselben gesprochen.

1835 ihren Anfang. Seitdem wurde sie, mit wenigen Ausnahmen, durch einheimische Mitarbeiter, größtentheils Mitglieder der Akademie, ununterbrochen fortgesetzt; und vielleicht ist darum an ihr der oberdeutsche Charakter zu erkennen, den einst Göthe an einer Zeitschrift aus Bayern wahrnahm *).

Doch, die Ausführung gebührt nicht uns zu würdigen. Weil aber Zweifel an der Zweckmäßigkeit der, unsere Zeitschrift unterscheidenden, Begrenzung ihres Gebietes von mancher achtbaren Stimme geäußert worden sind, mag es nicht überflüssig seyn, von dem, was dafür zu sprechen scheint, einiges anzudeuten.

Wie, nach einem schönen Spruche des Weltweisen von Ephesus, alle menschliche Gesetze ihre Nahrung aus einem haben, dem göttlichen, so stehen unter dem Einflusse derjenigen Wissenschaften, welche man die allgemeinen nennt, die besonderen, zumeist auf Anwendung gewiesenen. Darauf beschränkt sich jedoch dieser Einfluß nicht; er erstreckt sich auf das Leben, namentlich das öffentliche, vermöge der ächten allgemeinen Bildung, die nicht, gleich der unächten, aus dem Zusammenflusse von Erzeugungen des Meynens, sondern aus der reinen Tiefe jener Wissenschaften geschöpft wird. Die Geschichte z. B., obgleich unmittelbar nicht anwendbar, weder in der Wissenschaft noch im Leben, ist dennoch für beyde, indem sie die Entwickelungen des menschlichen Geistes und die Geschicke der Völker vorträgt, eine Leuchte der Wahrheit, unentbehrlich, um beyde von Irrsal abzuhalten. Gewinnen aber die besonderen Wissenschaften eine Ausbreitung, wobey sie scheinen unabhängig von den allgemeinen zu werden oder keinen Raum für die Beschäftigung mit diesen übrig zu lassen, und gelangen zu großem Ansehen im Leben Richtungen, bey deren hastiger Verfolgung die allgemeine Bildung unnöthig, sogar, als zeitraubend, schädlich erachtet wird, so entsteht, bey blühendem Aussehen, die, unserer Zeit von einigen ihrer Zierden längst geweissagte*), Gefahr einer neuen Barbarey.

Nah oder noch fern, mit Ueberschwemmung drohend oder nur mit Einbrüchen, ist dieß ein so großes Uebel, daß alle zu dessen Abwendung taugliche Kräfte kaum eine heilsamere Bestimmung finden könnten. Unter den Mitteln zu dieser Abwendung steht aber ohne Zweifel oben an die Erhaltung des erwähnten Einflusses der allgemeinen Wissenschaften. Dazu etwas beyzutragen, wenn auch in einem nicht weiten Kreise, ist das Ziel unserer Zeitschrift, welche, durch eine weise Anordnung der Regierung allen Amtsbehörden mitgetheilt, auch in die abgelegensten Theile des Landes wissenschaftliche Kunde bringt, und Empfänglichkeit dafür an nicht wenig Orten theils findet, theils wieder erweckt.

Bey diesem Bestreben, zunächst ihren Landsleuten durch gewählte Mittheilungen zu dienen, wozu der wachsende Reichthum der königlich ausgestatteten Hof- und Staatsbibliothek manchmal einen anderwärts seltenen Stoff darbietet, sind die Mitarbeiter unserer Zeitschrift nicht nur der Bewerbung um den Beyfall des Marktes, von dem sie unabhängig gestellt ist, überhoben, sondern können auch die Ungunst leicht ertragen, die ihr zuweilen auswärts, besonders wo die litterarische Betriebsamkeit am größten ist, erzeigt wird. Um nur einer

*) Vogel, Göthe in amtlichen Verhältnissen S. 196. angef. in den Gel. Anz. I. 112.

*) Lebens-Nachrichten von B. G. Niebuhr. III. 270. und 280.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. September.

Nro. 187. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Beyträge zur Erklärung der persischen Keilinschriften von Adolf Holtzmann, großh. bad. Hofrath. Erstes Heft. Carlsruhe. Verlag v. G. Holtzmann. 1845.

Es sind nunmehr zehn Jahre verflossen, seit zwey große Kenner der arischen Litteratur, Burnouf und Lassen, sich mit der Entzifferung der persischen Keilinschriften zu beschäftigen angefangen haben; das Resultat dieser Forschungen, die durch Westergaard's neue Untersuchung der Inschriften an Ort und Stelle und durch dessen scharfsinnigen Versuch, auch die zweyte Gattung der Schrift zu enträthseln, wesentlich gefördert worden sind, liegt nunmehr in dem Werke: „Ueber die Keilinschriften der ersten und zweyten Gattung von Chr. Lassen und N. L. Westergaard (aus dem sechsten Bande der Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes besonders abgedruckt). Bonn. J. B. König. 1845“ in bündiger Fassung vor, und so mannigfache Verbesserungen und Aufhellungen die Zukunft bringen mag, — dieses Buch wird stets eine der denkwürdigsten Erscheinungen in der orientalischen Litteratur bleiben und Lassen den verdienten Ruhm des glücklichsten Vollenders der Entzifferung der altpersischen Steinschriften sichern. Daß es der Verbesserungen fähig sey, hat Niemand richtiger empfunden als Lassen selbst, der sich hierüber S. 6. der genannten Schrift nachdrücklich äußert und am Schluße hinzufügt: „Nichts wird mir willkommener seyn, als eine genaue und einsichtsvolle Prüfung des vorgelegten, und ich werde sehr bereit seyn, richtigeres von Andern an die Stelle des eignen zu setzen“ u. s. w. Bey dieser Gesinnung Lassen's hätte der Verfasser der gegenwärtig anzuzeigenden Schrift, Hr. Holtzmann, gewiß nicht bloß die Sachkenner überhaupt, sondern auch Lassen insbesondere verpflichtet, wenn er mit eindringender Kritik die Arbeit des Letztern einer neuen Prüfung unterworfen und seine eignen Vorschläge veröffentlicht hätte. Warum dieß aber mit einer so maßlosen Bitterkeit gegen einen Mann geschehen ist, dessen zwanzigjährige Bemühungen um die arischen Sprachen alle Gelehrte dieses Faches einstimmig anerkennen und dessen zuvorkommende Bereitwilligkeit im wissenschaftlichen Verkehr gewiß Viele unter ihnen persönlich erfahren haben, dieß ist Ref. und jedem Unbefangenen um so mehr ein Räthsel, als Hrn. H., der unstreitig ein tüchtiger Kenner des Sanskrit und der verwandten Sprachen ist, doch noch keine derartigen Verdienste zur Seite stehen, die ihn berechtigen, einen Gelehrten, wie Lassen, in solcher Weise zu schulmeistern. Das Gefühl von Pietät gegen einen um die Keilschriften hochverdienten Mann, Grotefend, welches Hr. H. in der Einleitung an den Tag legt, wird ihm gewiß zur Ehre gereichen, auch in dem Falle, wenn Grotefend's Leistungen von ihm überschätzt würden. Aber wozu darum die ebenso unläugbaren Entdeckungen Lassen's verkleinern, der vielleicht nur deßwegen G's. nicht jederzeit erwähnt, um nicht gegen Ansichten dieses Forschers auf verletzende Weise polemisiren zu müssen, die von letzterem auch jetzt noch allzubeharrlich festgehalten werden? Doch Hr. H. will nicht bloß die Ehre G's. retten, sondern er beschuldigt auch Lassen eines Plagiates, das er gegen seinen Freund Burnouf und gegen den verstorbenen Jacquet (S. 17) geübt haben soll. Burnouf's

meisten jener pikanten Anekdoten, welche von seinen jüngern Jahren erzählt wurden, vor dem Richterstuhle einer strengeren Kritik sich als unwahr erzeigten, so ist doch unläugbar, daß er sich von jeher in einem bizarren seltsamen Wesen gefiel, welches er später nur zu gut zu benützen verstand, um die kolossalen Plane seines ungemessenen Ehrgeizes dahinter zu verbergen.

Die Angabe Palackys, daß der junge Waldstein nach dem in den Jahren 1593—95 erfolgten Tode seiner Aeltern bey seinem Oheime Slawata auf dem Schlosse Koschunberg erzogen wurde, erhält durch den oben erwähnten Bericht ihre Bestätigung. Im Widerspruche jedoch mit Palackys Meinung über den weiteren Verlauf seiner Jugendjahre stehen die Altdorfer Urkunden, welche es höchst wahrscheinlich machen, daß der nachherige Herzog von Friedland und Mecklenburg wenigstens einige Zeit auf dieser Hochschule zubrachte. Höchst merkwürdig ist es, daß eine dieser Urkunden den noch nicht zwanzig Jahre alten Jüngling geradezu einen „Unmensch“ nennt*).

Wir müssen hier — des beschränkten Raumes halber — übergehen, auf welche, zum Theil höchst unrechtliche Weise Waldstein zum Besitz eines ungeheueren Vermögens gelangte. Innerhalb weniger Jahre war er als Herzog von Friedland der reichste Mann in den gesammten Erbstaaten des Kaisers; auch wußte er seine Domänen so gut zu verwalten, daß man versicherte, sein Einkommen übersteige das der Krone Böhmen.

Im Jahre 1625 trat er zuerst als selbstständiger Feldherr auf und begann sogleich einen Präcedenzstreit mit Tilly. Daß seine Abneigung gegen diesen berühmten Feldherrn hauptsächlich auf Neid über dessen Kriegsruhm beruhte, zeigte sich augenfällig nach der Schlacht von Lutter. Eine handschriftliche Aufzeichnung meldet, daß der Herzog, als

ihm ein Kammerdiener die Nachricht von dem Siege des bayerischen Generallieutenants brachte, ein Trinkglas, das er eben in der Hand hielt, im heftigsten Aerger auf den Boden geschleudert habe. Welche Meinung übrigens über seinen sittlichen Charakter vorherrschte, geht aus der Thatsache hervor, daß nach dem jähen Tode des Banus von Croatien, Georg Zriny, die Ungarn ihn geradezu der Vergiftung dieses ausgezeichneten Mannes beschuldigten. Der bayerische Gesandte zu Wien, Hofrath Dr. Leuker, sagt in seinem Berichte vom 23. Dezember 1626: „Ich will es nicht glauben; aber den Ungarn es auszureden, dazu würde eine gute Rhetorik gehören.“ Auch ein croatischer Geschichtschreiber (Gr. Rattkay Memoria Regum et Banorum Croatiae, Viennae 1652. p. 199) nimmt die Sache als unzweifelhaft an, und meldet, das Verbrechen sey mittels eines vergifteten Rettigs geschehen. Wallenstein wird von ihm als „homo nota ambitione et crudelitate infamis,“ bezeichnet.

So viel ist sicher, daß der Herzog schon in den ersten Jahren seines Generalats so verhaßt war, daß der spanische Botschafter zu Wien versichern konnte, unter den Offizieren seines Heeres seyen nur wenige, welche, wenn sie in des Kaisers Namen darum angegangen würden, sich lange würden bitten lassen, ihm eine Kugel durch den Leib zu jagen. Derselbe Diplomat äußerte ungescheut schon damals die Meinung, daß „dieses friedländische Directorium nicht gut thun könne, sondern mit einer seltsamen Katastrophe endigen werde.“ (Berichte des Dr. Leuker vom 17. und 21. März 1627.)

(Fortsetzung folgt.)

*) „Vndt aber Waldtstein ein solch Unmensch ist.“ Bayerische Annalen, 1837. S. 204.

doch für die subjectiven Sphären, z. B. des Humors, keinen entsprechenden Ort übrig habe, verrathe. In seiner Religionsphilosophie versuche er sich in den Aether der absoluten Wahrheit zu erheben, negire aber durch seine subjectiven Prinzipien ebensosehr die objective Realität und Wahrheit der göttlichen Idee, wie das Wesen des religiösen Bewußtseyns und des Glaubens. Man werde sehen, daß er seine negativen Prinzipien in diesem letzten Werke so wenig beweise, wie im ersten, sondern sie auch hier, wie überall, so wenig sie sich in ihrer dem allgemeinen menschlichen (substanziellen) Bewußtseyn widersprechenden Bestimmtheit von selbst verstehen, nur voraussetze, um Consequenzen daraus zu ziehen, durch welche der Mangel einer Rechtfertigung jener subjectiven Voraussetzungen um so auffallender werde. Desto weniger dürfe es befremden, daß er, vermöge des ihm eigenthümlichen speculativen Tiefsinns, in gewissen Beziehungen über sein subjectives System hinaus und auf die Prinzipien einer objectiven Vernunftwissenschaft hinweise.

Das Gesammtresultat, das sich aus dieser vollständigen Charakteristik und Kritik der Hegel'schen Philosophie ergiebt, ist nach der Schlußerklärung des Verf. die Einsicht: daß Hegel die sein subjectives System charakterisirenden Prinzipien — die Identität des Denkens und Seyns oder das absolute, das Seyn bestimmende Wissen des menschlichen Geistes, die absolute Negativität und den schlechthin nothwendigen, wesentlichen Widerspruch als Prinzip und Gesetz aller Selbstbewegung, die Unwesentlichkeit und Vergänglichkeit aller Individualität und mithin das alleinige Diesseits, und endlich den unpersönlichen Gott als selbstlose Einheit und Wahrheit der Welt weder als Resultate der innern Entwicklung und Kritik der Geschichte der Philosophie, noch immanent aus der Idee der Philosophie selbst bewiesen oder deducirt habe.

Doch der Hauptzweck dieser ganzen Kritik sey gewesen, durch dieselbe die Wahrheit der Prinzipien der objectiven Vernunftwissenschaft zu erweisen, deren Begründung und Entwicklung das Problem der Gegenwart sey. Zu diesem Zwecke sey erstens durch die Widerlegung des Prinzips der Identität des Denkens und Seyns oder des schöpferischen Begriffes, durch dessen immanente Dialektik die Realität erzeugt werde, die Wahrheit der Einheit des Denkens und Seyns bestätigt, und dadurch die Nothwendigkeit der innern und äußern Erfahrung als der Voraussetzung des begreifenden Wissens erwiesen. Daraus folge, daß nicht ein absolutes Wissen, sondern nur die eben so sehr mit der Wirklichkeit, wie mit sich oder ihrem Begriffe einstimmende und in diesem Sinne objective Wissenschaft der denkend erkennenden Vernunft Aufgabe der Philosophie seyn könne. Zweytens habe sich die Einsicht ergeben, daß die absolute Negativität nicht absolute Positivität, d. h. nicht schöpferisches, begründendes oder organisirendes Prinzip und der Widerspruch nicht wahrhaftes Gesetz oder Norm des natürlichen und geistigen Lebens sey. Selbst die Negation des Negativen oder die Ueberwindung des Widerspruchs, zu welcher Hegel fortgehe, habe sich nicht als die wahrhafte, der Idee adäquate Bestimmtheit selbst, sondern, wenn sie nicht bloßen Uebergang zu einer andern widersprechenden, negativen Existenz sey, nur als Vermittlung der Affirmation oder Bewährung des positiven Prinzips der Wirklichkeit erwiesen. Als das allgemeine positive Prinzip des sich durch ihm entsprechende (adäquate), sich bewährende Unterschiede oder Gegensätze verwirklichenden Lebens und Geistes sey die Individuation erkannt worden, welche sich als Grund seiner innern Selbstunterscheidung oder Selbstbestimmung erweise, und die Specification, welche der Grund seiner äußern Unterscheidung oder Organisirung in die Glieder seines Reiches oder seiner Sphäre sey. Aber die bestimmten Prinzipien und Gebiete der natürlichen und geistigen Wirklichkeit könne man nicht auf die abstract allgemeine Dialektik des reinen Begriffs reduciren. Vielmehr sey diese zur concreten, der innern Selbstentwicklung der bestimmten Gegenstände adäquaten Methode des erkennenden Denkens zu realisiren. Daher erfordere nicht nur die Philosophie der Natur und des Geistes eine eigenthümliche, der lebendigen reellen Entwicklung der ersteren und der freyen ideellen Selbstbestimmung oder Selbstverwirklichung des letztern entsprechende (adäquate) Methode des Wissens, sogar jede besondere Sphäre dieser Reiche erfordere eine andere, ihre innere Gestaltung oder Verwirklichung durch die Entwicklung ihres objectiven Begriffs wiedergebende (reproducirende) Form der com-

sem Berichte werden in drey Abtheilungen I. die natürlichen Eigenschaften des Herzogs von Friedland, II. seine Handlungsweise, III. seine Plane besprochen.

In Betreff des ersten Punktes enthält der Bericht folgende nähere Ausführung, welche um so mehr Glauben verdient, als der Mittheilende versichert, mit dem Herzoge langen Umgang gepflogen und seine Sinnesart förmlich studirt zu haben:

„1) Friedland gehört zu den listigsten und verschlagensten Menschen, welche ihm jemals vorgekommen sind, und man darf für gewiß annehmen, daß seine natürliche Scharfsichtigkeit und Arglist allen menschlichen Glauben übersteigt. Unter der herben Rinde seiner rauhen Manieren, welche jedenfalls mehr künstlich als natürlich ist, verbirgt er seine geheimen Absichten, und wo Andere den Tölpel und den Dummkopf spielen, um ihre Schlauheit nicht zu zeigen, da spielt er den Sonderling, den Polterer und Tyrannen, um von Einigen gefürchtet, von Andern aber — namentlich vom Kaiser — für unklug und großer Entwürfe unfähig gehalten zu werden.

„2) Gegen einige Wenige zeigt er sich freygebig, um sie zu gewinnen — gegen die einflußreichsten Offiziere und gegen Diejenigen, welche seinen Eigensinn unterstützen, selbst äußerst freygebig. Nicht nur läßt er seinen Kriegern große Zügellosigkeit, sondern er schenkt wohl auch einem Obersten aus Laune viele Tausend Thaler; andere läßt er unter seinem Schutze sich unglaublich bereichern; endlich andern verspricht er ganze Länder. Dabey gilt er für einen Mann von Wort. Auch die kleinste Gunst, die er erweist, schlägt er äußerst hoch an. Da er sehr gefürchtet ist, und den kaiserlichen geheimen Rath vollkommen beherrscht, so wagt es Niemand, seine Unzufriedenheit zu erregen, selbst der Kaiser nicht.

„3) Außer Gott bringt Niemand in die Falten seines Gemüthes ein, und nur Diejenigen, welche durch längeren Umgang ihn einigermaßen kennen gelernt haben, können durch Muthmaßungen Einiges zu errathen hoffen. Gegen Minister und Botschafter, ja gegen den Kaiser selber benimmt er sich auf die ungeeignetste Weise und beobachtet weder in Bezug auf Höflichkeit und Anstand noch auf schuldige Ehrerbietung die vorgeschriebenen Formen, — alles dieß aus seiner Berechnung, nicht sowohl um sich alle Ueberlästigen vom Halse zu schaffen, sondern vielmehr um sich so fürchten zu machen, daß Niemand sich getraut, ihm Unangenehmes zu erweisen.

„4) Mit der äußersten Verschlossenheit verbindet er eine genaue Kenntniß der Geschichte, und namentlich ist er in alle Einzelnheiten der jüngsten politischen Ereignisse und Verhältnisse in Deutschland — besonders in Böhmen — vollkommen eingeweiht.

„5) So gesund sein Urtheil, eben so unbeugsam ist seine Willenskraft. Beharrlich in Verfolgung seiner Plane kümmert es ihn nicht im Geringsten, daß er irgend Jemand damit beeinträchtigt oder beleidigt, wenn nur der vorgesetzte Zweck erreicht wird. Dieß zeigte sich augenscheinlich durch die Art und Weise, wie er sich einen herrlichen Besitzstand mit wahrhaft königlichen Einkünften zu erwerben wußte, ohne weder auf den Dienst des Landesherrn, noch auf sein eigenes Gewissen, noch auf die Nächstenliebe, viel weniger noch auf den allgemeinen Haß, den er sich zuzog, Rücksicht zu nehmen. Auch jetzt zeigt sich dasselbe durch die Gewaltthätigkeit, mit welcher er sein Heer bloß durch Quartiere erhält, indem er sich nicht scheut, so viele Fürsten, ja den Kaiser selbst zu beleidigen, der es nicht erlangen kann, daß die in Böhmen und Mähren zum Schaden vieler vornehmer Herren besetzten Quartiere etwas erleichtert werden. Eben jetzt ließ ihm der Kaiser sagen, er werde immer der von ihm geleisteten Dienste eingedenk seyn, eine wahre Verbindlichkeit aber würde er ihm haben, wenn die drey nach der Lausitz bestimmten Regimenter anderswohin verlegt würden, damit Chur-Sachsen bey gutem Willen verbliebe. Aber

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. September.

Nro. 188. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Beyträge zur Erklärung der persischen Keilinschriften von Adolf Holtzmann, großh. bad. Hofrath.

(Schluß.)

Referent hat in der Schrift des Hrn. H. so viel Treffliches gefunden, daß er innig bedauert, in ihr jene unangenehme Beygabe wahrzunehmen, und er drückt die sichere Hoffnung aus, daß gegenseitige Verständigung von dem kleinen Gebiete der Studien über die altpersischen Inschriften die widerwärtigen Zänkereien um Mein und Dein für die Zukunft abhalten wird, welche den Anfang der Entzifferung der Hieroglyphen in der Litteratur-Geschichte getrübt und verbittert haben.

Nach diesen gewiß wohlgemeinten Worten an den Hrn. Verf. geht Ref. um so williger daran, die vielen Verdienste der vorliegenden Schrift hervorzuheben.

Im ersten Abschnitte behandelt Hr. H. die Inschrift H, der Lassen eine ausführliche Erklärung (S. 15—42) gewidmet hat. Ref. gesteht, daß ihm, schon vordem Hrn. H's. Büchlein erschien, die mit so viel Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit aufgebaute Hypothese Lassens über die Beziehung dieser Inschrift auf die Thronerhebung des Darius durch das Pferdewiehern als unhaltbar einleuchtete, besonders machten ihn die vermutheten Instrumentale Z. 8. u. 9. bedenklich. Die Bemerkungen H's. über dahjâus als Nominativ müssen dahin gestellt bleiben, bis sich ein anderes Wort auf u darbietet; indessen würden jene Bedenken, die Lassen S. 235 über die Declination der Feminina in ù sich selbst erhoben hat, dadurch zum Theile beseitigt. Ref. hatte seinerseits bey der L'schen Auffassung von dahjâus als Genitiv, früher pârça mit dârjawus verbunden, was wenigstens eine Unregelmäßigkeit beseitigt. Die Stelle in Zendtexten, wo Hr. H. D an·hèus und daiu·hèus im Nominativ finden will, sind sehr zweifelhaft und namentlich die Erklärung der Stelle Farg. I., 78 in der Note S. 129 irrig; aiwistâra (wohl mit Sskr. str̀ sternere, tegere, occidere verwandt) ist Substantiv und Farg. I, 47 und 89 agha und taoshjâ Adjective; der Sinn ist: Ueberdeckung, im wirklichen und bildlichen Sinne; daher bedeutet anairja aiwistâra aniranische Ueberfälle des Landes und dain·hèus ist nichts anderes als der Genitiv wie I, 89 zu übersetzen ist: eisige Ueberdeckung des Landes. — Schlagend sind dagegen Hrn. H's. Einwendungen gegen hjâ als Instrumentalis; hjâ ist gewiß Nom. fem. und bezieht sich auf dahjus und somit müssen auch uwaçpâ und umartijâ Adjective seyn, sowie auch nibâ, dessen Sinn einstweilen unentschieden bleiben muß. Ref. war indessen früher geneigt in hjâ nibâ u. s. w. Nominativ des Plurals zu vermuthen, wobey nibâ Substantiv wäre, tarçati aber das Zeitwort, entweder, wie in andern Sprachen, beym Neutrum im Singular, oder mit ati statt anti, wie Hidhus statt Hindhus in unsern Inschriften. (Vorübergehend bemerkt Ref. zu S. 40, daß wasnâ ganz das Armenische vasn, wegen, durch ist).

Die Zweifel Hrn. H's. gegen âtarç als Genitiv von âtar, Feuer, (S. 49 ff.) theilt Ref. voll-

kommen, und er hätte seinerseits J. 9. ebenfalls âtarça vermuthet; nicht minder richtig sind die Bemerkungen (S. 46 ff.) über haća, welches Präposition ist und „von, weg, aus“ bedeutet. Ref. hat diese Erklärung schon vor geraumer Zeit durch die Vergleichung mit Lat. sequi, secus (secus littus) Gr. ἑπάς sich zu begründen gesucht und dabey auch an Gr. ἐξ, ἐκ, Lat. ex gedacht, obwohl hier das Wegfallen der Aspiration entgegensteht. Daß haćâ in unsern Inschriften und namentlich H. 16. nichts anders bedeuten könne, ist gewiß; es regiert den Ablativ — und da Z. 11. ânijanâ recht wohl ein Ablativ fem. seyn kann, so wird Jeder zugeben, daß wofern sich durch diese Weise der Construktion (haća ânijanâ wie unter haćâ drugâ) ein passender Sinn ergiebt, sie andern vorzuziehen wäre. Allein leider fehlen uns zur Sinnbestimmung die beyden wichtigsten Elemente: die Bedeutung von ânijanâ und die des Verbums tarçatija (tarçati); das wir nach H's. richtiger Bemerkung nicht als componirt mit dem vorhergehenden nija betrachten dürfen, da nach diesem der Worttheiler steht; sonach sind wir auch über den Sinn von nija im Ungewissen, welches ebenso sich nur noch K. 22. an einer Stelle findet, die wegen ihrer eignen Schwierigkeit gar keinen Aufschluß geben kann. Soviel scheint gewiß: tarçati ist Verbum, wie âtarça J. 9. praet. plur. tert. pers. neben âbara, wie J. 21. nach mâ, wenn dort richtig tarçam und nicht wie Lassen will darçam ergänzt wird. Auch dürfte sich aus der Vergleichung des Textes J. 9. mit dem etwas erweiterten N. R. 19, 20. ergeben, daß die Wurzel tarç in der Bedeutung mit âwaqunwa ungefähr parallel stehen muß, da an letztgenannter Stelle âwaqunwa so neben âbara steht, wie J. 9. âtarça. — Soweit glauben wir mit Besonnenheit in der Analyse des Textes gehen zu können. Hrn. H. aber hat hier die Nemesis für seine kritische Schärfe gegen Lassen ereilt; denn während Letzterer sich durch Vater Herodotus aus dem Gebiet nüchterner Sprachforschung auf das der combinatorischen Imagination in das προάστειον zu Susa oder Persepolis, wo des Darius Pferd wieherte, versetzen ließ und dadurch dem Kritiker Schwächen bot, die dieser schadenfroh ausgebeutet hat, wird Hr. H. plötzlich bey Z. 11. der Inschrift H. noch viel phantastischer, und giebt allen den Gewinn, den ihm seine richtigen Bemerkungen über Z. 8., über haćâ, über âtarça J. 9. boten, mit einem Male auf, um haćâ ânijanâ nija tarçatija mit: „von Anijana bis Tarsatja, d. h. ganz Persien“ zu übersetzen. Diese höchst abentheuerliche Erklärung setzt eine Reihe von Unwahrscheinlichkeiten oder Unmöglichkeiten voraus; vor Allem einen Ort Anijana, der nicht existirt, während ânijanâ ganz und gar die Gestalt eines Appellativums hat. Ferner soll nija, was doch jedenfalls dem Sskr. ni entsprechen, und von dem gesondertes Vorkommen mit einem Casus nachgewiesen werden müßte, die Bedeutung von: bis, hinab haben, was auch zu beweisen wäre. Dann sind die offenbaren Verbalformen tarçatî, âtarça, tarçam aufgegeben und nur mit den gewagtesten Erklärungen ein Name tarçatija combinirt, während man gar nicht einsieht, warum tarça damit wechseln soll. Um aber überall die Uebersetzung von Anijana bis Tarsatja festhalten zu können, muß J. 21. mâ, die offenbare Prohibitivpartikel des Sanskr. und Zend, eine Präposition werden, die wiederum bis heißen soll und J. 9. bekommen wir noch eine Präposition â, die allerdings bis heißen kann, während haćâm nun plötzlich ἐκ werden soll. Drey verschiedene Präpositionen in der nämlichen Phrase und in der nämlichen Bedeutung auf diesen Inschriften, die so unermüdlich dieselben Worte wiederholen, ist höchst unwahrscheinlich; den Beweis aber für die Bedeutung von nija und mâ wird Hr. H. nicht führen können. — Nach diesen Beyspielen von Irregeführtwerden durch einmal vorgefaßte Meinung werden wir wohl am Besten thun, uns mit der eben gegebenen allgemeinen Bestimmung über haćâ ânijanâ und der Wurzel tarç zu begnügen und weitere Aufschlüsse von der großen noch unbekannten Inschrift zu erwarten. Unerwähnt darf es jedoch nicht bleiben, daß Hr. H. S. 56 ff. mit Recht die von Lassen hingeworfene Bemerkung aufgreift, daß ij und uw auch i und u seyn könnten — hierdurch werden viele Formen weit faßlicher, und man begreift wie neben uta, haćâ mit verlängertem Endvocal auch ûbi u. s. w. steht. — Den Untersuchungen über die Dentalen, die Hr. H. S. 62 verheißt, sehen wir erwartungsvoll entgegen und wollen bis dahin unser Urtheil

über seine Umdeutung des Lassen'schen k'h in dh verschieben, wodurch indessen keineswegs alle betreffenden Worte und Stellen klar werden, obgleich N. R. 54. g'adhijâ'mi einen überraschenden Sinn bekommt. Mit diesem neuen dh hängt die Erklärung des Lassen'schen ź als g' enge zusammen; sie setzt wiederum voraus, daß L's. g' in bâg'im ein aspirirtes seyn muß. Ref. glaubt eher mit L. S. 230 annehmen zu sollen, daß dieser Buchstabe dem weichen Zendischen Zischlaute und dem Armenischen j (nach französischer Aussprache) antwortet, da gerade dasselbe Wort baj, Theil, Abgabe, im Armenischen vorhanden ist. Auch möchte Ref. jenen neuen Untersuchungen über die Dentalen vorgreifend und sich auf L's. Bemerkungen (S. 223) über den mit d'h bezeichneten Laut stützend annehmen, daß dieser nichts anderes als t vor u ist; dadurch werden die von L. als bard'huwa, pâd'huwa u. s. w. dargestellten Imperativen viel einfacher als bartû, pâtû gefaßt, indem uw bloß das verlängerte u ist.

Hrn. H's. Erörterungen im 2. Abschnitte über hadâ, welches als Präposition in der Bedeutung mit zu nehmen ist, pflichtet Ref. vollkommen bey. Das altpersische upaçtâ, Hülfe, ist erhalten im Armenischen pašton, Dienst. Die Erklärung von âuramazdâija als Nominativ wird durch den Zusammenhang gefordert, doch ist ija am Ende dunkel; sollte auch ein Pronomen darin verborgen seyn? mija, was gleich unten erklärt werden wird, könnte jede Schwierigkeit lösen, aber für m ist kein Raum. — Was Hr. H. S. 72 vorbringt um hadâ in der Bedeutung mit auch N. R. 52. zu rechtfertigen, ist ungemein kühn: eine ganze Zeile soll ausgefallen seyn! So gewaltsame Mittel brauchen wir nicht, seit Lassen (S. 206) selbst nachgewiesen, daß die richtige Ergänzung der Lücke Z. 51. mâm ist und statt des von ihm vermutheten kartam etwas anderes stand; das fehlende Wort muß jedenfalls die Endung des Instrumentalis gehabt haben. — Den Erinnerungen H's. über J. 8. ist Lassen S. 239 f. selbst begegnet, wo auch das Richtige über hadâ = saha gegeben wird. Bey kârâ, welches Lassen mit actor, Hr. H. mit Land, Gegend übersetzt (S. 63) möchte zunächst an das Arm. kar, Macht, Stärke zu denken seyn. — Sehr beachtungswerth sind die Bemerkungen Hrn. H's. über den Namen des Vendidad S. 74 ff.

Der dritte Abschnitt in der H'schen Schrift behandelt noch ausführlicher die Erklärung des Lassen'schen k'h als dh, welche aber, wie gesagt, mit der zu erwartenden neuen Darstellung der Dentalen zu enge zusammenhängt, als daß sich Ref. ein Urtheil erlaubte; nur möchte jadipadî das gerechteste Bedenken erregen; denn ein sanskr. jadi padâ, wenn einmal, ist wohl unerhört.

Ein glücklicher Fund ist die von Hrn. H. im 4. Abschnitte gegebene Erklärung von sijâtis, welches er mit dem Zendischen zjaitis oder g'jâitis zusammenstellt; vielleicht wirft dieß auch ein Licht auf husija H, 3., was als mit khsathram componirt betrachtet werden könnte, wenn nicht (was wegen hu wahrscheinlicher ist; Sanskr. su und Zend. hu würde u geworden seyn) husja anders zu trennen ist und hu er bedeutet (hû am Ende verlängert, geht gleich vorher), sija aber ein Pronomen der dritten Person, d. h. eine Form des Gen. der dritten Person wäre, wie mê und mija, wie wir gleich sehen werden. Die Einwendung, daß s hätte h werden müssen, da im Zend (wie auch Herr H. S. 136) bemerkt, wirklich ein solches hê oder hôi existirt, ließe sich vielleicht dadurch beseitigen, daß man die Erhaltung des s der Enklise zuschreibt. — Die Bemerkungen Hrn. H's. im 4. Abschnitte über das Zendische frâdat sind ebenfalls richtig. Ref. erinnert daran, daß das Zend kein l kennt, daß daher fradh oder frâdh mit dem Gr. πληθύς, Lat. plenus u. s. w. zusammengestellt werden könne.

Im fünften Abschnitte giebt Hr. H. eine Reihe von Bemerkungen über einige in den Inschriften öfters wiederkehrenden Wortformen: tjamija und utamija oder utâmija. Auch hier sind treffende Einwendungen der Kritik nicht zu verkennen; so wenn Hr. H. nachweist, daß kartam und khsathram Neutra seyen und letzteres, wie das entsprechende Zendische Wort, Reich bedeute; daß uta Verbindungspartikel sey (nur dürfte es eher dem Lat. ut (wie) als et etymologisch entsprechen), und wenn er L's. Erklärung

Als Beyspiel seiner Freygebigkeit wird angeführt, daß er der Kaiserin zwanzigtausend Reichsthaler geschenkt habe, der Gräfin Mannsfeld achttausend, dem Grafen Karl Harrach fünfzigtausend, dem Grafen Leonhard Harrach viertausend, dann mehreren Andern Güter zu zehn- bis zwanzigtausend oder Pensionen auf Lebenszeit zu vier- bis sechstausend Thalern, und alles dieß in dem kurzen Zeitraum der letzten fünf Monate.

Wallenstein hatte seine alles Maaß übersteigenden Gelderpressungen bisher auf Norddeutschland beschränkt; in den Jahren 1628 und 1629 überzog er aber auch den größten Theil der südlichen Reichskreise — obgleich hier kein Feind zu bekämpfen war — mit seinen Quartieren, und machte auch diese bisher verschonten Gegenden sich contributionspflichtig. Die Stände der Liga hielten Zusammenkünfte, um sich der Bedrückungen zu erwehren; es war ernstlich die Rede davon, Tilly mit seinem Heere aus Niedersachsen abzurufen, und mit Waffengewalt sich der Wallensteinischen Einquartierungen zu entledigen.

Endlich ward auf dem Regensburger Churfürstentage von 1630 die Absetzung des gehaßten „Dictators“ durchgesetzt. Aber anderthalb Jahre später sah sich der Kaiser durch die Fortschritte Gustav Adolphs veranlaßt, ihn wieder an die Spitze der Kriegsmacht zu berufen.

Jetzt ward ihm Gelegenheit, an dem Churfürsten von Bayern volle Rache zu nehmen. Mit roher Schadenfreude rühmte er sich, der Churfürst sey jetzt so weit gebracht, daß er ihm nicht nur gehorchen, sondern mit der Pike auf der Achsel aufwarten müsse. Zugleich aber gewannen seine ehrgeizigen Plane eine bestimmtere Gestaltung. Von einer Anhänglichkeit an die katholische Sache findet sich ohnehin keine Spur. Während seines ersten Generalats hatte er bereits die Erfüllung seiner Dienstpflicht der Befriedigung seiner persönlichen Geldgier und Ehrsucht untergeordnet; nach seiner Wiederberufung ging er noch weiter, und ließ sich in hochverrätherische Verhandlungen mit den Feinden seines Gebieters ein. Im Lager von Nürnberg wurden dem Churfürsten Maximilian zuerst durch den französischen Gesandten La Grange Andeutungen hierüber gegeben. Die Quelle möchte verdächtig erscheinen; aber das Geschichtswerk von Chemnitz und der Briefwechsel von Feuquieres setzen die Thatsache außer Zweifel, daß Wallenstein schon mit Gustav Adolph geheime Unterhandlungen gepflogen habe. Die näheren Umstände derselben sind ausführlich in dem von Sesyna Raschin niedergeschriebenen Berichte verzeichnet. Die Glaubwürdigkeit dieses Berichtes ist lebhaft angefochten worden; es ist wohl auch möglich, daß Slawata, auf dessen Aufforderung Sesyna die Erzählung zu Papier brachte, Manches beifügte, was ihm gerade zweckdienlich schien; deßhalb aber das ganze Aktenstück für eine lügenhafte Erdichtung zu halten, dazu ist kein gültiger Grund vorhanden.

Wenn das Benehmen Wallensteins im Nürnberger Lager großes Bedenken erregte, so mußte seine Kriegführung während des folgenden Jahres — 1633 — noch verdächtiger erscheinen. Auch begann man endlich in Wien darüber unruhig zu werden. Der mit einer Sendung an den Kaiserhof beauftragte Canzler von Donnersberg berichtet unter dem 27. April von dort, der Kaiser habe gegen den Hofkriegsraths-Präsidenten Grafen Schlick über des Friedlands Handlungsweise sich beschwert, und Rath verlangt, wie diesem Uebel zu steuern. Bald darauf ward derselbe Graf Schlick in das friedländische Hauptquartier geschickt, und ihm unter anderm aufgetragen, „in höchster Geheime und unvermerkter Dinge die Generale Gallaß, Piccolomini und andere hohe Offiziere dahin zu disponiren, daß Seine kaiserliche Majestät auf den Fall, wenn mit dem Herzog von Friedland seiner Krankheit halber oder sonst eine Veränderung erfolgen sollte, deren standhafter Treue und Devotion versichert seyen.“ Der Herzog scheint hievon einen Wink erhalten zu haben; wenigstens wird erzählt, er habe nach Schlicks Abreise sich geäußert, es reue ihn, daß er den Grafen nicht habe erschießen lassen.

Daß Wallenstein um diese Zeit nicht nur mit Schweden durch Arnim, sondern auch mit Frankreich durch Kinsky insgeheim negocirte, kann selbst von seinen Vertheidigern nicht geläugnet werden. Die Verhandlungen zwischen Kinsky und Feuquieres wa-

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 40.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. September.
Nro. 189. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 25. August.

Der Sekretär der historischen Classe der Akademie, Reichsrath Oberconsistorial-Präsident von Roth, eröffnete die Sitzung mit folgender Rede:

„Unvermuthet berufen, statt des in Urlaub abwesenden Vorstandes der Akademie, die Feyer redend einzuleiten, womit sie das, heute durch eine Himmelsgabe unvergleichlich geschmückte, Geburts- und Namensfest ihres erhabenen Protectors begeht, und nicht vorbereitet, von der gesammten Thätigkeit unserer Gesellschaft zu sprechen, wie es an diesem Tage geschehen sollte, kann ich aus ihren Leistungen nur die, welche mir am bekanntesten ist, zum Gegenstande des mir obliegenden Vortrages nehmen. Es sind dieß unsere Gelehrten Anzeigen, deren Erscheinen heute vor zehn Jahren als nahe bevorstehend angekündigt wurde, bald darauf begann und seitdem fortdauert.

Schon in die neuen Statuten der Akademie im Jahre 1827 war die Aufgabe gesetzt worden, eine Litteratur-Zeitung herauszugeben. Es wurde bekannt, daß Seine Königliche Majestät eine Zeitschrift wünschten, die den gelehrten Anzeigen der göttingischen Societät der Wissenschaften ähnlich wäre. Darf sich eine Vermuthung über den Beweggrund zu diesem Wunsche äußern, so lag er wohl in derselben, auf Erhaltung und Bewahrung gerichteten Gesinnung, welche sich in dem ganzen Laufe der Regierung des Königs kund giebt; so übereinstimmend mit dem berühmten Wahlspruche der, von Ihm als Jüngling besuchten und stets hochgeschätzten, Universität Göttingen; einem Wahlspruche, der nicht zu träger Nutznießung einlädt, sondern zu dem regsten Betrieb auffordert, und das Fortschreiten so wenig ausschließt, daß er es vielmehr voraussetzt, weil ohne dasselbe kein Erhalten möglich, sondern Verfall unausbleiblich ist; einem Wahlspruche, dem, in diesem wahren Sinne, wie jene Universität, so auch die von ihr ausgehenden gelehrten Anzeigen stets treu geblieben sind.

Zu einem ähnlichen Unternehmen fehlte der Akademie weder Neigung noch Vermögen; aber mancherley Hindernisse standen der Bewerkstelligung entgegen. Darunter war nicht das kleinste die Verschiedenheit der Ansichten von dem Bereiche, welchen die Zeitschrift haben sollte: ob ausgedehnt auf alle Wissenschaften, oder beschränkt auf die, deren Pflege den drey Classen der Akademie obliegt. Nachdem für das Letztere entschieden und jede, guten Fortgang sichernde, Vorbereitung getroffen war, nahm die Zeitschrift mit dem letzten Viertel des Jahres

1835 ihren Anfang. Seitdem wurde sie, mit wenigen Ausnahmen, durch einheimische Mitarbeiter, größtentheils Mitglieder der Akademie, ununterbrochen fortgesetzt; und vielleicht ist darum an ihr der oberdeutsche Charakter zu erkennen, den einst Göthe an einer Zeitschrift aus Bayern wahrnahm *).

Doch, die Ausführung gebührt nicht uns zu würdigen. Weil aber Zweifel an der Zweckmäßigkeit der, unsere Zeitschrift unterscheidenden, Begrenzung ihres Gebietes von mancher achtbaren Stimme geäußert worden sind, mag es nicht überflüssig seyn, von dem, was dafür zu sprechen scheint, einiges anzudeuten.

Wie, nach einem schönen Spruche des Weltweisen von Ephesus, alle menschliche Gesetze ihre Nahrung aus einem haben, dem göttlichen, so stehen unter dem Einflusse derjenigen Wissenschaften, welche man die allgemeinen nennt, die besonderen, zumeist auf Anwendung gewiesenen. Darauf beschränkt sich jedoch dieser Einfluß nicht; er erstreckt sich auf das Leben, namentlich das öffentliche, vermöge der ächten allgemeinen Bildung, die nicht, gleich der unächten, aus dem Zusammenflusse von Erzeugungen des Meynens, sondern aus der reinen Tiefe jener Wissenschaften geschöpft wird. Die Geschichte z. B., obgleich unmittelbar nicht anwendbar, weder in der Wissenschaft noch im Leben, ist dennoch für beyde, indem sie die Entwickelungen des menschlichen Geistes und die Geschicke der Völker vorträgt, eine Leuchte der Wahrheit, unentbehrlich, um beyde von Irrsal abzuhalten. Gewinnen aber die besonderen Wissenschaften eine Ausbreitung, wobey sie scheinen unabhängig von den allgemeinen zu werden oder keinen Raum für die Beschäftigung mit diesen übrig zu lassen, und gelangen zu großem Ansehen im Leben Richtungen, bey deren hastiger Verfolgung die allgemeine Bildung unnöthig, sogar, als zeitraubend, schädlich erachtet wird, so entsteht, bey blühendem Aussehen, die, unserer Zeit von einigen ihrer Zierden längst geweissagte*), Gefahr einer neuen Barbarey.

Nah oder noch fern, mit Ueberschwemmung drohend oder nur mit Einbrüchen, ist dieß ein so großes Uebel, daß alle zu dessen Abwendung taugliche Kräfte kaum eine heilsamere Bestimmung finden könnten. Unter den Mitteln zu dieser Abwendung steht aber ohne Zweifel oben an die Erhaltung des erwähnten Einflusses der allgemeinen Wissenschaften. Dazu etwas beyzutragen, wenn auch in einem nicht weiten Kreise, ist das Ziel unserer Zeitschrift, welche, durch eine weise Anordnung der Regierung allen Amtsbehörden mitgetheilt, auch in die abgelegensten Theile des Landes wissenschaftliche Kunde bringt, und Empfänglichkeit dafür an nicht wenig Orten theils findet, theils wieder erweckt.

Bey diesem Bestreben, zunächst ihren Landsleuten durch gewählte Mittheilungen zu dienen, wozu der wachsende Reichthum der königlich ausgestatteten Hof- und Staatsbibliothek manchmal einen anderwärts seltenen Stoff darbietet, sind die Mitarbeiter unserer Zeitschrift nicht nur der Bewerbung um den Beyfall des Marktes, von dem sie unabhängig gestellt ist, überhoben, sondern können auch die Ungunst leicht ertragen, die ihr zuweilen auswärts, besonders wo die litterarische Betriebsamkeit am größten ist, erzeigt wird. Um nur einer

*) Vogel, Göthe in amtlichen Verhältnissen S. 196. angef. in den Gel. Anz. I. 112.

*) Lebens-Nachrichten von B. G. Niebuhr. III. 279. und 280.

Aeußerung derselben zu gedenken, so hat ein augenblicklich beliebt gewesener Schriftsteller unsern Gelehrten Anzeigen zum Vorwurfe gemacht, „sie seyen ohne alle Farbe.“ Ein Vorwurf der in das Gegentheil wenigstens bey denen umschlägt, die das Wissen so wenig gefärbt haben wollen als den Glauben; der aber die Anerkennung in sich faßt, daß unsere Zeitschrift nicht einer Parthey — denn solcher ist eine Farbe — angehöre; wie das wohl von Anderen behauptet worden ist, jedoch nur Solchen, die auch das Parthey nennen, was die Partheyung abweist.

Möge der Akademie gegeben seyn, durch ihre Arbeiten insgesammt, wie durch diese Zeitschrift, erfolgreich mitzuwirken, daß der wissenschaftliche Sinn mehr und mehr im Lande sich verbreite! Möge in dem bald anbrechenden dritten Jahrzehent der hochbeglückten Regierung **Königs Ludwig** die Wissenschaft in seinem Reiche blühen, wie von dem ersten an die schöne Kunst blüht!“

Darauf hielt der k. Kämmerer und Legationsrath ꝛc. Freyherr von Aretin den für diese öffentliche Sitzung bestimmten Vortrag:

Wallenstein. Beyträge zur näheren Kenntniß seines Charakters, seiner Plane, seines Verhältnisses zu Bayern.

Dieser, größtentheils aus Handschriften in dem k. Archive gezogene, Vortrag wird demnächst mit einigen Beylagen im Druck erscheinen.

Einstweilen mag folgender Auszug daraus Liebhabern der Geschichte willkommen seyn.

Ueber wenige Charaktere der neueren Geschichte ist wohl so viel geschrieben worden als über Wallenstein, und noch immer scheinen die Akten nicht geschlossen. Was unser großer Dichter schon vor einem halben Jahrhundert von ihm gesagt:

„Von der Parteyen Haß und Gunst verwirrt
„Schwankt sein Charakter-Bild in der Geschichte;“

ist heute noch eben so wahr als damals. Noch heute ist man von der einen Seite bemüht, ihn als völlig schuldlos darzustellen, während auf der andern seine Verrätherey als eine ausgemachte Sache gilt; seine Sonderbarkeiten und seltsamen Launen werden auch jetzt noch hie und da als Zeichen eines außerordentlichen Geistes genommen, und seine Feldherrngröße wird eben so feurig gepriesen als lebhaft bestritten. Unter diesen Umständen muß jeder Beytrag zur Kenntniß einer so räthselvollen Persönlichkeit willkommen erscheinen, und da glückliche Verhältnisse uns die Einsicht sehr umfangreicher und zum größern Theile noch völlig unbenützter urkundlicher Quellen gewährt haben, so finden wir es nicht unpassend, die uns gewordenen Aufklärungen, welche — eine der wichtigeren Epochen unserer bayerischen Geschichte beleuchtend — zugleich ein allgemeineres Interesse darbieten, zum Gegenstande unserer heutigen Abhandlung zu machen. Doch halten wir für nöthig, die Bemerkung vorauszuschicken, daß auch von den umfassendsten und sorgfältigsten archivalischen Forschungen keine vollständige Entschleyerung aller Geheimnisse erwartet werden kann; Jeder, der sich mit solchen Forschungen beschäftigte, wird die Erfahrung gemacht haben, daß in demselben Maaße, als die alten Räthsel sich lösen, wieder neue Räthsel sich knüpfen.

Albrecht Wenzeslaus Eusebius von Waldstein, entsprossen aus einem altadeligen Geschlechte Böhmens, zeigte schon von Jugend auf, neben großem Scharfsinn und unbeugsamer Charakterstärke, in allen äußern Dingen einen solchen Hang zu Sonderbarkeiten, daß er — wie ein noch vorhandener Bericht eines seiner nähern Verwandten versichert — schon als Knabe nur der „tolle von Waldstein“ genannt wurde. Wenn auch die

meisten jener pikanten Anekdoten, welche von seinen jüngern Jahren erzählt wurden, vor dem Richterstuhle einer strengeren Kritik sich als unwahr erzeigten, so ist doch unläugbar, daß er sich von jeher in einem bizarren seltsamen Wesen gefiel, welches er später nur zu gut zu benützen verstand, um die kolossalen Plane seines ungemessenen Ehrgeizes dahinter zu verbergen.

Die Angabe Palackys, daß der junge Waldstein nach dem in den Jahren 1593—95 erfolgten Tode seiner Aeltern bey seinem Oheime Slawata auf dem Schlosse Koschunberg erzogen wurde, erhält durch den oben erwähnten Bericht ihre Bestätigung. Im Widerspruche jedoch mit Palackys Meinung über den weiteren Verlauf seiner Jugendjahre stehen die Altdorfer Urkunden, welche es höchst wahrscheinlich machen, daß der nachherige Herzog von Friedland und Mecklenburg wenigstens einige Zeit auf dieser Hochschule zubrachte. Höchst merkwürdig ist es, daß eine dieser Urkunden den noch nicht zwanzig Jahre alten Jüngling geradezu einen „Unmensch“ nennt*).

Wir müssen hier — des beschränkten Raumes halber — übergehen, auf welche, zum Theil höchst unrechtliche Weise Waldstein zum Besitz eines ungeheueren Vermögens gelangte. Innerhalb weniger Jahre war er als Herzog von Friedland der reichste Mann in den gesammten Erbstaaten des Kaisers; auch wußte er seine Domänen so gut zu verwalten, daß man versicherte, sein Einkommen übersteige das der Krone Böhmen.

Im Jahre 1625 trat er zuerst als selbstständiger Feldherr auf und begann sogleich einen Präcedenzstreit mit Tilly. Daß seine Abneigung gegen diesen berühmten Feldherrn hauptsächlich auf Neid über dessen Kriegsruhm beruhte, zeigte sich augenfällig nach der Schlacht von Lutter. Eine handschriftliche Aufzeichnung meldet, daß der Herzog, als ihm ein Kammerdiener die Nachricht von dem Siege des bayerischen Generallieutenants brachte, ein Trinkglas, das er eben in der Hand hielt, im heftigsten Aerger auf den Boden geschleudert habe. Welche Meinung übrigens über seinen sittlichen Charakter vorherrschte, geht aus der Thatsache hervor, daß nach dem jähen Tode des Banus von Croatien, Georg Zriny, die Ungarn ihn geradezu der Vergiftung dieses ausgezeichneten Mannes beschuldigten. Der bayerische Gesandte zu Wien, Hofrath Dr. Leuker, sagt in seinem Berichte vom 23. Dezember 1626: „Ich will es nicht glauben; aber den Ungarn es auszureden, dazu würde eine gute Rhetorik gehören.“ Auch ein croatischer Geschichtschreiber (Gr. Rattkay Memoria Regum et Banorum Croatiae, Viennae 1652. p. 199) nimmt die Sache als unzweifelhaft an, und meldet, das Verbrechen sey mittels eines vergifteten Rettigs geschehen. Wallenstein wird von ihm als „homo nota ambitione et crudelitate infamis,“ bezeichnet.

So viel ist sicher, daß der Herzog schon in den ersten Jahren seines Generalats so verhaßt war, daß der spanische Botschafter zu Wien versichern konnte, unter den Offizieren seines Heeres seyen nur wenige, welche, wenn sie in des Kaisers Namen darum angegangen würden, sich lange würden bitten lassen, ihm eine Kugel durch den Leib zu jagen. Derselbe Diplomat äußerte ungescheut schon damals die Meinung, daß „dieses friedländische Directorium nicht gut thun könne, sondern mit einer seltsamen Katastrophe endigen werde.“ (Berichte des Dr. Leuker vom 17. und 21. März 1627.)

(Fortsetzung folgt.)

*) „Vndt aber Waldtstein ein solch Unmensch ist.“ Bayerische Annalen, 1837. S. 204.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 41.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 23. September.

Nro. 190. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 25. August.

Wallenstein. Beyträge zur näheren Kenntniß seines Charakters, seiner Plane, seines Verhältnisses zu Bayern.

(Fortsetzung.)

Die merkwürdigsten Aufschlüsse über Wallensteins Charakter sind in den umständlichen Berichten enthalten, welche der Churfürst Maximilian von Bayern im Frühjahr 1628 aus Wien erhielt. Ein kaiserlicher Minister, der aber nicht genannt ist — aus manchen Anzeigen geht hervor, daß es der böhmische oberste Canzler Slawata*) gewesen seyn mag — hatte den Churfürsten aufgefordert, insgeheim einen vertrauten Agenten abzusenden, damit man Nachrichten von großer Wichtigkeit, die dem Papiere nicht anzuvertrauen, durch denselben an ihn gelangen lassen könnte. Maximilian wählte hiezu einen geschäftsgewandten Kapuziner, den Pater Alexander von Ales, der unter dem Namen Rota schon zu geheimen Sendungen nach London und Paris verwendet worden war.

Die diplomatische Thätigkeit der Kapuziner jener Zeit ist allen Geschichtsfreunden wohl bekannt; daß sie nicht immer zum Heile der Kirche ausschlug, zeigt das Beyspiel des berühmten Paters Joseph. Auch am Münchner Hofe war nicht Jedermann mit dieser weltlichen Verwendung der Klostergeistlichen zufrieden; der Fürst von Hohenzollern — Obersthofmeister des Churfürsten — pflegte zu sagen: Ein Mönch gehört in das Kloster oder auf die Galeere. Wenn auch dieses Urtheil, in solcher Allgemeinheit ausgesprochen, offenbar ungerecht ist, so dient es doch als Beweis, wie sehr Jene irren, welche sich den Hof Maximilians I. als gänzlich von der Geistlichkeit beherrscht vorstellen.

Pater Alexander kam in den letzten Tagen des Aprils nach München zurück, und brachte im Kapuzinerkloster daselbst die höchst interessanten Mittheilungen zu Papier, die er von dem bewußten „Personaggio grande“ empfangen hatte. In die-

*) Unter den vielen Unrichtigkeiten, welche sich in Fr. Försters Schriften über Wallenstein finden, verdient ein in dem Briefwechsel, Bd. II. S. 66., abgedrucktes Schreiben besondere Erwähnung, da es auch andere Geschichtschreiber irre geleitet hat. Dieses Schreiben, datirt „Amsterdam den 14. Juni 1629“ und unterzeichnet: „J. M. Slawata,“ enthält die Warnung, daß Tilly den Auftrag habe, Wallenstein beym Kopf zu nehmen, oder auf irgend eine Weise aus der Welt zu schaffen. Es ist klar, daß dasselbe von einem der böhmischen Exulanten herrührt, welche sich in großer Zahl in Holland aufhielten. H. Förster schreibt es aber ohne weiteres dem böhmischen Obersten Canzler zu, ohne zu bedenken, daß derselbe Wilhelm Slawata hieß und in jener Zeit bereits sehr übel mit dem Herzoge von Friedland stand. Amsterdam soll ein fingirter Name für Wien oder Prag seyn. Wozu eine solche Fiction neben der vollen Namensunterschrift dienen soll, ist uns nicht einleuchtend.

sem Berichte werden in drey Abtheilungen I. die natürlichen Eigenschaften des Herzogs von Friedland, II. seine Handlungsweise, III. seine Plane besprochen.

In Betreff des ersten Punktes enthält der Bericht folgende nähere Ausführung, welche um so mehr Glauben verdient, als der Mittheilende versichert, mit dem Herzoge langen Umgang gepflogen und seine Sinnesart förmlich studirt zu haben:

„1) Friedland gehört zu den listigsten und verschlagensten Menschen, welche ihm jemals vorgekommen sind, und man darf für gewiß annehmen, daß seine natürliche Scharfsichtigkeit und Arglist allen menschlichen Glauben übersteigt. Unter der herben Rinde seiner rauhen Manieren, welche jedenfalls mehr künstlich als natürlich ist, verbirgt er seine geheimen Absichten, und wo Andere den Tölpel und den Dummkopf spielen, um ihre Schlauheit nicht zu zeigen, da spielt er den Sonderling, den Polterer und Tyrannen, um von Einigen gefürchtet, von Andern aber — namentlich vom Kaiser — für unklug und großer Entwürfe unfähig gehalten zu werden.

„2) Gegen einige Wenige zeigt er sich freygebig, um sie zu gewinnen — gegen die einflußreichsten Offiziere und gegen Diejenigen, welche seinen Eigensinn unterstützen, selbst äußerst freygebig. Nicht nur läßt er seinen Kriegern große Zügellosigkeit, sondern er schenkt wohl auch einem Obersten aus Laune viele Tausend Thaler; andere läßt er unter seinem Schutze sich unglaublich bereichern; endlich andern verspricht er ganze Länder. Dabey gilt er für einen Mann von Wort. Auch die kleinste Gunst, die er erweist, schlägt er äußerst hoch an. Da er sehr gefürchtet ist, und den kaiserlichen geheimen Rath vollkommen beherrscht, so wagt es Niemand, seine Unzufriedenheit zu erregen, selbst der Kaiser nicht.

„3) Außer Gott bringt Niemand in die Falten seines Gemüthes ein, und nur Diejenigen, welche durch längeren Umgang ihn einigermaßen kennen gelernt haben, können durch Muthmaßungen Einiges zu errathen hoffen. Gegen Minister und Botschafter, ja gegen den Kaiser selber benimmt er sich auf die ungeeignetste Weise und beobachtet weder in Bezug auf Höflichkeit und Anstand noch auf schuldige Ehrerbietung die vorgeschriebenen Formen, — alles dieß aus feiner Berechnung, nicht sowohl um sich alle Ueberlästigen vom Halse zu schaffen, sondern vielmehr um sich so fürchten zu machen, daß Niemand sich getraut, ihm Unangenehmes zu erweisen.

„4) Mit der äußersten Verschlossenheit verbindet er eine genaue Kenntniß der Geschichte, und namentlich ist er in alle Einzelnheiten der jüngsten politischen Ereignisse und Verhältnisse in Deutschland — besonders in Böhmen — vollkommen eingeweiht.

„5) So gesund sein Urtheil, eben so unbeugsam ist seine Willenskraft. Beharrlich in Verfolgung seiner Plane kümmert es ihn nicht im Geringsten, daß er irgend Jemand damit beeinträchtigt oder beleidigt, wenn nur der vorgesetzte Zweck erreicht wird. Dieß zeigte sich augenscheinlich durch die Art und Weise, wie er sich einen herrlichen Besitzstand mit wahrhaft königlichen Einkünften zu erwerben wußte, ohne weder auf den Dienst des Landesherrn, noch auf sein eigenes Gewissen, noch auf die Nächstenliebe, viel weniger noch auf den allgemeinen Haß, den er sich zuzog, Rücksicht zu nehmen. Auch jetzt zeigt sich dasselbe durch die Gewaltthätigkeit, mit welcher er sein Heer bloß durch Quartiere erhält, indem er sich nicht scheut, so viele Fürsten, ja den Kaiser selbst zu beleidigen, der es nicht erlangen kann, daß die in Böhmen und Mähren zum Schaden vieler vornehmer Herren besetzten Quartiere etwas erleichtert werden. Eben jetzt ließ ihm der Kaiser sagen, er werde immer der von ihm geleisteten Dienste eingedenk seyn, eine wahre Verbindlichkeit aber würde er ihm haben, wenn die drey nach der Lausitz bestimmten Regimenter anderswohin verlegt würden, damit Ihm Sachsen bey gutem Willen verbliebe. Aber

Friedland antwortete stets mit den trocknen Worten: Es kann nicht seyn.

„6) Zu den hervorragendsten Eigenschaften Friedlands gehört seine Herrschsucht. Nichts ist ihm unerträglicher, als sich dem Willen eines Andern zu unterwerfen, und von irgend Jemand abhängig zu seyn. Jede Antastung dieser seiner angemaßten Unabhängigkeit berührt ihn auf das Empfindlichste. Deßhalb hat er eine sehr große Abneigung gegen den Sohn des Kaisers, den König von Ungarn, weil er weiß, daß derselbe nicht verschwenderisch, nicht furchtsam ist, und pünktlichen Gehorsam fordert. Sollte der Kaiser mit Tod abgehen, so würde man sicherlich in den Erbstaaten des Hauses Oesterreich gräßliche Dinge (brute cose) erleben. Aber vor Allem fürchtet Friedland den Churfürsten von Bayern. Dieser allein vor allen Andern scheint ihm unbequem und hinderlich zu seyn, als der Einzige, der seinen Planen entgegen zu wirken vermag.

„7) Endlich ist Friedland sehr zornmüthig und von Natur zur Tyranney geneigt. Bey der geringsten Veranlassung erfolgen die leidenschaftlichsten Ausbrüche, wie dieß die brutale Rache zeigt, die er an dem Cardinal von Dietrichstein nahm, woran er sich weder durch die Verwendungen des Fürsten Eggenberg, noch weniger durch die wiederholten Befehle des Kaisers hindern ließ. Er bekennt öffentlich, daß er seinen Zorn nicht zu bemeistern vermag; von einer wahren Frömmigkeit und Gewissenhaftigkeit, welche die Leidenschaften im Zaume hielte, ist ohnehin keine Rede; alles ist bloß äußerlicher Schein, wie er auch bey den vielen Almosen, die er vertheilt, stets besondere Zwecke im Auge hat. Daß mit der Ehrsucht und dem Zorn andere Laster Hand in Hand gehen, wie z. B. der Neid, u. s. w. bedarf keiner Erwähnung.“

Der Bericht kömmt sodann zur Beleuchtung des zweyten Punktes, der Handlungsweise Friedlands, und sagt hierüber im Wesentlichen Folgendes: „Alle Bestrebungen des Herzogs giengen stets dahin, an der Spitze der bewaffneten Macht zu stehen; denn er weiß recht gut, daß dieß der Weg zu den höchsten Dingen ist. Er hat selbst gesagt, daß es ihm nicht um das eine oder andere Fürstenthum, sondern darum zu thun sey, die Waffen in der Hand zu behalten. Um zu der unumschränkten Gewalt zu gelangen, die er jetzt ausübt, hat er die einflußreichsten Minister des Kaisers bestochen, und vor Allem wußte er den Beichtvater Lamormain zu gewinnen. Dieser hat keinen Begriff von der Verschlagenheit Wallensteins; er nimmt dessen Frömmigkeits-Bezeigungen für baare Münze, und hat dem Kaiser eine so feste Meinung von dessen treuen Gesinnungen eingeprägt, daß Seine Majestät sich gänzlich darauf verläßt, und sich äußerte: Ich weiß, daß ich von diesem Manne nicht betrogen werde. Der spanische Botschafter ließ sich hiedurch nicht abhalten, seine Besorgniß auszudrücken, daß der Herzog dem Hause Oesterreich großes Unheil bereiten möchte. Aber Ferdinand erwiederte, er sey vom Gegentheile versichert; diese Besorgniß sey gänzlich ungegründet. Und als hierauf der Botschafter seine Meinung mit Lebhaftigkeit vertheidigte, antwortete der Kaiser: Siamo tropo inanzi. Mit Recht konnte daher jener nach Spanien berichten, Wallenstein habe sich an des Kaisers Stelle gesetzt und lasse ihm nur den Namen.

„Den kaiserlichen Hof hat, wie gesagt, der Herzog durch Bestechungen ganz in seine Gewalt gebracht. Unter Andern soll der Fürst von Eggenberg schon mehr als 200,000 Thaler erhalten haben. Doch wird diesem Fürsten die Aeußerung zugeschrieben: Wahrhaftig dieser Friedland ist eine Geißel Gottes! Das Bedenklichste ist aber, daß der Kaiser keine Gewalt mehr über das Heer hat. In der langen Reihe seiner Regimenter sind nicht drey, auf welche er sich vollkommen verlassen könnte; denn die meisten Obersten sind entweder der neuen Religion anhängig, oder Ausländer, welche kein anderes Ziel haben, als ihr Glück zu machen, und daher gern im Trüben fischen. Friedland hat ihrer Raubsucht das ganze Reich Preis gegeben, und zeigt dabey mehr Schonung für die irrgläubigen Aufrührer als für die unschuldigen Katholiken.“

Organismus eine sogenannte freywillige Zersetzung oder Art Fäulniß, wobey namentlich ihr wesentlicher Bestandtheil, das Bilin oder die Gallensäure chemisch verändert wird. Ueber den näheren Vorgang bey dieser Veränderung aber, über die Producte, die hierbey gebildet werden, ist bisher außer einigen Versuchen von Berzelius nichts näheres bekannt geworden, obwohl ein genaueres Studium dieses Gegenstandes in chemischer und physiologischer Beziehung hinlängliches Interesse darbietet.

Herr Baron Dr. von Gorup hat auf meine Veranlassung und unter meiner Leitung im chemisch-pharmaceutischen Laboratorium der königlichen Universität über die bey der Gallengährung auftretenden Erscheinungen eine Reihe genauer Beobachtungen angestellt und hierzu theils die Rindsgalle, theils das daraus dargestellte gallensaure Natron gewählt.

Bey der Gährung der Rindsgalle selbst, welche bey einer Temperatur von ungefähr 30° C. in kurzer Zeit eintritt und am besten fortschreitet, fängt zuerst der der Galle beygemengte Gallenblasenschleim an, sich zu zersetzen, und wirkt dann als Ferment auf die übrigen Bestandtheile der Galle, besonders aber auf die Gallensäure. Die Galle ändert ihre zuerst dunkelgrüne Farbe in eine schmutzigbraune, nach Verlauf von 3 bis 4 Tagen bildet sich auf der Oberfläche eine gelbgrünliche, unter dem Mikroskop als infusorielle Bildungen erscheinende Haut, welche sich nach und nach zu Boden setzt, aber, so lange als die Gährung dauert, sogleich wieder durch eine neue ersetzt wird; die Reaction auf Pflanzenfarben, welche bey frischer Galle immer neutral gefunden worden ist, geht erst nach 4 bis 5 Wochen in die alkalische über, und der Geruch wird in dem Maße, als die Zersetzung fortschreitet, unangenehm faulig. Eine Gasentwicklung findet bey dieser Art Gährung nicht statt.

Wird eine so veränderte Galle im Wasserbade eingedampft und zur Entfernung des modificirten Schleims mit Alkohol ausgezogen, die alkoholische Lösung durch Thierkohle entfärbt, und nachdem der Alkohol davon abdestillirt ist, mit Aether geschüttelt, so nimmt dieser außerordentlich lange etwas und mehr auf als aus ungefaulter Galle. Die ätherische Flüssigkeit hinterläßt nach dem Verdunsten ein bräunliches, stark sauer reagirendes, nach Fischthran riechendes Magma, welches außer den in der Galle vorkommenden Fettsäuren, nämlich der Margarinsäure und Oelsäure, auch noch andere Stoffe als Zersetzungsprodukte aus der Galle zu enhalten scheint. Indessen ist bis jetzt von diesen Letztern noch nicht die nöthige Menge zu einer genaueren Erkenntniß ihrer Natur erhalten worden, und es muß durch fernere Versuche ermittelt werden, ob sie mit jenen Stoffen übereinkommen, die Berzelius durch eine ähnliche Behandlung zersetzter Rindsgalle erhalten und mit dem Namen Fellinsäure und Fellansäure bezeichnet hat. Eine auffallende Erscheinung an diesem ätherischen Extract ist, bey längerer Behandlung mit warmen Wasser den fischthranartigen Geruch zu verlieren und dafür einen nicht unangenehmen, ambra- und moschusartigen anzunehmen, welchen wir auch schon öfter an frischer Rindsgalle bey der Destillation derselben mit Wasser, und besonders auffassend bey der freywilligen Zersetzung des Hauptbestandtheiles der Galle, nämlich des gallensauren Natrons beobachtet haben. Ich kann gegenwärtig von den Eigenschaften dieses unwillkührlich an die Ambra erinnernden Geruchsprinzipes nur sagen, daß dasselbe bey der Destillation mit Wasser dem opaleseirenden Destillat seinen eigenen Geruch mittheilt, daß weder Säuren noch Alkalien diesen Geruch zerstören, derselbe aber beym Schütteln des Destillats mit Aether diesem mitgetheilt wird.

Die Hauptprodukte aus der zersetzten Gallensäure finden sich in dem mit Kohle entfärbten und mit Aether behandelten alkoholischen Auszug. In der wässerigen Lösung desselben bewirkt Essigsäure einen starken harzartigen Niederschlag, der sich nach gehöriger Reinigung in jeder Beziehung und besonders in seiner elementaren Zusammensetzung wie Choloidinsäure verhält.

Wird die von der Choloidinsäure befreyte Flüssigkeit eingedampft und das Extract mit Alkohol behandelt, so hinterläßt dieser das zweyte Hauptpro-

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 42.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. September.

Nro. 191. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Oeffentliche Sitzung am 25. August.

Wallenstein. Beyträge zur näheren Kenntniß seines Charakters, seiner Plane, seines Verhältnisses zu Bayern.

(Schluß.)

In der ersten Abhandlung wird dargethan, daß Wallensteins Absicht zunächst dahin gehe, ganz Deutschland zu tyranniſiren, nach dem Absterben des Kaisers aber — welches allenfalls beschleunigt werden könnte — sich zum unumschränkten Herrn und König des Reichs aufzuwerfen. Das Gewicht seines persönlichen Ansehens und Kriegsruhmes, seinen kolossalen Reichthum, die Uebermacht seiner Waffen, endlich den Namen und die Autorität des Kaisers, alles dieß wisse er zu dem vorgesetzten Zwecke zu gebrauchen.

„Vor Allem aber kömmt in Betracht zu ziehen," fährt die Denkschrift fort, „daß das ganze Heer nur dem Kaiser als solchem, und dem Herzog von Friedland, nicht aber dem Hause Oesterreich mit Eid und Pflichten verbunden ist. Weder der König von Ungarn und Böhmen noch ein anderer Prinz dieses Hauses darf Rechnung darauf machen. Sowie der Kaiser die Augen schließt, wird Friedland — besonders nachdem die Churfürsten durch Bedrückungen aller Art zum Schweigen gebracht worden — sich zuerst vom Heere und dann vom ganzen Reiche als erblichen König ausrufen lassen. Dann wird er aber auch in andern großen Unternehmungen zeigen wollen, was die Kraft des unter einem Haupte vereinigten Deutschlands zu leisten vermag."

Hatte Wallenstein wirklich solche hochstrebende Plane, so läßt sich leicht denken, wie sehr diese Ideen dem deutschen Nationalgefühle schmeicheln mußten. Freylich aber begegnen wir gerade in jener traurigen Zeit — besonders in den höheren Regionen — nur wenigen Spuren einer nationalen Theilnahme für Deutschlands allgemeine Wohlfahrt und Größe.

In dem zweyten Aufsatze werden die Mittel besprochen, den Planen Wallensteins entgegen zu wirken. Als das vorzüglichste erscheint dem Verfasser die Aufstellung eines tüchtigen Heeres in der Hand eines Fürsten, der zu den äußersten Maaßregeln entschlossen sey. Habe man einen solchen Rückhalt, dann sey es an der Zeit, eine gemeinschaftliche Sendung an den Kaiser abgehen und ihm beyläufig Folgendes eröffnen zu lassen: „Nachdem die Churfürsten sehen, daß der Kaiser nicht mehr Herr seiner Kriegsmacht ist, sondern diese allein von dem Herzog von Friedland abhängt, den sie entweder als Feind oder doch als verdächtig betrachten müssen, so begehren sie, daß demselben die ihm verliehene Gewalt entzogen werde, widrigen Falles sie andere Mittel ergreifen müßten;" u. s. f.

Außerdem enthalten diese Mittheilungen noch mehrere bemerkenswerthe Nachrichten, z. B. daß Wallenstein jedesmal, ehe er in's Feld zog, sein Testament machte; das letztemal aber habe er nur über seine Güter in Böhmen testirt; das Uebrige, habe er gesagt, solle seinem guten Kaiser zufallen; und daß dieser es inne werde, dafür sey durch den Beichtvater Sorge getragen worden.

Als Beyspiel seiner Freygebigkeit wird angeführt, daß er der Kaiserin zwanzigtausend Reichsthaler geschenkt habe, der Gräfin Mannsfeld achttausend, dem Grafen Karl Harrach fünfzigtausend, dem Grafen Leonhard Harrach viertausend, dann mehreren Andern Güter zu zehn- bis zwanzigtausend oder Pensionen auf Lebenszeit zu vier- bis sechstausend Thalern, und alles dieß in dem kurzen Zeitraum der letzten fünf Monate.

Wallenstein hatte seine alles Maaß übersteigenden Gelderpressungen bisher auf Norddeutschland beschränkt; in den Jahren 1628 und 1629 überzog er aber auch den größten Theil der südlichen Reichskreise — obgleich hier kein Feind zu bekämpfen war — mit seinen Quartieren, und machte auch diese bisher verschonten Gegenden sich contributionspflichtig. Die Stände der Liga hielten Zusammenkünfte, um sich der Bedrückungen zu erwehren; es war ernstlich die Rede davon, Tilly mit seinem Heere aus Niedersachsen abzurufen, und mit Waffengewalt sich der Wallensteinischen Einquartierungen zu entledigen.

Endlich ward auf dem Regensburger Churfürstentage von 1630 die Absetzung des gehaßten „Dictators“ durchgesetzt. Aber anderthalb Jahre später sah sich der Kaiser durch die Fortschritte Gustav Adolphs veranlaßt, ihn wieder an die Spitze der Kriegsmacht zu berufen.

Jetzt ward ihm Gelegenheit, an dem Churfürsten von Bayern volle Rache zu nehmen. Mit roher Schadenfreude rühmte er sich, der Churfürst sey jetzt so weit gebracht, daß er ihm nicht nur gehorchen, sondern mit der Pike auf der Achsel aufwarten müsse. Zugleich aber gewannen seine ehrgeizigen Plane eine bestimmtere Gestaltung. Von einer Anhänglichkeit an die katholische Sache findet sich ohnehin keine Spur. Während seines ersten Generalats hatte er bereits die Erfüllung seiner Dienstpflicht der Befriedigung seiner persönlichen Geldgier und Ehrsucht untergeordnet; nach seiner Wiederberufung ging er noch weiter, und ließ sich in hochverrätherische Verhandlungen mit den Feinden seines Gebieters ein. Im Lager von Nürnberg wurden dem Churfürsten Maximilian zuerst durch den französischen Gesandten La Grange Andeutungen hierüber gegeben. Die Quelle möchte verdächtig erscheinen; aber das Geschichtswerk von Chemnitz und der Briefwechsel von Feuquieres setzen die Thatsache außer Zweifel, daß Wallenstein schon mit Gustav Adolph geheime Unterhandlungen gepflogen habe. Die näheren Umstände derselben sind ausführlich in dem von Sesyna Raschin niedergeschriebenen Berichte verzeichnet. Die Glaubwürdigkeit dieses Berichtes ist lebhaft angefochten worden; es ist wohl auch möglich, daß Slawata, auf dessen Aufforderung Sesyna die Erzählung zu Papier brachte, Manches beifügte, was ihm gerade zweckdienlich schien; deßhalb aber das ganze Aktenstück für eine lügenhafte Erdichtung zu halten, dazu ist kein gültiger Grund vorhanden.

Wenn das Benehmen Wallensteins im Nürnberger Lager großes Bedenken erregte, so mußte seine Kriegführung während des folgenden Jahres — 1633 — noch verdächtiger erscheinen. Auch begann man endlich in Wien darüber unruhig zu werden. Der mit einer Sendung an den Kaiserhof beauftragte Canzler von Donnersberg berichtet unter dem 27. April von dort, der Kaiser habe gegen den Hofkriegsraths-Präsidenten Grafen Schlick über des Friedlands Handlungsweise sich beschwert, und Rath verlangt, wie diesem Uebel zu steuern. Bald darauf ward derselbe Graf Schlick in das friedländische Hauptquartier geschickt, und ihm unter anderm aufgetragen, „in höchster Geheime und unvermerkter Dinge die Generale Gallaß, Piccolomini und andere hohe Offiziere dahin zu disponiren, daß Seine kaiserliche Majestät auf den Fall, wenn mit dem Herzog von Friedland seiner Krankheit halber oder sonst eine Veränderung erfolgen sollte, deren standhafter Treue und Devotion versichert seyen.“ Der Herzog scheint hievon einen Wink erhalten zu haben; wenigstens wird erzählt, er habe nach Schlicks Abreise sich geäußert, es reue ihn, daß er den Grafen nicht habe erschießen lassen.

Daß Wallenstein um diese Zeit nicht nur mit Schweden durch Arnim, sondern auch mit Frankreich durch Kinsky insgeheim negocirte, kann selbst von seinen Vertheidigern nicht geläugnet werden. Die Verhandlungen zwischen Kinsky und Feuquieres wa-

ren schon im Julius so weit vorgerückt, daß es zu bestimmten Anträgen von beiden Seiten kam, worauf Ludwig XIII. selbst an den Herzog schrieb, und Feuquieres die Weisung erhielt, ihm eine jährliche Subsidie von einer Million Livres und französische Hülfe zur Erlangung der Krone von Böhmen anzubieten.*) Wenn man auch nicht mehr wüßte, als daß Wallenstein solche Anträge angehört, so wäre dieß allein hinreichend, ihn zum Verräther zu stempeln.

In den letzten Tagen des Julius war der bayerische Vicekanzler Bartholomäus Richel nach Wien gesandt worden, um über den Generalissimus Klage zu führen. Ein kaiserlicher Minister versicherte ihn, daß der Kaiser, falls Friedland sich nicht zur Zufriedenheit erklären würde, entschlossen sey, durch andere Mittel abzuhelfen. „Welches aber diese Mittel sind," fährt Richel in seinem Berichte fort, „habe ich nicht ergründen können; so viel merke ich wohl, daß des Herzogs Verfahren allhier Niemanden gefällt und seine Handlungen öffentlich und ungescheut getadelt werden." Noch konnte man aber zu keinem Entschluße kommen. „Der Respekt und die Furcht vor dem Friedland" — sagte der spanische Bothschafter — „sind zu groß, der Kaiser zu gut, und die Mehrzahl der Minister zu viel friedländisch." Richel mußte dießmal noch unverrichteter Dinge von Wien abreisen.

Unterdessen zeigte sich die feindselige Gesinnung Wallensteins gegen Maximilian bald noch auffallender. In den letzten Tagen des Oktobers 1633 fiel Bernhard von Weimar unvermuthet in Bayern ein, und griff sogleich Regensburg an; am 5. November war dieser wichtige Punkt in seinen Händen; der Weg nach Oesterreich lag offen. Auf die dringenden Vorstellungen des Kaisers und des Churfürsten Maximilian kehrte Friedland mit einem großen Theile seines Heeres nach Böhmen zurück, und Jedermann erwartete, er werde von hier aus mit überlegenen Kräften das weimarische Heer angreifen. Allein dieß war seine Absicht keineswegs; er stand ja auch mit dem Herzog Bernhard schon seit einiger Zeit in Unterhandlungen, die er durch den Feldmarschall Holck hatte anknüpfen lassen. Offenbar war aber dieß eine willkommene Gelegenheit für ihn, mit seinen Regimentern das ganze Königreich Böhmen zu besetzen, um desselben versichert zu seyn, sobald er sich entschließen würde, die Maske fallen zu lassen. Deßhalb theilte er auch die Mehrzahl der Truppen sogleich in die verschiedenen Kreise aus. Nur mit sieben- bis achttausend Mann, größtentheils Reiterey, machte er noch eine Demonstration gegen Cham zu, kam aber nicht weiter als bis Furt, und kehrte dann, ohne ein Geschütz abgefeuert zu haben, wieder nach Pilsen zurück.

Um diese Zeit ward Richel abermals nach Wien gesandt; der ostensible Auftrag ging dahin, Hülfe an Volk und Lebensmitteln zu begehren; der eigentliche und geheime Zweck der Sendung war aber, die Entfernung Wallensteins vom Generalate zu bewirken, und wenn Richel Anfangs den Verhaltungsbefehl hatte, sich nicht voran zu stellen, und nur unter der Hand in diesem Sinne zu wirken, so wurde er durch die nachträglichen Weisungen vom 18. und 22. December entschieden beauftragt, dem Kaiser persönlich die Nothwendigkeit einer Aenderung in dem Oberbefehle des kaiserlichen Heeres vor Augen zu legen. „Er sollte vor Allem darauf aufmerksam machen," heißt es in dem zweiten Befehlsschreiben, „daß es bey dieser Direktion des Kriegswesens hauptsächlich an dem Segen Gottes ermangele, den man von Seite des Herzogs so vielfältig gleichsam mit Füßen trete; der Kaiser werde als ein gottseliger Fürst selbst hochvernünftig bedenken, was doch Derjenige bey seiner Kriegsdirektion von dem allmächtigen Gott für Glück und Segen haben könnte, welcher seine Allmacht mit so erschrecklichen, unerhörten alten und neuen Flüchen, Gotteslästerungen und Blasphemien, wie männiglich bekannt, unaufhörlich verletze, auch seine Handlungen und der katholischen Religion Wohlfahrt mehr auf die betrügliche Astrologie als auf das Vertrauen zu Gott fundire."

Hiemit übereinstimmend sagt Graf Slawata in einem Gutachten, welches er schon im November 1633 über die Nothwendigkeit der Absetzung des Generalissimus an den Kaiser erstattete: „Des Herzogs ganze Gesinnung offenbart sich in dem italienischen Sprüchworte, das er immer im Munde führt: Fare, disfare, e dar ad intendere. Er neigt sich

*) Lettres et Négociations du M. de Feuquières T. I. p. 290 u. T. II. p. 4 et 8.

offenbar zum Atheismus, kümmert sich nicht um Gott, — hat beständig die gräßlichsten Blasphemien und Flüche im Munde, — läßt von allen Seiten Sterndeuter kommen, um nach deren Rathe und nach der Stellung der Gestirne Krieg und Frieden zu regeln," u. s. w.

Man sieht, daß Richel thätige Verbündete fand. Aber auch der Friedländer hatte noch Freunde, deren Aufgabe freilich durch ihn selbst von Tag zu Tag schwieriger gemacht wurde. Ueber diese Berathungskämpfe, — über die Mühe, die es kostete, den Kaiser zu entscheidenden Schritten zu bewegen, — endlich über die zur Bewahrung des Heeres ergriffenen Maaßregeln, welche zu der bekannten Katastrophe führten, enthalten die Berichte des bayerischen Vicekanzlers höchst merkwürdige Aufschlüße. Das Wichtigere daraus hat indessen schon vor dreizehn Jahren unser verehrter Vorstand, Herr Staatsrath Freyherr von Freyberg, in der Zeitschrift von Buchner und Zierl bekannt gemacht; eines der interessantesten Ereignisse der neueren Geschichte hat dadurch neue Aufklärungen erhalten, und namentlich ist durch dieselben in Bezug auf die so lebhaft geführte Discussion über Schuld oder Unschuld des ermordeten Feldherrn ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale der Schuld geworfen worden.

Auch wir hoffen, durch die vorgehende, rein auf archivalische Documente gegründete Darstellung — besonders in psychologischer Beziehung — einen nicht unwichtigen Beytrag zur Entscheidung jener Streitfrage geliefert zu haben. Zugleich mögen diese Erörterungen als ein Beweis dienen, wie nothwendig es ist, daß ein genaues Erforschen der urkundlichen Quellen vorangehe, ehe man an die pragmatische Bearbeitung eines Stoffes aus der neueren Geschichte sich wagt. Wenn wir daher zum Schluße uns einen dankbaren Hinblick erlauben auf die königliche Huld und Gnade, welche diese Urkunden-Schätze uns zugänglich gemacht, so fühlen wir uns hiezu vorzüglich an dem heutigen Tage aufgefordert, da wir in hergebrachter Weise das Doppelfest des hochherzigen Monarchen feiern, welchen wir mit Stolz unsern König nennen — in welchem unsere Akademie ihren hohen Beschützer verehrt.

Und dieses Fest, an dem Millionen treuer Unterthanen für das Wohl des geliebten Landesvaters ihre Bitten zum Himmel emporsenden, es ist heute durch den Segen des Allmächtigen ein dreifach erfreuliches, dreifach glückseliges geworden, und in den Wonneruf der beglückten königlichen Großältern und Aeltern mischt sich der Jubelruf des ganzen Landes:

Heil unserm König und dem Königlichen Hause!

Zum Beschlusse wurden die von Sr. K. Majestät bestätigten Wahlen:

1. Sr. Erlaucht, des Herrn Grafen Wilhelm von Württemberg zum Ehrenmitgliede der Akademie,
2. des Hrn. Professors von Lasaulx zum ordentlichen Mitgliede der philos. philolog. Classe,
3. der HH. A. R. Rangabè zu Athen, Julius Mohl zu Paris, und J. M. Kemble zu London, als auswärtiger Mitglieder der philos. philol. Classe,
4. der HH. F. Tiedemann und L. Gmelin zu Heidelberg, J. Liebig zu Gießen, Dr. Jäger zu Stuttgart und S. Ohm zu Nürnberg, als auswärtiger Mitglieder der mathem. physical. Classe,
5. der HH. C. G. Barth zu Calw, G. Bischof zu Bonn, Erichson zu Berlin, Mädler zu Dorpat, als Correspondenten der mathem. physical. Classe,
6. der HH. Dr. Fölix zu Paris, Dr. Gfrörer zu Stuttgart und Dr. Kunstmann zu Lissabon, als Correspondenten der historischen Classe,

dann die allerhöchste Ernennung des bisher außerordentlichen Mitgliedes der mathem. physical. Classe, Hrn. Prof. Schafhäutl, zum ordentlichen Mitgliede dieser Classe, bekannt gemacht.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 43.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. September.
Nro. 192. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physicalische Classe.

In der Sitzung vom 9. August d. J. hielt Hr. Professor Dr. Erdl nachstehenden Vortrag.

In der Augustsitzung des vorigen Jahres erlaubte ich mir der verehrten Classe Probeabdrücke zweyer Tafeln, die ich für ein größeres embryologisches Werk gestochen hatte, vorzulegen. Gegenwärtig habe ich das erste Heft dieses Werkes vollendet und gebe mir die Ehre es hiemit der kgl. Akademie zu überreichen.

Ich habe dasselbe: „Entwickelung des Menschen und des Hühnchens im Ey“ betitelt und beabsichtige das Ganze in zwey Bänden herauszugeben, wovon der erste die Entwicklung der Leibesform des Hühnchens und des Menschen, der andere die Entwicklung der einzelnen Organe und ihrer Gewebe darstellen soll. Der erste Band zerfällt der Natur des Gegenstandes nach von selber in zwey Theile, wovon der eine die Entwicklung der Leibesform des Huhnes, der zweyte die Entwicklung der Leibesform des Menschen liefert.

Die hier mitgetheilten Beobachtungen am bebrüteten Hühnereye sollen nur zur Erläuterung der Entwicklung des Menschen überhaupt, vorzugsweise aber jener Stadien dienen, welche beym Menschen zu beobachten unmöglich ist. Warum ich aber die Erscheinung am bebrüteten Hühnereye zur Ergänzung der menschlichen Entwicklungsgeschichte wählte, hat seinen Grund darin, daß so ausführliche Beobachtungen am Säugethiereye zu zeitraubend und zu kostspielig sind, als daß ich bey meinen Verhältnissen sie hätte sammeln können, daß der Unterschied in den Entwicklungserscheinungen des Säugethieres und des Menschen einerseits, des Hühnchens und des Menschen anderseits so sehr groß nicht ist und auch im letzten Falle die passendsten Analogien auftreten, daß endlich durch diese Wahl mehr anregend auf das Publikum gewirkt werden könne, da allerwärts Hühnereyer leicht zu haben sind, ihre Untersuchung im bebrüteten Zustande weniger Schwierigkeiten unterliegt und sie daher am meisten zur Autopsie einzuladen vermögen.

Das hier vorliegende erste Heft enthält die Entwicklung der Leibesform des Hühnchens in vierzehn ausgeführten Stahlstichen mit eben so vielen in Kupfer gestochenen Umrißtafeln und 9 ¼ Bogen erklärendem Texte.

Die erste Tafel als Titelkupfer stellt eine mikroskopische Ansicht der Keimhaut aus einem einen halben Tag bebrüteten Eye mit dem Primitivstreifen als erste deutliche Spur des werdenden Leibes vor, weßwegen sie auch die Unterschrift: corporis primordia führt. Zugleich soll diese Tafel die Zusammensetzung der Keimhaut aus zwey auf einander liegenden Hautschichten vorläufig andeuten, da in dem Präparate freywillig die obere Schichte sich etwas gelöst und rückwärts umgeschlagen hat. Die mit I. bezeichnete Tafel liefert die Ansicht eines

wohlgestalteten Hühnereyes, um sich mit dem Leser über die Regionen desselben sicher verständigen zu können, dann einen Längendurchschnitt eines gelegten, befruchteten Eyes, welches die Beschaffenheit seines inneren Baues zeigen soll. Die noch übrigen vier Figuren dieser Tafel geben Eyer in verschiedenen Stadien der Bebrütung, damit man mit der natürlichen Lage des Embryo und seiner Eyhäute vertraut werde und die Figuren der späteren Tafeln leichter verstehe.

Die Tafel II. bietet die Entwicklung des Hühnchens in der ersten Woche. Bey allen hier gegebenen Figuren ist die Keimhaut mit dem Embryo aus dem Eye herausgenommen und auf schwarzem Grunde liegend in natürlicher Größe dargestellt worden. Für die ersteren Stadien gebe ich verhältnißmäßig wenige Figuren, weil die Gegenstände zu klein und zu durchsichtig sind, als daß das unbewaffnete Auge sie ordentlich zu erkennen vermöchte; sie sind auf späteren Tafeln desto ausführlicher abgehandelt worden. Die dritte Tafel liefert die Entwicklung des Hühnchens in der zweyten Woche der Bebrütung, ebenfalls in Figuren, wie sie das freye Auge erkennt. Die Entwicklungserscheinungen der dritten Woche habe ich hinweggelassen, weil sie zur Erläuterung der menschlichen Genese nichts Wesentliches beytragen und auch das Hühnchen am Anfange derselben schon soweit entwickelt ist, daß alle Theile an seiner Leibesoberfläche klar und der späteren bleibenden Form ganz ähnlich sich gestaltet haben. Diese drey Tafeln wurden naturgetreu kolorirt, um dem Leser eine möglichst getreue und möglichst verständliche Nachbildung der Natur zu liefern. —

Mit der vierten Tafel beginnt die mikroskopische Darstellung der Entwicklung der Leibesform, welche sich bis zur Tafel XIII. mit dem Fortschreiten derselben in den ersten vier Tagen der künstlichen Bebrütung befaßt. Hier wurden besonders die frühesten Entwicklungsvorgänge in zahlreichen Abbildungen vorgestellt, weil sie zu schwer verständlich sind, wenn man sie nicht Schritt vor Schritt verfolgt. Mikroskopische Darstellung des Embryo vom vierten Tage seiner Entwicklung an hielt ich für überflüßig, da die Embryonen schon so groß sind, daß man das Wesentliche an ihnen mit freyem Auge (an den Figuren der Tafel III.) erkennt und die Aehnlichkeit mit menschlichen Embryonen immer geringer wird.

Ich glaube nun auch einige Worte darüber sagen zu müssen, wodurch sich diese Arbeit von früher erschienenen embryologischen Werken anderer Autoren unterscheidet. Vor Allem ist es, wie wohl auch schon vorliegendes Heft bezeugen kann, vollständiger als alle seit Malpighi erschienen Werke über Entwicklung des Hühnchens und des Menschen, was ein einfacher Vergleich mit der Arbeit Malpighis, Panders, Velpeaus, Owens (im Kataloge der Hunterschen Sammlung) Cost und Delpeche, R. Wagners ꝛc. leicht herausstellt. Dann dürfte auch die Art der Darstellung besser seyn, als man sie bisher zu sehen gewohnt war. Die Figuren sind größer und mehr ausgeführt, daher auch deutlicher. Bisher hat man sie fast ohne Ausnahme bey durchfallendem Lichte gezeichnet, was die durchsichtigen Stellen der Embryonen hell, die undurchsichtigen aber dunkel sehen ließ und häufig, wenigstens bey Anfängern zu der irrigen Meinung Anlaß gab, die dunklen Stellen wären natürliche Schatten der Figuren oder vertiefte Stellen, während sie doch gewöhnlich das Gegentheil sind. Ein anderer Vorzug dieses Werkes möchte auch noch der seyn, daß ich die Figuren alle selber gezeichnet und auf Stahl ausgeführt habe, was eine größere Richtigkeit in der Zeichnung zur Folge haben dürfte, als man an Abbildungen, welche Künstler fertigen, zu sehen gewohnt ist. Dadurch jedoch, daß ich die Tafeln alle selber gestochen habe, läßt das Werk in der artistischen Ausführung manches zu wünschen übrig, während hie und da durch die zu geringe Güte des Stahles unverbesserliche Flecken sich eingestellt haben. Ich kann versichern, daß dergleichen Mängel in Zukunft nicht mehr vorkommen werden, da ich in diesen Arbeiten geübter bin, und mit großer Vorsicht die zu benützenden Stahlplatten auswählen werde. Die angegebenen Mängel aber sind durchaus nicht wesentlich und dürften bey dem verhältnißmäßig geringen Preise des Werkes leicht übersehen werden können.

Von Eigenthümlichkeiten in den Beobachtungen kann wohl in diesem Hefte so viel nicht erwartet werden, da es zunächst die Entwicklung der augenfälligsten Theile darstellt, welche bisher von den ausgezeichnetsten Forschern studirt und fast durchaus richtig aufgefaßt und dargestellt wurden. Dennoch wird aber der mit den bisherigen Leistungen in der Entwicklungsgeschichte Vertraute mehrere bisher streitige Punkte gelöst und einige neue Thatsachen, wie in der ersten Entwicklung des Gehirnes, in der Entwicklung des Gesichtes nachgewiesen finden.

Unter die Abbildungen der aller Wahrscheinlichkeit nach normal beschaffenen Embryonen habe ich auch mitunter solche eingereiht, welche hie und da Abweichungen von dem gewöhnlichen Entwicklungsgange erkennen lassen. Es ist freylich, wenn die Abweichungen nicht bis zur gänzlichen Mißgestaltung ausgeartet sind, kaum zu beurtheilen, wie weit sie als normal oder abnorm zu bezeichnen sind. Offenbar ist schon in der Zeit, zu welcher ein gewisses Organ bey verschiedenen Individuen auftritt und seine Formmetamorphosen durchläuft, eine sehr große Verschiedenheit; aber auch die Formen selber scheinen in einer gewissen Spielweite sich heranzubilden. Man sieht, daß die Natur bey der Entwicklung des Leibes wohl nach einem bestimmten Gesetze ihr Ziel zu erreichen suche, aber auf vielen Wegen dahin gelangen könne, daß ein Theil, der in früheren Stadien zu intensiv oder zu extensiv (im Vergleiche mit den übrigen) sich gestaltete, in späteren Stadien etwas zurückbleibe, um die übrigen Theile nachkommen zu lassen. Dadurch aber mag doch eine bleibende Präponderanz eines Organes oder auch wohl organischen Systemes für das ganze künftige Leben bedingt werden und hieraus erklärte sich die Individualität, insoferne man sie als eigenthümliche Beschaffenheit eines Geschöpfes auffaßt, vermöge welcher es bey aller Uebereinstimmung mit den Geschöpfen seiner Art doch mit keinem ganz gleich ist; hieraus ließe sich auch annehmen, daß schon während der embryonalen Entwicklung die verschiedenen Dispositionen sich begründen.

Wahre Mißbildungen, seyen sie Hemmungsbildungen oder Verbildungen, habe ich hinweggelassen und werde auch in den späteren Heften nur soviel von ihnen aufnehmen, als unmittelbar zur größeren Beschaulichkeit der normalen Vorgänge dienen kann.

Ueber Mißbildungen erlaube ich mir hier noch einige Beobachtungen mitzutheilen, welche von einigem allgemeinem Interesse seyn dürften. Schon Geoffroy St. Hillaire und Valentin haben Beobachtungen mitgetheilt, nach welchen man bey Vögeln und Säugethieren Mißgeburten veranlassen kann. Ich habe längere Zeit diesem Gegenstande meine Aufmerksamkeit gewidmet und gelangte zu folgenden Resultaten.

Ein Hühnerey, welches noch nicht ganz einen Tag (24 Stunden) in der Brutmaschine gelegen hatte, that ich in eine erwärmte Schachtel und trug es eine halbe Stunde lang, schnell gehend, bey mir. Hierauf legte ich es wieder in die Brutmaschine, und öffnete es sieben Tage später. Der herausgenommene Embryo war mit Aencephalie (Hemicephalie) behaftet.

Ein anderes Ey, das beynahe schon zwey Tage der künstlichen Brutwärme ausgesetzt war, behandelte ich auf dieselbe Weise und als ich nach zehn Tagen es öffnete, fand sich starke Verbildung des Gesichtes des Embryo. Unter- und Oberschnabel kreuzten sich, letzterer war sehr stark verlängert, der Oberkiefer auf der Seite, nach welcher er sich neigte, kurz, desto länger auf der entgegengesetzten.

Bey einem andern Ey, welches ich nach fast dreytägiger Bebrütung bey mir trug und nach sechs Tagen öffnete, zeigte der Embryo starke Verkrümmung der Extremitäten, welche besonders auf einer Seite in ihrer Entwicklung sehr zurückgeblieben und fast nur als Stummel vorhanden waren.

Zwischen und nach diesen Versuchen stellte ich aber noch eine große Reihe anderer Versuche an, wobey die Eyer entweder auf die angegebene Weise eine Zeit lang getragen oder blos mit der Hand stark geschüttelt murden. Die Resultate waren verschieden, theils wurde durch die störende Einwirkung die weitere Entwicklung ganz gehemmt, der Embryo

ten glich dieses Hochland mit seinem dreyfachen Gebirgsgürtel einer kriegerischen Veste, deren Besatzung durch Bogen, Schwert und Lanze das umliegende Land in Furcht erhält, den Schaaren der vorüberziehenden Fremden Tod und Verderben drohet. Als ein Schrecken der Welt wird uns das Volk von Elam schon in den prophetischen Schriften des alten Bundes bezeichnet (m. v. Hesek. 32. V. 24); Alexander der Macedonier so wie später Antigonus hatten, jener an den östlichen, dieser an den westlichen Gränzen der baktrischen Alpenkette mit den Männern des Gebirges einen schwereren Kampf zu bestehen, als mit vielfach zahlreicheren Heeren anderer Feinde.

Das Land der Lurs oder Luristan, dessen südliche Absenkung zur Ebene, mit Inbegriff der Vorberge und des hüglichen Landes den Namen Arabustan oder Khusistan führt, gleicht an Fruchtbarkeit und Erhabenheit seiner Natur unserer Schweiz, und könnte eben so sehr, ja in Folge seiner wärmeren Lage (unter dem 32. bis 36° n. Br.) noch mehr angebaut und reicher bevölkert seyn. — Denn durch seine breiteren Thäler, welche die einzelnen, zur Region des Schnees emporragenden Gebirgsgürtel von einander scheiden, ergießen sich die mächtigsten Ströme von Persien; der Korkho (Choaspes) mit dem der Kushgan sich vereint; der Kuran (Pasitigris), welchem der Dizful (Copratas) und der Ulai (Eulaeus) zuströmen; der Tab oder Kurdistanfluß (Agradates). Je weiter hinan nach den Bergrücken, aus denen diese Ströme kommen, desto reicher wird die Landschaft an Bächen und Quellen, welche unter Mitwirkung der kräftiger strahlenden Sonne ein Grün der Wiesen und der Felder ernähren, mit welchem der Pflanzenwuchs unserer schönsten Alpengegenden sich kaum zu messen vermöchte. Dennoch liegt dieses herrliche Land, gerade in seinen culturfähigsten Theilen seit Jahrhunderten fast ganz ohne Anbau da; das trotzig kühne Hirtenvolk der Berge bringt die wärmere Zeit des Jahres auf seinen Höhen zu, und schlägt nur im Winter seine schwarzen, ziegenhärnen Zelte unten in der Thalebene auf; aus der Zeit einer höheren Blüthe dieses Erdstriches, unter dem Scepter der Sassaniden, sind nur Namen der Städte und kunstreich behauene Trümmer zurückgeblieben; Ahvaz, die Winterresidenz der Könige aus dem Hause der Arsaciden, deren Verkehr vom Mittelmeer bis jenseits des Indus reichte, ist zu einem Steinhaufen geworden; die Stätte des einst so mächtigen Jandi Schapur, so wie der Stadt der Urier, welche Alexander der Macedonier gewann (zu Mal-Amir) wird nur noch mit Mühe aus den mit Gras und Gesträuch verwachsenen Wällen erkannt. Der Weg der Karawanen, der vormals von Persepolis und Schiras her seine Richtung durch die Mitte von Luristan nahm, ist verlassen; die Straßen über das Gebirge sind großentheils von Gebüsch und Moos, so wie von dem Gerölle der Winterbäche bedeckt, welches Niemand hinwegräumt, weil das streitbar räuberische Gebirgsvolk, das den Fremden diesen Durchgang verwehrt, für sich und seine Herden ganz andere Steige kennt, auf denen es hinanzieht in die Schlupfwinkel seiner Felsen, wenn die Heerhaufen des Khans von Persien in die Thäler kommen, um hier mit bewaffneter Hand die jährlichen Abgaben zu erheben.

Eine Stelle des Josephus nennt uns einen Urenkel des Patriarchen Abraham Luur, und von diesem sollte der gemeinsame Name des Volksstammes, welcher Luristan die Benennung gab, seinen Ursprung genommen haben. Eine andere Kunde spricht von einem Herrscher des Landes Lohr-asp, als einem Zeitgenossen des Zoroaster. Unter den vielen Zweigen, in welche der Stamm der Lurs sich getheilt hat, gehören jene der Bakhtivaris (Bactrier) und der Loks zu den zahlreichsten und mächtigsten; ein Seitenzweig des letzteren führt noch jetzt den Namen des Zend und scheint auch hiedurch die Ansicht zu bestätigen, daß wir in dem Gebirgsvolk von Luristan noch den ziemlich unvermischt erhaltenen Rest des alten Zendvolkes vor uns haben. Ungleich deutlicher verräth sich diese Abkunft in der Sprache, welche zwar im Ganzen ein gebrochnes Persisch und in verschiedene Dialecte zerfallen ist; in denen allen aber eine Menge Worte sich erhalten haben, die vom Zendstamme sind.

Hietin, so wie in volksthümlicher Art und Sitte, sind von allen andern asiatischen Nachbarn

die Kurden mit den Gebirgsbewohnern von Luristan verwandt, deren Sprache ein neuer Reisender (Rich, Narrative of a Residenze in Kurdistan) mit der der Lurs so übereinstimmend fand, daß er dieselbe als den luristanisch-kurdischen Dialect bezeichnet. Unser Reisender verfolgt übrigens die Verbreitung des merkwürdigen Volksstammes, mit dessen Geschichte sein Werk vorzugsweise sich beschäftigt, noch weiter gegen Ost, West und Norden, hierbey unwillkührlich erinnernd an einen prophetischen Ausspruch (Jerem. 49. V. 36.), nach welchem kein Volk seyn sollte, dahin nicht Flüchtige aus Elam kommen würden. Für Afghanistan ist es ihm, nach neueren Nachrichten, leicht gewesen, die fortwährenden Einwanderungen des Bergvolkes aus Luristan nachzuweisen; in dem Namen der Laksis oder Lasghis am Kaukasus, ja in jenem der Lakhs und der Scheks (wie ursprünglich die Pohlen und Böhmen sich nannten) glaubt er einen Beweis für die Abkunft dieser Völker von den Leks, dem mächtigen Zweige des Lurstammes zu finden (B. I. S. 276). Wir lassen diese Vermuthungen auf sich selber beruhen und wenden uns zu dem noch auf seinem alten Boden wurzelnden Stamme zurück.

So wie Strabo die Cardaces (Kurden) uns schildert: raubsüchtig und streitlustig (Carda, so sagt er, bedeutet in ihrer Sprache einen Starken, einen Krieger) sind, wie bereits erwähnt, die Bergvölker von Luristan noch jetzt. Veli Khan, der mächtige Räuberhauptmann, von dessen glücklichem Fund der alten Münzen wir oben sprachen, gilt, obgleich er schon seit mehreren Jahren als Gefangener auf der Veste von Abris sitzt, unter ihnen als Held des Tages; seine Thaten, jene List und Gewalt, womit er alle Landstraßen bis Schiras und Ispahan unsicher machte, sind der Inhalt vieler ihrer Lieder. Dieser kühne Räuber, den öfters ganze Heerschaaren seines Volkes auf seinen Zügen begleiteten, würde noch jetzt ungehemmt sein Gewerde treiben, hätte ihm nicht, wie einst den Polyphemos ein Trunk des süßen starken Weines in fremde Gewalt gebracht. Denn eine Ladung solchen Getränkes, vom edelsten Gewächs aus Schiras, die einem Engländer gehörte, war in Veli Khans Hände gefallen; dieser, beym fröhlichen Banket vergaß nicht nur der Gefahr, welcher er schon oft durch List und durch die Schnelle seines Rosses entgangen, sondern seiner selber so ganz, daß er von dem Sattel herunter in die Hände der gegen ihn ausgesendeten Soldaten taumelte. Ein Volk das solche Geschichten, das die Beraubung der Reisenden und Fremden, gleich wie Heldenthaten seinen Kindern an der Wiege vorsingt, läßt hierdurch freylich an sich einen Zustand der tiefen Verwilderung erkennen. Im Bunde mit den Schrecknissen und Gefahren der ihn umgebenden Natur, und nur dann recht muthig und stark, wenn er von der Warte seiner Felsen herab oder aus ihren versteckten Schluchten hervor die Steine und das Geschoß schleudern kann, scheint der Luristaner wie der Kurde, gar nichts von der Gastfreundlichkeit zu wissen, welche der Araber, übrigens so raubsüchtig als beyde, öfters an dem Fremdling übt. Und dennoch ist diese Tugend auch unter dem rohen Volke des bakhtiarischen Gebirges niemals ganz ausgestorben gewesen, ja sie hat in Zeiten des inneren Friedens nicht selten in ganz besonderem Glanze sich kund gegeben. So fand Ibn Batuta, ein arabischer Schriftsteller des 13. Jahrhunderts, als er auf seiner Pilgerreise durch die Gebirge von Luristan kam, das ganze Land unter der Herrschaft der einheimischen Atabegs beruhigt und sicher; auf allen Strassen, selbst durch die wildesten Gegenden des Gebirges, waren, in gewissen Entfernungen steinerne Hütten (Zellen) zur Aufnahme der Reisenden erbaut; in ihnen fand der Pilgrim und Fremdling unentgeltlich, was er zu seiner Erquickung bedurfte: Fleisch, Brod und den Krug voll Milch.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht über den Schauplatz derselben und über seine Bewohner, geben wir aus Hrn. v. Bodes Reisebeschreibung nur noch einige wenige Züge.

(Fortsetzung folgt.)

Organismus eine sogenannte freywillige Zersetzung oder Art Fäulniß, wobey namentlich ihr wesentlicher Bestandtheil, das Bilin, oder die Gallensäure chemisch verändert wird. Ueber den näheren Vorgang bey dieser Veränderung aber, über die Producte, die hierbey gebildet werden, ist bisher außer einigen Versuchen von Berzelius nichts näheres bekannt geworden, obwohl ein genaueres Studium dieses Gegenstandes in chemischer und physiologischer Beziehung hinlängliches Interesse darbietet.

Herr Baron Dr. von Gorup hat auf meine Veranlassung und unter meiner Leitung im chemisch-pharmaceutischen Laboratorium der königlichen Universität über die bey der Gallengährung auftretenden Erscheinungen eine Reihe genauer Beobachtungen angestellt und hierzu theils die Rindsgalle, theils das daraus dargestellte gallensaure Natron gewählt.

Bey der Gährung der Rindsgalle selbst, welche bey einer Temperatur von ungefähr 30° C. in kurzer Zeit eintritt und am besten fortschreitet, fängt zuerst der der Galle beygemengte Gallenblasenschleim an, sich zu zersetzen, und wirkt dann als Ferment auf die übrigen Bestandtheile der Galle, besonders aber auf die Gallensäure. Die Galle ändert ihre zuerst dunkelgrüne Farbe in eine schmutzigbraune, nach Verlauf von 3 bis 4 Tagen bildet sich auf der Oberfläche eine gelbgrünliche, unter dem Mikroskop als infusorielle Bildungen erscheinende Haut, welche sich nach und nach zu Boden setzt, aber, so lange als die Gährung dauert, sogleich wieder durch eine neue ersetzt wird; die Reaction auf Pflanzenfarben, welche bey frischer Galle immer neutral gefunden worden ist, geht erst nach 4 bis 5 Wochen in die alkalische über, und der Geruch wird in dem Maße, als die Zersetzung fortschreitet, unangenehm faulig. Eine Gasentwicklung findet bey dieser Art Gährung nicht statt.

Wird eine so veränderte Galle im Wasserbade eingedampft und zur Entfernung des modificirten Schleims mit Alkohol ausgezogen, die alkoholische Lösung durch Thierkohle entfärbt, und nachdem der Alkohol davon abdestillirt ist, mit Aether geschüttelt, so nimmt dieser außerordentlich lange etwas und mehr auch als aus ungefaulter Galle. Die ätherische Flüssigkeit hinterläßt nach dem Verdunsten ein bräunliches, stark sauer reagirendes, nach Fischthran riechendes Magma, welches außer den in der Galle vorkommenden Fettsäuren, nämlich der Margarin- und Oelsäure, auch noch andere Stoffe als Zersetzungsprodukte aus der Galle zu enhalten scheint. Indessen ist bis jetzt von diesen Letztern noch nicht die nöthige Menge zu einer genaueren Erkenntniß ihrer Natur erhalten worden, und es muß durch fernere Versuche ermittelt werden, ob sie mit jenen Stoffen übereinkommen, die Berzelius durch eine ähnliche Behandlung zersetzter Rindsgalle erhalten und mit dem Namen Fellinsäure und Fellansäure bezeichnet hat. Eine auffallende Erscheinung an diesem ätherischen Extract ist, bey längerer Behandlung mit warmen Wasser den fischthranartigen Geruch zu verlieren und dafür einen nicht unangenehmen, ambra- und moschusartigen anzunehmen, welchen wir auch schon öfter an frischer Rindsgalle bey der Destillation derselben mit Wasser, und besonders auffassend bey der freywilligen Zersetzung des Hauptbestandtheiles der Galle, nämlich des gallensauren Natrons beobachtet haben. Ich kann gegenwärtig von den Eigenschaften dieses unwillkührlich an die Ambra erinnernden Geruchsprinzipes nur sagen, daß dasselbe bey der Destillation mit Wasser dem opalesirenden Destillat seinen eigenen Geruch mittheilt, daß weder Säuren noch Alkalien diesen Geruch zerstören, derselbe aber beym Schütteln des Destillats mit Aether diesem mitgetheilt wird.

Die Hauptprodukte aus der zersetzten Gallensäure finden sich in dem mit Kohle entfärbten und mit Aether behandelten alkoholischen Auszug. In der wässerigen Lösung desselben bewirkt Essigsäure einen starken harzartigen Niederschlag, der sich nach gehöriger Reinigung in jeder Beziehung und besonders in seiner elementaren Zusammensetzung wie Choloidinsäure verhält.

Wird die von der Choloidinsäure befreyte Flüssigkeit eingedampft und das Extract mit Alkohol behandelt, so hinterläßt dieser das zweyte Hauptpro-

dukt der Zersetzung, nämlich das Taurin, welches durch Auflösen im Wasser und Krystallisiren aus dieser Lösung sehr leicht in wasserklaren, großen Prismen erhalten werden kann. In der alkoholischen Lösung finden sich nebst dem essigsauren Natron eine geringe Menge noch unveränderten gallensauren Natrons und die in Alkohol löslichen Salztheile der Galle (Kochsalz). Unter dem Mikroskop können darin ferner zahlreiche Salmiakkrystalle wahrgenommerden; auch kann man sich außerdem von der Gegenwart des Ammoniaks durch die Entwicklung desselben auf Zusatz von Kali leicht überzeugen.

Viel langsamer finden die Zersetzungserscheinungen in einer von Schleim befreyten Galle oder in einer wässerigen Lösung des gallensauren Natrons statt; erst nach langem Stehen bildet sich darin ein infusorielles Häutchen, worauf die Gährung unter Entwicklung des ambraartigen Geruches beginnt und langsam fortschreitet. Sie wird aber auffallend beschleunigt durch Zusatz eines Theils des infusoriellen Gebildes aus einer schon in Zersetzung begriffenen gleichen Flüssigkeit, indem dasselbe hier als Ferment zu wirken scheint. Auch eine kleine Menge von Gallenblasenschleim und auch von Darmschleim aus dem Duodenum eines Rindes begünstiget die Veränderung des reinen gallensauren Natrons ungemein; die Trübung der Flüssigkeit und Bildung des infusoriellen Häutchens erfolgt schon nach wenigen Tagen; der Geruch wird dem verdorbener Milch ähnlich und die in Folge des zugesetzten Schleims alkalisch gewordene Reaction geht bald in eine deutlich saure über, mit deren Auftreten zugleich die Fällung durch Essigsäure, d. i. die Bildung von Choloïdinsäure verbunden ist. Zuletzt, nachdem die saure Reaction einige Zeit lang gedauert, geht sie wieder in eine schwach alkalische über. Die Zersetzungsprodukte des gallensauren Natrons sind aber hier der Hauptsache nach dieselben, wie bey der Galle selbst, nämlich man findet in der gegohrenen Flüssigkeit statt des gallensauren Natrons choloïdinsaures Natron nebst Taurin und etwas gebundenem Ammoniak.

Aus diesen Beobachtungen ergibt sich also eine, wenn nicht Gleichheit, doch ungemein große Analogie der bey der Gallengährung auftretenden Zersetzungserscheinungen und jener, die durch die Wirkung verdünnter Säuren auf das gallensaure Natron hervorgebracht werden. Denn so wie z. B. durch längere Einwirkung verdünnter Salzsäure auf den Hauptbestandtheil der Galle die stickstoffhaltige Gallensäure in eine stickstofffreie, harzartige Säure, die Choloïdinsäure und in ein neutrales stickstoffhaltiges und leicht krystallisirbares Produkt, das Taurin und etwas Ammoniak zerfällt, ebenso bestimmt der bei der Gallengährung als Ferment wirkende, in Zersetzung begriffene Schleim oder das infusorielle Gebilde eine Zersetzung der Gallensäure in Taurin, Ammoniak und Choloïdinsäure, welche letztere statt der früheren Säure mit Natron in Verbindung tritt und aus dieser durch eine stärkere Säure ausgeschieden werden kann. Diese gleiche oder fast gleiche Wirkung ganz verschieden beschaffener Agentien erinnert an mehrere andere Mischungsveränderungen organischer Stoffe, die auf gleiche Weise durch chemisch sehr verschiedene Stoffe verursacht werden, wie z. B. an die gleiche Veränderung des Stärkmehls in Dextrin und Stärkezucker sowohl durch das Diastas, als auch durch verdünnte Mineralsäuren.

---

2. Ueber das Vorkommen von Jod und Brom im Münchner Wasser.

Ich habe in dem Wasser, welches aus dem Brunnhause nächst der Hofgartenkaserne in die Laboratorien der k. Universität geleitet wird, zu wiederholtenmalen Jod und Brom aufgefunden. Freylich ist darin die Menge dieser beyden Grundstoffe, welche man bisher nur im Meerwasser, in Salzsolen und salinischen Mineralwässern aufzusuchen gewohnt war, außerordentlich gering, aber doch groß genug, um sie mit Sicherheit durch die Reagentien nachweisen zu können. Ich habe hierzu den Inhalt eines Dampfkessels benützt, nachdem dieser mehrere Monate lang und zwar beinahe täglich mit neuem Wasser zum Ersatz des verdampften Theils gespeist worden war. Wird dieser wässerige Rückstand allmählig weiter verdampft, so krystallisirt nach und

nach zuerst eine große Menge von Gyps, dann Kochsalz und salpetersaure Salze, namentlich salpetersaures Kali und salpetersaurer Kalk, ferner schwefelsaures Kali und schwefelsaures Natron heraus; endlich bekommt man eine dunkelbraune, größtentheils aus salpetersaurer Magnesia, Chlorcalcium, Chlormagnesium, Ammoniaksalzen und organischen Ueberresten bestehende Mutterlauge, worin auch das Jod und Brom vorhanden sind. Um diese Salzbildner deutlich zu erkennen, muß man die Lauge mit kohlensaurem Natron zersetzen, die Flüssigkeit von den ausgeschiedenen kohlensauren Erden abfiltriren, eindampfen und die Salzmasse zur Zerstörung der färbenden Stoffe glühen. Wird das Geglühte fein zerrieben, mit Alkohol behandelt, die alkoholische Lösung eingedampft und der nun erhaltene Salzrückstand in wenig Wasser gelöst, so kann darin das Jod und Brom ohne Schwierigkeit entdeckt werden.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monat August 1845 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von der Société royale des sciences, lettres et arts de Nancy:

Mémoires 1843. Nancy 1845. 8.

Von der Pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwissenschaften ꝛc. in Kaiserslautern:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. X. Heft VI. Juni 1845. Landau 1845. 8.

Von der Kais. Russ. Mineralogischen Gesellschaft zu St. Petersburg:

Verhandlungen. Jahr 1844. St. Petersburg 1844. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus Hebdomadaires des séances. Tome XX. Nr. 21—25. Mai—Juin 1845. Paris. 1845. 4.

Von dem Hrn. Professor Macaire in Genève:

Notice sur la vie et les écrits de Théodore de Saussure. Genève 1845. 8.

Von dem Hrn. Filippo Parlatore, Professore di Botanica etc. direttore de erbario etc. di Firenze:

Giornale botanico italiano compilato percura della sezione botanica dei congressi scientifici Italiani. Anno 1. Fascicoli 7. 8. 9. 10. Firenze 1845. 8.

Von der Société royale d'Agriculture etc. de Lyon:

a) Annales des sciences physiques et naturelles, d'agriculture et d'industrie. Tom VII. 1844. Lyon, Paris. 8.

b) Catalogue des livres de fonds et en nombre de médecine, chirurgie, anatomie, physiologie, histoire naturelle etc. qui se trouvent chez Ch. Savy Jeune a Lyon. Mai 1844. 8.

D'après les ordres de Son Excellence Mr. de Wrontchenko, Ministère des Finances de Russie:

Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingénieurs des mines de Russie ou recueil d'observations magnétiques et météorologiques, faites dans l'étendue de l'Empire de Russie par A. T. Kupfer, directeur des observatoires magnétiques des mines de Russie etc. Année 1842. Nr. 1. 2. St. Petersbourg 1844. gr. 4.

Von der Kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher in Breslau:

Verhandlungen. 13. Bd. Breslau und Bonn 1845. 4.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in Bayern in München:

Centralblatt. May und Juny 1845. München 1845. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen im Monat Juny 1845. Berlin 1845. 8.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 44.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. September.
Nro. 193. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Mathematisch-physicalische Classe.

In der Sitzung vom 9. August d. J. hielt Hr. Professor Dr. Erdl nachstehenden Vortrag.

(Schluß.)

Hiebey wird es vorzüglich auch auf den Grad der Erschütterung ankommen und wahrscheinlich gilt hier dasselbe, was oben beym Hühnchen angegeben wurde. Uebrigens dürfte besonders von außen kommende Erschütterung beym Menschen weniger leicht den Embryo affiziren, als beym Vogel, weil die Leibes- und Uterinwandung der Mutter, so wie das zottige Chorium und die Amnionsflüßigkeit Erschütterungen wenig leiten und nicht leicht zum Embryo gelangen lassen.

Die Zeit, wo beim Menschen solche Mißbildungen entstehen können, dürfte nach Analogie mit dem Hühnchen auf die ersten fünf Wochen des Embryolebens zu beschränken seyn. Hiedurch soll aber durchaus nicht gesagt seyn, daß nicht auch später noch Störungen in der Entwicklung einzelner Organe eintreten können. Nur die großartigeren Mißbildungen in der Form werden auf die angegebene Zeit ihre Genese beschränken; kleinere Störungen im Innern der Organe werden so lange als diese noch nicht einen gewissen Grad von Consolidation erreicht haben, entstehen können.

Hieraus sind auch einige Anhaltspunkte über das Versehen zu gewinnen. In soferne nämlich durch das Ansichtigwerden eines erschreckenden Gegenstandes eine Erschütterung dem mütterlichen Leibe mitgetheilt wird, welche hinreichend stark ist, um sich bis zum Embryo fortzupflanzen, kann letzterer Mißbildungen erleiden. Diese Mißbildungen werden dann dem Stadium entsprechen, in welchem die störende Einwirkung geschah. Daß die ganze Mißgeburt oder nur ein am gebornen Kinde mißgestalteter Theil dem gleiche, woran die Mutter sich versehen hat, ist nicht richtig; manchmal nur mag zufälligerweise einige entfernte Aehnlichkeit zusammentreffen; in der Regel aber malt die Phantasie der Mutter und anderer Leute die Mißbildung so, wie ein unbefangenes Aug sie nicht erkennt.

Hieraus werden Verhaltungsregeln für Frauen in den ersten Wochen der Schwangerschaft ganz leicht abzuleiten seyn.

Hiernächst theilte Hr. Prof. Buchner nachstehende zwey Aufzeichnungen seines Sohnes, des Hrn. Privatdocenten Dr. L. A. Buchner mit.

1. Ueber die Gallengährung.

Die Galle erleidet bekanntlich wie alle thierischen Flüssigkeiten bald nach ihrem Austritt aus dem

Organismus eine sogenannte freywillige Zersetzung oder Art Fäulniß, wobey namentlich ihr wesentlicher Bestandtheil, das Bilin oder die Gallensäure chemisch verändert wird. Ueber den näheren Vorgang bey dieser Veränderung aber, über die Producte, die hierbey gebildet werden, ist bisher außer einigen Versuchen von Berzelius nichts näheres bekannt geworden, obwohl ein genaueres Studium dieses Gegenstandes in chemischer und physiologischer Beziehung hinlängliches Interesse darbietet.

Herr Baron Dr. von Gorup hat auf meine Veranlassung und unter meiner Leitung im chemisch-pharmaceutischen Laboratorium der königlichen Universität über die bey der Gallengährung auftretenden Erscheinungen eine Reihe genauer Beobachtungen angestellt und hierzu theils die Rindsgalle, theils das daraus dargestellte gallensaure Natron gewählt.

Bey der Gährung der Rindsgalle selbst, welche bey einer Temperatur von ungefähr 30° C. in kurzer Zeit eintritt und am besten fortschreitet, fängt zuerst der der Galle beygemengte Gallenblasenschleim an, sich zu zersetzen, und wirkt dann als Ferment auf die übrigen Bestandtheile der Galle, besonders aber auf die Gallensäure. Die Galle ändert ihre zuerst dunkelgrüne Farbe in eine schmutzigbraune, nach Verlauf von 3 bis 4 Tagen bildet sich auf der Oberfläche eine gelbgrünliche, unter dem Mikroskop als infusorielle Bildungen erscheinende Haut, welche sich nach und nach zu Boden setzt, aber, so lange als die Gährung dauert, sogleich wieder durch eine neue ersetzt wird; die Reaction auf Pflanzenfarben, welche bey frischer Galle immer neutral gefunden worden ist, geht erst nach 4 bis 5 Wochen in die alkalische über, und der Geruch wird in dem Maße, als die Zersetzung fortschreitet, unangenehm faulig. Eine Gasentwicklung findet bey dieser Art Gährung nicht statt.

Wird eine so veränderte Galle im Wasserbade eingedampft und zur Entfernung des modificirten Schleims mit Alkohol ausgezogen, die alkoholische Lösung durch Thierkohle entfärbt, und nachdem der Alkohol davon abdestillirt ist, mit Aether geschüttelt, so nimmt dieser außerordentlich lange etwas um mehr auf als aus ungefaulter Galle. Die ätherische Flüssigkeit hinterläßt nach dem Verdunsten ein bräunliches, stark sauer reagirendes, nach Fischthran riechendes Magma, welches außer den in der Galle vorkommenden Fettsäuren, nämlich der Margarinsäure und Oelsäure, auch noch andere Stoffe als Zersetzungsprodukte aus der Galle zu enthalten scheint. Indessen ist bis jetzt von diesen Letztern noch nicht die nöthige Menge zu einer genaueren Erkenntniß ihrer Natur erhalten worden, und es muß durch fernere Versuche ermittelt werden, ob sie mit jenen Stoffen übereinkommen, die Berzelius durch eine ähnliche Behandlung zersetzter Rindsgalle erhalten und mit dem Namen Fellinsäure und Fellansäure bezeichnet hat. Eine auffallende Erscheinung an diesem ätherischen Extract ist, bey längerer Behandlung mit warmen Wasser den fischthranartigen Geruch zu verlieren und dafür einen nicht unangenehmen, ambra- und moschusartigen anzunehmen, welchen wir auch schon öfter an frischer Rindsgalle bey der Destillation derselben mit Wasser, und besonders auffassend bey der freywilligen Zersetzung des Hauptbestandtheiles der Galle, nämlich des gallensauren Natrons beobachtet haben. Ich kann gegenwärtig von den Eigenschaften dieses unwillkührlich an die Ambra erinnernden Geruchsprinzipes nur sagen, daß dasselbe bey der Destillation mit Wasser dem opalesciренden Destillat seinen eigenen Geruch mittheilt, daß weder Säuren noch Alkalien diesen Geruch zerstören, derselbe aber beym Schütteln des Destillats mit Aether diesem mitgetheilt wird.

Die Hauptprodukte aus der zersetzten Gallensäure finden sich in dem mit Kohle entfärbten und mit Aether behandelten alkoholischen Auszug. In der wässerigen Lösung desselben bewirkt Essigsäure einen starken harzartigen Niederschlag, der sich nach gehöriger Reinigung in jeder Beziehung und besonders in seiner elementaren Zusammensetzung wie Cholsäure verhält.

Wird die von der Cholsäure befreyte Flüssigkeit eingedampft und das Extract mit Alkohol behandelt, so hinterläßt dieser das zweyte Hauptpro-

dukt der Zersetzung, nämlich das Taurin, welches durch Auflösen im Wasser und Krystallisiren aus dieser Lösung sehr leicht in wasserklaren, großen Prismen erhalten werden kann. In der alkoholischen Lösung finden sich nebst dem essigsauren Natron eine geringe Menge noch unveränderten gallensauren Natrons und die in Alkohol löslichen Salztheile der Galle (Kochsalz). Unter dem Mikroskop können darin ferner zahlreiche Salmiakkrystalle wahrgenommerden; auch kann man sich außerdem von der Gegenwart des Ammoniaks durch die Entwicklung desselben auf Zusatz von Kali leicht überzeugen.

Viel langsamer finden die Zersetzungserscheinungen in einer von Schleim befreyten Galle oder in einer wässerigen Lösung des gallensauren Natrons statt; erst nach langem Stehen bildet sich darin ein infusorielles Häutchen, worauf die Gährung unter Entwicklung des ambraartigen Geruches beginnt und langsam fortschreitet. Sie wird aber auffallend beschleunigt durch Zusatz eines Theils des infusoriellen Gebildes aus einer schon in Zersetzung begriffenen gleichen Flüssigkeit, indem dasselbe hier als Ferment zu wirken scheint. Auch eine kleine Menge von Gallenblasenschleim und auch von Darmschleim aus dem Duodenum eines Rindes begünstiget die Veränderung des reinen gallensauren Natrons ungemein; die Trübung der Flüssigkeit und Bildung des infusoriellen Häutchens erfolgt schon nach wenigen Tagen; der Geruch wird dem verdorbener Milch ähnlich und die in Folge des zugesetzten Schleims alkalisch gewordene Reaction geht bald in eine deutlich saure über, mit deren Auftreten zugleich die Fällung durch Essigsäure, d. i. die Bildung von Choloïdinsäure verbunden ist. Zuletzt, nachdem die saure Reaction einige Zeit lang gedauert, geht sie wieder in eine schwach alkalische über. Die Zersetzungsprodukte des gallensauren Natrons sind aber hier der Hauptsache nach dieselben, wie bey der Galle selbst, nämlich man findet in der gegohrenen Flüssigkeit statt des gallensauren Natrons choloïdinsaures Natron nebst Taurin und etwas gebundenem Ammoniak.

Aus diesen Beobachtungen ergibt sich also eine, wenn nicht Gleichheit, doch ungemein große Analogie der bey der Gallengährung auftretenden Zersetzungserscheinungen und jener, die durch die Wirkung verdünnter Säuren auf das gallensaure Natron hervorgebracht werden. Denn so wie z. B. durch längere Einwirkung verdünnter Salzsäure auf den Hauptbestandtheil der Galle die stickstoffhaltige Gallensäure in eine stickstofffreie, harzartige Säure, die Choloïdinsäure und in ein neutrales stickstoffhaltiges und leicht krystallisirbares Produkt, das Taurin und etwas Ammoniak zerfällt, ebenso bestimmt der bei der Gallengährung als Ferment wirkende, in Zersetzung begriffene Schleim oder das infusorielle Gebilde eine Zersetzung der Gallensäure in Taurin, Ammoniak und Choloïdinsäure, welche letztere statt der früheren Säure mit Natron in Verbindung tritt und aus dieser durch eine stärkere Säure ausgeschieden werden kann. Diese gleiche oder fast gleiche Wirkung ganz verschieden beschaffener Agentien erinnert an mehrere andere Mischungsveränderungen organischer Stoffe, die auf gleiche Weise durch chemisch sehr verschiedene Stoffe verursacht werden, wie z. B. an die gleiche Veränderung des Stärkmehls in Dextrin und Stärkezucker sowohl durch das Diastas, als auch durch verdünnte Mineralsäuren.

---

2. Ueber das Vorkommen von Jod und Brom im Münchner Wasser.

Ich habe in dem Wasser, welches aus dem Brunnhause nächst der Hofgartenkaserne in die Laboratorien der k. Universität geleitet wird, zu wiederholtenmalen Jod und Brom aufgefunden. Freylich ist darin die Menge dieser beyden Grundstoffe, welche man bisher nur im Meerwasser, in Salzsolen und salinischen Mineralwässern aufzusuchen gewohnt war, außerordentlich gering, aber doch groß genug, um sie mit Sicherheit durch die Reagentien nachweisen zu können. Ich habe hiezu den Inhalt eines Dampfkessels benützt, nachdem dieser mehrere Monate lang und zwar beinahe täglich mit neuem Wasser zum Ersatz des verdampften Theils gespeist worden war. Wird dieser wässerige Rückstand allmählig weiter verdampft, so krystallisirt nach und

nach zuerst eine große Menge von Gyps, dann Kochsalz und salpetersaute Salze, namentlich salpetersaures Kali und salpetersaurer Kalk, ferner schwefelsaures Kali und schwefelsaures Natron heraus; endlich bekommt man eine dunkelbraune, größtentheils aus salpetersaurer Magnesia, Chlorcalcium, Chlormagnesium, Ammoniaksalzen und organischen Ueberresten bestehende Mutterlauge, worin auch das Jod und Brom vorhanden sind. Um diese Salzbildner deutlich zu erkennen, muß man die Lauge mit kohlensaurem Natron zersetzen, die Flüssigkeit von den ausgeschiedenen kohlensauren Erden abfiltriren, eindampfen und die Salzmasse zur Zerstörung der färbenden Stoffe glühen. Wird das Geglühte fein zerrieben, mit Alkohol behandelt, die alkoholische Lösung eingedampft und der nun erhaltene Salzrückstand in wenig Wasser gelöst, so kann darin das Jod und Brom ohne Schwierigkeit entdeckt werden.

Verzeichniß

der in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe im Monat August 1845 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

(Fortsetzung.)

Von der Société royale des sciences, lettres et arts de Nancy:

Mémoires 1843. Nancy 1845. 8.

Von der Pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik und deren Grundwissenschaften ꝛc. in Kaiserslautern:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Bd. X. Heft VI. Juni 1845. Landau 1845. 8.

Von der Kais. Russ. Mineralogischen Gesellschaft zu St. Petersburg:

Verhandlungen. Jahr 1844. St. Petersburg 1844. 8.

Von der Académie des sciences à Paris:

Comptes rendus Hebdomadaires des séances. Tome XX. Nr. 21—25. Mai—Juin 1845. Paris. 1845. 4.

Von dem Hrn. Professor Macaire in Genève:

Notice sur la vie et les écrits de Théodore de Saussure. Genève 1845. 8.

Von dem Hrn. Filippo Parlatore, Professore di Botanica etc. direttore de erbario etc. di Firenze:

Giornale botanico italiano compilato percura della sezione botanica dei congressi scientifici Italiani. Anno 1. Fascicoli 7. 8. 9. 10. Firenze 1845. 8.

Von der Société royale d'Agriculture etc. de Lyon:

a) Annales des sciences physiques et naturelles, d'agriculture et d'industrie. Tom VII. 1844. Lyon, Paris. 8.

b) Catalogue des livres de fonds et en nombre de médecine, chirurgie, anatomie, physiologie, histoire naturelle etc. qui se trouvent chez Ch. Savy Jeune a Lyon. Mai 1844. 8.

D'après les ordres de Son Excellence Mr. de Wrontchenko, Ministère des Finances de Russie:

Annuaire magnétique et météorologique du corps des ingénieurs des mines de Russie ou recueil d'observations magnétiques et météorologiques, faites dans l'étendue de l'Empire de Russie par A. T. Kupfer, directeur des observatoires magnétiques des mines de Russie etc. Année 1842. Nr. 1. 2. St. Petersbourg 1844. gr. 4.

Von der Kais. Leopoldinisch-Carolinischen Akademie der Naturforscher in Breslau:

Verhandlungen. 13. Bd. Breslau und Bonn 1845. 4.

Von dem landwirthschaftlichen Verein in Bayern in München:

Centralblatt. May und Juny 1845. München 1845. 8.

Von der k. preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen im Monat Juny 1845. Berlin 1845. 8.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 27. September.

Nro. 194. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Travels in Luristan and Arabistan by the Baron C. A. de Bode. London 1845.

Dieses Werk umfaßt in seinen zwey Bänden die Beschreibung einer Reise, welche zum großen Theil durch Gegenden führte, dahin die Forschungen der neueren Zeit nur noch wenig eingedrungen sind. Aus einer früheren Zeit, denn jene war, da Ninive und Babylon sich zur Herrschaft über Völker und Reiche erhuben, vernehmen wir die Kunde von einem übermächtigen Bezwinger vieler Könige und ihrer Städte: von Kedor Laomor, dem Könige zu Elam, der mit siegreichem Schwerte die Länder des Westen bis jenseits des Tigris und Euphrat, ja bis zum Jordan und südwärts bis zur arabischen Wüste durchzog und ihre Bewohner sich zinsbar machte (Geneosis 14). Das alte Elam oder Elymais, aus welchem damals der bald wieder besiegte Sieger zu seinem Raubzug hervorbrach, lockte in späterer Zeit durch die Schätze, die namentlich in seinen Tempeln sich fanden, mächtigere Räuber, als jener gewesen, herbey; bis in die abgelegensten Hochthäler des Gebirgslandes, das noch jetzt der Wohnsitz des ächten Stammes des Zendvolkes ist, ergossen sich die Heere der fremden, wie der stammverwandten Eroberer.

Es sind andere Schätze als jene längst hinweggenommene, welche das wissenschaftliche Forschen nach dem bakhtivarischen Gebirgslande hinziehen; Schätze, deren eigentlichen Werth das dort einheimische Volk, wenn es die steinernen Denkmale des früheſten Alterthums zu Bausteinen für seine Winterhütten verarbeitet, eben so wenig zu beachten weiß, als der persische Räuberhauptmann Veli Khan den Haufen der alten Goldmünzen aus der ersten Zeit der Sassaniden, den er unter den Ruinen der Veste von Schapur auffand und alsbald zu einer Zierkette am Zaume seines Rosses umschmolz (B. I. S. 210). Dort am Fuße des Gebirges, im Anblick seiner mit beständigem Schnee bedeckten Alpenkette lag Susa, der Frühlingsaufenthalt der babylonischen Weltherrscher, wetteifernd an Herrlichkeit seiner Palläste und Tempel mit Babylon und mit Ekbatana; gleichzeitig mit Susa, ja vielleicht früher als diese, mögen jene Städte geblüht, jene Felsenvesten sich erhoben haben, deren Trümer in dem Hauptthale des Kuran, so wie in den Engthälern seiner Nebenflüsse an vielen Stellen gefunden werden; Straßen, welche mit gewaltigem Aufwand der Kräfte über den unersteiglich gähen Abhang des Hochgebirgsrückens gebahnt und ausgehauen sind, bezeugen den ansehnlichen Verkehr der Völker, der durch dieses reich angebaute Alpenland seine Richtung nahm; eine Menge von Kunstwerken, zum Theil in altpersischem Style, Inschriften, deren Sinn und Bedeutung noch nicht enträthselt worden, lassen auf den hohen Stand der geistigen Bildung eines hier einheimisch gewesenen Volkes schließen.

Es sind dieses Früchte des Friedens und häuslichen Wohlstandes, mit welchem auch dieses Gebirgsland von Zeit zu Zeit beglückt war, wenn es an dem sichern Bestand eines mächtigen Herrscherreiches, unter dessen Scepter es sich gebeugt hatte, Theil nahm; doch war dieser Zustand, so weit wir die Geschichte des bakhtivarischen Bergvolkes kennen, immer nur ein sehr vorübergehender. Zu allen Zei-

ten glich dieses Hochland mit seinem dreyfachen Gebirgsgürtel einer kriegerischen Veste, deren Besatzung durch Bogen, Schwert und Lanze das umliegende Land in Furcht erhält, den Schaaren der vorüberziehenden Fremden Tod und Verderben drohet. Als ein Schrecken der Welt wird uns das Volk von Elam schon in den prophetischen Schriften des alten Bundes bezeichnet (m. v. Hesek. 32. V. 24); Alexander der Macedonier so wie später Antigonus hatten, jener an den östlichen, dieser an den westlichen Gränzen der baktrischen Alpenkette mit den Männern des Gebirges einen schwereren Kampf zu bestehen, als mit vielfach zahlreicheren Heeren anderer Feinde.

Das Land der Lurs oder Luristan, dessen südliche Absenkung zur Ebene, mit Inbegriff der Vorberge und des hüglichen Landes den Namen Arabustan oder Khusistan führt, gleicht an Fruchtbarkeit und Erhabenheit seiner Natur unserer Schweiz, und könnte eben so sehr, ja in Folge seiner wärmeren Lage (unter dem 32. bis 36° n. Br.) noch mehr angebaut und reicher bevölkert seyn. — Denn durch seine breiteren Thäler, welche die einzelnen, zur Region des Schnees emporragenden Gebirgsgürtel von einander scheiden, ergießen sich die mächtigsten Ströme von Persien; der Korkho (Choaspes) mit dem der Kushgan sich vereint; der Kuran (Pasitigris), welchem der Dizful (Copratas) und der Ulai (Eulaeus) zuströmen; der Tab oder Kurdistanfluß (Agradates). Je weiter hinan nach den Bergrücken, aus denen diese Ströme kommen, desto reicher wird die Landschaft an Bächen und Quellen, welche unter Mitwirkung der kräftiger strahlenden Sonne ein Grün der Wiesen und der Felder ernähren, mit welchem der Pflanzenwuchs unserer schönsten Alpengegenden sich kaum zu messen vermöchte. Dennoch liegt dieses herrliche Land, gerade in seinen culturfähigsten Theilen seit Jahrhunderten fast ganz ohne Anbau da; das trotzig kühne Hirtenvolk der Berge bringt die wärmere Zeit des Jahres auf seinen Höhen zu, und schlägt nur im Winter seine schwarzen, ziegenhärnen Zelte unten in der Thalebene auf; aus der Zeit einer höheren Blüthe dieses Erdstriches, unter dem Scepter der Sassaniden, sind nur Namen der Städte und kunstreich behauene Trümmer zurückgeblieben; Ahvaz, die Winterresidenz der Könige aus dem Hause der Arsaciden, deren Verkehr vom Mittelmeer bis jenseits des Indus reichte, ist zu einem Steinhaufen geworden; die Stätte des einst so mächtigen Jandi Schapur, so wie der Stadt der Urier, welche Alexander der Macedonier gewann (zu Mal-Amir) wird nur noch mit Mühe aus den mit Gras und Gesträuch verwachsenen Wällen erkannt. Der Weg der Karawanen, der vormals von Persepolis und Schiras her seine Richtung durch die Mitte von Luristan nahm, ist verlassen; die Straßen über das Gebirge sind großentheils von Gebüsch und Moos, so wie von dem Gerölle der Winterbäche bedeckt, welches Niemand hinwegräumt, weil das streitbar räuberische Gebirgsvolk, das den Fremden diesen Durchgang verwehrt, für sich und seine Herden ganz andere Steige kennt, auf denen es hinanzieht in die Schlupfwinkel seiner Felsen, wenn die Heerhaufen des Khans von Persien in die Thäler kommen, um hier mit bewaffneter Hand die jährlichen Abgaben zu erheben.

Eine Stelle des Josephus nennt uns einen Urenkel des Patriarchen Abraham Luur, und von diesem sollte der gemeinsame Name des Volksstammes, welcher Luristan die Benennung gab, seinen Ursprung genommen haben. Eine andere Kunde spricht von einem Herrscher des Landes Lohr-asp, als einem Zeitgenossen des Zoroaster. Unter den vielen Zweigen, in welche der Stamm der Lurs sich getheilt hat, gehören jene der Bakhtivaris (Bactrier) und der Loks zu den zahlreichsten und mächtigsten; ein Seitenzweig des letzteren führt noch jetzt den Namen des Zend und scheint auch hiedurch die Ansicht zu bestätigen, daß wir in dem Gebirgsvolk von Luristan noch den ziemlich unvermischt erhaltenen Rest des alten Zendvolkes vor uns haben. Ungleich deutlicher verräth sich diese Abkunft in der Sprache, welche zwar im Ganzen ein gebrochnes Persisch und in verschiedene Dialecte zerfallen ist; in denen allen aber eine Menge Worte sich erhalten haben, die vom Zendstamme sind.

Hietin, so wie in volksthümlicher Art und Sitte, sind von allen andern asiatischen Nachbarn

die Kurden mit den Gebirgsbewohnern von Luristan verwandt, deren Sprache ein neuer Reisender (Rich, Narrative of a Residenze in Kurdistan) mit der der Lurs so übereinstimmend fand, daß er dieselbe als den luristanisch-kurdischen Dialect bezeichnet. Unser Reisender verfolgt übrigens die Verbreitung des merkwürdigen Volksstammes, mit dessen Geschichte sein Werk vorzugsweise sich beschäftigt, noch weiter gegen Ost, West und Norden, hierbey unwillkührlich erinnernd an einen prophetischen Ausspruch (Jerem. 49. V. 36.), nach welchem kein Volk seyn sollte, dahin nicht Flüchtige aus Elam kommen würden. Für Afghanistan ist es ihm, nach neueren Nachrichten, leicht gewesen, die fortwährenden Einwanderungen des Bergvolkes aus Luristan nachzuweisen; in dem Namen der Laksis oder Lasghis am Kaukasus, ja in jenem der Lakhs und der Scheks (wie ursprünglich die Pohlen und Böhmen sich nannten) glaubt er einen Beweis für die Abkunft dieser Völker von den Leks, dem mächtigen Zweige des Lurstammes zu finden (B. I. S. 276). Wir lassen diese Vermuthungen auf sich selber beruhen und wenden uns zu dem noch auf seinem alten Boden wurzelnden Stamme zurück.

So wie Strabo die Cardaces (Kurden) uns schildert: raubsüchtig und streitlustig (Carda, so sagt er, bedeutet in ihrer Sprache einen Starken, einen Krieger) sind, wie bereits erwähnt, die Bergvölker von Luristan noch jetzt. Veli Khan, der mächtige Räuberhauptmann, von dessen glücklichem Fund der alten Münzen wir oben sprachen, gilt, obgleich er schon seit mehreren Jahren als Gefangener auf der Veste von Abris sitzt, unter ihnen als Held des Tages; seine Thaten, jene List und Gewalt, womit er alle Landstraßen bis Schiras und Ispahan unsicher machte, sind der Inhalt vieler ihrer Lieder. Dieser kühne Räuber, den öfters ganze Heerschaaren seines Volkes auf seinen Zügen begleiteten, würde noch jetzt ungehemmt sein Gewerbe treiben, hätte ihm nicht, wie einst den Polyphemos ein Trunk des süßen starken Weines in fremde Gewalt gebracht. Denn eine Ladung solchen Getränkes, vom edelsten Gewächs aus Schiras, die einem Engländer gehörte, war in Veli Khans Hände gefallen; dieser, beym fröhlichen Banket vergaß nicht nur der Gefahr, welcher er schon oft durch List und durch die Schnelle seines Rosses entgangen, sondern seiner selber so ganz, daß er von dem Sattel herunter in die Hände der gegen ihn ausgesendeten Soldaten taumelte. Ein Volk das solche Geschichten, das die Beraubung der Reisenden und Fremden, gleich wie Heldenthaten seinen Kindern an der Wiege vorsingt, läßt hierdurch freylich an sich einen Zustand der tiefen Verwilderung erkennen. Im Bunde mit den Schrecknissen und Gefahren der ihn umgebenden Natur, und nur dann recht muthig und stark, wenn er von der Warte seiner Felsen herab oder aus ihren versteckten Schluchten hervor die Steine und das Geschoß schleudern kann, scheint der Luristaner wie der Kurde, gar nichts von der Gastfreundlichkeit zu wissen, welche der Araber, übrigens so raubsüchtig als beyde, öfters an dem Fremdling übt. Und dennoch ist diese Tugend auch unter dem rohen Volke des bakhtivarischen Gebirges niemals ganz ausgestorben gewesen, ja sie hat in Zeiten des inneren Friedens nicht selten in ganz besonderem Glanze sich kund gegeben. So fand Ibn Batuta, ein arabischer Schriftsteller des 13. Jahrhunderts, als er auf seiner Pilgerreise durch die Gebirge von Luristan kam, das ganze Land unter der Herrschaft der einheimischen Atabegs beruhigt und sicher; auf allen Strassen, selbst durch die wildesten Gegenden des Gebirges, waren, in gewissen Entfernungen steinerne Hütten (Zellen) zur Aufnahme der Reisenden erbaut; in ihnen fand der Pilgrim und Fremdling unentgeltlich, was er zu seiner Erquickung bedurfte: Fleisch, Brod und den Krug voll Milch.

Nach dieser allgemeinen Uebersicht über den Schauplatz derselben und über seine Bewohner, geben wir aus Hrn. v. Bodes Reisebeschreibung nur noch einige wenige Züge.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

Kurt von der Aue, das Ritterthum und der Ritterorden. Merseb. 1825.

W. Wachsmuth, Hellenische Alterthumskunde aus dem Gesichtspunkte des Staates. Th. 2. Halle 1845.

A. Marsella, Il Pontificato Massimo non mai assunto dagl' Imperatori Christiani. Roma. 1789.

Ed. Laboulaye, Essai sur les lois criminelles des Romains concernants la responsabilité des Magistrats. Mémoire couronné. Par. 1845.

Monumenti inediti publicati dall' instituto di corrispondenza archeologica par l'anno 1843. Fasc. 1. 2. Roma.

Gius. Micali, Monumenti inediti a illustrazione della storia degli antichi popoli Italiani. Firenze. 1844.

Ed. Gerhard, Archäologische Zeitung. Berl. 1845.

Niebuhr römische Geschichte, herausg. von Dr. L. Schmitz, aus dem Engl. von Dr. G. Zeiß. Lief. 2—7. Schluß. Jena 1845.

Thom. Sebastian y Latre, Relacion individual y veridica del sucesso acontecido en la ciudad de Zaragoza, el dia 6 de Avril de 1766. Zaragoza 1766.

A. Coppi, Annali d'Italia dal 1750. T. V. dal 1820 al 1829. Lucca 1843.

M. Monmerqué, Dissertation historique sur Jean I. roi de France et de Navarre. Par. 1844.

R. Chassinat, Etudes sur la mortalité dans les bagnes et dans les maisons de force et de correction depuis 1822 jusqu' à 1837 incl. Par. 1844.

Aug. Nougaréde de Fayet, Recherches historiques sur le procés et la condamnation du Duc d'Enghien. Vol. 1. 2. Par. 1844.

L. Michaud, Vie publique et privée de Napoléon Bonaparte. Par. 1844.

C. D. Vogel, Beschreibung des Herzogthums Nassau. Heft 4—7 und letztes. Wiesbaden 1845.

Mittheilungen der Geschichts- und Alterthumsforschenden Gesellschaft des Osterlandes zu Altenburg. Bd. 1. 1844.

G. W. Hugo, das Gebiet der deutschen Reichsstädte. Karlsruhe 1844.

Verhandlungen des Vereins für Kunst und Alterthum in Ulm und Schwaben. Bericht 1—3. Ulm. 1844—45.

Dr. G. Schreiner, Grätz. Heft. 4—10. Grätz. 1844.

K. Wilmarshof, Geschichte von Böhmen. Leipzig 1844.

Fr. Raffelsperger, Allgemeines geographisches Lexikon des österreichischen Kaiserstaates. Bd. I. Wien 1844.

A. de Gerando, La Transylvanie et ses habitants. Vol. 1. 2. Par. 1845.

Th. Kantzow, Pomerania oder Ursprung, Altheit und Geschichte der Völker und Lande Pommern, Cassuben, Wenden, Stettin, Rügen; in 14 Büchern beschrieben und aus dessen Handschrift herausgegeben von J. G. L. Kosegarten. Th. 1. 2. Greifswald 1816—17.

Statistik des Preußischen Staates. Berl. 1845.

Die Forstverwaltung Bayerns. Erfurt 1845.

Inventaire analytique des chartes des Comtes de Flandre. Cah. 1. 2. Gand 1844.

J. J. Dodt van Flensburg, Archief voor Kerkelijke en wereldsche geschiedenissen, inzonderheid van Utrecht. Deel 1 — 4. Utrecht 1838—44.

P. Lansens, Alouden staet van Vlaenderen, vóoren gedurende het leenroerig Bestier etc. Brugge 1841.

N. Harris Nicolas, The Dispatches and Letters of Vice-Admiral Lord Viscount Nelson. Vol. II. 1795 to 1797. Lond. 1845.

J. Windele, Historical and descriptive notices of the city of Cork. Cork 1839.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. September.

Nro. 195. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Travels in Luristan and Arabistan by the Baron C. A. de Bode.

(Fortsetzung.)

Als ein Zusammentreffen von bedenklicher Art hätte es erscheinen können, daß unserm Reisenden gleich bey seinem Austritt aus Teheran, dem damaligen Ort seines Verweilens, eine Anschauung sich aufdrängte, welche auf sehr schmerzliche Weise ihn an die Raubsucht und Mordlust jener Bakhtivaris erinnerte, deren Land in unvorhergesehener Weise das Ziel seiner Reise wurde. Es war am 23. Dezember 1840, kurz vor Sonnenuntergang, als endlich die schon in früher Stunde erwarteten Postpferde vor die Thüre kamen. Das Aufpacken war schnell vollendet und die Ungeduld des Reisenden, noch heute sich auf den Weg zu machen so groß, daß ihn weder das Annahen der Nacht noch das drohende Gewölk, das am Horizont sich erhob, von der Ausführung seines Vorsatzes abschrecken konnte; eben ging die Sonne unter, als er mit seiner Begleitung aus dem Thore der Stadt hinausritt. Der Anfang des Weges führte um die südliche Ecke der Stadtmauer und ihrer Wälle herum; hier stellte sich der in diesem Augenblicke aufgeregteren Phantasie das Bild einer Scene dar, die sich in unvergeßlicher Weise der Seele des Reisenden eingeprägt hatte. Unter seiner (des Gesandten) Aufsicht und Leitung hatte man vor wenig Jahren da aus diesem Grunde, über welchen er jetzt hinritt, die verstümmelten, selbst nach ihrem Tode noch gemißhandelten Körper jener Männer ausgegraben, welche im Dienst der russischen Gesandtschaft, bey dem Aufstand des Pöbels von Teheran, im Jahre 1829 umgekommen waren, um ihre Gebeine neben denen der andern Christen, im armenischen Kirchhofe zu bestatten. Der damalige Aufstand, zu welchem die Verweigerung des russischen Gesandten Gribördoff, einige in sein Hotel geflüchtete russische Unterthanen dem erbitterten Pöbel auszuliefern, die erste Veranlassung gab, würde selbst nach der unbesonnenen Handlung eines wachthabenden Kosaken, der sein Gewehr gegen die andrängende Menge abfeuerte und einen Bürger tödtete, kaum den blutigen Ausgang genommen haben, den die persischen Behörden der Stadt, zu spät einschreitend, nicht verhindern konnten, hätte sich nicht die wilde Schaar der Bakhtivaris, die sich als Geißeln in der Stadt befanden und welche unglücklicher Weise ihren Lagerplatz bey den Mauern des russischen Gesandtschaftshotels hatten, unter den wüthenden Volkshaufen gemischt und diesen durch ihren Vorangang zum Mord und zur Plünderung aufgeregt. In solcher Weise hatte sich schon in Teheran eine vorläufige Bekanntschaft unsers Reisenden mit der Art und Sitte des Luristanischen Bergvolkes angeknüpft, welche keineswegs zu einem Besuch bey ihnen ermuntern konnte.

Indeß lag auch damals ein solcher Besuch noch gar nicht in seinem Plane, welcher vor der Hand nur auf eine Reise nach Persepolis und Schiras beschränkt war und erst später, bey dem Zusammentreffen des H. v. Bode mit dem Moëtemid oder Generalgouverneur der südlichen Provinzen in Ispahan, seine weitere Ausdehnung gewann.

„Zum Eilen hilft nicht schnell seyn.“ Dieses Sprichwort bewährte sich gleich beym Beginn des Weges an dem Reisenden. Hagelwetter mit Sturm, dann ein in Fluthen niederstürzender Regen, dazu das Verirren seines Führers und der Postknechte im nächtlichen Dunkel waren das erste Ereigniß, das ihm begegnete. Die Strasse von Teheran nach Kum führt durch die Kabir- oder Salzwüste, welche von Scharasan bis gegen Vezd sich ausdehnt und in welcher mehrere kleine Flüsse sich verlieren. Da, wo diese in der niedern Ebene ein weithin ausgedehntes Sumpfland bilden, liegt, geschützt durch den für Heere kaum zugänglichen Boden, umgeben von hohen Mauern, die Stadt Kumrud, in welcher ein Volk hauset, das gegen alle Vermischung und Gemeinschaft mit seinen Nachbarn sich strenge abschließt, huldigend einer Religion, von welcher man nur das mit Sicherheit weiß, daß sie nicht die im Lande herrschende mohamedanische ist. Die Ruinen von Simsie mit ihren in neuerer Zeit noch undurchforschten unterirdischen Gewölben sind von unbebautem Grund umgeben, während bey Kaschan jeder Fußbreit Landes für den dort sehr ergiebigen Melonenbau benützt ist. Die Ebene, in welcher Kaschan liegt, empfängt das Wasser, dessen sie zur Befruchtung ihrer Felder bedarf, aus einem großartigen Bauwerk, welches Abbas der Große zu diesem Zwecke auf dem benachbarten Gebirge anlegen ließ. Es ist dies der Bendi-Khurudirin, ein gemauerter Teich oder Graben von gewaltigem Umfang und großer Tiefe, nach welchem die Fluthen des schmelzenden Schnees durch die Betten der Winterbäche hingeleitet sind, um in ihm sich anzusammeln. Allmählig wird dann, in der trocknen Jahreszeit, das Wasser zuerst durch das Oeffnen der höheren, dann der tiefer gelegenen Abzugsgräben zur Ebene herabgelassen. Während in der Gegend von Kaschan das Wetter sehr warm gewesen war, empfanden die Reisenden oben auf den Höhen von Khurud eine Kälte des Winters, über dessen reiche Schneemassen, in welche jeder Fußtritt tief hineinsank, hin und wieder nur dadurch für die Lastthiere der Weg gebahnt werden konnte, daß die persischen Postknechte ihre dicken Filzmäntel über den Schnee breiteten und die Maulthiere darauf fortschreiten ließen. Der Distrikt von Kuhrud, welcher 63 Ortschaften umfaßt, ist von einem kräftig schönen Volke bewohnt.

Der Weg von Teheran nach Ispahan beträgt 58 persische Farsangs oder etwas mehr als 50 geographische Meilen. Unser unermüdeter Reisende hatte ihn auf seinen persischen Postpferden, für deren schleunige Herbeyschaffung durch den königlichen Firman, den er bey sich führte, und durch jenen Diener des General-Postdirektors in Teheran gesorgt war, den dieser ihm zum Begleiter auf der ganzen Reise mitgab, in fünf Tagen zurückgelegt. Dennoch vergönnte sich derselbe im armenischen Kloster zu Ispahan bei seinem Freunde Eugen Boré, dessen Wirksamkeit für die Schulen und für die geistige Bildung der armenischen Jugend eine sehr gesegnete ist, nur wenig Tage Ruhe; ihm hatte sich, wie schon erwähnt, durch sein dortiges Zusammentreffen mit dem schon persönlich ihm bekannten und befreundeten General-Gouverneur, der so eben von einem Heerhaufen begleitet nach Arabistan und Curistan zog, die Aussicht zu einer noch andren, seinem wissenschaftlichen Streben höchst willkommenen Reise aufgethan, welche er durch keine freywillige Zögerung sich rauben lassen wollte. Schon am 1. Januar 1841 saß der kräftige Reiter wieder zu Pferde, um die Reise nach Persepolis und Schiras anzutreten. Der Weg dahin führt zunächst von Ispahan aus über die Landschaft von Hezar-derre und das vorzüglichste Feld der Thaten des vielbesungenen Helden Rustan. Auf einer Felsenhöhe, von welcher die Aussicht eine unvergleichbar herrliche ist, zeigt man die Ruinen von Rustans Ritterschloß.

In der Nähe des Flußes Murgab, des Medus der Alten, gewinnt das Land ein sehr fruchtbares Aussehen. Die Ortschaft und Umgegend von Meschedi Murgab, welche unser Reisender am 5. Januar erreichte, ist von einem arabischen Volksstamme bewohnt, der sich hier seit dem Eindringen des Mohamedanismus in Persien niedergelassen hat. Diese Landschaft ist eine königliche Domaine; seine Bewohner sind nicht Eigenthümer sondern nur Pächter des Grundes, so wie des zu seiner Fruchtbarmachung nöthigen Wassers. Der König versorgt sie mit den zur Bestellung der Felder hinreichenden Sämereyen,

von deren Ertrag zwey Drittel ihm, ein Drittel den Pächtern gehören. Bei günstiger, gut bewässerter Lage geben die Felder, namentlich an Gerste und Weizen, einen 20- bis 25fachen Ertrag; die Bevölkerung der Landschaft ist aber so gering, daß manche der fruchtbarsten Felder seit 50 Jahren brach und unbestellt da liegen. Man sieht dem dortigen Volk an den Zügen wie an der dunkleren Färbung des wohlgebildeten Gesichtes die arabische Abkunft an; vor vielen andern ihrer Landsleute, die in Persien wohnen, zeichnet sie die Reinlichkeit aus, die sie in und neben ihren Hütten zu erhalten wissen. Es war hier so mild und warm, daß die Frauen ihr Geschäft des Webens der bunten Teppiche außen im Freyen, vor der Thüre der Hütten betrieben.

Der Reisende war jetzt in eine Gegend gekommen, darinnen jedes Thal, jeder Hügel dem Alterthumsforscher etwas Sehenswürdiges darzubieten hat; es ist hier ein durchaus klassischer Grund und Boden für die älteste, zum Theil in Dunkel gehüllte Geschichte von Persien. Die Natur hat Alles für diesen Landstrich gethan, um ihn zu einem der lieblichsten, sinnlich genußreichsten der Erde zu machen. Zwey kesselartige Thäler, nach allen Seiten hin von Bergen umgürtet, das eine von Osten, das andere von Westen sich absenkend, vereinen sich hier zur gemeinsamen Ausmündung nach Südosten hin, in das tiefere, einen See umfassende Thal. Durch das eine östliche Thal, welches zugleich das längere ist, fließt der Murgab oder Medus, durch das westliche der Araxes. Außer diesen beyden Flächen ist der meist wellenförmig hügliche Grund der beyden Thäler von einer Menge Bäche und Quellen getränkt und von Canälen durchschnitten, deren Wasserfülle nach allen Richtungen hin ein kräftiges Grün der Wiesen hervorruft, auf denen hin und wieder die Heerden der Stuten von edler Abkunft mit ihren Füllen zur Weide gehen. Wo jetzt nur Wiesen und Weideplätze sind für das Vieh der herumstreifenden Araber und persischen Hirten, da waren einst Gärten und Felder; zwischen ihnen zerstreut erhuben sich die Wohnstätten eines im Vollgenuß dieser reichen Natur lebenden, kunstreich bauenden Volkes. Innerhalb dem Umfange dieser beyden Thäler, deren längste Ausdehnung von Ost gegen West kaum 16 geographische Meilen, die Breite etwa halb so viel beträgt, finden sich außer den vielgepriesenen und oft beschriebenen Ruinen von Persepolis so viele Höhlengräber und Tempelgrotten, so manche mit uralten Schriftzügen und halberhabenen Figuren verzierte Felsenwände, prachtvolle Säulen und Opferaltäte, welche zum großen Theil noch von keinem neueren Reisenden besucht und genauer betrachtet worden sind, daß ein Kenner des Alterthums, der hier länger verweilen dürfte, ein ganzes Werk mit ihren Beschreibungen und bildlichen Darstellungen zu füllen vermöchte. Unser Reisender war nächst Ker-Porter unter allen besuchenden Fremden der neueren Zeit der Einzige, der einen Blick in das Innere des sogenannten Grabes des Cyrus geworfen hat. Denn das umwohnende Volk hält dieses Bauwerk für das Grab der Mutter des Salomo und als solches so heilig, daß es keinem Ungläubigen den Eintritt gestattet. Auch Hr. v. Bode wäre nicht hierzu gelangt, hätte er nicht die List gebraucht, gleich bei seiner Ankunft den Zaum seines Pferdes in die Hand des persischen Dieners zu geben, und während das Volk diesen neugierig fragend umringte, eilig die sieben Stufen zum offenen Grabmahl hinan zu steigen. Er blickte hinein, schaute nach allen Seiten herum und sah — Nichts darinnen als die leeren Wände, den leeren Boden. Dennoch erhub der muselmännische Haufen, als er das Wagestück des Ungläubigen gewahr wurde, ein so mörderisches Geschrey über die Verletzung seines Heiligthums, daß der Reisende aller seiner Geistesgegenwart und seiner Fertigkeit in der Sprache des Landes bedurfte, um den Aufstand zu beschwichtigen. Der Name, wie das Andenken des Königs Salomo wird überhaupt von dem dortigen Volke an mehrere Reste der vormaligen Herrlichkeit ihres Landes geknüpft, namentlich an den auf einem Hügel malerisch gelegenen wahrscheinlichen Sitz der Herrscher, wenn diese unter freyem Himmel unter ihrem Volke zu Gerichte saßen; denn ein solcher ist wahrscheinlich der Takti Soliman oder Thron des Salomo, an der rechten Seite des Murgab oder Medus.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny

(Fortsetzung.)

Horace Walpole, Memoirs of the reign of king George the third. Now first published from the original MSS. Edited with notes by Sir Denis Le Marchant. Vol. 1. 2. London 1845.

Fr. Thackeray, Researches into the ecclesiastical and political state of ancient Britain under the Roman Emperors. Vol. 1. 2. Lond. 1843.

Will. Tait, Magdalenism. An inquiry into the extent, causes and consequences of prostitution in Edinburgh. Edinb. 1842.

Caledonia Romana: a descriptive account of the Roman antiquities of Scotland. Edinb. 1845.

R. Cattermole, The great civil war of Charles I. and the Parliament. Vol. I. Lond. 1845.

H. S. Smith, The Parliaments of England, from the Ist. George I. to the present time. Vol. III. Oxfordshire to Wales incl. Lond. 1845.

G. A. Poole, History of England, from the first invasion by the Romans to the accession of Queen Victoria. Vol. I. Lond. 1844.

William Dunn Macray, A Manual of british historians to A. D. 1600. Lond. 1845.

Letters and Dispatches of J. Churchill, First Duke of Marlborough, from 1702 to 1712. Edited by Sir G. Murray. Vol. 1—3. Lond. 1845.

Will. Kinnebrook, Etchings of the runic monuments in the isle of Man. Lond. 1841.

The diplomatic Correspondence of the Right Hon. Richard Hill, Envoy-Extraordinary from the court of St. James to the Duke of Savoy, in the Reign of Queen Anne, from July 1703 to May 1706. Edited by W. Blackley. Vol. 1. 2. London 1845.

Tagebuch des 54. Repräsentantenhauses der Republik Pennsylvanien. Eröffnet zu Harrisburg im Jahre 1844. und der Republik im 68. Bd. 1. 2. Harrisburg 1844.

J. Selkirk, Recollections of Ceylon. London 1845.

J. M'Queen, A geographical survey of Africa. London 1840.

Alex. Duff, India and India Missions: including sketches of the gigantic system of Hinduism. Lond. 1840.

J. Bryce, A sketch of native education in India under the superintendence of the church of Scotland. Lond. 1839.

Walt. Brodie, Remarks on the past and present state on New-Zealand. Lond. 1845.

Tagebuch des Senates der Republik Pennsylvanien, eröffnet zu Harrisburg im Jahre 1844. Bd. 1. 2. Harrisburg 1844.

Th. Thomson, Memoirs of Sarah Duchess of Marlborough and of the court of Queen Anne. Vol. 1. 2. Lond. 1839.

J. W. Blackesley, A life of Aristotle. London 1839.

M. Capefigue, Les Diplomates Européens. Vol. 2. Par. 1845.

Elogio storico di Gio-Battista Vico, da servire ancora d'introduzione allo studio delle opere di questo scrittore per Geñaro Rocco. Napoli 1844.

A. L. Crelle, Encyklopädische Darstellung der Theorie der Zahlen. Bd. 1. Berl. 1845.

E. Kuhn, Descriptive Geometrie mit Einschluß der Prinzipien der isometrischen Projectionslehre. Augsb. 1844.

C. L. v. Littrow, Verzeichniß geographischer Ortsbestimmungen nach den neuesten Quellen. Leipzig 1844.

K. Thon, Projekti Tscherkwei. Dopolnenie I. St. Petersb. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Oktober.

Nro. 196. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Travels in Luristan and Arabistan by the Baron C. A. de Bode.

(Fortsetzung.)

Neben dem Vielen, schon von andern Reisenden Gesehenen und Beschriebenen, gelang es Hrn. v. Bode, auch Einiges aufzufinden hier in dem Mittelpunkt des altklassischen Bodens von Persien, was den Werth der Neuheit hat, welcher übrigens auch bey seiner Beschreibung des Altbekannten in jener Weise nicht vermißt wird, in der er das Angeschaute zu einem ihm eigenthümlichen Ganzen zusammenordnet. Von den Höhlengräbern zu Nakschi-Rustan, welche der Sage und der Vermuthung nach den vier ersten persischen Königen nach Cyrus, dem Kambyses, Darius I., Xerxes und Artaxerres zur Begräbnißstätte dienten, war bisher nur das eine, an der Nordwestseite der Bergwand gelegene von neueren Reisenden bestiegen und durchforscht worden. Obgleich der Besuchende nicht anders zu diesem Grabgewölbe gelangen kann als mittelst eines Seiles, an welchem ein oben stehender Mann, der als geschickter Kletterer vorher hinaufgeklommen ist, ihn emporzieht, bleibt dennoch diese Gruft unter all den vier zu Nakschi-Rustan befindlichen noch die am leichtesten zugängliche, weßhalb auch ihr Besteigen ein gewöhnliches Wagstück der hieher kommenden Engländer ist, welche sich bisher über den Nichtbesuch der drei andern dadurch beruhigten, daß sie, wie Ker-Porter von der großen Gleichförmigkeit im Aeußern auf eine Uebereinstimmung des Innern aller dieser Königsgräber schloßen. Daß dieser Schluß kein richtiger sey, beweist unser Reisender durch die Beschreibung des Innern der dritten Grotte, von Nordwesten her, zu welcher er sich, nicht ohne Gefahr des eignen Lebens, so wie des Lebens des voraus hinanklimmenden Mannes, an der schroffen Felsenwand durch ein Seil hinaufziehen ließ. Der innere Ausbau des Grabgewölbes so wie die Zahl der Nischen (9 statt 3) waren hier ganz von anderer Art als in dem ersten nordwestlichen. Uebrigens bietet an all diesen Grabesgrotten das Aeußere und die mit Keilschrift reich beschriebene Felsenwand dem Forscher des Alterthums das Meiste und Wichtigste dar; im Innern sieht man nichts als die leeren, steinernen Särge und die von ihnen hinweggehobenen, in Trümmer zerschlagenen, oder nach der ersten Beraubung der mit den Todten zugleich begrabenen Schätze wieder darüber gelegten, von der eigennützigen Neugier durchlöcherten, steinernen Deckel.

Von den 72 Säulen, welche ursprünglich das hehre Tempelgebäude zu Persepolis umfaßten, fand unser Reisender nur noch 13 aufrecht stehen. Dreißig Jahre vorher zählte Ouselov deren noch 15, Kämpfer im J. 1696 so wie noch Niebuhr 1765 hatten 17, Mandelsloh 1638 deren 19 gefunden, während nur 17 Jahre früher, im Jahre 1621, als Pietro de la Valle hieher kam, mehr denn ein Drittel der ursprünglichen Zahl — 25 vorhanden waren. Wie nahe mag die Zeit seyn, in welcher nur noch aus Abbildungen erkannt werden wird, was die Reisenden der früheren Jahrhunderte hier geschaut hatten. Dennoch werden nach andern Seiten der Ruinenstadt noch manche Gruppen der niederen Säulen unverletzt gefunden, und den Felsen-

wänden mit ihren großentheils noch unenträthselten Inschriften so wie mit ihren etwa 1300 halberhabenen Figuren konnte die Gewalt des Erdbebens bisher nur noch wenig anhaben; auch hat man in neuester Zeit durch das Aufgraben der dicken Erdlagen, die sich auf den Plattformen zwischen den Ruinen angehäuft haben, einige Entdeckungen von Kunstwerken gemacht, welche zu weitern, wichtigern Erwerbungen dieser Art gegründete Hoffnung geben. Nicht minder lohnend würden Ausgrabungen in den Erdlagen des nachbarlichen, einst zu Persepolis gehörigen Istakr sich zeigen. Bey seinem Hinabsteigen in die unterirdischen Grotten von Persepolis sah der Reisende den Boden überall mit den Stacheln und Borsten der Stachelschweine bedeckt, ohne ein einziges derselben zu bemerken. Seine Führer erzählten ihm, daß diese Thiere nur in der heißen Zeit des Jahres die unterirdischen Räume und Klüfte bewohnen, bey Annäherung der kältern Jahreszeit aber zu Tausenden in gerader Linie aus dem Gebirge nach den wärmern, südlichen Küstengegenden auswandern (I. S. 321).

Schiras, mit der Herrlichkeit seiner Gärten, war in den Tagen des Januars, welche v. Bode hier zubrachte, eines großen Theiles seiner natürlichen Reize beraubt; seine gepriesenen Fruchtbäume standen ohne Blüthen und Laub da; der Gesang der Nachtigallen im Gebüsch hatte noch nicht wieder begonnen. Die ganze Provinz Fars, deren Hauptstadt Schiras ist, so überreich durch die Gaben der Natur, des reichsten Anbaues wie des blühendsten Verkehres fähig, findet sich seit dem Tode des Feth-Ali-Khan, im J. 1834, in einem sehr bedauernswürdigen Zustande. Von damals bis zum Anfang des Jahres 1841 hatten 5 verschiedene Gouverneure in der Provinz geschaltet und gewaltet, deren jeder nicht nur die schweren Kosten, welche die Beförderung zu seinem Amt ihm verursacht hatte, durch Erpressungen und Räubereyen, die er an Stadt und Land verübte, sich zu ersetzen, sondern überdieß noch große Reichthümer zu verschaffen suchte. Die Unsicherheit des Besitzes für jeden Bürger und Landmann, welche eine Folge der tyrannischen Willkürherrschaft der Gouverneure ist, lähmt jede Gewerbthätigkeit, jeden bürgerlichen Fleiß, denn Keiner will arbeiten und sparen für den Schatz eines übermächtigen Räubers, welcher nimmt, was und wo er nur will.

Zum Glück für unsern Reisenden war der damalige Gouverneur der Provinz nicht so wie die meisten seiner Vorgänger eine Creatur der Minister, sondern ein Stiefbruder des regierenden Khan, Prinz Fenhad Mirza, welcher, wie es scheint, in einer seiner hohen Geburt würdigeren Weise sich betrug. Wenigstens gegen H. v. Bode, welcher freylich durch seinen Stand und durch das Gold, das er nirgends sparte, an den Personen überall, sowohl an Hohen als an Niedern freundliche, artige Leute fand, betrug er sich so zuvorkommend gefällig, daß er, in Gemeinschaft mit dem ebenfalls sehr freundlichen Nabob der Stadt Alles aufbot, um dem vornehmen Fremden die Reise von Schiras nach Behbehan, das noch zur Provinz gehört, und selbst über diese Gränzen hinaus zu erleichtern. Selbst mit Rossen vom Artilleriepark zu Schiras wurde der Reisende versorgt, so daß dieser von Schiras bey seiner Abreise von dort nichts Höheres zu rühmen hatte, als die daselbst von allen Seiten, namentlich von den Häuptern aller verschiedenen Parteyen empfangenen Beweise von Gastfreundschaft und Artigkeit.

Es war am 18. Januar, als Hr. v. Bode aus der Stadt des Weines und des Nachtigallengesanges, dem Wohnort der preiswürdigsten Dichter von Persien, des Saadi und des Hafiz, aufbrach. Daß auch Schiras unter seinem fortbeständig klaren Himmel, in heller Kraft der Sonne seine Wintertage habe, das zeigte sich jetzt in hohem Maaße. Am Tage vorher war viel Schnee gefallen; man hatte ihn von den platten Dächern der Häuser herabgekehrt auf die Straßen, und hier lag er so aufgehäuft, daß die Rosse Mühe hatten, sich durch ihn hinauszuarbeiten vor die Thore der Stadt. Aber auch draußen im Freyen, in der Landschaft, welche uns die einheimischen Dichter schön und blühend wie das Paradies beschreiben, fanden sich Beschwerden ein, welche selbst der im kalten Norden geborene Reisende ungewöhnlich groß fand. Die ganze Landschaft bis zum Gebirge hin, aus dem ein schneidend kalter Wind den Reisenden entgegen kam, war, gleich einer winterlichen Ebene von Sibirien, mit

frisch gefallenem Schnee bedeckt, auf den die Sonne aus vollkommen reinem Himmel in solcher Klarheit niederstrahlte, daß die Augen den blendenden Glanz nicht ertragen konnten. Zuerst die Brille mit blauen Gläsern, dann, als diese bey einem unvorhergesehenen Seitensprung des Pferdes herabgeworfen und zerbrochen war, ein Schleyer von grünem Flore bewahrte unsern Reisenden vor der schmerzhaften Augenentzündung, welcher sonst die europäischen Reisenden in solchen Fällen so leicht ausgesetzt sind. Der winterliche Zustand der Landschaft, der auf der ganzen Ostseite des Gebirges Pir-i-Zen so wie in der weiter nach Osten gelegenen Ebene so augenfällig gewesen war, verlor sich auf einmal, als der Weg nach dem westlichen Abhang sich hinabzog. Hier lag kein Schnee am Boden; es weheten warme Lüfte des Frühlings, dessen Grün und dessen duftende Blumen aus dem Gestein am Wege hervorsproßten.

Kazerun, das in einer Entfernung von etwa 20 geographischen Meilen westwärts von Schiras liegt, läßt noch in seinem jetzigen Zustand auf einen vormals besseren Wohlstand schließen. Die Häuser sind von Stein, und besser gebaut, als man sie in den persischen Städten von diesem Range zu sehen gewohnt ist; vierzig dieser Häuser sind von jüdischen Familien bewohnt. In ihrem weitern Verlauf führt die Straße öfters an Grabesmonumenten wie an Werken der alten Bau- und Bildhauerkunst vorüber, neben denen die armseligen Hüttenzelte der nomadisirenden Hirtenstämme, bewacht von grimmigen, starken Hunden, einen wunderlich contrastirenden Eindruck machen. Namentlich enthält das Thal von Schapur, nordwärts von Kazerun gelegen, jene sechs Bildwerke in halberhabener Arbeit an den Felsenwänden, welche von vielen Reisenden so wie von Ritter in seiner Erdkunde beschrieben sind. Das Thal so wie die vormalige Stadt, deren Ruinen freylich mit denen der altpersischen Dynastieen in Persepolis nicht zu vergleichen sind, und der Fluß Schapur (wahrscheinlich der Granis des Nearchus) erinnern durch ihren Namen an Schapur I., den Sassaniden, dessen Sieg über den römischen Kaiser Valerian, so wie die Gefangennehmung von diesem der Gegenstand zu seyn scheint, den das eine der sechs erwähnten Bildwerke darstellt. Auch die jetzt im Staub am Boden liegende Statue, welche sich in einer weit in der Tiefe fortlaufenden, natürlichen Felsenhöhle findet, scheint ein Bildniß jenes siegestrunkenen Herrschers aus den Zeiten seines höchsten Glückes und Wohlstandes zu seyn.

Von hier an trat unser Reisender in das Gebiet ein, über welches sich der Volksstamm der Mamasenis, der ein Seitenzweig des Gebirgsvolkes von Luristan ist, ausgebreitet hat. Nach der für ihn sehr nützlichen Anordnung, welche der freundlich für ihn besorgte Gouverneur von Schiras getroffen hatte, wurde er durch den ihn begleitenden Artillerie-Sergeanten von einem Häuptling der einzelnen Nomadenhorden in die Obhut des andern übergeben, und jeder derselben für seine Sicherheit und gute Behandlung verantwortlich gemacht. Neben diesen mündlich bestellten Empfehlungen des Prinzen und neben den schriftlichen Firmans und Begleitungsschreiben an alle des Lesens Kundige wirkten freylich nicht minder empfehlend jene Ducaten und persischen Goldstücke, welche der freygebige Reisende an alle seine Wirthe und Führer vertheilte; ein Mittel, das selbst die lautaufschreienden Frauen und Kinder, so wie durch sie die lautbellenden Hunde mancher Ortschaften zum Schweigen und zur Ruhe brachte, wenn jene, in Abwesenheit ihrer Männer und Väter, in dem ankommenden Fremdling einen solchen zu sehen glaubten, der, wie alle Orientalen, die unter besonderm Schutz und Empfehlung des Fürsten reisen, viel begehren, viele Unruhe machen und Nichts bezahlen würde. Bey diesem Allen mußte es dennoch unser Reisender für ein ganz besonderes, seltenes Glück achten, daß ihm während der ganzen Zeit seines Verweilens unter den Luristanern, namentlich aber bey dem Stamm der Mamasenis, die im vorzüglichen Geruch der Stehlsucht stehen, nichts geraubt wurde. Einer seiner Freunde kam wenig Monate nachher in diese Gegend, er übernachtete hier im nämlichen Lagerplatz der Mamasenis, Chenoschejan genannt, bey demselben Häuptling Jehangir Khan, der auch der Wirth des Hrn. v. Bode war; als er aber am Morgen beym Erwachen nach seinem Schwert greifen wollte, welches er, um es besser zu verwahren, unter sein

Kopfkissen gelegt hatte, fand er nur noch die leere Scheide, deren Inhalt durch einen feinen Diebsgriff entwendet war. Niemand anders konnte der Dieb seyn als der Wirth Jehanghir Khan selber, diesem schenkte er die leere Scheide mit der Bemerkung, daß wahrscheinlich sein neuerdings erworbenes Schwert einer solchen bedürfen werde. Der Khan nahm sie und dankte dem Geber für das Geschenk.

Von Chenoschejan aus gaben auf Befehl des Khans zwölf arabische Musquetiere unserm Reisenden das Geleit bis zur nächsten Station. Diese Vorsicht erschien keineswegs unnöthig, denn schon nach einigen Stunden führte der Weg durch einen Eichenwald und dann zu einem Vorsprung des Munnenahl Bergzuges, bey welchem gewöhnlich die Räuberschaaren der Mamasenis, im Bündniß mit einigen ihrer arabischen Nachbarn, den vorüberziehenden Karawanen auflauern, um diese durch plötzlichen Ueberfall zu erschrecken und dann zu plündern. Wie sich in diesen Gegenden allenthalben die Wüste und die Verödung mitten in die noch unvertilgte Fülle der herrlichen Natur hineindrängt und in diese ausbreitet, so wächst die unbändige Verwilderung eines Theiles der persischen Volksmasse, gegenüber dem noch bestehenden Scheine von gesetzlicher Ordnung und von Herrschergewalt, an. Wie sehr diese letztere zu einem bloßen Schattenbild geworden sey, das beweist ein Zug, den unser Reisender B. I. S. 280 von der seltsamen Zweifelsucht eines Luristaners aus der Horde der Bakhmei's erzählt, an deren Gebiet ihn jetzt sein Weg vorbeyführte. Eines Tages, als, wie das hier nöthig ist, die Soldaten des Schach den jährlichen Tribut mit gewaffneter Hand eintreiben wollten, suchte der Einnehmer einem Bakhmei es begreiflich zu machen, daß es der Schach, sein Lehensherr sey, in dessen Namen die Abgabe gefordert werde. Der Bakhmei erwiederte darauf, daß er lediglich der Gewalt nachgebe; von einem Schach von Persien wisse er nichts, und nur dann würde er glauben, daß es einen solchen gebe, wenn er ihn auf seiner flachen Hand könne vor sich sitzen lassen.

Der Weg von dem Mamasenilager gegen Fahlivun folgt der Richtung nach Norden; er hat zur Rechten neben sich das fruchtbare Thal von Bum, mit seinen Weingärten und Orangenhainen, zur Linken (in Westen) die gebirgige Wüste Mohur, die sich bis gegen den Golf von Persien ausbreitet, und in welcher Löwen unter den Heerden der Antilopen und Wildschweine hausen. Eine Schaar von Frauen und Kindern, die sich von der bewohnten Seite her der Straße genaht hatte, ergriff in wilder Eile die Flucht, als sie die Reiter kommen sah, und je mehr man ihnen, um sie zu beruhigen, friedliche Worte zurief, desto ängstlicher beschleunigten sie ihren Lauf. In diesem Lande der gränzenlosen Gewaltthätigkeit ist der bewaffnete Mensch für den Wehrlosen eine furchtbarere Erscheinung als die Löwen aus der Wüste Mohur, wenn sie von der Jagd der schnellfüßigen Antilopen herüberkommen zu den Viehheerden und Hirten des Bumthales.

Das Thal Behram mit seinen schlecht erhaltenen Bildwerken und dem kleinen Fluße erinnert durch seinen Namen an den persischen König Behram, einen der späteren Herrscher aus der Reihe der Sassaniden. Zu seiner Zeit, dieß bezeugen die erwähnten Bildwerke, war die Kunst schon viel tiefer herabgesunken, als unter König Schapur, von dessen Kunstdenkmalen bey Kazerun wir vorhin sprachen, und der unter Anderm auch die nordwärts von Sarai Behram gelegene Stadt Nolendjam erbaute, von welcher noch Trümmerhaufen vorhanden sind. In wie unvollkommenem Maaße das unweit Nolendjam gelegene Fort Nurabad den Bewohnern des Landes Schutz gewähre, das bezeugt der Zustand der Stadt Fahlivun, welche von der Ferne her mit ihren hohen Mauern und Wällen ein stattliches Aussehen hat, dabey aber nur noch 60 bis 70 bewohnte oder bewohnbare Häuser enthält. Die Mamasenishorden haben den Bewohnern der Stadt ein Stück des ihnen zugehörigen Landes nach dem andern hinweggenommen, ein Verlust, der um so beträchtlicher ist, da die Umgegend von Fahlivun durch außerordentliche Fruchtbarkeit sich auszeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Oktober.

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Travels in Luristan and Arabistan by the Baron C. A. de Bode.

(Fortsetzung.)

Denn obgleich das Wasser des vorbeyfließenden Abschur wegen seines Salzgehaltes nicht für Menschen genießbar ist, weßhalb die Stadt durch eine Wasserleitung, ein Bauwerk besserer Zeiten, weit vom Gebirge Kalih-Sefid her mit Trinkwasser versorgt wird, giebt dennoch der Fluß ein so treffliches Mittel zur Bewässerung des Landes ab, daß der Weizen einen 25 bis 40-, der Sesam einen 100-, der Reis in guten Jahren einen 150fachen Ertrag gewährt. Die Stadt Fahliyun selber, die wie ein Abgezehrter in einem ihm viel zu weit gewordenen Gewand zwischen ihren hohen Ringmauern sich ausnimmt, liegt, von Palmbäumen umgeben, an der Ostseite einer hohen Gebirgswand, hinter welcher am Nachmittag die Sonne sich verbirgt, so daß nur in den Morgen- und Vormittagsstunden ihre Strahlen auf die Häuser und vormaligen Gassen herunterfallen, welche während der heißen Nachmittagszeit im Schatten stehen.

Jenseits der Anhöhe in Norden, über welche eine jetzt von Karawanen nur selten besuchte Straße führt, kam der Reisende durch das Thal Schabrewan, das so eben, im Januar, in seinem vollsten Frühlingsschmuck prangte. Der Boden war ganz bedeckt von einer blühenden, lieblich duftenden Art der Narcissen, die sich dort als herrschende Pflanzenform des fruchtbaren Erdreiches bemächtigt hat. In den Augen des Europäers erscheinen diese Auen der Jonquillen und Tazetten wie ein Garten, welcher Schonung verdient; als aber seine rohen Begleiter, um den Wohlgeruch besser zu genießen, mitten in das blühende Land, zur Seite des Weges, hineinritten, konnte auch er der Reizung nicht widerstehen.

Die Landschaft Bawan soll vormals, nach dem Zeugniß persischer und arabischer Schriftsteller, so dicht mit Bäumen bewachsen gewesen seyn, daß die Sonne durch das Dickicht nicht hindurchstrahlen konnte. Anjetzt sind die Bäume hier eben so verschwunden, wie aus der Umgegend von des Cyrus Grabmahl, welche sie zu Arrian's Zeiten bedeckten. In Europa ist das Lichten und Ausrotten der Wälder meist ein Zeichen des zunehmenden, im Orient fast immer des abnehmenden Anbaues; dort müssen die fruchttragenden Felder, hier aber die Bäume, als Erhalter der Feuchtigkeit und Ernährer der Quellen, ein vorzüglicher Gegenstand der Beachtung und sorgfältigen Pflege seyn.

Im Thale von Ser-ab-Siyah nahm die Straße über Baschi nach Behbehan auf eine lange Strecke hin eine westliche Richtung an. Der Reisende war jetzt in das Gebiet des mächtigen Mamasenihäuptlings (von der Rustemihorde) gekommen; eines Mannes, der in der ganzen Nachbarschaft sehr gefürchtet ist. Begleitet von einer wohlbewaffneten Reiterschaar erschien der Khan, und nicht frey von Eigennutz mochte die dringende Einladung an den vornehmen, freygebigen Fremden seyn, daß derselbe einige Tage bey ihm verweilen solle. Hr. v. Bode, obgleich die Begleiter aus Fahliyun ihm zu verste-

hen gaben, daß der Khan kein Mann sey, dem man etwas verweigern dürfe, schlug dennoch, dem erstaunten Gewalthaber gegenüber, das Anerbieten aus, weil er heute noch bis Baſcht kommen wollte. Man hatte bey dem Grabmahl eines mohamedanischen Heiligen Halt gemacht; der Reisende genoß sein Frühstück, aus Pillau und gebratenem, kaltem Geflügel bestehend. Nicht diese Speise, wohl aber eine Bouteille Schiraswein, die man zugleich mit dem Essen auf den Reiseteppich hingestellt hatte, zog die gierigen Blicke des Häuptlings an. Hr. v. Bode bemerkte es, konnte sich aber nicht entschließen, dem Appetit des Khans die letzte Flasche des köstlichen Hulari-Schiras aufzuopfern, welche bey mäßigem Genuß noch manchmal auf der beschwerlichen Reise ihm zur Erquickung hätte dienen können. Der Khan indeß machte diesen Bedenklichkeiten ein Ende; er streckte seine Hand nach der Flasche aus, mit der höflichen Aeußerung, daß er zum Wohlseyn seines Gastes Eins trinken wolle, und indem er bey jedem Glas, das er in seine Kehle hinabstürzte, die Worte bo Salumeti schuma Sahib (zur guten Gesundheit, Herr) wiederholte, leerte er die ganze Flasche aus, obgleich der Reisende ihm die Bemerkung machte, daß der Wein sehr stark sey und leicht zu Kopf zu steigen pflege. Die Richtigkeit dieser Bemerkung bewährte sich alsobald; der Khan setzte sich zwar zu Pferde, schwankte aber auf seinem Sattel hin und her. Er dachte, zum Glück für den Fremden, jetzt nicht mehr an seine Einladung desselben; im wilden Ritte taumelte er voran; sein kleiner, 9jähriger Knabe, der auf einem eigenen Pferde einhersprengte, fiel bey solcher Eile vom Rosse, wurde mit blutender Nase, das laute Weinen mit Mühe unterdrückend, wieder hinaufgehoben; unter einem andern Begleiter des Khan stürzte das Roß und der Mann wurde durch den Fall mit dem Kopf gegen einen spitzigen Stein hart beschädigt. So kam man, die Nüchternen mit dem Betrunkenen, zu der Gränze des Gebietes der Rustemihorde, am Fluße Schir oder Abi-Schaab, wie der arabische Beschreiber von Timurs Feldzug durch diese Gegenden ihn nennt. Jenseits der Gränze gelangt man zuerst zu einem Landstrich, der als neutraler Grund für die Mamasenis und ihre stammverwandten Nachbarn, die Horden der Koghilus, betrachtet wird; ein Landstrich, der, wie anderwärts, ein vorzüglich günstiges Feld ist für die blutigen Fehden der einzelnen Stämme und für die wildesten Ausbrüche der Raub- wie Mordlust. Dem Namen nach hat der persische Gouverneur von Behbehan, Mirza Kumo, die Oberherrschaft über die Koghilus, diese aber fragen wenig oder nichts nach solchem Herrn, sondern gehorchen zunächst nur ihren eigenen Häuptlingen, deren etliche sich ganz unabhängig von der persischen Regierung gemacht haben. Man kann sich, wenn man die Raubschlösser mancher solcher Häuptlinge, wie das des Khan Allah Kerim zu Baſcht, auf ihren Hügeln und Felsenhöhen liegen sieht, und zugleich sich an die Geschichten der beständigen Fehden, welche die einzelnen Horden unter einander haben, an ihre Widersetzlichkeit gegen die allgemeine Oberherrschaft, ihre Raubzüge und Wegelagerungen erinnert, nicht enthalten, an die Zeiten des Faustrechts im Mittelalter des christlichen Europa's zu gedenken. Selbst Hr. v. Bode mit sammt seiner wohlbewaffneten Bedeckung hielt sich in diesen Gegenden nicht für sicher, namentlich so, als er bey der Karawanserey Daghumbezan die letzte Nacht vor Behbehan im Freyen zubringen mußte.

Die Stadt Behbehan liegt in einer weiten Ebene, die nach allen Seiten von Gebirgen umschlossen ist, deren Ketten in Norden und Osten am höchsten bis zur Region des Schnee's sich erheben, während sie in Süden und Westen bis zur mittleren Höhe der Vorberge, ja bis zum hüglichen Lande herabsinken. Während deshalb die Landschaft durch die Hochwand der Alpen vor dem heftigeren Andrang der kalten Winde aus Nord und Ost geschützt ist, steht sie dem Durchzug der warmen Winde aus Süd und Südwest vom persischen Meerbusen her offen. Ihr Boden wird von drey nicht unbedeutenden Flüssen: dem Kurdistan, dem Keirabad und dem Schemsi Arab, außer diesen aber noch von vielen Quellen und Bächen gewässert, und ist so fruchtbar, daß der Acker im Mittel den 24fältigen Ertrag der Aussaat des Getreides giebt, und daß Baumwolle so wie Reis mit dem glücklichsten Erfolge gebaut werden. Neben den bekannteren Fruchtbäumen und neben den Waldungen der Oliven, Orangen und Granaten reift hier auch die Dattel-

palme in reicher Fülle ihre Früchte; diese Gegend scheint den Winter nur durch den Anblick der nördlichen und östlichen Schneegebirge aus weiter Ferne zu kennen, denn jetzt, im Januar, stunden alle Wiesen, mit duftenden Narcissen und andern blühenden Liliengewächsen bedeckt, im vollen Schmucke des Frühlings, alle Felder mit ihrer schon in Aehren schießenden Saat in der Fülle des angehenden Sommers da. Außer den Gaben der Natur haben die Bewohner von Behbehan eine ziemlich einträgliche Quelle des Wohlstandes an ihren Tuchwebereyen und Färbereyen; denn die wollenen Tücher dieser Stadt sind weit und breit berühmt und hochgeschätzt. Das Gebirge, welches die Ebene von Behbehan umschließt, ist der Sitz des Kogilustammes der Luristaner, der mit seinen Heerden durch die Ebene selber und bis in die Nähe der Stadt sich ausbreitet. Dieses Gebirgsvolk fragt nicht nach dem Brod aus Weizen oder aus Gerste; es bemüht sich nicht um den Anbau der Felder und Gärten, sondern seine Hauptnahrungsmittel neben der Milch und dem Fleische der Heerden sind die eßbaren Eicheln, welche zwischen zwey Steinen zu Mehl zerrieben werden, das man an der Sonne trocknet. Aus diesem Mehle backen die Frauen Kuchen, auch genießt man dasselbe in der Form eines dicken Mußes oder Teiges, in welcher es sehr nahrhaft seyn soll. Der Fleiß und die mütterliche Zärtlichkeit der Frauen solcher herumziehenden Horden gegen ihre Kinder, so wie der schonenden, liebevollen Behandlung, welche die Männer den Thieren ihrer Heerden angedeihen lassen, rühmt unser Reisender bey einer andern Gelegenheit (B. I. S. 255), wobei ihn der Anblick eines solchen Benehmens der für Barbaren gehaltenen Leute ganz an Jesaias 40 V. 11 erinnerte.

Die ganze Umgegend von Behbehan, so wie der Abhang der Gebirge, ist reich an Ueberresten vormaliger Städte und Ortschaften, namentlich finden sich in der Nähe der Stadt die meist noch wohlerhaltenen, ansehnlichen Ruinen von Arrejan mit den Trümmern ihrer von arabischen Schriftstellern hochgepriesenen und bewunderten, einen einzigen Bogen bildenden Brücke. Dieses Arrejan oder Ardjan, einst der Durchgangspunkt des Handelsverkehrs zwischen den Häfen des rothen Meeres und dem Innern von Persien so wie seiner Nachbarländer, mithin der Marktplatz der Waaren aus Indien, wie auch der einheimischen Erzeugnisse und Arbeiten, war nicht erst seit den Zeiten der mohamedanischen Herrscher zu einer ansehnlichen Stadt geworden, sondern schon in einer ungleich früheren Periode der persischen Geschichte war Ardjan durch seinen uralten Feuertempel berühmt. Nicht fern von diesen Ruinen, bey der Ortschaft Peschker, findet sich hoch im Felsen des dortigen Gebirges eine Kluft, aus welcher eine dunkelschwarze, äußerlich dem Peche gleichende Substanz hervordringt, welche im Orient wegen ihrer angeblichen großen Heilkräfte sehr gepriesen wird, und unter dem Namen Mumia bekannt ist. Das eben erwähnte Gebirge war nach dem Zeugniß arabischer Schriftsteller ehemals ein Vulcan.

Die Kunde von dem Daseyn uralter Kunstwerke und Ruinen im Thal von Tengi Saulek, welche er in Behbehan vernommen, bewog den H. v. Bode, den gewöhnlichen Weg von jener Stadt nach Schuschter zu verlassen und eine Richtung nach Nordwest näher an dem Fuße der Hochgebirgskette der Khogilus einzuschlagen, in eine Gegend, dahin, so viel bekannt, vor ihm noch kein europäischer Reisender der neueren Zeit vorgedrungen war. Diese kleine, wissenschaftliche Entdeckungsreise wurde durch einen unerwartet reichen Erfolg belohnt, denn die in Felsen gehauenen Bildwerke von Tengi-Saulek so wie die Inschriften, die sich bey und neben ihnen befinden, scheinen die höchste Beachtung zu verdienen. Den Inschriften namentlich liegt ein Alphabet zu Grunde, das dem Pahlevi oder auch jenen indischen Schriftzeichen sehr ähnlich ist, von denen Anquetil Duperron in seiner Einleitung zum Zend-Avesta, als Proben der tamulischen Schreibart eine Abbildung giebt. Die Vorstellungen, die man auf den Bildwerken siehet, so wie die eingezogenen Erkundigungen über die Reste und Spuren von einer uralten, kunstreich angelegten Gebirgsstraße, die aus diesem Thal in der Richtung gegen Aspadana (Ispahan) hinaufführte, gab unserm Reisenden die Ueberzeugung, daß hier ein Hauptsitz der Verehrung der Göttin Anaïtis für die alten Bewohner von Elymais gewesen: das hier die vormalige Stätte von Myletta und seinen Tempeln sey.

Es waren nicht die Ruinen und Bildwerke von Tengi Saulek allein, welche dieser Gegend für unsern Reisenden einen hohen Reiz der Alterthümlichkeit gaben, sondern auch das benachbarte Taschun, das selbst in dem jetzigen herabgekommenen Zustand noch Spuren eines früheren Wohlstandes an sich trägt, führte ihn durch seinen Namen wie durch manche an ihm haftende Sagen in die Tage der Patriarchen zurück. Der Name Taschun von Atasch (Feuer) scheint auf einen Sitz der Verehrung des Feuers, des Lichtes hinzudeuten; ein Wortsinn, der jenem ganz nahe verwandt ist, welchen Ur, der Ausgangspunkt des Abraham nach dem gelobten Lande hatte. Bey den Bewohnern von Taschun besteht die Sage, daß hier, in dieser Gegend, der Patriarch Abraham von dem Völkerbezwinger Nimrod sey in einen feurigen Ofen geworfen worden. Nicht fern von da findet sich auch noch ein Ort, welcher Dehi-Ur, d. h. das Dorf Ur heißt und wo einer Sage zu Folge, die H v. Bode in Bebehan erfuhr, ein Prophet begraben sey, dessen Namen man ihm nicht nennen konnte. Der Reisende erinnert hierbey an eine Stelle bey Josephus, nach welcher das Grab des Haran, des Bruders des Abraham bis zu seinen Tagen zu Ur gezeigt wurde. Freylich wird durch diese Vermuthung jenes vielseitige Zeugniß nicht entkräftet, das uns Abrahams Geburtsstätte, das chaldäische Ur in den Gefilden zwischen dem Euphrat und Tigris, in Mesopotamien suchen läßt.

Bey Gelegenheit der geheiligten Fische, welche in einem Quell bey Taschun gehalten und mit Ehrfurcht gepflegt werden, erzählt der Reisende, wie ihn einige Monate vorher der Hüter bey dem Grabmahl eines mohamedanischen Heiligen von dem Genuß der Fische, die in einem benachbarten Teiche in Menge gehegt wurden, durch die Erzählung eines Mährleins abschrecken wollte, nach welchem während der Zeit der Afghanischen Herrschaft über Ispahan zwey Frevler sich an diesem Eigenthum des Heiligen vergriffen hatten, davon der Eine sogleich nach dem Genuß der geweihten Fische starb, der andere aber sich zum wahren Glauben der Schia's bekehrte. In ähnlicher Weise suchen die Mutavelis oder Hüter der heiligen Gräber das besuchende Volk immer von allerhand Eingriffen in ihre kleinen Eigenthumsrechte abzuschrecken, wie dies auch der Derwisch bey dem Grabmahl von Baba Ahmed, unweit Taschun, den Begleitern des H. v. Bode that, indem er ihnen von einem furchtbaren Löwen erzählte, der die Umgegend sehr unsicher mache, und von der göttlichen Rache, die einen Raubmörder aus der Bahmeihorde getroffen habe, als derselbe einen frommen Vorganger des Derwisch ermordet hatte.

Ein Mann aus demselben Stamme der Bahmei's, aus welchem der angebliche Mörder des frommen Derwisch gewesen seyn sollte, wurde kurz nachher für unsern Reisenden eine Person von Wichtigkeit. Es war ein Fußbote, der von seiner Horde Aufträge nach dem Lager des Bakhtiyari Häuptlings zu bestellen hatte. Der genügsame Eilbote trug seinen Mundvorrath für die Reise in einem ledernen Beutel mit sich, denn derselbe bestand nur in einem kleinen Vorrath des angefeuchteten Mehles der eßbaren Eichel. H. v. Bode nahm den Mann, da ihr Weg derselbe war, als Führer mit sich und hatte Ursache mit dieser Wahl zufrieden zu seyn, denn der Bahmei war des Landes, wie seiner alten Sagen kundig, so daß es mit seiner Hülfe gelang in der Ortschaft Tezeng (genannt nach dem Flusse gleichen Namens), die alte Stadt Tayyib oder Tabä zu erkennen, in welcher nach des Polybius Zeugniß Antiochus, nach dem Mißlingen des Zuges zu den Feuertempeln der Elymiten, sein Leben endete. An den Ruinen von Manjanik, einer Stadt aus den Zeiten der Sassaniden, am Flusse Ali-Zerd vorüber, kam der Reisende am letzten Tage des Januar zu einem neuen Wendepunkt seiner Entdeckungsreise: nach Kab'eh-Tul, in der Nähe von Mal-Amir, wo der mächtige Muhamed Taghi Khan, das Oberhaupt der Bakhtiyaristämme mit einigen Tausenden seiner streitbaren Männer gelagert war, um dem nahenden Moëtemid, dem Generalgouverneur des Landes einen feyerlichen Empfang zu bereiten.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Oktober.

Nro. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Travels in Luristan and Arabistan by the Baron C. A. de Bode.

(Fortsetzung.)

Man hatte diesen hohen Gast im Lager der Bakhtiyaris schon am ersten Februar, an demselben Tage, an welchem auch unser Reisender daselbst eintraf, erwartet. Dieser fand das Zelt des Khans gedrängt voller Menschen; man bot dem Fremden, der mit so gewichtvollen Empfehlungen kam, einen Sitz neben dem Häuptling an; es fehlte nicht an den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen; dennoch war im Ganzen das Benehmen des sich vieldünkenden Wirthes so zurückstoßend und so kalt, wie H. v. Bode es nirgends sonst bey den „höflichen„ Persern gefunden. Er brach deshalb schnell aus der Gesellschaft der trotzig-kräftigen Bakhtiyaris auf, nachdem er noch vorher im Vertrauen auf die Stellung, die ihm sein Stand und seine Verbindungen mit den Mächtigsten des Landes gab, in befehlendem Tone ein eignes Zelt und die nöthige Versorgung für sich und seine Leute verlangt hatte. Wie sich später ergab, hatte die Verstimmung des Khans ihren Grund nicht allein in der natürlichen Grobheit des Gebirgsvolkes gegen alle Fremde, sondern mehr noch in dem Argwohn, daß der Reisende ein vertrauter Freund des Gouverneurs von Behbehan, des damaligen Feindes der Bakhtiyaris, sey, und daß er zu Gunsten derselben mit dem Moëtemid verhandeln wolle. Nur langsam und wie erzwungen wurden deshalb die Anstalten zur Bewirthung des Fremden gemacht; nur durch Drohungen, denen die Nähe des Moëtemid ihre Kraft gab, gelang es am andern Tage die nöthigen Pferde zum Fortkommen aus dieser unheimlichen Umgebung zu erhalten.

Dem Vernehmen nach sollte der General-Gouverneur gesonnen seyn, den nächsten Weg über das Gebirge, von Mal Amir aus nach Ispahan, zu nehmen, und wo dieser mit seinen Regimentern des Fußvolkes und der Reiterey, vor allem aber mit der Artillerie einen Durchgang fand, da durfte ihn der Reisende mit seinem kleinen Gefolge um so sicherer erwarten. Er schlug deshalb ohne Bedenken die Richtung nach der Karavanserey Schehar Deh, dem Schlüssel des höheren Gebirgspasses ein. Der Weg dahin führte ihn über die Jaddehi-Atabeg, (die Bergstraße der Atabegs) ein Kunstwerk, das keine geringere Bewunderung verdient, als die besten der gemauerten Chausseen der alten Römer. Es ist eine Mosaikarbeit im gewaltigsten Maaßstabe, und H. v. Bode hält es für wahrscheinlich, daß entweder diese oder eine andere benachbarte gepflasterte Bergstraße, die er wenig Tage nachher in Gesellschaft des Generalgouverneurs passirte, dieselbe sey, welche schon bey den Zügen Alexanders des Macedoniers als Klimax megale erwähnt wird. Bis zu der erwähnten Karavanserey machten die alten Kunststraßen das Fortkommen noch möglich; als jedoch der Reisende es versuchte, von da noch höher im Gebirge vorzudringen, zeigten sich bald, in Folge des vielen Schnees, der in den letzten Tagen gefallen war, so unüberwindliche Hindernisse, daß er sich zur Umkehr genöthigt sah. Indeß war auch der Generalgouverneur, langsamer zwar als man erwartet hatte, näher gerückt; er kam am andern Tage

bey der Karavanserey, wo H. v. Bode seiner harrte, an, und ließ diesem auch bey dem jetzigen Zusammentreffen es merken, in welchem dankbaren Andenken bey ihm jene gastfreundlichen Ehrenbezeugungen und freygebigen Gefälligkeiten stunden, die er bey mehreren Gelegenheiten von der russischen Gesandtschaft in Teheran genossen hatte. Die Artillerie war noch zurück; die wahrhaft bewundernswerthe Geschicklichkeit, welche die persischen Artilleristen im Fortschaffen des Geschützes auch auf dem schlechtesten Wege haben, überwand jedoch auch die diesmaligen großen Schwierigkeiten, sie kam nur einen Tag später bey der Karavanserey an und der Moëtemid, zu welchem H. v. Bode sich gesellte, konnte nun in gehörigem Ansehen seinen Weiterzug zum Lager der Bakhtiyaris fortsetzen.

Der Empfang, der ihm hier bereitet war, hatte in seiner Art etwas Imposantes. Noch niemals hatte der Reisende eine schönere Parade der auserlesensten arabischen Rosse gesehen, als bey dieser Gelegenheit, und jener würdig erschienen die mannhaft stattlichen Reiter, deren Jeder mit 3 Pistolen, einer Luntenflinte und einem Säbel bewaffnet war. Nach einigen meisterhaften Schwenkungen bildete diese Reiterey in der Ebene hin eine lange Linie und gab zur Begrüßung des Moëtemid eine Salve, während zu gleicher Zeit eine Compagnie der Musketiere, die auf einem Hügel zur Linken der Straße postirt war, die Gewehre abfeuerte. Hinter der Reiterey stellte sich eine bunte Reihe des Fußvolkes auf, davon nur ein Theil mit Flinten, die andern mit Keulen bewaffnet waren. Statt der Salve erhub dieses Gebirgsvolk, die Nachkommenschaft jener kriegerischen Urier, die selbst von ihren Königen, wenn diese durch ihr Gebirgsland zogen, eine Abgabe für sicheres Geleite erhuben, welche sie auch von Alexander dem Eroberer fodern wollten, ein lautgellendes Geschrey, das mit dem seltsamen Geräusch abwechselte, welches sie durch das Aufschlagen ihrer flachen Hände auf die Lippen hervorbrachten. Hierauf brach ein Haufe der wilden Bakhmei aus den Reihen hervor, der mit entblößten Säbeln, die Schilder schlagend, einen Waffentanz hielt, daneben zeigte der Kara-ghuzlu (der orientalische Hannswurst) mit den Butis oder Possenreissern seine Künste, und die Schuschteri Musikanten ließen ihre entsetzlichen Mißtöne auf verschiedenen blasenden und metallisch klirrenden Instrumenten vernehmen. Den interessantesten Anblick hätten jetzt noch die wahrhaft sehenswürdigen Reiter- und Turnierkünste der Bakhtiyaris-Jünglinge gewährt, wenn nicht das Einrücken des Moëtemid in's Lager diesem Allem ein Ende gemacht hätte. Nicht viel geringer ist der Prunk bey dem Einzug eines Generalgouverneurs, als bey dem des Schach, vor welchem eine Schaar der rothgekleideten Scharfrichter mit ihren Beilen, der Bastonnadegeber mit ihren Knotenpeitschen einherziehen. Wirksamer als der Anblick dieser beyden waren beym Einzug des Moëtemid die Handgriffe der Faraschs oder Zeltaufschläger, welche mit langen, elastisch biegsamen Stäben bewaffnet, so schonungslos zur Rechten und zur Linken, ohne zu beachten an Wen und Wohin? ihre Schläge austheilten, daß für den anrückenden Herrn bald ein breiter Weg durch die Volksmenge gebahnt war. Je größer und vornehmer in Persien der Herr ist, desto derber und lautschallender müssen die Schläge seyn, die seine Faraschs dem bewundernden Volke ertheilen.

In dem fruchtbaren, an Bildwerken und Inschriften aus der ältesten Zeit des Landes reichen Thale von Mal-Amir verweilte jetzt unser Reisender noch mehrere Tage. Bey dieser Gelegenheit wurde er auch mit dem Oberhaupte der Bakhtiyaris, dem Muhammed Taghi Khan, noch etwas näher bekannt, als dies bey dem ersten Zusammentreffen geschehen war. Dieser Mann, in seiner rohen Kraft und Kühnheit würde, wenn er in den Zeiten des Faustrechts unter unsern Raubrittern gelebt hätte, keinen geringen Rang unter ihnen eingenommen haben. In seinen jüngeren Jahren ist er weit und breit im Lande, an der Spitze einer bewaffneten Schaar der Seinigen auf Abentheuer ausgezogen. Eines Tages, da sie auch fern von ihren Gebirgen, mitten in dem bewohnten Lande zwischen Ispahan und Teheran ihrem Raubgewerbe nachgiengen, fiel eine reiche Karavane von Kaufleuten in ihre Hände. Man hatte sich, durch geschickten Ueberfall, aller Personen, die dabey waren, bemächtigt; wie aber sollte man jetzt unbemerkt und ohne durch nachsetzende Reiter aus den Städten eingeholt zu werden, die reiche Beute in den sichern Bergungsort

der Gebirge bringen? Ließ man die Gefangenen los, dann machten diese gewiß überall Lärmen und böses Geschrey, wollte man sie aber auch tödten, dann konnten ihre Leichname zu Verräthern der That werden. Muhammed Taghi Khan erdachte einen bessern Ausweg. Unter den geraubten Gegenständen fand sich ein großer Vorrath von Dschädders oder Frauenzimmerschleyern aus undurchsichtig dichtem Gewebe, worin die persischen Damen, wenn sie zu Pferde sitzen, ihre ganze Gestalt, vom Kopf bis zu den Füssen einhüllen. Man band den Kaufleuten die Hände auf den Rücken, hüllte sie in das Schleyergewand ein, setzte sie auf ihre Pferde, neben denen Bewaffnete einhergiengen, welche beständig droheten, jeden der Gefangenen, der einen Laut von sich gebe, durch den Kopf zu schießen. So kam man, indem man größere Ortschaften zu umgehen wußte, unentdeckt durch das Land, denn die Leute, welche dem Zuge begegneten, so wie das Landvolk am Wege hielten die vermummten Gestalten auf den Rossen für Damen, welche in Begleitung ihrer Männer oder Väter eine Pilgerreise machten, und wichen, die vielen Bewaffneten sehend, in orientalischer Schonung gegen das schöne Geschlecht, ehrerbietig dem Zuge aus. Als sich die Räuber in der Nähe ihres Gebirges in Sicherheit sahen, entließen sie die Gefangenen aus den Banden und Schleyern; dieselben mochten sehen, wie sie zu Fuß in ihre Heimath kämen; Muhammed Taghi Khan theilte in Frieden den Gewinnst des Zuges mit seinen Gefährten.

Das Wegelagern und Rauben, das kühne Ueberfallen einer an Zahl oft überlegenen Schaar von feigen oder unkriegerischen Handelsleuten und Karawanenführern gehört bey diesem Gebirgsvolk wie bey dem verwandten Stamm der Kurden zu den vorzüglichsten Vergnügungen des Räubers, der mit seinem schnellen Roß die Ehre des überraschenden Angriffes und des glücklichen Entfliehens von der nachsetzenden Uebermacht theilt. Selbst die Frauen sind hier gut zu Pferde, und in dieser Eigenschaft eines guten Reiters gelüstet es dieselben nicht selten auch an dem Lohn und Gewinnst der Reiterkunst, am Berauben der Fremden, Theil zu nehmen. Hätte dieser ritterliche Trieb eine edlere Richtung, dann könnten uns jene kriegerischen Luristanerinnen als noch lebende Originale zu den poetischen Schilderungen einer Chlorinde bey Tasso und anderer Heldinnen aus der romantischen Sagenzeit erscheinen. Als einst unser Reisender auf einem Besuche zu Kermanschah war, fand er dort eine Horde des Gebirgsvolkes, über welche eine Frau, die Wittwe des gewesenen Häuptlings während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, die Herrschaft führte. Man erzählte ihm, daß diese Frau sich öfters an der Spitze des Regimentes, das ihr Stamm in's Feld stellen mußte, gezeigt, und selbst sich erboten habe, das Commando desselben bey der Revue der Truppen in der Hauptstadt zu übernehmen. Ein alter Kurde, der unsern Reisenden auf einem Theile seines damaligen Weges begleitete, wußte aus eigener Erfahrung noch mehr von jener waffenkundigen Frau zu berichten. Da sie noch Jungfrau im Hause ihres Vaters war, pflegte sie sich öfters das besondere Vergnügen zu machen, als Mann verkleidet, mit der Lanze bewaffnet, ihr schnelles Roß zu besteigen, und so auf das Gewerbe der dortigen Reiter, auf Raub auszugehen. Eines Tages führte jenen Kurden, der den Bericht ertheilte, sein Weg durch eine abgelegene, menschenleere Gegend des Gebirges, da wurde er plötzlich mit so furchtbarem Ungestüm von einem bewaffneten Reiter angefallen, daß wohl mancher Andere, um nur das Leben zu retten, Alles, was er an Werth bey sich hatte, würde hingegeben haben. Dem Kurden fehlte es jedoch nicht an Muth; er setzte sich kräftig zur Gegenwehr, und es gelang ihm, dem Räuber einige so schwere Wunden beyzubringen, daß derselbe mit Hülfe seines Rosses entfliehen mußte. Aber auch der Kurde hatte etliche nicht unbedeutende Wunden empfangen; er war zu Fuße; mühsam schleppte er sich zu den Zelten einer Horde von Gebirgshirten fort, wo er sich bey dem Häuptling derselben ein Nachtlager und Pflege für seine Wunden erbat. Der Hauptmann gewährte ihm beyde Wünsche; er wusch und verband ihm die Wunden, beklagte jedoch zugleich, daß seine Tochter ihm nicht bey diesem Geschäft an die Hand gehen könne, weil auch sie heute am Morgen von einem reisenden Kurden sey stark beschädigt worden. Dem Wandersmann fiel dieses auf; er erkundigte sich nach der Beschaffenheit der Wunden, welche die Dirne empfangen habe, und

wänden mit ihren großentheils noch unenträtherten Inschriften so wie mit ihren etwa 1300 halberhabenen Figuren konnte die Gewalt des Erdbebens bisher nur noch wenig anhaben; auch hat man in neuester Zeit durch das Aufgraben der dicken Erdlagen, die sich auf den Plattformen zwischen den Ruinen angehäuft haben, einige Entdeckungen von Kunstwerken gemacht, welche zu weitern, wichtigern Erwerbungen dieser Art gegründete Hoffnung geben. Nicht minder lohnend würden Ausgrabungen in den Erdlagen des nachbarlichen, einst zu Persepolis gehörigen Istakr sich zeigen. Bey seinem Hinabsteigen in die unterirdischen Grotten von Persepolis sah der Reisende den Boden überall mit den Stacheln und Borsten der Stachelschweine bedeckt, ohne ein einziges derselben zu bemerken. Seine Führer erzählten ihm, daß diese Thiere nur in der heißen Zeit des Jahres die unterirdischen Räume und Klüfte bewohnen, bey Annäherung der kältern Jahreszeit aber zu Tausenden in gerader Linie aus dem Gebirge nach den wärmern, südlichen Küstengegenden auswandern (I. S. 321).

Schiras, mit der Herrlichkeit seiner Gärten, war in den Tagen des Januars, welche v. Bode hier zubrachte, eines großen Theiles seiner natürlichen Reize beraubt; seine gepriesenen Fruchtbäume stunden ohne Blüthen und Laub da; der Gesang der Nachtigallen im Gebüsch hatte noch nicht wieder begonnen. Die ganze Provinz Fars, deren Hauptstadt Schiras ist, so überreich durch die Gaben der Natur, des reichsten Anbaues wie des blühendsten Verkehres fähig, findet sich seit dem Tode des Feth-Ali-Khan, im J. 1834, in einem sehr bedauernswürdigen Zustande. Von damals bis zum Anfang des Jahres 1841 hatten 5 verschiedene Gouverneure in der Provinz geschaltet und gewaltet, deren jeder nicht nur die schweren Kosten, welche die Beförderung zu seinem Amt ihm verursacht hatte, durch Erpressungen und Räubereyen, die er an Stadt und Land verübte, sich zu ersetzen, sondern überdieß noch große Reichthümer zu verschaffen suchte. Die Unsicherheit des Besitzes für jeden Bürger und Landmann, welche eine Folge der tyrannischen Willkürherrschaft der Gouverneure ist, lähmt jede Gewerbthätigkeit, jeden bürgerlichen Fleiß, denn Keiner will arbeiten und sparen für den Schatz eines übermächtigen Räubers, welcher nimmt, was und wo er nur will.

Zum Glück für unsern Reisenden war der damalige Gouverneur der Provinz nicht so wie die meisten seiner Vorgänger eine Creatur der Minister, sondern ein Stiefbruder des regierenden Khan, Prinz Fenhad Mirza, welcher, wie es scheint, in einer seiner hohen Geburt würdigeren Weise sich betrug. Wenigstens gegen H. v. Bode, welcher freylich durch seinen Stand und durch das Gold, das er nirgends sparte, an den Personen überall, sowohl an Hohen als an Niedern freundliche, artige Leute fand, betrug er sich so zuvorkommend gefällig, daß er, in Gemeinschaft mit dem ebenfalls sehr freundlichen Nabob der Stadt Alles aufbot, um dem vornehmen Fremden die Reise von Schiras nach Behbehan, das noch zur Provinz gehört, und selbst über diese Gränzen hinaus zu erleichtern. Selbst mit Rossen vom Artilleriepark zu Schiras wurde der Reisende versorgt, so daß dieser von Schiras bey seiner Abreise von dort nichts Höheres zu rühmen hatte, als die daselbst von allen Seiten, namentlich von den Häuptern aller verschiedenen Parteyen empfangenen Beweise von Gastfreundschaft und Artigkeit.

Es war am 18. Januar, als Hr. v. Bode aus der Stadt des Weines und des Nachtigallengesanges, dem Wohnort der preiswürdigsten Dichter von Persien, des Saadi und des Hafiz, aufbrach. Daß auch Schiras unter seinem fortbeständig klaren Himmel, in heller Kraft der Sonne seine Wintertage habe, das zeigte sich jetzt in hohem Maaße. Am Tage vorher war viel Schnee gefallen; man hatte ihn von den platten Dächern der Häuser herabgekehrt auf die Straßen, und hier lag er so aufgehäuft, daß die Rosse Mühe hatten, sich durch ihn hinauszuarbeiten vor die Thore der Stadt. Aber auch draußen im Freyen, in der Landschaft, welche uns die einheimischen Dichter schön und blühend wie das Paradies beschreiben, fanden sich Beschwerden ein, welche selbst der im kalten Norden geborene Reisende ungewöhnlich groß fand. Die ganze Landschaft bis zum Gebirge hin, aus dem ein schneidend kalter Wind den Reisenden entgegen kam, war, gleich einer winterlichen Ebene von Sibirien, mit

frisch gefallenem Schnee bedeckt, auf den die Sonne aus vollkommen reinem Himmel in solcher Klarheit niederstrahlte, daß die Augen den blendenden Glanz nicht ertragen konnten. Zuerst die Brille mit blauen Gläsern, dann, als diese bey einem unvorhergesehenen Seitensprung des Pferdes herabgeworfen und zerbrochen war, ein Schleyer von grünem Flore bewahrte unsern Reisenden vor der schmerzhaften Augenentzündung, welcher sonst die europäischen Reisenden in solchen Fällen so leicht ausgesetzt sind. Der winterliche Zustand der Landschaft, der auf der ganzen Ostseite des Gebirges Pir-i-Zen so wie in der weiter nach Osten gelegenen Ebene so augenfällig gewesen war, verlor sich auf einmal, als der Weg nach dem westlichen Abhang sich hinabzog. Hier lag kein Schnee am Boden; es weheten warme Lüfte des Frühlings, dessen Grün und dessen duftende Blumen aus dem Gestein am Wege hervorsproßten.

Kazerun, das in einer Entfernung von etwa 20 geographischen Meilen westwärts von Schiras liegt, läßt noch in seinem jetzigen Zustand auf einen vormals besseren Wohlstand schließen. Die Häuser sind von Stein, und besser gebaut, als man sie in den persischen Städten von diesem Range zu sehen gewohnt ist; vierzig dieser Häuser sind von jüdischen Familien bewohnt. In ihrem weitern Verlauf führt die Straße öfters an Grabesmonumenten wie an Werken der alten Bau- und Bildhauerkunst vorüber, neben denen die armseligen Hüttenzelte der nomadisirenden Hirtenstämme, bewacht von grimmigen, starken Hunden, einen wunderlich contrastirenden Eindruck machen. Namentlich enthält das Thal von Schapur, nordwärts von Kazerun gelegen, jene sechs Bildwerke in halberhabener Arbeit an den Felsenwänden, welche von vielen Reisenden so wie von Ritter in seiner Erdkunde beschrieben sind. Das Thal so wie die vormalige Stadt, deren Ruinen freylich mit denen der altpersischen Dynastieen in Persepolis nicht zu vergleichen sind, und der Fluß Schapur (wahrscheinlich der Granis des Nearchus) erinnern durch ihren Namen an Schapur I., den Sassaniden, dessen Sieg über den römischen Kaiser Valerian, so wie die Gefangennehmung von diesem der Gegenstand zu seyn scheint, den das eine der sechs erwähnten Bildwerke darstellt. Auch die jetzt im Staub am Boden liegende Statue, welche sich in einer weit in der Tiefe fortlaufenden, natürlichen Felsenhöhle findet, scheint ein Bildniß jenes siegestrunkenen Herrschers aus den Zeiten seines höchsten Glückes und Wohlstandes zu seyn.

Von hier an trat unser Reisender in das Gebiet ein, über welches sich der Volksstamm der Mamasenis, der ein Seitenzweig des Gebirgsvolkes von Luristan ist, ausgebreitet hat. Nach der für ihn sehr nützlichen Anordnung, welche der freundlich für ihn besorgte Gouverneur von Schiras getroffen hatte, wurde er durch den ihn begleitenden Artillerie-Sergeanten von einem Häuptling der einzelnen Nomadenhorden in die Obhut des andern übergeben, und jeder derselben für seine Sicherheit und gute Behandlung verantwortlich gemacht. Neben diesen mündlich bestellten Empfehlungen des Prinzen und neben den schriftlichen Firmans und Begleitungsschreiben an alle des Lesens Kundige wirkten freylich nicht minder empfehlend jene Ducaten und persischen Goldstücke, welche der freygebige Reisende an alle seine Wirthe und Führer vertheilte; ein Mittel, das selbst die lautaufschreienden Frauen und Kinder, so wie durch sie die lautbellenden Hunde mancher Ortschaften zum Schweigen und zur Ruhe brachte, wenn jene, in Abwesenheit ihrer Männer und Väter, in dem ankommenden Fremdling einen solchen zu sehen glaubten, der, wie alle Orientalen, die unter besonderm Schutz und Empfehlung des Fürsten reisen, viel begehren, viele Unruhe machen und Nichts bezahlen würde. Bey diesem Allen mußte es dennoch unser Reisender für ein ganz besonderes, seltenes Glück achten, daß ihm während der ganzen Zeit seines Verweilens unter den Luristanern, namentlich aber bey dem Stamm der Mamasenis, die im vorzüglichen Geruch der Stehlsucht stehen, nichts geraubt wurde. Einer seiner Freunde kam wenig Monate nachher in diese Gegend, er übernachtete hier im nämlichen Lagerplatz der Mamasenis, Chenoschejan genannt, bey demselben Häuptling Jehangir Khan, der auch der Wirth des Hrn. v. Bode war; als er aber am Morgen beym Erwachen nach seinem Schwert greifen wollte, welches er, um es besser zu verwahren, unter sein

Dieſes ſcheinbare ὕστερον πρότερον, welches wir mit den Worten der Vorrede zu den Regesta imperii auszufüllen ſuchten, wird aber von dem Herausgeber faktiſch durch den 2. Band der Fontes in das rechte Geleiſe gebracht. Derſelbe enthält nämlich 3 Gruppen von Quellenſchriftſtellern für das 13. Jahrhundert. 1) Rheiniſche Geſchichtsquellen, 2) vermiſchte Beyträge zur Kaiſergeſchichte, 3) Bayeriſche Annalen, die durch ihre große Bedeutung dem 2. Bande den Namen gaben.

Zu der erſten Gruppe gehört mehr als die Hälfte des zweyten Bandes, die annales colmarienses (1211—1305), das chronicon colmariense (1218—1303), die annales argentinenses (631—1272), Gottfridi de Ensmingen gesta Rudolfi et Alberti (1273—1299), die annales Spirenses (920—1272), annales Wormatienses (1221—1298), diplomata et regesta Wormatiensia (1074—1522), annales Moguntinenses (1083—1309), Christiani chronicon Moguntinum (1142—1251), Caesarii Heisterbachensis catalogus AEp. Colon. (54—1230), Levoldi de Northof catalogus AEp. Colon. (95—1349), Caesarii Heisterbachensis vita St. Engelberti (1204—1225), Excerpta ex chronica Godefridi Coloniensis (1198—1238), Excerpta ex chronica Reineri Leodiensis (1157—1228) enthaltend. Von dieſen Quellen für die Geſchichte des dreyzehnten Jahrhunderts ſind zwar die meiſten ſchon früher bekannt, allein nur ſelten oder einmal in größeren oder ſeltenen Werken gedruckt und eben deßhalb für den, der nicht über eine große Bibliothek zu disponiren vermag, ſo gut wie gar nicht vorhanden. Jeder, welcher ſich in dem Falle befand, viele und zerſtreute Quellen zu einem Zwecke benützen zu müſſen, weiß aber, welche Wohlthat es iſt, dieſe in einem Werke beyſammen zu finden, welche Zeiterſparniß, welche unendliche Erleichterung dem Studium dadurch zu Theil wird! Die annales Colmarienses, bereits bey Urſtiſius jedoch ſchlecht abgedruckt, ſind durch eine Stuttgarter Handſchrift verbeſſert und vermehrt. Dasſelbe geſchah mit dem chronicon Colmar. Die annales argentinensis ſind das auctoris incerti fragmentum historicum des Urſtiſius (II. 74.). Die annales spirenses (S. 147—158) ſind neu, ſtehen aber an Inhalt und Bedeutung den gleichfalls bisher unbekannten annales Wormatienses (S. 158—215) durchaus nach, die mit den Altaicher Annalen die Krone des 2. Bandes bilden. Mit welch' großer Mühe dieſe theils aus einer Wormſer Staatsſchrift, theils aus Zorn's ungedruckter Geſchichte von Worms, von welcher, im Vorbeygehen geſagt, auch die hieſige k. Bibliothek zwey von einander ſehr abweichende Exemplare beſitzt, aus einem Darmſtädter, eigentlich hochſtiftiſchen, wie aus einem Wormſer Codex zuſammengeſucht werden mußten, lehrt die in mehr als einer Beziehung intereſſante Vorrede. Der Herausgeber hat die annales nach 3 Gruppen geſondert, von denen die zweyte die für die deutſche Städtegeſchichte ſo wichtigen Streitigkeiten der Wormſer Bürger mit ihren Biſchöfen Heinrich und Landulf, den Zeitgenoſſen Friedrich's II. enthält. Bey dieſer Gelegenheit erfahren wir auch ein neues Zerwürfniß zwiſchen dem Kaiſer und P. Gregor IX., indem jener unzufrieden mit dem Benehmen der Biſchöfe von Worms, Speyer und Würzburg deren gewaltſame Abſetzung betrieb, der Pabſt aber, welcher alle Urſache hatte zu verhindern, daß der Kaiſer Biſchöfe nicht nach der Weiſe von weltlichen Beamten behandle, ihn dafür mit dem Interdikt bedrohte, worauf Friedrich den 2 Biſchöfen die Rückkehr in ihre Diöceſen geſtattete. Noch wichtiger iſt der dritte Abſchnitt der Annalen, indem derſelbe nicht nur die Streitigkeiten der Wormſer Bürger mit König Heinrich VII., dem Sohne Friedrich's II. enthält, — leider aber ſpringt die Erzählung in dem Momente, wo ſie die Abſetzung Heinrich's berühren ſollte, auf das Jahr 1241 (S. 179), ſondern auch genauere Berichte über den berühmten Ketzerverfolger Conrad von Marburg, mittheilt, als bisher aus den Gestis AEp. Trevir., der Chronik Godhards, dem chronicon Erphordiense, und ſelbſt dem chron. Alberici und Trithemius, den Hauptquellen für dieſe trübe Parthie des dreyzehnten Jahrhunderts zu entnehmen waren.

Die bedeutendſte Bereicherung des hiſtoriſchen Materials für die noch immer nicht hinlänglich aufgehellte Geſchichte Conrads durch die Wormſer Annalen beſteht darin, daß gegen die in Oberdeutſchland und am Rheine zahlreichen Patarener, deren Umtriebe und Verbindungen mit dem Hauptſitze die-

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 2. Oktober.

Nro. 197. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Travels in Luristan and Arabistan by the Baron C. A. de Bode.

(Fortsetzung.)

Denn obgleich das Wasser des vorbeyfließenden Abschur wegen seines Salzgehaltes nicht für Menschen genießbar ist, weßhalb die Stadt durch eine Wasserleitung, ein Bauwerk besserer Zeiten, weit vom Gebirge Kalih-Sefid her mit Trinkwasser versorgt wird, giebt dennoch der Fluß ein so treffliches Mittel zur Bewässerung des Landes ab, daß der Weizen einen 25 bis 40-, der Sesam einen 100-, der Reis in guten Jahren einen 150fachen Ertrag gewährt. Die Stadt Fahliyun selber, die wie ein Abgezehrter in einem ihm viel zu weit gewordenen Gewand zwischen ihren hohen Ringmauern sich ausnimmt, liegt, von Palmbäumen umgeben, an der Ostseite einer hohen Gebirgswand, hinter welcher am Nachmittag die Sonne sich verbirgt, so daß nur in den Morgen- und Vormittagsstunden ihre Strahlen auf die Häuser und vormaligen Gassen herunterfallen, welche während der heißen Nachmittagszeit im Schatten stehen.

Jenseits der Anhöhe in Norden, über welche eine jetzt von Karawanen nur selten besuchte Straße führt, kam der Reisende durch das Thal Schabrewan, das so eben, im Januar, in seinem vollsten Frühlingsschmuck prangte. Der Boden war ganz bedeckt von einer blühenden, lieblich duftenden Art der Narcissen, die sich dort als herrschende Pflanzenform des fruchtbaren Erdreiches bemächtigt hat. In den Augen des Europäers erscheinen diese Auen der Jonquillen und Tazetten wie ein Garten, welcher Schonung verdient; als aber seine rohen Begleiter, um den Wohlgeruch besser zu genießen, mitten in das blühende Land, zur Seite des Weges, hineinritten, konnte auch er der Reizung nicht widerstehen.

Die Landschaft Bawan soll vormals, nach dem Zeugniß persischer und arabischer Schriftsteller, so dicht mit Bäumen bewachsen gewesen seyn, daß die Sonne durch das Dickicht nicht hindurchstrahlen konnte. Anjetzt sind die Bäume hier eben so verschwunden, wie aus der Umgegend von des Cyrus Grabmahl, welche sie zu Arrian's Zeiten bedeckten. In Europa ist das Lichten und Ausrotten der Wälder meist ein Zeichen des zunehmenden, im Orient fast immer des abnehmenden Anbaues; dort müssen die fruchttragenden Felder, hier aber die Bäume, als Erhalter der Feuchtigkeit und Ernährer der Quellen, ein vorzüglicher Gegenstand der Beachtung und sorgfältigen Pflege seyn.

Im Thale von Ser-ab-Siyah nahm die Straße über Baschi nach Behbehan auf eine lange Strecke hin eine westliche Richtung an. Der Reisende war jetzt in das Gebiet des mächtigen Mamasenihäuptlings (von der Rustemihorde) gekommen; eines Mannes, der in der ganzen Nachbarschaft sehr gefürchtet ist. Begleitet von einer wohlbewaffneten Reiterschaar erschien der Khan, und nicht frey von Eigennutz mochte die dringende Einladung an den vornehmen, freygebigen Fremden seyn, daß derselbe einige Täge bey ihm verweilen solle. Hr. v. Bode, obgleich die Begleiter aus Fahliyun ihm zu verste-

hen gaben, daß der Khan kein Mann sey, dem man etwas verweigern dürfe, schlug dennoch, dem erstaunten Gewalthaber gegenüber, das Anerbieten aus, weil er heute noch bis Baschi kommen wollte. Man hatte bey dem Grabmahl eines mohamedanischen Heiligen Halt gemacht; der Reisende genoß sein Frühstück, aus Pillau und gebratenem, kaltem Geflügel bestehend. Nicht diese Speise, wohl aber eine Bouteille Schiraswein, die man zugleich mit dem Essen auf den Reiseteppich hingestellt hatte, zog die gierigen Blicke des Häuptlings an. Hr. v. Bode bemerkte es, konnte sich aber nicht entschließen, dem Appetit des Khans die letzte Flasche des köstlichen Hulari-Schiras aufzuopfern, welche bey mäßigem Genuß noch manchmal auf der beschwerlichen Reise ihm zur Erquickung hätte dienen können. Der Khan indeß machte diesen Bedenklichkeiten ein Ende; er streckte seine Hand nach der Flasche aus, mit der höflichen Aeußerung, daß er zum Wohlseyn seines Gastes Eins trinken wolle, und indem er bey jedem Glas, das er in seine Kehle hinabstürzte, die Worte bo Salumeti schuma Sahib (zur guten Gesundheit, Herr) wiederholte, leerte er die ganze Flasche aus, obgleich der Reisende ihm die Bemerkung machte, daß der Wein sehr stark sey und leicht zu Kopf zu steigen pflege. Die Richtigkeit dieser Bemerkung bewährte sich alsobald; der Khan setzte sich zwar zu Pferde, schwankte aber auf seinem Sattel hin und her. Er dachte, zum Glück für den Fremden, jetzt nicht mehr an seine Einladung desselben; im wilden Ritte taumelte er voran; sein kleiner, 9jähriger Knabe, der auf einem eigenen Pferde einhersprengte, fiel bey solcher Eile vom Rosse, wurde mit blutender Nase, das laute Weinen mit Mühe unterdrückend, wieder hinaufgehoben; unter einem andern Begleiter des Khan stürzte das Roß und der Mann wurde durch den Fall mit dem Kopf gegen einen spitzigen Stein hart beschädigt. So kam man, die Nüchternen mit dem Betrunkenen, zu der Gränze des Gebietes der Rustemihorde, am Fluße Schir oder Abi-Schaab, wie der arabische Beschreiber von Timurs Feldzug durch diese Gegenden ihn nennt. Jenseits der Gränze gelangt man zuerst zu einem Landstrich, der als neutraler Grund für die Mamasenis und ihre stammverwandten Nachbarn, die Horden der Koghilus, betrachtet wird; ein Landstrich, der, wie anderwärts, ein vorzüglich günstiges Feld ist für die blutigen Fehden der einzelnen Stämme und für die wildesten Ausbrüche der Raub- wie Mordlust. Dem Namen nach hat der persische Gouverneur von Behbehan, Mirza Kumo, die Oberherrschaft über die Koghilus, diese aber fragen wenig oder nichts nach solchem Herrn, sondern gehorchen zunächst nur ihren eigenen Häuptlingen, deren etliche sich ganz unabhängig von der persischen Regierung gemacht haben. Man kann sich, wenn man die Raubschlösser mancher solcher Häuptlinge, wie das des Khan Allah Kerim zu Baschi, auf ihren Hügeln und Felsenhöhen liegen sieht, und zugleich sich an die Geschichten der beständigen Fehden, welche die einzelnen Horden unter einander haben, an ihre Widersetzlichkeit gegen die allgemeine Oberherrschaft, ihre Raubzüge und Wegelagerungen erinnert, nicht enthalten, an die Zeiten des Faustrechts im Mittelalter des christlichen Europa's zu gedenken. Selbst Hr. v. Bode mit sammt seiner wohlbewaffneten Bedeckung hielt sich in diesen Gegenden nicht für sicher, namentlich so, als er bey der Karawanserey Daghumbezan die letzte Nacht vor Behbehan im Freyen zubringen mußte.

Die Stadt Behbehan liegt in einer weiten Ebene, die nach allen Seiten von Gebirgen umschlossen ist, deren Ketten in Norden und Osten am höchsten bis zur Region des Schnee's sich erheben, während sie in Süden und Westen bis zur mittleren Höhe der Vorberge, ja bis zum hüglichen Lande herabsinken. Während deshalb die Landschaft durch die Hochwand der Alpen vor dem heftigeren Andrang der kalten Winde aus Nord und Ost geschützt ist, steht sie dem Durchzug der warmen Winde aus Süd und Südwest vom persischen Meerbusen her offen. Ihr Boden wird von drey nicht unbedeutenden Flüssen: dem Kurdistan, dem Keirabad und dem Schemsi Arab, außer diesen aber noch von vielen Quellen und Bächen gewässert, und ist so fruchtbar, daß der Acker im Mittel den 24fältigen Ertrag der Aussaat des Getreides giebt, und daß Baumwolle so wie Reis mit dem glücklichsten Erfolge gebaut werden. Neben den bekannteren Fruchtbäumen und neben den Waldungen der Oliven, Orangen und Granaten reift hier auch die Dattel-

palme in reicher Fülle ihre Früchte; diese Gegend scheint den Winter nur durch den Anblick der nördlichen und östlichen Schneegebirge aus weiter Ferne zu kennen, denn jetzt, im Januar, stunden alle Wiesen, mit duftenden Narcissen und andern blühenden Liliengewächsen bedeckt, im vollen Schmucke des Frühlings, alle Felder mit ihrer schon in Aehren schießenden Saat in der Fülle des angehenden Sommers da. Außer den Gaben der Natur haben die Bewohner von Behbehan eine ziemlich einträgliche Quelle des Wohlstandes an ihren Tuchwebereyen und Färbereyen; denn die wollenen Tücher dieser Stadt sind weit und breit berühmt und hochgeschätzt. Das Gebirge, welches die Ebene von Behbehan umschließt, ist der Sitz des Kogilustammes der Luristaner, der mit seinen Heerden durch die Ebene selber und bis in die Nähe der Stadt sich ausbreitet. Dieses Gebirgsvolk fragt nicht nach dem Brod aus Weizen oder aus Gerste; es bemüht sich nicht um den Anbau der Felder und Gärten, sondern seine Hauptnahrungsmittel neben der Milch und dem Fleische der Heerden sind die eßbaren Eicheln, welche zwischen zwey Steinen zu Mehl zerrieben werden, das man an der Sonne trocknet. Aus diesem Mehle backen die Frauen Kuchen, auch genießt man dasselbe in der Form eines dicken Mußes oder Teiges, in welcher es sehr nahrhaft seyn soll. Der Fleiß und die mütterliche Zärtlichkeit der Frauen solcher herumziehenden Horden gegen ihre Kinder, so wie der schonenden, liebevollen Behandlung, welche die Männer den Thieren ihrer Heerden angedeihen lassen, rühmt unser Reisender bey einer andern Gelegenheit (B. I. S. 255), wobei ihn der Anblick eines solchen Benehmens der für Barbaren gehaltenen Leute ganz an Jesaias 40 V. 11 erinnerte.

Die ganze Umgegend von Behbehan, so wie der Abhang der Gebirge, ist reich an Ueberresten vormaliger Städte und Ortschaften, namentlich finden sich in der Nähe der Stadt die meist noch wohlerhaltenen, ansehnlichen Ruinen von Arrejan mit den Trümmern ihrer von arabischen Schriftstellern hochgepriesenen und bewunderten, einen einzigen Bogen bildenden Brücke. Dieses Arrejan oder Ardjan, einst der Durchgangspunkt des Handelsverkehrs zwischen den Häfen des rothen Meeres und dem Innern von Persien so wie seiner Nachbarländer, mithin der Marktplatz der Waaren aus Indien, wie auch der einheimischen Erzeugnisse und Arbeiten, war nicht erst seit den Zeiten der mohamedanischen Herrscher zu einer ansehnlichen Stadt geworden, sondern schon in einer ungleich früheren Periode der persischen Geschichte war Ardjan durch seinen uralten Feuertempel berühmt. Nicht fern von diesen Ruinen, bey der Ortschaft Peschker, findet sich hoch im Felsen des dortigen Gebirges eine Kluft, aus welcher eine dunkelschwarze, äußerlich dem Peche gleichende Substanz hervordringt, welche im Orient wegen ihrer angeblichen großen Heilkräfte sehr gepriesen wird, und unter dem Namen Mumia bekannt ist. Das eben erwähnte Gebirge war nach dem Zeugniß arabischer Schriftsteller ehemals ein Vulcan.

Die Kunde von dem Daseyn uralter Kunstwerke und Ruinen im Thal von Tengi Saulek, welche er in Behbehan vernommen, bewog den H. v. Bode, den gewöhnlichen Weg von jener Stadt nach Schuschter zu verlassen und eine Richtung nach Nordwest näher an dem Fuße der Hochgebirgskette der Khogilus einzuschlagen, in eine Gegend, dahin, so viel bekannt, vor ihm noch kein europäischer Reisender der neueren Zeit vorgedrungen war. Diese kleine, wissenschaftliche Entdeckungsreise wurde durch einen unerwartet reichen Erfolg belohnt, denn die in Felsen gehauenen Bildwerke von Tengi-Saulek so wie die Inschriften, die sich bey und neben ihnen befinden, scheinen die höchste Beachtung zu verdienen. Den Inschriften namentlich liegt ein Alphabet zu Grunde, das dem Pahlevi oder auch jenen indischen Schriftzeichen sehr ähnlich ist, von denen Anquetil Duperron in seiner Einleitung zum Zend-Avesta, als Proben der tamulischen Schreibart eine Abbildung giebt. Die Vorstellungen, die man auf den Bildwerken siehet, so wie die eingezogenen Erkundigungen über die Reste und Spuren von einer uralten, kunstreich angelegten Gebirgsstraße, die aus diesem Thal in der Richtung gegen Aspadana (Ispahan) hinaufführte, gab unserm Reisenden die Ueberzeugung, daß hier ein Hauptsitz der Verehrung der Göttin Anaïtis für die alten Bewohner von Elymais gewesen: das hier die vormalige Stätte von Myletta und seinen Tempeln sey.

klagten einen Verbrecher erblicken ließ. Dieser merkwürdige Bericht ist in das chronicon Alberici bey Leibnitz accessiones historiae II. 1233. aufgenommen. Wenn dann Alberich hinzusetzt, was der Pabst hierauf antwortete, wisse man noch nicht, so tritt die Ergänzung durch die annales Wormatienses ein, denen zufolge Gregor IX. gesagt hat: miramur quod talia inaudita judicia tam diu apud vos sustinuistis, nobis ea non declarantes; nolumus enim ut talia diucius permittantur, sed ea penitus deponimus et cassamus; talem miseriam ut nobis dixistis non permittimus. (S. 177).

An die Annales Wormatienses schließen sich die Wormser Regesten, welche für die Stadtgeschichte von großer Wichtigkeit sind, an. Dann kommen kurze Mainzer Annalen, die Schöttgen und Kreysig herausgegeben haben. Der hierauf folgende Christianus Magunt inus ist nach der Ausgabe des Urstisius abgedruckt. Auch die mitgetheilten beyden Werke Cäsars von Heisterbach wie des Leovold von Northof Catalog sind nur Wiederabdrücke; allein gerade hier tritt, was oben bemerkt wurde, ein. Der Wiederabdruck ist für viele Forscher beynahe einer Auffindung gleich. Die Excerpte aus Gottfrieds Chronik sind Auszüge aus der sogenannten Chronica regia S. Pantaleonis. Mit ihnen beginnt bereits die zweyte Gruppe von Quellen, zu welcher zerstreute und seltene Beyträge zur Kaisergeschichte gehören. Reiners von Lüttich Chronik, hier im Auszuge mitgetheilt, ward bisher in Deutschland noch nicht gedruckt; das treffliche chronicon Erphordiense ist nur einmal, von Schannat, herausgegeben worden. Die Auszüge aus der Reimchronik des Metis Stoke und aus der Chronik des Johann von Beka beziehen sich auf König Wilhelm, die aus Thomas Wikes auf König Richard. Die einzige Ausgabe der letzteren Chronik bey Gale scriptores historiae anglicanae ist selbst in England selten. Dann sind angeführt: excerpta ex chronica Martini Poloni una cum continuatione Alderspacensi 1245—1286; Cunradi de Wurmelingen annales Sindelfingenses 1276—1294; Burkardi de Hallis et Dytheri de Helmestadt notae historicae 1273—1325; Hirzelin über die Schlacht bey Göllheim 1298. Nach diesen eröffnet sich die dritte Gruppe, die Annalen des Hermann von Altaich 1152—1273 und des Eberhard von Altaich 1273—1335, nebst der Osterhofer Chronik, 1235—1313.

Die Annalen Hermanns sind nicht nur öfter gedruckt, sondern auch uns in mehrfacher Gestalt erhalten worden. Der Herausgeber durchgeht in der Vorrede weitläufig diese Formen, da denn bey verschiedenen Sammlern das eine Werk als chronica Augustensis, als Heinrich Stero, als Fortsetzung der Gebrüder Wellim, als Hermann, Eberhard von Altaich, Heinrich von Oettingen, Chronik von Osterhofen, erschien. Hr. Dr. Böhmer war aber so glücklich, eine Handschrift zu Wien aufzufinden, welche sich als Annalen des Hermann von Altaich ankündigte und von 1152—1273 reicht. An ihn schließt sich sodann Eberhard an, nachdem Heinrich Stero, Probst von Oettingen, dem Manuscripte Hermanns i. J. 1275 einige Zusätze über ihn beygefügt, die der Herausgeber am Schlusse der Annalen beygegeben hat. Somit ist der Streit über den ächten Hermann gelöst und dessen wahre Form nicht durch eine kühne Restitution, wie sie der von dem Verfasser mit Stillschweigen übergangene Dr. Giesebrecht *) versuchte, sondern durch den wahren und wirklichen Inhalt hergestellt. Unstreitig ist dieses für die Geschichtschreibung ein großer Gewinn, indem man jetzt erst mit Zuverlässigkeit dem Annalisten zu folgen vermag, und die Geschichte nicht nur durch neue und bestimmte Thatsachen, sondern auch durch

*) Die Hoffnung, durch den Hermannus Altahensis jene früheren Altaicher Annalen zu erlangen, welche Giesebrecht zu restituiren suchte, ist durch die Auffindung der Handschrift Hermanns, welche Aventin benützte, nicht erfüllt worden. Statt der Annalen des Abtes Wenzel geht den gleichzeitigen Aufzeichnungen Hermanns die Weltchronik des Ekkehardus Uraugiensis voraus; dann v. J. 1106 bis 1126 hat Hermann, wie er selbst sagt, den Otto von Freisingen ausgeschrieben. Illa vero, setzt er dann hinzu, quae postea continentur ego Hermannus abbas Altahensis licet indignus ex diversis chronicis et privilegiis undecunque colligendo cum his quae meis temporibus contigerunt de anno in annum simplici stilo annotare curavi etc.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Oktober.

Nro. 198. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Travels in Luristan and Arabistan by the Baron C. A. de Bode.

(Fortsetzung.)

Man hatte diesen hohen Gast im Lager der Bakhtiyaris schon am ersten Februar, an demselben Tage, an welchem auch unser Reisender daselbst eintraf, erwartet. Dieser fand das Zelt des Khans gedrängt voller Menschen; man bot dem Fremden, der mit so gewichtvollen Empfehlungen kam, einen Sitz neben dem Häuptling an; es fehlte nicht an den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeugungen; dennoch war im Ganzen das Benehmen des sich vieldünkenden Wirthes so zurückstoßend und so kalt, wie H. v. Bode es nirgends sonst bey den „höflichen„ Persern gefunden. Er brach deshalb schnell aus der Gesellschaft der trotzig-kräftigen Bakhtiyaris auf, nachdem er noch vorher im Vertrauen auf die Stellung, die ihm sein Stand und seine Verbindungen mit den Mächtigsten des Landes gab, in befehlendem Tone ein eignes Zelt und die nöthige Versorgung für sich und seine Leute verlangt hatte. Wie sich später ergab, hatte die Verstimmung des Khans ihren Grund nicht allein in der natürlichen Grobheit des Gebirgsvolkes gegen alle Fremde, sondern mehr noch in dem Argwohn, daß der Reisende ein vertrauter Freund des Gouverneurs von Behbehan, des damaligen Feindes der Bakhtiyaris, sey, und daß er zu Gunsten derselben mit dem Moëtemid verhandeln wolle. Nur langsam und wie erzwungen wurden deshalb die Anstalten zur Bewirthung des Fremden gemacht; nur durch Drohungen, denen die Nähe des Moëtemid ihre Kraft gab, gelang es am andern Tage die nöthigen Pferde zum Fortkommen aus dieser unheimlichen Umgebung zu erhalten.

Dem Vernehmen nach sollte der General-Gouverneur gesonnen seyn, den nächsten Weg über das Gebirge, von Mal Amir aus nach Ispahan, zu nehmen, und wo dieser mit seinen Regimentern des Fußvolkes und der Reiterey, vor allem aber mit der Artillerie einen Durchgang fand, da durfte ihn der Reisende mit seinem kleinen Gefolge um so sicherer erwarten. Er schlug deshalb ohne Bedenken die Richtung nach der Karavanserey Schehar Deh, dem Schlüssel des höheren Gebirgspasses ein. Der Weg dahin führte ihn über die Jaddehi-Atabeg, (die Bergstraße der Atabegs) ein Kunstwerk, das keine geringere Bewunderung verdient, als die besten der gemauerten Chausseen der alten Römer. Es ist eine Mosaikarbeit im gewaltigsten Maaßstabe, und H. v. Bode hält es für wahrscheinlich, daß entweder diese oder eine andere benachbarte gepflasterte Bergstraße, die er wenig Tage nachher in Gesellschaft des Generalgouverneurs passirte, dieselbe sey, welche schon bey den Zügen Alexanders des Macedoniers als Klimax megale erwähnt wird. Bis zu der erwähnten Karavanserey machten die alten Kunststraßen das Fortkommen noch möglich; als jedoch der Reisende es versuchte, von da noch höher im Gebirge vorzudringen, zeigten sich bald, in Folge des vielen Schnees, der in den letzten Tagen gefallen war, so unüberwindliche Hindernisse, daß er sich zur Umkehr genöthigt sah. Indeß war auch der Generalgouverneur, langsamer zwar als man erwartet hatte, näher gerückt; er kam am andern Tage

bey der Karavanserey, wo H. v. Bode seiner harrte, an, und ließ diesem auch bey dem jetzigen Zusammentreffen es merken, in welchem dankbaren Andenken bey ihm jene gastfreundlichen Ehrenbezeugungen und freygebigen Gefälligkeiten stunden, die er bey mehreren Gelegenheiten von der russischen Gesandtschaft in Teheran genossen hatte. Die Artillerie war noch zurück; die wahrhaft bewundernswerthe Geschicklichkeit, welche die persischen Artilleristen im Fortschaffen des Geschützes auch auf dem schlechtesten Wege haben, überwand jedoch auch die diesmaligen großen Schwierigkeiten, sie kam nur einen Tag später bey der Karavanserey an und der Moëtemid, zu welchem H. v. Bode sich gesellte, konnte nun in gehörigem Ansehen seinen Weiterzug zum Lager der Bakhtiyaris fortsetzen.

Der Empfang, der ihm hier bereitet war, hatte in seiner Art etwas Imposantes. Noch niemals hatte der Reisende eine schönere Parade der auserlesensten arabischen Rosse gesehen, als bey dieser Gelegenheit, und jener würdig erschienen die mannhaft stattlichen Reiter, deren Jeder mit 3 Pistolen, einer Luntenflinte und einem Säbel bewaffnet war. Nach einigen meisterhaften Schwenkungen bildete diese Reiterey in der Ebene hin eine lange Linie und gab zur Begrüßung des Moëtemid eine Salve, während zu gleicher Zeit eine Compagnie der Musketiere, die auf einem Hügel zur Linken der Straße postirt war, die Gewehre abfeuerte. Hinter der Reiterey stellte sich eine bunte Reihe des Fußvolkes auf, davon nur ein Theil mit Flinten, die andern mit Keulen bewaffnet waren. Statt der Salve erhub dieses Gebirgsvolk, die Nachkommenschaft jener kriegerischen Urier, die selbst von ihren Königen, wenn diese durch ihr Gebirgsland zogen, eine Abgabe für sicheres Geleite erhuben, welche sie auch von Alexander dem Eroberer fodern wollten, ein lautgellendes Geschrey, das mit dem seltsamen Geräusch abwechselte, welches sie durch das Aufschlagen ihrer flachen Hände auf die Lippen hervorbrachten. Hierauf brach ein Haufe der wilden Bakhmei aus den Reihen hervor, der mit entblößten Säbeln, die Schilder schlagend, einen Waffentanz hielt, daneben zeigte der Kara-ghuzlu (der orientalische Hannswurst) mit den Butis oder Possenreissern seine Künste, und die Schuschteri Musikanten ließen ihre entsetzlichen Mißtöne auf verschiedenen blasenden und metallisch klirrenden Instrumenten vernehmen. Den interessantesten Anblick hätten jetzt noch die wahrhaft sehenswürdigen Reiter- und Turnierkünste der Bakhtiyaris-Jünglinge gewährt, wenn nicht das Einrücken des Moëtemid in's Lager diesem Allem ein Ende gemacht hätte. Nicht viel geringer ist der Prunk bey dem Einzug eines Generalgouverneurs, als bey dem des Schach, vor welchem eine Schaar der rothgekleideten Scharfrichter mit ihren Beilen, der Bastonnadegeber mit ihren Knotenpeitschen einherziehen. Wirksamer als der Anblick dieser beyden waren beym Einzug des Moëtemid die Handgriffe der Faraschs oder Zeltaufschläger, welche mit langen, elastisch biegsamen Stäben bewaffnet, so schonungslos zur Rechten und zur Linken, ohne zu beachten an Wen und Wohin? ihre Schläge austheilten, daß für den anrückenden Herrn bald ein breiter Weg durch die Volksmenge gebahnt war. Je größer und vornehmer in Persien der Herr ist, desto derber und lautschallender müssen die Schläge seyn, die seine Faraschs dem bewundernden Volke ertheilen.

In dem fruchtbaren, an Bildwerken und Inschriften aus der ältesten Zeit des Landes reichen Thale von Mal-Amir verweilte jetzt unser Reisender noch mehrere Tage. Bey dieser Gelegenheit wurde er auch mit dem Oberhaupte der Bakhtiyaris, dem Muhammed Taghi Khan, noch etwas näher bekannt, als dies bey dem ersten Zusammentreffen geschehen war. Dieser Mann, in seiner rohen Kraft und Kühnheit würde, wenn er in den Zeiten des Faustrechts unter unsern Raubrittern gelebt hätte, keinen geringen Rang unter ihnen eingenommen haben. In seinen jüngeren Jahren ist er weit und breit im Lande, an der Spitze einer bewaffneten Schaar der Seinigen auf Abentheuer ausgezogen. Eines Tages, da sie auch fern von ihren Gebirgen, mitten in dem bewohnten Lande zwischen Ispahan und Teheran ihrem Raubgewerbe nachgiengen, fiel eine reiche Karavane von Kaufleuten in ihre Hände. Man hatte sich, durch geschickten Ueberfall, aller Personen, die dabey waren, bemächtigt; wie aber sollte man jetzt unbemerkt und ohne durch nachsetzende Reiter aus den Städten eingeholt zu werden, die reiche Beute in den sichern Bergungsort

der Gebirge bringen? Ließ man die Gefangenen los, dann machten diese gewiß überall Lärmen und böses Geschrey, wollte man sie aber auch tödten, dann konnten ihre Leichname zu Verräthern der That werden. Muhammed Taghi Khan erdachte einen bessern Ausweg. Unter den geraubten Gegenständen fand sich ein großer Vorrath von Dschädders oder Frauenzimmerschleyern aus undurchsichtig dichtem Gewebe, worin die persischen Damen, wenn sie zu Pferde sitzen, ihre ganze Gestalt, vom Kopf bis zu den Füssen einhüllen. Man band den Kaufleuten die Hände auf den Rücken, hüllte sie in das Schleyergewand ein, setzte sie auf ihre Pferde, neben denen Bewaffnete einhergiengen, welche beständig droheten, jeden der Gefangenen, der einen Laut von sich gebe, durch den Kopf zu schießen. So kam man, indem man größere Ortschaften zu umgehen wußte, unentdeckt durch das Land, denn die Leute, welche dem Zuge begegneten, so wie das Landvolk am Wege hielten die vermummten Gestalten auf den Rossen für Damen, welche in Begleitung ihrer Männer oder Väter eine Pilgerreise machten, und wichen, die vielen Bewaffneten sehend, in orientalischer Schonung gegen das schöne Geschlecht, ehrerbietig dem Zuge aus. Als sich die Räuber in der Nähe ihres Gebirges in Sicherheit sahen, entließen sie die Gefangenen aus den Banden und Schleyern; dieselben mochten sehen, wie sie zu Fuß in ihre Heimath kämen; Muhammed Taghi Khan theilte in Frieden den Gewinnst des Zuges mit seinen Gefährten.

Das Wegelagern und Rauben, das kühne Ueberfallen einer an Zahl oft überlegenen Schaar von feigen oder unkriegerischen Handelsleuten und Karawanenführern gehört bey diesem Gebirgsvolk wie bey dem verwandten Stamm der Kurden zu den vorzüglichsten Vergnügungen des Räubers, der mit seinem schnellen Roß die Ehre des überraschenden Angriffes und des glücklichen Entfliehens von der nachsetzenden Uebermacht theilt. Selbst die Frauen sind hier gut zu Pferde, und in dieser Eigenschaft eines guten Reiters gelüstet es dieselben nicht selten auch an dem Lohn und Gewinnst der Reiterkunst, am Berauben der Fremden, Theil zu nehmen. Hätte dieser ritterliche Trieb eine edlere Richtung, dann könnten uns jene kriegerischen Luristanerinnen als noch lebende Originale zu den poetischen Schilderungen einer Chlorinde bey Tasso und anderer Heldinnen aus der romantischen Sagenzeit erscheinen. Als einst unser Reisender auf einem Besuche zu Kermanschah war, fand er dort eine Horde des Gebirgsvolkes, über welche eine Frau, die Wittwe des gewesenen Häuptlings während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, die Herrschaft führte. Man erzählte ihm, daß diese Frau sich öfters an der Spitze des Regimentes, das ihr Stamm in's Feld stellen mußte, gezeigt, und selbst sich erboten habe, das Commando desselben bey der Revue der Truppen in der Hauptstadt zu übernehmen. Ein alter Kurde, der unsern Reisenden auf einem Theile seines damaligen Weges begleitete, wußte aus eigener Erfahrung noch mehr von jener waffenkundigen Frau zu berichten. Da sie noch Jungfrau im Hause ihres Vaters war, pflegte sie sich öfters das besondere Vergnügen zu machen, als Mann verkleidet, mit der Lanze bewaffnet, ihr schnelles Roß zu besteigen, und so auf das Gewerbe der dortigen Reiter, auf Raub auszugehen. Eines Tages führte jenen Kurden, der den Bericht ertheilte, sein Weg durch eine abgelegene, menschenleere Gegend des Gebirges, da wurde er plötzlich mit so furchtbarem Ungestüm von einem bewaffneten Reiter angefallen, daß wohl mancher Andere, um nur das Leben zu retten, Alles, was er an Werth bey sich hatte, würde hingegeben haben. Dem Kurden fehlte es jedoch nicht an Muth; er setzte sich kräftig zur Gegenwehr, und es gelang ihm, dem Räuber einige so schwere Wunden beyzubringen, daß derselbe mit Hülfe seines Rosses entfliehen mußte. Aber auch der Kurde hatte etliche nicht unbedeutende Wunden empfangen; er war zu Fuße; mühsam schleppte er sich zu den Zelten einer Horde von Gebirgshirten fort, wo er sich bey dem Häuptling derselben ein Nachtlager und Pflege für seine Wunden erbat. Der Hauptmann gewährte ihm beyde Wünsche; er wusch und verband ihm die Wunden, beklagte jedoch zugleich, daß seine Tochter ihm nicht bey diesem Geschäft an die Hand gehen könne, weil auch sie heute am Morgen von einem reisenden Kurden sey stark beschädigt worden. Dem Wandersmann fiel dieses auf; er erkundigte sich nach der Beschaffenheit der Wunden, welche die Dirne empfangen habe, und

es wurde ihm aus der Antwort ihres Vaters mehr als wahrscheinlich, daß niemand Anders als sie der Räuber gewesen sey, der ihn überfallen hatte. Am andern Morgen bat er den Vater, er solle ihm doch die Kranke sehen lassen, und dieser erfüllte seinen Wunsch. Jetzt erkannten sich die beyden Kämpfer, da sie aber beyde verwundet waren, und beyde sich gegenseitig zugestehen mußten, daß sie tapfer gefochten hatten, schieden sie als gute Freunde, und auch der alte Häuptling äußerte keinen Unwillen gegen den Fremden, der seiner tapfern Tochter im offenen Kampfe begegnet war, und der ja überdieß als Gast sein Salz gekostet, unter seinem Zelte geruht hatte.

Der Weg, welchen unser Reisender von Mal-Amir nach Schuschter einschlug, hatte seinen Verlauf großentheils durch das hochgelegene Quellenland der Nebenflüsse genommen, welche dem Kuren oder Pasitigris zuströmen. Erst bey Schuschter betritt man, in dieser Richtung, das Hauptthal und die Nähe des nicht unbedeutenden Flusses. Den vormaligen Rang, welchen Schuschter unter den Städten von Arabistan einnahm, bezeugen noch jetzt die gemeinnützigen Bauwerke aus den Zeiten des innren Wohlstandes von Persien, namentlich der gemauerte Teich so wie der unter der Felsenveste durchgehauene Tunnel, welche beyde zum Sammeln und Ableiten des Wassers in die Felder und Gärten dienten. Das Klima wie der Boden von Schuschter sind der Cultur aller Südfrüchte günstig; im Sommer erreicht die Hitze einen so hohen Grad, daß sich die Einwohner selbst in den kellerartigen Gewölben, die das Innerste ihrer Häuser bilden, derselben nicht erwehren können. Das Zuckerrohr würde dahier vortrefflich gedeihen, und es bestund bereits ein sehr einträglicher Anbau desselben zu Ahvaz, der aber jetzt ganz eingegangen ist. Als Ursache hiervon erzählt man, daß ein Engländer, oder wie Andere wollen, ein Holländer nach Ahvaz gekommen sey, der nach einiger Zeit um sehr hohen Preis das ganze in der Umgegend befindliche Zuckerrohr sammt seinen Wurzeln an sich gekauft, in einem besonderen Gebäude aufgespeichert und dann verbrannt habe. Der Aberglaube des dortigen Volkes schreibt übrigens das Abhandenkommen des Zuckerrohres den Verwünschungen eines mohamedanischen Heiligen, des Imam Riza zu, welchem der Geiz der Eingebornen seine Bitte um eine Sendung ihres Zuckers versagte, und welcher dafür alles Zuckerrohr in Scorpionen (die um Ahvaz sehr häufig sind) verwandelte.

Die Zahl der Einwohner von Schuschter, die sich durch glückliche Anlagen auszeichnen, von denen sie jedoch nur eine schlechte Anwendung machen, beläuft sich jetzt nur noch auf 4000 bis 5000. Als in den Jahren 1831 und 1832 mit der Pest zugleich die Cholera hier wüthete, da wurden Tausende ein Opfer der Seuche, sehr viele Familien zogen aber auch hinweg, vornämlich nach Dizful, das sich seitdem zu einer größeren Bedeutung emporgehoben hat. Die eben genannte Stadt ist zwar von jüngerer Entstehung als Schuschter, welches zugleich mit dem zwischen beyden gelegenen, jetzt kaum noch aus seinen Ruinen erkennbaren Jondi Schapur in der Zeit der Sassanidenherrschaft erbaut worden war; doch erscheint namentlich die steinerne Brücke über den vorbeyströmenden Fluß (den Copratas) als ein Bauwerk aus alter Zeit.

Von Dizful aus besuchte Hr. v. Bode die Stätte des alten Susa am Euläus oder Ulai. Hier wird ein Gebäude, das in seiner jetzigen Form großentheils neueren Ursprunges ist, als Grab des Propheten Daniel gezeigt. Es war Freytag, deßhalb hatten viele der umwohnenden arabischen Familien sich bey und in diesem Gebäude, das von Palmbäumen umgeben ist, versammelt; die Männer mit weißem Turban und schwarzem Ueberwurfkleid geziert, die meist wohlgestalteten Frauen und Mädchen mit schwarzem Turban und in bunte Gewänder von der grellsten Färbung gekleidet.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Oktober.

Nro. 199. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Fontes rerum germanicarum. Geschichtsquellen Deutschlands, herausgegeben von Joh. Friedr. Böhmer. Zweyter Band. Unter dem Specialtitel: Hermannus Altahensis und andere Geschichtsquellen Deutschlands im dreyzehnten Jahrhundert. Stuttgart. J. G. Cotta'scher Verlag. LVI. 572 S. 8. 1845.

Das rastlose, höchst ehrenwerthe Bemühen des Hrn. Dr. Böhmer, Deutschlands Geschichtsquellen auch einem größern Leserkreise zu eröffnen, als den Geschichtsforschern, welche dieselben bisher aus vielen Büchern und in incorrecten Lesearten sich zusammentragen mußten, beschenkte uns in Jahresfrist nach dem Erscheinen des ersten Bandes der Fontes zuerst mit einem neuen, außerordentlich vermehrten Bande der Regesta Imperii inde ab anno MCCXLVI usque ad annum MCCCXIII, dann mit einem zweyten Bande der Fontes. Die Regesten sind in der Art vermehrt, daß was früher 75 Seiten füllte, jetzt bis zu 312 S. viel größern Formates angewachsen ist, die Kaiserurkunden auf das Doppelte des früheren gebracht und die Auszüge so reichhaltig und mit Auszügen aus gleichzeitigen Geschichtsschreibern vermehrt wurden, daß in den meisten Fällen die Einsicht des vollständigen Textes nicht mehr nöthig ist. Dem Ganzen sind 2 Anhänge mit päbstlichen Urkunden und mit solchen, die vermischte Reichssachen betreffen, beygegeben. Der Herausgeber hat sich hierbey, wenn wir so sagen dürfen, ein ὕστερον πρότερον erlaubt, indem er zuerst mit den Regesten die Zeit beleuchtet, welche eine Restauration aus dem Chaos bewerkstelligte, in welches Deutschland durch die grenzenlose Ambition Friedrich II. geschleudert wurde, und dann erst „die Darlegung der niedergehenden Richtung in den Hohenstaufischen Kämpfen" in den Regesten der Staufen zu geben beabsichtigt. Erst dadurch wird das großartige Bild vollständig werden, wie ein innerer Streit seit den Tagen Friedrichs I. Deutschland durchzieht, von diesem noch siegreich beendigt wurde,, aber doch das Reich auf das Tiefste erschütterte, wie die Erwerbung Siciliens so wenig als der nur errungene, nicht genossene Sieg Philipps von Schwaben die Macht des staufischen Hauses wirklich verstärkte, oder dem Reiche aufhalf. Wie „die Kirche den letzten Sprößling des staufischen Stammes nach Deutschland zurückgeleitet und sich so liebevoll als weise die Wiederabtrennung Siciliens von Deutschland bedingte, damit keine Umgarnung ihre Weltstellung gefährde und somit auch die Eintracht nicht störe, die sie mit ihrem Schützling zu unterhalten wünsche." Wie dann, als Friedrich sich nicht zur Hauptaufgabe machte, das königliche Ansehen in Deutschland wieder herzustellen und dann an die Spitze des christlichen Volkes, wie er gelobt hatte, den Orient befreyend in die Fußstapfen seines edlen Ahnen zu treten, sondern in seinem Geburtsland Italien, wo er Dreyviertel seiner vierzigjährigen Regierungszeit zubrachte, den Mittelpunkt seiner Macht suchte, dadurch in jene falsche Stellung gerieth, daß „die Kirche, die ihn einst erhoben hatte, nun Gegner wider ihn aufrief, wodurch in Deutschland eine neue Ordnung der Dinge entstand."

Dieses scheinbare ὕστερον πρότερον, welches wir mit den Worten der Vorrede zu den Regesta imperii auszufüllen suchten, wird aber von dem Herausgeber faktisch durch den 2. Band der Fontes in das rechte Geleise gebracht. Derselbe enthält nämlich 3 Gruppen von Quellenschriftstellern für das 13. Jahrhundert. 1) Rheinische Geschichtsquellen, 2) vermischte Beyträge zur Kaisergeschichte, 3) Bayerische Annalen, die durch ihre große Bedeutung dem 2. Bande den Namen gaben.

Zu der ersten Gruppe gehört mehr als die Hälfte des zweyten Bandes, die annales colmarienses (1211—1305), das chronicon colmariense (1218—1303), die annales argentinenses (631—1272), Gottfridi de Ensmingen gesta Rudolfi et Alberti (1273—1299), die annales Spirenses (920—1272), annales Wormatienses (1221—1298), diplomata et regesta Wormatiensia (1074—1522), annales Moguntinenses (1083—1309), Christiani chronicon Moguntinum (1142—1251), Caesarii Heisterbachensis catalogus AEp. Colon. (54—1230), Levoldi de Northof catalogus AEp. Colon. (95—1349), Caesarii Heisterbachensis vita St. Engelberti (1204—1225), Excerpta ex chronica Godefridi Coloniensis (1198—1238), Excerpta ex chronica Reineri Leodiensis (1157—1228) enthaltend. Von diesen Quellen für die Geschichte des dreyzehnten Jahrhunderts sind zwar die meisten schon früher bekannt, allein nur selten oder einmal in größeren oder seltenen Werken gedruckt und eben deßhalb für den, der nicht über eine große Bibliothek zu disponiren vermag, so gut wie gar nicht vorhanden. Jeder, welcher sich in dem Falle befand, viele und zerstreute Quellen zu einem Zwecke benützen zu müssen, weiß aber, welche Wohlthat es ist, diese in einem Werke beysammen zu finden, welche Zeitersparniß, welche unendliche Erleichterung dem Studium dadurch zu Theil wird! Die annales Colmarienses, bereits bey Urstisius jedoch schlecht abgedruckt, sind durch eine Stuttgarter Handschrift verbessert und vermehrt. Dasselbe geschah mit dem chronicon Colmar. Die annales argentinensis sind das auctoris incerti fragmentum historicum des Urstisius (II. 74,). Die annales spirenses (S. 147—158) sind neu, stehen aber an Inhalt und Bedeutung den gleichfalls bisher unbekannten annales Wormatienses (S. 158—215) durchaus nach, die mit den Altaicher Annalen die Krone des 2. Bandes bilden. Mit welch' großer Mühe diese theils aus einer Wormser Staatsschrift, theils aus Zorn's ungedruckter Geschichte von Worms, von welcher, im Vorbeygehen gesagt, auch die hiesige k. Bibliothek zwey von einander sehr abweichende Exemplare besitzt, aus einem Darmstädter, eigentlich hochstiftischen, wie aus einem Wormser Codex zusammengesucht werden mußten, lehrt die in mehr als einer Beziehung interessante Vorrede. Der Herausgeber hat die annales nach 3 Gruppen gesondert, von denen die zweyte die für die deutsche Städtegeschichte so wichtigen Streitigkeiten der Wormser Bürger mit ihren Bischöfen Heinrich und Landulf, den Zeitgenossen Friedrich's II. enthält. Bey dieser Gelegenheit erfahren wir auch ein neues Zerwürfniß zwischen dem Kaiser und P. Gregor IX., indem jener unzufrieden mit dem Benehmen der Bischöfe von Worms, Speyer und Würzburg deren gewaltsame Absetzung betrieb, der Pabst aber, welcher alle Ursache hatte zu verhindern, daß der Kaiser Bischöfe nicht nach der Weise von weltlichen Beamten behandle, ihn dafür mit dem Interdikt bedrohte, worauf Friedrich den 2 Bischöfen die Rückkehr in ihre Diöcesen gestattete. Noch wichtiger ist der dritte Abschnitt der Annalen, indem derselbe nicht nur die Streitigkeiten der Wormser Bürger mit König Heinrich VII., dem Sohne Friedrich's II. enthält, — leider aber springt die Erzählung in dem Momente, wo sie die Absetzung Heinrich's berühren sollte, auf das Jahr 1241 (S. 179), sondern auch genauere Berichte über den berühmten Ketzerverfolger Conrad von Marburg, mittheilt, als bisher aus den Gestis AEp. Trevir., der Chronik Godhards, dem chronicon Erphordiense, und selbst dem chron. Alberici und Trithemius, den Hauptquellen für diese trübe Parthie des dreyzehnten Jahrhunderts zu entnehmen waren.

Die bedeutendste Bereicherung des historischen Materials für die noch immer nicht hinlänglich aufgehellte Geschichte Conrads durch die Wormser Annalen besteht darin, daß gegen die in Oberdeutschland und am Rheine zahlreichen Patarener, deren Umtriebe und Verbindungen mit dem Hauptsitze die-

ser Sekte in Mailand durch die erwähnten Quellen über allen Zweifel steht, ein Predigermönch Conrad Dafo und ein Laye, Johann (qui erat luscus, et mancus et vere totus nequam) aufstanden und diese Ketzer unter dem Beyfalle der Menge verbrennen ließen. Der Zulauf, den sie hatten, so lange sie sich gegen solche kehrten, die nach der damaligen Ansicht todeswürdig waren (assistebant eis et merito quia digni erant mortis, wobey denn Gottfried von Cöln meint: miranda res et nimium stupenda quod hiis temporibus ignis contra genus mortalium sic invaluit; nam eodem fere tempore et rebelles imperatoris in Sicilia et in Germania infinitus numerus hominum et multa menia incendis perierunt), vermochte die Beyden, wohin sie kamen, den Richtern viele Leute als Ketzer ohne weitere Untersuchung zu bezeichnen, die dann sogleich durch den weltlichen Arm dem Feuertode überliefert wurden. Auch hiebey fanden sie bey dem Volke, jedoch nicht bey dem Clerus Unterstützung. Um sich nun die Gewalthaber geneigt zu machen, wandten sie sich an König Heinrich und boten ihm und den übrigen Richtern die Hälfte der Habe der Verurtheilten, die andere dem Bischofe der Stadt an. Dieses gefiel und nun setzten sie, von dem Grundsatze ausgehend, besser 100 Unschuldige verbrannt, als daß ein Schuldiger entkomme, ihr Werk fort, so daß das ganze Volk zu zagen anfing. Erst jetzt verbanden sich die beyden obengenannten mit Conrad von Marburg, der ein Ansehen gleich einem Propheten genoß und über dessen Unbeflecktheit wie über seine Rücksichtslosigkeit (judex sine misericordia) die Quellen einstimmig sind. Dieser nun verfuhr mit so ungezügeltem Eifer (vgl. Friedrich II. S. 65), daß Viele, um nicht verbrannt zu werden, eingestanden sie seyen Häretiker, deßhalb von ihm über den Ohren geschoren wurden und dadurch ihr Leben retteten, das sie, wenn sie die Häresie abgeläugnet hätten, verwirkt haben würden. Auf dieses ließen sich Predigermönche und Minoriten von den neuen Ketzerrichtern Vollmachten geben (qui tamen nullum mandatum a sede apostolica habebant) und verurtheilten nun auch ihrerseits in Masse zum Feuertode. Wie hierauf das Ganze zum Bruche kam, stimmt mit den bekannten Angaben überein. Nur wird der Mörder Conrads von Marburg von dem den Predigermönchen überhaupt abholden Verfasser (vgl. p. 174 ad an. 1221) vir christianissimus (wohl nur als Bezeichnung, daß er kein Ketzer war) genannt, während Golscherus, welcher auch die beyden Urheber der großen Verfolgung kennt (quidam cognomento Tors et Johannes carens uno oculo et una manu qui duo ex haereticis conversi ferebantur) und über das Treiben der Häretiker sehr umständliche Berichte mittheilt, von dem Grafen von Sayn sagt: quod comes ille — magnae crudelitatis esse dicebatur. Da aber diese Episode der deutschen Geschichte von großem Interesse ist und sich in Bezug auf Conrad selbst, sowohl in den handschriftlichen Regesten des P. Honorius III. als Gregors IX. eine Reihe von Briefen vorfindet, glaubt Ref. bey diesem Anlasse dem verdienstvollen Herausgeber der Fontes und sonstigen Freunden deutscher Geschichte diejenigen Aufschlüsse nicht vorenthalten zu dürfen, welche er durch frühere Forschungen zu ertheilen im Stande ist.

Im vierten Jahre seines Pontifikates (1219) schrieb P. Honorius (Bibl. Vallicell. I. 53. Annus IV. n. 744. Rayn. ann. 1220, n. LIII.) Magistro Conrado Scholastico maguntinensi Capellano et penitentiario nostro. (Mittit eum ad partes Teutoniae ut animet crucesignatos ad transfretandum et ad idem Fridericum inducat vel ad dimittendos crucesignatos. Da Friedrich weder das Eine noch das Andere that, erfolgte sodann der unglückliche Kreuzzug gegen Damiette. [Vgl. Friedrich II. S. 18—21].) An denselben ist auch der 843. Brief desselben Jahres Dat. ap. Urbem veterem IV. cal. Aug. gerichtet. Ut diligenter praedicationem crucis exequatur in praesenti, praesertim cum Caliph de Baldach in succursum Sarracenorum veniret. Inc. fama referente. Ein gleicher d. d. Ap. Later. V. cal. Decembr. anno V. n. 234. trägt die Ueberschrift: Ut revocet ad tempus indulgentias concessas crucesignatis in Livoniam ut omnes succurrant terrae sanctae maxime indigenti et quod Fridericum coronaverit, qui crucem assumpsit. Inc. Venerabilis.

(Schluß folgt.)

Travels in Luristan and Arabistan by the Baron C. A. de Bode.

(Schluß.)

Man machte hier keine Schwierigkeit, den fremden Ungläubigen in das Heiligthum einzulassen; der Guardian des Grabmahles erlaubte sogar die genaue Besichtigung und Berührung des heiligen Steines, welcher dort aufbewahrt wird, und welcher dem Reisenden als ein Aerolith erschien. Die gläubigen Mohamedaner schreiben diesem Steine, wenn eine Besucherin des Grabmales denselben unter Hersagung gewisser Gebete an ihren Busen drückt, eine fruchtbar machende Kraft zu; das dortige Volk erzählt sogar die Sage, daß einst ein Franke, um des Talismans sich zu bemächtigen, Schießpulver unter demselben angezündet habe, worauf eine verheerende Pest ausgebrochen sey. Unter dem neuern Aufbau des Grabmahles zeigen sich Baureste aus älterer Zeit, mit altpersischen Inschriften, ähnlich jenen, die sich um Persopolis finden. In der Nähe des Flußes stehen noch einige Trümmer von Marmorsäulen aus dem Riedgras und dem angeschwemmten Boden hervor; das Kapitäl der einen ist mit Zierrathen versehen, welche die Form von Lotosblättern haben. Aehnliche Trümmer, die von der vormaligen Herrlichkeit dieses Lieblingsaufenthaltes der mächtigen Perserkönige zeugen, sollen, nach der Angabe der Bewohner der Umgegend, nicht selten hier in der Nähe gefunden werden.

In Dizful so wie in Schuschter lernte Hr. v. Bode mehrere der dort wohnenden St. Johannes-Christen oder Sabäer kennen, welche, nach ihrer eigenen Aussage, den Glauben an die Dreyeinigkeit Gottes so wie manche andere Lehren mit der christlichen Kirche gemein haben, dabey aber von St. Johannes dem Täufer Begriffe hegen, wodurch demselben eine abgöttische Verehrung zuerkannt wird.

Von hier an ward die Reise des H. v. Bode über den in dieser Jahreszeit leichter zu passirenden Gebirgsweg von Burujird so eilig, daß ihm, bey all den einzelnen, interessanten Zügen, die er im Vorübergehen auffaßte, dennoch keine Zeit und Gelegenheit zu genaueren Forschungen übrig blieb. Einer der interessantesten Punkte unter allen, die er auf der Heimreise durch den nördlichen Theil von Luristan noch berührte, war die malerisch schön gelegene Stadt Khorremabad, deren Merkwürdigkeiten jedoch schon von andern Reisenden, namentlich von Rawlinson, sattsam beschrieben sind. Sie ist eine von den wenigen Städten des Landes, die sich aus dem zertrümmerten Zustand, in welchen der Länderverheerer Timur im J. 1386 sie versetzt hatte, wieder auferbaut und zu einer Hauptstadt ihrer Provinz erhoben hat. Orangengärten und Weinberge wechseln hier mit fruchtbaren Feldern; am Rande der grünen Auen und am Fuße des steil emporsteigenden Gebirges stehen alte, hochwüchsige Cypressen.

Nach einer Abwesenheit von 67 Tagen kam Hr. v. Bode am 28. Februar wieder nach Teheran zurück. Noch nicht den dritten Theil dieser Zeit (21 Tage) hatte er auf die genauere Betrachtung der durchreisten Gegenden und zu einer Art des Ausruhens verwenden können, 47 Tage hatte er mit dem bloßen Reisen in Eilmärschen zubringen müssen, weil sein Stand und Beruf keine längere Abwesenheit von Teheran gestatteten. In dieser kurzen Zeit hatte er 353 persische Farsangen oder 1235 englische Meilen zurückgelegt, zum Theil über Gebirgsgegenden, welche das Eilen zur Unmöglichkeit machen. Namentlich von Dizful war er erst am 13. Februar abgereist, und von da nach Teheran betrug die Entfernung noch 114 Farsangs oder 399 englische Meilen, auf einem Wege, der zum Theil mitten durch das Gebirge führte.

Nur selten wird ein neuerer Reisender in so kurzer Zeit so Vieles und Bedeutungsvolles gesehen und das Gesehene mit solcher Klarheit und mit so viel Verstand beschrieben haben, als man dieß von Hrn. v. Bode rühmen darf, dessen Werk noch überdieß von einer Gesinnung seines Verfassers Zeugniß giebt, welche diesem die innige Hochachtung jedes wohlmeinenden Lesers erwerben muß.

S.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. Oktober.

No. 200. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Fontes rerum germanicarum. Geschichtsquellen Deutschlands, herausgegeben von Joh. Friedr. Böhmer.

(Schluß.)

Im darauffolgenden Jahre (VI. 181) werden diese Indulgenzen wieder bewilligt. Ein anderes Schreiben: Dat. Lateran. VI. non. Mart. ist gerichtet: Magistro Conrado Capellano et primario (wenn nicht der für Rainaldi verwendete Abschreiber so las statt poenitentiario) et Johanni Scholastico Xantoniensi (ist das etwa der Johannes der Wormser Annalen und des Golscher?). Ut colligant pecuniam vigesimae eamque in praeparandis navibus in subsidium terrae sanctae expendant. Inc. Quia novimus. Gleich im ersten Jahre seines Pontifikates (1227) schrieb P. Gregor IX. (Dat. Anagn. II. id. Iunii Ann. I. n. 109) an den in so vielen Geschäften erprobten Conrad: Magistro Conrado de Marburc super officio praedicationis ei commisso. Laudat ejus diligentiam in exstirpandis haereticis in Teutonia et concedit ei ut sibi comites adsciscat. Inc. Sollicitudinem. An denselben ist auch ein Schreiben gerichtet, das etwas später V. cal. Sept. allen deutschen Bischöfen zukam: Magistro Conrado de Marburc praedicatori verbi Dei. Ut presbyteros et alios in sacris ordinibus constitutos, concubinas tenentes in partibus Teutoniae corrigat. Inc. Super montem. Dat. Anagn. 12. cal. Jul. Im sechsten Jahre seines Pontifikates (1232) schrieb P. Gregor an Conrad (n. 125. Dat. Anagn. II. Id. Octob.): Magistro Conr. de M. Ut defendat hospitale in Marburch. und n. 286. Anagn. II. non. Febr. Archiepiscopo Maguntino. Confirmat initam concordiam inter ipsum et Conradum Landgrav. Thuringiae per Conradum de Marb. super quibusdam villis. Ein Schreiben P. Gregor's Ann. VII. 177. Dat. Lateran. Idib. Jun. ARpo Maguntino, Episcopo Hildesemensi et Magistro Conrado de Marburch praedicatori verbi Dei. Vox in Raman. ist bey Raym. 1283. n. XLII. zum Theile abgedruckt. Die Mittheilung des noch bedeutenden Ueberrestes muß einer andern Gelegenheit überlassen werden. Dasselbe gilt von einem längeren Schreiben desselben Pabstes und von demselben Jahre VII. n. 173. Dat. Later. IV. Id. Jan. Beyde beziehen sich auf die Ergreifung strengerer Mittel zur Unterdrückung der Häresien, da die milderen sich als wirkungslos erwiesen. Noch finde ich in meinen Collectaneen ein Schreiben P. Gregor's an Conrad. Dat. Reati V. Id. Oct. Pontificatus nostri anno V. Dilecto filio M. Conr. de M. praedicatori verbi Dei. Inc. Cum de summo munere Christi. Dieses enthält die Conrad auf den Bericht der Erzbischöfe von Trier und Mainz hin ertheilten Vollmachten zur Ausrottung der Häresien. Ueber Conrads Wirksamkeit in Folge des ihm gewordenen Auftrages giebt der Bericht die genauesten Aufschlüsse, welche der Erzbischof von Mainz und der Bruder Bernard vom Predigerorden nach Conrads Tode an den Pabst absandten, und wo man sieht, wie er allmählig von niederen Personen zu höheren schreitend, der Spielball von Sykophanten und das Opfer seines ungeregelten Eifers wurde, der ihn in jedem Ange-

klagten einen Verbrecher erblicken ließ. Dieser merkwürdige Bericht ist in das chronicon Alberici bey Leibnitz accessiones historiae II. 1233. aufgenommen. Wenn dann Alberich hinzusetzt, was der Pabst hierauf antwortete, wisse man noch nicht, so tritt die Ergänzung durch die annales Wormatienses ein, denen zufolge Gregor IX. gesagt hat: miramur quod talia inaudita judicia tam diu apud vos sustinuistis, nobis ea non declarantes; nolumus enim ut talia diucius permittantur, sed ea penitus deponimus et cassamus; talem miseriam ut nobis dixistis non permittimus. (S. 177).

An die Annales Wormatienses schließen sich die Wormser Regesten, welche für die Stadtgeschichte von großer Wichtigkeit sind, an. Dann kommen kurze Mainzer Annalen, die Schöttgen und Keysig herausgegeben haben. Der hierauf folgende Christianus Magvatinus ist nach der Ausgabe des Urstisius abgedruckt. Auch die mitgetheilten beyden Werke Cäsars von Heisterbach wie des Levold von Northof Catalog sind nur Wiederabdrücke; allein gerade hier tritt, was oben bemerkt wurde, ein. Der Wiederabdruck ist für viele Forscher beynahe einer Auffindung gleich. Die Excerpte aus Gottfrieds Chronik sind Auszüge aus der sogenannten Chronica regia S. Pantaleonis. Mit ihnen beginnt bereits die zweyte Gruppe von Quellen, zu welcher zerstreute und seltene Beyträge zur Kaisergeschichte gehören. Reiners von Lüttich Chronik, hier im Auszuge mitgetheilt, ward bisher in Deutschland noch nicht gedruckt; das treffliche chronicon Erphordiense ist nur einmal, von Schannat, herausgegeben worden. Die Auszüge aus der Reimchronik des Metis Stoke und aus der Chronik des Johann von Beka beziehen sich auf König Wilhelm, die aus Thomas Wikes auf König Richard. Die einzige Ausgabe der letzteren Chronik bey Gale scriptores historiae anglicanae ist selbst in England selten. Dann sind angereiht: excerpta ex chronica Martini Poloni una cum continuatione Alderspacensi 1246—1286; Cunradi de Wirmelingen annales Sindelfingenses 1276—1294; Burkardi de Hallis et Dytheri de Helmestadt notae historicae 1273—1325; Hirzelin über die Schlacht bey Göllheim 1298. Nach diesen eröffnet sich die dritte Gruppe, die Annalen des Hermann von Altaich 1152—1273 und des Eberhard von Altaich 1273—1335, nebst der Osterhofer Chronik, 1285—1313.

Die Annalen Hermanns sind nicht nur öfter gedruckt, sondern auch uns in mehrfacher Gestalt erhalten worden. Der Herausgeber durchgeht in der Vorrede weitläufig diese Formen, da denn bey verschiedenen Sammlern das eine Werk als chronica Augustensis, als Heinrich Stero, als Fortsetzung der Gebrüder Wellim, als Hermann, Eberhard von Altaich, Heinrich von Oettingen, Chronik von Osterhofen, erschien. Hr. Dr. Böhmer war aber so glücklich, eine Handschrift zu Wien aufzufinden, welche sich als Annalen des Hermann von Altaich ankündigte und von 1152—1273 reicht. An ihn schließt sich sodann Eberhard an, nachdem Heinrich Stero, Probst von Oettingen, dem Manuscripte Hermanns i. J. 1275 einige Zusätze über ihn beygefügt, die der Herausgeber am Schlusse der Annalen beygegeben hat. Somit ist der Streit über den ächten Hermann gelöst und dessen wahre Form nicht durch eine kühne Restitution, wie sie der von dem Verfasser mit Stillschweigen übergangene Dr. Giesebrecht *) versuchte, sondern durch den wahren und wirklichen Inhalt hergestellt. Unstreitig ist dieses für die Geschichtschreibung ein großer Gewinn, indem man jetzt erst mit Zuverläßigkeit dem Annalisten zu folgen vermag, und die Geschichte nicht nur durch neue und bestimmte Thatsachen, sondern auch durch

*) Die Hoffnung, durch den Hermannus Altahensis jene früheren Altaicher Annalen zu erlangen, welche Giesebrecht zu restituiren suchte, ist durch die Auffindung der Handschrift Hermanns, welche Aventin benützte, nicht erfüllt worden. Statt der Annalen des Abtes Wenzel geht den gleichzeitigen Aufzeichnungen Hermanns die Weltchronik des Ekkehardus Uraugiensis voraus; dann v. J. 1106 bis 1126 hat Hermann, wie er selbst sagt, den Otto von Freisingen ausgeschrieben. Illa vero, setzt er dann hinzu, quae postea continentur ego Hermannus abbas Altahensis licet indignus ex diversis chronicis et privilegiis undecunque colligendo cum his quae meis temporibus contigerunt de anno in annum simplici stilo annotare curavi etc.

einen Geschichtschreiber reicher wird, dessen Beruf hiezu von dem Herausgeber in der Vorrede als ganz entschieden dargethan wird, und der im zweyten und dritten Viertel des dreyzehnten Jahrhunderts Hauptquelle ist, in einer Periode, welche sonst an Geschichtschreibern so arm und wo jeder Gewinn von Bedeutung ist. Die Veränderungen zu bezeichnen, welche der neue und genuine Abdruck, etwa Oefele's Hermann gegenüber, mit sich führte, würde die Anzeige des Buches in das Ungebührliche erweitern.

Allein eines glaubt Ref. dennoch bey der Gelegenheit bemerken zu dürfen, ja selbst sich und andern schuldig zu seyn, diese Bemerkung öffentlich auszusprechen. Nicht ohne eine gewisse Bangigkeit, die jedweder, welcher in gleicher Lage sich befände, theilen würde, hat Ref. den 2. Band der Fontes zur Hand genommen, und sowohl von den Wormser als insbesondere von den Altaicher Annalen Zusätze befürchtet, die seine Geschichte K. Friedrichs II. in der einen oder andern Beziehung wesentlich berichtigen möchten. Welche Bereicherung die Wormser Annalen für die Geschichte Friedrich's II. gaben, haben wir oben gesehen, ohne jedoch für uns einen Grund zu einer wesentlichen Veränderung, sey es des Standpunktes oder der Thatsachen, dadurch zu erlangen. Die Ausführung ins Einzelne müßte freylich, gegen früher gehalten, hie und da manche Veränderungen erleiden. Aber gerade diese lag ja nicht in den Zwecken einer nur 322 Seiten enthaltenden Monographie, die, wo sie in das Einzelne gieng, wie bey den Diffidien Heinrichs VII. mit seinem Vater, zwar die bisherige Auffassungsweise wesentlich veränderte, hierin aber die neuen Quellen gänzlich auf ihrer Seite hat. Dadurch gewann sie also eine Begründung, gegen die der Phrasenkram derjenigen nichts vermag, welche die Geschichte a priori zu schreiben sich vermessen und ihre subjectiven Ansichten positiven Thatsachen als Maßstab entgegen halten. Die annales Altahenses stimmen gerade in der Regierungszeit Friedrichs II. mit dem früher bekannten Abdrucke (bey Oefele) fast genau überein und es wäre eher der ältere als der neuere Abdruck der an Thatsachen reichere zu nennen. Ja Ref. gesteht, durch Bekanntwerdung der genuinen Annalen diejenigen Aufschlüsse nicht erhalten zu haben, welche er bey Durchgehung des Aventinischen Hermann von Altaich von der Auffindung des Urtextes erwartete. So bleibt z. B. die auch in Friedrich II. S. 121 erwähnte Stelle (Oefele I. S. 673 ann. 1243) gleich mehreren anderen, auch jetzt unerläutert. Es versteht sich jedoch von selbst, daß dieß kein Vorwurf für den Herausgeber seyn kann, und noch viel weniger seyn soll. Wenn es ein Vorwurf ist, so trifft derselbe Niemanden als Aventin oder Oefele. — Die Chronik von Osterhofen ist als eine Fortsetzung der Altaicher Annalen zu betrachten, so daß durch diese Trias ein volles Jahrhundert deutscher und insbesondere bayerischer Geschichte ausgefüllt wird. Für diese Gabe werden also bayerische Geschichtsforscher dem Herausgeber besonderen Dank wissen.

„Den Boden zu kennen, worauf man steht, zu wissen, was einst gewesen nun aber verschwunden, einzusehen, wie das gekommen, zu begreifen, was in der Vorzeit wurzelnd noch aufrecht steht: das scheint mir Anfang und Vorbedingung aller besseren Bildung; doppelt wichtig einem Volke, dessen selbstständige Entwicklung gehemmt war, welches neu sich erheben will, und nun doch nicht die letzten Jahrhunderte der Versunkenheit fortsetzen, sondern anknüpfen möchte an die früheren der Kraft und der Größe. So wird es denn würdige Aufgabe für vaterländische Gesinnung seyn, hier an den ächtesten Kunden der Vorzeit sich selbst wieder finden zu lernen, sich zu stärken an dem, was die Vordern erstrebt, sich zu bekehren an dem, was ihnen förderlich oder verderblich war, und gereinigt von Leidenschaften durch den Anblick des großen Drama's zu der Aufgabe der Gegenwart mit veredelter Kraft zurückzukehren.“

Ist es gestattet, diesen schöngesagten und edelgedachten Worten, mit welchen der verdienstvolle Herausgeber der Fontes den vorliegenden zweyten Band einführt, noch Einiges hinzuzufügen, so möchten wir mit den Wünschen eines glücklichen Erfolges der vorgesteckten Zwecke noch einen ganz besonders verbinden, dessen Erreichung bey dem Studium dieses Bandes uns mehr als gewöhnlich vor die Seele trat. Viele und nicht geringe Irrthümer der Gegenwart stammen von dem Mangel an richtiger Unterscheidung der lebensvollen

Perioden unserer Geschichte, von denen der Verwirrung und Auflösung her, die oftmals, während ihnen der Tod bereits im Herzen saß, noch eine Fülle von Kraft in sich zu tragen schienen, welche an der Außenseite gelagert dem an der Oberfläche haftenden Blicke die Fäulniß des Innern verbarg. Mit denselben Vorurtheilen, mit welchen der große Haufe unserer Gebildeten die mittelalterlichen Quellen der deutschen Geschichte, „als dürftige Chroniken von unwissenden Mönchen in elendem Latein geschrieben," betrachtet und die die Gegenwart beschämende Thätigkeit im Gebiete der Historiographie ignorirt, mit demselben absichtlichen oder nicht absichtlichen Irrthum wird auch noch immer das große Ganze des Mittelalters und dessen einzelne Theile angeschaut. Durch die vertraute Bekanntschaft mit den Quellen, diesen sprechenden Denkmälern einer edlen Vorzeit, deren Studium durch die neuere Ausgabe für das größere Publikum so sehr erleichtert ist, muß nothwendig eine so schale Anschauung der Geschichte verschwinden. Die lärmenden Redner des Tages, deren Geschichtskenntniß in der Regel eben so leicht ist, als ihre ganze Weltanschauung, werden dadurch am leichtesten zum Schweigen gebracht und die schwankende Gesinnung der Massen consolidirt werden, wenn mit der Kenntniß dessen, was auf dem vaterländischen Boden vor sich gieng, auch die Liebe zur Heimath sich einstellt, die nothwendig einer blinden Neuerungssucht Platz macht, wenn man alles Heil nur in einer träumerischen Zukunft, nicht aber in der ruhigen, gemessenen Entwicklung des Bestehenden erblickt. Die Institutionen der neueren Zeit, welche nur zu oft den Faden des Zusammenhanges mit der früheren abschnitten, sind ohnehin vielfältig geeignet, eher eine hochmüthige Verachtung als eine Ueberschätzung des Vergangenen hervorzurufen und das so lebhaft erwachte Studium des Mittelalters ist eben deßhalb vortrefflich geeignet, um den Folgen dieser Richtung die Wagschale zu halten. Eine richtige Kenntniß der Vergangenheit lehrt über die Gegenwart milder und richtiger urtheilen, mäßigt die sanguinischen Wünsche derjenigen, welche, ehe noch der Baum gepflanzt ist, die Früchte genießen wollen, und verleiht die nicht genug zu schätzende Erfahrung, daß man sich nicht sowohl darüber wundern muß, daß die irdischen Dinge nicht besser gehen, als, daß bey dem Treiben der Leidenschaften und dem Mangel an Selbsterkenntniß, Selbstbeherrschung und Selbstaufopferung der Einzelnen die Sachen nicht schlechter gehen. In einer Zeit, wo Alles nach Freyheit dürstet und die Emancipation das Schlagwort des Tages ist, giebt es keine bessere Lehre, als diejenige, welche vor Allem die Geschichte des Mittelalters auf jeder Seite enthält, daß nur derjenige frey sey, der sich selbst zuerst von allem dem frey gemacht hat, was den ewigen und unvergänglichen Gesetzen der Moral, des gegenseitigen Rechts, der Billigkeit entgegen ist.

Sollen wir bey der schönen Ausstattung der Fontes, der Sorgsamkeit des Druckes, dem sichern Takte in Bezug auf die Auswahl des Stoffes, dem glücklichen Auffindungstalente, der großen Belesenheit und Anspruchlosigkeit des Herausgebers nicht sowohl einen Tadel als einen Wunsch hinzufügen, so wäre dieses, etwa nachträglich jene Stellen in die Fontes mit aufzunehmen, welche zur vollständigen Beleuchtung der für Deutschland so wichtigen Angelegenheit mit Conrad von Marburg dienen. Dann, wie man sich immer über die kleinen Verstöße Anderer freut, wenn man sich selbst größerer bewußt ist, sey bey Altahensis ad ann. 1253 S. 509 Zl. 16 von Oben eum statt eum gerügt, der einzige Druckfehler, den Ref. bemerkte.

Höfler.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. Oktober.

Nro. 201. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

1) Deutsche Alterthümer im Hêliand als Einkleidung der evangelischen Geschichte. Beyträge zur Erklärung des altsächsischen Hêliand und zur innern Geschichte der Einführung des Christenthums in Deutschland; von Dr. A. F. C. Vilmar, Director des churfürstlichen Gymnasiums zu Marburg. Daselbst. 1845. 70 S. 4.

2) Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Ein Beytrag zur Geschichte der deutschen Kirche, von Rud. v. Raumer, Ph. Dr., Privatdocenten an der Universität zu Erlangen. Stuttgart 1845. XVI. und 430 S. 8.

Beyde Untersuchungen gehen aus von jenem großen Wendepunkte in der innern Geschichte unsers Volkes, wo es anfieng, der neuen Lehre, durch die es für immer aus seiner ursprünglichen ureigenen Bahn der Entwicklung gehoben war, Worte seiner eigenen Sprache zu leihen. Die eine Abhandlung ist bestrebt, aus solchen dieser Lehre geweihten Worten, die, zum Kunstwerk verwoben, als christliches Epos auf uns gekommen sind, Schlüsse zu ziehen auf das was diese Worte in jenem frühern Entwicklungsgange gegolten haben, und sie so als Zeugen zu nehmen, die da aussagen über Dinge und Begriffe, von welchen sonst nur geringe Kunde geblieben ist. Sie blickt rückwärts von den Worten auf Sachen und Begriffe, während die andere bemüht ist zu zeigen, wie sich für die mancherley durch die neue Lehre gegebenen Sachen und Begriffe allmählich neue Worte gebildet oder alte in ihrer Bedeutung geändert, verengt oder erweitert haben.

In Nr. 1. nämlich wird eine übersichtliche Darstellnng gegeben von der eigenthümlichen Auffassung des Evangeliums, welche dem altsächsischen Heliand zu Grunde liegt.

„Es ist, so sagt der Verf. im Eingange, das Christenthum im deutschen Gewande, eingekleidet in die Poesie und Sitte eines edlen Stammes, welches uns hier entgegentritt, mit unverkennbarer Liebe und treuer Hingebung geschildert, mit allem Großen und Schönen ausgestattet, was das deutsche Volk, das deutsche Herz und Leben zu geben hatte. Es ist ein deutscher Christus, es ist im eigensten Sinne unser Christus, unser lieber Herr und mächtiger Volkskönig, welchen die Dichtung des Volkssängers uns darstellt. Eine tiefe Befriedigung wehet, wie ein warmer Frühlingshauch durch den frischgrünen Wald, durch das ganze Gedicht; ein Heimatsgefühl von oft wunderbarer Stärke und Innigkeit bewegt das Herz des Sängers und ergreift uns Spätlebende, wenn wir seinem Liede horchen, nicht selten mit unwiderstehlicher Gewalt, wie noch in späten Jahren den Mann die Erinnerung an das längst verlassene Vaterhaus und an das Grab der Mutter lebhaft bewegt. Zugleich aber ist eine Fülle der frischesten regsten Bewegung, der lebendigsten Thatkraft, der stärksten, festesten, ja stolzesten Ueberzeugung durch das ganze Epos ausgegossen, wie sie uns in unserer ganzen Poesie kaum, in der christlichen nicht wieder entgegentritt: man sieht es jedem Zuge, fast möchte man sagen, jeder Zeile an, der Sänger steht mit seinem Glauben und Wollen mitten in einem großen, durch ernsten, küh-

nen Sinn, reine Sitte und stolze Haltung ausgezeichneten Volksgemeinschaft, welche die lebhafte Bewegung, die Kraft seiner Ueberzeugung und seines Willens, die Freude an dem lieben König und Herrn, dem mächtigen Christ, mit ihm theilt. Wie die Sänger der alten Heldensagen singt er seinen Volksgenossen nur das was diese selbst bereits wissen und kennen, und woran sie schon längst ihre Freude hatten.“ „Die äußere Geschichte der Einführung und Verbreitung des Christenthums in Deutschland hat man oft genug, und doch vielleicht selbst diese noch nicht zureichend beschrieben; davon aber, wie das Evangelium von dem Volke aufgenommen worden ist, wie die Sendboten ihre Lehre den deutschen Hörern nahe gelegt, und wie die Volksstämme versucht haben, sich dem Evangelium und das Evangelium ihrer Anschauung gerecht zu machen, ob das Volk Freude an dem Christenthum gehabt oder nicht, ob es an die Lehre oder an die Person des Erlösers sich angeschlossen, davon wissen unsere Bücher bis dahin wenig oder nichts zu erzählen. Mag denn diese kleine Schilderung einstweilen, bis Ausführlicheres und Besseres kommt, wenigstens so viel leisten, daß sie zeigt, es sey auch für die innere Geschichte der Einführung des Christenthums in Deutschland noch manche nicht unergiebige Quelle aufzuschließen, und noch viel, wo nicht alles, zu thun übrig, jedenfalls mit der Erzählung von der Herrschaft des römischen Stuhles in Deutschland und der Bekehrung der Sachsen durch das blutige Schwert des fränkischen Karls nicht alles abgemacht. In unserm Gedichte ist weder von römischer Hierarchie, noch von den Frankenschwertern eine Spur zu finden, und doch ist das Gedicht den falschen Decretalen gleichzeitig, und doch war die „mit dem Schwerte bekehrte“ Generation der Sachsen noch nicht ausgestorben, als unser Sänger sein Lied vom lieben Himmelskönige, Gottes Friedenskinde, sang.

Die Wärme, mit der sich unser Verf. hier über die Bedeutung des altsächsischen Dichtwerkes ausgesprochen, findet sich nichts weniger als verläugnet in dessen „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Nationallitteratur,“ Marburg 1845. In diesem Buche, dem man zur Gründlichkeit eine oft an Strenge gränzende Nüchternheit zugestehen wird, heißt es S. 33 von jenem Werke:

„Es ist bey weitem das Trefflichste, Vollendetste und Erhabenste, was die christliche Poesie aller Völker und aller Zeiten hervorgebracht, ja abgesehen von dem christlichen Inhalt, ein's der herrlichsten Gedichte überhaupt von allen, welche der dichtende Menschengeist geschaffen hat, und welches sich in einzelnen Theilen, Schilderungen und Zügen vollkommen mit den homerischen Gesängen messen kann. Es ist das einzige wirkliche christliche Epos. Ohne Aufbietung künstlicher Mittel und aufgetragene Farben — die sich mit keiner ächten Dichtung, am wenigsten mit dem Epos vertragen — ohne gewaltsame Herbeyziehung einer wohlgemeinten aber ihres Eindrucks gänzlich verfehlenden christlichen Mythologie, durch welche Klopstock seinen Messias verunstaltet hat, redet hier die einfache Thatsache, die nur dadurch zur Dichtung wird, daß der alte Sachsensänger das Evangelium in der unter seinem Volke hergebrachten epischen Sprache, in den überlieferten alliterirenden Formen erzählt. Es ist Christus in Deutschland, Christus unter den Sachsen, der uns hier entgegentritt.“

In der vorliegenden Abhandlung nun wird die eigenthümlich deutsche Art und Weise, in welcher das alte Epos die evangelische Geschichte auffaßt und einkleidet, unter den Rubriken: I. epische Form, II. Mythologie, III. Naturanschauung, IV. Gesinnung, V. Sitte, Hausleben, Besitz und Vermögen, VI. Verwandtschaft, VII. Volk und König, endlich VIII. Kriegerleben, so weit dieß in Kürze durch Aushebung und Erörterung bezeichnender Ausdrücke und Stellen geschehen kann, anschaulich zu machen gesucht. Wie ja auch noch die viel später auftauchende deutsche Kunst zu ihren Darstellungen aus der Geschichte Jesu und seiner Zeit anfänglich nur Anschauungen, Bauart, Trachten u. s. f. ihrer eigenen Umgebung, ihrer eigenen oder doch der nächst vergangenen Zeit verwendet hat, so in seiner Weise der sächsische Dichter. Ihm, dem Volkssänger, hatte auch keine andere Form, hatten keine anderen Worte, keine andern Bilder als die noch aus vorchristlichen, vorkarolingischen Zuständen her lebendigen zu Gebote gestanden. Und was aus Gemälden des XV. Jahrhunderts über dieses und das XIV., das ist aus der Dichtung des IX. über das VIII. und wohl noch frühere zu lernen. Daß es übrigens um die geselligen Begriffe und Zustände der Nordvölker jener Zeit nicht so übel bestellt gewesen seyn müsse, zeigt die Leichtigkeit, mit welcher sie in die der neuen aus dem Süden gekommenen Lehre übergegangen sind.

Ohne uns auf Einzelnes einzulassen (auch die Wissenschaft der deutschen Sprache findet da manches für sie Ersprießliche) schließen wir mit den Worten, zu welchen sich der Verf. bey Ausführung der Rubrik: „Volk und König“ veranlaßt sieht:

„In der vollen Glorie eines reichen, mächtigen, milden deutschen Volkskönigs, umgeben von seinen bis in den Tod getreuen Gefolgsmännern, und von den unzählbaren Völkerschaaren begleitet, welchen seine Königshülfe noth ist, wird uns im Heliand Christus dargestellt; das ist die eigentliche Aufgabe des Gedichtes, und der Umstand, der es zu einem wahren, zu dem einzigen wahren volksmäßigen christlichen Epos macht, welches unsere Sprache aufweisen kann. Wenn der angelsächsische Caedmon, welcher übrigens nur einen Theil des alten Testaments umfaßt, auf der einen Seite durch den größern Reichthum an den ältesten volksmäßigen Anschauungen und Formeln gewinnt, so verliert er auf der andern Seite durch den Mangel dieses einen, vom Anfange bis zum Ende festgehaltenen und siegreich durchgeführten Gedankens, der ohnehin freylich wohl nur in der neutestamentlichen Geschichte durchzuführen war. Um diesen Mittelpunkt lagert sich alles andere, was von deutscher Eigenthümlichkeit in Poesie, Sitte und Leben sonst noch in unserm Epos vorhanden ist, und im Vorhergehenden übersichtlich zusammengestellt wurde, herum, weist auf ihn hin und geht von ihm aus. Die ganze evangelische Geschichte erscheint als der glorreiche Zug eines herrlichen Volkskönigs durch sein Land, um zu rathen und zu rechten, zu weisen und zu lehren, Gaben zu verleihen, zu helfen und zu heilen, zu kämpfen wider seine Feinde, in diesem Kampfe für die Seinen zu sterben und endlich aus der scheinbaren Niederlage sich im glänzendsten Siege zu erheben. Das himmlische Königsthum unsers Erlösers, welches die gesammte Christenheit bekennt, ist hier abgespiegelt in dem höchsten Glanze eines irdischen Königthums; und daß hier eine christliche Wahrheit in eine analoge menschliche, volksmäßige und eben darum dichterische Wahrheit transfigurirt worden ist, das ist der glückliche Griff, der wahrhaft und hochpoetische Blick, den unser Sänger zugleich in das göttliche Leben des Welterlösers und in das rein menschliche Leben seines Volkes gethan hat; dieß giebt dem Gedichte eine Festigkeit, Gediegenheit und Durchsichtigkeit, eine schmucklose aber imposante Würde und eine einfache Erhabenheit, wie sie nur ein ächtes Epos besitzt. Die Niedrigkeit der zeitlichen Erscheinung Christi tritt demnach bey unserm Dichter ganz in den Hintergrund. Vielmehr wird er angekündigt und erscheint gleich vom Anfange als der herrliche König und Führer seines Volkes. In gleicher Weise tritt seine Gottheit in den Hintergrund; dieselbe wird zwar, als sich von selbst verstehend, vorausgesetzt und 163. mit sehr bestimmten Worten bekannt, aber nicht ein einziges Mal läßt sich der Dichter zu christlichen Mythologien, wie der angelsächsische Caedmon und später Milton, oder gar Klopstock verleiten: er bleibt ungeirrt von Theosophie und Theologie, auf dem klaren Boden, den er übersehen und poetisch bewältigen kann.“

Durften wir glauben, von dem Gegenstand und dem Geiste dieser Abhandlung besser als durch viele Worte von unserer Seite durch Aeußerungen des Verf. selbst einigen Begriff zu geben, so wird, in Absicht auf das umfangreichere Werk Nr. 2, derselbe Zweck am bündigsten durch Aufzählung der Haupttheile seines Inhalts zu erreichen seyn.

Der Verf. hat sein Werk in drey Bücher abgetheilt. Das erste ist überschrieben: Die althochdeutschen Sprachdenkmäler und ihre weltgeschichtliche Bedeutung; das zweite: Geschichtliche Darstellung, auf welche Art sich das Christenthum der althochdeutschen Sprache bemächtigt hat; das dritte: Die christlichen Bestandtheile der althochdeutschen Sprache. Das erste Buch handelt in seinem ersten Capitel von dem hochdeutschen Sprachstamme überhaupt und von dessen frühester Periode, dem Althochdeutschen, und zeigt, wie aus diesem die spätern Perioden, das Mittel- und das Neuhochdeutsche, sich entwickelt haben, und wie bey wissenschaftlicher Betrachtung der letztern fort und fort auf jenes als deren organische Grundlage zurückgegangen werden müsse. In einem zweyten Capitel sind systematisch aufgezählt, mit Nachweisung der Bibliotheken und Handschriften, denen sie entnommen und der Bücher, in denen sie abgedruckt sind, alle schriftlichen Ueberreste, die als Denkmäler jener ersten Periode sowohl als Poesie als in Prosa, sowohl geistlichen als weltlichen Inhalts bis auf uns gekommen sind. Ein wesentlicher Theil dieser Sprachüberlieferung besteht in einzelnen deutschen Wörtern, die sich in lateinischen fortlaufenden besonders theologischen Texten dolmetschend übergeschrieben finden, oder in sogenannten Glossen. Dazu kommen auch einige theils nach dem Alphabet, theils nach Begriffen geordnete, förmliche deutsche Wörterbücher jener Zeit. Als drittes Capitel folgt eine Würdigung dieser Denkmäler, deren Bedeutung eine welt-

geschichtliche genannt wird. Im zweyten Buche handelt das erste Capitel von der sprachlichen Grundlage des Christenthums und von der deutschen Gemeinde, und zwar unter den folgenden, bezeichnenden Rubriken: 1) das Christenthum völkerverbindend, die frühern Religionen völkerscheidend; 2) der sprachliche Zustand der alten Welt beym Eintritt des Christenthums; 3) die Sprache des israelitischen Volkes zur Zeit Christi und der Apostel; 4) die Sprache des Neuen Testaments; 5) die Uebersetzung des Christenthums in die lateinische Sprache; 6) die Einwirkung des Christenthums auf die lateinische Sprache; 7) das kirchliche Latein des Mittelalters; 8) das lateinische Christenthum und die deutsche Gemeinde. Das zweyte Capitel giebt die Geschichte des Christenthums unter den hochdeutschen Stämmen bis auf den Tod Karls des Großen; das dritte handelt von der Bildung des deutschen Clerus im frühern Mittelalter, unter den Rubriken: 1) Clerus und Laien; 2) die Bildungsanstalten des Clerus; 3) die allgemeine Bildung des Clerus; 4) dessen theologische Bildung; 5) die theologische Gelehrsamkeit. Im vierten Kapitel wird betrachtet die Wirksamkeit des deutschen Clerus im Mittelalter, von folgenden Gesichtspunkten aus: 1) sittlicher Zustand des Clerus im frühern Mittelalter; 2) die Geistlichen als Schulmänner; 3) Verhältniß der Laien zur Kirche; 4) der Geistliche in der Gemeinde; 5) der religiöse Unterricht; 6) die Predigt; 7) die Beicht. — Fünftes Kapitel: Fortpflanzung des Christenthums unter den Laien, durch den Catechismus und durch christliche Poesie. Im dritten Buche endlich, welches die christlichen Bestandtheile der althochdeutschen Sprache aufzählt, finden sich diese nach Maßgabe der Sachen, wovon sie der Ausdruck sind, in zwey Reihen eingetheilt, deren eine das, was sich auf die Kirche bezieht, die andere das in sich begreift, was zur Lehre des Christenthums gehört. Ueberall wird der deutsche Ausdruck auf seine lateinische Quelle zurückgeführt, aus der er zunächst übertragen ist. Bey den wichtigern ist, um ihren eigenthümlich christlichen Stammbaum recht deutlich vor Augen zu stellen, bis auf die Grundsprachen der christlichen Religion, das Griechische und Hebräische zurückgegangen. Bey der Erklärung des deutschen Wortes wird zuerst die Etymologie, wo diese historisch sicher ist, dann die allgemeine und zuletzt die specifisch-christliche Bedeutung gegeben, wobey sich an vielen Beyspielen zeigt, wie in den christlichen Ausdrücken der deutschen Sprache der christlich fremde Sinn sich mit dem einheimisch deutschen Worte vermählt hat.

Die christlichen Begriffe, deren im Althochdeutschen vorkommende Bezeichnungen auf solche Weise durchgegangen werden, folgen sich in nachstehender Ordnung: Heiden, Christen, Kirche; — die verstorbenen Glieder der Kirche, die Heiligen; — die kirchlichen Aemter; — die kirchlichen Gebäude und Geräthe; — die Feste und heiligen Zeiten; — die Gnadenmittel, Gottesdienst, Sacramente, h. Schrift. Nach dieser ersten in zweyter auf die Lehre bezüglicher Reihe: Religion, Offenbarung; — Gott; — Dreyeinigkeit; — Welt, Engel, Teufel; — Sünde, Schuld; — Glaube, Bekehrung, Buße, Beichte; — Werke, Liebe; — jüngstes Gericht, ewiges Leben.

Wir geben als Beyspiel der Behandlung gleich das zuerst, nämlich über den Begriff Heiden, Gesagte:

„Den wesentlichen Gegensatz unter den Menschen bilden die Christen und die Nichtchristen.

Die Nichtchristen führen im christlichen Latein die Namen gentes und pagani. — Gentes übersetzt in dieser Bedeutung das neutest. τὰ ἔθνη und führt zurück auf das Hebr. גּוֹיִם (Ps. 2. 1; 9, 6). Der Ausdruck pagani ist jüngern Ursprungs; er findet sich nicht vor dem 4ten Jahrhundert, und soll daher entstanden seyn, daß seit der Zeit Constantins des Großen das Heidenthum sich nur noch in den Dörfern [pagis] erhielt (Du Fresne s. v.). Die Vulgata hat den Ausdruck pagani nicht. Im alten Testament gibt sie גּוֹיִם durch gentes, im neuen hat sie neben gentes auch das dem Griechischen entlehnte ethnici [Matth. 5, 46. ἐθνικοί].

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Oktober.

Nro. 202. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1) Second Report on the state of Education in Bengal. 1836 *). Amtlich bekannt gemacht.

2) Third Report on the state of Education in Bengal and Behar etc. 1838. Amtlich bekannt gemacht.

3) The History of the British Empire in India. By Edw. Thornton. London 1841—43. 5 Vols. 8.

4) The Calcutta Review. Nr. I.—V. May 1844 — April 1845 **).

Lord William Bentinck war kein bloßer Theoretiker oder gar ein eitler Träumer, wie seine selbstsüchtigen Gegner behaupten; der Statthalter von Bengalen war, was sein ganzes Leben bezeugt, im Gegentheil durch und durch ein praktischer Mann. Bentinck war aber kein bloßer kalt berechnender Staatsmann, welcher die Volksmassen nur als eben so viele thierische Kräfte betrachtet, die, je nach den Forderungen eines ruhmsüchtigen Ehrgeizes oder des politischen Vortheils, losgelassen oder gebändigt, getrennt oder wieder vereinigt werden, — der Lord war, im Gegensatze zu diesen trocknen, aller höhern Ueberzeugung ermangelnden Geistern, ein Menschenfreund in hohem Grade. Unter einer rauhen, ja abstoßenden Außenseite, aus bittern Erfahrungen, aus der Bekanntschaft mit den Nachtseiten der menschlichen Natur hervorgegangen, verbarg sich ein für alles Gute und Edle schlagendes Herz. Von dem Augenblicke an, wo er als Stellvertreter der brittischen Majestät und als Leiter des mächtigsten asiatischen Reiches zu Calcutta anlangte, war es sein unwandelbares Streben, die große in seine Hände gelegte Macht zum Besten der Eingebornen zu verwenden; er wollte nicht den Interessen eines besondern Standes dienen oder gar, wie viele seiner Vorgänger gethan haben, das Land zum Vortheile der fernen Eroberer ausbeuten. Und so ward er aus Neigung, aus inniger Ueberzeugung und Gesinnung

*) Der erste amtlich bekannt gemachte Bericht enthält bloß dasjenige, was man vor den Untersuchungen des Herrn Adam über den öffentlichen Unterricht in Indien und namentlich in Bengalen wußte.

**) Diese vierteljährige Zeitschrift setzt sich die Aufgabe solche Artikel über indische Zustände zu bringen, deren Ausführlichkeit und Darstellungsweise dem gemeinen Zeitungsleser nicht behagen und deßhalb auch selten von der indischen Tagspresse aufgenommen werden. Das Unternehmen ward so gut geleitet und hat auch so vielen Beyfall gefunden, daß die drey ersten Lieferungen bereits die zweyte Auflage erlebt haben. Einigen Mitarbeitern wäre freylich eine einfachere, mehr auf die Sache als auf wohlklingende Phrasen sehende Schreibweise zu wünschen; dessen ungeachtet bleibt das Calcutta Review die erste wissenschaftliche Zeitschrift der englischen Colonien. Sie übertrogt bey weitem, was zum großen Theil in den ganz verschiedenen Verhältnissen seinen Grund haben mag, das Chinese Repository von Kanton, welches für China ungefähr denselben Zweck befolgt, wie die vorliegende Quartalschrift für Indien.

ein Reformator im wahren Sinne des Wortes. Aber wie jeder seines Zweckes sich bewußte, ächt praktische Reformator stellte auch Bentinck, bevor er an die Ausführung einer wichtigen Maaßregel ging, mit ungemeiner Behutsamkeit, Geduld und Ausdauer alle hierauf bezüglichen Untersuchungen an; der Boden mußte zuvor in allen seinen Beziehungen untersucht seyn, bevor er ihm seine Pflanzungen anvertrauen wollte. Daher die Langsamkeit, mit welcher er an die Plane ging, die er gefaßt hatte; daher aber auch die Entschiedenheit, womit er das reiflich Erwogene ergriff, und die unbeugsame Energie womit er den gefaßten Entschluß zur Ausführung brachte.

Die scheußliche Sitte der Wittwenverbrennung war beym Antritte seiner Statthalterschaft über Hindostan einer der ersten Gegenstände, welcher seine Aufmerksamkeit fesselte. Aus angebornem Wohlwollen fühlte sich der Lord gedrungen, auf die Abschaffung dieser Barbarey hinzuwirken; aber es entging seinem Scharfsinn nicht, daß dieß sehr schwierig seyn werde, weil sie ein Ausfluß war des hartnäckigsten aller Uebel, des angeerbten Aberglaubens und religiösen Fanatismus. Es wurde jetzt eine Untersuchung angestellt und Alle, Eingeborne wie Europäer, die von der Sache Kunde geben konnten und wollten, zu Mittheilungen eingeladen. Den Verlauf dieser Untersuchung verfolgte der Statthalter, wie einer seiner Freunde im Calcutta Review uns berichtet, mit fast fieberhafter Gespanntheit, was wohl diejenigen, die ihn nicht genau kannten, kaum glauben werden. Als der Lord sich endlich nicht bloß von dem moralischen Nutzen, sondern auch von der Ausführbarkeit und politischen Sicherheit der Maaßregel überzeugt hatte, wurde das berühmte Verbot erlassen, trotz aller Warnungen, Verwahrungen und Anklagen, die bigotte Eingeborne und beschränkte europäische Beamte erhoben und die einen weniger entschiedenen und willenskräftigen Staatsmann zur einstweiligen Einstellung, wenn nicht zum gänzlichen Aufgeben des Planes gebracht hätten.

Ebenso faßte der Statthalter, gleich in den ersten Zeiten seiner Verwaltung, die furchtbare bis dahin in geheimnißvolles Dunkel gehüllte Verbrüderung der Thags in's Auge. Mit dem scharfen Blick des praktischen Staatsmannes erkannte er alsbald, daß diejenigen Rechtsformen, welche unter christlich civilisirten Völkern als Schild der Unschuld gegen rechtlose Unterdrückung dienen, solchen abgefeimten Schurken wie die Thags nur die Mittel an die Hand geben würden, dem strafenden Arme der Gerechtigkeit zu entschlüpfen. Sein Entschluß war daher schnell gefaßt. Demnach wurde ein Regierungskommissär ernannt und mit unumschränkten, fast dictatorischen Vollmachten ausgerüstet; er war nicht an die gewöhnlichen Rechtsformen gebunden und verfuhr ohne Zuziehung der betreffenden Gerichte. Die Weisheit dieser Maaßregel offenbarte sich bald. In überraschend kurzer Zeit wurde der undurchdringliche Schleyer, welcher bisher diesen Geheimbund bedeckte, vollständig gelüftet. Der Energie und unermüdlichen Thätigkeit des Obersten Sleeman und seiner Gehülfen gelang es, diese Bande der Meuchelmörder gänzlich auszurotten. Die Streifzüge und Erinnerungen dieses wackern Mannes, wovon weiter unten nochmals die Rede seyn wird, enthalten hierüber die sichersten Nachrichten.

(Fortsetzung folgt.)

---

1) Deutsche Alterthümer im Hêliand als Einkleidung der evangelischen Geschichte.

2) Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache.

(Schluß.)

Das Althochdeutsche hat gleichfalls zwey Ausdrücke für die Nichtchristen, diota und heidane.

1) Diota ist der Nom. plur. von diot stark Masc. (Daneben diot als st. N. und st. F., und diota als st. schw. F.). Grundbedeutung von diot ist gens, populus, z. B. kristinaz diot Otfrid. I. 12, 31. Daher dann die besondere Bedeutung nichtchristliche (alttestamentlich: nichtjüdische) Völker, z. B. thiu allu suohen thiota [haec omnia gentes inquirunt] Ammon. Matth. 6, 32; sie selent inan thiotom [tradent eum gentibus] Ammon. Matth. 20, 19.

2) heidane, der starke Nom. plur. masc. vom Adjectiv heidaner. Das Wort entspricht seiner Ab-

leitung nach ganz dem lateinischen paganus. Mit dieß von pagus, so komunt heidan von heida (unser Heide, campus) in der Bedeutung von agrestis. Grimm Mythol. S. 1198. In unsern althochdeutschen Quellen findet sich das Wort sehr häufig. Bedeutung: ethnicus, gentilis. (Daneben auch Samaritanus, Scytha, incircumcisus, ja öfter circumcisus, vergl. Notkers seltsames Quidproquo Ps. 2, 1. thie heidanon man [ethnici] Ammon. Matth. 6, 7; oba her thera samanungu ni hore, si thir thanne so heithin inti firnfol [si autem ecclesiam non audierit, sit tibi sicut ethnicus et publicanus] Ammon. Matth. 18, 17; zi themo heidinen man [ad virum ethnicum, Pilatum] Otfrid. IV. 20, 4.*

So giebt dieses dritte Buch gewissermaßen ein auf die christlichen Begriffe beschränktes, historisch-etymologisches Onomasticon in althochdeutscher Sprache, dem des ersten Buches zweytes Kapitel als literarhistorische und bibliographische, das zweyte Buch aber als kirchengeschichtliche Grundlage vorangeht.

Kann die Gründlichkeit und Umsicht, mit welcher der Verf. sowohl den sprachlichen als den mehr kirchlichen Theil seiner Aufgabe behandelt hat, wohl nach allen Seiten gerechter Anerkennung sicher seyn, so müssen wir dennoch diesen flüchtigen Bericht mit einem Gedanken schließen, der bey der ersten Ansicht des Titelblattes in uns aufgestiegen ist. Warum spricht dieses von der Einwirkung des Christenthums gerade nur auf die althochdeutsche Sprache?

Da, wie der Verf. ausdrücklich bemerkt, in die deutsche Sprache Alles, was sie dem Christenthum verdankt, bereits in den ersten Jahrhunderten seiner Einführung gekommen ist, und da auch Luther nur gebraucht hat, was er eben schon vorgefunden, so verstand sich das Alt, wie zu jeder fortlaufenden Reihe von Dingen das Wichtigste, der Anfang, wohl von selbst. Und warum hoch? Wohl um das nächste Correlativ, das Niederdeutsche auszuschließen; denn in der auch Gothen, Friesen, Angelsachsen, Skandinaven umfassenden Bedeutung wird der Ausdruck Deutsch vorerst nur von einigen Männern der Wissenschaft gebraucht.

Wie der Verf. ebenfalls gesteht, wäre etwas mehr von vorchristlichem Grunde sehr geeignet gewesen, was in der Sprache als neu Gewordenes, Christliches erscheint, sich darauf besser abheben, bestimmter unterscheiden zu lassen. Der Art wird in den althochdeutschen Denkmälern fast nichts, dagegen verhältnißmäßig mehr gerade in den wenigen altniederdeutschen Ueberbleibseln geboten. Es konnte aus diesen gezeigt werden nicht bloß, welche Ausdrücke von der christlichen Sprache in veränderter Bedeutung (wie Ostern, Hölle) beybehalten, sondern auch wie viele andere, gewiß nicht minder durch Einwirkung des Christenthums, gemieden worden sind. Im Grunde giebt es unter den Ausdrücken, von denen hier die Rede seyn mag, wenige, die nicht beyden Mundarten, der hochdeutschen wie der niederdeutschen, gemeinschaftlich wären. Bloß dialektische Verschiedenheit in der Form kann dabey wohl nicht in Betracht kommen; selbst bey einigen der ältesten Denkmäler bleibt zweifelhaft, ob man sie eben für hoch- oder für niederdeutsch ansehen soll, und später ist der niedere Dialekt ohnehin größtentheils in den hohen aufgegangen. Nach dieser Ansicht glauben wir, daß es keiner beträchtlichen Erweiterung des Inhalts bedurft hätte, um auf dem Titel mit allem Rechte von einer Einwirkung des Christenthums auf die deutsche Sprache (überhaupt) reden zu dürfen, statt auf die althochdeutsche, einer Beschränkung, welche der Mehrzahl der Leser, die der Verfasser im Auge hat und die dem Werke nicht fehlen werden, wenn nicht neu und auffallend, doch etwas nach der grammatischen Schule riechend vorkommen wird, unter deren Aufgaben der Verf., wie gut er auch in derselben zu Hause sey, seine hier gelöste nicht eben gerechnet wissen will.

Da wir dieses schließen, kommt uns eine Druckschrift zu Gesicht, die zu den eben besprochenen in so naher Beziehung steht, daß wir nicht umhin können, ihrer gleichfalls mit einem Paar Worten zu gedenken. Sie ist betitelt:

Die ältesten alliterirenden Dichtungsreste in hochdeutscher Sprache, das Hildebrandslied, die Merseburger Zaubersprüche, das Wessobrunner Gebet und Muspilli. Berichtigte Urschrift mit metrischer Uebersetzung in der ursprünglichen Versform und

Anmerkungen von Dr. K. Feussner, ord. Lehrer am Gymnasium zu Hanau. I. Abtheilung. Text und Uebersetzung der Gedichte. Anmerkungen zum Hildebrandslied. Hanau 1845. 56 Seiten. 4.

Sie ist, was auch bey obiger Nr. 1 der Fall, in Form eines Schulprogramms erschienen, und stellt für ein nächstfolgendes die II. Abtheilung, welche einen Abriß der altdeutschen Versbildung und die Anmerkungen zu den drey letzten Stücken bringen soll, in Aussicht.

„Es waren, wie der Verf. sagt, zunächst vergleichende Studien der griechischen, lateinischen und deutschen Metrik, welche Veranlassung gaben, auf diese deutschen Dichtungsreste frühester Zeit näher einzugehen, ein Eingehen, das bald gewahren ließ, daß der gangbare Text unter metrischem und allgemein kritischem Gesichtspunkt noch mancher Berichtigung bedürfe und daß diese auf möglichst sicherer Grundlage ausführbar sey. Eine zweyte Veranlassung gab der Umstand, daß vor einigen Jahren am (dortigen) Gymnasium, wie jetzt wohl an den meisten, das Bedürfniß sich geltend machte, dem Unterricht in der Muttersprache durch Zurückgehen auf ihre frühere Beschaffenheit eine sichere geschichtliche Grundlage zu geben. Als vorzugsweise bey der Einführung in die Kenntniß unserer ältesten Sprache und Literatur zu gebrauchende Lesestücke empfahlen sich gerade diese Dichtungen; doch erschwerte die theilweis lückenhafte Gestalt, in der wir sie überkommen haben, ihren Gebrauch für die Schule. Dieß führte zu dem Versuch, die Lücken der handschriftlichen Texte zu ergänzen."

Wir müssen bekennen, daß wir diesen vom Verfasser gewagten Ergänzungen, die als solche, wie sich's denn von selbst versteht, vom überlieferten Text (durch rothen Druck) genau unterschieden vor Augen liegen, im Allgemeinen unsern Beyfall nicht versagen können, da sie, sowohl was den Gang der Gedanken, als was die Sprache und metrische Haltung betrifft, ihrer Umgebung möglichst entsprechen und je an ihrem Ort den befriedigenden Eindruck eines Ganzen vermitteln. Hier indessen liegt uns im Rückblick auf die obigen Nr. 1 und 2 nur noch daran zu bemerken, wie der Verf. unter diesen vier Stücken die beiden ersten als Ueberreste heidnischer Dichtungen den andern als christlichen gegenüberstellt. Von dem ersten, das er der hochdeutschen Mundart zuzählt, sagt er:

„Mit Ueberraschung begegnet man in einer deutschen Dichtung dieser Zeit einer ächt antiken Darstellungskunst, bey der man sich auf griechischen Boden versetzt glaubt. Plan und Anlage, so weit solche in dem Bruchstück vorliegen, sind so künstlerisch-trefflich entworfen, daß Alles wie mit Nothwendigkeit in einander greift, sind im Ganzen wie im Einzelnen so geschickt auf das Endziel berechnet, daß Alles wie von selbst auf den bestimmten Ausgang hindrängt. Die einzelnen Gedanken, an sich kernhaft und treffend, sind in scharfem, sicherem Umriß hingestellt und so ebenmäßig und logisch-bündig in ihren Bestandtheilen gegliedert, daß jedes Wort wiegt und wie aus dem Gesichtspunkt des Ganzen berechnet erscheint u. s. w." Treffend wird, in Hinsicht auf diese Ueberreste heidnischer Dichtung überhaupt bemerkt: „Mit Aufgebung des alten väterlichen Glaubens verlor diese in seinem Schooße herangewachsene Dichtung einen Theil des Bodens, dem sie entsprossen war, und zwar gerade denjenigen, aus welchem ihre kräftigsten Wurzeln sich genähret hatten. Augenblicklicher Ersatz von der neuen, fremd an das Volk herangetretenen christlichen Religion war nicht zu gewarten; denn ehe von ihr aus das Volksgemüth sich schöpferisch angeregt fühlen konnte, mußte es erst sich tiefer in sie versenkt, mußte die theilweis ängstliche Befangenheit ihr gegenüber, die gegen das richtige Verständniß anzustoßen fürchtete (wir sehen sie noch deutlich bey Otfried ausgesprochen), dem Gefühl voller Sicherheit und freyer Bewegung in ihr Platz gemacht haben." — Mit welcher Freyheit sich jedoch noch der Altsachse bewegt, haben wir oben zu Nr. 1 gesehen. — „Um so weniger konnte sich die Dichtkunst auf der errungenen Höhe erhalten, als mit der neuen Religion zugleich auch eine fremde Bildung und, was schlimmer war, auch eine fremde Sprache, die römische, mit hereindrang, und die heimische bey dem geistig gebildetsten Theil des Volkes in Mißachtung zurückdrängte. Dadurch ward auf Jahrhunderte hin ein fortschreitender Verfall der bis dahin in unbeengter Geistesregsamkeit kräftig erblühten alten Volkspoesie entschieden, und mit ihm, als unabtrennliche Folge, hielt das Sinken der Sprache gleichen Schritt."

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Oktober.

Nro. 203. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1) Second Report on the state of Education in Bengal. 1836.
2) Third Report on the state of Education in Bengal and Behar etc.
3) The History of the British Empire in India.
4) The Calcutta Review. Nr. I.—V

(Fortsetzung.)

Der Umsicht des Statthalters konnte es ebenfalls nicht entgehen, daß die physischen Leiden, unter welchen, als einer natürlichen Folge des äußern Druckes, das Volk seufzt, durch die Unwissenheit und Quacksalbereyen der sogenannten Aerzte und Heilkünstler noch erschwert werden. Er fühlte es, zu welchem Segen die Heranbildung von Männern gereichen würde, welche statt des leeren Formelwesens der asiatischen Medicin, europäische Forschung sich aneignen und auf den Standpunkt der Wissenschaft im Westen sich erheben würden. Wer vermag aber auch nur annähernd die Schwierigkeiten zu ermessen, welche sich in unserer Zeit des allgemeinen Fortschritts diesem Plane in Indien entgegenstemmten? Die Vorurtheile der Eingebornen waren und sind anerkanntermassen sehr groß; sie wurden aber absichtlich noch übertrieben und sogar als unüberwindlich dargestellt. Die Berührung eines Leichnams — und wenn es auch der des nächsten und theuersten Freundes wäre — hat zu jeder Zeit Verunreinigung zur Folge, welche durch Verrichtung vieler beschwerlicher Ceremonien abgewaschen werden muß. Nun erst die Berührung eines Leichnams aus den niedrigen Kasten oder gar eines Paria — schon der bloße Gedanke daran ist dem Hindu empörend! Waren nun die Vorurtheile der Eingebornen in der That sehr groß, so waren die der gelehrten europäischen Orientalisten wo möglich noch größer, weil diese ihre Behauptungen mit Gründen unterstützen konnten. Es war ganz unmöglich mit ihnen zu einem Verständniß zu kommen, denn die gelehrten Herren hatten ihre Meinung im Voraus gefaßt. Die Ueberzeugung, daß die Schwierigkeiten nicht bloß für den Augenblick unüberwindlich seyen, sondern auch in aller Zukunft unbesiegbar bleiben werden, hatte sich aller Köpfe, welche nicht im Stande waren von dem todten Buchstaben der indischen Ueberlieferung zu der ewig lebendigen Quelle der menschlichen Natur hinaufzusteigen, vollkommen bemächtigt. Europäische Naturkunde und Medicin in Indien einführen zu wollen, erklärten sie, sey ein wahnsinniges unausführbares Beginnen. Bentinck ließ sich nicht irre machen. Das orientalische mediciniſche Collegium mit seinen Träumereyen und Luftgebilden der indischen und arabischen Aerzte wurde aufgehoben, und an dessen Stelle erstand in jugendlicher Kraft das jetzige mediciniſche Collegium, welches bereits die heilsamsten Früchte für Hindostan getragen hat und sicherlich immer noch mehr tragen wird. Eine Anzahl Brahmanen sind vor Kurzem nach Großbrittanien gegangen, um hier Naturkunde und namentlich Medicin zu studiren.

Lord William's Aufmerksamkeit war jedoch nicht bloß auf die physischen Leiden und Nöthen des Volkes gerichtet. Der Anblick seiner geistigen und sitt-

lichen Versunkenheit machte einen tiefen Eindruck auf sein Gemüth; mit Schmerzen bemerkte er die Verderbtheit der Rechtspflege, den Druck und die empörende Härte des Polizeywesens. Der Statthalter war aber auch scharfsinnig genug zu erkennen, daß alle Heilmittel in diesen Zweigen der Verwaltung im Ganzen unwirksam bleiben, so lange nicht Maaßregeln getroffen werden, um das Volk in geistiger und sittlicher Beziehung zu heben. Zu diesem Ende wurde die Einführung eines verbesserten umfassenden Erziehungssystemes entworfen. Um aber auf irgend einen Erfolg rechnen zu können, war es vor Allem erforderlich, mit der möglichsten Genauigkeit den gegenwärtigen Stand des Unterrichtes in den Landesschulen und unter der einheimischen Bevölkerung kennen zu lernen. Um sich nun die Dienste eines Mannes zu sichern, der einem so schwierigen und mühsamen Auftrage gewachsen wäre, beschloß der Lord mit der ihn auszeichnenden Liberalität, sich bey der Wahl des Sendboten der Regierung nicht auf die Beamten zu beschränken, sondern, in der vernünftigen Weise der ältesten Herrscher des Mittelreiches und der Trefflichen zu allen Zeiten, den Tüchtigen allenthalben zu suchen und ihn da zu nehmen, wo er ihn eben finden würde.

Die Wahl fiel endlich auf Herrn William Adam, der ein Mann war von ebenso viel Talent als Kenntnissen uud für das schwierige Amt eines Schulvisitators besonders geeignet. Adam ging als Baptisten-Missionär nach Hindostan, hatte aber wegen seines unabhängigen Geistes dem Missionsberufe entsagen müssen; er schrieb um diese Zeit die India Gazette, welche sich durch ihre volksthümliche Weise und unabhängige Gesinnung eines großen Ansehens erfreute. Adam erhielt im Januar 1835 seine förmliche Bestallung; er wurde dem Generalcomité des öffentlichen Unterrichtes beygegeben, um über den Zustand der einheimischen Erziehung in Bengalen Untersuchungen anzustellen. Die Ergebnisse dieser genauen Untersuchungen sind in den merkwürdigen Berichten enthalten, welche wir nach der trefflichen Calcutta Review am Eingange unseres Artikels aufgeführt haben. Sie gewähren einen tieferen Blick in das wahre Wesen und den praktischen Werth des Brahmanismus, als alle die gelehrten, in ihrer Art natürlich höchst verdienstvollen Arbeiten unserer Indianisten. Sie ergänzen überdieß eine große Lücke in der Geschichte des Erziehungswesens und verdienten es mehr als viele andere Werke vollständig übersetzt zu werden. Wir müssen uns hier natürlich bloß auf die Hervorhebung einiger auffallenden lehrreichen Thatsachen beschränken.

Meine Tabellen, sagt Hr. Adam, waren in Bengali, Hindi, dann in der Urdusprache und Schrift abgefaßt; welche davon im einzelnen Falle anzuwenden sey, das richtete sich theils nach der herrschenden Sprache und Schrift in dem treffenden Distrikte, theils nach der Bildungsstufe derjenigen Personen, die sich mir zu Diensten erboten.

Von den Tabellen sollte die erste dazu dienen, den Zustand des Schulunterrichts, die zweyte den Zustand des im Hause und an Erwachsene ertheilten Unterrichts zu ermitteln. In Bezug auf das Erstere wurde für jede Art Schulen eine eigene Tabelle angelegt, und zwar eine für Bengali- oder Hindi-Schulen, eine andere für Sanskrit-Schulen, eine dritte für persische und arabische Schulen u. Jede Tabelle enthielt aber folgende Rubriken: Name der Stadt oder Ortschaft, wo die Schule sich befindet; Beschreibung der zum Schulhaus verwendeten Localität; Name, Religion, Kaste und Alter des Lehrers; Nachweis und Höhe seines Einkommens; Lehrgegenstände; Zahl seiner Schüler, sowohl der an- als abwesenden; ihre Religion und Kaste; Alter, in welchem jedes Kind in die Schule trat; sein gegenwärtiges Alter; in welchem Alter es muthmaßlich wieder aus der Schule treten werde; welche Fortschritte es in den Unterrichtsgegenständen gemacht habe, und endlich die vom Lehrer geschriebenen Werke. Um den Zustand des im Hause und an Erwachsene ertheilten Unterrichts zu ermitteln, wurde eine andere Tabelle mit folgenden Rubriken angelegt: Zahl der Familien in jeder Stadt oder Ortschaft, Name, Religion, Kaste und Geschäft des Familienhauptes; Zahl der männlichen und weiblichen Glieder jeder Familie über vierzehn Jahre; Zahl derjenigen zwischen fünf und vierzehn, und endlich derjenigen unter fünf Jahren; Zahl der Familien in jeder Stadt oder Ortschaft, die ihre Kinder im Hause unterrichten lassen; Zahl der Kinder

in jeder solchen Familie, die Hausunterricht erhalten; die Zahl der Erwachsenen in jeder Familie, die eine gelehrte Erziehung genossen haben; die Zahl derer, welche ohne eine gelehrte Erziehung etwas mehr als Lesen und Schreiben können, etwa Bengali- oder Hindi-Rechnen, Persisch und Englisch; die Zahl derer, die bloß lesen und schreiben können; endlich die Anzahl derjenigen, die nur mit Mühe buchstabiren oder ihren eigenen Namen schreiben können.

Die Zahl der Ortschaften, in welchen es eigene Schulhäuser giebt, ist äußerst gering. In den meisten Fällen hätte man Zimmer und Gebäude, in welchen die Schüler zusammenkommen, für andere Zwecke herstellen müssen, wenn auch gar keine Schule im Orte wäre. Es versammeln sich die Schüler in einer Art Capelle, die immer einer der vornehmsten Familien des Dorfes gehört und nicht nur zur Feyer der großen jährlichen Feste, sondern auch zur Beherbergung und Bewirthung von Fremden dient; sie versammeln sich in einer offenen Halle, welche als Erholungsplatz und zur Besprechung allgemeiner Ortsangelegenheiten dient. Andere kommen in der Wohnung des Hauptunterstützers der Schule zusammen, oder sie haben gar keinen besondern Platz, sondern suchen sich den ungestörtesten, am meisten geschützten Ort in der Nähe der Wohnung des Lehrers aus, etwa einen Winkel in einer Werkstätte oder den Tempel im Dorfe, vornehmlich den, welcher dem Höllenrichter geweiht ist; sie wählen den Porticus einer Moschee, die Verandah eines Hauses oder auch den Schatten eines Baumes. An manchen Orten wird während der trockenen Jahreszeit unter freyem Himmel Schule gehalten. In den Regenmonaten errichten sich diejenigen Knaben, deren Eltern es erschwingen können, ein Wetterdach aus Gras und Blättern, das auf den Seiten offen und nur oben gedeckt ist, um den Regen abzuhalten; die andern, welche sich nicht so schützen können, müssen sobald es regnet nach Hause gehen oder geduldig das Wetter abwarten. Von dem großen Nutzen guteingerichteter Schulhäuser, welche dem Lehrer eine vollständige Ueberwachung der gesammten Schülerzahl möglich machen, scheint man also im weiten Brahmanenlande nicht den entferntesten Begriff zu haben.

Die Volksschullehrer in den Provinzen Bengalen nnd Behar beziehen im Durchschnitt ein monatliches Einkommen von Rup. 2. 15. 7., ungefähr 2 fl. 36 kr. unseres Geldes, also kaum halb so viel als in Calcutta der gemeinste Dienstbote! Man begreift nicht, wie bey so unverhältnißmäßig niedriger Bezahlung, selbst unter einem so hochbegünstigten Himmelsstriche, ein Lehrer standesgemäß zu leben vermag!

Die Lehrer sind entweder noch junge Leute oder in mittleren Jahren, meistentheils arglos und offenherzig, aber auch arm und unwissend in hohem Grade; sonst würden sie nicht zu einer Beschäftigung greifen, die zwar, wie es scheint, ihren mäßigen Erwartungen und Ansprüchen genügt, der sie aber eben so wenig Ehre machen als sie daraus pecuniären Nutzen ziehen. Die Wichtigkeit der Aufgabe, der sie sich unterzogen, begreifen sie nicht; so etwas scheint ihnen niemals eingefallen zu seyn. Ihr Verfahren ist rein mechanisch; daß der Geist des Knaben geweckt, zur Selbstthätigkeit und eigenen Anschauung der Dinge angeregt werden müsse, ist ihnen völlig entgangen. Von einer Einwirkung auf Herz und Gemüth des Zöglings, wodurch Neigungen und Gewohnheiten veredelt, Leidenschaften und Begierden auf die rechte Bahn gelenkt werden sollen, haben sie wo möglich noch weniger einen Begriff. Die Bildung des moralischen Charakters der jungen Leute ist also rein dem Zufalle und den Verhältnissen, in welchen sie sich bewegen, preisgegeben. Alle Maaßregeln, die zur Hebung des Volksunterrichts in Hindostan getroffen werden, müssen erfolglos bleiben, so lange nicht der Ideenkreis der Lehrer erweitert und ihnen entsprechende Ansichten über die Rechte und Pflichten ihres Berufs beygebracht werden.

Adam theilt mehrere Schulbüchlein mit, welche ihres niederträchtigen schmutzigen Inhaltes wegen, jedes nicht ganz vernachläßigte Gemüth anekeln müssen. Sie sind der Art, daß es sogar unmöglich ist, sie sämmtlich in einer deutschen Uebersetzung mitzutheilen. Folgendes Bruchstück mag hinreichen. In Versen, welche die Kinder auswendig lernen müssen, heißt es unter andern:

„Gegen einen und den andern Feind soll man sich gütig und freygebig zeigen, damit man seinen Beystand erlange einen andern Feind aus dem Wege zu schaffen. Ebenso sucht man einen im Fuße steckenden Dorn vermittelst eines andern Dorns herauszubringen.“

„In den Zeiten der Widerwärtigkeit, in welchen wir leben, geziemt es Reichthümer aufzuhäufen, doch darf man damit, wenn es die Gattin betrifft, nicht knickerisch seyn. Dem eigenen Wohlergehen muß aber sowohl das Weib wie der Reichthum hintangesetzt werden.“

„Ein Weib braucht man um einen Sohn zu bekommen, einen Sohn braucht man, daß er Leichenkuchen opfere, einen Freund braucht man, um einen Beystand zu haben in der Noth, Reichthum aber braucht man zu Allem und allenthalben.“

„Lebensmittel in Hülle und Fülle, gesunden Appetit, Geschlechtstrieb, eine schöne Frau, ein großmüthiges Herz und Vermögen — das sind die sichern Kennzeichen verdienstlicher Handlungen während eines frühern Lebens.“

„Frisches Fleisch, weichgekochter frischer Reis, Umgang mit jungen Weibern, frisch abgerührte Butter, warme Milch und laues Wasser — das sind die sechs Dinge, die uns am meisten erfreuen hienieden im irdischen Leben.“

Die bürgerliche Gesellschaft der Hindu zerfällt in drey Hauptklassen, erstlich Brahmanen, denen durch die Religionsgesetze die Betreibung aller weltlichen Geschäfte — und für diese gilt der Volksschulunterricht als nothwendige Vorbereitung — untersagt ist; zweytens diejenigen Kasten, die zwar unter den Brahmanen stehen, aber mit diesen in Berührung kommen dürfen; sie sind ausdrücklich auf den Volksunterricht angewiesen; drittens endlich diejenigen Kasten, denen als Verworfenen alle Geschäfte, zu welchen man sich durch den Volksschulunterricht vorbereitet, verboten sind. Demnach wären die erste und dritte Classe von den Wohlthaten eines solchen Unterrichts vollkommen ausgeschlossen. In der Provinz Behar nehmen auch in der That nur Wenige aus den beyden angeführten Classen der Bevölkerung an solch einem Unterricht Antheil, während in den Distrikten Bengalens sich das Verhältniß viel günstiger gestaltet.

Vor noch nicht gar langer Zeit hätte man es als eine schreyende Verletzung aller Grundsätze des Brahmanenthums angesehen, wenn Mitglieder der untern Kasten lesen, schreiben und rechnen gelernt hätten. Würde man einem alten Brahmanen, der sein Leben ferne von aller Besudelung durch Umgang mit Europäern zugebracht hat, von diesen so hoch gesteigerten Ansprüchen der gemeinen Kasten erzählen, so würde dieser Conservative es ohne Zweifel als einen der vielen Beweise der großen wachsenden Entartung des Zeitalters betrachten. Das Bestreben dieser Kasten, sich ebenfalls höhere Bildung anzueignen, ist das Resultat einer freyen Bewegung unter den Eingebornen, geschützt und gefördert von der starken Oberherrschaft der Fremden, die über die Vorurtheile und Selbstsucht der Eingebornen erhaben, allen ihren Unterthanen ohne Unterschied den Genuß gleicher Rechte gewährt.

Der Gebrauch gedruckter Bücher in der Landessprache scheint bis jetzt beynahe ganz unbekannt geblieben zu seyn. Ja noch mehr, selbst unter den Schulmeistern von Bengalen hatte kaum einer je zuvor ein gedrucktes Buch gesehen; die Ausgaben des Calcuttaer Schulbüchervereins, die Hr. Adam ihnen in die Hände gab, wurden mehr als Merkwürdigkeiten angestaunt, denn als Mittel zur Erlangung von Kenntnissen betrachtet.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Oktober.

Nro. 204. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

1) Second Report on the state of Education in Bengal. 1836.
2) Third Report on the state of Education in Bengal and Behar etc.
3) The History of the British Empire in India.
4) The Calcútta Review. Nr. I.—V

(Fortsetzung.)

So dürftig und unvollkommen auch der Unterricht in den öffentlichen Schulen ist, so ist doch, wie Hr. Adam ausdrücklich versichert, der in den Familien ertheilte Unterricht noch weit ungenügender und beschränkter. An einer Stelle seines Buches heißt es in dieser Beziehung: Der Unterricht im Hause ist im Ganzen roher und unvollkommener, weniger andauernd und systematisch als der in den Gemeinschulen. In manchen Fällen geht er nicht über das Schreiben der einzelnen Buchstaben des Alphabets hinaus, in andern höchstens bis zum Nachmalen ganzer Worte. Pandits und Geistliche begnügen sich damit, ihre Kinder Lesen und Schreiben in der Bengalisprache, Addiren und Subtrahiren, höchst selten auch die angewandte Rechenkunst erlernen zu lassen; nur wenn die Familie Grundbesitz hat, ist die Erziehung besser. Landwirthe und Geschäftsleute beschränken ihren Unterricht auf das, was sie am besten verstehen und ihnen so wie ihren Kindern unmittelbar von größerem Nutzen ist, namentlich Rechnen und Messen, so weit sie es zu ihren Geschäften brauchen. Die Aeltern stellen auch den in der Schule von einem Lehrer von Profession ertheilten Unterricht höher als den im Hause, weil bey demselben nach ihrer Meinung mit mehr Ordnung und System verfahren wird. Der Hausunterricht ist auch in der That nichts weiter als eine „in der Familie vom Vater auf den Sohn, von Geschlecht zu Geschlecht traditionell fortgepflanzte Kenntniß der Schrift und Rechenkunst.“ Manchmal macht der Vater selbst den Lehrer; manchmal ein Onkel oder älterer Bruder; zuweilen muß vertragsmäßig der Familiencaplan seine Mußestunden dem Unterrichte widmen. In einigen Dörfern, in welchen kein einziger Mensch lesen oder schreiben konnte, versicherte man dessenungeachtet Herrn Adam, die Kinder blieben nicht ganz ohne Unterricht. Auf die Frage, wer denn aber ihr Lehrer sey, antworteten die Bauern sehr naiv, „der Rentmeister gebe bey seinen periodischen Besuchen zur Eintreibung der gutsherrlichen Abgaben mehreren Kindern der Dorfbewohner einige Stunden.“

Bey dieser allgemein anerkannten Unbrauchbarkeit und der daraus folgenden Geringschätzung des Privatunterrichts, könnte man sich wundern, daß er nicht überall abgeschafft werde. Für seine Beybehaltung giebt es zwey Ursachen. Entweder sind die Leute zu arm, das Schulgeld zu bezahlen, oder sie halten sich für zu vornehm, die öffentliche Schule zu benützen, bilden sich zu viel ein auf ihren Stand, ihre Geburt oder Gelehrsamkeit, obgleich ihre Mittel nicht selten zu beschränkt sind, einen gründlichen Hausunterricht an die Stelle des öffentlichen treten zu lassen. Zu dieser Kategorie gehören Zemindare, Telukdare und die Wohlhabendern überhaupt; dann

Krämer und Handelsleute, die einigen Unternehmungsgeist besitzen und weiter blicken; die Geschäftsführer der Zemindare und Dorfschulzen, welche den Nutzen des Schreibens und Rechnens aus dem Leben kennen; manchmal auch Personen beschränkten Vermögens aber achtungswerthen Charakters, die einst in bessern Verhältnissen standen, und ihren Kindern die Mittel in die Hände geben wollen, sich emporzuschwingen. Ueberdieß lassen die Pandits ihren Kindern, die sie zum Sanskritstudium anzuhalten gedenken, vorerst zu Hause einigen Unterricht in den Anfangsgründen der Muttersprache geben.

Nirgendwo in Indien zeigt sich der Einfluß der Gelehrsamkeit in Veredlung des sittlichen und geistigen Charakters oder in einer Verbesserung der physischen Lage der niedern Schichten der Gesellschaft. Den gelehrten Brahmanen scheint es gar nie einzufallen, daß es eigentlich ihre Pflicht ist, für die Hebung und Erziehung dieser Classen etwas zu thun; denn diese sind an den Orten, wo solche Magister sich in Ueberzahl befinden, eben so unwissend und verkommen als dort, wo es gar keine gibt. Und was die Nutzbarkeit für's Leben betrifft, so hat die Gelehrtheit nicht einmal die äußern Umstände ihrer eigenen Jünger verbessert! Ihre Häuser sind eben so roh, ärmlich und unzweckmäßig, wie die der unwissendsten Bauern, und die Pfade in den Brahmanendörfern sind eben so schmal, kothig und winklicht, wie in den Wohnplätzen der niedrigsten, verachtetsten Tschasas und Tschandelas.

Ich sah, sagt Adam, Männer von anspruchslosem, ja von schlichtem, einfachem Benehmen, die mich dessenungeachtet, obgleich sie fast niemals etwas Gemeines an sich hatten, an die untersten Klassen des englischen und schottischen Bauernstandes erinnerten. Sie leben beständig halbnackt wie die Wilden, und wohnen in so elenden und erbärmlichen Hütten, daß es unbegreiflich scheint, wie ein Mensch, ohne körperlich und geistig zu verkrüppeln, in denselben es aushalten kann — und trotzdem sind viele dieser Männer wahre Adepten ihrer so schwierigen Sprache und auf's tiefste in die Grammatik eingeweiht. Sie kennen nicht bloß alle Feinheiten des Sanskrit, sondern sie sind auch mit der National-Litteratur und den Volksgesetzen genau bekannt und widmen sich den abstrusesten, tiefsten Forschungen auf dem Gebiete der Logik und Moralphilosophie.

Der Geist der Eingeboren heutigen Tages ist nicht abgestorben; er schlummert nur und fristet träumerisch sein Daseyn fort mit Trennung, Wiederverbindung und Umgestaltung der Fabeln und Speculationen vergangener Zeiten. Die Zahl der in den verschiedenen Distrikten erscheinenden Werke gibt den Maaßstab ab für die geistige Thätigkeit, die sich zwar jetzt in falscher Richtung bewegt, aber ohne Zweifel zu nützlichen Zwecken hingeleitet werden könnte. Die nämlichen Männer, welche bis jetzt ihre Gelehrsamkeit und Kräfte verschwendet haben und noch immer verschwenden, um verwickelte Alliterationen zu drechseln, um abgeschmackte, verfehlte Bilder in neue Sätze einzukleiden, die sich um metaphysische Abstractionen in nie endenden Kreisen bewegen, sie alle könnten und würden, wie sie mir selber erklärt haben, jedem von der Regierung gepflegten und geförderten wissenschaftlichen Unternehmen bereitwillig ihre Kräfte weihen.

Man kann eigentlich nicht sagen, daß der Unterricht des weiblichen Geschlechts auf einer niedern Stufe steht; denn mit sehr wenigen Ausnahmen erhalten diese Unglücklichen gar keinen Unterricht. Gänzliche hoffnungslose Unwissenheit ist durchgängig in ganz Asien, mit Ausnahme der Völker des chinesischen Culturſystems, ihr Loos. Daß auch für den Unterricht der Kinder weiblichen Geschlechts gesorgt werden müsse, daran denken die Aeltern nimmermehr; man schließt die Mädchen sogar von dem mangelhaften Hausunterrichte aus, den man zuweilen den Knaben ertheilen läßt. Unter den Hindu-Frauen ist die abergläubische Meinung im Schwange, daß ein Mädchen, das schreiben und lesen gelernt hat, bald nach der Verheirathung Wittwe wird, was bekanntlich als das größte, nur erdenkbare Unglück betrachtet wird. Dieser Aberglaube treibt besonders unter den Verheiratheten seinen Spuck, und die Männer schreiten wohlweislich nicht dagegen ein; denn man glaubt allgemein, und wohl nicht mit Unrecht, daß eine Kenntniß der Schrift den Frauen die Unterhaltung eines Liebesverständnisses erleichtere. Deßhalb werden die Mädchen nicht nur nicht zum

Lernen angehalten, sondern es wird mit großer Aengstlichkeit jegliche Neigung, die Elementarkenntnisse sich anzueignen, in ihnen erstickt, dergestalt, daß das kleinste Mädchen, welches in kindischer Spielerey die Schreibereyen des Bruders nachahmt, einen Verweis erhält. Die Muhammedaner theilen alle diese Vorurtheile der Hindu gegen den Unterricht der Mädchen, und sind übrigens meistens schon zu arm, als daß sie ihren Kindern eine Erziehung geben lassen könnten, selbst wenn sie wollten. Man kann daher unbedingt die Behauptung aufstellen, daß die ganze weibliche Jugend, im unterrichtsfähigen Alter von fünf bis zu vierzehn Jahren, ohne die geringste Kenntniß im Lesen und Schreiben aufwächst. Ausnahmen, fügt Adam hinzu, sind möglich, mir ist aber wenigstens keine bekannt geworden. Aber auch der männlichen Jugend wird dieser ungenügende, schlechte Unterricht nur höchst spärlich ertheilt. In Burdwan, dem bestangebauten unter den von Adam besuchten Distrikten Bengalens, genossen bloß 16 Proc. der schulpflichtigen Jugend einigen Unterricht; in Tirhut, dem ärmsten unter allen, gar nur $2\frac{1}{2}$ Procent. Im Ganzen durchschnittlich nicht mehr als $7\frac{3}{4}$ Proc., so daß unter 100 Kindern $92\frac{1}{4}$ im schulpflichtigen Alter ohne den geringsten Unterricht aufwachsen. Man wird nun leicht begreifen, daß da, wo solche entsetzliche Unwissenheit herrscht, auch die Armuth außerordentlich groß ist, daß die Industrie kränkelt, daß die Verbrechen überhand nehmen und die Regierung bey der Einführung neuer Gesetze, wenn diese auch noch so heilsam sind und noch so sehr auf die Verbesserung des betrübenden Zustandes hinwirken, sich nicht auf das moralische Gewicht einer aufgeklärten, unterrichteten Genossenschaft vertrauensvoll stützen kann. Die wohlwollende Regierung Großbrittaniens wird und kann einen solchen Zustand nicht länger mehr fortdauern lassen; sie wird alle Mittel aufbieten, um die durch tausendjährige Knechtung gesunkene Bevölkerung zur Menschlichkeit emporzurichten. Lord William Bentinck und, allen Nachrichten zufolge, auch der jetzige Statthalter, welcher auf der Bahn dieses trefflichen Vorfahren im Amte fortwandelt, werden von der fernen Nachwelt mehr gepriesen werden, als Clive und Warren Hastings, als Wellesley und Ellenborough.

Der denkende Leser, welcher die dicken Bände des Edw. Thornton über die Geschichte des brittischen Reiches in Indien aufschlagen würde, um sich über diese wichtigen Gegenstände der Erziehung und des Unterrichts, der Rechtspflege und der Polizey der Hindu und Muselman zu unterrichten, müßte sie alsbald unbefriedigt und verstimmt zur Seite legen. Man wird hier über keinen, das innere Volksleben berührenden Gegenstand einen sichern vollständigen Aufschluß erhalten. Thornton ist ein sehr fruchtbarer Schriftsteller; er hat schnell nach einander eine Anzahl von Werken über die verschiedensten Länder des Ostens herausgegeben, die aber, wie das bey schnellen Arbeiten gewöhnlich der Fall ist, von einer gewissen Flüchtigkeit und Oberflächlichkeit, und was noch viel schlimmer ist, von auffallender Partheylichkeit nicht freyzusprechen sind. Der kundige Beobachter der zahlreichen Erscheinungen auf dem Büchermarkt zu Leipzig und Paris, zu London und Boston weiß zwar schon im Allgemeinen, daß die allgemeine Geschichte und die Länder- und Völkerkunde des Morgenlandes wohl die schwächsten, mangelhaftesten Theile der historischen Wissenschaften sind bey allen gebildeten Völkern der Erde — und zwar aus leicht begreiflichen Gründen. Die Kenner der östlichen Sprachen und Litteraturen beschränken sich beynahe durchgängig darauf, den mannigfachen Stoff zugänglich zu machen, ihn im Einzelnen zu sichten und für die umsichtigen, kritischen Forscher künftiger Zeiten zu ordnen. Die Schilderung der vergangenen und gegenwärtigen Zustände des Morgenlandes für die große Masse der Neugierigen wie für das kleine Häuflein der Denkenden, welchen gewöhnlich die seltenen Quellenwerke nicht zugänglich sind, bleibt beynahe durchgängig den Schriftstellern untergeordneten Ranges oder gar den gewöhnlichen Journalisten überlassen, welche weder die Muße haben noch die Mittel besitzen, die zur Kenntniß und Darstellung der verwickelten, uns von Schulen und Universitäten her nicht bekannten, östlichen Verhältnisse unumgänglich nothwendig sind. Man ist es deßhalb seit vielen Jahren gewohnt, in diesen Seitengängen des litterarischen Basars sehr widerlichen Erscheinungen zu begegnen, unter welchen, um dieß gelegentlich zu bemerken, die unseres Landsmannes, des

Hrn. Dr. Beurmann, sich durch anmaßliche Unwissenheit am meisten auszeichnet Man höre nur. Hr. B. wollte in seiner, voriges Jahr bey Leske erschienenen Geschichte Afghanistans: „die englische Politik in Mittelasien, die Antecedentien des Feldzuges nach Kabul, seine nächste Folge und seine Perspektive erörtern; er wollte darstellen, daß der nationale (?) Einfluß der russischen Macht die Engländer lehren wird, daß das Schwert nicht allein ihre asiatischen Interessen schützen kann, sondern daß es zu dem Ende einer humanen Politik bedarf (S. 130); es soll bewiesen werden, daß die Usbeken, die tatarischen und mongolischen Völkerschaften Afghanistans (?) Rußland näher stehen als der englischen Verfassung, und einem Charakter, der, wo er auftritt, die Merkmale der Kälte und des politischen Hochmuths herauskehrt (S. 137).“

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny

(Fortsetzung.)

Dr. G. Moller, Denkmäler der deutschen Baukunst. Fortgesetzt von E. Gladbach. Bd. 3. Heft 1. 2. Darmstadt 1844.

Dr. Ed. Bobrik, Handbuch der praktischen Seefahrtskunde. Bd. 1. 2. Zürich 1845.

Observations des phénomènes périodiques. Bruxelles. 1843.

E. Plantamour, Résultats des observations magnétiques faites à Genève dans les années 1842 et 1843. Genève 1844.

A. v. Humboldt, Kosmos; Entwurf einer physischen Weltbeschreibung. Bd. 1. Stuttgart 1845.

Ambr. Fusinieri, Memorie sperimentali di mecanica molecolare e di una forza repulsiva novamente scoperta nella materia attenuata. Padova 1844.

Fr. Zantedeschi, Trattato del magnetismo e della elettricita. P. I. Venezia 1844.

C. J. N. Balling, die Gährungs-Chemie wissenschaftlich begründet. Bd. 1. Prag 1845.

Dr. A. Wagner, Geschichte der Urwelt mit besonderer Berücksichtigung der Menschenrassen und des Mosaischen Schöpfungsberichtes. Abth. 2. u. letzte. Leipz. 1845.

Dr. K. Th. Menke, Zeitschrift für Malakozoologie. Hannover 1845.

List of the specimens of birds in the collection of the British Museum. P. I. — III. London 1844.

Dr. H. K. Geubel, Die Gehäuse und sonstigen Gebilde der Mollusken. Frankf. 1845.

A. v. Weckherlin, Ueber englische Landwirthschaft und deren Anwendung auf andere landwirthschaftliche Verhältnisse insbesondere Deutschlands. Gekrönte Preisschrift. 2. verm. Aufl. Stuttg. 1845.

M. v. Mohl, Aus den gewerbswissenschaftlichen Ergebnissen einer Reise in Frankreich. Stuttg. 1845.

Fr. E. Gehe, Die Unterrichts- und Erziehungsanstalten in Dresden. Leipz. 1845.

J. Barth. Saint-Hilaire, De l'école d'Alexandrie. Par. 1845.

H. Vogel, Die Philosophie des Lebens der Natur gegenüber den bisherigen speculativen und Naturphilosophien. Braunschweig 1845.

Dr. H. Ritter, Geschichte der Philosophie. Th. 8. Hamburg 1845.

De Gerando, Du perfectionnement moral. Vol. 1—4. Bruxelles 1844.

J. Delorme, Vies, poésies et pensées. Bruxelles 1837.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. Oktober.

Nro. 205. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1) Second Report on the state of Education in Bengal. 1836.
2) Third Report on the state of Education in Bengal and Behar etc.
3) The History of the British Empire in India.
4) The Calcutta Review. Nr. I—V

(Schluß.)

Der Verf. meint, „es habe im Interesse Rußlands gelegen, sich in diesen afghanischen Angelegenheiten nicht vorgeschoben (!) zu sehen. Der Schauplatz seiner Thätigkeit mußte Teheran bleiben; es mußte England einer Handlungsweise überlassen, die durch geheime Agenten, trotz aller Desavouirung fortgesetzt werden konnte (man höre!) und gegen die England am Ende nothgedrungen einschreiten mußte, aber in einer Weise, daß Rußland in's Fäustchen lachen konnte (S. 177)." Die Kunde der Thatsachen steht mit diesen tiefen staatsmännischen Ansichten und der gräulichen Schreibart, in welcher sie vorgetragen werden, auf gleicher Stufe oder ist vielmehr noch ärger beschaffen. Da ist kaum eine Seite im ganzen Buche, wo es nicht von sprachlichen, erdkundlichen und historischen Irrthümern wimmelt. Die kundigen Leser werden schon am Anfange genug haben. Er lautet: „Der Name Afghanistan, oder nach dem East India Gazetteer (welch eine Quelle!) richtiger Afghani-st-han, ist neueren Ursprunges. Ueber die Erklärung dieser Bezeichnung verlautet nichts Gewisseres (!), als daß die letzte Sylbe An so viel bedeutet wie Land." S. 13 werden wir belehrt, daß der Name Indus von Sind, Schindu herstammt und blauer oder schwarzer Strom bedeutet. S. 45 finden wir Hindker, welche indischen Ursprunges sind.

Ich halte es für ein wahres Unglück unserer historischen Litteratur, daß es nach und nach Sitte wird, selbst die Geschichte der ältesten Völker und entferntesten Länder ohne Quellenangaben darzustellen. Auch Hr. Dr. Beurmann huldigt natürlich dieser neuen Weise und hat es leicht, unter diesem Versteck ganze Actenstücke aus der Allgemeinen Zeitung sammt den Anmerkungen — sonst liebt der Verfasser es nicht, dem Texte Anmerkungen hinzuzufügen — mitzunehmen, zu welchen der Unterzeichnete in sehr genauer Beziehung steht (Vergl. Beurmann 283 folg.). Hat doch ein anderer Herr sich der Mühe unterzogen, eine Anzahl Aufsätze der Allg. Zeitung, China betreffend, abzuschreiben und sie unter seinem Namen herauszugeben! So arg, wie bey diesem deutschen Landsmann, sieht es natürlich bey Herrn Thornton, der selbst längere Zeit in Indien gewesen ist, nicht aus; doch sind, wie gesagt, seine Werke, wie die Geschichte von China, das Handbuch für Zeitungsleser über die nordwestlichen Gegenden um den Indus*) und

---

*) A Gazetteer of the countries adjacent to India on the North-West. London 1842. 2 Bde. 8. Eine lehrreiche, ins Einzelne eingehende Kritik dieses Werkes, offenbar von einem sehr kundigen

seine ausführliche Geschichte Indiens in vielen Beziehungen höchst mangelhaft. Hr. Th. ist ein unbedingter Diener oder Lobredner des ostindischen Hauses. Alle Begebenheiten der Begründung, alle Maaßregeln der Verwaltung des großen angloindischen Reiches sind von dem verakteten Krämerstandpunkt der ostindischen Gesellschaft aufgefaßt und dargestellt. Die Verwaltungsmaaßregeln dieser berühmtesten und erfolgreichsten Handelsgesellschaft im Verlaufe der ganzen Weltgeschichte werden beinahe ohne Ausnahme gepriesen; ja der Verfasser hat den Muth, bey allen den handgreiflichen Gebrechen der indischen Verwaltung, bey allen den freylich von ihr großentheils nicht verschuldeten Uebelständen, am Ende seines Werkes zu erklären: das angloindische Reich erfreue sich unter allen von Großbrittanien abhängigen Ländern der besten Verwaltung. Die einsichtsvollen Hindu, welche, obgleich sie zugeben und zugeben müssen, daß der jetzige Zustand ihres Landes bey weitem besser ist als der unter den einheimischen muhammedanischen Theilfürsten, sind anderer Meinung. Sie wissen, daß England jährlich wenigstens drey Millionen Pfund Sterling baaren Geldes aus Indien zieht, welche niemals mehr dahin zurückkehren (Porter, the Progress of the Nation III. 354); sie wissen, daß man erst in den letzten Jahren — Herrn Thornton's Werk endigt bereits 1835 — angefangen hat, größere Sorgfalt auf die einheimischen Erzeugnisse Hindostans zu verwenden, um die Bewohner des Landes, deren Handarbeit durch die wohlfeilen, mittelst Maschinen fabricirten, englischen Waaren vollkommen gelähmt wurde, vor einer gänzlichen Verarmung zu schützen. Diese einsichtsvollen Hindu, an deren Spitze der edle Dwarkanath Tagor steht, wissen aber auch, daß, um mit dem Dichter zu reden, des Menschen Sterne in seiner eigenen Brust sind und suchen deßhalb Alles aufzubieten, sich und ihr ganzes Volk der großen Zukunft würdig zu machen, welcher sie ohne Zweifel entgegengehen. So hat bereits die durch die Noth der Umstände hervorgerufene, genauere Beachtung der indischen Lande die heilsamsten Folgen gehabt; sie verspricht in Zukunft eine Anzahl indischer Erzeugnisse auf die europäischen Märkte zu bringen, an die man in früheren Zeiten niemals gedacht hat. Noch vor wenigen Jahren hätte man die Behauptung, daß Schaafwolle ein guter Ausfuhrartikel aus Indien werden könne, für ein eitles Mährchen gehalten; und doch wurden bereits 1841 über drey Millionen Pfund nach England ausgeführt. Der bengalische Reis konnte sich in frühern Zeiten auch bey einem bedeutenden Differentialzoll zu seinen Gunsten gegen das bessere amerikanische Erzeugniß nicht behaupten; jetzt aber, nachdem man auf die Veredlung dieses wichtigen Productes größere Sorgfalt verwendet hat, ist alle Hoffnung vorhanden, daß in den nächsten Jahren der indische Reis hinter dem von Carolina nicht zurückstehen wird (Porter III. 346). Dieselbe Bewandtniß hat es mit dem Anbau seinen Flachses und vieler andern Gegenstände.

Maune verfaßt, findet sich in dem Decemberhefte 1844 des Calcutta Review. Es wird hier die unkritische Weise in der Benutzung der Quellen scharf gerügt und eine Richtschnur zur Beurtheilung der zahlreichen Werke, die in den letzten Jahren über diese Gegenden erschienen sind, gezogen, welche mit den Ergebnissen bey der Benutzung dieser Werke zu meiner Geschichte Mittelasiens vollkommen übereinstimmt. So ist z. B. Arthur Conolly dem Verfasser ein bey weitem zuverlässigerer Zeuge als Alex. Burnes. Major Hough (Expedition to Afghanistan. London 1841), heißt es daselbst, habe bloß Sinn für die Einzelnheiten; ihm könne man unbedingt vertrauen, wenn er die Entfernung der Orte, die Anzahl der Kameele angibt, aber ein Land zu beschreiben sey seine Sache nicht.

Es würde der Raum eines kritischen Blattes nicht hinreichen, wollte man ein so umfangreiches Werk, wie die Geschichte des brittischen Indien, nur einigermaßen im Einzelnen betrachten. Man muß sich damit begnügen, das allgemeine Urtheil über dieses Werk durch einige Andeutungen und Hinweisungen auf einzelne Abschnitte desselben zu begründen. Daß ein Mann, wie Herr Thornton, dem „Verbesserer" Lord William Bentinck nicht geneigt ist, ist bloß eine natürliche Folge seiner conservativen Grundsätze; daß er aber in solch' einer gehässigen, leidenschaftlichen Sprache von dem edlen Manne spricht und auch das offenbar Gute durch schlaue Verdächtigungen herabzuwürdigen sucht, scheint eines Geschichtschreibers, ja eines wackern Mannes über-

haupt vollkommen unwürdig. Man höre nur, History V. 227, 234: „Von den Zeiten des Warren Hastings an hat die indische Regierung eine Menge Versuche gemacht, deren viele wieder aufgegeben wurden, bevor sie ins Leben traten. Neuerungen folgten auf Neuerungen mit einer Schnelligkeit, wie nicht noch einmal in irgend einem andern Lande auf Erden (!). Hätte Lord W. Bentinck nicht in den verschiedenen Zweigen der Verwaltung eine Masse von Abentheuerlichkeiten begangen, so würde seine Verwaltung in der Geschichte Indiens beynahe ein leeres Blatt seyn; ja würde das Andenken daran ganz verloren gehen, so möchte die Nachwelt kaum eine Lücke entdecken, und sie würde auch in der That wenig Grund haben, diesen Verlust zu bedauern.“ Das Verbot des Verbrennens der Wittwen muß der Partheymann natürlich anführen; doch fügt er hinzu: „Bentinck hat weniger für das Wohl Indiens und seinen eigenen Ruhm gethan, als irgend ein Statthalter seit dem Anfange des Jahrhunderts, Sir Georg Barlow ausgenommen. Eitelkeit war seine große Schwäche, — sein Götze der allgemeine Beyfall, welchen er dadurch zu erlangen suchte, daß er in gränzenloser Weise dem opferte, was man Zeitgeist nennt.“ Grundlose, unvernünftige Beschuldigung! Als wenn es ein Gebrechen oder gar ein Verbrechen des Staatsmannes und Fürsten wäre, nach den Bedürfnissen des lebenden Geschlechtes zu handeln! Ja, dieser edle Lord, dessen Ahnen in den rheinpfälzischen Landen wohnten, huldigte dem wahren, nach Gesetzen strebenden Geiste der Zeit; er war es, welcher 1812 eine der englischen Verfassung nachgebildete Constitution für Sicilien entwarf, die im folgenden Jahre ausgeführt wurde,*) und er war es auch, welcher die Halbinsel von dem Fuße der Alpen bis zum Mittelmeere mit unbeschreiblichem Jubel erfüllte, als seine Fahnen den Küsten sich näherten, worauf die Worte standen: Freyheit und Unabhängigkeit Italia's. Wenn England später seine Versprechungen nicht erfüllte, so ist dieß nicht die Schuld des hochsinnigen Mannes, welcher in seinem Namen handelte. Ich füge hinzu, daß der Geschichtschreiber Indiens, wir geben ihm diesen Namen, weil er sein Werk eine Geschichte nennt, unter andern die von Lord Bentinck (1835) angeordnete Aufhebung aller körperlichen Züchtigung im einheimischen, indischen Heere als eine höchst verderbliche Maaßregel schildert, welche nur einem Tollhäusler in den Sinn kommen konnte. Herr Thornton könnte sich jetzt, wenn es ihm um Belehrung zu thun wäre, eines Andern, eines Bessern überzeugen aus den Streifzügen und Erinnerungen des bereits erwähnten alten englischen Offiziers, welcher den größten Theil seines Lebens in Indien zugebracht hat. Ich meine das Werk, welches den Titel führt: Rambles and recollections of an Indian Official. By Lieutenant-Colonel Sleemann. London 1844. Man vergleiche nur die unwiderlegbaren Zeugnisse alter, einheimischer Offiziere der Sipahis, welche II. 400 der Streifzüge und Erinnerungen mitgetheilt werden. Einen umfassenden, lehrreichen Artikel über die Verwaltung des Lord W. Bentinck bringt auch Nr. II. (August 1844) des Calcutta Review, welcher gegen Herrn Thornton gerichtet ist. Hr. Th. wird hier geradezu einer auffallenden Unkenntniß der ersten Regeln der Geschichtschreibung beschuldigt; es werden ihm handgreifliche Weglassungen und auffallende Partheylichkeit vorgeworfen und nachgewiesen. Man könne sich, sagt der, wie sein Artikel zeigt, in Betreff des Geistes und Gemüthes gleich tüchtige Verfasser, man könne sich kaum des Unwillens enthalten, wenn man sehe, wie sich hier Etwas als Geschichte Lord W. Bentinck's geberde, das von den kleinlichen Vorurtheilen der Leadenhallstraße strotze. Mill's Werk, so unvollkommen es ist, wird sich immer noch als die erste Geschichte Indiens unter englischer Herrschaft behaupten, und dieß zwar mit oder trotz den conservativen Erläuterungen und Zusätzen des Directors der königlichen asiatischen Gesellschaft, H. H. Wilson.

Neumann.

*) Colleta, ein alter Römer nach seinem Leben und seinen Schriften — Tacitus war sein Musterbild — sagt in Betreff dieses denkwürdigen Vorfalls in der neuern italienischen Geschichte: Il governo dispotico fu abbattuto e si diede a questo stato (Sicilia) novella costituzione, mercedi al popolo, freno al sovrano. Viele Bewegungen des modernen Italiens hängen mit dieser sicilianischen Constitution und mit den Bestrebungen Lord Bentinck's zusammen.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Fortsetzung.)

Th. Per. Courtenay, Commentaries on the historical plays of Shakspeare. Vol. 1. 2. Lond. 1840.

The Mabinogion, from the Llyfr Coch o Hergest and other ancient Welsh manuscripts, with an english translation and notes by Ch. Guest. Part VI., containing Branwen the daughter of Llyr, Manawyddan the son of Llyr, and Math the son of Mathouwy. Lond. 1845.

Dr. C. E. Nazierský, Ditleb von Alnpeke. Ergänzung des von Dr. Lib. Bergmann herausg. Fragments einer Urkunde der ältesten Livländischen Geschichte in Versen nach der Heidelberger Handschrift jener Reimchronik. Riga 1844.

Alligh. Dante, Epistole, edite ed inedite, aggiuntavi la dissertazione interno all'acqua e alla terra e le traduzioni respettive a riscontro del testo latino con illustrazioni e note di diversi per cura di Alessandro Torri. Livorno 1842.

Rich. Bentley, The correspondence. Vol. 1. 2. Lond. 1842.

Theophilus Presbyteri et monachi libri III. seu diversarum artium schedula op. et studio C. de l'Escalopier. Par. 1843.

J. v. Türckheim, Betrachtungen auf dem Gebiete der Verfassungs- und Staatenpolitik. Bd. 2. Freiburg 1842.

P. S. Mancini, Della suscettibiltá di miglioramento ne fondi come elemento della loro valutazione memoria. Mil. 1844.

Fr. W. Heidenreich, Elemente einer medicinischen Physik. Heft 1. Leipz. 1843.

Dr. A. Botter, praktische Abhandlungen über Sinnestäuschungen, physisch-gerichtliche Medicin und Syphilis. Osnabrück. 1844.

Dr. E. v. Bibra, Chemische Untersuchungen über die Knochen und Zähne des Menschen und der Wirbelthiere. Schweinfurt 1844.

Dr. H. Parrot, Histoire de l'épidémie de suette miliaire, qui a régné en 1841 et 1842 dans le Département de la Dordogne. Par. 1843.

Dr. L. W. Mauthner, Die Krankheiten des Gehirns und Rückenmarks bey Kindern. Wien 1844.

N. Bingham, Observations on the religious delusions of insane persons. Lond. 1841.

Dr. L. P. A. Gauthier, Observations pratiques sur le traitement des maladies syphilitiques par l'iodure de Potassium. Par. 1845.

H. Klencke, Die Störungen des menschlichen Stimm- und Sprachorgans und deren rationelle Heilung. Cassel. 1844.

H. D. L. Fr. Hassenpflug, kleine Schriften juristischen Inhalts. Th. 1. Leipz. 1845.

Dr. H. R. Gneist, Die formellen Verträge des neueren römischen Obligationenrechts in Vergleichung mit den Geschäftsformen des griechischen Rechts. Berl. 1845.

Dr. Fr. Rühs, Ueber die Gesetze der Westgothen. Greifswalde. 1801.

J. A. L. Fürstenthal, Das preußische Civilrecht. Königsb. 1842.

W. Th. Richter, Codex des im Königreiche geltenden Kirchen- und Schulrechtes. Leipz. 1840.

Nic. Rocco, Dell' uso e autoritá delle leggi del regno delle due Sicilie. Napoli 1837.

Dr. Ch. E. Weiß, Criminalgesetzbuch für das Königreich Sachsen. Bd. 2. 3. Dresd. 1844.

Tables showing the number of criminal offenders in England and Wales in the year 1843. Lond. 1844.

A. C. H. Braun, Hauptstücke des öffentlichen mündlichen Strafverfahrens. Leipz. 1845.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 45.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. Oktober.
Nro. 206. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.
Sitzung am 30. August.

Abhandlung des Hrn. Dr. Kunstmann über die letzten Lebenstage des Infanten Heinrich des Seefahrers.

Die Lebensgeschichte des großen Mannes, welchem das Christenthum seine Ausbreitung in ferne Länder, Portugal eine neue, lange behauptete Stellung unter den Staaten Europa's verdankt, hat bisher noch keinen Bearbeiter gefunden, der uns ein vollständiges Bild von dem ausgedehnten Wirken des Infanten geliefert hätte. Der Einzige, der es bisher unternommen hat, das Leben des Infanten Heinrich zum Gegenstande einer selbstständigen Arbeit zu machen, ist Franzisko Jose Freire, aus der Congregation des heiligen Philippus Neri; er schrieb unter dem Namen Candido Lusitano*).

Freire's Werk ist in sprachlicher Beziehung vollkommen gelungen zu nennen, in geschichtlicher aber läßt es Vieles zu wünschen übrig, da es dem Verfasser mehr um eine glänzende Darstellung in großen Zügen, als um eine in das Detail urkundlicher Belege und handschriftlicher Quellen, die vor der Zerstörung Lissabon's noch reichlich vorhanden waren, eingehende Untersuchung zu thun war.

*) Vida do Infante D. Henrique. Lisboa 1758. 4.

Wie groß auch der Schaden ist, den die Geschichtsforschung Portugal's im Jahre 1755 durch das Erdbeben deßhalb erlitten hat, weil gerade in den Privatbibliotheken alter Familien zu Lissabon werthvolle Papiere über die Seereisen der Portugiesen enthalten waren, so hat sich dennoch theils in dem Archive selbst, das durch seine abgesonderte Lage in einem Thurme des Castells St. Georg zu Lissabon von dem allgemeinen Unglücke verschont blieb, theils in Provinzialarchiven Manches erhalten, worauf sich die Aufmerksamkeit des Forschers noch richten kann.

Unter die merkwürdigeren Archive der Provinzen, die erst in neuerer Zeit mit dem allgemeinen Archive vereinigt wurden, gehört auch das früher zu Thomar befindliche Archiv des Christusordens, in welchem sich eine Reihe von Urkunden über die letzten Lebenstage des Infanten Heinrich erhalten hat.

Der Christusorden trat in Portugal an die Stelle des Templerordens. Wie die Templer beschäftigten sich auch die Christusritter mit der Bekämpfung der Mauren. Besonders aber wollte König Diniz Algarve als ein Gränzland gegen die Ungläubigen schützen, deßhalb wies er dem neuen Orden das feste Castro Marim als Sitz an und Papst und König vereinigten sich, wie die Stiftungsbulle zeigt, in dieser Bestimmung über den Wirkungskreis des Ordens.

Als Algarve nicht mehr von feindlichen Einfällen bedroht war, verlegte der sechste Großmeister des Ordens Dom Nuno Rodriguez (1356) den Sitz des Ordens nach Thomar.

Portugal's erster König Affonso Henriquez hatte den Tempelherren das Gebiet von Coa überlassen, in diesem Gebiete bauten sie da, wo einst das alte Nabantium gestanden haben soll, das Schloß und den Flecken Thomar, die nach der Aufhebung des Tempelordens an den Christusorden übergiengen.

Auf Thomar richtete der Infant Heinrich, als er der achte in der Reihe der Großmeister die Leitung der Ordensangelegenheiten übernahm, gleich Anfangs sein Augenmerk. Das Schloß zu Thomar hatte den Templern nicht zum Ordenshause, sondern nur zum Schutze des Fleckens gedient. Der Infant erwählte es für die erstere Bestimmung; deßhalb ließ er die engen Räume desselben erweitern, statt des kleinen dort befindlichen Oratorium's eine Kirche errichten, für die Zwecke des Ordens ein Kapitelhaus und zur größeren Befestigung einen neuen Thurm bauen. Nicht minder sorgte er auch für den Flecken, er erwarb ihm gegen eine Abgabe an den Orden die Rechte eines Marktes, ließ für das Unterkommen fremder Kaufleute ein eignes Gebäude errichten, und gründete ein großes Spital.

Hierauf dachte er daran, dem Orden selbst eine neue Thätigkeit zu eröffnen, da der eigentliche Zweck der Einsetzung mit der Vertreibung der Ungläubigen bereits erfüllt war.

Nach der Eroberuug Ceuta's (1415) hatte der Infant theils von Gefangenen, theils von Kaufleuten Kunde über Afrika eingezogen, außerdem aber wird ihm von einigen Schriftstellern die Kenntniß von Karten beygelegt, auf welchen der Seeweg nach Indien bereits vorgezeichnet gewesen sey, namentlich erwähnt Antonio Galvaõ einer Karte, deren Verfertigung in das Jahr 1408 gesetzt wird, welche das Cap der guten Hoffnung enthalten habe.

Diese Annahme ist zwar häufig bestritten worden, indessen hält Referent dafür, daß sie die richtige sey und stützt sich hiefür besonders auf den zwischen Castilien und Portugal am 30. Oktober 1431 zu Medina del Campo geschlossenen Frieden.

In diesem Vertrage verspricht Castilien, die Portugiesen in dem Besitze der Länder und Inseln, welche sie bereits entdeckt hätten oder noch entdecken würden, nicht zu stören. Von den Inseln werden die von Madeira, die Azoren und die von Cabo Verde namentlich angeführt, obgleich die Geschichte der Entdeckungen berichtet, Diniz Fernandos habe erst im Jahre 1444 das große Cap, welches die Alten promontorium Arsinarium nannten, entdeckt und Cabo Verde genannt. Referent hat zwar das Original dieses Friedensvertrages nicht selbst eingesehen, sondern sich nur an den Abdruck gehalten, welchen Soares da Silva in seiner Geschichte König Johann's I. giebt (memorias de D. João I. T. IV. p. 330); allein Soares da Silva versichert, das Original vor sich gehabt zu haben und Niemand hat noch die Richtigkeit der von ihm gegebenen Copie bestritten.

Der Verfasser der Annalen der portugiesischen Marine, Ignacio da Costa Quintella hat zwar versucht den Ausdruck ilhas do Cabo Verde auf eine andere Weise zu erklären, indem er bemerkt, es seyen hier nicht wirklich die Inseln von Cabo Verde, sondern nur Gorea und andere Inselchen in der Nähe des Cap's zu verstehen; allein auch diese Erklärung setzt voraus, daß man im Jahre 1431 bereits die Kenntniß von Ländern gehabt habe, welche erst weit später von den Portugiesen in Besitz genommen wurden, und rechtfertigt gleichfalls die Annahme von dem Daseyn der oben erwähnten Karte.

Die Geschichte der portugiesischen Schiffahrt vor dem Infanten Heinrich liegt zwar sehr im Dunkeln; daß man aber auch schon im vierzehnten Jahrhunderte über das Cap Nom hinausgekommen sey, hat der gegenwärtige beständige Sekretär der Akademie zu Lissabon Joaquim Jose da Costa de Mazedo bewiesen.

Als Papst Clemens VI. dem D. Luiz de la Cerda die kanarischen Inseln verliehen hatte, empfahl er ihn dem Könige von Portugal Alphons IV., damit dieser ihn bey der Besitzergreifung unterstützen möge. Aus der Antwort, welche der König am 12. Februar 1345 gab, geht hervor, daß er selbst diese Inseln sich zur Eroberung ausersehen hatte, denn er schreibt an Clemens VI. über dieses Vorhaben: cogitatum nostrum jam ad effectum perducere cupientes, gentes nostras et naves aliquas illuc misimus ad illius patriae conditionem explorandum: quae ad dictas insulas

accedentes, tam homines quam animalia et res alias per violentiam occuparunt, et ad postra regna cum ingenti gaudio apportarunt. Verum cum ad praefatas insulas expugnandas armatam nostram mittere curaremus cum militum et peditum multitudine copiosa, guerra primum inter nos et regem Castellae, deinde inter nos et reges Saracenos suborta nostrum propositum impedivit. Nach einer Mittheilung, welche Ciampi im Jahre 1827 aus einem Autograph des Boccaccio gab, hatte diese Expedition im Sommer des Jahres 1341 stattgefunden*).

Zu der Entdeckung neuer Länder wollte sich nun der Infant des Christusordens bedienen, von seinem Vater Johann I. erwirkte er hiezu die Erlaubniß, vom Papst Eugen IV. aber und seinen Nachfolgern Calixt III. und Nicolaus V. erhielt er für den Orden das Patronatsrecht und die geistliche Jurisdiction in allen neu entdeckten Ländern.

Mit den Einkünften der Großmeisterwürde und den Mitteln, die ihm der Orden darbot, ausgestattet, sendete er nun zur Verherrlichung des Vaterlandes und zur Erneuerung des Ruhmes, den der Orden in früherer Zeit erworben hatte, seine Ordensritter auf Entdeckungen aus und setzte diese Unternehmungen fort bis in die letzten Tage seines Lebens.

Was aber der päpstliche Stuhl dem Orden im Allgemeinen als Recht ertheilt hatte, das wollte der Infant ihm im Einzelnen sichern und diese Vorsorge hat jene Reihe von Urkunden veranlaßt, welche sich aus den letzten Lebenstagen des Infanten im Archive des Ordens vorfinden und den Monaten September und Oktober des Jahres 1460 angehören. Wie weit die Entdeckungen des Infanten in diesem Jahre sich erstreckten, läßt sich nicht genau bestimmen; Cadamosto war schon im Jahre 1446 auf seiner zweyten Seereise bis an einen Fluß gekommen, den man für den südlichen Arm des rio das ancoras hält; in demselben Jahre war auch Alvaro Fernandes mehr als hundert Meilen über das grüne Vorgebirg hinaus bis an einen Fluß gekommen, den er rio de Tabite nannte, der aber auf mehreren Karten rio de lago heißt.

Im Jahre 1462 entdeckten Pedro de Cintra und Soeiro da Costa ein Cap, welches sie Cabo da Verga nannten, das unterm 10° 4′ N. B. und 4° 51′ O. L. liegt.

Leider fehlen aber vom Jahre 1448 an, mit welchem Gomes Fannes de Azurara seine Chronik über die Entdeckung der Guinea schließt, bis zum Jahre 1460 über die inzwischen gemachten Reisen alle Nachrichten und selbst die Geschichte der bis zu dem Jahre 1448 aufgefundenen Länder und Inseln wird sowohl was die Zeit der Entdeckung und Bevölkerung, als was die Benennung der Inseln betrifft, sehr verschieden dargestellt. Insbesondere scheint die Benennung der Inseln häufig verändert worden zu seyn, so daß einige Namen derselben für unsere Zeit ganz unverständlich geworden sind, wie dieß in einer Urkunde, welche der Infant am 18. Semptember des erwähnten Jahres in seiner Villa bey Sagres in Algarve ausstellen ließ, der Fall ist. In dieser Urkunde schenkt der Infant dem Könige Alphons V. seinem Neffen die Inseln S. Louis, S. Dinis, S. Jorge, S. Thomas und S. Eiria, die geistliche Jurisdiction über dieselben aber behält er dem Christusorden vor, der Zehente von allen Erträgnissen soll zwischen beyden getheilt werden; die Seelsorge soll der Orden in soweit übernehmen, daß er einen Vikar, der vom Könige präsentirt und vom Orden bestätigt wird, nach jeder Insel abschicke und für dessen Unterhalt sorge, dem Könige aber solle es freystehen, außer den Vikarien des Ordens auch andere Cleriker nach den Inseln zu senden. Die Vikarien des Ordens verpflichtete der Infant in dieser, wie in allen übrigen für die

*) Man vergl. Historia e memorias da academia real das sciencias de Lisboa. Tomo VI. Parte I. Lisboa 1819. pag. 1. segu. memorias para a historia das navegacoes e descobrimentos dos Portuguezes por Joaquim José da Costa de Macedo mit dem Anhange in Tomo XI. Parte II. Lisboa 1835 pag. 177. segu. und über den Vertrag von Medina del Campo Annaes da marinha portugueza por Ignacio da Costa Quintella. Lisboa 1839. Tomo I. pag. 76 seq.

überseeischen Besitzungen ausgestellten Urkunden, jeden Samstag für ihn eine Messe zu lesen.

In seinem Testamente spricht der Infant gleichfalls von diesen fünf Inseln, indem er sagt, daß er auf einer jeden derselben eine Kirche, dem Heiligen gewidmet, dessen Namen die Insel trage, errichtet habe.

Noch einmal geschieht dieser Inseln in einer Urkunde Erwähnung, in welcher König Alphons V., am 3. December 1350, während er sich zu Evora aufhielt, seinem Bruder, dem Infanten Ferdinand und dessen älteren Sohne, mehrere Inseln mit denselben Rechten überläßt, wie sie sein Oheim, der verewigte Infant Heinrich, gehabt habe. Die Namen dieser Inseln, wie sie im Texte der Urkunde auf einander folgen, sind: Madeira, Porto Santo, Deserta, S. Luiz, S. Diniz, S. Jorge, S. Thomaz, Santa Egrêa, Jesu Christo, Graciosa, S. Miguel, Santa Maria, S. Jacobe, S. Filippe, de las Magaes, S. Christoraõ und Ilha Lana. Von diesen gehören die ersten drey zur Inselgruppe von Madeira, fünf andere zu den Azoren und vier zum Archipel von Caboverde, unerklärlich bleiben aber die Namen: S. Luiz, S. Diniz, S. Thomaz und Santa Eyrêa, zu welchen noch die zuletzt genannte Ilha Lana hinzukömmt, Namen, welche von dieser Zeit an nicht wieder vorkommen.

Der gelehrte Patriarch von Lissabon, Franzisko de San Luiz, hat die Vermuthung aufgestellt, es dürfte unter der ersten dieser Inseln die am Senegal liegende jetzt den Franzosen gehörige Colonie St. Louis gemeint seyn*), Referent aber glaubt, daß der Inhalt des Testamentes, welches der Infant Heinrich am 22. Oktober 1460 niederschreiben ließ, dieser Hypothese entgegenstehet.

Mit diesem Testamente ist eine Urkunde vom 13. Oktober verbunden, in welcher der Infant alle jene Ordenskaplaneien namentlich anführt, in welchen für ihn gebetet werden soll. Man lernt aus derselben zugleich alle Kirchen kennen, welche der Infant gründete, und sie liefert deßhalb einen für die Kirchengeschichte der portugiesischen Colonien zwar kleinen, aber weil die Anfänge derselben ganz im Dunkel liegen, wichtigen Beytrag. Diese Kirchen sind nach der Zeitfolge ihrer Gründung angegeben folgende: Santa Maria da Afrika in der Stadt Ceuta, Santa Maria de Bethlehem in Restello jetzt Belem bey Lissabon, Santa Catharina außerhalb der Villa des Infanten bey Sagres mit der Kapelle Santa Maria innerhalb dieser Villa, Santa Maria da Misericordia in der Stadt Alcacer Cequer in Nordafrika, Santa Maria auf der Insel Madeira, auf welcher er später noch andere hier nicht namentlich genannte gründete, die Kirchen auf den Inseln Porto Santo und Deserta, die Kirchen S. Luiz, S. Diniz, S. Jorge, S. Thomas und S. Eiria auf den Inseln gleiches Namens, die Kirche Jesu Christo auf der Insel Jesu Christo und eine ungenannte auf der Insel Gracioſa, endlich die dem heiligen Michael und der heiligen Jungfrau gewidmeten Kirchen auf den gleichnamigen Inseln San Miguel und Santa Maria.

Aus diesem Verzeichnisse ersieht man, daß der Infant bis zu seinem letzten Lebensjahre auf keiner andern Insel, als auf dem Archipel der Azoren und der Inselgruppe von Madeira Kirchen gegründet hatte. Da nun selbst auf den Inseln von Caboverde, die der Infant in Besitz genommen hatte und bevölkern ließ, im Jahre 1460 noch keine Kirche bestand, so ist es um so unwahrscheinlicher, daß dieß auf St. Louis am Senegal stattgefunden habe, auf einer Insel, von welcher uns kein Schriftsteller berichtet, daß sie jemals von den Portugiesen in Besitz genommen worden sey.

(Fortsetzung folgt.)

*) Indice chronologico das navegaçoes, viagens, descobrimentos, e conquistas dos Portuguezes nos paizes ultramarinos. Desdeo principio do seculo XV. Lisboa 1841. 8. p. 48 seq.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 46.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Oktober.

Nro. 207. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

Sitzung am 30. August.

Abhandlung des Hrn. Dr. Kunstmann über die letzten Lebenstage des Infanten Heinrich des Seefahrers.

(Fortsetzung.)

Referent zieht aus der Reihenfolge, in welcher diese Inseln in der Urkunde Alphons V. zwischen Madeira, Porto Santo und Deserta und vier Inseln der Azoren stehen und aus dem Umstande, daß mitten unter ihnen sich die Insel S. Jorge gleichfalls dem Archipel der Azoren angehörig befindet, welche noch heute diesen Namen führt, den Schluß, daß damals jene Inseln S. Luiz, S. Diniz, S. Thomaz und S. Eiria hießen, welche gegenwärtig Pico, Fagal, Corro und Flores genannt werden.

Wie sehr überhaupt die Inseln der Azoren ihre Benennung wechselten, zeigt sich aus einer andern an demselben Tage, wie die zuerst erwähnte, ausgestellten Urkunde, durch die der Infant dem Christusorden bestätigt, daß er ihm früher schon die geistliche Jurisdiction auf den Inseln Graciosa und Jesu Christo, so wie dem Infanten Ferdinand die weltliche über dieselben gegeben habe.

Auf unsern Karten findet sich keine der Azoren unter dem Namen Christusinsel angemerkt, Thatsache aber ist, daß die jetzt nach der Zeit ihrer Entdeckung, vielleicht sogar nach der ihrer wiederholten Auffindung Terceira (d. h. die dritte), genannte Insel einst den Namen Christo Jesu führte, weil sie an einem Feste des Herrn entdeckt worden seyn soll; frühe muß jedoch dieser Name geändert worden seyn, weil schon auf den ältesten Karten die jetzige Benennung angebracht ist.*)

Mehr als auf den übrigen Azoren hatte der Infant schon vor vielen Jahren dem Orden auf den Inseln Santa Maria und San Miguel gegeben; auf diesen, hatte er ihm außer der geistlichen Gewalt auch die weltliche Gerichtsbarkeit überlassen. Die peinliche sowohl als die bürgerliche Gerichtsbarkeit sollte von dem Orden ausgeübt werden, nur bey Urtheilen auf Todesstrafe oder Verstümmelung der Glieder (ressalvando talhamento de membro ou morte de homem) wurde der Appellation an den königlichen Gerichtshof (casa do civil) in Lissabon Statt gegeben. Die Urkunde, welche die frühere Schenkung erneuert, ist, wie die früheren, am 18. September 1460 in der Villa des Infanten ausgestellt.

Auf gleiche Weise bestätigte er an demselben Tage die dem Orden schon früher verliehene, geistliche Jurisdiction auf den Inseln Madeira, Porto

*) Annaes da marinha portugueza por Ignacio da Costa Quintella. Lisboa 1839. 4. Tom. I. pag. 109. Terceira — Teve primeiro o nome de ilha de Jesus Christo, por ser descoberta (não se sabe o anno) em dia dedicado á celebração de algum mysterio: depois prevaleceo o nome de Terceira, que lhe pertencia na ordem dos descobrimentos destas ilhas; tambem se ignora o seu descubridor.

Santo und Deserta und schenkte ihm die Kirche zu Belem.

Auch für die Guinea stellte er dem Orden eine Urkunde aus, in der er jedes Recht der geistlichen Jurisdiction, welches er auf dem Wege des Patronats oder aus sonst einem Rechtstitel erworben haben könnte, demselben abtritt.

Der Name Guinea bezeichnete damals nicht, wie gegenwärtig, den südlich von Sierra Leone liegenden Theil von Westafrika mit dem Meerbusen, von dem man nur wenige, vielleicht nur fabelhafte Nachrichten hatte, sondern wurde in einem weit ausgedehnteren Sinne gebraucht. Am Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts nannte man die Küste am Kap Bojador und das Land südlich von demselben Guinea. Dieß zeigt sich aus der im Jahre 1402 von Bontino und la Verrino, Kapländen des Johann von Betencourt, verfaßten Geschichte der Entdeckung der kanarischen Inseln, in welcher dieser Strich Guinoye genannt wird, der auf den 1375 verfertigten, katalanischen Karten Ginya heißt. *)

Nicolaus V. spricht in der Bulle, die er im Jahre 1454 zu Gunsten der Entdeckungen des Infanten Heinrich erließ, in eben diesem Sinne von der Guinea, indem er sagt: ipsamque conquestam, quam a capitibus de Bojador et de Naon usque per totam Guineam et ultra versus illam meridionalem plagam extendi, harum serie declaramus etiam ad ipsos Alfonsum regem et successores suos ac infantem, et non ad alios aliquos spectasse et pertinuisse, ac in perpetuum spectare et pertinere jure.

Mit denselben Worten bestätigt Calixt III. (13. März 1455) die Bulle seines Vorgängers Nicolaus und überträgt auf Bitten des Infanten und des Königs dem Christusorden die geistliche Jurisdiction a capitibus de Bojador et de Nam usque per totam Guineam et ultra illam meridionalem plagam usque ad Indos.

König Alphons hatte, um den Papst desto eher zur Erfüllung dieser Bitte zu bewegen, dem Orden schon ein Jahr vorher (1454 7. Juny) eine Urkunde ausgestellt, in welcher er ihm in den schon eroberten und noch zu erobernden Ländern Gätuliens, der Guinea, Nubiens und Aethiopiens dieselben Rechte verleiht. *)

Dem Infanten Heinrich gab Alphons auf Lebensdauer den Besitz der Guinea mit allen Einkünften und Rechten, der Infant aber überließ dem Orden statt des Zehenten den zwanzigsten Theil von Allem, was dort aus der Fischerey, an Gold, durch Sklavenhandel, oder Verkauf an Waaren gewonnen werden würde, einen gleichen Antheil aber behielt er mit Einstimmung des Königs sich und nach seinem Tode der Krone vor.

Mit der Schenkung der geistlichen Rechte in der Guinea schließt sich der Inhalt derjenigen Urkunden, welche der Infant dem Orden an einem Tage (18. September) über dessen Rechte auf den neu entdeckten Ländern ausstellen ließ; doch endigte damit nicht die Vorsorge, welche er für den Orden trug, denn gleich am folgenden Tage ließ er eine Urkunde ausfertigen, worin er eine vor geraumer Zeit gemachte Stiftung einer Commende, über welche der Orden von ihm bisher keine schriftliche Ueberweisung erhalten hatte, wiederholt erklärte.

*) Histoire de la premiere descouverte et conqueste des Canaries faite dés l'an 1402 par Messire Jean de Bethencourt, chambellan du roy Charles VI. Escrite du temps mesme par F. Pierre Bontier, religieux de S. François et Jean le Verrier Prestre, domestiques du dit sieur de Bethencourt. Et mise en lumiere par M. Galien de Bethencourt, conseiller du Roy en sa cour de Parlement de Roüen. Plus un traicté de la navigation et des voyages et conquestes modernes, et principalement des François. A Paris chez Michel Soly, 1630. 8. chap. 56 und chap. 82 vergl. mit chap. 89. Man vergleiche auch Santarem memoria sobre a prioridade dos descubrimentos portuguezes na coste d'Africa occidental etc. Paris 1841. 8. pag. 169.

*) Sousa historia genealogica da casa real portugueza. Provas. T. II. pag. 445 hat diese Urkunde abgedruckt; Alphons V. sagt in derselben vom Christusorden: pera todo sempre aja daquellas prayas, costas, ilhas, terras conquistadas e por conquistar, e de Gazulla, Guinea, Nubia, Ethiopia, e per quaesquer outros nomes que sejam chamadas, toda espiritual administracons etc.

Der Inhalt derselben betrifft die Kirche Santa Maria da Afrika in Ceuta.

Der Infant hatte am 2. September 1417 mit seinem Vater, dem Könige Johann, die Stadt Ceuta, bey deren Einnahme er den Ruhm seiner Waffen begründete, verlassen, um nach Portugal zurückzukehren. Zur Vertheidigung der erst den Mauren entrissenen Stadt hatte er aber mehrere Ritter und Knappen aus seinem Gefolge zurückgelassen, unter ihnen einen Edelmann Joaõ Pereira; diese hatten aus seinem Auftrage eine Kirche gegründet, für welche der Infant ihnen ein Bild der heiligen Jungfrau übersandte, ihr den Namen Santa Maria da Afrika gab und sie zur Ordens-Commende erhob. Vier Commenthuren dieser neuen Stiftung führt die Urkunde an, der erste war Diego Alvarez, ihm folgten Ruy de Faarom und Estereanes Montanha, alle bereits verstorben; im Besitz der Commende befand sich, als der Infant die Stiftung bestärigte, Alvaro de Sa.

An demselben Tage (19. September) ließ der Infant eine andere Urkunde ausfertigen, in welcher er die von ihm erbaute und nach ihm benannte villa do Infante dem Könige Alphons als Eigenthum bestimmt, die geistliche Jurisdiction über dieselbe aber dem Christusorden überträgt.

Der Infant hatte bemerkt, daß viele Fahrzeuge am Cap von Sagres (promontorium sacrum) öfters wegen Mangels an günstigem Winde stille liegen mußten, wo sie, wenn dieser Aufenthalt lange dauerte, nicht nur Lebensmittel sondern selbst Wasser entbehrten, da sich anderthalb Meilen weit kein bewohnter Ort fand, und bey Sterbefällen ihre Todten in den Schluchten am Ufer beerdigten. Von Mitleid bewegt, ließ er unter der Regierung desselben Königs, dem er die Villa als Eigenthum überließ, auf dem Cap, welches für die Seeleute, die von Westen nach Osten schiffen, vor dem Cap von Sagres liegt und Terçanabal genannt wurde, eine Villa bauen und gab ihr den Namen Villa des Infanten.*)

*) E movido da piedade, sagt der Infant in dieser Urkunde, entendendo quanto serviço nello faria a deos e a el rey meu sennor e bem edificar huma villa no outro cabo, que ante do dito cabo de Sagres estaa aosque vem de ponente pera levante que se chamava Terçanabal, aa qual pus nome villa do Iffante. Silva Lopes in der Corografia do reino do Algarve, Lisboa 1841, 4., pag. 211, nimmt die Gründung der Villa Sagres und die der Villa des Infanten als die einer und derselben Villa an, und behauptet eben so irrig, der Infant habe seiner Villa den Namen Terçanabal beygelegt, während doch aus der angeführten Stelle hervorgeht, daß dieß der Name des zunächst liegenden Cap's ist. Silva Lopes sagt von der Villa Sagres: foi fundada no anno de 1419 pelo famoso infante D'Henrique depois que voltou de Ceuta, com o nome de Tersanabal ou Villa do Infante; allein aus der von mir benützten Urkunde geht hervor, daß die Villa des Infanten erst unter der Regierung Alphons V. gegründet wurde, denn es heißt von der Zeit der Gründung: a qual villa eu fiz per autoridade de el rey Dom Afonso meu sennor e sobrinho, que deos mantenha, elhe offereci e fiz serviço della, que per meu faleormento lhe ficasse e a seus successores etc.

Gegen das Ende des Septembers (22.) ließ der Infant, welchem sein Vater die Stadt und das Gebiet von Viseu mit dem Titel eines Herzogthumes übergeben hatte, dem Domkapitel dieser Stadt die Einkünfte, welche er von dem Markte, den er bey dieser Stadt eingeführt hatte, erhob, abtreten und errichtete am letzten September eine Stiftung in der Kapelle des Klosters Batalha, in welcher er begraben werden wollte, damit täglich in derselben drey Messen zum Heile seiner Seele gelesen werden könnten.

An demselben Tage übergab er auch dem Commenthur von Thomar, gegen einen jährlichen Bezug von sieben Mark Silber die Aufsicht über alle Stiftungen, die er zum Heile seiner Seele und für die Verstorbenen aus dem Orden gemacht hatte und empfahl den nachfolgenden Großmeistern, den Commenthur, wenn er hierin nachläßig seyn sollte, zu seiner Pflicht anzuhalten.

Alle diese Urkunden wurden in dem Archive des Ordens zu Thomar niedergelegt. König Seba-

stian ertheilte am 16. Dezember 1566 dem Dezembergador der Krone und Doktor der Rechte Pedro Alvares den Auftrag, alle auf den Christusorden bezüglichen Urkunden in einem eigenen Werke zu sammeln. Dieses Werk, welches den Titel führt: liber compilationis scripturarum ordinis militiae domini nostri Jesu Christi, wurde niemals gedruckt; es kam, als die Güter des Ordens veräußert wurden, von Thomar nach Lissabon, wo es sich im königlichen Archive befindet; aus ihm hat Referent die hier gegebenen Auszüge entnommen.

Am 9. Oktober ließ der Infant eine fernere Meßstiftung in der Kirche Santa Maria de Misericordia zu Alcacer Ceguer errichten.

Papst Eugen V. hatte am 9. Januar 1445 durch die Bulle etsi suscepti cura regiminis (abgedruckt bey Sousa loc. cit. Provas T. I. pag. 442) die Kirche Santa Maria de Afrika in Ceuta dem Christusorden übergeben und bestimmt, daß sie über Valdanger, Tetuan und Alcaçer Ceguer, wenn diese von den Portugiesen erobert seyn würden, pfarrliche Rechte haben sollte. Am 21. Oktober 1458 wurde Alcaçer Ceguer von den Portugiesen eingenommen, und noch am nämlichen Tage stellte König Alphons V. dem Orden eine Urkunde aus, in welcher er die Bulle des Papstes bestätigte und auf das Patronatrecht, welches die Krone in Anspruch nehmen könnte, für sich und seine Nachfolger verzichtete. In der schon angeführten Urkunde über die Kirche Santa Maria de Afrika in Ceuta erzählt der Infant: gleich nach der Einnahme von Alcaçer Ceguer, bey welcher er mitgekämpft hatte, habe man die größte Moschee der Stadt in eine christliche Kirche umgewandelt, und ihr den Namen Santa Maria da Misericordia gegeben, sein Neffe, der König, habe ihn beauftragt, sie in Besitz zu nehmen, und er habe dieß auch in seinem und des Ordens Namen gethan und sogleich einen Vicar für dieselbe ernannt.

In der Urkunde vom 9. Oktober beauftragt er diesen Vicar (Lopo Afonso meu capellão e vigairo em a villa Dalcacer em Africa), alle Samstage ebenso, wie er dieß auf den Inseln verordnete, eine Messe für ihn zu lesen; dieselbe Bestimmung hatte er schon früher für Valdanger und Tetuan getroffen, wenn diese in die Gewalt der Portugiesen kommen würden.

Die Reihe dieser Urkunden schließt sich mit einer Meßstiftung in der Conventskirche zu Thomar, gemäß welcher in derselben hundert Messen für ihn gelesen werden sollten (22. Oktober). Am Ende desselben Monats (28. Okt.) ließ der Infant ein Testament errichten, in dem er alle andern früher von ihm für den Fall seines Todes getroffenen Verfügungen für nichtig erklärt; mit dem Testamente ist als wesentlicher Bestandtheil die schon angeführte Urkunde verbunden, in welcher alle von ihm gegründeten Kirchen angegeben sind.

Er verordnet in diesem Testamente, daß seine sterblichen Ueberreste in dem Kloster Batalha, wo auch sein Vater begraben liege, beerdigt werden sollen, sorgt für seine hinterlassenen Diener, setzt den König zum Haupterben ein und erneuert mehrere schon bey den einzelnen Urkunden erwähnte Bestimmungen.

Am 13. November 1460 starb der Infant, am 29. Tage desselben Monats brachte der Generalvicar des Christusordens, Dom Fernando, das Testament nach Evora, wo sich Alphons V. damals aufhielt, und bat den König, ihm im Interesse des Ordens, für den der Infant auch noch in seinem letzten Willen bedacht gewesen sey, eine Abschrift desselben für das Ordensarchiv zu geben, die ihm Alphons auch ausstellen ließ.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 47.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Oktober.
Nro. 208. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

Sitzung am 30. August.

Abhandlung des Hrn. Dr. Kunstmann über die letzten Lebenstage des Infanten Heinrich des Seefahrers.

(Fortsetzung.)

Ueber die Beschaffenheit und Dauer der Krankheit, welcher der Infant im 67. Jahre erlag, haben uns die Zeitgenossen nichts mitgetheilt; wundern dürfen wir uns hierüber nicht, da selbst auf die Schriften des Infanten so wenig Aufmerksamkeit verwendet wurde, daß sich von den Commentarien, die er über die Resultate seiner Entdeckungen anlegen mußte, keiner erhalten hat. Noch am Anfange des 17. Jahrhunderts sah der Geschichtschreiber des Dominikanerordens Frey Luiz de Sousa zu Valença in Arragonien ein Werk über die Entdeckungen des Infanten, welches er von der Hand desselben geschrieben erachtete; später ist auch dieses spurlos verschwunden.

Mögen aber auch seine Schriften für immer verloren gegangen seyn, so dauern doch die Resultate seiner Handlungen noch immer fort; zu seinem Wahlspruche hatte er die Worte: talent de bien faire, genommen. Aus der Vorsorge, die er noch in seinen letzten Lebenstagen für die neu entdeckten Länder getroffen hat, geht hervor, daß er auch bis zum Schluße seines Lebens diesem Wahlspruche getreu geblieben ist.

Politische und kirchliche Zustände in Deutschland und Italien zu Anfang des zwölften Jahrhunderts. Fortsetzung des in Band XIX. Nr. 183 — 187 abgedruckten Aufsatzes von Hrn. Professor Höfler.

Der Ruhm und das nicht zu bezweifelnde Verdienst, Heinrich IV. aus dem Felde geschlagen zu haben, gebührt unstreitig P. Paschalis II., und als jenen nun nach so tragischem Sturze das Verderben ereilte, so konnte Niemand anders fühlen, als daß der Sieg der Kirche und der Opposition der Reichsfürsten vollständig sey. Unter solchen für die Pläne seines Hauses, wenn er diese wieder aufnehmen wollte, äußerst mißlichen Verhältnissen erlangte Heinrich V. um den Preis der Aufgebung seines Vaters den Thron der Deutschen. Heinrich schien anfänglich nur durch Beweggründe seines Gewissens zum Abfalle bewogen worden zu seyn. Nur wenn sein Vater sich mit der Kirche ausgesöhnt habe, ließ er ihm sagen, könne die erbetene Aussöhnung erfolgen.*) Er selbst unterzog sich freywillig allen kirchlichen Gebräuchen in ihrer ganzen Strenge. Als er im Kloster Gernrothe den grünen Donnerstag gefeyert, zog er bagrfuß am Charfreytage nach Quedlinburg, dort das Osterfest zu begehen. In den sächsischen Städten setzte er die von der Partey seines Vaters vertriebenen Geistlichen wieder ein. Gebhard von Constanz, der päpstliche Legat, gesellte sich zu ihm, löste ihn und alle die Seinigen wie-

*) Annal. Saxo. p. 602.

der vom Banne, dem sie durch ihren früheren Anschluß an Heinrich IV. verfallen waren, und setzte nun an die Stelle des Bischofs Widilo von Minden, der sich zu tiefst in allen Schmutz des kaiserlichen Treibens eingelassen, einen andern Bischof ein. Als nun eine sehr bedeutende Anzahl von Bischöfen, Clerikern, Aebten und Mönchen zusammengekommen war, wurde nach dem Rathe des Erzbischofs Rothart von Mainz ein Concil in Nordhausen gehalten, und daselbst alle Simonie in Uebereinstimmung mit den päpstlichen Decreten verworfen, und die Reordination derjenigen angeordnet, welche durch illegitime Bischöfe consecrirt worden waren. Der König hatte dem Concil nur auf ausdrückliches Verlangen der Bischöfe beywohnen zu wollen erklärt, und schien seine Anwesenheit nur dazu zu benützen, die althergebrachten Rechte nach dem Beschluße der Fürsten zu bekräftigen oder ungeziemende Forderungen mit Klugheit und angeborner Würde zurückzuweisen. Während der Standpunkt, den er hiebey einnahm, ihn den Blicken der Versammelten aussetzte, bemerkte man in ihm eine jugendliche Scheu, gepaart mit höchster Ehrerbietung gegen das geheiligte Ansehen der Bischöfe, so daß sich die Bewunderung der Anwesenden immer mehr ihm zuwandte. Als ihm die gelegene Zeit, zu reden, gekommen zu seyn schien, brach der junge Fürst in Thränen aus und betheuerte bey dem allmächtigen Gotte, wie ihn keine Herrschbegierde zu dem Schritte verleitet habe, den er gethan. Er wünsche es nicht, daß sein Herr und Vater abgesetzt werde, sondern trage mit dessen Verstocktheit und dessen Ungehorsam das gebührende Mitleiden. Wenn nur sein Vater sich dem heiligen Petrus und dessen Vicar nach christlichem Gesetze unterwerfen würde, so wolle er für seine Person gerne sich aus dem Reiche entfernen, oder ihm in aller Unterwürfigkeit dienen. Diese Worte, welche so ganz Demuth und Selbstverläugnung athmeten, verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Anwesenden, meist Sachsen und Heinrich's IV. grimmigste Gegner, wurden bis zu Thränen gerührt. Sie brachen in Kyrie eleison aus, stimmten für die Erhaltung des trefflichen Sohnes, für die Bekehrung des verstockten Vaters Gebete an. Es war das Gegenstück zur Erniedrigung des Vaters zu Canossa, eben so trefflich gespielt und mit einem gleich günstigen Erfolge gekrönt.

Als hierauf der ältere Heinrich seinem Sohne Theilung des Reiches und Bestätigung der Nachfolge antragen ließ, begehrte dieser von dem Gebannten lediglich Unterwerfung unter die Kirche, ohne auf weiteres einzugehen. Diese Mäßigung, die er selbst noch beobachtete, als er wiederholt dem Heere seines Vaters gegenüberstand, trug, wenn sie aufrichtig war, dieselben Früchte, welche kaum die ausgesuchteste Kriegslist zu bringen vermocht hätte. Während Heinrich zu seinem Schrecken die Treue seiner Kriegsgenossen wanken sah, benachrichtigten ihn geheime Boten des jungen Königs, eine Verschwörung sey gegen sein Leben angezettelt worden. Der sonst so listenreiche Fürst entfernte sich schnell und heimlich aus seinem Lager, sein Heer zerstreute oder unterwarf sich dem jungen Heinrich, und dieser vermochte nun, während sein Vater nach Böhmen eilte, den ihm früher verwehrten Rheinübergang zu gewinnen, in Speyer sich der Schätze seines Vaters zu bemächtigen und dadurch denselben von seinem Stammlande abzuschneiden. Jetzt scheint dem alten Fürsten jedweder Zweifel über den Endzweck all dieses Treibens entschwunden zu seyn. Aber vergeblich ließ er jetzt seinem Sohne sagen, er möge sich erinnern, „er sey sein Vater, er möge ihn nicht aus dem Reiche jagen.“ Der junge König hörte die Gesandten gar nicht an, und ließ nur seinem Vater bedeuten, er möge sich schleunig aus Mainz entfernen, indem er sonst von seinen Feinden gefangen genommen würde. Der gebannte Kaiser begab sich nach dem Schloße Hammerstein, und K. Heinrich setzte nun in Mainz den Erzbischof Rothart ein, der seit 8 Jahren durch die kaiserliche Faction vertrieben im Exil hatte verweilen müssen. Endlich trafen sich Vater und Sohn bey Coblenz. Erst schied sie noch der Rhein. Als aber der Kaiser seinem Sohne Friedensanträge hatte machen lassen, begab sich dieser auf das gegenüber liegende Ufer zur Unterredung. Hier warf sich der Vater dem Sohne zu Füssen, und beschwor ihn, eingedenk seines Blutes und seiner Abstammung zu seyn. Allein eben so fiel nun auch der Sohn dem Vater zu Füssen und beschwor ihn, sich dem Papste zu unterwerfen, indem er sonst

von seinem irdischen Vater sich lossagen und dem himmlischen allein sich zuwenden müsse. Als nach fruchtloser Unterredung der Vater im nächtlichen Dunkel entfliehen wollte, fand er jeden Ausweg von den Anhängern seines Sohnes umstellt, sich selbst in dessen Gewalt. Schon am nächstfolgenden Morgen wurde er nach Bingen, dann in engen Gewahrsam in das Schloß Beckelnstein gebracht, wo er von allen gemieden und ohne die gewöhnliche Pflege, non balneatus et intonsus, in der Haft verweilte.

Während er sich hier befand, sagte sich das Reich auf dem großen Fürstentage zu Mainz von aller Theilnahme an der Wibertischen oder Heinrichschen „Häresie" los, so daß beynahe unter den Augen ihres Urhebers das künstliche Gebäude zusammenbrach, durch welches Heinrich die Höhen des apostolischen Stuhles zu erklimmen gehofft hatte. Eine gerechte Scham über die unwürdige Rolle, welche Deutschland so lange Zeit gespielt hatte, scheint sich der Versammelten bemächtigt zu haben. Nicht genug, daß jetzt auf den Reichstagen die beyden päpstlichen Legaten, der Cardinalbischof von Albano und der Bischof von Constanz das Anathem über Heinrich aussprachen, von dem sich jetzt wirklich der Weltkreis losgesagt hatte; sondern, da in Ravenna die Gebeine seines Schützlings, des Afterpapstes Clemens III. ausgegraben und verworfen worden, geschah Gleiches mit den irdischen Resten jener Bischöfe, welche Simonie auf Seite Heinrichs geführt und zu den höchsten geistlichen Würden erhoben hatte. Die nun von Simonie gesäuberten Kirchen wurden für zu heilig erachtet, als daß sie durch solche Grabstätten entweiht werden dürften, und als hierauf der alte Fürst erklärte, er überantworte die Regalien wie seine festen Schlösser seinem Sohne, wenn nur ihm der Lebensunterhalt ausgesetzt werde, so wurde dieser Anlaß begierig ergriffen, um zur Absetzung Heinrichs zu schreiten und damit dem niedern Volke, welches noch immer an ihm hing, jede Gelegenheit, für ihn Partey zu nehmen, zu entziehen. Die Fürsten begaben sich zu diesem Zwecke nach Gölnheim, ließen dahin den Kaiser kommen und weideten sich an dem Schauspiele der äußersten Demüthigung ihres einstigen Herrn und Gebieters. Heinrich trat das Reich seinem Sohne feyerlich ab, warf sich Allen zu Füßen, legte öffentliche Beichte ab und flehte die Anwesenden um Lösung des Bannes an. Allein hiezu reichten die Vollmachten des Cardinals nicht aus, indem nach so vielfältigen und von Papst Gregor noch im Angesichte des Todes ausgespochenen, von so vielen Concilien bekräftigten Anathemen nur der Papst selbst die Macht hiezu besaß. Heinrich aber scheint, als der Cardinal von Albano dem Fürstentage beywohnte und bey der raschen Wendung der Dinge auch unerwartet Zeuge der Abdankung des Kaisers wurde, nicht anders gehofft zu haben, als sogleich von dem Banne losgesprochen und wie einst zu Canossa, mit einem Male von allen Verwicklungen befreyt zu werden. Allein hiebey hatte er es theils mit einem noch feineren Spieler, seinem Sohne, zu thun, der keinen Augenblick zögerte, sich in alle Rechte zu setzen, die ihm durch die Abdankung seines Vaters zukamen; theils fielen nun die Folgen seines Fehlschlusses unaufhaltsam über ihn herein. K. Heinrich ließ sich sogleich die Regalien aushändigen, empfing nun die Eide der Fürsten und des Volkes, die Salbung durch den apostolischen Legaten, während den alten Kaiser der Schmerz über das Mißlingen seines Planes und die verweigerte Absolution qualvoll folterte.

Mit der Thronbesteigung Heinrichs V. beginnt aber eine für die Geschichte dieser Kämpfe zwischen dem Priesterthum und der königlichen Macht zu wichtige Epoche, als daß nicht schon jetzt auf die bereits eingetretene Scheidung des königlichen Interesses von dem fürstlichen hingewiesen werden müßte. Ob das Benehmen Heinrichs V. schon damals Argwohn erregte, kann nicht gesagt werden. Immer aber darf man die Worte des Erbischofs von Mainz, als er Heinrich V. vor den Fürsten die vom Schlosse Hammerstein gebrachten Regalien einhändigte: es möge ihm, wenn er kein gerechter Regierer des Reiches und Vertheidiger der Kirchen werden würde, so ergehen, wie seinem Vater, als den Ausdruck einer Partey ansehen, die wir nur deßhalb nicht mit Vorzug deutsch nennen wollen, weil ihr Patriotismus auf den positiven Bestimmungen und Endzwecken des Christenthums beruhte. Um aber die Angelegenheiten des Kaisers zu einem erwünschten Ende zu bringen, und dadurch Deutschland aus seinem schwankenden Zustande

herauszureissen, wurde nach dem Rathe der Fürsten von dem Könige eine Gesandtschaft an Papst Paschalis abgesandt und derselbe eingeladen, sich selbst nach Deutschland zu verfügen, offenbar um den Akt der Unterwerfung und Aussöhnung vorzunehmen.

Als Heinrich IV. gewahrte, daß trotz aller entgegengesetzten Bemühungen seit 40 Jahren ihm dennoch und unter Paschalis das Schicksal bereitet werde, das er unter Gregor VII. durch die freywillige *) Demüthigung zu Canossa für immer entfernt zu haben glaubte, bot er nochmal alle Spannkraft seines Geistes auf, die Ankunft des Papstes in Deutschland zu hintertreiben. Erst veranlaßte er, daß die Gesandtschaft, die aus der Blüthe des deutschen Volkes bestand, von einem seiner Getreuen bey Trient überfallen, mißhandelt, gefangen genommen wurde, so daß nur Bischof Gebhard allein zu dem Papste gelangen konnte; dann suchte er das Mitleiden rege zu machen und sich auf's Neue einen Anhang zu verschaffen. Er begab sich nach Cöln, dann nach Lüttich; der Herzog Heinrich von Lothringen und mehrere andere Große ergriffen für ihn die Waffen, und der König, welcher seinem Vater bis Aachen gefolgt war, mußte sich vor dessen Anhang wieder nach Bonn zurückziehen. Als er dann Cöln belagerte, suchte der abgesetzte Kaiser ihn durch Briefe bey seiner eigenen Partey zu verdächtigen, beschuldigte ihn, nur aus Herrschsucht nach der Krone gestrebt zu haben und appellirte neuerdings an den römischen Stuhl. Die Antwort der Fürsten entschleyerte jedoch die Arglist, welche der ältere Heinrich, in Trug und Listen grau geworden, hiemit verband. Sie enthielt das in ihrem Munde merkwürdige Geständniß, Deutschland sey durch den 40jährigen Krieg nicht nur in den Abfall von der Kirche, sondern beynahe wieder in das Heidenthum zurückgestürzt. Nachdem Heinrich bereits erklärte, er wolle sich nur noch mit dem Heile seiner Seele beschäftigen, rege er Franzosen, Engländer, Dänen und die übrigen benachbarten Nationen gegen die Deutschen auf. Sie forderten ihn deßhalb auf, einen Ort zu bestimmen, wo er vor allem Volke seine Beschwerden vorbringen und zu Recht stehen, wie Recht empfangen könne. *) Allein während nun die Entscheidung des neuen Streites durch einen Conferenztag **) erwartet wurde, rüstete sich Heinrich IV., seinen Sohn vor Cöln zu überfallen, so daß dieser die Belagerung der Stadt aufhob und sich, nachdem eine zweyte Gesandtschaft an seinen Vater fruchtlos gewesen, nach Lothringen wandte. Schon glaubte man nicht anders, als daß das Geschick Deutschlands durch eine zweyte Unstruttschlacht, aber nun zwischen Vater und Sohn entschieden werden müsse, als die Nachricht eintraf, an dem Jahrestage seines Sieges über K. Rudolph sey Heinrich IV. nach achttägiger Krankheit zu Lüttich gestorben. Indem er seine Getreuen dem Könige, seinem Sohne, empfahl, verlangte er in Speyer begraben zu werden, und übersandte Schwert und Krone an seinen Nachfolger, erst im Tode sich von diesen theuern Gegenständen trennend.

Nachdem Wibert und Heinrich gestorben waren, vermochte den Eintritt einer Restauration nichts mehr aufzuhalten.

An dem für Heinrich IV. unglücklichen Ausgange des Kampfes hatte insbesondere die Anstrengung der deutschen Fürsten, sich eine erbliche Macht zu begründen, den ersten Antheil gehabt. Heinrich, welcher das Reich selbst als sein Erbe betrachtete, scheint Bischöfe wie Herzoge mehr im Lichte seiner Beamten betrachtet zu haben, deren Recht zu ihren Würden und Aemtern nur in seiner Willkühr gegründet war.

*) Sieh hierüber die vorhergehenden Abhandlungen.

*) Legatio Ap. Pertz. M. H. G. N. p. 63.

**) Curiale colloquium.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845. Nr. 48.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Oktober.

Nro. 209. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

Sitzung am 30. August.

Politische und kirchliche Zustände in Deutschland und Italien im Anfange des zwölften Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Heinrich's Macht beruhte deßhalb, wie immer in allen Gewaltherrschaften, nicht auf den Edleren des Volkes, sondern auf der Gunst des Letzteren, das ihn in seinen Tugenden wie in seinen Lastern nur immer als den würdigen Vorausgänger und Repräsentanten seiner selbst betrachtete, sowie auf dem gehaltlosen Anhange derjenigen, deren Lebenszweck der Hofdienst war und die nur in der Sonne königlicher Gunst die Bedingung ihres Daseyns erblickend, auch jeden Augenblick zu jeder Frevelthat entschlossen waren, um die Gunst ihres Gebieters nicht zu verlieren. In besserer Gestaltung tritt der Anhang Heinrichs durch den Anschluß der Städte an seine Person hervor. In dem Kampfe gegen Rudolf hatten sie sich auf das Entschiedenste auf seine Seite geschlagen; das Heer, das er nach seiner ersten Rückkehr aus Italien zusammenbrachte, war zum größten Theile aus Kaufleuten bestanden. Als in den letzten Zeiten Alles ihn verließ, hatten Cöln, Worms und viele andere Städte theils fest an ihm gehalten; theils gaben sie durch unverkennbare Zeichen ihre Anhänglichkeit zu erkennen*).

Dagegen verdankte der jüngere Heinrich die Krone den Fürsten. Das Reich schien eine Aristokratie zu werden, die durch einen König zusammengehalten wurde. Ueberall tritt der Rath des Königs hervor; nach dessen Urtheile entscheidet dieser, und die Bürger von Cöln, die gegen den jüngern Heinrich die Waffen ergriffen haben, erscheinen nicht sowohl als Beeinträchtiger der königl. Majestät, denn als solche, die die Decrete dem Reichsfürsten verachten. Klug weiß Heinrich V. diese voranzustellen, wo er selbst in bescheidener Entfernung weilend für sich einen Vortheil zu erhaschen gedenkt. Allein diese Aristokratie war doch noch zu neu, zu sehr ein Produkt des Kampfes, der natürlichen Opposition gegen die Willkühr Heinrich's IV., zu wenig in sich gegliedert und zum festen Ganzen geformt, als daß sie gegen die von dem fränkischen Hause factisch erworbene und consequent festgehaltene Erblichkeit des Thrones hätte aufkommen können. Man konnte von Seite Heinrichs V. sicher seyn, er würde sich ihrer so schnell wie möglich entledigen. Vorderhand waren es jedoch die Anhänger seines Vaters, die die Last der neuen Veränderung zu fühlen hatten. Cöln mußte 6000 Mark Silber als Strafe bezahlen, der Herzog von Lothringen wurde entsetzt und sein Herzogthum dem Grafen Gottfried von Löwen zugewiesen, der Graf von Flandern zur Unterwerfung genöthiget. Heinrich konnte es als ein

*) Hogn S. 117.

besonderes Glück betrachten, daß im Todtenjahre seines Vaters, 1106, der letzte Herzog von Sachsen aus dem Stamme der Billungen, Magnus, starb. Ueber dieses Herzogthum, das am längsten und am entschiedensten die Opposition gegen Heinrich IV. geführt und wo die Päpste die bereitwilligste Unterstützung gefunden, setzte der König den Grafen Lothar von Suplinburg ein. Dadurch konnte er hoffen, eine ihm ergebene Partey im Lande selbst zu erhalten und andererseits hatte er verhindert, daß das welfische Haus in Bayern sich nicht auch über Sachsen ausdehne, worauf H. Heinrich der Schwarze als Gemahl der jüngern Tochter des H. Magnus Ansprüche erheben konnte; auch schien ihm Lothar für seine eigenen Plane wohl tauglicher als Otto von Ballenstädt, der Gemahl Eilike's, der ältern Tochter des H. Magnus *). Beschränkte er somit das eine der durch seinen Vater erhobenen herzoglichen Häuser, das welfische, ohne jedoch dasselbe im Besitze von Bayern zu stören, so wandte er sich mit desto größerer Sorgfalt seinen Neffen, den hohenstaufischen Brüdern Friedrich und Conrad zu, die in der Schule ihres Oheims groß gezogen, dann auch dessen Grundsätze sich eigen machten und sie nach dem Aussterben des fränkischen Kaiserhauses auf den deutschen Kaiserthron erblich zu machen wußten. Als er deren Mutter Agnes, seine Schwester, mit dem Babenbergischen Markgrafen von Oestreich, Leopold, vermählte, umstellte er nicht nur das welfische Bayern mit ihm ergebenen Fürsten, sondern er bahnte auch den Babenbergern den Weg zu der herzoglichen Würde, die sie wenige Jahrzehnte später über die Welfen gewannen **).

Während so Heinrich V. das Reich ordnete, zögerte auch P. Paschalis II. nicht die allgemeine Wendung der Dinge zum Besten der Kirche zu benützen. Auf dem im Okt. d. Js. 1106 zu Guastalla gehaltenen Concil verlor der erzbischöfl. Stuhl von Ravenna, von wo aus schon so oft eine Opposition gegen die römische Kirche, in jüngster Zeit

*) Gervais S. 22.

**) Sieh über die weitern Maßregeln, die Welfen unschädlich zu machen. Gervais I. p. 26.

aber unter Wibert die allerheftigste ausgebrochen war, die gesammte Provinz Aemilia, die wichtigen Städte und Suffraganen von Bologna, Modena, Reggio, Parma und Piacenza. Dadurch wurde einem künftigen Versuche, wieder „aus dem Paradies Italiens“ Gegenpäpste aufzustellen, der Boden entzogen, indem alle übrigen Bischöfe und Erzbischöfe Italiens theils ohne Nachdruck und größeres Ansehen waren, theils, wie der Erzbischof von Mailand, aus innern Gründen nicht in Vorschlag kommen konnten. Es liegt der Grund der Erbärmlichkeit der nachherigen Gegenpäpste Heinrich's V. auch wesentlich in diesen Umständen und nur etwa von einem Schisma in Rom selbst konnte sich ein Kaiser — wie später Friedrich I. — noch einigen Erfolg versprechen. Nachdem so für die Ruhe des apostolischen Stuhles gesorgt worden, ward die Lage von Deutschland in Erwägung gezogen. Da die Häupter des Schisma nicht mehr waren, konnte dieses als erloschen betrachtet werden. Ebendeßhalb waren aber auch jene Maßregeln der äußersten Strenge nicht mehr nöthig, welche in der Steigerung des Kampfes entstanden, nur gegen die hartnäckig Widerstrebenden gerichtet waren. Es verstand sich von selbst, daß Grundgesetze der kirchlichen Disciplin wie das Verbot der Priesterheirath und der Simonie unter allen Verhältnissen aufrecht erhalten wurden, nicht nur weil sie nicht von einem Papste allein, sondern von mehreren und allgemeinen Concilien erlassen worden waren, und weil sich die Kirche in ihrer Reinheit ohne Vertilgung der schädlichen Gewohnheiten überhaupt nicht denken läßt und, wie diese Gesetze älter waren als Gregor VII. und Heinrich IV., auch ohne diese erneut und bekräftigt werden mußten. Es war natürlich, daß jetzt, nachdem ein vollendeter Sieg über die Gegner errungen, von Seite der Kirche nicht Mittel in Anwendung gebracht wurden, die den glücklichen Zustand des Friedens auf's Neue in's Unbestimmte hinausgeschoben hätten, sondern vielmehr solche, die einerseits mit dem Geiste der allgemeinen Bestimmungen verträglich, anderseits den verschiedenen Zuständen der einzelnen Länder am passendsten waren.

Diesem Standpunkte zufolge hatte der Papst dem weisen und trefflichem Anselm, Erzbischofe von

Canterbury, für England die größten*) Vollmachten übergeben. Hier hatten nämlich die Priesterehen mehr über Hand genommen, als in irgend einem andern Lande, aber in seltsamen Widerspruche mit der gewöhnlich hiemit verbundenen Erscheinung war es gerade der bessere Theil des englischen Clerus, welcher aus solchen Ehen hervorgegangen war**).

Paschalis erlaubte deßhalb dem heil. Anselmus diejenigen von ihnen, die sich durch Wissenschaft und ihren Lebenswandel empfahlen, nach Bedürfniß zu den kirchlichen Aemtern zu befördern***). So wenig P. Paschalis wegen dieser Milde, die den wesentlichen Bedürfnissen der Kirche ganz angemessen war, einen Vorwurf verdient, so wenig ist auch, was in Beziehung auf Deutschland geschah, geeignet, einen Tadel gegen ihn zu begründen****). Die Beschlüsse des Concils von Guastalla führen an, da schon seit vielen Jahren das deutsche Reich von der Einheit des apostolischen Stuhles getrennt gewesen, sey dadurch eine solche Gefahr entstanden, daß nur wenige katholische Priester oder Cleriker in einer so weiten Länderausdehnung gefunden wurden. Da nun so viele Söhne der Kirche durch diesen Unfall niedergestreckt wären, mache es der Friede der Christenheit zur dringenden Nothwendigkeit, daß sie ihren mütterlichen Schooß hierüber aufthue. Wie dann in den Zeiten der Väter Novatianer und Donatisten in ihren Weihen wieder aufgenommen worden, sollten auch die deutschen Bischöfe, welche während des Schisma ordinirt worden, wenn sie nur nicht mit Gewalt, durch Simonie, eingedrungen wären, oder sich mit Verbrechen beladen hätten, in ihrer bischöflichen Würde angenommen werden. Dasselbe sollte auch von den Clerikern aller Grade gelten, welche ihr Leben wie ihre Wissenschaft empfahlen. Da die Kirche, so lange Zeit von schlechten Menschen, sowohl Clerikern als Layen mit Füssen getreten worden sey, erhebe sie sich nach Entfernung der Urheber dieser Bosheit wieder zur angeborenen Freyheit. Eben deßhalb müsse aber Sorge getragen werden, daß die Ursachen des frühern Schisma gänzlich entfernt würden. Die Investitur durch Layenhand sollte daher ganz und gar verboten werden, und wer dieses Gebot übertrete, wenn er ein Cleriker sey, seine geistliche Würde verlieren, wenn er ein Laye sey, aus der Gemeinschaft der Kirche ausgeschlossen seyn. Ein besonderes Decret verbot noch die Entäußerung von Kirchengütern ohne Zustimmung des Bischofs oder der ganzen Genossenschaft eines Klosters. König Heinrich ließ durch seinen Gesandten dem Papste seine Unterwürfigkeit bezeugen*); dieser aber ordnete nun den Zustand der Christenheit in der Art, daß er unrechtmäßige Bischöfe absetzte, rechtmäßige ordinirte, Erzbischöfen das Pallium gab, Abtrünnige, die sich unterwarfen, wieder aufnahm, andere aus der Kirche ausstieß, Klöstern Privilegien zusandte, so, daß bald in allen Theilen der Christenheit die Segnungen des Friedens und der rastlos wiederhergestellten Ordnung sich verbreiteten.

Es war hohe Zeit. Die Fugen des christlichen Staatensystems schienen aus einander gehen zu wollen. Die Gefahr, von dem rechten Geleise abzuirren, war in den kaum verflossenen stürmischen Zeiten so groß, so unvermeidlich geworden, daß selbst Erzbischof Anselm Bedenklichkeiten hatte, ob er nicht durch die Bestimmungen Urban's II. selbst mit in Excommunication verflochten worden sey**). Die englischen Bischöfe aber, welche K. Heinrich I. als seine Gesandten an den Papst geschickt hatte, erdreisteten sich, als Antwort Paschal's gerade das Entgegengesetzte von dem zu ersinden***), was der Papst ihnen aufgetragen. Spuren der Auflehnung

*) Cf. Ep. Paschal. n. 16. 99. 102.

**) Eine andere Erscheinung im Leben der damaligen Engländer war das ungemein häufig vorkommende Laster der Sodomie, auch bey Verheiratheten. Sieh hierüber den Brief des h. Anselm bey Mansi. XX. p. 1153 ꝛc.

***) Mansi. Ep. Paschalis P. n. 99. et 102.

****) Wie das sonst treffliche Buch Gervais S. 39 thut.

*) Quaerens ut jus sibi regni
Concedat, sedi sanctae cupit ipse fidelis
Esse velut matri, subjici sibi vel quasi patri.
Domnizo.

**) Epl. Pasch. n. 16. p. 1003.

***) Epl. Pasch. n. III.

hatten sich von Seite des Erzbischofs von Colocz*) wie des Erzbischofs von Gnesen**) gezeigt. Beyden wurde von dem Papste das Pallium solange verweigert, bis sie den Eid der Unterwerfung geleistet und da sie und die polnischen Großen behauptet hatten, es fände sich kein Concilbeschluß, der solches verordne, so erwiederte Paschal: kein Concil stelle für die römische Kirche ein neues Gesetz auf; sondern es seyen alle Concilien durch das Ansehen der römischen Kirche gehalten und bekräftigt worden. Da der Erzbischof von dem apostol. Stuhle die Insignien seiner Würde erlange, welche von dem Leibe des heil. Petrus genommen wurden, so sey es gerecht, daß auch er dem apostolischen Stuhle die gebührenden Zeichen der Unterwürfigkeit erweise, welche bewiesen, daß auch er mit dem h. Petrus wie ein Glied mit dem Körper verbunden sey und die Einheit des katholischen Hauptes bewahre. Hiebey sey aber von den vorhergehenden Päpsten die Mäßigung beobachtet worden, daß nichts ungerechtes, nichts schwieriges hinzugefügt worden sey, was nicht auch ohne ein besonderes Begehren von allen Bischöfen beobachtet werden müßte, die unter dem Gehorsame und der Einheit der Apostelfürsten Petrus und Paulus zu bleiben beschlossen hatten***).

Daneben hatte der Papst die seltene Freude, im Oriente wie im Occidente der Kirche einen neuen, weiten Wirkungskreis aufgeschlossen zu sehen. Im Westen war schon unter Urban II. Toledo den Mauren wieder entrissen und der Sitz des Primas von Spanien geworden. P. Paschalis ordnete die Beziehungen der spanischen Bischöfe zu dem neuen Primas und eben desselben zu dem römischen Stuhle. Die früher zu Toledo gehörigen Diöcesen und Kirchen sprach er auf's Neue diesem Stuhle zu und überwies ihm auch alle jene, welche bey dem Einbruche der Saracenen ihre eigenen Metropolitanen verloren hatten, bis diese wieder eingerichtet werden könnten. Ward dadurch einerseits der Grund zu den großen Reichthümern und der großen weltlichen Macht des Erzbisthums Toledo gelegt, so darf man nicht vergessen, daß dieses damals der am weitesten gegen die Ungläubigen vorgeschobene Posten war, der auch besondere Kräftigung bedurfte und von wo aus die Fortsetzung und Beendigung des Kampfes mit den Saracenen vornehmlich erwartet wurden. Anderseits ist gerade diese äußere Unabhängigkeit des Primas von Toledo die Quelle vieler segensreicher Stiftungen, wissenschaftlicher Anstalten und großer Freyheiten des spanischen Volkes geworden.

Eine noch schönere Zukunft ließen die Ereignisse im Oriente hoffen. Paschalis hatte dem Kreuzheere ein Schreiben voll Jubel über die erfochtenen Siege zugesandt und den Cardinal-Bischof von Porto an seiner Stelle nach dem Oriente bestimmt. Ein neues Kreuzheer, welches, was Deutsche, Lombarden und andere Völker bey dem ersten Kreuzzuge versäumt hatten, wieder einbringen sollten, hatte zwar anstatt die Türken zu bezwingen, seinen Untergang gefunden, so daß von mehr als 100,000 Streitern nicht 1000 sich in den syrischen Häfen, oder in Cypros wiederfanden. Das Benehmen des griechischen Kaisers Alexius hatte bey dieser Gelegenheit den Haß der Abendländer in solchem Maße entflammt, daß schon von dieser Zeit an ein Kampf gegen das byzantinische Reich in nicht zu großer Ferne mehr zu liegen schien, und der normännische Fürst Boemund bereits damals den Westen gegen den Osten zu erregen strebte.

Aber während sich so der Sturm vorbereitete, der 100 Jahre später über Constantinopel unaufhaltsam losbrach, trug die schimpfliche Politik der Byzantiner, welche die Kreuzfahrer an die Türken verriethen und in dem Kampfe beyder nur den Streit von Hunden betrachteten, schon jetzt ihre bitteren Früchte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Epl. n. 5.
**) Epl. n. 6.
***) Epl. VI. ad archiep. Polon.

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 49.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. Oktober.
Nro. 210. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

Sitzung am 30. August.

Politische und kirchliche Zustände in Deutschland und Italien zu Anfang des zwölften Jahrhunderts.

(Fortsetzung.)

Der Kaiser Alexius hatte die Fürsten der Kreuzfahrer schwören lassen, die zu erobernden Länder, welche einst dem byzantinischen Reiche gehört hatten, als Lehen dieser Krone zu betrachten, und er selbst hatte sich mit einem Heere aufgemacht, die Erfüllung dieses Versprechens in Person abzunehmen. Allein die Noth der Kreuzfahrer vor Antiochien hatte in seinem Heere einen solchen Schrecken hervorgebracht, daß es alles Vertrauen auf die Sache des Kreuzes verlor, umkehrte und den Plan aufgab, welcher die Wiederherstellung der byzantinischen Herrschaft in Asien begründen sollte. Seit dieser Zeit war das Reich von den Abendländern wie in einer Art von Vormundschaft gehalten, die es nur unwillig duldete. Abendländische Schaaren durchzogen es, kriegsbegierig, um Länder zu erwerben, auf welche ihnen erst ihr Schwert ein Recht verleihen konnte. Die Scenen der Völkerwanderung, wo die deutschen Heerführer sich von den byzantinischen Kaisern römische Provinzen anweisen ließen, die sie dann ohne dieselbe behaupteten, erneuten sich. Die Grafschaft Edessa, das Fürstenthum Antiochia, das Königreich Jerusalem erhoben sich unabhängig von Constantinopel. Die Bewohner europäischer Binnenländer dachten an die Eroberung von Bagdad und Aegypten, und mit aller seiner Verfeinerung, seinem Beamtenheere, seiner Industrie und Bildung sah sich das byzantinische Reich von den roheren Söhnen des Nordwesten zurückgedrängt, auf die Seite geschoben und konnte seinen verbissenen Groll nun in feilen Hinterlisten auslassen, den kühnen Ritter, der an ihm vorübersprengte, in die Ferse verwunden, weil es an Geschick und Muth fehlte, den Kampf auf redliche Weise zu führen. Ebenso erging es der byzantinischen Kirche, diesem Zwitter von Polizey- und religiöser Anstalt, welche nur durch den Widerspruch gegen die sprühende Lebendigkeit der römischen Kirche ein Lebenszeichen von sich gab, sonst aber längst von dieser alles Einflusses auf die Geschicke der Länder, die nicht zum byzantinischen Staate gehörten, beraubt war. Jetzt wurde sie auch in dem Oriente aus dem Felde geschlagen. In Jerusalem ward ein lateinisches Patriarchat gegründet und demselben zugewendet, was immer an neuen Eroberungen König Balduin zufügen würde. Ein ähnliches Patriarchat erstand in Antiochia, welches Paschalis sorgfältig von dem zu Jerusalem auszuscheiden bemüht war, wobey er einen Grundsatz aufstellte, der den nun ruhig gewordenen Zeiten so ganz angemessen war: „er wolle weder der fürstlichen Macht zu Liebe die geistliche Würde schmälern, noch zu Gunsten der geistlichen Würde die Macht der Fürsten beeinträchtigen.“ Die Aufrichtung eines Lehensstaates in Asien war

aber an und für sich eine so merkwürdige und eigenthümliche Sache, daß nothwendig das Geschick der christlichen Besitzungen im Oriente, der Bestand des Christenthums daselbst von den Vortheilen oder Fehlern abhing, welche mit dieser politischen Gestaltung verbunden waren und welche offenbar sich im Oriente noch früher und stärker zeigen mußten, als im Occidente. Obwohl P. Paschalis sich so sehr bemühte, ein friedliches Verhältniß in den neuen Staaten herrschend zu machen, so hat doch gerade die Eifersucht zwischen den Fürsten und dem hohen Clerus die christlichen Staaten im Oriente zu keiner festen Gestaltung kommen lassen und ihren schnellen Verfall herbeygeführt. Dieser wäre aber wohl noch viel früher erfolgt, hätte nicht eine unscheinbare Handlung desselben Papstes den Keim gebildet, aus dem sich eine kräftige Stütze nicht nur des neuen Königreichs, sondern der gesammten respublica christiana bis auf die Zeiten hin bildete, wo jene mächtigen Feinde im Innern sich aufthaten, die nicht mehr mit den Schwertern, sondern nur mit der Kraft des Geistes und dem vollen Beweise überirdischer Gewalten bekämpft werden konnten.

Es war dieß die berühmte Bulle des J. 1113, welche Paschalis dem verehrungswürdigen Geraud, Gründer und Vorstand des Fremdenspitals zu Jerusalem ertheilte*) und womit er dessen Krankenhaus mit all seinen gegenwärtigen und zukünftigen Gütern in den Schutz des apostolischen Stuhles nahm. Hiedurch wurde die organische Entwicklung dieses Institutes vor fremder Einmischung gesichert und dadurch dem Morgenlande wie dem Abendlande ein leuchtendes Vorbild gegeben, das seine segensreiche Wirkung nicht verfehlte. Während nach diesem Vorgange im Abendlande auf unwegsamen und gefährlichen Pfaden, in volkreichen Städten und in Einöden für Heimische, wie für die Fremden, für Arme, an die sonst Niemand dachte und gegen die weltliche Gesetze ihre Härte kehrten, milde Anstalten zu Tausenden entstanden und damit der christliche Geist einen neuen Aufschwung nahm — wurde das Hospital zu Jerusalem der Kern, um welchen die großen Ritterorden des Morgenlandes sich gestalteten, die dem christlichen Adel eine neue Sphäre bereiteten, und die Träger und Verbreiter des Enthusiasmus wurden, der zuerst die abendländischen Völker in den Orient geführt hatte. Durch die Brüder vom Hospital des h. Johann von Jerusalem ward der gewaltige Streit, der noch so lange das Abendland zerrüttete und immer mehr zum Kampfe zwischen den Layen und den Geistlichen ausartete, auf die herrlichste Weise vermittelt. Die strengen Gelübde, die höchste Selbstopferung, der freywillige Gehorsam, ohne den nichts Großes vollbracht werden kann, die durchweg geistliche Richtung des Lebens paarte sich mit kriegerischen Tugenden. Der Ritterstand, der keinem Lande allein angehörig seine Zweige durch alle Völker und Staaten trieb, erhielt dadurch erst seine Blüthe und Verklärung; eine neue Bahn ward ihm eröffnet, er konnte sich von nun an eines höheren Endzweckes nicht mehr entschlagen, und so erhielt das Leben Tausender eine Bedeutung, ohne die sonst ihr Daseyn sich und andern zur Qual geworden wäre.

Obwohl Deutschland anfänglich an diesen großartigen Bewegungen keinen Antheil zu nehmen schien, so hatte doch schon der Kreuzzug des Js. 1101 die veränderte Stimmung bewiesen, und das Auftreten der Ritter von der heil. Maria der Deutschen zu Jerusalem, die Gründung der streitfertigen Deutschherrn, hatte der Welt wieder die große Thatsache vorgerückt, die so oft sich in der Geschichte wiederholte, daß wo die Deutschen auch nicht die ersten, nicht die Begründer einer großartigen Bewegung waren, sie doch gewiß die zweyten waren, sich ihrer zu bemächtigen und sie auf eigenthümliche Art fortzuführen verstanden.

So war es nicht mehr nothwendig, nur um der kriegerischen Thätigkeit Genüge zu leisten, etwa an den Streitigkeiten zwischen Kaiser und Papst Antheil zu nehmen.

Ein viel edlerer Spielraum eröffnete sich im Orden der heil. Maria der Deutschen, wo mit der Uebernahme schwerer Pflichten, des Gehorsams, der Armuth und der Keuschheit der Rittersinn erst seine

*) Mansi. B. XXI. p. 81. ic.

wahre Weihe erlangte, und die Vertheidigung des Schwächeren gegen den Stärkeren unter dem Paniere derjenigen geschah, welche, obwohl aus dem schwachen Geschlechte hervorgegangen, dennoch die Sünde und den Tod bezwang, und als jungfräuliche Mutter des Erlösers, als Helferin der Christen, als Schutz und Schirm des christlichen Erdkreises verehrt wurde.

Aber gleich als sollte es dem Besseren auf Erden nie vergönnt seyn, sich ruhig zu entwickeln und ungestört seine Blüthen zu treiben, war unterdessen von Heinrich V. ein neuer Conflikt in den deutschen Landen vorbereitet worden. Er schien anfänglich nur politischer Art zu seyn, als sich schnell die Erfahrung zeigte, es könne in Deutschland kein politischer Kampf entstehen, ohne nicht eine religiöse Färbung anzunehmen. So sehr Heinrich V. nach der Weise seines Hauses die Erblichkeit der Krone für sich in Anspruch nahm, so sorgfältig suchte er sie, wo sie im deutschen Reiche bereits vorhanden war, zu beschränken oder doch in Abhängigkeit von sich zu bringen. Heinrich von Lüneburg, Herzog von Niederlothringen ward entsetzt, nach dem Tode des letzten Billungen Sachsen, wie erwähnt, dem Grafen Lothar von Suplinburg ertheilt, in der Hoffnung, die dem fränkischen Stamme so sehr abgeneigten Sachsen durch einen aus ihrer Mitte desto leichter zu zügeln. Heinrich beschützte die Söhne seiner Schwester Agnes, Konrad und Friedrich von Hohenstaufen in ihrem gegen K. Rudolphs Stamm errungenen Erbe von Schwaben und zog sie selbst als Stützen seiner Macht, als Erben der Politik seines Hauses heran. Ihre Mutter vermählte er mit dem Markgrafen Leopold von Oesterreich, kettete dadurch das babenbergische Haus an sein und das hohenstaufische Interesse und umstellte zugleich die Welfen in Bayern, Sachsen und Schwaben. Ja eine Heirath des jungen Friedrich von Hohenstaufen mit der Tochter Herzogs Heinrich IX. von Bayern und Schwester des nachherigen Herzogs Heinrich des Stolzen knüpfte selbst Familienbande zwischen zwey Häusern, die Heinrich IV. erhoben hatte, die aber schnell sich in Haß wider einander verkehrten. Auch in kirchlicher Beziehung glückte ihm wunderbar, was er begann. Nicht Mangel an Consequenz,*) sondern die Noth des Augenblicks, da die Zahl der rechtmäßigen, der treugebliebenen Geistlichen für das Bedürfniß nicht mehr hinreichte, Friede und möglichste Nachgiebigkeit das dringendste Bedürfniß geworden waren, und der Hinblick auf ein früheres, ähnliches Verfahren unter gleichen Umständen, hatten den Papst Paschalis bewogen, auf dem Concil zu Guastalla jene Milderungen eintreten zu lassen, von denen oben die Rede war. Allein es scheint, daß der Papst die Ausführung dieser Maßregeln sich selbst vorbehalten hatte und zu diesem Endzwecke dem Mainzer Reichstage beywohnen wollte. Gewaltthätige Scenen, die in Verona vorgegangen waren, und die Kunde von dem Widerwillen der Deutschen gegen das Investitur-Verbot, wie von den wahren Absichten K. Heinrichs veranlaßten jedoch Paschal II., sich nach Clugny und von da nach Troyes zu verfügen, wo er am Himmelfahrtstage ein großes Concil hielt.

Wie in Deutschland die nachsichtige Vergünstigung des Papstes angesehen wurde, zeigte sich bald aus unverfänglichen Thatsachen. Der Erzbischof Rothard von Mainz ordinirte den Reinhard, der die Investitur aus Layenhand empfangen hatte, zum Bischofe von Halberstadt und der Bischof Gebhard von Constanz den Heinrich zum Erzbischofe von Magdeburg; der König aber setzte den Abt Wolfhelm von Fulda ab. Allein dem weitern Umsichgreifen setzte Paschal II. Schranken, indem er zu Troyes den Erzbischof von Mainz und den Bischof von Constanz suspendirte und die kirchliche Freyheit von dem Einfluße der weltlichen Macht durch das Gebot schützte, es sollten die Kirchen selbst sich diejenigen zu Vorständen wählen, die sie für die würdigsten erachteten. Offenbar vermied Papst Paschalis einen Kampf, der Alles bereits gewonnene wieder in Frage stellen kann. Andererseits gedachte er aber auch nicht, irgend etwas von dem Preis zu geben, was seine glorreichen Vorfahren errungen hatten, und als deßhalb ihn vor dem Concil eine kaiserliche Gesandt-

*) Wie Gervais S. 39 zu verstehen giebt.

schaft traf, welche, was in Deutschland zur Praxis geworden war, oder nach des Kaisers Absicht jetzt unbestrittene Geltung erlangen sollte, dem Papste als Friedensbedingung zur Bekräftigung vorlegte, so antwortete dieser mit den allgemeinen Grundsätzen als eben so vielen Normen, von denen keine Abweichung stattfinden konnte. Der Erzbischof von Trier, die Bischöfe von Münster und Halberstadt hatten an dieser Gesandtschaft Theil genommen, die für Deutschland eine Ausnahme von der allgemeinen Regel bewerkstelligen sollte, groß genug, um es dadurch seinen Herrschern Preis zu geben und allmählig die bischöflichen und erzbischöflichen Stühle Männern einzuräumen, die keine andere Pflicht kannten, als denen zu huldigen, die sie durch die Kraft des königlichen Machtspruches erhoben, zu ihren kirchlichen Beamten umgestaltet hatten. In dem Rücken der Gesandten hielt der Kanzler des Königs Adalbert, die Seele aller der Maaßregeln, welche Heinrich V. zur Erweiterung und Begründung seiner Herrschaft ergriffen. In den Vordergrund gestellt erschien aber, um Schrecken zu erregen, der dicke und lärmende Herzog Welf von Bayern, der ein entblößtes Schwert vor sich hertragen zu lassen gewohnt war, und aus dessen Munde wohl auch die Worte kamen, welche das traurige Ende der ganzen Gesandtschaft bezeichnen: „der Streit werde in Rom durch die Schwerter entschieden werden.“

Wollte man aber hienach den gesammten deutschen Clerus jener Tage beurtheilen, so wäre das Urtheil der Wahrheit nicht getreu. Es ist wahr, die Milde P. Paschals hatte dem Könige Gelegenheit gegeben, seine Creaturen auf bischöfliche Sitze zu erheben, und mehr als gut war, hatten sich diese festzusetzen verstanden. Allein gerade das Unrecht des Verfahrens hatte bey andern den Entschluß hervorgebracht, durch desto größere Strenge das wieder gut zu machen, was sie durch Zustimmung in des Königs Willen und die in Deutschland noch herrschende Praxis gesündigt hatten. Auch Conrad aus dem in Kärnthen, Bayern, Ost- und Rheinfranken verzweigten Geschlechte des Grafen Babo von Abensberg, des Vaters von 30 ehelichen Söhnen und 8 Töchtern, hatte sich dieser von dem Könige festgesetzten Sitte unterwerfen müssen.*) Er war am Hofe Heinrichs IV. von den Abgeordneten des Erzstiftes Salzburg durch königl. Einfluß gewählt worden und hatte dann die Bestätigung des Königs durch die Investitur empfangen. Allein die maaßlose und schändliche Willkühr, die leichtsinnige Frivolität, welche am Hofe Heinrichs geherrscht hatte, öffnete ihm frühe die Augen, und wie er sich stets von Allem Schlechten ferne gehalten, wurde er als Nachfolger so großer und bedeutender Erzbischöfe, von denen sein Vorgänger Thiemo erst jüngst den Martyrertod erlitten, der eifrige Beförderer der Kirchenzucht.

In ähnlicher Weise wie Conrad von Abensberg hatte auch Otto aus einem angesehenen schwäbischen Geschlechte von Heinrich IV. das Bisthum Bamberg erlangt. Von allen Seiten waren die Käufer gekommen und hatten große Anerbietungen gemacht; Heinrich aber, um die Treue Otto's zu belohnen, hatte das wichtige Bisthum, indem er es dem ihm tauglichsten gab,**) auch dem tüchtigsten Manne verliehen. Mitten im strengsten Winter war Otto baarfuß von Ampferbach nach Bamberg gezogen, und da sein Metropolitan, Rothard von Mainz, durch Heinrichs Anhänger aus seinem Erzstifte getrieben worden war, Heinrich aber ihm die Investitur ertheilen wollte, verschmähte er 3 Jahre lang die Consecration, die ohne Investitur nicht hätte stattfinden können; und als ihn nach wiederholtem Sträuben Heinrich in dem Bisthume bekräftigte, wandte er sich an Paschal II. und erbot sich, das Bisthum ***) niederzulegen, wenn der Papst ihm nicht die Consecration ertheilen würde.

*) Vita Chonradi Archiep. Salzb. c. 4. Dasselbe bestätigt die vita S. Ottonis I, c. 7 bey Ludewig.

**) Ex multo jam tempore fidelem te mihi et prae omnibus utilem approbavi. Vita I. c. 8.

***) Sieh das Schreiben Otto's, vorausgesetzt, daß es ächt ist, in Abt Meilers S. Otto p. 39.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 59.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. Oktober.
Nro. 211. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

Sitzung am 30. August.

Politische und kirchliche Zustände in Deutschland und Italien im Anfange des zwölften Jahrhunderts.

(Schluß.)

Ja, Otto legte das Bisthum wirklich in die Hände des Papstes nieder und war auf der Rückreise bereits in Sutri angekommen, als Paschalis ihn zurück berief, ihm trotz seines Sträubens die Uebernahme des Bisthums befahl und endlich selbst die Consecration mit dem Privilegium des Kreuzes und des Palliums ertheilte. Da aber dessenungeachtet Otto mit Heinrich IV. in Verbindung blieb, und die Dankbarkeit gegen das fränkische Haus auch auf dessen Sohn in solchem Maaße übertrug, daß er nur mit Mühe kirchlichen Censuren entging,*) so läßt sich, wenn ein sonst so eifriger und für die Ausbreitung der Kirche so ungemein thätiger Mann sich dieses zu Schulden kommen ließ, ermessen, wie weit die Ergebenheit Anderer reichte und wie leicht es Heinrich V. wurde, dem Papste alle Stützen in Deutschland zu benehmen. Dieser selbst fühlte es auch wohl und nicht bloß die Schriftsteller, die von der Frechheit der Deutschen (protervia Teutonicorum) sprechen, geben hievon Zeugniß, *) sondern auch seine eigenen Briefe sprechen es klar und unumwunden aus. Das Benehmen der Deutschen und insbesonders K. Heinrichs, für den allein die Concilienbeschlüsse, welche die übrige Welt banden, nicht vorhanden zu seyn schienen, erregte endlich im Auslande allgemeinen Unwillen. Der König von England beschwerte sich bey dem Papste hierüber, der begütigend antwortete, er hoffe noch immer, es werde die Wildheit dieses Volkes gezähmt werden.**) In

*) Siehe Meiller S. 52, 53, 61, 62.

*) Z. B. bey Ludewig vita S. Ottonis I. c. 13., dann Mansi XX. S. 1002, 1083 — 86. Die Deutschen kommen nicht anders vor als natio prava et perversa. — Ut ferocia illius gentis edometur. Mansi. XX. p. 1023.

*) Damit mag man den Ausspruch eines Zeitgenossen und Deutschen, Ekkehard, verbinden — nostra gens caeteris multo insolentior. Es wird jedoch gewiß nicht an Leuten fehlen, die auch hierin eine Tugend sehen. Einem Volke, das in seine Fehler verliebt ist, ist freylich nicht zu helfen und der Deutsche mag zusehen, daß ihn nicht jetzt noch beydes trifft.

Frankreich aber galt Heinrich nicht nur als ein unmenschlicher *) Tyrann, als ein Feind der Kirche, sondern das Erscheinen des Papstes als Hülfe flehenden rief in den Franzosen jene Tage wieder in das Gedächtniß zurück, als die fränkischen Könige an der Spitze der Christenheit standen, Karl d. G. die Beschützung der Kirche sich zur Lebensaufgabe stellte. Und es ist kein Zweifel, daß die Macht Frankreichs von nun an in eben dem Maaße im Steigen begriffen war, in welchem sich die Deutschlands in fruchtlosem Kampfe zwischen Priesterthum und Königthum vergeudete, bis bey dem Untergange der alten Kaisermacht die Größe Frankreichs als vollendete Thatsache dasteht.

*) Notius humanitatis expers. Sugerus de vita Ludovici grossi Regis ap. Bouq. XII. S. 18, 19, 6.

Verzeichniß

der in der Sitzung der historischen Classe im Monate August 1845 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von dem Herrn Dr. Foelix, Advokat in Paris:

Revue du droit français et étranger. T. II. livr. 6. 7. Juin, Juillet. Paris 1845. 8.

Von dem historischen Verein für das Großherzogthum Hessen in Darmstadt:

a) Archiv für Hessische Geschichte und Alterthumskunde. Vierter Band. Zweites und drittes Heft. Darmstadt 1845. 8.

b) Chronik des historischen Vereines für das Großherzogthum Hessen für das Jahr 1844. 8.

Von dem Thüringisch-Sächsischen Verein für Erforschung des vaterländischen Alterthums in Halle:

Neue Mittheilungen aus dem Gebiete historisch-antiquarischer Forschungen. Sechster Band. 1—3. Heft. Halle 1843. 44. 45. 8.

Von der Zürcherischen Gesellschaft für vaterländische Alterthümer:

Mittheilungen IX. Zürich. 1845. 4.

Von dem historischen Verein in Bamberg:

Achter Bericht über das Bestehen und Wirken desselben. Bamberg 1845. 8.

Von dem archäologischen Verein in Rottweil:

Mittheilungen. Tübingen 1845. 8.

Von dem historischen Filial-Verein in Neuburg a. d. D.:

Collectaneen-Blatt für die Geschichte Bayerns, insbesondere für die Geschichte der Stadt Neuburg a. d. Donau und deren Umgegend. Zehnter Jahrg. 1844. 1. Heft des IV. Bandes. Neuburg. 8.

Von der Société française pour la conservation et la description des monuments nationaux:

Bulletin monumental ou collection de mémoires sur les monuments historiques de France. Rédigé par M. de Caumont. Volume 11. No. 4. Caen et Paris 1845.

Von dem Hrn. Fr. Böhmer in Frankfurt a. M.:

Fontes rerum Germanicarum. Zweiter Band. Stuttg. und Tübing. 1845. 8.

Vermischte Schriften von Friedrich Jacobs. Achter und letzter Band: Reden, litterarische Briefe und zerstreute Blätter. Leipzig, in der Dyk'schen Buchhandlung. 1844.

Diese letzte Gabe aus der Hand des von allen Edlen hoch und mit Recht verehrten Greises, der gleich einem von gesundem Mark genährten Baume bis in das höchste Alter unausgesetzt reiche Früchte getragen hat, können wir nicht anders empfangen, als mit Dank, Freude und Bewunderung; mit Dank und Freude, denn es sind diese Früchte lieblich und voll Süße; mit Bewunderung, denn sie sind von jugendlicher Frische, ein Kennzeichen ungeschwächter Kraft des Geistes. Wahrlich, nicht leicht ist einem Sterblichen, der fast drey Menschengeschlechter gesehen hat, so die weise Bitte des venusinischen Sängers —

Frui paratis et valido mihi,
Latoë, dones et precor integra
Cum mente nec turpem senectam
Degere nec cithara carentem —

in Erfüllung gegangen, als dem Herausgeber der vermischten Schriften, dem glücklichen Vertheidiger eben dieses Dichters.

Dieser achte Band enthält, wie schon der besondere Titel aussagt, Reden, Briefe und zerstreute Blätter. Die Reden wurden bey Gelegenheit der Philologenversammlungen zu Mannheim und Gotha gehalten; ganz vortrefflich ist besonders die Anrede an den Congreß zu Gotha, eine Apologie der classischen Unterrichtsanstalten gegen die feindlichen Anläufe der neuen und neuesten Zeit als wirklicher Schulen der Wahrheit und Gerechtigkeit; nur der, dessen Brust und Kopf dreyfaches Erz umpanzert, kann bey solchen Worten gefühllos oder in feindlicher Gesinnung verharren. Eine interessante und willkommene Zugabe ist hiebey die von Prof. Ritschl aus Bonn verfaßte und damals an Gottfried Hermann überreichte lateinische Adresse.

Unter den litterarischen Briefen ist der an Hofrath Böttiger in Dresden über Paläographie und Kritik der Inschriften, so wie der an Staatsrath von Morgenstern in Dorpat über dessen „Probabilia critica expensa" bereits früher veröffentlicht worden; ingleichen die Abhandlung über den epischen Dichter Rhianus. Zum erstenmal dagegen, soviel wir wissen, sind uns jetzt eine „Epistola ad Fridericum Guilielmum Doeringium gymnasii illustris Gothani directorem felicissimum" und eine „Epistola ad Fridericum Kriesium Thorunensem, postquam per decem lustra munere professoris in gymn. ill. Goth. eximia cum laude functus erat, solemnia semisaecularia — celebrantem," hier entsiegelt.

Beyde sind nicht nur durch die bekannte Anmuth der Latinität ausgezeichnet, sondern bieten neben den localen Beziehungen, die sie enthalten, einen Schatz von Ansichten und Gedanken, welche sich dem ehrwürdigen Epistolographen bey der Erinnerung an die großen Bewegungen des letzten halben Jahrhunderts unwillkührlich aufdringen, da er ja selbst vieles mit eigenen Augen gesehen, Alles aber in sich aufgenommen hat; daher auch die Schärfe des Urtheils, die Reinheit der Empfindung, der Adel der Gesinnung, der wie aus allen, so auch aus diesen freundschaftlichen Briefen uns wohlthätig entgegenkommt. Außer jenem Brief an Döring sind noch drey lateinische Gelegenheitsgedichte an ebendenselben eingestreut. Nach dem Nekrolog Friedrich v. Schlichtegroll's folgt noch vom vorigen Jahre eine „Epistola ad Fridericum Creuzerum," worin er diesem hochverdienten Gelehrten zum 40jährigen Amtsjubiläum Glück wünscht; die Nachricht, schreibt derselbe, von Creuzers Festtag habe ihn eben getroffen in Gedanken über eine Stelle aus Plato's Phädon, wo Sokrates dem Gefängnißwärter für seine Freundlichkeit und Gefälligkeit Dank sagt. Sokrates scheine ihm hier gewissermaßen das Gesammtbild des menschlichen Lebens darzustellen. „Quid enim vita humana aliud nisi δεσμωτήριον, in quo beati habentur, quibus custos est impositus ἀστεῖος καὶ πρᾷος, miseri, qui illum nacti gravem et tetricum, dies vix tolerabiles transigunt?" Kaum habe ihm Zeit und Kraft ausgereicht, den edlen Freund zu begrüßen: vix tempus ad litteras scri-

beudas suppetebat octogenario seni, praesertim manibus debilitato, quamvis animo fortasse valido et vigenti." Wer wünscht nicht dem Greise an der Schwelle des Heimgangs, was er seinem Freunde: σμικρὰ ῥοπὴ quieti Te tradat et ex his terrenis tenebris in perpetuam coeli lucem traducat.

Der zerstreuten Blätter sind 17; warum der Verfasser gerade diese noch zusammengelesen hat, die mehr durch Zufall als nach Auswahl verbunden scheinen, das, glaubt Referent, ist dem einzelnen Leser zur Lösung freygegeben. Viele derselben, 1, 2, 11, 14, 15, 16, 17, beziehen sich auf Geschichte der Religionen. Am Schluß des Bandes folgen noch kleine Berichtigungen und Zusätze zu den acht Bänden der vermischten Schriften und als Anhang: Chronologische Notizen zu des Verf. Leben.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Zweytes Quartal. April — Juny.

(Schluß.)

H. Rauer, Die ständische Gesetzgebung des preußischen Staates. Th. 1. 2. Berl. 1845.

Dr. Fr. Kraft, Die Verpachtung von Landgütern mit Guts-Inventarien. Gekrönte Preisschrift. Altenb. 1845.

F. G. L. Strippelmann, Neue Sammlung bemerkenswerther Entscheidungen des Oberappellations-Gerichtes zu Cassel. Th. 3. Cassel 1843.

C. F. Becker, Die Choralsammlungen der verschiedenen christlichen Kirchen. Chronologisch geordnet. Leipz. 1845.

A. Köppen, Die Kirchenordnung und Disciplin der alten Hussitischen Bruderkirche in Böhmen, Mähren und Pohlen. Leipz. 1845.

Lanfranci archiepiscopi Cantuariensis opera quae supersunt omnia, nunc primum in Anglia e codicibus manuscriptis, auctius et emendatius edidit J. A. Giles. Oxford 1844.

Wilh. Löhe, Drey Bücher von der Kirche, Stuttgart 1845.

Dr. D. Meier, Institutionen des gemeinen deutschen Kirchenrechtes. Götting. 1845.

J. Müller, Die christliche Lehre von der Sünde. Neue Ausarbeitung. Bd. 1. 2. Breslau 1844.

E. C. Kemp, An exposition of some of the most important differences between scripture and Calvinism. Lond. 1843.

J. Kitto, The pictorial history of Palestine and the holy land, including a complete history of the Jews. Vol. 1. 2. Lond. 1844.

B. Laurence, The book of Enoch. Lond. 1838.

Alf. Barrett, Catholic and evangelical principles, viewed in their present application of the church of God. Lond. 1843.

A. Borrel, Histoire de l'église chrétienne reformée de Nismes, depuis son origine jusqu'à nos jours. Nismes 1844.

J. A. Cramer, Catenae in S. Pauli epistolas ad Corinthios. Oxonii 1841.

Fr. Florencia, Historia de la provincia de la compagnia de Jesus de Nueva-Espagna. T. I. unico. Mexico 1694.

E. G. Harington, Brief notes on the church of Scotland, from 1555 to 1842. Lond. 1843.

Will. Jenkins Rees, The liber Landavensis, Llyfr Teilo. Published for the Welsh Mss. Society. Lond. 1840.

Dr. J. Lingard, The history and antiquities of the Anglo-Saxon Church. Vol. 1. 2. London 1845.

Th. M'Crie, Sketches of Scotish church history, embracing the period from the reformation to the revolution. Edinb. 1843.

Dr. Rich. Montague, Articles of Inquiry, with a memoir. Lond. 1841.

G. Oliver, Ecclesiastical antiquities in Devon. Vol. 1—3. London 1840—42.

J. Pridham, The church of England as to her excellencies and defects, with a plan of ecclesiastical reform. Lond. 1842.

La Russie en 1844. Système de législation, d'administration et de politique de la Russie en 1844. Par un homme d'état Russe. Par. 1845.

J. Storer, History and antiquities of the cathedral churches of Great Britain. Vol. 1—4. Lond. 1819.

Gelehrte Anzeigen

München. Herausgegeben von Mitgliedern 23. Oktober.

Nro. 212. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Dionis Chrysostomi Opera graece. E recensione Adolphi Emperii. Brunsvigae, impensis G. Westermanni 1844. 8. XXIV. und 831.

In dem ausgezeichneten Werke, von dem wir Bericht erstatten wollen, empfangen wir ein theures Vermächtniß, das uns überall an die Größe des Verlustes erinnert, den durch Emperius' frühen Tod die Wissenschaft erlitten; eben so trägt es viele Spuren der liebenswürdigen Bescheidenheit und Anspruchlosigkeit an sich, der freundlichen Anerkennung fremder Leistungen, der Billigkeit und Mäßigung im Beurtheilen des Tadelnswerthen, welche in ihm einen ächten Schüler der Humanitätsstudien darstellten. Gewiß ist diese Lauterkeit des Charakters und dieses Wohlwollen gegen Mitarbeiter auf demselben Felde um so höher zu achten, als es selten im Leben erscheint, auch da, wo man es am ersten erwarten sollte, unter Männern, die Erforschung der Wahrheit zu ihrem Beruf gemacht haben und dazu einer harmlosen Stimmung bedürfen. Vielleicht gab Emperius eine gewisse Seelenverwandschaft den ersten Impuls zur Bearbeitung des trefflichen Rhetors von Prusa. Der innere Werth ist es doch zunächst, der uns bestimmt, einem Schriftsteller eine fortgesetzte Aufmerksamkeit zu widmen; als Nebensache gilt der Gewinn, den seine Lektüre zur Kenntniß des Sprachgebrauchs und zur Sammlung historischer, antiquarischer, litterarischer u. a. Notizen darbietet. Freylich ist dieß weniger der Fall bey den Autoren, die nur fremden Stoff aufschichteten, aber in diese Klasse gehört Dio nicht. Was diesen Schriftsteller so sehr über viele andere seiner Zeit erhebt, ist der Adel der Gesinnung, die gediegene Harmonie seines ganzen Wesens, sein heiterer und gemüthlicher Humor, die ungesuchte Euthymie, welche seine Worte durchdringt und mit gleicher Empfindung den Leser erfüllt. Man wird in der spätern griechischen Litteratur nicht leicht etwas so Anmuthiges finden, als den Euboicus (or. VII.), noch eine bey aller Freymüthigkeit so urbane und geistreiche Bekämpfung bestehender Vorurtheile und Unsitte, als die in den Reden an die Rhodier, Alexandriner, Tarsenser, an die Bewohner von Celaenae und Nikomedien, endlich an seine eigenen Landsleute in Prusa. Sie mußten das Thörichte ihres Treibens und ihrer Einbildungen in dem klaren Spiegel, den ihnen der Redner vorhielt, wohl erkennen, ohne dem Manne darum zu grollen, der mit der größten Offenheit doch zugleich das reinste Wohlwollen ihnen entgegen brachte. Diese Vorzüge, welche in ihm den Werth des Schriftstellers mit dem des Menschen innig verknüpfen, waren das Ergebniß einer reichen Lebenserfahrung, weßhalb der Lektüre Dios, dem wir ein recht großes Publikum wünschen, die Kenntniß seiner Schicksale besser vorausgeht, als nachfolgt; es ist zu bedauern, daß Emperius die Darstellung derselben dem zweiten Bande vorbehalten hat; hoffentlich wird unser verehrter Freund J. Geel in Leyden bald zur Vollendung des Werkes schreiten, welches durch ihn begründet und vermittelt worden, welches auch mit vollstem Recht ihm gewidmet ist, und die noch vermißte Biographie Dios nebst dem Commentar aus eigenen reichen Sammlungen, wie vielleicht auch aus den hinterlassenen Papieren von Emperius hinzufügen.

Einstweilen mögen folgende Angaben genügen: Dio war der Sohn eines angesehenen Mannes, Pasikrates in Prusa. Von seiner Erziehung wissen wir nichts Näheres, er nennt nirgends seinen Lehrer, doch berechtigt das noch nicht, ihn für einen Naturalisten und Autodidakten zu erklären, der weder die Schule der Philosophen noch der Rhetoren durchgemacht habe (Bernhardy's Urtheil Gr. Litteraturgesch. p. 403). Vielmehr erblicken wir darin, daß Dio es verstand, den Schulstaub abzuschütteln und in die wichtigsten Interessen des Lebens einzugehen, einen Vorzug desselben vor vielen andern Schülern der Sophistik, die sich über den engern Horizont der Technik nicht hinauswagten. Uebrigens fehlen uns zu einer solchen Verurtheilung auch die nöthigen Aktenstücke, ich meine, die Werke seiner jüngern Jahre, als er noch zufolge des Berichtes von Synesius ein eifriger σοφιστης war, und als solcher selbst die Philosophie angriff, doch wohl nicht ohne Kenntniß ihrer Weisheit, und, wie Synesius angibt, mit aller einem Sophisten zu Gebot stehenden Redegewalt. In dieser Zeit war es, als er mit Euphrates und Apollonius von Tyana freundschaftlichen Umgang pflog, und von letzterem manchen Vorwurf über sein Streben nach schöner und gefälliger Eloquenz hören mußte; vgl. Philostr. V. A. V. 40; er verstand es damals schon, wie keiner, ex tempore zu sprechen, und eine liebliche Heiterkeit, ein Reiz, der dem Duft bey einem Opfer verglichen wird, war über seine Worte verbreitet. So verfloß die erste Hälfte seines Lebens, etwa 40 bis 80 n. Chr. Leider erzählt er selbst uns zu wenig von seinen Erlebnissen in dieser Periode; wir erfahren nicht viel über seinen Aufenthalt in der Heimath, in Aegypten (wenn hierüber Philostratus l. c. V. 27 Glauben verdient), und von welcher Zeit an er in Rom gelebt. An letzterem Ort machte er die für ihn verhängnißvolle Bekanntschaft des T. Flavius Sabinus, des Gemahls der Flavia Domitilla, einer Nichte Domitians. Als dieser den Flavius Sabinus gemordet hatte, mußte auch Dio auf kaiserlichen Befehl aus Rom sich wegbegeben, zugleich ward ihm die Rückkehr in seine Heimath Bithynien untersagt. Er durchzog die Wüsteneyen der Scythen und Geten und blieb Verbannter, bis der Tod Domitians ihm möglich machte, in seiner Vaterstadt sich wieder zu zeigen, wo er aber durch die langjährige Abwesenheit sein Hauswesen in Unordnung gerathen und sehr zerrüttet antraf. Dagegen war die Zeit des Exils von dem größten Einfluß auf die Bildung seines Charakters gewesen, und Synesius will seine Schriften darnach, je nachdem sie vor oder nach der Verbannung abgefaßt sind, geschieden wissen.

In Prusa verstand man es wenig, den Besitz eines so trefflichen Mitbürgers zu würdigen, wie aus mehreren seiner daselbst gehaltenen Reden hervorgeht; nach langen, aber nicht anerkannten Versuchen, zum Besten seiner Landsleute zu wirken, folgte er dem Rufe der Freunde, die ihm in der Hauptstadt der Welt einen angemessenern Aufenthalt anwiesen. Zu jenen gehörten die ersten Gelehrten der Zeit, ein Plutarchus und Favorinus. Selbst der Kaiser Trajanus erzeigte ihm die glänzendsten Beweise seiner Gunst. Wann er gestorben, ist unbekannt, er kann wohl bis in die ersten Regierungsjahre Hadrians gelebt haben.

Seine Schriften theilen wir in drey Gattungen: 1) Reden an Bürgerschaften, als: an die Rhodier, Alexandriner ꝛc. 2) Aufsätze moralischen Inhaltes, worunter auch die vier ersten, an Trajanus gerichteten, gerechnet werden dürfen. 3) Litterarische Diatriben, besonders auf Homer bezüglich. Die erstern haben wir bereits charakterisirt, in der zweyten Gattung thut sich dem Gehalt wie der Form nach ein Sokratischer Geist kund, vermählt mit Diogenes genialem Cynismus (IV., VI., VIII., IX., X.). Zur dritten gehören II., XI., XII., XVIII., LII.—LXI., theils durch eigenthümliche und tiefe Auffassung älterer Werke anziehend, theils durch wichtige Mittheilungen über Verlorenes belehrend. Wir verdanken Dio eine Schilderung des Philoktetes von Aeschylus und Euripides, die bekanntlich verloren sind, und manchen bedeutenden Zug hat er uns daraus aufbewahrt, aber leider eine ausführliche Angabe des Inhalts beyder Tragödien unterlassen, während er das bey dem Sophokleischen Philoktetes thut, wodurch wir nichts gewinnen. Doch gibt er eine Paraphrase wenigstens von den ersten Scenen des Euripideischen Dramas. Drey Stücke verbreiten sich über Homer

und Sokrates, und die zwischen beyden bestehende Aehnlichkeit, welche in der größten Objektivität und Selbstverläugnung gefunden wird, sodann in der feinen Charakteristik, und die Beziehungen, welche Homer in die Handlungen seiner Personen, Sokrates in seine Gespräche legte, genau unterscheidend, mit wem er jedesmal zu thun hatte, und darnach auch seine Gleichnisse einrichtend, wie es LV. am Schluß heißt: ἀλλ' Ἀνύτῳ μὲν διαλεγόμενος βυρσέων ἐμέμνητο καὶ σκυτοτόμων, εἰ δὲ Λυσικλεῖ διαλέγοιτο, ἀμνίδων καὶ κωδίων, Λύκωνι δὲ δικῶν καὶ συκοφαντημάτων, Μέμνωνι δὲ τῷ Θετταλῷ περὶ ἐραστῶν καὶ ἐρωμένων, nach C. F. Hermanns sehr einleuchtender Herstellung des Textes. Wie vortrefflich Dio sich darauf verstand, im Homer die tiefer liegenden Motive zu entdecken und zu entwickeln, zeigen die Betrachtungen, welche überschrieben sind: Agamemnon (LVI.), Nestor (LVII.), Chryseis (LXI.); ferner die zweyte Abhandlung περὶ βασιλείας, in welcher zugleich die Größe des ersten und ältesten Dichters an der seiner Nachfolger abgemessen wird. Manches aus dem Ὀλυμπικός (XII.) gehört auch hieher. Ein paradoxes Stück ist der Τρωϊκός, worin den Bewohnern von Alexandra-Troas, möchten sie auch gegen die Darstellung sich sträuben, welche ihnen ein so weltberühmtes Mißgeschick ihrer Vorfahren wegdisputirt, nachgewiesen wird, daß Homer den Untergang Ilions nur erdichtet habe, und daß alle Umstände, die er selbst zu berichten nicht umhin kann, die Unwahrscheinlichkeit seiner Erzählung nur noch mehr in's Licht setzen. Dann construirt er den Gang der Geschichte nach richtigern Vorstellungen: Paris hat um Helena gefreyt, nicht sie geraubt, die Dioskuren, nach welchen sie auf den Mauern Trojas sich vergeblich umschaut, würden, wie ehedem gegen Theseus, die Schmach sogleich gerächt haben; Tyndareus aber erwog die Wichtigkeit des Antrags und verband sich lieber mit dem Prinzen aus dem mächtigen Asiatischen Königshause; auch konnte nicht einmal Agamemnon wünschen, daß sein Bruder neben ihm zu stark würde oder dem Neid der übrigen Freyer sich aussetzte. Als die Verbindung geschlossen war, erwachte in Menelaus und den Mitbewerbern die Eifersucht; der Zug gegen Troja wird unternommen, aber ohne glücklichen Erfolg. Nicht Achill hat den Hektor erschlagen, sondern dieser jenen, worauf er die Waffen des Gegners anlegte, welche er also nicht dem von Homer nur untergeschobenen Patroklus geraubt hatte. Diesen gegen die Trojaner auszusenden mit der Bedingung, daß er nicht gegen ihn kämpfen wolle, war eine ganz thörichte Veranstaltung. In Folge großer Niederlagen entschließen sich die Griechen, um Frieden zu bitten, aber sie vermögen nicht, die ihnen auferlegten Kriegskosten zu bezahlen; dafür errichten sie als Tropäum gegen sich selbst das hölzerne Pferd mit der Aufschrift: ἱλαστήριον τῇ Ἀθηνᾷ τῇ Ἰλιάδι, so hoch, daß es nicht ins Thor hineinging, die Mauer mußte an der Stelle abgetragen werden; das war die ἅλωσις Ἰλίου. Gegen die allgemeine Sage spricht auch die traurige Rückkehr der angeblichen Sieger; hingegen senden jetzt erst die Trojaner durch Helenos, Antenor und Aeneas Colonien nach Griechenland und Italien; Asien will Europa erobern. In dieser Schrift scheint der Autor sich selbst untreu geworden zu seyn, da nicht nur der von ihm sonst angebetete Dichter als lügenhafter Bettler dargestellt wird, der, einem mißverstandenen Patriotismus seiner Landsleute fröhnend, um die Gunst der Nachkommen jener unglücklichen Helden gebuhlt habe, sondern es auch über Wahl des poetischen Stoffs und dessen Behandlung an tadelnden Bemerkungen nicht fehlt. Manche neuerdings an einzelnen Theilen der Ilias gemachte Ausstellungen finden wir bey Dio in §. 83, 106, 109 wieder. Möglich ist's, daß er dießmal seine Verehrung für den Dichter der Aufgabe zum Opfer brachte, die Eitelkeit, welche sich auf alte, selbst mythische und von Dichtern erst geschaffene Traditionen stützte, zu bekämpfen und lächerlich zu machen.

Die Anzahl der erhaltenen Werke Dios belief sich nach der bisherigen Zählung auf 80, indem aber Emperius früher schon nachgewiesen hatte, daß XXXVII. einen ganz verschiedenen Verfasser (wahrscheinlich den Favorinus, Schüler des Dio, aber in nichts an ihn erinnernd, siehe das Programma de oratione Corinthiaca falso Dioni Chrysostomo adscripta, Brunsvigae 1832) verrathe, ferner daß die Stücke LXXVII., LXXVIII. zusammengehören und nur ein Ganzes bilden (vgl. die Gratulations-

schrift an G. Hermann, 1840 erschienen), endlich LXIII. und LXIV. in den Observationes in Dionem ebenfalls mit Recht dem Dio abgesprochen wurden, so ist jene Zahl etwas kleiner geworden, doch bilden immer noch die ächten Dionen ein ansehnliches corpus, das man nicht so bald in einer so gediegenen Gestalt zu besitzen erwarten durfte, als in welcher es jetzt uns vorliegt.

Dio scheint wegen seiner ethischen Haltung und seines anmuthigen Styls immer viele Leser gefunden zu haben, worunter Themistius, Synesius, Photius, Arethas, Mazaris (vgl. Praef. XIV.) u. A. Darauf weist auch schon die Menge der noch vorhandenen Manuscripte hin, deren Zahl sich auf 40 beläuft, darunter sind 10, welche den Schriftsteller ganz, 7, die einen bedeutenden Theil desselben, 23, welche nur wenige oder einzelne Reden enthalten. Bey so verschiedenartiger und vielfältiger Fortpflanzung hielt es schwer, die ursprüngliche Form des Textes zu bewahren, besonders da manche seiner Leser es sich zur Pflicht gemacht zu haben scheinen, ihre Reflexionen, Einfälle oder auch nur die Angabe des Inhalts, mitunter auch die von ihm beyläufig erwähnten Dichterstellen in ihr Exemplar einzutragen, wodurch eine große Verwirrung in mehrere Theile eingedrungen ist. Dazu kommt eine bey einem so leichten Schriftsteller auffallende Corruption, welcher eine Reihe der vorzüglichsten Critiker seit Casaubonus abzuhelfen bemüht waren. Diese Dioneischen Studien bringt die neue Ausgabe zum erfreulichsten Abschluß; in ihr ist gesammelt, was während zwey Jahrhunderten im Einzelnen mit Glück versucht wurde, und wo diese Versuche nicht ausreichten, tritt nun Emperius mit dem ausgezeichnetsten Divinationstalent begabt, zu den noch ungelösten Problemen hin, und gewährt so dem Leser durch viele Seiten hin den angenehmen Eindruck eines vollkommenen Verständnisses. Man kann z. B. den trefflichen Rhodiacus (XXXI.), ein Werk mit Demosthenischem Geist gedacht und ausgeführt, jetzt erst recht genießen, so viel auch Casaubonus, Valesius, Reiske, Jacobs und zuletzt Geel vorgearbeitet haben, so daß in den Noten gleichsam ein edler Wetteifer dieser eminenten Critiker Alles aufzubieten scheint, um diesem opus Phidiacum Dios den ursprünglichen Glanz zurückzugeben. Diese fruchtbaren Bemühungen sind hier mit der reifsten Einsicht benützt, mit einem Scharfsinn, der dem jener Männer nicht nachsteht, ergänzt, so daß wir jetzt auf gesäuberter und planer Straße durch die blühenden Felder Dioneischer Beredsamkeit schweifen, wo man sonst bey jedem Schritt anstieß. Allerdings lag die Schuld davon auch an der verkehrten Einrichtung der Reiskischen Ausgabe — um von der unleserlichen Morelli's nicht zu reden — von der gelehrten Wittwe des großen Critikers besorgt trägt sie nur zu sehr die Spuren dieser weiblichen Redaktion an sich. Christina Reiske meinte es gut mit dem Ruf ihres Gemahls, wenn sie schrieb (Praef. XII.): Reiskius meus saepe reprehensus est ob nimiam in corrigendo audaciam, illatasque in textum auctorum conjecturas suas; quamquam nunquam praetermittebat de mutatione facta monere lectores. Sed ea res me permovit, ut vitandae hujus reprehensionis causa eas tantum Reiskii emendationes in textu servarem, quas vel aliis quoque doctis viris probari, vel editione Veneta confirmari vidissem, vel quibus manifesta operarum vitia tollerentur. — Feci hoc, Fateor, invita admodum et indignabunda, sed feci tamen, timens, ne, quae olim invidia Reiskianae criticae facta esset, jam per ejus obtrectatores renovaretur — aber unter dieser schüchternen Vorkehrung hat der Nutzen der Ausgabe und damit gewiß auch der Ruhm des Meisters selbst sehr gelitten. Die Verdienste Reiske's, die sich auf diese Weise überall in die Noten verstecken, sind ungemein groß.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Oktober.

Nro. 213. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Dionis Chrysostomi Opera graece. E recensione Adolphi Emperii.

(Fortsetzung.)

Um einen Maßstab zu geben, verglich Ref. die vier ersten Reden p. 1—93 in der neuen Ausgabe; hier sind 165 Conjecturen Reiske's von Emperius in den Text aufgenommen, darunter 71 durch Handschriften bestätigt; und so geht es durch den ganzen Autor fort. Und doch hatten Casaubonus und Valesius, für die XI. Rede speciell auch der treffliche L. Rhodomannus, ferner Selden bereits eine Menge von Stellen berichtigt. Nach Reiske geschah bis auf Jacobs für den Dio nichts Bedeutendes, desto wichtiger sind die Beyträge des verehrten Veteranen von den Additamentis ad Athenaeum an bis zu den letzten, in der Zeitschrift für Alterthums-Wissenschaft erschienenen Artikeln 1832 bis 1841. Geistreich, wenn auch oft zu kühn und deßhalb unwahrscheinlich, sind die Vorschläge in J. Pflugks Schedae criticae. Viel Brauchbares für die Bearbeitung Dio's erhielt Emperius aus dem Nachlaß des genannten Gelehrten. Ausgedehnter und umfangreicher als sämmtliche bisher genannten Schriften und sehr reich an schönen Emendationen und Erklärungen ist aber das vorliegender Ausgabe unmittelbar vorausgehende Buch: Dionis Chrysostomi *Ὀλυμπικὸς ἢ περὶ τῆς πρώτης τοῦ θεοῦ ἐννοίας.* Recensuit et explicuit commentarium de reliquis Dionis orationibus adjecit Jacobus Geelius. Lugduni Batavorum, apud S. et J. Luchtmans, academiae typographos. MDCCCXL. Referent hat sich darüber bereits in diesen Blättern ausgesprochen und den hohen Werth des hier Gegebenen mit Dank anerkannt; da aber seine Beurtheilung vorzugsweise auf den *Ὀλυμπικὸς* gerichtet war, und von dem Uebrigen nur einige Proben mittheilte, so erlaubt er sich nun darauf zurück zu kommen, und auf die Fülle von schlagenden Verbesserungen aufmerksam zu machen, welche fast auf jeder Seite dem Leser begegnen. Es sey erlaubt, einiges vorzüglich Treffende auszuheben, wie p. 57 *μνήμην*, 61 *ὀφθαλμοὶ καὶ ὦτα*, 63 *τὰ πράγματα*, 78 *ἐκείνην*, 101 *σκιᾷ* für *οἰκία*, 108 *ἐπιτείνεται* für *ἐπιγίνεται*, 130 *ἀλόντι* für *ἄλλοι*, 136 *αὐτοῖς τούτοις τοῖς ἔπεσιν* statt *αὐτοῖς τοῖς πένησιν*, bestätigt von Paris. 2958 und Monac. 5; 161 *τῶν ἐκ Μασσαλίας*, wo sonst gelesen wurde *τῶν ἐκ Θεσσαλίας*, 170, 16 *πονήσεις* für *ποιήσεις* bestätigt durch Palat. 117; vorzüglich 218. *Λέσβον τε οἰκῆσαι* statt *λαβόντας οἰκῆσαι*, die Umstellung ibid. *τολμῶσι λέγειν καὶ πείθουσι* für *πείθουσι καὶ τολμῶσι λέγειν*. Man vergleiche noch Folgendes 233 *ἁπλῶτ.* 246. *φιλορρηματίαν* und *ἀλλ' ἔμβραχυ.* 273. *ὁμόσαις ὡς ἔοικεν.* 304. *ἐπὶ πολὺ πότῳ* 308. *ἀνασκάπτοντες*, und in den letzten Theilen. 647. *Λύκωνι*, 706. *Κέρκωψ*. 770. *ἡδοναῖς*. 780. *οὐδὲ ἐγὼ*, um sich an überraschenden Beyspielen einer glücklichen Divination, der die scharfsinnigste Prüfung vorherging, zu erfreuen. Manches von Emperius nur in den Noten, wenn auch öfters mit entschiedener Zustimmung Angeführte wünschten wir im Text zu sehen, so p. 7 *συμπονεῖν* für *πονεῖν*. 87 *πάντα προέμενος* statt *προσθέμενος*. 106 *ὀρεινότατα* für *βορειότατα*. 133 *πρόσταγμα*

statt πρᾶγμα. 201 συστάντα, im Text πάντα. 206 der Zusatz von ποιεῖ vor ποταμῷ. 380 ὡς τύπῳ für ἐν τούτῳ. 388 das unentbehrliche οὐκ ὀρθῶς nach γιγνόμενα. 448 κατὰ τὸν Ἀλεξάνδρου ζῆλον statt κατὰ ζῆλον τὸν ἐπ' Ἀλεξάνδρῳ. 449 ist sehr einleuchtend die durch Transposition und nur geringe Correktur bewirkte Herstellung des richtigen Sinnes: οὐκοῦν ἂν ἀκούσωσιν οὐχ ὅτι φρόνιμος, ἀλλ' οἷα (sonst ὅτι φρόνιμος ἀλλ' οὐχ οἷα) τὰ νῦν λεγόμενα, ὡς — ἧττων τοῦ τυχόντος πράγματος, ἐραστὴς ἡνιόχων καὶ κιθαρῳδῶν (sonst τυχόντος, πραγμάτων ἐραστής, ἡ. κ. κ.) οὐκ ἄδηλον, ὅκος ἔξουσιν. Anderes der Art siehe 680 ἀγρῷ für ἀέρι, 733 ἀπὸ μὲν τῆς für τῆς μὲν ἀπὸ, 770 καὶ ἀνοίᾳ πάσῃ für καὶ ἀνθρώποις πᾶσι. Es ist schwer zu errathen, welche Bedenken den Herausgeber abgehalten haben, diese so glücklichen Verbesserungen zu benützen. Uebrigens hat er bey seinen eigenen Vorschlägen eine gleiche Enthaltsamkeit bewiesen, eine spätere Redaktion dürfte sich, wenn überhaupt eine solche je noch erforderlich scheinen wird, die unter den Varianten zurückgebliebenen Emendationen recht zu Nutzen machen. Als die sicherste Probe von der Richtigkeit einer Conjektur gilt die Zustimmung von Handschriften, und diese hat an gar vielen Stellen zu Gunsten der Observationes criticae, welche bereits 1830 erschienen sind, entschieden, so wie auch die später im Programma de oratione Corinthiaca und in der Recension von Geels Ὀλυμπικὸς (Zeitschrift für die Alterthumswissenschaft 1841, p. 337—372) gemachten Verbesserungen. So I. 25. II. 48, 58, 62, 63. III. 4, 30, 36. IV. 12, 17, 43, 52, 115, 123. V. 14, 15. VII. 58, 88, 100, 126. X. 11, 24. XI. 2, 74, 88, 101, 143. XII. 26, 30. XIII. 17. XVII. 7, 18. XXIII. 7. XXV. 7. XXIX. 4, aus welchen Beyspielen ein Schluß auf diejenigen wohl gestättet ist, die einer äußern Bestätigung ermangeln.

Hier zeigt sich die Kunst des Kritikers im glänzendsten Lichte: es wäre kaum möglich, alle Beweise von der scharfsinnigen und genialen Restitution dionischer Eloquenz aufzuzählen und wir beschränken uns daher auf Einiges im ersten Theil, wie I. 28 κύνας, 65 τούτου. II. 27 ὅλην. III. 41 νομῆς. IV. 33 μέμνηται, 47 ἴσασιν, 95 ὁδοιδόκων (aus ὁ δὲ δὴ δοκῶν), 119 ψόγου. VII. 71 ἑάλω (für ἐχώ), 77 ὁ υἱὸς (statt οὗτος), 96 δίχα für διά, 100 τί δ' αὖ σὺ für τί δ' αὖ ἄσυλόν τινα, 146 die Versetzung der Worte πολλοὺς τοὺς τοιούτους nach ἐσομένους. XI. 151 οὐδέ γε τό, wo man sonst las ἐλέγετο. XIV. 2 οὐκ ἂν ἦν für οὐκ ἄρα. XXI. 12 ὁμοίου für ὅπου, 16 ἔπρεπεν statt ἐπέτρεπεν. XXV. 8. διὰ τὴν Ῥωμύλου χαλεπότητα τήν τε γῆν statt διὰ τὴν Ῥ. χαλεπωτάτην γῆν. So viel reicht gewiß hin, um Freunden der divinatorischen Kritik eine Vorstellung zu gewähren von der ausgezeichneten Meisterschaft des Herausgebers, sie werden das Buch als ein Muster in seiner Art erkennen und gewiß zu dieser reichen Quelle kritischer Kunst gern und oft zurückkehren. Was Referent zunächst noch nachträgt, ist nur wenig, und würde, wenn es anders probehaltig ist, dem verehrten Freunde schwerlich entgangen seyn, hätte er der Ausgabe eine längere Muße widmen und die besten Handschriften zur rechten Zeit noch benützen können.

Der bisherige Text war nicht nur durch vielfache Corruptelen der Lesart entstellt, sondern auch durch häufige Lücken und Glosseme, von welchen eine beträchtliche Anzahl erst durch den Herausgeber erkannt und unter den Varianten angegeben worden ist; im Text selbst fehlt die Bezeichnung der Lücken. Die Zahl derselben läßt sich durch einige noch vermehren. Gleich in der ersten μελέτη ist der Uebergang von dem Mythus, welchen die Arkadische Prophetin dem Dio erzählt, auf die ganz kurze und gleichsam beyläufige Apostrophe an Trajanus gar anstößig durch sein plötzliches Eintreten. Vielleicht hat Dio diesen Aufsatz nicht einmal vollendet, dann trügen wenigstens die Abschreiber keine Schuld. Ob dasselbe der Fall ist mit den Stücken XIX., XXI., XXII., XXXV., XL., LXVII., die entweder einen sehr unbefriedigenden Schluß haben, oder nur als Prooemien einer weitern Ausführung dastehen, ist jetzt natürlich nicht mehr zu bestimmen. Ausfälle mitten in den Stücken glauben wir noch folgende zu erkennen: Or. VIII., §. 16. ist der Uebergang der Construktion vom Nominativ ὁ δὲ ἀνὴρ ὁ γενναῖος zu den Accusativen φοβούμενον — εὐχόμενον durchaus nicht motivirt, und wollte

man mit Pflugk ἔφη δεῖν μάχεσθαι oder mit Emperius ἀεὶ μάχεσθαι lesen, so entstünde eine sehr widrige Härte. Statt dessen nehmen wir lieber an, daß eine Zeile ausgefallen sey, analog dem Satz ἀλλὰ ὑπὲρ εὐδαιμονίας καὶ ἀρετῆς παρὰ πάντα τὸν βίον, etwa so lautend ἀλλὰ τῆς ἀρετῆς αὐτῆς προτρεπούσης πρὸς τοὺς πόνους ἀγωνίζεσθαι προκαλούμενον κτέ. Auf diese Weise würde mit der richtigen Struktur auch die erforderliche Symmetrie hergestellt werden. Erst im folgenden Satz tritt dann die oratio obliqua ein, ohne auffallend zu werden. In X., 3. könnte der Zusammenhang ebenfalls durch Einreihung einer Zeile hergestellt werden, wenn man schriebe: μηδὲν γὰρ ὑπ ἐμοῦ ἀδικούμενος, πρὸς δὲ καὶ γενόμενος (ἀκόλουθος ὅμως ἀπέδρα . οὐκ ἄδηλον, ἔφη, ὅτι σε) ἡγεῖτο πονηρόν. Der Interlocutor hätte demnach dem entlaufenen Sklaven die bequemere und ehrenvollere Stellung eines ἀκόλουθος verschafft, die aber gerade ihn zu vielem Bösen verleitete. Dagegen scheint eine gleich folgende Stelle: σὺ δὲ ἐκεῖνον πονηρὸν εἶναι λέγων ζητεῖς; οὐ γὰρ ἄδηλον ὅτι βλάπτῃ καὶ σὺ ὑπ' αὐτοῦ βουλόμενος an Ueberfüllung zu leiden und nicht nur die von den bessern Handschriften ausgelassenen Worte οὐ γὰρ und σὺ entfernt werden zu müssen, sondern auch die damit zusammenhängenden ἄδηλον ὅτι. Dio schrieb, wie wir glauben: σὺ δὲ ἐκεῖνον πονηρὸν εἶναι λέγων ζητεῖς καὶ βλάπτῃ ὑπ' αὐτοῦ βουλόμενος. Eine kleinere, aber in die Ideenverbindung eines großen Theils der Or. XII. störend einwirkende Lücke findet sich daselbst §. 39., wo die ursprüngliche Gotteserkenntniß von der durch menschliche Bestimmungen fixirten und fortgepflanzten unterschieden wird. Da heißt es: δευτέραν δὲ λέγομεν τὴν ἐπίκτητον καὶ δι' ἑτέρων (besser wäre δι' ἑκατέρων) ἐγγιγνομένην ταῖς ψυχαῖς λόγοις τε καὶ μύθοις καὶ ἔθεσι, τοῖς μὲν ἀδεσπότοις τε καὶ ἀγράφοις, τοῖς δὲ ἐγγράφοις καὶ σφόδρα γνωρίμους ἔχουσι τοὺς κυρίους. Die ἔθη aber, wurzelnd im Volks- und Stammcharakter können doch keine ἔγγραφα seyn und bekannte Urheber aufweisen. Mithin muß ἢ νόμοις ausgefallen seyn vor καὶ ἔθεσι, was die weitere Ausführung genügend darthut.

In XXXII., 26. hat ἐκείνων, womit der §. anfängt, keine Beziehung auf das Vorhergehende. Also muß auch hier etwas ausgefallen seyn, wenn auch nur ein Satz, die guten und schlechten Regenten betreffend. In ähnlicher Verbindung ist III., 43. eine von den Handschriften PVB., also wohl auch von CM. dargebotene Bereicherung unter den Varianten geblieben, wo Dio sagt: λέγεται γὰρ ἡ μὲν ἀρχὴ νόμιμος ἀνθρώπων διοίκησις καὶ πρόνοια ἀνθρώπων κατὰ νόμον, βασιλεία δὲ ἀνυπεύθυνος ἀρχή, ὁ δὲ νόμος βασιλέως δόγμα. Zwischen ἀρχὴ und ὁ δὲ νόμος schieben aber jene Handschriften noch den Satz ein βασιλεὺς δὲ καὶ αὐτοκράτωρ ὁ αὐτὸς (vielleicht ὡς αὔτως) ἀνυπεύθυνος ἄρχων. Merkwürdig ist der Zustand der 65ten Rede, in welcher kein vollständiger Zusammenhang entdeckt wird, sondern größere Fragmente sich ablösen.

So viel von den Defekten. Glosseme hat Emperius in bedeutender Menge nachgewiesen und dadurch den Text bis zu einem hohen Grade von Reinheit gelichtet und geordnet. Man vergleiche besonders die dritte, elfte und zwölfte Rede; in der dritten namentlich ist das Unkraut der Interpolationen so dicht aufgewuchert, daß es schwer hält, selbst in der jetzigen Gestaltung, wo alles Verdächtige eingeklammert ist, sich zu orientiren und der Wunsch rege wird, diese Paraphrasen, Randbemerkungen, Inhaltsangaben ꝛc. lieber ganz ausgeschieden, als auch nur so geduldet zu sehen. Hier ist nämlich §. 44. Randnote eines Lesers, §. 56. eine Inhaltsanzeige zu §. 63., mit Fremdartigen vermischt, §. 57. eine gleiche zu §. 73—82; was §. 83. 84. steht, gehört zu §. 124., dessen Ausführung es ist, zum Theil aus I., 21. entlehnt. Ferner ist §. 85. eine Bemerkung zu §. 66. und 67., §. 91. abermals ein index für §. 90., wie §. 103. zum Theil für §. 102. In §. 108. ist πολλαῖς — βουλεύεσθαι nur andere Phrase für das §. 107. Gesagte περὶ πολλῶν — βουλεύεσθαι, §. 118. endlich ist eine einfältige Anmerkung zu §. 105. Aehnlichen Proben begegnen wir in XI., §. 21., 24., 82., 72., 127., 128., 137., in XII., 48. in IV., 54. 96., 126., und andern Stellen. Emperius vermuthet in der Vorrede (p.

VII.) Synesius sey der Urheber von einigen jener Auswüchse, der allerdings seinen eigenen Aussagen zufolge in dergleichen Nachbildungen sich zu üben pflegte; vgl. ed. Pet. p. 41, wo er davon spricht, daß fehlerhafte Exemplare reizten, in den Geist des Autors durch Conjektur tiefer einzudringen und dann fortfährt: πολλάκις δὲ οὐδὲ περιμένειν ἀξιῶ τοῦ βιβλίου τὴν συμφοράν, ἵν' ἀγαθόν τί μοι γένηται, ἀλλ' αὐτὸς ἀνέχω τοὺς ὀφθαλμοὺς καὶ τῇ συγγραφῇ (richtiger τῷ συγγραφεῖ, wie Laur. LV. 6.) hat προσγυμνάζομαι μηδ' ἀκαρῆ διαλιπών, ἀλλ' ἐφιεὶς τῷ καιρῷ καὶ εἴρων ὥσπερ ἐξῆς ἀναγινώσκων ἀπὸ τῆς διανοίας ὅτι μοι δοκεῖ τὸ ἀκόλουθον εἶναι. Synesius befolgt auf diese Weise den Rath, welchen Dio selbst in XVIII., 18. ertheilt. Nur ist nicht wahrscheinlich, daß der keineswegs geistlose Schriftsteller auf so dürftige und kurze Paraphrasen sich beschränkt habe. Wir erkennen vielmehr darin die schülerhaften Versuche von Leuten, die nach derselben Vorschrift, aber mit geringem Erfolg sich bemühten.

Einiges der Art scheint dem Herausgeber entgangen zu seyn, was bey der großen Masse dieser Anhängsel nicht zu verwundern ist. In der ersten Rede ist §. 60. nur die Hälfte der Interpolation eingeklammert πάντων φιλοπονώτατος, denn erst mit Entfernung des ganzen Satzes ὃς ἦν πάντων φιλοπονώτατος καὶ πολὺ κρείττων erhält die Stelle Sinn. Or. IV. §., 24. tilgen die besten Handschriften den unpassenden Zusatz οὐ μᾶλλον ἢ κακῶς ἀγαθὸν εἶναι durch die dafür eintretende Lesart ἀγαθὸν ὄντα, dagegen war §. 40. μανθάνειν τε καὶ nicht anzuzweifeln. VII., §. 103. sieht das ἐν βίβλοις γράφων, was dann weiter zur Einschiebung des ἀλλ', um einen Zusammenhang zu erhalten, veranlaßte, wie eine Erklärung des διεξιών aus. VIII., §. 20. ist ein aus dem Folgenden entnommener, vorgreifender und dadurch den Zusammenhang störender Zusatz οὐκ ἀντικρυς βιαζομένην, ἀλλ' ἐξαπατῶσαν καὶ γοητεύουσαν δεινοῖς φαρμάκοις beybehalten, dagegen dieselben Worte im §. 21., wo sie eigentlich hingehören, getilgt worden. I., 83. leitete schon die Antwort, welche Herkules giebt, darauf τῶν πραγμάτων καὶ πότερα zu streichen, und diese Worte fehlen wirklich in codd. C., P., d. h. den besten Handschriften. IX., 22. sind die letzten Worte so übel angebracht, daß Rec. sich wundern muß, sie nicht schon längst verworfen zu sehen. Einige, so heißt es, zogen vom Isthmus weg, ohne die daselbst begangenen Spiele mit angesehen zu haben, weil des Diogenes geistreiche Unterhaltung, der überdieß die Verkehrtheit der den Siegern gezollten Bewunderung schonungslos aufdeckte, sie gänzlich davon abzog: τινὰς ἀπελθεῖν φασιν οὐκ ἰδόντας αὐτούς. Wie albern nimmt sich darauf die Bemerkung aus: ὅσοι κακῶς ἐσκήνουν ἢ καὶ τούτου ἠπόρουν, als wären diese Umstände an ihrem Wegbleiben von den Spielen Schuld gewesen!

Or. XII., 6. ist τῶν ἄλλων nur in M. zu lesen und verdiente schwerlich Aufnahme, so wie einige andere unten zu erwähnende Vermehrungen, die derselben Handschrift entnommen sind. Dagegen ist §. 19. ein müssiges, ja störendes Emblem πάντα δὲ ὅπλων, was im P. mit Recht fehlt, unbemerkt geblieben. Einzelne offenbar als Glosseme oder Schreibfehler sich ausweisenden Worte dürften auf die Autorität einer oder einiger vorzüglicher Handschriften hin ohne weiteres getilgt werden, wie II., 65. ἄλλους. IV., 31. καί. VI., 38. χωρεῖν. 42. ὁ θάνατος. VII., 115. τοῦ ὀνείδους. 116. πλέον. X., 32. ὅσῳ. XI., 109. νομίσαι. XII., 52. ἐποίεις. 64. ἅμα. XIII., 15. παλαιά. 52. εἰκός. 63. τινι, unter welchen wenigstens die Mehrzahl eingeklammert ist. In VIII., 26. mußten die nur von den schlechtern Büchern erhaltenen Worte καρτερὸν ὄντα καὶ παράδοξον wegfallen, statt daß sie mit der von den bessern gebotenen Lesart καρτεροῦντι καὶ παραβαλλομένῳ verbunden würden, da wenigstens καρτερὸν ὄντα sich sogleich als Variante von καρτεροῦντι ankündigt, welcher καὶ παράδοξον späterhin als ausfüllende Zugabe angehängt worden seyn mag.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Oktober.

Nro. 214. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Dionis Chrysostomi Opera graece. E recensione Adolphi Emperii.

(Fortsetzung.)

Andererseits fehlt es nicht an Stellen, wo die Klammern sich nicht rechtfertigen lassen, was zum Theil der Herausgeber selbst in dem Anhang bemerkt hat, wie von XI., 8., wo nicht die ganze Zeile οὐδ' ὡς ἡ Σφὶξ ἀφικομένη κατεσθίοι τὰ τέκνα αὐτῶν ἐπιδεικνύοι gestrichen zu werden verdiente, sondern nur das letztere Verbum, welches noch dazu in VMB. fehlt. Wichtiger ist eine Stelle in XII., 43.: ἐν τοῖς περὶ τῶν θεῶν λόγοις καὶ μύθοις μᾶλλον δὲ τοῦτο ἰδεῖν ἔστιν ἐπ' ἀμφοτέρων γιγνόμενον, welche eingehackt ist mit der Bemerkung: aliena esse monui Progr. p. 27, uncis inclusit g. (Geel). Jedoch war nur eine Versetzung des δὲ von μᾶλλον weg hinter ἐν vorzunehmen, oder auch, wozu Rec. früher rieth, eine Umstellung vorzunehmen und zu schreiben μᾶλλον δὲ τοῦτο ἰδεῖν ἔστιν ἐν τοῖς περὶ τῶν θεῶν λόγοις καὶ μύθοις, und der Satz stand mit dem Vorhergehenden in bester logischer und grammatischer Verbindung. Wichtiger nannten wir vorhin die Vindikation dieser Stelle, weil nun auch die folgenden Worte ὁρῶ μὲν οὖν κτέ sich an die eben citirten ganz passend anschließen und die Nothwendigkeit einer Versetzung derselben hinter §. 26., wie hier geschehen ist, ganz wegfällt. Wir können Emperius auch nicht beystimmen, wenn er in demselben Paragraph die nach §. 17. μόνον συνευχομένων in den Handschriften folgenden Worte ἄλλο δὲ οὐδὲν χρὴ πολυπραγμονεῖν — ἀοίδιμον setzt. Allerdings sind sie dort sehr verkehrt angebracht, aber auch der von Emperius ihnen jetzt angewiesene Platz ist minder angemessen, weil die zweyte Hälfte des §. 25. von ἢ δεῖ θεατὰς an nothwendig mit den Worten im §. 26. zusammenhängt ἢ καὶ περὶ αὐτῶν τούτων σκεπτέον und keine Unterbrechung erleiden darf. Dio fragt die παῖδες Ἠλείων, ob sie eine Rede über Zeus anhören wollen, oder ob man während der Festtage in Olympia nur auf die heilige Salpinx und die beseeligenden Verkündigungen der Sieger achten, oder die prächtigen Kunstwerke daselbst beschauen solle, oder ob diese selbst zu einer Untersuchung veranlassen dürfen, wie die Idee der Gottheit dem Menschen sich eingeprägt habe und wie er zu einer Darstellung derselben in Menschengestalt gelangt sey: seine Rede geben wir mit den eigenen Worten auszugsweise so wieder: εἴπατε, πότερον ἁρμόζων ὁ λόγος οὗτος (der Panegyrikus auf Zeus) ἢ τὸ ἆσμα τῇ ξυνόδῳ γένοιτ' ἄν — ἢ ἄλλο μὲν (vulg. ἄλλο δὲ) οὐδὲν χρὴ πολυπραγμονεῖν οὐδὲ ἀκούειν ἀλλ' ἢ μόνον σάλπιγγος ἱερᾶς καὶ τῶν μακαρίων κηρυγμάτων — ἢ δεῖ θεατὰς εἶναι μόνον τοὺς ἐνθάδε ἥκοντας τῶν τε ἄλλων δηλονότι καὶ παγκάλων καὶ σφόδρα ἐνδόξων θεαμάτων καὶ δὴ μαλίστα τῆς τοῦ θεοῦ θρησκείας (lo: θεσπεσίας) καὶ τῷ ὄντι μακαρίας εἰκόνος — ἢ καὶ περὶ αὐτῶν τούτων σκεπτέον ἡμῖν ἐπιμελέστερον τῶν τε ποιημάτων καὶ ἀναθημάτων καὶ ἀτεχνῶς, εἴ τι τοιουτότροπόν ἐστι τὴν ἀνθρωπίνην περὶ τοῦ δαιμονίου δόξαν ἀμηγέπη πλάττον καὶ ἀνα-

τυπουν ἅτε ἐν φιλοσόφῳ διατριβῇ. Nach letzterem Wort ist Einiges ausgefallen; die eigentliche Abhandlung über den oben bezeichneten Gegenstand beginnt §. 27. mit den Worten περὶ δὴ θεῶν κτέ. Einen interessanten Fall ähnlicher Art finden wir in IV., 89., wo ein scheinbares Einschiebsel durch Versetzung wirklich gerechtfertigt wird, wenn in der eben besprochenen Stelle ein solches zu einer nicht zu rechtfertigenden Versetzung Anlaß gab. Der Herausgeber hat hier καὶ καθαρταῖς eingeschlossen, nicht mit Unrecht, wenn der vorliegende Zusammenhang richtig wäre, aber die Paragraphen 89. und 90. haben ihre Plätze vertauscht; letzterer muß vor jenen treten, bey welcher Aenderung nur das ἤ im Anfange von 90. zu streichen ist. Wie die Schreckensgestalten der Hekate den sie verscheuchenden καθαρμοὶ vorhergehen, so schickt Dio der Schilderung des ἀγαθὸς καὶ σώφρων δαίμων die der drey unreinen und verführerischen Dämonen voraus. Der §. 91. beginnt dann mit εἶεν· ὁ μὲν δὴ φιλοχρήματος κτέ. Andere unverdient bezweifelte Stellen sind IV., 40. VII., 98., wo nur καὶ zu streichen in den mit dem Folgenden zu verbindenden Worten ἃ δὴ τοῖς πολλοῖς δοκεῖ (so Reiske für ἐδόκει), und VIII., 25., wo der Gegensatz für Beybehaltung des Eingeklammerten zu sprechen scheint.

Wenn Emperius sich darauf beschränkt hätte, den Dio nach den Conjecturen früherer Gelehrten und seiner eigenen berichtigt zu ediren, so würde seine Ausgabe auch dadurch schon den größten Werth besitzen; diesen hat er aber noch erhöht, indem er einige vorzügliche Handschriften zu Grunde legte. Selbst die geringern sind nicht ohne Gewinn für den Text gewesen. Weit bedeutender sind freylich die aus der bessern Familie hervorgehenden Resultate, zu der in erster Linie H (Vat. 91. bombyc. saec. 13.) P. (Pal. 117. chart. saec. 15.) C. (Par. 3009. chart. saec. 16.) und theilweise Y. (Marc. 422. chart. saec. 15.) nebst dem nicht näher zu bestimmenden von P. Burmann und Hemsterhuis gebrauchten S gehören, in zweyter VM. jener Vat. 99. membr. saec. XI. dieser Meermannianus jetzt im Besitz von Hrn. Professor Geel, chart. saec. 16. Letzterer begleitete den Herausgeber fast durch den ganzen Autor, nur ein Theil von IV. und die ganze III. fehlt; er hat denselben eigens verglichen und während der Bearbeitung des Textes immer wieder von Neuem nachsehen können. Von XIV. bis LII. auf pag. 265 bis 627, dann wieder von LXXVIII. bis LXXX. oder auf pag. 762 bis 781, also beynahe die Hälfte des ganzen Dio repräsentirt er allein die bessere Familie, deren bester Repräsentant er jedoch nicht genannt werden kann.

Der älteste und ihm häufig ähnliche Vat. 99. bricht schon vor dem Schluß der XI. ab. Die Vergleichung dieser Handschrift von Hrn. Cobet gefertigt, so wie die der vorzüglichsten H. und P. langte erst an, als die 13 ersten Reden bereits abgedruckt waren. Emperius würde gewiß, wenn er sie früher gekannt hätte, viele vortreffliche und ohne Zweifel richtigen Lesarten des C. mehr berücksichtigt haben und würde schwerlich auf den Verdacht gefallen seyn, daß diese Handschrift eine starke Interpolation erlitten habe und es bey ihrer Benützung großer Vorsicht bedürfe. Dieser Verdacht trifft, wie manche Beyspiele erweisen, eher den cod. M., auch ist Emperius in den Additamentis, p. 794—822 von diesem Vorurtheil vielfältig zurückgekommen, und hat die Autorität des C., der in den meisten Fällen mit HPY. stimmt, anerkannt. Wo diese Uebereinstimmung zu fehlen scheint, ist sie vielleicht doch vorhanden, was aus einer Revision jener Vergleichungen sich ergeben dürfte. Man sehe zum Beyspiel XII., 57., ob nicht ὡς ἐκείνων μὲν δυναμένους auch in C. steht, II., 60. χορεύματα auch in P. und eben da λῃψόμενος ἥκεις in IV., 16, ob nicht LII., 7. ἐποίησαν τὸν in H. sich findet. Andere Fragen der Art hier aufzuführen, würde zwecklos seyn; eine spätere Bearbeitung des Schriftstellers wird sie sich aufwerfen und beantworten. Die Additamenta enthalten nachträglich die zu spät eingetroffenen Collationen der genannten Handschriften zu I.—XIII., dann die des Urb. 123. zu XV., XVI., von Vat. 1336. zu XVII., von Urb. 124. zu XVIII., von einer Neapolitaner zu XIX., wieder von dem Vat. 1336. zu XXIX. und XXX., wo auch Mar. 422., hier aus schlechter Quelle geflossen, hinzutritt, endlich Urb. 124. zu

XXXI., XXXII. In diesen Nachträgen findet man an sehr vielen Stellen die δεύτεραι φροντίδες des Herausgebers, aber versteckt in der Masse der neuen Varianten. Wir glauben dem Leser Dios, dem es an Zeit gebricht, die bedeutendsten Resultate hervor zu suchen, einige Erleichterung zu gewähren, wenn wir vorerst die Stellen herausheben, die hier erst theils durch die Lesarten der Handschriften, theils durch Berichtigungen des Herausgebers verständlich werden, und deren Text er in den Additam. selbst als fehlerhaft bezeichnet. Es sind folgende: I., §. 42. ὁποῖόν γε τὸ ξύμπαν αὐτό τε εὔδαιμον καὶ σοφὸν ἀεὶ διαπορεύεται τὸν ἄπειρον αἰῶνα. I., §. 77. καὶ αὐτὴ σχεδόν, ὁποίαν πρότερον εἶπον, ἐπισφαλὴς καὶ παρ' ἀυτὸν φέρουσα τὸν κρημνόν. IV. §. 98. οἴει οὐ δικαίως κεκλῆσθαι ἐκείνους; §. 106. ὁπόσαις πρόσεστι ζημία ὀνείδη, προάγει. §. 117. ταῖς τοῦ πατρὸς αὔραις συνθέοντας. V. §. 17. ἢ τρυφῆς ἢ χρημάτων. In VII. §. 17. heißt es von den Schäferhunden, welche zur Jagd verwendet wurden: εἰ δέ ποτε ἴδοιεν τῶν ἀνθρώπων τινὰ — ὑλάκτουν τε καὶ ἤμυνον, ὥσπερ ἂν εἰ πρὸς ἄνθρωπον ἐμάχοντο. Dieser Satz ist sinnlos, erhält aber den richtigen Gedanken aus H., wo für τῶν ἀνθρώπων steht τῶν αὐτῶν, nur muß, was Emperius unterlassen hat, der Artikel gestrichen werden. Vortreffliche Besserungen sind ferner VII. §. 86. ἐν τοῖς αὐτοῖς ἀπιέναι ῥάκεσι παρὰ τῆς σώφρονος καὶ ἀγαθῆς Ἰκαρίου θυγατρός, und X. §. 21. ἔστιν οὖν, ὅτῳ χρῆσθαι δύναταί τις οὐ γιγνώσκων αὐτό; wo das bisher gelesene αὐτόν dem Gedankengang vorgreift und den Syllogismus zerstört. In XII. §. 16. bestätigt Geels Conjectur ἐμβραχὺ Y., ein vorzüglicher codex in dieser Rede, welcher nach §. 85. den Sinn vortrefflich herstellt durch die Lesart ἀπαρχὰς statt ἀπ' ἀρχῆς: die Olympischen Kampfspiele bringen dort dem höchsten Gotte das Auserlesenste hellenischer Körperkraft und Gewandtheit dar. Die angeführten Stellen sind die wichtigsten unter den vielen, welche der Herausgeber als verbesserte im Anhang bezeichnet hat. Die Benützung dieser Collationen hat Emperius gewiß manche angenehme Ueberraschung bereitet, wenn er bemerkte, daß viele seiner Conjecturen wie vordem durch C. und M., jetzt durch V. H. Y. und besonders durch P. bestätigt werden, wie I., 25. ἀποδρᾶναι θέλειν. II., 58. περὶ τοῖς. III., 4. ἀπολαύειν, 30. ὁ ἐκεῖνο, 36. μέντοι. IV., 17. περιπετομένων, 115. ὡς ἐκεῖ χορὸν τὸν φιλότιμον. V., 18. τρέπειν. VII., 53. ἄλλος τις τοιοῦτος. X., 11. ἀνθρώπῳ. 27. ὡς συμβουλεύσαντος. 32. ἡγησάμενον. XI., 64. προσήκειν. 101. διὰ πρόῤῥησιν. XII., 30. ἅμα δρόσῳ. 35. γιγνόμενον.

Doch ist der Werth dieser Nachträge immer noch zu gering angeschlagen. Man geht in solchen Fällen ungern an eine durchgreifende Revision des jüngst geordneten Textes, und so interessant die neuen Bereicherungen einem dritten seyn mögen, so wird man es dennoch natürlich finden, wenn der Herausgeber die Epikrise so viel als möglich beschränkt. Daß noch sehr vieles als Berichtigung außer dem hier vorgezogenen bemerklich gemacht werden konnte, wollen wir jetzt nachzuweisen versuchen. Zuerst sind die Verbesserungen auszuheben, welche nicht nur die stylistische Richtigkeit und Eleganz herstellen, sondern auch dem Gedanken selbst eine andere Wendung geben, oder auch ihn erst verständlich machen. VII., 108. haben alle Handschriften außer PC. αὐτῶν ἅμα καὶ βαναύσων, Pflugk emendirte τῶν αὐτῶν, Emperius τῶν ναυτῶν, aber keines ist so passend als τῶν ἀστῶν (PC.) um die erwerbsüchtigen Städter von dem besser gearteten Landvolk zu scheiden. VIII., 8. verlangt der Gegensatz bey der Vergleichung der geistigkranken mit körperlich leidenden durchaus ἢ ἐκεῖνοι ἐνοχλούμενος statt ἐκεῖνος, wofür Emperius nicht richtig ἐκείνοις in den Text setzte. Die ἐκεῖνοι sind die ὀφθαλμιῶντες und andere. X., 32. hat derselbe zwar das von der ersten Klasse der Manuscr. ausgelassene und der Construction widerstrebende ὅσῳ eingeklammert, aber nicht das entsprechende τοσούτῳ, wofür PC. τοῦτο, bieten, geändert. Erst durch die Aufnahme des τοῦτο und die darnach berichtigte Interpunktion wird Gedanke und Struktur klar, indem man schreibt: τὸν δὲ Οἰδίποδα σοφώτατον ἡγησάμενον αὐτὸν εἶναι καὶ διαπεφευγέναι τὴν Σφίγγα καὶ πείσαντα τοὺς ἄλλους Θηβαίους τοῦτο κάκιστα ἀπολέσθαι. XII., 39. suchte Reiske die sinnlose Vulgata, οὐκ ἔτι πολλὴν

σύστασιν, welche noch in M. sich findet, zu verbessern durch die Aenderung οὐκ ἐπιπολῆς συστᾶσαν, welche allerdings den Zusammenhang nicht stört. Demungeachtet hat Dio das nicht geschrieben, sondern, wie PCY. angeben, οὐ κατὰ πλάνην συστᾶσαν. Der Autor will sagen: die Idee von Gott ist nicht auf dem Weg der Reflexion entstanden, die immer dem Irregehen sich aussetzt. Dio vergleicht öfter die auf ein falsches Resultat gerathenden Meditationen mit der πλάνη, wie gleich im folgenden §. 40. Dieser steht mit dem Vorhergehenden in genauer Verbindung, und die Beziehung beyder auf einander, die noch durch die Anwendung desselben Worts hervorgehoben wird, ist nicht zu bezweifeln.

In §. 57. wird man ohne Abänderung der Vulgata nicht errathen können, was der Satz ἐκείνων μὲν δυναμένων εἰς πᾶσαν ἐπίνοιαν ἄγειν διὰ τῆς πονήσεως zu bedeuten habe, und daß das Pronomen sich auf die θεῖα beziehe; den Sinn stellt nun auf das Klarste die Lesart in PY. (vielleicht auch in C.) her, wo richtig steht ὡς ἐκείνων μὲν δυναμένους. Ebendaselbst §. 49. muß man sich wundern, daß der sinnlose Satz πρὸς τὴν ἐν τῇ ἐργασίᾳ μόνιμον ὕλην, als sey das Holz der Cypresse und des θύον zum dauerhaften Stoff gebraucht worden und nicht vielmehr ein solcher gewesen, von allen Lesern des Dio übersehen werden konnte, nachdem Y. das Wahre gegeben πρὸς τὴν ἐργασίαν μόνιμον. Diese und andere, zum Theil schon angeführte Varianten jener Handschrift, welche weder aus P. noch aus C. bezeugt sind, machen eine weitere Untersuchung derselben, und wenn diese günstig ausfiele, auch eine durchgängige Vergleichung derselben wenigstens in den Stücken, die nicht der geringern Familie angehören, sehr wünschenswerth. — Andere Verbesserungen, die jenen Manuscripten entnommen werden konnten, sind stylistisch wichtig; dazu gehört Manches, was uns dem ersten Anscheine nach ungewöhnlich oder unrichtig vorkömmt, wie I., 3. δυνατὸν ἐρεῖν aus PC., welches durch XI., 26. geschützt wird: οὐ γὰρ ἐθάρρει πρὸς αὐτὰ οὐδὲ ἐδύνατο ἐρεῖν ἑτοίμως. So ist auch I., 26. βασιλικὸν καὶ σωφρονικὸν schwerlich aus β. καὶ φρόνιμον verdorben, sondern umgekehrt das bekanntere hier beybehaltene Adjektiv aus dem wenig geläufigen; nach demselben Prinzip wird die Vernachlässigung der Attraktion in I., 33. οἷς οὐκ ἄξιον ἦν ψευσαμένους zu beurtheilen seyn. I., 46. ist ὀχήματος gewählter als ἅρματος. II., 12. φήσας richtiger als ἀφιεῖς, III., 34. ist die Vulgata ἀσθενὴς οὗτος dem von PC. gebotenen ἄνανδρος gewiß nicht vorzuziehen, da gleich darauf folgt ἡττώμενος μὲν γυναικῶν, ἡττώμενος δὲ εὐνούχων. 45. muß ὀνομάζεται statt νομίζεται nicht nur aus PC., sondern auch aus den minder guten codd. V. B. hergestellt werden; was M. hat, erfahren wir nicht. 53. ist τὰ ἱερὰ aus P. aufzunehmen, deßgleichen 65. παράγειν aus PC. und 135. ἡγεῖται. IV., 19. ist nicht abzusehen, warum nicht τοὺς ἀστραγάλους, welches V. allein statt des unrichtigen Dativ bietet, den Vorzug erhielt, gleich darauf war καὶ τοιοῦτος beyzubehalten, denn das von Emperius vorgeschlagene καίτοι τοιοῦτος ist keineswegs durch den Zusammenhang geboten. §. 23. ist eine wesentliche Verbesserung des Textes ἀνθρώποις μὲν γὰρ ὁ Θήβαις unbeachtet geblieben.

Andere Varianten der Art sind §. 107. παραχωρῶν, 108. ἄτρεστος und 139. μεταλαβόντες. V., 3. εἴασεν εἶναι μάτην λεγόμενα. In VI., 6. wird es schwer halten, eine Redeweise wie Μεγαράδε πλησίον καταλύσαντα wenigstens aus dem Sprachgebrauch des Dio zu rechtfertigen; Μεγάρων haben dafür PC., auch M. §. 60. verbindet des Diogenes beredter Discurs über das glänzende Elend der Tyrannen damit eine Schilderung eigener Freyheit und Unabhängigkeit; da er aber lange nichts von sich gesprochen hat, so ist kaum zu zweifeln, daß in PC., wenn es heißt ἐγὼ δὲ βαδίζω μὲν ὅποι βούλομαι, φησι, νύκτωρ, dieß φησι absichtlich sey. In VII. vermehrt Vat. 91. (H.) die Zahl der vorzüglichen Bücher.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. Oktober.

Nro. 215. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Dionis Chrysostomi Opera graece. E recensione Adolphi Emperii.

(Fortsetzung.)

Er giebt §. 11. einfach das Rechte δ' οὐχ ἧττον, wo P. δὲ καὶ οὐχ ἧττον und darüber geschrieben οὐ χεῖρον hat, C. aber καὶ ἧττον τὸ οὐ χεῖρον, den Text mit dem Glossem verwirrend. In 17. wäre vielleicht die aus H. P. C. angeführte Lesart ὁπότε δὲ πεινῶντες εἶεν aufzunehmen, wenn man das gleichfolgende προσεῖχον καὶ in προσέχοντες verwandelt. §. 30. ist οὐκ ἐγέλων wahrscheinlich das Rechte statt οὐκέτι ἐγέλων, solche ausfüllende Zeitadverbien, welche dem kräftigen Ausdruck der Umgangssprache nähern, sind auch anderswo in den Handschriften nachzuweisen.

Minder wichtig, doch bemerkenswerth sind Abweichungen, wie §. 67. αὐτῷ υἱός, 16. ἄνδρα αὐτῆς, 84. ἦλθεν, 90. αὐτῷ τῷ Ὀδυσσεῖ, 92. ἀργοῖς οὐδὲ ἑπάστοτε ἐμπιπλαμένοις, 105. ἢ φύλλων, 107. ἐάσομεν, 119. ἢ πιθαρῳδούς, 123. αὖ τούς. In VIII., 19. muß πυγμάχοις an die Stelle von παμμάχοις treten, da so eben von Faustkämpfern die Rede war. IX., 8. hat eine interpretirende Ueberarbeitung, deren Spuren in den geringen Handschriften allenthalben sichtbar ist, den ursprünglichen Text τῶν μὲν τοιούτων λῃρούντων ἐνίοτε κατεφρόνει abgeändert in τῶν μὲν τοιούτων ἠνείχετο λῃρούντων ἐνίοτε, wodurch der Sinn der Stelle theils schief gefaßt, theils geschwächt wird. Diogenes bemitleidete vielmehr das Geplauder solcher Leute, als daß er durch eine ernste und scharfe Widerlegung sie zu beschämen für passend gehalten hätte; eine solche Behandlung ließ er lieber denen angedeihen, die eine große Einbildung auf ihren Reichthum, ihre Abkunft oder ihre Macht vertiethen. §. 15. haben PC. νικῶμεν, Διόγενες βέλτιστε, ἀνδρῶν τὸ στάδιον, die vulg. noch νικῶμεν, Διόγενες, τῶν ἀνδρῶν τὸ στάδιον, aber der Artikel vor ἀνδρῶν ist in dieser Phrase ungewöhnlich, wie Beyspiele auch bey Dio zeigen, vgl. XII., 26. Im §. 20. ist ἐχρῆν σε viel kräftiger, als ἐχρῆν γε. X., 3. könnte für ἀπαλλαγέντες eben so gut ἀπαλλαγέντος stehen. §. 8. führt die Vergleichung mit ποιήσεις und der Umstand, daß ἄν in den besten Handschriften fehlt, natürlich auf βαδίσεις, welches auch in Vat. 1336 (F.) gefunden wird. §. 9. οἱ πράγματα entstand wohl aus οἷα πρ. Ebenda muß οὐδὲ, ein störender Zusatz in den schlechtern Handschriften getilgt werden, §. 12. ist σαυτὸν für ἕνα aufzunehmen, §. 14. lese man ἄλλως τε καὶ ἀνόητοι ὄντες. §. 15. wird die Frage mehr Kraft gewinnen durch Weglassung des οὖν. Weiterhin haben PC. ᾧ ὡς δυνήσῃ, die richtigere Lesart ᾧ neben der minder genauen und treffenden ὡς: durch Vernunft (τῷ φρονῆσαι) wird man erst in den Stand gesetzt, von Allem den rechten Gebrauch zu machen (ὑπὸ παντὸς ὠφελεῖσθαι). §. 31. ist ἐκέλευε besser als ἐκέλευσε, denn die Frage der Sphinx blieb so lange Problem, als Oedipus sie nicht löste. XII., 8. ist die bessere von PYC. dargebotene Wortstellung μὲν αὐτοῖς οὐδὲν ἔτι §. 10. πατρίδα herzustellen, in demselben §. kann

ἀπίωσι, welches PY. beybehalten, bleiben. §. 14. ist οὐ μεγάλα nach PC. als Fragsatz zu nehmen. §. 16. lassen dieselben ἐν τοῖς λόγοις weg, was allerdings eine entbehrliche, aus dem Zusammenhang genügend hervorgehende Phrase ist. §. 18. stört der Zusatz ἀποβαλών, der die richtige Lesart ἄλλο verdrängt hat, und bringt eine dem Gedankengang ganz fremde Idee herein; der Interpolator setzte die Beziehung auf den Homerischen Vers Il. φ. 51. fort, vergaß aber die Worte ὅπλον οὐδὲν, die jetzt müßig dastehen, zu streichen, §. 19. muß nach den Handschriften ἔνθα γε ἦν und §. 21. περὶ τοῦ θεοῦ geschrieben werden.

Wenn wir §. 23. lesen, wo Dio zuerst von Homers Schiffskatalog spricht, zu dessen Abfassung die Musen angerufen werden Il. β. 484., und dann (nach dem Texte des cod. M.) fortfährt καὶ ποιητὴς σοφώτερός τε καὶ ἀμείνων ὁ παρακαλῶν ἐπὶ τοῦτο τὸ ἔργον ὧδέ πως· Μοῦσαι Πιερίηθεν ἀοιδῇσι κλείουσαι κτέ, so müßten wir annehmen, daß der Schriftsteller den Hesiodus über den Homer stelle, was mit der sonst ausgesprochenen unbedingten Verehrung desselben für Homer nicht übereinstimmt. Schreibt man aber, wie nebst den frühern Ausgaben auch die besten Bücher haben, καὶ τίς ποιητὴς σοφώτερός τε καὶ ἀμείνων κτέ, so wird durch diesen mehr allgemein und unbestimmt gehaltenen Ausdruck Homer dem Askräer wenigstens nicht nachgesetzt. Andere der Aufnahme würdige Varianten sind folgende: §. 28. δηλοῦν und καὶ μνήμας, §. 30. εὖ πορίσαντος, §. 33. οἶκον statt μῦθον, wozu schon Casaubonus gerathen hatte, §. 37. ἐκείνοις οὐδεὶς und τάδε δὲ ξύμπαντα, §. 39. ἢ λόγοις, §. 42. ἀντιστέργοντος statt ἀντιθεραπεύοντος aus Y §. 44. λέγω δή. §. 46. εἶναι τοῖς. Gleich darauf soll in der Stelle, welche durch eine doppelte Interpolation des M. gelitten hat: τὰ μὲν οὖν πολλὰ τοῖς μύθοις ἑπόμενοι καὶ συνηγοροῦντες ἔπλαττον (die Künstler sind gemeint), τὰ δὲ καὶ παρ' αὐτῶν εἰσέφερον ἀντίτεχνοι καὶ ὁμότεχνοι τρόπον τινὰ γιγνόμενοι τοῖς ποιηταῖς, ὡς ἐκεῖνοι δι' ἀκοῆς, ἐπιδεικνύντες ἀτεχνῶς καὶ αὐτοὶ δι' ὄψεως καὶ ἐξηγούμενοι τὰ θεῖα τοῖς πλείοσι καὶ ἀπειροτέροις θεαταῖς jenes τὰ δὲ alte Emendation seyn und dafür geschrieben werden ὅσα δὲ (ὡς δὲ haben die Ausgaben und schlechtere Handschriften), wo dann der Sinn sich ergäbe, daß, auch wo sie Eigenes vorbringen, sie nur Nachahmer und Rivalen der Dichter seyen. Aber wollte Dio eine solche Unterordnung der Künstler hier andeuten? Vielmehr wies er auf ihre relative Selbstständigkeit hin, und τὰ δὲ ist keine Interpolation, sondern ὡς δὲ Corruptel, die auch M. theilt, der überdieß, was Emperius nicht billigen durfte, καὶ vor αὐτοὶ und vor ἐξηγούμενοι ausläßt. In §. 53. war aus Y. aufzunehmen σκοπῶμεν für σκοποῦμεν, und schon der Concinnität wegen συλλέγοντες nach ἄσημα einzureihen. Vor Phidias machte sich jeder seine eigene Vorstellung von Zeus, oder er abstrahirte sich aus mehreren, freylich kleinen und unscheinbaren Bildern eine solche, jener große Künstler aber hat seine Vorgänger bey weitem überbietend allen Hellenen, ja der ganzen civilisirten Welt erst die würdigste und wahrste Idee von dem Gott gegeben. Darum ist auch der Ausspruch in der Anrede an Phidias: σὺ δέ γε ἰσχύι τέχνης ἐνίκησας καὶ συνέλεξας τὴν Ἑλλάδα πρῶτον, ἔπειτα τοὺς ἄλλους durchaus nicht anzutasten; Emperius wollte ehedem ξυνήλεγξας oder ξυνήλλαξας schreiben, Geel (p. 99) entschied sich für jenes und schlug außerdem ἐκίνησας statt ἐνίκησας vor, Rec. dachte an ἔθελξας τὴν Ἑλλάδα, aber wir hatten alle Unrecht, und übersahen das Zeugma, welches in τὴν Ἑλλάδα liegt, unter welchem zuerst die Künstler, dann die Laien zu verstehen sind. §. 55. lese man οὐ γὰρ περὶ ἀρχῆς οὐδὲ περὶ στρατηγίας μιᾶς πόλεως οὐδὲ περὶ νεῶν πλήθους ἢ πεζῶν στρατοπέδου — τανῦν ὑπέχω λόγον. §. 67. ἔτι δὲ καὶ χαλκοῦ. 68. ἐξεῦρε — ὠνόμασε und §. 79. bloß aus Y. περὶ τῇ κεφαλῇ κείμενον στέφανον. In XIII. war §. 5. καὶ τὸν μὲν οὐχ zu schreiben. §. 14. ist ἀνῆγον gewiß den Lesarten der geringern Manuscrp. ἦγα oder οἷα, woraus Emperius ἦγα machte, vorzuziehen; M. hat ἤγαγε so den Uebergang zur Corruptel vermittelnd. §. 16. durfte nur einmal ἡγεῖσθαι in ἡγεῖσθε verschrieben seyn, um sofort ἐχρῆν zu tilgen und κἀκείνους in den Nominativ zu verwandeln, was

in den schlechtern Büchern auch geschehen und in vorliegendem Texte nicht berichtigt worden ist. §. 17. bezweifelt Rec., daß C. διδάσκοντες habe statt des gewählteren ἀσκοῦντες, was doch Morell. als Randnote gewiß aus keiner andern Handschrift anmerkte, und P. jetzt bestätigt. Aus letzterem trage man in demselben §. δὲ καὶ γυναῖκες ein und aus beyden τοὺς τῶν ὑμετέρων παίδων διδασκάλους, §. 24. καὶ τὶς ἐν αὐτοῖς,

Hier verlassen uns leider die vorzüglichsten Handschriften, und erscheinen erst in LII. wieder, von wo aus sie den Leser bis in die Mitte von LXXVII. begleiten, und zwar nicht sämmtliche, sondern H. mit P. und S. abwechselnd; C. ist durchgehends verglichen, Y. in diesen Parthieen noch nicht. Zu dem Text selbst konnten jene hier benützt werden, weßhalb zu Nachträgen unsererseits wenig Veranlassung gegeben ist, etwa in folgenden Stellen, wo die Autorität der HCP. hintangesetzt ist: LII. 15 muß mit HC. πλειστὴν ἡδονὴν — ἐνδεικνυσθαι gelesen werden; denn das εἶναι hat in einigen codd., wie BM. jenes gewählteren Verbum verdrängt. LIII. 11. ziehen wir ἀνθρώποις der Vulgata ἀνθρώπους vor, so wie durchaus §. 12. ἀνθρώπων der Lesart ἀνθρώπῳ. LV., 4. schreibe man συγγενομένων statt γενομένων ἅμα, nach HC., welche mit Recht §. 9. das σὺ auslassen. LVI., 11. muß nach S. (wie HPC. haben, erfahren wir nicht) gelesen werden: τὰ δὲ περὶ τὴν Βρισηίδα διὰ τί οὕτως ἐποίησε μὴ πεισθεὶς τῷ Νέστορι τῷ βελτίστῳ; worauf auch die Antwort nicht mit M. zu geben ist: ὅτι πολλοὶ καὶ τῶν ἰδιωτῶν, sondern wie die frühern Ausgaben übereinstimmend mit den besten codd. haben: ὥσπερ δὴ καὶ πολλοὶ κτὲ. LXIV., 3. giebt H. βοῦν ἀρότην für βοῦν ἀρότριον, 5. βίον ἡμῶν für βίον ἡμῖν, LXIII., 2. παρῇ, und 3. στερουμένη. LXV., 2. προσίτι τῇ τύχῃ 3. ποιεῖν, meistens mit Zustimmung von C. LXVI., 12. ist ζητῶν für ζῶν aus H. gewiß richtig, und 13. ἧς δύο für ἐν ᾗ δύο aus HC., 16. ἐπὶ δόξῃ und aus H. 18. οὐ μόνον ἅπαξ, und eben daselbst ist es keine Verbesserung, wenn zufolge der Handschriften BM. εὐθύνονται wegfällt, welches HC. halten. Auch LXVII., 1. muß gegen sie die Lesart ἄλλῳ τινὶ der Vorrang bleiben. §. 3. ist τυγχάνωσι aus H. besser als τύχωσι. LXVIII., 2. fällt καὶ vor ἀφροδισίοις nach HC. besser weg, wie auch §. 7. δὲ ἄρτι. LXXV., 4. war νόμος ohne Weiteres zu streichen, wozu nicht nur HPC. sondern auch B. berechtigen. §. 6. ist nichts zu ändern, wenn man mit den drey besten Handschriften ἀλλὰ πᾶσιν liest, wodurch das ὅμως der Ausgaben beseitigt wird. LXXVI., 3. ist εἰ μὴ nach PH. zu tilgen.

Genug von diesen Beyträgen, die, ohne dem Werth des Ganzen etwas zu entziehen, noch weiter fortgesetzt werden könnten. Emperius scheint eine gewisse Vorliebe für den cod. M. gehegt zu haben, die ihn, wie schon mehrere Beyspiele zeigten, für manches Bessere in HPCY. minder empfänglich machten. Zu dem oben Angeführten fügen wir noch Einiges bey. XII., 28. sind drey angebliche Bereicherungen des Textes aus M. aufgenommen: Die erste, καθ' αὑτοὺς ist wenigstens nicht zur Vollständigkeit nöthig; die zweyte μᾶλλον δὲ συμπεφυκότες erscheint allerdings unentbehrlich, wenn προσεχόμενοι bleibt und Reiske's ansprechende Emendation περιεχόμενοι nicht acceptirt wird; die dritte aber, welche auch in die ed. princeps und cod. B. übergegangen ist, ξύνεσιν καὶ λόγον εἰληφότες περὶ αὐτοῦ (oder περὶ αὐτὴν) ἅτε δὴ — kann nur als eine schleppende, den Ideengang störende und verwirrende Einschachtelung betrachtet werden. Man entferne sie, und der Gedanke wird in voller Klarheit sich entfalten. Gleich der Anfang derselben Rede hat durch die Bevorziehung des M. gelitten, welchen wir so schreiben und interpungiren: Ἀλλ' ἦ, τὸ λεγόμενον, ὦ ἄνδρες, ἐγὼ καὶ παρ' ὑμῖν καὶ παρ' ἑτέροις πλείοσι πέπονθα τὸ τῆς γλαυκὸς ἄτοπον καὶ παράδοξον πάθος; ἐκείνην γὰρ οὐδὲν σοφώτεραν (wofür εὐφωνοτέραν mit Geel, oder κομψοτέραν mit Emperius zu schreiben nicht nöthig ist) αὐτῶν οὖσαν οὐδὲ βελτίω τὸ εἶδος, ἀλλὰ τοιαύτην ὁποίαν ἴσμεν, ὅταν δήποτε φθέγξηται λυπηρὸν καὶ οὐδαμῶς ᾠδύ, περιέπουσι τὰ ἄλλα ὄρνεα, καὶ ὅταν ἴδῃ μόνον, τὰ μὲν καθεζόμενα ἐγγὺς κτὲ. Andere Aenderungen, die nicht annehmlich erscheinen, siehe in derselben Rede §. 6., 11., 17., 18., 23., 26., 63. Uebrigens ist nicht zu läugnen, daß diese Handschrift auch manches Gute

allein gerettet hat, wie z. B. in XII. §. 2. ἄντρον und δακτυλίων, 19. νωθρός, 26. κοπῶδες und ὀδὲ δὲ πυγμήν, 43. ἐν δὲ τοῖς, 71. πετρώδη, 78. ἀποβάλλοντα. Dergleichen konnte schon verleiten, dieſem Cod. ein zu ausſchließliches Vertrauen zu ſchenken. Außer M. iſt der vollſtändige Paris. 2958 (B.) saec. XIV. bombyc. durchgängig verglichen, er hält zwiſchen der beſſern und geringern Familie die Mitte, bietet ebenfalls eine beträchtliche Anzahl eigenthümlicher Berichtigungen des Textes und ergänzt auf dieſe Weiſe den cod. M. in den Theilen, welche nur auf dieſen zwey Grundlagen beruhen. Auf gleicher Linie mit B. mögen die Florentiner LIX. 22. (D.) und LXXX. 2. (E.) ſtehen; die Qualität eines dritten, daſelbſt ehemals im Kloſter der heil. Maria aufbewahrten wäre noch zu unterſuchen, daſſelbe gilt von dem Wiener bey Nessel IV. 10. Daß durch ſolche Nachträge zur Kritik des Dio eine neue Ausgabe nöthig werde, glauben wir keineswegs, wohl aber möchten die Vergleichungen des Venetus V., der noch nicht ganz benützten Vatt. H. und P., ferner die faſt noch gar nicht eingeſehenen Laurentiani und die gänzlich unbekannten Vindobonenses immer noch einiges Licht über den Text verbreiten; die Ergebniſſe einer ſolchen Sammlung könnten auf wenigen Bogen den Beſitzern der Ausgabe nachgeliefert werden. Freylich gehört zu einer ſolchen Unternehmung eine beſondere Vorliebe für den Schriftſteller.

Zum Schluße ſollen nur noch einige Vermuthungen, wie ſie ſich bey der Lektüre des Werkes uns darboten, folgen.

I. 84. iſt zu σωτῆρα εἶναι eher ἡγοῦ oder ἴσθι ausgelaſſen, als νομίζομεν, wie Reiske wollte. III. hieß es vielleicht ἐν ἄλλοις ἐπιμνησθήσεται ſtatt ἄλλως ἐπεμνήσθη. IV. 87. für τοῦ πλάττειν ſchrieb Reiske ἐπὶ τοῦ πλάττειν, Emperius τῷ πλάττειν, mehr dem üblichen Sprachgebrauch angemeſſen wäre ἐς τὸ πλάττειν. VI., 24. befremdet μάντεων μαντευομένων, wofür P. μ. κολακευομένων hat, wir vermuthen, Dio ſchrieb μ. τερατευομένων. VII., 69. iſt Caſaubonus' ſchöne Conjektur πέρυσι πυρούς wohl durch ein Verſehen aus dem Text geblieben. 117 hält Referent ὁράσεις, was er früher vermuthete, nicht mehr für annehmlich, aber auch das von Emp. vorgeſchlagene ὥρας ψευδεῖς nicht für das Rechte, näher ſcheint ὁράματα ψευδῆ zu liegen, vgl. IV., 101. In dem gleich darauf folgenden verwickelten Satz 118 möchten wir ſchreiben: τὸ μὲν ἄριστον μὴ παραδέχεσθαι καθόλου τὰς πόλεις, τὸ δὲ ἡμῖν ἐν τῷ παρόντι λόγῳ διορίσαι, μηδένα ἂν τοιοῦτον (ein Diener des Luxus) γίγνεσθαι τῶν πενήτων (ſo L. und wohl auch HP. für τῶν ἡμετέρων πενήτων), ὧν πρὸς (ſo Casaub. für ὡς πρὸς) τοὺς πλουσίους ἡμεῖς ἀγωνιζόμεθα ὥσπερ χορῷ τὰ νῦν, οὐχ ὑπὲρ εὐδαιμονίας προκειμένου τοῦ ἀγῶνος ἁπλῶς δὲ ὑπὲρ ἀγωγῆς τινος καὶ μετριότητος βίου, denn ἄλλως für ἁπλῶς iſt unverſtändlich. Dio ſcheint hier an den Ariſtophaniſchen Πλοῦτος gedacht zu haben. X., 12. bietet P. γυναῖκα τοίνυν εἶχες, wofür Ref. γυναῖκα τίδ' εἶχες vorſchlägt; denn ob ſein Freund verheirathet ſey oder nicht, mußte Diogenes wiſſen. X., 21. ziehen wir Geels Conjektur ὁμοίως der des Herausgebers ὅλως δή vor, und vermuthen, daß gleich darauf die Lesart der Handſchriften γὰρ τὴν auf γε μὴν leite, Emperius und Pflugk wollten δὲ τὴν leſen. XII., 41. haben die beſten codd. ποίησιν καὶ νομοθεσίαν ſtatt des unpaſſenden Genitivs ποιήσεως καὶ νομοθεσίας, man braucht nur καὶ in das damit ſo häufig verwechſelte ἢ zu verändern, um die Klammern zu entfernen. XXI., 3. iſt αὖ ταῖς θηλείαις aufzunehmen, und 15. εἰκάσεις oder εἰκάσειας ἄν zu ſchreiben. XXIII., 6. verdient Reiske's Beſſerung ὄντινα ἡγῶμαι den Vorzug vor ὅ τι ἡγῶμαι. XXVI., 1. hieß es vielleicht ἢ αὐτὸ δὴ τὸ β. LII., 2. muß τὸ μὲν πλέον ἐκόν aus Welckers Tragödien 517 nachgetragen werden. 4. verdiente Pflugks κἀμοῦ γε eine Aufnahme.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. Oktober.

Nro. 216. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Diaries and Correspondence of James Harris, first Earl of Malmesbury etc. Zweyter Artikel.

Der dritte Band dieser Sammlung bringt zuerst Berichte und Aufzeichnungen aus Deutschland, wohin der Verf. zu Ende 1793 mit dem Auftrage abgeordnet wurde, den König von Preussen zum Ausharren im Kriege wider die französische Revolution, von dem er schon damals abtreten zu wollen schien, zu bewegen.

Auf der Durchreise nach Berlin verweilte der Verf. einige Tage im Haag, und hatte dort eine merkwürdige Unterredung mit dem Groß-Pensionär van der Spiegel, an dem er schon während seiner Gesandtschaft in den Niederlanden einen vertrauten Freund gewonnen hatte. Er faßt die Aeußerungen dieses tief blickenden Greises in Folgendem zusammen:

„Alle Staaten, die im Kriege mit Frankreich begriffen sind, haben einen gemeinschaftlichen Zweck: die gräuelhaften Grundsätze, die jüngst in jenem Lande aufgekommen sind, in ihrem Fortschritte zu hemmen und in ihrem Ursprunge zu zerstören."

„Dieser Zweck, in dessen Verfolgung alle diese Staaten ohne Unterschied betheiligt sind, jedoch deren vier: Großbritannien, Oesterreich, Preussen und Holland, die erste Reihe einnehmen, sollte hoch über allen anderen Rücksichten stehen, so daß weder Mißverhältnisse der Vergangenheit noch Besorgnisse für die Zukunft in Betracht kämen; da, so lange gegenwärtiger Streit unentschieden ist, eine Besorgniß vorliegt, die bey weitem alle andere an Größe übertrifft."

„Es sollte daher der Plan zu einem Vereine zwischen jenen vier Mächten entworfen und darin sowohl der Endzweck als die Mittel zu dessen Erreichung festgesetzt werden."

„Der Endzweck spricht für sich; es ist die Erhaltung der Rechte alles sowohl nationalen als individuellen Eigenthums, und die Vernichtung eines Systems, das auf den Umsturz aller gesellschaftlichen Ordnung, auf die Entkräftung aller gesellschaftlichen und religiösen Verpflichtung ausgeht."

„Was die Mittel betrifft, wäre

1) zu bestimmen, wie die Regierung des französischen Staates zu ordnen wäre, damit sie einerseits Stärke genug besäße, um einen Wiederausbruch des Uebels zu verhindern, andererseits nicht Macht genug, um den Frieden Europa's anhaltend zu stören, wie seit anderthalb Jahrhunderten;

2) sowohl über die Kriegsoperationen als die politischen Vorkehrungen, die dahin führen sollen, ein klares und bestimmtes Einverständniß zu treffen;

3) eine genaue, nicht übertriebene Festsetzung der von jedem Staate gutwillig zu stellenden Kriegsmacht und der etwa wechselsweise zu leistenden Unterstützung mit Geld oder Credit zu entwerfen;

4) für den Fall eines glücklichen Erfolges übereinzukommen, welche Abtretungen von Frankreich, zur Entschädigung für die Gefahren und Kosten des Krieges, jede der vier Mächte zu fordern hätte."

„Davon, daß diese vier Hauptpunkte schnell und genau festgestellt werden, hängt das Geschick des Krieges und mit ihm das Geschick Europa's ab. Auf Grundsätze wie diese war der große Bund gegen Ludwig XIV. im J. 1701 gebaut. Alle Trutzbündnisse, denen nicht ein solches Einverständniß über die Hauptsachen vorausging, haben, wie die Geschichte lehrt, beständig fehlgeschlagen."

„Besondere Verträge zwischen der einen und der andern Macht führen nicht zum Ziele, sondern erzeu-

gen nothwendig gesonderte Operationen und in der Folge wohl auch gesonderte Interessen. Dem zu begegnen, sollten die vier Mächte unverzüglich einen Ort bestimmen, wo ihre Bevollmächtigten zusammenzutreten hätten. Diese Versammlung sollte nicht nur jene Hauptpunkte festsetzen und in eine schickliche Form bringen, sondern auch der Mittelpunkt bleiben, um den sich alle Operationen drehten und von welchem die Lösung aller Zweifel und Anstände ausgehen würde."

„Was die Entschädigungen betrifft, so wären alle Erwerbungen, die Frankreich seit dem westphälischen Frieden gemacht, geeignet ihm wieder abgenommen zu werden." (S. 11. 12.)

Dieß rieth damals der erste Minister einer Republik, aber einer alten, und fügte einen Vorschlag bey, der zwar, wie man S. 42 sieht, nicht unbeachtet geblieben, aber glücklicherweise nicht zur Ausführung gekommen ist: den Aufwand des Krieges durch ein von den vier Mächten auszustellendes, dereinst von Frankreich einzulösendes, Papiergeld zu bestreiten, damit nicht den Franzosen allein der Vortheil bliebe, den Kriegsaufwand mit Papier (den Assignaten) zu decken.

In Berlin wurde das Anbringen des Vfs. zwar mit der bestimmtesten Versicherung erwiedert, man gedenke nicht von der gemeinsamen Sache sich zu trennen, gleich bestimmt aber wurde beygefügt, man sey mit eigenen Mitteln nicht länger im Stande, das Heer am Rhein in gleicher Stärke zu lassen, vielmehr genöthigt, den größten Theil desselben abzurufen, wenn nicht der Unterhalt von den übrigen Verbündeten übernommen würde. Nach mancherley vergeblichen Versuchen, die fernere Mitwirkung Preussens mit einer Unterstützung, die nicht England und Holland allein zu leisten hätten, zu erlangen, schloß der Verf. im April 1794 mit dem Grafen Haugwiz im Haag, wohin die Unterhandlung war verlegt worden, einen Vertrag, durch welchen die zwey Seemächte sich verbindlich machten, ein preussisches Heer von 62,000 Mann zu unterhalten, welches da aufgestellt werden sollte, wo sie es am zuträglichsten erachteten. Von den preussischen Befehlshabern wurde aber die nun sogleich gestellte Forderung, dieses Heer in die Niederlande zu führen, abgelehnt, und alle Bemühungen des Verfs., der sich deßhalb an den Rhein hinauf begab, jene Forderung durchzusetzen, waren erfolglos. Da hierauf die bedungenen Zahlungen von England eingestellt wurden, erklärte Preussen im October den Vertrag für aufgehoben, wie ihn der brittische Gesandte, in Folge jener Weigerung, für gebrochen erklärt hatte. Bey der gereizten Stimmung, worein den Verf. das Mißlingen seines Planes versetzte, (wovon besonders die Aeußerungen S. 126, 137 und 140 zeugen,) wird man den Nachrichten, die er von den Sachen und Personen, mit welchen er zu thun hatte, giebt, nicht unbedingt vertrauen dürfen; jedoch zusammengehalten mit anderen Ueberlieferungen aus derselben unheilschwangeren Zeit, werden seine Mittheilungen einen nicht geringen Werth behaupten.

Zu Ende seines Aufenthaltes in Frankfurt, als er eben von einem Besuche bey dem Coadjutor von Dalberg zurückkam, wo er von Friedensvorschlägen gehört hatte, die der Churfürst von Mainz machen sollte, erging er sich in einem Berichte an das brittische Ministerium über die Lage Deutschlands, das er freylich, der Sprache nicht mächtig, unmittelbar nicht kannte und auch mittelbar so wenig genau kennen lernte, daß er z. B. zwischen Illuminaten und Rosenkreuzern nicht zu unterscheiden wußte.

„Eine der beunruhigendsten Erscheinungen in gegenwärtiger Zeit ist das Umgreifen der französischen Meynungen in Deutschland; nicht eben der übertriebenen, die jetzt in Frankreich herrschen, wohl aber deren, welche dort die Revolution eingeführt haben. Vielleicht sind sie hier unter denen selbst entsprungen, die sich in diesem Lande die Gelehrten nennen. Seit geraumer Zeit werden sie durch die Lehrer an den verschiedenen Universitäten sehr schlau und annehmlich dem aufwachsenden Geschlecht beygebracht, und sollten sie einmal die Oberhand erlangen, so werden sie das so verworrene und baufällige Gebäude der deutschen Verfassung, deren Aufrechthaltung gleichwohl so wichtig ist, schnell umstürzen."

„Der hohe und niedere Adel, auch die großen Geldbesitzer in dieser Stadt und Nachbarschaft, der volkreichsten und selbständigsten in Deutschland, sind aller Belehrung über die Gefahr, die ihnen droht und schon an ihren Thoren ist, unzugänglich. Sie rufen alle nach Frieden, und schreiben die Uebel und die Dauer des Krieges nicht dem Feinde zu, der sie zu verderben so tapfer arbeitet, sondern den Mächten, die bemüht sind, sie zu retten. In der Sorglosigkeit,

worein sie versunken sind, ist es eben so unmöglich, einen Geist des Unwillens und Widerstandes, als das Gefühl ihrer gefährlichen Lage zu wecken. Auf jeden Versuch dieser Art erhalte ich zur Antwort: England findet bey dem Kriege seine Rechnung und mahnt uns zur Ausdauer darin nur aus Ehrgeiz und Eroberungslust. Ein so elendes Gerede zu widerlegen wäre unnütz, darüber zu zürnen kindisch. Aber tief ergriffen muß man werden, wenn man sieht, wie ein Land von der Größe Deutschlands, gegenwärtig so reich und im Besitze von Mitteln genug um für sich allein jeden Angriff der Franzosen abzuwehren, durch Meynungen und Vorurtheile vergiftet ist, die all seinen Fähigkeiten eine falsche Richtung geben und die Kräfte, denen es seine Rettung zu danken haben sollte, zu Werkzeugen seines Verderbens machen. Dieß ist die Wirkung des Einflusses einer nicht großen Zahl guter und schlauer Köpfe, die in allen großen und reichen Familien Fuß gefaßt haben, da ihnen die Erziehung des jüngeren Geschlechtes anvertraut ist. Diese wirken langsam aber sicher und folgerecht auf unwissende, träge Leute. Sie leiten und mißleiten alle ihre Geschäfte, verlieren den Zweck nie aus den Augen, drehen jeden Vorfall und benützen jedes Ereigniß zu Gunsten ihres endlichen Vorhabens, der Stiftung einer neuen Ordnung der Dinge, die zwar minder schnell und grausam, als in Frankeich geschehen ist, herbeyzuführen sie für klüger und sicherer halten mögen, die aber gleichermaßen auf Einreißen und Zerstören alles Bestehenden gestellt ist." (S. 142).

Man sieht, auch ein so weltkundiger Mann wie Malmesbury hat sich nicht hüten können, sehr einseitige und übertriebene Vorstellungen anzunehmen und aus einem Theile von einer Erscheinung, dazu noch einem sehr kleinen, das Ganze zu erklären.

Sogleich nach seiner Rückkehr von dieser Sendung erhielt der Verf. eine neue, nach Braunschweig, um die Heirath zwischen der Prinzessin Caroline und dem Prinzen von Wales zu schließen, die so unglücklich ausgeschlagen ist. Seine Tageblätter und Berichte von da können als ein kleines Seitenstück zu den Memoiren der Markgräfin gelten; von geschichtlichem Werthe ist darin wenig; einige Mittheilungen des Herzogs über die zwey ersten Kriegsjahre sind wohl das Bedeutendste.

Im Oktober 1796 wurde Lord Malmesbury nach Paris gesandt, um einen Friedensschluß mit der französischen Republik zu versuchen. Es ist bezeichnend für die damaligen Verhältnisse, daß der Bevollmächtigte des Königs von Großbritannien seinen Leuten erlauben mußte, die französische National-Cocarde zu tragen, wenn sie einzeln ausgingen, weil sie sonst gegen Mißhandlung nicht hätten geschützt, auch keine Genugthuung für eine solche erlangt werden können (S. 269). Die brittische Regierung ging über die Anzeige, die er davon machte, hinweg. Burke aber sagte, als davon die Rede war, daß der Bevollmächtigte langsam gereist sey: „kein Wunder, da er die ganze Zeit auf seinen Knieen gewesen ist." (S. 823.) Sonst vergab Lord Malmesbury seiner Regierung nichts, kam aber auch mit der, an die er gesandt war, in so wenig Berührung, daß seine Berichte zwar den Gang der Unterhandlung, die er mit dem französischen Minister des Auswärtigen zu führen hatte, außerdem aber beynahe nichts Bedeutendes erzählen. Das Geschäft wurde plötzlich abgebrochen und der Gesandte aus Frankreich ausgewiesen, als er erklärt hatte, daß England zwar bereit sey, alle Besitzungen, die es dem Feinde abgenommen, zurückzugeben, dagegen darauf bestehe, daß die österreichischen Niederlande an den rechtmäßigen Landesherrn zurückkehren.

(Schluß folgt.)

Dionis Chrysostomi Opera graece. E recensione Adolphi Emperii.

(Schluß.)

LIII., 2. ist αὐτοῦ nach μέμνηται weggefallen. LV., 9. scheint nach λεόντων weggefallen zu seyn παρδάλεων. 11. ist wahrscheinlich ein Glossem, als Dioneisch emendirt worden; die besten Manuscripte lesen ἀνθρώπων für ἄνθρωπος und M. ὠφελείας für ὠφέλει, ἄλλους aber fehlt in CHM., daraus scheint hervor zu gehen, daß Dio nur τούτου ἕνεκεν schrieb, nämlich τοῦ τοὺς ἀνθρώπους ὠφελεῖν, woraus dann der Zusatz ἀνθρώπων ὠφελείας entstand, und indem

man die so erweiterte Periode mit dem Folgenden zu verknüpfen suchte, setzten Spätere noch ἄλλους hinzu, welches Flickwort Geel und Emperius zu ihren Emendationen benutzen. Richtig hat übrigens Geel τούτου ἕνεκεν mit προσποιούμενος verbunden, nicht, wie Emp., damit den Satz geschlossen, denn ἴσως δὲ προσέκρουσε bezieht sich unmittelbar auf die Bemerkung zurück, daß auch Sokrates μῦθοι und λόγοι bald in Scherz, bald im Ernst herbeygezogen und dadurch den μυθολόγοι und συγγραφεῖς ins Geschäft gegriffen habe. LV., 18. hat die Stelle, wo von dem tollkühnen Asios (vgl. Hom. Il. μ. 110) gesprochen wird, Geel, Emperius und Unger beschäftigt, da sie mit Recht an den Worten Anstoß nehmen: ἕτοιμος δὲ ἦν ἐμβαλὼν εἰς τὴν θάλατταν ἀπὸ τοῦ ἅρματος μάχεσθαι, aber weder τὸν χάρακα, was Emperius, noch τὴν φάλαγγα was Unger vorgeschlagen, löst die Schwierigkeit; wir vermuthen, daß θάλατταν ein freylich starker Schreibfehler sey für ναύσταθμον, vgl. XI. §. 75. LVI. 8.

Mit Uebergehung anderer Zusätze sprechen wir noch Einiges über die hie und da eingestreuten Dichterstellen. Wenn Ref. vormals in II. 62. nach dem 5. Vers der Anakreontischen Ode den Ausfall eines Verses annahm, um die ungleich fallende Katalexis zu der vermeinten Symmetrie zurückzuführen, so daß jede Strophe aus zwey Glykoneen und einem Pherakrateus bestünde, so war das allerdings eine Vernachlässigung der Autorität Hephaestions, wozu ihn Geel's Vorgang verleitete (p. 449), aber sein Vorschlag ὑψηλῶν ὀρέων ῥία nach Od. ι, 191. zu lesen mit der Bemerkung, der ausgefallene Pherakrateus müsse dann mit einem Doppelconsonanten oder 2 Consonanten begonnen haben, kann wenigstens beweisen, daß ihm die systematische Form des Glyconeus nicht so unbekannt war, als Bergk, Zeitschrift für Alterthumswissenschaft 1845, 182 annimmt. Emperius hat noch ὑψηλὰς ὀρέων κορυφὰς im Text, stellt aber in den Additam. richtig um κορυφὰς ὀρέων. Die treffliche Conjectur desselben ὦ Δεύνυσε für ὠδ' οὐ νῦν σε wird durch M. vollkommen, annäherungsweise auch durch PCV. bestätigt.

VII., 116. müßte das Fragment des Margites, welches hier dem Hesiodus beygelegt wird, so gegeben werden, daß das erste οὔτε nicht in den Vers fiel. XII., 4. erkannte Emperius zuerst als lyrische Verse, theilte sie aber nicht ganz angemessen ab; ἤ τινα im 3. Vers findet gewiß eine bessere Stelle am Schlusse des zweyten. Darauf heißt es im Text ὡς δὲ καὶ ὑμεῖς κτέ. wofür wir vermuthen εἰ δὲ καὶ ὑμεῖς, eine ähnliche Verwechslung siehe XV., 4. In XIII., 5. ist vielleicht eine bessere Lesart für Eur. El. 236. aufbehalten, wenn man nach P. liest: ἔχει μὲν, ἀσθενεῖ δέ γ' ἁνὴρ φεύγων ἀνήρ. In derselben Rede werden die Anfangsworte des Skolions Παλλάδα περσέπολιν δεινάν, durch den nicht unwahrscheinlichen, aber von Emperius doch nicht angenommenen Zusatz θεόν (vgl. H. Od. η. 41.) vermehrt. XXXII., 23. stimmt der Herausgeber mit Ref. in der Correktur κῆν γαληνὸς ὢν τύχῃ πρὸς πνεῦμα βραχὺ κορύσσεται in der Hauptsache überein, nur daß jener κεἰ τύχοι schrieb, im V. 4 hat er ἄμπωτις, obwohl dieß einigemal auch von der Fluth gebraucht wird, mit Recht nicht acceptirt, und auch von Geel's Vorschlag ἄντιος keinen Gebrauch gemacht. Das verdächtig scheinende αἰτία ist ganz richtig, man vergleiche LXXIV., 7., wo Dios Worte vermuthlich mit Bezug auf obige Stelle gesprochen sind.

Wir schließen unsern Bericht mit der Bemerkung, daß der Verleger Nichts unterlassen hat, um dem herrlichen Werke die würdigste Ausstattung zu geben.

Kayser.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Oktober.

Nro. 217. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Diaries and Correspondence of James Harris, first Earl of Malmesbury etc.

(Schluß.)

Besseren Erfolg schien die nächste Sendung zu versprechen. Im Sommer 1797 begab sich Lord Malmesbury nach Lille, wohin das Direktorium der französischen Republik drey Männer abordnete, die mit ihm den Frieden unterhandeln sollten. England hatte damals nur noch Einen Bundesgenossen zu vertreten: Portugal; und dessen Gesandter schloß, während zu Lille unterhandelt wurde, zu Paris einseitig Frieden. Dadurch wurden die Anfangs guten Aussichten getrübt. Der brittische Minister des Aeußern, Lord Grenville, allezeit viel weniger, als Pitt, zum Frieden mit der französischen Republik geneigt, nahm von den für England nachtheiligen Bestimmungen in jenem Vertrage zwischen Frankreich und Portugal Anlaß zu herberen Vorschriften für den Gesandten. Dieser schrieb darüber an seinen Freund Canning, damals Unter-Staats-Secretär:

„Sie müssen bemerkt haben, daß die Ansichten und Vorschriften des Ministers, unter dessen Leitung ich handeln muß, mit den Gesinnungen und Absichten desjenigen, mit dem ich gerne handeln möchte, so wenig übereinstimmen, daß ich in einen sehr unangenehmen Zwiespalt gerathe. Befolge ich die mir ertheilten Vorschriften nicht, so mache ich mich einer Widersetzlichkeit im Amte schuldig; vollziehe ich sie genau und buchstäblich, so lade ich eine noch größere Schuld auf mich, indem ich einen Schritt thue, der nach meiner Ueberzeugung ein großer Fehler wäre. Jetzt ist die Frage, was soll ich aufgeben, meine Meynung oder meine Stelle? Gern und freudig gebe ich meine Meynung auf, so lange wir Alle dasselbe Ziel im Auge haben, und nur der eine diesen, der andere einen andern Weg dazu für den besten hält; es ist meine Pflicht und mein Entschluß, in jedem Punkte mich zu fügen, der nicht das, worauf wir ausgingen, unerreichbar macht, den Frieden. Sollte aber die Richtung verändert und die wirkliche Absicht eine andere, als die bis jetzt erklärte, geworden seyn; sollte ich nur hier bleiben, um die Unterhandlung mit gutem Scheine abzubrechen, statt sie mit Erfolg zu endigen, dann müßte ich nicht meine Meynung sondern meine Stelle aufgeben. Das würde ich mit großem Widerwillen thun, weil ich wohl sehe, daß Verlegenheit daraus entstände, wo ich meinerseits nur Beweise von Achtung, Aufmerksamkeit und Bereitwilligkeit zu geben wünschte; ich müßte es aber thun, weil es mir unmöglich wäre, zu einem Schritte mich gebrauchen zu lassen, den ich von ganzer Seele mißbilligen und verwerfen müßte. Indessen hoffe ich noch immer, die kriegslustigen Mitglieder des Cabinets werden über die friedseligen nicht obsiegen, und ich werde mein Geschäft mit der Ruhe und Zuversicht fortsetzen dürfen, die mir immer zu Theil wurden, wo ich unter Pitt's Leitung zu handeln hatte.“ (S. 517.)

So war es auch; man näherte sich mehr und mehr, und es schien nur noch auf die Einwilligung des nun mit Frankreich eng verbundenen Hollands zu einigen Abtretungen an England anzukommen, als die Niederlage der gemäßigten Parthey zu Paris im September (fructidor) den Bruch der Unterhandlung, die von dieser allein war gefördert worden, nach sich zog. Die drey französischen Unterhändler, mit denen der brittische im besten Vernehmen stand (einer war Maret, nachher Herzog von

Baffano), wurden abgerufen und zwey andere gesandt, entschiedene Jakobiner, die alsbald die unsinnige Forderung stellten, Malmesbury sollte nachweisen, daß er Vollmacht habe, in die Zurückgabe aller Besitzungen, die England der französischen Republik und ihren Verbündeten, Spanien und Holland, abgenommen, zu willigen, falls er aber eine solche Vollmacht nicht hätte, unverzüglich nach Hause gehen, um sich damit zu versehen. Er ging und kehrte nicht wieder, obgleich die Franzosen noch in Lille verweilten, als ob sie ihn zurück erwarteten.

Aus Lille sind die Briefe und Aufzeichnungen des Verfassers etwas reichhaltiger als die vorhergehenden aus Paris. Das Merkwürdigste dürfte die Mittheilung Maret's S. 503 seyn, nach welcher die eigentlichen Urheber des Kriegs mit England 1793 gewesen wären: „quelques vingtaines d'individus marquans et en place qui avaient joué à la baisse dans les fonds." Er behauptete dieß bey seiner Rückkehr nach Paris von London, wohin er geschickt worden war, entdeckt zu haben und darauf von den Machthabern, wegen seines Mitwissens um ein so gefährliches Geheimniß, in das Ausland beseitigt worden zu seyn.

Hier ist Lord Malmesbury's diplomatische Laufbahn zu Ende. Mehrerley Anerbieten fernerer Anstellungen und Sendungen (darunter ein höchst ehrenvolles, mit unbeschränkter Vollmacht auf das feste Land zu gehen, um Verbindungen wider Frankreich zu stiften und zu pflegen, IV. S. 282), wurden von ihm beharrlich abgelehnt, weil er wegen zunehmender Schwerhörigkeit nicht mehr glaubte, der Geschäfte mächtig zu seyn. Hören war seine Stärke gewesen; er hatte vermocht, ganze Unterredungen fast Wort für Wort zu behalten und wieder zu geben (S. 353).

Der vierte Band enthält nur Blätter aus seinem Tagebuche nebst vielen Briefen zwischen 1801 und 1808. Der Herausgeber ist, besonders dieser Mittheilungen wegen, nicht nur in dem Quarterly review, sondern auch im Unterhause getadelt worden; sie kämen, hieß es, wenigstens zu früh. Allerdings sind hier die inneren Gemächer der höchsten Kreise aufgeschlossen; manche unbekannte Schwäche wird sichtbar, jedoch keine ärgerliche Nacktheit. Den Hauptinhalt machen die Umstände aus, unter welchen Pitt aus dem Ministerium schied, und die, unter welchen er wieder eintrat. So viel hier schon bekanntes vorkommt, ist doch theils die Bestätigung, theils Berichtigung und genauere Bestimmung durch die täglichen Aufzeichnungen eines höchst selbstständigen und auf's Beste unterrichteten Zeitgenossen von nicht geringem Werthe, wie der Herausgeber am Ende mit Recht bemerkt. Namentlich tritt einer der bedeutendsten Männer neuerer Zeit — Wilhelm Pitt der jüngere — dem Leser hier so nahe wie sonst kaum irgendwo.

Zu Ende Jänners 1801 wurde K. Georg III. durch eine Erklärung Pitt's überrascht, er finde nothwendig, den katholischen Irländern staatsbürgerliche Rechte zu ertheilen. Der König war entschieden dagegen, indem er sich auf seinen Krönungs-Eid berief. Es sey das erste Mal seit langen Jahren, sagte er, daß er und Pitt verschiedener Meynung seyen (S. 7). Dieser beharrte aber auf seinem Vorsatze, und machte von der Genehmigung sein Bleiben im Amte abhängig. Nun fiel der König in eine schwere Krankheit. Als er davon wieder genesen war, ließ er an Pitt schreiben, ihn treffe die Schuld, durch sein Verhalten jene Krankheit verursacht zu haben, S. 32. Davon war Pitt so gerührt, daß er in der Antwort mit dem Ausdrucke seines Leidwesens die Zusage verband, seinen Vorsatz fallen zu lassen. Warum er gleichwohl bald darauf sein Amt niederlegte, bleibt unerklärt. Lord M. bekräftigt die Vermuthung, es sey darum geschehen, weil Pitt die Nothwendigkeit, Frieden mit Frankreich zu schließen, erkannt, dieses Geschäft aber lieber einem andern habe überlassen wollen, S. 47. Indessen berieth er seinen Nachfolger, Addington, im Stillen, und die Friedens-Präliminarien zu Anfang Oktobers waren eigentlich sein Werk, S. 59. Nachdem der Friede zu Amiens 1802 geschlossen war, sah er zwar bald ein, daß er sich in der Erwartung, Frankreich würde sich nun mäßigen, getäuscht hatte; gleichwohl bedauerte er die Einstellung des Kriegs nicht.

Einige Friedensjahre, sagte er, werden England wieder so stark machen, daß es den Krieg, wird es dazu genöthigt, viele Jahre wird aushalten können, S. 66. Ein andermal: so mächtig Frankreich seyn mag, England hat ein Staats-Einkommen so groß als des ganzen Europa, eine Seemacht, ganz Europa überlegen, einen Handel, so groß als ganz Europa's; und, fügte er lachend bey, dazu auch, um recht vornehm zu seyn, eine Schuldenlast, so groß als ganz Europa's. Verfahren wir klug mit unsern Mitteln und gelingt es uns, durch eine Haltung, in welcher Festigkeit und Nachgiebigkeit verbunden ist, den Krieg wenige Jahre aufzuschieben, so wird er dann ein viel erträglicheres Uebel seyn, S. 147. Inzwischen zeigte sich das neue Ministerium der anmaßenden und drohenden Stellung Frankreichs gegenüber weit nicht so entschlossen und rüstig, als Pitt's Freunde wollten. Lord M. belegt das Zeugniß der Kurzsichtigkeit, das er dem damaligen Minister des Auswärtigen (Lord Hawkesbury, nachher als Graf Liverpool viele Jahre Premier-Minister) giebt, mit zwey merkwürdigen Zügen.

„Lord Hawkesbury sagte, der erste Consul müsse wahnsinnig seyn; er ziehe sich durch seine Gewaltthaten den allgemeinen Haß zu; es sey offenbare Tollheit. Ich erinnerte ihn an einen Brief, den Lord Lyttleton aus Dresden bald nach der Thronbesteigung des großen Friedrich nach Hause schrieb, in welchem ganz dasselbe über diesen gesagt war, der nachher vierzig Jahre lang regierte und nie Anlaß gab, für wahnsinnig gehalten zu werden. Unser damaliger Gesandter in Dresden bemerkte hierüber: C'est parce que Frédéric a plus d'esprit qu'eux, que les Allemans le croient fou." S. 202.

„Der französische Botschafter (Andreossy) bemüht sich, auf die Gefahr einer neuen Jakobinerherrschaft, wenn der erste Consul gestürzt würde, aufmerksam zu machen. Lord Hawkesbury nimmt das wichtiger als er sollte. Bonaparte ist nichts anderes als ein Jakobinerhaupt, das seinen Zweck erreicht hat und die unumschränkte Gewalt so ausübt, wie von einem durch das Glück begünstigten Jakobiner zu erwarten war. Man sucht uns einen groben Betrug zu spielen, wenn man sagt, wir sollten uns vor der Wiederkehr des Jakobinismus fürchten, während dieser auf uns mit all seiner Macht drückt. Es ist ihm eigen, sich zu stellen, als verwerfe und verabscheue er seine Mittel, nachdem der Zweck erreicht ist, und als verwerfe und verabscheue er den Zweck, während er die Mittel gebraucht. Weil dieser Unsinn den Einen den Verstand verwirrt, den Andern ihre schwache Urtheilskraft überwältigt hat, ist nun die Meynung sehr verbreitet, als sey der Jakobinismus niedergeworfen, unterdrückt oder seine Anhänger bekehrt." S. 230, 33.

Oft wurde Pitt von seinen Freunden, namentlich von Lord M., angegangen, in Einleitungen zu willigen, die ihn wieder an die Spitze der Geschäfte brächten. Dieß sollte, nach Lord M's. Ansicht, geschehen, so lange noch Friede wäre.

„Könnte er dann auch nur kurze Zeit noch Frieden erhalten, bis wir offenbar zum Kriege genöthigt wären, so würde er das Geschrey, das man gegen ihn nicht auf dem Festlande allein erhebe, als hätte er am Kriege seine Lust, zum Schweigen bringen. Wie unverdient der Vorwurf sey, wisse niemand besser als ich; allein er finde Glauben auch in England bey den Uebelwollenden und Partheysüchtigen. Ich weiß es, sagte Pitt: die Jakobiner schreyen lauter als wir können, und wissen sich Gehör zu verschaffen. Auch sehe ich die Wirkung wohl ein und muß Ihnen darin Recht geben." S. 114.

Dennoch war er nicht zu bewegen, Schritte zu thun oder zu gestatten, die das neue Ministerium verdrängt hätten. Er wollte warten, bis er nöthig befunden würde, S. 290. An den Staatsgeschäften nahm er jedoch keinen Theil mehr; daher ihm auch der klägliche Anschlag unbekannt blieb, welchen die brittische Regierung, als der Krieg wieder ausgebrochen war, in Verbindung mit den ausgewanderten französischen Prinzen, durch Pichegru und dessen Genossen machte, S. 287, 294. Er war eifrig in seinem Amte als Aufseher der fünf Seehäfen und Hauptmann der Miliz in diesem Bezirke, die er fleißig übte.

„Man sagt, er habe Stabsofficiere der Linie durch die Schnelligkeit, mit der er sich Kenntnisse im Kriegs-Handwerk erworben, und durch die Richtigkeit seiner Bemerkungen darüber in Erstaunen gesetzt." S. 284.

Als endlich das neue Ministerium selbst erkannte, daß seine Kräfte nicht mehr ausreichten, und solches dem Könige erklärte, war dessen eigener erster Gedanke, Pitt wieder anzustellen. Von dem, sagte er, bin ich gewiß, daß er keinerley Verbindung oder Verpflichtung eingeht, die den Rechten meiner Unterthanen oder der königlichen Würde zu nahe

träte. Darauf begab sich Pitt zu dem Könige, jedoch erst nachdem er von den Leibärzten schriftlich die Versicherung eingeholt hatte, daß von diesem Wiedersehen (denn drey Jahre lang hatte Pitt sich entfernt gehalten) keine nachtheilige Aufregung des kränklichen Monarchen zu befürchten wäre, S. 303. Er sprach mit ihm drey Stunden lang uud war verwundert über die Fassung und die Sachkunde des alten Herrn, S. 300. Nur das konnte er nicht bewirken, daß der König in die Berufung von Fox in das Cabinet willigte. Er hielt Pitt vor, es sey ja unter seinem Ministerium geschehen, daß Fox aus dem Verzeichniß der geheimen Räthe ausgestrichen worden. Ew. Majestät geruhen sich zu erinnern, antwortete Pitt, daß ich dazu nicht gerathen habe. Es schien mir, als würde dadurch Herrn Fox zu große Wichtigkeit beygelegt, S. 303. Fox nahm die Zurücksetzung, die ihm nicht unerwartet kam, nicht nur mit Gleichmuth auf, sondern sprach auch seinen Freunden zu, sie möchten sich dadurch nicht abhalten lassen, unter und neben Pitt Dienst zu nehmen. Dazu ließen aber diese sich nicht bewegen, und Pitt blieb auf seine alten Anhänger beschränkt. Sein Hauptgeschäft wurde nun die Stiftung einer neuen Verbindung mit Oesterreich und Rußland gegen Frankreich, im Sommer 1805.

„Nie war eine Maaßregel (so weit menschliche Voraussicht gehen kann) besser berechnet, noch besser eingeleitet. Ihr Mißlingen hatte bloß in der Art der Ausführung seinen Grund . . . . . Kann uns selbst dabey ein Tadel treffen, so ist es nur der, daß unser Gesandter zu Wien von der Unterhandlung ausgeschlossen war, die ihm erst bekannt wurde, da Alles verabredet war. Hätte er früher Kunde davon gehabt, so würde er uns wahrscheinlich mit dem österreichischen Kriegsplane noch zu rechter Zeit bekannt gemacht haben, daß wir dessen Abänderung bewirken und das Unglück hätten verhüten mögen.“ S. 339.

Die Nachricht von dem Beginne dieses Unglücks bey Ulm machte auf Pitt, dessen Gesundheit schon sehr angegriffen war, einen tief erschütternden Eindruck. Einige Tage später richtete ihn die Siegeskunde von Trafalgar wieder auf; bald aber warf ihn der Untergang all seiner Hoffnung bey Austerlitz ganz nieder. Am 23. Jänner 1806 starb er, so abgelebt, wie sein Arzt sagte, als wäre er nicht erst 46, sondern 90 Jahre alt gewesen. Seine letzten, mehrmals wiederholten Worte waren: O welche Zeiten! o mein Vaterland! S. 346.*)

*) In den kürzlich erschienenen memoirs of Lady Hester Stanhope, einem Buche, das sonst ohne Werth für die Geschichte ist, findet sich unter anderen Anekdoten von Pitt (dessen Nichte und Hausgenossin die Lady war) folgende: „Einst kam er auf mich zu und sagte: O wie hat mich Sir Sydney Smith gequält, der mit einer Tasche voll Papiere kam und mich zwey Stunden lang festhielt, während ich so viel zu thun hatte! Helden, bemerkte ich, sind gewöhnlich eitel; so ist auch Lord Nelson. Ja wohl, sagte Pitt, aber doch nicht so wie Sir Sydney; und wie ganz anders ist Arthur Wellesley, der ebenden mir war! Er hat mir den Stand unserer Angelegenheiten in Indien so anschaulich gemacht; und dazu hat er davon gesprochen, wie etwa ein Regiments Arzt, als hätte er selbst nichts damit zu thun; so daß ich nicht weiß, ob ich seine Bescheidenheit mehr bewundern soll oder seine Gaben, auf welchen doch unser Geschick in Indien ruht.“ II. 293. Man darf diese Anekdote um so mehr für ächt halten, weil das hochmüthige Weib an andern Orten mit gar wenig Achtung von Wellington spricht.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Oktober.

Nro. 218. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Macrobe (oeuvres complètes), **Varron** (de la langue latine), **Pomponius Méla** (oeuvres complètes), avec la traduction en français, publiées sous la direction de M. **Nisard**, professeur d'éloquence latine au collége de France. Paris, J. J. Dubochet et Compagnie, Editeurs, 1845. 710 S. Lex.-Form.

Für die Vereinigung der Werke der drey oben genannten Schriftsteller in einem Bande läßt sich wohl kaum ein anderer Grund anführen, als daß eben so das nöthige Volumen erreicht wurde, um denselben für 15 Francs verkaufen zu können. Das voraus geschickte „Avertissement des éditeurs" sagt darüber gar nichts, als: „Ce volume, presque exclusivement scientifique, réunit deux grammairiens, Varron et Macrobe, et un géographe, Pomponius Méla," wobey zu bemerken ist, daß hier, wie im Folgenden, eine andere Ordnung in Aussicht gestellt ist, als sich im Werke selbst findet, wo, dem Titel gemäß, Macrobius vorangeht.

Die Bearbeitung dieses Schriftstellers soll hier vorzugsweise Berücksichtigung finden, da es die einzige ist, welche seit der im Jahre 1788 erschienenen Zweybrücker Ausgabe herausgekommen ist. Dieser Umstand muß derselben auch für den deutschen Gelehrten einigen Werth verleihen, und der Reichthum an kritischen Hülfsmitteln, den die Pariser Bibliothek besitzt, muß die Hoffnung rege machen, daß derselbe, wenn auch nicht vollständig mitgetheilt, doch theilweise benützt sey; aber leider benimmt diese Hoffnung schon jenes Avertissement, in dem es ohne Weiteres heißt, der Text sey der der Zweybrücker Ausgabe. Von diesem haben wir also nichts weiter zu sagen, als daß der Abdruck die Anerkennung der Correktheit verdiene; es kann sich also im Folgenden nur um die Zugaben des Herrn Mahül handeln, der eben daselbst als Bearbeiter genannt ist. Die Uebersetzung ist ganz in der Weise der gewöhnlichen französischen Uebersetzungen gehalten, sie ist, wie sich Herr Mahül einige Male tadelnd gegen andere Uebersetzungen ausspricht, mehr Paraphrase als Uebersetzung. Die Schwierigkeiten des Textes sind meistens glücklich umschifft, so daß man zwar mit der Uebersetzung etwas Aehnliches findet, aber öfters doch nicht recht darüber in's Klare kommt, ob alles Einzelne richtig verstanden ist. Daß alle aus andern Schriftstellern angeführte Stellen, auch wo es sich um einzelne Ausdrücke handelt, übersetzt sind, ist nicht zu beanstanden, weil der Text darunter steht; etwas eigen nimmt es sich aber aus, daß die Dichterstellen hier und da, wo eine Uebersetzung vorlag, in Reimen, sonst aber in Prosa übersetzt sind.

Die vorausgeschickte „Notice sur Macrobe" ist ein wenig veränderter Abdruck der schon im Jahre 1817 im Classical Journal und in den Annales encyclopédiques von Millin erschienenen „Dissertation historique, littéraire et bibliographique sur la vie et les ouvrages de Macrobe," nur mit Weglassung des dort aus der Zweybrücker Ausgabe entnommenen „Catalogue raisonné des éditions de Macrobe, divisé en trois âges." Correkt ist übrigens dieser Abdruck keineswegs zu nen-

nen; namentlich ist den deutschen Namen übel mitgespielt, bey denen, wie es scheint, die frühere lateinische Schreibung mit höchst undeutlichen Zügen in die deutsche umgeändert worden ist, wodurch u. a. aus Barthius Osarth wurde. Schlimm steht es auch mit den S. 5 und 6 angeführten Inschriften, wo Dinge vorkommen, wie Aviodecemviro statt Quindecemviro, Avant für Quaest.

In Betreff des Inhaltes ist es aber fast unbegreiflich, wie nach fast dreyßig Jahren Irrthümer wiederholt werden konnten, die ein ungetrübtes Auge auf den ersten Blick durchschauen muß. Wenn S. 1 als Titel einer Handschrift angeführt ist: MACROBII. AMBROSII. SICETINI. DE. SOMNIO etc., so wird jeder, der nur die eine oder die andere Ausgabe des Macrobius in der Hand gehabt hat, in dem Worte SICETINI eine falsche Schreibung der dem Schriftsteller gewöhnlich beygelegten Titulatur V. C. ET INL., d. i. viri consularis et inlustris, erkennen; Hr. Mahül aber führt zwar S. 4 selbst Macrobii Th. (d. i. Theodosii) V. C. et inl. an, und sagt S. 2: les Manuscrits donnent aussi à Macrobe le titre de vir consularis et illuster (sic!); hier aber glaubt er, in dem räthselhaften Worte liege augenscheinlich der Name des Vaterlandes des Schriftstellers, und nimmt aller Wortbildung zum Trotz erst Sicca, eine Stadt Numidiens, dann sogar die Insel Sicinus dafür an.

Merkwürdig ist auch die Unklarheit über die Anlage der Saturnalien. S. 7 heißt es ganz richtig: En effet, il n'a pas prétendu faire un ouvrage original; seulement il réunit dans un seul cadre, pour l'instruction de son fils, le résultat de ses nombreuses lectures, wie es Macrobius selbst in dem Vorworte ausspricht. Wenn aber in diesem Werke nur die Resultate früherer Lesung niedergelegt sind, so kann doch wohl kein Zweifel darüber seyn, daß die Zusammenkünfte während des Festes der Saturnalien, bey denen die einzelnen Theilnehmer eben jene Dinge vortragen, die Macrobius aus seiner Lesung geschöpft haben soll, nur zur Einkleidung des Ganzen erfunden seyn können; auch sagt dieß Macrobius deutlich genug, wenn er die Vereinigung von Männern, die nicht ganz gleichalterig waren (lib. I. cap. 1) durch den Vorgang Plato's entschuldigt, wobey übrigens matura aetas nicht mit vieillesse, sondern mit âge mür zu übersetzen war, und Hr. Mahül wohl hätte erinnert werden können, daß sein Ausspruch (S. 2 und 3), die Festredner wären Zeitgenossen, Freunde und Vertraute des Macrobius, unrichtig sey. Allein Hr. M. hält es nicht nur für möglich, daß diese Zusammenkünfte wirklich Statt fanden (vergl. S. 5: „Il est évident, que, si des réunions et des discussions philosophiques et littéraires ont eu lieu réellement chez Prétextatus, Macrobe ne nous en a transmis qu'un résultat arrangé à sa manière), sondern er gründet sogar (S. 6) auf die Wirklichkeit derselben die Vermuthung, daß Servius aus diesen Besprechungen den Gedanken der Abfassung seines Commentars zu Virgil entnommen habe.

In dem, was über die Eintheilung des Werkes gesagt ist, vermißt man auch die Selbstständigkeit des Urtheils gänzlich; namentlich sind die Betrügereyen des Isaac Pontanus alle für baare Münze genommen, was freylich seit dritthalbhundert Jahren von Allen geschehen ist, welche sich mit Macrobius beschäftigten. Referent hat in seiner Abhandlung „über die ursprüngliche Gestalt der Saturnalien des Macrobius“ (Gel. Anz. 1844 Nr. 172 bis 175) die inneren Gründe zusammengestellt, aus denen ihm hervorzugehen schien, daß die von Pontanus vorgenommene Versetzung der letzten 8 Kapitel (13—20) des dritten Buches an das Ende des zweyten (als Kap. 9—16), so wie seine Ergänzungen am Anfange und am Schluße des dritten Buches, am Anfange des vierten und am Schluße des sechsten Buches keinen Glauben verdienten. Zu diesen könnte er etwa hier nur hinzufügen, daß, wenn wirklich, wie jene Umstellung glauben machen will, die in den versetzten Kapiteln enthaltenen Besprechungen am ersten Tage, also im Hause des Prätextatus Statt gefunden haben sollten, es doch sehr unpassend wäre, wenn dieser seine Gäste mit den Worten: „Vellem Servium nostrum diutius audire, sed hora nos quietis admonet“ ausgebeten hätte, während Alles in der Ordnung ist, wenn man der früheren Anordnung gemäß annimmt, diese

Worte seyen von ihm als dem Aeltesten und Angesehensten unter den Gästen am zweyten Tage in dem Hause des Flavianus gesprochen worden. Aeußere Gründe hatte Referent damals nicht anzuführen, da er von der Cambridger Handschrift, auf welche sich Pontanus beruft, noch keine Notiz hatte; jetzt sieht er sich aber in den Stand gesetzt, auszusprechen, daß es auch von dieser Seite als zur Evidenz erwiesen betrachtet werden kann, daß jene von Pontanus angeblich nach einer Handschrift vorgenommene Umstellung, wie sämmtliche damit in Verbindung stehende Ergänzungen auf einem offenbaren Betruge beruhen.

Den vollständigen Aufschluß über diese Handschrift verdankt Referent der ausnehmenden Liberalität eines ihm vorher ganz unbekannten Mannes, die er hier öffentlich zu rühmen sich gedrungen fühlt. Nach mehrfachen, vergeblichen Erkundigungen gab nämlich Referent einen in Ermanglung aller persönlichen Bekanntschaften ohne Weiteres „an den Universitäts-Bibliothekar zu Cambridge“ adressirten Brief auf die Post, in dem er sich Auskunft über jene Handschrift erbat, welche Isaac Pontanus in Cambridge benützt haben wollte. Nach einiger Zeit erhielt er als Antwort darauf einen Brief des Herrn Jos. Romilly, des Stellvertreters des wegen Krankheit abwesenden Bibliothekars J. Lodge, welcher ihm schrieb, daß allerdings eine Handschrift der Saturnalien des Macrobius in der Cambridger Bibliothek sey, auf deren erstem Blatte die Worte: „Contulit hunc codicem Jo. Isaac. Pontanus“ ständen, und daß er, weil er nicht im Stande wäre, über die einzelnen in Frage gestellten Punkte Auskunft zu ertheilen, sich erböte, dem Referenten die Handschrift zu überschicken, wenn er ihm, etwa durch einen Kaufmann in London, der die Spedition übernehmen wollte, die Summe von 35 Schilling auszahlen lassen wollte, die er für eine Kautionsurkunde auf 50 Pfund Sterling, die er der Universität ausstellen müßte, zu entrichten haben würde. Referent säumte nicht, dieses zu bewerkstelligen, und erhielt auch wirklich in Kurzem ohne alle officielle Vermittlung, auf die von dem Bibliothekar selbst ausgestellte Kautionsurkunde hin, die Handschrift durch Handelsgelegenheit zugeschickt, auf welchem Wege sie später, natürlicher Weise gehörig assecurirt, auch wieder zurückgeschickt wurde.

Von der erwähnten Umstellung, so wie von den Ergänzungen am Anfange und Ende einiger Bücher-fand sich keine Spur, so daß Ref. Anfangs glaubte, es sey dieß gar nicht der von Pontanus so vielfach angeführte „codex Anglicanus“ oder „Cantabrigiensis;“ allein eine genauere Untersuchung zeigte, mit der in dem Codex selbst stehenden Notiz übereinstimmend, daß die im Uebrigen aus jener Handschrift angeführten Lesarten wirklich aus dieser entnommen sind, bis auf einige wenige Fälle, wo Pontanus, einer Conjectur, die er begründen wollte, zu Liebe, offenbar Lesarten erdichtete. Und so fand Referent seine Vermuthung auf eine, freylich für Pontanus höchst unehrenvolle Weise vollkommen bestätigt; wobey nur das noch auffallend ist, daß Jakob Gronov, der aus vielen englischen, namentlich auch Cambridger Handschriften Lesarten (deren Mittheilung Ref. der gütigen Zuvorkommenheit des Herrn Bibliothekar Geel in Leyden verdankt) ausgezogen hat, diesem Betruge nicht schon auf die Spur gekommen ist.

Doch wir kehren zu Herrn Mahül's „Notice sur Macrobe“ zurück, indem wir nur noch bemerken wollen, daß das Fragment unter dem Titel: „Macrobius de palliis, quae sunt lapidum nomina,“ wohl nur durch einen Schreibfehler in den Handschriften diesem Schriftsteller zugewiesen ist, vielleicht durch eine Verstümmelung des Titels eines Buches, welches Harduin zu Plinius öfters anführt; „Marbodeus de lapidibus pretiosis enchiridion.“

Betrachten wir die beygegebenen Noten, so erscheinen die über den Commentar zum Somnium Scipionis schon dem äußern Umfange nach ziemlich unbedeutend, indem sie nicht viel über 2 Seiten (S. 114—116) umfassen; ihr Inhalt verleiht ihnen aber auch keinen besondern Werth. Sie beziehen sich durchaus nur auf die von Macrobius behandelten Sachen, sind aber so vag gehalten, daß sich nicht viel Belehrung daraus schöpfen läßt. Das Fragment des Buches de differentiis et societati-

bus Graeci Latiniqne verbi entbehrt der Anmerkungen ganz; ziemlich zahlreich sind aber die zu den Saturnalien, welche sich von S. 418—471 unter dem Titel: „Notes sur Macrobe“ finden; im Ganzen sind sie auch nicht unzweckmäßig zu nennen; doch verfallen sie, wenigstens für den Geschmack des Deutschen, zu oft in das Anekdotenmäßige. Was sich in der Zeune'schen Ausgabe findet, ist vielfach benützt; aber oft etwas nachläßig, namentlich wo es sich um Kritik handelt, die hier nicht ganz ferne gehalten ist, ohne aber irgend ein neues Resultat zu gewähren. Die hierbey vorkommenden Bezeichnungen der kritischen Hülfsmittel sind durchaus unzuverläßig. So findet sich S. 425 und sonst öfter un ancien manuscrit für die in den Noten des Meursius vorkommende Bezeichnung Vet. Cod. Darunter ist aber wohl durchaus nur eine alte Ausgabe zu verstehehen, da Meursius selbst zu Sat. I. 15 bemerkt: „Vetus codex meus excusus anno MDXXI habet scibit.“ Unrichtig ist es auch, wenn es S. 431 in Bezug auf eben diese Note heißt: „Meursius, le prémier a proposé de lire scituros,“ was um so leichter hätte vermieden werden können, da in der Note zu derselben Stelle Gronov sagt: „Quaeris quis sit vetus ille codex (Meursii)? Quodvis exemplar editum ante Stephanum.“ Eben daselbst wird umgekehrt aus dem cod. Anglic. des Pontanus eine „édition anglaise“ gemacht. S. 438 wird die in einer Note Gronov's vorkommende Bezeichnung Ms. einmal mit „le manuscrit,“ das andere Mal mit „plusieurs manuscripts“ wieder gegeben. Nach S. 451 soll Lib. III. cap. 1 vor Pontanus statt ante coenandum gelesen worden seyn: inter coenandum. Diese ganze Stelle ist aber von Pontanus erst erdichtet, der hier, wie anderwärts, seinem Betruge dadurch die Krone aufgesetzt hat, daß er noch verschiedene Lesarten angab. — S. 450 heißt es von einer gedruckten Randnote der Cölner Ausgabe „et en marge, écrit à la main sur l'exemplaire de Zeune.“ Auch in den Citaten kommen merkwürdige Verstöße vor, S. 465, 1: les premiers vers de ce passage se trouvent au commencement de la Troade d'Euripide, nach den Worten Zeune's: „Primus versus in Euripid. Troad. quoque ab initio reperitur.“ Ferner liest man S. 470: Sallustius Isidore (Fragment. l. XIII. c. 16) dit la même chose, wo das Citat Zeune's zu den Worten praeter quod ait Sallustius (lib. VII. c. 12): „In fragmentis. Idem tradit Isidorus XIII. 16 etc.“ gedankenlos abgeändert ist. Außerdem ist den Vorgängern oft entschieden Unrichtiges nachgeschrieben.

So S. 425 zu der Stelle lib. I. c. 9. Inde et simulacrum eius (Jani) plerumque fingitur manu dextera trecentorum et sinistra sexaginta et quinque numerum retinens, ad demonstrandam anni dimensionem, quae praecipua est solis potestas. Hier will zwar Hr. M. nicht mit Pontanus lesen: quinquaginta et quinque; er glaubt aber nach Gronovius zur Entschuldigung dieser Lesart, der Angabe des Plinius N. H. XXXIV. 7. s. 15. gegenüber, annehmen zu müssen, daß man bey der Veränderung der Zahl der Tage im Jahre auch die Stellung der Finger des Gottes geändert, und daß Macrobius eine neuere, Plinius eine ältere Statue vor Augen gehabt habe. Allein es bedarf gar keiner Entschuldigung; denn es ist, wie Referent zu der Stelle des Plinius früher nachgewiesen hat, auch dort nach der Bamberger und Münchner Handschrift CCCLXV. zu lesen, da Numa nach Sat. I., 13 und Liv. I. 19, wenn er schon dem Jahre nach den Umläufen des Mondes nur 355 Tage gegeben hatte, doch wohl wußte, daß das Sonnenjahr sich auf 365 Tage belief, von dem hier allein die Rede seyn kann, indem Macrobius ausdrücklich sagt: ad demonstrandam anni dimensionem, quae praecipua est solis potestas.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 1. November.

Nro. 219. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Macrobe (oeuvres complètes), Varron (de la langue latine), Pomponius Méla (oeuvres complètes), avec la traduction en français, publiées sous la direction de M. Nisard, professeur d'éloquence latine au collége de France.

(Fortsetzung.)

Zu den Worten: Aprili (dedit diem) tertium Kalendas Maias (I., 14) wird für's Erste bemerkt, die Kölner Ausgabe habe sextum, während dieß die Lesart aller Handschriften und Ausgaben außer (wie Zeune richtig bemerkt hat) der Kölner, der Aldinischen, der Camerarischen und der Zweybrücker ist; ferner wird nach Zeune die Lesart tertium dadurch vertheidigt, daß Numa nach seinem Grundsatze, die einzuschaltenden Tage hinter allen in den Monat fallenden Festen einzusetzen, keinen andern Tag habe wählen können, weil nach Plinius N. H. XVIII. 69 die Floralia auf IV. Kal. Mai. fielen. Dieser Grund scheint sehr triftig zu seyn, erweist sich aber bey näherer Betrachtung als durchaus unrichtig. Vergleicht man nämlich Ovid. Fast. IV. 947

Exit et in Maias sacrum Florale Kalendas,

und V. 183 ff.

Mater, ades, florum, ludis celebranda iocosis:
Distuleram partes mense priore tuas.
Incipis Aprili: transis in tempora Maii:
Alter te fugiens; cum venit, alter habet.
Cum tua sint cedantque tibi confinia mensum,
Convenit in laudes ille vel ille tuas,

so ergiebt sich daraus, daß die Floralia nicht an dem oben genannten Tage allein Statt fanden, sondern nur an demselben begannen und in den Monat May hinein reichten, so daß der in den April einzuschaltende Tag hinter denselben nicht eingesetzt werden konnte. Die Grenze, welche sich Numa gesetzt hatte, bildeten also hier die nach jener Stelle des Plinius VII. Kal. Mai. Statt findenden Robigalia und der eingeschaltete Tag mußte VI. Kal. Mai. seyn.

In den Worten: Hos Platonis versiculos quorum magis vetustatem an brevitatem mireris incertum est, legisse me memini in latinum versos (II. 2) geht das Wort vetustatem doch offenbar auf die vorausgehenden Verse Plato's, allein Hr. M. hat die Worte Gronov's: „Plane nihil est in illis quod vetustatem linguae aut simplicitatem redoleat," womit er die Lesart der alten Ausgaben, venustatem vertheidigt, auf die folgenden lateinischen Verse bezogen, und ausgesprochen, er könnte höchstens in der Form itiner etwas Alterthümliches finden.

Was soll man aber zu einer Besprechung einer Lesart sagen, wie folgende (S. 442): Quelques manuscrits donnent metuelle, mot inconnu et expression affectée, sans être absurde?"

Eine sehr leichtsinnige Bemerkung findet sich auch S. 452 zur Rechtfertigung der falschen Les-

art non solvit in der Stelle (III., 2): Constituam ante aras voti reus. Haec vox propria sacrorum est, ut reus vocetur, qui suscepto voto se numinibus obligat, damnatus autem qui promissa vota non solvit, die wir etwas genauer besprechen werden, da von den Erklärern zu der hier angeführten Stelle Virgil's (Aen. V. 237) die falsche Lesart angeführt, und so der Gesichtspunkt für die Erklärung der Worte voti reus verrückt wird. Die Bemerkung lautet: „Castalion (Observat. Decad. lib. III. c. 3) prétend qu'il faut supprimer la négation et lire: qui promissa vota iam solvit. Mais cette leçon contrarie la valeur attribuée dans le droit romain au mot damnatus: emprunté en cet endroit, ainsi que reus à la langue des lois.“ Diese Bemerkung ist einer Note des Pontanus entnommen, in der man u. a. liest: At Macrobius intelligit potius eum proprie voti damnatum appellari, qui promissum votum cum non solvit, is damnas sive damnatus habetur ut solvat.“ Hierbey muß man vor Allem fragen, wo sind die Stellen, welche dieser Erklärung entsprechen? Wie passen dazu namentlich Stellen, wie folgende: Liv. XXXIX., 11, 4 damnatam voti deum benignitate, exsolvere id velle? Wie Pontanus weiter sagt, wäre voti reus derjenige, welcher eine Verbindlichkeit überonmmen hat (dieß soll wohl nach dem Folgenden: qui autem reus voti non solvit, der zweydeutige Ausdruck: qui obligationem praestitit bezeichnen); voti damnatus aber derjenige, der die übernommene Verbindlichkeit nicht erfüllt hat, und deßhalb der Strafe verfallen ist. Allein hier geht der Gegensatz zwischen reus und damnatus, wie er in der juristischen Sprache hervortritt, ganz verloren, er wird aber gerade festgehalten, wenn man iam solvit liest. Capitis reus ist nämlich der, auf dem eine Anklage wegen eines Capitalverbrechens lastet, capitis damnatus derjenige, welcher eines solchen Verbrechens schuldig erklärt worden ist, und also, so zu sagen, seinen Kopf hergeben muß. So ist voti reus derjenige, auf welchem ein Gelübde lastet, d. i. der es gethan hat, voti damnatus derjenige, der durch Erfüllung seines Wunsches dazu verurtheilt ist, das gethane Gelübde zu bezahlen. Dieß scheint Macrobius mit qui vota iam solvit, „der sein Gelübde eben bezahlt“ sagen zu wollen, wofür er freylich eigentlich hätte sagen sollen, cui (oder aquo) vota iam solvenda sunt. Die Aenderung qui promissa vota non solvit, die von der Kölner Ausgabe ausgeht, hat wohl ihren Grund darin, daß man solvit für das Perfectum hielt. Bey Virgil heißt aber voti reus nur, „nach dem Gelübde, das ich jetzt thue,“ das, wodurch der Gelobende zum voti damnatus wird, ist nur angedeutet in den Worten in litore.

Mancherley Unrichtigkeiten finden sich, wo das Griechische in's Spiel kommt. So 436. wo die statt Bassarea I. 17. (§. 9.) in den älteren Ausgaben sich findende Lesart Baccapea vertheidigt wird, indem sie nichts anderes seyn soll, als Bacche paean. Offenbar ist jenes monstrum verbi, wie Murat diese Lesart nennt, aus der falsch verstandenen griechischen Schreibung BACCAPEA entstanden. — S. 437 lautet die Note zu den Worten: *παρὰ τὸ λευκὸν καὶ ταχύ*, wie im Texte I. 19, steht, so, wie wenn es dort hieße: *παρὰ τὸ ἀργόν καὶ ταχύ*, was nach Gronov's Vorschlag aufgenommen seyn soll; allein dieser verlangt: *παρὰ τὸ ἀργόν, τουτέστι λευκὸν καὶ ταχύ*. — Unverständlich ist S. 464 die Bemerkung zu lit. V. cap. 21.: „*Κυμβία*. Le texte de Reiske porte encore *καδοι*,“ woraus nicht wohl abzunehmen ist, daß Demosthenes, wie übrigens auch die Handschriften des Macrobius, *κυμβία καὶ κάδους* hat.

Von ungenügender Kenntniß des Griechischen geben auch manche Erklärungen Zeugniß. So liest man S. 434 "*Ελικας*, l'Hélice, constellation nommée aussi la grande ourse,“ wo die Worte (I. 17,) *ἐπειδὴ καθ' ἕλικας, κινεῖται* auf *'Ελίκη* statt auf *ἕλιξ* zurückgeführt sind. — Ferner S. 448 „*'Επιμηλὶς*, la pomme de Mélos.“ Die Erklärung dieses Wortes war vielmehr aus Dioscorides zu entnehmen, der I. 170. sagt: *Μεσπίλου δὲ καὶ ἕτερον ἔστιν εἶδος .. ὃ ἔνιοι ἐπιμηλίδα καλοῦσιν. . . . δένδρον ἐστὶ μήλῳ ἐμφερὲς καὶ τοῖς φύλλοις, ὅτι μὴ μικρότερον.* — Ferner S. 454 „*'Αφροδίτον* (au neutre). Cette expression équivaut à Hermaphrodite,“ wo schon die Construktion hätte darauf aufmerksam machen

sollen, daß Ἀφρόδιτον der Accusativ von Ἀφρόδιτος ist. — Endlich S. 471 sollen gar die Worte διὰ κυανέων πόλον ἄστρων bedeuten: par la constellation de la canicule.

Auch im Uebrigen ist in der Erklärung vieles Unrichtige zu treffen, theils durch zu große Leichtgläubigkeit, theils durch eigne Schuld des Herausgebers, herbeygeführt. Wer sollte glauben, daß Zeune, wenn er in den Worten; me vestris miscebo secretis (I. 7.) eine Anspielung auf die excrementa ventris sucht, von irgend Jemanden Zustimmuug erlangen könnte? Hier ist aber seine Ansicht ohne ein Wort der Meinungsverschiedenheit mitgetheilt. Wenn im Folgenden rivos deducere anders gefaßt seyn soll, als lib. III., cap. 3. bey Anführung derselben Stelle, so ist keine Nöthigung dazu einzusehen, da ja hier dieser Ausdruck ohne alle nähere Beziehung steht.

Die Bemerkung (S. 426), daß nobilissimum scortum nur im Hinblick auf die Zukunft gesagt seyn könnte, ist schon unwahrscheinlich, wenn, wie in den Ausgaben, per id tempus vorausgeht, liest man aber mit den Handschriften nobilissimum id temporis scortum, so kann gar nicht mehr von einer solchen Erklärung die Rede seyn. Die Bedeutung „bekannt“ hat Ref. Gel. Anz. 1840. Nr. 33. für nobilis bey Horaz nachzuweisen gesucht; ganz zu unserer Stelle paßt aber Liv. XXXIX., 9, 5. Scortum nobile libertina Hispala Fecenia zusammengehalten mit 12, 1. Hispalam, indidem ex Aventino libertinam, non ignotam viciniae. S. 440 heißt es bey Erklärung des Scherzes (II. 2.) gallam subigo: „Galla signifie la table sur la quelle un savetier étend et bat son cuir.“ Woher dieß stammt, ist nicht wohl zu ermitteln. Daß galla einen Gallapfel bedeute, hat schon Turnebus Adv. XVIII., 4. bey Erklärung dieser Stelle gelehrt. Man kann aber auch vergleichen Plin. N. H. XVI. 6, S. 9 gallam coriis perficiendis aptissimam. Im Folgenden könnten die Worte: sutorium hoc habetur instrumentum auffallen; doch gehört zu den instrumentis in weiterem Sinne auch das atramentum.

Bey Erklärung des Scherzes, mit dem Cicero den Pompejanern antwortete, welche ihm vorwarfen, er käme zu spät; (II. 3, 7.) Minime sero veni, nam nihil hic paratum video, wird gesagt, venisse sero bedeute „être venu tard“ und „être venu à l'heure du souper.“ Das Letztere ist allzu leichtgläubig von Pontanus angenommen, welcher bemerkt: „sero in Ciceronis responso non tarde notat, sed ipsum coenae tempus sive vesperam,“ was er durch eine Stelle des Apulejus und einige Verse Martial's belegen will; allein bey Apulejus (Miles. III., 12.) heißt sero nichts anders als „gestern Abend,“ und in den Worten Martial's (VIII., 67.) darf man nur die von Schneidewin aufgenommene richtige Lesart:

Ut iantes, sero, Caeciliane, venis

statt der bey Pontanus sich findenden

Aut cur non sero, Caeciliane, venis

geltend machen, so ist es klar, daß Cicero nicht sagen wollte: „Ich komme keineswegs gerade Recht zum Essen,“ sondern „ich komme keineswegs zu spät (zum Essen);“ denn Martial sagt dort zu seinem viel zu früh erscheinenden Gaste: „Du kommst so früh, daß noch nicht einmal ein Feuer in der Küche brennt, zum Frühstück aber kommst Du zu spät.“ Daß übrigens der Scherz in der Beziehung auf das Essen liegt, ist klar. Vergleichen läßt sich noch der weiter unten angeführte Scherz in einem Briefe an Cassius: Vellem Idibus Martiis me ad coenam invitasses, profecto reliquiarum nihil fuisset, nunc me reliquiae vestrae exercent. Eine derartige Beziehung liegt aber auch in andern Sprachen so nahe, daß man keineswegs mit Hrn. M., der ganz kurz „Nullement“ geschrieben hat, annehmen darf, es liege in den Worten Minime sero veni etwas Unübersetzbares.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742. Programm zum Schlusse des Studienjahres 1843/44, von Wolfgang Scheidler, k. Professor. Neuburg. 4. 32 S.

Das Daseyn des Bisthums Neuburg an der Donau, welches Stein und Winter für die Jahre 740—801 (809) nachzuweisen sich bemüht hatten, wurde von Placid. Braun geradezu geläugnet, und nur von ihm soviel zugegeben, daß ein Augsburger Bischof Simpert einige Zeit über sich in Neuburg aufgehalten habe. Dieser Ausspruch Braun's, dem nicht sogleich eine Zurückweisung erfolgte, gab Veranlassung, daß Stein's und Winter's Resultate für unsicher gehalten wurden, und „machte sich sogar in den Gel. Anz. (1840, Nr. 73. S. 592) wieder geltend, wo Dr. Rudhart unter Berufung auf Braun durchaus nichts von einem Bisthum Neuburg wissen will." — Es hat aber Hr. Platzer*) in einem eigenen Aufsatze „alle auf die Bischöfe von Neuburg bezüglichen Nachrichten gesammelt, die von Braun gemachten Einwürfe beantwortet und widerlegt, und nicht nur die Existenz eines Bisthums Neuburg während der Jahre 742—804 bestätiget, sondern auch die Bekanntschaft mit 4 Neuburger Bischöfen vor diesem Zeitraume geboten, so daß sogar ein noch früherer Anfang des Bisthums vermuthet werden konnte, als Stein und Winter angeben." — So Hr. Sch. in seinem Vorworte. Er hat es sich angelegen seyn lassen, diesem Anfange nachzuforschen und war in seinen Bemühungen ausnehmend glücklich; indem er sogar entdeckt hat, daß „nicht etwa ein oder der andere Augsburger Bischof sich bloß eine Zeitlang zu Neuburg aufgehalten habe, daß vielmehr Augsburg während einer Reihe von 72 Jahren, in welchen es keine eigenen Bischöfe hatte, nämlich vom J. 670 an, von Neuburg aus mit diesem gemeinschaftlich verwaltet wurde, bis zum Jahre 742, wo durch Trennung die alten Verhältnisse eintraten.

Hat es nun mit dieser vom Hrn. Sch. gemachten Entdeckung seine Richtigkeit, ist das, was er hier im Vorwort behauptet, gründlich, d. i. aus den Quellen nachgewiesen, dann ist seine Leistung ein namhafter Gewinn für die vaterländische Geschichte, da es keinem Forscher derselben schon wegen des daran sich knüpfenden Kultur-Momentes gleichgültig seyn kann, ob Baiuarien im 7ten und 8ten Jahrhundert ein Bisthum mehr gehabt, als man zeither angenommen, oder nicht. Am Schlusse des Vorwortes ersucht Hr. Sch. die Leser, sein Werkchen nicht gleich aus der Hand zu legen, wenn sie gleich auf der ersten Blattseite lesen, S. Ruperts Ankunft und Wirken sey in den Anfang des 7ten Jahrhunderts gesetzt; auch mögen sie sich daran nicht stoßen, „daß die Darstellung sich vorzüglich auf Aventin und Lazius gründet, deren Glaubwürdigkeit für diese Zeit von Vielen, und oft mit Recht, in Zweifel gezogen wird," dagegen haben sie doch auch recht viel Wahres und Richtiges!

Sofort führt uns Hr. Sch. im Zeitraum von 116 Jahren, d. i. vom Jahre 626 bis zum J. 742, 5 Bischöfe vor, die hinter einander unzweifelhaft zu Neuburg existirt haben. Tutto eröffnet die Reihe als erster Bischof; er versah sein Amt von 626—636 oder 637. Ihm folgte 2) Hilarius (S. Largen) von 636—676, der nach Thoso's von Ausburg Tode (665) und während der seit diesem Jahre eingetretenen Sedisvacanz die Verwaltung der Augsburger Diöcese überkam um das Jahr 670 oder 671. Die Unzufriedenheit der Schwaben mit der drückenden fränkischen Herrschaft hatte nämlich einen Abfall dieses Volkes von den Franken in den Jahren 670, 671 zur Folge und dieß bewirkte denn auch die Vereinigung Augsburgs mit Neuburg, welche noch unter des Hilarius Nachfolgern Degenbrecht, Manno und Wiggo fortbestand. Der 3. Bischof von Neuburg-Augsburg ist Degenbrecht, der zum Bisthum um das Jahr 676 gelangte, derselbe, den die Augsburger Bischofslisten Dagobert heißen; seine Regierungszeit von 16—17 Jahren macht, daß man ihn zwischen die Jahre 676—693 setzen kann. Nach seinem Tode blieb der Bischöfliche Stuhl wieder eine Zeitlang unbesetzt, propter summam ecclesiarum Christum profitentium persequutionem, sagt Brusch, Epit. I. 131., so daß der 4., Manno, erst mit dem Anfang des 8. Jahrhunderts als Degenbrechts, Nachfolger auftreten kann.

(Fortsetzung folgt.)

*) Der Unterzeichnete muß bedauern, den Platzer'schen Aufsatz: „Gab es ein Bisthum Neuburg an der Donau?", der sich in dem Neuburger Collectaneen-Blatt 1839 seq. befindet, bey Abfassung vorstehenden Berichtes nicht vollständig vor sich gehabt zu haben. In dem einzigen hier befindlichen Exemplar dieser Collectaneenblätter fehlen die Nummern 7, 8, 9, 10.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4 November.

Nro. 220. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Macrobe (oeuvres complètes), Varron (de la langue latine), Pomponius Méla (oeuvres complètes), avec la traduction en français, publiées sous la direction de M. Nisard, professeur d'éloquence latine au collége de France.

(Fortsetzung.)

Eine höchst leichtfertige, den Macrobius freylich nicht unmittelbar berührende, Erklärung findet sich S. 349, wo es heißt: statt Felicis mali, quo non praestantius ullum (II. 15.) hatten die Handschriften und Ausgaben Virgil's (Georg. II. 127), dem dieser Vers angehört, praesentius, und dieß soll bedeuten: „pomme dont le goût est plus longtemps présent à la bouche que celui d'aucune autre." Wer den folgenden Vers: Pocula si quando saevae infecere novercae liest, muß doch sogleich sehen, daß es sich hier um etwas ganz Anderes handle, nämlich um die Brauchbarkeit als Gegengift.

Siccum dicendi genus (V. 1.) wird S. 457 erklärt, „simple, c'est à dire sans ornement." Richtig wird im Weiteren bemerkt, daß siccus hier nur im guten Sinne stehen könne, übrigens ist durch jene Erklärung nur eine Seite des Wortes erschöpft, der im Folgenden das Wort floridum entgegen steht. So ferne aber dort noch pingue dabey steht, ist noch ein anderer Begriff darin zu suchen, und zwar der des Körnigen, Kernhaften. In dieser Bedeutung stellt Cicero de opt. gen. dic. 3, 8, und Brut. 65, 202, siccus mit sanus zusammen, und sagt in der ersteren Stelle: (Attici) sani dumtaxat et sicci habentur. . . Qui eum careant omni vitio, non sunt contenti quasi bona valetudine, sed vires, lacertos, sanguinem quaerunt. Dieß zeigt, daß diese Bedeutung von dem kräftigen, körnigen Fleische eines Athleten hergenommen ist, im Gegensatze zu dem fetten, schwammigen eines Weichlings. Vgl. Varro bey Non. 395. 7. Persae propter exercitationes pueriles modicas eam sunt consecuti corporis siccitatem, ut neque spuerent neque emungerentur sufflatoque corpore essent. Aehnliches hat Cicero Tusc. V., 34, 99. und de Sen. 10.

Wo die Erklärung in andere Disciplinen der Alterthumswissenschaft übergreift, haben sich manche grobe Unrichtigkeiten eingeschlichen. So in Bezug auf antiquarische Notizen. S. 420 heißt es, man habe auf dem Marsfelde, beym Abstimmen über eine Tiberbrücke gehen müssen. Was S. 428 über den pons sublicius bemerkt wird, ist nach A. W. Becker's römischen Alterthümern Th. I. S. 695 f. zu berichtigen. Bey Erklärung der Worte pontifici minori (S. 431) ergibt sich ein bedeutender Anachronismus. Diesen Namen sollen nämlich die sieben von Sulla hinzugefügten Pontifices geführt haben, während von der Zeit von Cn. Flavius die Rede ist, der in der unmittelbaren vorhergehenden Note in das Jahr d. St. 449 gesetzt wird. — Die Worte: „A' l'imitation de la cité, l'armée romaine était divisée en centuries" (S. 438) sind so gefaßt, daß sie dem Unkundigen nur einen falschen Begriff von der Sache geben können.

Besonders merkwürdig ist in dieser Beziehung die Note zu dem Scherze des Augustus (II. 4.) über die Vertilgung seiner Tragödie Aiax, S. 442: „In spongiam incubuit. On se servait d'une éponge pour effacer ce qu'on avait écrit avec le crayon; on donnait aussi une éponge aux gladiateurs avant le combat pour étancher le sang de leurs plaies. Il arrivait quelquefois qu'ils avalaient cette éponge pour mourir, plutôt que d'aller se battre. C'est à ces deux usages que fait allusion l'expression in spongiam incubuit.“ Hier fragt es sich erstens, was unter dem crayon verstanden werden soll. Jedenfalls ist aber dagegen zu bemerken, daß man auch das mit Tinte Geschriebene mit dem Schwamme wieder abzuwaschen pflegte. S. Becker's Gallus Th. I. S. 169. Das Weitere aber ist eine gräuliche Verdrehung einer Stelle Seneca's, welcher (ep. 70. §. 17.) erzählt: Nuper in ludo bestiariorum unus e Germanis, quum ad matutina spectacula pararetur, secessit ad exonerandum corpus. . . Ibi lignum id, quod ad emundanda obscoena adhaerente spongia positum est, totum in gulam farsit, et vi praeclusis faucibus spiritum elisit. Von demselben Instrumente spricht auch Martial XII., 48. Hier ist aber an dasselbe durchaus nicht zu denken.

Die Notiz: „On appelait encore delubrum une piscine placée à l'entrée des temples, . . . racine diluere“ (S. 452) ist hier wie eine ausgemachte Sache hingestellt; sie beruht aber auf einer ganz unverbürgten Vossischen Etymologie. — S. 455, wo von den Saliern die Rede ist, wird behauptet, Seneca vergleiche den Tanz derselben mit dem tactmäßigen Niederfallen der Hämmer einer Walkmühle; allein Seneca (ep. 15. §. 4.) sagt nur: vell ille (saltus), ut ita dicam, saliaris, aut, ut contumeliosius dicam, fullonius, und unter diesem saltus fullonius ist das Stampfen der zu walkenden Gegenstände mit den Füßen zu verstehen, wie Jos. Scaliger zu Varro L. L. V. (VI., 43.) ed. Bip. p. 137 f. gezeigt hat.

Nicht viel besser steht es mit dem Mythologischen und dem Historischen. Die Notiz (S. 425) „Apollon, est dit ailleurs Agyieus“ beruht nur auf einer unrichtigen Lesart bey Horaz, Od. IV. (nicht II., wie weiter oben citirt wird) 5, 21. — Semonia wird S. 431 als zu den „Semones, mot formé de semihomines“ gehörig betrachtet. Richtiger sieht sie wohl Hartung Relig. d. Röm. Th. II. S. 131 (vgl. I., 43.) als Göttin des Ackerbaues an. — Wenn S. 437 bemerkt wird; „On sait en effet qu' Hercule s'appelait d'abord Héraclide,“ so ist für's Erste statt des sinnlosen Héraclide nach Enst. 929; 42. zu schreiben Ἀλκαῖος; es ist aber auch gar nicht davon die Rede, daß er zuerst anders hieß, sondern daß der Sohn der Alkmene nicht allein und nicht zuerst (d. i. als der Erste) diesen Namen trug. — Omphis als Name des heiligen Stieres der Aegyptier (S. 438) ist wohl nur ein Druckfehler für Onuphis. — S. 454 ist von mehreren vom Himmel gefallenen Schildern, als Unterpfand der Größe Rom's die Rede. — Die Note zu dem allerdings Unrichtigen: Apud Athenas Atticas Areopagitae tacentes iudicant (VII., 1, 17.) macht es nicht recht klar, worin der Fehler liegt. Es handelt sich bey Plutarch (Sympos. I., 1, 2.), woher das Ganze entnommen ist, weder von der Dunkelheit, in deren Schooß der Areopag seine Sitzungen hielt, noch von dem Stillschweigen des Orestes, wie hier gesagt wird, sondern von dem Schweigen der den flüchtigen Orestes bewirthenden Athener.

Besondere Beachtung hat das Litterarhistorische gefunden; und in dieser Beziehung läßt sich auch für den weniger Eingeweihten aus dem hier Gegebenen manche Belehrung schöpfen; indessen gehen die Bemerkungen manchmal allzusehr in das Triviale über. Die Anführung von Ausgaben der erwähnten Schriftsteller hätte füglich unterlassen werden können; wurde sie aber einmal in den Plan aufgenommen, so mußten auch die letzten dreißig Jahre mehr Berücksichtigung finden, als es hier geschehen ist.

Ueber Festus wird, um nur ein Beyspiel anzuführen S. 452 berichtet, die verstümmelte Handschrift desselben, sey im 6. Jahrhundert aufgefunden worden; die beste Ausgabe sey noch jetzt die von Dacier in usum Delphini 1681 in 4., bekannt-

lich wird aber von dem neuesten Herausgeber gerade dieser Bearbeitung kein bedeutender Werth beygemessen. Häßliche Fehler, wie S. 449 Turranianus Nigrus, S. 450 Licinius Stolus, kommen auch mitunter vor, von denen wohl nur ein Theil dem Drucker zur Last fällt, wenn gleich diese Bemerkungen nichts weniger als correct gedruckt sind.

Ein Index zu Macrobius ist nicht vorhanden, was um so mehr auffallen muß, da für Varro und Pompon. Mela, welche beygegeben sind. Es scheint, dem Bearbeiter war die Mühe zu viel, die Seitenzahlen in dem Index einer der früheren Ausgaben nach der seinigen umzuschreiben, wenn er auch keinen neuen anfertigen wollte. Außerdem vermißt man die Figuren, auf welche in dem Commentare zum Somnium Scipionis mehrfach Bezug genommen wird. Eben so fehlen aber auch zu Pomp. Mela die in den Bemerkungen versprochenen Tafeln (planches).

Fassen wir die Leistungen dieser Ausgabe des Macrobius zusammen, wobey von der Uebersetzung hier kaum die Rede seyn kann, da sie für den Deutschen nur als eine lästige, d. h. das Buch vertheuernde Zugabe zu betrachten ist: so läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der Plan derselben, wenigstens für die Saturnalien nicht übel angelegt ist, wenn man nämlich von Seite der Kritik nicht die Ansprüche macht, welche man an eine in Deutschland erschienene Ausgabe mit Recht machen würde. Es ist der Text derjenigen Ausgabe gewählt, welche als die beste betrachtet wird, und zwar erscheint er hier nicht, wie dort, ohne alle weitere Nachweise, sondern mit einer Auswahl der kritischen Bemerkungen Anderer, an welche sich ebenfalls eine Auswahl der früher gegebenen Erklärungen mit mancherley Zusätzen von dem Herausgeber anreiht, mit Voranstellung einer das Wenige, was wir über den Schriftsteller selbst wissen, und seine Werke besprechenden Abhandlung. Allein die Art und Weise der Ausführung dieses Planes trägt von Anfang bis zu Ende so sehr das Gepräge der Leichtfertigkeit an sich, daß offenbar das, was hätte erreicht werden können, bey weitem nicht erreicht worden ist, und namentlich alle Zugaben so unzuverläßig sind, daß sie bey keiner wissenschaftlichen Untersuchung ohne genaue Prüfung angewendet werden können. Es ist also dem Bedürfnisse einer neuen Bearbeitung des Macrobius nach keiner Seite hin abgeholfen.

Vom Varro erscheinen hier nur die Reste der Bücher de lingua latina, indem das Werk de re rustica einem andern Theile der Sammlung „recueil des Agronomes latin," zugetheilt ist. Wer der Bearbeiter dieser Bücher sey, ist nicht angegeben. Voran steht eine aus Schöll's Geschichte der römischen Litteratur ausgezogene „Notice sur le traité de la langue latine." Der Text ist, wie auch S. 593 bemerkt ist, der Müllerische; und zwar ist dieser, so weit ihn Ref. verglichen hat, mit lobenswerther Correktheit abgedruckt. Doch sind die Fragmente ziemlich flüchtig behandelt und hier und da verstümmelt. Es sind nämlich meistens die Worte aus den Werken, worin sich die einzelnen Fragmente finden, welche O. Müller mit aufgenommen hat, weggelassen; bey einem Fragmente des dritten Buches aber finden sich nur die Worte des Diomedes, nicht die des Varro. In dem ersten Fragmente aus dem eilften Buche finden sich bey Müller zwey Stellen vereinigt, eine aus dem 22ten und eine aus dem 11ten Buche. Hier ist nur jene angeführt; diese fehlt ganz. In den Fragmenten des 24ten Buches findet sich Proloquium ut (statt est) sententia und Quum indidem haurierunt (statt hauserint). Gewiß Fehler genug, da das Ganze mit der Uebersetzung nur eine Seite einnimmt.

Die Uebersetzung ist in ähnlicher Weise, als die des Macrobius gehalten. Eine „Table alphabétique des mots dont Varron donne l'étymologie" steht vor den Fragmenten und den „Notes sur le traité de la langue latine," welche nur zwey Blätter füllen, und theils Citate, theils sachliche Erklärungen enthalten, bey welchen auffallend ist, daß auf Macrobius, obgleich sich mehrfache Gelegenheit dazu ergäbe, keineswegs die Rücksicht genommen ist, welche man bey einem in demselben Bande enthaltenen Schriftsteller erwarten sollte; ein deutlicher Beweis, daß die Vereinigung der beiden Schriftsteller nur auf äußeren, zufälligen Gründen beruht.

(Schluß folgt.)

Die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742.

(Fortsetzung.)

Dieser Manno, dessen Neuburger Diöcese mit der Regensburger vereinigt wurde (nach Lazius, migr. gent.) und der doch auch Bischof von Augsburg war, ist wohl zu unterscheiden von einem späteren Neuburger Bischof Manno, der auf der Dingolfinger Synode 772 unterzeichnete. Das richtigste Jahr der Ordination des ersteren Manno scheint Hrn. Sch. das J. 702 zu seyn, weil hier bey der Theilung Baierns die Länder am Lech und in Schwaben dem Tetrarchen Theodoald zufielen, der als religiöser Fürst gewiß die Wiederbesetzung des verwaisten Neuburger Bischofsstuhles veranlaßt haben wird, zumal Theodoald selbst zu Neuburg residirte. Unter Manno stand einer gemeinschaftlichen Verwaltung der Neuburg-Augsburger mit der Regensburger Diöcese (seit 721) von Seite der politischen Verhältnisse kein Hinderniß im Wege (!). Das am Ende der Abhandlung mitgetheilte Verzeichniß der Neuburger Bischofe giebt als Ausgang von Manno's Regierung das J. 721. —

Den Schluß dieser Bischöfe macht Wiggo oder Wicho, auch Beichterb, Wikterp genannt. Er war Regensburger Bischof, und da mit seiner Diöcese die Neuburg-Augsburger vereint war, auch Bischof dieser beyden Sitze und regierte von 724—748. Seit 739 jedoch hatte er sich von Regensburg hinwegbegeben, aber er ist auch noch nach seinem Abgang von dort Ordinarius der Regensburger Diöcese geblieben, so daß also unter ihm im strengen Sinne eine Cumulativ-Verwaltung der Regensburger und Augsburg-Neuburger Diöcese bestanden hat. Der vom h. Bonifacius 739 für Regensburg verordnete Bischof Gaubald (Gaibald, Pertz II. 346) ist — was auch die Vita S. Bonifacii sagen mag — des Bischofs Weichterb's Vicar gewesen; hier entscheidet dem Hrn. Sch. Aventin, der sagt: Bonifacius — Geovaldum — socium Wicterbo, qui senio confectus, adsciscit. Erst nach Wicterp's Absetzung — ob merita sua, giebt Lazius an — im J. 748 hörte dieß Verhältniß auf und Gaibald war fortan wirklicher Bischof. Von Neuburg aus, wohin der hochbetagte Wicterp 724 gegangen war (nicht etwa von seinem Kloster zu Tours aus) regierte dieser als Ordinarius seine Regensburger Diöcese, verwaltete aber auch das Bisthum Neuburg-Augsburg, bis er im J. 742 für Neuburg allein ordinirt wurde. Im Schreiben v. J. 739 (soll heißen 738, so wie das vom Hrn. Sch. auf den 29. Okt. 739 angegebene Schreiben Gregor III. auf das J. 740 zu stellen ist) an die Bischöfe von Baiovarien und Alemannien steht Wiggo als der älteste oben an; von allen Erklärern ist er als Bischof der Diöcese Augsburg besser, meint Hr. Sch., Neuburg-Augsburg, — gedeutet worden. Bey dem Geschäft der Bisthumsordnung Baierns, die Hr. Sch. nach Lazius zu Neuburg vornehmen läßt, hätte Bonifacius keinen besseren, erfahreneren Gehilfen finden mögen, als den Neuburger Wiggo, der 27 Jahre hindurch reinbayerischer und wieder 14 Jahre alemannisch-bayerischer Bischof gewesen war: Einen solchen Mann konnte Bonifacius bey dieser Angelegenheit um so weniger umgehen, als damals nur der einzige Vivolo im eigentlichen Bayern existirte. [Lag denn aber Neuburg nicht in diesem eigentlichen Bayern, und war Wiggo nicht, nach Hrn. Sch., Bischof von Neuburg? Und dann, wenn Wiggo sich so brauchbar erwies, warum wurde er deßungeachtet abgesetzt?]

Wie lang Wiggo über Neuburg und Augsburg regierte, giebt Lazius, freylich mit einigen Anachronismen, an, wenn er sagt: „Zacharias regente Carolo Rege duos episcopos ordinavit, Wicconem in novam civitatem et Rozilonem in Augustam.“ — Da Zacharias erst den 30. November 741 Papst wurde, die bezeichnete Ordination aber auf Veranlassung Karl Martells geschah, den Hr. Sch. erst im J. 742 sterben läßt; so kann in der Lazischen Stelle nur das J. 742 gemeint seyn, in welchem Jahre die Franken unter Karlmann und Pippin in Bayern eingedrungen sind und alles Land bis an den Lech in Besitz genommen haben.*) (Forts. folgt.)

*) Franci — in Bajuaria usque de Lech sagen die Annal. Nazar. Also haben v. Pallhausen und seine Nachtreter geschlossen, erstrecke sich Baiovarien westlich des Lechs; wirklich hat Pallhausen Westbaiovarien zwischen Iller und Lech auf diese Stelle hin angenommen. Hr. Sch. wird aber aus dem hier gleich mitzutheilenden Beyspiele erkennen können, wie die Chronisten jener Zeit das Wörtlein „in“ gebraucht haben: Pertz I. 88. zum J. 787 sagen die einheimischen Annal. Juvav. minores: „Karolus Beneventum adquisivit et dedit S. Petro; inde abiit et venit in Baioariam super fluvium Lech etc.“ Zum darauf folgenden Jahr 788 erzählen dieselben Annalen: „Tassilo captus et tonsus est. Carolus primo venit in Baioariam.“ Wie konnte der Annalist, der noch sein venit in Bajoar. super fluvium Lech vor Augen hatte, doch noch sagen: Carol. primo venit in B.; wenn er ihn schon das Jahr vorher in B. gewesen seyn läßt? —

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. November.

Nro. 221. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Reise in Ostindien, in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter, von Leopold von Orlich. Leipzig 1845.

Ein Antrieb, nicht nur der Wißbegierde, sondern von jugendlich ritterlicher Art war es, welcher den eben genannten Reisenden aus dem Vaterlande hinweg nach Indien führte. Die Kunde von den unglücklichen Ereignissen, welche die brittische Armee im J. 1841 in Kabul betroffen hatten, weckte in Europa allgemein die Besorgnisse, daß dieß der Anfang eines längeren, schweren Kampfes für England seyn werde. Da regte sich in L. v. Orlich der Wunsch, eine so günstige Gelegenheit, sich in Waffenthaten zu üben, benutzen zu dürfen, und was er wünschte, das ward ihm durch die Gnade seines Königs und ein bereitwilliges Entgegenkommen des englischen Ministeriums gewährt. Freylich gelang es ihm nicht mehr, an dem eigentlichen, entscheidenden Feldzuge nach Afghanistan thätigen Antheil zu nehmen; dieser war, als er dem Schauplatz des Krieges in Ferospur sich nahete, bereits siegreich beendigt; desto eifriger dagegen beutete er die Gelegenheit aus, sich in dem Lande, das des Wissenswürdigen, bekannten wie unbekannten, so Vieles darbietet, Anschauungen und Erkenntnisse zu eigen zu machen, von denen sein Werk eine reich ergiebige Fundgrube ist.

Diesem Werke merkt man in seinem Inhalt wie in seiner Form die Schule an, in welcher sein Verfasser gebildet wurde: jene Schule, welche die Natur der Länder und ihrer Bewohner eben so genau und richtig in's Auge fassen, als in meisterhaften Zügen sie beschreiben lehrt. Der Leser fühlt sich, gleichwie ein persönlich Mitreisender, auf lebendigste Weise in den Kreis der Beobachtungen und Erfahrungen hineinversetzt, welche der Beschreiber der Reise auf seinem Wege durch ein Land der Natur-Herrlichkeiten für ihn gesammelt hat; der wörtlichen Darstellung kommt noch in höchst belehrender Weise die des künstlerischen Grabstichels zu Hülfe: dem Texte selber sind eine Menge wohlgelungene Abbildungen eingefügt, welche theils nach den treuen Originalzeichnungen einheimischer Künstler zu Agra und Pasna, theils nach eigenhändigen Skizzen des Verfassers ausgeführt sind. So steht Orlichs Reise durch ihren Gehalt wie durch ihre Ausstattung als ein ehrendes Denkmal des deutschen Geistes, ebenbürtig neben den gerühmtesten neuern Werken der andern mit Indien in engerem Verkehr stehenden Nationen da.

Wir wollen im Nachstehenden den Verfasser wenigstens auf einigen Partieen seiner Wanderungen begleiten.

Daß man in 37 Tagen den Weg von Southampton leicht nach Bombay zurücklegen könne, wer hätte noch vor wenig Menschenaltern dieß zu Wasser oder zu Lande für möglich gehalten! Dem Reisenden selber erschien es wie ein Traum, als er, der noch den Anfang des July in England verlebt hatte, schon am 6. August 1842 sich mitten in einer für ihn ganz neuen Welt, in Indien, an dem längst ersehnten Ziele seiner Wünsche fand. Durch Dampfschiffe von der englischen Küste bis an die ägyptische, dann, mit Ausnahme der verhältnißmäßig kleinen (nur 21 Meilen betragenden) Strecke auf dem Nah-

mud-Kanal, abermals durch ein Dampfschiff, das den Nil befährt, gelangt man in weniger als 20 Tagen bis nach Cairo. Von da führen die von Mehemed Ali eingerichteten Posten den Wanderer in höchstens 16 bis 18 Stunden nach Suez, dessen Hafen unser Reisender am 22. Tage nach seiner Abfahrt aus England verließ, am 29. Tage mit der Eile des Dampfes die Bay von Aden erreichte, und, wie schon erwähnt, noch vor Ablauf des 37. Tages im Hafen von Bombay landete.

Der erste Tag des Ausruhens auf dem festen Lande, nach der zwar verhältnißmäßig kurzen, dabey aber dennoch nicht beschwerdelosen Seereise war ein Sonntag. Unser Reisender brachte einen Theil desselben, der Einladung zu ihrer Tafel folgend, in Gesellschaft der brittischen Offiziere zu, deren Regiment in jenem Anbau an Bombay, der auf der Halbinsel Colabah sich ausbreitet, seinen Aufenthalt hatte. Aus diesem fröhlichen Kreise blühender junger Männer erlagen wenige Tage nachher zwey der Cholera, mehrere andere wurden von einem heftigen Fieber ergriffen; unser Landsmann verdankte vielleicht sein Bewahrtbleiben vor jedem solchen Unfall zunächst dem Aufenthalt auf dem Landsitz und der freundlichen Pflege im Familienkreise des General Barr, an den er vom gelehrten Obrist Sykes durch einen Brief empfohlen war. Wenn er aber auch für seine eigene Person von der damals in Indien herrschenden furchtbaren Seuche verschont blieb, so mußte er dennoch sie in all ihren Schrecknissen sich nahe kommen sehen, als er auf dem Dampfschiffe Zenobia mit den Truppen, welche Sir Charles Napier an den Indus führte, seine neue Seereise machte. Das Dampfschiff hatte am 3. September den Hafen von Bombay verlassen; es fanden sich auf demselben, außer dem kommandirenden General, 22 Offiziere, 150 europäische Soldaten mit 23 Frauen und 27 Kindern, 60 Sepoys und 61 Diener; auf einem besondern, von dem Dampfschiffe in Schlepptau genommenen Boote waren die Pferde untergebracht. Schon in der ersten Nacht der Fahrt ergoß sich der Regen in Strömen; die Soldaten mit den Frauen und Kindern so wie mit den Dienern, auf dem offenen Verdecke zusammengedrängt, saßen und lagen in dem Wasser, das aus den Wolken so wie aus den hoch heranspritzenden Meereswogen über sie hinfloß, der Wind wehete empfindlich kalt; dabey war für diese große Schaar von Menschen keine Gelegenheit zur Bereitung warmer Speisen zu finden; Thee, Schiffszwieback und Branntwein waren das Einzige, das sie zur Nahrung und Erquickung haben konnten. Der peinliche Zustand dieses armen Volkes wurde nur wenig erleichtert, als am darauf folgenden Tage die Sonne brennend heiß auf sie herunterstrahlte. Der Dampf, der bey solcher Wärme, welche durch die heizende Kraft der Maschine noch vermehrt wurde, aus den nassen Decken und Kleidern emporstieg, wirkte fast erstickend; schon um 9 Uhr des Vormittags äußerten sich die Folgen des furchtbar schnellen Wechsels der Temperatur und des Einflußes der verpesteten Luft; drey Personen wurden von der Cholera befallen, wovon die eine noch an demselben Tage starb. Am darauf folgenden Tage vermehrte sich die Zahl der Erkrankten auf einige vierzig, davon mehrere schon vier Stunden nach dem Anfall starben; um für die Kranken Raum zu gewinnen, mußten die Todten unverzüglich in ihre Decken eingenäht und mit Kugeln belastet ins Meer gesenkt werden; binnen vier Tagen waren 45 europäische und 2 indische Soldaten, 3 Matrosen, 4 Frauen und 3 Kinder ein Opfer der Seuche geworden und als das Schiff jetzt bey Kuraschy vor Anker gehen konnte, da wurden einige und dreyßig Cholerakranke mit den noch des Gehens und Stehens fähigen, vergleichungsweise Gesunden ans Land gesetzt. Wenn selbst in einer europäischen Stadt mitten unter den Bequemlichkeiten des bürgerlichen Lebens und den Hülfsmitteln der hochgesteigerten Heilkunde, da, wo für die meisten Kranken ein hinlänglich großer, abgeschiedener Raum zu finden ist, die Erscheinungen der Cholera etwas ungemein Furchtbares sind, was mußten sie erst in den engen Räumen eines Schiffes seyn, wo jeder Schrey des Schmerzens der Kranken oder des Jammers der Hinterbliebenen gehört wurde, jeder Blick, sobald man aus der engen Kajüte hinaus ins Freye trat, auf Sterbende oder auf die von Angst und Schmerz verzerrten Gesichtszüge der eben Erkrankenden fiel.

(Fortsetzung.)

Macrobe (oeuvres complètes), Varron (de la langue latine), Pomponius Méla (oeuvres complètes), avec la traduction en français, publiées sous la direction de M. Nisard, professeur d'éloquence latine au collége de France.

(Schluß.)

Mehrere Unrichtigkeiten enthalten in der Bemerkung über das ursprüngliche Alphabet die Worte: „Voici ceux, qui paraissent avoir manqué dans cet alphabet primitif et qui ne furent introduits que plus tard: l' R. qui était remplacé par un D., le G. au lieu duquel on se servait du C.; l' X remplacé soit par un simple C. ou par CS., le Z. que suppléait CS., ou GS., ou même SS.“ Daß R wohl den ältesten aus Griechenland eingeführten Buchstaben angehört habe, sagt Conr. Schneider Gr. Th. I. S. 340. Sollten die mit R verwandten Buchstaben angeführt werden, so hätte in keinem Falle S. vergessen werden dürfen (daſ. S. 341). Im Folgenden könnte man vermuthen, der Verf. habe schreiben wollen; l'X que suppléait CS., ou GS., ou même SS., le Z. remplacé soit par le simple D. ou par DS., wobey noch immer auffallend genug wäre, daß G. einmal unter den fehlenden, das andere Mal unter den ergänzenden Buchstaben vorkäme. Nach Schneider a. a. O. S. 373 ist das Wahre, daß noch in späterer Zeit Einige statt X. schrieben CS. oder GS. Uebrigens ist klar, daß durch diese wenigen Buchstaben, die oben erwähnte Zahl von 16 nicht zu der später gebräuchlichen Zahl ergänzt wird.

Im Ganzen erscheint Varro ziemlich kärglich ausgestattet. Besser ist Pomponius Mela bedacht, welchen Hüot bearbeitet hat, der in dem „avertissement des éditeurs“ als „le savant éditeur et continuateur de Malte-Brun“ empfohlen wird, und S. 672 selbst als sein Werk anführt: „Voyage géologique en Crimée, qui fait partie du Voyage dans la Russie meridionale etc. exécuté 1837 sous la direction de M. A. de Démidoff,“ woraus sich abnehmen läßt, daß er hinlänglich mit geographischen Kenntnissen ausgerüstet an's Werk ging.

In einer „Notice sur Pomponius Méla,“ welche voransteht, wird vorzüglich die Ansicht derer bestritten, welche Mela zu einem Bruder des Philosophen Seneca machen wollten, und die Bedeutung dieses Schriftstellers für die alte Geographie nachgewiesen. Der Text ist der zweyten Bipontiner Ausgabe v. J. 1809 entnommen, doch mit einzelnen Aenderungen, vgl. S. 689 f. Die Uebersetzung bietet nichts Besonderes dar; eine schätzbare Zugabe bilden aber die Bemerkungen, welche theils unter der Uebersetzung stehen, theils, so ferne sie länger sind, als „Notes supplémentaires“ S. 663 bis 701 dieser nachgedruckt sind. Sie berühren theilweise die Ansichten anderer alter Geographen, vorzugsweise aber sind sie darauf gerichtet, die alten geographischen Namen mit den jetzigen in Einklang zu bringen. Die „Notes supplémentaires“ umfassen mitunter auch das Naturhistorische; hier und da, wie S. 672 ff. über das schwarze Meer und die Krim, S. 687 über das Caspische Meer, schweifen sie etwas weit aus; doch sind sie im Ganzen mit vieler Einsicht geschrieben, und gewähren, da auch die neuere geographische und Reise-Litteratur theilweise benützt ist, denjenigen, welche diese Studien nicht in weiterem Umfange betreiben, manchfache Belehrung, wenn schon in dem „avertissement des éditeurs“ mit den Worten: „Ses notes . . . forment un traité complet de géographie comparée“ offenbar zu viel gesagt ist.

Ein „Index“ und eine „Table des matières de la Géographie de Pomp. Méla“ macht den Beschluß des Ganzen.

L. v. Jan.

Die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742.

(Fortsetzung.)

Diese politische Veränderung war die Veranlassung der Trennung Neuburgs von Augsburg, nachdem beyde Bisthümer seit 670, also 72 Jahre, vereinigt gewesen waren. Wicco, nun blos für Neuburg Bischof, wurde 748 vom Bonifacius abgesetzt. — Das Jahr 742 bezeichnet nach Hrn. Sch. in der Geschichte von Neuburg den Anfang einer neuen Periode, die er bey einer andern Gelegenheit zu besprechen vorhat.

Am Schlusse seiner Abhandlung spricht er seine Ueberzeugung dahin aus: „daß ein Bisthum Neuburg selbst für die frühe Zeit vom J. 626—742 nicht mehr zweifelhaft seyn könne.“

Solche Bewandtniß hat es mit des Hrn. Sch. Entdeckung von 5 Neuburger Bischöfen! — Einen hieher gehörigen Bischof jedoch hat er, wie es scheint, unbeachtet gelassen. Derselbe Lazius, aus dessen Schrift Hr. Sch. den ersten (Tutto), 4. (Manno) und 5. (Wiggo) Neuburger Bischof genommen, führt S. 242, edit. Francf. 1600, fol. vom H. Emmeran Folgendes an: „Landebertus, Theoberti tertii filius, et Theobaldi sequentis pater, habuit in matrimonio Blutradam quandam: qui instinctu Orcae sororis, suae meretricis, S. Emmerannum occidit, episcopum Nouae ciuitatis supra Ratisponam, circa annos Domini DCLII.“ — Hier haben wir denselben Ausdruck für den Bischofssitz Emmeram's vor uns, wie bey Tutto (Nouae ciuitatis supra Ratisp. praesul, p. 231); der, glauben wir dem Lazius, neben Wilo oder Philo, Laureacensis archipraesul, und Erkkenfrid, Patauiensis praesul, einer der Gehilfen des h. Ruperts bey seinem Bekehrungsgeschäft der Bayern gewesen wäre. — Die 4 bayerischen Bischöfe, an die Papst Gregor III. ein Schreiben gerichtet, zählt Lazius in folgender Ordnung auf: Wilo (Lorch), Sidonius (Passau), Erimbertus (Freising) et Wicco apud Nouam ciuitatem prope Ratisponam. Die Eintheilung Bayerns in 4 Bisthümer theilt derselbe Lazius aus einem alten Annalen-Codex so mit: der 1. Joannes zu Salzburg, der 2. Erimprecht zu Freising, der 3. Gibolph, Ratisponensis ecclesiae sedem accepit; der 4, Bilibaldus; in loco, cui vocabulum est Aichstet etc. Wirkte nun, was bekannt genug ist, S. Emmeram zu Regensburg; so muß diese noua civitas supra Ratisponam, oder prope Ratisponam Regensburg selbst seyn, nicht aber Neuburg; was noch deutlicher aus der Bestimmung der Lazischen 4 Bischofsitze wird, wo Lorch, Passau, Freising und Noua ciuitas prope Ratisponam (Regensburg) genannt werden. Unter den 4 Bisthumssitzen befindet sich bey dieser Aufzählung Neuburg nicht. Mit diesem Ausdrucke: Nova civitas vergleiche man Wittukind's Stelle zum J. 954 bey Pertz V. 457: „Heinricus vero Novam urbem obtinuit; Reinesburg pene omnis proxima nocte concremata. Diese Nova urbs ist die Neustadt Regensburgs, von der Altstadt durch die Bachgasse geschieden. Es ist also nach dem Laute der obigen aus Lazius angeführten Stellen nichts weniger als klar entschieden und ausgemacht, daß Tutto und Wicco, — welch' Letzteren Hr. Sch. ohnehin zu einem Regensburger, eigentlich Regensburg-Neuburg-Augsburger Bischof macht —, Neuburger Bischöfe gewesen seyen, und Lazius, der zwar nach eigenem Geständniß Bayern mehrfach bereist*), scheint nicht einmal von der Oertlichkeit, die hier in Frage steht, eine deutliche Vorstellung gehabt zu haben; doch legen wir hierauf kein sonderliches Gewicht. — Weßhalb wurde nun S. Emmeramm, der Episcopus Nouae ciuitatis supra Ratisponam nicht eben so gut den Neuburger Bischöfen vom Hrn. Sch. zugezählt, wie Tutto?

*) Hier die Stelle p. 233, merkwürdig zugleich wegen ihres ungerechten Urtheils über die Altbayern zu Lazius Zeit! „Fuerunt olim Boii, eorumque soboles ac propagines Boiarii, multis seculis humanitate ac cultu cum corporis tum ingenii, prae caeteris Germaniae Galliaeque populis celebrati; a qua tamen hodie longe digressi, nec optimi principis ac justitiae observantissimi juste latis legibus coherceri satis possunt. Quin auariciae addicti, aduenas paulo durius tractare pergunt: id quod et nos multis itineribus experti contestamur.“

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 6. November.

Nro. 222. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Reise in Ostindien, in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter, von Leopold von Orlich.

(Fortsetzung.)

Kuraschy, in dessen Nähe damals eine Abtheilung des brittischen Heeres von 2000 Mann im Lager stund, empfängt durch seine Lage, in der Nähe der Mündung des Indus, eine nicht geringe Wichtigkeit für den Verkehr der Bewohner des Sind mit anderen Ländern. Nach seinem Aussehen sollte man es kaum erwarten, daß hier Leute von so bedeutendem Vermögen leben, daß ihr Credit vom Euphrat bis zum Ganges reicht, ihre Anweisungen durch ganz Indien gleich baarem Gelde stehen; denn Kuraschy, das nahe an der Stätte des alten Crocala sich angebaut hat, ist ein kleiner Ort mit engen, schmutzigen Gassen und mit unansehnlichen, aus Lehm und Holzwerk oder aus Backsteinen errichteten Häusern. Von seinen 14000 Bewohnern sind fast zwey Drittheile Hindus, in deren Händen hier wie überall im Sind der Handel und das meiste baare Geld des Landes ist. Hierdurch vor Allem bilden dieselben eine nicht unbedeutende Macht des Landes, in dessen Städten und allen für ihr Gewerbe günstigen Ortschaften sie überall sich verbreitet haben, so daß man annehmen kann, daß der fünfte Theil der Bewohner der Städte im Mittel aus Hindus bestehe, und daß dieselben überhaupt den sechsten Theil der Gesammtbevölkerung des Sind bilden. Sie erdulden den Druck, der in religiöser wie in geselliger Hinsicht auf ihnen lastet, mit jener Unterwürfigkeit und Geschmeidigkeit, welche im Allgemeinen den Juden unserer Länder eigen ist; zufrieden mit dem stillen Besitz, den ihr Fleiß ihnen verschaffte, suchen sie im Aeußern so wenig auffallend als möglich zu erscheinen; sie tragen den Bart und Turban der Muselmänner, fügen sich selber, so weit ihr Gesetz dieß erlaubt, in die Gewohnheiten und Sitten derselben; ihr ganzer Aufzug ist eher arm und schmutzig, als reich zu nennen.

Für die Sicherheit der Personen wie ihres Eigenthums mag, unter der jetzigen Gewaltherrschaft der Amyrs aus dem Stamme der Beludschen, ein solches vorsichtiges Benehmen nothwendig seyn, denn der heutige Zustand der eigentlichen alten Bewohner des Landes, der Jats, die sich vorherrschend mit Feldbau und Viehzucht beschäftigen, ist, obgleich sie Glaubensgenossen ihrer Unterdrücker sind, im höchsten Grade bedauernswerth. Mehr als die Hälfte des Ertrages ihrer Arbeit müssen jene rechtmäßigen Besitzer des Bodens an die barbarischen Freybeuter abgeben, welche seit 1785 aus den Gebirgen und Steppen von Nordwesten her sich eindrängten, den damaligen, angeblich noch abassydischen, tief entarteten Herrscherstamm vertilgten, und seitdem, obgleich sie kaum den zehnten Theil der Bewohner des Sind bilden, mit rücksichtsloser Härte da schneiden und ärnten, wo sie nicht gesäet haben. Uebrigens sind diese Beludschen, — die eigentliche Kriegskaste des Sind — an sich selber, mitten unter den andern Völkerstämmen der Nachbarschaft, eine höchst interessante Erscheinung. Mehrere ihrer Gebräuche und Sitten gehören den mosaischen Ge-

setzen an; ihre mündlichen wie schriftlichen Ueberlieferungen stimmen in so vielen Stücken mit denen der Juden überein, daß man sie öfters als Nachkommen der zehn Stämme Israels betrachtet hat, welche früher als die Bewohner von Juda und Jerusalem, und unkenntlicher geworden als diese, in die Länder des Ostens verstreut, unter die Heiden gemischt wurden. Sollte dieß wirklich so seyn, dann hat sich in diesen weit hinausgeschobenen Zweigen des Volkes jener kriegerische Muth, jene Kraft, welche bey der Eroberung von Kanaan den andern Völkern furchtbar war, nicht nur von neuem gestählt, sondern bis zu einem Uebermuth und Selbstgefühl der Krieger gesteigert, welche von nichts Anderem wissen, nichts Anderes treiben wollen, denn Kampf, Raub und Jagd. Nur wenige unter ihnen beschäftigen sich mit Ackerbau, alle aber mit der Pflege der für die Züge des Kriegers und Jägers brauchbaren Rosse und Kameele. Wenn der Mann daheim bey den Seinigen ist, dann überläßt er alle Sorgen, alle Geschäfte des Hauswesens den Frauen; er selber bringt die Zeit des Tages mit Rauchen, Trinken und bey der Mahlzeit oder im Spiele mit seinen Kindern zu. Nur scheinbar fast ist die Gewalt, welche die Häuptlinge der einzelnen Clane über diese Leute haben, davon Jeder sich für einen ebenbürtigen Herrscher hält; wenn aber eine gemeinsame Gefahr ihrer Gewaltherrschaft über das Land drohet, dann eilen alsbald Alle, welche Waffen tragen können, zum Kampfplatze. Die Männer wie ihre Rosse und Kameele zeigen sich bey solcher Gelegenheit von gleicher Schnelligkeit und Ausdauer; denn als Lord Keane in das Land einrückte, da legte ein reitender Bote des Myr Amyr auf einem Kameele desselben den Weg von Heiderabad nach Sakkar, welcher etliche fünfzig geographische Meilen beträgt, in zwey Tagen zurück. Man hatte das Thier auf diesem Eilmarsche durch Reis und berauschendes Getränk bey Muth und Kräften erhalten.

Die Beludschen schildert unser Reisender auch ihrem Aeußern nach als einen sehr augenfälligen Menschenschlag. Sie sind von dunkelbrauner Gesichtsfarbe, schön und mannhaft edel im Ausdruck so wie im Blick der dunklen, feurigen Augen, von kräftigem Gliederbau; ihr Kopfputz besteht in einer hohen, oben breiten Mütze, die aus buntfarbiger Seide mit Baumwolle gewebt und von Gold und Silber durchwirkt ist; unter dem wohlanschließenden Soldatenrock tragen sie eine gelb- oder rothseidene Weste und ein vorn offenes Hemde, am Unterkörper weite Pantalons. Sie pflegen weder das Haar noch den Bart zu scheeren; jenes fällt in langen Locken über die Schultern herunter oder ist in Knoten auf dem Kopfe zusammengebunden. So vollständig gekleidet, und dabey mit einer langen Luntenflinte, mit Säbel, Bogen, Schild und Köcher bewaffnet, treten die Beludschen neben den armen, nur am Haupt und um die Hüften nothdürftig bekleideten Eingebornen des Landes, den Jats, einher, deren Peiniger und Dränger sie sind. Denn die Amyrs, als leidenschaftliche Jäger, abgesehen von den sonst unerschwinglichen Abgaben, die sie vom Landvolk erpressen, pflegen dieses, so oft es ihnen beliebt, aus seinen Hütten und väterlichem Erbe zu vertreiben, um ein neues Feld für ihre Treibjagden zu gewinnen. So ließ der Beludschenfürst Myr Fatteh Ali einen der fruchtbarsten Bezirke am Indus, aus welchem er beynahe 200,000 fl. Einkünfte bezog, von seinen Bewohnern räumen und zur Wildniß werden, weil dort ein Lieblingsaufenthalt des Hirschebers war; Myr Murad Ali ließ ein großes Dorf vom Grund aus zerstören, damit das Weiden des Rindviehes und das Krähen der Hähne das Wild im angränzenden Jagdgebiet nicht beunruhigen oder verscheuchen möge. Wenn ein Beludschenfürst mit der Schaar seiner Häuptlinge und Diener auf Kameelen und Rossen zur Jagd auszieht, dann muß auf dem ganzen Wege das Volk der Ortschaften, durch welche der Zug geht, für die Verpflegung des Trosses sorgen; die Anwohner des Jagdgebietes müssen, mit den Hunden zugleich, das Wildpret herbeytreiben in die Nähe der Hütte, wo der Fürst mit seinen Jagdgenossen zum Schusse fertig stehet; wie viel dabey des halbnackten Volkes von den Hauern des Hirschebers zerfleischt oder von den Geschossen getödtet wird, das achten die Beludschen nicht.

Bey solchen Verhältnissen wird man es leicht begreiflich finden, daß die Einkünfte des Landes, die sich früher auf eine Million beliefen, und bey

guter Bewirthschaftung noch viel höher gesteigert werden könnten, auf weniger als die Hälfte herabgesunken sind. Nicht minder begreiflich muß es erscheinen, daß die armen, gemißhandelten Jats, eben so wie die Hindus, ungleich mehr der englischen Herrschaft als der ihrer hartherzigen Bedrücker zugethan sind, während nur die Beludschen mit scheelen Augen den wachsenden Einfluß der Fremden betrachten, deren überlegene Macht sie fürchten müssen. Was durch die That selber sich nicht kund thun darf, das suchen sie den Europäern wenigstens durch Wort und Mienen auszudrücken. Unter den ersten Beludschen, welche unserm Reisenden auf seinem Wege von Kuraschy nach Sakkar begegneten, war einer, der, auf dem Pferde reitend, mit kühn herausforderndem Blicke auf die Fremdlinge schaute. Diese fragten ihn, ob er und seine Begleiter Beludschen wären? „Ja," antwortete er trotzig, „fechtende Beludschen."

Nach einer viertägigen Reise, zum Theil den Indus aufwärts, auf welchem die Fahrt wegen der starken Strömung langsam und beschwerlich ist, kam Hr. v. Orlich am 19. Sept. 1842 in Begleitung mehrerer englischer Offiziere von Kuraschy nach Heiderabad, der Residenz des Myr Nassyr Khan, des vornehmsten und ältesten der Amyre oder Fürsten des Beludschenstammes. An dem Hofe desselben fand er die zutraulichste Aufnahme; seine Hoheit, der Amyr, wollte unter andrem dem Fremden einen Beweis geben, wie sehr man hier bey Hofe sich der europäischen Bildung befleißige: der Lieblingssohn des Fürsten, Abass-Ali, ein wohlgestalteter, etwa 16jähriger Jüngling, mußte den Gast in englischer Sprache anreden, die er von einem entlaufenen brittischen Unteroffizier, der jetzt Commandeur der Artillerie der Amyre ist, erlernt hat. Aber das, was der Prinz sprach, lautete keinem der Anwesenden, am wenigsten einem Engländer, verständlich; als jedoch der Fürst den Hrn. v. Orlich nach der Aussprache seines Sohnes fragte, da nahm einer der Anwesenden für den Fremden das Wort, und sagte dem hiedurch nicht wenig geschmeichelten Vater: daß Erstaunen über die Fortschritte des Prinzen dem vornehmen Gaste die Zunge feßle.

Die Stadt Heiderabad, mit etwa 35,000 Einwohnern, liegt auf einem 200 Fuß hohen, felsigen Hügelrand, welcher mit allmählichem Abfall nach dem Ufer des Indus sich herabzieht. Die Häuser sind, wie in allen Städten des Sind, aus Lehm, Holzwerk und Backsteinen gebaut, die Straßen eng und schmutzig; in den Bazars zeigte sich ein lebhafter Verkehr. Ein viereckiges Fort mit runden, vorspringenden Thürmen an seinen Ecken und 40 Fuß hohen, aufgemauerten Wällen hat, von Außen betrachtet, ein stattliches Aussehen, während sein Inneres, außer dem Pallast des Amyrs, bey welchem das massive, thurmartige Gebäude der Schatzkammer steht, nichts enthält als ein unregelmäßiges Gehäufe von Lehmhütten und kleinen Häusern.

Von Heiderabad wurde die Reise weiter über Sewahn nach Sakkar fortgesetzt. Diese Stadt, in einer Höhe von etwa 100 Fuß über dem Indus, auf einem Kalkfelsen gelegen, der wie eine Halbinsel von den Windungen des Stromes umfloßen wird, gewährt durch ihre grünende, baumreiche Umgebung einen Ausruhepunkt für das Auge, das vom Anblick der lang fortlaufenden, kahlen Felsenufer am Abhange der Lukkiberge ermüdet war. Der Hügel selber, auf dem die Stadt liegt, ist zwar jener Naturschönheiten beraubt, an welchen die fruchtbare, nachbarliche Landschaft reich erscheint, doch giebt ihm die Menge der alten Grabmäler und ansehnlichen Ruinen, die ihn bedecken, für den Forscher einen eigenthümlichen Reiz. Die eigentliche alte Stadt Sakkar, noch vor 80 Jahren eine der volkreichsten Städte am untern Indus, zählt jetzt kaum noch 6000 Einwohner; das, was aus der Ferne gesehen, sich gleich wie Häuser und Tempel ausnimmt, das sind Grabmäler und unbewohnte Ruinen. Unten am Ufer des Flußes hat sich indeß die neue Stadt der Engländer aufgebaut, welche aus einem Bazar und aus Wohngebäuden für das Militär besteht, von welchem gewöhnlich mehrere Regimenter hier stationiren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742.

(Fortsetzung.)

Dieser Tutto, welchen Hr. Sch. nach Lazius an die Spitze gestellt, ist keinem alten Codex entnommen, er kommt auch nicht bey Aventin vor; der, merkwürdig genug, in seiner lateinisch geschriebenen Geschichte keines dieser vom Hrn. Sch. angeführten früheren Neuburger Bischöfe gedenkt; wohl aber in seiner weniger nüchternen, in deutscher Sprache geschriebenen Geschichte, und selbst dort eröffnet nicht Tutto, sondern S. Hilarius, den man S. Largen nennt, die Reihe derselben, welchem dann Degenbrecht, diesem Beichterb, hierauf aber Mann (Dingolfing) folgt. Es ist fast überflüssig, zu bemerkrn, wie wenig man sich auf die Lazischen Behauptungen selbst da verlassen kann, wo er uns versichert, er habe aus Urkunden oder aus alten Annalen-Codices geschöpft. Hätte sich Hr. Sch., ehe er daran ging, seine Neuburger Bischöfe aus so wenig verlässiger Quelle zu nehmen (den Aventin mit hinzugerechnet, denn sein Verfahren hat sich Lazius insbesondere im Wiedergeben von handschriftlichen Stellen ganz und gar zum Muster genommen), zuerst die Frage vorgelegt und beantwortet: Wie weit ist dem Lazius zu trauen, woher hat er seine Aussagen? Hätte er z. B. die Stellen aus den Bonifacischen Briefen S. 231 — 233 mit der Serrarischen oder Würdtweinischen Ausgabe zusammengehalten; gewiß! Er müßte, wenn es ihm anders um Wahrheit zu thun war, Anstand genommen haben, der Arbeit eines solchen Mannes sich zu bedienen!*)

„Lazius," sagt ein Gelehrter in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, „hat das Lob eines fleißigen Mannes, der aber nicht allezeit die gebührende Unterscheidung gebraucht; wie denn offenbar ist, daß er nicht allein anderer falsche und irrige Erzählungen vielfältig nachgeschrieben und für wahr ausgegeben, sondern auch für sich selbst viele Chroniken und diplomata angezogen hat, die weder vor noch nach ihm Jemand zu sehen bekommen."

*) Ich kann Hrn. Sch. eine ziemlich umfangreiche Sammlung solcher Lazischen Verstümmelungen, Durcheinanderwerfen, Verdrehungen, Versetzungen und Umstellungen der Quellenstellen auf Begehren anbieten.

Ueber S. Ruperts frühere Ankunft verlieren wir hier kein Wort, da bereits in den Gel. Anz. 22. April 1845 Nr. 80 seqq. dieser Gegenstand ausführlich besprochen worden ist. Natürlich lassen wir alle auf die Voraussetzung von S. Ruperts früherem Anlangen in Bayern, und auf seine eben dadurch auch höher hinauf gerückten, unmittelbaren Nachfolger Vitalis, Anzologus, Savolus gebauten Bischöfe Neuburgs, als da sind: Tutto, Hilarius, Degenbrecht geradezu nicht gelten: eben so wenig als ein Erzbisthum Lorch, welches zu keiner Zeit existirt hat, wie Hr. Sch. aus Filz, dem er in Hinsicht Ruperts unbedingt anhängt, hätte lernen können.

Wir haben es also blos mit Manno und Wiggo oder Wikterp zu thun. Allein wenn wir die Art der Beweisführung des Hrn. Sch. ins Auge fassen, so vergeht uns wahrlich die Lust, den Wirrwarr seiner Wahrscheinlichkeits-Berechnungen nachzugehen und das Nichtige seiner Asserte im Einzelnen nachzuweisen. Sieht es doch Hr. Sch. S. 12 selbst ein, wie unzuverläßig sein Verfahren ist, aus der Gleichzeitigkeit von Lazischen und Aventinischen Bischöfen und Erzbischöfen die Regierungsjahre seiner Neuburger Bischöfe festsetzen zu wollen, wenn er sagt: „Doch läugnen wir nicht, daß solche Bestimmungen nicht allemal ganz sicher seyen." Allein einige Seiten später ist ihm der alte Muth zurück gekehrt: „wenn Khamm," äußert er S. 16, sich über den so äußerst verwirrten Katalog der Augsburger Bischöfe beschwert, „so wissen wir einmal was wir von obigem Verzeichnisse zu halten haben; aber auch, daß, wenn wichtige Gründe eine veränderte Aneinanderreihung erheischen, man hier nicht allzu ängstlich seyn dürfe!" — Und diesen Grundsatz hat Er treulich befolgt! Man sieht es ferner seiner ganzen Durchführung an, daß ihm ein gründliches Quellenstudium abgeht und er auf historischem Gebiete sich als Dilettant bewegt.

Das bezeugen eine bedeutende Zahl von Anachronismen, die er zum Theil Andern, — von Aventin und Lazius bis auf Filz herab, — nachgeschrieben, die er aber auch selbst sich zu Schulden kommen läßt. So z. B. die oben schon berührte Verwaltung Wiggo's von drey Bisthümern zugleich in einer Zeit, — nach 739, — wo bereits S. Bonifacius in kirchlicher Hinsicht Alles in Bayern geordnet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München, herausgegeben von Mitgliedern 7. November.

Nro. 223. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Reise in Ostindien, in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter, von Leopold von Orlich.

(Fortsetzung.)

Die Wärme, welche jetzt, in der ersten Hälfte des Oktobers, 30° R. im Schatten erreichte, fiel dem Reisenden nicht wenig beschwerlich; auch das Baden im Flusse konnte keine Erquickung gewähren, denn das Wasser war (bey einer Temperatur von 17° R.) nur lauwarm, und so von Krokodilen erfüllt, daß man nicht ohne Lebensgefahr in seine Fluthen eintauchen konnte. Die Nachbarschaft der mit Feuergewehren bewaffneten Europäer, welche täglich in den Mittagsstunden, wenn jene gefräßigen Thiere aus dem Wasser herauskommen, um auf den Felsenklippen sich zu sonnen, auf sie schießen, hatte dieselben noch nicht aus der Gegend zu verscheuchen oder ihre Zahl zu mindern vermocht, denn es kommen immer neue aus der nahen Meeresküsten-Gegend in den Fluß herauf, um sich an der Fülle der trefflichen Fische zu sättigen, auf deren Fang die dortigen armen Mianis oder Fischer, welche zur Wohnung für sich und die Ihrigen öfters nur ein Boot haben, mitten unter den Krokodilen ausgehen, indem sie den Körper in ausgestreckter Lage über ein leeres, beckenartig geformtes Gefäß hinbeugen, auf welchem sie sich in das Wasser hineinrudern.

Auf dem weitern Marsche zu dem gemeinsamen Sammelplatze des Truppencorps in Ferospur konnte die gewöhnliche Straße näher am Strome hin nicht eingeschlagen werden, weil das hochangelaufene Gewässer die Brücken über die meisten Nebenflüße abgerissen hatte; sondern die kleine Karawane, bey der sich unser Reisender befand, mußte ihren Weg am Saume der Wüste hin nehmen. In einem von Beludschen bewohnten Dorfe hatten jene Beludschen, welche der Karawane als Führer dienten, einen Aufstand ihrer Stammgenossen gegen die Fremden erregt, welcher für diese wegen der überlegenen Zahl der Feinde gefährlich geworden wäre, wenn nicht die Nachricht von Kabuls Zerstörung, die so eben im Dorfe eintraf, unter den kampflustigen Bewohnern desselben einen heilsamen Schrecken verbreitet hätte.

Die Gegend, durch welche die Reisenden kamen, zeigt sich an manchen Stellen reich angebaut, während an andern Punkten die in stettem Zunehmen begriffene Wüste tief in das fruchtbare Land hereintritt. Nur ein unverdrossener, rastloser Fleiß der Menschenhand vermöchte durch künstliche Bewässerung und Anpflanzungen von Bäumen und Buschwerk der Verwüstung des Bodens durch den Flugsand Einhalt zu thun, oder selbst seine Eroberungen ihm wieder abzugewinnen. Wie soll aber ein solcher Fleiß in einem Lande sich erzeugen können, dessen entmuthigte Bewohner an Zahl wie an Kraft beständig abnehmen? So ist namentlich die Umgegend von Kanzur, einer Stadt mit etwa 8000 Einwohnern auf's Trefflichste mit Gärten und Baumpflanzungen, so wie mit den verschiedensten Arten des Getreides, mit Baumwolle, Indigo, Zuckerrohr, Melonen und Gemüsen angebaut, weil ein Kanal des Indus aus alter Zeit ohne Mühe das Mittel zur Bewässerung des Bodens darbeut, während nur wenige Stunden weiterhin die Verödung hereinbricht.

Von den einst bedeutenden Dörfern stehen dort nur noch wenige armselige Hütten; der Boden ist von Salzkrusten bedeckt oder von Flugsand überschüttet, aus dessen wellenförmigen Flächen hin und wieder das verlassene Gemäuer eines vormaligen Jagdschlosses mit seinen runden Thürmen hervorragt. Mitten in einer solchen Einöde des Sandes widerstehen zuweilen noch einzelne Baumgruppen, namentlich die hochstämmigen Tamarisken, dem vernichtenden Einfluße, der schon längst die benachbarten Felder und Blumenbeete verdrängt hat.

Einen ganz eigenthümlich günstigen Eindruck mußte das kleine Ländchen Bhawalpur auf unsern Reisenden machen, welches durch seine verhältnißmäßig glückliche Verfassung wie durch die Natur vor allen nachbarlichen Ländergebieten auf's Vortheilhafteste sich auszeichnet. Seitdem Rundschid Singh dem Bhawalkhan das fruchtbare Multan entrissen, haben sich die Einkünfte wie die Macht dieses Herrschers von Bhawalpur sehr bedeutend verringert, doch genießt er die ihm noch übrig gebliebenen Repenuen von 1,200,000 Rupien unter Englands mächtigem Schutz in Frieden. Er herrscht über kaum eine halbe Million Unterthanen, unterhält aber eine Armee von 5000 Mann, welche unter dem Oberkommando eines gewesenen englischen Offiziers stehend gut disciplinirt und besser uniformirt so wie bewaffnet ist, als dieß die Truppen der meisten Herrscher der Nachbarländer sind. Unter Bhawalkhans vergleichungsweise milder Regierung befinden sich die Bewohner des kleinen, fruchtbaren Landes, das in Norden vom Indus und vom Sedledsch, in Süden von der Wüste begränzt ist, sehr glücklich; ihre Abgaben betragen nur halb so viel, als die, welche auf den Bewohnern des Sindh lasten, denn sie zahlen ihrer Regierung nur ein Viertel des Ertrages ihrer Güter, und werden hierbey niemals durch strenge Maaßregeln gedrückt, während die Beludschen von ihren Unterthanen gesetzlich die Hälfte des Ertrages und nebenher noch Alles nehmen und erpressen, was ihnen beliebt. Der Unterthan braucht hier sein wohl erworbenes Eigenthum nicht vor den raubgierigen Blicken der Renteneinnehmer und der andern Gewalthaber zu verbergen, der Besitz desselben ist ihm gesichert; in Bhawalpur herrschen Gesetz und Ordnung, wie in wenig Ländern von Asien. Unser Reisender bemerkte deßhalb bey Bawalkhan's Unterthanen eine Gewerbthätigkeit und die Spuren eines Wohlstandes, wie nirgends im Reiche der Beludschen; sah Dorfvorsteher, mit kostbaren Juwelen geschmückt, Frauen und Männer festlich schön gekleidet. Der Khan selber hat bey dieser schonenden, milden Behandlung seines Volkes den größesten Vortheil; sein baarer Schatz beträgt über 3 Millionen Gulden, und außer dem Gelde besitzt er einen ansehnlichen Reichthum an kostbaren Juwelen, die er jedoch vorsichtig geheim hält.

Die Beschreibung des kurzen Aufenthaltes in Bhawalpur und des Besuches bey dem Fürsten des kleinen Landes ist eine der interessantesten Partieen in H. v. Orlichs Reise; wir verweilen deßhalb etwas ausführlicher bey derselben.

Gleich die erste Ortschaft im Gebiete des Khans: das Dorf Schanikan-Kagoth macht einen besonders günstigen Eindruck; es enthält mehrere zweystöckige Häuser aus Backsteinen; die angränzende Niederung am Sedletsch ist auf's Trefflichste angebaut. In einem Wäldchen vor dem Dorfe wurden die Reisenden von einem reich gekleideten Offizier des Khans, der an der Spitze von 25 wohlbewaffneten Reitern ihrer wartete, ehrenvoll begrüßt und empfangen; in ihren schon bereitstehenden Zelten fanden sie außer einem Ueberfluß an Hühnern, Schafen, Eyern und Milch zehn Näpfe voll Zuckerwerk, die der Khan aus seinem Harem ihnen sendete. Am andern Morgen hielten sie, von jener Ehrenwache begleitet, ihren Einzug in der von etwa 15000 Menschen bewohnten, von herrlichen Gärten umgebenen Hauptstadt Amatpur. Sie waren kaum in ihre Zelte eingetreten, da kam Mussa Khan, einer der vornehmsten Edelleute des Landesfürsten, in Begleitung mehrerer roth uniformirten Soldaten, um die Gäste im Namen seines Herrn zu bewillkommnen. Es geschah dieses in einer Anrede, welche voller orientalisch-zärtlicher Floskeln war. Als man ihn in das Zelt hinein nöthigte, da zog er zuerst zum Zeichen seiner Unterwürfigkeit die Schuhe vor demselben aus. Nach mehreren Fragen über das Befinden der Gäste und nach einer Reihe von Glückwünschen für dieselben, suchte er das Gespräch in feiner Weise

auf die Politik zu wenden. Den Hrn. v. Orlich fragte er über sein Vaterland und seinen König; jener hinwiederum fragte ihn, wie stark Sr. Hoheit des Bhawalkhans Heer sey? „Mehr Streiter denn die Wüste Sandkörner hat," antwortete der Hofmann, und auf die Frage, wie viel Geschütze das große Heer zähle, sagte er: „o diese sind nicht zu zählen; des Khans Macht verdunkelt die Sonne." Während dieses Gespräches waren als neue Gaben des Fürsten für seine Gäste fünf Flaschen voll Rosenwasser, zwanzig große Näpfe voll Zuckerwerk, dann Ziegen, Schafe, Hühner und eine Menge andere Lebensmittel angekommen. Beym Abschiede sprach Mussa wiederholt den Wunsch seines Herrn aus, daß ihn die Fremden in seinem Schlosse in der Wüste besuchen möchten; die Fremden sagten die Erfüllung dieses Wunsches zu; man schied mit Händedruck und Friedenswünschen.

Nach dem Hinweggehen des vornehmen Hofbeamten erhielt das Volk freyere Gelegenheit, seine Neugier zu befriedigen; die Zelte waren den ganzen Tag von Besuchenden aus der Stadt umlagert, die durch ihre meist festliche Kleidung und durch ein ehrerbietiges Betragen sich vor dem neugierigen Gedräng der andern orientalischen Städte sehr auszeichneten. Ein alter Mann sprach im Namen der andern Besuchenden seinen Dank aus, daß die Fremden es erlaubt hätten, sich ihnen zu nähern, was frühere Reisende nicht gestattet hätten.

Das Schloß des Bhawalkhans liegt fast drey Stunden Weges südwärts von der Hauptstadt, in einer fruchtbaren, lieblichen Oase der Wüste, zwischen Gärten und Feldern, die mit Getreide, Baumwolle und Zuckerrohr bebaut sind. Die Gäste wurden dahin, von Mussa Khan und 50 Reitern begleitet, in zweyrädrigen Wagen abgeholt, davon der eine mit Pferden, der andere mit zwey ungewöhnlich großen, schneeweißen Stieren bespannt war. Jeder dieser Wagen, in denen man nicht aufrecht sitzen, sondern nur liegen konnte, hatte, gleich einem Himmelbette, ein hochgewölbtes, nach oben spitz zulaufendes Verdeck von rothem Tuche, das überall mit Franzen und Glöckchen verziert war und dessen Vorhänge nach vorn wie an den Seiten zurückgeschlagen die Aussicht in's Freye verstatteten. — Die Zugthiere, mit Decken der gleichen Art und Farbe geschmückt, legten den Weg im stärksten Trabe zurück; ehe man von dem Gespann der mächtigen Stiere dieß erwartet hatte, fand man sich am Ziel der kleinen Reise. Das Schloß des Fürsten, das von einem Graben, über den eine Zugbrücke führt und von hohen Mauern umgeben wird, ist ein bedeutend großes Gebäude, von geschmackvoller Bauart. Was den Architekten des Landes in Stein auszuführen zu schwierig war, das haben dieselben durch die kunstreichen Schnitzwerke aus Holz, womit sie die vorspringenden Dächer, die Thürmchen und Verandas verzierten, zu ersetzen gesucht. In dem sehr geräumigen innern Hofraum fanden sich drey Regimenter der regulären Infanterie aufgestellt, welche die fremden Offiziere mit klingendem Spiele bewillkommten. An den Stufen der Veranda empfingen drey der ersten Minister des Fürsten die geehrten Gäste, um diese hinauf zur Audienz zu geleiten. In der Mitte der Veranda saß Bhawalkan gegen große Kisten gelehnt auf einem weißseidenen Teppich, umgeben in einem Halbkreise von mehr denn 200 seiner hohen Adelichen und Offiziere; sie alle in höchster Pracht der Kleidungen und Waffen und in malerischen Gruppen aufgestellt. Vor dem Fürsten lagen sein Schwert, seine Flinten und Pistolen. Bey der Annäherung der Gäste stand der Khan und mit ihm zugleich seine Umgebung auf, er umarmte die Fremden und nöthigte sie neben ihn sich zu setzen. Der Fürst, ein Mann von etlich und vierzig Jahren, ist von großer, schöner Gestalt, sein langer, dunkelbrauner Bart, sein in Locken über die Schultern hinabfallendes Haar stehen im besten Ebenmaaß zu den interessanten Zügen des Angesichtes; in den großen, dunklen Augen liegt jedoch etwas Mattes und Schmachtendes, was der Lebensweise des Fürsten zugeschrieben wird, der, neben seinen vielen löblichen Eigenschaften, den Vergnügungen des Harems in bedauernswürdiger Weise hingegeben ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742.

(Fortsetzung.)

Weitere Verstöße wären, die Trennung Augsburgs von Neuburg im J. 742, die Verwechslung des Agilolfingers Wikterp, der 756 (Pertz I. 18.) in seinem Kloster zu Tours gestorben, bald mit dem Augsburger Bischof, bald mit dem angeblich der Regensburger Diöcese vorgestandenen Wikterp, wozu der alte Catalog bey Ried und die Ratispona monastica, 4. Aufl. p. 138, noch mehr aber Aventin Veranlassung gegeben. Die erzbischöfliche Würde des h. Ruperts zu Worms — während schon Schannat, Ep. Worm. 307, 308 über dies vermeintliche Erzbisthum zu Worms sagt: „Proin, quae circa Archi-Episcopatum Wormatiensem vulgus jactitat, in medio relinquentes“ etc. — so wie den arianischen Majordom Berhtar (nach Fredegar c. 38. p. 619 war er blos Cubicularius des Theuderich) hat Filz auf dem Gewissen. Der Abfall der Schwaben von den Franken um's Jahr 670; Pippin von Landen Gnuzo, Wikterp Zeitgenossen des h. Magnus und zwar mit Berufung auf Fredegar, der kein Sterbenswort davon sagt, und auf die AA. SS. März III., die 21 (nicht 25) in der vita Pippini (welche vita aus der vita tripartita S. Gertrudis [17. März] wörtlich abgeschrieben), die wieder von allen diesen nichts spricht; wohl aber der Commentar. praevius p. 254 §., III. Nr. 26, 27, welcher Stellen aus der Legende des h. Magnus aufführt. Das westliche Bayern zwischen Lech und Iller (v. Pallhausen) und die Theilung der Tetrachen ist mit einer Gewißheit hingestellt, als wäre Hr. Sch. bey diesem Theilungsgeschäfte gewesen, während jeder Kundige weiß, daß die Art, wie getheilt worden, von der Quelle gar nicht angegeben ist, sondern daß sie aus andern zufällig bekannt gewordenen Umständen mehr errathen werden muß, als daß man sie mit Bestimmtheit angeben kann. Gar vieles Andere mehr könnten wir hier an- und ausführen als Beleg dafür, daß wir Hrn. Sch. mit unsrer obigen Behauptung keineswegs zu nahe getreten sind. Wir wollen es aber, da Hr. Sch. eine weitere Behandlung des Gegenstandes in Aussicht stellt, in kurzen Andeutungen versuchen, unsere Ansicht über die Existenz oder Nicht-Existenz eines Bisthums Neuburg, immer auf bewährte Quellen gestützt, hier vorzutragen, in der Hoffnung, daß wir ihm dadurch für seine vorhabende Arbeit vielleicht doch einigen Dienst erzeigen können.

Die Rechte der Bischöfe von Augsburg auf die Bezirke ihrer Diöcese östlich des Lechs in Baiovarien dürften in eine Zeit hinaufreichen, in welcher die alamannische Bevölkerung daselbst überwiegend war, in der aber auch die besagten Bischöfe, ermuntert durch die Franken-Könige, die Verbreitung des Christenthums nach jenen Gegenden hin sich zur Aufgabe machten. Ob die Klagen der Bischöfe auf der After-Synode zu Grade 591 über das Umsichgreifen der fränkischen Erzbischöfe (sed quia Galliarum archiepiscopi vicini sunt, ad ipsorum sine dubio ordinationem accurrent. et dissolvetur Metropolitana Aquilejensis ecclesia) gerade auf Augsburg zu beziehen sey, welches Bisthum nebst 2 andern bereits von Aquileja abgefallen, mag hier ununtersucht bleiben. Genug! Unterm Schutz der Franken-Könige stand in den letzten Decennien des 6ten Jahrhunderts das Augsburger Bisthum, wogegen die baivarischen Herzoge den ihrer Stellung zu den Franken schwerlich etwas vorgekehrt haben dürften.

Um's Jahr 633 bestimmte Dagobert I. die Grenzen der 2 alamannischen Bisthümer Constanz und Augsburg. Sowie nun die Augsburger Bischöfe in den Gegenden bis zur Iller und zu den Lechquellen ihre geistliche Thätigkeit entwickelten, so haben sie dieselbe gewiß auch in den Bezirken östlich des Lechs gezeigt; wiewohl die Rohheit der kriegerischen Stämme und das Festhalten derselben an dem Glauben ihrer Väter ihnen zu beiden Seiten des Lechs hindernd entgegen traten. So stellen sich uns die Verhältnisse aus St. Magnus Legende dar. Dieser Heilige, der sich 11 Jahre nach St. Gall's Tode (vita St. Galli bey Pertz II., 18, not. 71. Gall. † 630 od. 640), also im Jahre 641 oder 651 mit seinen Genossen nach Kempten und Epfach auf den Weg gemacht, den Heiden die Christuslehre zu predigen, traf an letzterem Ort den Augsburger Bischof, der ihn mit Rath unterstützte, und welcher rechts des Lechs die von St. Magnus erbaute Kirche zu Ehren Maria's und des Martyrers Florian einweihete (vita S. Magni bey Goldast-Senkenberg I., 300, 310. cap. IX.). Das war zu Waltenhofen bey Füssen. Er übte also hier auf dem rechten Lechufer einen Akt als Diöcesanus aus. Das Kapitel Füssen, eines der ältesten der Augsburger Diöcese (Braun, Beschrbg. I. 53. not.) erstreckte sich zu beiden Seiten des Lechs: (Füssen, Rieden, Roßhaupten, Lechbruck, Vils, Vilseck, Hornbach ꝛc. liegen sämmtlich am linken; Stanzach, Reiti, Bintwang, Brem, Ursprung ꝛc. auf dem rechten Lechufer. Lechhausen im Archidiakonate Augsburg liegt am rechten Lechufer (Braun, l. cit. I. 28.), St. Afra und Lechfeld, über welche beide das Kloster St. Ulrich zu Augsb. Pfarrrechte übte, befanden sich (Braun l. cit. I. 410) gleichfalls am rechten Lechufer.)

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 8. November.

Nro. 224. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Reise in Ostindien, in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter, von Leopold von Orlich.

(Fortsetzung.)

Die Kleidung des Khans, ein weißmousselinenes Gewand mit Goldborten eingefaßt, weite, seidene Pantalons, eine rothe, seidene Schärpe, in welcher der Dolch stack, ein rosenfarbener Turban, das Halsband von großen Perlen mit einem Brillantschloß, die beyden Ringe an den Fingern, erschienen, im Vergleich mit dem überladenen Prunk der andern orientalischen Fürsten, eben so geschmackvoll als einfach. Auch das Gespräch, während dessen ein Diener durch einen ungeheuren Fächel Kühlung zuwehte, war frey von jenen zudringlichen Fragen, womit man im Morgenlande den Fremden entgegenkommt; die Politik wurde mit seiner Mäßigung berührt; das Lob, das die Fremden über die gute militärische Haltung seiner Truppen aussprachen, schien dem Khan besonders wohl zu gefallen, denn in seine Kriegsmacht legt er einen großen Werth. Nach etwa einer Stunde trennten sich die Reisenden von dem gastfreyen Khan, der auf Jeden, welcher ihn näher kennen lernt, den Eindruck eines Fürsten macht, welcher den Pflichten seiner Würde eingedenk, von wohlwollendem Gemüth und von einer unter seinen Landsleuten und Standesgenossen nicht gemeinen Bildung ist. Die reichen Geschenke, welche Bhawalkhan den Gästen in ihr Lager nachsandete, sahen sich diese genöthigt zurückzuweisen, da ein Gesetz den britischen Offizieren verbietet, von den eingebornen Fürsten etwas der Art anzunehmen.

Das Klima von Bhawalpur zeichnet sich durch große Trockenheit aus; zuweilen fällt in mehreren Jahren kein Regen. Deßhalb hängt hier der ganze Ertrag des Bodens von jenen künstlichen Bewässerungen ab, für deren Unterhaltung der Fürst des Landes in Gemeinschaft mit seinen Unterthanen die größeste Sorgfalt anwendet. Dennoch reicht dieses Mittel nur für die Gegenden des Landes aus, welche in der Nähe der beyden Grenzströme des Indus und Sedletsch liegen. Wenn der Schnee im May und Juny in den Himalajahgebirgen schmilzt, dann ergießt sich das Gewässer der anschwellenden Ströme in zahlreiche Kanäle und von diesen in Gräben, aus welchen man es durch Wasserräder herausbebt, und über die Felder hinführt, welche dann einem weit ausgedehnten See gleichen. Zweymal hat man in diesem fruchtbaren Landstrich Aernten, zweymal die Aussaat; in den November fällt die Aussaat des Waizens und der Gerste, in den März die des Reis und der anderen indischen Getreidearten, so wie die der Baumwolle, des Indigo's und Zuckerrohres, der Melonen und Gemüse. Neben den hochwüchsigen Tamarisken, Tamarinden und Pipulbäumen sieht man häufig Orangen und Bananen so wie die Wälder der in all ihren Theilen nützlichen Dattelpalmen. Je weiter jedoch von den beyden Flüssen hinweg, desto mehr verschwindet dieser Anbau, ja fast alles Grün; der Boden ist da von Salzkrusten bedeckt und sandig, nur hin und wieder noch zur Weide der Kameele und Ziegen günstig. Namentlich dort in dem sandigen Inneren des Landes ist die Hitze im Sommer überaus drückend und die Luft fast ohne Aufhören von Staubwolken erfüllt, während im Dezember die Temperatur vor

Tagesanbruch bis zum Gefrierpunkt herabsinkt. Für die im Allgemeinen gesunde, dem Wachsthum der Thiere wie der Menschen günstige Beschaffenheit des Himmelsstriches spricht übrigens das kräftige Aussehen der Bewohner, welche zum großen Theil Mohamedaner, der ungleich minderen Zahl nach Hindu sind. Wenn die Letzteren, aus verschiedenen Orten kommend, sich begegnen, fragen sie sich gewöhnlich nach dem Preis der Lebensmittel, während der Muselmann, nach den ersten Begrüßungen, des begegnenden Freundes Waffen betrachtet. Mitten zwischen den Bewohnern eines feststehenden Obdaches oder eines bestimmten Districtes, in welchem die nomadisirenden Kameel- und Schafhirten umher ziehen, sieht man auch hin und wieder Zigeunerbanden, deren Heimath nirgends ist, durch das Land streichen. Einer solchen Bande, welche die Bewohner der Dörfer bey Nachts durch Tanzmusik belustigte und bey Tag mit Flechtwerk sich beschäftigte, begegnete unser Reisender an der Gränze des Gebietes von Bhawalpur, in der Nähe des Sedletsch-Flusses. In dieser Gegend zeigt sich der Boden, bey all seiner natürlichen Ueppigkeit, von Menschen unbenutzt, mit Gestrüpp und Niederwald bewachsen, in welchem Tiger und Löwen hausen. Doch ist es nicht die Furcht vor diesen Thieren, welche die Bewohner der jetzt in Trümmern liegenden vormaligen Ortschaften verscheucht hat, sondern der Krieg mit feindseligen Nachbarvölkern. An diese doppelten Gefahren von Menschen und Thieren schien auch die Waffenrüstung zu erinnern, in welcher die Reisenden in jener Gegend einen Reitersmann, der von höherem Stande schien, einherziehen sah. Gleich unseren Rittern des Mittelalters trug derselbe ein Panzerhemd, während sein neben ihm reitender Sohn mit Schild und Speer bewaffnet waren. Bis zu den letzten Ortschaften von Bhawalpur blieb sich übrigens der Charakter seiner Bewohner gleich, höflich und dienstwillig, gastfrey und freygebig gegen die Engländer, zu deren treuergebensten Bundesgenossen in Indien der Bhawalkhan gehört.

Die Weiterreise nach Ferospur nahm von Bhawalpur aus ihren Verlauf durch das kleine Ländchen des ebenfals unter dem Schutze der Engländer stehenden Khans von Mamdatt. Welch' eine Verschiedenheit zeigte sich zwischen diesem und seinem Nachbar, dem Bhawalkhan. Zwar ließ auch der Fürst von Mamdatt den Fremden, als sie sein Gebiet betraten, durch seinen Bruder, den er ihnen entgegen gesandt, zu ihrer gesunden Ankunft Glück wünschen, während aber dieser entgegenkommende Gesandte seinem Vorgeben nach für alle Bedürfnisse und Bequemlichkeiten ihrer Reise zu sorgen den Auftrag hatte, schien er in der That nur ein argwöhnischer Wächter ihrer Schritte zu seyn; die Reisenden hatten Mühe, selbst um Geld und gute Worte auf ihrem ganzen Wege durch dieses Gebiet für sich und ihre Thiere Nahrung und Futter zu erhalten. Statt des freundlichen, dienstwilligen Benehmens der Bewohner von Bhawalpur begegneten ihnen hier allenthalben die Aeußerungen von Furcht und Mißtrauen. Die Citadelle von Mamdatt, mit 40 Fuß hohen Mauern und runden vorspringenden Thürmen, fand übrigens H. v. Orlich für ihren Zweck besser gebaut und eingerichtet, als alle ähnliche Gebäude in den bis dahin von ihm durchzogenen Ländern der indischen Fürsten. Schwerlich aber mag der in ihr wohnende Khan von Mamdat, mitten zwischen seinen hohen Vestungsmauern, ein solches Gefühl von Sicherheit genießen, als sein Nachbar Bhawalkhan, dem die Liebe der Unterthanen zur vorzüglichsten Schutzwache dient.

In Ferospur, wohin unser Landsmann in Begleitung seiner britischen Waffengefährten am 12. November kam, mußte er die weiteren Weisungen des englisch-ostindischen Gouvernements über seine militärische Verwendung abwarten. Denn der Krieg in Afghanistan war mit der Zerstörung von Kabul, als warnendes Beyspiel für andere Feinde der Briten, für diesmal beendigt; die Reservearmee sollte in Ferospur ein Ziel ihrer Märsche finden und hier in dem wohlversorgten Lager mit den aus Afghanisten zurückkehrenden Truppen sich vereinen, bis dem Heere nach einer längeren oder kürzeren Zeit des Ausruhens die weitern Verhaltungsbefehle zukämen. Ferospur, ein Etablissement der Engländer, ist ein kleiner freundlicher Ort, ganz auf europäische Weise erbaut und eingerichtet. Die Häuser sind mit Backsteinen gemauert und bilden durch ihr neues Aussehen einen augenfälligen Contrast zu

der alten, viereckigen Citadelle, die am nordwestlichen Ende des Ortes liegt, und die von ihren jetzigen Besitzern dem äußern Umriß nach unverändert gelassen worden ist. Doch wird der Europäer auch noch durch andere Bauwerke der früheren Bewohner dieser Gegend daran erinnert, daß er sich in Indien befinde, namentlich durch den ummauerten Teich, nördlich von der Stadt, bey welchem im Schatten der Pipul und Akazienbäume eine Pagode stehet. Daß vormals diese vortheilhaft kaum eine Stunde weit vom Sedletsch entfernte Ebene sehr angebaut war, das bezeugt eine Menge der verschütteten Brunnen. Als die Engländer von dieser Station Besitz nahmen, fanden sie den Boden ganz verödet und mit Rohr und Gestrüpp bedeckt. Mit Hülfe der Gräben, die sie anlegten und der Brunnen die sie gruben und welche schon in einer Tiefe von 30 Fuß eine reichliche Menge Wassers zur Ueberrieselung des Bodens gaben, gelang es ihnen in Kurzem diese Wildniß in ergiebige Felder und Gärten umzuschaffen. Eine Kunststrasse, zu beyden Seiten mit Bäumen bepflanzt, führt von der Stadt zu den eine reichliche Stunde Weges entfernten Cantonnements. Hier finden sich die aus Steinen aufgemauerten Magazine so wie die Kasernen für die europäischen, die Baracken für die indischen Regimenter, daneben die Wohnhäuser der Offiziere, umpflanzt von Gärten, in denen Bäume wie Gemüse und Blumen von europäischer wie von indischer Art in Fülle gedeihen. In diesem Lager, das mit seinen rechtwinklich sich durchschneidenden Straßen, Gassen und Gäßchen einer großen Stadt glich, hatte unser Landsmann, zusammen mit seinem Freunde, dem Lord Altamont eine Offizierswohnung gemiethet und beyde führten anfangs ihren eigenen Haushalt. Der Europäer von Stand muß bey solcher Gelegenheit in dem Lande der Naturfülle, wo der Eingeborne täglich mit wenigen Pfennigen alle seine Bedürfnisse der Nahrung und des Obdaches befriedigt, die Unbequemlichkeiten einer künstlichen Theuerung empfinden, welche jeden europäischen Maaßstab übersteigt. Abgesehen von dem hohen Preis der Miethe, der für die kleine Wohnung der beyden Offiziere monatlich 100 Rupien (120 Gulden rh.) betrug, so wie von dem Lohn für die zahlreiche Dienerschaft, erfordert auch hier die Tafel, wenn sie auf europäische Weise versorgt werden soll, einen unmäßigen Aufwand. Am billigsten sind noch immer die einheimischen Naturerzeugnisse, denn ein Huhn kostet nur 1 Rupie, während ein Schinken von kaum 8 Pfund um 36 Rupien feilgeboten, eine Flasche Tischwein um 6 Gulden verkauft wird. Was wir in älteren Reisebeschreibungen mit großer Ausführlichkeit von dem Aufwand und von dem Prunk der indischen Fürsten lesen, daß kann man jetzt in der Lebensweise der in Indien reich und mächtig gewordenen Europäer nachgebildet sehen. So hielt am 20. Nov. der kommandirende General Sir Jasper Nicolls seinen Einzug in's Lager mit 80 Elephanten, 300 Kameelen, 136 Zugochsen und mehr denn 1000 Dienern, welche theils zur Pflege der Lastthiere, theils für die Bedürfnisse der Reise bestimmt waren, wobey noch nicht jenes Dienstpersonal und jene Thiere gezählt sind, die als unmittelbares Eigenthum, nicht dem Stande, sondern der Person des Generals und seiner Familie angehörten. Außer dem, zu öffentlichen Versammlungen und zu Audienzen bestimmten Derbarzelte hatte dieser Herr zwey große Zelte, jedes von 56 Fuß Länge und 32 Fuß Breite und eine Anzahl kleinere, welche von einer Leinwand-Umzäunung eingefaßt, zur Wohnung für ihn und seine Familie dienten; all diese Räume waren in europäischer Weise vollständig und prachtvoll möblirt, und wenn am Abend, bey dem Kerzenschein der Kronleuchter, eines der Musikchöre in der großen Gasse des Lagers vor dem Generalzelt aufspielte, da mußten die Gäste auf den Sophas, oder an den mit europäischer wie indischer Fülle versorgten Tafeln sitzend, sich in eine der größeren europäischen Städte versetzt wähnen.

Das freudigste, und für Alle, denen Englands großartige Wirksamkeit in Asien verständlich ist, erhebendste Ereigniß der damaligen Zeit war gekommen; das siegreiche Heer aus Afghanisten näherte sich den Ufern des Sedletsch, über welchen zwey, 290 Schritte lange, auch zum Uebergang für die schwersten Lasten geeignete Schiffbrücken geschlagen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742.

(Fortsetzung.)

Im Schreiben Gregor's (Serrar. 177, 178) vom J. 738 kommt an der Spitze der Bischöfe Baioariens und Alamanniens Wiggo, ohne Benennung seines Sitzes, vor. Da Bonifacius im J. 739 bey seiner Ankunft in Bayern nur einen einzigen Bischof daselbst vorfand (dum Episcopos non habebant in prouincia, nisi unum nomine Viuilo, quem nos ante tempus ordinavimus, sagt der Papst), nämlich den in der Aufschrift des päpstlichen Schreibens genannten Philipp, richtiger Vivilo (Würdtwein p. 97); so ist klar, daß die andern mitgenannten Bischöfe auch Baioarien nicht angehören. Wiggo aber war Bischof von Augsburg, Lindo Bischof von Speyer, Rudolt von Constanz, Adda von Straßburg. Von einem Neuburger Bischof konnte, da nur ein bayerischer vorhanden war, nichts verlauten.

Die Eintheilung Bayerns in 4 Bisthümer, durch Bonifacius im Jahre 739 vorgenommen, beließ die Kirche von Augsburg in ihren ungeschmälerten Diöcesan-Rechten auch rechts des Lechs; denn die Sitze der 4 Bischöfe Baioariens wurden an solche Stätten verlegt, wo schon mehr oder minder ausgebildete geistliche Institute sich vorfanden, wie zu Salzburg, Passau, Regensburg und Freysing. Zwar ein Codex des 10. Jahrhunderts (Codex Benediktb. 118, siehe Oberbayr. Archiv 1. Bd. 2. Heft p. 155) nennt als 4. Bischofssitz nicht Passau, sondern Neuburg und den Bischof Manno, dem Uodalhart in dieser Würde gefolgt; es ist jedoch dieser Ort, zwar nicht von der Hand des Schreibers des Codex, aber doch wenigstens von einer gleichzeitigen Hand gerade da eingetragen, wo vorher sicher eine ganz andere Oertlichkeit zu lesen stand, die dergestalt ausradiert ist, daß sich von dieser Stelle nichts mehr erkennen läßt. Neuburg stand jedenfalls nicht da, sonst hätte es des Radierens nicht bedurft. Salzburg, Regensburg, Freysing, als vom hl. Bonifacius errichtete Sitze, bestreitet Niemand; es handelt sich blos um Passau. Dieser Streit, ob Neuburg oder Passau vom Apostel der Deutschen zum Sitz erhoben worden sey, ist jedoch sehr leicht aus der Quelle, den Bonifacischen Briefen entschieden. Der Papst Gregor III. selbst hatte den Vivilo ordinirt, so versichert er zweymal in seinem Briefe. Nun wissen wir urkundlich gewiß, welcher Kirche Vivilo vorstand, nämlich seit dem 1. November 738 der Kirche von Passau (Mon. Boic. 28, 2. p. 53, 54. Gel. Anz. 1842 März p. 405). Es ist also dieser 4. Bischofssitz Passau, nicht aber Neuburg gewesen. Hat Bonifacius, wie oben angeführt, nur Einen Bischof in Bayern vorgefunden, wie er dem Papste berichtete, — eine Aeußerung, die Neuere nicht Lügen strafen werden; — wie stattlich nimmt sich dagegen der religiöse Zustand Bayerns zur Zeit der Bisthumsgründung durch Bonifacius bey Aventin, Lazius und den Neuern bis auf Hrn. Sch. herab aus! Da sind Bischöfe in Fülle! Drey neue nur hat Bonifacius den vier schon bestehenden Bisthümern hinzugefügt (Lazius migr. gent. p. 243), Regensburg, Freysing und Eichstädt neu errichtet, da vorher schon Lorch, Passau, Salzburg und Nova civitas bestanden haben! —

Die Diöcese Augsburg, sagten wir, beließ Bonifacius bey der Bisthums-Eintheilung Bayerns in derselben Ausdehnung gegen Osten hin, wie sie vor seiner Ankunft bestanden hatte. Freysing und Regensburg waren die nächsten Diöcesen; wir hören jedoch nicht, daß diese beyden auf Kosten der Augsburger gegen Westen hin wären vergrößert worden.

Den 22. Oktober 740 weihte der hl. Bonifacius in Beyseyn des Augsburger Bischofs Wicterp, Benediktbeuern, Staffelsee und andere Kirchen ein (Mon. Boic. VII. p. 1, 2, 3, 4, 17). Auch Thierhaupten an der Ach soll um diese Zeit entstanden seyn (M. B. XV. 91. Braun Gesch. I. 101).

740, 29. Oktob. erfolgte die Bestätigung Gregor's III. für des hl. Bonifacius Anordnungen der vier bayerischen Bisthümer. Daß aber Papst Zacharias im J. 742 abermals zwey Bischöfe, einen für Neuburg, Namens Wicco, den andern, Rozilo, für Augsburg ordinirt habe, dafür findet sich in den Bonifacischen Briefen nirgends eine Spur.

741, Oktob. wurde bekanntlich S. Wilibald auf der Salzburg zum Bischof von Eichstädt geweiht. Dieß neue Bisthum reichte mit seinem Gebiete so ziemlich bis vor die Thore Neuburgs und lag im Baguariorum terminis (Pertz II. 348). Es wäre in der That ein seltsames Verfahren des hl. Bonifacius gewesen, ein Jahr nachher (742, nach Stein und Winter) in einer Nähe von vier Stunden von Eichstädt wieder ein Bisthum zu gründen. Ich glaube, daß ein solch nahes Beysammenseyn zweyer Bisthümer in deutschen Landen rechts des Rheines wohl eine unerhörte Sache seyn dürfte.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. November.

Nro. 225. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Reise in Ostindien, in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter, von Leopold von Orlich.

(Fortsetzung.)

Der Empfang dieser Sieger, welche den Ruhm von Englands Fahne gerettet und in neuen, höheren Glanz gestellt hatten, sollte so glänzend als möglich seyn; der Generalgouverneur von Ostindien selber, Lord Ellenborough war zur Feyer des großen Ereignisses herbeygekommen; er hatte am 9. Dezember mit 120 Elephanten, 700 Kameelen und einem Heer der dienenden Begleitung seinen Einzug im Lager gehalten. Das 3. Bengalregiment, mit den Ghisnymedaillen geschmückt, war mit im Zuge; die ganze, im Lager befindliche Armee fand sich in Linie auf dem Wege nach Ludiana aufgestellt. Von nun an gewann das Lager mehr und mehr die Gestalt einer königlichen Residenz. Lord Ellenboroughs Derbarzelt, eigentlich aus drey Zelten zusammengesetzt, hatte eine Länge von 168 Fuß und war 28 Fuß hoch. Ein Baldachin, vor welchem auf hohem Maste Englands Flagge wehete, bezeichnete den Eingang, kostbare Teppiche bedeckten den Boden, die Geräthschaften alle waren eines königlichen Haushaltes würdig. Aus dem Derbarzelte führte durch eine Glasthüre ein verdeckter Gang in das Wohn- und und Schlafzelt des Gouverneurs. Neben und gegenüber dieser beweglichen Residenz sah man in einer 150 Schritte breiten Gasse des Lagers die Zelte für das Verwaltungspersonal und die Offiziere des Stabes; beym Secretariat des Gouvernements allein dienten 40 Schreiber. Unser Landsmann, der seit der Ankunft des Lords zu den Gästen desselben gehörte, war an der mit silbernen Aufsätzen verzierten Tafel ein täglicher Zeuge nicht nur des Reichthums sondern des wohlwollenden Benehmens des edlen Lords.

Einige Tage nach der Ankunft des General-Gouverneurs traf General Sale mit seiner Brigade an dem jenseitigen Ufer des Sedletsch ein. Ihm voraus zogen die Schaaren jener Afghanen, welche als Freunde der Engländer an diese sich angeschlossen hatten und welche jetzt mit ihren Frauen und Kindern, so wie mit ihrer fahrenden Habe ein neues Vaterland in den Besitzungen ihrer Bundesgenossen suchten. Am andern Morgen war Alles zur ehrenvollen Begrüßung des siegreichen Heeres bereit; zu beyden Seiten des Weges, von dem Lager nach dem Flusse hin, bildete die Reservearmee ein Spalier; zunächst den Schiffbrücken standen festlich aufgeputzt und bemalt 200 Elephanten, welche durch ihre Führer so abgerichtet waren, daß sie ihre Devotion durch Niederknieen und Emporstrecken des Rüssels bezeugten; die Brücken waren mit Flaggen verziert und zur Seite der einen war eine Tribune für den Generalgouverneur und seine Gäste errichtet. Um 8 Uhr defilirte Sales Brigade mit Anstimmung von God save the Queen, begrüßt von lautem Donner des Geschützes und dem jubelnden Zuruf der Armee. Voran zog die Heldin des Tages, Lady Sale auf dem schönsten und reichgeschmücktesten Elephanten; nach ihr begrüßten die tapfern Vertheidiger von Dschellabad und die andern hochgepriesenen Kämpfer im Afghanenkriege ihre alten Waf-

fengefährten und Freunde. In buntem Gemisch folgte hierauf den Truppen der Troß. Zuerst das Lazareth: die leichter Erkrankten auf Elephanten und Kameelen, die schwerer Kranken in Palankinen und auf Tragbahren, dann Kameele, Esel und Ochsen schwer bepackt, dann die Familien der Soldaten und Auswandrer, Kaufleute und Diener der verschiedensten Länder und Gewerbe, Schaf- und Ziegenherden, Karren mit Hünersteigen, darinnen Kampfhähne oder darauf gefesselte Kampfwidder sich befanden. Der ganze Zug des Heeres und seines Trosses über die Schiffbrücken dauerte vier Stunden. Abends bewirthete der Generalgouverneur in seinem Zelte die Offiziere des thatenreichen Feldzuges in the most splendid style.

Neben den festlichen Vergnügungen, darunter namentlich ein Ball, zu welchem 800 Offiziere eingeladen waren, fehlte es auch nicht an Scenen der Mitleid und Schrecken erregenden Art. Die Gegend, in welcher die ungeheure Zahl von Menschen und Thieren zusammengehäuft stund, war unvermögend, namentlich die letzteren alle zu ernähren; täglich fielen Hunderte der Lastthiere aus Mangel an Futter, auch unter den Menschen war eine Epidemie der Cholera und der Pocken ausgebrochen, an welcher Tausende darniederlagen und sehr viele starben. Mit einer ungewöhnlichen Spannung sahen deshalb Viele, mitten im betäubenden Geräusch der Festlichkeiten dem Ausgang entgegen, den die Angelegenheiten im Pendschab nehmen würden, weil hievon die weiteren Bewegungen der Armee abhiengen. Der Hof von Lahore, in Erwartung eines Angriffs der Engländer hatte ein Heer von 80,000 Mann und 200 Geschütze zwischen Lahore uud Amritsir zur Vertheidigung des Landes aufgestellt; das gute Vernehmen, in welchem früher unter Rundschid Singh die Sikhs mit England gestanden, hatte in der letzten Zeit durch mehrere Vorfälle eine Störung erlitten. Da kam der Hof von Lahore der ihm seit Kabuls Zerstörung von neuem furchtbar gewordenen brittischen Macht mit Anträgen zur Versöhnung entgegen. Der künftige Erbe des Thrones der Sikhs Perthal Singh, ein etwa zwölfjähriger Knabe, in Begleitung des mannhaft schönen Hira Singh, bezeugte durch seinen Besuch und durch die reichen, mit sich gebrachten Geschenke an Geld und Kostbarkeiten dem Generalgouverneur die Ehrfurcht seines Hauses und seiner Landsleute. Eine Gegengesandtschaft der Engländer an den Hof zu Lahore wurde jetzt abgefertigt und als Begleiter derselben fand auch H. v. Orlich Gelegenheit das Pendschab zu bereisen. Am 5. Januar 1843 brach der Generalgouverneur begleitet von seiner Leibgarde, einem Regiment Cavallerie, zwey Regimentern Infanterie und zwey Geschützen nach Delhi auf und noch an demselben Tage trat auch die Gesandtschaft nach Lahore, an deren Spitze der Staatsrath Maddock stund, ihre Reise an. Die Escorte welche dem Gesandtschaftspersonal beygegeben war, unter Major Skinners Commando, bestund aus einer Schwadron Lanciers, einer Schwadron leichter Cavallerie, zwey Compagnien Infanterie und zwey reitenden Geschützen; die Zahl der Diener so wie der Elephanten und andern Lastthiere stand im Verhältniß mit dem Posten und dem Range, den die Geschäftsträger der britischen Regierung bey solcher Gelegenheit bekleiden. Der Weg über den Sedletschstrom konnte nicht mehr auf einer der vorhin beschriebenen Schiffbrücken gemacht werden, diese waren bald nach dem Eintreffen der Heere aus Afghanistan, angeblich durch das Anschwellen des Flusses, wahrscheinlicher aber durch die mißtrauischen Sikhs weggerissen, welche eine so große, fremde Heeresmacht nur ungern in so bequemer Stellung gegen ihr Land sahen, da diese auf den Schiffbrücken in wenig Stunden in dasselbe eindringen und in wenig Tagen ohne Schwierigkeit vor den Mauern ihrer Hauptstadt seyn konnte. Dennoch war auch seit der Zerstörung der für ganze Heere leicht passirbaren Brücken eine hinlänglich gute Einrichtung zum Uebergang in das Nachbarland getroffen. Der Strom bildet die Gränze; jenseits demselben beginnt das Gebiet der Sikhs. Hier warteten schon zwey Kutschen, welche der verstorbene Rundschid Singh einst von England zum Geschenk bekommen, nebst einigen Offizieren und einem Reitertrupp auf die Ankunft der Gesandten, um in Auftrag ihres Fürsten diese zu bewillkommnen und sie nach Lahore zu führen. Jede der Kutschen war mit 4 Pferden bespannt, beyde aber in einem so veralteten Zustand, daß von der einen bald nach Beginn der Fahrt die Thüre hinwegfiel, welche,

da hier kein des Wagenbaues Verständiger wohnte, im nächsten Dorfe zurückgelassen werden mußte. Der erste Eindruck, welchen das Land der Sikhs auf den Fremden macht, der es von dieser Seite aus betritt, gleicht jenem einer Tigerhöhle, vor deren Eingang überall die zertrümmerten Knochen der überwundenen Thiere herumgestreut liegen. Jenseits der Getreidefelder, am Ufer des Sedletsch verliert sich der Weg in das wuchernde Gestrüpp der hochstämmigen Rohrarten und Tamarisken, zwischen denen die Reste einer im Kriege zerstörten Stadt hervorragen. Lahore selbst, die noch immer mächtige, prachtvoll aus der Ferne in's Auge fallende Hauptstadt ist weit umher von alten und neuen Trümmern umringt.

Shyr Singh, welchem, als dem Herrscher des mächtigen, auf den Trümmern vieler gestürzten Fürstenthrone begründeten Reiches, die Ehre der damaligen Gesandtschaft galt, war seit dem Jahre 1839 der fünfte, welcher den Thron der Sikhs besaß. Denn dem Rundschid Singh, der im Juny 1839 starb, folgte sein Sohn Kark Singh, welcher schon im Nov. 1840 an einer Krankheit endete, bey deren tödtlichem Ausgang sein einziger Sohn Nehab Singh, der Liebling des Großvaters Rundschid, nicht ohne Verdacht blieb. Dieser Nehab, der 19jährige, geistig wie leiblich kräftige Jüngling, der erbitterte Feind der Engländer, konnte, als man den Leichnam seines Vaters nach der Sitte des Landes mit einer der Frauen und zwey Sklavinnen den Flammen übergab, kaum die Aufwallungen seiner Freude darüber, daß er nun Herrscher sey, unterdrücken; als er aber unmittelbar nach der Vollendung des Leichenbegängnisses mit einem der vertrautesten Räthe hinabgehen wollte, um in den heiligen Fluthen des Rawi sich zu waschen, da brach aus einem der alten hohen Thorwege, unter welchem er hinschritt, ein Stück des obern Bogengemäuers, und traf sein von hochfahrenden Plänen trunkenes Haupt so gewaltig, daß er nach drey Stunden starb. Nach ihm wurde seine Mutter, Kark Singhs Wittwe, die Rany Cendkaur Erbin des Thrones, den sie nur wenig Monate lang behauptete. Denn als bey einem Aufstand des Volkes Shyr Singh (nicht Rundschids, sondern angeblich eines Wäschers Sohn) sein anscheinend näheres Recht auf die Herrschaft geltend machte, da trat die Regentin in den Ruhestand zurück und fand kurz nachher ihren Tod unter den Händen einiger Sklavinnen, die ihr mit Ziegelsteinen den Kopf einschlugen. So war denn, als die englische Gesandtschaft nach Lahore kam, Shyr Singh seit zwey Jahren der Inhaber eines durch List und Gewalt zusammengerafften Reiches und jener Schätze, davon der eine, in einer Festung aufbewahrte, 60 Millionen Rupien (12 Mill. Pf. Sterling) betragen soll, so wie jener zusammengeraubten Juwelen, unter denen der weltberühmte Diamant, der Lichtberg genannt, einer der kostbarsten seiner Art ist. Die Festlichkeiten, welche an dem reichsten und glänzendsten Hofe der damals noch unabhängigen indischen Herrscherreiche bey dem Empfang der englischen Gesandtschaft veranstaltet wurden, hatten für das Auge des Fremden viel Anziehendes. Tiefer aber mochte sich seiner Seele der Anblick jener herrlichen Denkmale aus einer großartig besseren Zeit dieses Landes einprägen, welche in der Nachbarschaft der Hauptstadt, bey Schahi-Dera gefunden werden. Hier ist das Grabmal des Jehanghir Khans (des Eroberers der Welt), Akbars des Großen Nachfolger und Sohn, und nahe bey diesem das Grab der gepriesensten der Fürstinnen des Morgenlandes, der durch Schönheit und Tugend in gleichem Maaße hervorleuchtenden, durch ihre Schicksale wunderbar ausgezeichneten Gemahlin jenes Herrschers: der in Sagen und Liedern noch immer fortlebenden Nurschehan („Licht der Welt").

Seine Rückreise nach Ferospur und von hier nach dem Lager des Generalgouverneurs führte unsern Landsmann durch mehrere der im unmittelbaren Schutze der Engländer stehenden kleineren Sikhs-Fürstenthümer. Unter diesen genießt das Ländchen von Keythul, welches, da sein Fürst ohne Leibeserben dem Absterben nahe war, den Engländern zufallen mußte, einer wahrhaft paradiesischen Lage und Naturschönheit.

(Fortsetzung folgt.)

Die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742.

(Fortsetzung.)

Ein Losreißen einzelner Theile im Norden der Augsburger Diöcese hatte sehr wahrscheinlich zur Zeit der Gründung des Bisthums Eichstätt (741, Oktob.) stattgefunden, wenn wir dem Mayнzer Priester glauben, der nach 798 geschrieben (Pertz II. 355.): Siquidem, sagt er, inprimis dimisit de Regensburg et Augustburg et Salzburg(?) Nordgewy et Salafeld (Sualefeld; et adunavit unum membrum ecclesiae et episcopalem sedem ibi constituit, ibidemque Willibaldum venerabilem virum ordinavit episcopum etc. Also das früher alemanische Sualfeld wurde diesem Berichte nach von Augsburg getrennt und an das neue Bisthum Eichstädt überwiesen.

Wäre irgend eine ähnliche Veränderung mit den östlichen Bezirken der Augsburger Diöcese vorgegangen, so würden wir selbe eben so gut erfahren haben, wie hier beym Abtreten der nördlichen Bezirke. Sie blieben also bey ihrer ursprünglichen Diöcese.

Um das J. 760 heißt es in einer Verzeichnung (M. B. VII. 337): Wezzin Brunensis congregatio cum praediis suis in Augustensi regione sitis, was sich auf den Diöcesan-Bezirk, in welchem das Kloster W. gelegen war, bezieht.

Noch im Jahre 765 bestattete der Augsburger Bischof Wikterp den am 10. Juli verstorbenen Abt Landfrid von Benediktbeuern, die translationis Sti. Benedicti und verordnete den Waldram zum Abt jenes Klosters (M. B. VII. p. 5). Bis auf diesen Zeitpunkt bleibt der östliche Theil der Augsburger Diöcese fortwährend unter dem Augsburger Bischof. Auch hören wir von keiner Veränderung hierin bis zum Tode Wikterps 767, 18. April.

Allein 772, Oktob. (Hund, Metrop. ed. Ratisb. I. 311. et 228.) auf der Synode von Dingolfing erscheint an der Spitze der baioarischen Bischöfe Manno Nuvenpurgensis civitatis Episcopus. dem alsdann Alim, Vi(r)gilius, Wiserich, Sintpreht, Heres Episcopi folgen. Mit Ausnahme des ersten Bischofs, Manno, ist keinem der übrigen Bischöfe sein Bischofssitz beygegeben. Doch wissen wir, daß Alim der Kirche von Seben, Virgil der von Salzburg, Wiserich jener von Passau, Sintpreht der von Regensburg und Heres (Arbo, Erpo, Eprins) der Freisinger Kirche vorstanden. In diesem, wie im folgenden Jahrhundert noch ist es nicht Sitte, dem Namen des Bischofs zugleich auch seinen Sitz beyzufügen. So erscheinen z. B. an der Spitze der Zeugen im J. 759, 23. Januar (Meichlbeck, hist. Fris. Instr. nro. VI. 27, 28.) mit ihrer Unterschrift: Signum Joseph Episcopi, Signum Mannoni, Episcopi.

Den Letzteren halten wir für eine und dieselbe Person mit dem auf der Dingolfinger Synode unterschreibenden Bischof Manno. Ob aber dieser Manno gerade Bischof von Neuburg war, dürfen wir bezweifeln; denn der älteste Codex dieser Synode aus dem Kloster Tegernsee, nun zu München, hat den Zusatz Nuvenpurgensis episcopus nicht. Will man nun trotz dieser hierdurch über Manno's Bischofssitz eingetretenen Unbestimmtheit ihn dennoch der Kirche Neuburgs zuweisen, so hat ein solches willkührliches Verfahren gerade so viel Grund für sich, als wenn ich aus Freisinger Urkunden z. B. p. 92. den Meichlb. l. cit. im 4. Jahr des Kaisers Karl (804, 17. Juny) den Odalhard Episcopus, oder den Hiltigere vocatus Episcopus, oder den Altheus Episcopus ohne weiters zu Neuburger Bischöfen beförden. So wenig ich mit Bestimmtheit sagen kann: Altheus oder Odalhard oder Hiltigere sind Neuburger Bischöfe, ebensowenig kann ich dieß von Manno behaupten. Zwar giebt uns der oben schon erwähnte Codex von Benediktbeuern aus dem zehnten Jahrhundert einen Hodalhartus als Nachfolger des Manno in nova civitate; allein wir haben oben auch gezeigt, wie unbegründet die Behauptung sey: „Manno wäre der 4. von den durch Bonifacius ordinirten baioarischen Bischöfen gewesen." — Man wird in den Verzeichnissen der baioarischen Bischöfe des 8. und 9. Jahrhunderts vergeblich sich nach einem Hodalhart (Adalhart, odalhart), nach einem Heitiger und Altheus umsehen. Hat ihnen allen Dreyen aber die Freisinger Urkunde den Bischofstitel gegeben, den sie, wie ich glaube, mit Recht tragen, so waren sie entweder bloße Regionarii, oder auch auswärtige Bischöfe, die bekanntlich als königliche Missen verwendet wurden; wie denn z. B. ein solcher Hadalhard oder Adalhard bey Serrar. p. 105 und Wurdtwein p. 325 sich findet; auch bey Pertz III. 137. erscheint im J. 806 in der Eigenschaft als Missus zugleich mit Fulrad ein Adalhard.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 12. November.

Nro. 226. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Reise in Ostindien, in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter, von Leopold von Orlich.

(Fortsetzung.)

Einer der herrlichsten Glanzpunkte in Hrn. v. Orlichs Reise ist die Beschreibung von Delhi, dieser vormaligen indischen Welthauptstadt. Indroprasta, so hieß die Residenz der Großmoghuln in ältester Zeit, war, ehe Mahmud Togluck, der Tyrann, in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts (um 1336) die Wunder der schaffenden Menschenkunst mit roher Hand zerstörte, der „Neid der Welt" genannt; Ibn Batuta, der gelehrte Reisende, der vor dieser Zeit die herrliche Stadt besuchte, nennt sie die größeste, die stärkste, die prachtvollste und schönste Stadt nicht nur Hindostans, sondern aller islamitischen Reiche des Orients. Sie bestund damals eigentlich aus 4 Städten, welche dicht zusammenstossend nur eine bildeten und von Mauern umgeben waren, deren Dicke 11 Ellen betrug. Sie hatte Kornmagazine, in denen verschiedene Getreidearten, namentlich Reis, 90 Jahre, ohne zu verderben, aufbewahrt wurden; eine Moschee, welche vormals ein Buddhatempel gewesen war und welcher an Schönheit und Größe keine andere gleich kam, bey ihr ein Thurm von mächtiger Höhe; vor der Stadt ein gemauertes Becken eine Stunde lang und eine halbe Stunde breit, zum Auffangen des Regenwassers. Das jetzige Delhi, noch immerhin eine ansehnlich große, von mehr denn 200,000 Menschen bewohnte Stadt, nimmt eine Fläche von 7 englischen Quadratmeilen ein; die Ruinen der vormaligen alten Stadt, im Süden der jetzigen, erfüllen einen Flächenraum von 20 Quadratmeilen. Eine 40 Schritt breite vom Pallast des Großmoghuls ausgehende Straße durchschneidet die Stadt von Ost nach West; in der Mitte dieser Straße findet sich ein gemauerter Kanal, zu beyden Seiten sind die reich besetzten Bazars, in denen noch fortwährend ein reges Gedränge des Volkes herrscht, obgleich die Zahl dieses Volkes in Delhi seit Kaiser Aurengzebs Zeiten bis auf den achten Theil sich vermindert hat. Das herrlichste, wundervoll prächtigste Gebäude des jetzigen Delhi ist die Jammamoschee, welche Schah Jehan von 1631 bis 1637 erbauen ließ. Sie ruhet mit ihren Höfen und Minarets auf einem 30 Fuß hohen, regelmäßig viereckigen Fundament, davon jede Seite 450 Fuß misset; das Gebäude ist aus weißem Marmor errichtet, in welchem mosaikartig rother Sandstein eingelegt ist. In seinem Aeußern wie in seinem Innern hat sich der arabisch byzantinische Styl zur höchsten Vollendung erhoben.

Eben so reich als das Innere der Stadt selber ist die Umgebung derselben an majestätischen Bauwerken aus alter und neuerer Zeit. Schon aus weiter Ferne erblickt man den Cutab Minar, eine an ihrer Basis 62 Fuß dicke, 265 Fuß hohe, zierlich geformte Säule aus rothem Sandstein, welche der Stifter der Ghuriden und der Zertrümmerer des alten Bramanenthrones in Delhi (im J. 1193) als Denkzeichen des Triumphes des Mohamedanismus über die Religionen des Landes errichten ließ. Auf einer Wendeltreppe von 383 Stufen steigt man im Innern des Denkmales hinauf bis zu einer eisernen

Gallerie, über welcher als Spitze des Ganzen ein kleiner, von 8 Säulen getragener Dom sich emporwölbt. Die Aussicht auf die vom Jannaſluß befeuchtete, herrliche Landschaft, auf die meist in Trümmern liegenden, noch in ihrem jetzigen Zustand bewundernswerthen Bauwerke einer großartigen Vorzeit war unvergleichbar; der Hindu, der den Reisenden hinaufgeführt hatte, unterbrach das ernste Schweigen mit den Worten: „Sahib, hier ist nichts von Bestand gewesen, viel Jammer und wenig Freude.“

Außer den todten, steinernen Ueberresten seiner vormaligen Macht und Größe umfaßt Delhi innerhalb seiner Mauern auch einen armseligen, lebenden Ueberrest seiner längst vergangenen Herrscherwürde über Länder und Völker: dieß ist der kleine Fürst, der seiner Abstammung nach noch immer den Namen des Großmoghuls führet. Seit der Begründung des Thrones seiner Väter durch Timur im J. 1418 war der damals regierende, sogenannte König der 26. Herrscher seines Stammes. Schon mit Aurengzebs Tod im J. 1707 begann die Macht der Großmoghule zu sinken; 80 Jahre später traf diese Dynastie so wie das ganze Land, vor Allem die Stadt Delhi selber, unter Schah Nadirs grausam verwüstender, mordender Hand ein schweres Unglück, von dessen Folgen sie niemals sich wieder zu erholen vermochte. Als die Engländer den Vater des jetzt lebenden Schattenkönigs im Jahre 1803 aus der Gewalt der Mahratten befreyten, gehörte demselben von dem ganzen ungeheuren Reiche seiner Vorfahren nichts mehr als der Pallaſt und die kleinen, diesen umgebenden Ländereyen nebst 200,000 Rupien jährlicher Apanage. Die englische Regierung erklärte, daß, obgleich sie keine Verbindlichkeit gegen seine Majestät habe, sie ihn dennoch nicht nur im Besitz seines Pallastes und seiner Familiengüter lassen, sondern ihm noch eine jährliche Pension von 1,200,000 Rup. zusichern wolle. Die Residenz des Großmoghuls, sein ihm eigen gehörendes Königreich, das jetzt nur noch in einem kleinen Theilchen der vormaligen Hauptstadt seines Landes besteht, liegt auf den niedern Quarzklippen des rechten Jamnaufers. Der unregelmäßig viereckige Raum, auf welchem der Pallaſt des Fürsten sammt den zu ihm gehörigen Höfen, Gärten und Nebengebäuden stehet, wird von einer 40 Fuß hohen, mit Bollwerken versehenen Mauer umschlossen; der gesammte Umfang beträgt 4000 Schritte. Unser Landsmann hatte Gelegenheit, das Innere dieser Residenz des Großmoghuls genau zu betrachten. Er war in dem Audienzgebäude aus weißem Marmor, in welchem einst der weltberühmte Pfauenthron stund, gebildet aus schweren Goldplatten, mit Diamanten, Rubinen, Smaragden und Perlen überzogen, zwischen zwey goldenen Pfauen, welche ihre aus funkelnden Edelsteinen gebildeten Schweife weit ausbreiteten, über diesen ein Papagey, der aus einem einzigen Smaragd gebildet war. Tavernier, der Juwelier, welcher diesen Thron in seiner vollen Pracht sah, schätzte seinen Werth auf 65 Millionen Rupien (6½ Mill. Pfd. Sterl.). Den kostbarsten Stein des Fürstenthrones zu Delhi, einen Rubin erster Schönheit und Größe hatte übrigens schon Timur entführt; den übrigen Schmuck der Edelsteine und das meiste Gold desselben nahm Schach Nadir mit sich in das persische Hochland. Anjetzt steht an der Stätte des alten Pfauenthrones ein moderner Sessel auf hohem Fundament; dünne Goldplatten mit werthlosen Steinen und Perlen bedecken ihn; ein Himmel, von silbernen Säulen getragen, schwebt über demselben. Wie ein Spott erscheint deßhalb die arabische Inschrift zur Seite des Thrones: „Wenn je das Paradies auf Erden, so ist es hier, so ist es hier, so ist es hier!“

Der Großmoghul, der bey H. v. Orlichs Hierseyn dem Namen nach regierte, war nahe an 70 Jahre alt; er hatte durch sein ausschweifendes Leben so wie durch sein zänkisches Wesen die Liebe und Achtung der Bewohner von Delhi und der mohamedanischen Fürsten der Umgegend, welche sein Vater genoß, verscherzt. Er stund so ganz unter englischer Gerichtsbarkeit, daß er nicht einmal, wozu er sonst sehr geneigt gewesen wäre, das Todesurtheil über einen seiner Diener aussprechen durfte, sondern höchstens körperliche Züchtigung über denselben verhängen. Wenn ein Fremder die Ehre haben will, bey dem Großmoghul zuzusprechen, meldet er sich bey dem Hausminister desselben, muß einige siebenzig Rupien bezahlen und erhält dafür bey der Audienz einen Säbel, der nicht zu gebrauchen, ein Ehrenkleid, das nicht zu tragen ist, und nach Maaß-

gabe seines Standes auch eine Art von Orden, nebst seltsamem Titel.

Agra, der vormalige Lieblingsaufenthalt Akbars des Großen, zählt noch jetzt über 65000 Einwohner außer dem hier stationirten Militär, welches ohne die Schaar seiner Dienerschaft aus 10,000 Mann besteht. In seinem Handel wie an Wohlstand steht Agra bedeutend hinter Delhi zurück, doch herrscht unter seinen vorherrschend aus Hindus bestehenden, genügsamen Bewohnern eine große Betriebsamkeit und häufig ein wahrhaft künstlerisches Geschick. Das Klima von Agra ist in der Zeit der heißen Winde vom April bis Ende Juny für den Europäer fast unerträglich, wozu noch der Uebelstand kommt, daß die meisten Brunnen der Stadt ein salziges Wasser enthalten. Wenn nach dem Sommersolstitium die Regenzeit beginnt, dann wird die Luft angenehmer, und mit dem Oktober, wo kühlender Thau und Nebel in den Morgenstunden aufsteigt, geht es allmälig zur (verhältnißmäßig) kälteren Jahreszeit über. Dann sieht man die Vegetation des Landes in einer Ueppigkeit und Frische dastehen, welche alle Erwartung des Fremden, der etwa noch während der heißen Jahreszeit hieherkam, übertrifft; die Luft ist von balsamischen Düften erfüllt, der Europäer lebt von neuem auf und genießt in vollen Zügen die ganze Fülle der indischen Natur. Zu solchem Genuß bietet die Umgegend von Agra nicht allein durch die Reize ihrer Natur sondern durch die Herrlichkeit ihrer Kunstwerke eine seltene Gelegenheit dar. Unweit der Stadt findet sich eines der schönsten Bauwerke Indiens, jenes Grabmonument, welches Schah Jehan seiner geliebten, bey ihrer ersten Niederkunft verstorbenen Gemahlin Muntaz Mahab zu Ehren erbauen ließ. Das Baumaterial des Mausoleums ist ein blendend weißer Marmor von außerordentlichem Glanze; das Innere desselben ist von Mosaikarbeiten überdeckt, welche aus edlen Gesteinen, vornämlich aus Lasurstein, Carneol, blutrothem Jaspis, Heliotrop, Sardonyx, Chalcedon und noch 6 andern bunten Steinen von hohem Werthe gebildet sind. In einer der schönsten Blumenzierathen zählt man allein 72 dergleichen Steine, und als vor einiger Zeit eine frevelnde Hand aus einer der Mosaiken, zur linken Seite des Einganges die kostbarsten Steine ausgebrochen und entwendet hatte, da betrugen allein die Kosten der Ausbesserung, welche das englische Gouvernement aus seinen Mitteln darreichte, 3000 Rupien. Seitdem sind Wächter und Aufseher für das Gebäude wie für die dasselbe umgebenden Gärten angestellt, deren Besuch für die in Agra wohnenden Engländer und Einheimischen zu den gewöhnlichsten Vergnügungen gehört. Aber dieser Tasch Mahal oder Diamant der Seraglios, wie das Grabmal von den Indiern genannt wird, ist noch nicht das für den Reisenden anziehendste Denkmal aus alter Zeit, welches in der Nähe von Agra gefunden wird. Hier lebt Akbars des Großen Geist und geläuterter Kunstsinn noch in Bauwerken fort, welche in ihrer Art und auf ihrer Stufe eben so bewundernswerth sind als die Kaiserpaläste und das Colosseum oder Trajans Grabmahl im alten Rom. Schon die Veste Akberabad, oder das Fort von Agra, erscheint für seine Zeit als ein Meisterstück der zweckmäßigen Anlage und großartigsten Ausführung. Keine Schilderung der Zeitgenossen so wie der noch lebenden Geschichtsforscher kann jedoch ein so treues Bild von Akbars hochstrebender Kraft und glänzender Hofhaltung, so wie von den Einrichtungen seines Hauswesens und Familienlebens geben als die Betrachtung von Fatehpur, der außerhalb der Stadt gelegenen gewöhnlichen Residenz des Kaisers, in deren Umfang die Kaiserpaläste des alten Roms wohl zweymal Raum finden würden. Seitdem die Mahratten — denn diesen schreibt man es zu — diese herrlichen Bauwerke zerstörten, sind dieselben nicht mehr zu Wohnungen der Menschen benutzbar, sie sind zu einer Stadt der Trümmer geworden, deren aus rothem Sandstein und Granit erbauter Wall, welcher in einem Umfang von funf englischen Meilen die Residenz umschloß, selbst die Thiere der Wüste vom Hereindringen nicht mehr abhalten kann. Ein Theil der Paläste, weithin in der Ebene sichtbar, stund auf einem 150 Fuß hohen Felsrücken, die übrigen lagen unten in der Ebene.

(Schluß folgt.)

Die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742.

(Fortsetzung.)

Daß man diesen in den Jahren 759 und 772 vorkommenden Manno zu einen Augsburger Bischof nicht machen kann, lehrt ein Blick auf Wiktery's Regierungszeit, welcher Bischof von 738 bis 767 diese Würde behauptet hat, die nach ihm Thozzo eingenommen. (Sollte dieser Thozzo nicht des Lazius Rozilo [Tozilo, Deminut. von Tozzo], seyn?)

Die Bulle des Papstes Leo III. vom J. 798 (Kleinmayern, Juvavia, dipl. Anh. p. 51) bringt uns einen Bischof, Namens Sintpert, der vom Papste ausdrücklich ecclesie Nivuinburcgensis Episcopus genannt wird und welcher gleich Alim von Seben, Atto von Freysing, Adalwin von Regensburg und Waltrich von Passau ein Bischof der Provinz der Baioarier (provinciae Baioariorum episcop.) heißt. Wir müssen ihn schon dieses Zusatzes halber für einen baiovarischen Bischof halten, denn die Civitas Nivuinburcg lag ja in Bajoarien! Sintpert schließt die Reihe dieser Bischöfe, die den Papst in einem eigenen Schreiben (petitorias Sylabas nobis emisistis) um einen Erzbischof für ihre Provinz gebeten hatten, welchen sie nun in der Person Arno's von Salzburg und mit Bewilligung Karls d. Gr. erhalten (die Bulle über den Gebrauch des Palliums ist vom 20. April 798 bey Kleinmayern, dipl. Anh. p. 53, 54). —

Da nichts über Sintperts von Neuburg Entsetzung, oder Tod berichtet wird, der Name Sintbert etwa 2 Jahre später, d. i. 11. April 800 in einer Bulle desselben Papstes Leo III. erscheint; so berechtigt uns dieß wohl zu der Annahme: der Bischof Sintpert der Bulle von 798 und jener Sintbert in der Bulle vom April des J. 800 seyen eine und dieselbe Person. Nur heißt er im letztern Jahre: Sintbertus Stafnenesis aecclesie (episcopus Kleinm. l. cit. p. 57). Auch hier wieder nimmt er den letzten Platz wie in der vorigen Urkunde ein; auch hier zählt er gleich Alim von Seben, Waltrich von Passau, Atto von Freysingen, Adalwin von Regensburg zu den Bischöfen der Provinz der Baiowarier (cum cuncto clero seu plebi provintiae Baivuariorum). Der Name seines Bischofsitzes ist also von jenem in der früheren Bulle angegebenen verschieden, aber nicht die Person des Bischofs. Die Stafnensis ecclesia ist bekanntlich Staffelsee (Staphala stagna vom J. 740, M. B. VII. 1, 2. Staphinseie 812, Pertz III. 176. 177).

Die Identität Sintperts in beyden Bullen zugegeben, bemerken wir über die Bischofssitze:

a) Neuburg. Dieser Sitz kommt 798 zum erstenmale urkundlich vor; denn Manno vom J. 759 und 772 führt diesen Titel erweislich nicht. Aber, entgegnet man, der Papst nennt doch einen Bischof von Neuburg, also muß es auch ein Bisthum Neuburg gegeben haben? — Ich erwiedere hierauf mit Bezug auf das oben Vorgetragene: Im J. 742 kann das Bisthum Neuburg nicht gegründet worden seyn wegen der ein Jahr vorher geschehenen Gründung des allzunahen Eichstädt. Zugegeben aber, das Bisthum Neuburg sey wirklich im J. 742 errichtet worden, so müßte es nur auf Kosten der Augsburger Diöceſe dotirt geworden seyn, weil im Norden sich die Eichstädter Diöceſe befand. Wir hören jedoch von einer solchen Schmälerung der Augsburger Diöceſe bis 765 und 767 ganz und gar nichts. Sohin bliebe für diese Gründung des Neuburger Bisthums die Zeit von 765 oder 767 bis vor 798. Allein ein in dieser Periode gegründetes Bisthum wäre jedenfalls ein Ereigniß gewesen, das man aufgezeichnet hätte. Wir lesen jedoch nirgends ein Wort von Neuburgs Gründung im besagten Zeitraum von 765 oder 767 — vor 798.

b) Staffelsee. Ein Bischof kann sich nur nach einem innerhalb seiner Diöceſe gelegenen Ort nennen oder nennen lassen. Heißt nun Sintpert Bischof von Staffelsee, so lag Staffelsee gewiß in seiner Diöceſe. Der Schluß der Freunde des Bisthums Neuburg: „Sintpert der Bischof von Neuburg war auch Bischof von Staffelsee, also war Staffelsee in seiner Diöceſe," läßt sich umkehren: „Sintpert, der Bischof von Staffelsee war auch Bischof zu Neuburg, also lag Neuburg in seiner Diöceſe." — Staffelsee lag urkundlich gewiß 740, 765 in der Diöceſe Augsburg, also muß auch Neuburg dieser Diöceſe angehört haben, wenn anders der Bischof von Staffelsee auch Bischof von Neuburg war.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. November.

Nro. 227. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. Erster Band, Geschichte des Alterthums. Auf Befehl Sr. Majestät des Königs bearbeitet von Dr. Constantin Höfler, ordentlichem öffentlichem Professor der Geschichte an der Ludwig-Maximilians-Universität, ordentl. Mitgliede der kgl. Akademie der Wissenschaften ꝛc. München 1845. Im kgl. Central-Schulbücher-Verlage. Auch unter dem Specialtitel: Geschichte des Alterthums. Erste Lieferung.

Am 7. April des laufenden Jahres erhielt der Verfasser den ehrenvollen, aber in hohem Grade schwierigen Auftrag, ein Lehrbuch der allgemeinen Geschichte für die katholischen Gymnasien zu bearbeiten. Mochten vielleicht die Vorträge, welche derselbe seit 7 Jahren an der k. Universität über allgemeine Geschichte, und wie er sich schmeicheln kann, nicht ohne einigen Erfolg gehalten hat, ihn zu der in besonderem allerhöchsten Vertrauen ihm übertragenen Arbeit befähigen, so war es andererseits dem dringenden Wunsche nach baldiger Vollendung eines seit längerer Zeit beabsichtigten Werkes so wie frühern Anordnungen der allerhöchsten Stelle angemessen, daß die neue Bearbeitung eines Lehrbuches der allgemeinen Geschichte möglichst auf derjenigen fuße, welche auf Befehl des höchstseligen Königs von dem Hofrathe von Breyer unternommen worden war. Der Verfasser empfing deßhalb die Weisung, sich genau an die innere Oekonomie des Breyerschen Werkes zu halten, jedoch dasselbe noch über seine Gränzen hinaus bis zum J. 1815 zu führen. Da es jedoch nicht im Mindesten in der Absicht des königlichen Ministeriums lag, die freye Thätigkeit des Verfassers dadurch zu hemmen oder zu beschränken und sich in Kurzem herausstellte, daß eine bloße Ueberarbeitung bey den großen Fortschritten der Wissenschaft seit dem J. 1817 beynahe zu den Unmöglichkeiten gehöre, so hat der Verfasser, je mehr er in der Bearbeitung voranschritt, sich auch keine andern Rücksichten vorgezeichnet, als welche ihm die Pietät gegen seinen Vorgänger, das wissenschaftliche Interesse und die allgemeine Norm des allerhöchsten Rescripts auferlegten. —

Es lassen sich nun Lehrbücher der allgemeinen Geschichte, wenn sie ihren Zweck erreichen sollen, auf zweyerley Weise behandeln.

Entweder muß ein solches nur die strengste Auswahl von Thatsachen enthalten. Da darf dann kein Wort zu viel und eher eines zu wenig seyn. Lakonische Kürze ist das Haupterforderniß und Trockenheit die unumgängliche Folge.

Es ist dieß, wenn ich nicht irre, diejenige Form, welche die in dem Kaiserthum Oesterreich eingeführten Lehrbücher empfangen haben. Die Trockenheit und Anspruchlosigkeit — das Wort in einem andern Sinne als gewöhnlich gebraucht, zu vermeiden, muß dann von Zeit zu Zeit das aschgraue Gewölke ein Lichtblick durchziehen, an welchem der ermüdete Geist zugleich einen Ruhepunkt und einen Aufschwung gewinnt; und der mündliche Vortrag tüchtig geschulter Lehrer muß ergänzen und umkleiden, was die kurz und nackt hingestellte Thatsache eher andeutet als umständlich berichtet.

(Fortsetzung folgt.).

Reise in Ostindien, in Briefen an Alexander von Humboldt und Carl Ritter, von Leopold von Orlich.

(Schluß.)

Die an der Ostseite gelegenen Gebäude haben durch die Hand der Barbaren am meisten gelitten; selbst das kolossale Thor mit großen, runden Bollwerkthürmen, das hier am Eingang stand, ist seiner Zierrathen beraubt, nur nach der westlichen Seite hin hat sich der alte Zustand der Dinge besser erhalten. Aus den Wohnungen für die Garden kommt man durch die Palläste der Minister, dann durch die der Prinzen des Hauses in jene des Kaisers mit ihren drey Audienzhöfen, darinnen Springbrunnen, Becken voll Wasser und kleine Gartenanlagen Kühlung und Schatten gewährten. Am wenigsten zerstört sind die Palläste der drey Frauen Akbars: einer Römerin, einer Türkin und der geliebtesten von Allen, einer Hindu, welche ihm den ersten Sohn gebar. Außerhalb der Reihe der eigentlichen Palläste, in deren einem namentlich der Conferenzsaal an Pracht und Größe eines solchen Kaisers würdig war, liegt die Moschee und im Süden der Gebäude waren die Ställe angebracht, von denen der eine, der für Pferde bestimmt war, nur 400 dieser Thiere umfaßte, während der andere, von ungleich riesenhafterem Umfang 1000 Elephanten enthielt. Denn für diese hatte Akbar eine solche Vorliebe, daß er in seinen verschiedenen Marställen 6000 derselben unterhielt. Eine Zahl, welche jetzt, wenn sie zugleich aus solchen auserwählt großen und schönen Thieren bestehen sollte, wie man an damaligen Fürstenhöfen sie sah, schwer in Indien aufzutreiben seyn würde.

Denn, wie dieß der Verfasser der Reise bey einer andern Gelegenheit erwähnt, der Elephant, dieser mächtige, kluge Bundesgenosse der Bewohner des südöstlichen Asiens in Krieg und Frieden, ist in Folge der beständigen Jagden, welche man auf ihn machte, aus dem Innern von Indien fast ganz verschwunden und lebt nur noch wild in den Vorbergen des Himalaja, namentlich in den Dschemnawäldern, in Nepaul, einigen Theilen der Ghats, in Terrai, im Königreich Ava und auf Ceylon. Einst erstreckte sich die asiatische Heimath jenes edlen Thieres bis zum obern Indus, wo Alexander der Macedonier bey Attok seine erste Elephantenjagd hielt, er fand sich noch in viel späterer Zeit im Pendschab und an den Ufern des Jamna erbeutete Kaiser Baber alljährlich eine Menge dieser Thiere, wo jetzt weit umher keine Spur mehr von ihnen zu finden ist. Da sich der Elephant nur als äußerst seltene Ausnahme in der Gefangenschaft fortpflanzt, sein Abgang deßhalb nur durch wild eingefangene ersetzt werden kann, muß der Preis im Ankauf desselben beständig steigen. Schon jetzt wird einer von der größeren Art, aus den Dschemna und Ghateswaldgebirgen, davon einzelne eine Höhe von 11 Fuß erreichen, mit 5000 Rupien und darüber bezahlt, während die kleinen, deren Höhe 7 Fuß und darunter beträgt, um 1000 Rupien verkauft werden. Von solch' kleinem Wuchse sind vornämlich die Elephanten aus Terrai und Ceylon, denen häufig die Auszeichnung der hervorragenden Fangzähne fehlt. Freylich ist der erwähnte Preis für ein Thier von so vielfacher Brauchbarkeit und so großer Ausdauer noch immer kein zu hoher. Denn selbst in der Gefangenschaft bleibt der Elephant 4 ja 6 Mal länger bey Kräften als das Pferd (wird 120 Jahre alt), kann eine 5 Mal größere Last tragen als das Kameel, eine zehnmal schwerere fortziehen als das Pferd und hat sich bey den Jagden der Tieger den Europäern fast unentbehrlich gemacht. Denn wenn nur einmal ein solches furchtbares Raubthier durch die Geschicklichkeit des auf dem Elephanten sitzenden Schützen besiegt und getödtet ist, dann bekommt der Elephant zu diesem Kampfe so viel Freudigkeit und Muth, daß er, eifrig wie der Jäger selber, und im Vertrauen auf dessen Hülfe zur Tiegerjagd ausgeht, wobey er wenn wieder ein solches Thier erlegt wurde, die Freude des Menschen durch senkrechtes Emporstrecken des Rüssels und allerhand fröhliche Bewegungen und Töne zu theilen scheint. Wenn dagegen der erste Kampf mit einem Tieger mißlang, oder der Jäger aus Furcht von einem solchen heranspringenden Thiere den Elephanten verläßt und die Flucht ergreift, dann hält es schwer diesen noch einmal zum muthigen Entgegengehen auf einen solchen Feind zu bewegen. Das Reisen auf dem Rücken eines Ele-

phanten ist für Indien noch immer das bequemste und angenehmste; eine ganze Gesellschaft kann da in dem kleinen Pavillon beysammensitzen. Während sich das majestätische, dem Menschen so zugeneigte, gelehrige und einer Art von Ueberlegung fähige Thier selbst dem Fremdling in diesen Ländern, dem Europäer so werth gemacht hat, steht es bey dem eingebornen Hindu zugleich noch in einer religiösen Beachtung. Es ist nach ihren Lehren der Lebensgenosse der Götter, das Symbol der Weisheit und tiefen Erkenntniß; im Leibe der Elephanten wohnen die Seelen der durch Büßungen geheiligten Herrscher und Braminen. Daher die wahrhaft zärtliche Pflege und hohe Achtung, welche die Mahuds oder Elephantenwärter diesen Thieren angedeihen lassen; daher auch das seltsame Bemühen der Indus von hohem Stande den Gang des Elephanten, diesen vermeintlichen Ausdruck von Majestät und Anmuth nachzuahmen, so daß noch jetzt die Prinzen und Prinzessinnen alter Hindudynastien im Gange eines Elephanten förmlich unterrichtet und eingeübt werden.

Eben so, wie Agra selber und seine Umgegend die Wohnungen und Lustorte Akbars des Großen während seines Lebens aufzeigen kann, so findet sich auch in der Nähe dieses Lieblingsaufenthaltes des mächtigen Kaisers die prachtvolle Begräbnißstätte, die er für sich und die Seinen erbauen ließ. Secandra, Akbars Grabmahl, von herrlichen Gartenanlagen umgeben, liegt gegen 4 Stunden Weges von Agra entfernt, in einem von hohen Mauern umgebenen, regelmäßigen Viereck, davon jede Seite 850 Schritt lang ist. Das eigentliche Mausoleum, ein Viereck von 410 Fuß Länge, besteht aus vier Stockwerken und die Baukunst hat hier Alles gethan, was ihr möglich war, um durch ihre lieblichen und zierlichen Bildungen dem Gedanken an den Tod und an die Gruft seiner Schreckniſse zu nehmen.

Wenige hundert Schritte von Akbars Mausoleum findet sich in den Ruinen eines alten Grabmahles ein Denkmal andrer, das Herz freudig erhebender Art. Es ist dieß die Versorgungs- und Erziehungsanstalt, welche die christliche Mildthätigkeit für die verlassenen Kinder errichtet hat, die bey der Hungersnoth 1837/38 ihre Eltern verloren hatten. Als H. v. Orlich hier war, fanden sich noch 160 Knaben und 140 Mädchen in der Anstalt, welche ein Deutscher, Hr. Dreiberg in den Lehren des Christenthums und allerhand nützlichen Kenntnissen unterrichtete, so wie zur Gewerbthätigkeit anleitete. Man beabsichtigt eine christliche Dorfgemeinde durch diese Waisenkinder zu begründen, wozu die Regierung das Land hergiebt. Einige der ältesten Zöglinge haben sich bereits verheirathet und so den Anfang zur neuen, christlichen Hinducolonie gebildet.

Von Agra aus machte Hr. v. Orlich die Reise durch das Königreich Aude, über Allahabad, Benares nach Calcutta. Allahabad, am Zusammenfluß des Jumna und des Ganges, ist einer der berühmtesten und heiligsten Wallfahrtsorte der Hindus. Im Fort der Stadt steht noch eine jener steinernen, mit Pali-Schriftzügen beschriebenen Säulen, deren 4 Schwestern, davon die eine die berühmte Feroze-Säule in Delhi, die 3 übrigen in Nordbehar stehen. Der gelehrte Jas Primsep hat die Pali-Inschrift auf der Feroze-Säule entziffert, und gefunden, daß sie ein Edict des Buddhisten-Königes As-o-co enthält, der von 325—288 v. Chr. lebte. In jenem Edict wird die Vertilgung lebender Thiere verboten und zur Beobachtung des Buddhadienstes ermahnt.

Auf dem Heimweg nach Europa kam der Reisende ganz nahe an den, namentlich für die Freunde der Conchyliologie höchst interessanten Gruppen der maldivischen Inseln vorbey, ja zum Theil mitten durch diese Gruppe hindurch. Die friedliebenden, gastfreyen Bewohner dieser von Cocoswäldern bedeckten Coralleninseln, Mohamedaner, welche unter der Herrschaft eines Sultans stehen, würden dem Naturalienſammler, der unter ihnen sich niederließe, nur Freundlichkeit erweisen und bey seinem Fang der Seethiere nach Kräften förderlich seyn, aber all diese anlockenden Vorzüge werden durch die Nachtheile überwogen, welche das außerordentlich ungesunde Klima selbst den Eingebornen und noch mehr den Fremden bringt. Als Capitain Moresby im Jahre 1835 diese Inseln vermaß, verlor er von seiner nicht sehr zahlreichen Begleitung schon in den ersten 2 Monaten 16 Mann und durfte es niemals wagen, die Nacht auf dem Lande zuzubringen.

Nach einer im Ganzen glücklichen Seereise landete Hr. v. Orlich am 8. Juny 1843 zuletzt noch unter einem gefahrdrohenden Sturme in Falmouth mit dem freudigen Bewußtseyn, daß der Schatz der eigenen Anschauungen und Erkenntnisse, den er binnen einem Jahre sich gesammelt, der Mühe und der Anstrengungen auch vieler Jahre werth gewesen wäre.

Die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742.

(Fortsetzung.)

Diöcesanus von Staffelsee und Neuburg war Sintpert. Nun nennen uns alle Cataloge der Augsburger Bischöfe am Ende des 8. Anfangs des 9. Jahrhunderts als Vorstand der Kirche von Augsburg Sintpert oder Simpert. Einen andern Simpert, als den Augsburger Bischof gab es seit dem Tode des gleichnamigen Regensburger Bischofs im südlichen Deutschland nicht weiter; darum ist es auch ungezweifelt, daß der Bischof von Neuburg vom J. 798 und der Bischof von Staffelsee vom J. 800, April, ein und dieselbe Person mit dem Augsburger Bischof Sintbert sey.

Weßhalb jedoch nennt er sich in den Jahren 798 und 800 bald von Neuburg, bald von Staffelsee Bischof, warum erscheint er als ein Bischof der baiovarischen Provinz? — Augsburgs Diöcese vom Lech zur Iller stand unter der Metropole Mainz. Die Baiovarier wollten, unabhängig von dieser, ihren eigenen Metropoliten haben, was erst 801 zu Stande kam. Bis dahin mußte der Augsburger Bischof für seine im Herzogthum Baiovarien gelegenen Diöcesan-Bezirke sich's gefallen lassen, auf baiovarischen Synoden, bey allen den bayerischen Clerus angehenden Verhandlungen, und zwar in der Eigenschaft eines baiovarischen Bischofs zu erscheinen: Darum nahm er für solche Akte seine Benennung von rein-bayerischen Orten, die in seinen Diöcesan-Distrikten östlich des Lechs lagen *). Es war also die eigenthümliche Stellung des Augsburger zu den übrigen Bischöfen des Bayerlandes, die ihn zur Annahme obiger Titel bewog. Eben wegen seiner Theilnahme an den kirchlichen Verhandlungen des bayerischen Clerus hatte auch Sintpert das Bittgesuch der bayerischen Bischöfe an den Papst um Verleihung eines Metropoliten mit unterzeichnet, und zwar, wie aus Leo's III. Antwort hervorgeht, als Bischof von Neuburg in Baiovarien. Der Papst bestimmte ihnen den Arno von Salzburg, welche Kirche auch Petena genannt wird, zum Erzbischof und verspricht die hierzu nöthigen Anordnungen für die baiovarische Provinz zu treffen (Idcirco convenit nos ipsos nempe ecclesiastico moderamine in sacro ordine fideliter atque Spirituraliter secundum canonicam censuram ipsam ordinaremus Baiouariorum provinciam. Kleinm. p. 51). — Auf diese Bulle folgte ein Danksagungsschreiben sämmtlicher baiovarischen Bischöfe an den Papst, darunter auch Sintbert, der, wie erwähnt, wegen seines baiovarischen Diöcesan-Antheiles sich nicht füglich hier ausschließen konnte. In diesem Schreiben nun nannte sich Sintbert einen Episcopus Stafnensis ecclesiae, und so führt ihn auch die Bulle vom 11. April 800 p. 57 bey Kleinmayern in dieser Würde auf.

Der Papst hielt rücksichtlich der Anordnung der baiovarischen Provinz, die nun ihren Metropoliten hatte, seine Zusage. Dem neuen Erzbischof wurden die Grenzen seines Sprengels genau angegeben, die Bischöfe von Passau, Regensburg, Freising und Seben waren seine Suffraganei und Bayern bildete fortan in geistlichen Dingen eine eigene Provinz, die nicht unter der Metropole von Mainz, sondern unter der von Salzburg stand. Die Westgränze der baiovarischen Provinz (in geistlicher Beziehung versteht sich!) war die Ostgränze des Augsburger Bisthums, welches mit seinen in Bayern gelegenen Bezirken nicht mehr zur bayerischen Provinz unter der Metropole Salzburg gezählt wurde, sondern unter die Metropole Mainz zu stehen kam, wie dies mit den westlicheren Strichen der Augsburger Diöcese schon früher der Fall gewesen war.

*) Gewiß nicht, wie Braun, Bischöfe I., 116. will, wurde er wegen Verwüstung der Vorstädte von Augsburg und der Kirche der heil. Afra durch die Awaren im J. 788 zum Aufenthalte in Neuburg oder Staffelsee gezwungen. Dies wilde Volk konnte nach Karls Vorkehrung gar nicht bis hieher vordringen. Man sehe des Zeitgenossen Eckhards Schilderung bey Pertz I. S. 173, 175.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 14. November.

Nro. 228. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. Erster Band, Geschichte des Alterthums.

(Fortsetzung.)

Wo das letztere fehlt, oder wie es hie und da geschieht, nicht eintreten darf, sinkt der Geschichtsunterricht zum unerquicklichsten Studium herab. Er wird eine Gedächtnißsache, bey der Verstand und Herz leer ausgehen und wenn schon bey einem nicht befriedigenden Unterrichte in der Mathematik sich stets die Frage aufdrängt, was denn das Ganze soll, welche Zwecke, welche Bedeutung es habe, zu welchem Ende es führe, so tritt dieselbe noch viel unlösbarer bey einem derartigen Geschichtsunterrichte ein. Die Mathematik zieht doch noch immer durch ihre logische Bestimmtheit, ihre scharfe Begränzung, die in ihr liegende Sicherheit und Wahrheit an. Sie ist ein geistiger Prozeß, der sich vor dem Beschauer in schöner Folgerechtigkeit entwickelt. Allein die Geschichte mit ihrem Conglomerate von Thatsachen ist so behandelt das Buch der 7 Siegel, eine langweilige, ermüdende Aufzählung von Lastern und Thorheiten, aller nur denkbaren Verirrungen des menschlichen Geistes und Verkehrtheiten der menschlichen Natur, ein Sphynxräthsel, dessen Oedipus noch nicht gekommen, ohne bestimmten Anfang und Ende, unerquicklich und öde, ein unnöthiger Balast, mit welchem man das Gedächtniß beschwert, und dessen einzelne Theile man nur lernt, um sie so schnell als möglich wieder zu vergessen.

Eine andere Behandlungsweise entsteht nothwendig durch eine größere Ausführung des Gegenstandes, wenn das Lehrbuch in etwas den Anstrich des Lesebuches erhält. Auch hier ist eine besonnene Thätigkeit, ein wohl überlegtes Mitfortschreiten des Lehrers mit dem Schüler unentbehrlich. Er muß die Oekonomie des Studiums beaufsichtigen, die etwa nothwendige Exegese des Buches übernehmen, was den dermaligen in jedem Curse doch immer etwas verschiedenen Bedürfnissen seiner Schüler nicht genau angemessen ist, weglassen, abkürzen oder erläutern, zusammenziehen oder ergänzen, und während der Schüler immer reichlicheres Material vor sich hat, als er eigentlich für den Schulzweck bedarf, ihn anleiten, desselben durch Auszüge Herr zu werden, es selbst zu handhaben, Geist und Gedächtniß zu gebrauchen, um in das Innere, den lebensvollen Zusammenhang, die nicht willkührliche, nicht zufällige Aufeinanderfolge der Staaten einzudringen, und somit die göttliche Oekonomie der Weltgeschichte zu erlauschen.

Nichts aber scheint mir bey dem Geschichtsunterrichte wichtiger, nichts für die Jugend heilsamer zu seyn, als gerade dieses von Anbeginn nachzuweisen, daß in der Welt nichts zwecklos, nichts losgerissen sey, als was sich selbst von dem Ganzen trennt und willkührlich sein eigenes Endziel verfolgt. Daß seiner ursprünglichen Bestimmung gemäß Alles ein Glied eines großen Ganzen, ein Ring an der Kette der Schöpfung sey, die nicht einer starren Naturnothwendigkeit, sondern dem freyen Willen des Schöpfers ihr Daseyn verdanke. Diese Einführung in den Haushalt Gottes ist für die Jugend ersprießlicher, als die vielgepriesene Ueberhäufung mit Thatsachen, deren ratio, deren innere Ge-

setze und Entwicklung, deren Gründe doch immer unerklärt bleiben. Ich weiß, daß ich damit einer Richtung entgegentrete, die sich insbesondere auf dem Gebiete der Naturwissenschaften zur Dictatur aufzuschwingen suchte, und die in der Unendlichkeit der Forschung allein, in der abquälenden, selbst aufreibenden, endlosen, tantalischen Arbeit allein Zweck und Bedeutung der Wissenschaft erblickt. Ich weiß, daß diese atomistische Behandlungsweise auch in die Geschichte eingedrungen ist, und die große Domäne wurde, deren sich geistreiche Männer nicht sowohl zur Förderung der Wissenschaft sondern als Folie für ihre mehr blendenden als begründeten Ansichten bedienen. Dennoch wage ich es, an dem Grundsatze festzuhalten, daß es besser ist, eine kleine, aber richtige Erkenntniß zu haben, als eine diffuse und damit auch nur zu oft confuse. Alles aber wird diffus, was sich nicht als Theil eines Ganzen erkennt. Ordnung vor Allem ziemt sich für die Massen wie für den Einzelnen, und die chaotische Vielwisserey führt zu nichts Anderem als zu einer Rechthaberey, die alle Belehrung verschmäht und in hohlem Eigendünkel sich aufblähend, Bewunderung höchstens findet, wie Göthe sagt:

„bey Kindern und bey Affen."

Jedes Buch muß sich selbst vertheidigen. Wenn aber irgend eines nothwendig hat, mit Freundlichkeit und Wohlwollen aufgenommen zu werden, so ist es ein Lehrbuch, das leicht seinen Endzweck verfehlt, wie ihm statt des Entgegenkommens eine offene oder versteckte Aversion zu Theil wird. Jedermann weiß, daß die Alterthumswissenschaft, weit entfernt, für sich abgeschlossen zu seyn, in eine neue Phase der Entwicklung getreten ist. Nicht bloß die Entdeckungen auf dem Gebiete der Archäologie, sondern noch vielmehr der Umsturz der alten Behandlungsweise der Mythologie eröffnen kaum geahnete Tiefen, Lebensquellen der alten Völker, die erst zu ihrem wahren Verständnisse führen. Alles ist voll Bewegung und Gährung, und wer nicht mit der Wissenschaft fast ängstlich voranschreitet, ist bereits überflügelt und zum Stillschweigen verurtheilt. Allein von dem Gefühle, daß die bisherige Anschauungsweise des Alterthums nicht die richtige sey und eigentlich nur an den Erscheinungen der Außenwelt klebe, bis zu der richtigen Darstellung der unermeßlichen Verschiedenheit der gesammten Anschauungsweise der alten Welt von der neuen, ist es noch ein ungeheurer Schritt, und sind die Mittelstufen noch keineswegs so genau bestimmt. Nichts leichter als den Satz auszusprechen, ein Lehrbuch habe nur Resultate aufzustellen. Wenn eine Wissenschaft abgeschlossen daliegt, da kann man freylich Resultate mittheilen; wenn sie aber, wie gezeigt, selbst erst in lebensvoller Gestaltung oder gar in chaosartiger Gährung begriffen ist, da wird sich jene Anforderung modificiren müssen, und es wird für die Jugend genug geschehen seyn, wenn man da den Vorhang lüftet, wo ein Eintreten in das Heiligthum noch nicht gestattet ist, den Unterschied der Völker und der Zeiten zeigt und die weitere Ausführung, die tiefere Begründung einer spätern Zeit, wo die Gährung sich zu setzen beginnt, und einem reifern Alter überläßt.

Noch sind ja nicht einmal die Gränzen der antiken Zeit bestimmt; noch entblödet man sich nicht auf den Universitäten gedankenlos einer hergebrachten Eintheilungsweise zu huldigen, deren Analyse man wohl nur deßhalb scheut, weil sich ihre Unhaltbarkeit bey der ersten Untersuchung herausstellen würde, man sich aber dann in die unangenehme Lage versetzt sähe, anzuerkennen, ein Anderer habe da gedacht, wo man sich des Denkens enthoben wähnte.

Die Tendenz vieler Historiker, das Christenthum zu ignoriren, es von einem Standpunkte aus, der Aufgeblasenheit mit Erhabenheit verwechselt, als den Spielball von Pedanten, als die Domäne theologischer Klopffechter zu vindiciren, ist hinlänglich bekannt. Es schließt sich dann an eine solche Ansicht genau die andere von dem fortwährenden Betrug und Verdummungssystem an, von welchem endlich die Menschheit durch die neuen Alciden erlöst werden müsse. Denn daß es zuletzt auf eine Selbstvergötterung hinauslaufe, ist seit Rotteck und Consorten das offene Geheimniß dieser Heroen. Wenn aber so der indirekte oder direkte Sturm gegen das Christenthum im Namen der Wissenschaft und insbesondere im Namen der Historie eröffnet wird, so wird dadurch von den vermeintlichen Heroen der Wissenschaft gerade das wichtigste Ergebniß derselben

geläugnet. Alle die Kämpfe auf dem Gebiete der Wissenschaft haben bis jetzt nur Ein Resultat geliefert, das zwar den verblendeten Himmelsstürmern abhanden gekommen seyn mag, desto klarer aber in das Bewußtseyn aller derer tritt, die die Wahrheit um der Wahrheit willen suchen. Bis die Zersetzer der Evangelien und die neuen Baumeister des negativen Christenthums über den Plan in's Reine gekommen, welches System am meisten dem Nichts gleichen, und doch noch mit einem christlichen Namen versehen werden könne; bis die willkührlichen Systeme der Philosophen mit ihrer gegenseitigen Aufhebung zu Ende gekommen sind, bleibt dem Historiker als fester Anhaltspunkt, als Ausgang, Mittel und Ende, was nicht menschliche Erfindung erzeugte, wohl aber das Leben selbst in tausendjährigem Festhalten unter allem Wechsel als unumstößlich wahr beurkundete. Wenn jedes einfache, unverdorbene Gemüth, wie jeder tiefere, philosophische Geist in der Natur eine Ordnung erkennt, die sie als Abglanz einer höhern Welt, als Hauch eines freyen persönlichen Gottes beurkundet, so ist dieses in viel eminenterem Grade in der Geschichte der Fall, in welcher es sich nicht um eine blos natürliche, sondern um die persönlichste Offenbarung handelt. Dieß ist die eine große Thatsache, die erst alle andern bestimmt und bedingt, und ohne welche das ganze Studium der Geschichte zum Spielballe petulanter Geister, zum gehaltlosen Zeitvertreibe herabsinkt. Nun kömmt es freylich ganz darauf an, welchen Inhalt man dem Christenthum beymißt. Allein zuletzt wird man schon nach dem Gesetze der Logik auf den einfachen Satz zurückkommen müssen, daß man ihm den vollen Inhalt zuzuschreiben hat, den es seben, traditionell und dogmatisch sich entwickelnd, für sich in Anspruch nimmt. Das aber ist selbst in den Zeiten der größten geistigen Dürre eingesehen worden, daß die alte Welt in Bezug auf das Christenthum entweder gar keinen, oder einen propädeutischen Inhalt, die neuere Geschichte aber die Realisirung aller im Christenthume liegenden Keime zum unermeßlichen Inhalte hat.

Dieß ist das wahre Centrum, der innere Zusammenhang der Weltgeschichte; nur dadurch hat sie Anfang, Mittel und Ende. Noch hat Niemand einen begründetern, natürlichern Zusammenhang ausfindig gemacht als diesen. Magisch hat er uns gefaßt, wir können ihm nicht mehr entrinnen, und selbst die Unzulänglichkeit aller wissenschaftlichen Surrogate, die, wie man es jetzt nennt, etwas „Drittes“ an die Stelle des Christenthumes setzen sollen, hat unwiderleglich das den Kreislauf aller Zeiten abschließende Element des Christenthums erwiesen. Da ist nichts Vages, nichts Unendliches, sondern vom bestimmten Anfang der Fortschritt zum bestimmten Ende. Das ist dann auch der Unterschied der rationalistischen Anschauungsweise von der christlichen, wenn man anders mit dem Wort rational eine Richtung bezeichnen kann, die weder von ihrem Anfange noch von ihrem Ende Rechenschaft zu geben vermag.

So viel in Betreff des Standpunktes, welchen der Verfasser bey der Bearbeitung des Lehrbuches eingenommen hat.

Es ist dieses kein anderer und durfte auch kein anderer seyn, als wodurch nichts Wahres ausgeschlossen würde, Alles, was geschah, auch seine Erklärung fände. Von einem absichtlichen Verschweigen, um die üblen Folgen eines Princips zu verschleyern, ist hier keine Rede. Man hat in der Geschichte keine andern Rücksichten zu nehmen, als welche das Gebot der Carität im geselligen Umgange aufstellt, dem zufolge Herz und Nieren zu prüfen nur Einem allein zukömmt, und somit dem Eindringen in die Geheimnisse der Seele jene Gränzen gezogen sind, die eine Billigkeit des Urtheiles statt des schneidenden und verwerfenden zur gebieterischen Pflicht machen. Der Historiker hat zu erklären, wie eine Sache gekommen ist, nicht zu richten. Das ist ein anderer und wesentlicher Unterschied der christlichen Auffassungsweise von der rationalistischen, der zufolge das durch jede neu aufgefundene Quelle in Frage gestellte historische Wissen hinreicht, den Stab über den Todten zu brechen und ihn der Anbetung des Jahrhunderts oder der Schmach zu übergeben. Welche Götzen dadurch auf den Altar der Historie gesetzt wurden und täglich noch gesetzt werden, ist jedem Denkenden bekannt und deckt die unserer Zeit vorbehaltene Restauration der Geschichte auch mit jedem Tage mehr auf.

(Schluß folgt.)

Die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742.

(Fortsetzung.)

Denn sicher erschien es dem Papste als eine Abnormität, daß ein Bischof von Augsburg unter zwey Metropoliten stehe. Möglich ist es, daß Sintbert durch seine Schritte beym Kaiser Karl die Trennung vom Erzbisthum Salzburg und die Vereinigung der in Baioarien gelegenen Districte seiner Diöcese mit der Metropole Mainz (sehr wahrscheinlich um 801), bewerkstelligt, (s. Braun Gesch. I. 123), also die Vereinigung der beyden Theile des Bisthums unter einen Erzbischof befördert und die kaiserlichen und päpstlichen Bestätigungen hierüber zu Wege gebracht hat (Pertz VI., 425, Braun l. c. 120, 121). — Karl d. Gr. hat unsers Wissens nirgends bestehende Bisthümer aufgehoben, auch nicht einmal einem Verwandten zu Liebe; vielmehr hat er viele neue Bisthümer errichtet. Hätte nun Karl zu Neuburg ein Bisthum vorgefunden, so würde er es auch sicherlich haben fortbestehen lassen.

Seit dem Jahre 801 finden wir diesen Sindbert, der früher bald von Neuburg, bald von Staffelsee den Titel geführt, immerdar als Bischof von Augsburg. Z. B. 802, Januar oder Febr. Mandatum de Saxonibus obsidibus Imperatori praesentandis. Diese durch Allemannien vertheilten, den geistlichen und weltlichen Behörden zur Aufsicht übergebenen sächsischen Geißel sollten Media quadragesima vor den Kaiser zu Mainz durch die allemannischen Großen gestellt werden. Gerardum filium Macconis (de Ostfalahis) habuit Sintpertus episcopus. Und von den Angrariis hatte derselbe Sindbert episcopus Albertum filium Wilberni vorzustellen (Pertz III. 89, 90. not. 4).

804, 9. Februar Waldram stirbt und ab Episcopo Augustensi sancto viro Sindberto adpositus est juxta fratrem (Lantfrid) M. B. VII. p. 6.

Wir führen diese Stellen hier an, weil sie, namentlich die vom Januar oder Februar 802, am Besten zeigen, was von der Aufhebung des Bisthums Neuburg im J. 804 oder gar 809 zu halten sey. Noch im J. 812 (Pertz III. 176, 177) erscheint die insula quae Staphinseie nuncupatur etc. zur Augsburger Diöcese gehörig, von der sie zu keiner Zeit abgekommen war. Habet, heißt es am Schluße, quippe summa Augustensis episcopatus mansos ingenuiles vestitos 1006.

Als ein vorzüglicher Beweis für das Daseyn des Bisthums Neuburg gelten die Verzeichnisse von Metropolen und Provinzen bey Schelstrate und früher bey Goldast, indem man von der Ansicht ausgeht, diese Verzeichnisse wären amtliche Verzeichnisse, die die Curia romana hätte anfertigen und im Archiv des Vaticans hinterlegen lassen. Vor solchen Documenten müßte man begreiflich alle Achtung haben. Allein die Mehrzahl dieser Kataloge stellen sich als Privatarbeit von Mönchen heraus. Einige derselben befanden sich in andern Bibliotheken und sind erst ganz spät in die Vaticana gekommen. So gleich jener T. II. p. 641, 642 bey Schelstrate: De civitatibus Metropoles, vel quales sub se habent Civitates. Mit der Notiz des Editors: Ex pervetusto Codice 238 Bibliothecae Reginae Sueciae pessime temporum injuria habito, et ante 700 annos scripto (also 997, wenn anders auf solch allgemein gehaltene Aeußerung ein Calcul sich bauen läßt!). Auch die bey Goldast T. III. p. 91 Edit. Senkenberg, 1730, fol., befindliche Liste ist nicht so alt, als Vadian (Schobinger) sie gerne machen möchte. Ich finde wohl l. cit. angegeben, daß der Codex sehr alt (ex vetustissimo quodam codice) und im 42. Jahr der Regierung Karls d. Gr. im 9ten seines Kaiserthums geschrieben sey; allein den Nachweis, daß dem wirklich so sey, also für uns gerade das Wichtigste, vermissen wir! — Zugegeben, das Jahr 809 sey wirklich dasjenige, in welchem der Codex geschrieben, so existirte ja, wie von der Mehrzahl der Vertheidiger eines Bisthums Neuburg angenommen wird, in diesem Jahre 809 kein solches Bisthum mehr, nach andern hörte es bereits 804 auf. Wer den Codex Christinens († 63jährig den 19. April 1689 zu Rom) vorher besessen, weiß ich nicht. Daß das Original in der Curia romana sich befunden und von dieser ausgegangen sey, ist eine allzugewagte Muthmassung.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 15. November.

Nro. 229. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Die Mythologie der Griechen und Römer von Dr. Moritz Wilhelm Heffter, k. Professor und Prorector am Gymnasium zu Brandenburg ꝛc. Brandenburg 1845. Erstes und zweytes Heft. VIII. und 240 S. gr. 8.

Im ersten Abschnitte der Einleitung spricht der Hr. Verf. von dem Interesse, welches die Religion der Griechen für jetzt noch hat und für immer haben wird (S. 1—16), im zweyten (S. 16—20) von den Grundsätzen, nach welchen dieser Gegenstand abgehandelt werden muß und in seinem Werke abgehandelt ist. Der Grieche war so religiös, daß er nichts ohne seine Götter that. So verschmolz denn seine Religion mit allen seinen Anordnungen und Einrichtungen, mit allen seinen Gewohnheiten und Sitten; sie griff in sein tägliches Thun, in sein häusliches, in sein bürgerliches, in sein Familien- und Staatsleben in der Art ein, daß sie dasselbe leitete und gestaltete, und im Einzelnen, wie im Ganzen veredelte. Durch ihr practisches Element förderte sie Poesie und Kunst, so daß beyde ohne ihre Kenntniß unverständlich sind; aber nicht bloß Kunst und Poesie durchdrang sie, sondern die gesammte Litteratur, wenn auch nicht alle Gattungen derselben in gleichem Grade; man kann deßhalb auf diesem Gebiete keinen Schritt thun, ohne auf etwas zu stoßen, was sich auf Götter und Göttliches bezieht. Endlich war fast keine der heidnischen Religionen des Alterthums so weit verbreitet, als die Griechische, da die Griechen sich an fast allen Küsten des Mittelmeeres ansiedelten, und ihre Religion seit Alexanders des Großen Zügen nicht wenige ihrer Schwestern in Vorderasien und Aegypten verdrängte oder beschränkte, und von der Zeit an, wo die Römer als eroberndes Volk auftraten, noch mehr Raum gewann. Allein auch die Schattenseiten, welche sie darbietet, sind groß und mannigfach, und wir würden manche derselben schärfer hervorgehoben haben, als der Hr. Verf. that. Indeß darf man, wenn man die Griechen nicht unbillig beurtheilen will, ihre Religion nicht von unserm christlichen Standpunkte aus betrachten, sondern von jenem, auf welchem sich die übrigen heidnischen Völker des Alterthums befanden, und nicht vergessen, daß die Moral damals von der Religion weit mehr getrennt war, als dieß gegenwärtig der Fall ist, daß ferner die Unsittlichkeit des Olympus keineswegs aus dem ersten Aufkeimen religiösen Denkens, sondern zumeist aus dem Mißverständnisse und der irrigen Auffassung der Mythen in der spätern Zeit hervorging.

Wichtig ist die Ansicht, welche der Hr. Verf. im zweyten Abschnitte der Einleitung ausspricht, daß die griechische Religion auf Hellas' Boden entstand, in so ferne sie auf die zweckmäßige Bearbeitung des Ganzen den entscheidendsten Einfluß hatte. Indeß ist er weit entfernt, zu verkennen, daß später bey gesteigertem Verkehr der Griechen mit auswärtigen Völkern manche Vermischung der einheimischen Culte mit fremden, selbst manche Aufnahme der letztern erfolgte, da die alten Griechen einen besonderen Hang hatten, in den ausländischen Gottheiten die ihrigen zu erkennen, und jene mit griechischen Namen zu belegen, ein Umstand, der nicht sorgfältig

genug berücksichtigt werden kann, wenn man sich vor Mißverständnissen sichern will.

Die Geschichte der Griechischen Religion selbst theilt der Hr. Verf. zweckmäßig in fünf Perioden, von welchen die erste die Urzeit bis zur Wanderung der Thessalier (1124 v. Chr.), die zweyte den Zeitraum von jener Wanderung bis zum Erwachen des kritisch-philosophischen Geistes unter den Griechen (1124 bis 600 v. Chr.), die dritte in den bis auf den Heereszug Alexanders des Großen nach Asien (334 v. Chr.), die vierte bis zum Anfange der Verbreitung des Christenthums unter den Heiden (39 n. Chr.), endlich die fünfte jenen bis zur völligen Vernichtung des altgriechischen Heidenthums durch das Christenthum (532 n. Chr.) umfaßt.

Wir können dem Hrn. Verf. nicht in allen Beziehungen folgen, sondern nur die wichtigsten Punkte seiner Forschungen berühren. „Könnten wir, sagt er, (S. 27), die Religion der Griechen bis zu ihren ersten Anfängen zurück verfolgen, zuverlässig würden wir in Hellas überall dem Monotheismus an der Spitze des religiösen Glaubens begegnen.“ Wir stimmen ihm hierin vollkommen bey, nur setzen wir hinzu, daß dieß bey allen heidnischen Religionen der Fall seyn würde, daß aber dieser Monotheismus nicht ein Resultat ihrer geistigen Thätigkeit, sondern das Vermächtniß einer frühern unmittelbaren Offenbarung war. Wie sich diese verlor, und der Polytheismus um sich griff, konnte der Hr. Verf. nicht erörtern, da er jene Uroffenbarung nicht berührt. Mit allem Rechte aber behauptet er, daß das Griechische Heidenthum erst in Hellas selbst seine wahre Ausbildung und Entwicklung in vorhistorischer Zeit gefunden habe, und daß es nicht sofort ein fertiges, in sich abgeschlossenes System war, sondern allmählig entstand und aus dem Volke selbst hervorging. Natürlich hatten die geistigen Eigenthümlichkeiten, die bürgerlichen und geselligen Verhältnisse, so wie die ganze Beschaffenheit des Landes auf die eigenthümliche Gestaltung und Entwicklung desselben einen sehr entschiedenen Einfluß. Ein Land mit einem so reinen Himmel, an welchem die Gestirne, wie Feuerkugeln strahlen, mit so vielen Gegensätzen und imponirenden Merkwürdigkeiten, wie sie Griechenland darbietet, mußte auf seine mit lebendigem Gefühle, mit reger Phantasie und mit aufgewecktem Geiste begabten Bewohner auch in religiöser Beziehung höchst folgenreich einwirken, und zur Vermehrung der Anzahl der Götter nicht minder beytragen, als die allmählige Vereinigung der vielen kleinern Gemeinden zu größeren politischen Genossenschaften und später die Wanderungen. Der Annahme des Hrn. Verf. (28), daß sich die Griechen ihre Götter gleich vom Anfange an als Menschen vorstellten, wenn sie ihnen auch nicht sofort eine bestimmte Persönlichkeit verliehen, widersprechen viele Andeutungen der alten Schriftsteller, besonders der Dichter. Wir erinnern hier nur an das Auftreten der Götter in Thiergestalten oder an ihre Verwandlungen, ferner an die Objekte, deren sich die Griechen anfangs beym Cultus bedienten. Sie verehrten, als sie vom Monotheismus abirrten, Sonne, Mond, Gestirne, das Meer, die Erde und ähnliche Gegenstände, Geschöpfe statt des Schöpfers. Erst als sie diesen Objekten ihrer Verehrung specielle Namen gaben, konnten sich aus diesen Götter mit Menschengestalt entwickeln; aber diese Götter nehmen auch später noch oft die Gestalten jener Thiere und Pflanzen an, oder sind wenigstens mit Theilen der Gegenstände geschmückt, womit man früher die Merkmale und Eigenschaften der göttlich verehrten Gestirne, Elemente und Naturkräfte versinnlicht hatte.

Um die ursprüngliche Bedeutung der Götter zu ermitteln, müssen wir zuvörderst auf die Etymologie ihrer Namen besondere Sorgfalt verwenden, da sich ihre Charaktere größtentheils aus der Bedeutung derselben entwickelten. Die Wurzeln dieser Namen sucht der Hr. Verf. ganz natürlich in der Griechischen Sprache. Da uns aber sehr viele schriftliche Denkmäler verloren giengen, so ist es sehr schwierig, die wahre Wurzel eines jeden Namens auszumitteln.

(Fortsetzung folgt.)

Lehrbuch der allgemeinen Geschichte. Erster Band, Geschichte des Alterthums.

(Schluß.)

Nothwendig wirkt aber diese Anschauungsweise auch auf die Methode des Geschichtsstudiums zurück. Der Geschichtsunterricht muß vom Mechanischen möglichst sich entfernen. Er kann sich dessen nicht ganz entschlagen; er soll aber Verstand, Herz und Gedächtniß zugleich erfassen und beschäftigen. Die Methode des reinen Auswendiglernens, wie sie hie und da noch jetzt betrieben wird, hat stets dieselben Früchte getragen, zwar das Gedächtniß geschärft, aber den Verstand stumpf und das Herz leer erhalten und zuletzt, wenn andere Dinge die früher gelernten aus dem Gedächtnisse verdrängten, eine allgemeine Niete hervorgebracht. Sie hat sich selbst gerichtet. Fürchte man nicht, daß durch das Entgegengesetzte eine Frühreife erzeugt werde, die dem jugendlichen Alter schädlich ist und eine Spannung bewirkt, welche der richtigen Grundlage ermangelt, die ebendeßhalb keine Dauer hat und mit schneller Erschlaffung endigt. Damit hat es noch keine Gefahr.

Das Lehrbuch setzt nicht eine mechanische, sondern eine freye Thätigkeit des Lehrers voraus, der sich in dasselbe hineinzustudiren hat, um die verschiedenen Bezüge der einzelnen Theile zu dem Ganzen zu ergründen und nicht ein zerrissenes, unzusammenhängendes, sondern bestimmtes Bild in dem Schüler hervorzurufen. Hierauf hat der Verfasser einen besondern Werth gelegt und er hofft, daß mit dem Fortschreiten des Werkes auch die innere Einheit immer klarer hervortreten werde. Schon vor mehreren Jahren hat er in der Vorrede zu der Uebersetzung von Garzetti's römischer Geschichte das Alterthum in dieser Hinsicht zu behandeln gesucht, auf welche er deßhalb auch die Leser dieser Geschichte verweist. Nach der innern Einheit muß sich aber auch die Form gestalten, und wenn daher der Verfasser theils in der Eintheilung, theils in der Methode von dem bisher Angenommenen abzuweichen sich erlaubte, so liegt der Grund hiezu in dem Vorausgesagten. So viele Vorzüge theils die synchronistische, theils die ethnographische Methode für sich hat, so schien dem Verfasser doch nur eine Verschmelzung beyder und zwar in der Art die richtige zu seyn, wenn, je nach dem verschiedenen Gepräge des einen Zeitalters, bald die eine bald die andere vorwalte. Denn es ist gewiß der Sache wenig angemessen, wenn zwar eine Eintheilung nach Zeiträumen stattfindet, aber diese dem Gegenstande nicht enspricht und aus der gleichmäßigen Behandlungsweise aller Zeiträume eine Darstellung sich ergibt, welche der Eigenthümlichkeit der Völker und Zeiten nicht zusagt. Damit der Schüler lerne, nicht alle Zeiten seyen so wie die unsrigen, nicht alle Völker in der Art, wie jenes, zu welchem er selbst gehört, und wenn auch menschliche Liebe und Leidenschaften bey Allen und zu allen Zeiten statt fanden, so habe dennoch das eine Volk sich mehr die Zügel schießen lassen, das andere sich selbst sie angelegt und je nachdem das eine oder das andere sich selbst bezwungen oder nicht, sey auch das Resultat seiner Geschichte ausgefallen; damit er sehe, welche verschiedene Aufgabe eine höhere Hand den einzelnen Volksstämmen vorgezeichnet und daraus lerne, die seinige zu erkennen und zu erfüllen, muß bereits früh sein Sinn für charakteristische Unterschiede geweckt, sein Beobachtungsgeist geschärft, seine Denkkraft in dem gebührenden Maaße angespannt werden. Es ist gänzlich falsch, daß nur die Mathematik den Verstand schärfe; die Geschichte der Völker, das Leben der Staaten enthält noch viel schwierigere Probleme als die mathematischen Wissenschaften. Wenn aber statt der scharfen Porträtzeichnung nur verschwimmende Skizzen gegeben werden, dann freylich verliert das Geschichtsstudium alles Interesse. Es sinkt zur Entwicklung ephemerer Ansichten herab, die der Tag verschlingt, der sie geboren; in einem unerquicklichen Einerley menschlicher Thorheiten haspelt sich, einer Maschine gleich, die Geschichte ab. Statt der Beruhigung und Erquickung, welche die Lektüre der Geschichte hervorbringen soll, entsteht Aufregung, Unruhe und Leidenschaft. Eine natürliche Unzufriedenheit mit den gegenwärtigen Zuständen entspinnt sich aus der ungerechten Würdigung des Vergangenen und der eigentliche Gewinn der Geschichte, Belehrung, Trost und Erhebung über die Zufälligkeiten des Lebens verschwindet, um einer stoischen Apathie, einer Vergötterung des Heidenthums, oder ei-

ner Rousseau'schen Excentricität, der gewöhnlichen Folge rationalistischer Auffassung, Platz zu machen.

Dieses möge genügen, Standpunkt und Anschauungsweise festzustellen, welche das Lehrbuch einnimmt und von denjenigen fordert, welche nach demselben die Geschichte zu lehren haben. Es ist weder von dem Standpunkte noch in dem Interesse irgend einer menschlichen Satzung, religiösen oder politischen Partey geschrieben und da es eben deßhalb nicht nöthig hat, die Welt zu Gunsten einer solchen a priori oder a posteriori zu construiren, kann es ungescheut die Fehler und Gebrechen der Völker und Individuen enthüllen. Nur dieser Standpunkt allein hat nichts zu verschweigen und nichts zu verbergen, und nur diejenigen Rücksichten zu beobachten, die dem jugendlichen Alter gebühren, von dem besonders gilt, was der heil. Paulus von gewissen Dingen meint: ne nominentur inter vos. Nicht wird hier erst ein ungewisser Anfang oder Endziel der Welt gesucht. Wie beide gegeben sind, werden sie auch genommen. Die Geschichte hat ja keinen andern Anfang, als welchen ihr eine mehrtausendjährige Tradition und geoffenbarte Wahrheit anweist. Indem sie sich auf die ewige und unvergängliche Grundlage stützt, die der Odem des Schöpfers in sie legte, schreitet sie zu jenem Ende fort, das die Erlösung des Menschengeschlechtes in natürlicher Folge der Entwicklung bestimmte. Mögen diejenigen, welche sich von der Basis alles menschlichen Seyns losrissen in dem Wolkenbau ihrer Phantasieen neue Systeme aufführen; der innere Zwiespalt, der sie verfolgt; der Mangel an irgend einer objektiven Bürgschaft für ihre kühnen Erfindungen, der schlecht verhehlte Schmerz über den Zusammensturz ihrer eitlen Hoffnungen und Entwürfe, und die charakteristische Uebertreibung aller Dinge, welche ihrem Thun sich beymischt, diese unfreywilligen Geständnisse ihrer Ohnmacht, alle höheren Fragen des menschlichen Daseyns mit den Hülfsquellen sogenannter glänzender Geister zu lösen, sind zu wenig lockende Erscheinungen, als daß sie nüchterne, ernste Naturen in die Länge anzuziehen vermöchten. Ein edler Geist sucht edlere Genüsse und wird Ruhe nur da suchen, wo der Glanz irdischer Größe verschwindet und wo er den Maaßstab auch für die größte menschliche Erscheinung zu finden vermag. Höfler.

Die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742.

(Schluß.)

Wenn auch bey Schelstrate II., 643. eine Notitia provinciarum aus einem Codex sich abgedruckt vorfindet, welcher der Vorerinnerung zu Folge von demjenigen Originale abgeschrieben worden, das Papst Adrian dem Franken- und Longobarden-König Karl bey seiner Anwesenheit zu Rom (787?) überreicht haben soll (die Abschrift ist 1097 gefertigt); so wäre doch noch erst zu erweisen, daß es mit dem Goldast'schen vom J. 809 und der Schelstrat'schen vom J. 997 eben die Bewandtniß habe. Bis dahin halten wir den Codex mit der Provincia Baioariorum und in derselben die Civitas nova für die Privatarbeit irgend eines Mönchs, aber keineswegs für ein amtliches Verzeichniß. Und wie leicht konnte ein Solcher durch antiquos Annalium Codices, wie Lazius sie Bruchstückweise mittheilt, getäuscht werden! — Was vermögen solche Codices gegen den klaren, unverdächtigen Laut der Quellen selbst? Tragen doch sogar jene in der Vatikana hinterlegten Verzeichnisse, wie z. B. bey Schelstr. II., 747. die Notitia Ecclesiarum tempore Caelestini III. Anno 1225 Conscripta à viro religiosa et Milone ejus Abbate, p. 751. Col. 2. ganz handgreifliche Fehler an sich! — So sind l. cit. alle Suffraganeen des Mainzer Erzbischofs aufgeführt bis auf den Augsburger und Bamberger Bischof. Die Notitia ecclesiarum urbis et orbis ab Episcopo Catharensi ante 350 annos (1347) Scripta (p. 759) giebt zwar S. 764, col. 2. unter der Zahl der Suffraganeen des Erzbisthums Mainz. Bambergensem exemtum, aber wieder fehlt der Augsburger Bischof. — Darf ich mir nun erlauben, aus diesen vorliegenden Verzeichnissen die Behauptung aufzustellen: „Es habe kein Bisthum Augsburg gegeben?“ Gewiß nicht! Ueberhaupt sind diese Verzeichnisse mit großer Vorsicht und nur dann zu gebrauchen, wenn sie mit unverdächtigen Quellen im Einklang stehen.

Soviel sey hier über das Bisthum Neuburg und seine Bischöfe bemerkt, die, wie man aus dem Vorgetragenen begreift, nicht schon in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts auftreten konnten. Am Schlusse unserer nicht auf Aventin und Lazius gebauten Darstellung erlauben wir uns, dem urtheilsfähigen Leser dieser Blätter die Frage vorzulegen: „Hat es jemals ein Bisthum Neuburg gegeben?“

Dr. G. Th. Rudhart.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. November.

Nro. 230. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Die Mythologie der Griechen und Römer von Dr. Moritz Wilhelm Hefster, k. Professor und Prorector am Gymnasium zu Brandenburg ꝛc.

(Fortsetzung.)

Dieses mißliche Geschäft wird durch die Berücksichtigung der an die einzelnen Götter geknüpften Sagen und der ihnen beygelegten Thaten vielfach erleichtert. Der Cultus war anfangs durchaus symbolisch (S. 32), und die Feyerlichkeiten desselben schlossen sich genau an die Vorstellungen an, welche man von den einzelnen Göttern hatte. So groß auch die Verschiedenheit der einzelnen Culte ist, so lassen sich doch alle unter drey Gesichtspunkte bringen, je nachdem sie entweder eine heitere und fröhliche oder eine düstere und wehmüthige Seite oder eine Vereinigung beyder darbieten (S. 33). Der Grund dieser Erscheinung liegt in der Natur und Wirksamkeit dieser Götter. Die Lichtgötter erscheinen heiter, wie ihr Element, die der Unterwelt und zum Theil der Erde, in deren Tiefen man den Hades versetzte, düster, wie der Ort, wo sie walten. Irrig ist es, wenn der Hr. Verf. glaubt, daß der Cultus der Demeter, der Kore und des Bacchus deßhalb ernstere und heitere Gebräuche enthielt, weil sie chthonische Götter waren. Veranlassung zu diesem Cultus gab vielmehr der Umstand, daß sie nicht bloß über die Unterwelt gebieten, sondern zugleich auch über die Lichtregion herrschen. Auch hat er übersehen, daß bey andern Lichtgöttern deßhalb Freude und Trauer im Cultus mit einander wechseln, weil man das tägliche Erscheinen der Sonne und ihre Annäherung im Frühling in der Urzeit mit eben so großem Jubel begrüßte, als man ihr Verschwinden am Abend und ihre allmählige Entfernung im Herbste und Winter mit Klagen betrauerte. An die Natur der chthonischen Götter knüpfte der Hr. Verf. (S. 39) die Entstehung jener geheimen Götterdienste, welche unter dem Namen der Mysterien bekannt sind, bey denen sich die Ideen von Tod und Leben, von Säen und Keimen wunderbar durchkreuzen. Mit dieser Ansicht steht aber im Widerspruch, was er an einer andern Stelle (S. 42) bemerkt, daß nämlich bey den Völkerzügen, welche die Wanderung der Thessalier veranlaßte, bisweilen der Fall eingetreten seyn mag, daß das ältere Volk den Eindringlingen seine Culte nicht preisgeben wollte, deßhalb dieselben im Geheimen als Mysterien fortfeyerte, oder, setzen wir hinzu, doch die Theilnahme an denselben von gewissen Bedingungen abhängig machte, eine Vermuthung, welche uns viel wahrscheinlicher zu seyn scheint, als jene erstere. Wenn die Mysterien, wie nach den Angaben der Alten nicht zu bezweifeln seyn dürfte, so viel Tröstliches darboten, und sittlichen Wandel beförderten, so möchte diese Erscheinung ihren Grund darin haben, daß sich hier Ueberreste der ältesten Offenbarung erhielten, während sie sich in der so vielen Wechseln und Umbildungen unterworfenen Volksreligion allmählig verloren.

Die Erklärung, welche der Hr. Verf. von der Entstehung der Mythen gibt, scheint uns nicht haltbar zu seyn. Er glaubt nämlich, die Volkspoesie habe Mythen und Erzählungen gedichtet, zu wel-

chen sie die vorhandenen Götter als handelnde Wesen erkor. Er hat hier, wie uns scheint, nicht gehörig erwogen, daß die ganze Denk- und Anschauungsweise der frühesten Zeit von jener der späteren wesentlich verschieden war, daß in jener die Phantasie, in dieser der Verstand vorherrschte. Die Mythen entstanden dadurch, daß man in der Urzeit die Schicksale und Thaten der Objekte, welchen man göttliche Verehrung erwies, eben so sinnbildlich ausdrückte, als man sich dieselben kindlich dachte.

Wichtig erscheint uns die Bemerkung (S. 37), daß von diesen Mythen, welche, wenn sie auch durch einzelne Sänger noch so sehr erweitert und verschönert wurden, doch ursprünglich ein Produkt der geistigen Thätigkeit des gesammten griechischen Volkes waren, zur epischen Poesie nur ein Schritt war, und daß hierin der Hauptgrund zu suchen ist, warum diese damals so geschäftig und produktiv war, warum ferner das religiöse Element in ihren Schöpfungen in einem so hohen Grade vorherrscht und die Menschenwelt von der Götterwelt ganz durchdrungen ist. Auf der andern Seite aber hatte das Epos in dieser und im Anfange der folgenden Periode den wesentlichsten Einfluß auf die festere Gestaltung des griechischen Götterssystems. Nicht ganz richtig ist die Vorstellung des Hrn. Verf. (38), daß die epischen Sänger zumeist einem Volksstamme angehörten, nämlich jenem der Thraker, und daß das olympische Göttersystem vorzugsweise durch jene Sänger aus Thrakien, welche er in Hellas umher wandern läßt, überall Geltung erhalten habe. Der Grund dieser letzteren Erscheinung liegt wohl ungleich mehr in der hohen Bedeutung, welche die Achäer in der sogenannten heroischen Zeit sowohl in Thessalien, als auch im Peloponnes hatten. Auch können wir uns von der Wahrheit der Behauptung nicht überzeugen, daß jetzt jener Gegensatz zwischen einer ältern und jüngern Götterwelt, zwischen einem alten Titanenreich und einem Reiche der olympischen Götter entstanden sey. Wenn auch der Kampf, in welchen beyde, die Olympier und die sogenannten alten Götter, traten, durch die epischen Sänger erweitert und bedeutend umgebildet wurde, so ist damit die Entstehung und Bedeutung der Sage von demselben noch nicht erklärt, welche ihren Grund in der Denk- und Anschauungsweise der Urzeit haben.

Die zweyte Periode der griechischen Religionsgeschichte, welche der Hr. Verf. das Zeitalter der Umwälzung und des gesetzlichen Ordnens nennt, ist mit besonderer Sorgfalt und Umsicht behandelt. Die religiösen Verhältnisse wurden durch die wichtigen Folgen, welche die Wanderung der Thessalier hatte, vielfach umgestaltet. Die neuen Völker brachten, wohin sie kamen, ihre Götter mit, da aber die im Lande bleibenden Insassen ihrer Seits an den bereits bestehenden Cultus festhielten, so entstand eine bunte Mischung. Viele Cultus der Besiegten verloren ihre frühere Bedeutung, und manche Götter sanken in die Reihe der Heroen herab. Allein hiemit war der Umschwung, welchen die religiösen Verhältnisse erfuhren, noch nicht abgeschlossen. Er verbreitete sich auch über die bisherigen Gränzen von Griechenland hinaus, indem Colonisten nach verschiedenen Richtungen auszogen, und selten eine Schaar aus einem Volksstamme wanderte, sondern gewöhnlich Theile von andern Stämmen und Geschlechtern sich anschlossen, welche sämmtlich ihre Götter in die neue Heimath mitnahmen. Wenn hier auch die Cultus des Hauptstammes die höchste Bedeutung gewannen, so erhielten doch die der übrigen Genossen ebenfalls eine Stelle, so daß sich auf diese Weise in den neuen Städten verschiedene Götterdienste vereinigten, und manche in denselben zu höherem Ansehen gelangten, als sie im Mutterlande hatten, wozu nicht selten die Naturbeschaffenheit der neuen Länder Veranlassung gab. An den Orten aber, welche die Griechen außerhalb ihres Mutterlandes besetzten, fanden sich bereits Cultus und heilige Plätze, auch diese eigneten sie sich an, um dadurch in desto sicherern Besitz der neuen Länder zu kommen. Allein sie gaben den fremden Göttern nach der Aehnlichkeit, welche sie mit dem einen oder dem andern der ihrigen hatten, griechische Namen. Auf diese Weise fing schon jetzt die Vermengung der griechischen und ausländischen Götter herrschend zu werden an, welche später auf die Religion der Griechen mächtigen Einfluß äußerte, und das Studium derselben so sehr erschwerte. Viele Anführer oder Gründer von Colonien wurden aus Dankbarkeit theils schon bey ihren Lebzeiten, be-

sonders aber von den nachfolgenden Geschlechtern göttlicher Ehren gewürdigt. Da man sich aber scheute, diese neuen Wesen in den Kreis der Götter selbst aufzunehmen, so wies man ihnen eine Zwischenstufe zwischen Göttern und Menschen an, und nannte sie Heroen.

Die Anzahl dieser Heroen wurde bald durch die vielen Götter, welche durch Völkerwanderungen und andere Umstände ihre frühere Geltung verloren hatten, ferner durch die Wesen, welche man aus der Personificirung allgemeiner Begriffe bildete, endlich durch jene, welche aus dem den Griechen inwohnenden Glauben hervorgingen, daß jeder Berg, jeder Fluß und jeder Ort einem ihnen gleichnamigen Wesen seinen Namen verdanke, sehr vermehrt, so daß das frühere Göttersystem auf diese Weise eine bedeutende Erweiterung nach außen erhielt. Allein auch die Vorstellungen, welche die Griechen von ihren Göttern hatten, erfuhren bey der Umgestaltung ihrer politischen und geistigen Verhältnisse durch ihre Gewohnheit, ihre Zustände auf die Götterwelt überzutragen, viele Veränderungen, und die Götterwelt nahm die Farbe des ritterlichen heroischen Zeitalters an, was sich besonders in Homers Gesängen zeigt. Homer hat durch die Vortrefflichkeit seiner Gesänge und in Folge der allgemeinen Verbreitung und Anerkennung derselben den Glauben der Griechen in gewisser Beziehung, ohne daß er es selbst beabsichtigte, fixirt. Da seine Dichtungen im Munde des Volkes lebten, nnd sehr häufig öffentlich vorgetragen wurden, mußten sie bey dem Mangel an bestimmten Gesetzen über religiöse Verhältnisse und an positiven Lehren über den Cultus den bisher schwankenden Vorstellungen allgemeinen Halt, den zerstreuten aber mehr Einheit und Zusammenhang geben. Wenn aber der Hr. Verf. glaubt, daß aus den Gesängen des Homerus ein tieferes Verständniß, eine Behandlung der religiösen Dinge mit Bewußtseyn, durchschimmere, so dürfte er wohl einer irrigen Ansicht seyn. Die nähere Betrachtung sehr vieler Mythen, unter denen wir nur an des Hephästos Fall aus dem Olympus, an die Verwundung der Aphrodite und ihre Verbindung mit Ares erinnern, scheint es wahrscheinlicher zu machen, daß das Verständniß der Mythen zu seiner Zeit in Folge der veränderten Denk- und Anschauungsweise schon erloschen und auch ihm unzugänglich war.

Durch die Gesänge der Dichter der Theogonieen, besonders jene des Hesiodus, welche die Abstammung und Verwandtschaften der Götter festzustellen suchten, kamen in die Geschichte der einzelnen Götter natürlich auch bestimmtere Charakter- oder sogar Familienzüge. Hesiod's Theogonie ward für die Griechen in religiöser Beziehung eine Art von Gesetzbuch, und in so ferne als sie aus dem Volksglauben hervorgegangen war, mußte sie auf den religiösen Zustand sehr großen Einfluß ausüben. Hiernach läßt sich die Angabe des Herodot, daß Homer und Hesiod den Göttern ihre Benennungen, Würden und Beschäftigungen vorgezeichnet und die Gestalten derselben bestimmt hätten, leicht würdigen. Die sogenannten cyclischen Dichter sind, wie in der Behandlung der troischen Sage, so in Hinsicht des religiösen Glaubens im Ganzen dem Homer gefolgt. Größer war der Einfluß, welchen die lyrischen Dichter auf die religiösen Verhältnisse hatten. Durch sie gelangte nicht bloß eine Menge von Local-Sagen zu höherem Ansehen, sondern es wurden auch die Vorstellungen von den Göttern vielfach berichtigt und veredelt.

Die dritte Periode bezeichnet der Hr. Verf. sehr passend als das Zeitalter der Bewegung und des Kampfes. Der Einfluß der Philosophie auf die Volksreligion wird mit scharfen Zügen gezeichnet. Während die Physiker in Jonien den alten Glauben untergruben, thaten auf einem andern Punkte die Eleaten theils unmittelbar, durch frechen Spott und Hohn, theils mittelbar durch die unter ihnen üblich werdende Bewegung des Denkens im Gebiete reiner abstrakter Begriffe dasselbe noch nachdrücklicher (S. 64). Es traten noch andere Männer auf, welche die Götter für personificirte Naturkräfte oder psychische Zustände erklärten, wie z. B. schon Theagenes von Rhegium, ein Zeitgenosse des Cambyses, in den Homerischen Gesängen eine doppelte Allegorie, eine physische und eine ethische vermuthet haben soll. Das Verfahren dieser Männer diente, indem sie das Göttliche in dem Physischen und Ethischen übersahen, nur dazu, die

Religion in das Gewöhnliche, Begreifliche und Würdelose herabzuziehen. Die Orphiker aber suchten dem alten abgestorbenen Glauben wieder Leben zu verschaffen, und Sinn und Verstand, Phantasie und Gemüth, freylich nach ihrer Weise, in denselben zu bringen. Man kann ihre Lehre in der Gestalt, welche sie später erhielt, als sich Pythagoreer mit ihnen vermischten, einen Durchgangspunkt des ältern Polytheismus in dem aus ältern Formen und neuen Ideen zusammengesetzten Pantheismus oder richtiger Pandämonismus nennen. Indeß war nicht bloß die Philosophie auf mehr als einem Punkte außerhalb des eigentlichen Hellas geschäftig, den alten Glauben zu unterwühlen; auch die Geschichte fing ihrer Seits an, hervorzutreten und die Bande desselben zu lockern. Das eigentliche Hellas aber war bisher von diesen Neuerungen unberührt geblieben. Hier hatten im Gegentheile die Perserkriege den geistig religiösen Boden noch mehr befruchtet, den frommen Sinn für das alte Götterthum gestärkt und befestigt. Die erhabenen Dichtungen der großen Tragiker, des Aeschylus und Sophokles, die Baukunst, die Plastik, die Sculptur und Malerey trugen nicht wenig zur Verherrlichung desselben bey. Allein das unerhörte Glück verzog die Athenäer, und es bedurfte nur eines Funkens von außen, um den mit Verderben mannigfacher Art erfüllten Stoff zu entzünden, welchen unter Perikles der Philosoph Anaxagoras brachte. Der peloponnesische Krieg löste auch die Bande des herkömmlichen Glaubens, wozu die Sophisten nicht wenig mitwirkten. Obschon sich Sokrates offen gegen die Deuteleien der Allegoriker erklärte, so mußten doch seine Hinweisungen auf einen Gott, seine Lehre von einer höheren Vorsehung, die Annahme eines Dämonions, endlich seine negative Unterhaltung mit jungen Leuten, die er zum Nachdenken über die Dinge, zur Prüfung alles dessen, was sie thäten, zu bringen suchte, dem Volksglauben tiefe Wunden schlagen. Die aus seiner Schule hervorgegangenen Philosophen wurden fast sämmtlich, weil sie mehr oder weniger die breite Spur des gemeinen Glaubens verließen, von ihren Zeitgenossen oder Nachkommen für Atheisten erklärt. Die Comödien des Aristophanes liefern ein sehr anschauliches Bild von der Zerrissenheit des Griechischen Glaubens zur Zeit des peloponnesischen Krieges. Auch in den neuesten Tragödien des Euripides, welcher in einem Stücke die Götter in eigener Person erscheinen, und dann wieder die ärgsten Zweifel gegen ihre Existenz durchblicken läßt, spiegelt sich die frivole Denkweise dieser Zeit ab. Die freche Gottvergessenheit seiner Helden wird nur durch die Gemeinheit seiner Götter selbst übertroffen.

In so ferne Athen eine Art von Hochschule für ganz Griechenland und seine Colonien war, und eine Menge lernbegieriger Jünglinge von allen Seiten dahin strömte, um aus dem neuen Borne der Aufklärung zu schöpfen, wurden durch diese bey ihrer Rückkehr in die Heimath die neuen, dem Volksglauben so verderblichen Grundsätze überallhin verbreitet, so daß der Unglaube selbst diejenigen Staaten ergriff, welche bisher noch wenig von ihm angesteckt worden waren.

In der vierten Periode wurde die griechische Religion weiter verbreitet, sie war glänzender und reicher an Götterdiensten, aber auch noch mehr verflacht. Alexander der Große, welcher auf seinem Kriegszuge den Göttern der morgenländischen Völker opferte, gab dadurch den Culten derselben gewissermassen seine Sanction, so daß sie unter den Griechen bald Anerkennung gewannen, und diejenigen Götter des Morgenlandes, welche mit Griechischen Aehnlichkeit hatten, mit diesen vermengt wurden. Hieraus entspann sich jener Synkretismus, welcher bis in's Maaßlose fortging, und nicht wenige der fremden Culte erlangten in Griechenland solches Ansehen, daß sie mit den einheimischen wetteifern konnten, wodurch die griechische Religion zwar an Breite gewann, aber an Lauterkeit verlor.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. November.

Nro. 231. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

I. S. Justini philosophi et martyris Opera. Recensuit, prolegomenis, adnotatione ac versione instruxit indicesque adiecit Jo. Carol. Theod. Otto Jenensis. Praefatus est L. F. O. Baumgarten-Crusius, Professor Jenensis. Tom. I. — II. Jenae ap. Frid. Mauke. 1842 — 43. 8. maj.

II. De epistola ad Diognetum S. Justini philos. et mart. nomen prae se ferente. Scripsit Dr. Jo. Car. Th. Otto. Ibid. ap. eundem. 1845. 8.

Herr Otto faßte, nachdem er im Jahre 1841 in dem nämlichen Verlage seine von der theologischen Facultät zu Jena gekrönte Preisschrift: De Justini martyris scriptis et doctrina, zu Tage gefördert hatte, den kühnen Entschluß, sogleich eine Handausgabe der ächten Schriften Justins des Märtyrers folgen zu lassen.

So sehr uns eine solche willkommen seyn muß, eben so wenig können wir verhehlen, daß er sehr wohl gethan haben würde, wenn er den bekannten Spruch: Σπεῦδε βραδέως, den junge Gelehrte sich besonders empfohlen seyn lassen sollen, berücksichtigt hätte.

In den dem ersten Bande vorausgeschickten Prolegomenen handelt er sehr ausführlich von den bisherigen Ausgaben, von den Uebersetzungen der Werke Justins in andere Sprachen, von den Handschriften und von dem Inhalte seiner Erzeugnisse.

Daran schließen sich die Rede an die Heiden, die Mahnrede an dieselben, die Schrift über die Einherrschaft und beyde Apologien. Der zweyte Band enthält den Dialog mit Tryphon, den Brief an Diognetus und die Bruchstücke der verloren gegangenen Schriften nebst den Martyrakten.

Der Herausgeber legte den Text der Mauriner Ausgabe zu Grunde und verbesserte ihn nach den bereits vorhandenen Hülfsmitteln. Was jedoch die Rede und die Mahnrede an die Heiden, den Brief an Diognetus und den Tractat über die Einherrschaft betrifft, so war er so glücklich, eine Vergleichung der Straßburger Handschrift auf Baumwollenpapier, welche einst dem berühmten Joh. Reuchlin aus Pforzheim gehörte, dann Eigenthum des Klosters Maursmünster in Oberelsaß wurde, von wo sie zur Zeit der französischen Revolution in die öffentliche Bibliothek zu Straßburg wanderte, durch die Herren Eduard Cunitz und Professor Ed. Reuß zu erhalten. Sie dürfte, nach dem im ersten Bande S. XL. befindlichen Facsimile zu urtheilen, in das dreyzehnte Jahrhundert hinaufreichen und stimmt vorzüglich mit dem Cod. Reg. 2.

Auf die Basis der Handschriften gestützt, gieng Herr Otto öfter von dem Texte Marans ab, welcher nicht selten zu sehr der Spur des Stephanus folgte. Bisweilen räumte er auch Conjecturen, wenn sie ihm annehmbar schienen, eine Stelle in dem Texte ein. Die beygefügte lateinische Uebersetzung des Mauriners erhielt durch ihn manche Verbesserungen.

Die unter dem Texte angebrachten Anmerkungen sind größtentheils kritisch; doch auch hie und da erläuternd.

Nicht zu billigen ist, daß, während die Maransche Kapitel-Abtheilung beybehalten wurde, am Rande die Seitenzahl der Cölner Ausgabe vom Jahre 1686 mit den beygesetzten Buchstaben B.—E., welche mit der Sylburgischen, zu Paris im Jahre 1636 gedruckten, zusammentrifft, angeführt wird; die der Maranschen hingegen, welche doch unstreitig die beste und gebrauchteste ist, unberücksichtigt blieb, obgleich er sich in den Citaten in der Preisschrift derselben bediente.

Um uns kurz zu fassen, wollen wir nur einige Bemerkungen über den Text des Briefes an Diognetus beyfügen.

Band II. S. 468 Z. 1 v. u.: *Ταῦθ' ὑμῶν τις ὑπομεινάτω! Ταῦτα ἀνασχέσθω τις ἑαυτῷ γενέσθαι!* So interpungirte schon Hefele (in d. Patrum apost. Opp. p. 225.), was unserm Herausgeber entgieng.

— S. 470 Kap. III. Z. 2 v. u. f.: *Ἰουδαῖοι τοίνυν, εἰ μὲν ἀπέχονται ταύτης τῆς προειρημένης λατρείας καὶ εἰς θεὸν ἕνα τῶν πάντων σέβειν καὶ δεσπότην ἀξιοῦσι φρονεῖν, εἰ δὲ τοῖς προειρημένοις ὁμοιοτρόπως τὴν θρησκείαν προσάγουσιν αὐτῷ ταύτην, διαμαρτάνουσιν.* Die Worte *εἰς θεόν* in dem Sinne von quoad oder quod attinet ad Deum, in welchem sie Herr Otto nahm, zu erklären, dürfte schwerlich Beyfall finden; lieber möchten wir mit Sylburg und Böhl die Präposition *εἰς* tilgen. Daß nach *τῶν πάντων*, wozu er *θεῶν* suppliren will, *δημιουργόν* (vergl. Segaar z. Clemens v. Alex.: Quis dives salutem consequi possit p. 318), wie Sylburg annahm, oder *ποιητήν* (Stephanus dachte an *κτίσην*) ausgefallen sey, möchten wir nicht bezweifeln. Ueber das *ἀνανταπόδοτον* nach *φρονεῖν* verweisen wir auf Lamb. Bos Ellipss. Graecc. ed. Schaef. p. 803 sqq., Lennep z. Phalaris Br. 8 S. 51., Ast z. Plat. Politeia S. 598 u. z. Protag. S. 539 f., Stallbaum z. Plat. Gastmahl S. 98. Uebrigens würden wir anstatt des Komma ein Semikolon gesetzt haben.

— — Z. 5 — 6: *— μωρίαν εἰκὸς μᾶλλον ἡγοῖντ' ἄν, οὐ θεοσέβειαν*] *Εἰκὸς* erklärt der Herausgeber hier für *ὡς εἰκός ἐστι*, was Ref. nicht billigen kann. Mit Grund vermuthete Stephanus *ὡς εἰκὸς* oder *εἰκότως*. Auch findet man *ὡς τὸ εἰκός, ὥσπερ εἰκὸς* u. *κατὰ τὸ εἰκός*. Doch erinnern wir uns keines Beyspiels, wo das einfache *εἰκὸς* in dieser Bedeutung vorkömmt.

— — Z. 11 ff. — *οὐδέν μοι δοκοῦσι διαφέρειν τῶν εἰς τὰ κωφὰ τὴν αὐτὴν ἐνδεικνυμένων φιλοτιμίαν, τὰ μὴ δυνάμενα τῆς τιμῆς μεταλαμβάνειν, τὸ δὲ δοκεῖν τινα παρέχειν τῷ μηδενὸς προσδεομένῳ*] „Notus est," bemerkt Hr. Otto, „iste accusativi usus (= κατὰ τό, anlangend die Meinung etc.); etiam vocula δὲ hic quodammodo defendi poterit, ut concedent eruditi." Dieser Ansicht können wir keineswegs beypflichten; wir stimmen vielmehr für *τῷ δὴ δοκεῖν*. Hefele, welcher in der ersten Ausgabe *τῷ δὲ δοκεῖν* schrieb, nahm in der zweyten (1842) *τῷ γε δοκεῖν* in den Text auf. Letzteres vermuthet in den Anmerkungen auch unser Herausgeber.

K. IV, S. 476 Z. 1 — 2: *τίς ἂν θεοσεβείας — ἡγήσεται τὸ δεῖγμα;*] Hier wurde *ἡγήσεται*, wofür Stephanus lieber *ἡγήσηται* wünschte, mit Recht beybehalten. Ueber die Constructionsweise der Partikel *ἄν* mit dem Futur im Indicativ findet man Beyspiele bey Schäfer z. Greg. v. Korinth S. 66, in Bekkers Specim. Philostrat. S. 106, Lobecks Phrynich. S. 734, bey Reisig z. Aristoph. Wolken S. 99 ff., Poppo z. Xenoph. Kyrop. II. 1, 3 u. IV. 5, 49, Jacobs z. Achill. Tat. S. 780 u. z. Aelian. S. 129, 428 u. 587, Lenting z. Euripid. Med. S. 136 und Ellendt z. Arrian. Bd. I. S. 144.

Kap. V. z. A.: *Χριστιανοὶ γὰρ οὔτε γῇ (,) οὔτε φωνῇ (,) οὔτε ἔθεσι διακεκριμένοι τῶν λοιπῶν εἰσιν ἀνθρώπων*] Hiezu bemerkt der Herausgeber; „Cod. Argentor. *ἐσθέσι*: vestibus, vestitu." So! Müßte alsdann nicht *ἐσθῆσι* geschrieben seyn? Daß er die Vulgata beybehielt, daran that er übrigens ganz wohl.

— S. 478 Z. 1 ff. heißt es von den Christen: *Κατοικοῦντες δὲ πόλεις ἑλληνίδας τε καὶ βαρβάρους, ὡς ἕκαστος ἐκληρώθη, καὶ ἐν τοῖς ἐγχωρίοις ἔθεσιν ἀκολουθοῦντες, ἔν τε ἐσθῆτι*

καὶ διαίτῃ καὶ τῷ λοιπῷ βίῳ, θαυμαστὴν καὶ ὁμολογουμένως παράδοξον ἐνδείκνυνται τὴν κατάσασιν τῆς ἑαυτῶν πολιτείας] Die Präpoſition ἐν vor τοῖς ἐγχωρίοις ἔθεσιν, welche vermuthlich durch Verſehen eines Abſchreibers ſich eingeſchlichen, hätte nach Stephanus, Böhls und Hefele's Vorgang getilgt werden ſollen, da gar kein Grund zu einer Rechtfertigung derſelben vorhanden iſt. Anders verhält es ſich mit der Juſtiniſchen Stelle im Dial. mit Tryphon Kap. XLV. S. 140 Z. 1 — 2: — οἱ δὲ ἐν ἀπαθείᾳ καὶ ἀφθαρσίᾳ καὶ ἀλυπίᾳ καὶ ἀθανασίᾳ συνῶσιν, wo die Präpoſition ἐν ſich allerdings rechtfertigen läßt, wenn man συνῶσιν in der Bedeutung vereint leben nimmt, wie es der Herausgeber ſelbſt erklärt, indem er τῷ θεῷ ſupplirt, und ſchon Segaar z. Clem. v. Alex.: Quis dives salutem consequi possit S. 421. faßte, welcher αὐτῷ, nämlich τῷ Χριστῷ, ergänzt. Aehnlich ſagt Hermes Trismeg. im Poemand. Kap. VI. S. 29: Τοῦτο (d. i τὸ ἀγαθὸν) δὲ ἐν οὐδενὶ ἄλλῳ πρόσεσιν, εἰ μὴ μόνῳ τῷ θεῷ.

Kap. VI. S. 480 Z. 2 v. u.: Ἀόρατος ἡ ψυχὴ ἐν ὁρατῷ φρουρεῖται τῷ σώματι] Dieſe Stelle hat Platoniſche Farbe, wie unten S. 482. Z. 6 die Worte: καὶ Χριστιανοὶ κατέχονται μὲν ὡς ἐν φρουρᾷ τῷ κόσμῳ, wo richtig auf Plat. Phädon S. 62 B. hingewieſen wird. Aehnlich der Verfaſſer des Dialogs Ariochus S. 365 E.: ἡμεῖς μὲν γάρ ἐσμεν ψυχή, ζῶον ἀθάνατον ἐν θνητῷ καθειργμένον φρουρίῳ.

— — Z. 2 — 1 v. u.: — καὶ Χριστιανοὶ γινώσκονται μὲν ὄντες ἐν τῷ κόσμῳ] Μὲν ὄντες für μένοντες zu leſen, rieth außer Stephanus ſchon Gataker z. Marc. Antonin. S. 289. a. D., und ſo ſchrieb auch Hefele.

Kap. VI. S. 482. Z. 8.: Ἀθάνατος ἡ ψυχὴ ἐν θνητῷ σκηνώματι κατοικεῖ] Hier vermiſſen wir eine Hinweiſung auf Petr. Brief II. 1, 13.: ἐφόσον εἰμὶ ἐν τούτῳ τῷ σκηνώματι u. V. 14. ταχινή ἐσιν ἡ ἀπόθεσις τοῦ σκηνώματός μου. Eben ſo wird σκῆνος gebraucht von dem Apoſtel Paulus II. Kor. 5, 1.: ἐὰν ἡ ἐπίγειος ἡμῶν οἰκία τοῦ σκήνους καταλυθῇ und V. 4.: οἱ ὄντες ἐν τῷ σκήνει στενάζομεν βαρούμενοι. Beyde Bezeichnungen aber ſind Pythagoriſchen Urſprunges. So z. B. ſagt Timäus der Lokrer von d. Weltſeele S. 103. C.: ἀ γὰρ φύσις οἷον ὄργανον ἁρμόξατο τὸ σκάνος und anderwärts, und nachahmend der Verfaſſer des Ariochus a. a. O.: τὸ δὲ σκῆνος τουτὶ πρὸς κακοῦ περιήρμοσεν ἡ φύσις. Vergl. Heinichen z. Euſeb. Kirchengeſch. III. 31. z. A.

Kap. VIII. z. A.: τί ποτ' ἐσὶ θεός] St. ἐσὶ verbeſſere man ἔσι, da es ſich hier nicht um die bloße Copula, ſondern um ein eigentliches oder an ſich Seyn handelt.

Wir gehen nun zur Beurtheilung der zweyten Schrift über.

Der früher für ein Erzeugniß Juſtins des Märtyrers gehaltene Brief an Diognetus wurde ſeit Tillemont von den meiſten älteren und neueren Gelehrten für unächt erklärt. Als der tüchtigſte Beſtreiter der Aechtheit desſelben trat vor Kurzem Semiſch auf in ſeinem Juſtin dem Märtyrer, einer kirchen- und dogmengeſchichtlichen Monographie Bd. I. S. 172. ff.

Der Verfaſſer der mit Nr. II. bezeichneten Commentatio war in der oben genannten Preisſchrift Cap. VII. §. 24. p. 54. noch ganz unſchlüßig, welcher Anſicht er beyſtimmen ſollte; doch vindicirte er dort den Brief dem Juſtin. In den Ergänzungsblättern zur Jenaiſchen allgemeinen Litteraturzeitung 1841. Nr. 61. S. 485 und 487. ſchwankt er; in Illgens Zeitſchrift für hiſtor. Theologie Jahrg. 1842. Heft 2. S. 54. Not. 30. hingegen bemerkt er: „Dieſe Schrift ſtammt wahrſcheinlich nicht vom Märtyrer her; doch ſcheint ihr anonymer Verfaſſer ein Zeitgenoſſe desſelben geweſen zu ſeyn.“ Deſſen ungeachtet übernimmt er hier wieder die Vertheidigung der Aechtheit.

Nach einer kurzen, aus zwey Paragraphen beſtehenden Einleitung, worin er ſich über den Werth und Inhalt des Briefes, über die erſte Ausgabe und über die verſchiedenen Beſtreiter oder Vertheidiger der Aechtheit äußert, theilt er ſeine Abhandlung in fünf Kapitel.

In dem erſten (§. 3 — 14. S. 7 — 58.) trägt er die gegen die Aechtheit angeführten Beweiſe vor. Das zweyte handelt von den Beweiſen für die Aechtheit (§. 15 — 16. S. 58. — 67.).

Das dritte bestimmt die Zeit und den Ort, wann und wo der Brief verfaßt worden (§. 17 — 18. S. 67 — 73.). In dem vierten wird untersucht, wer jener Diognetus gewesen, an welchen der Brief gerichtet ist (§. 19 — 21. S. 73 — 84.). In dem fünften spricht sich der Verfasser darüber aus, was von dem Schluße des Briefes zu halten sey (§. 22 — 24. S. 84 — 92.).

Den Einwurf Lardners und Anderer, daß die alten Handschriften, welche diesen Brief enthalten, in dem Lemma den Namen Justins des Philosophen und Märtyrers nicht haben, weist der Verfasser durch die Bemerkung zurück, daß die Straßburger Handschrift offenbar die Aufschrift: *Τοῦ ἁγίου Ἰουστίνου φιλοσόφου καὶ μάρτυρος πρὸς Διόγνητον* führt und auch die erste von Heinr. Stephanus zu Paris im Jahre 1592. in 4. besorgte Ausgabe den Namen des Auctors trägt. Doch scheint uns die Sache dadurch noch nicht abgethan zu seyn. Wir sind der Meinung, daß dieser Brief jene Bezeichnung durch den Irrthum eines Abschreibers erhalten habe, welcher ihn, da er anonym nach einigen Schriften des Märtyrers folgte, der Aehnlichkeit des Inhalts wegen, demselben zueignen zu müssen glaubte. Solche Verstöße sind besonders in sogenannten Codicibus mixtis nichts Ungewöhnliches.

Uebrigens glaubt der Verfasser, daß es in Bezug auf die Aechtheit nichts auf sich habe, wenn weder Eusebius H. E. IV. 18., noch Hieronymus de viris illustr. c. 23. bey der Aufzählung der Justinischen Schriften dieser Epistel erwähnen, da der erstere bemerkt: *Πλείσα δὲ καὶ ἕτερα παρὰ πολλοῖς φέρεται ἀδελφοῖς τῶν αὐτοῦ πόνων*, und der letztere nur dem ersteren folgte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Mythologie der Griechen und Römer von Dr. Moritz Wilhelm Hefter, k. Professor und Prorector am Gymnasium zu Brandenburg ꝛc.

(Schluß.)

Auf der andern Seite aber fand das Griechische Element durch die Colonien, welche Alexander und seine Nachfolger stifteten, und durch die Städte, welche sie anlegten, größere Verbreitung. Die Fürsten, welche sich in das Reich des großen Königs getheilt hatten, verwandten besonders auf Tempel und deren Verzierung, auf herrliche Götterbilder, auf glänzende Aufzüge und Festfeyer große Summen, wodurch sie dem griechisch-heidnischen Cultus beym Volke so bedeutenden Vorschub leisteten, daß derselbe in den neuen Residenzen fast mehr, als im eigentlichen Hellas blühte. Allein manche dieser Herrscher schützten und beherbergten auch Leute, welche in religiöser Beziehung der größten Lauheit und Frivolität ergeben waren, oder sogar des Unglaubens beschuldigt wurden. Im eigentlichen Griechenland aber, welches in religiöser wie in politischer Hinsicht ein trauriges Bild darbietet, waren noch immer Philosophen, dramatische Dichter und Historiker geschäftig, durch die Oberflächlichkeit und Frivolität eines frostigen Rationalismus die Religion in's Gemeine herabzuziehen und verächtlich zu machen. Der alte Glaube mußte in ganz Hellas und überall, wo Griechen wohnten, um so mehr erschüttert werden, als jene rationalistische Philosophie sich immer weiter verbreitete, und auch außerhalb Attica's in mehreren angesehenen und volkreichen Städten Schulen entstanden, welche gleiche oder noch verderblichere Grundsätze lehrten (S. 89). Am Ende dieser Periode erscheint das Heidenthum veraltet, nicht mehr verstanden, das religiöse Gefühl wenig befriedigend, von vielen Seiten bestritten, verachtet, bespöttelt, nur noch erhalten durch das Herkommen, die städtischen und staatlichen Einrichtungen und durch den Gewinn, welchen Künstler und Handwerker von ihnen zogen. Den gänzlichen Verfall desselben beschreibt der Hr. Verf. im letzten Abschnitte. Da es schon in seiner blühendsten Zeit den Keim des Todes in sich trug, so waren alle Versuche, es wieder zu beleben, eitel, und es verschwindet endlich ganz vor der göttlichen Lehre des Christenthums. Uschold.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. November.

Nro. 232. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

I. S. Justini philosophi et martyris Opera.
II. De epistola ad Diognetum etc.

(Fortsetzung.)

Was die inneren Beweisgründe betrifft, so müssen wir unumwunden gestehen, daß uns die ganze Art des Verfassers die triftigen Einwürfe der Gegner, besonders Semisch's, zu bekämpfen, keineswegs befriedigt habe; denn seine Entgegnungen sind so gesucht und erkünstelt, daß sie unmöglich überzeugen können.

Höchst gezwungen dünkt uns, was er S. 28. f. vorbringt, um die Justinische Ansicht über das Mosaische Ritualgesetz mit den im schneidendsten Gegensatze zu derselben stehenden Aeußerungen des Verfassers des Briefes zu vereinbaren. Ganz befangen im Justinismus, erfaßt er nur zu oft das Abweichende in den Ansichten beyder Verfasser nicht mit gehöriger Schärfe und Genauigkeit, sich begnügend, wenn er nur einige Aehnlichkeiten im Justin findet, welche er dann als Hauptsache geltend zu machen sucht, über die eigentlichen Unterschiede hinwegschlüpfend, oder sie für unbedeutend oder für bloße rhetorische Erweiterungen, oder Ausschmückungen erklärend, da man nicht fordern könne, daß der nämliche Gegenstand stets auf die nämliche Weise behandelt werden müsse. Ein auffallendes Beyspiel dieser Art giebt er uns S. 32. in folgender sehr interessanten Stelle aus K. VII.: *Αὐτὸς ἀληθῶς ὁ παντοκράτωρ καὶ παντοκτίσης καὶ ἀόρατος θεός, αὐτὸς ἀπ' οὐρανῶν τὴν ἀλήθειαν καὶ τὸν λόγον τὸν ἅγιον καὶ ἀπερινόητον ἀνθρώποις ἐνίδρυσε καὶ ἐγκατεσήριξε ταῖς καρδίαις αὐτῶν, οὐ, καθάπερ ἄν τις εἰκάσειεν, ἀνθρώποις ὑπηρέτην τινὰ πέμψας ἢ ἄγγελον ἢ ἄρχοντα ἢ τινα τῶν διεπόντων τὰ ἐπίγεια - - -, ἀλλ' αὐτὸν τὸν τεχνίτην καὶ δημιουργὸν τῶν ὅλων, ᾧ τοὺς οὐρανοὺς ἔκτισεν πτλ.*, die Bemerkung beifügend: Largior equidem verbis illis amplitudinem Christi perquam illustrari; nihil tamen iis uberius explicatur, nisi haec sententia Justiniana: Summum numen ad homines misisse divinum Logon, per quem rerum universitatem construxerit gubernetque. Anstatt die Worte *οὐχ ὑπηρέτην τινὰ ἢ ἄγγελον ἢ ἄρχοντα* im Gegensatze zu *αὐτὸν τὸν τεχνίτην καὶ δημιουργὸν τῶν ὅλων* scharf ins Auge zu fassen, klügelt er an dem Ausdrucke *ὑπηρέτην τινά*, bemerkend, daß *τινὰ* nicht umsonst zu *ὑπηρέτην* gesetzt sey. Nach ihm nämlich ruht der Nachdruck auf *τινὰ*, nicht auf *ὑπηρέτην*. Während bei Justin Christus als Gottes *ὑπηρέτης* oder *ἄγγελος* oder *ἄρχων* erscheint, erkennt der Verfasser des Briefes kein solches Verhältniß der Unterordnung an*). Wenn man die Worte *τὴν ἀλήθειαν καὶ τὸν λόγον τὸν ἅγιον καὶ ἀπερινόητον* und unten *αὐτὸν τὸν τεχνίτην καὶ δημιουργὸν τῶν ὅλων* erwägt, so wird man einsehen, daß hier die Vorstellung der Consubstantialität vorherrsche. Herr Otto aber kann sich von seiner vorgefaßten Justinischen Ansicht der Unterordnung nicht losmachen, indem er

*) Vergl. Dorner in der Lehre von der Person Christi. 2. Auflage. Th. I. S. 414.

dieses Verhältniß auch in den unten vorkommenden Worten: *Τοῦτον ἀπέστειλεν* finden will.

Nicht glücklicher ist er in der Erklärung des Ausdrucks *ἀπερινόητος*, wodurch, wie er meynt, der ganze *λόγος* im Gegensatze zu dem in der Justinischen Ansicht liegenden *λόγος σπερματικὸς* bezeichnet wird. Was könnte doch den Hrn. Verf. zu einer solchen Deutung berechtigen, da in der vorliegenden Stelle des Briefes durchaus kein Gegensatz bemerkbar ist? Wie viel er sich aber auf seine Erklärung zu Gute thut, erhellt aus den vorausgeschickten Worten: „Quid vero sibi velit hoc vocabulum, vir ille doctus (Semisch) perspexisse non videtur.*)"

Zu Kap. VII. S. 486. des Briefes, wo es heißt: *Πέμψει αὐτὸν κρίνοντα καὶ τίς αὐτοῦ τὴν παρουσίαν ὑποστήσεται;* bemerkt Semisch: „Schildert Justin den Eindruck der Wiederkunft Christi zum Gerichte als mächtig, so sagt der Verf. des Briefes, daß ihn Niemand ertragen könne." Hr. Otto entgegnet: „Scriptor plane de Christo iudice loquitur, ut *ὑποστήσεται* referendum sit ad malos; his nimirum Christi adventus ad iudicium formidandus," sich auf Justin (Dial. mit Tryphon K. 121.) berufend: — *οὐκ ἐκ παντὸς τρόπου ἐν τῇ ἐνδόξῳ αὐτοῦ παρουσίᾳ καταλύσει πάντας τοὺς μισήσαντας αὐτὸν καὶ τοὺς αὐτοῦ ἀδίκως ἀποσάντας, τοὺς δὲ ἰδίους ἀναπαύσει, ἀποδιδοὺς αὐτοῖς τὰ προσδοκώμενα πάντα;* Fürwahr eine ganz eigene Auslegungsweise! Daß es sich hier um den nachdrucksvollen Nominativ *τίς* handle, ist nicht zu verkennen. Den Sinn der fraglichen Stelle hat Semisch ganz sprachrichtig gegeben. Wollte man zu *τίς* in Gedanken *τῶν κακῶν* oder *τῶν ἀδίκων* ergänzen, so hieße dieß seine vorgefaßten Ansichten in den Schriftsteller hineintragen. Die aus Justin angeführte Stelle hat hier, wie jedem Unbefangenen einleuchten wird, gar keine Beweiskraft.

„Nicht ganz gleichgültig ist es auch," sagt Semisch Th. I. S. 183, daß der Verfasser des Briefes Kap. IX. S. 494., wo er sich so ausdrückt: *Αὐτὸς τὰς ἡμετέρας ἁμαρτίας ἀνεδέξατο, αὐτὸς τὸν ἴδιον υἱὸν ἀπέδοτο λύτρον ὑπὲρ ἡμῶν*, die Worte aus Jes. 53, 4.: *τὰς ἡμετέρας ἁμαρτίας ἀνεδέξατο* auf Gott bezieht, während Justin dieses ganze Kapitel des Jesaias messianisch auffaßt." Hr. Otto sucht sich durch die Bemerkung aus der Verlegenheit zu helfen: Sane dicitur pater nostra peccata ipse suscepisse, mit Maran beyfügend, minus accurate id quidem, attamen eo sensu, quod filium suum nobis tradendo ipse nobis victimam suppeditavit, qua peccata nostra expiarentur, und, um wieder an Justin anzuknüpfen, hinzusetzend: Verba hoc modo explicita non abhorrent a mente Justiniana. Doch hätte der dem Verfasser dieses Briefes eigenthümliche Ausdruck *λύτρον*, welchen man in den aus Justins Dial. mit Tryph. Kap. 95. von Hrn. Otto angeführten Stellen vergebens sucht, allerdings Berücksichtigung verdient. Uebrigens hat, was die Worte aus Jesaias betrifft, Hr. Otto noch ein Mittelchen in Bereitschaft, jene ihm lästige Instanz zu beseitigen: er erklärt zuletzt dieselben für das Einschiebsel eines Abschreibers, ohne zu bedenken, daß durch die Tilgung jenes Satzes die redneriſche Kraft und der Nachdruck der Periode ganz gelähmt wird.

Doch genug hierüber! Wir wenden uns zu einem andern Gegenstande, welcher von jeher für eines der wichtigsten Momente angesehen wurde, um Justin dem Märtyrer die Autorschaft des Briefes abzusprechen, wir meinen die Schreibart.

„Diese," sagt Semisch Th. I. S. 177., „unterscheidet sich so wesentlich von dem Style Justins daß diese Verschiedenheit zu allen Zeiten von Freun-

*) In ähnlicher vornehmer Weise äußert er sich oben S. 25. über Möhler, Großheim und Semisch: „Attamen illi viri docti non respexerunt, qui cardo sit disputationis in epistola institutae."

den und Gegnern des Briefes erkannt und anerkannt worden ist*) und du Pin leicht der Einzige seyn dürfte, welcher statt der Verschiedenheit wesentliche Einerleyheit wahrnahm. Statt daß die Schreibart Justins den Mischcharakter trägt, welchen die griechische Sprache seit der Epoche Alexander's des Großen in immer fortschreitender Allgemeinheit angenommen hatte, nähert sich der Styl des Briefes der Reinheit der klassischen Diction; statt daß Justin in der Regel nachlässig und incorrect schreibt, ist in dem Briefe auf den Ausdruck große Sorgfalt verwendet; statt daß sich Justin für gewöhnlich in der Sphäre der gemeinen Umgangs- und Volkssprache hält, bewegt sich der Verfasser des Briefes in hohem Schwunge und gibt seiner Darstellung durch passend gewählte Gegensätze einen nachhaltigen Reiz; statt daß Justin meist den Gegenstand, welchen er behandelt, durch ungehörige Einschiebsel zerreißt und überhaupt ohne logische Ordnung bespricht**), verfolgt der Verfasser des Briefes sein Object in logischer, sachgemäßer Entwickelung."

Auffallend ist es, daß Hr. Otto S. 49. von dieser scharf markirten Stelle ganz Umgang nahm und dafür Böhl's Charakteristik, vermuthlich weil sie etwas milder gehalten ist, ungeachtet sie die Fehler der Schreibart Justins nicht verschweigt, wörtlich anführt. Das in derselben ausgesprochene Urtheil, sagt er, sey nicht durchaus wahr und ausgemacht; wenigstens gelte es nicht von allen Schriften Justins. Doch konnte er keineswegs in Abrede stellen, daß sich Justin in den Apologien und in dem Dialoge mit Tryphon, den als ächt anerkannten Schriften desselben, meistens der Sprache des gemeinen Lebens bedient, daß man das Lichtvolle in der Anordnung der Gedanken, das Gewählte im Ausdrucke und das Gefällige im Bau der Perioden vermißt und besonders die langen Abschweifungen Eckel erregen.

„Nihilo secius," fährt er dann fort, „interdum Justinus expolito et nitido stylo usus est, id quod non respexerunt qui illi Epistolam, de qua agitur, abiudicarunt." Er wolle sich, fügt er bey, deßhalb nicht auf die Rede an die Heiden und auf das Schriftchen περὶ μοναρχίας berufen, in welchen der Verfasser sich zierlicher ausgedrückt habe, weil diese beyden Tractate von einigen Kritikern dem Justin abgesprochen worden, sondern auf die Mahnrede an die Heiden, weil sie fast von den meisten Kritikern für ächt gehalten wird, und Schmuck und Schönheit in ihr vereint sind, die man in den Apologien und in dem Dialoge ganz vermißt. Selbst Semisch habe diese Verschiedenheit des Styls anerkennen müssen.

Bekanntlich hatte Möhler in seiner Patrologie S. 224 ff. die Aechtheit der Mahnrede aus gewichtigen Gründen, besonders aber wegen der Verschiedenheit des Styls in Zweifel gezogen. Auch Hr. Otto zählt sie in der Preisschrift unter den zweifelhaften Schriften Justins auf; doch vertheidigt er dort die Authentie derselben. Unterdessen suchte Semisch mit gewaltigem Aufwand von Gelehrsamkeit und dialektischer Gewandtheit sie dem Märtyrer zu vindiciren, und er scheint auch durch sein kühnes Verfahren dem Verfasser der vorliegenden Abhandlung den Impuls gegeben zu haben, an dem Briefe an Diognetus das Nämliche zu versuchen, wenn auch mit ungleichen Kräften und weniger Geschick; denn Hr. Otto verräth nur zu sehr den Nachahmer, indem er S. 50. kein Bedenken trägt, die von Semisch für die Mahnrede in Bezug auf die Verschiedenheit der Darstellung gebrauchten Vertheidigungsgründe, „daß der Styl des Menschen offenbar immer durch seinen allgemeinen Entwicklungs- und Bildungsgang bedingt wird und an den Fortschritten und Rückschritten des Individuums Theil nimmt und es darum an und für sich nicht Wunder nehmen kann, wenn derselbe in verschiedenen Lebens- und Bildungs-Epochen ein verschiedener ist," auch für den Brief an Diognetus geltend zu machen, meinend, er habe an ihnen einen rettenden Anker gefunden.

*) Auch Dorner (Lehre von der Person Christi, Th. I. S. 180.) bekennt, daß ihm der Standpunkt des Briefes als ein höherer und die Sprache edler erscheint, als bey Justin.

**) Ausführlicher äußert sich Semisch Th. I. S. 205 ff. über die Mängel des Justinischen Styls.

Wollte man auch wirklich den Justin als Verfasser des Briefes, der Mahnrede und des Bruchstücks über die Auferstehung annehmen und zugeben, daß diese drey Schriften in die Zeit vor 139 n. Chr. fallen, die erste Apologie in den Anfang des Jahrs 139, der Dialog mit Tryphon hingegen nach 139 zu setzen sey, so ist doch der Abstand der Jahre keineswegs so bedeutend, daß man glauben dürfte, der Verfasser habe in so kurzer Zeit so gewaltige Rückschritte in der schriftstellerischen Darstellung gemacht, daß er, während er in den kurz vor 139 verfaßten Schriften lichtvoll, beredt, blühend und gefällig sich auszudrücken wußte, bald darauf verworren, ohne logische Ordnung, ganz nachlässig, in gemeiner Umgangssprache und incorrect geschrieben habe. Referent ist der Ansicht, daß Justin in seinem vielbewegten Leben, indem er von einer philosophischen Schule zur andern überging und nirgends, außer zuletzt nur im Christenthume Beruhigung fand, zu sehr mit der Erforschung göttlicher Dinge beschäftigt war, als daß ihm Muße geworden, besonderen Fleiß auf schöne schriftstellerische Darstellung zu verwenden. Daher kann er unmöglich glauben, der Märtyrer sey der Verfasser der Mahnrede und des Fragmentes über die Auferstehung, und er schließt sich ganz der Ansicht Möhlers (s. dessen Patrologie a. a. O.), Hefele's (theolog. Quartalschrift 1843. S. 146 f.) und Reithmayrs (Archiv für theolog. Litteratur. Jhrg. 1843. S. 328. f.) an.

Vergleicht man den Brief an Diognetus selbst mit der Mahnrede, so ergiebt sich auch hier in Absicht auf Geist, Styl und Sprache ein nicht unbedeutender Unterschied. Wenn nun eine Schrift von den als ächt anerkannten irgend eines Verfassers in ihrem Charakteristischen, in Geist, Darstellung und Ausdruck, zu sehr abweicht, so ist es ja ein bekannter kritischer Grundsatz, daß man an der Authentie derselben mit Recht zweifeln müsse.

Kap. II. §. 15. werden die Beweise für die Aechtheit des Briefes geliefert. „Primum tales insunt," sagt Hr. Otto S. 59., „in Epistola doctrinae, quae cum Justinianis aperte, immo saepe ad verbum congruant, ut ad diversum auctorem certa ratione vix queant referri." Ferner: „Justinus philosophum ex Platonis schola se fuisse ipse fatetur, antequam Christo nomen dederit; talem vero etiam auctor Epistolae se prodit, id quod potissimum ex tractanda Logologia per Alexandrinos exculta patescit." Was die offenbare Uebereinstimmung solcher Lehren, welche beyde Schriftsteller mit einander gemein haben, betrifft, so ist wohl zu erwägen, daß dieselbe einer Seits durch die Natur des Gegenstandes, anderer Seits durch die Schule, aus welcher sie gekommen, bedingt ist. Eine wörtliche Uebereinstimmung haben wir durchaus nicht wahrnehmen können; wir haben vielmehr bemerkt, daß, während der Verfasser dieses Briefes sich auf originelle Weise, kurz und bündig ausdrückt, sich bey Justin eine gewisse Breite und Gedehntheit nicht verkennen läßt. Wir wollen dieß zuvörderst durch einige der von Hrn. Otto S. 60 f. aus der Logoslehre angeführten Beyspiele zeigen.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 21. November.

Nro. 233. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

I. S. Justini philosophi et martyris Opera. — II. De epistola ad Diognetum etc.

(Fortsetzung.)

Brief an den Diogn. K. 7. S. 484. C.:

ᾧ (λόγῳ) τοὺς οὐρανοὺς ἔκτισεν, ᾧ τὴν θάλασσαν ἰδίοις ὅροις ἐνέκλεισεν κτλ.

Justin in d. Mahnr. K. 15. S. 52. B.:

Λόγον, δι' οὗ οὐρανὸς καὶ γῆ καὶ ἡ πᾶσα ἐγένετο κτίσις..

Apol. II. K. 6. 296. E.:

Ὁ λόγος . . . γεννώμενος, ὅτε τὴν ἀρχὴν δι' αὐτοῦ πάντα ἔκτισε.

K. 10. S. 496. D.:

Οἷς (ἀνθρώποις) λόγον ἔδωκεν.

Apol. I. K. 64. S. 230. C.:

Οὗ (λόγου) πᾶν γένος ἀνθρώπων μέτεσχε.

Ebend. K. 28. S. 198. C.:

Τὴν ἀρχὴν νοηρὸν . . . τὸ γένος τὸ ἀνθρώπινον πεποίηκεν . . . λογικοὶ γὰρ καὶ θεωρητικοὶ γεγένηνται. Hierauf folgen einige Beyspiele über den beliebten *λόγος σπερματικός*, von welchem jedoch der Verf. des Briefes nichts weiß.

K. 7. S. 484. C.:

(Θεὸς) τὸν λόγον τὸν ἅγιον . . . ἀνθρώποις ἐνίδρυσε.

Apol. II. K. 9. S. 304. B.:

Ὀρθὸς λόγος παρελθών.

Ebendaſ. S. 486. D.:

Τοῦτον πρὸς αὐτοὺς ἀπέστειλεν . . ., ὡς σώζων ἔπεμψεν κτλ.

Apol. I. K. 46. S. 230. D.:

Κατὰ τὴν τοῦ πατρὸς πάντων καὶ δεσπότου θεοῦ βουλὴν διὰ παρθένου ἄνθρωπος ἀπεκυήθη (λόγος). —

Ebend. K. 66. S. 268. A.:

Σάρκα καὶ αἷμα ὑπὲρ σωτηρίας ἡμῶν ἔσχεν.

Wenn S. 61. zu der Stelle in dem Briefe K. 10. S. 496. D.: *Θεὸς τοὺς ἀνθρώπους ... ἐκ τῆς ἰδίας εἰκόνος ἔπλασε*, bemerkt wird, daß Justin als der Erste unter den Vätern lehre, das göttliche Bild, nach welchem der Mensch geschaffen worden, sey auf die Gestalt und Beschaffenheit des menschlichen Körpers zu beziehen, so hätte, um den Gebrauch des Verbums *πλάσσειν* statt *ποιεῖν* zu erklären, dieß nicht aus dem bezweifelten Bruchstücke von der Auferstehung K. 7. S. 528., sondern aus Justins ächten Schriften gezeigt werden müssen.

Unwillkührlich wird man an das Horazische: Risum teneatis amici? erinnert, wenn man ebendaselbst liest, daß entsprechend der Lehre Justins auch der Brief lehrt, Gott habe die Welt der Menschen wegen geschaffen. Sagte dieß nicht schon Cicero über das Wesen der Götter II. 62. und vor ihm Aristoteles Polit. I. 8.? Nicht Philon über die Weltschöpfung Bd. I. S. 18, 10. f.? Nicht Tatianus in seiner Rede gegen die Heiden S. 247. A. ed. Maur., ohne daß man ihm vorwerfen kann, er habe aus Justin geborgt, und andere Väter? S. Boissonade z. Zach. von Mityl. S. 441. Wie kann es auffallen, daß beyde Verfasser den Gedanken gemein haben, Gott habe den Menschen Alles, was auf Erden, unterworfen, als wenn derselbe nicht in der Gen. I. 1, 26. enthalten wäre, mit dem Unterschiede, daß er in dem Briefe und bey Justin kurz zusammengefaßt ist? Sehr schön sagt auch Philon über die Weltschöpfung S. 21, 26 ff.: *Ἡνίοχον δέ τινα κυβερνήτην ἐφ' ἅπασιν ὁ ποιητὴς ἐδημιούργει τὸν ἄνθρωπον, ἵνα ἡνιοχῇ καὶ κυβερνᾷ τὰ περίγεια, ζώων καὶ φυτῶν λαβὼν τὴν ἐπιμέλειαν, οἷά τις ὕπαρχος τοῦ πρώτου καὶ μεγάλου βασιλέως.* Vgl. ebendas., S. 20, 21. ff. Ferner in der Schrift über Moses Bd. II. S. 144, 37.: *ὃ* (d. i. *τὸ γένος τῶν ἀνθρώπων*) *τὴν ἡγεμονίαν τῶν περιγείων ἁπαξαπάντων ἔλαχεν*, und in der Schrift über Belohnungen und Strafen Bd. II. S. 409, 42.: *ᾧ* (nämlich *τῷ γένει τῶν ἀνθρώπων*) *τὴν ἐφ' ἅπασι τοῖς γηγενέσιν ἡγεμονίαν ἐχαρίζετο.*

Wie kurz drückte der Verfasser des Briefes den Gedanken, daß die Christen es seyen, um deren willen Gott mit der Zerstörung und Auflösung der Welt noch immer gezögert habe, mit diesen Worten (K. 6. S. 482. A.): *Χρισιανοὶ . . . συνέχουσι τὸν κόσμον* aus, in Vergleichung mit Justin (Apol. II. K. 7. S. 298. B.), wo es heißt: *Ἐπιμένει ὁ Θεὸς τὴν σύγχυσιν καὶ κατάλυσιν τοῦ παντὸς κόσμου μὴ ποιῆσαι . . . διὰ τὸ σπέρμα τῶν Χρισιανῶν, ὃ γινώσκει ἐν τῇ φύσει ὅτι αἴτιόν ἐσιν?*

Außerdem werden S. 62. andere ähnliche Aussprüche aus beyden Schriftstellern angeführt, welche aber keineswegs aus Einer Quelle geflossen sind, sondern als Gemeinplätze der Apologeten und christlichen Platoniker betrachtet werden müssen.

Daß nämlich die Zahl der Christen ungeachtet der grausamsten Verfolgungen und schrecklichsten Martern sich täglich vermehrte, wie der Verfasser des Briefes K. 6. S. 482. B. und K. 7. S. 488. A. und Justin in d. Dial. mit Tryph. K. 110. S. 366. B. bezeugen, war eine selbst von heidnischen Schriftstellern (s. Tacitus XV. 44. und Plinius Briefe X. 97, 9.) anerkannte Thatsache. Kein Wunder, wenn die Vertheidiger des Christenthums in älterer Zeit und auch später (s. Tertull. Apol. K. 1. S. 1. C. ed. Rigalt., Minuc. Felix K. 9. z. A. und Arnobius I. 55.) auf jenes wunderbare Ereigniß hinwiesen, um ihre Gegner von der Göttlichkeit der christlichen Religion zu überzeugen.

S. 63. wird mit der Stelle des Briefes an Diogn. K. 5. S. 480. C.: *Ὑπὸ Ἰουδαίων ὡς ἀλλόφυλοι πολεμοῦνται καὶ ὑπὸ Ἑλλήνων διώκονται*, folgende aus Justins Apol. I. 31. S. 202. E.: (*Ἰουδαῖοι*) *ἐχθροὺς ἡμᾶς καὶ πολεμίους ἡγοῦνται, ὁμοίως ὑμῖν* (d. i. *Ἕλλησιν*) *ἀναιροῦντες καὶ κολάζοντες ἡμᾶς* κτλ. verglichen. Kräftig äußert sich hierüber in ähnlicher Weise auch Tertull. Apol. K. 7. S. 8. B.: Tot hostes eius (d. i. veritatis), quot extranei, et quidem proprie ex aemulatione Judaei; ex concussione milites; ex natura ipsi etiam domestici nostri. Quotidie obsidemur, quotidie prodimur; in ipsis plurimum coetibus et congregationibus nostris opprimimur.

Höchst unpassend finden wir S. 63. folgende Zusammenstellung:

Brief an Diogn. K. 5. S. 480. B.:

Πείθονται (d. i. *Χριστιανοὶ*) *τοῖς ὡρισμένοις νόμοις, καὶ τοῖς ἰδίοις βίοις νικῶσι τοὺς νόμους.*

Zur Vervollständigung der Justinischen Stelle, welche ganz aus dem Zusammenhange herausgerissen ist, ergänze man: *ἀνθρώπους δ' ὄντας λανθάνειν ὑμᾶς δυνατὸν ἐπισάμενοι ἀδικοῦσιν.* Heißt dieß nicht miscere quadrata rotundis?

Justin. Apol. I. K. 12. S. 160. C.:

Οὐ γὰρ διὰ τοὺς ὑφ' ὑμῶν κειμένους νόμους καὶ κολάσεις πειρῶνται λανθάνειν ἀδικοῦντες.

Ebendaselbst wird den Worten im Briefe K. 5. S. 478. B.: *Οὐ ῥίπτουσι τὰ γεννώμενα* die Aeußerung Justins (Apol. I. K. 27. z. A.): *Ἐκτιθέναι τὰ γεννώμενα πονηρῶν εἶναι δεδιδάγμεθα* entgegengesetzt. Um den Sinn derselben richtig zu erfassen, muß man wissen, daß die Christen schon in den frühesten Zeiten von den Heiden der größten Unthaten beschuldigt wurden. „Per flagitia invisos vulgus Christianos appellabat," lesen wir bey Tacitus Annal. XV. 44., und bey Tertullianus Apol. K. 7. S. 8. A.: „Dicimur sceleratissimi de sacramento infanticidii et pabulo, inde et post convivium incesto etc. — Dicimur tamen semper, nec vos, quod tamdiu dicimur, eruere curatis." Man vergl. auch Minuc. Fel. K. 9. u. 28. Um den Vorwurf des Kindermordes den Heiden zurückzugeben, hielten ihnen die Apologeten das Aussetzen der Kinder, welches für gleichbedeutend mit dem Kindermorde galt (— *καὶ μὴ ἐκτιθέναι μὲν τὸ γεννηθὲν, ὡς τῶν ἐκτιθέντων τεκνοποιούντων*, sagt Athenagoras K. 35. a. E.), entgegen. Vortrefflich drückt sich in seiner energischen Weise hierüber Tertullianus Apol. K. 9. S. 11. B. aus: „In primis filios exponitis suscipiendos ab aliqua praetereunte misericordia extranea, vel adoptandos melioribus parentibus emancipatis. Alienati generis necesse est quandoque memoriam dissipari; et simul error impegerit, exinde iam tradux proficiet incesti serpente genere cum scelere. Tunc deinde quocumque in loco, domi, peregre, trans freta comes est libido, cuius ubique saltus facile possunt alicubi ignaris filios pangere, velut ex aliqua seminis portione (Rigaltius liest sparsione), ut ita sparsum genus per commercia humana concurrat in memorias suas, neque eas coetus incesti sanguinis agnoscat. Beachtenswerth für die Erklärung des Ausdrucks *ῥίπτουσι* in der Stelle des Briefes an Diogn. ist, was Minuc. Fel. K. 30, 2. hierüber äußert: Vos enim video procreatos filios nunc feris et avibus exponere, nunc adstrangulatos misero mortis genere elidere." Aus diesen Beyspielen erhellt zur Genüge, daß der Vorwurf des Aussetzens der Kinder in der Apologetik ein stehender Artikel war, und die obige Parallele keineswegs für die Einerleyheit des Verfassers spricht.

Ebensowenig zeugt dafür folgende Zusammenstellung.

Brief an Diog. K. 6. S. 480. D.:

Οἰκεῖ ἐν τῷ σώματι ψυχή.

Justin. über d. Auferstehung K. 10. S. 540. A.:

Οἶκος γὰρ τὸ σῶμα ψυχῆς.

Denn dieser bildlichen Ausdrucksweise bediente sich schon Philon über Belohnungen und Strafen Bd. II. S. 427, 38: *οἰκία δὲ ψυχῆς συμφυεσάτη σῶμα.* Ferner über die Träume Bd. I. S. 639, 16: — *οἰκαδε ἀφικνοῦνται, τὸν ἑαυτῶν οἶκον, οἱ δυστυχεῖς, καταῤῥέψοντες· οὐ τὸν τῶν οἰκοδομημάτων, ἀλλὰ τὸν συμφυᾶ τῆς ψυχῆς οἶκον, τὸ σῶμα, τροφὰς ἀμέτρους καὶ ἐπαλλήλους εἰσφοροῦντες*, und in der Schrift von der Weltschöpfung Bd. I. S. 33, 10 f.: *Οἶκος γὰρ*

τις ἢ νεὼς ἱερὸς ἐτεκταίνετο ψυχῆς λογικῆς. In d. Schr.: Gott ist unveränderlich, S. 295, 20.: — καὶ τἆλλα, ὅσοις ὁ τῆς ψυχῆς οἶκος ἢ τύμβος . . . κεκόσμηται. Aehnlich sagt er in d. Schr. von d. Weltschöpf. Bd. I. S. 34, 21: Ἦν γὰρ οἶκος ὁ κόσμος αὐτῷ (näml. πρώτῳ ἀνθρώπῳ) καὶ πόλις. So schon Cicero über d. Wesen der Götter II. 62. z. A.: Est enim mundus quasi communis deorum atque hominum domus, aut urbs utrorumque. Auf den Pythagorisch-Platonischen Ursprung dieser figürlichen Redensart deutete bereits Mangey z. Philon Bd. II. S. 427. hin. Die Hauptstellen finden sich im Phädr. S. 250. C. und in dem pseudoplatonischen Dialoge Axiochos S. 365. E. Vgl. Phädon S. 115. C. und Ast's Anmerk. z. Phädr. S. 443.

In dem trefflichen Ausspruch beyder Schriftsteller über die göttliche Wirksamkeit des Christenthums (S. 63):

Br. an Diogn. K. 7. S. 488. A. B.:

Ταῦτα ἀνθρώπου οὐ δοκεῖ τὰ ἔργα, ταῦτα δύναμίς ἐσι θεοῦ.

Apol. II. K. 10. S. 306. A.:

Δύναμίς ἐσι τοῦ ἀῤῥήτου πατρὸς καὶ οὐχὶ ἀνθρωπείου λόγου κατασκευή,

drückt sich der Verfasser des Briefes kurz und kräftig aus; gedehnt und matt Justin. Ebenso wird S. 64. in der Schilderung der verschiedenen Ansichten der Philosophen über das Wesen Gottes an dem Verfasser des Briefes bündige Kürze selbst von Hrn. Otto gerühmt.

§. 16. z. A. läßt er sich folgender Maßen vernehmen: „Deprehenduntur alia quaedam, in scribendi videlicet citandique ratione, quae faciant, ut a S. Justino Martyre non profectam esse Epistolam persuaderi mihi aegre patiar.“ Weiter unten bemerkt er: „Quemadmodum a Justino persaepe, ita etiam in Epistola vocabulum θεοσεβείας (c. 4. p. 476. D., c. 6. p. 482. A.) ad christianam fidem designandam adhibetur.“ Warum nicht ad christianam religionem des. oder ad Christianorum cultum divinum designandum? Der Deutlichkeit wegen wollen wir beyde Stellen aus dem Briefe genau anführen. Die erste lautet nämlich so: Τὸ δὲ τῆς ἰδίας αὐτῶν θεοσεβείας μυστήριον μὴ παραδοκήσης δύνασθαι παρὰ ἀνθρώπου μαθεῖν. Die zweyte hingegen: Ἀόρατος δὲ αὐτῶν ἡ θεοσέβεια μένει. Consequent gab der Mauriner Maran hier θεοσέβεια jedesmal durch divinus cultus; auch Hr. Otto ging in seiner Ausgabe nicht davon ab. Sailer übersetzte es das erste Mal durch Religion, das zweyte Mal durch Gottesverehrung. In der nämlichen Bedeutung steht es K. 4. S. 476. Z. 1. (wo von der ängstlichen Beobachtung jüdischer Gebräuche und Ceremonien die Rede ist): Τίς ἂν θεοσεβείας καὶ οὐκ ἀφροσύνης πολὺ πλέον ἡγήσεται τὸ δεῖγμα; Warum wurde dieser Stelle nicht erwähnt? Warum kein Citat aus Justin angeführt? In dem Index verborum zu seiner Ausgabe des Justin hat Hr. Otto allerdings mehrere Beyspiele zusammengestellt, welche aber insgesammt aus der zweifelhaften Mahnrede genommen sind, und in welchen das Wort θεοσέβεια, immer mit einem Adjectiv verbunden, in der Bedeutung von religio gesetzt ist. Daß übrigens der Verfasser des Briefes bey der ersten Stelle das Paulinische (1. Tim. 3, 16): τὸ τῆς εὐσεβείας μυστήριον, vor Augen hatte, möchten wir nicht bezweifeln.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 22. November.

Nro. 234. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

I. S. Justini philosophi et martyris Opera.
II. De epistola ad Diognetum etc.

(Schluß.)

Der in dem Briefe (K. 7. S. 484. C.) und bey Justin (Apol. II. K. 5. S. 294. A. u. im Dial. mit Tr. K. 23. S. 78. B.) vorkommende Ausdruck στοιχεῖα als Bezeichnung der Gestirne, oder, was wir vorziehen würden, Himmelskörper hätte keinen Anstoß verursachen dürfen; denn er floß aus dem Sprachgebrauche der Alexandrinischen Schule. S. Suicer. Thes. eccl. T. II. p. 1039. und Heinichen z. Euseb. Kirchengesch. III, 31. Th. I. S. 261. f. Vgl. Menag. Observatt. ad Diog. Laërt. VI. 102. T. II. p. 268.

Ferner, heißt es, findet man das weniger gebräuchliche Verbale ἀποδεκτὸς in beyden. Hatten sie nicht einen Vorgänger am Clemens I. an d. Kor. 7., wo προσδεκτὸς, und K. 40. wo zweymal εὐπρόσδεκτος steht?*) Ebensowenig hätte die Zusammenstellung d. W. λόγος und νοῦς auffallen sollen, wie man aus folgender Stelle des Philon von der Weltschöpfung Bd. I. S. 17. z. A.: τῶν ὄντων τὰ μὲν οὔτε ἀρετῆς, οὔτε κακίας μετέχει, ὥσπερ φυτὰ καὶ ζῶα ἄλογα· τὰ μὲν, ὅτι ἄψυχά τέ ἐσι καὶ ἀφαντάσῳ φύσει διοικεῖται· τὰ δ', ὅτι καὶ νοῦν καὶ λόγον ἐκτέτμηται· κακίας δὲ καὶ ἀρετῆς, ὡς ἂν οἶκος, νοῦς καὶ λόγος, οἷς αὐταὶ πεφύκασιν ἐνδιαιτᾶσθαι, sattsam ersehen kann. Vgl. Plutarch. mor. Schriften S. 5. E. und Wyttenbach z. dies. St. S. 100. — Auf gleiche Weise findet die Verbindung d. W. ἄφθαρτος καὶ ἀθάνατος einen Gewährsmann an Philon üb. d. Träume Bd. I. S. 641, 42., u. über die Namenwechselung Bd. I. S. 606, 7. und 610, 30. Ebenso gebraucht er in d. Schrift: Gott ist unveränderlich, Bd. I. S. 294, 9. αἰώνιος καὶ ἄφθαρτος und üb. d. Träume S. 625, 31. ἄφθαρτος καὶ μακραίων. — Auch die Verknüpfung zweyer gleichbedeutender Adverbia, wie σαφῶς καὶ ἐπιμελῶς (Br. an Diogn. K. 1. S. 464. B.) und σαφῶς καὶ φανερῶς (in d. Mahnrede K. 1. S. 14. B. und K. 5. S. 26. B.) ist nichts Seltenes. Dem ersten Ausdruck entspricht das Platonische (Politeia S. 336. D.) σαφῶς καὶ ἀκριβῶς vollkommen, dem zweyten σαφῶς καὶ ἐκδήλως und τρανῶς καὶ σαφῶς bey Philon Allegor. Bd. I. S. 111, 25, 32, 38, 39., aus welchem wir, um Hrn. Otto von der Unhaltbarkeit seiner Ansicht hinreichend zu überzeugen, noch folgende, in diese Kategorie gehörende Beyspiele namhaft machen wollen: πάνυ προσφυῶς καὶ εὐθυβόλως Bd. I. S. 40, 1., ὀρθῶς καὶ πάνυ ἀληθῶς in d. näml. B. S. 99. 1—2. μὴ ταπεινῶς καὶ χαμαιζήλως, ὑπερμεγέθως δὲ καὶ ὑπεραύλως καὶ ὑψηλῶς S. 103, 39., ἐμμέλως τε καὶ ἐναρμονίως S. 107, 19., φειδωλῶς καὶ ἀνελευθέρως S. 195, 7—8., ἀψευδῶς καὶ σφόδρα ἐναργῶς S. 274, 38., ἀδόλως καὶ καθα-

*) So verhält es sich auch in Hinsicht des S. 57. bemerkten ἀόργητος, welches bey Clemens I. an d. Kor. K. 19. a. E. und b. Ignatius Br. an d. Philadelph. I. a. E. vorkommt.

ρῶς S. 276, 2., παγίως καὶ βεβαίως S. 280, 5., ἀπόνως καὶ χωρὶς πραγματείας S. 287, 17., ἀεὶ καὶ συνεχῶς S. 342, 38. — S. 65. wird als eine insignis formula χωρεῖν εἰς τὸ πῦρ τὸ αἰώνιον (Br. K. 8. S. 488. B.) bemerkt, und mit dem Juſtiniſchen (Apol. I. K. 12. S. 158. B.) πορεύεσθαι ἐπ' αἰωνίαν διὰ πυρὸς καταδίκην zuſammengeſtellt. Daß dem Verfaſſer des Briefes die Stelle in dem bekannten Dialoge Axiochos S. 371. A.: τὴν ψυχὴν εἰς τὸν ἄδηλον χωρεῖν τόπον vor Augen ſchwebte, halten wir nicht für unwahrſcheinlich. Ueber ἀκολουθεῖν ἔν τινι iſt ſchon oben geſprochen worden.

Das größte Gewicht aber legt Hr. Otto auf die wunderbare, noch nicht, wie er S. 65. ſagt, beobachtete Aehnlichkeit des Anfangs des Briefes an Diognetus (K. 1. S. 464. C.): — καὶ παρὰ τοῦ θεοῦ, τοῦ καὶ τὸ λέγειν καὶ τὸ ἀκούειν ἡμῖν χορηγοῦντος, αἰτοῦμαι δοθῆναι, ἐμοὶ μὲν, εἰπεῖν οὕτως ὡς μάλιστα ἂν ἀκοῦσαί σε βελτίω γενέσθαι, σοί τε, οὕτως ἀκοῦσαι, ὡς μὴ λυπηθῆναι τὸν εἰπόντα, mit der Mahnrede an die Heiden, welche ſo beginnt: Ἀρχόμενος τῆς πρὸς ὑμᾶς παραινέσεως, ὦ ἄνδρες Ἕλληνες, εὔχομαι τῷ θεῷ ἐμοὶ μὲν ὑπάρξαι τὰ δέοντα πρὸς ὑμᾶς εἰπεῖν, ὑμᾶς δὲ τῆς προτέρας ἀφεμένους φιλονεικίας καὶ τῆς τῶν προγόνων πλάνης ἀπαλλαγέντας ἐλέσθαι τὰ λυσιτελοῦντα νῦν, und offenbar eine Nachahmung des Eingangs der Demoſtheniſchen Rede περὶ στεφάνου iſt, wo der Athenaeiſche Redner ſich ſo ausdrückt: Πρῶτον μὲν, ὦ ἄνδρες Ἀθηναῖοι, τοῖς θεοῖς εὔχομαι πᾶσι καὶ πάσαις, ὅσην εὔνοιαν ἔχων ἐγὼ διατελῶ τῇ τε πόλει καὶ πᾶσιν ὑμῖν, τοσαύτην ὑπάρξαι μοι παρ' ὑμῶν εἰς τουτονὶ τὸν ἀγῶνα. Aus dieſer Aehnlichkeit nun will Hr. Otto ſchließen, daß beyde Schriften von Einem und demſelben Verfaſſer ſtammen und der Zeit nach nicht weit von einander abſtehen.

Dieſer Anſicht aber können wir nicht beyſtimmen, da wir von einer wunderbaren Aehnlichkeit, welche zwiſchen dem Anfang des Briefes und dem der Mahnrede ſtatthaben ſoll, nichts wahrnehmen können, und es uns ebenſowenig bedünken will, daß der Verfaſſer des Briefes, gleich wie der der Mahnrede das Demoſtheniſche Exordium nachgeahmt habe. Mit einem feyerlichen Gebete ihre Werke zu beginnen war nämlich bey den Dichtern, Philoſophen und Rednern des klaſſiſchen Alterthums nichts Ungewöhnliches, und auch chriſtliche Schriftſteller huldigten, mit ihnen wetteifernd, dieſer alten frommen Sitte, wie Gataker z. Marc. Antonin. S. 183. b. E. f., Angel. Mai z. Cic. vom Staate I. 36. und Jacobs in d. Anmerk. z. ſeiner Ueberſetzung der erwähnten Demoſtheniſchen Rede S. 579. gezeigt haben. Nach unſerm Dafürhalten diente dem Verfaſſer des Briefes vielleicht die berühmte, vom Philon in der Schrift von der Unvergänglichkeit der Welt Bd. II. S. 487. z. A. nachgeahmte Stelle im Platoniſchen Timaeos S. 27. C. zum Vorbilde, welche ſo lautet: Τοῦτό γε δὴ πάντες ὅσοι καὶ κατὰ βραχὺ σωφροσύνης μετέχουσιν, ἐπὶ παντὸς ὁρμῇ καὶ σμικροῦ καὶ μεγάλου πράγματος θεὸν ἀεί που καλοῦσιν· ἡμᾶς δὲ τοὺς περὶ τοῦ παντὸς λόγους ποιεῖσθαί πῃ μέλλοντας, . . . εἰ μὴ παντάπασι παραλλάττομεν, ἀνάγκη θεούς τε καὶ θεὰς ἐπικαλουμένους εὔχεσθαι πάντα κατὰ νοῦν ἐκείνοις μὲν μάλιστα, ἑπομένως δὲ ἡμῖν εἰπεῖν. Hatte er dieſes Muſter vor Augen, ſo wird man ihm das Lob eines geiſt- und geſchmackvollen Nachahmers nicht verſagen können.

Da demnach der Brief und die Mahnrede nichts mit einander gemein haben, außer daß beyde mit einem Gebete anfangen, wie ſo manche andere Geiſteserzeugniſſe aus klaſſiſcher und chriſtlicher Vorzeit, ſo iſt durchaus kein Grund vorhanden, beyde Schriften Einem Verfaſſer zuzueignen; noch läßt ſich hieraus über die Zeit, wann ſie verfaßt worden, etwas mit Gewißheit beſtimmen.

Ein anderes höchſt bedeutſames Merkmal, daß Juſtin der Märtyrer der Verfaſſer des Briefes an Diognetus iſt, glaubt Hr. Otto in dem in beyden Schriftſtellern vorkommenden Ausdruck ἀγαπᾶν τοὺς μισοῦντας (ſtatt ἀγαπᾶν τοὺς ἐχθρούς) gefunden zu haben. „Mirus est hic,“ bemerkt er S. 66.,

„Epistolae cum Apologia et Dialogo consensus, qui neque in casu positus, neque ex imitatione ortus esse potest; sed ita tantum a sano quovis critico explicabitur, ut statuat Epistolam esse exaratam ab eodem viro, qui Apologiam et Dialogum confecerit, hoc est a Iustino Philosopho et Martyre.“

Das Ungegründete dieser Behauptung fällt jedoch bei genauerer Prüfung der einschlagenden Stellen leicht in die Augen.

K. 6. S. 482 A. lesen wir nämlich bey dem Verfasser des Briefes: *Μισεῖ τὴν ψυχὴν ἡ σαρξ καὶ πολεμεῖ μηδὲν ἀδικουμένη, διότι ταῖς ἡδοναῖς κωλύεται χρῆσθαι· μισεῖ καὶ Χριστιανοὺς ὁ κόσμος μηδὲν ἀδικούμενος, ὅτι ταῖς ἡδοναῖς ἀντιτάσσονται. Ἡ ψυχὴ τὴν μισοῦσαν ἀγαπᾷ σάρκα καὶ μέλη· καὶ Χριστιανοὶ τοὺς μισοῦντας ἀγαπῶσιν.* Wen kann wohl, fragen wir, in dieser geistreichen Antithese die freye Anwendung des Bibelspruches bey Luk. 6, 27: *Ἀγαπᾶτε τοὺς ἐχθροὺς ὑμῶν· καλῶς ποιεῖτε τοῦς μισοῦσιν ὑμᾶς*, befremden? Und wenn Justin (Apol. I. S. 168 C.) sich so ausdrückt: *Εἰ ἀγαπᾶτε τοὺς ἀγαπῶντας ὑμᾶς, τί καινὸν ποιεῖτε; Καὶ γὰρ οἱ πόρνοι τοῦτο ποιοῦσιν. Ἐγὼ δὲ ὑμῖν λέγω· Εὔχεσθε ὑπὲρ τῶν ἐχθρῶν ὑμῶν καὶ ἀγαπᾶτε τοὺς μισοῦντας καὶ εὐλογεῖτε τοὺς καταρωμένους ὑμῖν*, so ist zu den aus Matth. 5, 46 vorausgeschickten Worten: *εἰ ἀγαπᾶτε τοὺς ἀγαπῶντας ὑμᾶς*, der Gegensatz: *ἀγαπᾶτε τοὺς μισοῦντας*, ganz gewiß unentbehrlich, und man wird in diesem von ihm angewandten freyeren Verfahren im Gebrauche der Bibelstellen um so weniger Anstand finden können, als er kurz vorher *τί καινὸν ποιεῖτε;* für *τίνα μισθὸν ἔχετε;* und *οἱ πόρνοι* für *οἱ τελῶναι* gibt und im Folgenden die Stelle bey Matth. 5, 44. (vergl. Luk. 6, 27 — 28) ganz anders anwendet. Ebenso heißt es im Dial. mit Tryph. K. 133. S. 440. E.: *εὔχεσθαι καὶ ὑπὲρ τῶν ἐχθρῶν καὶ ἀγαπᾶν τοὺς μισοῦντας καὶ εὐλογεῖν τοὺς καταρωμένους.*

Gleich wichtig dünkt ihn (S. 66 f.) der Spruch in dem Briefe K. 8. S. 490. C.: *καὶ (θεὸς) μόνος ἀγαθός ἐσιν*, in Vergleichung mit dem Justinischen (Apol. I. K. 16. S. 172. E.): *Οὐδεὶς ἀγαθὸς, εἰ μὴ μόνος ὁ θεὸς*, welchem die Stelle bey Matth. 19, 17., wo die gemeine Lesart, wie bey Mark. 10, 18 und Luk. 18, 19.: *Οὐδεὶς ἀγαθὸς, εἰ μὴ εἷς ὁ θεὸς* hat, während Lachmann und Tischendorf: *Εἷς ἐσιν ὁ ἀγαθὸς* aufnahmen, zu Grunde liegt. „Nec vero,“ sagt er S. 67., „in Codd. N. T. mstis, nec apud Patres illud *μόνος* reperitur.“ Ganz natürlich, weil der Verfasser des Briefes sich frey und nach philosophischer Weise, wenn wir so sagen sollen, ausdrückt, wie z. B. Plotin V. 5. S. 532. E., wo es heißt: *ἦν δὲ αὐτὸ* (näml. *τὸ ἀγαθὸν*) *ἁπλοῦν καὶ μόνον ἀγαθόν*. Ebenso Tertullianus gegen Marcion II. 6. S. 457. D.: Nam bonus natura Deus solus, und Hermes Trismeg. im Poemand. K. 6. S. 29., wo jedoch schon auf die genannte Bibelstelle angespielt wird: *Τὸ ἀγαθὸν — ἐν οὐδενί ἐσιν, εἰ μὴ ἐν μόνῳ τῷ θεῷ*. Vergl. auch die oben aus Hermes angeführte Stelle.

Hinsichtlich des Uebrigen können wir uns ganz kurz fassen. Den Brief dem Märtyrer zuschreibend, setzt Hr. Otto K. III. §. 17 die Zeit der Abfassung desselben zwischen 135 und 138 n. Chr. und nimmt mit Großheim Alexandria für den Ort an, wo der Brief geschrieben worden. K. IV. §. 19. untersucht er, wer wohl Diognetus gewesen. Er zählt S. 73 f. zwanzig Diognete auf. Alle diese aber lebten lang vor der christlichen Zeitrechnung.

Erst im zweyten Jahrhundert n. Chr. fand er diesen Namen wieder und zwar zum letzten Male. So hieß nämlich des Markus Aurelius Lehrer, welcher im vierten Decennium des zweyten Jahrhunderts zu Rom am kaiserlichen Hofe lebte und wie man, sagt er, aus dem Ausdruck (K. I. z. A.): κράτιστε Διόγνητε abnehmen kann, in großem Ansehen stand. In dem fünften Kapitel wird der Schluß des Briefes (Kap. XI. und XII.) nach dem Vorgang des Heinrich Stephanus, Sylburg, Tillemont, Boehl*), Großheim, G. H. van Senden (Geschichte der Apologetik. Uebersetzt von P. W. Quak und R. Binder, Th. I. S. 191. Anmerk. 337.) und Semisch für unächt erklärt. Zu dieser Ansicht neigt sich auch Hefele (Prolegg. ad Patrum apostolicc. Opp. ed. 2. P. LXI.) hin; Dorner hingegen (a. a. O. S. 179.) kann sich für eine Theilung nicht recht entschließen. So gern wir ihm zugeben, daß die Schlußkapitel dieselbe geistvolle Art und christliche Farbe verrathen, wie die vorhergehenden, so können wir doch keineswegs in Abrede stellen, daß dort Ansichten und Ausdrücke vorkommen, welche mit dem Früheren in offenbarem Widerspruche stehen und auf eine weit spätere Zeit hinweisen. Nach dem ganzen Inhalte des Briefes zu urtheilen, dürfte die Abfassung desselben in das dritte Decennium des zweiten Jahrhunderts fallen**), wo das Christenthum ungeachtet der härtesten Verfolgungen schon sehr an Ausbreitung gewonnen hatte und der Feuereifer seiner Vertheidiger sich auf die glänzendste Weise offenbarte. „Quadratus apostolorum discipulus et Atheniensis pontifex ecclesiae", berichtet der h. Hieronymus (Epist. LXX. ad Magnum oratorem Cap. 4. Tom I. p. 426. ed. Vallars.), nonne Adriano principi Eleusinae sacra invisenti librum pro nostra religione tradidit? Et tantae admirationi omnibus fuit, ut persecutionem gravissimam illius excellens sedaret ingenium. Aristides philosophus, vir eloquentissimus, eidem principi Apologeticum pro Christianis obtulit, contextum philosophorum sententiis, quem imitatus*) postea Iustinus et ipse philosophus Antonino Pio et filiis eius Senatuique librum contra gentiles tradidit etc." Vergl. Hieronym. de viris illustribus Cap. 19. sq. Tom. II, p. 845. sqq. und Euseb. Hist. eccl. IV. 3. — Um den Ort, wo der Brief geschrieben worden, bestimmen zu können, fehlt es durchaus an Anhaltspunkten. Ebenso müssen wir die Frage, wer Diognetus gewesen, dahingestellt seyn lassen.

K.

*) Dieser hält nur einzelne Theile für unterschoben.

**) „Stände die Theilung des Briefes fest", sagt Dorner a. a. O. S. 180. in der Anmerk., „so wäre seine Abfassung nicht lange nach 120 wahrscheinlich."

*) Diese Stelle zeigt auf eine schlagende Weise, daß Justin nicht als Originalschriftsteller anzusehen ist. Schade nur, daß von den Apologien dieser geistreichen und beredten Männer, welche noch zu Eusebius und Hieronymus Zeiten im Umlauf waren, nichts auf die Nachwelt gelangte, weil wir an demselben einen sicheren Maaßstab zur richtigeren Beurtheilung der Schriften des Märtyrers hätten!

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. November.

Nro. 235. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königliche Hof- und Staatsbibliothek.

Büchergeschenk aus Rußland.

Die Kunde, daß die k. Bibliothek in Stuttgart durch die Liberalität der kais. russischen Regierung in den Besitz mehrerer sehr werthvoller, unter den Auspicien genannter Regierung herausgegebener Werke gelangt sey, veranlaßte die Direction der k. Hof- und Staatsbibliothek dahier, sich an Seine Kaiserliche Hoheit den Herrn Herzog und Großfürsten Maximilian von Leuchtenberg bey Höchstdessen jüngster Anwesenheit in München mit der Bitte zu wenden, daß Höchstderselbe bey Seiner Rückkehr nach Petersburg eine ähnliche Munificenz Sr. Maj. des Kaisers von Rußland auch für die hiesige k. Hof- und Staatsbibliothek auszuwirken die Geneigtheit haben wolle; und schon unterm 17 July d. J. wurde der k. Bibliothekdirector v. Lichtenthaler durch ein Schreiben des Herrn E. Mußard, Geheimen Secretärs Sr. Kaiserlichen Hoheit des Herrn Herzogs von Leuchtenberg, in Kenntniß gesetzt, daß auf Verwendung Sr. Kais. Hoheit Se. Majestät der Kaiser von Rußland der k. Bibliothek zu München folgende Werke geschenkt habe:

1) Ein Exemplar der vollständigen Sammlung der russischen Gesetze von 1649 bis 1845;

2) die Publicationen der archäographischen Kommission zu Petersburg;

3) eine Reihe von Schriften, welche die kais. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg herausgegeben;

4) die von der Universität zu Kasan herausgegebenen Schriften über orientalische Literatur.

Von diesen der k. Hof- und Staatsbibliothek angekündigten Geschenken sind ihr die sub num. 2 und 3 angedeuteten Werke, zusammen in 42 Bänden, bereits zu Ende des Monats September zugekommen; die russische Gesetzsammlung aber, aus 105 prachtvoll gebundenen Quartbänden bestehend, wurden ihr durch den kaiserlich russischen Gesandten am hiesigen Hofe, Herrn Geheimen Rath von Severin unter dem 10 November portofrey übermacht.

Eine unverweilte Anzeige des Inhalts und Bestandes dieser höchst werthvollen Acquisition wird gewiß allen denjenigen unserer Leser, die jegliche Bereicherung der k. Hof- und Staatsbibliothek als eine gemeinsam erfreuliche Angelegenheit zu begrüßen pflegen, willkommen seyn; dieselbe soll aber zugleich der k. Hof- und Staatsbibliothek Gelegenheit geben, sowohl ihren Dank für ein so bedeutendes Geschenk öffentlich auszusprechen, als auch zu gerechter Anerkennung der großartigen wissenschaftlichen Bestrebungen und des energischen Aufschwunges beyzutragen, wodurch Rußland unter der gegenwärtigen Regierung und insbesondere unter dem belebenden Einflusse des ruhmvoll bekannten Ministers des öffentlichen Unterrichts und Präsidenten der kais. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg, Sergius von Uwarow, in so hohem Grade sich auszeichnet.

Eine ähnliche Anzeige über die von der Universität Kasan herausgegebenen Werke wird sogleich

nach dem Eintreffen der fraglichen Sendung nachfolgen.

I. Die russische Gesetzsammlung.

Was schon Peter der Große im J. 1700 befohlen, was zehn während eines vollen Jahrhunderts von Zeit zu Zeit angeordnete, aber immer unverrichteter Dinge wieder auseinander gegangene Gesetzgebungskommissionen nicht zu Stande brachten, das vollführte rasch und gediegen des jetzt regierenden Kaisers kräftiger Wille: eine vollständige Sammlung und Herausgabe aller seit dem letzten Gesetzbuche vom Jahre 1649 erschienener russischen Gesetze, — ein wohlgeordnetes, brauchbares, allgemeines Landesgesetzbuch. Die Bewältigung des binnen so langer Frist zum Ungeheuern angeschwollenen Materials wurde durch eine eben so einfache als zweckmäßige Eintheilung und Behandlung desselben erzielt. Das gesammte Gesetzwerk wurde nämlich in zwey Hauptbestandtheile zerfällt: in einen chronologischen und in einen systematischen; jeder dieser Hauptbestandtheile wurde wieder in eine selbstständige in sich abgeschlossene, und in eine fortschreitende, die neuesten Gesetze als jährlichen Nachwuchs in sich aufnehmende Abtheilung ausgeschieden. Dem zufolge besteht der chronologische Hauptbestandtheil

1) aus der Sammlung aller seit dem Jahre 1649, das Gesetzbuch (Uloschenie) des Czars Alexei Michailowitsch v. J. 1649 mit eingeschlossen, bis zum 12 December 1825 erschienener Gesetze und Verordnungen; 2) aus der Sammlung der seit dem Regierungsantritte des Kaisers Nikolaus publicirten und fernerhin erscheinenden Gesetze.

Der zweite Hauptbestandtheil des Gesetzwerkes, der systematische, umfaßt — nach den Hauptfächern der Administration und Justiz in einzelne Rechtsbücher abgetheilt, — 1) das eigentliche als ein geordnetes Ganze in sich abgeschlossene Gesetzbuch (Swod, Corpus juris,) die Zusammenstellung und Verschmelzung sämmtlicher vom Jahre 1649 bis zum Jahre 1841 incl. erschienenen und noch geltenden Gesetze in sich begreifend; 2) die Fortsetzungen dieses Gesetzbuches, die seit dem J. 1842 erlassenen und künftig zu erlassenden Gesetze in derselben Ordnung und systematischen Aufeinanderfolge wie die vorerwähnten einzelnen Rechtsbücher oder Abschnitte des Gesetzbuches selbst, in auszüglicher Bearbeitung und mit Verweisung auf die einzelnen Artikel desselben enthaltend.

Die beyden chronologischen Sammlungen führen den Titel:

Polnoje sobranie sakonow rossyskoi imperii, poweleniem gossudarja imperatora Nikolaja Pawlowitscha sostawlennoje. Sanktpeterburg. Petschatano w tipografii II. otdelenija sobstwennoi Jego Imperatorskago Welitschestwa Kanzeljarii. (Vollständige Sammlung der Gesetze des russischen Reiches auf Befehl des Herrn und Kaisers Nikolaus Paulowitsch veranstaltet. St. Petersburg. Gedruckt in der Buchdruckerey der zweyten Abtheilung der eigenen Kanzley Sr. Kais. Majestät.)

Die Gesetz-Texte der ersten, im Ganzen aus 66 Bänden bestehenden chronologischen Reihe (Sobranie perwoje. S' 1649 po 12 Dekabrja 1825 goda) füllen die Bände 1 — 40 und enthalten 30,600 einzelne Gesetzesnummern (Verordnungen). Der 41 Band enthält ein chronologisches Register (Ukasatel); der 42 Band in zwey Abtheilungen ein alphabetisches Repertorium über die sämmtlichen Textbände; der 43 und 44 Band, jeder in zwey Theilen, enthalten die Sammlung der verschiedenen Staats-Etats (kniga schtatow) von 1711 bis 12 December 1825, und zwar der 43 Band die Kriegs-Etats, dann der 44 Bd. Th. 1. die Marine-Etats, Th. 2. die Cultus- und Civil-Etats. Bd. 45 enthält die Sammlung der Tarife von 1724 — 1825. Hierauf folgen 3 Bände, lithographirte Abbildungs-Beilagen enthaltend, und zwar Bd. 46 die Grundplane sämmtlicher Städte des russischen Reichs, 416 an der Zahl; Bd. 47 die Städte-Wappen; Bd. 48 endlich verschiedene zu den betreffenden Gesetzen und Normativen gehörige Plane und Zeichnungen, als über die Aufstellung, Lager-Anlagen der Infanterie- und Cavallerie-Regimenter, über den Bau der Kriegsschiffe, über die Münzstempel, die Gepräge sämmtlicher russischen Gold-, Silber- und Kupfermünzen aus dem bezeichneten Zeitraume darstellend ꝛc.

Die zweyte chronologische Sammlung (Sobranie wtoroje. S' 12 Dekabrja 1825 goda) umfaßt bis jetzt in 19 Bänden (wovon Bd. 5, 6, 8 bis 14, 16 bis 19 in je zwey Theile, der 15 Bd. aber in drey Theile ausgeschieden und demgemäß auch gebunden sind) 18,572 Gesetzesnummern vom 25 December 1825 bis zum Jahre 1844 incl. Dem 18 und 19 Bande sind in ähnlicher Weise, wie der ersten Sammlung, tabellarische Uebersichten der Etats, Plane und Zeichnungen, dann chronologische und alphabetische Register beygefügt. Sämmtliche Textbände der ersten chronologischen Sammlung, so wie auch noch Bd. 1 — 4 der zweyten traten in dem Jahre 1830 aus der Presse, die übrigen Bände der zweyten Sammlung erschienen in den Jahren 1831 bis 1845, die Abbildungsbeylagen zur ersten Sammlung, in der lithographischen Anstalt der Militär-Colonieen angefertigt, in den Jahren 1839 und 1843.

Der zweyte, systematische Hauptbestandtheil des Gesammtgesetzwerkes oder das eigentliche Gesetzbuch erschien im Jahre 1842 in 15 Bänden in klein Quart (sg. groß Lexikonoktav) unter dem gemeinsamen Haupttitel:

Swod sakonow rossyskoi imperii, poweleniem gossudarja imperatora etc. Isdanije 1842 goda.

und ist in folgende acht, mit entsprechenden Einzel-Titelblättern versehene Rechtsbücher abgetheilt:

I. (Bd. 1 — 3.) Swod utschreschdeny gossudarstwennich i gubernskich. Tschast 1 — 3. Codex der Reichs- und Regierungs-Organisationsgesetze. Th. 1. Reichsgrundgesetze, Statut über die kaiserliche Familie, Organisation des Reichsraths, der Reichskanzley, der Ministerien ꝛc. Thl. 2. Organisation der Gubernial-, Kreis-, Stadt- und Landgerichts-Behörden. Th. 3. Reglements für den Civil-Staatsdienst.

II. (Bd. 4.) Swod ustawow o powinnostjach. Codex der Gesetze über die persönlichen Leistungen der Unterthanen. (Militär- und Frohndienst, die sg. Landesprästationen).

III. (Bd. 5 — 8.) Swod ustawow kasönnago uprawlenija. Tschast 1 — 4. Codex der Gesetze über die Finanzverwaltung. Thl. 1. Gesetze über das Steuer-, Zoll- und Accis-Wesen. Thl. 2. Gesetze und Verordnungen über das Zollwesen insbesondere. Th. 3. Gesetze über das Münz-, Berg- und Salinenwesen. Thl. 4. Gesetze über das Forstwesen, die Domainen ꝛc.

IV. (Bd. 9.) Swod sakonow o sostojanijach. Codex der Gesetze über die Stände, Rechte und Pflichten des Adels, der Geistlichkeit, der Bürger, Bauern, Ausländer ꝛc.

V. (Bd. 10.) Swod sakonow graschdanskich i meschewich. Tschast 1 — 2. Codex der bürgerlichen und Gränzgesetze. Thl. 1. Civilrecht nnd Civilproceß. Thl. 2. Vermessung des Grundes und Bodens und Gränzproceß.

VI. (Bd. 11. 12.) Swod ustawow gossudarstwennago blagoustroistwa. Tschast 1 — 5. Codex der staatswirthschaftlichen Verordnungen. Handel, Gewerbe, Bauwesen, Landwirthschaft ꝛc. betr.

VII. (Bd. 13. 14.) Swod ustawow blagotschinija. Codex der Polizey-Verordnungen.

VIII. (Bd. 15.) Swod sakonow ugolownich. Codex der Criminalgesetze. Abth. I. Ueber Verbrechen und Strafen im Allgemeinen. Abth. II. Ueber das peinliche Gerichtsverfahren. — Den 16 Bd. bildet ein ausführliches alphabetisches Repertorium (Ukasatel etc. St. Petersb. 1844) über die sämmtlichen Theile des Swod.

Was endlich die Fortsetzung (prodolschenije) des Swod anbelangt, so sind davon bis jetzt 4 Bde. erschienen, resp. der k. Hof- und Staatsbibliothek zugekommen, wovon der erste, der Eintheilung des Swod in 15 Bände nach Artikel und Seitenzahl folgend, die Gesetze des Jahres 1842, der zweyte und dritte Band in gleicher Weise die Gesetze des Jahres 1843 und der vierte jene vom 1. Januar bis 30 Juni 1844 enthalten.

II. Von der archäographischen Kommission herausgegebene Werke.

1) Akti, sobrannije w bibliotekach i archiwach rossyskoi imperii archeograftscheskoju expedizieju imperatorskoi akademii nauk. Dopolneni i isdani wissotschaische utschresch-

dennoju kommissieju. Sanktpeterburg. W tipografii II otdelenija sobstwennoi E. I. W. Kanzeljarii. 1836. (Akten, gesammelt in den Bibliotheken und Archiven des russischen Reiches durch die archäographische Expedition der kais. Akademie der Wissenschaften. Ergänzt und herausgegeben von der allerhöchsten Orts hiezu angeordneten Kommission. St. Petersburg. In der Buchdruckerey der zweyten Abth. d. eigenen kais. Kanzley.) Vier Bände. 4. Nebst einem im J. 1838 unter dem Titel: Ukasatel k aktam archeografitscheskoi expedizii. Sanktpeterburg. W tipografii Eduarda Pratza i Ko. erschienenen Personal-, Orts- und Sach-Register.

2) Akti istoritscheskije, sobrannije i isdannije archeografitscheskoju kommissieju. Sanktpeterburg. W tipografii expedizii sagotowlenija gossudarstwennich bumag. (Historische Akten, gesammelt und herausgegeben von der archäographischen Kommission. St. Petersburg. In der Druckerey der Expedition für Ausfertigung der Staatspapiere, 1841 bis 1842. 4. Fünf Bände, nebst einem im J. 1843 zu denselben erschienenen Register-Bande.

3) Akti juriditscheskije, ili sobranie form starinnago deloproiswodstwa. Isdani archeografitscheskoju kommissieju. Sanktpeterburg. W tipografii IIgo otdelenija sobstwennoi E. I. W. Kanzeljarii. 1838. 4. (Juridische Akten, oder Sammlung von Formen des alten Rechtsganges. Herausgegeben von der arch. Komm. ꝛc.) Der Registerband hiezu erschien im J. 1840.

4) Polnoje sobranie russkich letopissei, isdannoje po wissotschaischemu poweleniju archeografitscheskoju kommissieju. (Vollständige Sammlung der russischen Chroniken. Auf allerhöchsten Befehl herausgegeben v. d. arch. Komm.) Tom. 2, 3. Sanktpeterburg. W tipografii Eduarda Pratza. 1841—1843. 4.

5) O Rossii, w zarstwowanie Alexija Michailowitscha. Sowremennoje sotschinenie Grigorja Koschichina. (Ueber Rußland unter der Regierung des Czars Alexei Michailowitsch. Eine gleichzeitige Aufzeichnung von Gregor Koschichin.) Sanktpeterburg. W tipografii Eduarda Pratza. 1840. 4.

6) Medalioni w pamiat wojennich sobity 1812, 1813, 1814 i 1815 godow, isobretennije Grafom Th. Tolstim, i wigrawirowannije na stali, po spossobu Beta, N. Menzowim. S wissotschaischago soiswolenija isdani archeografitscheskoju kommissieju. (Medaillons zur Erinnerung an die Kriegsbegebenheiten der Jahre 1812—1815, entworfen von dem Grafen Th. Tolstoi, und in Stahl gravirt, in Bate's Manier, durch N. Menzow. Herausgegeben ꝛc.) Sanktpeterburg. Petschatano w wojennoi tipografii. 1838. gr. 4.

7) Sobranie russkich medalei, isdannoje po wissotschaischemu powelenju archeogr. kom. Wipusk 1 — 4. (Sammlung russischer Medaillen ꝛc.) Sanktpeterburg, w tipografii expedizii sagotowlenija gossudarstwennich bumag. 1840 — 1841. fol.

8) Historica Russiae monumenta, ex antiquis exterarum gentium archivis et bibliothecis deprompta, ab A. J. Turgenevio. Tomus I. Scripta varia e secreto archivo Vaticano et aliis archivis et bibliothecis Romanis excerpta continens, inde ab anno MLXXV. ad annum MDLXXXIV. Tomus II. Scripta varia e secreto archivo Vaticano etc. inde ab anno MDLXXXIV. ad annum MDCCXIX. Quibus in hoc volumine accesserunt: Appendix, continens acta ad alias Slavorum regiones pertinentia, inde ab anno MCCXXXI. ad annum MCCCCVIII. Historica Russiae monumenta ex archivis et bibliothecis Angliae et Franciae deprompta, inde ab anno MDLVII. ad annum MDCLXXIX. Petropoli. Typis Eduardi Pratzi. 1841 — 1842. gr. 4.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. November.

Nro. 236. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königliche Hof- und Staatsbibliothek. Büchergeschenk aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Unter den wissenschaftlichen Reisen, welche im Auftrage und auf Kosten der kais. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg von russischen Gelehrten im Laufe der letztverflossenen Decennien unternommen wurden, nimmt die „archäographische Expedition“ eine vorzügliche Stelle ein. Der Beschluß zur Ausrüstung derselben wurde auf Veranlassung des von glühendem Eifer für Erhaltung und gründliche Erforschung der geschichtlichen Alterthümer seines Vaterlandes beseelten Präsidenten der Akademie im J. 1828 gefaßt. Der Zweck des Unternehmens sollte seyn, alle Bibliotheken und Archive des russischen Reiches zu durchforschen, um sich der unter ihren Handschriften- und Urkunden-Sammlungen vorfindlichen Denkmäler und Quellen der älteren russischen Geschichte, Diplomatik, Rechtskunde ꝛc. zum Behufe ihrer wissenschaftlichen Benützung und Bekanntmachung zu vergewissern. Die Dauer dieser Expedition wurde auf ungefähr sieben Jahre angesetzt, für die Reise- und Arbeitskosten eine jährliche Summe von 10,000 Rubeln aus den akademischen Fonds ausgeworfen, und ein talent- und kenntnißvoller junger Alterthumsforscher, P. Strojew, der damals beym Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt war, und durch seinen schon im J. 1823 dargelegten Versuch einer Durchforschung der Klosterbibliotheken des nördlichen Rußlands seine Befähigung zur Ausführung des fraglichen Unternehmens beurkundet hatte, zum deßfallsigen Reisenden der Akademie ernannt. Strojew trat im J. 1829 diese ehrenvolle Mission an; im J. 1830 ward ihm Hr. Berednikow als Gehilfe und Mitarbeiter beygegeben, und nach 6jähriger Dauer ihrer gemeinschaftlichen Reisen, auf welchen sie mehr als 200 Bibliotheken und Archive des nordwestlichen, mittleren und westlichen Rußlands durchsucht hatten, war das von ihnen gewonnene Material an Handschriften und Urkunden der bezeichneten Kategorien zu einem so reichen Umfange angewachsen, daß sofort zu dessen Veröffentlichung durch den Druck geschritten werden konnte. An die Stelle der archäographischen Expedition trat eine durch kaiserliche Entschließung vom 24. December 1834 angeordnete, unmittelbar dem Ministerium der Volksaufklärung unterstellte archäographische Kommission,[1]) deren Aufgabe zuvörderst dazin

1) Die archäographische Kommission bestand bey ihrer Constituirung aus folgenden Mitgliedern:

1. Hr. Serbinowitsch, Redakteur des Journals des Ministeriums der Volksaufklärung; 2. Hr. Strojew, ehemaliger Vorstand der archäographischen Expedition, (der jedoch im J. 1835 auf seine Bitte aus dem Staatsdienste entlassen, und hiebey für seine in obiger Stellung erworbenen Verdienste mit einer jährlichen Pension von 2000 Rubeln belohnt wurde. Anstatt seiner trat Herr Krajewsky, Mitredakteur des genannten Ministerial-Journals, als Mitglied der archäographischen Kommission ein.) 3. Hr. Ustrialow, Professor der Geschichte an der Universität zu Petersburg.

bestand, die von der genannten Expedition gesammelten Materialien zu ordnen, zu ergänzen und zum Drucke zu befördern, außerdem aber angewiesen ist, auch auf neu von ihr anzubahnenden Wegen zur Aufhellung der russischen Vorzeit beyzutragen. Die bis jetzt von der archäographischen Kommission herausgegebenen Werke haben wir vorstehend ihren vollen Titeln nach aufgeführt, und fügen hier zur näheren Andeutung ihres Inhaltes nur noch einige erläuternde Notizen bey.

Die unter Nr. 1 — 2 vorgetragenen „Akti" sind Sammlungen von chronologisch aneinander gereihten Urkunden vermischt-geschichtlichen Betreffs, Nr. 1 die Jahre 1294 bis 1700, Nr. 2 die Jahre 1334 — 1700 umfassend.

Die Akti juriditscheskije (Nr. 3) sind nach zwölf Rubriken ausgeschieden, wovon die erste rechtliche Documente und Gerichtsurkunden im engern Sinne enthält, die zweyte amtliche Berichte, Suppliken ꝛc., die dritte Kauf-, Tausch- und Schenkungsbriefe, die vierte Besitz-Einweisungs- und Gränzabtheilungs-Protokolle, die fünfte Zinsregister, Hebe-Rollen, Gnadenbriefe u. s. w. Das älteste Document dieser Sammlung ist vom J. 1425, das jüngste vom J. 1705.

Ein höchst wichtiges Quellenwerk wird die vollständige Sammlung der russischen Annalen und Chroniken werden. (Nr. 4.) Sie wird aus mehr als 20 Bänden bestehen. Die bisher erschienenen 2 Bände (Bd. 2 und 3 der ganzen Reihe) enthalten die Hipatiew'sche Chronik mit den Zusätzen der Justin'schen und die 3 Nowgorod'schen Chroniken. Der bereits unter der Presse befindliche erste Band der Sammlung wird eine nach 53 Handschriften kritisch berichtigte Ausgabe von Nestor's Annalen in drey verschiedenen Textesrecensionen liefern.

Die Originalhandschrift der von dem russischen Flüchtling Koschichin verfaßten Schilderung Rußlands unter Alexei Michailowitsch (Nr. 5) wurde von dem Professor Solowjew, welcher für die Zwecke und auf Kosten der archäographischen Kommission in den Jahren 1838 — 1840 Schweden bereiste, in der Bibliothek der Universität zu Upsala aufgefunden, nachdem er schon früher eine schwedische Uebersetzung desselben Werkes im k. Archiv zu Stockholm entdeckt hatte. Der Verfasser war Geheimschreiber am Gesandtschaftsgerichtshofe zu Moskau; das Werk enthält daher höchst wichtige Aufschlüße über die Geschichte der Politik, Gesetzgebung und Verwaltung Rußlands im XVII. Jahrhunderte.

Die Tolstoischen Medaillons (Nr. 6), durch allegorische Figuren im antiken Costüme die wichtigsten Momente des französisch-russischen Krieges darstellend, gehören in ihrer metallischen Ausführung zu den größten und gelungensten Pracht-Schaumünzen der neueren Zeit; ein vorzügliches Interesse in artistischer Beziehung gewähren aber auch die vorliegenden Abbildungen dieser Medaillen in der sg. Collas- oder Bate'schen Manier. Um dem Studium der russischen Numismatik Vorschub zu leisten, zog es der Minister Uwarow in den Thätigkeitskreis der archäographischen Kommission, eine vollständige Sammlung der russischen Münzen und Medaillen in treuen Abbildungen zu veröffentlichen, und hegte den Wunsch, daß diese Abbildungen in der erwähnten, von dem Amerikaner Achilles Collas erfundenen Hautreliefstich-Manier ausgeführt werden möchten, deren Trefflichkeit durch das in Paris erscheinende Werk: Trésor de numismatique et de glyptique, ou recuéil général de médailles, monnaies etc. auch in Rußland, wie anderwärts, die allgemeine Bewunderung erregte. Bekanntlich gelang es dem englischen Optiker John Bate einige Verbesserungen in der mathematischen Construction der Collas'schen Maschine anzubringen. Um nun eine derley von Bate vervollkommnete Relief-Copiermaschine für Rußland zu erwerben, wurde der russische Künstler N. Menzow im J. 1836 nach London gesendet, eignete sich die Handhabung der-

4. Hr. Berednikow, vordem Mitglied der archäographischen Expedition und Hrn. Strojew's Reisegefährte. Späterhin wurden die Mitglieder der archäographischen Kommission um mehr als das Doppelte vermehrt, und die HH. Wostokow und Berednikow als Hauptredakteure der von derselben publicirten Werke ernannt.

selben unter Bate's persönlicher Unterweisung vollkommen an, und die sehr gelungenen Abbildungen der vorliegenden Tolstoi'schen Medaillen (21 an der Zahl) sind die ersten Früchte der von ihm erlernten und nach Rußland verpflanzten Kunst.

Nachdem die nöthigen Vorbereitungen getroffen waren, wurde aber nun von Seite der archäographischen Kommission sofort zur wirklichen Herausgabe der allgemeinen russischen Medaillen- und Münzsammlung selbst geschritten, und deren Gravirung in der besagten Manier demselben Künstler übertragen.

Von der Sammlung der russischen Medaillen sind bis jetzt 4 Lieferungen in Folio erschienen (Nr. 7), auf 59 Tafeln 396 Medaillen in chronologischer Folge nach den Regierungs-Perioden darstellend; die erste Lieferung enthält die vor Peter dem Großen erschienenen Medaillen, so wie die auf seine und Katharina's I. Regierung Bezug habenden; die vierte Lieferung enthält jene aus der Regierung Alexanders und des jetzt regierenden Kaisers; die fünfte Lieferung wird aus Medaillen bestehen, welche zu Ehren merkwürdiger Männer geschlagen wurden.

Der unter Nr. 8 vorgetragenen Sammlung: Historica Russiae monumenta ex antiquis exterarum gentium archivis et bibliothecis deprompta ist auch ein russischer Titel: Akti istoritscheskije otnossjaschtschijessa k Rossii (Geschichtliche auf Rußland bezügliche Urkunden) beygegeben, so wie auch der Vorrede und dem Inhaltsverzeichnisse eine russische Uebersetzung zur Seite steht. Die Grundlage dieser Sammlung bilden die Collectaneen in lateinischer, italienischer und polnischer Sprache, welche der Abbate Albertrandi auf Befehl des polnischen Königs Stanislaus Poniatowski für den polnischen Geschichtsschreiber Naruszewicz aus den Handschriften der Vaticana und anderer römischer Bibliotheken anfertigte. Albertrandi's eigenhändiges Exemplar dieser Collectaneen wurde von dem Könige Stanislaus dem damaligen russischen Gesandten zu Warschau, J. J. Bulgakow geschenkt, von welchem sie später in die Hände des kais. Staatsraths A. T. Turgenew gelangten. Dieser vermehrte, ergänzte und berichtigte sie auf seinen Reisen durch Deutschland, Italien, Frankreich, England, Dänemark und Schweden, und brachte die ganze Sammlung Sr. Majestät dem Kaiser Nikolaus dar, welcher sie der archäographischen Kommission behufs ihrer Herausgabe und weiteren Fortführung überwies.

III. Von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Petersburg herausgegebene Schriften:

1. Catalogue de la bibliothèque d' Edchmiadzin, publié par M. Brosset, Académicien extraordinaire. St. Pétersbourg, à l' imprimerie de l' Académie Imperiale des Sciences. 1840. 8. 121 Seiten. Mit gegenüberstehendem russischen Texte.

Es ist dieß das Verzeichniß der Bücher und Handschriften, welche das Kloster Edschmiadsin, der Hauptort Armeniens in kirchlicher und literarischer Beziehung, besitzt. Die Veranlassung zur Abfassung desselben gab zunächst der sel. Closius zu Dorpat, der sich im J. 1833 an den armenischen Patriarchen mit der Anfrage wendete, ob unter den Handschriften des Klosters nicht etwa armenische Uebersetzungen im Original verloren gegangener griechischer Werke sich vorfänden. Closius erhielt zwar eine verneinende oder vielmehr ausweichende Antwort, der Vorgang hatte jedoch zur Folge, daß unter dem Einfluße der russischen Regierung die fragliche Bibliothek in ein neues Lokal überbracht, katalogirt, und dem russischen Senator Baron v. Hahn ein Exemplar des Katalogs behändigt wurde, der hier durch Hrn. Brosset auf Kosten der kais. Akademie der Wissenschaften zu Petersburg in Druck gegeben ist. Voran steht eine ausführliche Nachricht über Edschmiadsin, zurückreichend bis in die Zeiten der ersten Chistianisirung Armeniens (S. 1 — 60); der Katalog selbst besteht nur aus 655 Nummern, und zerfällt in zwey Abtheilungen, wovon die erste Bücher und Handschriften in armenischer Sprache, die zweyte aber gedruckte Bücher in andern Sprachen enthält. Die armenischen Werke, 481 Nummern an der Zahl, haben eilf Unterabtheilungen,

von welchem die dritte, (poetische Werke,) fünfte (Geschichte und Geographie,) und sechste (Klassiker), auf besondere Beachtung Anspruch haben dürften. Die Druckwerke der zweyten Abtheilung sind nur flüchtig verzeichnet, ohne Angabe der Druckorte und Druckjahre, meist sogar ohne Bezeichnung der Sprache, in welcher die Bücher verfaßt sind. Auch von der anfänglichen Einrichtung des Katalogs, daß jedem russischen Titel-Vortrag eine französische Uebersetzung zur Seite steht, ist von Nro. 521 an abgegangen [2]).

2. Description géographique de la Géorgie par le Tsarévitch Wakhoucht, publiée d' après l' original autographe par M. Brosset, membre de l' académie impériale des sciences. St. Pétersbourg, à la typographie de l' Académie 1842. 4. XXX und 540 S. Mit 6 Karten. Der Text in georgischer Sprache mit gegenüberstehender französischer Uebersetzung.

Die Einleitung giebt eine biographische und literarhistorische Notiz über den Verfasser des vorliegenden Werkes, über die Beschaffenheit und über die früheren Besitzer des Manuscripts, nach welchem die gegenwärtige Ausgabe veranstaltet wurde, so wie auch über die dazu gehörigen Karten, und über das von dem Hrn. Herausgeber beobachtete Verfahren.

3. Die Thaten des Vertilgers der zehn Uebel in den zehn Gegenden, des verdienstvollen Helden Bogda Gesser Chan; eine mongolische Heldensage, nach einem in Peking gedruckten Exemplare aufs Neue abgedruckt unter der Aufsicht des Akademikers J. J. Schmidt. Herausgegeben von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. St. Petersburg bey W. Gräff, Leipzig bei L. Voss. 1836. 4. 191 S. Mongolischer Text, ohne irgend eine Zuthat in anderer Sprache, außer dem vorstehend mitgetheilten deutschen Titel.

4. Die Thaten Bogda Gesser Chan's, des Vertilgers der Wurzel der zehn Uebel in den zehn Gegenden. Eine ostasiatische Heldensage aus dem Mongolischen übersetzt von J. J. Schmidt, kaiserlich Russischem Staatsrathe etc. 1839. St. Petersburg, bei W. Gräff. Leipzig, bei Leopold Voss. 8. 287 S.

Mit dem neuen nach einer im J. 1716 zu Peking erschienenen Edition veranstalteten Drucke des mongolischen Textes dieser Heldensage war, wie der Hr. Herausgeber in der Vorrede zur deutschen Uebersetzung bemerkt, hauptsächlich die Absicht verbunden, den Liebhabern des orientalischen Sprachstudiums ein Buch in die Hände zu geben, aus welchem sie diese Sprache auch von einer andern Seite kennen lernen sollten, als dieß aus den im gewöhnlichen Bücherstyl abgefaßten Werken möglich ist. Der Gesser-Chan ist nämlich nicht in der s. g. Büchersprache geschrieben [3]), sondern in der Sprache des Lebens, wie sie im Munde des Volkes lautet und von allen Ständen desselben gesprochen wird.

2) Daß dieser Katalog überhaupt nicht als erschöpfend betrachtet werden dürfe, erhellt aus dem sehr interessanten neuesten Reiseberichte über Armenien von Moriz Wagner, in den Monatsblättern zur Ergänzung der Allgemeinen Zeitung. 1845. Febr. S. 44.

3. Unter dieser Benennung versteht Hr. Schmidt die ganze Literatur des Buddhaismus, d. h. sowohl die Werke indischen und tibetischen Ursprungs als diejenigen, welche Mongolen zu Verfassern haben.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. Herausgegeben von Mitgliedern 27. November.

Nro. 237. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königliche Hof- und Staatsbibliothek.

Büchergeschenk aus Rußland.

(Fortsetzung.)

Hr. Schmidt bemerkt ferner in der Vorrede, daß er obige Ausgabe des Originaltextes absichtlich ohne alle Erläuterung des Inhaltes gelassen habe, in der Hoffnung nämlich, „daß irgend ein ausländischer sich mit dem Mongolischen beschäftigender Gelehrte das Buch zwar nicht übersetzen, (denn das wäre für jetzt noch zu viel gefordert) doch aber einen etwas ausführlichen Auszug des Inhalts bekannt machen würde," da dieß nicht geschehen, so entschloß sich Hr. Schmid selbst, das Werk vollständig zu übersetzen, und dadurch „das klare Verständniß des Originals jedem Freunde der ostasiatischen Literatur zu eröffnen," was denselben um so willkommner seyn dürfte, als dieses Werk außer dem obenerwähnten sprachwissenschaftlichen Interesse auch in ethnographischer Hinsicht von hoher Wichtigkeit sey, indem es uns „die Völker Mittelasiens, namentlich des nördlichen Tibets und der Gegenden am obern Choangho so wie am Kökenoor in ihrem häuslichen Leben, in ihren Neigungen und Beschäftigungen, in ihren Nationalbegriffen, Bewaffnungen ꝛc. zeige".[4]).

4) Es dürfte mehreren unserer Leser nicht unerwünscht seyn, den Inhalt dieser Heldensage in Kürze kennen zu lernen. Kap. 1. Geburt und Jugend des Gesser Chan. Kap. 2. Gesters Zug gegen den in einen ungeheuern Tiger verwandelten Riesen. Kap. 3. Gesser ordnet die Reichsverwaltung von China. Kap. 4. Gessers Zug gegen den zwölfköpfigen Riesen zur Befreyung seiner Gemahlin Aralgho Goa. Kap. 5. Gessers siegreiche Rückkehr aus dem Schtaighol'schen Kriege. Kap. 6. Gesser wird durch einen Zauberer in einen Esel verwandelt. Seine Freunde verschaffen ihm durch Zaubermittel wieder die Menschengestalt. Kap. 7. Gessers Fahrt in die Unterwelt um seine Mutter zu befreyen, und Besiegung des Höllenrichters.

Von der Vorstellungs- und Darstellungsweise dieser mongolischen Epopöie in Prosa nach Hrn. Schmidt's Uebertragung mögen die Anfangs- und Schlußstellen eine Probe liefern:

„Vor Alters zu einer Zeit, ehe noch Buddha S'akjamuni das Beispiel des Nirwana gezeigt hatte, erschien der Gott Chormusda vor Buddha, um demselben die Ehre der Anbetung zu erzeigen. Nachdem Chormusda sich verbeugt hatte, sprach Buddha zu ihm: „Nach Ablauf von fünfhundert Jahren wird für die Welt eine Zeit der Verwirrung eintreten. Kehre jetzt heim, aber nach fünfhundert Jahren schicke einen deiner drey Söhne in die Welt, damit er die Herrschaft derselben übernehme; denn es werden alsdann die Mächtigen die Machtlosen unterdrücken, sogar wird das Wild des Feldes sich gegenseitig befehden und vernichten. Schicke also einen deiner drey Söhne, damit er die Herrschaft der Welt übernehme! Fünfhundert Jahre lang überlasse dich ungestört deinen Freudengenüssen, dann übersende ihn, meinem Befehle gemäß, ungesäumt!" Der Gott Chormusda gab sein Wort und kehrte heim; jedoch nach seiner Zurückkunft vergaß er den Befehl Buddha's, so daß er, statt fünfhundert, siebenhundert Jahre in Unthätigkeit verblieb ꝛc."

5. Archiv für asiatische Litteratur, Geschichte und Sprachkunde. Verfasst von Julius

von Klaproth. Erster Band. Herausgegeben auf Befehl der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. St. Petersburg im akademischen Verlage. 1810. 4. 224 S.

Dieses leider ohne Fortsetzung gebliebene Werk enthält folgende Aufsätze: I. Parallele der vorzüglichsten Schriftarten Asiens mit dem deutschen Alphabet. II. Kaukasische Sprachen. III. Ueber den Ursprung der Aghuanen. IV. Babur Nameh. V. Sir Georg Stauntons chinesische Abhandlung über die Kuhpocken. VI. Excerpta ex historia Satraparum Orbelensium in majore Armenia. VII. Historische Fragmente über Awa und Pegu, nebst einem Bomanischen Wörterverzeichnisse. VIII. Sprachproben von Liêu-Kiêu. IX. Bemerkungen über die chinesisch-russische Gränze.

6. Grammatik der mongolischen Sprache, verfasst von J. J. Schmidt. Mit einer Tafel in Steindruck. St. Petersburg, 1831. Gedruckt in der Buchdruckerei der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Zu haben bei W. Gräff, Commissair der kais. Akademie der Wissenschaften. Admiralitäts-Platz N. 91 und in Leipzig bei C. Cnobloch, XII und 179 S. 4.

Der Hr. Verfasser bemerkt im Vorwort, daß die in Europa herrschende Gleichgültigkeit gegen die Literatur Mittel-Asiens zunächst wohl nur in dem gänzlichen Mangel an jedem Hülfsmittel zur näheren Erkenntniß dieser Literatur ihren Grund habe, indem bisher (1831) weder eine Grammatik noch ein Wörterbuch der mongolischen Sprache zur Erlernung der letztern für Ausländer existirt habe; daß übrigens in Folge dessen der vorliegende Versuch einer mongolischen Grammatik mit um so größern Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt habe, als die Schriften, welche die Mongolen selbst über ihre Sprache besitzen, nur aus leeren Anweisungen bestünden sich bei schriftlichen Arbeiten an gute Muster zu halten, um aus ihnen die Schönheit der Sprache zu lernen, aber von einer systematischen Klassifikation der Redetheile und ihrer Zurückführung auf grammatische Regeln gar keine Idee hätten, indem sie z. B. die Partikeln der Casusflexionen lediglich nur für Zierathen der Sprache halten ꝛc. Unter den mehrfachen Vortheilen, welche aus der Kenntniß der mongolischen Sprache und Literatur für die orientalischen Studien überhaupt, dann für Länder- und Völkergeschichte, für Handel und Industrie resultiren, wird mit Recht der Umstand hervorgehoben, daß sich die Hauptliteratur der Mongolen, wie auch jene der Tibeter, an das alte Hindustan und an eine in der Gegenwart daselbst nicht mehr vorhandene, alte Glaubenslehre knüpfe, die aber in der Vorzeit auf einer ausgebreiteten Sanskrit-Literatur begründet war, von deren Ueberbleibseln die mittelasiatischen Völker die treuen Verwahrer wurden, während sie im eignen Lande unterging. Zur Ausfüllung der durch das Verschwinden dieser buddhaistischen Sanskritliteratur entstandenen Lücke biete denn die mongolische ganz vorzüglich die Hand.

7. Mongolisch-deutsch-russisches Wörterbuch nebst einem deutschen und einem russischen Wortregister von J. J. Schmidt. Herausgegeben von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. St. Petersburg, bey den Commissionairen der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften, W. Gräff und Glasunow, Leipzig bey Leopold Voss 1835. 4. VIII und 613 S.

Schluß (S. 287): „Dieß gesagt verbeugte sich Gesser Chaghan vor Erlik Chaghan und dieser erwiederte: „In der That ist es ein merkwürdiger Fall; es wäre freilich ungesetzlich gewesen, wenn ich aus eigener Willkühr und mit Wissen und Willen deine Mutter zur Hölle verurtheilt hätte; deshalb blickte ich in meinen Schicksals-Spiegel und fand, daß zur Zeit der Geburt Gesser Chaghan's dessen Mutter Gekscha Amurtschila ungewiß, ob es ein Teufel oder ein Buddha sey, eine achtzehn Klafter große Grube gegraben habe, um ihn in diese Grube zu werfen. Aus diesem Grunde sank sie selbst in diese achtzehn Höllen herab."

Solches sprach Erlik Chaghan zu Gesser Chaghan und dieser machte sich auf den Weg in seine Heimath. Zu Hause angelangt, übergab er die Rogmy einem einäugigen und an einem Fuße lahmen Bettler. Auf Nulumtala angelangt, schmückte er seinen Tempel von dreizehn Wabschras aufs Schönste und wohnte vergnügt und zufrieden in seinem mit dem kostbaren Tschintamani, der schwarzen Kahle ohne Riß und Sprung, und vielen andern Kleinodien versehenen viereckigen Schlosse."

Das vorliegende schon bei Herausgabe der mongolischen Grammatik von dem Hrn. Vf. in Aussicht gestellte Werk macht nicht darauf Anspruch, als ein den ganzen mongolischen Sprachschatz umfassendes Wörterbuch zu gelten, es beschränkt sich vielmehr nur auf eine Auswahl der nöthigsten und gebräuchlichsten Wörter und Wortformen, (c. 13,000 an der Zahl). Die Basis dieser Sammlung bildet der auf Befehl des chinesischen Kaisers Khangi verfaßte mandschuisch-mongolische Wörterspiegel, welchen Hr. Schmidt aus mongolischen Werken vielfach berichtigte und ergänzte. Hinsichtlich der äußern Einrichtung dieses Wörterbuches entschied sich der Hr. Vf. nicht für die horizontal liegende Stellung der mongolischen Wörter, wie dieß in Langles mandschuischen Lexikon der Fall ist, sondern für die dem mongolischen Schriftcharakter entsprechende perpendikulär-stehende Richtung der Lexikalien, welchen die deutsche und russische Bedeutung horizontal zur Seite gesetzt sind.

8. Grammatik der tibetischen Sprache, verfasst von J. J. Schmidt. Herausgegeben von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1839. St. Petersburg bey W. Gräff. Leipzig bey Leopold Voss. 4. XV und 318 Seiten.

9. Tibetisch-deutsches Wörterbuch, nebst deutschem Wortregister, von J. J. Schmidt. Herausgegeben von der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. 1841. St. Petersburg bey W. Gräffs Erben. Leipzig bey Leopold Voss. 4. VIII und 784 Seiten.

In den Vorreden zu diesen beyden, dem russischen Minister des öffentlichen Unterrichts und Präsidenten der kais. Akademie Uwarow gewidmeten Werken, läßt der Hr. Vf. seinem unmittelbaren Vorgänger auf dem Gebiete tibetischer Sprachforschung, dem ungarischen Reisenden Czoma de Körös, der eine unter seiner eignen Aufsicht im Jahre 1834 in Calcutta gedruckte tibetische Grammatik und ein tibetisch-englisches Wörterbuch herausgegeben hat, die vollste Anerkennung widerfahren, deutet jedoch zugleich an, um wie viel reichhaltiger und brauchbarer seine eigenen vorliegenden Werke und insbesondere das Wörterbuch durch vollständige Benutzung zweyer tibetisch-mongolischer Original-Lexica und des oben (ad 7) erwähnten mandschuisch-mongolisch-tibetisch-chinesischen Wörterspiegels geworden. Gleichzeitig mit dem tibetisch-deutschen Wörterbuch ließ die kaiserliche Akademie auch eine Separat-Ausgabe des Werkes mit russischer Uebersetzung veranstalten.

10. Dsang-lun oder der Weise und der Thor. Aus dem Tibetischen übersetzt und mit dem Originaltexte herausgegeben von J. J. Schmidt. Auf Verfügung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften. Erster Theil, der tibetische Text nebst der Vorrede. XXXVIII und 328 Seiten. Zweiter Theil, die Uebersetzung. IV und 404 Seiten. St. Petersburg, bey W. Gräff's Erben. Leipzig, bey Leopold Voss. 1843. 4.

Zwey Kapitel aus diesem tibetischen Werke hatte Hr. Schmidt bereits als Lesestücken seiner tibetischen Grammatik beygefügt, und edirt es nun hier vollständig in Urschrift und Uebersetzung. Dasselbe bildet einen Bestandtheil (Band) der Sammlung des Kandschur, von welcher die kaiserliche Akademie zu Petersburg ein aus hundert Bänden bestehendes, in Tibet gedrucktes Exemplar besitzt, und besteht aus einer Reihe buddhaistisch moralisirender Erzählungen, in welchen die Tugend (Weisheit) im Gegensatze zum Laster (Thorheit) in verschiedenen Beispielen zur Schau gestellt wird. In der Vorrede giebt Hr. Schmidt Nachricht von einer mongolischen Uebersetzung des vorliegenden Werkes, die sich in einigen Stücken von dem tibetischen Texte unterscheide, so daß zu vermuthen, es liege dieser mongolischen Uebersetzung eine andere Recension des Originaltextes zum Grunde, und theilt insbesondere ein Kapitel des Werkes, um welches jene mongolische Uebersetzung mehr enthält, als die gegenwärtige tibetische Edition, in mongolischer und deutscher Sprache mit. Außerdem enthält die Vorrede interessante Excurse über den jetzigen hohen Standpunkt der orientalischen Sprach- und Geschichtsforschung,[4]) über das philosophische System des Buddhaismus ꝛc.

5) Es werden hier pag. X. die vergeblichen Versuche einiger Orientalisten in Ausmittelung des asiatischen Volkes der Uiguren erörtert, in welchem namentlich Czoma de Körös das Stamm-Volk der Ungarn erkennen zu müssen glaubte.

11. Grusinsko-russko-franzusskii slowar, sostawlennii Dawidom Tschubinowim. Dictionnaire géorgien-russe-français, composé par David Tchoubinof. W Sanktpeterburge, w tipografii Imperatorskoi Akademii Nauk. 1840. 4. (XVII,) XV und 734 Seiten.

Die, von dem Akademiker Brosset geschriebene Vorrede enthält einen kurzen Nachweis über die Unzulänglichkeit der bisher vorhandenen Lexica der georgischen Sprache, und über die Entstehung und Einrichtung des vorliegenden von dem gebornen Georgier David Tschubinow verfaßten Wörterbuches, welches zunächst eine mit der russischen und französischen Erklärung der georgischen Wörter versehene Ueberarbeitung des bisher nur handschriftlich in Umlauf gewesenen georgischen Lexicons des Fürsten Sulkhan-Saba Orbelian ist, und unter dem Einfluße der Petersburger Akademie und des mit der Leitung des Druckes beauftragten Hrn. Brosset seine gegenwärtige Ausstattung erhielt. (Vgl. Ermann, Arch. f. wiss. Kunde v. Rußland. Bd. I. S. 185.)

12. Iron aewsagachur, das ist ossetische Sprachlehre, nebst kurzem ossetisch-deutschen und deutsch-ossetischen Wörterbuche, von Dr. Andr. Joh. Sjögren, Akademiker etc. St. Petersburg, gedruckt bey der kaiserlichen Akamie der Wissenschaften. 1844. Zu haben bey W. Gräff's Erben und Leipzig bey L. Voss. 4. XLIX und 543 S.

Die Sprache des kaukasischen Volkes der Osseten, (nach Pott's Eintheilung des indogermanischen Sprachstammes ein versprengtes, isolirt stehendes Glied der arischen, den iranischen Ländern angehörenden Sprachenfamilie, und als solche der zweiten Reihe der asiatischen Gruppe des indogermanischen Sprachstammes beigezählt,) besaß bisher nicht nur keine grammatikalische, sondern — von fünf kleinen Volksbüchlein abgesehen — überhaupt keine schriftliche Bearbeitung, ja, sie besitzt gegenwärtig noch kein Alphabet für ihren schriftlichen Ausdruck; zu einem von den erwähnten fünf ossetischen Büchlein wurde nemlich das slawenische, für die übrigen vier aber das grusische (georgische) Alphabet angewendet. Der Hr. Vf. des vorliegenden Werkes entschied sich für das russische Alphabet „in Betracht des künftigen Geschickes der Ossetiner selbst sowohl, als der vorwiegenden Neigung zu der russischen Schrift auf Seite derjenigen von ihnen, welchen die russische so bekannt ist wie die grusinische Schrift.“ Bei dem großen Lautreichthum der ossetischen Sprache, — sie zählt nämlich 47 Laute und Buchstaben, für deren Bezeichnung das russische Alphabet keineswegs ausreichte, war Hr. Sjögren gezwungen, mehrere Schriftzeichen zu erfinden, deren Wahl und Gestaltung er in der Vorrede ausführlich rechtfertigt und begründet. Was die Behandlung der Grammatik selbst anbelangt, so setzte sich Hr. Sjögren lediglich nur die Aufgabe, die ossetische Sprache nach ihren beyden Hauptdialekten, dem tagaurischen und digorischen, so wie sie im Munde des Volkes lebt, „als ein unverletzliches Faktum zu betrachten, in ihrem natürlichen Organismus und Umfange gewissenhaft und vorurtheilsfrey darzulegen, und sich hiebey absichtlich aller comparativ-etymologischen Untersuchungen und Combinationen bezüglich des Verhältnisses und der Verwandtschaft des Ossetischen zu andern Sprachen zu enthalten.“ Er verwahrt sich daher ausdrücklich gegen die von Pott seiner Reise nach dem Kaukasus unterlegten Absicht, als habe er das Ossetische für die Mutter aller germanischen Sprachen gehalten und nur zur Bestätigung dieser seiner angeblichen Meinung jene Reise unternommen.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 28. November.

Nro. 238. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königliche Hof- und Staatsbibliothek. Büchergeschenk aus Rußland.

(Schluß.)

13. Ibn-Foszlan's und anderer Araber Berichte über die Russen älterer Zeit. Text uud Uebersetzung mit kritisch-philologischen Anmerkungen; nebst drey Beylagen über sogenannte Russen-Stämme und Kiew, die Warenger und das Warenger Meer, und das Land Wisu, ebenfalls nach arabischen Schriftstellern, von C. M. Frähn. Mit einer Tafel in Steindruck. Herausgegeben von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. St. Petersburg, 1823, aus der Buchdruckerey der Akademie. 4. LXXXI. und 281 S.

Der Inhalt dieses schätzbaren, zum erstenmal aus orientalischen Quellen über die ältere russische Geschichte Licht verbreitende Werk, wovon (so wie auch von Nr. 12.) die k. Hof- und Staatsbibliothek bereits ein Exemplar besaß, darf wohl als hinlänglich bekannt vorausgesetzt und eine nähere Anzeige desselben für unnöthig erachtet werden.

14. C. M. Fraehnii Rostochiensis de academiae imperialis scientiarum Petropolitanae museo numario muslemico prolusio prior, qua dum confiat accurata descriptio ejus copia et praestantia obiter contuenda proponitur. Particula prima. Academia edi jussit. Petropoli, typis academiae imper. scientiarum. MDCCCXVIII. 4. 53 S.

15. Das Muhammedanische Münzkabinet des Asiatischen Museums der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Vorläufiger Bericht vom Director des Asiatischen Museums C. M. Frähn. Herausgegeben von der kaiserl. Akademie der Wissenschaften. St. Petersburg, 1821. 8, 124 S.

16. Numi muhammedani, qui in academiae imperialis scientiarum Petropolitanae museo asiatico asservantur. Auspiciis academicis digessit, interpretatus est, prolegomenis et commentario palaeographico-philologico-historico illustravit, additisque notabiliorum tabulis aeneis edidit Christianus Martinus Fraehn. Tomus I. Recensionem omnium musei asiat. numor. muhammedanorum seu titulos eorum interpretatione auctos continens. Petropoli, MDCCCXXVI. Literis academicis. 4. XXXVIII. und 743 S.

Die vorstehenden drey Werke bilden eine um so willkommenere Vermehrung des Faches der Numismatik in der k. Hof- und Staatsbibliothek, als sie die sub. num. 14. und 16. aufgeführten bisher noch nicht besaß. Der sub. num. 15. genannten Schrift ist übrigens auch der Titel beygegeben: „Ueber das Asiatische Museum der kaiserl. Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg. Zweyter vorläufiger Bericht," (unter Bezugnahme nämlich auf einen im Jahr 1819 als Beylage zu Nr. 91. der Petersburger Zeitung von dem Hrn. Verfasser erstatteten kurzen Bericht über die arabischen, persischen und türkischen Manuscripte des Museums, und enthält von S. 99 bis 118 eine sehr interessante Mittheilung über die Begründung und eifrige Pflege der orientalischen Studien in St. Petersburg.

17. Beyträge zur Kenntniss des Russischen Reiches und der angränzenden Länder Asiens. Auf Kosten der kaiserlichen Akademie der

Wissenschaften herausgegeben von K. E. v. Baer und Fr. v. Helmersen. Bändchen 1—6. 8. 10. St. Petersburg 1839—1844. Im Verlage der kaiserl. Akad. d. W. 8.

Der siebente und neunte Band dieser werthvollen Sammlung sind bis jetzt noch nicht erschienen. Der specielle Inhalt der bereits vorliegenden acht Bände erhellt aus nachfolgenden ihnen beygegebenen Einzel-Titeln.

Bd. I. Statistische und ethnographische Nachrichten über die Russischen Besitzungen an der Nordwestküste von Amerika. Gesammelt von dem ehemaligen Oberverwalter dieser Besitzungen, Contre-Admiral v. Wrangell. Herausgegeben und mit den Berechnungen aus Wrangell's Witterungsbeobachtungen vermehrt von K. E. v. Baer. St. Petersb. 1839. XXXVII. u. 382 S. Mit 1 Karte. (Vgl. Gel. Anz. Bd. XI. Nr. 214.).

Bd. II. Nachrichten über Chiwa, Buchara, Chokand und den nordwestlichen Theil des chinesischen Staates, gesammelt von dem Praesidenten der asiatischen Grenz-Commission in Orenburg, General-Major Gens, bearbeitet und mit Anmerkungen versehen von Gr. v. Helmersen. Mit einer Karte. St. Petersburg. 1839. VI. u. 122 S.

Bd. III. Essai sur les ressources territoriales et commerciales de l'Asie occidentale, le caractere des habitans, leur industrie et leur organisation municipale par Jules de Hagemeister. St. Pétersbourg 1839 VIII. u. 296 S. Mit 2 gedruckten Tabellen.

Bd. IV. Gemischten Inhalts. Herausgegeben von K. E. v. Baer. Mit einer Zeichnung und zwey Karten. St. Petersb. 1841. XI. u. 800 S. Dieser Band enthält nachstehende Aufsätze:

1) Ueber die älteren ausländischen Karten von Rußland. Von Friedr. v. Adelung.
2) Eine alte Abbildung der Ruinen von Madshar, erläutert von K. E. v. Baer.
3) Geognostische Beobachtungen auf einer Reise von Dorpat bis Abo. Von E. Hofmann.
4) Skizze der Vegetation auf der Insel Hochland im Finnischen Meerbusen. Von Alx. Gust. Schrenk.
5) Ueber Wald- und Wasser-Vorrath im Gebiete der obern und mittleren Wolga. Ein Bericht von P. v. Köppen.
6) Neueste Nachrichten über die nördliche Gegend von Sibirien, zwischen den Flüssen Pjasida und Chatanga. Mit Einleitung und Anmerkungen vom Herausgeber (K. E. v. Baer).

Bd. V. Reise nach dem Ural und der Kirgisensteppe in den Jahren 1833 und 1835 von Gr. v. Helmersen. Erste Abtheilung. Mit drey Karten. St. Petersb. 1841. IV. und 238 S.

Bd. VI. Der vorstehenden Reise zweyte Abtheilung. Mit einer geognostischen Karte und Gebirgsprofilen. St. Petersburg 1843. VI. und 243 S.

Bd. VIII. Gemischten Inhalts. Herausgegeben von K. E. v. Baer. Mit vier Tafeln und einer Karte. St. Petersburg 1843. 272 S. aus folgenden Aufsätzen bestehend:

1) Neuer Beytrag zur Geognosie Esthlands und Finnlands. Von E. Eichwald.
2) Ueber die Obolen und den silurischen Sandstein von Esthland und Schweden. Von demselben.
3) Ueber das Seifengebirge des Ural und seine organischen Einflüsse. Von demselben.
4) Bericht über die ornithologischen Ergebnisse der naturhistorischen Reise nach Lappland während des Sommers 1840. Von A. Th. v. Middendorff.

Bd. X. Nestor, eine historisch-kritische Untersuchung über den Anfang der russischen Chroniken von M. Pogodin, Professor der russischen Geschichte an der Moskau'schen Universität. Uebersetzt unter Revision und Erweiterung des Verfassers von F. Löwe, Conservator an der Bibliothek der Akademie der Wissenschaften. Angehängt ist: Danilowitsch, über die Lithauischen Chroniken. Aus dem Journal des Ministeriums der Volksaufklärung

1840. November. Mit Abkürzungen, übersetzt von F. Löwe. St. Petersburg 1844. VIII. u. 261 S. [6])

Die einleitende Vorrede zu diesem Bande ist von K. E. v. Baer; die Uebersetzung der Pogodin'schen Schrift reicht bis S. 225; den Schluß nimmt jene des Polen Danilowitsch ein.

6) Pogodin's Nestor erschien im J. 1839 unter dem Titel: Nestor, istoritschesko-krititschesskoje rassuschdenie o natschale russkich letopissej, und erhielt als „erste, völlig nationale, ausführliche Quellen-Kritik" auf Antrag des Veteranen der russischen Geschichte, Ph. Krug, von der Petersburger Akademie einen vollen Demidow'schen Preis von 5000 Rubeln B. A.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

Manuscripte.

Caida del Conde Duque de Olivares. Cod. chartac. in 4.

Memoria de todos los capitulos que se han celebrado en la orden de S. Geronimo y de las cosas notables que en ellos se han proveido. Cod. chartac. in 4.

Ger. Gasande, Nazimiento, vida, prision y muerte . . de D. Rodrigo Calderon. Cod. chartac. in 4.

Copia de carta que el conde Duque de Olivares escrivio al senor Infante Cardinal en 13 de Octobre 1635. Cod. chartac. in fol.

Druckwerke.

Amedée Duquesnel, Histoire des lettres aux cinq premiers siècles du christianisme. Cours de littérature. Vol. 1—7. Par. 1843—1844.

H. Haeser, Bibliotheca epidemiographica. Jenae 1843.

Bibliografia de España. Madrid 1845.

Resumen alfabetico de las reales cedulas, provisiones y cartas ordenes de la universidad de Salamanca. Madr. 1779.

Jo. a Divo Antonio, Minorum fratrum origine, domicilioue discalceatorum stramento et sanguine scriptorum bibliotheca .... Salam. 1728.

Estatutos da universidade de Coimbra. Vol. 1—3. Lisboa 1772.

Coleccion de las reales ordenes y providencias dadas por S. M. y su supremo consejo . . de la univers. de Alcala de Henares desde el año de 1760. Alcala 1773.

M. Le Glay, Mémoire sur les bibliothèques publiques et les principales bibliothèques particulières du departément du Nord. Lille. 1841.

M. F. Piferrer, Tableau de la littérature espagnole depuis le 12. siècle jusqu'à nos jours, precédé d'une introduction sur l'origine de la langue espagnole. Par. 1845.

Dr. L. C. Movers, Denkschrift über den Zustand der katholisch-theologischen Fakultät an der Universität zu Breslau. Leipz. 1845.

A. de Vries, Arguments des Allemands en faveur de leur prétention à l'invention de l'imprimerie. Traduit du Hollandais par J. J. F. Noordzick. La Haye 1845.

Rob. Patterson, Early history of the american philosophical society. Philad. 1843.

Bulletin de la classe historico-philologique de l'académie impériale des sciences de St. Petersburg. T. I. Petersb. 1844.

Casopis českého museum. Dewatenacty Ročnik. W. Praze 1845.

El Español; mit einer wochentlichen Beylage: Revista literaria de el Español, periódica de literatura, bellas artes y variedades. Madr. 1845.

M. Jos. de Larra, Obras completas de Figaro. T. 1—4. Madrid 1843.

E. M. Arndt, Schriften für und an seine lieben Deutschen. Th. 1—3. Leipz. 1845.

Biblioteca classica italiana di scienze, lettere ed arti, disposta e illustrata da Luigi Carrer. Distrib. 1—26. Venezia. 1839—1842.

Der Mensch und die elementarische Natur. Beytrag 1—3. Stuttg. 1845.

H. L. Mahne, Miscellanea latinitatis. Lugd. Bat. 1845.

A. Holtzmann, Ueber den Umlaut. Zwey Abhandlungen. Carlsruhe 1843.

K. F. Becker, Schulgrammatik der deutschen Sprache. 5. Ausg. Frankf. 1845.

J. Popović, Serbische Grammatik. Neusatz 1842.

Dr. Andr. Joh. Sjögren, Ossetische Sprachlehre nebst einem ossetisch-deutschen und deutsch-ossetischen Wörterbuche. Petersburg 1844.

Dr. Fr. Miklosich, Radices linguae slovenicae veteris dialecti. Lips. 1845.

G. Bernhardy, Grundriß der griechischen Literatur mit einem vergleichenden Ueberblick der römischen. Th. 2. Geschichte der griechischen Poesie. Halle 1845.

F. H. Bothe, die griechischen Komiker. Beurtheilung ihrer Fragmente. Leipz. 1844.

Dr. Fr. Wieseler, Adversaria in Aeschyli Prometheum Vinctum et Aristophanis Aves philologica atque archaeologica. Götting. 1843.

Dr. G. Wolff, De Sophoclis scholiorum Laurentianorum variis lectionibus. Lips. 1843.

Dr. K. Thönnissen, Kritische Erörtungen aus Hesiods Leben, Glauben und Dichtung. Trier 1844.

Dr. H. Rassow, Aristotetelis de notionis definitione doctrina. Berol. 1843.

E. Jenicke, Symbolae criticae in Lycurgi Leocrateam. Lips. 1843.

Ptolemaei Eordaei Aristobuli Cassandrensis et Charetis Mytilenaei Reliquiae. Ed. J. G. Hulleman. Traj. ad. Rhen. 1844.

C. A. J. Hoffmann, Quaestiones Homericae. Vol. I. Clausthal 1842.

A. Hecker, Commentatio critica de anthologia graeca. Lugd. Bat. 1843.

Didymi Chalcenteri opuscula. Edid. Fr. Ritter. Colon. 1845.

Dr. J. A. Brandstäter, Bemerkungen über das Geschichtswerk des Polybius. Danzig 1843.

Dr. Burger, Prolegomena et annotationes in Theaetetum, Platonis dialogum. Lugd. Bat. 1843.

Aeschylos Eumeniden. Deutsch mit Einleitung und Anmerkungen von G. F. Schömann. Greifswald 1845.

Dr. H. Brandeis, die Krankheit zu Athen nach Thucydides. Stuttg. 1845.

Strabonis geographica recensuit, commentario critico instruxit Gust. Kramer. Vol. I. Berol. 1844.

C. Fr. Scheibe, Vindiciae Lysiacae. Lips. 1844.

A. Meineke, Philologicarum exercitationum in Athenai Deipnosophistas specimen I. Berol. 1843.

F. X. Bothe, Polybiana. Leips. 1844.

Christ. de Mesa, Las eclogas y georgicas de Virgilio, Rimas y el Pompeyo tragedia. Madr. 1793.

C. Fr. Hermann, Lectiones Persianae. Marburg 1842.

K. Ch. v. Leutsch, Ueber die Belgen des Julius Cäsar. Gießen 1844.

J. Fürst, Die jüdischen Religionsphilosophen des Mittelalters. Bd. 1. Emunot we-Deot oder Glaubenslehre und Philosophie von Saadja Fajjumi. Leipz. 1845.

Th. Roeper, Lectiones Abulpharagianae. Ad graecarum litterarum historiae locos nonnullos illustrandos conscripsit. Fasc. I. Gedan. 1844.

P. J. Veth, Dissertatio de institutis Arabum erudiendae juventuti etc. Amstelod. 1843.

(Fortsetzung folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 51.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 29. November.
Nro. 239. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Philosophisch-philologische Classe.

Sitzung am 8. Nov. d. J.

Der funkt. Sekretär trägt aus den Ergebnissen seiner jüngsten italienischen Reise Bemerkungen über aufgefundene Werke in Terracotta vor. Er verbreitet sich zunächst

1) über die Auffindung hetrurischer Alterthümer durch die Nachgrabungen in Chiusi, wo mehrere gemauerte Grabmonumente und die untern Geschosse des großen sepulcrum Porsennae erst in neuerer Zeit entdeckt worden sind.

Eine Fülle hetrurischer Denkmäler ist aus diesen Nachgrabungen für die Sammlungen in Florenz, Chiusi und auch in Rom gewonnen worden. Eine Gattung dieser Denkmäler, schwarze Gefäße aus gebrannter Erde mit Figuren an der äußern Fläche, wird besonders hervorgehoben und wegen ihrer Größe, ihrer mannigfaltigen und eigenthümlichen Formen und ihres Bildwerkes für besonders wichtig erklärt. Ein Becher dieser Art wird vorgelegt, eben so zwey Schaalen, deren innerer Rand mit etrurischen Inschriften ausgestattet ist.

Daran schließt er

2) Bemerkungen über die neuen Auffindungen von Terracotten in der römischen Campagna, in Unteritalien und in Sicilien; sowohl aus Gräbern als in der Nähe und unter den Ruinen von Tempeln sind während der letzten Jahre große Schätze dieser Art gefunden worden, welche theils in Privatsammlungen übergegangen sind, von denen als die reichste und glänzendste die des Herrn Campana in Rom bezeichnet wird, theils die öffentlichen Museen bereichert haben, besonders die von Florenz, Rom und Neapel.

Es werden der Classe aus dieser Gattung vorgelegt:

1) eine Reihe von ganzen Terracotta-Figuren, darunter mehrere, wie die Tänzerin, die sitzende Statue der Proserpina und eine Kanephore von vieler Merkwürdigkeit.

Daß diese Statuetten und die ihnen ähnlichen als Weihgeschenk in den Gräbern und Tempeln aufgehängt waren, zeigt die Oeffnung, die sich bey allen in dem obern Theile des Rückens zu diesem Behufe findet;

2) eine Sammlung von Köpfen in Terracotta, welche der Vortragende in Pästum erworben hat.

Die Meinung, daß dergl. kleine Köpfe unter die oscilla der Alten zu rechnen seyen, wird abgelehnt, sie werden für Bruchstücke kleinerer Bildsäulen erklärt, und es wird darauf hingewiesen, daß sie sämmtlich am Halse oder der Brust nicht regelmäßig abschließen, sondern gebrochen sind. Als ein wirkliches oscillum mit Löchern zur Durchziehung einer Schnur wird ein vortrefflicher weiblicher Kopf vorgelegt, der durch sein hohes Diadem sich als den einer Juno erkennen läßt.

Auch wird in Erwähnung gebracht, daß durch die Sorgfalt, mit welcher Se. Majestät der König

seine antiquarischen Sammlungen zu vermehren strebte, die Erwerbung eines sehr reichen Sammlung von Terracotten aus dem Besitz des schwedischen Bildhauers Fogelberg bewirkt worden ist. Sie ist bereits als Theil der verbundenen Sammlungen aufgestellt und zeigt an Statuetten, Reliefen, Geräthen und Lampen eine große Mannigfaltigkeit und besonders unter den kleinen Statuen sowohl einzelne als Gruppen von hoher Schönheit.

Der Vortragende schließt daran Bemerkungen über zwey Werke von Terracotta, welche neulich in Sicilien gefunden worden sind; das eine im Museum zu Palermo aufbewahrt, ist der Rand einer größern irdenen Schüssel, geschmückt mit einer Darstellung des Centauren- und Lapithenkampfes in sehr freyem, obwohl noch alterthümlichem Style, dessen Durchzeichnung vorgelegt wird. Es ist auch dadurch merkwürdig, daß es die Motive zu einer der schönsten Gruppen enthält, welche der Urheber des Reliefs vom Apollotempel zu Phigalia in Darstellung desselben Gegenstandes ausgeführt hat, nämlich einem Centaur, der von dem Lapithen von unten zwischen den Vorderfüßen in den Leib gestochen wird, und einem andern, der im Kampfe mit den hintern Füßen ausschlägt. Beyde Momente sind von dem großen Meister des Phigaleischen Reliefs, welches der Zeit des Phidias angehört, zu Einer Gruppe in der Art verbunden worden, daß es der verwundete Centaur ist, der hinten ausschlägt, während er zugleich den jungen Lapithen, der ihn verwundet, in den Nacken beißt und ein anderer Lapithe sich durch Vorhaltung des Schildes gegen sein Ausschlagen zu schützen sucht.

Diese Vergleichung ist in so ferne belehrend, als sie zeigt, wie die Meister der großen Epoche bey Ausführung ihrer bewundernswürdigen Werke die Arbeiten und Motive ihrer Vorgänger wohl zu benützen wußten und wie sie zum Theile auf diesem Wege zur Hervorbringung des Besten und Größten in ihrer Kunst gelangt sind.

Eine andere Merkwürdigkeit zeigt eine Platte aus Terracotta, welche folgende Worte in Cursivschrift und mit einzelnen Accenten enthält.

(Siehe Beylage.)

Diese Inschrift ist schon beym archäologischen Institut zu Rom zur Vorlage gekommen. Sie enthält eine Stelle aus Pindar (Olymp. VI. 156 u. f.)

„Εἶπον δὲ, μιμνάζθαι Συρακοσσᾶν τε καὶ
Ὀρτυγίας,
Τὰν Ἱέρων καθαρῷ σκήπτῳ διείπων
Ἅρμα τᾶν ἐνδόξων γυναικόπεζαν
Ἀμφέπει Δάματρα, λευκίππου τε θυγατρὸς
ἑορτάν.“

Es ist zu bemerken, daß

1) die Schriftzüge der Cursivschrift ähnlich sind, welche sich auf ägyptischen Papyrus-Rollen aus der Zeit der Ptolemäer findet,
2) daß die Worte an mehreren Stellen versetzt und nur einzelne und auch diese nicht genau accentuirt sind.

Gegen die Aechtheit der Inschrift besteht kein Zweifel, sie war unter Tartaro verborgen, der erst kürzlich abgelöst wurde, und wird im syracusischen Museum aufbewahrt. Man darf annehmen, daß einzelne Stellen des Pindar in den Mund des Volkes übergegangen waren, in Folge wovon es geschehen konnte, daß einem Töpfer von Syracus der Gedanke kam, auf sein Geräthe diejenige einzuritzen, welche die Erwähnung von Syracus, von Hieron, von den einheimischen Göttern und Festen enthielt.

Erinnert wird dabey an eine Anekdote, nach welcher, als Alexander verwundet wurde, ein Thebanischer Soldat seines Heeres ihn mit einer Pindar'schen Stelle tröstete:

ἡδονά τι καὶ παθεῖν ἔοικεν.

Auch hier erscheint der Dichter in den Mund des Volkes übergegangen.

Sitzung der mathematisch-physikalischen Classe am 8. November 1845.

Der Hr. D. Guyon, Chirurgien en Chef de l'armée d'Afrique, Correspondent des Insti-

Beilage zum XXI. Band № 239, Seite 883 der Gelehrten Anzeigen von 1845.

ΕΙπον δὶ μεμνασθαι Συρμ-
κουσᾶν ἐρωνχαθ ρῶτεκ Ορτυ
γίας σκάπτωδίεπων
Τὰν ὦρτιαμκδὸμενὸς φοινι
κόπεζαναμφέπθ Δάμτρα
λευχὶππον τεθυγατρὸς εορτάν

tuis von Frankreich, hatte eine interessante Sammlung von zoologischen, botanischen, anatomischen und ethnographischen Gegenständen an die Akademie eingesendet, über welche von Seiten einiger Mitglieder in späteren Sitzungen wird Bericht erstattet werden. Dieselbe war begleitet von einer handschriftlichen Notiz an den Classensecretär:

Ueber die Ursache der Unfruchtbarkeit der Dattelpalme in Algier und auf andern Puncten der Küste von Algerien,

welche derselbe in folgender Uebersetzung verlas:

Es ist eine allgemeine Ansicht in Algerien, daß die Datteln an unserer Küste nicht reifen können, und zwar weil die Temperatur nicht hoch genug dafür sey. Aber die Datteln kommen doch in einer bedeutend nördlicheren Breite an der Südküste von Spanien zur Reife, wie denn besonders die Palmenwälder von Elche sehr berühmt sind. Nach Laborde, Itinéraire de l' Espagne Tom IV. p. 83 wird der Werth der dortigen Dattelernte im Durchschnitt auf 400,000 Realen oder 100,000 Francs angeschlagen. Ich weiß, daß man als Grund dieses Mangels in Algerien angeführt hat, daß die Küstenstriche von Spanien mit ihrer südlichen Exposition wärmer seyen als die nördlichen Küsten von Algerien. Aber selbst angenommen, daß hier eine Differenz zu Gunsten von Spanien stattfinde, bin ich doch nicht der Meinung, daß sie der wesentliche Grund des in Rede stehenden Phänomens sey.

Wir haben in der Nähe von Algier ein Dutzend Dattelbäume, unter welchen sich nur ein einziger männlicher befindet, ebenso als wie in dem eigentlichen Dattellande, z. B. in Biscara, bey weitem die Mehrzahl der Stämme weiblich ist. Diese Dattelbäume blühen alle Jahre und geben alle Jahre Früchte, welche in ihrer äußern Schönheit und Entwicklung mit denen übereinkommen, die man in dem eigentlichen Dattellande erntet. Aber diese Früchte haben stets die Eigenthümlichkeit, daß sie keine Kerne besitzen (wie Sie an denjenigen wahrnehmen können, welche ich der Akademie übersende). Als ich Araber aus dem Dattellande um die Ursache dieser Erscheinung fragte, antworteten sie, daß ohne Zweifel es daher rühre, weil man die Operation der künstlichen Befruchtung, die dort üblich ist, in Algier nicht vorzunehmen pflege. Auf meinen Einwurf, daß dieß nicht die Ursache seyn könnte, weil sich etwa 30 Fuß von dem männlichen Baum entfernt drey weibliche Stämme befänden, deren Früchte ebenfalls keine Kerne erzeugten, blieben die Araber doch auf ihrer Meinung, indem sie behaupteten, daß um wohlschmeckende Datteln zu erhalten, nicht bloß der nahe Stand der Geschlechter, sondern die erwähnte künstliche Operation nöthig sey. Ich habe mich seitdem vergewissert, daß in dem Dattellande allerdings die Fecundation der weiblichen Stämme, selbst bey größter Nähe der männlichen, niemals der Natur allein überlassen werde. Die künstliche Befruchtung, welche hier angewendet wird, ist in einigen Stücken von der in Aegypten üblichen verschieden.

In dem Belad-el-Djerid, unter andern in Biscara, steigen die Einwohner jährlich zur Blüthezeit, in den Monaten May auf Juny, auf die männlichen Dattelbäume und schneiden die Blüthentrauben ab, welche sie sogleich in die Kapuze ihres Burnus stecken, um sie vor jedem Contacte zu bewahren. Sie gehen nun mit den Blüthen auf die weiblichen Bäume über, ergreifen eine Blüthenrispe um die andere und befestigen auf die Mitte derselben eine Traube der männlichen Blüthen mittelst eines Bandes, das sie gewöhnlich von den Blättern des Baumes nehmen. Sie umgeben damit die weibliche Blüthenrispe nur locker und ohne den Knoten zuzuziehen, so daß die weiblichen Rispen, wenn sie mit zunehmender Reife ihre Aeste ausbreiten, sich dieses Bandes selbst entledigen können. Zehn bis zwölf männliche Trauben werden auf diese Weise an eben so viele weibliche Rispen befestigt. Kurze Zeit nach der Operation bedeckt ein reichlicher Pollen die weiblichen Blüthen, welche nun davon ein ganz anderes Ansehen als früher erhalten. Ich verdanke dieses Detail einem meiner jüngern Mitarbeiter, dem Hrn. Dr. Panier, welcher an der Eroberung von Biscara unter dem Herzog von Aumale Theil genommen und sich einige Monate dort aufgehalten hat. Wenn sich sonach die Datteln in der Nähe von Algier nicht bis zur Ausbildung des Samenkernes entwickeln, so scheint allerdings der Mangel jener Operation wesentlich Schuld daran zu seyn.

Bemerkung des Classensecretärs zu vorstehender Mittheilung:

Es bleibt nun immer noch die physiologisch wichtige Frage zu beantworten, in welcher Weise sich der Dattelbaum in seinem wilden Zustande durch Samen fortzupflanzen vermöge, wenn er wirklich der Einwirkung der Menschenhand unbedingt bedarf. Diese Frage hängt auf das genaueste mit jener über das ursprüngliche Vaterland und den wahrhaft wilden Zustand dieses merkwürdigen Baumes zusammen, und es ist vor Allem weiter zu untersuchen, ob diejenigen Stämme, welche man hie und da in der Wüste von Aegypten, Syrien und der Barbarey einzeln findet und welche bekanntlich zahlreiche Wurzelsprossen austreiben, so daß sie ein unregelmäßiges Buschwerk darstellen, in der That wildwachsende oder ob sie nicht vielmehr verwilderte Stämme sind. In dem letzteren Falle müssen wir geradezu bekennen, daß wir das eigentliche Vaterland der Dattelpalme ebensowenig kennen als das irgend einer unserer gewöhnlichen Nutzpflanzen. Daß die sogenannte Phoenix silvestris Roxburgh (Elate silvestris Linn.) die wilde Stammart der Dattelpalme nicht sey, muß als ausgemacht an

genommen werden. Diese Art gedeiht mit außerordentlicher Ueppigkeit in den meisten Gegenden Ostindiens, besonders in der vordern Halbinsel, wo die ächte Dattelpalme aller Sorgfalt ungeachtet kaum je über eine Fruchtreife hinaus erhalten werden kann. Diese Art ist auch durch den Mangel von Stockausstrieben charakterisirt, während die eigentliche Dattelpalme verwildernd sich über und über mit solchen Nebentrieben bedeckt. Das einzige Land, in welchem zur Zeit noch keine botanisch genaue Untersuchungen über das Vorkommen der eigentlichen Dattelpalme angestellt worden sind, sind die Gegenden am persischen Meerbusen und in Babylonien. Wenn sich auch dort die Palme im wahrhaft wilden Zustand nicht finden läßt, so dürfen wir geradezu behaupten, daß ihr Vaterland verloren gegangen sey.

2.

Der Classensecretär theilte auszugsweise mit:

Ein Schreiben des Hrn. Georg Gardner, Superintendenten der k. botanischen Gärten zu Peradenia bey Kandy auf der Insel Ceylon vom 12. August, angelangt am 18. Oktober.

Der botanische Garten, welchem ich vorstehe, ist sehr ausgedehnt. Er hat 120 engl. Acres; doch ist bis jetzt nur die eine Hälfte in Cultur. Früher war er ziemlich vernachlässigt; ich hoffe ihn aber nun in Ordnung zu bringen. Seine Lage fast in der Mitte des Eilandes, 4 engl. Meilen von Candy entfernt, in einer Erhebung von 2000 Fuß über dem Meere, auf drey Seiten von einem schönen Fluße umgeben, ist köstlich. Die nahen Gebirge erheben sich bis zu 4000 Fuß. Das Klima ist demnach sehr angenehm und nicht unähnlich dem von Tijuca nächst Rio de Janeiro. Er besitzt eine ziemlich gute Bibliothek, in welcher sich die meisten Hauptwerke über die indische Flora befinden. Sie würden sich freuen, den schönen Cirkel von Palmen am Eingang des Gartens zu sehen. Es befinden sich darunter einige schöne Stämme des Talipot, Corypha umbraculifera. Fünfzig engl. Meilen von hier haben wir auf den Hügeln unsere Sommerfrische (Sanatarium), wohin ich morgen abreise, um ein Grundstück auszuwählen für einen kleinen Versuchsgarten zu europäischen Pflanzen. Es liegt 6000 Fuß hoch und das Klima ist kalt genug, um während eines großen Theiles des Jahres Feuerung zu vertragen. Die Alpenrosen gehören dort zu den häufigsten Bäumen.

Ich sammle täglich Materialien für eine Flora Ceylanica, worin ich wenigstens 4000 Arten beschreiben zu können hoffe. Zur Zeit ist noch wenig von dieser Flora bekannt. Als Beyspiel führe ich an, daß ich so eben eine Abhandlung über die Cyrtandraceae der Insel für das Calcutta Journal of Natural history beendigt habe, wo von 13 beschriebenen Arten 11 neu sind. Bereits habe ich mehrere Gebirge bestiegen, wo ich viele schöne Sachen entdeckt. Aber wie ganz verschieden ist diese Flora von jener in den Gebirgen Brasiliens! Europäische Formen sind sehr gemein. So habe ich Arten von Ranunculus, Clematis, Thalictrum, Anemone, Berberis, Viola, Rubus, Fragaria, Alchemilla, Hypericum, Potentilla, Pedicularis, Cynoglossum, Dipsacus, Viburnum, Rhododendron, Allium, Carex u. s. w. gefunden. Die Alpenrosen sind herrlich, 20 bis 40 Fuß hohe Bäume. Auch habe ich ziemlich viele von Dr. Blume's javanischen Gattungen gefunden. In der That scheint die Flora von Ceylon in der Mitte zu stehen zwischen jener von Java und den andern östlichen Inseln einerseits, und der der vordern indischen Halbinsel anderseits. Ich werde Ihnen eine Sendung von javanischen Sämereyen machen, wogegen ich Sie um Mittheilung von Sämereien Ihres Gartens ersuche. Im vergangenen Dezember machte ich in amtlichen Angelegenheiten eine Reise auf die vordere Halbinsel, zunächst nach Coimbatore, wo Dr. Robert Wight wohnt. Ich ging nach Madras und durch das Carnatic nach jener Stadt, und verweilte drey Monate in Gesellschaft jenes Gelehrten. Ich besuchte mit ihm einen Monat lang die Neelgherries, den schönsten Gebirgszug der Halbinsel, welchen wir in allen Richtungen durchstreiften, und wovon wir Mysore und Malabar berührten. Auf dieser Expedition haben wir ungefähr 1000 Arten gesammelt, darunter auch eine wahre Anemia, die erste, welche bis jetzt in Indien, die zweyte, welche außer Amerika gefunden. Sie ist unserer brasilianischen Anemia flexuosa nicht unähnlich. Meinen Rückweg nahm ich durch Malabar über Cochin, wo Vasco de Gama begraben liegt, und von wo ich mich wieder nach Ceylon einschiffte.

3.

Es wurden mehrere literarische Anschreiben von gelehrten Körperschaften verlesen, als: von a) der Société Imp. des Naturalistes de Moscou; b) der Oberlausitzschen Gesellschaft d. W.; c) der K. Societät der W. zu Göttingen; d) der K. Preußischen Akademie d. W. zu Berlin; e) der Société provinciale des Arts et des Sciences à Utrecht; f) der Accademia delle Scienze dell Istituto di Bologna; g) der schlesischen Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Cultur; h) der entomologischen Societät zu London; i) der Royal Society; k) der R. Geographical Society zu London; l) dem Ferdinandeum in Innsbruck, m) der Société R. pour l' encouragement de l' horticulture dans les Pays-Bas.

(Schluß folgt.)

Bulletin der königl. Akademie d. W.
1845 Nr. 51.

Gelehrte Anzeigen

München. Herausgegeben von Mitgliedern 8. Dezember.
Nro. 240. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Königl. Akademie der Wissenschaften.

Historische Classe.

Sitzung am 8. November d. J.

In Erwägung der fast allen Mitgliedern der Classe obliegenden mannigfachen Amtsgeschäfte und der spärlichen Muße, die ihnen zu gelehrter Beschäftigung neben diesen übrig bleibt, brachte der funct. Secretär eine Bestimmung der Geschäftsordnung von 1829 in Erinnerung, nach welcher (§. 10) die in den ordentlichen Sitzungen zu haltenden Vorlesungen „nicht gerade in ausführlichen Abhandlungen, sondern auch wohl in einfachen Mittheilungen gelegenheitlicher Erfahrungen, Beobachtungen und Versuche, oder gelehrter und wissenschaftlicher Bemerkungen, auch Notizen über neue und vorzüglich bemerkenswerthe Erscheinungen der Litteratur, bestehen können.“

Als einen Beytrag dieser minderen Gattung las er hierauf folgende Bemerkungen.

Ueber Ceteris oder Ceteri in Tacitus Germania C. 13.

Ceteris oder Ceteri im 13ten Cap. der Germania des Tacitus ist eine streitige Lesart, deren Feststellung eine nicht geringe historische Bedeutung hat. Liest man ceteri, so räumt man den Jünglingen, von welchen der vorhergehende Satz handelt, nicht bloß den Rang, sondern alle Rechte von Fürsten ein; wogegen sie auf den Rang beschränkt sind, wenn man ceteris liest. Für ceteris sprechen die Handschriften; ceteri wird von Lipsius und andern Auslegern, jüngst auch von Hrn. v. Savigny*) vorgezogen. Das Für und Wider bey den älteren Erklärern hat Gebauer zusammengestellt. **)

Offenbar ist der Satz abhängig von dem vorhergehenden oder wenigstens mit ihm verbunden, weßhalb dieser zuvörderst in Betrachtung zu ziehen ist. Nachdem Tacitus die Aufnahme der jungen Deutschen in die Volksgemeinde durch Ertheilung von Spieß und Schild beschrieben hat, fährt er fort:

> Vornehmster Adel oder hohes Verdienst der Väter weist auch Jünglingen die fürstliche Würde an.

Daß hier unter Jünglingen Leute zu verstehen seyen, die noch jünger als die anderen neuen Wehrhaften gewesen wären, darf nicht angenommen werden, da das Wort adolescentulus auch bey Tacitus (wie Ann. XIII. 12 von Otho) einen mehr als zwanzigjährigen bezeichnet. Die gewissen Jünglingen zukommende Auszeichnung erstreckt sich also nicht darauf, daß sie in früheren Jahren, als andere, wehr-

*) Beytrag zur Rechtsgeschichte des Adels S. 6.

**) Vestigia juris germ. in Taciti Germania p. 94. In seinem Eifer gegen ceteris geräth der Verf. auf manche unbegründete Voraussetzung; z. B. daß die vornehmen Jünglinge nicht der allgemeinen Prüfung, welche das Cap. 13 im Eingange beschreibt, unterworfen gewesen seyen, und daß man unter principis dignatio nur das Recht, Anführer eines Gefolges zu seyn, zu verstehen habe.

haft gemacht werden. Diese Auszeichnung ist nicht durch persönliche Vorzüge bedingt, sondern durch zweyerley äußere: entweder vornehmsten Adel oder hohes Verdienst der Väter. Eichhorn vermuthet,*) das oder in dieser Stelle scheine mehr zur Erklärung dienen als eine zweyfache Ursache der Auszeichnung angeben zu sollen. Allein dieser bey uns häufige Gebrauch des „Oder" ist der römischen Sprache fremd. Auch ist der für jene Vermuthung angeführte Grund wenigstens nicht nöthigend. Weil Tacitus „die Nobilität ohne Zweifel im römischen Sinn seiner Zeit nahm," und weil er folglich „damit ein Geschlecht bezeichnete, dem seit langer Zeit obrigkeitliche Würden und Heerführeramt anvertraut worden waren," fallen dennoch obige zweyerley Bezeichnungen nicht in Eine zusammen. Denn die erste nennt nicht Adel überhaupt, sondern vornehmsten Adel, läßt also für die zweyte unentschieden, ob dann Verdienste auch von Adeligen, nur minder angesehenen, gemeynt seyen oder nicht. Vornehmster Adel bedeutet ohne Zweifel einen sehr alten, wie an andern Orten bey Tacitus.**) Zu einem Beyspiele dient aus etwas späterer Zeit das Geschlecht der Balten,***) aus welchem der erste König der Westgothen war, und das, so lange diese noch ein Volk mit den Ostgothen ausmachten, für das vornehmste nächst dem Königsgeschlecht, der Amaler galt, welchem kurz vor seinem Erlöschen Cassiodor nicht weniger als siebzehn Ahnen auswies.*) Die eine der Bedingungen für die Auszeichnung von Jünglingen ist demnach Abstammung von dem höchsten Adel, die ohne Zweifel nur das Loos sehr weniger war. Gleichgestellt wird dieser Bedingung eine andere: hohes Verdienst der Väter.

Man wird nicht irren, wenn man dieses so nimmt, daß einem Jüngling wegen hohen Verdienstes, nicht etwa mehrerer Vorfahren, sondern seines Vaters, fürstliche Würde zuerkannt worden sey. Die Mehrzahl „Väter" steht nothwendig der Mehrzahl „Jünglinge" gegenüber, und wären Vorfahren gemeynt, so würde wohl majores gesagt seyn. Erklärt wird diese Bedingung der Auszeichnung durch die im Cap. 7 berührte Sitte, zu Königen die Vornehmsten von Geburt, zu Heerführern aber die Tapfersten zu wählen. Für seine Person erlangte der Heerführer, der ohne Rücksicht auf Geburt erwählt wurde, nothwendig die fürstliche Würde; ob sie auf seinen Sohn übergehen sollte, hing davon ab, wie hoch sein Verdienst geschätzt wurde. In dieser Einrichtung scheint nicht nur ein großer Antrieb zu verdienstlichem Wirken sondern auch eine geschickte Fürsorge für die Ergänzung des Adels bezweckt gewesen zu seyn.

Ob nun der folgende Satz, nach welchem gewisse Jünglinge anderen, schon stärkeren und längst geprüften zugesellt wurden, von den im vorhergehenden bezeichneten oder aber von anderen zu verstehen sey? ist die Streitfrage zwischen den Lesarten ceteris und ceteri.

Der einzige Einwurf, den von der Grammatik aus Ernesti gegen ceteris gemacht hat, verdient kaum erwähnt zu werden. Es müßte, meynt er, ceterum heißen, wenn der Satz die in dem vorhergehenden bezeichneten Leute anginge. Dieß ist

*) Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte 1. §. 14 b. Anm. 0.

**) Z. B. Ann. 11, 38. avita nobilitas. IV. 75. Vetustas generis, V. 1. nobilitas per Claudiam familiam clarissima. XIV. 53. Longa decora. Der Gegensatz XIV. 47. Nova generis claritudo. Davon ein Beyspiel XIV. 22. Rubellius Plautus . . . cui nobilitas per matrem, ex Julia familia. Sein Vater war ein Ritter gewesen, daher die Vermählung einer Enkelin des Tiberius mit ihm eine Mißheirath. VI. 27. Im Vorbeygehen: daß Tacitus dem Geschlechtsadel eine Aufmerksamkeit beweist, wie kein anderer Schriftsteller des Alterthums. Den Grund sucht einer seiner besten Ausleger (Walch, Agricola, S. 395) in platonischen Vorstellungen. Mir scheint er vielmehr in dem Gemüthe des Geschichtschreibers zu liegen, das den alten Geschlechtern (etiam tum supererant Ann. XIII. 18) desto zugeneigter war, je empörter von der Hoffahrt der vielen aus Staub und Schmutz durch Herrscherlaunen erhobenen Emporkömmlinge.

***) Jordanes de reb. Get. c. 29. Origo mirifica, dasselbe was insignis nobilitas.

*) Cassiod. IX. 25. Iste Amalos cum generis sui claritate restituit, evidenter ostendens in decimam septimam progeniem stirpem vos habere regalem.

eine der vielen Stellen, wo Ernesti die freye Rede seines Autors verkennt, weil sie ihm zuwider ist.

Die des Sinnes wegen ceteris verwerfen, halten es für unvereinbar mit dem vorhergehenden Satze. Jünglinge sollten fürstlicher Würde theilhaftig und gleichwohl nicht selbstständig sondern in das Gefolge Anderer gewiesen seyn?

Hier kommt es auf die Bedeutung des Wortes dignatio an. Würde mit diesem nichts anderes bezeichnet als ein EhrenRecht, das mit der Ausübung einer gewissen ererbten oder übertragenen Gewalt verbunden wäre, so ließe ceteris sich wohl nicht halten. Allein die angegebene Bedeutung des Wortes ist nicht die einzige. Um bey Tacitus stehen zu bleiben, dieser gebraucht nur an Einer Stelle dignatio für Amt (Ann. XIII. 20); dagegen an drey andern Stellen (Ann. IV. 52, Hist. III. 80 und Germ. 26) für persönliches Ansehen, unabhängig vom Amte. Dem gemäß wird man kein Bedenken tragen dürfen, in dem vorliegenden Satze principis dignatio so zu erklären, daß es nur fürstliches EhrenRecht und nicht fürstliche Gewalt bedeute. Unter ceteris wäre zu verstehen: principibus, und demnach der Sinn:

> Jünglinge, denen ihres hohen Adels oder des Verdienstes ihrer Väter wegen fürstliche Würde zukommt, schließen sich an Fürsten an, die schon kräftigeren Alters und längst erprobt sind.

Liest man dagegen ceteri, so kann man damit nur alle übrige Jünglinge (denen die erwähnte Auszeichnung versagt ist,) meynen. Denn zu einer Unterscheidung der minder hochgebornen von dem übrigen Haufen bietet das Vorhergehende nicht die Hand. So nimmt ceteri auch ein Beurtheiler der jüngsten Ausgabe der Germania*), verwirft aber die Lesart darum, weil sie zu dem folgenden: robustioribus nicht stimme. Denn wären dieses Fürsten, so wäre den Comparativ zu gebrauchen kein Anlaß; sollten aber Nichtfürsten damit gemeynt seyn, so wäre der Satz unrichtig, weil er aussagte, daß comites an andere comites sich angeschlossen haben. Letzteres doch wohl nicht. Aus keiner Stelle der alten Geschichtschreiber ist zu folgern, daß die ganze wehrhafte Jugend in Gefolgschaften getreten sey. Man könnte also, wenn man ceteri vorzieht, die Sache so erklären: Jünglinge, durch hohe Geburt oder hohes Verdienst der Väter ausgezeichnet, haben fürstliche Würde, führen daher selbst eine Schaar; die übrigen treten in die Reihen der älteren Mannschaft. Auch die Schwierigkeit, die aus dem folgenden: nec ruhor entsteht, ließe sich vielleicht damit beseitigen, daß dieses sich auf den Austritt aus jenen Reihen und den Eintritt in ein Gefolge beziehe. Indessen war dieser Eintritt etwas so gewöhnliches, daß die Bemerkung, er sey nicht beschämend gewesen, für müßig zu halten wäre, wenn sie nicht auf ausgezeichnete Personen sich beschränkte. Nächst dem Ansehen der Handschriften ist es diese Bemerkung, was gegen ceteri den Ausschlag geben dürfte.

*) N. Jen. L. Z. I. J. N. 230.

Verzeichniß

der in der Sitzung der philosophisch-philologischen Classe im Monate November 1845 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Imprimerie royale à Paris:

Journal des Savants. May, Juillet, Août 1845.

Von dem Herrn Pierre Lebrun, Membre de l'Acad. française à Paris:

Oeuvres: Tome I.: Ulysse. Marie Stuart. Le Cid d'Andalousie.

Tome II.: Poème sur la mort de Napoléon. Poëme de la Grèce. Poésies Lyriques. Paris 1844. 8.

Von dem Herrn Dr. Christ. Lassen, Professor in Bonn:

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes. Sechsten Bandes II. und III. Heft. Bonn 1845. 8.

Von dem Herrn Baron von Reiffenberg in Brüssel:

La plus ancienne gravure connue avec une date. Bruxelles 1845. 4.

Von dem Herrn J. F. Willems in Gent:

Belgisch Museum voor de Nederduitsche Taal- en Letterkunde en de Geschiedenes des Vaterlands 1845. 2. 3. Aflevening. Gent 1845. 8.

Verzeichniß

der in der Sitzung der physikalischen Classe im Monate November 1845 vorgelegten Einsendungen an Druckschriften.

Von der Linnean Society of London:

Transactions. Volum. XIX. Part the third. London 1844. 4.

Proceedings 1843. 1844. Jan. 1843 — Jan. 1844. London. 8.

List of the Linnean Society of London 1844. 8.

Von dem Herrn Gustav von Eichthal in Paris:

Etudes sur l'histoire primitive des Races Océaniennes et Américaines. Paris 1845. 8.

Von dem Herrn Professor Dr. Erdl in München:

Die Entwicklung des Menschen und des Hühnchens im Eye zur gegenseitigen Erläuterung nach eigenen Beobachtungen zusammengestellt und nach der Natur in Stahlstichen ausgeführt. Erster Band: Entwickelung der Leibesform. Erster Theil: Entwickelung der Leibesform des Hühnchens. Leipzig 1845. 4.

Von den Herren van der Hoeven, Professor in Leiden und de Vriese, Professor in Amsterdam:

Tijdschrift voor natuurlijke geschiedenis en physiologie. Twaalfde Deel. 2. Stuk. Leiden 1845. 8.

Von der Société impériale des naturalistes de Moscou:

Bulletin. Année 1844. No. IV. Année 1845. No. I. Moscou 1844. 45. 8.

Von dem Herrn F. J. Pictet, Professeur de Zoologie et d'Anatomie comparée à l'Académie etc. de Genève:

Histoire naturelle générale et particulière des insectes nevroptères. Seconde Monographie. Famille des éphémérines (avec planches). Genève 1845. 8.

Von der k. Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen:

Abhandlungen. II. Bd. von den Jahren 1842 — 1844. Göttingen 1845. gr. 4.

Von dem Herrn E. Plantamour, Professor der Astronomie in Genf:

Observations astronomiques faites à l'observatoire de Genève, dans l'année 1844. Quatrième série. Genève 1845. 4.

Von der Académie des sciences à Paris:

Tables de comptes rendus hebd. des sciences. Deuxième semestre 1844. Tom. XIX. Paris 1845. 4.

Comptes rendus hébdomadaires des sciences. Tom. XX. No. 26. Prem. semestre. Tom. XXI. No. 1 — 3. Deuxième semestre. Juillet. Tom. XXI. No. 4—10. Juillet—Septembre. Paris 1845. 4.

Von dem Herrn Dr. E. Eichwald in St. Petersburg:

Beytrag zur Infusorienkunde Rußlands. St. Petersburg 1844. 8.

Ueber die Fische des Devonischen Systems in der Gegend von Pawlowsk. 8.

Von dem Herrn Professor J. S. C. Schweigger in Halle:

Ueber Platina. Altes und Neues. Halle 8.

Von der pfälzischen Gesellschaft für Pharmacie und Technik in Kaiserslautern:

Jahrbuch für praktische Pharmacie und verwandte Fächer. Band XI. Heft 1. Juli 1845. Landau 1845. 8.

Von der k. Akademie der Wissenschaften in Berlin:

Abhandlungen. Aus dem Jahre 1843. Berlin 1845. gr. 4.

Bericht über die zur Bekanntmachung geeigneten Verhandlungen. Monat Juli, August. Berlin 1845. 8.

Von der Société provinciale des arts et des sciences à Utrecht:

Geschiedenis der Joden in Nederland door Mr. H. J. Koenen. Utrecht 1843. 8.

Over het onmatig gebruik van sterken drank en de middelen om hetzelve te keer te gaan door A. W. F. Herckenrath. Utrecht 1843. 8.

Het gebruik en misbruik der gestrijke dranken door H. M. Daparc. Utrecht 1843. 8.

De uitoefening der geregtelijke geneeskunde in Nederland; door J. C. van der Broecke en Mr. Jh. van de Broecke; Utrecht 1843. 8.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 3. Dezember.

Nro. 241. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Narrative of the United States Exploring Expedition. During the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. By Charles Wilkes, U. S. N. Commander of the Expedition. In five Volumes and an Atlas. Philadelph. 1845. gr. 8.

Das vorliegende Werk schildert uns die erste Weltumseglungsreise, welche von der Regierung der Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgerüstet worden ist. Wenn auch spät erst die Republik es versucht hat, in diesen Unternehmungen mit den Staaten der alten Welt zu wetteifern, so muß man ihr es wenigstens nachrühmen, daß der Anfang dazu von ihr in einer Weise geschehen ist, die alle Anerkennung verdient und welche die befriedigendsten Resultate geliefert hat. Den bedeutendsten Weltumseglungsreisen, die in neuerer Zeit von England und Frankreich ausgegangen sind, darf sich die nordamerikanische als gleichwerthig an die Seite stellen, und ihr Kommandant Wilkes hat sich als ein geschickter und tüchtiger Seemann erwiesen. Die Herausgabe der Reisebeschreibung ist auf Kosten der nordamerikanischen Regierung erfolgt, und diese hat die Aufmerksamkeit gehabt durch den bayerischen Konsul in New-York dem k. bayerischen Ministerium des k. Hauses und des Aeußern zwey prachtvoll gebundene Exemplare zu übersenden, wovon das eine durch die Gnade Seiner Majestät des Königs der k. Hof- und Staats-Bibliothek dahier überlassen wurde.

Um gleich Einiges von der äußern Ausstattung dieses Reisewerkes zu berichten, so können wir sagen, daß selbige eben so schön als zweckmäßig ist. Es ist jede unnütze Verschwendung an Papier vermieden, indem als Format Großoktav gewählt wurde, was auch völlig ausreichend ist für die zur Erläuterung des Textes gehörigen Abbildungen, indem nur bey den größeren Karten es nöthig wird, sie mehrmals zu brechen. Mit diesem Formate gewinnt ein Buch wie an Kostenaufwand, so an Bequemlichkeit der Benützung, und hat überdieß noch den Vortheil, daß es schneller als die Folianten der Publicität übergeben werden kann. Daß gleichwohl hierbey die Ausstattung prachtvoll werden kann, davon gibt vorliegendes Werk einen Beweis ab, indem Druck, Papier und Abbildungen von einer Schönheit und Vollendung sind, wie wir sie aus unsern Officinen, freylich ohne deren Schuld, nur selten bey solchen Werken hervorgehen sehen. Die nordamerikanische Typographie und Artistik hat ihre Aufgabe in der ehrenvollsten Weise gelöst.

Die hier zu besprechende Expedition wurde von der Regierung der vereinigten Staaten aus zwey Gründen veranstaltet; einmal um die für den Wallfisch- und Robben-Fang so wichtigen Inseln und Gewässer der Südsee genauer kennen zu lernen und die einheimischen Interessen daselbst zu überwachen und zu wahren, dann aber auch, um zur Förderung wissenschaftlicher Zwecke das ihrige beyzutragen und auch von dieser Seite her in Concurrenz mit den Staaten der alten Welt zu treten. Außer tüchtigen Seeoffizieren wurden deßhalb für die wissenschaftlichen Zwecke von der Regierung noch folgende Männer beygegeben: Hale als Sprachforscher, Pickering und Peale als Naturforscher überhaupt, Conthry als Conchyliolog, Dana Mineralog, Rich Botaniker,

Drayton und Agate als Zeichner, Brackenridge für Gartenbau-Interessen.

Die Schiffe, aus denen das Geschwader bestand, waren 1) der Vincennes, eine Kriegsschaluppe von 780 Tonnen, die nach Art einer kleinen Fregatte eingerichtet und von dem Kommandirenden der Expedition befehligt wurde; 2) der Pfau (Peacock) unter dem Kommando von Hudson, ebenfalls eine Kriegsschaluppe, aber etwas kleiner; 3) der Porpeß (Porpoise), eine Brigg von 230 Tonnen, unter Kommando des Lieutenants Ringgold, 4) die Tenders Seemöve (Sea-Gull) und fliegender Fisch (Flying-Fish) und 5) der Relief, ein neues Schiff, das aber als Proviantschiff gebaut und daher ein schlechter Segler war und von Neuholland aus zurückgeschickt wurde. Die Mannschaft war zahlreich und mit einer gehörigen Anzahl von Offizieren und einem Kaplan versehen.

Der Instruktion zufolge sollte die Expedition ihren Lauf nach Rio Janeiro richten, von da nach dem Rio Negro im nördlichen Patagonien und weiterhin nach dem Feuerland, um von da aus die südliche antarktische Region zu untersuchen. Zur Ausruh und Verproviantirung sollte sie nach Valparaiso zurrückkehren, wo sie im März 1839 ein Proviantschiff antreffen würde. Von hier aus sollte die Expedition ihren Weg nach den Schiffer- und Fidschi-Inseln richten, in Sidney Vorräthe einnehmen, um eine zweyte Fahrt gegen den Südpol anzutreten, dann auf den Sandwich-Inseln ausruhen, wo im April 1840 abermals ein Transportschiff aus den Vereinigten Staaten ihr frische Provision zuführen würde. Die dritte Unternehmung sollte zuerst die Nordwestküste von Amerika und dann, in so fern es thunlich, die Küste von Japan besichtigen, von wo sie sich nach Singapore zu wenden hätte, wo die Expedition im April 1841 nochmals ein Proviantschiff aus den Vereinigten Staaten vorfinden würde. Hiermit hat das Geschwader seine Aufgabe vollendet und ist angewiesen über das Vorgebirg der guten Hoffnung nach Hause zurückzukehren.

Indem wir jetzt die Richtung kennen gelernt haben, welche die Expedition einzuschlagen hatte, werden wir ihr nach diesen Bestimmungen folgen, und, so weit es der Raum in unsern Blättern gestattet, die für uns erheblichsten Resultate den Lesern zur Kenntniß bringen. Die naturwissenschaftlichen Ergebnisse der Reise sind dieser Beschreibung noch nicht beygefügt, da sie besonders herausgegeben werden sollen; doch sind im Allgemeinen öfters Bemerkungen hierüber mitgetheilt, und die Verschiedenheiten der Menschenrassen sind schon hier in umständlichere Berücksichtigung genommen und durch viele Portraite zur Anschauung gebracht. Den Schilderungen der Rassen, in so weit sie Neues enthalten, werden wir daher in unserer Anzeige ein besonderes Augenmerk widmen.

Am 18. August 1838 segelte die Expedition von Norfolk ab und nahm über Madeira ihren Weg nach Rio Janeiro, wo sie am 23. November anlangte. Ein Aufenthalt bis zum 6. Januar gewährte hinreichende Zeit, mit dem Hauptsächlichsten dieser Hauptstadt bekannt zu werden. Die Gelegenheit, eine Menge schwarzer Sklaven zu sehen, benützte Hale, um sich über ihre Heimathsverhältnisse zu erkundigen, und seine Nachforschungen ergaben das überraschende Resultat, daß man fast von der ganzen West- und Ostküste Afrika's, so weit sie von der Negerrasse bewohnt wird, hier Leute auf einem einzigen Punkt versammelt sieht. Für die Rassenkenntniß hat dieser Umstand den großen Vortheil, daß man die verschiedenen Stämme unmittelbar miteinander vergleichen und so ihre physischen Verwandtschaftsgrade sicher bestimmen kann. Hale erhielt von einem gebildeten Bewohner der Hauptstadt genaue Aufschlüsse über die Neger und ihre unterscheidenden Abzeichen, von deren Genauigkeit er sich selbst durch eigene Prüfung überzeugen konnte. Der Zeichner Agate fertigte von ihnen Portraite, die in Holzschnitten dem Texte eingedruckt und sehr charakteristisch sind. Das Hauptsächlichste von Hale's Mittheilungen über die in Rio Janeiro zusammengebrachten Neger besteht in Folgendem.

Die Neger in Brasilien werden in zwey verschiedene und sehr unähnliche Classen getheilt. Die Sklaven aus dem Theil des Continents, der den allgemeinen Namen von Oberguinea trägt und einwärts bis nach Timbuktu und Bornu reicht, zeigen, obschon sie von verschiedenen Völkern und Sprachen sind, doch eine allgemeine Aehnlichkeit, welche sie zu

einem besondern Schlage stempelt. In Brasilien sind sie unter dem Namen der Mina bekannt, nach einem Hafen an der guineischen Sklavenküste, und sie unterscheiden sich von andern Sklaven durch ihre körperlichen und geistigen Eigenschaften. Sie sind gewöhnlich über Mittelgröße und gut gebaut. Die Stirne ist hoch und die Wangenbeine vorspringend; die Nase bisweilen gerade, bisweilen platt gedrückt; die Lippen nicht sehr dick, die Zähne klein und senkrecht, das Haar wollig, die Farbe umbra- oder röthlichbraun, ins Schwarze ziehend. Die Minas nehmen in Brasilien die höchste Stelle ein, die Sklaven erreichen können, indem sie als vertraute Diener, Handwerker und Kleinhändler verwendet werden. Mit andern Negern verweigern sie Gemeinschaft zu haben oder an ihren Beschäftigungen Antheil zu nehmen. Viele von ihnen können das Arabische lesen und schreiben, und alle wissen einige Sprüche daraus herzusagen; die größte Anzahl von Sklaven, die ihre Freyheit erkaufen, gehört zu diesem Schlage.

Eine weit verbreitete Gewohnheit bey den Negern ist es, gewisse Zeichen im Gesicht oder auf dem Körper sich einzuschneiden oder einzubrennen, wodurch sich die einzelnen Stämme von einander unterscheiden. Diese Gewohnheit findet sich bey allen Minas und herrscht auch auf der Ostküste Südafrika's vor, während sie auf der westlichen nicht allgemein zu seyn scheint. Diese Zeichen sind natürlich für die Sklavenhändler von großer Bedeutung, und Alle, die überhaupt mit eingebornen Afrikanern zu thun haben, lernen sie bald kennen; nach ihnen richtet sich der Preis eines Sklaven.

Unter den Minavölkern ist der Gebrauch der Zeichen im Gesichte in der größten Ausdehnung in Uebung, indem jede Provinz oder bedeutendere Stadt ein eigenthümliches Zeichen hat, welches für alle Bewohner unveränderlich ist. Beschrieben und abgebildet sind in unserem Werke die Zeichen der Guberi aus dem Reiche Bornu, die der Stadt Kano, der Kaschua und Labbi, der Sakatu, der Dawara, Nago oder Yarribe, der Tacqua (Nuffi oder Nyffi an der Ostseite des Quorra), Aschanti, der Kalabaren im Golf von Benin und ihrer Nachbarn, der Bewohner von Ebo; die Fanti haben keine unterscheidenden Zeichen. Die Minas werden in Brasilien gefürchtet und sind besonders zahlreich in Bahia. Während einer der letzten Insurrectionen hatten sie sich vollständig organisirt, um ein regelmäßiges Regierungssystem zu errichten, und hatten deßhalb arabische Schriften in Umlauf gesetzt, um ihre Kameraden zur Theilnahme zu ermuntern.

Die Nationen südwärts des Aequators haben die nach unsern Ideen gewöhnliche Negerform. Die Statur der Sklaven in Rio Janeiro ist im Allgemeinen klein, übel oder plump gebaut, mit schmaler Stirne, platter Nase, vorspringenden Zähnen und Kiefern, vorragenden Wangenbeinen und rückwärts geneigtem Kinne. Sie sind indolent, sorgenlos und ausschweifend. Man sieht sie zu allen Stunden in den Straßen als Lastträger, um ihren Herren die stipulirte Summe zu verdienen; sobald diese erworben ist, überlassen sie sich dem Müssiggange. Das Tatuiren ist nicht so allgemein unter ihnen, öfters sind es mehr Zierrathen als Stammzeichen; manche feilen sich die Zähne. Die Sklaven von Benguela, welches vom Coanza sich südwärts bis zur großen Wüste ausdehnt und wo eine Sprache in mehreren Dialekten herrschen soll, haben einen viel höheren Werth als die andern Nationen aus Unterguinea, indem sie intelligent und betriebsam sind. Sie sind ziemlich groß, ihre Gesichtszüge tragen weniger den Negerstempel als die der Kongoer, die Stirne ist ziemlich hoch, die Nase nicht sehr niedergedrückt und die Lippen mäßig aufgeworfen. Am wenigsten geachtet sind die Mundjola, die im Innern jenseits des Loango-Distrikts wohnen und die gewöhnliche Neger-Physiognomie haben.

Auf der Ostküste von Afrika, vom Aequator an bis zu den Hottentotten herab, unterscheidet Hale zwey große Volksstämme, welche, obgleich Zeichen eines gemeinsamen Ursprunges zeigend, doch vollkommen verschieden sind; die einen sind die Makua oder Mozambiquer, die andern die Kaffern.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortsetzung.)

Catalog der Bücher und Handschriften in chinesischer, mantschurischer, mongolischer, tibetanischer und Sanskritsprache, welche sich in der Bibliothek des asiatischen Departement zu Petersburg befinden. Petersburg 1844.

Behram-Guhr und die russische Fürstentochter. Muhammed Niszamiu-d-Din, dem Gendscher, nachgebildet und erläutert von Fr. v. Erdmann. Kasan 1844.

W. Miles, The history of the reign of Tipú Sultán, being a continuation of the Neshani Hyduri, written by Mir Hussein Ali Khan Kirmani. Translated from an original Persian manuscript. Lond. 1844.

Beïdhawii commentarius in Coranum ed. H. O. Fleischer. Fasc. II. Lips. 1845.

Dr. J. Salzbacher, Meine Reise nach Nordamerika im Jahre 1842. Abth. 1. Wien 1845.

G. Osculati, Note d'un viaggio nella Persia e nelle Indie orientali negli anni 1841 — 1842. Monza 1844.

Du Montbar, Lettres sur l'Allemagne et l'Italie. Paris 1844.

A. Schaubach, Die deutschen Alpen. Th. 1. Jena 1845.

J. Gråberg da Hemsö, Ultimi progressi della geografia. Milano 1844.

F. Piper, Geschichte des Osterfestes seit der Kalender-Reformation. Berlin 1845.

Hier. de Chaves, Chronographia o reportorio de las tiempos. Sevilla 1581.

Institucion y estatutos de la real orden de San Genaro extablecidos por la magestad de Carlos Borbon. Napoles 1740.

Des Conrad Grünenberg, Ritter und Burger zu Constanz, Wappenbuch, da man zalt Tusend vier hundert drü und achtzig jar. In Farben gedruckt 1840. Berlin.

G. Th. Streuber, De inscriptionibus quae ad numerum Saturnium referuntur. Turici 1845.

F. de Saucly, Analyse grammaticale du texte Démotique du décret de Rosette. P. I. Paris 1845.

Fialin de Persigny, De la destination et de l'utilité permanente des Pyramides d'Egypte et de Nubie etc. Paris 1845.

M. Raoul-Rochette, Choix de peintures de Pompei. Livr. II. Paris 1845.

Bulletino dell' instituto di correspondenza archeologica per l'anno 1843. Roma 1844.

Sebastian Gonzalez de Castro, Declaracion del valor de la plata, ley y peso de las monedas antiguas de plata ligada, de Castilla y Aragon. Madr. 1658.

Ch. M. Fråhn, Topographische Uebersicht der Ausgrabungen von altem arabischen Gelde in Rußland. Petersb. 1841.

Did. Covarruvias a Leyva, Veterum collatio numismatum cum his, quae modo expenduntur publica, et Regia auctoritate percussa. Valent. 1775.

Em. Lefranc, Histoire moderne, depuis le grand schisme d'occident 1378 jusqu'à 1789. T. 1. 2. Paris 1843.

Dr. W. Binder, Geschichte des philosophischen und revolutionären Jahrhunderts mit bes. Rücksicht auf die Gestaltung der kirchlichen Zustände. Lief. 4 — 7. Schluß. Schaffhausen 1845.

P. C. F. Daunou, Cours d'études historiques. T. 8. 9. 10. Paris 1845.

F. Hitzig, Zur ältesten Völker- und Mythengeschichte. Bd. 1. Urgeschichte und Mythologie der Philistäer. Leipzig 1845.

de Chateaubriand, Etudes ou discours historique sur la chûte de l'empire romain, la naissance et les progrès du christianisme et l'invasion des Barbares. Paris 1845.

(Fortsetzung folgt.).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 4. Dezember.

Nro. 242. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Narrative of the United States Exploring Expedition.

(Fortsetzung.)

Die Mozambique- oder Makua-Völker besitzen das ganze Land einwärts von den portugiesischen und arabischen Niederlassungen: Melinda, Quilao, Mozambique, Quilimane und Sofala; die südliche Gränze scheint der Inhambare unter dem Wendekreise zu seyn. Die Makua differiren wenig von den Kongo-Völkern und haben die Negerphysiognomie in voller Ausdehnung. Abzeichen finden sich unter allen Stämmen der Ostküste. Die Kaffern, welche Hale in der Sklaverey sah, fand er schlank und wohlgebaut, mit Gesichtszügen, die etwas an die Mauren erinnern, die Farbe gelblichbraun, zwischen der des Mulatten und des wahren Negers, die Nase nicht niedergedrückt, die Lippen ziemlich dick, das Haar wollig. Die Kaffern bewohnen die Ostküste von der Kapkolonie an bis zur Delagoa-Bay; von da bis Sofala wohnt nach Hales Untersuchungen ein anderer Kafferstamm, welchen er mit dem Namen der Nyambana bezeichnet. Ihr körperlicher Bau ist derselbe, wie der der Kaffern, und ihre Sprache ergibt sich als ein Schwester-Dialekt. Die Eingebornen, von welchen Hale seine Erkundigungen einzog, kamen von der Stadt Okankomatta an der Küste, zwischen dem Nyambara und Nyango-Flusse, ohngefähr unter 24° s. Breite, und von Kamuanawankuschion, dem Flusse von Nyampara im Innern. Das unterscheidende Abzeichen dieses Stammes ist eines der sonderbarsten. Es besteht aus einer Reihe künstlicher Warzen, die oben an der Stirne beginnen und an der Nasenspitze aufhören.

Auch mit Sklaven aus dem Innern der Ostküste wurde Hale bekannt. Die Mudjana oder Mutchana, 300 engl. Meilen von der Ostküste der Makua entfernt, schildert er als einen der häßlichsten afrikanischen Stämme. Sie sind klein und übel gestaltet, mit den gewöhnlichen Negerzügen in ihren ausgebildetsten Formen; am Gesicht und am Körper tragen sie Narben, die einem Doppelkreuze oder Stern ähnlich sind. Ihre Nachbarn, die Mokonde, haben ähnliche Zeichen und feilen in die Schneide der Zähne eine Kerbe wie die Angoyas der Westküste.

Das Vorstehende zeigt, daß in Rio-Janeiro die Neger von fast allen Küsten Afrika's durch einzelne Individuen repräsentirt sind. Auch in der Gefangenschaft halten sich die Leute eines Stammes zusammen, und vergessen nicht die einheimischen Stammes-Feindseligkeiten. Im Ganzen werden die Sklaven gut behandelt; viele erwerben sich ihre Freyheit, und aus den freyen Negern sieht man Priester und Offiziere. Vor dem Jahre 1830, in welch letzterem der Sklavenhandel durch einen Vertrag mit England amtlich verboten wurde, betrug die jährliche Einfuhr an Sklaven im Durchschnitt ohngefähr 40,000 in Rio Janeiro und 10,000 in Bahia, wovon ein Drittel durch den Tod verloren wurde. Die Einfuhr seit dem Verbot, durch Schmuggeley, beträgt 7 — 10,000 Sklaven.

Am 6. Januar 1839 verließ Wilkes mit seinen Schiffen die brasilische Hauptstadt und nach einem kurzen Aufenthalte zu Carmen am Rio Negro im nördlichen Patagonien segelte er nach dem Orange-

Hafen an der Südküste des Feuerlands, wo er einige Zeit zu verweilen beschloß. Ostwärts des Kap Horns wurde eine Sondirung der Meerestemperatur vermittelst des Thermometers in einer Tiefe von 450 Faden vorgenommen; die Temperatur an der Oberfläche betrug 44°, und als das Thermometer heraufgezogen wurde, zeigte es nur 28°. Mit den Eingebornen (S. 122) kam man mehrmals in Verkehr; sie zeigten sich anfangs scheu, nach einiger Zeit aber wurden sie zutraulicher. Sie giengen ganz nackend, nur die Schulter war mit einem kleinen Stück Seehundfell bedeckt. Wilkes fand sie nicht höher als fünf Fuß und von einer hellen Kupferfarbe, welche aber durch Schmutz und am Gesicht überdieß durch senkrechte Kohlenstriche verdeckt ist. Das Gesicht ist kurz, die Stirne schmal, die Wangenbeine hoch, die Augen klein, das obere Augenlied am innern Winkel über das untere herabhängend, was eine auffallende Aehnlichkeit mit denen der Chinesen gibt. Die Nase ist breit und flach, mit weit geöffneten Nasenlöchern, der Mund groß, die Haare lang, schlicht und schwarz. Das ganze Gesicht ist zusammengedrückt. Der Leib fällt auf wegen der starken Entwicklung der Brust, Schultern und Wirbelsäule; die Gliedmassen sind lang und außer Verhältniß, die Beine dünn und schlecht gebaut. Es findet sich in der That zwischen der Dicke der Knöchel und Beine wenig Unterschied, und im Stehen hängt die Haut am Knie in einer großen lockern Falte herab. Bey Einigen scheinen die Muskeln der Beine fast ganz zu fehlen. Dieser Mangel an Entwicklung der Muskeln der untern Extremitäten rührt von ihrer beständig sitzenden Lebensweise, sowohl in ihren Hütten als Kähnen her. Reisen zu Fuße können sie bey der rauhen, felsigen Beschaffenheit des Landes und der Undurchdringlichkeit der dichten Waldungen nicht machen, daher werden selbige lediglich in Kähnen ausgeführt. Es sind übrigens nicht alle Feuerländer unbekleidet, denn die in der guten Erfolg-Bai beobachteten waren mit Guanako-Fellen gut bedeckt, zugleich auch von besserer und größerer Gestalt. Fast alle waren guter Dinge und keineswegs so thierisch, wie sie von vielen andern Reisenden geschildert werden. Das Portrait eines Feuerländers, nebst kleinen Figuren, in Holzschnitt, sind der Beschreibung beygefügt.

Vom Orangehafen schickte sich Wilkes am 25. Februar zur antarktischen Expedition an. Während er selbst auf dem Porpeß und in Begleitung der Seemöve unter Lieutenant Johnson südlich so weit als möglich vorzudringen beschloß, wurde Kapitän Hudson mit dem Pfau und dem fliegenden Fisch westwärts zur Vordringung gegen den Südpol abgeschickt, der Relief in die Magellansstraße beordert, und der Vincennes im Orangehafen zurückgelassen, um dort die Erforschung der Umgebungen vorzunehmen.

Da die zur Befahrung der Südpolar-Gewässer günstige Jahreszeit schon ziemlich weit vorgerückt war, so hatten beyde Abtheilungen in der Verfolgung ihres Planes keinen sonderlich günstigen Erfolg. Wilkes erreichte am 3. März die Ostspitze von Palmers Land oder den Hope-Berg unter 63° 25′ s. Breite, wo es ihm wegen der Eismassen unmöglich fiel, weiter vorzudringen. Das Meer war ganz mit prachtvollen Eisbergen bedeckt, einige rein weiß, andere das ganze Farbenspiel des Opals zeigend, andere smaragdgrün, und hier und da einige dunkelschwarz, einen auffallenden Contrast gegen das reine Weiß bildend. Am 5ten wurde der Rückweg angetreten und am 30. der Orangehafen wieder erreicht. Hudson war bis zum 70° s. Br. gelangt, und hätte noch weiter vordringen können, wenn nicht die Sorge für den Rückweg ihn zur Umkehr genöthigt hätte. Er selbst richtete seinen Lauf nach Valparaiso, während er den fliegenden Fisch nach dem Orangehafen absandte, um dem Kommandirenden der Expedition Bericht abzustatten.

Den Orange-Hafen rühmt Wilkes als einen vortrefflichen Platz, um Wasser und Holz einzunehmen; die Witterung ist aber sehr unfreundlich und rauh. Das einzige Landthier, was die Expedition auf dem Feuerland antraf, war ein Wolf von 3′ 6¾″ Länge von der Schnautze bis zur Schwanzspitze und 16″ Höhe; Rücken, Scheitel und Schwanz sind grau, der letztere mit schwarzer Spitze, die Kopfseiten und die Außenseiten der Beine sind röthlichbraun, zwischen den Beinen und am Unterleibe weiß. Dieser Wolf scheint dasselbe Thier zu seyn, das schon der Kapitän King beschrieben. Die Eingebornen haben viele Hunde (I. S. 159).

Am 17. April verließ Wilkes mit seinen Schiffen den Orange-Hafen, umschiffte das Kap Horn und erreichte am 15. Mai den Hafen von Valparaiso, wo er bereits den Pfau vorfand, und von ihm die Nachricht erhielt, daß der Relief mit dem Proviantschiff Mariposa nach Callao gesegelt sey. Die Seemöve war das einzige Schiff, welches nicht nachkam und da seitdem nichts mehr von ihm gehört wurde, so erlangte man die traurige Ueberzeugung, daß es mit Mann und Maus zu Grunde gegangen ist.

Der längere Aufenthalt dahier gestattete Excursionen nach Santjago und nach S. Felipe mit seinen Kupferminen zu unternehmen. Auch das vielbesprochene Phänomen der durch das Erdbeben von 1832 gehoben seyn sollenden Küste von Chili machte Wilkes zum Gegenstand genauer Untersuchungen und giebt hierüber folgendes Resultat (I. S. 199). „Von den Residenten sind die Gerüchte so widersprechend, daß kein sicherer Aufschluß erlangt werden kann. Die Abnahme der Tiefe der Bay kann auf Rechnung der Anschwemmungen der Berge gebracht werden und rührt unzweifelhaft, insoweit sie statt gefunden hat, davon her; die Anlegung einer neuen Strasse von der Bay an hat Veranlassung zu der Idee gegeben, indem man meynte, daß jene auf dem durch das Erdbeben von 1832 trocken gelegten Grund erbaut worden sey. Mehrere unserer Naturforscher nahmen eine genaue Untersuchung der Küste in der Nachbarschaft vor, und alle kamen in dem Resultate überein, daß kein Beweis für eine Erhebung vorläge.“ Das Ergebniß dieser von Sachverständigen vorgenommenen Untersuchung wird den Anhängern der Erhebungs-Theorie, die auf diesen Fall immer sich beriefen, nicht sehr erwünscht seyn.

Von Valparaiso segelte Wilkes nach Callao, um dort vollends sich mit dem Nöthigen für die nächste größere Unternehmung zu versehen. Der Aufenthalt hier gestattete durch eine Abtheilung einen Abstecher nach Pasco und einer andern nach den Ruinen von Pachacamac vornehmen zu lassen. Lima fanden die Reisenden sehr im Verfall.

Am 15. Juli verließ das Geschwader Callao, um zunächst die Untersuchung der Pomatu- oder niedrigen Inseln in der Südsee vorzunehmen. Es sind dieß niedrige Koralleninseln, an der Zahl 65, deren Bewohner nach Sprache und physischer Bildung dem polynesischen Stamme angehören. Nur die Bewohner der Disappointment-Inseln (Wytoohee und Otooho) machen nach Wilkes eine Ausnahme, indem ihre Physiognomie verschieden, die Farbe dunkler ist, auch von ihnen starke krause Schnurr- und Kinnbärte getragen werden, und das Kopfhaar häufig eine Kräuselung zeigt. Sie gleichen mehr den Fidschi-Insulanern, doch sprechen sie einen Dialekt des Tahitischen.

Nachdem Tahiti besucht worden war, wandte sich Wilkes nach den Samoan- oder Schifferinseln. Die umständliche Beschreibung, welche er von der natürlichen Beschaffenheit der Inseln und ihrer Einwohner giebt, liefert einen werthvollen Beytrag zur Kenntniß der polynesischen Inselgruppen.

Am 29. November lief das Geschwader in den Hafen von Neu-Südwallis ein, um von da aus seine zweyte Fahrt gegen den Südpol anzutreten. Da auf letzterer die beygegebenen Naturforscher nicht für nothwendig befunden wurden, so konnten diese die Erforschung der rasch aufblühenden Kolonie mit Muße vornehmen und größere Excursionen ausführen. Ihre Wahrnehmungen sind die hauptsächliche Grundlage, auf welche sich die hier mitgetheilte ausführliche Beschreibung der Kolonie stützt. Sowohl die eingewanderte als die eingeborne Bevölkerung wird ausführlich geschildert. Auch diese wird von der amerikanischen Expedition, die Gelegenheit hatte, alle Hauptformen des Menschengeschlechtes nach und nach mit einander zu vergleichen, für eine eigne Rasse angesehen. „Ihre Farbe und Züge,“ sagt Wilkes (II. S. 185), „reiht sie an den afrikanischen Typus; ihr langes, schwarzes, weiches Haar hat Aehnlichkeit mit dem der Malayen, in ihrer Sprache nähern sie sich mehr den amerikanischen Indianern, während sich in ihrer physischen Beschaffenheit, Sitten und Gebräuchen Vieles findet, zu welchem keine Analogie bey irgend einem andern Volke gefunden werden kann.“

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortsetzung.)

Wlad. Brunet de Presle, Recherches sur les établissements des Grecs en Sicilie jusqu'à la réduction de cette île en province Romaine. Mémoire couronné en 1842. Paris 1845.

N. P. Demidoff, Des Slaves et des Russes. Strasb. 1844.

Corpus scriptorum historiae Byzantinae. Joannis Zonarae annales ex recensione Maur. Pinderi. Bonnae 1844.

M. Capefigue, L'Europe depuis l'avénement du Roi Louis Philippe. Vol. 1. 2. Paris 1845.

Ch. F. de Tapiès, La France et l'Angleterre ou statistique morale et physique de la France comparé à celle de l'Angleterre. Versailles 1845.

W. M. Kinsey, Portugal illustrated. London 1828.

Leandro Santibañez, Retrato politico de Alcantara, causas de sus progresos y decadencia. Madr. 1779.

Juan Sempere y Guarinos, Biblioteca Espanola economico - politica. Vol. 1 — 4. Madrid 1801.

Fr. Soares Toscano, Parallelos de principes e varões illustres antigos a que muitos danossa naçam Portuguesa se assemelharao em suas obras, ditos et feitos. Evora 1623.

Historia general de España del P. D. Juan de Mariana, defendida por el Dr. Th. Tamaio de Vargas. Toledo 1616.

Jos. Pellicer de Ossau y Tovar, Aparato a la monarchia antigua de las Españas. Valencia 1673.

J. A. Llorente, Monumento Romano descubierto en Calahorra. Madr. 1789.

Jos. Martinez de la Puente, Epitome de la chronica del Rey Don Juan el Segundo de Castilla. Madr. 1678.

Gloria de Tarazona. Madr. 1706.

Pablo Miguel de Elizondo, Compendio de los cinco tomos de los añales de Navarra. Pamplona 1732.

Censo español executado de orden del rey comunicada por Conde de Florida blanca, en el año 1787. Madr. 1787.

J. de Zabaleta, El dia de fiesta por la mañana en Madrid. Vol. 1. 2. Madrid 1754.

Mig. de Zabala y Aunon, Miscelanea economico-politica. Madr. 1787.

D. Miguel Ign. Perez Quintero, La Beturia vindicada ó ilustracion critica de su tierra etc. Sevilla 1794.

Cecil. Garcia de Leña, Conversaciones historicas Malaguenas. Malaga 1789.

Vict. Duhamel, Histoire constitutionelle de la monarchie espagnole depuis l'invasion des hommes du Nord jusqu'à la mort de Ferdinand VII. 411 — 1833. Vol. 1. 2. Paris 1845.

C. T. Dandolo, Firenze sino alla caduta della republica. Milano 1843.

Juan Beltran de Guevara, Discursos del origen, principio y uso de la monarchia de Sicilia desde el C de Rogerio, hasta el Rey de Felipe tercero. Valladolid 1605.

J. H. Westphal, die römische Kampagne in topographischer und antiquarischer Hinsicht dargestellt. Nebst 2 Karten. Berlin 1829.

Ces. Balbo, Delle speranze d'Italia. Ediz. 2. Capolago 1844.

Mich. Gius. Canale, Storia civile, commerciale e letteraria dei Genovesi, dalle origini all' anno 1797. Vol. 1. 2. Genova 1844.

Archivio storico italiano. Storia Veneziana di Dan. Barbaro dall' anno 1512 ad 1515. Firenze 1844.

M. Thiers. Histoire du Consulat et de l'Empire. Vol. 1 — 4. Paris 1845.

Jul. Jacquin et Jos. Duesberg, Rueil, le château de Richelieu la Malmaison avec pièces justificatives. Paris 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 5. Dezember.

Nro. 243. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Narrative of the United States Exploring Expedition.

(Schluß.)

Wie sie Wilkes weiter schildert, sind die australischen Eingebornen von mittlerer Höhe, vielleicht ein wenig darunter, von schlanker Gestalt mit langen Gliedmassen. Von ihrer wandernden, unregelmäßigen Lebensart und schlechter Nahrung sind sie außerordentlich mager, und da ihre Magerheit mit einer ungewöhnlichen Vorragung des Bauchs verbunden ist, so hat ihre Gestalt ein unangenehmes Ansehen. Der Gesichtstypus steht zwischen dem afrikanischen und malayischen; die Stirne ist gewöhnlich schmal und hoch, die Augen klein, schwarz und tief liegend, die Nase am obern Theil zwischen den Augen stark niedergedrückt und an ihrer Basis erweitert, was in der Jugend von den Müttern bewerkstelligt wird, indem die ursprüngliche Form eine Habichtsnase ist. Die Wangenbeine sind hoch, der Mund groß, das Kinn häufig zurückweichend. Die Farbe nähert sich gewöhnlich der der Chokolade, einem tiefen Umbra oder röthlich Schwarz und bietet viele Schattirungen dar, bisweilen sieht man Individuen von reinem Blute so hellfarbig als Mulatten. Ihr auffallendstes Unterscheidungskennzeichen ist das Haar, welches dem eines dunkelhaarigen Europäers ähnlich ist, jedoch weicher. Es ist fein, zum Locken geneigt, und giebt ihnen ein ganz verschiedenes Ansehen von dem des Afrikaners, Malayen und des amerikanischen Indianers. Die meisten haben starke Bärte und Schnurrbärte und sie sind behaarter als die Weissen.“

Am 26. Dezember trat Wilkes seinen zweyten Kreuzzug gegen den Südpol an, mit besserm Erfolge als das Erstemal, denn auf diesem gelang es ihm zuerst das Daseyn eines großen antarktischen Kontinents nachzuweisen. Die gewöhnlichen Gefahren von Stürmen und Eisbergen hatte er ebenfalls zu bestehen, die Schiffe wurden von einander getrennt und insbesondere hatte der Pfau sehr gelitten. Die südlichste Breite, die gewonnen wurde, war nah der 67°. Der Porpeß begegnete den französischen Schiffen unter D'Urville's Kommando und wollte mit ihnen in Verkehr treten, allein diese wichen, offenbar aus Neid und Eifersucht, einer Unterredung aus, was Wilkes mit Recht als ein sehr verletzendes Benehmen tadelt, um so mehr, da der französische Kapitän nicht wissen konnte, ob nicht der amerikanische einer Unterstützung bedürftig gewesen wäre. Ueberhaupt giebt der D'Urville'sche Bericht über die französische Südpolar-Expedition häufig eine lächerliche Eitelkeit zu erkennen und seine Ruhmredigkeit sticht widerlich ab von der Anspruchlosigkeit, mit der der amerikanische auftritt. Beide Expeditionen hatten gleiche Gefahren zu bestehen, aber der Amerikaner redet davon wie ein Seeman vor Seinesgleichen; der Franzose dagegen wie vor einem Publikum der Pariser Salons.

In Sidney hatte sich das Geschwader wieder zusammen gefunden und richtete dann seinen Lauf nach Neuseeland, wo es einige Zeit in der Inselbay verweilte, ferner nach Tongatabu (Freundschaftsinseln) uud weiterhin nach den Fidschi-Inseln, über welch letztere sehr umfassende Nachrichten mitgetheilt werden, die vielen Aufschluß über diese bisher wenig bekannte Inselgruppe gewähren.

Die Fidschi-Insulaner schildert Wilkes (III. S. 73) als die wildeste und am meisten barbarische Rasse auf dem Erdboden. Ihre Gestalt ist über Mittelgröße; die Häuptlinge wohlgebaut und muskulös, während die untern Stände wegen strenger Arbeit und dürftiger Nahrung mager sind. Ihre Farbe hält im Allgemeinen das Mittel zwischen der schwarzen und kupferfarbigen Rasse, obwohl es Beyspiele von beyden Extremen giebt, wodurch ihr Ursprung von zwey verschiedenen Stämmen angezeigt wird. Einen von diesen, den kupferfarbigen, hält Wilkes ohne Zweifel für denselben, von dem die Tongesen abstammen; den letzteren kommen sie übrigens an Schönheit durchaus nicht gleich. Bey den meisten ist das Gesicht lang, der Mund groß, die Nase wohlgebildet; doch sind auch die Fälle nicht selten von schmaler und hoher Stirne, platter Nase und dicken Lippen mit breitem kurzem Kinn, gleichwohl haben sie nichts vom Negertypus an sich. Selbst die krause Beschaffenheit des Haares, die fast allgemein ist und auf den ersten Anblick ein sehr charakteristisches Merkmal zu seyn scheint, ist Wilkes geneigt auf Rechnung künstlicher Ursachen zu bringen. Sie richten es zu einer großen Perücke her, deren Haare nach allen Seiten, oft bis zu 8 Zoll, vom Kopfe abstehen. Außer langen buschigen Bärten, welche alle Häuptlinge tragen, ist auch der Körper stark behaart. Dieses Merkmal, sowie das besondere Verhältniß zwischen den Schenkeln und den Waden nähert die Fischi-Insulaner den Weißen mehr als andere polynesische Völker.

Die Religion der Fidschis ist wesentlich von der der hellfarbigen polynesischen Stämme verschieden. Das Menschengeschlecht leiten sie von einem Paare ab, auch haben sie eine Tradition von einer großen Fluth, welche sie folgendermassen schildern (III. S. 82). Nachdem die Inseln durch das erste Paar Menschen bevölkert worden waren, kam ein großer Regen, durch welchen sie alle überschwemmt wurden. Bevor jedoch die höchsten Punkte durch das Gewässer bedeckt wurden, erschienen zwey große Doppelkähne, in dem einen war Rokora, der Gott der Zimmerleute, in dem andern Rokola, sein hauptsächlichster Arbeiter, welche einige Leute aufgriffen und sie so lange im Schiffe behielten, bis die Wasser gefallen waren, worauf sie wieder an der Insel gelandet wurden. Es wird berichtet, daß in früheren Zeiten immer Kähne gegen eine neue Ueberschwemmung in Bereitschaft gehalten worden seyen. Die in solcher Weise geretteten Personen, acht an Zahl, wurden zu Mbenga gelandet, wo ihr höchster Gott zuerst aufgetreten seyn soll. In Folge dieser Tradition nehmen die Häuptlinge von Mbenga ihren Rang vor allen andern ein.

Grausamkeit und Barbarey sind Hauptzüge im Charakter der Fidschis. Menschenopfer sind häufig, auch Menschenfresserey kömmt vor, namentlich der erschlagenen Feinde, doch auch aus bloßem unnatürlichem Verlangen. Mord findet oft statt und wird nicht hoch gebüßt. Auf Malolo wurden ohne weitere Veranlassung zwey von Wilkes Offizieren ermordet, wofür er ihre beiden Städte niederbrannte.

Die Missionäre, die sich auf den Fidschi-Inseln aufhalten, waren anfänglich der Meinung, daß zwischen der Fidschi-Sprache und andern polynesischen keine Verwandtschaft bestünde; eine genauere Bekanntschaft damit hat ihnen jedoch gezeigt, daß sie ebenfalls ein Zweig von dem großen Stamme ist, von welchem sich alle polynesischen Sprachen ableiten.

Nach den Fidschi-Inseln wurden die Sandwich-Inseln besucht, theils um Vorräthe einzunehmen, theils um weitere Nachforschungen anzustellen. Ueber ihren gegenwärtigen Zustand theilt Wilkes sehr ausführliche Nachrichten mit, wovon das Interessanteste uns jedoch schon auf anderem Wege bekannt geworden ist.

Ueber die Entstehung der Koralleninseln und der Riffe, welche die hohen vulkanischen Inseln umgeben, spricht Wilkes (IV. S. 268) eine ganz andere Meinung aus als die bisher gewöhnlich angenommenen. Er hält sie weder für ein Erzeugniß der Korallenthiere, noch findet er Darwin's Vermuthung von einer gleichförmigen Senkung und Wachsthum in Uebereinstimmung mit der Configuration, Ausdehnung und allgemeinen Construction der Riffe. An allen Riffen und Koralleninseln fand Wilkes evidente Zeichen einer fortgesetzten Zerstörung. Korallenblöcke, die jetzt auf der Höhe der Riffe liegen, konnten nicht, wie man annimmt, von der

See hinaufgeschleudert seyn, wogegen ihre Lage und Schwere spricht. Soweit die niederen Koralleninseln durch Bohren und Sondiren untersucht werden konnten, zeigten sie einen Grund von Sand oder was so wird, wenn es angebrochen wird. Die hohen Koralleninseln, welche er untersuchte, boten eine Conglomeratbildung dar, aus compacterem Korall und todten Schalen bestehend, mit verschiedenen Sorten Korallen untermischt, welche augenscheinlich nach Erlöschung des Lebens abgesetzt worden waren. Die zerstörenden Wirkungen der See gaben sich an allen Inseln und Riffen kund, indem sie durchgängig eine abgeriebene Oberfläche zeigten. Einige lebende Korallen werden zwar an der Oberfläche gefunden, aber wenige Zoll darunter ist das Riff jedesmal eine Ansammlung loser Materialien und zeigt keine regelmäßige Korallenstruktur. Wilkes ist der Meinung, daß viele der Koralleninseln, die nunmehr getrennt sind, in entfernten Zeitperioden große zusammenhängende Landstrecken gebildet haben möchten.

Am 5. April 1841 hatte der Kommandant alle seine Ausrüstungen beendigt und richtete nunmehr seinen Lauf nach der nordwestlichen Küste von Amerika. Bereits am 28. desselben Monats war er vor der Mündung des Columbia-Flußes, doch konnte er wegen der furchtbaren Brandung, die sich vom Kap Disappointment bis zur Adam-Spitze in einer Linie ausdehnte, nicht eindringen, zumal da er weder einen Piloten bey sich hatte, noch sonst die Richtung der Einfahrt bekannt war. Er mußte daher ruhigeres Wasser abwarten und um keine Zeit zu verlieren, nahm er deßhalb zuerst die Untersuchung der Straße von Juan de Fuca vor, wo er im Port Discovery vor Anker gieng. Er wurde bald von verschiedenen Indianern besucht, die vom Clalam-Stamm waren. Alle Erwachsenen hatten platt gedrückte Köpfe, die vorn und hinten zusammengepreßt waren, so daß sie die Form eines Keils hatten. Die schiefen Augen der Chinesen waren bey ihnen nicht selten, Habichts- oder römische Nasen waren vorherrschend. Ihr Gesicht hatte etwas Wildes; ihre Kleidung war schlecht und ihr Wohlstand gering.

Von Nisqually aus sandte Wilkes zwey Land-Expeditionen ab, um die Gegenden am Columbia-Fluße in Untersuchung zu nehmen. Der Kapitän selbst begleitete die eine, welche Astoria und Fort Vancouver besuchte. Letzteres ist in sehr blühendem Zustande, als der Hauptort der Hudsonsbay-Compagnie. Nach beendigten Untersuchungen der Straße von Juan de Fuca segelte Wilkes nach Kap Disappointment, wo er erfuhr, daß der Pfau, der von Oahu aus seine Richtung über die Ellice- und Kingsmill-Inseln im polynesischen Archipel genommen hatte, an der Bank des Columbia-Flußes gestrandet wäre. Zum Glück gelang es Wilkes ein neues Schiff zu kaufen, dem er den Namen Oregon beylegte. Sowohl zu Wasser als zu Lande wurden nun Untersuchungen des Columbia-Flußes und seiner Umgebungen so wie der benachbarten Küsten unternommen, und eine Abtheilung zu Lande nach S. Francisco in Obercalifornien abgeschickt, während gleichzeitig zu Schiffe die Küsten dieses Landes besucht wurden. Californien wurde in größter Anarchie befunden und gieng mit schnellen Schritten seinem Verfalle entgegen.

Von hier aus wurde nun die Rückfahrt nach der Heimath angetreten, und zwar nicht um das Kap Horn herum, sondern über die Sandwichinseln, Manilla, Sulu, Singapore und das Kap der guten Hoffnung. Am 10. Juni 1841 landete Wilkes im Hafen von New York.

Den Beschluß der Reisebeschreibung macht eine Abhandlung über die Richtung der Meeresströme und die durch selbige bedingte Frequenz in der Verbreitung der Walle (des Pottfisches und eigentlichen Wallfisches), indem letztere hauptsächlich in solchen Bezirken, whaling grounds genannt, sich beysammen finden, wo ihnen durch die Meeresströmungen ihr Futter am reichlichsten zugeführt wird. Eine Karte ist beygegeben zur Veranschaulichung dieser Strömungen und Wallfisch-Bezirke.

Wir scheiden von dem Verfasser dieser Reisebeschreibung mit dem Ausdrucke unserer Hochachtung, die uns sowohl die Bedeutsamkeit seiner Entdeckungen, als die ehrenwerthe humane Gesinnung, die er in allen Fällen bewiesen, eingeflößt hat.

camporum planities (p. 536). Alles andere ist nicht im Style der Heidenheimer Nonne. Welche Einfachheit herrscht selbst bey der Unbeholfenheit der Verfasserin des Hodoeporicon durch ihre ganze Schrift im Gegensatze zur vita Wunibaldi, woselbst eine förmliche Jagd auf Phrasen gemacht ist. Man sehe p. 522, 523, 524, 525, 527, 528, 540. Bis auf den Anfang, der gewiß auch nicht ohne Interpolation auf uns gekommen, ist uns höchst wahrscheinlich die ursprüngliche Fassung von Wunibalds Leben aus der Feder der Heidenheimer Nonne verloren. Dieß Resultat, abweichend freylich von jenem, welches Hr. S. gewonnen, stellt sich aus unserer Vergleichung der drey vitae heraus und unbedenklich nehmen wir die erste und älteste aller Lebensbeschreibungen des h. Bonifacius als aus dem Schreibrohre des Willibald von St. Viktor bey Mainz geflossen an.

Den Handschriften der vita Bonif. sind noch zwey Münchener beyzuzählen, welche, wie im Oberbayrisch. Archiv, Bd. I. Hft. II. p. 155 behauptet ist, von Pertz nicht benutzt worden seyn sollen. Der eine Codex ist aus Freising, in der 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts, der andere aus dem Kloster Benediktbeuern im 10. Jahrhundert geschrieben.

Hr. S. berichtet ferner über des Anonymus aus Utrecht Biographie, über jene des Fuldaer, dann Hirschauer Mönches Ruthard, Ratbots von Utrecht, eines Anonymus vielleicht aus Münster und endlich über den bedeutendsten nach Willibald, über Othlo. An diese bonifacischen Biographien reiht er dann weiter die Lebensbeschreibungen der Freunde, Mitarbeiter und Schüler des Heiligen an, wie Willibrord, Sturm, Gregor, Willibald, Wunibald, Burchard, Wigbert, Lioba, Virgil, Alto und Pirmin.

Zu III. „Concilienacten, Capitularien und Annalen" gehört noch aus dem 3. Bande der Pertzschen Monumenta S. 16 — 23 hierher.

„Bearbeitungen und Hilfsmittel". Von den Centuriatoren bis auf Schmerbauch (1829 und des Bischofs von Fulda im J. 1834 zu Coblenz erschienenem Gedicht ist Alles aufgezählt, was über diesen Gegenstand handelt.

Nachdem Hr. S. im 1. Kapitel zuvörderst Geburtsort (Kirton in Devonshire) und Jahr (muthmaßlich 680), sowie den Stand der Aeltern des Bonifacius (von angesehenen, die ihn sorgfältigst erziehen ließen; vorzügliche Zärtlichkeit bewies ihm sein Vater) untersucht und möglichst festgestellt, erzählt er Winfrids Jugendgeschichte seit seinem 4. oder 5. Jahre, und wie er bereits in so zartem Alter den Gedanken gefaßt, ins Kloster zu gehen, zu großer Betrübniß seines Vaters, welchen indessen eine schwere Krankheit dahin vermochte, daß er sich des Sohnes Wunsche fügte. Winfrid begab sich mit Empfehlungen an den Abt Wolfhard in das Kloster Ad Escancastre (Exter) und wurde, nach üblicher Anfrage bey den Klostergeistlichen, unbedenklich dort aufgenommen. Hier verlebte er seine Jugend im eifrigen Lernen und nahm bald dergestalt an Kenntnissen zu, daß seine Begierde nach höherem Wissen an seinem bisherigen Aufenthalt keine Befriedigung mehr fand. Nun wählte er mit Genehmigung des Abtes und seiner Genossen das Kloster Nhutscelle in Southamptonshire, wo er unter dem Abte Winbrecht seiner weiteren Ausbildung in Grammatik, Metrik und der heiligen Geschichte mit solcher Auszeichnung oblag, daß seine Fortschritte das höchste Erstaunen erregten und ihm bald allgemeinen Ruhm erwarben. Den berühmten Beda, von dessen Gelehrsamkeit er erst auf deutschem Boden hörte, hat er nicht persönlich gekannt. Frühzeitig wurde dem Winfrid wegen seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit eine Klosterschule anvertraut und sein Ruf als Lehrer zog Schüler auch aus fernen Klöstern herbey. Seinen Unterricht in den heiligen Schriften suchte er vornehmlich fruchtbringend fürs Leben zu machen. Dieser Ruf kam ihm nachmals bey seinen Bestrebungen in Deutschland trefflich zu statten, als er sich, um Mitarbeiter für sein erhabenes Werk zu gewinnen, nach seinem Vaterlande wandte. Willig folgten sie der Aufforderung eines so vortheilhaft gekannten Mannes auf die neue Bahn; denn, so glaubten diese fest, was Er beginne, das müsse gedeihen. So erreichte er sein 30. Jahr, nach dessen Vollendung erst er sich zum Priester weihen ließ. Unter der Regierung König Ina's ward ihm auf den Vorschlag der Synode im J. 710 der ehrenvolle Auftrag ertheilt, die Synodalbeschlüsse dem Erzbischof von Canterbury zur Genehmigung zu überbringen; eine Sendung, die er zur großen Zu-

Gelehrte Anzeigen

München. **herausgegeben von Mitgliedern** **6. Dezember.**

Nro. 244. **der k. bayer. Akademie der Wissenschaften.** **1845.**

Vergleichend-anatomische Untersuchungen über das innere Gehörorgan des Menschen und der Säugethiere von Joseph Hyrtl, mit 9 Kupfert. Prag 1845. 4.

Dieses Werk zeichnet sich, wie schon der Name des Hrn. Verf. vermuthen ließ, durch große Genauigkeit und umfangsreiche Untersuchung so wie durch klare Darstellung der wichtigen Resultate aus, wodurch es unter den literarischen Erscheinungen unserer Zeit im Gebiete der Physiologie und ihrer Hülfswissenschaften einen der ersten Plätze einnehmen dürfte.

Untersuchungen über das innere Gehörorgan sind immer, wenn man sie einigermaßen etwas ausgedehnt vornehmen will, sehr mühsam, zeitraubend und kostspielig. Weniger noch gilt dieses für derartige Untersuchungen an Fischen, Amphibien und Vögeln, weil bey ihnen das innere Gehörorgan leichter zugänglich ist, dieses im Ganzen wenigeren Abweichungen unterworfen ist, daher auch die Untersuchungen minder ausgedehnt zu seyn brauchen und die Thiere dieser Klassen meistens leichter und wohlfeiler zu haben sind. Ganz anders verhält es sich mit den Säugethieren. Bey ihnen wie bey dem erwachsenen Menschen liegt das innere Gehörorgan (meistens) in der härtesten Knochenmasse so eingeschlossen, daß es zu den schwierigsten anatomischen Präparationen gehört, dasselbe, ohne ausgedehnte Zerstörungen an ihm anzurichten, darzustellen. Sehr groß und mannigfaltig sind die Formverschiedenheiten in diesem Organe bey Säugethieren: daher auch sehr viele Untersuchungen erforderlich werden, um nur die Hauptformen herauszufinden, in welcher das innere Gehörorgan bey Säugethieren auftritt. Viele Säugethiere stehen überdieß noch in sehr hohem Preise, wie Monotremen, Walle ꝛc., wodurch denn auch die Lösung der Aufgabe, welche sich der Verf. vorgesetzt hat, mit großen Unkosten verbunden ist.

Aus dieser kurzen Beleuchtung dürfte es Jedermann erklärlich seyn, warum wir bisher wohl ziemlich gut über den Bau des inneren Gehörorganes der drey niederen Wirbelthier-Klassen unterrichtet waren, von der Beschaffenheit dieses Organes bey den verschiedenen Formen von Säugethieren aber nur sehr einzelne Beobachtungen besaßen. Diesem Mangel hat nun Hyrtl durch obenstehendes an Inhalt und Ausstattung prachtvolles Werk abgeholfen.

Die erste Abtheilung des Werkes behandelt die Paukenhöhle, über deren Zusammensetzung, die bereits von mehreren namhaften Autoren untersucht ist, der Verf. nur einige Thatsachen mittheilt, nachdem er zuvor eine mehr aphoristische Darstellung ihrer Verschiedenheit bey den verschiedenen Säugethieren gegeben hat.

Hierauf folgt eine genaue und kurze Zusammenstellung der charakteristischen Merkmale der Paukenhöhle der Affen, der Lori und Maki, der Chiropteren, der Insektenfresser, der reissenden Thiere und Fleischfresser mit Schwimmfüßen, der Wiederkäuer und Einhufer, der Dickhäuter, der Beutelthiere, der Nager, der Springmäuse, der Edentaten, der Cetaceen.

Hieran reiht sich ein wichtiger Paragraph über Osteophyten der Paukenhöhle. Unter dieser Benennung versteht der Verf. Knochenauswüchse, die bey gewissen Thieren mit geräumiger Paukenhöhle

in dieser oder in ihrer Nebenhöhlen sich finden, bey ganz jungen Thieren fehlen, aber schon im Laufe des ersten Lebensjahres sich entwickeln, im fortschreitenden Alter sich mehren und häufen und dabey in so regelmäßigen Größen- und Lagerungsverhältnissen auftreten, daß man sie als functionell bedeutungsvoll betrachten muß.

Am entwickeltsten sind sie in der hinteren Abtheilung der Bulla des Löwen, wo sie als birn- oder keulenförmige Auswüchse, mit meistens sehr dünnen Stielen versehen auftreten und oft unter einander durch Knochenfäden in Verbindung stehen und eine eigenthümliche Anordnung zeigen. Sie sind zum Theil solid, zum Theil haben sie lamellösen Bau. Kleiner und auch anders geformt kommen solche Osteophyten beym Tiger, beym Edelhirsch und Elen, beym Pampashaasen, bey den größeren Arten von Bathyergus, bey Proteles und besonders bey der Giraffe vor.

Der nächste Paragraph liefert eine Abhandlung über die Steigbügel-Arterie, welche der Verf. als konstant vorkommend beym Menschen entdeckt, wo sie sogar manchmal wie bey einigen Thieren von einem knöchernen Kanale umschlossen wird, welcher mit ihr zwischen die Steigbügelschenkel hindurchläuft. Besonders genau schildert der Verf. ihren Verlauf bey Erinaceus, Centetes, Tupaja, Talpa und den meisten übrigen Insectivoren, läugnet aber, daß sie in einer Beziehung zum Winterschlafe stehe, da es ihm wahrscheinlicher ist, bey diesen Thieren werde der Stärke ihrer Kaumuskeln wegen die Blutbahn nothwendigerweise auf andere Wege geleitet, als bey andern Thieren. Durch das Pulsiren der genannten Aterie müßte zwar dem Steigbügel beständig Schall mitgetheilt werden, der jedoch der Gewohnheit wegen das feine Gehör dieser Thiere eben so wenig benachtheiligen dürfte, wie den Müller der Lärm seiner Gänge.

In Beziehung auf die Schallleitung durch die Luft der Paukenhöhle und die Eustach'sche Trompete beweiset der Verf. an einer Reihe von Thieren, daß die Natur Alles aufgeboten habe, um dem runden Fenster eine Stellung anzuweisen, in der es möglichst wenig von den directen Oscillationen der Luft der Trommelhöhle und noch weniger der der Eustach'schen Trompete affizirt werde. Das scharfe Hören mancher Thiere kann daher nicht aus dieser Leitung erklärt werden.

Das foramen Ririni kommt nach des Verf. Erfahrungen weder bey Menschen noch bey Säugethieren vor. Er erklärt es als ein Produkt, welches durch die Präparationsweise des Trommelfells entsteht, aber normaler Weise und bey sorgfältiger Untersuchung niemals sich findet.

Die zweyte Abtheilung des Werkes handelt über die Gehörknöchelchen.

Man findet bey allen Säugethierrn wie bey dem Menschen drey Gehörknöchelchen, welche aber an Form ungemein wechseln und auch dadurch sich auszeichnen, daß Hammer und Ambos bey manchen Thieren (Echidna, mehreren Nagern ꝛc.) normaler Weise mit einander verwachsen. Der Linsenknochen ist nie ein für sich bestehender Knochen, fehlt bey gewissen Ordnungen ganz und ist, wo er vorkommt, durch Synostose mit dem Ambose so fest verbunden, daß er als ein integrirender Bestandtheil des Amboses zu nehmen ist. Gerne, aber nur als Folge des Alters tritt bey mehreren Edentaten auch Anchylose des Steigbügels mit dem Ambose oder mit dem ovalen Fenster ein.

Bey Chrysochloris wollte Rudolphi einen neuen vierten Gehörknochen gefunden haben, den auch Otto bestätigte. Hyrtl aber läugnet seine Existenz geradezu und reduzirt die Angabe obiger Autoren auf eine irrige Betrachtung des Kopfes des Hammers, welcher bey diesen Thieren ganz ungewöhnlich verlängert ist.

Hierauf folgt eine Beschreibung der verschiedenen Formen, in welchen bey den Säugethiergattungen und Arten die Gehörknöchelchen auftreten, nebst vorkommenden Abnormitäten an denselben und Größenbestimmungen.

In Beziehung auf die Schallleitung durch Gehörknöchelchen nimmt der Verf. an, daß Excursionen des Steigbügels nicht vorkommen können, daß der Hammer die Verdichtungswellen des Trommelfelles übernehme, für Beugungsexcursionen aber ein mechanisches Hinderniß abgebe, daß ferner, je größer die Oberfläche der Gehörknöchelchen ist, desto stärker auch die Luft der Trommelhöhle durch den in sie übergehenden Theil der Schwingungen von den Gehörknöchelchen aus erschüttert werde, wodurch die

physiologische Bedeutung großer und kleiner Gehörknöchelchen (deren Dimensionen gar nicht von der Größe des Thieres, sondern von der Schärfe seines Gehöres abhängt) sich herausstelle.

Die dritte Abtheilung des Werkes liefert weitaus die verdienstvollsten Untersuchungen, nämlich die über das Labyrinth.

Zur Darstellung des Labyrinthes erwachsener Menschen und Thiere bediente sich der Verf. folgender Methode. Er macht in das Felsenbein einige Löcher oder Einschnitte, welche die halbkreisförmigen Kanäle nach außen öffnen sollen, damit bey der später erfolgenden Injection die Luft des Labyrinthes entweichen könne, dann injicirt er eine aus Wachs, Harz und Bleiweiß bestehende Masse mittelst eines an den Mund angesetzten Glasrohres durch die fenestra ovalis in den erwärmten Felsenknochen bis die Masse durch die künstlich angelegten Oeffnungen hervorquillt, legt dann den Knochen in eine Mischung aus 6 Theilen Salzsäure und 1 Theil Wasser und läßt darin die Knochensubstanz sich auflösen. Es bleibt dann ein vollkommener Abguß des Labyrinthes zurück, der um seine Sprödigkeit und Zerbrechlichkeit etwas zu mindern, mit einem Ueberzuge von Hausenblasen versehen wird. Diese Abgüße sind solid. Man kann sie aber auch leicht hohl sich verschaffen, wenn man nach geschehener Injection den Knochen über eine Weingeistflamme hält und die Injectionsmasse durch die angelegten Oeffnungen größtentheils ablaufen läßt. Es bleibt dann an den Wandungen des Labyrinthes nur eine sehr dünne Wachsschichte zurück, die durch Corrosion wie der solide Abguß erhalten werden kann.

Die auf solche Weise dargestellten Labyrinthe aller Ordnungen von Säugethieren zeigten in allen Theilen Uebereinstimmung mit dem Typus der im menschlichen Gehörorgane vorgezeichnet ist. Alle Theile, die bey letzterem sich finden, zeigen sich auch wieder bey den Säugethieren, nur mit mancherlei Formabweichungen. Hievon machen bloß die Monotremen eine Ausnahme: bey ihnen vereinfacht sich die Schnecke und nähert sich der Form des Schneckenrudimentes bey Vögeln. Auch die Verbindung des Labyrinthes mit der mittleren Sphäre des Gehörorganes ist mit Ausnahme des Orycteropus bey allen von dem Verf. untersuchten Säugethieren analog mit der Weise, welche beym Menschen vorkommt.

Hierauf folgt genaue Beschreibung der bogenförmigen Röhren, ihrer Verschiedenheiten, theils als Variationen, theils in den verschiedenen Altersstufen des Menschen, ihre Zahlangabe, die bey allen Säugethieren ohne Ausnahme auf drey sich herausstellt, ihre Veränderungen in der Stellung und Mächtigkeit bey verschiedenen Säugethieren, wobey Messungen an 29 Säugethieren angegeben werden, ihre Krümmungslinie und Beschaffenheit der Ampullen. Die Verschiedenheiten der Schnecke, ihre Größe, Zahl der Windungen, Höhe und Breite, Axenrichtung und Verhältniß der Scalen, Verhältniß der lamina spiralis primaria und secundaria liefern die nächstfolgenden Paragraphe.

Die beyden Wasserleitungen, nämlich der aquaeductus cochleae und vestibuli verdienen diese Benennung nicht. Der Verf. weiset durch viele an Menschen- und Säugethier-Gehörorganen gemachte Injectionen nach, daß sie nur Knochen-Kanäle sind, welche in ihnen gelegene kleine Venen aufzunehmen die Bestimmung haben. In der scala tympani läuft eben so wie in der scala vestibuli eine kleine, jedoch nicht kapillare Vene in Spiraltouren um den modiolus herum. Beyde Venen sind durch die lamina spiralis von einander getrennt, anastomosiren aber durch kurze Verbindungszweige, die in eigenen Furchen des Modiolus unter der Anheftungsstelle der lamina spiralis von einer Vene zur andern gehen. Die vena scalae vestibuli nimmt noch eine aus dem recessus hemisphäricus durch die Vorhofsöffnung der Schnecke herbeykommende Vene auf und biegt sich unter der Basis des Spiralblattes zur vena scalae tympani herunter, mit welcher sie verschmilzt, worauf der gemeinschaftliche Stamm durch den aquaeductus cochleae zur Jugularvene geht.

Die vena aquaeductus vestibuli entsteht durch die Vereinigung so vieler kleiner Venenstämmchen, als es Oeffnungen der Bogengänge gibt. Diese nehmen kapillare Zweigchen aus dem alveus communis auf, convergiren gegen die Furche, die zum aquaeductus vestibuli leitet und verschmelzen daselbst zu einem Stämmchen, welches durch den aquaeductus vestibuli zur hinteren Fläche der Py-

ramide tritt, wo es in eine kleine Vene der harten Hirnhaut übergeht, und durch diese sein Blut in den Bulbus der Drosselvene abgiebt, oder direct in den sinus petrosus posterior einmündet.

Die Entdeckung dieser Venen dürfte dem Hrn. Verf. zur großen Ehre gereichen, weil dadurch die Bedeutung der früher als Wasserleitung bekannten Knochengänge auf einmal klar geworden ist, und die Theorie des Hörens, wenn auch nur durch Verstopfung eines Irrweges, der Wahrhaftigkeit um einen bedeutenden Schritt näher gelangte.

In Beziehung auf Schall-Leitung im Labyrinthe betrachtet der Verf. die häutigen canales semicirculares als nervenlose daher auch empfindungslose Gebilde, welche nur zur Schall-Leitung bestimmt sind und diesen Dienst desto mehr leisten je größer sie sind. Daher stehen große Bogengänge mit feinem Gehöre in gerader Beziehung und oft scheinen sie sogar die Schnecke einigermaßen zu ersetzen, da sie bey Thieren, wo die Schnecke sehr klein zu seyn pflegt, meistens im Verhältniß viel größer sind als bey anderen.

Um dem Leser einen Begriff von dem Umfange der mühevollen Untersuchungen des Verf. zu verschaffen, möge das Verzeichniß der Thiere folgen, von welchen er das Labyrinth gemessen hat. Sie sind folgende:

Orang-Utang.
Simia troglodytes.
Cynocephalus ursinus.
Stentor seniculus.
Stenops gracilis.
Pteropus edulis.
Rhinolophus ferrum equinum.
Erinaceus europaeus.
Centetes ecaudatus.
Chrysochloris capensis.
Talpa europaea.
Felis Leo.
„ tigris.
Ursus labiatus
Phoca vitulina.
Trichecus rosmarus.
Equus caballus.
Hippopotamus amphibius.
Elephas africanus.
Rhinoceros indicus.
Phacochoerus Aeliani.
Babirussa.
Hyrax capensis.
Bos taurus.
Camelopardalis giraffa.
Ovis aries.
Camelus dromedarius.
Moschus javanus.
Coelogenys Paca.
Hydrochoerus capybara.
Lepus timidus.
Sphiggurus insidiosus.
Helamys caffer.
Cricetus frumentarius.
Myopotamus coypus.
Myrmecophaga jubata.
Dasypus Peba.
Bradypus didactylus.
Halmaturus giganteus.
Manatus australis.
Delphinus tursio.
Monodon monoceros.
Balaena mysticetus.
Physeter macrocephalus.
Balaenoptera rostrata.
Ornithorrhynchus paradoxus.
Echidna hystrix.

In den von Bruch in Nürnberg gestochenen Tafeln sind außer den zahlreichen Labyrinthen noch von 50 Säugethieren die Gehörknöchelchen, wo nöthig in verschiedenen Ansichten abgebildet, dann noch besonders eine Reihe von Steigbügeln, ebenso eine Reihe von Columellen verschiedener Vögel und Amphibien. Erdl.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 9. Dezember.

Nro. 245. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Nach seinem Leben und Wirken geschildert von J. Ch. A. Seiters, katholischem Pfarrer in Göttingen. Mainz 1845. gr. 8. Titel, Vorrede und Inhaltsanzeige XIV S. Text 578 S.

Hr. S. trachtet Zweyfaches zu erreichen: das Reinhistorische zu schildern, aber auch die religiöse Betrachtung daran zu knüpfen. Dem Historiker mag wohl von vorn herein die bescheidene Frage erlaubt seyn, ob nicht diese Doppelbestimmung seines Werkes der Biographie als solcher d. h. als einem rein historischen Producte in der Art nachtheilig werden dürfte, daß die dabey angebrachten religiösen Betrachtungen eine gewisse Breite der Darstellung unvermeidlich machen? — Indessen, Jeder auf seine Weise! Und dieß mag hier um so eher gelten, wenn man gewahrt, welcher Schmerz Hrn. S. deßhalb befällt, daß das Bild unsres Apostels so vielfach entstellt und von unwürdigem Staube der Zeit verdunkelt ist, verdunkelt von einem der Kirche feindseligen Sinn. Sohin gehört es vorzüglich mit zu seiner Aufgabe, einem solchen, die hohe Ehre des Heiligen anfeindenden, in den Staub herabziehenden und gänzlich mißkennenden Geiste entgegen zu treten und dessen Angriffe gebührend abzuweisen. — Des unterzeichneten Berichterstatters Augenmerk wird begreiflich nur auf Historisches, und insbesondere auf einzelne wichtige Punkte der bayerischen Geschichte gerichtet seyn.

Vergeblich sehen wir uns in der neuesten deutschen Geschichtsliteratur nach einer den kritischen Anforderungen entsprechenden Biographie des Apostels der Deutschen um; erst die vorliegende Leistung des Hrn. S. kann als eine im Ganzen und Großen gelungene Lebensgeschichte anerkannt werden. Er hat das großartige Walten seines Heiligen in seiner vollsten Bedeutung mit Begeisterung erkannt, und mit Liebe und Eifer, aber auch mit Gründlichkeit dargestellt.

Das Letztere ersieht man gleich aus dem Abschnitte: „Quellen-, Bearbeitungen und Hülfsmittel," welcher der eigentlichen Biographie einleitend vorangestellt ist.

Er beginnt mit der vorzüglichsten Quelle, mit den

I. „Briefen," von denen er richtig bemerkt, daß sie leider! noch immer nicht kritisch bearbeitet seyen; er giebt eine kurze Geschichte der Sammlung dieser Briefe seit Abt Egbert (1048 — 1058) und Othlo bis auf Baronius, Letzner, Serrar und Würdtwein herab, so wie eine Aufzählung der vorhandenen Handschriften und ein Urtheil über den Werth dieser Briefe. Auf diese vorzüglichste Quelle des Lebens und Wirkens des Bonifacius läßt Hr. S. die

II. „Lebensbeschreibungen" folgen, von denen er 6 aufzählt, an deren Spitze jene Biographie steht, welche als die Grundlage aller übrigen zu betrachten ist und die, nach Othlon, der heil. Willibald selbst gefertigt hat (Pertz II, 357. „Bonifacii vitam praecipuo quidem atque laudabili elegantique, utpote Sancti Wilibaldi Stilo antiquitus editam, sed in locis quibusdam ita infirmo intellectu obscuram, ut difficile pa-

teat, quo oratio tendat etc.“). Zwar seit Henschen hat man den ersten Eichstätter Bischof Willibald als Auctor dieser Bonifacischen Lebensbeschreibung beanstandet, ja geradezu in Abrede gestellt und dafür einen Priester Willibald von St. Victor bey Mainz als deren Verfasser genannt; allein die hiefür beygebrachten Gründe werden vom Hrn. S. weitläufig widerlegt und nachgewiesen, daß ungezweifelt der h. Willibald von Eichstätt der Verfasser der Vita Bonifacii sey. Ein vorzügliches Argument für seine Behauptung findet Hr. S. in der Stilähnlichkeit und Gleichheit der Vita Willibaldi und Vita Wunibaldi mit der Vita Bonifacii. Nach gewöhnlicher Annahme sind beyde Vitae Willibaldi und Wunibaldi von einer Heidenheimer Nonne, einer Verwandten der beyden Heiligen, abgefaßt und zwar in der Art, daß Willibald dieser Nonne alles in die Feder dictirt habe.

„Nun ist aber schon bey einer oberflächlichen Vergleichung dieser beyden Vitae mit der des h. Bonifacius unverkennbar, daß derjenige, welcher die beyden ersten dictirte, kein anderer gewesen seyn könne, als der Verfasser der letztern, und daß die ersteren, was den Ausdruck und die Einkleidung betrifft, nur eine Nachbildung der letzteren waren.“ (Es folgen nun Nachweise, alsdann heißt es weiter) „Wie wäre dieß möglich, wenn nicht derselbe Willibald, welcher der Nonne in Heidenheim in die Feder dictirte, auch die Vita des h. Bonifacius verfaßt und sie seiner Verwandten in Heidenheim mitgetheilt hätte? Von einem unbekannten Priester in Mainz geschrieben, würde sie schwerlich schon damals in den Händen der Nonne von Heidenheim gewesen und noch weniger so durchweg zum Muster ihrer Nachbildung gewählt seyn.“

Die angestellte Vergleichung obiger vitae hat den Berichterstatter zu einem von Hrn. S's. Resultaten verschiedenen Ergebniß geführt, welches sich kürzlich so fassen ließe.

Für den Mainzer Priester Willibald von St. Victor als Verfasser der Biographie des Bonifacius spricht noch immer der Ausdruck in der Vita Bonif. bey Pertz II.. 348. „Et duos bonae industriae viros ad ordinem Episcopatus promovit (Bonif.), Willibaldum et Burghardum etc.“ — Der heil. Willibald sollte seine Demuth soweit hintangesetzt haben, daß er 1) sich selbst mit seinen Genossen Lob gespendet und noch obendrein 2) diesen seinen Genossen den ersten Platz hinweggenommen, an welchen er sich gesetzt? Wahrlich, diese wenigen Worte reichen allein hin, den Glauben an des heil. Willibalds Autorschaft der vita Bonifacii mächtig zu erschüttern! Ist es doch gegen die ganze Denkweise der Männer jener Zeit, sich selbst zu loben und sich primo loco zu stellen. Dieß im Auge behaltend, fällt uns jene Stelle aus dem XI. Jahrhundert bey Pertz II. 357, col. 2. (vergleiche S. 331 des Vorworts) ein:

„Postea igitur Willibaldus vitam conversationemque viri Dei necnon et passionem quia adhuc multi supererant qui eidem passioni interfuerunt, conscripsit, in loco qui dicitur sancti Victoris ecclesia, in conclavi unius cubiculi primitus in ceratis tabulis, ad probationem domni Lulli et Megingaudi; et post eorum examinationem in pergamenis rescribendam, ne quid incaute vel superfluum exaratum appareret. Supradicta autem S. Victoris ecclesia, extra murum Mogontiae sita etc.“

Dieser Willibald von St. Victor bey Mainz, der hier unter Lull's und Megingaud's Prüfung seine Vita Bonif. geschrieben, muß doch kein ganz obscurer Mönch gewesen seyn, weil ihn obige 2 Bischöfe zur Abfassung dieser Vita Bonif. aufgefordert und weil sie deren Durchsicht übernommen. Dann wird Hr. S. ferner nicht in Abrede stellen können, daß, wenn Lull und Megingaud dem Willibald das Werk auftrugen, sie wohl mit dem gefertigten keine andere Absicht hatten, als daß dasselbe zur Erbauung ihrer Diöcesanen dienen und daher in vielen Abschriften verbreitet werden sollte. Gewiß wuchs auf die Nachricht, daß die Vita des allerwärts gefeyerten Bonifacius unter Aufsicht und auf Befehl zweyer so ausgezeichneter Bischöfe gefertigt worden sey, überall die Begierde, dieselbe bald abschriftlich zu besitzen. Daher die zeitige Verbreitung dieser Vita Bonif. in allen Theilen der Mainzer Erzdiöcese, also wohl auch nach Heidenheim.

Allerdings findet zwischen dieser Vita Bonif. — die innerhalb der Jahre 755 — 768 geschrieben worden ist, — und den Vitae Willibaldi und Wunibaldi eine große Aehnlichkeit statt in Bezug auf Eingang, Jugendgeschichte, Reisen, Besuch der Kirchen, Beten am Grabe der Apostelfürsten; aber

diese Vita Bonif. ist die ältere und schwebt, wie es Hr. S. selbst erkennt und sagt, den beyden übrigen als Muster vor. Die Diction der Vita Bonif. ist ferner von der Art, daß man leicht die in den angelsächsischen Klosterschulen erlernten und dort üblichen Wendungen daran erkennen kann; es ist der diesen Klosterschulen eigenthümliche Styl, wie ihn jene Briefe der bonifacischen Sammlung, die aus England von Engländern oder Engländerinnen geschrieben sind, im reichlichen Maße zeigen. Haben wir die in Frage stehende Vita Bonif. die ältere und das Vorbild der 2 andern genannt, so muß noch das Verhältniß der Vita Willibaldi zur Vita Wunibaldi bestimmt werden. Die erstere geht der Letzteren dem Alter nach vor; sie ist eigentlich eine bloße Jugend- und Reisegeschichte Willibalds bis zu dessen Beförderung zum Bisthum, sein Wirken als geistlicher Oberhirte ist sehr kurz geschildert und obwohl Willibald immer in dieser Vita als sanctus, beatus aufgeführt erscheint, so ist doch von seinem Tode darin keine Rede. Zweymal versichert die Heidenheimer Nonne mit Angabe des Tages und Ortes, dasjenige, was sie geschrieben, habe ihr der Heilige selbst erzählt. (Nono Kalendas Julii pridie ante solstitia die p. 483 Edit. H. Canis. Lect. antiqq. IV. P. II. Ingolstdt., 1603. 4., und p. 511 non ab alio reperta, nisi ab ipso (Willib.) audita et ex illius ore dictata perscripsimus in monasterio Heidenheim, testibus mihi Diaconis ejus et aliis nonnullis junioribus ejus, und p. 483 sicut ipso vidente et referente, de oris sui dictatione audire et nihilominus scribere destinavimus, duobus diaconibus testibus, mecumque audientibus etc.) Was nun der h. Willibald erzählt und was die Nonne seiner Erzählung nachgeschrieben, das liegt so klar vor, daß kein Zweifel darüber aufzukommen vermag. Es ist, wie gesagt, Willibalds Jugendgeschichte, die weitläufige Reise nach dem Orient und wieder zurück nach Monte Cassino, Rom, Bayern, Eichstätt, zur Bischofsweihe auf die Salzburg und von da nach seinem neuen Bisthum. Daß Willibalds Wirken als Bischof in demselben nicht nach Willibalds Erzählung ist, diesen Beweis erläßt mir wohl Hr. S. —

(Fortsetzung folgt.)

Recherches sur l'anatomie, la physiologie et l'embryogénie des Bryozaires qui habitent la côte d'Ostende par P. J. van Beneden. Bruxelles 1845. 4. avec 3 pl.

Von den eben benannten Polypen wählt der Verfasser die Gattung lagenella, welche er, um eine Verwechslung mit der gleichnamigen Monade zu vermeiden, mit dem Namen Laguncula belegt, zum Gegenstande seiner Untersuchung.

In der vorangehenden Darstellung der Anatomie dieser niedlichen Thiere findet sich viele Analogie mit von anderen Forschern wie Farre, Dumortier ꝛc. bekannt gemachten Verhältnissen bey verwandten Polypen. Der Digestionsapparat zerfällt in vier Abtheilungen: Mundhöhle, Schlund, Magen und Darm. Erstere ist ziemlich geräumig und lang, beginnt zwischen den Fangarmen und ist durch eine ziemlich starke Einschnürung vom Schlunde abgetheilt. Letzterer besitzt meistens wie der Magen eine gelblich-bräunliche Farbe mit dunkleren in seinen Wandungen sitzenden Kügelchen versehen. Der längliche Magen zieht sich nach abwärts in einen Blindsack aus, nach oben kommt aus ihm der Darm hervor, der neben dem Schlunde aufwärts läuft und unter dem Fangarmkranze nach außen mündet. Der ganze Darmkanal ist sehr durchsichtig und besonders der Magen in beständiger Bewegung begriffen, durch welche er eine wirkliche Pressung auf die in ihm enthaltenen Nahrungsmittel ausüben kann. Wo der Magen in den Darm übergeht, hat er an seiner inneren Fläche in einem Halbmonde beysammen stehende Flimmerhaare, welche dazu dienen, die Nahrungsmittel keinen Augenblick in Ruhe zu lassen.

Als Respirationsorgane sind hier wie bey den verwandten Thieren die Tentakeln zu betrachten, die jedoch dadurch ausgezeichnet sind, daß sie keine Contraction erkennen lassen, sondern nur in ihrer Gesammtheit in den Leib des Thieres zurückgezogen werden können, ohne in ihrer Längenausdehnung eine Veränderung zu erleiden. Jeder Tentakel hat aber zwey Muskeln für sich: einen abductor und einen adductor.

Eichstädt unter den Neueren Streit entstanden, so bleibt doch gewiß, daß ihre Gründung Niemand läugnet. Dies ist aber mit Erpesfurt nicht der Fall, indem die Erhebung dieser Stadt zum Bischofssitz fast durchweg von Eckhart, Kremer, Wenck ꝛc. in Abrede gestellt wird. Hr. S. geht nun an die Beweisführung: Erpesfurt sey wirklicher Bischofssitz gewesen*). Er erzählt hierauf die Gründung des Bisthums Buraburg für das Land der Hessen, wobey aus Falkenheiner's Geschichte hessischer Städte und Stifter die anziehende Beschreibung der Oertlichkeit Buraburg's gegeben ist und giebt Nachricht über Witta den ersten, sowie Megingoz den zweyten Buraburgischen Bischof, der zugleich Abt im Kloster Fritzlar war und dessen Sitz von Buraburg nach Fritzlar verlegt wurde. Die Gründe, weßhalb Erfurt, Burabnrg und Fritzlar nicht auf die Dauer bestanden, werden dargelegt; worauf sich Hr. S. zur Gründungsgeschichte der Bisthümer Wirzburg und Eichstädt wendet. Ersteres wurde zugleich mit Erfurt und Buraburg, also 741, errichtet und Bonif. fand hier viel geringere Schwierigkeiten, als bey jenen nördlichen Bisthümern vor. Hr. S. ist zu der Ansicht gekommen, „die Angaben von der gleich anfangs so glänzenden Ausstattung des W. Bisthums und von der weltlichen Macht des Bischofs beruhe auf einem Anachronism." Indem Hr. S. nun die auf dieß Ereigniß Bezug habenden Quellen durchgeht, und alle Ursache hat, mit den beyden Biographen des h. Burchard unzufrieden zu seyn, kommt er zuförderst zu dem festen Resultate:

„Daß Bonifacius den heil. Burchard — im J. 741 zum Bischof in Wirzburg weihte, und ihm seine Diöcese in dem eigentlichen östlichen Franken anwies, so daß er fränkische, sächsische und slavische Bewohner in seinem Sprengel hatte ꝛc." „Urkunden," sagt er weiterhin, „über die erste Dotation des Bisthums besitzen wir ebensowenig, wie über die der übrigen Bisthümer." — „Schon unter Karl Martell muß für das erste Bedürfniß (Kathedrale, bischöfliche Wohnung) gesorgt gewesen seyn, da Bonif. noch während dessen Lebzeiten den Plan zur Errichtung der neuen Bisthümer entworfen hatte, und in demselben Monate, in welchem jener starb, die neuen Bischöfe weihte ꝛc."

In dieser Darstellung vermissen wir gerade — die Wahrheit, deren Mangel er der Eckhartischen und andrer Neueren Gründungsgeschichte W's. vorgeworfen hat. Wenn er bedauert, daß wir über diese Gründung keine Urkunden besitzen, ist er im Irrthum. Denn wir besitzen 3 über diesen Gegenstand ausgefertigte Diplome noch auf heutigen Tag; zwar nicht im Originale, wohl aber in Confirmationen, so daß wir den Verlust der Original-Diplome blos in diplomatischer, keineswegs aber in reinhistorischer Beziehung zu betrauern haben. Und aus diesen Confirmations-Urkunden haben wir auch die rechte Dotation der Wirzburger Kirche im J. 741 geschöpft und also dargestellt! Natürlich ist der in diesen Dotations-Urkunden vergabende Karlmann, Karl Martell's ältester Sohn. War nun, wie Hr. S. selbst zugesteht, der Plan zur Errichtung des Bisthums W. von Bonif. und Karl Martell gefaßt, war schon im Oktober der h. Burkhard zum Bischof geweiht; so wäre es in der That als ein verkehrtes Benehmen zu bezeichnen, wenn Bonif. und Karl Martell (als weltliche Oberbehörde) mit demjenigen Akt begonnen hätten, der eigentlich die ganze Handlung zu schließen bestimmt ist; wenn sie nämlich zuerst den Bischof für Wirzburg, — denn daß er dafür ordinirt wurde, ist ungezweifelt — geweiht, und dann erst auf die Dotation des Bisthums Bedacht genommen hätten. Umgekehrt mußte die Dotation vor Allem ermittelt und genau bestimmt seyn, ehe man zur Ordination des Vorstandes schreiten konnte. Bedingt aber die Dotation als das der Weihe des Bischofs unumgänglich Vorgehende und diese Weihe selbst das ganze Gründungsgeschäft eines Bisthums; so muß man auch zugeben, daß das Wirzburger Bisthum bereits im Oktober 741, also noch im Monate, in welchem Karl Martell starb, der Hauptsache nach gegründet dagestanden. Der Nachfolger Karlmann hatte nur die hierüber üblichen Urkunden auszustellen und hat sie auch, wie aus dem klaren Laut der Confirmations-Urkunden hervorgeht, wirklich ausgestellt. Wir ersuchen

*) Die Antwort des neuen Papstes Zacharias auf des heil. Bonif. Brief vom Ende 741 oder vom Anfang des J. 742, jedenfalls vor dem 21. April 742, ist nicht, wie Hr. S. p. 311 meint, vom 1. April 742, sondern gerade um ein Jahr später, d. i. vom 1. April 743. Den Beweis siehe in den Gel. Anz. 1842, 11. März S. 406. 407.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 10. Dezember.

Nro. 246. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

(Fortsetzung.)

Die Vita Wunibaldi ist später geschrieben als jene Willibalds. Unläugbar hat dieselbe Heidenheimer Nonne auch eine Vita Wunibaldi geschrieben, wie ihre Worte in der Vita Willibaldi p. 483, 484 zu erkennen geben, und wie die Hinweisungen auf diese in der vita Wunibaldi p. 516, 517, 518, 519 lehren. Allein diese Arbeit der Heidenheimer Nonne besitzen wir, wie ich glaube, nicht mehr in ihrer ursprünglichen Fassung, sondern so überarbeitet durch eine spätere Hand, daß wir von dem Eigenthümlichen der Nonne kaum mehr haben, als Wunibalds Jugendgeschichte bis zu der mit seinem Bruder gemeinschaftlichen Romreise und der Krankheit beyder. Ob Wunibalds Rückkehr ins Vaterland und seine zweyte Romreise (fratre suo comite p. 520, der aber damals noch im Oriente war, siehe vita Willib. p. 492 — 505. Mabillon AA. SS. O. S. B. III. P. II. p. 163 not. b. sagt zwar: alium sine dubio intelligit a S. Willibaldo (fratrem), qui ad loca sancta profectus erat. Hic frater anonymus cum Wunebaldo in Germaniam accessisse dicitur infra num. 7; dagegen bemerkt Basnage F. II. P. I. p. 127 Miror non fuisse nominatum, nec ulibi indicatum est, alium habuisse fratrem praeter Willibaldum, facile igitur crederem hic esse lapsum memoriae) aus der Feder der Nonne sey, zweifle ich. Entschieden nicht von ihr ist die Herausreise Wunibalds nach Deutschland mit seinem Bruder (fratrem suum proprium — compellavit), um im Sinne und als Gehilfen des h. Bonifacius zu wirken. Die rührende Scene des Wiedersehens der beyden Brüder (vita Willib. p. 510, 511) nach mehr als 17jähriger Trennung, ein Wiedersehen, was auf der Reise Willibalds nach der Salzburg in domo fratris sui Wunibaldi statt gefunden, suchen wir vergeblich in der vita Wunibaldi, in welcher, den Worten der Nonne in der vita Willibaldi geradezu entgegen, dieser Willibald nur immer im Gefolge Wunibalds erblickt wird, so, daß er dieser Erzählung nach den Orient gar nicht gesehen, daß auch die Brüder, mit Ausnahme der englischen Reise gar nicht von einander getrennt waren. Deßhalb ist es nicht wohl glaublich, daß die vita Wunibaldi, wie wir sie nun vor uns haben, aus der Feder derselben Nonne geflossen sey, welche die vita Willibaldi entworfen. Die Verfasserinn oder der Verfasser der letzteren vita sagt p. 532, 533 ausdrücklich:

> Compertam atque conscriptam, atque ex brevitate transcursam vitam B. Wunibaldi Christi confessoris, quod a sorore eius et ab aliis venerandis viris, quas illo per familiaritatem et amicitiam conjuncti fuerunt, praesertimque ab eis, qui illo in discipulatu et magisterio subditi fuerant, relatione didiceram. Istas, quas nunc capitulamus atque disputamus, oculis nostris vidimus, et alia in nostris temporis facta reperimus mirabilia etc.

Auch der Styl beyder vitae ist verschieden. Beyde haben, wie gesagt, für Jugenderziehung und Reisen die vita Bonifacii als Muster vor Augen, die vita Wunibaldi noch überdieß die vita Willibaldi vor sich, aus der sie einige Redensarten entlehnt, wie z. B. Barilio (παρήλιος) und die vitreas

camporum planities (p. 536). Alles andere ist nicht im Style der Heidenheimer Nonne. Welche Einfachheit herrscht selbst bey der Unbeholfenheit der Verfasserin des Hodœporicon durch ihre ganze Schrift im Gegensatze zur vita Wunibaldi, woselbst eine förmliche Jagd auf Phrasen gemacht ist. Man sehe p. 522, 523, 524, 525, 527, 528, 540. Bis auf den Anfang, der gewiß auch nicht ohne Interpolation auf uns gekommen, ist uns höchst wahrscheinlich die ursprüngliche Fassung von Wunibalds Leben aus der Feder der Heidenheimer Nonne verloren. Dieß Resultat, abweichend freylich von jenem, welches Hr. S. gewonnen, stellt sich aus unserer Vergleichung der drey vitae heraus und unbedenklich nehmen wir die erste und älteste aller Lebensbeschreibungen des h. Bonifacius als aus dem Schreibrohre des Willibald von St. Viktor bey Mainz geflossen an.

Den Handschriften der vita Bonif. sind noch zwey Münchener beyzuzählen, welche, wie im Oberbayrisch. Archiv, Bd. I. Hft. II. p. 155 behauptet ist, von Pertz nicht benutzt worden seyn sollen. Der eine Codex ist aus Freising, in der 1. Hälfte des 9. Jahrhunderts, der andere aus dem Kloster Benediktbeuern im 10. Jahrhundert geschrieben.

Hr. S. berichtet ferner über des Anonymus aus Utrecht Biographie, über jene des Fuldaer, dann Hirschauer Mönches Ruthard, Ratbots von Utrecht, eines Anonymus vielleicht aus Münster und endlich über den bedeutendsten nach Willibald, über Othlo. An diese bonifacischen Biographien reiht er dann weiter die Lebensbeschreibungen der Freunde, Mitarbeiter und Schüler des Heiligen an, wie Willibrord, Sturm, Gregor, Willibald, Wunibald, Burchard, Wigbert, Lioba, Virgil, Alto und Pirmin.

Zu III. „Concilienacten, Capitularien und Annalen“ gehört noch aus dem 3. Bande der Pertzschen Monumenta S. 16 — 23 hierher.

„Bearbeitungen und Hilfsmittel“. Von den Centuriatoren bis auf Schmerbauch (1829 und des Bischofs von Fulda im J. 1834 zu Coblenz erschienenem Gedicht ist Alles aufgezählt, was über diesen Gegenstand handelt.

Nachdem Hr. S. im 1. Kapitel zuvörderst Geburtsort (Kirton in Devonshire) und Jahr (muthmaßlich 680), sowie den Stand der Aeltern des Bonifacius (von angesehenen, die ihn sorgfältigst erziehen ließen; vorzügliche Zärtlichkeit bewies ihm sein Vater) untersucht und möglichst festgestellt, erzählt er Winfrids Jugendgeschichte seit seinem 4. oder 5. Jahre, und wie er bereits in so zartem Alter den Gedanken gefaßt, ins Kloster zu gehen, zu großer Betrübniß seines Vaters, welchen indessen eine schwere Krankheit dahin vermochte, daß er sich des Sohnes Wunsche fügte. Winfrid begab sich mit Empfehlungen an den Abt Wolfhard in das Kloster Ad Escancastre (Exter) und wurde, nach üblicher Anfrage bey den Klostergeistlichen, unbedenklich dort aufgenommen. Hier verlebte er seine Jugend im eifrigen Lernen und nahm bald dergestalt an Kenntnissen zu, daß seine Begierde nach höherem Wissen an seinem bisherigen Aufenthalt keine Befriedigung mehr fand. Nun wählte er mit Genehmigung des Abtes und seiner Genossen das Kloster Nhutscelle in Southamptonshire, wo er unter dem Abte Winbrecht seiner weiteren Ausbildung in Grammatik, Metrik und der heiligen Geschichte mit solcher Auszeichnung oblag, daß seine Fortschritte das höchste Erstaunen erregten und ihm bald allgemeinen Ruhm erwarben. Den berühmten Beda, von dessen Gelehrsamkeit er erst auf deutschem Boden hörte, hat er nicht persönlich gekannt. Frühzeitig wurde dem Winfrid wegen seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit eine Klosterschule anvertraut und sein Ruf als Lehrer zog Schüler auch aus fernen Klöstern herbey. Seinen Unterricht in den heiligen Schriften suchte er vornehmlich fruchtbringend fürs Leben zu machen. Dieser Ruf kam ihm nachmals bey seinen Bestrebungen in Deutschland trefflich zu statten, als er sich, um Mitarbeiter für sein erhabenes Werk zu gewinnen, nach seinem Vaterlande wandte. Willig folgten sie der Aufforderung eines so vortheilhaft gekannten Mannes auf die neue Bahn; denn, so glaubten diese fest, was Er beginne, das müsse gedeihen. So erreichte er sein 30. Jahr, nach dessen Vollendung erst er sich zum Priester weihen ließ. Unter der Regierung König Ina's ward ihm auf den Vorschlag der Synode im J. 710 der ehrenvolle Auftrag ertheilt, die Synodalbeschlüsse dem Erzbischof von Canterbury zur Genehmigung zu überbringen; eine Sendung, die er zur großen Zu-

friedenheit Aller ausrichtete. Fortan wurde er sehr häufig bey Synodalverhandlungen zugezogen. Man sieht, Winfrid reifte seinem Berufe herrlich entgegen. Er selbst jedoch richtete bey der Lage der geistlichen Angelegenheiten seines Vaterlandes sein Auge auf jene Länder, wo das Heidenthum in voller Kraft und Blüthe stand; nach S. Augustins Vorbilde, der etwa 100 Jahre früher so Großes für England gewirkt hatte, wollte er nach Deutschland hinüber die Segnungen des Christenthums bringen.

Auf diesem Punkte in Winfrids Lebensgeschichte angelangt, giebt uns Hr. S. eine Schilderung des damaligen Zustandes von England, von woher die Werkzeuge kamen, durch welche das Christenthum in Germanien allgemein verbreitet werden sollte. Warum nicht aus dem Frankenreiche, welches durch seine Lage sowohl, als durch seine vielfachen politischen Verbindungen mit Deutschland und durch seine Herrschaft über einen großen Theil dieses Landes um Vieles hiezu geeigneter schien, als das entferntere Ireland und England? Diese Frage hat uns Hr. S. klar und gründlich beantwortet.

Das II. Kapitel schildert uns Winfrids ersten Missions-Versuch (716) nach Friesland, der aber ohne besondern Erfolg blieb, weil eben König und Volk der Friesen im heftigen Kampfe gegen die Franken waren und die Boten des Christenthums, als dem fränkischen Interesse ergeben, haßten. Anziehend ist die dem Auftreten des Winfrid vorgehende Geschichte der Christianisirungs-Versuche bey den Friesen, namentlich Willibrord's Bemühungen hierfür.

Mit Empfehlungen des Bischofs Daniel von Wincheſter versehen, segelte Winfrid —, so erzählt uns das III. Kapitel —, im Spatherbste des Jahres 718 von Lundenwic (London) nach Estaples hinüber, von wo aus er nach einigem Verweilen, und da sich noch mehrere Genossen ihm anschlossen, die Reise nach Rom im Anfang des Winters antrat. Papst Gregor II. empfing ihn aufs freundlichste und bestärkte ihn in seinem Vorhaben, die deutschen Stämme für das Christenthum zu gewinnen. Im Frühling 719 verließ hierauf Winfrid mit der schriftlichen Weisung des Papstes (15. Mai 719. Serrar. ep. 118, 164 Würdtwein ep. 2. p. 11 et 12), die Deutschen zu bekehren, die ewige Stadt und zog mit seinen Gefährten durch Bayern nach Thüringen, woselbst er das bereits früher eingeführte Christenthum höchst verunstaltet fand. Blick auf die früheren politisch-religiösen Zustände dieses Landes. Winfrid begiebt sich von da nach Franken (am Rhein), erfährt dort des Friesen-Königs Ratbod Tod (719) und zieht unverweilt dahin, woselbst er im Vereine mit Willibrord die Christianisirung 3 Jahre hindurch betreibt.

Die Würde eines Nachfolgers Willibrord's schlägt Winfrid als nicht im gehörigen Alter befindlich und mit Berufung auf den Auftrag des römischen Stuhles geradezu aus und geht 722 wieder nach Thüringen, woselbst Karl des Hammers Siege über die Sachsen dem Christenthume neuen Eingang verschafften und die von Winfrid gewonnenen Bekenner nach Tausenden gezählt und Kirchen und Klöster errichtet wurden.

Nicht das heutige hessische Amöneburg ist das Amanaburch der vita S. Bonifacii, sondern dieß muß im heutigen Hammelburg gesucht werden, wo schon im J. 716, April Heden II. dem Willibrord sein Eigenthum mit der Absicht geschenkt hatte, dort ein Kloster zu errichten. Von diesem festen Punkte aus wirkte Winfrid weiter gegen den Norden und näher der sächsischen Gränze zu: Er ging dann zu den Hessen [Similiter et juxta fines Saxonum, Hessorum populum paganicis adhuc ritibus oberrantem, a daemoniorum, evangelica praedicando mandata, captivitate liberavit etc. Vita Bonif. apud Pertz II. 342. Wohl auf diese Stelle hin hat Hr. S. Amanaburch als das heutige Hammelburg angenommen: nur Schade, daß die Kirche von Hammelburg dem h. Martin (Mon. Boic. 28, 1, 17), jene von Amanaburch dagegen dem h. Michael (Pertz II. 345) geweiht war und auch das Sprachliche dieser Annahme des Hrn. S. sich nicht fügen will!], denen er mit dem besten Erfolg das Christenthum predigte. Doch war für dießmal sein Aufenthalt zu kurz, um Stiftungen auf die Dauer zu Stande zu bringen. Ueber sein bisheriges Wirken schickte er seinen Bericht nach Rom, bat aber

auch um Rath und fernere Weisung und gieng auf den Wunsch des Papstes selbst wieder nach Rom.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortsetzung.)

E. G. Geijer, Des Königs Gustav III. nachgelassene Papiere, Th. 3. Hamb. 1845.

Vic. Rocca, Hystoria en la qual se trata de la origen y guerras que han tenido los Turcos. Valencia 1556.

Ch. Cladera, Investigaciones historicas sobre los principales descubrimientos de los Españoles en el mar Oceano en el siglo XV. y principios del XVI. Madr. 1794.

Pelet de la Lozère, Précis de l'histoire des états-unis d'Amérique depuis leur colonisation jusqu'à ce jour. Par. 1845.

J. Fürst, Urkunden zur Geschichte der Juden. Heft 1. Leipzig 1844.

Ch. de Rémusat, Abélard. Vol. I. Par. 1845.

de Reiffenberg, Une existence de Grand Seigneur au seizième siècle. Mémoires autographes du Duc Charles de Croy. Bruxelles 1845.

Henry Lord Brougham, Voltaire et Rousseau. Par. 1845.

G. F. Schömann, Winkelmann und die Archäologie. Greifswald 1845.

Notice biographique et littéraire sur J. B. de Roquefort, par M. G. F. de Martonne. Par. 1844.

Fr. Hurter, Geburt und Wiedergeburt. Erinnerungen aus meinem Leben. Bd. 2. 3. Schaffhausen 1845.

A. Fabretti, Biographie dei capitani venturieri dell'Umbria. Vol. III. Montepulciano 1843.

Anemonen aus dem Tagebuch eines alten Pilgermannes Bd. 1. 2. Jena 1845.

Bibliothek des literarischen Vereins in Stuttgart. 9. Publication. Bruchstück über den Kreuzzug Friedrichs I. Herausg. von Freih. v. Reiffenberg. — Ein Buch von guter Speise. — Die alte Heidelberger Liederhandschrift. Herausg. v. Fr. Pfeiffer. Stuttg. 1844.

Galileo Galilei, Le opere. T. IV. Firenze 1844.

Proposizioni fondamentali del metodo differenziale. Del Prof. Vittorio De la Casa. Vicenza 1843.

Sulle equazioni di terzo e quarto grado. Memoria di Vittorio de la Casa. Padova 1840.

J. Poncelet, Lehrbuch der Anwendung der Mechanik auf Maschinen. Deutsch bearb. von Dr. Schnuse. Bd. 1. Darmstadt 1845.

R. Stephenson, Die atmosphärische Eisenbahn. A. d. Engl. von Ch. M. von Weber. Berl. 1845.

Dr. G. Fr. Pohl, Grundlegung der 3 Keppler'schen Gesetze besonders durch Zurückführung des dritten Gesetzes auf ein neu entdecktes weit allgemeineres Grundgesetz der kosmischen Bewegungen, welches an die Stelle des Newtonischen Gravitationsgesetzes tritt. Bresl. 1845.

Ch. Doppler, Ueber eine bey jeder Rotation des Fortpflanzungsmittels eintretende eigenthümliche Ablenkung der Licht- und Schallstrahlen. Prag 1844.

E. Albéri, De Galilei Galileii circa Jovis satellites lucubrationibus quae in I. et R. Pittiana Palatina Bibliotheca adservantur ad Joh. Inghiriamium. Eug. Alberi disquisitio. Florenz 1844.

M. J. Johnson, Astronomical observations made at the Radcliffe observatory, Oxford. Vol. 1—3. Oxford 1844.

Connaissance des temps pour l'an 1847. Par. 1844.

K. Kreil, Magnetische und Meteorologische Beobachtungen zu Prag. Jahrg. IV. Prag 1844.

Fr. Zantedeschi, Le leggi del magnetismo nel filo congiuntivo per corso dalla corrente Voltiana. Venezia 1843.

— — Del trasporto della materia pesante etc. Vicenza 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 11. Dezember.

Nro. 247. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

(Fortsetzung.)

Daselbst wurde (IV. Kapitel) Winfrid den 30. November 723 nach vorausgegangener Prüfung feyerlich zum Bischof der Deutschen, jedoch ohne bestimmten Sitz, geweiht und ihm der Name „Bonifacius" verliehen. Alsdann reiste er mit Vollmachten und Briefen versehen nach Deutschland heraus, woselbst er zu Anfang 724 eintraf. Zuerst überreichte er des Papstes Empfehlungsschreiben dem Herzog Karl, der ihm sofort einen Schutzbrief ertheilte, dessen Wirksamkeit Bonifacius dankbar anerkannt hat. In Hessen fällte Bonifacius, nachdem er dieß sein Vorhaben möglichst bekannt gemacht hatte, die beym Dorfe Geismar in der Nähe des Buraberges befindliche Thonar-Eiche. Eine große Volksmenge ließ sich hierauf taufen. Nach Errichtung eines Bethauses aus den Trümmern der Thonar-Eiche wandte sich der Heilige nach Thüringen, und legte daselbst Kirchen, Kapellen und Bethäuser an. Zu Altenberga bey Ohrdruf soll er im J. 724 eine Kirche sammt einem Wohnhaus für sich erbaut haben, welche man für die erste Kirche in Thüringen anspricht, weßhalb 1811 1. September ein Denkmal dort gesetzt wurde; der Gedanke zu einem solchen ist in der Seele eines armen Holzhauers von Altenberga, Namens Nikolaus Brückner, entstanden, der in seinem letzten Willen 20 meißnische Gulden aussetzte, damit von deren Zinsen ein Stein gesetzt würde, um die Stelle zu bezeichnen, an welcher jene (vermeintlich) erste Kirche Thüringens gestanden.

Das V. Kapitel handelt von des Bonifacius fernerer Wirksamkeit in Thüringen, wo er bereits gegen Irrlehrer, wie Trohtwin, Berhter, Eanbreht und Hunred, zu kämpfen hatte. Er trachtete vor Allem, eine Bildungsschule für Thüringen zu errichten und Mitarbeiter zu seinem ferneren Bekehrungsgeschäfte zu erhalten. Von allen seinen Schritten aber unterrichtete er den Papst, erholte sich bey diesem Rathes und wurde von ihm ermuthigt, auf der betretenen Bahn rüstig fortzuwandeln. Bonifacius errichtet das dem h. Michael geweihte Kloster Ordorf (Ohrdruf). Aus England beruft er sich Genossen ums J. 725; auch fromme Frauen ließ er von dort her kommen, die dann in Thüringen und Bayern segensvoll gewirkt; ausführlich verbreitet sich Hr. S. über diese Letzteren, besonders über die an Gelehrsamkeit, Verstand, freundlich-mildem Wesen und engelgleicher Schönheit Alle überbietende Lioba, welche dem Kloster Biscofesheim vorstand. Alle, Männer wie Frauen, lenkte und ordnete der Geist des h. Bonifacius, und so wirkte er mit vervielfachten Kräften für das eine heilge Ziel. Gregor II., der den Heiligen so kräftig unterstützt hatte, starb 731, Februar, und Gregor III. folgte ihm auf den heil. Stuhl.

VI. Kapitel. An das neue Oberhaupt der Kirche schickte Bonifacius sofort ein Glückwünschungsschreiben und im J. 732 eine eigene Gesandtschaft, welche des Bonifacius Versprechen treuer Anhänglichkeit und Unterwerfung, welches er Gregor II. geleistet, ihm erneuerte und um des Papstes Gewo-

genheit für sich und die Seinen, so wie um die Verbindung inniger Freundschaft ꝛc. bat. Zugleich erstattete er Bericht über seine seitherige Wirksamkeit und ersuchte um Aufschluß über schwierige Punkte. Als Beweis seines Vertrauens überschickte ihm Gregor III. das erzbischöfliche Pallium 732 und beantwortete die ihm vorgelegten Fragen. Des Heiligen Erhöhung war mit keinem bestimmten Sprengel und Bischofssitz verbunden, sondern die Oberleitung aller germanischen Stämme war ihm anvertraut: also war er Erzbischof von Deutschland. In eben diesem Jahre gründete Bonifacius die Klöster Fritzlar und Amöneburg. Dieß Letztere, sagt Hr. S., ist vom obigen Amanaburch gänzlich verschieden, wo ja schon vor zehn Jahren von ihm ein Kloster, Hammelburg, war gegründet worden. Ersteres (Fritzlar) erlangte größere Berühmtheit, dessen erster Abt Wigbert war, dem der Baioare Sturm vom h. Bonifacius übergeben wurde.*)

Auf solche Weise hatte der Heilige für Thüringen und Hessen gesorgt. Um diese Zeit ward im Odenwalde Amorbach gestiftet und von Pirmin dem h. Bonifacius empfohlen. Dieser, willens sich zur Bekehrung der Sachsen zu wenden, fand dieß Volk in so feindseliger Stimmung gegen das Christenthum, daß er wohl erkannte, der Zeitpunkt ihrer Bekehrung sey noch nicht gekommen. Er gieng daher zum zweytenmale nach Bayern, wie Hr. S. annimmt, im J. 736, wie wir dagegen in den Gel. Anz. 11. März 1842 p. 403, 404 annehmen zu müssen glaubten, bereits in den Jahren 733, 734. Blick auf die früheften religiösen und politischen Zustände dieses Landes. [Hinsichtlich der Nordgränze Baioariens, welche Hr. S. bis Ansbach, Nürnberg, Forcheim, Bayreuth ausgedehnt hat, wie uns vorkommt, auf Pfeffel, v. Pallhausen und des Letzteren Nachtreter gestützt, dürfen wir wohl auf Mederers „Franken, niemal im bayerischen Nordgau," s. l. 1764, 4., oder auf die von Spruner'sche Charte von Francia orientalis verweisen. Dort wird er die wahre Gränze verzeichnet finden.*) Auch das Hinüberreichen der Herrschaft baioarischer Fürsten (der Theodone ꝛc.) in die alamannische Provinz bis zur Iller hatte in der Wirklichkeit nie statt und ist vornehmlich v. Pallhausens Hypothese, gegen welche schon Delius (Ersch und Gruber III. p. 9, 10) mit allem Recht als gegen ein hyperpatriotisches Bemühen geeifert. Ueber das päpstliche Capitular, welches Hr. S. hier ausführlich mittheilt, verweisen wir gleichfalls auf die Gel. Anz. 1845, Nr. 91, 92, p. 735, 742, 743.]

Bonifacius prüfte in seiner Eigenschaft als Erzbischof von Germanien den Zustand der bayerischen Kirche, verdammte die Irrlehren des Priesters Eremwulf und suchte sich die genaueste Kenntniß aller Verhältnisse des Landes zu verschaffen; alsdann kehrte er nach Thüringen und Hessen zurück und beschloß kurze Zeit darauf eine neue Romreise.

VII. Kapitel. Er unternahm dieselbe, um seinen Schöpfungen den rechten dauernden Halt zu geben, im Herbste des Jahres 738, an der Spitze zahlreicher Schüler. Mit Gregor III. hatte er zahlreiche Unterredungen über den Zustand der deutschen Völker, so wie über Alles, was zur Förderung des christlichen Lebens unter ihnen noch zu thun war. Mit drey päpstlichen Sendschreiben an Klerus und Volk Germaniens versehen, trat Bonifacius die Rückreise 739 über Pavia nach Baioarien an, wohin ihn Odilo,**) der auf Hubert gefolgt war, einge-

*) Ueber das Etymon von Frideslahr — „pacis doctrina," Friedenslehre, werden die Sprachgelehrten kaum mit Hrn. S. einverstanden seyn. Siehe Schmellers bayerisch. Wörterb. II. 487. Wie erklärt Hr. S. nachher Wetzlar und andere auf „ar" sich endigende Ortsnamen?

*) Siehe Rudhart älteste Gesch. p. 428, 429, 443. 288, 289, not. 1.

**) Hr. S. macht diesen Herzog Odilo zum vierten und jüngsten Sohn Theodo's II., während über seine Verwandtschaft zu seinem Vorfahrer Hubert durchaus nichts verlautet; man müßte denn die Stelle aus Einhardi Annales bey Pertz I. p. 135 ad ann. 741 hieher ziehen, wo es heißt: „Swanahilde, neptem Odilonis ducis Baioariorum." Damit vergleiche man aber den gleichzeitigen Continuator Fredegarii zum J. 725 cap. 108, pag. 674, Edit. Ruinart: „Succiduis diebus evoluto anni circulo, coadunata sgminum multitudine, Rhenum fluvium transiit (Carolus princeps), Alamannosque et Suavos lustrat,

laden hatte. Er fand das Land außer der kirchlichen Ordnung ohne Bischöfe, bis auf Einen (Vivilo von Paſſau) und theilte nun mit des Herzogs Genehmigung Bayern in vier Diöceſen. Ob Bonifacius ſich in Bezug auf dieſe Eintheilung Baioariens in vier Bisthümer gerade an das Vorgefundene gehalten, iſt zu bezweifeln; denn vier Landestheile

---

usque Danubium peraccessit, illoque transmeato fines Bajoarenses occupavit. Subacta regione illa, thesauris multis cum matrona quadam nomine Bilitrude, et nepte sua Sonichilde regreditur.“ Die Annales Metens. bey Pertz I. 325, die bekanntlich den Continuat. Fredeg. copirt haben, ſagen zum J. 719 (725): Illoque (Danubio) traiecto, cum thesauris multis et matrona quadam nomine Plectrude, et nepte sua Sonihilde . . . . victor regreditur. Einhard in obiger Stelle ſcheint ſich in dieſen Verwandtſchafts-Verhältniſſen geirrt zu haben; ohnehin ſtand er dieſer Perſon und dieſem Ereigniſſe nicht ſo nahe, als der Continuator II. und Continuator III. Fredegarii, welcher Letztere auf Befehl des Dux Childebrand (Karl Martells Bruder) geſchrieben. Da ſtellt ſich nun die Suanahilde als der Bilitrude neptis dar. Bilitrude, die Wittwe zweyer Herzoge, hatte aber keine erwachſenen Kinder, und wenn Suanahilde ihre neptis war, ſo mußte ſie die Tochter Theodeberts ſeyn. Um jedoch Odilo's neptis, wie Einhard angibt, ſeyn zu können, iſt nothwendig, daß Odilo entweder der Sohn Grimoalds oder Theodoalds — aber beide hatten keine Söhne, die mannbar wurden, — oder Suanahilde Hucberts Tochter ſey, oder Odilo muß als des Tetrarchen Theodo II. jüngſter Sohn angenommen werden, der etwa, weil im J. 700 oder 702 zu jung, von der Theilung ausgeſchloſſen blieb; weßhalb beſtieg Odilo im J. 725 oder 728 den Thron nicht, ſondern erſt nach Hucberts Tod 737? Dieſe neptis iſt es ferner, die ihre Stieftochter Chiltrude zur Flucht aus dem Frankenreiche und zur Ehe mit ihrem Oheim gegen der herzoglichen Brüder Willen beredet, dieſelbe neptis lenkt Odilo's großartige Oppoſitionsplane als eine an Jahren reifere Frau. Auch deutet Odilo's ganzes energiſches Handeln auf einen jungen, feurigen Fürſten, dem ſich Chiltrude willig in die Arme warf, aber ſicher nicht in die Arme eines älteren Mannes, nicht in jene von ihrer Stiefmutter Oheim! —

exiſtirten ſchon ſeit 712, 713 nicht mehr, und ſeit 717 hatte ſich das Land in eine Dyarchie, ſeit 728 aber in eine Monarchie verwandelt. Wir glauben, daß den Bonifacius das Beſtehen kirchlicher Inſtitute aus früherer oder neuerer Zeit, wie zu Salzburg, Regensburg, Paſſau, Freyſing bey der Wahl der Biſchofsſitze beſtimmt haben werde. Ueber eine ſo wichtige Handlung erſtattete Bonifacius ſeinen Bericht nach Rom und begab ſich nach Thüringen und Heſſen zurück, woſelbſt er Gregors III. Beſtätigung ſeiner in Bayern getroffenen Anordnungen (29. Oktob. 740, Serrar. ep. 130, pag. 178 seq. Würdtwein ep. 46, p. 99 hat irrig das J. 739) erhielt. Dieſe Einrichtungen noch mehr zu befeſtigen, reiſte er 740 wieder nach Bayern zur Abhaltung des vom Papſte anbefohlenen Concils (zu Regensburg? ſiehe Arnolds v. Vohburg Erzählung von S. Emmeramm's Grabeseröffnung, der es aus Aribo's vita S. Emmerami genommen. Pertz VI. 550). — Seben war ſeit 725 langobardiſch und blieb deßhalb bey der Bisthumserrichtung Baioariens unbeachtet; indeſſen erſcheint ſchon 772 Biſchof Alim (von Sabiona) auf der Dingolfinger Synode und bereits M. Welſer hat wahrſcheinlich gemacht, daß die Etſchlande, in denen Sabiona gelegen, durch Taſſilo's II. Heirath mit Liutbergen an Baioarien wieder zurückgekommen ſeyen. Irrig iſt es daher, wenn Hr. S. die Wiedervereinigung Sebens mit dem baioariſchen Episcopate erſt in das J. 798 ſetzt. Eben ſo übel begründet iſt, was Er über die Verhältniſſe des Bisthums Augsburg zu den bayeriſchen Bisthümern und namentlich über ein ſogenanntes Bisthum Neuburg a. D. vorträgt. Wie ſchon oben erwähnt, hat ſeit Venantius Fortunatus bis herab auf Einhard immerdar der Lech die Gränze zwiſchen Alamannien und Baioarien gebildet, und nie haben agilolfingiſche Fürſten weſtlich dieſes Gränzſtromes eine Herrſchaft ausgeübt. Ungeachtet nun der Lech beyder Völker Gebiet in politiſcher Beziehung trennte, war doch die kirchliche Herrſchaft des Bisthums Augsburg ſeit dem Ende des VI. Jahrhunderts über beträchtliche Striche altbaioariſchen Landes ausgebreitet; es laſſen ſich die Diöceſanrechte des Augsburger Biſchofs auf dieſe Striche öſtlich des Lechs durch das 7te und 8te Jahrhundert bis auf des h. Bonifacius Auftreten recht gut nachwei

sen, so wie, daß bey der Organisation der bayerischen Bisthümer der Heilige den Sprengel der Augsburger Kirche auf keine Weise geschmälert. Erst bey der Gründung von Eichstädt wurden, einer Aufzeichnung nach dem J. 798 zu Folge, nördliche Theile der Augsburger Diöcese von derselben getrennt und dem neuen Bisthum Eichstädt zugewiesen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Fauna der Vorwelt. Fossile Säugthiere, Vögel und Reptilien aus dem Molasse-Mergel von Oeningen. Von Hermann von Meyer. Frankf. a. M. 1845. Fol. 52 S. mit 12 Tafeln Abbild.

Obwohl dem Umfange nach einer der unbedeutendsten ist dennoch seiner ausgezeichneten Versteinerungen wegen der Steinbruch von Oeningen einer der berühmtesten in der Welt. Denn hier war es, wo schon vor mehr als 100 Jahren Scheuchzer seinen Homo diluvii testis fand und von wo seitdem viele merkwürdige Versteinerungen in alle Sammlungen übergegangen sind. Diese Steinbrüche, deren zwey sind, liegen auf dem rechten Rheinufer zwischen Constanz und Schaffhausen, noch auf schweizerischem Boden, nahe bey dem schwäbischen Dorfe Wangen, 1½ Stunde von Oeningen am Südabhang des Schienerberges. Für die Lagerung des Mergels von Oeningen steht nach der Untersuchung Escher's von der Linth einstweilen so viel fest, daß dieses Gebilde auf der Süßwasser-Molasse liegt, jedenfalls aber älter ist als die Entstehung des tiefen Einschnittes, welcher das Rheinthal bildet, mithin auch älter als die geschichteten diluvialen Geröllmassen, welche das Rheinthal und alle übrigen Alpenthäler theilweise ausgefüllt haben und deren Kohlenablagerungen nur Pflanzen enthalten, die, wie Heer fand, sich von den jetzt in der Umgegend lebenden nicht unterscheiden lassen.

Ueber die Versteinerungen von Oeningen ist seit Scheuchzer's Zeiten viel verhandelt worden, doch früherhin mit vielen falschen Deutungen. Der Ref. des vorliegenden Heftes hat sich schon geraume Weile mit denselben beschäftigt und dazu ein reichliches Material zur Einsicht erhalten, wodurch es ihm möglich wurde, viele Berichtigungen zu den bisherigen Deutungen beyzubringen. Seine Bearbeitung ist mit von ihm hinreichend bekannter Genauigkeit vorgenommen, und die von ihm mit Meisterhand gefertigten Zeichnungen zeichnen sich nicht bloß durch ein gefälliges Ansehen, sondern, was ihnen den meisten Werth gibt, durch größte Treue aus, so daß sie das Original fast entbehrlich machen. Mit Sicherheit lassen sich nachfolgende Arten aus den Klassen der Säugthiere, Vögel und Reptilien in den Steinbrüchen von Oeningen nachweisen.

I. Säugthiere. Die Ueberreste aus dieser Klasse gehören Dickhäutern, Fleischfressern und Nagern an.

1) Mastodon. Erst in den letztern Jahren sind Zähne, Unterkiefer und große Knochen gefunden worden, die van Breda für das Teyler'sche Museum in Haarlem ankaufte.

2) Canis palustris. Ein ganzes Skelet davon hat sich in den Oeninger Schiefern erhalten und ist durch Murchison nach England gebracht worden. Mantell, der von demselben eine Beschreibung und Abbildung lieferte, vergleicht es zunächst mit dem des Fuchses, wovon es jedoch, wie der Vers. zeigt, in etlichen Stücken abweicht. Ref. findet mit Blainville eine größere Annäherung an den Schakal; indeß ist Mantell's Beschreibung zur sichern Vergleichung nicht ausreichend.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Dezember.

Nro. 248. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

(Fortsetzung.)

Es wäre jedenfalls befremdend, wenn Bonif. im J. 741 zu Eichstädt ein Bisthum errichtet und das Jahr darauf, 742, 4 Stunden davon entfernt wieder eines gegründet hätte. Nur ein einzigesmal und dann nicht wieder erscheint urkundlich ein Neuburger Bischof Sintpert 798 (Kleinmayern, Juvav. dipl. Anh. pag. 51); da derselbe jedoch zum J. 800, 11. April, als Stafnensis episcopus wieder erscheint, Staffelsee aber seit 740 und 765 zur Augsburger Diöcese gehört, Sintpert selbst als Augsburger Bischof bekannt ist, so ist klar, daß dieser Augsburger Bischof für die in Baioarien belegenen Districte seiner Diöcese die Benennung sich beygelegt, denn er mußte wegen dieser baioarischen Striche an allen Verhandlungen der bayerischen Bischöfe Theil nehmen, und galt in dieser Beziehung selbst für einen baioarischen Bischof. Erst als Baioarien in geistlicher Rücksicht eine eigene Provinz mit einem Metropoliten an der Spitze geworden war, hielt es der Papst für regelwidrig, wenn der Bischof von Augsburg für seine in Bayern gelegenen Diöcesantheile unter dem Erzbischof von Salzburg für seine westlich des Lech's bis zur Iller liegenden Striche dagegen unter der Metropole von Mainz stehen sollte, und er stellte um's Jahr 801 das gesammte Augsburger Bisthum dieß- und jenseits des Lech's unter den Erzbischof von Mainz. — Hr. S. gedenkt ferner der Klostergründungen in Bayern, die so zu sagen unmittelbar auf die Bisthümer-Errichtung gefolgt sind, und welche am Besten beweisen, welch' reges kirchliches Leben durch des Bonifacius Impuls daselbst sich kund gegeben.

VIII. Kapitel. Wie in Bayern, so wurden auch in Mitteldeutschland Bischöfe geweiht und in ihre Sprengel eingewiesen im Jahre 741. Nämlich für hessisch-Thüringisches und fränkisches Land.

„Durch diese Diöcesan-Eintheilung wurde das heutige Frankenland von seiner bisherigen Verbindung mit Thüringen getrennt und zu einer besondern fränkischen Provinz erhoben, welche von nun an als östliches Franken oder auch unter dem Namen des neuen Franzien oder Frankonien hervortritt. Die Stiftung des Bisthums Wirzburg war die Grundlage, auf welcher diese Provinz sich erhob und die Gränzen der Diöcese Wirzburg blieben auch in späterer Zeit die Gränzen des Herzogthums Ostfranken."

Auf diese Weise das Ereigniß, „die Stiftung der neuen Bisthümer überhaupt und jene von Wirzburg," einleitend, macht Hr. S. noch auf die großen Schwierigkeiten aufmerksam, welche sich dem Darsteller der Lebensgeschichte des Bonif. hier entgegenstemmten. Nicht geringe Verlegenheit bot dem Heiligen die Hauptfrage: Wo sollen diese bischöflichen Sitze errichtet werden? Wohl war die alte Hauptstadt am Maine zu einem solchen geeignet, und in der Nähe befanden sich die Klöster Kitzingen, Ochsenfurt, Bischofsheim, Hammelburg. Aber vom Main bis zur Unstrut und zur Vereinigung der Werra und Fulda; im Süden vom Main bis zur Donau fanden sich keine solche größere Städte. 4 Bisthümer errichtete in den Strichen von der Donau-Nähe bis zur Unstrut der Heilige: Wirzburg, Buraburg, Erpesfurt und Eichstädt. Ist über das Jahr der Stiftung von Buraburg, Wirzburg und

Eichstädt unter den Neueren Streit entstanden, so bleibt doch gewiß, daß ihre Gründung Niemand läugnet. Dies ist aber mit Erpesfurt nicht der Fall, indem die Erhebung dieser Stadt zum Bischofssitz fast durchweg von Eckhart, Kremer, Wenck ꝛc. in Abrede gestellt wird. Hr. S. geht nun an die Beweisführung: Erpesfurt sey wirklicher Bischofssitz gewesen*). Er erzählt hierauf die Gründung des Bisthums Buraburg für das Land der Hessen, wobey aus Falkenheiner's Geschichte hessischer Städte und Stifter die anziehende Beschreibung der Oertlichkeit Buraburg's gegeben ist und giebt Nachricht über Witta den ersten, sowie Megingoz den zweyten Buraburgischen Bischof, der zugleich Abt im Kloster Fritzlar war und dessen Sitz von Buraburg nach Fritzlar verlegt wurde. Die Gründe, weßhalb Erfurt, Burabnrg und Fritzlar nicht auf die Dauer bestanden, werden dargelegt; worauf sich Hr. S. zur Gründungsgeschichte der Bisthümer Wirzburg und Eichstädt wendet. Ersteres wurde zugleich mit Erfurt und Buraburg, also 741, errichtet und Bonif. fand hier viel geringere Schwierigkeiten, als bey jenen nördlichen Bisthümern vor. Hr. S. ist zu der Ansicht gekommen, „die Angaben von der gleich anfangs so glänzenden Ausstattung des W. Bisthums und von der weltlichen Macht des Bischofs beruhe auf einem Anachronism." Indem Hr. S. nun die auf dieß Ereigniß Bezug habenden Quellen durchgeht, und alle Ursache hat, mit den beyden Biographen des h. Burchard unzufrieden zu seyn, kommt er zuförderst zu dem festen Resultate:

„Daß Bonifacius den heil. Burchard — im J. 741 zum Bischof in Wirzburg weihte, und ihm seine Diöcese in dem eigentlichen östlichen Franken anwies, so daß er fränkische, sächsische und slavische Bewohner in seinem Sprengel hatte ꝛc." „Urkunden," sagt er weiterhin, „über die erste Dotation des Bisthums besitzen wir ebensowenig, wie über die der übrigen Bisthümer." — „Schon unter Karl Martell muß für das erste Bedürfniß (Kathedrale, bischöfliche Wohnung) gesorgt gewesen seyn, da Bonif. noch während dessen Lebzeiten den Plan zur Errichtung der neuen Bisthümer entworfen hatte, und in demselben Monate, in welchem jener starb, die neuen Bischöfe weihte ꝛc."

In dieser Darstellung vermissen wir gerade — die Wahrheit, deren Mangel er der Eckhartischen und andrer Neueren Gründungsgeschichte W's. vorgeworfen hat. Wenn er bedauert, daß wir über diese Gründung keine Urkunden besitzen, ist er im Irrthum. Denn wir besitzen 3 über diesen Gegenstand ausgefertigte Diplome noch auf heutigen Tag; zwar nicht im Originale, wohl aber in Confirmationen, so daß wir den Verlust der Original-Diplome blos in diplomatischer, keineswegs aber in reinhistorischer Beziehung zu betrauern haben. Und aus diesen Confirmations-Urkunden haben wir auch die rechte Dotation der Wirzburger Kirche im J. 741 geschöpft und also dargestellt! Natürlich ist der in diesen Dotations-Urkunden vergabende Karlmann, Karl Martell's ältester Sohn. War nun, wie Hr. S. selbst zugesteht, der Plan zur Errichtung des Bisthums W. von Bonif. und Karl Martell gefaßt, war schon im Oktober der h. Burkhard zum Bischof geweiht; so wäre es in der That als ein verkehrtes Benehmen zu bezeichnen, wenn Bonif. und Karl Martell (als weltliche Oberbehörde) mit demjenigen Akt begonnen hätten, der eigentlich die ganze Handlung zu schließen bestimmt ist; wenn sie nämlich zuerst den Bischof für Wirzburg, — denn daß er dafür ordinirt wurde, ist ungezweifelt — geweiht, und dann erst auf die Dotation des Bisthums Bedacht genommen hätten. Umgekehrt mußte die Dotation vor Allem ermittelt und genau bestimmt seyn, ehe man zur Ordination des Vorstandes schreiten konnte. Bedingt aber die Dotation als das der Weihe des Bischofs unumgänglich Vorgehende und diese Weihe selbst das ganze Gründungsgeschäft eines Bisthums; so muß man auch zugeben, daß das Wirzburger Bisthum bereits im Oktober 741, also noch im Monate, in welchem Karl Martell starb, der Hauptsache nach gegründet dagestanden. Der Nachfolger Karlmann hatte nur die hierüber üblichen Urkunden auszustellen und hat sie auch, wie aus dem klaren Laut der Confirmations-Urkunden hervorgeht, wirklich ausgestellt. Wir ersuchen

*) Die Antwort des neuen Papstes Zacharias auf des heil. Bonif. Brief vom Ende 741 oder vom Anfang des J. 742, jedenfalls vor dem 21. April 742, ist nicht, wie Hr. S. p. 311 meint, vom 1. April 742, sondern gerade um ein Jahr später, d. i. vom 1. April 743. Den Beweis siehe in den Gel. Anz. 1842. 11. März S. 406. 407.

Hrn. S., die von uns citirten Diplome genau zu durchgehen, und damit zu vergleichen, was in den Gel. Anz. 1840, S. 943, 944, 951, 952 über denselben Gegenstand beygebracht worden ist; dann wird ihm auch die frühzeitig dem heil. Burchard eingeräumte missatische Gewalt, als die älteste Spur herzoglicher Rechte, — die nur spätere Geschichtsschreiber als eine förmliche Ducats-Uebertragung angesehen und dargestellt haben — schwerlich länger als ein Anachronismus erscheinen. — Daß es so viele Kirchen in den verschiedenen Gauen von Francia orientalis zur Zeit der Dotation (741) gegeben, ist uns eben ein Beweis, daß es mit dem Christenthume in Ostfranken nicht so gar trostlos ausgesehen, was wir freylich wieder theils den Bemühungen früherer Geistlichen, theils jenen der Schüler und Schülerinnen des heil. Bonif. zu verdanken haben. Kurz! das Christenthum war in Blüthe und allgemeiner Verbreitung über fast alle Gauen Ostfrankens. Diese zu wahren und auf die Dauer zu begründen, schien der Stiftung des Bisthums Wirzburg eine unerläßliche Bedingung.

In demselben Jahre, in welchem die fränkisch-hessisch-thüringischen Bisthümer von Bonif. errichtet wurden, geschah auch die Weihe des für den Nordgau gewählten Bischofs Willibald, und noch ehe dieser Theil Deutschlands zu einem festen Verbande mit dem fränkischen Reiche gelangte —, was Hr. S. in Folge des Sieges der Franken am Lech über Odilo und seine Verbündeten 743 geschehen läßt —, gründete Bonif. das Bisthum Eichstätt. Bevor Hr. S. dieß Ereigniß vorträgt, macht er uns mit den Lebens-Momenten Willibalds, Wunibalds seines Bruders und der Walpurga, Beyder Schwester, bekannt und wie Bonif. alle 3 Geschwister für seine Zwecke gewinnt. Der schwankende Besitz des Nordgaues konnte den h. Bonif. nicht hindern, in der Eichstätt'schen Wildniß, die ihm schon 739 oder 740 von Suitgar war geschenkt worden, ein Bisthum anzulegen, welches dann die seit 739 in Bayern gegründeten Bisthümer mit den fränkischen, thüringischen ꝛc. in Verbindung brachte; denn des Heiligen Ansehen als Bischof Germaniens und die Willfährigkeit des bayerischen Herzogs —, wenn sie nothwendig gewesen wäre —, mußte alle etwaigen Schwierigkeiten besiegen. Auch bey Eichstätt sehen wir die Dotation des Bisthums der Ordination des für selbes bestimmten Willibalds vorhergehen. Bonif. übergab dem in der Marienkirche am 22. Juli 740 von ihm zum Priester geweihten Willibald Suitgars Schenkung, und lud ihn nach Jahresfrist (741) zur Reise auf die Salzburg ein, wohin sich Willibald sogleich aufmachte und auf dem Wege dahin in seines Bruders Wunibalds Hause anhielt, den er also hier erst, — nicht auf der Salzburg —, sondern auf dem Wege dahin nach langer Entfernung wieder umarmte. Wir geben zu, daß der Ort dieses Wiedersehens Heidenheim nicht war, aber dann ist es gewiß in einer Wohnung gewesen, die bey jenen von Bonif. dem Wunibald verliehenen 7 Kirchen oder Kapellen sich befand. Jedenfalls war aber Wunibald damals schon von Bonif. zum Priester geweiht. Wo dieß geschehen, sagt dessen interpolirte Vita mit keiner Sylbe. Willibalds Bischofsweihe ging am 22. Oktober 741 auf der Salzburg unter Assistenz Burchards von Wirzburg und Witta's von Buraburg vor sich, und zwar wurde er zum Bischof von Eichstätt ordinirt.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Fauna der Vorwelt. Fossile Säugthiere, Vögel und Neptilien aus dem Molasse-Mergel von Oeningen.

(Schluß.)

3) Lagomys. Von dieser Gattung hatte der Verf. viele Ueberreste zur Vergleichung, die 2 Arten angehören, nämlich dem L. oeningensis und dem L. Meyeri, wie ihn v. Tschudi benannte. Erstere Art wurde von Karg für eine Haselmaus angesehen.

II. Vögel. Aus eigner Untersuchung erkannte der Verf. folgende Theile: eine Feder, einen kleinen Schädel mit Federn und Schnabel versehen, einen Unterschenkel nebst dazu gehörigem Mittelfuß und Ueberresten von Zehen. Mit Sicherheit sind diese

mangelhaften Ueberreste keiner bestimmten Gattung zuzuweisen.

III. Reptilien. Zahlreicher als aus den beyden vorigen Klassen sind die Ueberreste von Reptilien gefunden.

1) An Schildkröten kennt man 2 Arten, nämlich Chelydra Murchisonii Bell und eine neue vom Verf. bestimmte, die er Emys scutella nennt.

Besonders ausgezeichnet sind die fossilen Batrachier. Darunter fand der Verf. eine neue, den Ceratophryden verwandte Gattung mit einer großen Art, der er den Namen Latonia Seyfriedii gab. Zu Tschudi's Paleophrynos Gessneri fügte er eine zweyte Art: P. dissimilis bey. Pelophilus Agassizii ist schon früher von Tschudi aufgestellt worden.

Weit die merkwürdigste unter allen Versteinerungen Oeningens ist aber der Andrias Scheuchzeri, denn dieser ist identisch mit Scheuchzer's Homo diluvii testis. Man kennt bereits wenigstens 15 Exemplare von diesem Thiere, wovon der Verf. vier zur Entwerfung seiner ausführlichen Beschreibung und zu seinen schönen Zeichnungen benützen konnte. Das größte Exemplar hat eine Länge von 3′ 9″ und ist also der größte Batrachier, den die Erde je hervorgebracht hat und von dem in Japan lebenden Riesensalamander wirklich verschieden.

Zu den Batrachiern zählt der Verf. auch noch diejenigen Ueberreste, aus welchen er seine Gattung Orthophyia errichtete. Die Form derselben ist fisch- oder schlangenähnlich. Ein kleiner, schmaler, mit dichtstehenden, konischen Zähnchen bewaffneter Kopf sitzt an einer langen Säule von Wirbeln, die keine Unterscheidung in Hals-, Rücken- und Schwanzwirbel zulassen, wodurch es nur um so wahrscheinlicher wird, daß das Thier keine eigentlichen Gliedmassen besessen, von denen auch nichts überliefert ist.

Von versteinerten Schlangen hat der Verf. 3 Arten aufgefunden, die er Coluber Owenii, Kargii und arcuatus benennt.

Hiermit enden die dem Verfasser eigenthümlichen Untersuchungen über die Versteinerungen des Deninger Mergels. Der Vollständigkeit wegen fügt er noch bey, was aus den andern Klassen bisher der Hauptsache nach durch andere Paläontologen bekannt geworden ist.

Die Fische hat Agassiz untersucht und 19 Arten aufgezählt, die sämmtlich dem süssen Wasser angehören und von ausgestorbenen Arten herrühren. Die Gattungen dagegen sind noch im Leben vorhanden; nur bey einer einzigen (Cyclurus) ist dieß nicht der Fall.

An Insecten ist dieser Mergel sehr reich. Curtis erkannte Formiciden und Hymenopteren, Samouelle Larven von 2 Arten Libellen; ferner Aeschna grandis?, A. sanguineum?, Anthrax, Cimex, Coccinella, Cerambyx, Blatta und Nepa. — Von Crustaceen kommen am häufigsten Schalen von Cypris vor, welche C. Faba verglichen werden. Von langgeschwänzten Krebsen fand der Verfasser eine zur Abtheilung der Garnelen gehörige neue Gattung auf, der er den Namen Homelys beylegte und ihr 2 Arten: H. major und minor unterordnete. Von kurzschwänzigen Krebsen entdeckte er eine neue Art, den Grapsus speciosus.

Die Conchylien von Oeningen sind noch nicht hinlänglich untersucht. Blainville unterschied eine neue Anodonta unter dem Namen A. Lavateri, dann eine Lymnaea, die einige Aehnlichkeit mit L. ovum besitzt, und kleine Planorben; auch wird Patella, der P. (Ancylus) lacustris ähnlich, von Oeningen aufgeführt, die aber noch der Bestätigung bedürfen wird.

An fossilen Pflanzen ist ein großer Reichthum vorhanden, dessen genaue Bestimmung Alex. Braun vorgenommen und das Verzeichniß davon bereits durch Buckland publicirt hat. Hier ist es nochmals aufgenommen und zugleich vervollständigt.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 13. Dezember.

Nro. 249. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

(Fortsetzung.)

„Wie aber", fragt Hr. S., „konnte er zum Bischof von Eichstätt geweiht werden?" — Und nun ist Er bemüht, das Jahr 745 als das eigentliche Gründungsjahr Eichstätts zu erweisen*), während er S. 336 äußerte: „Auch dieser Theil Deutschlands sollte jetzt für das Christenthum gewonnen werden und ehe derselbe zu einem festen Verbande mit dem fränkischen Reiche gelangte, welches — — — erst in Folge der für Bayern so unglücklichen Schlacht am Lech im Jahre 743 geschah, gründete Bonif. ein Bisthum für diese Gegend" ꝛc. Also nimmt am angeführten Orte Hr. S. Eichstätts Gründung vor dem Jahr 743 an. Was ihn bewogen, dennoch das J. 745 zu bestimmen, ist Folgendes: Ein Jahr vor Willibalds Bischofsweihe (740) stand außer der Marienkirche kein Haus auf dem Platze, der Eichstätt hieß: Willibald legte aber erst den Grund zu einer neuen Kirche und einem Kloster; die Gegend umher war noch ganz wild und wüst; endlich ist es die einhellige Tradition von Eichstätt, welche das Bisthum erst 745 gestiftet seyn läßt.

„Die Tradition," sagt er, „verdient wohl beachtet zu werden, zumal da sie nicht, wie sonst gewöhnlich der Fall ist, das Alterthum der Stiftung weiter hinauf rückt, sondern um 4 Jahre jünger macht. Sie ist erhalten in einem unter dem 18. Bischof von Eichstedt Chundekar II. (gest. 1075) verfaßten eichstedtischen Pontificale, in welchem an 3 verschiedenen Stellen das Jahr 745 als Stiftungsjahr von Eichstedt angegeben wird, und ebenso in 2 erst im Jahre 1744 entdeckten, für die Geschichte höchst wichtigen Documenten." (Mit Verweisnng auf die Schrift: Eichstättisches Heiligthum. Dissert. I. S. 82 seqq.)

Da Hr. S. in die Glaubwürdigkeit der Tradition nicht den mindesten Zweifel setzt, so hebt sich ihm die Streitfrage: Ob Eichstätt im J. 741 oder 745 gestiftet sey, „von selbst"; denn im J. 741 konnte Eichstätt nicht zu einem bischöflichen Sitz erhoben werden, weil der Ort noch gar nicht bestand. Zwar der Distrikt zwischen Donau und Main mußte, nach des Bonif. Absichten eine eigene Diöcese bilden; aber ein zum bischöflichen Sitze passender Ort war nicht in demselben, oder, wenn vorhanden, doch nicht im Besitze des Bonif. Des Grafen Suitgar Freygebigkeit verschaffte dem Bonif. nun ein bedeutendes Besitzthum im Nordgau, und von Willibalds Tüchtigkeit und Eifer konnte er hoffen, daß dieß Besitzthum sich gar bald erweitern und der Ort binnen kurzem heranwachsen würde.

„Und so dachte allerdings Bonif. schon damals, als er den Willibald weihte (22. Oktob. 741), daß Eichstedt demnächst sein fester Sitz werden solle. Weihen konnte er ihn aber nur für die Gegend des Nordgaus als Regionarius, wie er selbst Regionarius ohne erzbischöflichen Sitz war. Im J. 745 wurde Bonif.

*) Wenn es S. 344, 345 heißt: „Willibald kam öfters nach Mainz" (Wunibald war bestimmt dort, siehe Vita Wunib. bey Mabillon III. II. 165, ob außer den Synoden Willibald, steht dahin), „so wie er auf den von Bonif. gehaltenen Concilien erschien," so hätten wir dieß um so mehr begründet gewünscht, als Hr. S. unsern Bischof Willibald auf den Grund dieses Mainzer-Aufenthalts zum Biographen des h. Bonif. macht.

Erzbischof von Mainz und in demselben Jahre empfing auch Willibald seinen festen Sitz und wurde Bischof von Eichstedt." —

Warum hat sich doch Hr. S. nicht an die Quelle gehalten und ist einseitig der Tradition gefolgt, deren Jahresangabe auf einer irrigen Berechnung zu beruhen scheint, wie eine solche eben auch bey der Mehrzahl der Chronisten gefunden wird? Z. B. Herimanni (gest. 1054, 24. Sept.) Aug. chronic. bey Pertz VII., 98, ad ann. 746: S. Bonifacius annuente Karlomanno auctoritate Zachariae papae duos in parrochia sua episcopatus facit, Wirziburgensem scilicet, cui sanctum Burchardum et Eistetensem, cui sanctum Willibaldum, conprovinciales suos, primos episcopos ordinavit. (Ebenso Bernoldi chronic. VII. 417. Die Annal. Wirzib. aus dem XII. Jahrhundert lassen dem h. Burchard sein W. Bisthum gerade um 10 Jahre später überkommen, als es wirklich geschah; Pertz II. 240, nämlich 751. Siehe Ekkehard VIII. 26. Nur der Annalista Saxo giebt nach der vita Bonif. das Gründungsjahr von Wirzburg und Eichstett 741. (Pertz VIII, 553.) Uebrigens behauptet Falkenstein (Analecta Nordgaviensia, XI. Nachlese, Nro. III. pag. 408, not. c. und pag. 411, 412), daß das Pontificale Gundekars II. kein Jahr, also auch nicht 745, angebe.

Was zur Gründung eines Bisthums erfordert wurde, ist oben schon, wo von der Gründung des Bisthums W. die Sprache war, angeführt worden. Die Dotation muß ermittelt, die Diöcese und der Sitz bestimmt, die Wahl des Bischofs gleichfalls getroffen seyn. Die Dotation von Eichstätt aber war durch die Uebergabe der Eichstättischen Wildniß durch Suitgar an Bonif. und von diesem an Willibald, den Bonif. zum Bischof hier bestimmte, schon 739, 740 ermittelt.

(Mabill. Act. SS. O. S. B. III. P. II, 345. Illam regionem Eistet Suitgarius tradidit S. Bonifacio in redemtionem animae suae: et S. Bonifacius tradebat nostro Episcopo S. Willibaldo illam regionem, quae adhuc tota erat vastata, ita ut nulla domus ibi esset, nisi illa Ecclesia S. Mariae, quae adhuc stat ibi, minor quam alia Ecclesia, quam postea B. Willibaldus ibi construxerat. Und vorher: Et misit illos S. Bonifacius ad Eistet, ut videret, quomodo sibi placeret.) Willibald und Suitgar brachten einige Zeit in der Eichstätter-Wildniß zu, und suchten daselbst einen paßenden Platz zur Wohnung aus, gingen dann nach Freising zu Bonif., bey dem sie sich aufhielten, und dann kamen alle drey wieder nach Eistet, woselbst Bonif. am 22. August 740 den Willibald zum Priester weihte. Nach Jahresfrist befahl er dem Willibald, nach Thüringen zu kommen, es war Herbstzeit, als er dort anlangte; und sogleich ordinirte ihn der Erzbischof Bonif. (Burchard und Wizo) zum Bischof. Damit war die 2. Erforderniß, die Bestimmung des Bischofs erfüllt: wo er seinen Sitz aufschlagen sollte, war gleichfalls ermittelt, in der Eichstätter-Wildniß, denn sonst hätte ihn Bonifazius nicht dahin gesendet, zu sehen, wie ihm der Ort gefalle. Das Jahr der Dotation ist 739, 740. Das Jahr der Ordination ungezweifelt 741, 22. Oktob. Eine Woche blieb der neue Bischof auf der Salzburg, alsdann ging er wiederum an den vorherbestimmten Ort seines Aufenthaltes zurück, d. i. nach Eichstätt (et postea iterum ad praedestinatum mansionis suae locum remeabat) und fing an ein Kloster daselbst zu bauen (sacri Episcopatus gradum accepit, et in loco qui dicitur Eistet, Monasterium construere incipiebat etc.), und die klösterliche Zucht, wie er sie auf Monte Cassino etc. kennen gelernt, einzuführen. Sogleich kam, sowie er anfing, dieß Kloster zu bewohnen, von allerwärts, nicht blos aus jener Gegend, sondern auch aus entfernteren Bezirken eine große Zahl herbey, seine weisen Lehren zu vernehmen ꝛc. Wenn nun der h. Willibald bald nach seiner Reise auf seinen Posten sich begab und hier unabläßig wirkte, wie die Quelle sagt, wenn diese Weihe 22. Oktob. 741 statt fand, wenn vorher schon die Dotation der Hauptsache nach ermittelt war; weßhalb sollen wir annehmen, Willibald sey erst 745 Bischof von Eichstätt geworden? Hier muß die Tradition, auf das mit keiner Jahresangabe versehene Pontificale des XI. Jahrhunderts gestützt, der deutlichen Aeußerung der Quelle weichen. Die Thätigkeit Willibalds nach seiner Rückkehr von der Salzburg ist an eine so bestimmte Oertlichkeit, daß ich so sage, gebunden, daß der Ausdruck „Regionar-Bischof" auf ihn ganz und gar nicht paßt; denn er hatte seinen angewiesenen

Sprengel, in demselben seinen Sitz, und wirkte im ersteren. Cura igitur episcopali suscepta, non habuit requiem verbum Dei die ac nocte praedicare etc., sagt die Vita altera S. Willib. bey Mabillon, p. 353. —

Die Vita S. Bonifacii erzählt die Errichtung Wirzburgs und Eichstätts zu ein und derselben Zeit. Beyde Bischöfe wurden in einem und demselben Monate und Jahre geweiht, und zwar wie Burchard für Wirzburg, so Willibald für Eichstätt. War nun Burchard kein Regionar, — und es ist noch Niemanden eingefallen, ihn dafür zu nehmen, — so ist auch Willibald keiner gewesen. Daß der Erstere (Burchard) nach seiner Ordination im Oktober 741 am Sitze seines Bisthums die nöthigen Anordnungen für denselben treffen mußte und wirklich getroffen hat, ist bekannt; dieselbe Thätigkeit in dieser Beziehung entwickelte mit großem Eifer an dem ihm zum Sitze bestimmten Orte auch der h. Willibald. Seine Kathedrale brauchte so wenig, wie jene Burchards, aus Steinen erbaut zu seyn. Burchards Kathedrale aus Fachwerk wurde erst 747 vollendet und eingeweiht, ohne daß man darum die Gründung Wirzburgs auf dieses Jahr verlegen müßte. Die Vollendung des Baues der Kathedrale bedingt bey Wirzburg und Eichstätt so wenig das Gründungsjahr beyder Bisthümer, als unter den damaligen Umständen die päpstliche Bestätigung, welche für Burchard als Bischof von Wirzburg erst den 1. April 743 zu Rom erfolgte, während die ungezweifelt auch nicht unterbliebene päpstliche Bestätigung für Willibald als Bischof von Eichstätt aus der bonifacischen Briefsammlung uns entweder verloren gegangen, oder zur Zeit noch nicht aufgefunden ist.

Beyde Bischöfe, Burchard und Willibald, erscheinen auf der Synode der fränkischen Bischöfe, welche Karlmann am 21. April 742 abhalten ließ. Es waren hier die in Karlmanns Reiche befindlichen Bischöfe versammelt: „Episcopos, qui in regno meo sunt," also Bischöfe mit bestimmter Diöcese, keine Regionarii (Pertz III. 16), sonst hätte Karlmann unmöglich sagen können, qui in regno meo sunt.

Bonifacius steht als Erzbischof an der Spitze, dann kommt Burghard (von Wirzburg), Regenfrid (von Cöln), Hwitta (von Buraburg), Willabald, Dadan (dessen Sitz ich nicht kenne, der aber kein Regionar gewesen, wenn schon dieß Eckhart meint. Falkenstein (Analecta l. cit.) sagt p. 415 not. e., er habe an einem andern Ort dieser „Bischöfe ihre gehabte und zugehörige Diöceses gezeiget. Wer wollte aber die Kühnheit haben, und sie vor Episcopos Regionarios oder in partibus ausgeben." —) und Edda (von Strasburg). Da alle, mit Ausnahme Dadan's, hier aufgezählte Bischöfe Bischöfe mit eigenen Sprengeln sind, so wird auch Willibald seinem eichstättischen Sprengel vorgestanden und als solcher hier in dieser Versammlung gewesen seyn. Wie gesagt, berechtigt die ermittelte Dotation, der bestimmte Sitz und Sprengel, und der hiefür geweihte Bischof zur Annahme, daß ein Bisthum gegründet sey und muß demnach dasjenige Jahr als Gründungsjahr gelten, in welchem diesen Erfordernissen Genüge geschah; so ist gewiß, daß Eichstätt und Wirzburg in einem und demselben Jahre und Monate gegründet worden sind; nämlich beyde im Oktober 741, nicht aber Eichstätt im J. 745;*) denn nach der Quelle läßt sich die Gründung beyder Bisthümer, weil sie gleichzeitig geschah, nicht füglich von einander trennen. Die Gründe, weßhalb das 1100jährige Bestehen des Bisthums Eichstätt in diesem Jahre und, wenn mir recht erinnerlich, im Monate September gefeyert wurde, kennt der Unterzeichnete zur Zeit noch nicht.

Mit Recht bemerkt Hr. S., daß durch die Errichtung dieser Bisthümer die Wirksamkeit des Bonifacius in eine neue Epoche getreten und der Geschichte Deutschlands ein anderer Verlauf als bisher angewiesen worden sey. Hatte Karl Martell an der Vereinigung der germanischen Länder mit

*) Daß man nicht auf die vollendete Kathedrale wartete, um die Bisthumsgründung für vollzogen zu betrachten, zeigt am Besten die Gründung Bambergs 1007. Schon den 1. November 1007 zeichnet Eberhard als Bischof, und doch war seine Kathedrale noch nicht vollendet; siehe Ussermann, Ep. Bbgs. p. 2.

dem fränkischen Reiche gearbeitet; so war Bonifacius bemüht, die Stämme Deutschlands in Einigkeit des Glaubens und Lebens mit der Kirche zu verbinden, und er hatte durch Errichtung des Episcopates seinem Werke jetzt eine unerschütterliche Basis gegeben. Während dieser wichtigen Ereignisse war Karl Martell im Oktober 741 gestorben und auch Gregor III. mit Tod abgegangen, dem drey Tage später Zacharias auf dem h. Stuhle folgte. — Unter Karl Martells Söhnen breitet sich des Bonifacius Einfluß auch auf die gallische Geistlichkeit aus, die er zu bessern bemüht war. Karlmann that Alles im Einverständnisse mit Bonifacius, und als Pipin die Zügel der Regierung allein ergriffen, folgte er nicht minder dessen Rath.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortsetzung.)

Dr. C. G. Ontijd, Verhandeling over het verschil, tusschen de algemeene grondkrachten der natuur en de Levenskracht. Amsterd. 1840.

Elliot Hoskins, Tables for the extemporaneous application of corrections for temperature to barometric observations. Guernsey 1842.

H. L. v. Santen, Chemische Analysen antiker Metalle aus heidnischen Gräbern Mecklenburgs. Schwerin 1844.

E. Millon, Elements de chimie organique comprenant les applications de cette science à la physiologie animale. T. I. Par. 1845.

Dr. G. Suckow, Hodegetische Anleitung zum naturwissenschaftlichen Studium auf Universitäten. Halle 1845.

Dr. O. Heer, Ueber die obersten Gränzen des thierischen und pflanzlichen Lebens in den Schweizeralpen. Zürich 1845.

S. Nilsson, Skandinavisk Fauna. Del 1—3. Lond. 1835—1842.

Dr. H. Schinz, Systematisches Verzeichniß aller bis jetzt bekannten Säugethiere oder Synopsis Mammalium nach dem Cuvier'schen System. Bd. 2. Solothurn 1845.

J. W. Zetterstedt, Diptera Scandinaviae disposita et descripta. T. IV. Lundae 1845.

Dr. C. Schmidt, zur vergleichenden Physiologie der wirbellosen Thiere. Braunschweig 1845.

R. Owen, A history of british fossil mammalia. Part. 1—9. London 1845.

Arsberättelse om zoologiens framsteg under åren 1840—42. Tredje Delen (Crustacea. Vermes Linn.) af S. Loven. Stockholm 1844.

Fil. Parlatore, Maria Antonio novello genere della famiglia delle leguminose. Firenze 1844.

A. Hitzer, Die Lebensdauer der Pflanzen. Berlin 1844.

Dr. Th. Hartig, Das Leben der Pflanzenzelle, deren Entstehung, Vermehrung, Ausbildung und Auflösung. Berl. 1844.

H. v. Bielke, Der Bernstein. Hamburg 1845.

Dr. A. v. Klipstein, Beyträge zur zoologischen Kenntniß der östlichen Alpen. Lief. 3. Gießen 1845.

Ed. Eichwald, De pecorum et pachydermorum reliquiis fossilibus in Lithuania, Volhynia etc. commentatio. Vilna 1834.

Ant. Sañez Reguart, Diccionario historico de los artes de la pesca nacional. T. 1—5. Madrid 1791—95.

Al. Martinez de Espinar, Arte de ballesteria y monteria. Madrid 1644.

J. Kresse, Geschichte der Landwirthschaft des Altenburgischen Osterlandes. Altenb. 1815.

J. Reska, Welchen Nutzen gewährt die Chemie nach ihrem jetzigen Standpunkte der praktischen Landwirthschaft? Prag 1845.

G. H. A. Rost, Borhäuser der Saline Ciechocinek in Polen. Erfurt 1843.

Dr. Ed. Benecke, Die neue Psychologie. Berl. 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 16. Dezember.

Nro. 250. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

(Schluß.)

Das IX. Kapitel beschäftigt sich mit den unter Bonifacius Oberleitung abgehaltenen Concilien, die er jetzt nach langem Verfalle dieses Instituts bey den gallischen Bischöfen zur Erhaltung der Einigkeit und des kirchlichen Sinnes wieder eingeführt. Die Verhandlungen dieses ersten deutschen Concils vom 21. April 742 sind mitgetheilt; an sie schließt sich eine Widerlegung der Runde'schen Preisschrift, in der behauptet wurde, daß auf diesem Concil die Bischöfe Reichsstände geworden seyen. Schon im folgenden Jahr wurde wieder ein Concil (das von Liftinae = Lestines im Hainault) 1. März 743 gefeyert, dessen Akten jedoch nur mangelhaft auf uns gekommen sind. Folgt nun eine Angabe und Erläuterung der Canones. Auch die Formula abrenuntiationis und das christliche Glaubensbekenntniß an die Dreyfaltigkeit, welche bey der Taufe gebraucht werden sollten, sind hier mit Bemerkungen gegeben, und daran schließt sich der Indiculus superstitionum et paganiarum (der bekanntlich leider! blos Inhaltsanzeigen der einzelnen Kapitel bewahrt) mit versuchten Erklärungen der verschiedenen Arten von Aberglauben. Auch die Allocutionen der Priester an das Volk über unerlaubte Ehen gehören noch zu den Akten dieses Concils vom J. 743.

X. Kapitel. Nach hergestellter Ordnung in Karlmanns Reiche dachte Bonif. durch dieses Fürsten Vermittlung auch im Reiche Pippins eine geregelte kirchliche Verfassung herzustellen und vorzüglich dem Mangel einer wohlgeordneten Metropolitan-Verfassung abzuhelfen. Für 3 von Bonif. ernannte Erzbischöfe wollte der Papst das Pallium herausschicken, doch, bevor sie im Frankenreiche ankamen, traf ein Brief des Bonif. beym Papste ein, worin nur für einen Erzbischof (Grimo von Rouen) das Pallium verlangt wurde, ohne nähere Angabe der Gründe, warum der frühere Plan aufgegeben worden. Natürlich begehrte der erstaunte Papst die Darlegung der Gründe des Bonif. wegen eines solchen Verfahrens. In Gallien nämlich war durch die Feinde der projectirten neuen kirchlichen Ordnung das verläumderische Gerücht verbreitet, die ernannten Erzbischöfe hätten die Pallien in Rom erkauft. Bonif., meint Hr. S., muß durch allerley Aussagen, durch welche man das Ansehen der ernannten Metropoliten zu verdächtigen und die ganze Einrichtung zu hintertreiben suchte, irre geleitet worden seyn. Ueberhaupt sah der gallische höhere Clerus die von Bonif. einzuführende Ordnung mit scheelen Augen an und weigerte sich, ihm, der bisher nur für Germanien Vollmacht vom Papste erhalten hatte, zu gehorchen. Deßhalb erweiterte der Papst des Bonif. Vollmacht als Legaten des apostolischen Stuhles auch über Westfranken, d. i. Gallien. Das Erste, was nach der Uebernahme so hoher Verpflichtungen dem Heiligen nöthig schien, war die Abhaltung eines Concils in Gallien und zwar eines für Austrasien und Neustrien gemeinschaftlichen Concils am 2. März 744 zu Soissons. Die Beschlüsse desselben theilt Hr. S. mit. Den hartnäckigsten Widerstand gegen des Bonif. Maßregeln leisteten die beyden Irrlehrer Aldebert, ein Gallier von niederer Herkunft, und Clemens, ein Schotte. Ueber Beyder Lebensverhältnisse und Irrlehren werden Aufschlüsse gegeben.

Ihre Lehren wurden auf dem Concil zu Soissons verworfen. Anstatt sich nun zu unterwerfen, verstärkten sie ihren Anhang; auch auf Deutschland hatten sie Einfluß; dort aber wurden ihre Lehren auf einem eigenen Concil gleichmäßig verdammt und beyde mit Genehmigung der Frankenfürsten in geistliche Gewahrsam gebracht. Ihrer Haft entlassen oder entkommen, setzten sie ihre früheren Verführungskünste fort, was den h. Bonif. bewog, die Hülfe des Papstes anzurufen; indem er in einem eigenen Schreiben Beyder Lebensverhältnisse und Irrlehren darlegte und bat, der Papst möge bey Herzog Karlmann bewirken, daß Beyde in Gewahrsam gebracht würden. Auf der Synode im Lateran in der Basilica des h. Theodor (Octob. 745) wurden nebst Bonif. Brief noch mehrere diese Irrlehrer betreffende Aktenstücke abgelesen und Beyde, Aldebert und Clemens, ihrer priesterlichen Würden für entsetzt und in den Bann der Kirche erklärt, wenn sie von ihren Irrlehren nicht abstehen. Hr. S. nimmt den hl. Bonif. gegen die Vorwürfe der Verketzerungssucht, die ihm von Neueren, z. B. Schmidt, Walch, Schröck u. a. gemacht werden, in Schutz. Den beyden Irrlehrern hatte sich noch ein dritter Bischof, Godalsacius zugesellt, der ebenfalls wegen Irrlehren abgesetzt war, und durch diesen Beytritt mochte ihre Lehre gewisse Modificationen erhalten haben. Beharrlich behaupteten sie, nur dasjenige zu lehren, was die Kirche zu allen Zeiten gelehrt und versicherten derselben Gehorsam. Deßhalb sollte ihre jetzige Richtung abermals geprüft werden. Es scheint jedoch nicht, daß sie je zur orthodoxen Lehre und zum Gehorsam zurückgekehrt. Aldeberts endliches Schicksal, — über das von Clemens und Godalsacius wissen wir Nichts, — ist erzählt bey Pertz II, 355 S. 1. Mit seinem Tode, — Schweinhirten ermordeten den an den Ufern der Fulda Umherirrenden — erreichte auch seine Irrlehre ihr Ende.

Dieß waren nicht die einzigen Irrlehrer, die Bonif. zu bekämpfen hatte, wohl aber besitzen wir über sie die vollständigen Akten; eine nicht geringe Zahl falscher Priester ꝛc. oder Sklaven, die ihren Herren entlaufen waren und sich das Haupt gleich Geistlichen schoren, mißbrauchten das leicht verführbare Volk zu allerley Aberglauben. Auch die zwischen Virgil und Bonifacius eingetretene Mißstimmung erzählt Hr. S. (Sedonius, Bischof von Passau, nicht von Constanz, wie Hr. S. p. 436 und Not. 4 angiebt; denn es heißt bey Serrar. ep. 134 p. 185: „Virgilius et Sedonius religiosi viri apud Baioariorum provinciam degentes“ etc. S. auch ep. 140, p. 208, 1. Mai 748). — Gegen den kriegerischen und angesehenen Milo, der, obgleich nicht Priester, schon unter Karl Martell in den Besitz von zwey Bisthümern, Rheims und Trier, sich eingedrungen, vermochte selbst Bonif. nichts. Die Bekämpfung der Irrlehren war eine Hauptaufgabe der Concilien, deren Bonif., nach Liudger's Aeußerung,

„gar viele nach seiner Erhebung auf den erzbischöflichen Stuhl von Mainz mit den Gottesfürchtigen Königen zur Besserung des Volks gehalten.“ —

Jedes Jahr sollte eine Synode stattfinden, so wurde zu Soissons auf die wiederholten Erinnerungen der Päpste beschlossen. Dennoch ist nicht ermittelt, wie viele Concilien unter Bonifacius abgehalten worden; Harzheim hat deren innerhalb der Jahre 740—753 7 in Deutschland nachgewiesen und Hr. S. glaubt, diese Zahl sey bey dem erwähnten Beschluß alljährlich abzuhaltender Synoden noch zu gering. Auf dem März-, später Maifeld, woselbst auch geistliche Angelegenheiten verhandelt wurden, erschien Bonif.; dort wurden die von den Provinzial-Synoden getroffenen Statuten allgemeineren Inhalts zu Reichsgesetzen erhoben (Statuta Bonifacii und Capitulare Bonifacii).

Bey der steten Verbindung des Heiligen mit Rom und seinen Anfragen dortselbst berührt denn Hr. S. auch einige dieser letzteren, die Bezug auf den Genuß von Pferdefleisch, Speck ꝛc. haben, und rechtfertigt des Bonif. Benehmen auch hierin gegen Neuere, welche dem Heiligen vorgeworfen, daß er so geringfügiger Dinge halber in Rom angefragt und sich sogar um den „Küchenzettel“ der Deutschen bekümmert habe. Es galt aber, das rohe Volk von seiner gewohnten wilden Nahrung zu entwöhnen und zum Ackerbau und zur christlichen Milde und Gesittung zu bringen. —

Das XI. Kapitel handelt von der Stiftung Fulda's durch den Baivarier Sturmi, welches Kloster für die Verbreitung des Christenthums und aller Zweige der Civilisation Deutschlands so wesentlich beygetragen, daß, hätte Bonif. nichts weiter gethan, diese Stiftung allein hingereicht haben würde, seinen Namen unsterblich zu machen. — Die quatuor populi, quibus verbum Christi per gratiam Dei diximus, die in circuitu loci hujus (Fulda) habitare dinoscuntur, im Briefe Nr. 86 p. 247 Würdtwein und Serrar. Nr. 141 p. 211 sind die Franken, Hessen, Thüringer und Slawen, aber nicht die Bayern, deren nördlichste Gränzmarken doch nicht bis zur Buchonia reichen konnten, vgl. Vita S. Bonif. bey Mabill. AA. SS. O. S. B. III, II, 19. et ecclesias in confiniis Francorum atque Saxonum atque Slavorum suo officio (Burchardus) deputavit. Daß der erste Monat des Jahres 744 in der Vita Sturmi der März sey, zeigt Eckhart, Fr. Or. I, 462. Auch muß bemerkt werden, daß die Vergabungsurkunde der vier baivarischen Bischöfe bey Schannat Traditt. Fuldens. p. 9 Nr. 17, auf welche sich Hr. S. p. 484 bezieht, nicht ächt ist, wie gleichfalls Eckhart I, 589 — 591 erwiesen hat.

Nach Erledigung der Bisthümer Köln und Mainz, — Raginfried war 744 gestorben, Gewielieb 745 entsetzt worden, konnte man endlich auf feste Begründung des Metropolitansystems für das östliche Deutschland denken und anfänglich sollte Köln der Sitz desselben werden, wozu der Papst seine Einwilligung gab, da die Franken selbst es waren, welche diese Stadt als erzbischöflichen Sitz begehrten. Mit der Besetzung des Kölner Erzbisthums durch Agilolf und da bey den gegen Bonif. von Seite der Geistlichkeit angezettelten Umtrieben die Frankenfürsten erklärt hatten, eines oder das andere der erledigten Bisthümer müsse dem Bonif. als fester Sitz angewiesen werden, hatte der Heilige geschehen lassen müssen, daß ihm Mainz (nicht wie er gewünscht Köln, wegen der Nähe der Friesen) als Metropole übertragen wurde. Gleich nach übernommener Verwaltung seines Erzbisthums bat er den Papst, — nicht um die Bestätigung, — sondern um die Vergünstigung, einen Anderen an seine Stelle für diesen Sitz zu weihen, während er selbst Abgeordneter des hl. Stuhles wie bisher zu bleiben wünschte; allein der Papst erklärte unterm 1. Mai 748, daß er den Sitz der hl. Kirche von Mainz keineswegs verlassen dürfe, wohl aber könne er einen bewährten Mann als seinen Stellvertreter zum Bischof weihen. — Am 4. November desselben Jahres erfolgte die Bestätigung von Mainz als des Bonif. Metropolitansitz und wurde verordnet: „daß die Kirche von Mainz dem Bonif. und seinen Nachfolgern für ewige Zeiten als Metropolitankirche übertragen werde und die Städte Tongern, Köln, Worms, Speyer und Utrecht, so wie alle Völker Germaniens, welche Bonif. zum Christenthume bekehrt (die Bischöfe von Erfurt, Buraburg, Wirzburg, Eichstätt, Augsburg, Straßburg, Constanz und Chur waren Suffraganei von Mainz), unter sich haben solle (Epist. 83). Dadurch wurde Mainz Primatial-Kirche von Deutschland.

Das XII. Kapitel beginnt mit Karlmanns freywilliger Entsagung der Herrschaft 747, und wie Pippin die Zügel der Herrschaft nun allein in mächtiger Hand hält. Die Umstände, unter denen dieser Held zum Thron gelangte, schildert Hr. S. p. 512 — 520 und rechtfertigt zugleich des Bonif. Benehmen in dieser Angelegenheit. Nach Zacharias Tode 14. März 752 und nach dem schnellen Hinsterben seines Nachfolgers Stephan (4 Tage nach der Wahl) gelangte Stephan III. (II.) auf den päpstlichen Stuhl, dem sich sofort Bonif. empfahl und ihm am Schluß seines Schreibens das Unglück berichtete, welches seine Pflanzungen durch den Einfall der heidnischen Sachsen betroffen, nämlich das Niederbrennen von mehr als 30 Pfarr- oder Klosterkirchen im J. 751. Durch die Thätigkeit des Bonif. jedoch wurden die zerstörten Kirchen in kurzer Zeit wieder hergestellt. Den Lullus, einen seiner eifrigsten und tüchtigsten Schüler, wählte Bonif., auf den Grund der früher erhaltenen päpstlichen Erlaubniß, zu seinem Coadjutor und weihte ihn zum Bischof, während er seine Blicke anderswohin richtete. Wir finden den Heiligen bald in des Pirminius Stiftung zu Gamundium (Hornbach), bald

in Bayern, wo er des Schotten Atto Kirche 753 einweihete (doch wohl früher, 740!) und sich überhaupt an der Blüthe der christlichen Anstalten in diesem Lande, so wie im Nordgau und Ostfranken erfreute; nach Hildegard's von Köln Tode aber in Friesland, für welches er Utrecht als immediates Bisthum zu erhalten gedachte und worauf fortan alle seine Thätigkeit gerichtet bleibt, um dieß Volk, mit dessen Bekehrung er seine apostolische Laufbahn begonnen, vollends für die christliche Lehre zu gewinnen. Nachdem er durch Fulrad von St. Denys beym Könige Pippin die Bestätigung des Lullus als Erzbischof von Mainz erwirkt und auf einem Concil zu Mainz von seinen Schülern feyerlich Abschied genommen, begab er sich mit seinen Genossen zu Schiffe nach Friesland, lehrte mit frischem Muthe das Wort Gottes, zerstörte die Götzentempel und wurde bey Dockum von den über die Fortschritte des Christenthums erbitterten Heiden am 5. Junius 755 sammt 52 seiner Genossen getödtet. — Die Schreckenskunde von dieser Gräuelthat verbreitete sich schnell durch das ganze Land; die geringe Zahl der heidnischen Friesen wurde besiegt, theils getödtet, theils gefangen, und die Letztern selbst Christen. Seine Leiche wurde seinem Wunsche gemäß in seinem Lieblingskloster Fulda beygesetzt. — Den Schluß der Biographie macht die Angabe der Schriften des Heiligen. Denn wenn jede Richtung der Wirksamkeit des Bonifacius vom Biographen in das Auge gefaßt werden mußte, so durfte gewiß diese nicht unbeachtet gelassen werden.

Aus dem Dargestellten ergiebt sich, daß Hr. S. seine Aufgabe, ein getreues Bild vom Leben und Wirken des großen Apostels der Deutschen zu entwerfen, auf eine des hochwichtigen Gegenstandes vollkommen würdige Weise gelöset habe.

Dr. G. Th. Rudhart.

K. Hof = und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof = und Staats = Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortsetzung.)

K. Schinz, Ueber die Errichtung landwirthschaftlicher Schulen. Aarau 1845.

Fel. de Bouchepon, Etudes sur l'histoire de la terre et sur les causes des révolutions de la surface. Par. 1844.

J. Chr. A. Heinroth, Lebensstudien oder mein Testament für Mit = und Nachwelt. Leipz. 1845.

Dr. J. Sengler, Die Idee Gottes. Erster historisch-kritischer Theil. Heidelb. 1845.

Dr. C. Ph. Fischer, Speculative Charakteristik und Kritik des Hegel'schen Systems. Erlangen 1845.

Dr. Ch. Weiß, Ueber Grund, Wesen und Entwickelung des religiösen Glaubens. Eisleben 1845.

Fr. Bitzer, Das System des natürlichen Rechts. Stuttg. 1845.

Duc de Caraman, Histoire des révolutions de la philosophie en France pendant le moyen age jusqu' au seizième siècle. T. I. Par. 1845.

Dr. E. L. W. Heyder, Kritische Darstellung und Vergleichung der Aristotelischen und Hegel'schen Dialektik. Bd. I. Abth. 1. Erlang. 1845.

Dr. Fr. Nuñez de Oria, Lyrae heroicae. Salamanca 1581.

L. Cailhava, De tristibus Franciae libri quatuor. Lyon 1840.

Angel. de Saavedra, Poesias. Cadiz 1814.

Ger. de Cancer y Velasco, Obras varias. Madrid 1651.

Seraf. C. Calderon, Poesias del Solitario. Madr. 1831.

Aug. Gaillard, Poésies languedociennes et françaises. Albi 1843.

T. Crofton Croker, The popular songs of Ireland. Lond. 1839.

(Fortsetzung folgt.).

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 17. Dezember.

Nro. 251. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

I. Abweisung der von Herrn Professor H. Burmeister zu Gunsten des geologisch-vulkanistischen Fortschrittes und zu Ungunsten der mosaischen Schöpfungsurkunden vorgebrachten Behauptungen. Von Dr. A. Wagner. Ein Nachtrag zu meiner Geschichte der Urwelt. Leipzig 1845. 48 S. 8.

II. Die ersten Begriffe der Mineralogie und Geognosie für junge praktische Bergleute der k. k. österreichischen Staaten. Im Auftrage der k. k. Hofkammer in Münz- und Bergwesen verfaßt von Friedrich Mohs. Herausgegeben nach seinem Tode. Zweyter Theil. Geognosie. Wien 1842. 406 S. 8. mit 18 Zinktafeln.

Man hört in neueren Zeiten nicht selten die Behauptung aussprechen, daß die Ergebnisse der geognostischen Untersuchungen nicht mehr im Einklange stünden mit den Angaben der mosaischen Urkunde über die Schöpfungsgeschichte der Erde. Erkundigt man sich jedoch weiter, so erlangt man bald die Ueberzeugung, daß es nicht Thatsachen, sondern Theorien sind, die mit jenem alten Dokumente nicht recht zusammenstimmen wollen. Nun man aber weiß, welche verschiedene Auslegungen die einfachsten Thatsachen erfahren, wird man dem Widerspruch dieser oder jener Ansicht mit irgend einer respektablen Autorität nicht gleich eine Beweiskraft zugestehen, um diese aufzugeben, sondern zusehen, ob sich denn den gegebenen Thatsachen nicht auch noch eine andere Ansicht abgewinnen lasse. Erfährt man aber weiter, daß die erhobenen Widersprüche wirklich nur auf falsch interpretirte oder ganz unrichtige Thatsachen, oder auch auf bloße subjektive Meinungen, ohne allen Rückhalt an der Erfahrung, begründet sind, so fällt jede Beweiskraft für sie hinweg und die ältere Autorität bleibt in ihrem vollen Werthe.

Ref. hatte in seiner Geschichte der Urwelt in einem eigenen Abschnitte den Beweis geführt, daß alle aus dem Bereiche der Naturwissenschaften erhobenen Angriffe gegen die Richtigkeit der in der mosaischen Urkunde geschilderten Schöpfungsgeschichte aller und jeder wissenschaftlichen Begründung entbehrten. Er hatte dieß unter andern auch gegen Herrn Burmeister nachgewiesen, der in seiner „Geschichte der Schöpfung“ das Gegentheil behauptet hatte. Daß dieser Nachweis demselben nicht gefallen hat, ist erklärlich; deßhalb machte er sich in der Halle'schen Literaturzeitung daran, denselben zu entkräften, zugleich aber auch den Ref. mit einer Fluth von Verunglimpfungen zu überschütten. Letztere mit gleichem Maaße zurückzugeben, daran hat freylich Ref. nicht gedacht, wohl aber hat er sich in vorliegender Argumentation daran gemacht, die Seichtigkeit und Haltlosigkeit der Burmeister'schen Argumentation ohne allen Rückhalt aufzudecken.

Es handelt sich hiebey nicht bloß um die etlichen Punkte, hinsichtlich welcher die Collision mit der biblischen Autorität entstanden ist, sondern um die Fundamentalsätze der Geognosie, aus deren schiefer Auffassung erst jene hervorgegangen ist. Die vulka-

nistische Ansicht mit ihren überschwenglichen Hypothesen hat in der gewaltsamsten Weise mit den geognostischen und chemischen Erfahrungen geschaltet und eine Theorie der Erde aufgestellt, die allenthalben mit den bewährtesten Thatsachen in Widerspruch kommt, solche daher auch häufig ignorirt. So hat selbst A. v. Humboldt in seinem Kosmos, wo er dem Vulkanismus unbedingte Anerkennung schenkt, die ganze Reihe von Thatsachen, die diesem widerspricht, mit der ganzen Literatur, welche gegen die vulkanistische Ansicht gerichtet ist, vollständig ignorirt, als ob sie mit allen ihren im Naturgebiete wurzelnden Thatsachen gar nicht vorhanden wäre. Es thut daher Noth, nur den Thatbestand erst einmal wieder rein und unpartheyisch herzustellen, und dazu könnte nicht wenig helfen die vorliegende Geognosie von Mohs, wenn die bisherigen Hindernisse ihrer Verbreitung beseitigt würden.

Von diesem Lehrbuche der Geognosie von Mohs ist bisher außerhalb Oesterreich oder in dem sogenannten „Reiche“ wenig oder nichts bekannt geworden, obschon es bereits in dem Jahre 1842 erschienen ist. Selbst Ref. ist mit diesem wichtigen Werke erst vor wenigen Wochen bekannt geworden durch ein Exemplar, das als Geschenk aus Wien hieher gelangte. Es ist nämlich diese Geognosie gar nicht in den Buchhandel gekommen, indem die k. k. Hofkammer im Münz- und Bergwesen, in deren Auftrage und auf deren Kosten sie verfaßt und gedruckt wurde, sie zur eignen Vertheilung behielt, was zur Folge hatte, daß man außerhalb Oesterreich bisher so viel als gar keine Notiz auch nur von der Existenz dieses Buches hatte. Man sieht keinen Grund ein von einer Anordnung, die den nunmehr verewigten Mohs um die wohl verdiente Anerkennung für eine höchst bedeutende Arbeit zu bringen droht, während bey gehöriger Publicität sie ihm und der k. k. Hofkammer, die sie veranlaßte, nur zum Ruhme gereichen würde, und letztere überdieß durch eine vergrößerte Anzahl von Abdrücken oder durch Wiederholung der Auflage jederzeit in den Stand gesetzt ist, recht wohl ihren eigenen Bedarf zu decken. Unter solchen Umständen hofft Ref., daß es von Vielen mit Dank anerkannt werden wird, wenn er auf eine ausführlichere Besprechung der Geognosie von Mohs eingeht.

Mit dieser Wissenschaft hat sich Mohs durch ausgedehnte eigene Untersuchungen gründlich bekannt gemacht. Bereits im Jahre 1838 hatte er ein ausführlicheres Werk über Geognosie größtentheils vollendet, wovon das vorliegende nur ein Auszug ist, als ihn in Italien auf einer geognostischen Untersuchungsreise der Tod ereilte. Wir müssen uns also einstweilen mit diesem kleineren Bucht begnügen, bis vielleicht einmal das größere auch der Publicität übergeben wird.

Was das vorliegende Lehrbuch anbetrifft, so zeichnet sich dasselbe durch große Klarheit, scharfe Auffassung und eine streng logische consequente Methode aus. Ueberall giebt es sich zu erkennen, daß dem Verf. bey seiner Darstellung eine reiche eigene Anschauung zur Grundlage diente, wenn gleich nicht immer auf concrete Beobachtungen hingewiesen wird, was wahrscheinlich dem größeren Werke vorbehalten blieb. Ohne die Ansichten Werner's von der Gebirgsbildung zu theilen, nicht selten gegen diese ankämpfend, war er noch weniger ein Freund der modernen vulkanistischen Theorie, deren Unhaltbarkeit er sowohl durch ihre logischen Widersprüche als durch ihre Unvereinbarkeit mit sicher ermittelten Thatsachen darlegte. In letzterer Beziehung hat es Ref. oft überrascht, wie auffallend seine eigenen Ansichten mit denen von Mohs zusammen stimmen und es hat ihn daher nicht wenig erfreut, sich deßhalb nunmehr auch auf die Autorität eines so ausgezeichneten Naturforschers berufen zu dürfen.

Der Verf. beginnt sein Lehrbuch mit einer genauen Auseinandersetzung der Verschiedenheiten unter den Zusammensetzungen der Gebirgsarten, wobey er nicht den chemischen Gehalt, sondern lediglich die physische Beschaffenheit berücksichtigt. Er unterscheidet zunächst zwischen der Zusammensetzung aus gleichartigen Individuen und aus ungleichartigen; jene aus Individuen oder Zusammensetzungsstücken, wie Mohs sie nennt, einer Mineralspecies, diese aus Individuen mehrerer Arten bestehend.

Die Zusammensetzungsstücke der ersteren Abtheilung unterscheidet der Verf. in körnige, stenglige und schalige, und durch Betrachtung der Abstufungen in der Größe derselben gelangt er zu einem in der Geognosie sehr folgenreichen Resultate.

Wenn man ein Stück des körnigen Kalksteins betrachtet, in welchem die einzelnen unterscheidbaren Partikeln (die Zusammensetzungsstücke) von einer bestimmten Größe sind, so findet man leicht ein anderes, darin sie größer und wieder ein anderes, darin sie kleiner erscheinen. Zu dem letzteren findet man eines, in welchem sie noch kleiner und wenn man so fortgeht, bald solche, in welchen sie mit bloßen Augen nicht mehr zu erkennen sind. So führt eine ununterbrochene Reihe, in welcher es nirgends einen Abschnitt giebt, darin etwas aufhört und etwas anderes anfängt, von dem körnigen Kalksteine zu dem sogenannten dichten, und lehrt die höchst wichtige Wahrheit, daß dieser dichte Kalkstein nichts anderes ist als jener: nämlich eine Zusammensetzung von Individuen des rhomboëdrischen Kalkhaloids, deren Anzahl desto größer seyn muß, je kleiner sie sind. Der dichte Kalkstein ist also nicht eine verhärtete Masse von zerriebenem körnigen Kalksteine, kein ausgetrockneter Schlamm, überhaupt keine mechanische oder Sedimentbildung, sondern ein wahrhaft krystallinisches Erzeugniß, wie der Kalkstein, welche Größe die Individuen desselben auch besitzen. Denn wer dem widersprechen wollte, müßte in der obigen Reihe nachweisen, wo Bildungen dieser Art aufhören und Bildungen jener anfangen, was Niemand, der die zusammengesetzten Mineralien nur einigermassen studirt hat, zu thun im Stande ist. An den dichten Kalkstein schließt die Kreide sich an, die auch eine Varietät des rh. Kalkhaloids ist (S. 24).

So schlagend auch diese Argumentation, auf die Ref. ebenfalls frühzeitig in seinen geognostischen Studien kam, erscheint, so selten ist sie doch bisher angestellt und in ihrer Evidenz gewürdigt worden, da in der Regel Neptunisten wie Plutonisten den Flötzkalk für eine Sedimentbildung ausgeben.

Besonderen Werth legt der Verf. auf die Auseinandersetzung der verschiedenen Grade oder Stufen der Zusammensetzung, deren er vier unterscheidet.

I. Die erste Stufe der Zusammensetzung begreift diejenigen zusammengesetzten und gemengten Mineralien, welche man Gebirgsgesteine zu nennen pflegt. Die Struktur derselben kann körnig oder schieferig seyn. Weil aber, wie der Verf. zeigt, alle Gebirgsgesteine sämmtlich ineinander übergehen und nirgends ein Abschnitt unter denselben zu machen ist, so ist es unmöglich, sie einer wirklichen Classification zu unterwerfen. Diesen Erörterungen läßt am Schlusse des Abschnittes der Verf. die Beschreibung der Gebirgsgesteine (auch Gebirgsarten, Felsarten genannt) folgen.

II. Die zweyte Stufe der Zusammensetzung giebt die Gebirgsmassen, die also aus den Gebirgsgesteinen bestehen: Die Gebirgsmasse nennt der Verf. zusammengesetzt, wenn durch wirklich vorhandene Trennungsflächen, oder durch eine verschiedene Lage der Gesteinstruktur, unterscheidbare Theile vorhanden sind. Letztere nennt er die Zusammensetzungsstücke, ihre Trennungsflächen, in welchen sie sich berühren, die Zusammensetzungsflächen des zweyten Grades. Man findet, wie man zu sagen pflegt, den Granit, Kalkstein, die Grauwacke ꝛc. häufig zerklüftet oder zerspalten, so daß die ganze Masse aus einzelnen, verschieden geformten, genau ineinander passenden, doch leicht trennbaren Partieen besteht; dieß sind die Zusammensetzungsstücke der Gebirgsmasse.

Aus der Beschaffenheit der Zusammensetzungsflächen zeigt der Verf., daß sie in und während der Bildung der Gebirgsmassen (nicht später) entstanden sind. Weiter zeigt er, daß, wo man ein Verwachsen dieser Flächen unzweydeutig wahrnimmt, dieß ein sicheres Zeichen der gleichzeitigen Entstehung der Zusammensetzungsstücke ist. Die Gebirgsmassen-Struktur kann pfeiler-, säulen-, plattenförmig, massig, unbestimmt eckig u. s. w. seyn.

Umständlich bemüht sich der Verf., einen wesentlichen Unterschied zwischen plattenförmiger Zusammensetzung und wirklicher Schichtung, in so weit letztere vorkommt, auszumitteln. Er findet denselben lediglich darin, daß jene aus einem gleichzeitig fortlaufenden Bildungsproceß, diese aus successiven temporären Unterbrechungen, deren jede den Niederschlag einer Schicht abschließt, hervorgegangen ist.

Wenn es bloß auf plattenförmige Abtheilung und auf erkennbare Trennungsflächen zwischen denselben ankommt, so ist die Schichtung von der plattenförmigen Zusammensetzung nicht verschieden, und sie ist dann ein bloßes Verhältniß der Struktur. Allein das Vorhergehende hat gelehrt, daß die Erscheinungen der plattenförmigen, und der Struktur überhaupt, durch Niederschläge oder Bodensätze, wenn man darunter auch chemische verstehen wollte, nicht erklärt werden können, und wenn daher der Begriff der Schichtung einen Gegenstand haben oder etwas bedeuten soll, so muß

die Schichtung etwas anders seyn als ein Verhältniß der Struktur. In der That entsteht nach der obigen Vorstellung keine Schicht oder keine Schichtungskluft, so lange die Bildung ununterbrochen fortgeht, sondern nur, wenn sie unterbrochen wird. Also ist die Unterbrechung oder der Stillstand in der Bildung der eigenthümliche Charakter der Schichtung, und die Schichtung ist daher ein Bildungs- oder ein Zeit-, nicht ein Strukturverhältniß (S. 122).

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortsetzung.)

G. Helbig, Grundriß der Geschichten der poetischen Literatur der Deutschen. Dresden 1844.

A. M. Tendlau, Das Buch der Sagen und Legenden jüdischer Vorzeit. Stuttg. 1842.

Dr. J. Günther, Großes poetisches Sagenbuch des deutschen Volkes. Bd. I. Jena 1845.

Dichtungen des deutschen Mittelalters. Bd. 5. Gûdrûn. Herausgegeben von A. J. Vollmer. Leipz. 1845.

Al. Dumas, La peinture chez les anciens suivie de l'histoire des peintres. Vol. 1. 2. Bruxelles 1845.

J. Waldmann, Harmonik. Freyburg 1845.

N. P. Demidoff, Etudes politiques. Strasb. 1844.

Lod. Bianchini, Dell' associazione Doganale Alemaña. Palermo 1843.

Die Posttaxen aller europäischen Staaten. Heft 1. Frankfurt 1844.

E. Heinrich, Beyträge zu der Lehre von der Abschätzung der Landgüter. Breslau 1845.

L. Jacobi, Ueber Verarmung und Entsittlichung der arbeitenden Klassen. Leipz. 1843.

Dr. W. J. A. Werber, Entwickelungsgeschichte der Physiologie und Medizin. Stuttg. 1835.

Dr. K. H. Marx, Ueber die Abnahme der Krankheiten durch die Zunahme der Civilisation. Götting. 1844.

Dr. H. Zwicky, Die Metamorphorse des Thrombus, mikroskopisch untersucht. Zürich 1845.

Rich. Owen, Odontography or a treatise of the comparative anatomy of the teeth . . . Part III. Ende. London. 1845.

Dr. Fr. Oesterlen, Beyträge zur Physiologie des gesunden und kranken Organismus. Jena 1843.

Dr. R. H. Lotze, Allgemeine Pathologie und Therapie. Leipz. 1842.

Dr. K. F. Lutheritz, Die Systeme der Aerzte von Hyppokrates bis Brown. Th. 1. 2. Dresden 1811.

Juan Sorapan de Rieros, Medicina Española contenida en proverbios vulgares de nuestra lengua. Granada 1616.

Dr. G. J. Guthrie, Ueber Gehirnaffectionen in Folge von Kopfverletzungen. A. d. Engl. übers. v. Dr. L. Fränkel. Leipz. 1844.

Dr. Gluge, Atlas der pathologischen Anatomie. Lief. 1—8. Jena 1844.

Durand-Fardel's gekrönte Abhandlung über die Hirnerweichung. Uebers. von Dr. Eisenmann. Leipz. 1844.

Dr. Ph. Fr. H. Klencke, Ueber die Contagiosität der Eingeweidewürmer u. s. w. Jena 1844.

Dr. A. E. L. Halfort, Entstehung, Verlauf und Behandlung der Krankheiten der Künstler und Gewerbetreibenden. Berlin 1845.

Dr. F. G. Gmelin, Kritik der Principien der Homöopathie. Tübingen 1835.

Dr. Fr. J. Behrend, Ikonographische Encyklopädie. 2. Abth. Beinbrüche und Verrenkungen. Leipzig 1845.

Dr. J. Lisfranc, Chirurgische Klinik des Hospitals de la Petié. Deutsch von Dr. G. Krupp. Bd. 1—2. Leipz. 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 18. Dezember.

Nro. 252. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

I. Abweisung der von Herrn Professor H. Burmeister zu Gunsten des geologisch-vulkanistischen Fortschrittes uud zu Ungunsten der mosaischen Schöpfungsurkunden vorgebrachten Behauptungen.

II. Die ersten Begriffe der Mineralogie und Geognosie für junge praktische Bergleute der k. k. österreichischen Staaten.

(Fortsetzung.)

Die Existenz der wirklichen Schichtung (durch Niederschläge oder Bodensätze aus einer Flüssigkeit bewirkt) vorausgesetzt, kommt es nun dem Verf. darauf an, Merkmale in der Natur aufzusuchen, woran man sie, oder da die Schichtungsklüfte ihr wahres Kriterium sind, woran man diese erkennen und von den Zusammensetzungsflächen zu unterscheiden im Stande ist. Folgende erklärt er als die zuverlässigsten dieser Charaktere.

1) Die Schichtungsklüfte gehen durch die ganze Gebirgsmasse hindurch, so weit dieselbe sich erstreckt. Die Zusammensetzungsflächen gehen nicht durch die ganze Gebirgsmasse hindurch, sondern sind absätzig, d. h. sie enden in der Masse und fangen von neuem wieder an.

2) Die Gebirgsmasse ist in den Schichtungsklüften vollkommen getrennt und es findet kein stellenweises, noch weniger ein durchgehendes Verlaufen der einen Schicht in die andere statt. Die plattenförmigen Zusammensetzungsstücke, obwohl deutlich erkennbar, hängen nicht nur stellenweise, sondern oft durch die ganze Masse hindurch dergestalt zusammen, daß gar keine Zusammensetzungsflächen vorhanden sind.

3) Wirkliche Schichtung ist nicht nur die Unterlage derselben, wenn diese aus einer verschiedenen Gebirgsmasse besteht, sondern die Schichten sind auch unter sich, in so fern dieß mit ihrer Form verträglich ist, parallel. Auch befinden sich die letzteren ursprünglich in einer wagrechten oder derselben mehr oder weniger nahe kommenden Lage, enthalten keine großen und häufig wiederholten Biegungen und stossen niemals unter scharfen Winkeln zusammen. Bey der plattenförmigen Zusammensetzung kann von allen diesem das Gegentheil stattfinden und findet in der Wirklichkeit oft genug statt.

4) Wenn in einer plattenförmig abgetheilten Gebirgsmasse, die das Ansehen der Schichtung besitzt, eine aus einem andern Gebirgsgesteine bestehende Masse von unregelmäßiger Gestalt nach allen Seiten von der ersten umschlossen, inne liegt, durch welche die Trennungsflächen nicht hindurch gehen, so sind diese Trennungsflächen keine Schichtungsklüfte, und die plattenförmige Abtheilung ist keine Schichtung.

Nach den von dem Verf. gegebenen Bestimmungen wird der Begriff der Schichtung in sehr enge Gränzen gezogen und nur auf wenige Fälle anwendbar. Denn er fällt für alle schieferigen und granitischen Gebirgsarten hinweg, ja selbst auf die meisten Sand- und einen großen Theil der Kalksteine ist er in diesem Sinne nicht anwendbar. Indem aber der Verf. statt Schichtung plattenförmige Zusammensetzung setzt, die Zusammensetzungsstücke jedoch ihre Form und Lage nach ihm durch den ursprünglichen krystallinischen Bildungsproceß erhalten

haben, so sieht er sich der Mühe überhoben zu erklären, woher bey ihnen die bis zum Senkrechten geneigte Stellung komme, während dagegen bey mechanischen oder chemischen Bodensätzen die Beantwortung dieser Frage nicht umgangen werden kann, da das Experiment lehrt, daß Sedimente sich horizontal ablagern. Als das merkwürdigste Beyspiel der Verwechslung der plattenförmigen Zusammensetzungsstücke mit wirklicher Schichtung, und der daraus gezogenen Folgerungen führt der Verf. die von Saussure beym Gneiße von Valorsine begangene an, worauf sich insbesondere die Hebungstheorie berufen hat. So gern übrigens Ref. dem Verf. Recht giebt, daß der Begriff der Schichtung öfters am unrechten Orte angewendet worden ist, so möchte eine solche Beengung desselben, wie Mohs sie vornimmt, doch nicht zu rechtfertigen seyn, zumal bey Continuität der Bildung gleichwohl scharfe Lagentrennungen denkbar sind.

III. Wo Gebirgsmassen von verschiedenen Gebirgsgesteinen, wie Granit und Gneiß, mit einander in Berührung treten, einander begränzen, unterstützen, einschließen, da hat man nach dem Verf. eine Zusammensetzung vom dritten Grade, welche begreiflich alle niedrigeren einschließt.

Die Untersuchung dieses Zusammensetzungsverhältnisses bereitet der Verf. in geschickter Weise dadurch vor, daß er die Verhältnisse betrachtet und überträgt, welche ein einzelner, in einer Gebirgsmasse eingewachsener und ringsum ausgebildeter Krystall (z. B. ein Granatdodekaëder im Gneiße) darbietet. Frägt man, wie dieser Krystall in dem Gebirgsgesteine entstanden sey, so ist das Einzige, was man mit Sicherheit erkennt, die Gleichzeitigkeit der Entstehung beyder.

Denn wenn man annimmt, daß das Gebirgsgestein, als ein fester Körper, dessen Theile dicht zusammenschließen und keine Verschiebung mehr gestatten, früher vorhanden gewesen sey, so begreift man nicht, wie der Krystall hinein gekommen; und wenn man annimmt, daß der Krystall früher vorhanden gewesen, so sieht man nicht ein, wo er sich befunden, bevor das Gebirgsgestein entstanden. Es müssen also beyde sich gleichzeitig, d. h. beyde zugleich in dem Zustande der Flüssigkeit, d. i. dem der Verschiebbarkeit ihrer Theile, gewesen und beyde zugleich in den Zustand der Festigkeit, d. i. der Starrheit, übergegangen seyn (S. 134).

Die Nutzanwendung liegt nahe. Setzt man an die Stelle des Krystalles eine weit ausgedehnte Gebirgsmasse, z. B. eine Masse von Granit im Glimmerschiefer, so wird man dasselbe Phänomen bis auf die Nebenumstände vor sich haben. Verallgemeinert drückt der Verf. diesen Satz also aus:

Daß wenn in irgend einer Gebirgsmasse ein einfaches, oder wenn die Masse eines andern gemengten oder zusammengesetzten Minerals (wie groß oder wie klein und von welchen anderweitigen Beschaffenheiten sie seyn mag), um und um von derselben umgeben und eingeschlossen, enthalten ist, das eine und die andere von gleichzeitiger Bildung mit der Gebirgsmasse sey.

Von den vielfältigen Anwendungen, welche der Verf. von diesem Satze macht, will Ref. nur einige hier anführen.

Die Vorstellung von der Gleichzeitigkeit der Bildung der eingeschlossenen mit der umschließenden Gebirgsmasse steht mit allen Erscheinungen in der Gebirgsbildung in der vollkommensten Uebereinstimmung. Bey der gegentheiligen Annahme aber, daß die eingeschlossene Masse aus dem Innern der Erde durch eine geschichtete oder plattenförmig zusammengesetzte Gebirgsmasse hervorgedrungen ist und den Raum, welchen sie einnimmt, selbst eröffnet hat, ist der Umstand zu berücksichtigen, daß dieß hat nicht geschehen können, ohne daß nicht die Schichtung, die Gebirgsmassen- und Gesteinstructur aus ihrer Lage gebracht und in größte Unordnung gebracht worden wäre.

Diese Folge von der vorausgesetzten Begebenheit ist so evident, daß man ohne sie den Vorgang nicht denken kann, und es ist hieraus klar, daß wenn sie nur in einem richtig beobachteten Falle nicht stattfindet, man an jenem Vorfall nicht nur zu zweifeln berechtigt ist, sondern ihn sogar nicht annehmen darf, weil er einem räumlichen Verhältnisse widerspricht, welches man vollkommen einsehen kann, und von welchem man keine durch erweiterte Erfahrung verbesserte Einsicht zu erwarten hat. Beruhte die Entscheidung auf chemischen Gründen, so würde man anders urtheilen müssen, denn von dem, was jetzt chemisch unmöglich scheint, kann die Möglichkeit noch immer durch die Erfahrung erwiesen werden; was aber zu einer Zeit den Grundsätzen der Mechanik widerspricht, wird ihnen zu jeder andern Zeit widersprechen, und

dahin gehört die Erscheinung, daß eine Gebirgsmasse im festen oder flüßigen Zustande aus dem Innern der Erde hervorsteigt, ohne die Struktur der Gebirgsmassen, durch welche sie hindurchgeht und darin sie sich einen Raum eröffnet, in Unordnung zu bringen. (S. 139.)

Bey den Gängen hat man vielfältige Gelegenheit sich zu überzeugen, daß sie mit der umgebenden Gebirgsmasse von gleichzeitiger Entstehung sind. Man sieht nicht nur, daß dergleichen Gänge in Absicht ihrer Form in die unförmlichen Massen übergehen, sondern man findet auch, daß sie mit diesen unmittelbar zusammenhängen und gleichsam von ihnen auslaufen. Die Folgerung von der Gleichzeitigkeit der Gänge dehnt aber der Verf. noch weiter aus. Es ist nämlich nicht selten der Fall, daß ein Gang aus einer Gebirgsmasse in die andere fortsetzt, ja daß er selbst durch mehrere Gebirgsmassen hindurchsetzt. Dem Vorstehenden gemäß müssen alle diese Gebirgsmassen von gleichzeitiger Entstehung seyn.

Umständlicher kommt dann der Verf. auf die Erscheinungen zu sprechen, welche die von unförmlichen Massen (z. B. vom Granit) ausgehenden Ausläufer in der umgebenden Masse hervorbringen.

Man hat diese gangartigen Aeste für besondere Beweise von dem Hervordringen der unförmlichen Massen aus dem Innern der Erde, und die Räume, welche sie einnehmen, für Spalten angesehen, welche bey diesem Hervordringen entstanden und durch dasselbe veranlaßt worden sind. Hier wäre also der Ort, wo, wenn Störungen der Ordnung in der Lage der Gebirgsmassen- und Gesteinstruktur vorgegangen wären, die Unordnungen am leichtesten und sichersten zu beobachten seyn würden. Allein man findet dieselbe Regelmäßigkeit in dieser Lage, welche man überall zu beobachten gewohnt ist, und die Erscheinung dient vielmehr zum Beweise des Gegentheils von dem, was sie beweisen soll, nämlich zum Beweise der vollkommensten Ruhe und Ordnung, welche bey der ursprünglichen Bildung derselben geherrscht haben. (S. 163.)

Mit einer Menge von schlagenden Beyspielen erläutert der Verf. das Gesagte und stimmt demnach auch in dieser Beziehung ganz mit dem überein, was Ref. schon öfters in diesen Blättern ausgesprochen hat.

Ehe der Verf. zu den Zusammensetzungen des vierten Grades übergeht, kommt er ausführlich auf die Theorie von der Entstehung der Gebirge zu sprechen. Er verwirft sowohl die neptunische Theorie, worunter er jedoch einseitig nur die Wernersche versteht, als auch die plutonische. Nur von dem, was er gegen letztere beybringt, will Ref. Einiges hier anführen, wobey er daran erinnert, daß die plutonische Theorie sämmtliche Gebirgsmassen in zwey große Klassen theilt, von denen die einen normal (theils durch chemischen, theils durch mechanischen Niederschlag), die andern aber abnorm gebildet sind (d. h. später aus dem Innern der Erde hervorgedrungen).

Was die Erfahrung gegen die plutonische Theorie enthält, das hat die Untersuchung der Verhältnisse der Zusammensetzung der niedrigern Grade gelehrt. Die abnormen Gebirgsmassen sind nicht später entstanden, als die normalen, mit denen sie sich in Berührung finden; und die Verschiedenheit der meisten von beyden ist nichts als eine Verschiedenheit der Struktur: ein Werk der Krystallisation. Die abnormen Gebirgsmassen sind nicht aus dem Innern der Erde hervorgetreten und haben die Ordnung, in welcher die normalen zu erscheinen pflegen, nicht gestört, denn man findet nicht nur unzählige Beyspiele, wo normale und abnorme Gebirgsmassen mit einander in Berührung sind, ohne daß die erstern die mindeste Verrückung in ihrer Struktur und Lage erlitten haben, sondern man kann auch die Biegungen und Aenderungen der Struktur, die man in der unmittelbaren Berührung beyder zuweilen antrifft, sehr leicht aus bloßen Strukturverhältnissen begreifen. Und eben so verhält es sich mit den Veränderungen, welche die normalen Gebirgsmassen in Beziehung auf die Beschaffenheit ihrer Gesteine, wenn sie mit abnormen in Berührung kommen, erlitten haben. Man findet dieselben in der That in diesen Berührungen oft anders, als in einiger Entfernung von denselben. Aber man findet auch die Gesteine der abnormen Gebirgsmassen an solchen Punkten anders, man trifft in dem einen und andern Mineralien an, welche ein Bestandtheil des andern sind, oder welche sie sonst gewöhnlich nicht führen, und man erkennt sehr leicht, daß dieß alles die Folge der gleichzeitigen Bildung ist, dergestalt, daß man es als eine sehr merkwürdige Ausnahme anzusehen genöthigt ist, wenn es sich anders verhält. (S. 187.)

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortsetzung.)

Dr. K. Chr. Hüter, Die Embryothlasis oder Zusammendrückung und Ausziehung der todten Leibesfrucht. Leipz. 1844.

Dr. J. Pereira, Abhandlung über die Nahrungsmittel des Menschen. A. d. Engl. übers. von Dr. C. Velten. Bonn 1845.

Runde, Gemeines Recht für Deutschland. Oldenburg 1845.

Sammlung der Verordnungen der freyen Hanse-Stadt Hamburg seit 1814. Bd. 18. Verordnungen von 1844. Bearbeitet von J. M. Lappenberg. Hamburg 1845.

E. Hermsdorf, Jahresberichte über die deutsche Gesetzgebung. Bd. I. Leipz. 1845.

Die österreichischen Rechtsbücher des Mittelalters. Herausgegeben von J. P. Kaltenbäck. I. Die öster. Pantaidingbücher. Lief. 1. Wien 1845.

Dr. J. J. Nowotny, Oesterreichs Jurisdictionsnormen. Bd. 1. Wien 1845.

P. A. F. Gérard, Mémoire sur les institutions contractuelles entre époux. Bruxelles 1844.

Ordonnances des rois de France de la troisième race. Vol. 20. contenant les ordonnances de 1486 jusqu' à 1497 par M. de Pastoret. Par. 1845.

L. Velasquez de Avendaño, Legum Taurinarum a Ferdinando et Joaña Hispaniorum regibus etc. Toleti 1588.

Ordinaciones reales de la ciudad de Borja. Zaragoza 1759.

Ordenanzas por la audiencia de Aragon. Zaragoza 1746.

Vinc. Branchat, Tratado de los derechos y regalias que corresponden al real patrimonio en el reyno de Valencia. T. 1—3. Valencia 1784—1786.

Ordenanzas de la real audiencia del reyno de Galicia. Coriña 1679.

Ordenanzas de Madrid. Madrid 1830.

Ordenanzas de la real audiencia de el principado de Cathaluna. Barcelona 1742.

Real ordenanza para el gobierno de los Montes y Arbolados de la juridiccion de Marina. Madrid 1803.

Ern. de Franckenau, Sacra Themidis Hispanae arcana. Madr. 1780.

Ig. Jord. de Asso, Instituciones del derecho civil de Castilla y del Rio, y D. Miguel de Manuel y Rodriguez. Madr. 1786.

W. Thilo, Strafgesetzbuch für das Großherzogthum Baden mit den Motiven der Regierung und den Resultaten der Ständeverhandlungen im Zusammenhange dargestellt. Heft 1. Karlsruhe 1845.

G. de Posadilla, Auto de Fe celebrado en la ciudad de Logrono en los dias 7 y 8 de Noviembre del año de 1610. Madr. 1811.

Dr. F. C. Th. Hepp, Darstellung und Beurtheilung der deutschen Strafrechtssysteme. 2. Aufl. II. Abth. 2. und Schlußheft. Heidelb. 1845.

Fr. J. Stahl, Das monarchische Princip. Eine staatsrechtlich-politische Abhandlung. Heidelb. 1845.

Ph. A. Guido von Meyer, Die Grundgesetze des deutschen Bundes oder deutsche Bundes- und Schluß-Acte nebst Territorial-Bestimmungen und den organischen Bundesgesetzen. Frankf. 1845.

Dr. Ph. Fr. W. v. Leonhardi, Das Austrägalverfahren des deutschen Bundes. Bd. 2. Frankfurt 1845.

C. A. Zum Bach, Das Geständniß vor dem Civilgerichte in seiner Unzertrennlichkeit. Köln 1845.

Jos. de Valdivielso, Exposicion parafrastica del Psalterio y de Los-Canticos del Breviario. Madrid 1623.

J. Kirchhofer, Quellensammlung zur Geschichte des neutestamentlichen Canon's bis auf Hieronymus. Lief. 3. Zürich 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 19. Dezember.

Nro. 253. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

I. Abweisung der von Herrn Professor H. Burmeister zu Gunsten des geologisch-vulkanistischen Fortschrittes und zu Ungunsten der mosaischen Schöpfungsurkunden vorgebrachten Behauptungen.

II. Die ersten Begriffe der Mineralogie und Geognosie für junge praktische Bergleute der k. k. österreichischen Staaten.

(Fortsetzung.)

Zum dauernden Bestehen der herrschenden Theorie von der Gebirgsbildung meynt der Verf., daß ihr nur Eines fehle, die Uebereinstimmung mit der Erfahrung.

Gleich uns erklärt er sich hinsichtlich der Sandsteine gegen die Annahme, daß dieselben mechanische Bildungen seyen (S. 210). Eben so wenig kann er sich hinsichtlich der Bildung der Trappgebirge an die herrschende Meinung anschließen. Hören wir zunächst, was er von jenen Basaltbedeckungen hält, die man gewöhnlich für Lavaströme ausgiebt. Er bemerkt ganz richtig, daß wenn man nur in einem einzigen Falle beweisen könne, daß eine Basaltmasse dieser Art kein Lavastrom sey, dieß auch für alle übrigen gelten müsse, die unter denselben Umständen erscheinen.

Ein Lavastrom muß seiner Form nach zu erkennen seyn. Er muß stets dem Abfalle der Oberfläche des Gebirges folgen, und muß, wenn er in seichten Gegenden sich ausbreitet, diese im Allgemeinen mit horizontaler, nicht nothwendig ebener Oberfläche ausfüllen, ohne bey gleichbleibender Mächtigkeit oder Stärke die Unebenheiten des Grundgebirges nachzuahmen, d. h. er kann nicht mit diesem steigen und fallen, ohne an den tiefern Punkten mächtiger als an den höher gelegenen zu seyn. Wenn die plattenförmigen Zusammensetzungsstücke, welche man am Basalt so häufig beobachtet, aus mehreren über einander hingeflossenen Lavaströmen erklärt werden sollen, so müssen die Trennungsflächen der obern eine der Oberfläche des untersten Stromes entsprechende Lage besitzen und ziemlich eben und parallel seyn, denn sonst wäre an diesen Basaltmassen die Erscheinung nicht zu begreifen. Sieht man, daß diese, wie es fast überall der Fall bey denselben ist, auf- und absteigende, nach verschiedenen Gegenden gerichtete Biegungen, wenn diese auch noch so sanft sind, annehmen, so streitet dieß mit der Natur der Lavaströme und lehrt, daß die Basaltmasse kein Lavastrom, d. h. nicht als Flüssigkeit an der Oberfläche der Erde erschienen sey. Wenn mehrere plattenförmige Zusammensetzungsstücke in geneigter Lage über einander liegen, so besitzen sie gewöhnlich eine gleiche Mächtigkeit durch ihre ganze Erstreckung hindurch. Auch dieß ist eine Erscheinung, welche an Lavaströmen fast unmöglich und keineswegs zu erwarten ist, obwohl sie mit der Natur des Basalts sich vollkommen verträgt (S. 227).

Damit übrigens der Verf. nicht mißverstanden werde, erklärt er ausdrücklich, daß er durch das Bisherige nicht beweisen wolle, daß der Basalt nicht feurigen (etwa plutonischen), noch weniger, daß er neptunischen Ursprungs, sondern nur, daß er nicht wie eine wirkliche Lava aus Kratern von Vulkanen oder aus Spalten, welche Vulkane hervorgebracht haben, in dem Zustande einer Flüssigkeit hervorgedrungen sey und als solche sich über seine Unterlage verbreitet habe. Er erinnert weiter, daß er im Vorstehenden bloß von der Lagerungsform, nicht von dem Gesteine rede, „denn nach Versicherung derer, die wirklich Lavaströme beobachtet ha-

ben, können dieselben, wenigstens zum Theil, aus wahrem Basalt bestehen, sind aber in diesem Falle von den vorhergehenden wohl zu unterscheiden."

Ueberzeugend weist er nach, daß die Trapptuffe keineswegs, wie gewöhnlich angenommen wurde, für vulkanische Auswürflinge anzusehen seyen. Er gesteht nur zu, daß sie Behälter seyn können, in welchen die Vulkane sich befinden, woher es auch komme, daß man in den Trapptuffen und den mit denselben zusammenhängenden Gebirgsmassen manche andere Erscheinung antreffe, z. B. Sauerbrunnen, andere warme und kalte Mineralquellen, Gasentwicklungen u. s. w., die in wirklich vulkanischen Gegenden ebenfalls vorkämen und da eigentlich zu Hause seyen.

Wenn daher Jemand von den Trapptuffen und den Trappgebirgen überhaupt in Ländern, wo keine Vulkane vorhanden sind, behauptet, daß sie vulkanisches Gebirge seyen, so kann man dem nicht widersprechen. Sie sind vulkanisches Gebirge ohne Vulkane, so wie es Steinsalzgebirge ohne Steinsalz, oder Steinkohlengebirge ohne Steinkohlen giebt; so wenig aber diese die Kohlen und jene das Salz hervorgebracht haben, eben so wenig haben die Vulkane das vulkanische Gebirge hervorgebracht (S. 229).

Hinsichtlich der Entstehung des Trapptuffes spricht der Verf. die Meinung aus, daß man sich um so eher für die krystallinische Bildung desselben entscheiden werde, da mehrere der Erscheinungen zwar aus dieser, nicht aber aus der mechanischen Entstehungsart sich erklären lassen.

Das Vorkommen ausgebrannter Vulkane will er nicht läugnen, doch bezeichnet er es als voreilig, in jedem Basaltberge, dessen Gestein etwa eine blasige oder poröse Struktur besitzt, einen ehemaligen Vulkan zu erkennen. Wo man aber wirkliche Krater, wirklich geschmolzene Auswürfe und andere den thätigen Vulkanen eigenthümliche Erscheinungen antrifft, da könne man mit Sicherheit annehmen, daß daselbst ehemals ebenfalls vulkanische Kräfte thätig gewesen.

Die ausgebrannten Vulkane befinden sich in den Granit- und in mehreren Gebirgsmassen des Schiefergebirgs, und die Bedingungen ihres Vorhandenseyns und ihrer ehemaligen Wirksamkeit scheinen unförmliche Massen von Trapp- oder auch von Porphyr- (Trachyt-) Gebirgen zu seyn, welche die Stoffe enthalten haben, die durch ihre gegenseitige Einwirkung auf einander, hier einen Säuerling, da einen Luft- oder Schlammvulkan und dort endlich einen wirklich feuerspeienden Berg hervorgebracht haben (S. 231).

Wenn man die Umstände, meynt der Verf., unter welchen Lager von Trappgebirgsmassen mit Kalksteinlagern mehrmals abwechseln, erwägt, so fühlt man sich gedrungen, die Vorstellung von ihrer vulkanischen Entstehung aufzugeben, da sie der Natur zu wenig angemessen ist, um nicht erkennen zu lassen, daß sie bloß ersonnen ist eine Theorie zu halten, in welcher es als eine wesentliche Lücke angesehen werden müßte, wenn sie nicht die Erklärung eines Phänomens enthielte, welches in einigen Gegenden in so großer Auszeichnung vorkommt.

Höchst beachtenswerth ist, was der Verf. von S. 234 an über die Porphyr-Gebirgsmassen sagt, für die er gleiche Entstehung wie für die granitischen und Trappgebirge vindizirt, aber keineswegs nach den herrschenden Ansichten. Ihre Uebergänge in Sandstein und Conglomerate bringen sie mit diesen in genaueste Beziehung. Als einen merkwürdigen Fall, der das Verhältniß beyder Gebirgsmassen zu noch mehr Klarheit bringt, führt er an, daß kugelförmige Massen des Sandsteins um und um von Porphyr umschlossen, von 10 und mehr Fuß im Durchmesser, in dem Porphyre sich eingeschlossen finden.

Was der Verf. über die Entstehung der Obsidiane und Bimssteine (von ihm als Varietäten des empyrodoxen Quarzes bezeichnet) sagt, stimmt in vieler Beziehung mit dem überein, was Fuchs bereits über sie ausgesprochen hat.

Diese Gesteine werden durchaus für Schmelzprodukte gehalten, und da sie nicht nur in und mit Gebirgsmassen erscheinen, die zur Entstehung von Vulkanen Anlaß geben, sondern selbst in der Nähe wirksamer Vulkane gefunden werden, so läßt sich dieser Meynung nicht geradezu widersprechen, obgleich man Varietäten des empyrodoxen Quarzes kennt, die gewiß nicht aus Vulkanen ausgeflossen sind. Zur Entscheidung dieser lange zweifelhaft gebliebenen Frage kommt es darauf an, ob das, woran man seinen geognostischen Verhältnissen zufolge erkennt, daß es das Produkt eines Vulkanes sey, auch wirklich empyrodoxer Quarz ist, d. h. daß es in seinen genau untersuchten naturhistorischen Eigenschaften mit den Varietäten dieser Species übereinstimmt (denn mehrere wirkliche Gläser sehen dem Obsidiane sehr ähnlich, und manches poröse oder blasige Gestein, welches vielleicht eine wirkliche Lava ist, wird für Bimsstein ge-

halten); und daß das, woran man bey sorgfältiger Untersuchung die naturhistorischen Eigenschaften des empyrodoxen Quarzes gefunden, unter solchen geognostischen Verhältnissen erscheint, daß daran zu erkennen ist, es sey als eine geschmolzene Masse aus dem Krater oder aus einer andern Oeffnung eines Vulkans ausgeflossen. Auf das Letztere beziehen sich die oben angeführten Zweifel. Die Massen von Bimsstein, die man am besten kennt, besitzen Formen und befinden sich in Lagerungsverhältnissen von der Art, daß beyde nicht auf Lavaströme zurückgeführt werden können. Es ist hiebey wohl zu bemerken, daß weder von dem Bimssteine, noch von dem Obsidiane, noch von einem andern Gesteine, was nur einigermassen mit den bisher betrachteten Gebirgsmassen in Verbindung steht, behauptet werden soll, daß es nicht durch Feuer, noch weniger, daß es aus einer wässerigen Auflösung entstanden, sondern nur, daß es nicht eine durch vulkanisches Feuer umgeschmolzene Masse und als solche an die Oberfläche der Erde getreten sey (S. 240).

So wenig als wir ist der Verf. damit einverstanden, den Grund der vulkanischen Erscheinungen in etwas Anderem als in chemischen Prozessen zu suchen, wenn er gleich sich nicht näher hierüber ausspricht. Indem er bemerklich macht, daß die Porphyr-, wie die Trappgebirge, und häufig beyde in Verbindung, der Schauplatz der vulkanischen und aller andern Erscheinungen sind, welche mit diesen in näherem oder entfernterem Zusammenhange stehen, fügt er Folgendes bey.

Diese Erscheinungen beruhen ohne Zweifel lediglich auf den gegenseitigen Einwirkungen gewisser Mineralien, von welchen man Beweise und Beyspiele in hinreichender Anzahl und Größe hat, um ihnen, nach Maaßgabe ihrer Natur, ihrer Massen, ihrer gegenseitigen Verbindung unter einander, und der Verhältnisse, unter denen sie in den Gebirgsmassen enthalten sind, die größten Wirkungen beylegen zu können, die mit Zeiten in Verhältniß stehen, für welche es kein Maaß gibt. Es ist wahr, daß man weder die Natur, noch sonst etwas von diesen Mineralien kennt, und daß Alles, was davon angeführt werden kann, auf bloße Vermuthungen hinausläuft. Es ist aber auch wahr, daß diese Annahme nichts enthalte, was der Erfahrung widerspricht, und daß sie darin einen großen Vorzug habe, daß es allerdings im Reiche der Möglichkeit liegt, durch fleißige und richtige Beobachtungen zu einem wirklichen Wissen von denselben, sey es bestätigend oder widerlegend, zu gelangen (S. 241).

Mit Recht bemerkt der Verfasser, daß sich ein Gleiches von der gegenwärtig herrschenden Hypothese nicht sagen lasse.

Das Innere der Erde, aus welchem man die abnormen Gebirgsmassen hervorsteigen läßt, und zwischen welchem und der Atmosphäre die Vulkane die Verbindungskanäle vorstellen, bleibt für alle mögliche Erfahrung verschlossen, und es läßt sich Alles von demselben behaupten, was die Einbildungskraft erfindet, ohne daß man, wenn es nur nicht verstandeswidrig ist, fürchten darf, von der Erfahrung widerlegt zu werden, aber auch ohne daß man Hoffnung erhält, es bestätigt zu sehen. Mit einer solchen Annahme, wenn sie auch geschickt ist, diese oder jene Erscheinung zu erklären, ist alle Untersuchung, alle weitere Nachforschung abgeschlossen, und anstatt ein Mittel oder wenigstens Leitfaden zur Erweiterung der Wissenschaft zu werden, wird sie ein Schlagbaum für dieselbe, der sich niemals öffnet. Eine Lehre dieser Art, zumal wenn sie einige Ausführung erlangt hat, muß man unangetastet lassen, so lange sie die Erfahrung nicht verletzt. Geschieht dieses, erhebt die Erfahrung sich gegen sie, so ist jede Mühe, sie zu halten, verloren, und es bedarf einer vollständigen Widerlegung nicht, um ihren Ungrund darzuthun (S. 242).

Eine solche Erfahrung liegt aber, wie der Verf. fortfährt, gegen die Hebungstheorie, d. h. gegen die Lehre von dem Emporsteigen der Gebirgsmassen aus dem Innern der Erde vor, indem nicht nur in einem einzigen Falle, sondern fast überall, wo abnorme Gebirgsmassen mit normalen in Berührung erscheinen, die Struktur und Lagerung der letzteren völlig ungestört bleibt, und kein Beyspiel von wirklicher Unordnung vorkommt, wenn man nicht einige Unvollkommenheiten, namentlich von Gesteinstruktur, welche man übrigens in der weitesten Entfernung von den abnormen Gebirgsmassen, wo sie nicht von diesen hervorgebracht werden können, so häufig als in Berührung mit denselben findet, für Störungen und Unordnungen annimmt. Obwohl nicht die einzige, ist dieß doch die wichtigste Verletzung der Erfahrung durch die Theorie, denn sie ist die allgemeinste.

IV. Die vierte Stufe der Zusammensetzung bestimmt nach des Verf. Ansichten die Struktur der Erde. Als die Einheiten dieses vierten Grades der Zusammensetzung läßt er aber nicht die Gebirge gelten, weil es ihnen an bestimmter Begränzung

fehle. Man habe zwar versucht, die Gebirge nach ihren Oberflächenverhältnissen zu begränzen, dieß sey jedoch nicht gelungen, würde aber auch, selbst bey befriedigenden Resultaten, hier nicht in Anwendung gebracht werden können, weil diejenige Begränzung, welche zur Begründung eines neuen Grades der Zusammensetzung erforderlich ist, sich nothwendig auf die Zusammensetzung der Gebirgsmassen beziehen müsse, also nicht in einem bloßen Oberflächenverhältnisse begründet seyn könne.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortsetzung.)

Luitprandus Chronicon. Ex bibliotheca D. Th. Tomaio de Vargas. Madr. 1735.

Jacobi a Voragine, Legenda aurea, vulgo historia Lombardica dicta. Rec. Dr. J. Graesse. Fasc. 2. Lips. 1844.

Dr. G. F. Oehler, Prolegomena zur Theologie des alten Testaments. Stuttg. 1845.

D. J. Ant. Llorente, Apologia católica del proyecto de constitucion religiosa. T. 1. 2. Madr. 1822.

J. Michelet, Du prêtre, de la femme, de la famille. Par. 1845.

C. B. König, der rechte Standpunkt. Heft 1—3. Magdeburg 1844.

Dr. E. F. Vogel, Die älteste christliche Kirche und ihre wahren Bekenner. Leipz. 1845.

Jos. Braun, Bibliotheca regularum fidei. T. II. Bonnae 1844.

Gio. R. Pinamonti, Opere scelte. Vol. 1 — 8. Monza 1836.

M. A. Pasqual, El missionero instruido y en el los demas operarios de la iglesia. Madrid 1698.

L. Soler, Cartagena de España ilustrada. P. 1. 2. Marcia 1777.

W. Hoeck, Anton Ulrich und Elisabeth Christine von Braunschweig-Lüneburg-Wolfenbüttel. Wolfenbüttel 1845.

Dr. Raufchnik, Geschichte der Geistlichkeit im Mittelalter. Leipz. 1842.

Noticia de la antiquedad y situacion del Santuario de Santa Maria de Cobadonga, en el principado de Asturias. Madr. 1778.

Beugnot, L'état théologien. Par. 1845.

Fr. Jos. de Sarabia y Lezana, Annales de la sagrada religion de Santo Domingo. Vol. 1. 2. Madr. 1709.

Manuel Roman, Elucidaciones varias etc. de la sagrada Orden del Carmen. Madr. 1627.

Ant. Panes, Chronica de la provincia de San Juan Bavtista. P. 1. 2. Valencia 1666.

Ivanet Niño, Las tres partes de las chronicas antiguas de la orden de los frayles menores de nuestro Seraf. Padre San Francisco. P. 1. II. Salamanca 1626.

Geschichte der katholischen Missionen im Kaiserreiche China von ihrem Ursprunge bis auf unsere Zeit. Bd. 1. Wien 1845.

Dr. Jos. de Seabra de Silva, Deduccion chronologica y analitica en que por la succesiva serie de cada uno de los reynados de la Monarquia Portuguesa. T. 1—3. Madr. 1768.

Dr. G. Weber, Geschichte der akatholischen Kirchen und Secten in Großbritannien. Th. I. Bd. 1. Die Lollarden und der destructive Theil der Reformation. Leipzg. 1845.

Betrachtung der neuesten kirchlichen Ereignisse aus dem Standpunkte des Rechts und der Politik. Mainz 1845.

C. G. Bretschneider, Corpus Reformatorum. Vol. 12. Hal. Saxonum 1844.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 20. Dezember.

Nro. 254. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

I. Abweisung der von Herrn Professor H. Burmeister zu Gunsten des geologisch-vulkanistischen Fortschrittes und zu Ungunsten der mosaischen Schöpfungsurkunden vorgebrachten Behauptungen.

II. Die ersten Begriffe der Mineralogie und Geognosie für junge praktische Bergleute der k. k. österreichischen Staaten.

(Schluß.)

Den letzten und höchsten Grad der Zusammensetzung findet der Verf. in der herrschenden Strukturrichtung (der Schiefergebirge). So weit die allgemein herrschende Strukturrichtung reicht, so weit reicht oder erstreckt sich ein und dasselbe Zusammensetzungsstück des gegenwärtigen vierten Grades; wo aber diese Richtung dergestalt sich ändert, daß sie von der vorhergehenden sich nicht nur bestimmt unterscheidet, sondern daß sie auch wieder allgemein herrschend wird, da tritt ein neues Zusammensetzungsstück von eben diesem Range ein. Die Betrachtung der Verhältnisse der Zusammensetzung des vierten Grades stellt die Erde als eine Kugel vor, welche, wenigstens was ihre äußere Rinde betrifft, aus Zusammensetzungsstücken besteht, deren Größe, Form und Richtung man nur aus der Erfahrung kennen lernen kann. Wie wenig indeß diese bisher in genannter Beziehung geleistet habe, gesteht der Verf. unumwunden zu, indem selbst die Ausdehnung dieser Zusammensetzungsstücke nach Länge und Breite, bis vielleicht auf etwas Weniges, gänzlich unbekannt sey. Er will es daher auch der Zukunft anheimstellen, weitere Belehrung über einen Gegenstand zu gewähren, den er hier zum erstenmale berührt und der für den einzelnen Beobachter zu groß ist, um übersehen werden zu können. Wenn jedoch die Annahme dieser letzten und größten Zusammensetzungsstücke der Erde, wie er hoffe, kein Phantom sey, so würde sich daraus ergeben, daß diese sämmtlichen Zusammensetzungsstücke, also die Erdoberfläche, von vollkommen gleicher Entstehung wären, und überdieß nur das Werk einer krystallinischen Bildung seyn könnten.

Ueber diese Annahme des Verf., für welche allerdings Einiges zu sprechen scheint, läßt sich zur Zeit nicht absprechen, da hiezu die nöthige Erfahrung fehlt; übrigens kann es nur von Nutzen seyn, daß die Aufmerksamkeit der Geognosten auf einen Punkt gerichtet worden ist, der bisher wenig oder gar nicht beachtet wurde. Ref. will hiebey nicht länger verweilen, sondern aus diesem Abschnitte nur noch Einiges hervorheben, was an der Beobachtung einen bessern Rückhalt hat.

Dahin gehört, was der Verf. (S. 275) gegen die gewöhnliche Theorie der Bildung der Steinkohle sagt, der er zwar einen organischen Ursprung nicht absprechen will, von dem sie jedoch in ihrer Struktur nichts mehr zeigt, sondern sich in ihren Zusammensetzungs- und Lagerungsverhältnissen ganz so wie jede andere Gebirgsmasse verhält. Schon ihr gewöhnliches Vorkommen in Lagern trete unter Verhältnissen auf, daß man an der gewöhnlichen Vorstellung von ihrer Bildung zweifelhaft werden müsse. Wenn man aber sähe, daß sie in vollkommen isolirten, rundlichen und unförmlichen Massen

vorkomme, oder wenn man sie in Form scharfrandiger Bruchstücke im Sandsteine eingewachsen treffe, oder wenn man sie in gangartigen Trümmern die Gebirgsmasse, ganz so wie Kalkspathtrümmer es thun, durchschwärmen sieht, so müsse man öfters die Meinung aufgeben, daß sie aus Pflanzen, die an den Orten gelebt hätten, wo sie gefunden würde, unter Bedeckung, Verschüttung, Druck u. s. w. entstanden sey und dagegen annehmen, daß obwohl ihre Materie ursprünglich aus dem Pflanzenreiche abstamme, diese doch eine solche Veränderung erlitten habe, daß dadurch ihre organische Structur gänzlich verloren gegangen und daß aus dieser Masse die Steinkohle sich in gleicher Weise wie jede ursprüngliche Gebirgsmasse gebildet habe. Das Gesagte will der Verf. übrigens nur auf die sogenannten Schwarzkohlen, nicht auf die Braunkohlen angewandt wissen, indem er diese für mechanische und nur jene für „wirklich krystallinische Bildungen" ansieht.

Der Hauptsache nach ist Ref. mit dieser Ansicht einverstanden, nur hält er die Steinkohlen nicht für eine sekundäre Bildung, sondern mit Fuchs für eine ursprüngliche. Dagegen kann dem Verf. nicht beygestimmt werden, wenn er die Schwarzkohlen für krystallinische Bildungen ansieht; sie sind zwar chemische, aber keine krystallinischen Erzeugnisse, sondern das Gegentheil derselben, nämlich amorphe Körper.

Sehr beachtenswerth ist es, was der Verf. S. 258 noch weiters gegen die Theorie der Gebirgshebung vorbringt. Bekanntlich ist diese ersonnen worden, um die Stürzung der Schichten zu erklären, wofern sie voraussetzt, daß diese (oder vielmehr die plattenförmigen Zusammensetzungen) ursprünglich wagrecht abgelagert worden seyen. Wenn demnach, wie behauptet wird, das Erzgebirg ein gehobenes Gebirg ist, so müssen da, wo es aufhört, d. h. wo keine Erhebung mehr stattgefunden, die Schichten ihre ursprüngliche, horizontale Lage beybehalten haben. So weit man aber sich von ihm südwärts entfernt, findet man die Schiefer keineswegs in einer horizontalen, sondern in meist stark geneigter Lage. Dieß gilt nicht nur vom Innern Böhmens, sondern ebenfalls vom Böhmer Waldgebirge, und dieselben Verhältnisse kehren in den zwischen den genannten Gebirgen und den Alpen liegenden Ländern wieder, so daß alle diese Gebirge zugleich für gehoben erklärt werden müßten. Die Untersuchung anderer Gebirge wird zu derselben Folgerung führen und das allgemeine Resultat ist, daß die Verhältnisse der Zusammensetzung mit der Annahme der Erhebung einzelner Gebirge im Widerspruche stehen. Da überhaupt bey allen schieferigen Gebirgsmassen die Structur eine geneigte ist, so würde man am Ende zum Schluße kommen, daß Alles gehoben sey; aus einer solchen Annahme würde sich aber wenig erklären lassen, weil nichts seine ursprüngliche Lage behalten.

Ueberdieß gibt es keine unmittelbaren Erfahrungen, die ausreichend wären, die Wirklichkeit der Emporhebung, wie sie die Theorie voraussetzt, zu beweisen.

> Man kann und wird Emporhebungen im Allgemeinen nicht läugnen; allein die Beyspiele davon, welche die Erfahrung geliefert hat, sind klein und verschwinden, und sie erlauben, da sie sämmtlich auf vulkanische Gegenden sich beziehen, keinen Schluß auf Gebirgsmassen und Gebirge, in welchen und in deren sehr ausgedehnter Nachbarschaft keine Vulkane thätig gewesen oder noch thätig sind. Von andern Erscheinungen, die man aus Emporhebungen zu erklären geneigt ist, weiß man nicht mit Gewißheit, ob sie wirklich diesen Ursprung haben. — — Eine so wichtige Begebenheit, wie die Emporhebung eines Gebirges ist, kann aber nicht erfolgt seyn, ohne unauslöschliche Spuren hinterlassen zu haben, und diese Spuren müssen deutlich an der Struktur der Gebirgsgesteine und Gebirgsmassen zu erkennen seyn. Man hat nicht unterlassen die Biegungen, Windungen, kurz die Abweichung von der vorausgesetzten ursprünglichen Ordnung, als Folgen der Emporhebung anzuführen; indessen darf man nur diese Erscheinungen einzeln oder im Zusammenhange miteinander gründlich untersuchen, so wird man finden, daß es mechanisch, d. h. schlechthin unmöglich ist, sie durch Bewegung aus den in horizontaler Lage ursprünglich gebildeten Massen zu begreifen, was man, da sie bloße Verhältnisse im Raume und in der Zeit betreffen, doch können sollte und woran man, wenn man es nicht kann, allerdings Anstoß zu nehmen hat (S. 282).

Fragt man nach der Theorie, welche Mohs von der Gebirgsbildung aufgestellt hat, so lautet die Antwort, daß er keine solche gegeben habe. Ohne sich zur Annahme einer feurigen Entstehung der Gebirgsmassen verstehen zu können, befriedigt ihn doch

auch die neptunische Theorie nicht, weil er sie in keiner andern als in der von Werner ihr gegebenen Fassung kennt. Auf die Umgestaltung, die Fuchs mit der neptunischen Theorie vorgenommen hat und durch welche die Schwierigkeiten, an denen Mohs sich stößt, beseitigt werden, hat letzterer nirgends Rücksicht genommen, überhaupt die Chemie, was allerdings ein großer Mangel bey ihm ist, nirgends zu Wort kommen lassen. Wie Mohs hinsichtlich unserer Einsicht in die ursprüngliche Bildungsweise der Erde denkt, läßt sich am deutlichsten aus nachfolgender Stelle entnehmen.

Von den meisten Gebirgsmassen, von dem Granite, Syenite, Porphyren, Basalte, selbst vom Gneiße, vom Glimmerschiefer, von einigen Thonschiefern, mit einem Worte, von allen, welche keine Ueberreste organischer Wesen enthalten, läßt es sich annehmen, daß sie durch Schmelzung oder auf plutonischem Wege entstanden seyen; allein bey einigen, welche Versteinerungen führen, bey den Kalksteinen, bey einigen Thonschiefern, bey den Sandsteinen . . ., läßt sich dieß nicht annehmen, und gleichwohl können diese von keiner andern Bildung seyn als jene. Die Geognosie, welche nichts anders als die Wissenschaft von der Zusammensetzung der Gebirge und dessen, was sie enthalten, aus den Individuen des Mineralreiches ist, darf sich nicht schämen, in dieser Hinsicht ihre Unwissenheit zu gestehen. Sie kennt den Zustand nicht, in welchem die Materie, daraus die Individuen des Mineralreiches, welche in die Zusammensetzung der Gebirgsmassen eintreten, sich befunden hat, bevor die Krystallisationskraft thätig gewesen ist, d. h. bevor sie in den Zustand der Individualität gelangt ist; obgleich sie durch die Chemie belehrt weiß, daß Mineralien aus liquiden und expansibeln, auch aus feurigen Flüssigkeiten, unter allen denen Verhältnissen gebildet werden können, unter welchen sie sich in der Natur finden (S. 339).

Nur in so weit läßt sich Mohs auf eine Theorie der Gebirgsbildung ein, als er die Gleichzeitigkeit oder richtiger die Continuität derselben im ganzen Verlaufe seiner Betrachtungen zu erweisen sich bemüht. Hinsichtlich des Urgebirges ist eine solche allerdings sehr augenfällig; er bemüht sich, eine solche aber auch für die Sandstein- und Kalkbildungen, also für das eigentliche Flötzgebirge nachzuweisen.

So wie das Grauwackengebirge ein Analogon des aus Gneiß, Glimmerschiefer und Thonschiefer bestehenden Schiefergebirgs, und gleichsam eine Wiederholung desselben unter abgeänderten Umständen ist, so ist das Sandsteingebirge ein Analogon und eine Wiederholung der Bildung des Grauwackengebirgs, ebenfalls unter Umständen, die vorzüglich auf die Gesteinstruktur ihren Einfluß geäußert haben. Denn Gneiß, Glimmerschiefer, Thonschiefer sind von Grauwacke und Grauwackenschiefer, und diese von Sandsteinen und Sandsteinschiefern vorzüglich nur in der Struktur verschieden. Was hindert also das Ganze als eine ununterbrochen fortlaufende Bildung, und zwar als eine krystallinische oder als eine wiederholte Bildung einer und derselben Masse, die nur in geringen Strukturverhältnissen sich abändert, anzusehen? — — Daß Sandsteine mechanische Bildungen seyen, kann man, ohnerachtet daß der Schein in einzelnen Fällen dafür spricht, nicht geltend machen, denn von den meisten, selbst von solchen, die unwidersprechliche Conglomerate zu seyn scheinen, wie die von Kitzbühel und Kleinkogel in Tyrol ist es erwiesen, daß sie dieß nicht sind; und dieß ist fast das einzige, was der ausgesprochenen Ansicht mit Grund sich entgegnen ließe (S. 210).

Hieraus ist es Mohs augenscheinlich, daß die genannten Gebirgsmassen gleichzeitig, d. h. in einer ununterbrochenen, durch keinen Stillstand in der Bildung gleichsam getheilten Zeitperiode entstanden sind. Durch die Gleichzeitigkeit dieser Bildung will er aber eine gewisse Folge in derselben nicht ausgeschlossen wissen und gestattet also die Annahme, daß die Sandsteingebirge gebildet wurden, nachdem die Schiefergebirge bereits vorhanden waren. Er will nur Abschnitte in dieser Folge ausgeschlossen wissen, deßhalb aber auch die Annahme verschiedener Formationen nicht zulassen. Obschon nämlich in den Flötzgebirgen Sandsteine und Kalksteine mehrmals in gewisser Reihenfolge auftreten und darauf Formationsbestimmungen begründet worden sind, so zeigen doch die Uebergänge und Abwechslungen, daß letztere auf keinen scharfen, in der Natur vorkommenden Gränzen beruhen. Die Zuziehung der Versteinerungen aber zur Festsetzung von Formationen will er ausschließen: 1) weil dergleichen Bestimmungen auf wesentliche Eigenschaften der Gebirgsmassen sich gründen sollen, zu welchen das Vorhandenseyn der Petrefakten nicht gehören könnte; 2) weil zuvor Genus und Species derselben richtig bestimmt seyn müssen, was noch nicht einmal mit ihren Originalen geschehen sey; 3) daß zuvor das relative Alter der Versteinerungen sicher ermittelt seyn müsse, was doch nicht geschehen könne, bis Genus und Species ihre richtige naturhistorische Bestimmung erhalten hätten.

Mohs steht also mit seinen Ansichten über die Continuität der Gebirgsbildungen im schroffen Gegensatze zu den meisten neueren Geologen, die wenigstens in den Uebergangs- und Flötzgebirgen lange Unterbrechungen, zum Theil von Millionen Jahren, statuiren. Dem wahren Sachverhalten mag er in der That näher gekommen seyn als letztere, da sich zwischen den Kalk- und Sandsteinbildungen nicht selten sehr auffallende Vermengungen an ihren beyderseitigen Gränzen zeigen, die allerdings nicht zu Gunsten langer Unterbrechungen im Bildungsgange der Gebirge auszulegen sind. Dieß zugestanden, kann man ihm gleichwohl bey Ausschließung der Versteinerungen zur Mithülfe bey Festsetzung von Gebirgsformationen nicht beystimmen, denn 1) gehören Versteinerungen wirklich zu den wesentlichen Eigenschaften der Gebirgsmassen, indem gewisse Versteinerungen auch nur gewissen Gebirgsmassen angehören, 2) sind in Ueberfluß genug Gattungen und Arten mit aller Sicherheit bestimmt, so daß man auf die unsichern gar keine Rücksicht bey der obschwebenden Frage zu nehmen braucht, und eben deßhalb läßt sich auch 3) über die successive Zeitfolge der Versteinerungen Vieles mit Bestimmtheit ermitteln. Obwohl also in dem Entwicklungsgange der organischen Wesen der Urwelt Abschnitte oder successive Reihenfolgen anzunehmen sind, so geht doch aus der Betrachtung der Gränzverhältnisse der Gebirgsmassen mit größter Wahrscheinlichkeit hervor, daß selbige nicht in langen Pausen aufeinander gefolgt sind. Es widerlegt sich demnach auch von dieser Seite her die Meinung, als ob zum Verlaufe der Schöpfung ein Zeitraum von Aeonen nöthig gewesen wäre, wie denn überhaupt eine gründliche Naturbeobachtung noch nie in Widerspruch mit der mosaischen Urkunde gekommen ist.

Im vorletzten Kapitel geht Mohs zur Betrachtung der besondern Lagerstätten über, wo er namentlich die Lehre von den Gängen ausführlich behandelt. Das letzte Kapitel befaßt sich mit der Veränderung der ursprünglichen und der Beschaffenheit der gegenwärtigen Oberfläche der Erde. Wir wollen wünschen, daß diesem Buche bald eine Verbreitung in weitere Kreise zu Theil werden möchte.

A. Wagner.

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortsetzung.)

Das Leben der Hadumod, erster Aebtissin des Klosters Gandersheim, Tochter des Herzogs Liudolfs von Sachsen, beschrieben von ihrem Bruder Agius. Stuttg. 1845.

Pierquin de Gembloux, Histoire de Jeanne de Valois, Duchesse d'Orleans et de Berry, Reine de France, fondatrice de l'ordre des Annonciades. Par. 1840.

Roisselet de Sauclières, Histoire chronologique et dogmatique des Conciles de la chrétienté, depuis le concile de Jérusalem, tenu par les apôtres l'an 50 jusqu' au dernier concile tenu de nos jours. T. II. Par. 1845.

Constituciones sinodales del Arçobispado de Valencia. Valencia 1657.

Consitutiones synodales dioecesis Gerunden. Gerundae 1691.

Andr. Advocat Barbèri, Magnum bullarium Romanum summorum Pontificum Clementis XIII., Clementis XIV., Pii VI. et VII., Leonis XII. et Pii VIII. Vol. 8. Romae 1844.

P. Ballerinius, De vi ac ratione primatus romanorum pontificum ed. Westhoff. Münster 1845.

J. Verrari, Vico et l'Italie. Par. 1841.

M. Salvador Costanzo, Ensayo politico y literario sobre la Italia desde el siglo XI. hasta nuestros dias. Madr. 1843.

Manuscriptorum Codicum series apud Petrum Victorium Aldinium illustrata. Ticini 1840.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

herausgegeben von Mitgliedern 23. Dezember.

Nro. 255. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1) Eusebii Pamphili Evangelicae Praeparationis libri XV. ad codices manuscriptos recensuit Thomas Gaisford. Accedunt Fr. Vigeri versio Latina et notae, et L. C. Valckenaerii diatribe de Aristobulo. Tom. I — IV. Oxonii e typographeo Academico. MDCCCXLIII. 8. Preis 33 fl. 30 kr.

2) Arnobii adversus nationes libri VII. Ex nova codicis Parisini collatione recensuit, notas omnium editorum selectas adiecit, perpetuis commentariis illustravit, indicibus instruxit D. G. F. Hildebrand etc. Halis Sax. sumptibus bibliop. Orphanotrophei. MDCCCXLIV. 8. Preis 6 fl. 18 kr.

Eine höchst willkommene Erscheinung auf dem Gebiete der patristischen Litteratur und zugleich ein neues sehr erfreuliches Zeichen, daß das Studium der Kirchenväter in England durch Pusey's Schule und den berühmten Hellenisten Gaisford immer mehr in Aufnahme kommt, ist die Praeparatio Evangelica des Eusebius. Kaum hatte Edward Bouverie Pusey seine Bibliotheca Patrum ecclesiae Catholicae qui ante Orientis et Occidentis schisma floruerunt, mit S. Augustini confessiones begonnen, als in dem nämlichen Jahre Eusebii Historia ecclesiastica, von dem zu frühe verewigten Burton bearbeitet, in zwey Bänden erschien, welchen im Jahre 1842 noch zwey Bände Anmerkungen folgten. Im Jahre 1839 förderten Thom. Gaisford Θεοδωρήτου Ἑλληνικῶν παθημάτων θεραπευτική und Wilh. Jacobson seine Patres Apostolici in zwey Bänden zu Tage. Zu gleicher Zeit gab auch Frieb. Fild, Fellow an der Universität Cambridge, Joannis Chrysostomi Homiliae in Matthaeum in drey Octavbänden heraus und drey Jahre später lieferte Herr Gaisford aus einer Wiener Handschrift Eusebii Eclogae Propheticae. Anderes, z. B. Cyrilli Hierosolymitani Catecheses, Joannis Chrysostomi Homiliae in D. Pauli Epistolas, und Gregorii Nysseni Opuscula selecta, von Pusey's Freunden bearbeitet, wird nach zuverlässigen Nachrichten in nicht ferne Aussicht gestellt. Ein großes Verdienst, welches sich die englischen Kritiker um die von ihnen bearbeiteten Schriftsteller erwerben, besteht unstreitig darin, daß sie mit sehr bedeutenden Kosten allenthalben die ältesten und besten Handschriften vergleichen lassen, und, auf das Ansehen derselben gestützt, die Texte zu verbessern suchen.

Man möchte sich zwar wundern, daß die Praeparatio evangelica des Eusebius bey ihrer Wichtigkeit für den Theologen, für den Forscher der Geschichte der Philosophie und für den Philologen seit dem Jahre 1628, in welchem Vigers Ausgabe zu Paris erschien, ganz unbeachtet blieb*), obgleich schon Valckenaer in seiner Diatribe de Aristobulo Judaeo p. 82. den Wunsch geäußert hatte, daß die gelehrten Benedictiner von der Congregation des h. Maurus eine bessere Ausgabe derselben veranstalten möchten; doch muß man wohl erwägen, daß es nicht jedem Gelehrten möglich ist, sich einen ansehnlichen kritischen Apparat, ohne welchen, zumal bey einem wenig bearbeiteten Schriftsteller, nichts

*) Heinichens Ausgabe (Leipz. b. Serig. 1842—43. in 2 Bänden in gr. 8.) kann, da der Herausgeber keine noch unbenutzten kritischen Hülfsmittel hatte, hier nicht in Betracht kommen.

Erhebliches geleistet werden kann, mit eigenen Mitteln zu verschaffen. Sonach müssen wir Herrn Gaisford um so größeren Dank wissen, daß er, keine Kosten scheuend, sich der Mühe unterzog, der Sospitator des Eusebius zu werden.

Zuvörderst darauf bedacht, einen tüchtigen kritischen Apparat zu sammeln, ließ er in Paris, Florenz und Venedig die ältesten und bedeutendsten Handschriften vergleichen. In der Vorrede zu dem ersten Bande S. I — II. werden neun aufgezählt, nämlich fünf Pariser, zwey Florentiner und zwey Venediger.

Die älteste und wichtigste ist die Pariser Pergamenthandschrift Nro. 451., deren Montfaucon in seiner Palaeograph. Graec. S. 275. gedenkt. Sie wurde im Jahre 914. für Arethas, den Erzbischof von Kappadocien und Caesarea, geschrieben. Vornherein und im zweyten Buche fehlt Einiges; doch ließ sich das Mangelnde durch die ältesten Venediger ersetzen. Die zweyte Pariser Nr. 465. auf Baumwollenpapier scheint dem 13. Jahrhundert anzugehören. Der Schreiber derselben, welcher sich am Ende nennt, war ein gewisser Longinus. Diese aber ist sehr mangelhaft, und das zwölfte Buch fehlt ganz. Die dritte Pariser Nr. 466., auf Pergament, aus dem Ende des 14. Jahrhunderts, sehr schön geschrieben und vollständig, stimmt meistens mit den zwey Florentinern überein. Von geringer Bedeutung und jung sind die Pariser Papierhandschriften Nro. 467. und 468. Die letztere scheint aus der zweyten Venediger geflossen zu seyn.

Die erste Florentiner, nämlich der Mediceischen Bibliothek (Plut. VI. 6.), ist auf Pergament und aus dem 15. Jahrhundert; die zweyte (Plut. VI. 9.), auf Papier geschrieben, wird von Bandini in das 14. Jahrhundert gerechnet.

Die erste Venediger, der St. Marcus-Bibliothek, Nr. 343., auf Pergament und nach der Annahme des Verfassers des Katalogs dem 11. Jahrhundert angehörend, scheint aus dem ersten Pariser Codex abgeschrieben zu seyn und enthält nur die ersten fünf Bücher; die zweyte Venediger, ebenfalls der St. Marcus-Bibliothek gehörig, Nro. 341., auf Papier und aus dem 15. Jahrhundert, umfaßt fünfzehn Bücher, wovon bloß die letzten zehn zum Behufe dieser Ausgabe verglichen worden.

Hiezu kam noch eine unter den Vossischen Handschriften der Leydner Bibliothek befindliche, vielleicht von Goldast herrührende Vergleichung und eine in dem Harley'schen Codex des Brittischen Museums Nro. 3571. Fol. 75. aufbewahrte Variantenlese. Doch enthalten beyde nichts von einiger Bedeutung, was nicht schon in den Französischen und Italienischen Handschriften vorkommt.

Sehr fleißig sind die Florentiner Codd. collationirt, wie sich Referent durch Vergleichung der von dem berühmten Pietro Vettori am Rande seines in der Münchner Hof- und Staatsbibliothek aufbewahrten Exemplars der Stephanischen Ausgabe hie und da aus den Florentiner Handschriften bemerkten Varianten überzeugte. Er fand nur wenige Abweichungen, welche er hier anführen will.

Band I. Buch IV. Kap. 14. S. 320. Z. 2. von unten bemerkte Vettori μὴ δύειν. Kap. 15. S. 325. Z. 6. v. u. ὅτι ὅταν st. ὁ τῆς und Z. 1. v. u. fehlt διά. Kap. 22. S. 368. Z. 2. v. u. erkennen auch die Florentiner Codd. τῷ δὲ an.

Band II. Buch IX. Kap. 2. S. 343. Z. 9. hat Vettori am Rande εἰς st. εἰ. S. 344. Z. 3. τῶν δὲ f. τῶν τε und Z. 3. v. u. τὰς μὲν st. τὰς δέ.

Außerdem benützte der Herr Herausgeber einige wenige Bemerkungen aus Toups Nachlaß und die des Scaliger und Voß, welche ihm Herr Geel in Leyden mittheilte.

Jüngere Handschriften, z. B. die Vaticanische, die zwey Neapolitaner und die Johanneische der Oxforder Bibliothek, welche einst Grabe in seinem Spicilegium, Potter zum Klemens von Alexandria und Routh in seinen Reliqq. sacrr. und Andere für ihre Zwecke benutzt hatten, hielt er für überflüssig, vergleichen zu lassen, zumal da die Letztere mit der dritten und den Florentinern stimmt, und sogar aus einer derselben abgeschrieben zu seyn scheint. „Quod si cui Eusebii studioso," fügt er Praefat. p. IV. bey, „Matritum excurrere contingat, eum moneo ne negligat manuscriptum exemplar inspicere, quod ex instructissima Hurtadi Mendozae bibliotheca in Regiam postmodum illatum est."

Auf die genannten Hülfsmittel gestützt, lieferte Herr Gaisford einen vortrefflichen Text, wie man es von einem so ausgezeichneten Humanisten erwarten kann, und wie es der gegenwärtige Stand der Philologie erfordert.

Sehr zweckmäßig ist auch die äußere Einrichtung des Werkes. Während Viger jedem einzelnen Buche eine besondere Inhaltsanzeige in Griechischer und Lateinischer Sprache vorausschickte und jedem Kapitel wieder eine eigene Aufschrift gab, wodurch der Zusammenhang der Rede unterbrochen wird, setzte der englische Herausgeber, dem Rathe Valckenaers (Diatribe de Aristobulo Judaeo p. 82 d. Leydn. Ausg.) folgend, gleich zu Anfang des Werkes ein Inhaltsverzeichniß der einzelnen Kapitel eines jeden Buches, um dem Leser einen Ueberblick des Ganzen zu geben, die Aufschriften vor jedem Kapitel beseitigend. Der Deutlichkeit halber, und um Mißverständnissen vorzubeugen, ließ er diejenigen Stellen, in welchen Eusebius seine eigenen Ansichten vorträgt, mit größerer Schrift; diejenigen hingegen, in welchen er Auszüge aus den Schriften Anderer mittheilt, mit kleinerer drucken. Am äußeren Rande des Griechischen Textes bemerkte er jedesmal den Namen des Verfassers der Schrift, aus welcher Stellen angeführt werden. Die Varianten stehen unter dem Texte der Urschrift und unter denselben Vigers Lateinische Uebersetzung.

Im vierten Bande findet man S. 139—338. Vigers Anmerkungen zugleich mit der Dedication und Vorrede, welche ein deutscher Herausgeber füglich weggelassen haben würde, wieder abgedruckt. Daran schließt sich S. 339—458 L. C. Valckenaerii Diatribe de Aristobulo, Alexandrino Judaeo und Petri Wesselingii Lectio publica de fragmento Orphei, quod est apud Justinum Mart., Tatianum aliosque; de Aristobulo Judaeo etc., welche Joh. Luzac im Jahre 1806 zu Leyden bey den Luchtmans in Quart herausgegeben hatte.

Durch diese Zuthaten aber wurde dieses Werk, welches ohnehin sehr hoch zu stehen gekommen seyn würde, nur unnöthig vertheuert.

Der Index der von Eusebius angeführten Schriftsteller wurde von dem Herrn Herausgeber neu gearbeitet; der der Bibelstellen ist zwar der Vigersche, aber abgekürzt. Das Vigersche Sach- und Namensregister wurde durch die Einreihung des Fabricianischen und durch hie und da angebrachte Zusätze vermehrt und verbessert. Am Ende liest man noch Verbesserungen zu den ersten drey Bänden. Druck und Papier sind ächt englisch.

Der Herausgeber von Nr. 2. hat sich schon durch seine Bearbeitung des Apulejus als einen gründlichen Kenner der Afrischen Latinität bewährt und für ein so schwieriges Unternehmen hinreichend legitimirt. Auf Staatskosten nach Paris geschickt, um dort die in der k. Bibliothek aufbewahrten Handschriften des Tertullianus zum Behufe einer neuen Ausgabe dieses Schriftstellers sorgfältig zu vergleichen, und länger, als er Anfangs gesonnen war, dort verweilend, erhielt er durch die ausnehmende Gefälligkeit der Bibliothekconservatoren Hase und Champollion auch Zutritt zur Benützung anderer Schätze der k. Bibliothek. Sonach gieng er, nachdem er die Handschriften der kleineren Werke des Apulejus verglichen hatte (das nicht unbedeutende Ergebniß dieser Bemühung findet man in seiner kleinern Ausgabe des genannten Schriftstellers, welche im Jahre 1843 zu Leipzig bey Cnobloch erschien), auf Arnobius über, cuius unum (sagt er in der Vorrede S. V.) tantummodo codicem qui hodie extat Parisiis esse notum est; nam qui Bruxellae servatur MS., id quod accurata eius collatio docuit, Parisini modo est apographum.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortsetzung.)

Jos. Ortiz, Bibliotheca Salamantina. Vol. 1—3. Salamanticae 1777.

Th. Juste, Essai sur l'histoire de l'instruction publique en Belgique. Bruxelles 1844.

Vocabularium Sinicum. Concinnavit Guil. Schott. Berolini 1844.

H. Welsford, On the origin and ramifications of the english language. London 1845.

M. A. Lower, English Surnames. Essays on family nomenclature etc. Lond. 1844.

J. Howse, A grammar of the Cree language; with which is combined an analysis of the Chippeway dialect. Lond. 1844.

Dr. N. Sachs, Die religiöse Poesie der Juden in Spanien. Berl. 1845.

Th. Bürger, der Talmud und die Perfectibilität des Mosaismus vom Standpunkte der Reform beleuchtet. Pesth 1845.

Anecdota Palica. Nach den Handschriften der K. Bibliothek in Copenhagen im Grundtexte herausgegeben, übersetzt und erklärt von Fr. Spiegel. I. Rasavâhini, eine buddhistische Legendensammlung und Uragasutta aus dem Suttanipata. Leipz. 1845.

Dr. J. G. Wenrich, De poeseos hebraicae atque arabicae origine, indole mutuoque consensu atque discrimine commentatio. Gekrönte Preisschrift. Lips. 1843.

Mirkhond, Histoire des Samanides. Texte Persan traduit et accompagné de notes critiques, historiques et géographiques par M. Defrémery. Par. 1845.

M. Reinaud, Fragments arabes et persans inédits relatifs à l'Inde, anterieurement au XI. siècle de l'ère chrétienne. Par. 1845.

E. Fr. Trench, Diary of travels in France and Spain in 1844. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

Memoirs of Lady Hester Stanhope. Vol. 1—3. Lond. 1845.

J. D. Forbes, Reisen in den Savoyer-Alpen und in anderen Theilen der Penninen-Kette nebst Beobachtungen über die Gletscher. Bearbeitet von G. Leonhard. Lief. 1. 2. Stuttg. 1845.

Mellado, Guia del viagero en España. Madrid 1843.

Dr. J. N. v. Vanotti, Geschichte der Grafen von Montfort und von Werdenberg. Belle-Vue. 1845.

N. M. B. v. Stillfried-Rattonitz, der Schwanenorden. Sein Ursprung und Zweck, seine Geschichte und seine Alterthümer. Halle 1845.

J. E. Horky, die Tempelherren in Mähren. Wien 1845.

F. Corsi, Antichi trattato delle pietre. Roma 1845.

Dr. A. Gennarelli, La moneta primitiva e i monumenti dell' Italia antica. Roma 1843.

Fr. Rühs, Handbuch der Geschichte des Mittelalters. Stuttg. 1844.

Du-Chasse, Ecos de Navarra ó D. Carlos y Zumalacarregui, hechos historicos y detallos curiosos. Madr. 1838.

Revelations of Spain in 1845. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

M. J. Perez Quintero, Disertacion critico-topografica. Las Casiterides restituidas a su verdadero sitio. Sevilla 1790.

J. G. Wenrich, Rerum ab Arabibus in Italia insulisque adjacentibus, Sicilia maxime, Sardinia atque Corsica gestarum commentarii. Lips. 1845.

Bened. Varchi, Storia Fiorentina per cura e opera di Lel. Arbib. Vol. 1—3. Firenze 1843.

Dom. Capellina, I Tizzioni e gli Avogadri, saggio de storia Vercellese dalla venuta d'Arrigo VII. sino alla caduta della repubblica. Torino 1842.

E. J. B. Rathery, Histoire des états généraux de France. Mémoire couronné. Par. 1845.

Dr. F. W. Tittmann, Geschichte Heinrich des Erlauchten, Markgrafen zu Meissen und im Osterlande. Bd. 1. Dresden 1845.

G. Phillips, deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte. München 1845.

Einhardus, Vita Karoli Magni ed. Pertz. Hannover 1845.

E. von dem Knesebeck, Geschichte der churhannoverschen Truppen in Gibraltar, Minorca und Ostindien. Hannover 1845.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 24. Dezember.

Nro. 256. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

1) Eusebii Pamphili Evangelicae Praeparationis libri XV. ad codices manuscriptos recensuit Thomas Gaisford. Accedunt Fr. Vigeri versio Latina et notae, et L. C. Valckenaerii diatribe de Aristobulo.

2) Arnobii adversus nationes libri VII.

(Schluß.)

Den Ausdruck unum möchte jedoch Ref. noch in Zweifel ziehen, nachdem Edward von Muralt (ad Minuc. Felic. Octav. Orell. Praef. P. VII. seqq.) mit triftigen Gründen die Wahrscheinlichkeit dargethan hat, daß die Vaticanische Handschrift, nach welcher die erste Ausgabe des Arnobius veranstaltet wurde, von der Pariser verschieden ist. Daher wäre sehr zu wünschen, daß in der Vaticanischen Bibliothek hierüber genaue Nachforschungen angestellt würden, um die Sache zur vollen Gewißheit zu bringen. Daß der Vatic. Codex mit dem Pariser einer und nämliche sey, ist bloße Vermuthung Rigault's, welchem Davies, Gronov und Andere beystimmten; Ouſel und Cellarius hingegen unterschieden Urſini's Handschrift von der königlichen.

Uebrigens muß sich Ref. sehr wundern, daß Herr Hildebrand von der Pariser Handschrift keine Beschreibung gab, obgleich Schönemann (Bibliothec. historico-litterar. Patrum Latin. T. I. p. 176.) ausdrücklich bemerkte: „Optandum vero esset, ut doctus aliquis, cui aditus ad Cod. hunc Regium patet, eum accurate describeret, quo saeculo scriptus esse videatur, rationibus iustis probaret, imprimis vero num foedis adeo characteribus aut scripturae compendiis exaratus sit, ut toties a viris insigniter eruditis nec unquam sine nova variarum lectionum messi exerceri potuerit.“ Daß hierauf Rücksicht genommen worden, hätte man um so mehr erwarten sollen, als diese Stelle in der nach der Vorrede seiner Ausgabe eingereihten Schönemannischen Notitia litterar. de Arnobio Afro weggeschnitten wurde.

Was er versäumte, wollen wir demnach aus Muralts Vorbericht z. Minuc. Fel. P. I., wo sich eine sehr genaue Beschreibung der erwähnten Handschrift findet, in möglichster Kürze nachholen.

Der Codex Paris. des Arnobius ist ein sogenannter Regius Nr. 1661., auf dickes Pergament mit Minuskelcharakteren und wenigen Abkürzungen deutlich geschrieben, und in Quartformat; die Orthographie selten verdorben, außer bey Griechischen Namen, das i ohne Punkt, das y stets mit einem Punkte versehen, die Dinte gelblich, beynahe goldfarbig. Dr. Muralt setzt ihn, nach den Regeln der Diplomatik, in das 9. Jahrh.; so auch der Catalogus Codicum MSS. Bibliothecae Reg. Part. III. Tom. III. p. 168.

Wann er dem sogenannten königlichen Handschriftenvorrathe, welcher seit dem Anfang des 18. Jahrh. keinen Zuwachs erhielt, einverleibt worden, und woher er gekommen, darüber schweigen die Manuscriptenkataloge der Pariser Bibliothek. Doch verdient erwähnt zu werden, daß Dismarès, weiland Advocat am Pariser Gerichtshofe und Ehren-Doctor der Juristenfacultät an der Universität daselbst, einem in der k. Bibliothek aufbewahrten Exemplare der Editio princeps beysetzte: „Passeratius contulerat hanc editionem cum veteri codice Ludovici Carionis.“

Ferner hätte bestimmt angegeben werden sollen, von wem die accurata Codicis Bruxellensis collatio gemacht worden, und wo das Resultat derselben zu finden. Ref. kennt allerdings die genaue von Dr. Muralt gemachte Vergleichung des Brüsseler Codex des Minucius Felix, aber keine solche des Arnobius.

Obgleich die Pariser Handschrift des Arnobius von verschiedenen Gelehrten verglichen worden, so sind doch die Angaben derselben einander sehr widersprechend und höchst ungenügend. Herr Hildebrand hatte,

kaum die Handschrift eingesehen, als er sich von der Fehlerhaftigkeit der früheren Collationen hinreichend überzeugte. Demnach entschloß er sich, dieselbe aufs Neue mit der größten Genauigkeit zu vergleichen und copirte überdieß die Anmerkungen, welche Rigault und Dalechamps zwey in der k. Bibliothek befindlichen Exemplaren der Editio princeps beygefügt hatten.

Man war bisher der irrigen Meinung, die erste von Faustus Sabaeus zu Rom 1543 (am Ende derselben liest man 1542) in Fol. besorgte Ausgabe sey ein genauer Abdruck des Codex.

Die in der Folge mit diesem angestellten Vergleichungen sind ganz willkührlich und oberflächlich gearbeitet. Selbst Joh. Conr. Orelli, dem wie bisher die beste Ausgabe zu verdanken hatten, verglich weder selbst die Handschrift, noch ließ er sich eine Vergleichung derselben besorgen, sich mit den bisherigen gedruckten Hülfsmitteln begnügend. Die Nachlässigkeit, mit welcher bey jenen Collationen verfahren worden, hatte das Nachtheilige, daß sie die albernsten Ansichten erzeugte. Didier Herault und seine Nachfolger, selbst Orelli nicht ausgenommen, hielten es für eine Eigenheit des Arnobischen Styls, wenn zwey synonyme Ausdrücke, z. B. Buch I. K. 11. explicare dissolvere u. d. gl., ohne Copula neben einander stehen. Allein diejenigen, welche die Handschrift verglichen, übersahen, daß das eine oder andere dieser Synonyma von der nämlichen Hand, welche den Codex geschrieben, wie man an der Farbe der Dinte ganz deutlich wahrnehmen kann, unten öfter mit Punkten bezeichnet ist, wodurch der Schreiber andeuten wollte, daß ein solches Wort zu streichen sey. Daß aber solche gleichbedeutende Ausdrücke nichts Anderes, als Interlinear- oder Randglossen sind, welche durch die Unachtsamkeit des Abschreibers in den Text gesetzt und bey einer nochmaligen Revision der von ihm gemachten Abschrift als Glosseme erkannt worden, unterliegt keinem Zweifel.

Diese Verbesserungen erstrecken sich jedoch keineswegs über alle Bücher, sondern man findet sie zumeist in dem ersten, seltener im zweyten, einmal im dritten, nirgends in den folgenden; woraus offenbar die Fahrlässigkeit des Abschreibers, welchem eine durchgreifende Revision zu beschwerlich war, erhellt.

Um dem Leser einen Begriff von dem Zustande der Handschrift zu verschaffen, wollen wir einige der von dem Abschreiber verbesserten Stellen hiehersetzen. So findet man Buch I. Kap. 11. explicare *dissolvere*, congelare *constringere*, sustinere perferre. Kap. 20. propulsare *defendere*, mederare *consumere*. Kap. 59. a. E. *foeditates* stribligines. Kap. 63. malis *morbis* u. s. w.

An vielen andern Stellen aber unterließ der Schreiber des Codex, die Glosseme durch Punkte anzudeuten. So z. B. liest man B. I. Kap. 30. considerare disquirere; K. 31. ambigere dubitare; K. 43. designare monstrare u. dgl., wo der Herausgeber disquirere, dubitare und monstrare mit Recht als Glosseme in Klammern einschloß. In der Vorrede S. VIII. werden noch dreyunddreyßig solcher glossirter Stellen angeführt. Dahin rechnen wir auch B. I. K. 1. z. A. insanire bacchari, und K. 59. z. A. barbarismis soloecismis; so daß wir insanire und barbarismis unbedenklich als Glosseme eingeklammert haben würden. Sagt doch am Ende dieses Kapitels Arnobius ausdrücklich: et frustra nos dicitis soloecismorum (statt barbarismorum) obscenitate deformes und S. 98. a. E. stribligines et vos istas libris illis in maximis atque admirabilibus non habetis? wo die Anmerkung nachzusehen ist.

Durch die genaue Vergleichung der Pariser Handschrift und die darauf gegründete, sorgfältige Textverbesserung hat sich Herr Hildebrand um diesen Schriftsteller unstreitig ein ganz besonderes Verdienst erworben. Wenn es ihm auch nicht gelungen ist, alle Schwierigkeiten zu heben und den Schriftsteller in seiner ursprünglichen Gestalt wieder herzustellen, so muß man wohl bedenken, daß dieses nicht in seinen Kräften lag, da die Handschrift — die einzige bedeutende, die man zu diesem Schriftsteller hat, — an vielen Stellen verstümmelt und verdorben ist. Sonach öffnet sich in Bezug auf diesen Auctor von nun an für die Conje-

cturalkritik ein weites Feld; besonders finden jüngere Philologen hier eine treffliche Gelegenheit, ihren Scharfsinn auf mannigfaltige Weise zu üben und zu erproben.

Außer der Editio princeps wurden von dem Herausgeber vorzugsweise die Baseler Ausgabe (1546), die Cantlerische oder Antwerper, bey Christ. Plantin im J. 1582 gedruckte, die Elmenhorstische oder Hamburger (1610), die Leydner (1651), die Pariser (1666), die Pariser (1715), die Venediger oder Gallandische, die Oberthürische und Orellische benutzt; die übrigen, welche er fast alle zur Hand hatte, werden, obgleich sie verglichen worden waren, selten aufgeführt, weil sie mit der einen oder andern selbst, was die Fehler betrifft, übereinstimmen. Die hier und da zerstreuten Verbesserungen der Gelehrten wurden sehr fleißig gesammelt und, wenn sie von einigem Werthe waren, genau abgeschrieben; eben so die Anmerkungen früherer Herausgeber, wenn sie wichtigere Gegenstände betrafen, sorgfältig excerpirt. Damit aber, wenn sich etwa Fehler eingeschlichen, diese nicht andern Auslegern zugeschrieben würden, ließ der Herausgeber seine Anmerkungen in Klammern einschließen, und damit man die eigentlichen Verbesserungen von der Lesart der Handschrift leichter unterscheiden könne, die verbesserten Stellen mit Cursivschrift drucken, die verdorbenen oder noch nicht aufgehellten mit einem oder zwey Sternchen bezeichnen.

Diesem mit dem rühmlichsten Fleiße und ausgebreiteter Belesenheit in möglichster Kürze und Gedrängtheit abgefaßten Commentare wird man die verdiente Anerkennung nicht versagen können, wenn man erwägt, mit welchen unsäglichen Schwierigkeiten der Ausleger eines so dunklen Schriftstellers zu kämpfen hat; denn über manche von Arnobius berührte Gegenstände finden wir in den auf uns gelangten schriftlichen Denkmälern des Alterthums nur spärliche, über manche gar keine Aufschlüsse.

Was die äußere Einrichtung des Werkes betrifft, so folgt, wie bereits oben erwähnt worden, nach der Vorrede Schönemanns notitia litteraria de Arnobio. Doch befremdet es, daß S. XXXI. Fr. Anton von Besnards deutsche Uebersetzung nicht erwähnt wird, ungeachtet sich Herr Hildebrand in dem Commentar einige Male auf die derselben beygefügten Anmerkungen beruft. An den Text schließt sich ein dreyfaches Register, ein Index über die von dem Herausgeber in seinem Commentare verbesserten Schriftsteller, ein Index rerum und ein Index grammaticus. Angehängt sind Bernhardyi in Arnob. libr. I. Suspiciones und Lectiones variantes zu Minucius Felix aus der Pariser Handschrift des Arnobius, welche in der Absicht geboten werden, ut (wie es S. XII. in der Vorrede heißt) de dubiis qui multi extant apud eum scriptorem locis acrius iudicium ferri queat. Herr Hildebrand scheint also nicht gewußt zu haben, daß Dr. Edward von Muralt schon vor zwölf Jahren den Text des Minucius aus dem Pariser Codex ganz mit allen Fehlern abschrieb, sodann seine Abschrift mit dem Brüsseler verglich und nach diesen Vorarbeiten eine musterhafte Ausgabe von dem genannten Kirchenvater veranstaltete, welche unter dem Titel erschien: M. Minucii Felicis Octavius. Ad fidem Codd. Regii et Bruxellensis recensuit ac varietatem lectionis addidit Eduardus de Muralto Doctor Phil. Praefatus est Jo. Casp. Orellius. Turici typis Orellii, Fuesslini et sociorum MDCCCXXXI. 8.

Den Schluß bilden Delechampii (so unser Herausgeber immer; andere hingegen Dalechampii) et Rigaltii Notae et Emendationes (in Arnobium). Besser würde Herr Hildebrand allerdings gethan haben, wenn er diese Anmerkungen und Verbesserungen in seine Noten eingeflochten hätte.

Ein Erratenverzeichniß und nachträgliche Verbesserungen beyzufügen, erlaubten ihm, wie er sagt, seine dringenden Geschäfte nicht. Besonders hätten wir gewünscht, daß auf die Interpunction mehr Sorgfalt wäre verwendet worden. So sind die Kommata nur gar zu häufig weggelassen worden. Z. B. I. 1. steht insanire bacchari I. 43. S. 69. equos debilitare incitare tardare. IV. 36. S. 304. pax cunctis et venia postulatur magistratibus exercitibus regibus familiaribus inimicis. VI. 22. S. 522. mente anima lumine u. s. w.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortsetzung.)

Geschichte Andreas Hofer's, Sandwirths aus Passeyer, Oberanführers der Tyroler im Kriege von 1809. 2. verm. Aufl. Bd. 1. 2. Leipzig 1845.

Siegfr. Becher, die Ergebnisse des Handels und Zolleinkommens der österreichischen Monarchie im J. 1842. Leipz. 1845.

J. Bajáky, Handels- und Gewerbs-Geographie von Ungarn. Preßburg 1845.

G. T. Poussin, La Belgique et les Belges depuis 1830. Par. 1845.

G. Höfken, Belgien in seinen Verhältnissen zu Frankreich und Deutschland mit Bezug auf die Frage der Unterscheidungszölle für den Zollverein. Stuttg. 1845.

Galfredi Monumetensis historia Bretonum. Nunc primum in Anglia Novem Codd. Mss. collatis, edidit J. A. Giles. Lond. 1844.

Fr. Engels, die Lage der arbeitenden Klassen in England. Leipz. 1845.

E. G. Geijer, Ueber die inneren gesellschaftlichen Verhältnisse unserer Zeit mit besonderer Berücksichtigung von Schweden. A. d. Schwedischen von U. W. Dieterich. Stockholm 1845.

Codex diplomaticus Lithuaniae e codicibus manuscriptis in archivo secreto Regiomontano asservatis edidit Ed. Raczynski, Vratislav. 1845.

Nich. Murad, Notice historique sur l'origine de la nation Maronite et sur ses rapports avec la France, sur la nation Druze et sur les diverses populations du Mont Liban. Par. 1844.

H. Ehrenberg, Fahrten und Schicksale eines Deutschen in Texas. Leipz. 1845.

Pascal Duprat, Essai historique sur les races anciennes et modernes de l'Afrique septentrionale. Par. 1845.

John Dunn, History of the Oregon territory and British North-American fur trade. London 1844.

M. Daumas, Le Sahara Algérien, études géographiques, statistiques et historiques sur le région au Sud des établissements français en Algérie. Par. 1845.

Will. Kennedy, Geographie, Naturgeschichte und Topographie von Texas. A. d. Engl. von O. v. Czarnowsky. Frankf. 1845.

F. de Cepeda, Relacion universal legitima y verdadera del sitio en que esta fundada la ciudad de Mexico. Mexico 1637.

Fr. v. Raumer, die vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Th. 1. 2. Leipz. 1845.

H. T. Prinsep, Note on the historical results deducible from recent discoveries in Afghanistan. Lond. 1844.

K. A. Varnhagen von Ense, Hans von Held. Lpz. 1845.

The diary and correspondence of Sir Simonds d'Ewes, during the reigns of kings James the first and Charles I. Now first published from the original Mss. edited with notes by J. Orchard-Halliwell. Vol. 1. 2. London 1845.

Denkwürdigkeiten des Generals Eikemeyer. Herausgegeben von H. König. Frankfurt 1845.

Henry Lord Brougham, Lives of Men of letters and science who flourished in the time of George III. Lond. 1845.

A. T. Russell, Memorials of the life and works of Thom. Fuller. Lond. 1845.

A. F. Vogel, Entdeckung einer numerischen General-Auflösung aller höhern endlichen Gleichungen. Lpz. 1845.

— — Entdeckung eines Hydrostatischen General-Mobils oder perpetuum mobile. Leipz. 1845.

G. C. Buré, Meteorologicae observationes factae Athenis a 1. Novbr. 1839. usque ad 30. Junii 1842. Athenis 1843.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 25. Dezember.

Nro. 257. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter. Fünfter bis achter Theil. — Auch unter dem Titel: Geschichte der christlichen Philosophie. Erster bis vierter Thl. Hamburg, bey Friedr. Perthes. 1841, 44, 45.

Ueber die „Geschichte der Philosophie alter Zeit", welche Ritter in den vorausgegangenen vier Theilen*) behandelt hat, ist in diesen Blättern bereits vor acht Jahren**) eine beurtheilende Anzeige aus der Feder eines Mannes***) erschienen, welcher der gelehrten Welt und seinen zahlreichen Freunden und Verehrern inzwischen leider durch den Tod entrissen worden. Die vortrefflichen, so gründlichen als geistvollen Beyträge, welche die „gelehrten Anzeigen" und früher auch die „bayerischen Annalen" zeitweise von ihm gebracht, sind wohl noch in aller Leser lebhafter Erinnerung, und Ref. kann nicht bergen, wie mannichfache Belehrung er aus denselben geschöpft hat, und wie sehr er diese auf ihrem Gebiete so wohl bewanderte und vorzugsweise competente kritische Stimme seit ihrem Verstummen vermißt.

Wenn eine Stimme von solchem Gewicht sich auf das anerkennendste über ein Werk, wie das Ritter'sche, ausgesprochen, so dürfte dieß allein schon zu seiner Empfehlung hinreichen, wenn es deren jetzt, nachdem dasselbe längst allgemein nach Verdienst gewürdigt worden, überhaupt noch bedürfte. „Recensent bekennt", lauteten in jener Anzeige dessen Worte, „daß ihm dieses Handbuch unter allen das liebste ist und das beste zu seyn bedünkt; indem es das rechte Maaß der Ausführlichkeit und die ächte historische Unbefangenheit mit gründlichem Studium der Quellen, so wie der neuern hieher gehörigen Arbeiten, im Bunde mit philosophischem Geiste vereiniget." Und in der That, was deutscher Fleiß, deutsche Gründlichkeit und Besonnenheit vermögen, zeigt dieses so umfassend angelegte Werk von neuem; und daß auch das Ausland solche Bestrebungen zu würdigen und zu schätzen weiß, geht, wie wir schon in einer frühern Anzeige dieses Werkes anderwärts*) bemerkten, daraus hervor, daß binnen kurzer Zeit zwey Uebersetzungen, eine französische und englische (die eine von Tissot und später von Trullard, die andere von Morrison besorgt), hievon erschienen sind. In dem Berichte, welchen das Quarterly Review**) über die letztere Uebersetzung nach dem Erscheinen der ersten 3 Bände erstattet hat, wurde dem Ritter'schen Werke gleichfalls die vollste Anerkennung gezollt und besonders das Streben des Verf. nach möglichst objectiver und quellenmäßiger Darstellung rühmend hervorgehoben.

*) Erste Aufl. 1829 — 34. — Zweyte verb. Aufl. 1836 — 39.

**) Jahrg. 1837. Nro. 99 — 100.

***) Prof. Kopp in Erlangen.

*) In unserm „Repertorium der gesammten Philosophie." (Jahrg. I. H. 1. S. 78 ff. u. H. 4. S. 50 ff.)

**) Vol. LXI. No. CXXII. Jan. et Apr. 1838. (M. s. hierüber unser „Repertorium". Jahrg. I. H. 4. S. 55 ff.)

Was diesen Punkt betrifft, so kann allerdings auch jetzt noch nicht genug beachtet und wiederholt werden, was der Verf. über die sogenannte Construction der Geschichte schon früher im Eingange seines Werkes gesagt hat, von der dasselbe rein gehalten zu haben, gewiß nicht sein geringstes Verdienst ist. Eine jede Construction der Geschichte, ward dort bemerkt, gehe auf Verallgemeinerung ihrer Lehren aus, und leichter sey es freylich, das eine Allgemeine ins Gedächtniß zu fassen, als die vielen Besonderheiten. Das allgemeine Schema aber sey immer todt, und es sey daher unbegreiflich, wie man für eine geschichtliche Arbeit das Verfahren der Construction habe empfehlen können: es setze dieß ein gänzliches Verkennen der geschichtlichen Methode voraus.

Daß der Verfasser seiner „Geschichte der Philosophie“ nach Abschluß der „Geschichte der Philosophie alter Zeit“ als besonderen Titel den einer „Geschichte der christlichen Philosophie“ geben würde, war schon aus den Erklärungen, die derselbe im ersten Theile seines Werkes über die von ihm beabsichtigte Eintheilung gegeben, zu entnehmen. Denn schon dort ging derselbe von der Betrachtung aus, daß mit der Erscheinung Christi unter den Menschen eine neue Periode in der Geschichte der Menschheit begonnen, und daß demnach die Geschichte überhaupt in die vor und in die nach Christi Geburt zerfalle, von welcher man jene die ältere, diese die neuere nennen könne. Aber es entging ihm auch nicht, daß man, auf diese Weise abtheilend, gewaltsam den Zusammenhang der Begebenheiten zerreißen würde, weßwegen man gewöhnlich die ältere Geschichte bis in das fünfte Jahrhundert nach Christi Geburt hinausgedehnt habe. Wenn daher auch in der Geschichte der Philosophie zwey Theile zu unterscheiden seyen, die Geschichte der ältern und die der neuern Philosophie, so werde es doch nicht gelingen, diese beyden in einem chronologisch festzusetzenden Abschnitte von einander zu trennen, und es handle sich also hier weniger um eine mechanische Theilung, als um eine chemische Scheidung verschiedenartiger Elemente der Bildung. Demzufolge sey zur Geschichte der ältern Philosophie alles das zu zählen, was unter den Orientalen, den Griechen und Römern, welche sich dem Christenthum nicht angeschlossen, philosophirt worden ist; zu der Geschichte der neuern Philosophie dagegen seyen alle die Philosopheme zu rechnen, welche sich unter den christlichen Griechen und Römern und unter den neuern christlichen Völkern entwickelt haben. Der minder oder mehr mittelbare oder unmittelbare Einfluß des Christenthums auf die neuere Philosophie sey nicht leicht zu verkennen, und man würde sie daher auch nicht mit Unrecht die christliche Philosophie nennen können. Doch sey dabey zu erwähnen, daß in die Entwicklung dieser Philosophie auch ein durch das Christenthum nur wenig berührtes Element mit eingreife, indem die arabische Philosophie im Mittelalter einen bedeutenden Einfluß ausgeübt habe, und daher in die Geschichte der neuern Philosophie gezogen werden müsse.

Nach diesem Gesichtspunkte nun hat der Verf. die Geschichte der alten Philosophie in den ersten vier Theilen, von welchen schon nach sieben Jahren vom Erscheinen des ersten Theiles an eine neue Auflage nöthig geworden, vollständig abgehandelt und zwar in folgender Gliederung. Die erste Periode der griechischen Philosophie (mit welcher erst, nach dem Verf., die Philosophie der alten Zeit im engern unnd eigentlichen Sinne beginnt, indem die vermeintliche altorientalische Philosophie noch ganz in das Gebiet des „Vorgeschichtlichen“ fällt) reicht von dem ersten Anfange der Philosophie unter den Griechen, d. h. von Thales bis zu Sokrates, und diese Periode bildet den Inhalt des ersten Theiles. Die zweyte Periode geht von Sokrates bis auf die Hälfte des letzten Jahrhunderts vor Chr. G., umfaßt die Geschichte der Sokratischen Schulen, und bildet den Inhalt des zweyten und dritten Theiles. Die dritte Periode endlich erstreckt sich bis gegen das Ende des sechsten christlichen Jahrhunderts, d. h. bis auf die letzten heidnischen Aristoteliker und Platoniker, umfaßt die Geschichte des Verfalls der alten Philosophie, und bildet den Inhalt des vierten Theils, dessen erste Abtheilung die zerstreuten Richtungen in der Verbreitung der griechischen Philosophie unter den Römern und Orientalen und dessen zweyte Abtheilung die Neu-Platonische Philosophie behandelt.

Doch wenden wir uns jetzt, nachdem wir über Plan, Anlage und Eintheilung dieses Werkes so viel mitgetheilt, als zur allgemeinen Orientirung über das Ganze nöthig war, zu den jüngsten Fortsetzungen desselben, wie sie in dem fünften bis achten Theile vor uns liegen.

Das Erscheinen dieser Geschichte der christlichen Philosophie wurde, laut Vorrede, Anfangs durch Vorsatz, nachher durch jene oben erwähnte nöthig gewordene zweyte Auflage und zuletzt durch ungünstige Umstände unterbrochen. Erst nach sieben Jahren, sind des Verf. Worte daselbst, habe er sie wieder mit neuem Muthe beginnen können, und hoffe sie nun ohne Unterbrechung durchzuführen. Der etwaigen Besorgniß wegen des zu großen Umfangs, den sein Werk dadurch erhalten dürfte, daß er zwey Theile desselben der Philosophie unter den Kirchenvätern gewidmet habe, begegnet der Verfasser durch die Erklärung, daß er diese Philosophie gegen die gewöhnliche Erklärung für wichtiger halte, als die Philosophie unter den Scholastikern. Wir unsrerseits theilen nicht nur obige Besorgniß nicht, sondern erfreuen uns im Gegentheile der ausführlichen Behandlung jenes Geschichtstheiles um so mehr, als derselbe, nach der gegründeten Bemerkung des Verf., von den bisherigen Geschichtsschreibern nur sehr oberflächlich behandelt worden. Ja wir hätten selbst an einer noch etwas umfangreicheren Darstellung keinen Anstoß genommen, und können bey dieser Gelegenheit den Wunsch nicht unterdrücken, daß vielleicht nach Beendigung des ganzen Werkes von dem Verf. selbst, oder doch auf seine Veranlassung und unter seiner Mitwirkung ein ähnlicher Nachtrag in Form von einzelnen, die größeren Geschichtsperioden umfassenden und ergänzenden Supplementen herausgegeben werden möchte, wie ein solcher bereits für die Geschichte der alten Philosophie zum Behufe ihres Quellenstudiums unter seinem und Preller's Namen erschienen ist*).

*) Historia philosophiae Graeco-Romanae ex fontium locis contexta. Locos collegerunt, disposuerunt, notis auxerunt H. Ritter, L. Preller. Edidit L. Preller. Hamburgi, 1838. (M. s. hierüber unser „Repertorium" Jahrg. I. H. 4. S. 83 ff.)

Mit Recht rügt der Verf., daß Tennemann die patristische Philosophie nur wie eine gleichartige Masse ohne fortlaufende Unterscheidung der Zeiten und des Entwicklungsganges behandelt habe. Dieser Mangel sey, setzt der Verf. hinzu, in neuern Zeiten wohl öfter gefühlt worden. Ihm abzuhelfen habe jedoch seines Wissens nur Braniß die Hand angelegt, welcher in seiner Disputation: de notione philosophiae Christianae (Breslau 1825) eine Probe von der Art gegeben, wie seiner Ansicht nach die christliche Philosophie behandelt werden müßte. Derselbe habe damals auch eine Entwicklungsgeschichte des christlichen Geistes zu geben versprochen, von welcher jedoch der Verf. nicht wisse, ob ihre Erscheinung noch gehofft werden dürfe. Gerne würde er sie benutzt haben; wie auch seine Probe ihm ersprießliche Dienste für die Lehren des Justinus, Irenäus und Tertullianus geleistet habe. Mehr Hülfe, als aus den Geschichtsschreibern der Philosophie habe er aus den Arbeiten der Theologen schöpfen können, die aber meistens einen andern Zweck, als er, verfolgten. Diesen sey es hauptsächlich darauf angekommen, die Entwicklung der christlichen Lehrsätze aus ihren positiven Anknüpfungspunkten an das Licht zu ziehen; seinem Unternehmen gemäß habe er es zu seiner Aufgabe machen müssen, die Spuren des philosophischen Nachdenkens in den Schriften der Kirchenväter aufzusuchen. So wie ihm nun jene Arbeiten der Theologen doch eine sehr nützlich Hülfe gewesen seyen, so hoffe er, daß auch seine Arbeit für die Theologen nicht ohne Nutzen seyn werde. Er hoffe es mit Bescheidenheit; denn er wisse, daß jede neue Bahn ihre Gefahren habe; er ahnde, daß er manche Fehler gemacht, manches übersehen haben werde in einem Gebiete, welches dem Theologen natürlich besser bekannt seyn müsse, als dem Philosophen; ihn tröste dabey, daß er überall redlich aus den Quellen geforscht habe. Wenn der Verf. hier noch den Beysatz macht, daß einige Nachsicht ihm wohl die Beschaffenheit dieser Quellen zu Wege bringen dürfe, so konnte er hierauf im voraus bey allen denen rechnen, welche sich gleich ihm schon ebenfalls davon überzeugt haben, wie oft das Durchmustern derselben bey allem Antheile, den man ihren Gedanken zuwendet, ob ihrer Länge ermüdet. Ja wir möchten für den wirklich redlichen und em-

sigen philosophischen Geschichtsforscher auf keinem Gebiete eine größere und billigere Nachsicht in Anspruch nehmen, als eben hier, auf dem Felde der Patristik, und dann nicht minder auch auf jenem der Scholastik. Man muß selbst in unseren größeren Bibliotheken die kaum übersehbaren Reihen von Folianten und Quartanten unter den Kirchvätern und Scholastikern des nähern betrachtet, und etwa nur mit einem oder dem andern dieser an Umfang so monströsen Werke sich specieller beschäftigt haben, um für jeden aus diesen Quellen unmittelbar mit Gewissenhaftigkeit geschöpften Beytrag nur in hohem Grade dankbar zu seyn, und die fast kaum zu vermeidenden Lücken und Mängel einer solchen Arbeit mit aller Nachsicht zu entschuldigen.

Ueber den Begriff der christlichen Philosophie spricht sich der Verf. in dem ersten Kapitel der Einleitung aus. Wir wollen uns bemühen, die von dem Verf. versuchte Entwicklung dieses Begriffes, da sie den für seine Geschichtsbehandlung gewählten Standpunkt am deutlichsten charakterisirt, ihrem wesentlichsten Inhalte nach in Kürze wiederzugeben.

(Fortsetzung folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortsetzung.)

A. Kussmaul, Die Farbenerscheinungen im Grunde des menschlichen Auges. Heidelb. 1845.

G. Townes, Chemistry, as exemplifying the wisdom and beneficience of God. (Gekrönte Preisschrift.) Lond. 1845.

W. Haidinger, Uebersicht der Resultate mineralogischer Forschungen im Jahre 1843. Erlang. 1845.

J. C. Ramlów, Maulbeerbaumzucht und Seidenbau. Berl. 1845.

Dr. J. Wrisbe, Der Bergbau und das Bergregal. Eisleben 1845.

Dr. J. Story, Englisches und amerikanisches Wechselrecht. Deutsch bearbeitet von G. K. Treitschke. Leipz. 1845.

Dr. E. Anhalt, Darstellung des Erziehungswesens im Zusammenhange mit der allgemeinen Culturgeschichte. Jena 1845.

C. Soldan, Ueber den Einfluß der Schule auf das Leben des Volkes. Darmstadt 1845.

J. P. Potter, Characteristics of the Greek philosophers, Socrates, and Plato. Lond. 1845.

Fr. Biese, Philosophische Propädeutik. Berlin 1845.

Dr. C. M. Kahle, Darstellung und Kritik der Hegel'schen Rechts-Philosophie. Berl. 1845.

Dr. J. Bossart, Umrisse zu einer Wissenschaft der Dichtung. Zürich 1845.

Th. Mundt, Aesthetik. Die Idee der Schönheit und des Kunstwerks im Lichte unserer Zeit. Berlin 1845.

Th. Wight, The latin poems commonly attributed to Walter Mapes. London 1841.

Fel. M. Samaniego, Pabulas en verso castellano para uso de las escuelas. T. 1. 2. Madrid 1840.

M. Sarmiento, Obras posthumas. Madrid 1775.

Jos. Zorilla, Cantos del trovador. Colecion de legendas y tradiciones historicas. Vol. 1—3. Madr. 1841.

Les romans du Renard, examinés, analysés et comparés par M. A. Rothe. Par. 1845.

Th. Wright and J. N. Halliwell, Reliquiae antiquae. Vol. 1. 2. Lond. 1845.

Th. Wright, Anecdota literaria. Lond. 1844.

Lanzelet. Eine Erzählung von Ulrich von Zezikhoven. Herausg. von K. A. Hahn. Frankf. 1845.

Dr. C. Roth, Dichtungen des deutschen Mittelalters. Stadtamhof 1845.

Ch. Winther, Digtninger. Kjobenhavn 1843.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 26. Dezember.

Nro. 258. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter.

(Fortsetzung.)

Nach einigen allgemeinen Betrachtungen über die Perioden der Blüthe und des Verfalls, welche die Philosophie mit andern Dingen des menschlichen Lebens theilt, und die Ursachen hievon, wendet sich der Verf. damit zu den Anfängen der Geschichte der christlichen Philosophie, die einen eigenthümlichen Eindruck gewähren, wenn man den langen Zeitraum überschaut, in welchem nur sehr langsame Fortschritte der Philosophie geschahen. Das philosophische Forschen war schon vor der Zeit Christi von der Höhe, auf welche es Platon, Aristoteles und auch noch die ersten Stoiker hinangetrieben hatten, tief heruntergesunken. Die Systeme waren Sache des Gedächtnisses geworden. Nur noch von einzelnen Bestrebungen und Richtungen des Geistes ausgehend, fühlte man jetzt vorübergehend und bruchstückweise zu philosophischen Gedanken sich erregt, und wagte den Geist zur Erfindung anzuspannen. Was nun in dieser Weise sparsam und mit Mühe zur Geburt gebracht wurde, das durfte allerdings wohl noch als Fortschritt in der philosophischen Entwicklung sich geltend machen, aber solche Fortschritte geschahen jetzt nur auf Kosten eines viel wichtigern Erfordernisses der Philosophie, nur mit Verlust des zusammenfassenden Geistes in der Wissenschaft, welcher allein den Werth einer jeden einzelnen Erfindung zu bestimmen berechtigt ist.

An die Schilderung dieses wenig erfreulichen Zustandes knüpft jedoch der Verf. die wieder erhebende Betrachtung an, wie gerade diese Zeit, in welcher die Philosophie feyerte, oder nur in einseitigen Entwicklungen sich abmühte, dennoch im höchsten Grade fruchtbar für die Bildung der Menschheit gewesen. Es war die Zeit, welche das Abendland mit dem Morgenlande in eine regere und geistigere Verbindung brachte, und dadurch zugleich die Volksthümlichkeit der alten Staaten auflöste und die Gründung neuer Staaten vorbereitete. Und nachdem der Verf. auf die mächtigen, nach allen Seiten hin sich erstreckenden Wirkungen des Christenthums, das sich in diesem denkwürdigen Zeitraum entwickelte, einige allgemeine Blicke geworfen, spricht er die sich mit Nothwendigkeit hieraus ergebende Ueberzeugung aus: daß in jenen Zeiten der Grund einer Entwicklung gelegt worden, welche immer mehr die Welt beherrschen und vereinigen sollte, und daß sich von damals her ein Geist verbreitet habe, welcher den Menschen unwandelbare Güter zu gewinnen bestimmt sey.

Welcher Ausdruck aber dürfte völlig genügen, diesen Geist, den Geist des Christenthums, in seinem innersten Wesen zu bezeichnen? Indem der Verf. diese Frage aufwirft, beschreidet er sich zwar, hiefür einen vollkommen entsprechenden Ausdruck zu finden, glaubt aber dennoch des deutlichsten und wahrsten Ausdrucks sich zu bedienen, wenn er jenen Geist vorzugsweise ausgedrückt findet in der Verheißung des ewigen Lebens, d. h. der Vollendung aller Dinge in der geistigen Vereinigung mit Gott, der Widerbringung aller vernünftigen Wesen zu einem Reiche der verklärten Herrlichkeit seiner Geschöpfe. Wem dieser Ausdruck zu einfach sey, bemerkt der Verf., weil er nicht alle Grund-

artikel des christlichen Glaubens enthalte, der möge bedenken, ob derselbe nicht dennoch allen Reichthum der christlichen Lehre, des christlichen Lebens und Strebens in sich enthalte. Und in der That, es ist die volle Wahrheit und es könnte nicht besser und kräftiger gesagt werden, als es der Verf. ausgesprochen: daß diese Verheißung des ewigen Lebens, durch unsern Heiland der Menschheit verkündigt, es war, die von da an die Christen mit Glaube erfüllt, die Kirche gegründet, das Leben erbaut hat; und daß von daher eine neue Hoffnung in die Seelen der Menschen gekommen, und sie in dieser Hoffnung ein neues Leben begonnen haben.

Es ist aber die große Thatsache der Erlösung der Menschheit, welche jenem Begriffe der Verheißung oder der „frohen Botschaft" zu Grunde liegt, und nur durch eine solche Thatsache, nicht durch irgend eine empirische oder philosophische Erkenntniß konnte, wie der Verf. mit Recht behauptet, der Beginn der neuen Geschichte eingeleitet werden. Diese Thatsache bezeichnet auch allerdings den entscheidendsten Abschnitt in der ganzen Geschichte gegenüber der Hoffnungslosigkeit, in welche die alte Welt versunken war; denn für diese war, wie der Verf. bemerkt, nur ein Doppeltes möglich, entweder Entsagung auf das höchste Gut, weil es zu gewinnen dem Leben widerspricht, oder Entsagung auf das Leben überhaupt, Zurückziehung von demselben in die leidenlose Seele. Aber mit der Hoffnung auf die endliche Verwirklichung der höchsten menschheitlichen Güter, mit der bestimmten Aussicht auf die Erlösung von allem Uebel ging eine völlige Umwandlung des menschlichen Lebens in allen seinen Regungen vor sich, eine Umwandlung, die zwar nur allmählig stattfinden konnte, und auch jetzt noch weder ihrem ganzen Umfange noch ihrem ganzen Inhalte nach erfolgt ist, jedoch von einer Kraft ausgeht, die bestimmt ist, die ganze Menschheit zu ergreifen.

Von dieser Kraft des christlichen Geistes sollte auch die Philosophie ergriffen werden, und sie bedurfte dessen; denn sie war fern geblieben von den Hoffnungen, in welchen allein wir streben können, unserm Leben einen würdigen Inhalt zu gewinnen. Der Beweis für diese Behauptung liegt in ihrer Geschichte und deren Endergebnissen, bezüglich welcher der Verf., auf seine Schlußbetrachtungen im vierten Bande *) verweist. Die alte Philosophie konnte immer nur mit einem ungenügenden Resultate schließen. Erst dadurch, daß die christliche Religion den Gedanken an eine Vollendung aller Entwicklung brachte oder in der Seele des Menschen befestigte, ist eine wissenschaftliche Lehre möglich geworden, welche in ihren allgemeinen Zügen befriedigen kann, wenn auch die Ausführung derselben im Besondern als eine Aufgabe von unübersehlicher Weite sich darstellen sollte.

Aber das Christenthum — dieß ist der weitere Ideengang des Verf., dem man nur mit dem lebhaftesten Interesse und Beyfall folgen kann — ist keine Philosophie. Es ist eine Erneuung des Lebens,

*) „Welches Schicksal," ruft der Verf. daselbst im Rückblick auf den tragischen Schluß der alten Philosophie aus, „hatten diese Lehren, welche einst so rüstig, so vertrauensvoll, mit so vielen Ansprüchen aufgetreten waren. Was hatten sie nicht alles den Menschen versprochen. Wissenschaft, Weisheit, Glückseligkeit, eine vernünftige Anordnung des Lebens sollten in ihrem Gefolge seyn; die Anschauung Gottes sollte aus ihnen hervorgehen. Jetzt ist die Hoffnung dahin. Sie finden sich eingeengt, sie müssen ihrem Untergange entgegensehen. Ist es, daß diese Lehren unter den Menschen verloren gegangen? Nein, noch wurden die Schriften des Platon, des Aristoteles mit Fleiß gelesen; was die Stoiker an Vorschriften für das wissenschaftliche Denken, was sie zur Stärkung des Willens gelehrt hatten, alles das kannte man wohl. Aber wenn man die Gedanken der Alten nachdachte, so fühlte man bald hier bald da ihre überzeugende Stärke, ohne doch mit völligem Vertrauen sich ihnen hingeben zu können. Denn alsbald kamen andere Gedanken herbey, mächtig genug die Ueberzeugung jener, wenn auch nicht zu erschüttern, doch zu verdecken. So finden wir Widersprüche auf Widersprüche bey den Philosophen dieser Zeit sich häufen. Es wurde offenbar, daß nicht die Fülle der Gedanken, daß nicht die formale Bildung des Geistes, die Fertigkeit mit Schlüssen zu verkehren, der Vernunft ihre Sicherheit gewähren. Alles dieses konnte die jetzige Philosophie nicht vor dem krassesten Aberglauben schützen. Wo ist nun die Bildung hin, welche die alte Philosophie dem Menschen zu geben versprochen hatte?"

welche nicht von einem Gedanken ausgeht, sondern von einer Regung des Triebes zum Guten und von einer daran sich schließenden Hoffnung und Zuversicht des Zukünftigen, so die Kraft in sich tragend, das Zukünftige zum Guten zu gestalten. Aber obgleich keine Philosophie, hat doch das Christenthum sehr kräftig auf die Philosophie eingewirkt. Zwar Anfangs zum Verfall und weiterhin zum Untergang der alten Philosophie beytragend, hat es doch auch dazu gewirkt, die alte Philosophie im Gedächtniß der Menschen zu erhalten, und sie umgestaltend hat es eine neuere tiefere Philosophie gegründet.

Was hier im tiefsten Grunde wirkte, hat der Verf. schon am Ende des vierten Bandes da angedeutet, wo er von dem mächtigen Einflusse der Gesinnung auf die Entwicklung der Philosophie spricht, und diesen Einfluß mit Recht als den wesentlichsten und entscheidendsten bezeichnet. Man müsse anerkennen, heißt es daselbst, daß die Form des philosophischen Gedankens nur mit der richtigen Gesinnung in Gemeinschaft eine vollendete Bildung gewinnen könne. Wo die Gesinnung nicht Umfang oder nicht Tiefe genug habe, da könne der philosophische Gedanke selbst nicht folgerichtig, nicht in völliger Uebereinstimmung sich entfalten. Nur die Gesinnung des Menschen gebe seiner Lehre sichern Halt und geschlossenen Zusammenhang. Die rechte Tiefe und der rechte Umfang der Gesinnung habe nun aber durchweg dem Alterthume gefehlt. Erst das Christenthum habe diese Güter dem Menschen gebracht. Und — setzen wir hinzu — der Kern jener Gesinnung, die aus dem Christenthume sich erzeugte, worin anders könnte er mit dem Verf. gesucht werden, als eben in dem lebendigen, den ganzen Menschen von Grund aus erneuenden und kräftigenden Glauben an die trostreichen Verheißungen einer Wiedergeburt aller Dinge?

Es fußet diese ganze Ansicht auf der gewichtigen Erkenntniß, deren Ausspruch eine besondere Beachtung verdient, da sie des Verf. Standpunkt noch näher und bestimmter charakterisirt, auf der Erkenntniß nämlich, daß für uns überall nicht der Gedanke, sondern der Wille das Erste ist. Und so verhält es sich demnach auch in der Wissenschaft. Der Entschluß, die Wahrheit zu ergreifen, geht der wirklichen Erkenntniß derselben voraus, und ehe man wissen kann, muß man, wie der Verf. richtig bemerkt, etwas gewonnen haben durch kräftigen Willen in seiner Seele, einen sichern Haltpunkt für das weitere Leben.

Was der Verf. zur Beseitigung des Einwurfes zu erwidern für nöthig findet, daß wenn das Christenthum keine Philosophie sey, demselben auch kein besonderer Einfluß auf letztere zuzugestehen sey, und was derselbe im ferneren Verlaufe über das Christenthum als ursprüngliche Thatsache und erst allmählig sich ausbildende Lehre, und die Rückwirkung der einen wie der andern auf die philosophische Entwicklung bemerkt, müssen wir, um nicht zu weitläufig zu werden, übergehen. Dagegen kehren wir jetzt mit dem Verf. noch einmal zu der Frage zurück über die Berechtigung, seine Geschichte der neueren Philosophie eine Geschichte der christlichen Philosophie zu nennen. Es läßt sich nämlich nicht verhehlen, daß, wenn auch das Christenthum auf den bedeutendsten Theil der Philosophie mächtigen Einfluß geübt, denn doch unstreitig auch noch andere Dinge auf dieselbe eingewirkt haben. Aus dem Einflusse aber, entgegnet sich der Verf. selbst, welchen eine Richtung des Geistes auf die andere ausgeübt habe, dürfe man nicht ohne Weiteres den Namen für diese entlehnen, selbst wenn dieser Einfluß sehr bedeutend gewesen wäre. So habe die Religion immer einen sehr bedeutenden Einfluß auf die Philosophie ausgeübt, aber dennoch würde man sich sehr bedenken müssen, die alte Philosophie die heidnische zu nennen. Die gewählte Bezeichnung setze daher voraus, daß der Einfluß des Christenthums das Wesen dieser Philosophie bestimmt und den ganzen Verlauf ihrer Geschichte geregelt habe; man müsse den christlichen Geist als die bewegende Kraft in ihr ansehen können. Der weitläufigen Untersuchung, in die der Verf. über diesen Punkt von hier aus eingeht, können wir nur Einiges entheben.

Was zunächst das Verhältniß der christlichen zur alten Philosophie betrifft, so erinnert der Verf. daran, daß die christliche Religion in der That ein ganz anderes Verhältniß zur Philosophie habe, als die heidnische. Diese habe fast nur einen negativen Einfluß auf die Philosophie gehabt, wogegen der Einfluß der christlichen Religion auf dieselbe sich als

ein positiver erweise. So sey die alte Philosophie mehr eine Vorbereitung auf die christliche, als eine Bestätigung der heidnischen Religion geworden. So wie aber das Christenthum überhaupt ein neues Leben in der Menschheit erweckt habe, welches den Sieg versprochen über alle Krankheiten und Schwächen des frühern Lebens, über die hemmenden Gewalten der Natur und über die Schwankungen des eigenen Willens; wie dieß neue Leben alle Zweige der menschlichen Thätigkeit habe ergreifen müssen: so habe es auch nicht ohne die wichtigsten Erfolge für die Philosophie bleiben können, der sich überall weitere Aussichten in demselben Maße eröffnen, in welchen das geistige Leben sich erweitere. Natürlich habe dadurch die Philosophie zunächst eine vorherrschende Richtung auf das religiöse Leben des Menschen erhalten, und es könne nicht geläugnet werden, daß hierin auch eine Einseitigkeit gelegen; aber ohne eine solche bilde sich überhaupt kein Wendepunkt des Lebens unter den Menschen aus.

In Beziehung auf diese Einseitigkeit unterwirft der Verf. die häufig aufgestellte Behauptung, daß die Rücksicht auf die Kirchenlehre die philosophische Entwicklung jener frühern Zeiten auf das nachtheiligste gehemmt habe, einer besondern Untersuchung. Ihr Ergebniß ist: daß der christliche Kirchenglaube in der That die Philosophie nicht gefesselt und zu einer schmählichen Knechtschaft gezwungen, sondern daß er sie vielmehr geleitet und groß gezogen habe, ihr eine heilsame Stütze und ein Rathgeber gewesen sey, an dessen Weisungen sie sich zurecht zu finden gelernt. Zwar könne nicht behauptet werden, daß dieses Verhältniß zwischen Glauben und Philosophie immer rein geblieben sey, daß nicht auch zuweilen jener über diese eine Gewalt sich angemaßt habe, welche zunächst dieser, im tiefern Grunde aber beyden habe nachtheilig werden müssen, denn so etwas dürfe man im Blick auf die Gebrechlichkeit menschlicher Dinge gar nicht erwarten. Allein die Mißverhältnisse zwischen Glauben und philosophischem Denken der ersten christlichen Jahrhunderte können nicht dazu dienen, beyder Verhältniß zu einander im Allgemeinen und seinem Wesen nach zu bezeichnen. Es sey durch sie nur, wie oftmals geschehen, der Schein hervorgebracht worden, als wenn der Erzieher ein Tyrann gewesen wäre. Dagegen sey nicht zu zweifeln, daß die christliche Religion, indem sie von den Vorurtheilen, der Hoffnungslosigkeit der alten Religion befreyt habe, auch der Philosophie eine kräftige Anregung habe geben, und sie habe lehren müssen, in die Tiefe einzudringen und ihr Nachdenken zur Lösung der wichtigsten Fragen anzuspannen.

Das Bedenken, welches sich gegen den von dem Verf. angenommenen Begriff einer christlichen Philosophie erheben könnte, daß ja in dieser doch auch vieles vorgekommen sey, was man für unchristlich oder der christlichen Gesinnung für unwürdig ansehen müsse, beseitiget der Verf. mit der Erklärung: daß er diese Philosophie nur deßwegen eine christliche nenne, weil die Reihe der Entwicklungen, welche sie umfaßt, wesentlich von den Bewegungen ausgegangen, welche die Verbreitung des christlichen Geistes unter den Menschen eingeleitet hatte. Das christliche Leben habe sich aber nur in einem beständigen Kampfe mit dem Unchristlichen entwickeln können, in welchem oftmals die Parthyen sich mischen und schwer von einander sich scheiden lassen. Könne doch auch die Geschichte der christlichen Kirche, welcher deßwegen Niemand den Namen der christlichen versagen werde, sich nicht enthalten, vieles in ihren Bereich zu ziehen, welches von christlicher Gesinnung nicht durchdrungen ist. Nach ihrem Beyspiele werde man es sich nicht versagen, auch eine Reihe von Freidenkern, welche entweder den Namen von Christen gar nicht führten oder doch nicht verdienten, in diese Geschichte zu ziehen. Doch seyen in den Kreis derselben nicht alle die Entwicklungen einzuschließen, welche die Philosophie seit der Verbreitung der christlichen Lehre erfahren hat.

(Fortsetzung folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. Herausgegeben von Mitgliedern 27. Dezember.

Nro. 259. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften 1845.

Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter.

(Fortsetzung.)

Das Christenthum habe anfangs in entzweyender Weise gewirkt. Nicht-Christen und Christen seyen in den schärfsten Gegensätzen auseinander getreten und unter den ersten habe sich noch immer die Philosophie in dem alten Geiste der vorchristlichen Zeiten weiter fortgebildet, wenn auch in mattern Erzeugnissen. Diese Philosophie nun von der alten loszulösen, würde, wie der Verf. mit Recht behauptet, so unpassend seyn, als wenn man die Philosophie, welche im Geiste des Christenthums sich zu entwickeln angefangen, und welche nachher unter den Scholastikern in einer ganz ähnlichen Weise fortgeführt worden, der alten Philosophie anfügen und von der scholastischen trennen wollte, nur weil sie zu derselben Zeit mit jenem Nachwuchse der alten Philosophie getrieben worden. Dieß würde, fügt der Verf. bey, nur eine chronikartige Zusammenstellung der Thatsachen der Geschichte seyn, eine sehr rohe Weise, die Geschichte zu behandeln, von welcher das Bestreben, das Thatsächliche zu begreifen, den Geschichtsschreiber weit entfernen müsse.

So wahre als treffende Bemerkungen knüpft der Verf. an die Betrachtung des verneinenden Unterschieds zwischen der alten und christlichen Philosophie, demzufolge die alte Bildung und mit ihr die alte Philosophie von der neu emporwachsenden Denkweise nicht sogleich anfangs in ihrem ganzen Werthe und Umfange gewürdigt und gepflegt worden. Als nun das Christenthum gesiegt hatte, erst über die alten Völker, dann über die neuen, welche auch ihrer Seits die alten besiegt hatten, wie viele Blüthen der alten Bildung, ruft derselbe aus, waren darüber zertreten worden! Aber er erinnert zugleich daran, daß wenn auch in den harten Kämpfen, durch welche die Menschheit ihren Fortschritt gewinnen soll, immer von dem, was schon gewonnen ist, vieles verloren gehe oder wenigstens auf eine Zeit lang zurücktrete, dieß doch nur geschehe, auf daß solches später desto festere Wurzeln fasse. Ueberhaupt gehe es der Menschheit in den Perioden ihrer Entwicklung, wie den einzelnen Menschen. Einen langen Prozeß habe der durchzumachen, welcher, in eine neue Periode seines Lebens eingeschritten, alles, was er früher gewonnen hatte, nun seinen neuen Bestrebungen anpassen solle, besonders wenn er durch die neue Richtung seiner Thätigkeit eine Zeit lang sollte abgelenkt worden seyn von seinen frühern Beschäftigungen. In diesem Falle habe er nicht allein die Erzeugnisse seiner alten Zeit in den Sinn der neuen umzubilden und gleichsam zu übersetzen, sondern auch die Mühe und zuweilen den Eckel zu überwinden, welche die Fortsetzung einer lange unterbrochenen Arbeit zu erregen pflegt, indem man den fallen gelassenen Faden wieder aufnehmen solle, und doch die Stimmung nicht wieder gewinnen könne, in welcher sie den Eifer beseelt hat, noch weniger aber die Zwecke, in welchen sie zuerst gedacht worden. Prüfe man sich gewissenhaft, so werde man schwerlich zu behaupten wagen, daß jetzt unsere neue Philosophie schon alle

die Fäden wieder aufgefunden und weiter auszuspinnen gewußt habe, welche die alte Philosophie fallen gelassen. Mit Mühe arbeite man sich in ihr Verständniß hinein. So wie überhaupt vieles von der alterthümlichen Bildung verloren gegangen — man dürfe nur an die vollendeten Formen ihrer Kunst denken —, so müsse man dieß auch von ihrer Philosophie sagen, deren Verständniß im vollsten Sinne des Wortes wir nur haben könnten, wenn wir das alterthümliche Leben völlig zu durchdringen vermöchten. Man dürfe sich dieß gestehen, wenn man auch von der Ueberzeugung ausgehe, daß unsere christliche Philosophie im Ganzen einen höhern Standpunkt gewonnen habe, als der gewesen, welchen die alte Philosophie habe erreichen können; denn davon sey er (der Verf.) überzeugt, daß die christliche Philosophie noch nicht ihr Ende erreicht habe, ja er halte das Ziel, welches sie verfolgt, für viel zu groß, um annehmen zu dürfen, daß wir ihm schon sehr nahe gekommen seyn dürften.

Das Gewicht der Gründe, welche der Verf. für seine Annahme einer christlichen Philosophie geltend macht, beruht, wie aus dem Bisherigen ersichtlich ist, wesentlich auf einer allgemeinen Ansicht der neuern Geschichte, wornach das Christenthum der Mittelpunkt derselben und der belebende Geist ist, welcher seit der Erscheinung Christi die wichtigsten Begebenheiten herbeygeführt hat. Zwar bemerkt der Verf., sähe man hierbey auf den Umfang, in welchem es sich bisher geltend gemacht hat, so müßte uns diese Ansicht als eine Thorheit erscheinen; denn nur im kleinsten Theile der Menschheit habe es bleibende und sichere Wurzel gefaßt, und auch in diesem Theile habe es nicht alle Seiten des menschlichen Lebens gleichmäßig ergriffen. Wolle man aber die Bedeutung der Geschichte erkennen, so dürfe man nicht vom äußern Umfange, von der sinnlichen Größe der Erscheinungen sich blenden lassen, sondern man müsse das Wichtigste aus dem weniger Wichtigen, das Wesentliche aus dem Zufälligen herausschauen. Da könne man nun nicht davon abkommen, bey den Völkern, welche Europa bewohnen, die Entscheidungen der bisherigen Geschichte zu suchen, und denselben eine weltgeschichtliche Bedeutsamkeit beyzulegen. Wolle man aber diesen Standpunkt der geschichtlichen Betrachtung als einen beschränkten bezeichnen, so möge man dieß immerhin thun und es versuchen, sich über denselben zu erheben; er (der Verf.) erkläre ihn für den seinigen, und zugleich für den der neueren Europäischen Völker und der neueren wissenschaftlichen Bildung.

Das zweyte Capitel der Einleitung ist der Uebersicht und Eintheilung gewidmet. Wir erfahren hier, daß sich der Verf. für sein Geschichtswerk die Gränze da gesetzt hat, wo die neueste Entwicklung der Philosophie beginnt, indem er der Ansicht ist, daß eine Darstellung derselben nur ein Mittleres zwischen Geschichte und philosophischer Kritik sein könne. Zwar findet der Verf. für die Ausführung seiner Geschichte natürlich keinen andern Standpunkt, als mitten in unserer Zeit, glaubt jedoch in dieser Beziehung seine Sorge darauf beschränken zu müssen, in der Gegenwart einen solchen Standpunkt zu nehmen, welcher auf der einen Seite die Fortschritte unserer Zeit zu würdigen wisse, und auf der andern Seite der Vergangenheit Gerechtigkeit widerfahren lasse.

Da dieß aber nicht so leicht zu erreichen, so erscheint es dem Verf. um so willkommener, daß eine Uebersicht über die äußeren Verhältnisse, unter welchen die christliche Philosophie sich entwickelt hat, die wichtigsten Haltpunkte für die Eintheilung des Geschichtsstoffes ohne alle Widerrede darbiete. So ergebe sich ohne Schwierigkeit in der Geschichte nach Christi Geburt zuerst ein Zeitraum, in welchem das Römische Reich noch die Herrschaft führt, alsdann sondern sich davon die Zeiten des Mittelalters ab, in welchen die neuern Staaten sich bilden, und zuletzt habe man noch die neuern Zeiten übrig. Wolle man von diesen noch die Geschichte der neuesten Zeit unterscheiden, so geschehe dieß nur deßwegen, so weit man mit Sicherheit sprechen könne, weil es für die neueste Zeit überhaupt keine wahre Geschichte gebe. In derselben Weise werde man auch die Geschichte der christlichen Philosophie abzutheilen haben. Schon unter den alten Völkern habe sie angefangen sich auszubilden und sich auch auf diesen Grundlagen noch eine Zeit lang erhalten,

nachdem bereits das westliche Römische Reich gefallen war, und die neueren Europäischen Völker die Hauptstelle in den Bewegungen der Geschichte einzunehmen angefangen hatten. Diesen ersten Abschnitt der Geschichte der christlichen Philosophie werde er die Philosophie unter den Kirchenvätern nennen, von ihrem Haupttheile nämlich; denn nicht alle Philosophen, welche diesem Zeitraume angehören, können Väter der Kirche genannt werden. Von besonderer Wichtigkeit für die ganze Entwicklung der neuern Philosophie sey es, daß in diesem Zeitraume das Christenthum auch bey dem Römisch Gebildeten eine selbstständige Philosophie hervorgetrieben, was die Mittheilung der Griechischen Bildung nicht vermocht hatte, denn diese habe jene in ihrem philosophischen Denken fast nur in einer sklavischen Abhängigkeit erhalten. Dadurch sey die Uebertragung der Philosophie aus dem ersten Zeitabschnitte in den zweyten sehr erleichtert worden. Denn in diesem habe die Philosophie ihren Hauptsitz bey den christlichen Völkern, welche durch die Vermischung der Römischen Bevölkerung mit den Deutschen Eroberern im Süden und Westen Europa's gebildet worden. Hier habe die lateinische Sprache als wissenschaftliches Bildungsmittel geherrscht, und alle Wissenschaft sich an die kirchliche Gelehrsamkeit angeschlossen. Mit der Philosophie der Kirchenväter hange daher auch diese Philosophie, welche man mit dem Namen der scholastischen zu bezeichnen pflegt, auf das genaueste zusammen. Außer der Philosophie der Kirchenväter habe sie allerdings noch eine andere Wurzel, nämlich in der Philosophie des Aristoteles, welche sie zum Theil durch die Vermittlung der Araber kennen gelernt; weßwegen hier auch Einiges über die Arabische Philosophie bey der Betrachtung dieses Geschichtsabschnittes eingeschaltet werden müsse; allein wenn Aristoteles mehr auf die Außenwerke des Scholasticismus eingewirkt habe, so stehen dagegen die Scholastiker den Kirchenvätern im Innersten ihrer Denkweise bey weitem näher. Der dritte Abschnitt beginne von der Zeit an, welche man mit dem Namen der Wiederherstellung der Wissenschaften bezeichne. Schon dieser Name beurkunde einen entschiedenen Kampf, welcher sich zu dieser Zeit gegen die scholastische Philosophie erhoben hatte; er beweise, wie man sie in dem Lichte betrachtet habe, als hätte sie gar keine Wissenschaft gewährt, sondern wäre nur ein leeres Spiel mit müssigen Fragen, unnützen Spitzfindigkeiten und nichtssagenden Formeln gewesen. Es lasse sich nun freylich erwarten, daß dieser Kampf nicht mit demselben parteyischen Eifer werde durchgeführt worden seyn, mit welchem ihn die Männer der ersten Gegenwirkung begonnen; aber der Antrieb, welchen sie gegeben, habe sich doch lange Zeit erhalten, und auch fortwährende Nahrung in dem zähen Widerstande der scholastischen Lehrweise gefunden, welche sich einmal in den Schulen festgesetzt hatte, und mit den festen Einrichtungen derselben so innig verwachsen war, daß sie in manchen Gegenden noch bis jetzt sich zu erhalten gewußt habe. So sey man herabgekommen bis auf die Entwicklung der neuern deutschen Philosophie, in welcher man den Anfang eines vierten Abschnittes ahnen könne. Aber von diesem Abschnitte, müsse, wie schon bemerkt, eine rein geschichtliche Beurtheilung für ein voreiliges Unternehmen angesehen werden.

In der auf diese allgemeine Uebersicht der einzelnen Geschichtsabschnitte folgenden Betrachtung des Verhältnisses dieser Abschnitte zu einander, wie es in ihrem verschiedenen Charakter gegründet ist, bemerkt der Verf. unter Anderem, daß sich der Inhalt der Lehre bey den Kirchenvätern und Scholastikern so ziemlich als derselbe ergebe, und demnach, wenn man auf ihn allein zu sehen hätte, die beyden ersten Abschnitte in einen zusammengezogen werden müßten; die Form aber sey bey Beyden verschieden, bey jenen überwiegend polemisch, bey diesen überwiegend systematisch; daher müsse man beyde trennen und als zwey charakteristisch verschiedene Abschnitte betrachten, welche allerdings von einem höheren Gesichtspunkte aus als einer größern Periode der philosophischen Entwicklung angehörig angesehen werden können.

Am Schluße dieser bis zu den neuesten Zeiten sich ergehenden Betrachtung äußert sich der Verfasser, daß wenn man nun auf die jüngste Vergangenheit und Gegenwart blicke, man nicht anders als urtheilen könne, daß wir bereits in eine dritte Periode der christlichen Philosophie eingeschrit-

ten seyen, über deren Charakter man im Gegensatz gegen die früheren Perioden nicht zweifelhaft seyn könne. Wenn nämlich die erste Periode eine einseitig theologische, die zweyte eine einseitig weltliche Richtung gehabt habe, so müsse die dritte darauf ausgehen, diese entgegengesetzten Richtungen unter einander auszugleichen. Dieß sey denn freylich ein so weit aussehendes Geschäft, daß sich kaum hoffen lasse, es werde sogleich mit einem Schlage gelingen. Er (der Verf.) sey von der Verblendung ferne, in welche die einseitige Vorliebe für die Gegenwart zu stürzen pflegt; wer nur dieser leben möge, der verkümmere sich die reifliche Ueberlegung des Vergangenen und die sichere Hoffnung einer fernern und bessern Zukunft.

Das noch folgende dritte Capitel des ersten Buches gibt die Einleitung zur Philosophie unter den Kirchenvätern, woran sich sodann deren Geschichte selbst schließt, welche den Inhalt der beyden ersten Theile der Geschichte der christlichen Philosophie bildet. Das zweyte Buch handelt nämlich von den Uebergängen aus der alten in die christliche Philosophie, den Gnostischen Secten und verwandten Bestrebungen, das dritte von den Apologeten und der Polemik gegen die Gnostiker, und das vierte von der Alexandrinischen Katechetenschule bis zu Origenes. Das fünfte Buch, mit welchem der zweyte Theil oder der sechste des ganzen Werkes beginnt, beschäftiget sich mit dem Zeitalter der Streitigkeiten über die Trinitätslehre, das sechste Buch mit Augustinus und das siebente mit dem Verfall der patristischen Philosophie.

(Schluß folgt.)

K. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der k. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Fortsetzung

Wybor z literatury české. Dél prwni od nejstarsich časuw aź do počátku XV. stoleti. W Praze. 1845.

B. S. Ingemann, Samlede historiske digte og Romaner. B. 1—12. Kjobenhavn 1844.

Calcott, Descriptive of the chapel of the annunziata dell' arena, or Giotto's chapel in Padua. Lond. 1835.

H. Lord Brougham, Political philosophy in three parts. Lond. 1844.

Dr. Fr. Schuselka, Mittelmeer, Ost- und Nordsee. Leipz. 1845.

Dr. J. C. Glaser, Ueber die Bedeutung der Industrie und die Nothwendigkeit von Schutzmaßregeln. Berl. 1845.

John Prince-Smith, Ueber die Nachtheile für die Industrie durch Einfuhrzölle. Elbing 1845.

Henri Richelot, L'association douanière allemande. Par. 1845.

J. R. M'Culloch, A treatise on the principles and practical influence of taxation and the funding system. Lond. 1845.

— — The literature of political economy. Lond. 1845.

Dr. C. G. Carus, Vom gegenwärtigen Stande der wissenschaftlich begründeten Cranioscopie. Nürnb. 1844.

Dr. C. A. Wunderlich, Versuch einer pathologischen Physiologie des Blutes. Stuttg. 1845.

Dr. V. A. Szerlecki, Die Blähungskrankheiten und ihre Heilung. Stuttg. 1845.

Dr. A. Hennemann, Die differentielle medizinische Diagnostik mit Einschluß der Hautkrankheiten. Berl. 1845.

De Lapasse, Considérations sur la durée de la vie humaine et les moyens de la prolonger. Toulouse 1845.

P. A. Pipory, Ueber die Krankheiten des Herzens und der großen Gefäße, die Arterien, Venen und lymphatischen Gefäße. A. dem Franz. von Dr. G. Krupp. Leipz. 1844.

Dr. J. Reisser, Die acute Entzündung der serösen Häute des Gehirns und Rückenmarkes. Berlin 1845.

Dr. H. Klencke, Versuche und Beobachtungen über den Verkörperungsprozeß der Krankheiten im Blute und Gewebe. Leipz. 1845.

(Schluß folgt.)

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 30. Dezember.

Nro. 260. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter.

(Schluß.)

Die beyden erst kürzlich erschienenen Theile, der dritte und vierte Theil der Geschichte der christlichen Philosophie, oder der siebente und achte Theil des ganzen Werkes, sind der Geschichte der Philosophie des Mittelalters gewidmet. Der Verf. glaubte anfänglich, dieselbe auf einen kleineren Raum beschränken zu können, aber bey der Vernachlässigung, welche diesen Zeitraum der Geschichte lange Zeit getroffen hat, und bey den vielen Vorurtheilen, welche über ihn verbreitet sind, mußte er, wie er in der Vorrede sagt, befürchten, mißverstanden zu werden oder keinen Glauben zu finden, wenn er kürzer gewesen wäre. Selbst manches, was die Geschichte der Philosophie nur aus größerer Ferne berührt, habe er einzuflechten für nöthig gehalten, um die Verhältnisse der allgemeinen Literatur kennbar zu machen, unter welchen die Philosophie des Mittelalters sich gebildet, und welche zum Verständniß derselben beachtet werden müssen.

Man glaubt es dem Verfasser wohl gerne, wenn er am Eingange des dritten Theiles versichert, kein Theil seines Werkes sey ihm schwieriger geworden, als dieser. Zuweilen sey er fast in Verzweiflung gerathen, den Sinn einer verschlungenen Dialektik zu entdecken, deren Absichten uns meistens sehr fern liegen. Er habe sich alsdann jüngere Kräfte zu diesem Werke gewünscht. Doch theilen auch wir das Bedenken desselben, ob einem jungen Manne zu rathen wäre, vorzugsweise an diese Arbeit zu gehen, welche zwar reiche Belehrung verspricht, aber auch tüchtige Kräfte ermüden und selbst verwirren kann. Es dürfte, fügt der Verfasser hinzu, als eine Aufgabe unserer Zeit angesehen werden, auch die Philosophie des Mittelalters verstehen zu lernen, wie schon andere Seiten dieses Zeitraumes unserm Verständniß wieder näher gerückt worden seyen. Aber die Masse der scholastischen Literatur sey zu groß und bisher zu wenig gesichtet, als daß dieß auf Einen Angriff zur Genüge gelingen sollte. Man müsse hoffen, daß jene Aufgabe durch vereinte Kräfte allmählig zu lösen uns beschieden sey. Wenn er deßhalb auch meine, etwas hiefür geleistet zu haben, so sey er doch weit entfernt zu hoffen, Alles gethan zu haben, was dafür zu thun gewesen. Die Masse der Literatur, welche in die Geschichte der mittelalterlichen Philosophie einschlägt, sey größer, als seine Kraft, sie zu bewältigen, gewesen. Er habe sich darauf beschränken müssen, die Hauptwerke zu lesen, und habe an geeigneter Stelle angegeben, was er benutzt und was er bey Seite liegen gelassen habe, damit Andere es um so leichter fänden, seine Arbeit zu ergänzen. In Handschriften liege noch vieles verborgen, auch von gedruckten Bücherschätzen habe er manches ungern entbehrt, da die Göttinger Bibliothek im Fache der mittelalterlichen Philosophie nicht sehr reich sey, und andere Bibliotheken, deren Bereitwilligkeit er in Anspruch genommen, ihm auch nicht Alles haben gewähren können.*) Nur zu Paris, glaube er, würde man im Stande seyn, ein einigermaßen vollständiges

*) Schade, daß so manche öffentliche Bibliotheken in Provinzialstädten häufig noch in einem mehr oder minder ungeordneten und chaotischen Zustande sich

Material für die Literatur, welche er hier bearbeitet, zusammenzufinden.

Seine vorzüglichste Sorgfalt hat der Verfasser mit Recht auf den Zusammenhang der einzelnen Gedanken und ganzer Systeme unter einander gerichtet. Wie viel dafür zu leisten gewesen, bemerkt der Verf., werde der ermessen können, welcher sich die Mühe nehme, seine Geschichte der Philosophie mit den Werken Tiedemann's und Tennemann's zu vergleichen. Einzelne Monographien haben ihm eine erwünschte Hülfe geleistet. Wo es aber darauf angekommen, die einzelnen Erscheinungen in den Verlauf des Ganzen einzureihen, habe er sich von ihnen verlassen gefunden. Die Philosophie des 12. Jahrhunderts habe man bisher wenig gekannt; nach dem, was Cousin über sie mitgetheilt hat, dürfe man auch noch weitere Aufschlüsse über sie aus Handschriften hoffen. Das Verhältniß der Systeme des 13. Jahrhunderts sey bisher im Dunkel gelegen. Wenn es ihm gelungen sey, über die Stellung Alberts des Großen, des Thomas von Aquino und des Duns Scotus zu einander Licht zu verbreiten, so würde man es ihm wohl verzeihen, daß er andere weniger bedeutende Erscheinungen dieser Zeit in den Hintergrund habe zurücktreten lassen. Aehnliches gelte vom 14. Jahrhundert.

Bey des Verf. Streben, vor Allem die Hauptpunkte deutlich und ausführlich hervortreten zu lassen, und also vorzugsweise eine Geschichte der inneren Entwicklung zu geben, konnte freylich die äußere Geschichte der Philosophen und ihrer Literatur weniger bedacht werden. Auch hat er sie, nach seinem eigenen Geständnisse, nicht überall bis auf die letzten Quellen verfolgt, weil er einsah, daß ihn dieß zur Untersuchung einer ihm fremden Literatur führen würde, zu einer Kritik, für welche ihm fast alle Hülfsmittel fehlten. Daher habe er, fügt er hinzu, auch in dieser Hinsicht seine Kräfte sparend, in solchen Dingen sich meistens an seine Vorgänger angeschlossen, deren Schwächen er wohl hie und da habe bemerken, aber nicht so leicht vermeiden können. Nur an einigen Stellen habe er nicht unterlassen können, über das hinauszugehen, was aus den Schriften der Philosophen über ihre Literatur sich ergebe. Was von dieser Seite gewonnen worden, werde doch nicht unfruchtbar für die Literatur des Mittelalters überhaupt seyn, sollte es auch nur dazu dienen, eingewurzelte Vorurtheile zu beseitigen. Um nur ein's von diesen anzuführen, welches er gründlich gehoben zu haben glaube, so finde man in so vielen Büchern noch immer die Meinung verbreitet, daß die Philosophie des Mittelalters den Aristoteles zu ihrem Führer gehabt hätte. Schon Jourdain hätte dagegen Zweifel erregen sollen. Friedr. v. Raumer (Hist. Taschenb. 1840 S. 468) habe die Entdeckung machen müssen, daß Aristoteles in den merkwürdigen Schulen des 12. Jahrhunderts unmittelbar noch gar keine entscheidende

befinden. Wie viele literarische Schätze und Seltenheiten, die selbst in den größten und berühmtesten Bibliotheken fehlen, finden sich nicht oft in denselben, und könnten, wenn auch diese Bibliotheken gehörig geordnet und katalogisirt wären, dem gelehrten Forscher zu Statten kommen, während sie vielleicht jetzt in irgend einem Winkel derselben ungekannt und unbenützt schon seit Jahren liegen, und durch Unwissenheit und Sorglosigkeit nur zu oft der Gefahr ausgesetzt sind, auf immer zu Verlust zu gehen. Ref. erinnert hier beyspielsweise aus eigener Erfahrung nur an die erst seit Kurzem vollständig katalogisirte und geordnete Bibliothek des k. Lyceums zu Dillingen oder vielmehr der Gesammt-Studienanstalt daselbst, eine Bibliothek von etwa 40,000 Bänden, die gerade aus der mittelalterlichen, scholastischen Periode sehr Vieles und Schätzbares, ja Manches besitzt, was weder in der k. Hof- und Staats-, noch in der Universitäts-Bibliothek zu München sich findet. Das Verdienst dieser Katalogisirung und Ordnung der genannten Bibliothek gebührt zunächst dem unermüdlich thätigen, dem Lyceum inzwischen leider durch den Tod entrissenen Professor der Moraltheologie und Bibliothekar, Lorenz Stempfle, zugleich aber auch fast dem ganzen übrigen Lehrpersonale der Gesammtstudienanstalt, welches sich zu der gemeinschaftlichen Arbeit des Katalogisirens freywillig und aus reiner Liebe zur Sache verband, und so in einem Zeitraume von wenigen Monaten eine Aufgabe löste, die von einem Einzelnen vielleicht nie oder erst spät nach vielen Jahren zu Ende gebracht worden wäre. Vielleicht daß dieser von dem Ref. damals zufällig ausgegangene Gedanke und dieses Beyspiel auch anderwärts da Nachahmung findet, wo durch vereinte Kräfte in ähnlichem Falle Gleiches zum Nutzen und Frommen der Wissenschaft geleistet werden könnte.

Rolle gespielt, und selbst im 13. Jahrhundert bekämpft werde, sobald seine Lehren mit dem Christenthume unverträglich erscheinen. Es werde ihm (dem Verf.) hoffentlich gelungen seyn, zu zeigen, daß bis zum 13. Jahrhundert die Platonische Philosophie unter manchen Abänderungen geherrscht, daß sie in diesem Jahrhundert nur allmählig durch die Aristotelische Philosophie verdrängt worden, und auch die Gränzen anzugeben, innerhalb welcher von da an das Ansehen des Aristoteles sich gehalten. Einige französische Werke, wie Taillandier über den Scotus Erigena und die zweyte Ausgabe von Jourdain's Schrift über die Uebersetzungen des Aristoteles, seyen ihm zu spät zugekommen, als daß er sie hätte benutzen können. Dasselbe gelte von der Recension, welche Schmölders zu seiner Vertheidigung gegen des Verf. Abhandlung: „Ueber unsere Kenntniß der Arabischen Philosophie“ (Göttingen 1844) in den Berl. Jahrb. f. wissenschaftliche Kritik gerichtet hat.

Der siebente Theil erstreckt sich vom achten bis zum elften Buche, der achte Theil vom Schlusse des elften bis zum dreyzehnten Buche, und der erstere beginnt im achten Buche mit einer Einleitung in die Geschichte der Philosophie im Mittelalter, worin zuerst das Mittelalter überhaupt, sodann der Gang der Entwicklung in demselben, seine Schulen und seine wissenschaftliche Literatur in Beziehung auf die Philosophie und endlich Begriff und Eintheilung der Philosophie des Mittelalters besprochen werden. Das neunte Buch stellt den Uebergang der alten Philosophie zu den neuern Völkern und das zehnte Buch die zerstreuten Versuche zur Ausbildung des theologischen Systems dar. In dem elften Buche geht der Verf. auf die Arabische Philosophie über, deren Schluß den Eingang des eben erst erschienenen achten Theiles bildet, und entwickelt sodann im zwölften Buche die ausführlichen Systeme der christlichen Theologie (von Albert dem Großen, Thomas von Aquino nnd Duns Scotus), woran sich in dem dreyzehnten Buche die Schilderung des Verfalles der theologischen Systeme schließt.

Auf diese Weise ist der Verf. mit seiner Geschichte der Philosophie bis an die Mitte des 15. Jahrhunderts, d. h. bis ans Ende der Philosophie des Mittelalters oder der Scholastik herangerückt, die jedoch auch noch lange nachher ihre Anhänger fand. Was die Wirkungen der scholastischen Philosophie auf die spätere Zeit betrifft, so spricht der Verf. am Schlusse des achten Theiles seine Ueberzeugung dahin aus, daß dieselben wesentlich in den realistischen Lehren gelegen, welche auf die Theologie und Metaphysik der neuern Zeit einen Einfluß auszuüben nicht aufgehört haben, wenn man auch selten auf die Quellen desselben zurückzugehen gewußt habe. Der Nominalismus dagegen habe zwar Theologie und Philosophie geschieden und von der Metaphysik sich abgewendet; die positiven Keime der neuern Philosophie seyen ihm aber noch fremd. Man habe wohl darauf Gewicht gelegt, daß der Nominalismus die subjective Richtung der neuern Philosophie, ihr Ausgehen vom Denken eingeleitet habe. Allein diese Richtung finde sich schon in der Lehre des Augustinus und sey seitdem nicht in Vergessenheit gerathen; noch Duns Scotus habe sich auf die Gewißheit des Selbstbewußtseyns vor allem übrigen Erkennen berufen, und habe sie dem Zweifel eines Heinrich von Gent entgegengesetzt; nur eben dieß sey dem Nominalismus eigen, daß er den Gegensatz zwischen dem Denken und dem Seyn der Dinge zu Zweifeln an der Wahrheit unserer Erkenntniß benutzt habe, worin ihm Spätere gefolgt seyen, ohne von ihm zu wissen.

Den Verfall der mittelalterlichen Philsophie glaubt der Verf., und wohl mit allem Grund, lediglich aus ihr selbst ableiten zu müssen, da dieser schon innerlich eingetreten war, als die Mächte der neueren Zeit kamen um sie zu zertrümmern. Eine ähnliche Erscheinung sey schon in der patristischen Philosophie wahrzunehmen gewesen. Auch bey dieser habe das Bestreben, Theologie und Philosophie zu verschmelzen, zuletzt nur dahin geführt, daß beyde Wissenschaften von einander sich zurückgezogen hatten. Der Verfasser erklärt sich hier übigens dahin, weit davon entfernt zu seyn, dieß Ergebniß für das letzte zu halten, auf welches die wissenschaftliche Untersuchung hätte führen müssen. Es werde sich nachweisen lassen, daß nur Einseitigkeit oder Schwäche dieser Zeiten dieß Ergebniß herbeygeführt habe. So gern man auch der Theologie ein ihr eigenthümliches Leben zugestehe, so dürfe man ihr doch in ihrem eigenen Vortheil nicht anempfehlen, von der Gesammtheit des Erkennens sich zurückzuziehen, und eben

so wenig könne man die Philosophie von den Untersuchungen entbinden, welche mit den letzten Gründen der Welt sich beschäftigen.

Mit steigendem Interesse folgt man dem Verf. in der noch weiteren Ausführung dieser Schlußbetrachtungen über die mittelalterliche Philosophie und das belehrende Schauspiel, das sie darbietet. Man habe hier, sind daselbst unter Anderem seine Worte, einen großen Schauplatz vor sich, einen größern in der That, als die wissenschaftlichen Bestrebungen des Alterthums umfaßt hatten. Morgenland und Abendland begegnen sich auf ihm; noch einmal sey es in Frage gestellt worden, ob jenes oder dieses, ob Islam oder Christenthum die geistige Bewegung der Menschheit leiten sollte. Aber im 13. Jahrhundert habe die christliche Philosophie gezeigt, daß bey ihr ein kräftigeres Leben war, als bey der arabischen. Schon durch ihre größere Empfänglichkeit habe sie dieß dargethan, indem sie die Wissenschaft, welche die Araber gebracht, in sich aufzunehmen bereit gewesen, während die Araber gegen die Belehrungen der Christen sich verschlossen haben. Noch mehr aber habe es die Folgezeit bewiesen, indem nach der Mischung der arabischen mit der christlichen Philosophie nur die letztere zu weitern Fortschritten Kraft gezeigt habe. Die erstere erscheine daher nur als eine Episode in dem großen Verlaufe der Philosophie.

Man begreift, daß bey einem so umfassenden Werke, wie das vorliegende, eine noch ausführlichere Skizze und eine ins Einzelne gehende Kritik den uns hier vergönnten Raum weit überschreiten würden. Wir beschließen daher jetzt unsere Anzeige mit dem lebhaften Wunsche, es möchten dem Verf. fernerhin Kraft und Muße in reichem Maße gegeben seyn, um sein so verdienstvolles und treffliches Werk bis ans Ende durchzuführen.

Beckers.

K. Hof- und Staatsbibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs bey der K. Hof- und Staats-Bibliothek im Jahre 1845.

Drittes Quartal. July — September.

(Schluß.)

Dr. A. Werneher, Die angebornen Kysten-Hygrome u. s. w. Gießen 1844.

Dr. Fr. W. Heidenreich, Der Kropf. Chirurgische Monographie. Ansbach 1845.

Dr. M. L. Lessing, Die Erkenntniß und Heilung der Geschwüre. Berlin 1845.

Dr. Th. J. Iwersen, Enchiridion der Geburtskunde. Berl. 1845.

Dr. C. C. Marc, Die Geisteskrankheiten in Beziehung zur Rechtspflege. Bd. 1. 2. Berlin 1844.

Codex Ephraemi Syri rescriptus sive fragmenta veteris testamenti e codice graeco Parisiensi celeberrimo quinti ut videtur post Christum seculi, eruit atque edidit Dr. S. Tischendorf. Lips. 1845.

Dr. A. F. C. Vilmar, Deutsche Alterthümer im Heliand als Einkleidung der evangelischen Geschichte. Marb. 1845.

Eusebii Pamphili evangelicae praeparationis libri XV. Ad codices manuscriptos recensuit Th. Gaisford. Vol. 1—4. Oxford 1843.

Dr. C. Ullmann, Ueber den unterscheidenden Charakter oder das Wesen des Christenthums. Hamburg 1845.

Fr. A. Zaccaria, Raccolta di dissertazioni di storia ecclesiastica. T. 1—4. Roma 1840—44.

Ch. Stoffels, Du catholicisme et de la démocratie ou des anciens et des nouveaux rapports de l'église et de l'état. Par. 1845.

G. A. Stenzel, Urkunden zur Geschichte des Bisthums Breslau im Mittelalter. Breslau 1845.

Dr. W. G. Soldan, Dreyßig Jahre des Proselytismus in Sachsen und Braunschweig. Leipz. 1845.

Diego Aduarte, Historia de la provincia del Santo Rosario de Filipinas, Japon y China. T. 1. 2. Zaragoza. 1693.

Fr. Oakeley, The subject of tract XC. historically examined, with the view of ascertaining the object with which the articles of the church of England were put out . . . Lond. 1845.

J. Evelt, Die Kirche und ihr Institut auf dem Gebiete des Vermögensrecht. Soest 1845.

Aug. Desprez, Code des lois ecclésiastiques. Par. 1842.

Dr. H. Th. L. von Linde, Staatskirche, Gewissensfreyheit und religiöse Vereine. Mainz 1845.

Gelehrte Anzeigen

München. herausgegeben von Mitgliedern 31. Dezember.

Nro. 261. der k. bayer. Akademie der Wissenschaften. 1845.

Topische Geographie von Bayern von Friedrich Walther, k. b. Oberlieutenant. München, lit. art. Anstalt. 1844.

Man weiß, daß durch Ritter die Geographie zur Wissenschaft erhoben worden ist, nun nicht länger eine registerartig aufgespeicherte Sammlung von Namen und Zahlen zu seyn braucht, und als ein einiges Ganzes mit klar entwickelten Gesetzen vor die Welt, die in den letzten Zeiten sich so rasch entschleiert hat, hintreten kann. Leider wird diese jüngste Wissenschaft noch nicht gepflegt, wie sie es um unsre entwicklungsreiche Zeit und um eine mehr als empirische Richtung des Geistes verdiente; Ritter hat allerdings viele Schüler, aber nur wenige, die nicht neben die Spur des Meisters getreten sind, und auch nur wenige, die in der Lage sind, die Wissenschaft aus tüchtigen Hülfsmitteln zu bereichern, sey es im Hinblick auf die Gesammterde, oder in der Betrachtung eines einzelnen Landes. Kürzlich jedoch hat bey uns ein Meister, dem, wie wohl keinem sonst, der ganze Umfang des Wissens zu Gebote steht, über die früheſten Wanderungen des Menschengeschlechtes überraschende und wahrlich nicht von der Oberfläche geschöpfte Aufschlüsse gegeben, sowie nach mehreren Gegenden der Erdkunde reichhaltige Ausblicke eröffnet; ein anderer wackerer Forscher aber hat in dem obengenannten, Sr. kl. Hoheit dem Kronprinzen von Bayern zugeeigneten Werke unser nächstes Vaterland nach seiner natürlichen Gestaltung eben so treu als ansprechend geschildert. Es ist daraus ein Gebilde entstanden, das uns mit wissenschaftlichem und künstlerischem Interesse anspricht, das aber für uns um der Heimath willen noch besondern Werth hat, da es den Bayern einen schätzbaren Beytrag zum noscere se ipsum liefert. Der Verf. hat seine Quellen trefflich benützt und hinwieder den Nachfolgern eine nützliche Quellensammlung gegeben, er hat aber dieselben so ungezwungen, so treu, mit so schöner Anordnung und mit so viel Natur und Kunstgefühl verarbeitet, daß sich dadurch kein starres, frostiges, sondern ein leben- und geistvolles Bild entrollt, und dem Eindrucke, den Humboldt dem Landschaftlichen der Erdgebilde zugetheilt, entsprochen ist. Er bringt sein Buch in vier Hauptabschnitte: Lineamente, Hydrographie, Orographie und Relief. Die erstern sind so klar entwickelt, daß man darnach leicht ohne andere Hülfe eine Karte entwerfe könnte; zu den Längenangaben S. 14 aber hätte noch Naabquelle und Mündung (29° 40′) gepaßt. In der Hydrographie hat der Verf. passend auf den Parallelismus mehrerer Flüsse, und auf die Kniee, welche sie ihren Zuflüssen entgegensenden, aufmerksam gemacht; bey der allgemeinen Beschreibung der Donau hat er aber die Angabe

ihrer Krümmungsrichtung übersehen, und die Geschwindigkeit bis Ulm zu gering angegeben, auch dürfte z. 13 S. 36 unnöthig seyn; S. 44. findet sich in der Länge des Wagingersees der Druckfehler 21½ St. statt 2½ St.; einige der kleinsten Beyflüßchen (S. 45 u. 46) wären wohl des Aufzählens, da es sich um keine Localbeschreibung handelt, nicht werth gewesen, und die Sonderung der kleineren Nebenflüsse der Donau von den größern scheint uns das Bild ihrer Reihenfolge zu beeinträchtigen; ferner hätte als rechter Nebenfluß des Main die Steinach vor der Rodach angemerkt werdrn dürfen, und die Streu, der Beyfluß der fränkischen Saale, kömmt unsers Wissens aus der weimarischen Enclave Ostheim; bey ein paar Nebenflüßchen des Rheins (Schlingelbach, Rehbach und Imsbach) wollen wir uns nicht aufhalten, jedoch daß die Saale das in Sachsen enclavirte Kaulsdorf berührt, hätte wohl erwähnt werden mögen. Das sind übrigens gegen das schöne Verdienst des Verfassers nur Kleinigkeiten, deren Bemerkung uns dieser der Sache wegen zu Gute halten möge; aus den spätern Abschnitten indeß solche zu wählen und beyzubringen, haben wir nicht mehr Zeit genug gehabt, da wir ohnedem bedauern, mit unsrer Anzeige verspätet worden zu seyn. — In der Orographie namentlich zeigt sich die Darstellungsgabe des Verfassers im besten Lichte, wie schön z. B. ist gleich die Schilderung der Algäueralpen S. 66, 67 u. 68. Seine geologischen Anschauungen sind öfters recht treffend, in einigen Fällen aber können wir uns nicht ganz damit vereinigen. Sehr zweckmäßig ist die Theilung der Kalkalpen in Haupt-, Mittel-, Vorderzug, und hohes bewaldetes Vorgebirg, dann zum zweyten in die neben einander gestellten Gebirgsstöcke. Wie gerne sähe man aber auch die innern Alpen in solcher Beschreibung umfaßt!

Nach den bayerischen Alpen geht der Verfasser die südbayerische Hochebene und das Donauthal, den Böhmerwald und das Nabland, das Fichtelgebirg und den bayerischen Antheil des Frankenwaldes, den Frankenjura, die Frankenhöhe und die dortigen Ebenen, das Rhöngebirge, den Spessart mit dem bayerischen Theile des Odenwaldes und die Berge der Rheinpfalz in eben so genauer als anziehender Weise durch, letzteres namentlich in der Beschreibung des Muggendorfergebirges, und es spiegelt sich überall der klare Blick des vielgebildeten und tiefgehenden Beobachters. Im Relief endlich hat er in geschickter Zusammenordnung das topische Bild Bayerns vervollständigt, und dazu die besten Quellen, z. B. das gründliche Werk von Weiß „Südbayerns Oberfläche“ und die genauen Messungen des kgl. b. Generalquartiermeisterstabes benützt; über die Pfalz sind die Quellen leider noch mangelhaft. Das Wort Niveaucoten hat uns unangenehm geklungen, und die Hinweisungen auf die Maaßverhältnisse und Quellen am Fuße jeder Seite hätten wohl erspart werden können. Aus Vergleichungen in diesem Relief ergiebt sich unter anderm die deutliche Ost- und Westsenkung vom Lechthal hinweg, wie sie besonders in der Erhebung der Seespiegel anschaulich wird, und welche z. B. gegen Südwest so bedeutend ist, daß die Priorei im Chamounithal am Montblanc nicht höher liegt, als das Dorf Ehrwald an der Loisach. Wir wünschten wohl, daß das von Herrn Oberlieutenant Walther entworfene Relief auch körperlich ausgeführt werde, der Kosten würde es jedenfalls weit mehr werth seyn, als dieses oder jenes Relief von einer sehr partikulären Oertlichkeit; wir wünschen aber vor allem und recht dringend, daß demselben vollkommene Muße und kräftige Unterstützung zu Theil werde, damit er uns recht bald auch mit der Schilderung der Natur und

des Volkes von dem Lande beschenke, dessen äußere Gestalt er so wahr und reizend conterfeyt hat.

D. M.

Die Metamorphose des Thrombus, mikroskopisch untersucht von Dr. H. Zwicky, eine von der medicinischen Fakultät in Zürich gekrönte Preisschrift. Zürich 1845.

In der vorliegenden Schrift sucht der Verf. die im Jahre 1841 von der medicinischen Fakultät in Zürich gestellte Preisfrage über den im Titel angegebenen Gegenstand zu beantworten und liefert dadurch schätzbare Beytrüge zu den bereits ziemlich zahlreichen Untersuchungen, welche über dasselbe Object von Jones, Stilling, Henle, Vogl und im vorigen Jahre von Dr. Sauter, durch Beantwortung einer ähnlichen, von der medicinischen Fakultät in München aufgegebenen Preisfrage angestellt worden sind.

In der Züricher Preisfrage sind folgende Punkte besonders hervorgehoben: 1) was bey der Pfropfbildung aus den Blutkörperchen wird, ob sie sich auflösen oder an der Bildung der neuen Gewebe Theil nehmen; 2) ob neue Zellen entstehen, wie bald, auf welche Weise, und wie sie sich weiter entwickeln; 3) welcher Art das Gewebe ist, welches schließlich den soliden Strang des obliterirten Gefäßes bildet.

Hierüber hat der Verf. ziemlich zahlreiche Versuche an Hunden angestellt und liefert noch einige an Menschen gemachte Beobachtungen, woraus sich folgendes Resultat ergiebt. Das Coagulum, welches sich der Länge nach fasern läßt, besteht anfangs aus geronnenem Faserstoffe, welcher die Blutkörperchen in sich einschließt. Die Fasern des Faserstoffes sind erst undeutlich verlaufen, meistens der Länge nach, anastomosiren aber seitlich sehr oft mit einander, wodurch sie Netze bilden, zwischen denen die Blutkörperchen theils einzeln theils in Klümpchen oder Säulchen eingebettet liegen. Durch Behandlung mit Essigsäure lösen sich die Blutkörperchen auf, die Faserstoffnetze verlieren das faserige Ansehen und erscheinen nur als eine gleichförmige, wasserhelle Substanz, in welcher kleine, verschieden gestaltete, dunkle Körnchen ganz unregelmäßig eingestreut sind.

Nach mehreren Tagen werden die Fasern bestimmter, bekommen dunklere Conturen und zeigen zwischen sich größere und kleinere dunkle Kugeln, die wie Maulbeeren aus kleineren Elementarkörnchen zusammengesetzt sind. Nach sechs Tagen werden die Fasern des Faserstoffes wieder undeutlicher; das ganze Gewebe des Thrombus wird elastischer, zäher, die Blutkörperchen sind noch in ziemlich großer Anzahl zugegen, die Maulbeerartigen Kugeln werden erst noch häufiger, fangen aber dann an zu zerfallen, bis endlich nach eilf Tagen von der Faserung sich keine Spur mehr finden läßt, aber einzelne, wie quer abgeschnittene oder auch zugespitzte Plättchen ohne Kerne erscheinen. In der zweyten und dritten Woche bemerkt man viele Kerne in der Thrombusmasse zerstreut, die Blutkörperchen verschwinden größtentheils und das ganze Gewebe besteht mehr aus breiten, bandartigen, den organischen Muskelfasern sehr ähnlichen Fasern. Diese lösen sich um die fünfte Woche durch Längsstreifen in einzelne Fibrillen auf, nehmen noch später eine wellenförmige Schlängelung an und unterscheiden sich nun nicht mehr von gewöhnlichem Bindegewebe.

Die Blutkörperchen verschwinden allmählig und nirgends tritt eine Erscheinung auf, welche vermuthen ließe, daß sie auf irgend eine Weise zu den Neubildungen im Pfropfe verwendet werden. Auch die Maulbeerartigen Kugeln entwickeln sich nicht weiter; sie zerfallen wieder und werden wahrscheinlich resorbirt. Die gleich anfänglich nach dem Gerinnungsprozesse auftretenden Fibrinfasern werden allmählig undeutlich, bis sie sich wieder in ein ganz amorphes Cytoblastem umwandeln, in dem sich dann runde oder ovale Kerne bilden, die sich verlängern, verschmälern und reihenweise hinter einander ordnen. Es entstehen aber, mit wenigen Ausnahmen keine Zellen um diese, sondern die Hauptmasse des Cytoblastems sondert sich sogleich in Fasern nach dem Verlaufe der Kerne, die auf ihrem Rande oder ihrer Mitte liegen. Mit der 4. Woche ist der Prozeß der Faserbildung vollendet und diese zerfallen nun allmählig in Fibrillen, die zuerst verworren, dann regelmäßig wellenförmig verlaufen, so daß man schon nach 6—8 Wochen vollkommen normales Bindegewebe in einzelnen Theilen des Coagulums findet. Die Kerne werden dabey länger und schmäler, resorbirt oder sie verschmelzen (ihrer mehrere) zu stark gekrümmten und gewundenen Fasern, den Kernfasern.

Von Blutgefäßen ist in den ersten drey Wochen im Pfropfe keine Spur zugegen, obwohl Injectionsmassen in ihn eindringen und bald mehr bald weniger, aber immer unregelmäßig sich in ihm vertheilen. Erst gegen Ende der vierten Woche kann man wahre Blutgefäße mit Häuten nachweisen.

Im Ganzen gelangte der Verf. zu denselben Resultaten, welche von einigen Forschern bereits früher bekannt wurden, wozu er aber hie und da wichtige Erläuterungen und Berichtigungen liefert, die man allerdings als einen Zuwachs in der Erkenntniß des fraglichen Gegenstandes betrachten muß. Besonders hervorzuheben dürfte der bereits von anderen Beobachtungen angeregte Umstand seyn, daß in dieser Schrift ein neuer Beweis geliefert wird, daß Fasern auch anders sich bilden können, als aus Zellen und die Zellentheorie dadurch einen bedeutenden Stoß erleide.

Erdl.

Mit diesem Stücke wird das Inhalts-Verzeichniß des zwanzigsten und einundzwanzigsten Bandes der Gelehrten Anzeigen ausgegeben.

Gedruckt in der k. Central-Schulbuch-Druckerey.
Im Verlage der königlichen Akademie der Wissenschaften,
in Commission der Franz'schen Buchhandlung.

Inhalts-Verzeichniß

der Gelehrten Anzeigen von 1845, Band XX. und XXI.

Die römische Ziffer verweist auf den Band, die arabische auf die Seite des Bandes.

Abeken, Dr. Wilhelm, Mittelitalien vor den Zeiten römischer Herrschaft. Stuttg. und Tüb. 1843. XXI. 169

Ainsworth, Will. F., Travels in the track of the *ten thousand Greeks*, as related by *Xenophon*. London 1844. XXI. 273.

Anaximenis ars rhetorica. — Recensuit et illustr. Leonard. Spengel. Turici 1844. XX. 513.

Archivio storico italiano. Tom. IV. Firenze 1843. XX. 468.

Aristotelis Organon graece. Novis auxiliis adjutus recogn. etc. Theodor. *Waitz*. Pars prior. Lips. 1844. XX. 33.

Arnobii adversus nationes libri VII — ed. D. G. F. *Hildebrand*. Hal. Sax. 1844. XXI. 1009

Arnold, Thomas, D. D. head master of Rugby school, history of *Rome*. Vol. II. III. London 1840 und 1843. XX. 1017.

— — — — the Life and Correspondence of —. By Arthur Penryn *Stanley*. 2 Vol. Lond. 1844. XX. 793.

Babrii fabellae jambicae CXXIII — ed. J. C. *Orellius* et J. G. *Baiterus*. Turici 1845. XXI. 110.

Baer, Dr. F. v., Vergleichung eines Karagassen- und eines Samojeden-Schädels. 1845. XXI. 345.

Becquerel, Traité de *Physique*. T. I. II. Paris 1844. XX. 945.

Bakius, Joh., Scholica hypomnemata. Vol. III. Lugd. Batav. 1844. XX. 313.

Balde, Jacobi, Carmina lyrica. Ed. Benno *Müller*. Monach. 1844. XX. 489.

Baer, Carl, über die Zahl der Schauspieler bey Aristophanes. Leipz. 1844. XX. 417.

Beneden, P. J. van, Recherches sur l'*anatomie*. Bruxelles 1845. XXI. 934.

Bergmann, Joseph, Untersuchungen über die freyen Walliser oder Walser in Graubündten und Vorarlberg. Wien 1844. XXI. 265.

Bode, C. A. de, Travels in *Lauristan* and *Arabistan*. Lond. 1845. XXI 521.

Böhnecke, Karl Georg, Forschungen auf dem Gebiet der attischen Redner. Bd. 1., Abth. 1. u. 2. Berlin 1843. XX. 313.

Bothe, F. H., Polybiana. Lips. 1844. XX. 353.

Burdach, Karl Friedr., Blicke ins Leben. Nr. 2. u. 3. Leipzig 1844. XX. 281.

Calcutta Review, the, Nro. I — V. 1844 — 1845. XXI. 585.

Cherrier, C. de, histoire de la lutte des *Papes* et des *empereurs de la maison de Souabe*. T. II. Paris 1844. XX. 455.

Chronica del famoso cavallero Cid Ruydiez Campeador. Nueva edicion — por D. V. A. *Huber*. Marburg 1844. XXI. 73.

Chronik des edlen Ramon en Muntaner, herausgeg. von Dr. Karl Lanz. Stuttgart 1844, XXI. 33.

Ciceronis, M. Tullii, de officiis libri III. recens. Rudolph. *Stüremburg*. Lips. 1843. XX. 721.

— — — —, specimen commentarii de — pro M. Sestio oratione, auctore Carol. *Halmio*. Spirae 1842. XXI. 81.

— — — —, oratio pro P. Sulla — explanavit Carol. *Halm*. Lips. 1845. XXI. 81.

Cicero's Rede für den Milo, herausgeg. von D. Eduard Osenbrüggen. Hamburg 1841. XXI. 81.

— — Rede für Sept. Roscius aus Ameria, herausg. von demselben. Braunschw. 1844. XXI. 81.

Dionis Chrysostomi opera graece. E recens. Adolph. *Emperii*. Brunsvig. 1844. XXI. 665.

Döderlein, Emendationes Taciti. Erlang. 1844. XXI. 101.

Dorn, Bernhard, Beyträge zur Geschichte der kaukasischen Länder und Völker. Petersb. 1840 — 1844. XX. 673.

Dübner, D., animadversiones criticae de Babrii μυθιάμβοις. Paris 1844. XXI. 110.

Eusebii Pamphili Evangelicae praeparationis libri XV — recens. Thomas *Gaisford*. Tom. I—IV. Oxon. 1843. XXI. 1009.

Filz, P. Michael, historisch-kritische Abhandlung über das wahre Zeitalter der apostolischen Wirksamkeit des heil. Rupert in Bayern. XX. 645.

Fischer, Dr. Karl Phil., Speculative Charakteristik und Kritik des Hegel'schen Systems. Erlangen 1845. XXI. 449.

Fontes rerum germanicarum. Geschichtsquellen Deutschlands herausgeg. von Joh. Friedr. Böhmer. 2. Bd. Stuttg. 1845. XXI. 561.

Γαλήνου εἰσαγωγὴ διαλεκτικὴ κ. τ. λ. εὑρηθεῖσα — παρὰ τοῦ M. Μῆνα. Ἐν Παρισίῳ. 1844. XX. 929.

Gangauf, P. Theodor, Metaphysische Psychologie des h. Augustinus. Augsb. 1843. XX. 809.

Greenhow, Rob., the history of Oregon and California etc. London 1844. XXI. 145.

Guillaume de Nangis, *chronique* latine de 1113 à 1300. Nouv. édit. par H. *Géraud*. T. I. II. XX. 127.

Haas, Dr. Nikolaus Geschichte der Pfarrey St. Martin zu Bamberg und sämmtlicher milden Stiftungen der Stadt. Bamberg 1845. XXI. 143.

Harris, James, first Earl of Malmesbury, *Diaries* and Correspondence of —. Edited by his Grandson. Lond. 1844. 4 Bde. XXI, 49, 697.

Hartungus, J. A., *Euripides* restitutus s. scriptorum Euripidis ingeniique censura. Vol. I. II. 1843 et 1844. XXI. 129.

Hefele, C. J., der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts. Tüb. 1844. XX. 761.

Heffter, Dr. Moritz Wilhelm, die Mythologie der Griechen und Römer. Brandenb. 1845. H. 1. u. 2. XXI. 801.

Hegel, G. F. W. Hs. Leben beschrieben durch Karl Rosenkranz. Berlin 1844. XXI. 9

Höfler, Dr. Conſtantin, Lehrbuch der allgemeinen Geſchichte. 1. Abtheilung. München 1845. XXI. 785.

Holtzmann, Adolf. Beyträge zur Erklärung der perſiſchen Keilinſchriften. Carlsruhe 1845. Heft I. XXI. 465.

Horatius, des Q. H. Flaccus Satiren erklärt von L. F. Heindorf. Neu bearbeitet von E. F. Wüſtemann. Leipzig 1843. XX. 49.

— —, des Q. H. Flaccus ſämmtliche lyriſche Dichtungen überſ. von Dr. Carl Hoffmann. Dillingen 1845. XXI. 95.

Humboldt, Alex. v., Kosmus. XX. 977.

Hyrtl, Joſeph. Vergleichend-anatomiſche Unterſuchungen. Prag 1845. XXI. 921.

Jahrbücher, die beyden älteſten deutſchen in der Stadt Zürich. Herausgeg. von Ludw. Ettmüller. Zürich 1844. XX. 1029.

Justini, S., philosophi et martyris Opera. Edidit Jo. Carol. Theod. *Otto*. Praefatus est Baumgarten Crusius. Tom. I — II. Jenae 1842, 1843. XXI. 817.

Keilhau, B. M., Gaea Norvegica. Heft 2. Chriſtiania 1844. XX. 113.

Keſtler, Johann Baptiſt, Beſchreibung von Ochſenfurt. Würzburg 1845. XXI. 223.

Kleuke, Dr. Ph. Fr. Herm., über die Contagioſität der Eingeweidewürmer. Jena 1844. XX. 98.

Kölliker, A., die Selbſtändigkeit und Abhängigkeit des ſympathiſchen Nervenſyſtems. Zürich 1845. XX. 950.

Kopp, Dr. Hermann, Geſchichte der Chemie. Thl. 2. Braunſchweig 1844. XXI. 41. 329.

Krauſe, Karl Chriſt. Friedr., Vorleſungen über die reine Lebenslehre und Philoſophie der Geſchichte. Herausg. von H. K. Leonhardi. XX. 473.

Leonhard, Dr. K. C. u. Bronn, Dr. H. G., neues Jahrbuch für Mineralogie, Geognoſie, Geologie und Petrefaktenkunde. Jahrg. 1844. Stuttgart 1844. XXI. 217.

Luynes, le duc de C., Recherches sur les monuments et l'histoire des *Normands* et de la maison de la Souabe dans l'Italie méridionale. Par. 1844. XX. 129.

Macrobe (ouvres complètes), *Varron* (de la langue latine), *Pompon. Mela* (oeuvres complètes) publiés par M. *Nisard*. Paris 1845. XXI. 713.

Meyer, Hermann von, zur Fauna der Vorwelt. Frankfurt a. M. 1845. XXI. 951.

Mohs, Friedrich, die erſten Begriffe der Mineralogie und Geognoſie. Wien 1842. Theil II. XXI. 979.

Möller, Dr. J., Geſchichte des Mittelalters. 1. Bd. Mainz 1844. XXI. 201.

Morton, Samuel George, Observations on *Egyptian Ethnography*. Philad. 1844. XX. 81.

Mulder, G. J., Verſuch einer allgemeinen phyſiologiſchen Chemie, überſ. von Jac. Moleſchott. Lief. 1. u. 2. Heidelb. 1844. XXI. 97.

Müller, Hermann, das nordiſche Griechenthum. Mainz 1844. XXI. 369.

— —, Joſeph, Albanien, Rumelien und die öſterreichiſch-montenegriniſche Gränze. Prag 1844. XX. 145.

Nilſſons Beytrag zur Entwicklungsgeſchichte des Menſchengeſchlechts. 1842. 1843. XXI. 345.

Oelschläger, D. Franc., solennia anniversaria in gymnasio regio Ludoviciano — indicit —. Insunt adnott. criticae in Cornelium *Tacitum*. Suevafurti 1844. XX. 393.

Orlich, Leopold von, Reiſe in Oſtindien. Leipz. 1845. XXI. 737.

Otto, Dr. Jo. Car. Th., de epistola ad Diognetum S. *Justini* nomen prae se ferente. Jen. 1845. XXI. 817.

Owen, Rich., a history of British *Fossil Mammalia* and *Birds*. 8 Hefte. XXI. 241.

Pertz, G. H., Archiv der Gesellschaft für die ältere deutsche Geschichtskunde u. s. w. Bd. VIII. Hannover 1843. XX. 433.

Pictet, F. J., traité élémentaire de Paléontologie. Tom. I. Genève 1844. XXI. 241.

Polybius ex recogn. Imman. *Bekkeri*. Tom. I. II. Berol. 1844. XX. 353.

Prichard, J. C., on the *Crania* of the Laplanders and Finlanders. 1845. XXI. 345.

Raumer, Dr. Rudolf von, Die Einwirkung des Christenthums auf die althochdeutsche Sprache. Stuttgart 1845. XXI, 577.

Report, second and third, on the state of Education in *Bengal*. 1836, 1838. XXI. 585.

Retzius, A., om Formen af Nordboer, ners *Cranier*. Stockh. 1843. XXI. 345.

Richardson, John, and John Edw. Gray, the *Zoologie* of the voyage of H. M. S. Erebus and Terror under the command of Sir J. Cl. Ross. Part I—III. Lond. 1844. XX. 85.

Ritter, Dr. Heinrich, Geschichte der Philosophie. Theil 5—8. Hamburg 1841, 44, 45. XXI. 1025.

Scheibler, Wolfgang, die Bischöfe zu Neuburg vom Jahre 626 bis zum Jahre 742. Neuburg. XXI. 727.

Schönbein, Christ. Friedr., über die Erzeugung des Ozon's auf chemischem Wege. Basel 1844. XX. 273.

Seiters, J. Ch. A., Bonifacius, der Apostel der Deutschen. Mainz 1845. XXI. 929.

Siebelis, Joannes, Quaestiones *Lucretianae*. Lips. 1844. XX. 345.

Spicilegium Romanum. Romae 1839 — 44. Voll. X. XXI. 401.

Strabonis Geographica recensuit etc. Gustavus *Kramer*. Vol. I. Berol. 1844. XX. 633.

Taciti, C. Corn., de vita et moribus Julii *Agricolae* liber. Ed. Ern. *Dronke*. Fuldae 1844. XX. 393.

Thukydides Geschichte des Peloponnesischen Kriegs. Uebers. von Dr. J. H. Kämpf. 1. Theil. XXI. 57.

Thornson, Edw., the history of the British Empire in India. Lond. 1841 — 1843. 5 Vols. XXI. 585.

Townsend, W. Ch., history of the house of Commons. 2 Bände. Lond. 1843. 44. XX. 1025.

Traditiones et antiquitates Fuldenses. Herausgeg. von E. J. J. Dronke. Fulda 1844. XX. 169.

Unger, Fr., Synopsis Plantarum fossilium. Lips. 1845. XXI. 241.

Varronis, M. Terentii V., saturarum Menippearum reliquiae. Edid. Franc. *Oehler*. Lips. 1844. XX. 505.

Vilmar, Dr. A. F. C., *Deutsche Alterthümer* im Heliand. Marburg 1845. XXI. 577.

Wagner, Dr. Andreas, Geschichte der Urwelt. Leipzig 1845. XXI. 269.

Wagner, Dr. A., Abweisung der von Herrn Professor H. Burmeister zu Gunsten des geologisch-vulkanischen Fortschrittes ꝛc. vorgebrachten Behauptungen. Leipzig 1845. XXI. 979.

Walther, Friedrich, Topische Geographie von Bayern. München 1844. XXI. 1057.

Weil, Dr. Gustav, Historisch-kritische Einleitung in den Koran. Bielef. 1844. XX. 909.

Wilkes, Charles U. S. N., Narrative of the United States Exploring Expedition. During the years 1838, 39, 40, 41, 42. 5 Vols. Philad. 1845. XXI. 897.

Zell, Karl, über die Ilias und das Nibelungenlied. Carlsruhe 1843. XX. 617.

Zwicky, Dr. H., die Metamorphose des Theombus. Zürich 1845. XXI. 1061.

Bulletin (Intelligenzblatt).

Königliche Akademie der Wissenschaften.

Allgemeine Sitzung vom 28. März 1845. XX. 853.

Martius, von, Denkrede auf Karl Friedrich v. Kielmeyer, geb. am 28. Octbr. 1765, gest. am 24. Septbr. 1844. XX. 854.

Oeffentliche Sitzung am 25. August 1845.

Roth, von, Festrede XXI. 481.

Aretin, Freyherr von, Wallenstein, Beyträge zur näheren Kenntniß seines Charakters, seiner Plane, seines Verhältnisses zu Bayern. XXI. 485.

Sitzungen der Klassen;

Philosophisch-philologische Klasse;

Sitzung vom 9. November 1844:

Thiersch, über die bey Langweyd und Nordendorf entdeckten Alterthümer XX. 9

Sitzung vom 7. December 1844:

— —, über die Bildwerke des sog. Verduner Altars in der Kirche zu Klosterneuburg bey Wien. XX. 185.

— —, über die Entdeckung assyrischer Alterthümer zu Chorsabad.. XX. 189.

Sitzung vom 1. Februar 1845:

Müller, Jos., über den Inhalt einer Pehlvi-Handschrift zu Kopenhagen. XX. 537.

Sitzung vom 5. April 1845:

Spengel, über des Aristoteles Politik XX. 881.

Sitzung vom 8. November 1845:

Thiersch, Bemerkungen über aufgefundene Werke in Terracotta. XXI. 881.

Historische Klasse:

Sitzung vom 20. July 1844:

Koch-Sternfeld, von, über Abstammung und Bedeutung von Leuthaus, Leutgeb und Leithaus. XX. 271.

Sitzung vom 16. November 1844:

Höfler, über eine neue Quelle für die Geschichte Kaiser Friedrichs I. Barbarossa. XX. 21.

Sitzung vom 18. Januar 1845:

Höfler, über die Annales Romani. XX. 267.

Sitzung vom 15. März 1845:

Aretin, Freyherr von, über eine lateinische Handschrift der k. Universitätsbibliothek dahier, die Geschichte der Maria Stuart von 1560 bis 1569 betr. XX. 596.

Sitzung vom 21. Juny 1845:

Höfler, über einige von ihm benutzte historische Handschriften XXI. 316.

Sitzung vom 30. August 1845:

Lunstmann, über die letzten Lebenstage des Infanten Heinrich des Seefahrers. XXI. 617.
Höfler, über die politischen und kirchlichen Zustände in Deutschland und Italien zu Anfang des 12. Jahrhunderts. XXI. 634.

Sitzung vom 8. November 1845:

Roth, von, über Ceteris oder Ceteri in Tacitus Germania cap. 13. XXI. 889.

Mathematisch-physikalische Klasse:

Sitzung vom 9. November 1844:

Vogel jun., über den Schwefelgehalt der Pflanzen. XX. 13.

Sitzung am 14. Dezember 1844:

Martius, v., Mittheilung aus einem Briefe von Johannes Müller, Eigenthümlichkeiten in dem Bau des Herzens gewisser Fische betreffend. XX. 193.
Erdl, über die Capacitätsverschiedenheit der Herzkammer und über die Bedeutung der Blutkörperchen. XX. 197.
Buchner, Dr. L. A. jun., über die Natur einiger Pflanzenstoffe. XX. 204.

Sitzung am 11. Januar 1845:

Auszug aus dem Protokoll. XX. 212.
Martius, v., über den Wachsthumsproceß der Palmen, besonders über den Faserverlauf im Palmenstamme. XX. 213.

Schafhäutl, über den gegenwärtigen Zustand des Vesuv und sein Verhältniß zu den phlegräischen Gefilden. XX. 247.

Sitzung vom 8. Februar 1845:

Auszug aus dem Sitzungsprotokoll nebst Auszügen aus mehreren Briefen. XX. 553.

Schafhäutl, die neuesten geologischen Hypothesen und ihr Verhältniß zur Naturwissenschaft überhaupt. XX. 557.

Sitzung vom 8. März 1845:

Auszug aus dem Sitzungsprotokoll nebst Mittheilungen aus Briefen. XX. 825.

Kobell, von, über ein neues Vorkommen von Zirkon in Tirol. XX. 828.

— —, über die Scheidung der Phosphorsäure. XX. 829.

— —, über ein chemisches Kennzeichen für Titaneisen und Sphen. XX. 831.

Steinheil, über eine neue Methode, die geographische Länge und Breite eines Orts ohne Rechnung und ohne Uhr durch eine Einstellung und zwey Ablesungen zu finden. XX. 833.

Buchner, J. A., über den Stickstoffgehalt des braunen Biers. XX. 841.

Buchner, L. A. jun., über die Zersetzung des Jodantimoniums und Jodarseniks durch Wasser. XX. 846.

— —, chemische Untersuchung des jodhaltigen Mineralwassers von Wildegg in der Schweiz. XX. 851.

— —, über die Menge des Broms in der Mutterlauge der Salzsoole zu Kreuznach. XX. 853.

Sitzung vom 12. April 1845:

Auszug aus dem Protokoll nebst Auszügen aus Briefen. XX. 893.

Erdl, über einige ausgezeichnet junge und instructive menschliche Embryonen. XX. 895.

Vogel, jun., chemische Notizen über die Reaction des Kaliumeisencyanür auf Baryt und Strontiansalze. XX. 902.

Sitzung vom 14. Juny 1845:

Steinheil, über die parallaktische Aufstellung von Teleskopspiegeln mittelst eines Heliostaten neuer Construction. XXI. 297.

Sitzung vom 16. July 1845:

Kobell, von, über den Broncit von Ujardlersoak in Grönland. XXI. 302.

— —, Analyse eines sinterartigen Metalls vom Vesuv. XXI. 305.

— —, über die Scheidung der Borsäure von der Phosphorsäure und Flußsäure und die Einwirkung der letztern auf Silicate. XXI. 307.

— —, über das Auffinden und Erkennen des Schwefelgehalts einer Verbindung und die Unterscheidung von Sulphureten und Sulphaten. XXI. 310.

— —, über den einaxigen Glimmer von Bodenmais. XXI. 313.

Sitzung vom 9. August 1845:

Erdl, über die Entwicklung des Menschen und des Hühnchens im Ey. XXI. 505.
Buchner, jun., über die Gallengährung. XXI. 513.
— —, über das Vorkommen von Jod und Brom im Münchner Wasser. XXI. 518.

Sitzung vom 8. November 1845:

Martius, v., über die Ursache der Unfruchtbarkeit der Dattelpalme in Algier. XXI. 885.
Auszüge aus verschiedenen Briefen. — 887.
Verzeichniß der an die k. Akademie eingekommenen Büchergeschenke:
siehe am Ende der einzelnen Classensitzungen.

Königl. Hof- und Staats-Bibliothek.

Auszug aus dem Verzeichnisse des Zugangs
im Jahre 1844, October bis December XX. 416.
im Jahre 1845, Januar bis März XX. 821.
April bis Juny XXI. 287.
July bis September XXI. 877.

Büchergeschenk aus Rußland. XXI. 849.